# MITTHEILUNGEN

der

# Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

Redactions-Comité:
DR. FRANZ RITTER VON HAUER, DR. MATTHÄUS MUCH, DR. FRIEDRICH MÜLLER,
DR. S. WAHRMANN, DR. A. WEISBACH, DR. J. N. WOLDŘICH.

Redactions-Beirath:
DR. M. MUCH, DR. E. ZUCKERKANDL.

Redacteur:
FRANZ HEGER.

## XXIII. BAND.

(Der neuen Folge XIII. Band.)

*Mit einer Tafel und 243 Text-Illustrationen.*

WIEN.
In Commission bei ALFRED HÖLDER, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.
1893.

Druck von Wilhelm Köhler, Wien, VI. Mollardgasse 41.

THE GETTY CENTER
LIBRARY

# INHALT.

## Abhandlungen.


Seite

**Woldřich, Dr. J. N.** Beiträge zur Urgeschichte Böhmens. Fünfter Theil. (Mit einer Tafel und 39 Text-Illustrationen.) . . . . . 1

**Haberlandt, Dr. M.** Ueber eine Graburne von den Liukiu-Inseln. (Mit 2 Text-Illustrationen.) . . . . . 39

**Penka, Karl.** Die Heimat der Germanen . . . . . 45

**Herman, Otto.** Der paläolithische Fund von Miskolcz. (Mit 4 Text-Illustrationen.) . . . . . 77

**Loeffelholz, Freiherr v.** Die Zoreisch-Indianer der Trinidad-Bai (Californien). (Mit 3 Text-Illustrationen.) . . 101

**Meizer, Dr. W.** Zur Homologie der menschlichen Extremitäten. (Mit 3 Text-Illustrationen.) . . . . . 124

**Meringer, Dr. Rudolf.** Studien zur germanischen Volkskunde. II. (Mit 127 Text-Illustrationen.) . . . 136

**Peez, Dr. Alexander.** Thierseuchen und die Leonhardi-Kirchen der Ostalpen . . . . . 193

**Nehring, Dr. Alfred.** Ueber die Gleichzeitigkeit des Menschen mit Hyaena spelaea. (Mit 13 Text-Illustrationen.) . . . . . 204


## Literaturberichte.


**Andrian, Ferdinand Freiherr v.** Ueber den Wetterzauber der Altaier . . . . . 233

**Bartels, Dr. Max.** Die Medicin der Naturvölker . . . 192

**Baumann, Dr. Oskar.** Usambara und seine Nachbargebiete 100

**Brückner, A.,** und **Pernice, E.** Ein attischer Friedhof . 212

**Clercq, F. S. A. de.** Ethnographische beschrijving van de West- en Noordkust van Nederlandsch Nieuw-Guinea . . . . . 187

**Dörpfeld, W.** Die neuen Ausgrabungen in Troja . . . 212

**Day, C. R.** The music and musical instruments of Southern India . . . . . 224

**Ehrenreich, Dr. Paul.** Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens 98

**Eigl, J.** Das Salzburger Gebirgshaus (Pinzgauer Typus) 231

**Groot, J. J. M. de.** Le code du Mahâyâna en Chine, son influence sur la vie monacale et sur le monde laïque . . . . . 84

**Grünwedel, Albert.** Buddhistische Kunst in Indien . . 224

**Hardy, Edmund.** Die vedisch-brahmanische Periode der Religion des alten Indiens . . . . . 223

**Hyades, Dr. P.,** et **Deniker, J.** Mission scientifique du Cap Horn 1882—1883 . . . . . 182

**Internationales Archiv** für Ethnographie. Bd. II—V . 95

Seite

**Jahrbuch** für Geschichte, Sprache und Literatur Elsass-Lothringens. VIII. Jahrg. . . . . 191

**Kaindl, Dr. Raimund Friedrich.** Die Huzulen. Ihr Leben, ihre Sitten und ihre Volksüberlieferung . . . . 225

**Lukas, Dr. Franz.** Die Grundbegriffe in den Kosmogonien der alten Völker . . . . . 83

**Macritchie, David.** The Ainos . . . . . 83

**Martin, Dr. Rudolf.** Zur physischen Anthropologie der Feuerländer . . . . . 186

**Matlakowski, Wlad.** Budownictwo ludowe na Podhalu 1892 . . . . . 85

**Much, Dr. Matthäus.** Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältniss zur Cultur der Indogermanen . . . 216

**Niederle, Dr. L.** Lidstvo v době předhistorické. Se zvláštním zřetelem na země slovanské . . . . . 42

**Ploss, Dr. H.** Das Weib in der Natur- und Völkerkunde 100

**Przybysławski, Władysław.** Skarb bronzowy znalesiony na pravym brzegu Dniestru pod Unižem . . . 84

**Sarasin, Dr. Paul** und **Fritz.** Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen auf Ceylon in den Jahren 1884—1886, III. Bd. . . . . 219

**Scherman, Lucian.** Materialien zur Geschichte der indischen Volksliteratur . . . . . 83

**Schmeltz, J. D. E.** Catalogus der ethnographische verzameling van het Museum der Overijselsche Vereeniging tot Ontwikkeling van Provinciale Welvaart te Zwolle . . . . . 43

**Schrenck, Leopold v.** Reisen und Forschungen im Amurlande in den Jahren 1854—1856. Die Völker des Amurlandes . . . . . 89

**Schurtz, Dr. Heinrich.** Katechismus der Völkerkunde . 44

**Sergi, G.** Varietà umane microcefaliche e pigmei di Europa 187

**Török, Prof. Dr. Aurel v.** Neuere Beiträge zur Reform der Kraniologie . . . . . 217

**Weigand, Dr. Gustav.** Vlacho-Meglen. Eine ethnographisch-philologische Untersuchung . . . . . 43

**Wissenschaftliche Mittheilungen** aus Bosnien und der Hercegovina, redigirt von Dr. Moriz Hoernes, I. Bd., Wien 1893 . . . . . 226

**Zograff, N. J.** Antropometričeskija izsljedovanija mužskago Welikorusskago naselenija Wladimirskoj, Jaroslawskoj i Kostromskoj guberniji . . . . . 184


## Eingelangte Druckschriften.


[37], [81], [110]

## Todesnachrichten.

Seite

**Czoernig, Karl Freiherr v.** . . . . . [90]
**Dargun, Dr. Lothar** . . . . . [87]
**Dávid, Alois** . . . . . [1]
**Fillenbaum, Dr. Anton v.** . . . . . [90]
**Hladisch, Clemens J.** . . . . . [90]
**Kundrat, Dr. Hans** . . . . . [87]
**Lindenschmit, Dr. Ludwig** . . . . . [38]
**Schaaffhausen, Dr. Hermann** . . . . . [32], [38]
**Schmidt, Hermann Theodor** . . . . . [87]
**Soeding, Emil** . . . . . [1]
**Undset, Ingwald** . . . . . [113]

## Sitzungsberichte.

Ausschuss-Sitzung am 10. Jänner 1893 . . . . . [1]
1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . . [1]
2. Schriftentausch . . . . . [1]
Monats-Versammlung am 10. Jänner 1893 . . . . . [1]
1. **Meynert.** „Genie und Verbrecher" von Lombroso [1]
2. **Hermann.** Volksthümliches aus Dobschau . . [9]
3. **Hermann.** Weltuntergang in der magyarischen Tradition . . . . . [10]
4. **Reymann.** Technische Vorkenntnisse zur Hausforschung. (Mit 26 Text-Illustrationen.) . . . [12]
5. **Hein.** Kopftrophäen der Jivaros . . . . . [28]
6. **Sonne.** Bewohner Britisch-Nord-Borneos . . [28]
Ausschuss-Sitzung am 7. Februar 1893 . . . . . [32]
1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . . [32]
2. Wahl eines Rechnungsrevisors . . . . . [32]
3. Vorlage von Clercq-Schmeltz' „Neu-Guinea" . [32]
4. Schriftentausch . . . . . [32]
Monats-Versammlung am 7. Februar 1893 . . . . . [32]
1. **Brunner.** Nachruf auf Schaaffhausen . . . [32]
2. **Tomaschek.** Verhältniss der Thraker und Illyrier [32]
3. **Hein.** Die ethnographischen Sammlungen in der Columbus-Ausstellung in Madrid 1893 . [36]
4. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [37]
Ausschuss-Sitzung am 7. März 1893 . . . . . [39]
1. Neue Mitglieder . . . . . [39]
2. Rechnungsabschlüsse . . . . . [39]
3. Subvention . . . . . [39]
4. Dankschreiben . . . . . [39]
Jahres-Versammlung am 14. März 1893 . . . . . [39]
1. Eröffnung . . . . . [39]
2. Jahresbericht . . . . . [39]
3. Rechnungsabschluss . . . . . [50]
4. Wahlen von Functionären und Ausschuss-Mitgliedern . . . . . [50]
5. Wahlen von Ehren- und correspondirenden Mitgliedern . . . . . [51]
6. **Zuckerkandl.** Malayenschädel . . . . . [51]
7. **Knies.** Forschungen und Funde in Mähren 1892 [52]
8. **Koudelka.** Funde im Bezirke Wischau 1892 . [53]
9. **Trapp.** Prähistorische Funde in Mähren . . [54]
10. **Glocker.** Funde in Franzensbad . . . . . [54]
11. **Richlý.** Funde in der Umgebung von Bechyn (Böhmen) . . . . . [55]

Seite

12. **Jelínek.** Prähistorische Forschungen und Funde in Böhmen 1892 . . . . . [56]
13. **Schernthanner,** Prähistorische Ausgrabungen in Tirol . . . . . [59]
14. **Schulenburg.** Götternamen in Norddeutschland [62]
15. **Matiegka.** Der Schädel des Samojeden Wasko [62]
Verzeichniss des Vorstandes und der Mitglieder . . . [64]
Ausserordentliche Versammlung am 17. und 24. März 1893 [71]
**Hoernes.** Geschichte und Kritik der drei prähistorischen Culturperioden . . . . . [71]
Ausschuss-Sitzung am 11. April 1893 . . . . . [78]
1. Neue Mitglieder . . . . . [78]
2. Publication Kaindl's über die Huzulen . . . [78]
Monats-Versammlung am 11. April 1893 . . . . . [78]
1. **Meringer.** Zur Geschichte des oberdeutschen Hauses . . . . . [78]
2. **Houdek.** Der hannakische Bauerngrund . . . [79]
3. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [81]
Monats-Versammlung am 9. Mai 1893 . . . . . [83]
1. **Heger.** Aderlassgeräthe bei Indianern und Papuas [83]
2. **Hein.** Dajak-Objecte und Werk von de Clercq-Schmeltz über Neu-Guinea . . . . . [87]
Ausschuss-Sitzung am 20. Mai 1893 . . . . . [87]
1. Versammlung in Innsbruck 1894 . . . . . [87]
2. Veränderungen im Stande der Mitglieder . . [87]
3. Neuer Schriftentausch . . . . . [88]
Ausflug nach Fischau und auf die Malleiten bei Wiener-Neustadt. Bericht von J. Szombathy . . . . [88]
Ausschuss-Sitzung am 14. November 1893 . . . . . [90]
1. Weisbach, Woldřich . . . . . [90]
2. Versammlung in Innsbruck 1894 . . . . . [90]
3. Arbeiten im Sommer 1893 . . . . . [90]
4. Veränderungen im Stande der Mitglieder . . [90]
Monats-Versammlung am 14. November 1893 . . . . [90]
1. **Szombathy.** Recognoscirungstour durch die Bukowina . . . . . [90]
2. **Hein.** Ethnograph. Ausstellungen in Mähren 1893 [91]
3. **Schulz.** Gräberfeld in Podbaba . . . . . [91]
4. **Halaváts.** Paläolithischer Fund von Miskolcz . [92]
5. **Zwirner.** Prähistorische Funde in Retz . . [93]
6. **Matiegka.** Böhmische Schädel aus dem XVI. Jahrhundert . . . . . [93]
7. **Lissauer.** Zwei neue Funde von Hallstatt . . [94]
8. **Brincker.** Ueber den Gottesbegriff der Bantu-Neger . . . . . [96]
9. **Benedikt.** Ein Fellah-Gehirn . . . . . [99]
Monats-Versammlung am 12. December 1893 . . . . [102]
1. **Much.** Prähistorische Wandtafel . . . . . [102]
2. **Meringer.** Eigl's Werk über das Salzburger Gebirgshaus . . . . . [102]
3. **Hein.** Kaindl's Werk: Die Huzulen . . . . [104]
4. **Weinzierl.** Ein prähistorischer Töpferofen . . [104]
5. **Fischer.** Neolithische Funde in Schönbühl . . [106]
6. **Plischke.** Ethnographische Ausstellung in Prag 1895 . . . . . [108]
7. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [110]
Verzeichniss der Tauschschriften . . . . . [112]
Ingwald Undset . . . . . [113]

# Autoren-Register.


Seite

**Andrian-Werburg, Ferdinand Freiherr v.** Jahresbericht . [39]
**Bancalari, Gustav.** Literaturbericht . . . . . 232
**Benedikt, Dr. Moriz.** Ein Fellah-Gehirn . . . . . [99]
**Brincker, P. H.** Ueber den Gottesbegriff der Bantu-Neger [96]
**Brunner, Dr. Karl.** Nachruf auf Schaaffhausen . . . [32]
**Fischer, Ludwig Hans.** Neolithische Funde in Schönbühl [106]
**Glocker, E.** Funde in Franzensbad . . . . . [54]
**Haberlandt, Dr. M.** Ueber eine Graburne von den Liukiu-Inseln . . . . . 39
— — Literaturberichte . . . . . 83, 84, 223, 224, 225
**Halaváts, Julius v.** Paläolithischer Fund von Miskolcz . [92]
**Heger, Franz.** Aderlassgeräthe bei Indianern und Papuas [83]
— — Literaturberichte . . . 44, 95, 98, 100, 184, 192
**Hein, Dr. Wilhelm.** Kopftrophäen der Jívaros . . . . [28]
— — Die ethnographischen Sammlungen in d. Columbus-Ausstellung in Madrid 1893 . . . . . [36]
— — Dajak-Objecte und Werk von de Clercq-Schmeltz über Neu-Guinea . . . . . [87]
— — Ethnographische Ausstellungen in Mähren 1893 . [91]
— — Kaindl's Werk: Die Huzulen . . . . . [104]
— — Literaturberichte . . . 43, 44, 191, 192, 226, 231
**Hefman, Otto.** Der paläolithische Fund von Miskolcz . 77
**Herrmann, Dr. Anton.** Volksthümliches aus Dobschau . [9]
— — Weltuntergang in der magyarischen Tradition . [10]
**Hoernes, Dr. Moriz.** Geschichte und System der drei prähistorischen Culturperioden . . . . . [71]
— — Literaturberichte . . . . . 216, 217
**Houdek, Victor.** Der hannakische Bauerngrund . . . [79]
**Hovorka, Dr. Oskar Edler v. Zderas.** Literaturberichte 187, 222
**Jelinek, Břetislav.** Prähistorische Forschungen und Funde in Böhmen 1892 . . . . . [56]
**Karásek, Josef.** Literaturberichte . . . . . 85, 89
**Knies, J.** Forschungen und Funde in Mähren im Jahre 1892 . . . . . [52]
**Koudelka, Florian.** Fund im Bezirk Wischau 1892 . . [52]
**Lissauer, Dr. A.** Zwei neue Funde von Hallstatt . . . [94]
**Loeffelholz, Freih. v.** Die Zoreisch-Indianer der Trinidad-Bai (Californien) . . . . . 101
**Matiegka, Dr. Heinrich.** Der Schädel des Samojeden Wasko [62]
— — Böhmische Schädel aus dem XVI. Jahrhundert . [93]

Seite

**Meizer, Dr. W.** Zur Homologie der menschlichen Extremitäten . . . . . 124
**Meringer, Dr. Rudolf.** Studien zur germanischen Volkskunde. II. . . . . 136
— — Zur Geschichte des oberdeutschen Hauses . . . [78]
— — Eigl's Werk über das Salzburger Gebirgshaus . [102]
**Meynert, Dr. Theodor.** „Genie und Verbrecher" von Lombroso . . . . . [1]
**Much, Dr. M.** Prähistorische Wandtafel . . . . . [102]
**Nehring, Dr. Alfred.** Ueber die Gleichzeitigkeit des Menschen mit Hyaena spelaea . . . . . 204
**Niederle, Dr. Lubor.** Literaturbericht . . . . . 186
**Peez, Dr. Alexander.** Thierseuchen und die Leonhardi-Kirchen der Ostalpen . . . . . 193
**Penka, Karl.** Die Heimat der Germanen . . . . . 45
**Plischke, Dr. Karl.** Ethnographische Ausstellung in Prag 1895 . . . . . [108]
**Reymann, Karl.** Technische Vorkenntnisse zur Hausforschung . . . . . [12]
**Richlý, Heinrich.** Funde in der Umgebung von Bechyn (Böhmen) . . . . . [55]
**Schernthanner, Alexander.** Prähistorische Ausgrabungen in Tirol . . . . . [59]
**Schulenburg, Willibald v.** Götternamen in Norddeutschland . . . . . [62]
**Schulz, W.** Gräberfeld in Podbaba . . . . . [91]
**Sonne, Dr. Eduard.** Bewohner Britisch-Nord-Borneos . [28]
**Szombathy, Josef.** Recognoscirungstour durch die Bukowina . . . . . [91]
— — Ingwald Undset . . . . . [113]
**Tomaschek, Dr. Wilhelm.** Verhältniss der Thraker und Illyrier . . . . . [32]
**Trapp, Moriz.** Prähistorische Funde in Mähren . . . [54]
**Weinzierl, Rudolf v.** Ein prähistorischer Töpferofen . . [104]
**Weisbach, Dr. Augustin.** Literaturbericht . . . . . 183
**Woldřich, Dr. J. N.** Beiträge zur Urgeschichte Böhmens. (Fünfter Theil.) . . . . . 1
— — Literaturbericht . . . . . 43
**Zuckerkandl, Dr. Emil.** Ueber Malayenschädel . . . . [51]
**Zwirner, Hubert.** Prähistorische Funde in Retz . . . [93]

# Beiträge zur Urgeschichte Böhmens.

Von **Dr. Joh. Nep. Woldřich.**

Fünfter Theil.

*(Mit einer Tafel [I] und 39 Textfiguren.)*

## Einleitung.

Die Ferien der Jahre 1890, 1891 und 1892 habe ich neben geologischen und paläontologischen Studien vornehmlich den Untersuchungen über den Bau der Hradiště (Wallburgen) in Böhmen, besonders in Südböhmen, gewidmet, und zwar mit Subvention von Seite der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, sowie unter Förderung Sr. Durchlaucht des Herrn regierenden Fürsten Adolf J. zu Schwarzenberg und Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten Karl zu Trauttmansdorff, sowie auf eigene Kosten. Ferner habe ich mehrere Gräberplätze und Grabhügel untersucht, sowie die Fundplätze bei Peruc und Postelberg u. s. w. besucht und in einigen Provinzialmuseen, so zu Budweis, Klattau und Taus, Studien gemacht; auch sind mir wichtige Funde zur Berichterstattung zugesendet worden. Ueber die Resultate dieser Forschungen erlaube ich mir im vorliegenden fünften Theile meiner „Beiträge zur Urgeschichte Böhmens“ [1]) zu berichten.

## I. Untersuchungen über den Bau der Hradiště.

Die von mir während der angegebenen Zeit in grösserem oder geringerem Umfange untersuchten Hradiště sind: „Na Hradu“ bei Litoradlic, „Na Hradci“ bei Poněšic, „Hradiště“ bei Strakonic, „Baba“ bei Frauenberg, „Hradiště“ bei Wällisch-Birken nebst Umgebung, „St. Lorenzen“ bei Bischof-Teinitz, „Dřevic“ bei Laun, „Porta Apostolorum“ bei Postelberg.

Die Zahl der heute im Königreiche Böhmen bekannten Hradiště beträgt 166 [2]) und dürfte wohl in Wirklichkeit nahezu doppelt so gross sein. Sie sind über das ganze Land verbreitet und heissen zumeist jetzt noch je nach ihrer Grösse entweder Hradiště, Hrad (grad) oder Hradec oder nur Hrádek, oder ihre Namen sind verloren gegangen und wurden mitunter durch andere ersetzt. Sie kommen auf isolirten Anhöhen, in schwer zugänglichen Wäldern, an den Zusammenflüssen zweier Gewässer, auf Flussschlingen und in den Ebenen vor. Die Wälle, von denen sie umgeben sind, bestehen entweder aus Lehm oder aus Steinen oder sind aus beiden gemischt. Die Zahl der mit Steinwällen versehenen Burgen beträgt bei 45; einzelne derselben sind verschlackt (Glasburgen, spečené valy) und ihre Zahl beträgt heute 8 oder 9. Die Errichtung einzelner Hradiště reicht bis in die Metallzeit zurück; diese wurden häufig auf neolithischen Ansiedlungsstätten aufgeführt und waren mitunter bis in die historische Zeit besiedelt. Die meisten, besonders die kleineren, stammen aus der Nach-La Tène-Zeit, aus der Zeit der mitteleuropäischen Unruhen, in welcher das Bedürfniss nach denselben gestiegen ist. Später, besonders im VII., VIII. und IX. Jahrhundert, entstanden zahlreiche kleinere Burgen (Hrádek, Týn, Týnec [Tein, Teinitz] von týniti, umzäunen, dvor (Hof), tvrz (Feste) als Wohnsitze, welche sich die Vornehmen des Landes (zemané) zum eigenen Gebrauche bauten. Einzelne Burgen besassen eine umfriedete Vorburg (podhradí); so heisst heute noch das unter der einstigen wichtigen Burg, auf welcher heute das stolze Schwarzenberg'sche Schloss Frauenberg steht, befindliche Städtchen „Podhrad“. Einzelne Hradiště, besonders die grösseren, welche längere Zeit hindurch besiedelt waren, liefern eine grosse Ausbeute an Funden, andere, und deren sind sehr viele, dienten blos als Refugien und liefern wenige Funde; ja, es gibt solche, die wohl zum Zwecke des Schutzes in der Gefahr errichtet wurden, aber nie in die Lage kamen, von der Bevölkerung benützt zu werden; diese liefern gar keine Funde. Eine sehr beachtenswerthe, besonders in geschichtlicher Beziehung wichtige Monographie, in welcher speciell die in Böhmen vorkommenden Wallburgen besprochen

[1]) Siehe den I. Theil: Mitth. d. Anthropol. Ges. in Wien. Bd. XIII, 1883; II. Theil: daselbst, Bd. XIV, 1884; III. Theil: daselbst, Bd. XVI, 1887; IV. Theil: daselbst, Bd. XIX, 1889.

[2]) Dr. J. L. Píč, Památky arch., Prag, Bd. XV., Heft 6 bis 7, S. 376. Ich erlaube mir hier zu bemerken, dass in diesem Fachblatte in neuerer Zeit die Gepflogenheit auftritt, dass als Citate einfach die betreffenden Fachblätter (z. B.: Mitth. d. Centralc., Jahrg., oder: Mitth. d. Anthropol. Ges., Jahrg., angeführt werden, ohne den Namen des betreffenden Autors zu nennen, der doch bei Citaten am wichtigsten ist).

werden, hat der Custos des städtischen Museums in Prag, Herr Břetislav Jelínek, veröffentlicht [1]).

Da speciell die Untersuchung dieser häufig von Ortschaften entlegenen und oft schwer zugänglichen Wallburgen zeitraubend und kostspielig ist und noch dazu wenig Aussicht auf etwaige nennenswerthe Funde bietet, so konnte ich dieselbe nicht ganz auf eigene Kosten vornehmen und bin im Namen der Wissenschaft für die mir von mehreren Seiten zutheil gewordene werkthätige Unterstützung meiner diesbezüglichen Forschungen sehr verbunden. Ueber die Resultate meiner Untersuchungen des Jahres 1890 habe ich im Herbste desselben Jahres in einer Plenarversammlung der Anthropologischen Gesellschaft in Wien einen Vortrag gehalten, der mit viel Interesse aufgenommen wurde.

## Verschlackte Wallburg „Na Hradu" bei Litoradlic.

Ich beginne mit der Besprechung über die Untersuchung dieser grossartig angelegten, am linken Moldauufer nördlich von Frauenberg gelegenen verschlackten Wallburg, die ich im Jahre 1882 entdeckte und über deren Lage, Dimensionen und Grundriss nach den Aufnahmen eines Schwarzenberg'schen Forstingenieurs ich seinerzeit berichtete [2]).

Die Untersuchung, an welcher sich Se. Durchlaucht der Herr Erbprinz Johann Fürst zu Schwarzenberg persönlich betheiligte, begann mit einem 2·7 m langen Durchschnitte im Westen des inneren Walles, da, wo in der Abbildung des Grundrisses in meinem oben citirten ersten Berichte unter Nr. 5, Fig. 1 die Querschnittlinie *l* angedeutet ist. Die Breite des Walles betrug hier 15 m und die Höhe vom Kamme bis zum Untergrunde 3·5 m. Das Profil (vgl. beistehende Fig. 1) ergab das nachstehende Resultat:

Auf dem Naturboden lag eine 0·4 m mächtige und 7 m breite Kohlenschichte (1), darüber folgte eine gewölbte Lage von gelbgebranntem Sand und über diesem grosse, theilweise gebrannte Steine, zusammen 0·6 m mächtig (2), darüber folgte nach innen (im Osten) eine Schichte lehmigen, schwach gebrannten Sandes von 0·5 m Mächtigkeit (3); nun folgte, ebenfalls mehr nach innen entwickelt, abermals eine 0·3 m mächtige Kohlenlage (4) und darüber gewölbt und die früheren Lagen überdeckend eine mit etwas Lehm gemengte Steinschichte, welche nur äusserlich stellenweise verschlackt war, 0·4 m mächtig (5); über dieser war wieder eine dritte 0·3 m mächtige, gewölbte Kohlenlage ausgebreitet, welche nach innen steil abfiel und nach aussen in der Mitte des Walles ausbiss (6); auf dieser ruhte zunächst eine Lage gelbgebrannten, stellenweise lehmigen Sandes und auf diesem eine Lage gebrannter und verschlackter grosser Steine, zusammen 1 m mächtig; sowohl in dem Sande als zwischen den Steinen zeigten sich Reste von Luftlöchern. Nach aussen lagen auf dem Walle, sowie unterhalb desselben noch auf 2 m Tiefe herabgerollte Steine und Schlacken. Es wiederholten sich hier also im Innern des Walles nach innen zu drei Lagen von Kohlenresten.

Im Südwesten des Hauptwalles wurde nahe dem Moldauflusse, da, wo in Nr. 5, Fig. 1 meines ersten Berichtes die Querlinie *h*, *i* geführt ist, ein zweiter 2 m breiter Durchstich

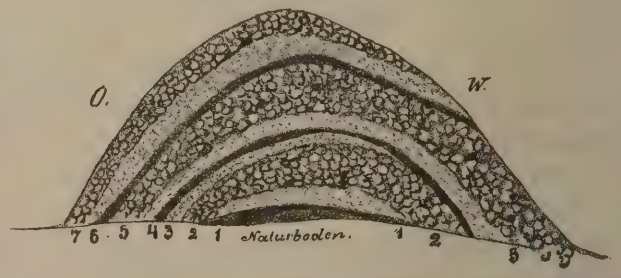



Fig. 1. Erstes Profil des innersten Walles (Litoradlic).

vorgenommen. Das Profil (Fig. 2) ergab dieselbe Aufeinanderfolge von Kohlen, Sand, Lehm und Steinlagen, wie der erste Durchstich, nur die Mächtigkeit der Lagen war etwas verschieden. Das Profil zeigte: zu unterst eine 0·2 m mächtige Kohlenlage (1), darauf schwach gelbgebrannten, lehmigen Sand mit grossen Steinen und abermals Sand, 0·5 m mächtig (2 und 3); eine sehr schwache 0·02 m mächtige Kohlenschichte (4), darauf lehmigen Sand 0·7 m und Steine mit Lehm untermengt 0·6 m (5); hierauf folgte wieder eine 0·15—1·2 m mächtige Kohlenlage (6) und darauf gelbgebrannter sandiger

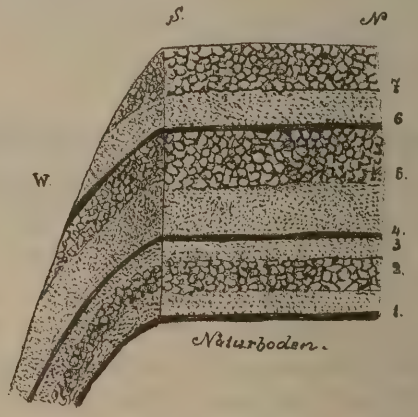



Fig. 2. Längsschnitt und zweites Profil des innersten Walles (Litoradlic).

Lehm und zu oberst gebrannte und verschlackte grössere Steine, im Ganzen 1·2 m mächtig (7); auch hier zeigten sich Spuren von Luftlöchern. Es war also auch an dieser Stelle eine dreifache Kohlenlage vorhanden.

Zwischen diesen beiden Durchstichen wurde an dritter Stelle ein 1 m langer Abstich vom Kamme des Walles zum Naturboden auf der Innenseite vorgenommen, wobei sich dieselbe Schichtenfolge mit dreifacher Kohlenlage wiederholte.

Auf der nordöstlichen Seite fällt der Rand der Burg ziemlich steil gegen den Hradní Strouha-Bach ab, weshalb hier der innerste Wall nicht so hoch ist, wie auf der West-

[1]) Břetislav Jelínek, Ueber Schutz- und Wehrbauten u. s. w., Prag 1885.

[2]) Woldřich, Beiträge zur Urgeschichte Böhmens, I. Theil, mit VIII Tafeln. (Mitth. d. Anthropol. Ges. Wien, Bd. XIII.)

seite. Etwa 30 m vom Flussufer entfernt wurde hier ein 2·5 m langer Durchstich gegraben (Fig. 3). An der Innenseite des 5 m breiten Walles bedeckte den Fuss desselben zunächst ein lehmiger, 0·3 m mächtiger Waldboden (*a*), darunter folgte eine 0·5 m mächtige, sandige Lehmlage, oben mit spärlichen Scherben (2), unter dieser eine bei 0·4 m mächtige Kohlenlage (1), welche sich unter dem Wall hinzog; dieselbe ruhte auf sandigem Naturgrus, unter dem der Felsboden folgte. Im Walle lag auf der Kohlenschichte eine Lage gelb gebrannten, lehmigen Sandes, bedeckt von sehr stark roth gebrannten, grossen Steinen und Steinschlacken (3). Hier stiess man auf ein ziemlich gut erhaltenes Luftloch (4) zwischen Sand und Steinen, das bis zur Kohlenlage reichte; von diesem Luftloch wurden grössere Wandfragmente verwahrt. Die Innenwände der Steine, die dasselbe bildeten, waren am stärksten glasartig geschmolzen und die sandigen Lehmstücke, welche zur Ausfüllung der Lücken zwischen den Steinen dienten, waren compact und hart gebrannt. Die Arbeiter selbst bezeichneten sofort das Luftloch als „Zug" und glaubten hier einen Feuerherd vor sich zu haben. Nach aussen lagen unter der Kohlenschichte aufgeschüttete Steine; ob sich unter diesen auch noch eine Kohlenlage befand,

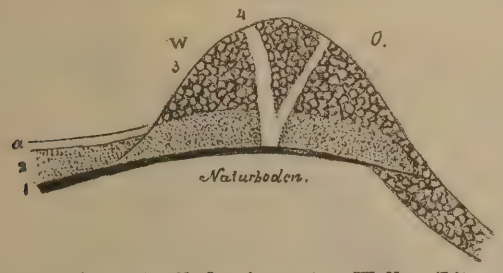



Fig. 3. Drittes Profil des innersten Walles (Litoradlic).

konnte der einbrechenden Nacht wegen nicht mehr untersucht werden.

Auf der Westseite wurde der zweite Wall an einer Stelle untersucht; derselbe bestand hier aus kleinen Steinen, der dritte Wall bestand aber aus mit Steinen versetztem Lehm. Schlacken kamen in diesen Wällen nicht vor.

Die sonstigen im Innenraume vorgenommenen Grabungen waren folgende:

Vor dem ersten Durchstich des Walles wurde nach innen ein 2·5 m breiter und 3 m langer Graben gezogen; unter einer äusserst schwachen Lage von Walderde folgte eine etwa 0·4 m mächtige Lehmlage mit wenigen kleinen Scherben und darunter sandiger Grus als Naturboden. Ein solcher Graben wurde auch vor dem zweiten Durchstich gezogen; unter schwachem Waldboden lag sandiger Lehm mit einigen kleinen Scherben, zusammen 0·5 m mächtig, darunter folgte sandiger Grus als Naturboden. In der Mitte der Burgfläche, die seit Menschengedenken mit Waldbäumen bewachsen war und deren regelmässige Furchen von ihrer einstigen Benützung als Ackerland sprechen, wurde ein 2 m breiter, 10 m langer und 1 m tiefer Graben gezogen; es lag hier zu oberst ein 0·5 m mächtiger Waldboden, unter dem eine etwa 0·4 m mächtige Lehmlage mit wenigen Spuren von Scherben folgte und auf sandigem Grus ruhte, unter welchem sich der Naturfelsen zeigte. An einer anderen Stelle der Mittelfläche zeigte ein kleinerer Graben dieselbe Schichtenfolge, ohne eine Spur von Scherben oder Kohlen.

Scherben. Die gefundenen Scherben sind durchwegs kleinere Fragmente, welche als solche in die Lagerstätte gelangten. Die bei dem ersten Durchstiche gefundenen Scherben sind durchwegs Wandstücke ohne Verzierung, aus geschwärztem, sandigem Lehm, innen und aussen gelb bestrichen, oder aus grobsandigem, röthlichem Lehm, schwach gebrannt und von freier Hand verfertigt; ihre Dicke wechselt zwischen 0·8 und 1·3 cm.

Die bei dem zweiten Durchstiche gefundenen Scherben sind von dreierlei Art, und zwar zunächst ähnlich den oben besprochenen, nur sind einige dünnwandiger und andere mit Graphit schwach bestrichen, alle sicher aus freier Hand verfertigt; ferner ein 1 cm dickes Wandfragment aus mit Graphit schwach gemengtem Lehm, auf der Drehscheibe verfertigt; endlich bis 1 cm dicke aus stark glimmerhältigem, grobem Lehm verfertigte Fragmente, auf der Drehscheibe verfertigt und gebrannt; zwei davon zeigen das ältere Wallburgornament, bestehend aus eingedrückten, fischgrätenartig aneinandergestellten, quergestrichelten Furchen (Fig. 4), wie solche sonst neben dem Wellenornamente häufig vorkommen. Die vor dem nordöstlichen Walle gefundenen kleinen Scherbenfragmente sind den vorbesprochenen ähnlich, ohne Ornament und theils

Fig. 4. Thongefässscherben, $^1/_1$ nat. Gr.

aus freier Hand, theils auf der Drehscheibe verfertigt. Die aus der Mitte des Innenraumes stammenden Scherben bestehen aus grobem, braunem oder mit Kohle geschwärztem Lehm und sind gelb oder röthlich bestrichen und aus freier Hand geformt; ein Randstück mit Fingereindrücken auf einem Wulste scheint auf der Töpferscheibe verfertigt zu sein und ist schwach gebrannt.

Resultate. Aus den angeführten Untersuchungen geht hervor, dass hier bei Errichtung des innersten verschlackten Hauptwalles an den betreffenden Stellen zunächst auf dem Naturboden eine Lage von Holzkohlen ausgebreitet wurde, die gewiss viel mächtiger war, als die jetzigen unverbrannten Reste derselben. Auf die Kohlen wurde stellenweise Lehm gelegt, damit nicht der nun darauf geschüttete Sand überall zwischen die Kohlen sinke; zum Theile in die Sandlage, zumeist aber über dieselbe, wurden grössere Steine so vertheilt, dass von der Kohlenlage durch den Sand bis zwischen die Steine Luftlöcher führten, worauf die Kohlenlage in Brand gesetzt wurde. Beim Verbrennen der Kohle setzte sich die ganze Schichtenfolge; durch die sich hiebei entwickelnde Hitze wurden der Lehm und der Sand sowie einzelne Steine gebrannt, nahe den Luftlöchern wurde der Sand

geschmolzen und die Steine verschlackt. Das Ganze bildete dann eine ziemlich gut verbundene compacte Masse; es dürfte hiebei zunächst nur eine kürzere Strecke, wie es scheint von etwa 10 m Länge, hergestellt worden sein, an die sich dann die nächste Strecke anreihte. Die Erhöhung des Walles erfolgte dann auf dieselbe Weise, indem wieder eine Kohlenlage über dem bereits errichteten Walle ausgebreitet wurde, auf welche Sand und Steine folgten, und diese Manipulation wiederholte sich hier an Stellen, welche die grösste Befestigung erforderten, dreimal. Bei der dritten Vornahme der Verschlackung konnte eine mächtigere Lage von Steinen wohl deshalb aufgeschüttet werden, weil der nunmehr stark erhöhte und gewölbte Wall während des Brandes einen grösseren Zutritt der Luft ermöglichte. An Stellen, die des natürlichen Abfalles wegen keinen so hohen Wall erforderten, wie es hier im Nordosten der Fall ist, wurde nur ein niederer Wall durch eine einmalige Verschlackung hergestellt. An Stellen, die von Natur aus unzugänglich waren, wie es hier im Osten der Fall ist, wo der Rand der Burgfläche sehr steil (30·8 m tief) gegen die Moldau abfällt, wurde kein Wall errichtet.

Interessant ist ferner der Umstand, dass bei dreifacher Verschlackung die mittlere mehr gegen die Innenseite vorgenommen wurde und dass auch die dritte Verschlackung nach aussen nicht so weit reichte, wie nach innen. Der Zweck des Vertheidigens bringt es mit sich, dass der Vertheidiger eine festere Brustwehr vor sich haben wollte, während der angreifende Feind aussen vom steilen Abhange des Walles mit den losen Steinen herabkollern konnte.

Aus den spärlichen, oben besprochenen Scherben lässt sich die Zeit der Errichtung dieser Wallburg nicht sicher bestimmen. Die in der Umgebung derselben befindlichen Hügelgräber gehören meist der Hallstätter-Zeit an, für welche auch ein Theil der auf der Wallburg gefundenen, aus freier Hand verfertigten, leider unverzierten Gefässfragmente sprechen würde. Sicher ist, dass diese Burg zur älteren Wallburgzeit noch benützt wurde, wofür die verzierten Scherben und das graphitische Scherbenfragment sprechen. Wenn man den Umstand in Betracht zieht, dass in Böhmen aus freier Hand geformte und schwach gebrannte Gefässe bis in das VII. Jahrhundert neben dem Gebrauche der Töpferscheibe sich erhalten haben, so könnte man allerdings an die wahrscheinliche Errichtung dieser befestigten Stätte in der älteren Wallburgzeit oder in der Zeit des älteren Wallburgornamentes denken.

## Hradiště bei Strakonic.

Auf dem eine Wegstunde südwestlich von Strakonic am linken Wolynkaufer sich erhebenden Rücken des Hradištěberges liegt eine ausgedehnte verschlackte Wallburg mit einer Vorburg, welche ich schon im Jahre 1874 in diesen Blättern besprach [1]). Die Wallburg gehört zum Gutsbesitze des Malteser Ritterordens in Strakonic. Auf mein Ersuchen, die Stätte untersuchen zu dürfen, erhielt ich sofort die Erlaubniss hiezu und erfreute mich der zuvorkommendsten Unterstützung des Gutsverwalters Herrn J. Miltner. An der Untersuchung betheiligten

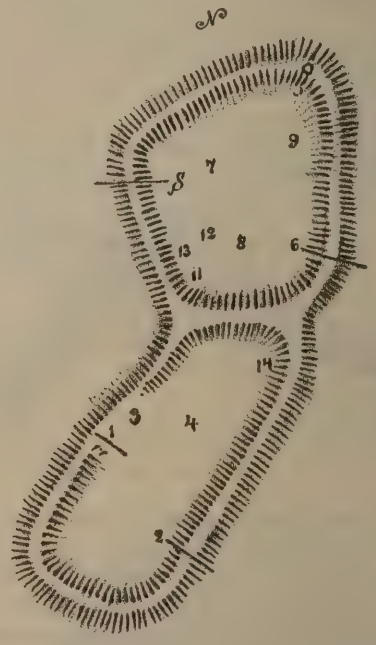



Fig. 5. Planskizze des Hradiště bei Strakonic.

sich die Herren: Frà Jos. Hamršmid aus Strakonic, bischöflicher Secretär P. Slavík aus Budweis und Oberlehrer Hesoun aus Sousedovic.

Die Burg ist von einem einzigen mächtigen Walle eingeschlossen (s. Skizze, Fig. 5), weil sie im Norden, Osten und Westen ziemlich steil abfällt; an der südlichen, leichter zugänglichen Seite des Bergrückens befindet sich eine schwächer befestigte, ebenfalls mit einem Walle umgebene Vorburg und da diese an der südwestlichen Seite sehr steil abfällt, fehlt auch hier ein emporragender Wall, dafür ist hier zur Ausgleichung des abschüssigen Terrains eine künstliche Bodenausgleichung vorgenommen worden. Der Steinwall der Hauptburg ist nach einer längs

[1]) Woldřich, Verschlackte Steinwälle etc. in der Gegend von Strakonic. (Mitth. d. Anthropol. Ges. Wien, Bd. IV, 1874, Fig. 2.)

seines Kammes vorgenommenen Messung etwa 425 m lang, aussen 7—18 m, innen 3—4 m hoch; die Breite schwankt zwischen 4—10 m. Der Steinwall der Vorburg ist an 390 m lang (den 90 m langen, steilen Rand im Südwesten nicht gerechnet), 3—5 m hoch und 4—5 m breit. Der Innenraum derselben ist 45 m breit.

Im Westen der Hauptburg (siehe den Punkt 5 auf der beigefügten Planskizze) wurde ein innen 2·5 m, nach aussen 4 m langer Durchstich vorgenommen. Der Wall war hier 10 m breit und innen unter dem Kamme 2·5 m hoch. Das Profil (Fig. 6) zeigte Folgendes: Auf dem Naturboden mit nur vereinzelten Spuren von Kohlenstückchen ruhte eine 1 m mächtige Lage kleiner, mit Lehm untermischter Steine; gegen den Naturboden zu fanden sich darin einige Thierknochen und Scherben vor; hierauf folgte eine Lage sehr grosser Steinblöcke (um einen solchen Stein fortzuwälzen, waren fünf Mann nöthig), auf diesen lagerte stellenweise lehmiger Sand, eine 0·02 m mächtige Kohlenschichte auf rothem, angebranntem Sand und eine mächtige Lage von kopfgrossen Steinen feinkörnigen Granits; die Steine waren stellenweise gebrannt oder verschlackt; ein grosses Schlackenstück lag gegen den Rand zu.

Ein zweiter Durchstich von 3 m Länge wurde im Südosten des Walles der Hauptburg vorgenommen (6 auf der Planskizze);

Fig. 6. Profil des Walles der Hauptburg (Hradiště bei Strakonic).

der Wall war hier 10 m breit und innen unter dem Kamme 2·5 m hoch. Das Profil war ähnlich dem früheren, nur fehlten hier die Kohlenreste. Auf dem Naturboden lag eine gegen 1 m mächtige Schichte kleinerer, mit Lehm gemengter Steine, zwischen denen viele Scherben nebst einem halben Thonwirtel und einige Thierknochen gefunden wurden; darauf folgte eine stark aschige, an 0·2 m mächtige Lage ohne Kohlenreste, auf dieser ruhten etwas gelblicher Sand und grosse Steine, welche stellenweise angebrannt waren. Schlacken kamen hier nicht vor; über der Aschenlage kam ein dickes, graphitisches Scherbenstück zum Vorschein.

An dem sehr steil abfallenden südwestlichen Rande der Vorburg, wo sich kein Wall befand (1 auf der Planskizze), wurde nach innen zu ein 6·5 m langer, 2 m breiter, vorne 1·4 m und hinten am Rande 1·6 m tiefer Graben gezogen, welcher höchst beachtenswerthe Aufschlüsse bot. Das Profil (Fig. 7) zeigt, dass hier auf nach aussen abschüssigem Naturboden eine etwa 0·4 m mächtige Kohlenlage ruhte (1), die sich nach innen zu (gegen den Innenraum) allmälig auskeilte; auf dieser ruhte gelb gebrannter, etwas lehmiger Sand (2), einige Scherben enthaltend; darüber folgte eine etwa 0·02 m mächtige Kohlenlage (3), über welcher wieder gelb gebrannter Sand und angebrannte mittelgrosse Steine lagerten (4); zu oberst ruhte eine dunkle, humöse Erde (5) mit einigen Scherben und Thierknochen.

Im Südosten der Vorburg (2 auf der Planskizze) wurde vom Kamme des Walles herab ein 2·5 m breiter Abstich vorgenommen (Fig. 8); der Wall war hier innen 3·5 m hoch. Auf sandigem Boden ruhte eine 0·02 m dicke Kohlenschichte (1), auf welcher gelblich gebrannter Sand und dann grössere Steine ruhten, die theilweise gebrannt waren (2); hierauf folgten weitere Steine bis zum Kamme.

Die im Innenraum vorgenommenen Grabungen waren folgende:

Nahe der Mitte der Hauptburg wurde auf ebenem Boden (7 auf der Planskizze) ein 3 m langer und 2 m breiter Graben gezogen. Unter einer schwachen Lage Walderde folgte der

Fig. 7. Profil der Innenraum-Ausgleichung (Hradiště bei Strakonic).

aus sandigem Grus bestehende Naturboden. Südöstlich von dieser Stelle wurde neben einem hervorragenden Naturfelsen (8 auf der Planskizze) ein anderer 3 m langer und 1 m breiter Graben gezogen; unter einer 0·4 m dicken Lage humöser Erde, in welcher sich Thierknochen, ein gebranntes Lehmstück, ein mittelalterliches, gepresstes Thonfragment und ein Eisenmesser vorfanden, ruhte der Naturfelsen. Ein knapp unter dem Felsen gezogener 2 m langer und 1 m breiter Graben zeigte eine nur 0·2 m dicke Lage humöser Erde, in der sich nichts vorfand, und darunter den Felsen.

Vor dem östlichen Walle der Hauptburg (9 auf der Planskizze) wurde ein 3 m langer und 2·5 m breiter Graben gezogen; zu oberst lag hier eine 0·6 m mächtige Schichte humöser Walderde, in welcher Scherben, Thierknochen und ein Eisenstück

Fig. 8. Profil des Walles der Vorburg (Hradiště bei Strakonic).

gefunden wurden; darunter lagerte bis zur Tiefe von 0·8 m sandige Erde und hierauf Naturgrus.

Ausserhalb des östlichen Walles wurde unterhalb des hier vorspringenden Aussichtsfelsens ein 3 m langer und 1·5 m breiter Graben gezogen, der eine 0·4 m mächtige Lage von Walderde ohne Reste zeigte und darunter den Felsen erkennen liess.

Unterhalb des Verbindungswalles im Süden der Hauptburg (11 auf der Planskizze) wurde ein 2 m langer und 1 m breiter Graben gezogen; in der humösen 0·5 m mächtigen Walderde wurden einige mittelalterliche Scherben und ein Hufeisen gefunden; unter dieser folgte der Naturboden. Auf der südwestlichen Erhöhung des Innenraumes (12 auf der Planskizze) zeigte ein 2 m langer, 1 m breiter und 1 m tiefer

Graben eine schwache Lage Walderde, unter welcher Naturgrus folgte, ohne Funde. Neben dem südwestlichen Walle (13 auf der Planskizze) ergab ein 2 m langer, 1 m breiter Graben dasselbe Resultat.

In der Vorburg wurde vor dem südöstlichen Abstich (2 auf der Planskizze) ein 5·5 m langer und 2·5 m breiter Graben vom Walle gegen den Innenraum zu gezogen. Unter einer 0·1 m dicken Lage Walderde folgte eine 0·4 m mächtige Schichte sandiger Erde mit einigen Scherben, einem Thonwirtel und Thierknochen. Nach innen lag dieselbe auf dem Naturboden; gegen den Wall zu folgte unter ihr bis zu dem hier in eine Tiefe von 1 m reichenden Naturboden eine Lage humöser, schwarzer Erde mit einigen Scherben, die sich nach innen auskeilte.

Auf der Seite des südwestlichen Randes der Vorburg (3 auf der Planskizze) wurde ein 6 m langer und 3 m breiter Graben neben einem schwach hervorragenden Felsen gezogen; zu oberst lag eine 0·3—0·5 m dicke Schichte humöser Erde mit einigen Scherben, Thierknochen und einem Wirtel, tiefer folgte der Naturfelsen. Nahe der Mitte der Vorburg (4 auf der Planskizze) zeigte sich in einem 4 m langen und 2 m breiten Graben unter sehr schwacher Walderde eine 0·3—0·5 m dicke Lage sandiger Erde, in welcher oben einige Scherben und ein Klopfstein gefunden wurden; darunter folgte Naturboden. Endlich wurde unterhalb des Verbindungswalles an der östlichen Seite der Vorburg (14 auf der Planskizze) ein 3 m langer und 1 m breiter Graben gezogen, welcher eine schwache Lage humöser Erde mit wenigen Scherben und darunter den Naturboden zeigte.

Funde. Was zunächst die Scherben anbelangt, so gehören mit wenigen Ausnahmen fast alle derselben Zeit, und zwar dem älteren Wallburgtypus an; sie sind, wenige ausgenommen, auf der Drehscheibe geformt und ziemlich dickwandig. Sie bestehen aus grobem, sandigem Lehm und nur wenige aus etwas geschlemmtem Lehm, und diese sind röthlichgelb bestrichen oder aus mit Kohlenstaub versetztem Lehm verfertigt. Die Randstücke sind meist stark nach auswärts gebogen. Die Ornamentik besteht durchwegs aus eingeritzten und eingedrückten Verzierungen, die aus Wellenlinien bestehen oder sich aus diesen in Combination mit geraden Linien, Punkten und Strichen zusammensetzen. Einzelne Fragmente zeigen eine sehr sorgfältige und zierliche Ausführung mit freier Hand, während andere von unsicherer Hand höchst flüchtig verziert sind. Die beistehende Fig. 9 gibt einen schematischen Ueberblick über zehn verschiedene Combinationen der eingeritzten Verzierung. Ausserdem stellt Fig. 10 ein im Walle der Hauptburg (6) gefundenes Scherbenstück dar, das auch am Innenrande mit aus Punkten bestehenden Reihen verziert ist, und Fig. 11 zeigt die Verzierung eines in der Vorburg (3) gefundenen Scherbens.

Ein im Walle (6 auf der Planskizze) gefundenes Stück besass unterhalb des Randes ein eingebohrtes kleines Loch; ein an dieser Stelle zum Vorschein gekommenes 0·4 m dickes Wandstück von einem mittelgrossen Gefässe besteht aus mit Graphit versetztem Lehm und ist mit eingeritzten Punktreihen verziert; das zwischen den Steinen an diesem Orte gefundene Fragment besteht aus fast reinem Graphit, ist unverziert, besitzt einen ziemlich dicken flachen Rand und stammt von einem mittelgrossen Gefässe.

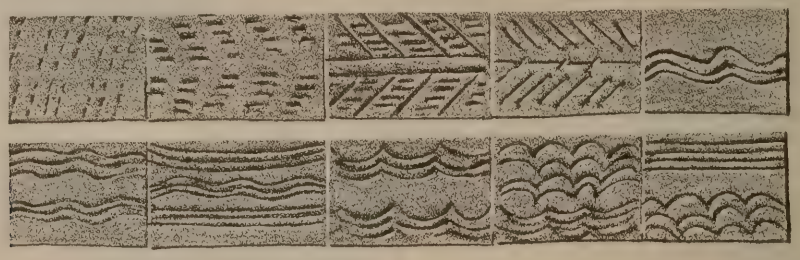


Fig. 9. Schema eingeritzter Verzierungen auf Thongefässfragmenten aus der Wallburg Hradiště bei Strakonic.

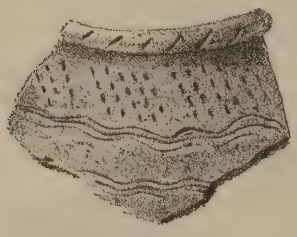


Fig. 10.

Fig. 11.

Verzierte Thongefässscherben aus der Wallburg Hradiště bei Strakonic, $^1/_2$ nat. Gr.

Hier wäre noch das von mir im Jahre 1873 auf der Westseite der Vorburg gefundene Fragment aus graphitischem Lehm zu erwähnen. Diese Graphitscherben entsprechen vollkommen den von mir auf einem Felde in den nordöstlich von Hradiště gelegenen Station Modlešovic in grösserer Menge vorgefundenen Graphitscherben[1]). Die aus freier Hand geformten Scherben sind: ein Randstück eines flachen Gefässes,

[1]) Woldřich, Verschlackte Steinwälle etc. in der Gegend von Strakonic. (Mitth. d. Anthropol. Ges. Wien, Bd. IV, 1874.)

wahrscheinlich von einer Schüssel mit nach innen gebogenem Rande aus mit Kohlenstaub versetztem Lehm ohne Verzierung; ferner ein 1 cm dickes, gebranntes Wandstück aus geschlemmtem Lehm, innen und aussen schön gelb bestrichen, beide Scherben mit Wellenornamenten im Walle der Hauptburg (6 auf der Planskizze) gefunden; endlich das Fragment eines kleinen flaschenförmigen Thongefässes mit verschmälertem Halsrand, an welchem Wellenlinien verlaufen, von denen Punktreihen herablaufen. Dasselbe wurde im Innenraum der Vorburg (4) mit auswärtsgebogenen Randfragmenten eines sehr grossen Gefässes mit Strichverzierung gefunden.

Schliesslich wäre noch ein Bodenfragment zu erwähnen, das einen kreisrunden, aus concentrischen Kreisen bestehenden, tief eingedrückten Stempel besitzt und im Innenraum der Vorburg (2 auf der Planskizze) gefunden wurde; endlich ein dünnwandiger mit viereckigem Stempel und undeutlicher Prägung versehener, wahrscheinlich spätmittelalterlicher Scherben aus dem Innenraum der Hauptburg (7 auf der Planskizze).

Das in der Hauptburg (8 auf der Planskizze) gefundene Lehmstück, welches als Wandbewurf gedeutet werden könnte, ist mit Spreu vermengt und schwach gebrannt. Der im Walle (6 auf der Planskizze) gefundene Thonwirtel ist flach, besitzt einen Durchmesser von 2·8 cm, eine Dicke von 1·4 cm und ein weites Loch und ist schwach gebrannt; ähnlich sind die beiden anderen Stücke. Der im Innenraum der Vorburg (4) gefundene Klopfstein aus Quarzit zeigt deutliche Gebrauchsspuren, ein zweites Stück ist fraglich; das im Walle (6 auf der Planskizze) gefundene Gneissgeschiebe dürfte auch ein Klopfstein sein.

Eine im Innenraum der Hauptburg (8) gefundene abgebrochene Messerklinge aus Eisen ist schmal, besitzt einen geraden, verdickten Rücken und dürfte mit dem vorbesprochenen gepressten Thonstücke dem späten Mittelalter angehören; desgleichen ein an anderer Stelle (9 auf der Planskizze) gefundenes Hohlmesser, das mit dem heute noch von Holzschuhmachern verwendeten Messer identisch ist, und ein an dritter Stelle (11) gefundenes kleines, halbes Hufeisen nebst mittelalterlichen Scherben.

Knochenfunde. Die gefundenen Knochenfragmente gehören den nachstehenden Thieren an: Bos taurus L., Bos brachyceros Rütim., Equus caballus L., Capra hircus (zwei Stirnzapfen aus dem Walle bei 5), Sus (offenbar Sus scr. palustris Rütim.). Ein Knochen ist vom Haushund benagt, drei Knochenfragmente von Bos und Capra sind gebrannt.

Resultate. Aus der Untersuchung der Wälle geht hervor, dass diese Burg nach denselben Grundsätzen aufgeführt wurde, wie die vorbesprochene Schlackenburg bei Litoradlic, nur dass hier, den localen Verhältnissen entsprechend, welche keine allzu grosse Festigkeit der Wälle erforderten, die Verschlackung nur durch einen einmaligen Kohlenbrand bewerkstelligt wurde und dass die Verschlackung daher der Mächtigkeit des Walles wegen nicht so vollkommen stattfinden konnte. An der südöstlichen Seite der Hauptburg dürfte die Kohlenlage vollständig verbrannt sein; daher hat sich die Asche derselben zwischen den zwei Sandlagen in grösserer Menge bis heute erhalten. Auch der Wall der Vorburg wurde durch eine einmalige Kohlenlage in Brand gesetzt.

Interessant erscheint die an der abfallenden südwestlichen Seite des Innenraumes der Vorburg vorgenommene Ausgleichung des Terrains. Da eine einfache Aufschüttung von Sand oder Steinmateriale vor dem Abrutschen nicht sicher gewesen wäre, wurde hier die Ausgleichung des Bodens nach derselben Methode vorgenommen, wie die Aufführung eines verschlackten Walles. Zunächst wurde eine nach innen sich ausbreitende Lage von Kohlen aufgeschüttet, auf welche eine Sandlage folgte; die Kohlen verbrannten hier wegen des nicht hinreichenden Luftzutrittes sehr unvollständig; auf den Sand folgte wieder eine Lage Kohlen und darüber Sand und Steine; die Verbackung erfolgte jetzt besser. Auf diese Weise wurde hier sozusagen ein Wall in die Tiefe angelegt und zweimal in Brand gesetzt.

Da diese Wallburg an einem hohen, an sich schon schwer zugänglichen Bergrücken gelegen ist, so war die Festigkeit der Wälle nicht so wichtig und man begnügte sich hier mit nur einmaliger Verschlackung.

Dieses ziemlich ausgedehnte Hradiště war offenbar eine Gauburg, für deren Errichtungszeit die in den Wällen vorgefundenen Scherben deutlich genug sprechen. Die wenigen aus freier Hand gefertigten Scherben ohne Verzierung könnten auf die ältere Metallzeit bezogen werden; auch die Graphitscherben könnten noch auf die La Tène-Zeit hinweisen, allein sie alle wurden mit noch jüngeren Thonscherben gefunden, welche die Hauptmasse aller bilden. Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, dass sich aus freier Hand verfertigte Thongefässe in Böhmen bis gegen das VII. Jahrhundert erhalten haben; dickwandige Graphitgefässe (Kessel) reichen daselbst bis in's Mittelalter hinein. Der ältere Wallburgtypus der Hauptmasse der Scherben spricht für die Errichtung dieses Hradiště im VI. und VII. Jahrhundert n. Chr. Besiedelt war dasselbe nicht, wenn auch die spärlichen Funde im Innern auf eine zeitweise Benützung desselben hinweisen. Die wenigen spätmittelalterlichen Objecte dürften mehr durch Zufall auf diese Burg gelangt sein.

Was die in nördlicher Richtung von hier sichtbare und schon lange bekannte verschlackte Wallburg auf der Kátovická Hora oder Kněží Hora anbelangt, welche zwischen Strakonic und Horaždovic am linken

Ufer der Wotawa gelegen ist[1]), so geht aus der Beschreibung des eifrigen Forschers Beneš in Wocel's „Pravěk" hervor, dass die zwei äusseren, sowie auch theilweise der innerste Wall, dreifach verschlackt sind. Beneš erwähnt schon daselbst theilweise verschlackter Lagen von Sand und Steinen; nur dass er als Brennmaterial Holz annimmt und dasselbe auf die Stein- und Sandschichte legen lässt. Dieser Vorgang wäre schon deshalb unpraktisch, weil die durch den Brand des oben aufliegenden Holzes erzeugte Hitze wohl nach oben, aber nur unbedeutend nach unten wirkt; nie aber könnte die Gluth die unterhalb des Sandes gelegenen Steine verschlacken. Der Vorgang hiebei war, wie wir dies bei den Litoradlicer Wällen so deutlich gefunden haben, gerade umgekehrt: das Brennmateriale befand sich unten. Was das letztere anbelangt, so war auch ich ursprünglich der Meinung, dass dasselbe Holz gewesen sei; allein bei näherer Untersuchung der Schlacken von Litoradlic, vom Jerusalemberg bei Kesmark in der Slovakei und von einigen anderen Orten überzeugte ich mich, dass als Brennmateriale Holzkohle verwendet wurde, da die Abdrücke in den Schlacken nicht von Holz, sondern von Holzkohle herrühren. Diese Ansicht vertritt auch Schaaffhausen[2]). Meine vorliegenden Untersuchungen haben diese Ansicht vollkommen bestätigt. Es ist dieser Vorgang auch begreiflich, denn es lässt sich die Holzkohle leichter und besser vertheilen als Holz und die durch dieselbe erzeugte Hitze ist bedeutender.

Die Wallburg an der Kátovická Hora stimmt also durch ihre dreimalige Verschlackung mit der Litoradlicer Burg überein und wird wohl nicht nur auf dieselbe Art hergestellt, sondern auch in derselben Zeit errichtet worden sein, wenn auch bis jetzt keine Scherben auf derselben vorgefunden wurden.

Ausser den genannten sind noch folgende verschlackte Wallburgen in Böhmen bekannt: bei Bukovec, bei Mitov, am Tuhošt, am Vladař, bei Zvikov, Baba bei Frauenberg und fraglich bei Nezabudic. Die südlich vom Strakonicer Hradiště am linken Ufer der Wolynka zwischen Malenic und Čkyň gelegene Wallburg „Věnec" oder „Pržmo", welche ich im Jahre 1873 entdeckte[3]) und im darauffolgenden Jahre näher besichtigte und beschrieb[1]), dürfte den daselbst von mir gefundenen Scherben zufolge mit dem Hradiště von Strakonic übereinstimmen. Eine von mir geplante nähere Untersuchung dieser Burgstätte hat mir auf mein Ansuchen der Besitzer derselben, Prof. Dr. Zitek in Prag, nicht gestattet, „weil er sich seinen Wall nicht verunreinigen lassen wolle".

### Wallburg „Bába" bei Frauenberg.

Diese kleine, aber vierfach umwallte, an der Moldau nordöstlich bei Frauenberg gelegene Burg, deren Innenraum 97 Ar umfasst, habe ich im Jahre 1883 beschrieben und abgebildet[2]). Im Jahre 1891 unternahm Se. Durchlaucht Erbprinz Johann zu Schwarzenberg eine Durchgrabung des innersten und äussersten Walles; diese Untersuchung setzte ich in seiner Gesellschaft im Jahre 1892 fort.

Der Durchstich des innersten Walles erfolgte im Westen beiläufig an der Stelle, welche in dem in meiner vorcitirten Beschreibung enthaltenen Situationsplane Nr. 3, Fig. 1, mit *f* bezeichnet ist. Der Durchstich war 2 m lang, der Wall an dieser Stelle 9 m breit und unter dem Kamme 1·5 m hoch. Das Profil ergab das nachstehende Resultat:

Auf dem Naturboden lag eine 0·5 m mächtige Schichte von Gestein, auf dieser ruhte eine 1 m starke Lage sandigen Lehms, der offenbar aus der innen neben dem Walle verlaufenden grubenartigen Vertiefung stammte. Es zeigten sich keine Spuren von Kohle oder von Sand, auch keine Scherben wurden gefunden. Vor diesem Walle wurde nach innen ein 4 m langer und 1 m breiter Graben ausgehoben; hier breitete sich unter einer sehr schwachen Schichte Walderde sandiger Lehm aus, der auf Naturboden ruhte und vereinzelte abgewetzte Scherbenfragmente ohne jede Verzierung enthielt; einige dieser Scherben waren innen und aussen mit Graphit bestrichen, alle von freier Hand gemacht und gar nicht oder nur schwach gebrannt. Ein 2 m langer Durchstich wurde im äussersten (vierten) Walle ebenfalls im Südwesten vorgenommen. Der Wall war hier 12 m breit und unter dem Kamme an 3 m hoch. Das Profil war folgendes:

Auf dem Naturboden lag steinig-sandiger Lehm, 0·8 m mächtig, darauf ruhte nach innen eine 0·4 m mächtige Lage Holzkohle, die nach aussen ausging; auf diese folgte lehmiger Sand, roth gebrannt, 1·2 m mächtig, und hierauf lag eine 0·6 m starke Steinschichte, unten röthlich gebrannt, jedoch nicht verschlackt. Die Kohlenschichte verlor sich bei der Erweiterung des Durchstiches nach Süden und an ihrer Stelle lag aschiger, röthlich gebrannter Sand.

Von dem äussersten Walle wurde im Jahre 1892 eine grosse Menge Steinmaterial zu Bauzwecken gewonnen.

Resultat. Die Herstellung dieser Wallburg dürfte in zwei verschiedenen Zeiten erfolgt sein,

---

[1]) Siehe das vorhergehende Citat: Verschlackte Steinwälle etc.

[2]) Woldřich, Beiträge zur Urgeschichte Böhmens, I. Theil. (Mitth. d. Anthropol. Ges. Wien, Bd. XIII, 1883.)

[3]) Siehe meinen Aufsatz: Verschlackte Steinwälle etc., wie oben.

[1]) Woldřich, Wallburgen im südwestlichen Böhmen. (Mitth. d. Anthrop. Ges. Wien, Bd. V, 1885.)

[2]) Siehe meine: Beiträge zur Urgeschichte Böhmens. (Mitth. d. Anthropol. Ges. Wien. Bd. XIII.)

und zwar dürfte der innere Wall mit der weiter unten besprochenen Wallburg „Na Hradci“ von Poněšic gleichzeitig hergestellt worden sein; dafür spricht nicht nur die Anlage des innersten Walles, wenn auch die Steine und die Lehmschichte desselben hier eine umgekehrte Anordnung zeigen, sondern auch die hier gefundenen Scherben, welche viele Aehnlichkeit mit denen von der Burg „Na Hradci“ besitzen. Diese ursprüngliche Burg mag nicht nur als Wacht am Ufer der Moldau, sondern vielleicht auch zu Cultuszwecken eine Wichtigkeit erlangt haben, wie dies die heidnische Benennung „Bába“ des gegen die Moldau vorspringenden Felsens derselben anzudeuten scheint; sie wurde deshalb später, zur Zeit der Anlage der verschlackten Wälle, noch sicherer befestigt durch Errichtung zweier kleinerer, durch Gräben getrennter Wälle und eines äussersten, aber mächtigsten Walles, der nach Art der verschlackten Wälle durch Kohlenbrand hergestellt wurde.

### Wallburg „Na Hradci“ unweit Frauenberg.

Auf dem rechten Ufer der Moldau befindet sich im Poněšicer Revier auf dem Gipfel des „Hradec-Berges“ eine ebenfalls von mir aufgefundene Wallburg, die jedoch, wie der Name besagt, klein ist und nur 90 Ar umfasst. Ihre Anlage habe ich im ersten Theile meiner „Beiträge zur Urgeschichte Böhmens beschrieben und unter Nr. 4, Fig. 1, 2, 3 und 4, abgebildet.

Die nähere Untersuchung unternahm ich unter Betheiligung Sr. Durchlaucht des Erbprinzen Johann Fürsten zu Schwarzenberg im Jahre 1890. Dieselbe begann am innersten Steinwalle an einer am besten erhaltenen Stelle im Südwesten, da wo im Grundriss meines ersten Berichtes unter Nr. 4, Fig. 1, der Querstrich *m e* sich befindet. Es wurde hier ein 3 m langer Durchstich des Walles vorgenommen; die Höhe des im Ganzen sehr zerfallenen Walles betrug hier 1·4 m, die Breite 9 m; das Profil (Fig. 12) zeigte auf dem Naturboden eine sandige Lehmlage von 0·8 m Mächtigkeit (1), die (wenigstens zum Theile) wahrscheinlich der inneren Vertiefung neben dem Walle entnommen wurde; darüber lagen grössere Steine, aus Quarzit und Gneiss bestehend, 0·6 m mächtig (2); von Kohlen war, von drei winzigen zufälligen Stückchen abgesehen, keine Spur vorhanden, auch waren weder Sand, noch Lehm, noch die Steine gebrannt oder verschlackt. Sowohl in der Lehm- als in den Steinlage kamen Scherben vor.

Ein zweiter ähnlicher Durchstich auf der östlichen Seite ergab dasselbe Resultat.

Der Innenraum wurde zunächst an der höchsten Stelle, etwa 10 m vom östlichen Walle entfernt, untersucht, indem hier ein 4 m langer, 1 m breiter und 0·6 m tiefer Graben gezogen wurde; unter einer sehr schwachen Lage Walderde folgte sofort ein sandig-steiniger Naturboden ohne jegliche Reste. Auf der nordwestlichen Seite wurde neben dem Walle ein 4 m langer und 1 m breiter Graben gezogen; hier lag eine 0·3 m mächtige Schichte humöser Walderde, unter welcher, auf dem Naturboden liegend, mehrere Scherben zum Vorschein kamen. Diesem Walle gegenüber wurde im Nordosten neben dem Walle ein 2 m langer und 1 m breiter Graben gezogen; hier lagen unter einer schwachen Schichte Walderde einige Stückchen Kohlen auf dem sandigen Naturboden. In der Mitte der südlichen Hälfte wurde auf erhöhter Stelle ein 2 m langer, 1 m breiter und 1 m tiefer Graben angelegt, der unter einer schwachen Lage Waldboden einen sandig-lehmigen Naturboden ohne Reste zeigte. Endlich wurde noch in der Mitte des Innenraumes ein 2 m langer, 1 m breiter und 0·8 m tiefer Graben gezogen, in welchem unter schwacher Walderdelage sandig-lehmiger Naturboden folgte, auf dem zwei kleine Scherben und ein grosser Henkel von einem Thongefässe lagen. Auffallend ist der Umstand, dass hier keine Thierknochen vorkamen.

Scherben. Unter den ziemlich zahlreichen Scherben befinden sich Wand-, Rand- und Bodenfragmente sowie sehr kleine und grössere Henkel; einige Randstücke sind nach auswärts gebogen, ein Bodenstück besitzt einen sehr kleinen nach innen eingedrückten Boden; einige Wandstücke stammen von niedrigen, weitbauchigen, kleinen Gefässen. Im Ganzen sind die Scherben, von denen leider keiner eine Verzierung trägt,

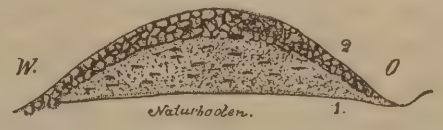



Fig. 12. Profil des innersten Walles auf der Wallburg „Na Hradci“.

von den Scherben der benachbarten Litoradlicer verschlackten Burg ziemlich verschieden und zeigen ein entschieden älteres Gepräge; sie sind meist dünnwandig und aus geschlemmtem Lehm erzeugt, viele mit Graphit glänzend schwarz, andere innen und aussen roth und gelb bestrichen; alle diese Scherben sind aus freier Hand verfertigt und schwach gebrannt.

Resultate. Bei Errichtung dieser von drei ringsherum verlaufenden Wällen eingeschlossenen kleineren Wallburg wurde, den vorgenommenen Untersuchungen zufolge, zunächst eine sandige Lehmlage auf dem Grunde des Walles aufgeführt, welche dann durch übereinandergelegte Steine erhöht wurde; eine Benützung von Kohle und Feuer zum Zwecke der grösseren Festigkeit kam hier nicht vor. Es konnte hier constatirt werden, dass das zum Baue verwendete Quarzitgestein von einem südöstlich am Libochova-Bache gelegenen alten Steinbruche auf den Berg, wahrscheinlich auf Schleifen, befördert wurde, denn es stimmt nicht nur das Gestein, sondern es liegen noch vereinzelte Quarzitgesteine längs einer Linie am Abhange des Berges, die vom Steinbruche zur Wallburg führt. Aus den vorgefundenen Scherben lässt sich mit grosser Wahrscheinlichkeit

schliessen, dass diese Wallburg in der Hallstätter-Zeit, wenn nicht früher, errichtet wurde, wofür auch die umliegenden Grabhügel sprechen. Dieselbe ist entschieden älter als die vorbeschriebenen verschlackten Burgen.

### Hradiště bei Wällisch-Birken.

Diese Wallburg habe ich im Jahre 1874 aufgefunden, in einem Berichte[1]) kurz besprochen und skizzirt. Westlich von Wällisch-Birken (Vlachovo Březí) zieht sich ein bewaldeter Bergrücken hin, der in der Generalstabskarte als Hradiště-Berg, offenbar nach älteren Karten, bezeichnet ist, denn in der Bevölkerung weiss man wenig von diesem Namen. Dieser Bergrücken fällt im Norden gegen den Libotinský-Bach steil ab. Oberhalb des Dorfes Unter-Kožlí ist die entlegene und schwer zugängliche Wallburg situirt; dieselbe ist Eigenthum der Frau Theresia Gräfin von Heberstein in Wällisch-Birken. Auf mein Ansuchen erhielt ich in zuvorkommendster Weise die Erlaubniss zur Untersuchung dieses Hradiště, welche ich im Jahre 1891 unter Betheiligung der Herren Oberförster Fr. Kulhavý und Oberverwalter Alois Tichý vornahm.

Die Innenseite bildet eine, wie es scheint, theilweise absichtlich geebnete Fläche. Dieses Plateau ist ringsherum von einem circa 300 m langen Steinwalle (neben dem Walle innen gemessen) eingeschlossen. Im Nordosten ragt ein Felsvorsprung hervor, mit schöner Aussicht auf Wällisch-Birken und weit in's Land hinein; von diesem zieht sich ostwärts ein ebener, absichtlich hergestellter Rand über einen steilen Abfall hin, worauf der Steinwall beginnt; dieser ist vielfach zerfallen, stellenweise noch 5 m hoch und bei 5 m, an zerfallenen Stellen 8 m breit; an einer Stelle ist aus dem Gestein des zerfallenen Walles auf und längs desselben eine schmale Waldgrenzmauer aus jüngster Zeit aufgeführt. Im Westen zieht sich unterhalb des ersten Walles bogenförmig gegen Nordwesten ein zweiter stark zerfallener Steinwall hin; Spuren eines solchen sind auch im Südosten vorhanden.

Im Südwesten wurde ein 2·5 m langer Durchstich vorgenommen; die Höhe des Walles betrug hier 3·5 m, die Breite 5·5 m. Das Profil zeigte auf dem Naturboden eine sandig-lehmige Aufschüttung von 0·6 m Mächtigkeit, dieser folgten zunächst kleinere und dann grössere Steinblöcke aus Gneiss, aus welchem Gestein auch der Naturgrund besteht; es kamen weder Spuren von Kohlen noch Scherben zum Vorschein. Ein zweiter im Nordwesten vorgenommener Durchstich ergab dasselbe Resultat.

Nahe der Mitte des Innenraumes wurde ein 4 m langer und 2 m breiter Graben gezogen, welcher unter einer schwachen Lage von Walderde eine sandige Schichte und bei 0·6 m Tiefe den felsigen Naturboden zeigte und keine Funde ergab. Ein im Süden neben dem Walle gezogener 3 m langer und 2 m breiter Graben lieferte dasselbe Resultat. Ein vor dem Aussichtsfelsen gezogener 2 m langer und 1 m breiter Graben zeigte unten sandigem Waldboden bei 0·5 m Tiefe den Naturboden und keine Spur von Funden. Die terrassenförmige Aufschüttung im Osten besteht aus sandig lehmiger Erde von 1 m Mächtigkeit an der untersuchten Stelle.

Resultate. Wir haben es hier mit einem ziemlich ausgedehnten und der Lage nach sehr gut gewählten Hradiště zu thun, dessen mühevolle Untersuchung nicht einmal einen Scherben ergab. Die Wälle bestehen vorherrschend aus aufgeschichteten Steinen; der steile Abfall nach der Ostseite ist durch eine aufgeschüttete Erdterrasse ausgeglichen. Dieses Hradiště ist offenbar nur als Refugium errichtet, aber nie benützt oder bewohnt worden. Ueber die Zeit seiner Errichtung lässt sich vor der Hand nichts mit Bestimmtheit sagen, doch scheint es mir, dass dasselbe zu den im VIII. Jahrhundert n. Chr. errichteten Gauburgen (Župní Hradiště) gehören dürfte. —

In der Umgebung von Wällisch-Birken sollen sich, nach Aussage des Oberförsters Kulhavý, bei Lipovic und Budkau Grabhügel vorfinden und an letzterem Orte soll ein solcher aus Steinen bestehender Grabhügel die Reste eines menschlichen Schädels enthalten haben, die in Verlust geriethen.

Etwa 15 Minuten Weges in westlicher Richtung vom besprochenen Hradiště entfernt erheben sich am Rande des Waldes zwei Felsen oberhalb der Strasse, die von Winterberg nach Husinec führt. Diese Felsen sind durch eine niedere, ein Rechteck bildende Steinmauer verbunden; das Rechteck ist 50 m lang und 20 m breit. Der untere Felsen gewährt eine schöne Aussicht auf den Böhmerwald. Hinter dem nördlichen Felsen ist eine 50 m lange, mehrere Meter breite und 4·5 m hohe Mauer aus kleinen Steinen aufgeschichtet und fällt durch die grosse Masse von Steinen sofort auf. Da sich jedoch bei der an drei Stellen des Innenraumes vorgenommenen, 1 m tiefen Grabung nur Walderde, sandiger Grus und Felsen zeigten, glaube ich, dass diese Stelle, so auffallend sie auch ist, und trotzdem der untere Felsen im Volke den Namen „Kazatelna“ (Kanzel) führt, keine prähistorische Bedeutung besitze, obwohl sie vielleicht mit dem jüngsten Heidenthume in Verbindung gebracht werden könnte. Die aufgeschichteten Steine sind sicherlich nur von den umliegenden Feldern stammende Klaubsteine.

Noch weiter westlich ragt oberhalb Mýkov ein spitzer Felsen hervor, auf dem eine alte Fichte steht; rings um den Felsen sind Gruppen von Steinhaufen gestellt; an prähistorischen Anzeichen fand ich jedoch

[1]) Woldřich, Wallbauten im südwestlichen Böhmen. (Mitth. d. Anthropol. Ges. Wien, Bd. V, Nr. 8 und 7, 1875.)

bei mehreren Grabungen nichts vor. Der Felsen gewährt eine so wundervolle Fernsicht, wie man eine solche nicht einmal von dem Kubanyberg (Boubín) geniesst; da der Felsen von der Husinec-Winterberger Strasse ohne viel Zeitverlust und Mühe leicht erreicht werden kann, ist derselbe den Touristen besonders zu empfehlen.

### Háj bei Žárovna.

Unterhalb Kosmo, rechts von der Strasse, die von Winterberg nach Husinec führt, erhebt sich hinter dem Dorfe Žárovna ein kegelförmiger, bewaldeter, weit sichtbarer Hügel, dem ich im Jahre 1891 einen flüchtigen Besuch abstattete. Auf seinem Gipfel fand ich einen ringsherum verlaufenden, aus ziemlich grossen Steinen bestehenden, niederen und vielfach zerfallenen Wall; auf der nördlichen Seite zieht sich eine lange, aus Erde aufgeführte, auf grossen Steinen ruhende Terrasse dahin. Der ganzen Anlage nach erinnert dieser Hügel an den aus jüngster heidnischer Zeit stammenden Hájek bei Putkan, nordöstlich von Winterberg, den ich seinerzeit beschrieb und abbildete [1]), nur ist diese Anlage bedeutend grösser und gehört ohne Zweifel, sowie der angedeutete Hájek, zu den letzten geheiligten Hainen (Háj). Zu Grabungen hatte ich leider keine Gelegenheit, denn mein Besuch fiel auf einen Sonntag.

Bei dem in der Nähe gelegenen Dorfe Pěčnov (Pietschnau) ist vor 25 Jahren auf einem Felde ein Topf (Urne?) gefunden worden, in der sich mehrere metallene, „nicht aus Eisen verfertigte" Ringe befunden haben sollen, die verworfen wurden. Man führte mich an die betreffende Stelle, an welcher ich nichts Auffälliges bemerken konnte.

### Wallburg „St. Lorenzen" unweit Bischofteinitz im Bezirke Hostau (Hostouň).

Nordwestlich von Bischofteinitz befindet sich zwischen den Dörfern Schüttarschen (Štitary) und Taschlowitz (Tašlovice) ein ansehnliches Hradiště auf einem kegelförmigen, isolirten Hügel, der von der Radbuza an drei Seiten umflossen wird. Auf dem flachen Gipfel des Hügels steht heute eine kleine alte Kirche, „St. Lorenz", um welche sich ein kleiner, mit einer Mauer umgebener Friedhof befindet, in dem die Verstorbenen von Schüttarschen begraben werden. Die heutige Kirche wurde aus einer älteren umgebaut. Der Umstand, dass der Todtengräber beim Tiefgraben auf Skelette stiess, die mit S-förmigen Schläfenringen versehen waren, veranlasste mich, den Ort im Jahre 1890 von Bischofteinitz aus zu besuchen, wohin mich eine freundliche Einladung Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin Karl zu Trauttmansdorff führte. Ich war nicht wenig erstaunt, den Berg mit gross angelegten Wällen befestigt zu finden, und beschloss sofort, diese Stätte, soweit es meine Zeit erlaubte, zu untersuchen. An dieser Untersuchung betheiligten sich Se. Durchlaucht Fürst Karl zu Trauttmansdorff, die beiden jungen Grafen Ferdinand und Alfons Trauttmansdorff und Erdechant

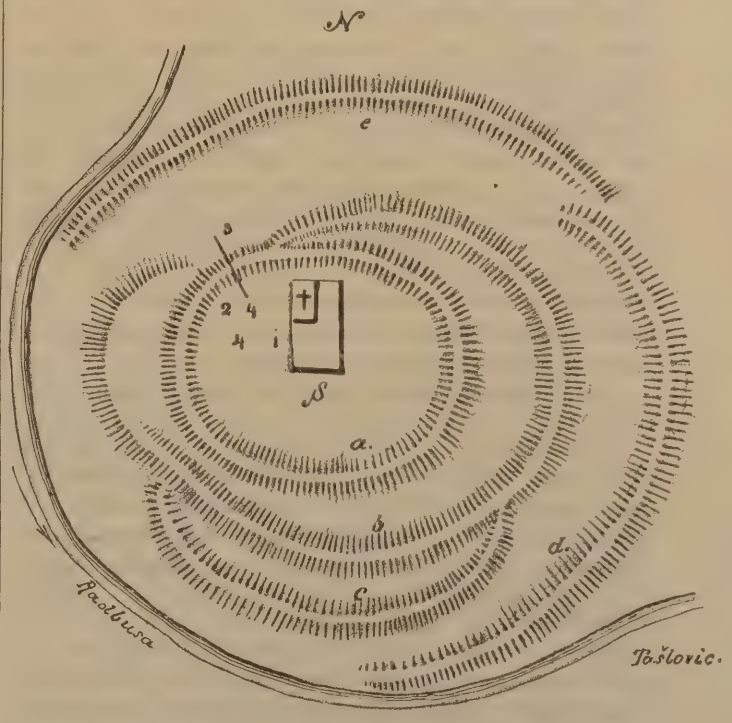



Fig. 13. Planskizze der Wallburg St. Lorenzen bei Štitary.

Brauer. Ich nahm eine flüchtige Skizze dieser Wallburg auf (siehe Fig. 13), zeichnete darauf die Lage der Wälle und mass ihre beiläufige Länge durch Schritte ab.

Das Plateau des Gipfels ist fast kreisrund; nahe der Mitte, mehr gegen Norden gerückt, steht die Kirche mit dem Friedhofe. Der Rand des Plateaus ist von einem mässig hohen, an 300 m langen Erdwalle, der im Osten jetzt noch eine Höhe von 4 m besitzt, eingeschlossen (*a*); diesem schliesst sich im Norden ein zweiter, ringförmig verlaufender Wall an (*b*), der gegen Westen als steiler, natürlicher Abfall in einer Länge von circa 200 m, im Süden als niederer und im Osten als hoher Wall in der Länge von beiläufig 370 m verläuft und hier eine innere Höhe von 5 m, aussen eine Höhe von 10 m erreicht, im Ganzen also eine Länge von circa 570 m besitzt. An diesen Wall schliesst sich von Südwest bis Südost bogenförmig ein dritter, sehr hoher Wall von beiläufig 180 m Länge

[1]) Woldřich, Wallbauten im südwestlichen Böhmen. (Mitth. d. Anthropol. Ges. Wien, Bd. V, 1875.)

an (*c*). Von Süden verläuft dann über Osten gegen Nordosten ein vierter, terrassenförmiger Wall (*d*) von beiläufig 400 m Länge und von hier folgt dann im Norden ein fünfter, circa 460 m langer Wall (*e*), der vom ersten gegen 65 m entfernt ist. Die Befestigung ist also auch hier an den leichter zugänglichen Stellen im Süden und Osten am stärksten.

Da nun nach dem Berichte des Herrn Erzdechanten Brauer aus dem Jahre 1875[1]) „der Todtengräber auf menschliche Skelette von stärkerem Gliederbaue, theils in sitzender, theils in liegender Stellung stiess, auf deren fünf Schädeln sich eben so viele bronzene Ringe (etwa Armbänder) befanden und Urnenreste daselbst schon früher vorfunden wurden" und da man auf dem heutigen Friedhofe keine Nachgrabungen vornehmen darf, so wurde auf ungeheiligtem Boden neben der westlichen Friedhofsmauer ein 10 m langer, 1·5 m breiter und ebenso tiefer Graben gezogen (1 auf der Planskizze Fig. 13). Zu oberst lag hier eine 0·4 m hohe, aus Schutt und Ziegelfragmenten bestehende Schichte, unter welcher eine 0·3 m hohe erdige Lage folgte, in der sich eine gebrannte, mit gepresstem Ornamente versehene Thonplatte vorfand; hierauf folgte bis zu einer Tiefe von 1·5 m eine stark humöse Schichte mit Eisennägeln und Thierknochen, darin lag in blosser Erde ein Menschenskelet, ausgestreckt von Osten nach Westen mit dem Kopfe im Westen; unweit von der rechten Hand lag eine Silbermünze; ferner lagen hier noch drei andere Menschenskelette, darunter die Reste eines Kindes, durcheinander, ohne jede Beigabe. Das erste Skelet wurde ganz und von den anderen die gut erhaltenen Stücke gehoben.

Im Nordwesten wurde neben dem inneren Walle (2) ein 3 m langer, 1 m breiter und 1·5 m tiefer Graben angelegt. Die ganze Schichte, welche bei der angeführten Tiefe auf dem Naturfelsen ruhte, bestand aus sandig-lehmiger Erde, welche oben humös war. Gleich unter der Oberfläche kamen eine Münze, dann Scherben und Fragmente von Thierknochen, ein Thonwirtel, eine Eisensichel und tiefer einige Menschenknochen vor. Im Norden (3) wurde der Wall angegraben; derselbe bestand aus mit kleinen Steinen untermischter Erde und lieferte keine Reste. Zwischen der ersten und zweiten Grabung (bei 4) wurden an zwei Stellen Grabungsversuche gemacht, doch folgte hier unmittelbar unter der Grasdecke der Naturfelsen. Dasselbe Resultat ergab ein Grabungsversuch südlich vom Friedhofe (5).

Sämmtliche gefundenen Objecte blieben in Verwahrung des Herrn Ferdinand Grafen zu Trauttmansdorff. Die von mir in das Schloss nach Bischofteinitz überbrachten Skelette wurden zu meinem grössten Leidwesen nach meiner Abreise wieder vergraben und sind leider nicht mehr zu haben.

Funde: Zwei Schläfenringe aus Bronzedraht, an einem Ende S-förmig, am anderen stumpf endigend, Durchmesser 1·7 cm und 6 cm; dieselben stammen von den oben besprochenen, innerhalb des heutigen Friedhofes angetroffenen Skeletten. Ein einfacher Glasring von rundem Körper, äusserer Durchmesser 2·1 cm, Dicke 0·4 cm. Ein runder, abgeflachter Thonwirtel aus schwarzbraunem Lehm mit weitem Loche, schwach gebrannt, Durchmesser 2·8 cm, Dicke 1·5 cm. Ein 4·8 cm langer, 0·3 cm dicker Eisenstift mit kurzem, kegelförmig zugedrehtem Ende (Bohrer?), am anderen Ende abgeplattet. Eine Eisensichel mit schmaler, gestreckter, sensenförmiger Klinge (Fig. 14); dieselbe erinnert an die Form der römischen Sicheln; der Griff ist theilweise abgebrochen; gerade Länge vom Griff bis zur Spitze der Klinge 27 cm, Bogenlänge am Rücken 40 cm, Breite der Klinge oberhalb des Griffes 1·4 cm, grösste Breite derselben 3·6 cm. Ein Thon-

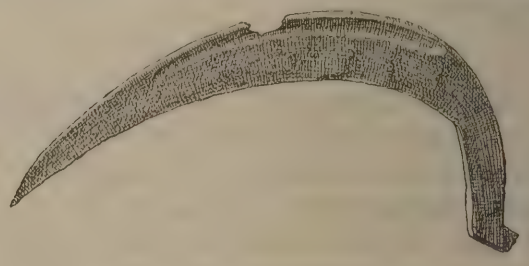


Fig. 14. Eisensichel, $^1/_4$ nat. Gr.

gefässfragment, auf der Töpferscheibe geformt, gebrannt, mit wellenförmigem Ornamente.

Die bei dem Skelete im ersten Graben gefundene Silbermünze ist ein Denar des Herzogs Vratislav II. (1061—1086) und stimmt vollkommen überein mit dem in den Skelettgräbern von Otmice (Otmyky) gefundenen Denar[1]). Die in der obersten Lage des zweiten Grabens gefundene Silbermünze mit einseitiger Prägung stammt nach dem Ausspruche Sr. Durchlaucht des Herrn Ernst Fürsten zu Windischgrätz

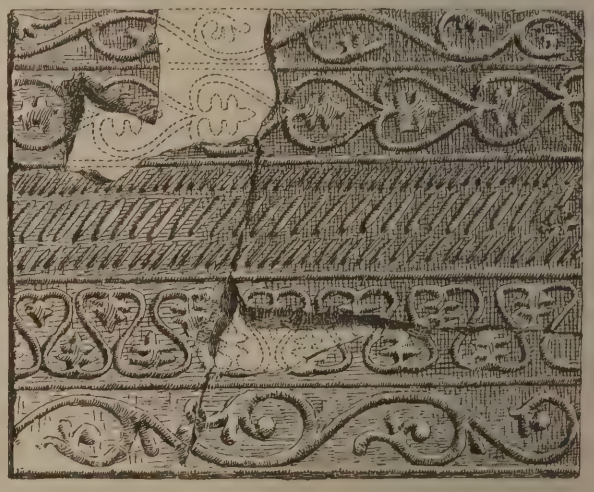


Fig. 15. Verzierte Thonplatte, $^1/_4$ nat. Gr.

von Ludovicus I. (1516—1526). Neben den drei Stücken dicker Eisennägel des ersten Grabens lag noch ein langes fragliches Eisenfragment.

Die im ersten Graben gefundene, beschädigte Thonplatte ist 31 cm lang, 26 cm breit und 2·5 cm dick, viereckig; die auf der einen Seite befindliche Verzierung (Fig. 15) ist erhaben; dieselbe entstand durch Pressung mit einem Model,

[1]) Woldřich, Heidnische Begräbnissstätten bei Hostau-Bischofteinitz. (Mitth. d. Anthropol. Ges. Wien 1876, B. VI, Nr. 1 und 2.)

[1]) Mužik, Památky archéolog., Prag, XII, Heft 1, S. 19, Taf. II, Fig. 12.

worauf die Ränder der Figuren mit einem scharfen Instrumente nachgebessert wurden. Das Ornament ist sehr zierlich und ziemlich symmetrisch, doch zeigt seine Ausführung keine sichere und geübte Hand.

Vor einigen Jahren wurde auf diesem Hradiště ein ausgehöhltes, massives Steingefäss gefunden, dessen Zeichnung und Dimensionen mir Herr Ferdinand A. Graf zu Trauttmansdorff freundlichst zusendete (Fig. 16). Dasselbe besteht aus Granit und ist stark verwittert; die Höhlung ist elliptisch, der kleine Boden flach; Höhe des Gefässes 13 cm, des Fusses 3 cm, der inneren Höhlung 8 cm, grösster Durchmesser oben 21 cm, der Oeffnung 15 cm, Durchmesser des inneren Bodens 10 cm, Wanddicke 3 cm.

**Resultate.** Dieses Hradiště gehört zu den jüngeren, stark befestigten Wallburgen Böhmens und scheint, wenigstens während einer längerer Zeit, nicht besiedelt gewesen zu sein. Es dürfte jedoch in heidnischer Zeit als eine geheiligte Stätte benützt worden sein, wofür nicht nur das beschriebene Steingefäss, das als Opfergefäss anzusehen wäre, sondern auch der Umstand

Fig. 16. Gefäss aus Granit, 1/6 nat. Gr.

spricht, dass man hier vor Zeiten beim Ackern auf den tieferen Gehängen des Berges verkohlte Eichenstämme von verschiedenen Dimensionen vorfand. Sicher ist, dass man hier gegen Ende der heidnischen Zeit, also in der zweiten Hälfte des XI. Jahrhundertes, wie dies die bei dem Skelete vorgefundene Münze, welche noch nicht mit der Krone des Königs Vratislav II. (1086—1092) geziert ist, beweist, die Verstorbenen (wahrscheinlich des uralten slavischen Ortes Štitary) beerdigte. Die Bestattungsweise und die Beigaben (Schläfenringe, Münze in der Hand) stimmen vollkommen überein mit dem von mir im Jahre 1882 [1]) beschriebenen Gräberfelde bei Schüttenhofen. Dieser Gebrauch war übrigens in Böhmen, wie dies die in den letzten Jahren gemachten Erfahrungen darthun, sehr verbreitet. Derselben Zeit gehören wohl auch die übrigen, hier im zweiten Graben gemachten Funde an, mit Ausnahme der Münze aus dem XVI. Jahrhunderte, welche wohl später zufällig auf den Berg gelangte. Anlässlich der in diesen Gegenden von Baiern her erfolgten Verbreitung des Christenthums dürfte der die Abhänge bedeckende Eichenhain durch Feuer vernichtet und an der Stelle der heidnischen Begräbnissstätte eine Kirche gebaut und ein christlicher Friedhof errichtet worden sein. Dieser alten Kirche mag die beschriebene verzierte Thonplatte angehört haben. Eine derartige Wandlung alter heidnischer Stätten ist in Böhmen nicht selten anzutreffen.

[1]) Woldřich, Slovanské pohřebiště u Sušice. (Památky archéolog., Prag 1882, Bd. XII, Heft 1.)

## II. Funde in Wallbauten.

### Hradiště Dřevič.

In Gesellschaft des fürstlich Schwarzenberg'schen Güterdirectors Herrn Olschbauer in Citolib besuchte ich im Jahre 1891 die genannte, schon lange bekannte Wallburg, deren Name der Geschichte angehört. Nach Cosmas [1]) hat sich Fürst Odalrich (Oldřich) dieser äusserst festen Burg bemächtigt. Wocel [2]) gibt auf Grundlage der Berichte von Beneš eine ziemlich ausführliche Beschreibung dieser südlich von Laun, zwischen Vinařic und Ročov, auf einem hohen Bergrücken gelegenen Wallburg. Der gegen 4 m hohe Wall zieht sich im Norden und Osten um die ausgedehnte ebene Burgfläche herum und besteht nach Wocel aus Erde und Schiefergerölle; im Westen fällt der Bergrücken steil ab und es entfiel hier die Nothwendigkeit einer Befestigung. An einer frischen Durchbruchstelle im östlichen Walle, die etwa 0·5 m tief ging, fand ich, dass hier der Wall aus sandigem Lehm bestand; gegen den Grund desselben zeigte sich Asche. Eine nähere Untersuchung des Walles wäre sehr wünschenswerth; ich hatte hiezu leider nicht die nöthige Zeit. Im Nordosten führt ein kurzer Doppelwall zu einem Brunnen. Im Süden biegt der Wall schlingenförmig nach innen um und lässt zwischen dem westlichen Abfalle nur einen schmalen Zugang offen, der vielfach als „Eisernes Thor" bezeichnet wird. Ohne Zweifel befand sich hier ein befestigter Zugang; allein an die Existenz eines Thores aus Eisen ist hier wohl nicht zu denken. Mir wurde der gegenüberliegende hohe Felsen als „Eisernes Thor" bezeichnet. Gegenwärtig steht in der nordwestlichen Ecke der Wallburg ein Jägerhaus und östlich von diesem eine Capelle des heiligen Wenzel (im Renaissancestil) erbaut.

[1]) Cosmas, I., 70, ad ann. 1002. „Dux Odalricus rediens ad patriam, intrat munitissimum castrum nomine Drevic etc."

[2]) Wocel, Pravěk, S. 429—431. Siehe auch Památky arch., VII, S. 604.

Vor dieser Capelle sind Arbeiter beim Tiefackern auf Skelette gestossen, die mich veranlassten, einen Ausflug nach dieser Burg zu machen. Die Skelette waren wieder vergraben und zwei grosse Steinplatten, welche dieselben bedeckten, lagen noch vor. Eine dieser Steinplatten zeigte auf der ebenen Seite ein kleines schiefes, eingemeisseltes Kreuz. Ich unternahm in nächster Nähe an ungestörter Stelle eine Grabung und stiess in einer Tiefe von 1 m in humöser Erde auf ein gestreckt liegendes Skelet, dessen Kopf sich im Südosten befand; dasselbe lag in blosser Erde ohne jegliche Einfassung und enthielt keine Beigaben. Der Schädel wurde mit dem ganzen Erdballen gehoben und eingepackt. Bei der Untersuchung zeigte es sich, dass derselbe einen Sprung hatte, so dass das Gesicht verschoben erscheint und eine sichere Messung nicht gestattet. Es ist ein Langschädel, dessen Längenbreitenindex circa 78 beträgt, das Gesicht breit, orthognath, der Unterkiefer hoch. Grösste Länge des Humerus 35·5 cm, des Radius 25·8 cm, des Femur 47 cm, der Tibia 39·2 cm. Diese Reste gehören also einem ziemlich grossen Individuum an und stammen offenbar aus der Anfangszeit des Christenthums, in welcher nach heidnischem Gebrauche eine Steinplatte das Grab bedeckte, die aber mit einem einfachen eingemeisselten Kreuzzeichen versehen wurde.

Der dortige Förster übergab mir ein Schädelfragment, das vor längerer Zeit „irgendwo am Dřevič“ gefunden wurde, dem das Hinterhaupt sowie der Unterkiefer fehlen. Dieses einem etwa 20jährigen Individuum angehörige Schädelfragment zeigt einen anderen dolichocephalen Typus als der vorerwähnte Schädel; es besitzt ein schmales Gesicht und eine flache, zurücktretende Stirne.

Ferner wurden mir Scherben übergeben, die, auf der Drehscheibe geformt, sehr gut aus lichtem Lehm gebrannt und mit Wellenornamenten verziert sind, und dem jüngeren Wallburgtypus angehören.

Sr. Durchlaucht, dem regierenden Fürsten Adolf Johann zu Schwarzenberg wurden im Jahre 1891 die nachstehenden „von oder bei Dřevič“ gefundenen Objecte überbracht:

Eine Lanzenspitze aus Bronze, schön grün patinirt, Länge 12·5 cm; Länge der Flügel 8·5 cm, des Schaftloches 4 cm, Durchmesser des letzteren 2·4 cm, gegossen; das Schaftloch reicht bis gegen die Spitze und ist an den Seiten mit Resten von Gussleisten versehen. Leider ist es mir nicht gelungen, Näheres über die Fundstelle dieses aus der Bronze- oder aus der Hallstätter-Zeit stammenden Stückes zu eruiren. Zwei Sporen mit sternförmigen Rädern; eine Eisenpfeilspitze mit Widerhaken, alle dem späteren Mittelalter angehörig; endlich ein wohlerhaltenes Eisenschwert mit Griff aus einem Stück, messerförmig; Gesammtlänge an 75 cm, Breite der Klinge unter dem Griff 5 cm; die 14 cm lange und 3·5 cm breite Griffzunge ist mit drei Löchern und einem aus Eisenplatten bestehenden, seitlich geschweiften Kopfe mit Gesicht versehen. Der dazugehörige Gürtel besteht aus gepressten, verzierten Blechringen aus Messing mit Spuren von Vergoldung. Nach Ansicht des Herrn Custos Boeheim ist dies ein „böhmisches Bauernschwert“ aus dem XIV. Jahrhunderte. Die Technik des Schwertes und des Gürtels verrathen orientalischen Einfluss.

Unterhalb dieser Wallburg sollen sich in der Nähe des Meierhofes Gräber befunden haben, in denen Bronzenadeln gefunden wurden, die sich im städtischen Museum zu Laun befinden sollen. Wahrscheinlich wurde hier auch die oben besprochene Lanzenspitze aus Bronze gefunden.

Am westlichen Abhange des Berges dürfte ein unterirdischer Gang vorhanden sein, vor dessen Mündung gebrannte Steine, Scherben mit Wellenornamenten und Knochen vorkommen; von dieser Mündung einige Meter entfernt, kommt an einer Stelle gebrannter Kalk zu Tage, in dem ich kleine Knochenfragmente mit grüner Metallfärbung vorfand.

## Flacher Wallbau bei Postelberg.

Die Eger bildet unmittelbar vor Postelberg einen Bogen, in dem sich niedere, stellenweise ziemlich breite Erdwälle auf kaum merklich erhöhtem, ebenem Terrain vorfinden.

Es scheint, dass einst ein Arm dieses Flusses, vom linken Ufer abzweigend, zunächst ostwärts und dann, südlich sich wendend, die besagte inselartige Erhöhung umflossen hat. Vom linken Ufer der Eger zieht sich bogenförmig ein niederer Wall nordostwärts, der eine über fünf Joch grosse Fläche einschliesst (Parcelle 392). Vom niedrigen, steil abfallenden Ufer der Eger zieht im Süden dieser Parcelle ein höherer und mächtigerer Wall quer ostwärts und verbindet sich hier mit dem in südlicher Richtung verlaufenden steilen Wallabfalle; diese beiden Wälle schliessen mit der Eger die bedeutend über ein Joch grosse Parcelle 389/1 ein, die weiter südlich, unweit vom Flussufer entfernt, ebenfalls von einem Erdwalle begrenzt war, der sich von Westen nach Osten zog und dessen Spuren man noch deutlich auf dem geackerten Felde verfolgen kann. In der nordöstlichen Ecke dieser umwallten Parcelle steht ein kleines Haus, das „Levanicer Jägerhaus“, vulgo „Königlhaus“ genannt.

In Postelberg ist die historisch nicht unbegründete Ansicht verbreitet, dass an der Stelle der beiden bezeichneten Parcellen einst die befestigte Burg „Draguš“ und später das Kloster „Porta apostolorum“ gestanden sei. Da die beiden Parcellen fast zur Gänze fürstlich Schwarzenberg'sches Eigenthum sind, wurden hier auf Veranlassung des Herrn Guts- und Fabriksdirectors Josef Maschat in Postelberg Grabungen vorgenommen, die nicht uninteressante Resultate ergaben und mich veranlassten, im Jahre 1891 die Gegend zu besuchen und weitere Grabungen vorzunehmen.

Ich lasse zunächst den Bericht des Herrn Directors Josef Maschat über die Grabungen im Jahre 1890 folgen.

„Aus den Vorerhebungen des fürstlichen Registrators Johann Veselý geht hervor, dass an dieser Stelle bereits im Jahre 869 unter Herzog Neklav eine feste Burg, beziehungsweise die Stadt Draguš für den Saazer Herzogssohn Zbislav errichtet wurde. An dieses historische Ereigniss erinnert die noch lange darnach bestandene Benennung der nebenan situirten Wiese „na Drahuši", wie diese in alten Rechnungen der Stadt Laun nachgewiesen erscheint.

An der Stelle dieses unvollendeten Herzogssitzes wurde hierauf gegen Ende des XI. oder am Anfange des XII. Jahrhundertes das Benedictiner-Kloster „Porta apostolorum" errichtet. Den Standort dieses Klosters kennzeichnet ein Erlass vom 17. Mai 1702, mit welchem bestimmt wurde, dass „der Künigelgarten" dem fürstlichen „Befehle gemäss" dort errichtet werde, wo ehemals das Kloster „Porta apostolorum" stand.

In diesem Kloster existirte neben der Prälatur eine schöne Marienkirche, in welcher nach der im Prager Capitelarchive verwahrten amtlichen Eingabe vom Jahre 1320 die adelige Familie Sekerka von Sedčic ihre altbestandene Grabstätte hatte. Das reiche und prachtvolle Kloster zu Postelberg war der Hauptsitz der Aebte der Benedictiner in Böhmen; es wurde im Jahre 1420 von den Hussiten eingeäschert. Am Orte dieses Stiftes, dessen Gesammtfläche 11 Joch 230 Quadratklafter umfasste, entdeckte man bei den in diesem Jahrhunderte durchgeführten Hopfenanlagen, Feldarbeiten und theilweisen Eger-Uferernеuerungen Thongefässe und andere Gegenstände aus der heidnischen Zeit, dann Gebäudegrundmauer-Fragmente, unterirdische Gewölbe (?), Keller (?) und Piloten (?), ferner verschiedene römische Münzen, wie auch eine Denkmünze aus der Zeit 1002—1024, auf der zu lesen ist: Herzog Heinrich der Fromme, Otto etc., endlich eine Anzahl Gold- und anderer Münzen, die an fremde Käufer gelangten. Es ist erklärlich, dass diese Funde in Kreisen der Geschichtsforschung und bei vaterländischen Kunstfreunden immer mehr Neugierde nach neuen Entdeckungen weckten.

Diese geschichtlichen Vorerhebungen und die mit ihnen übereinstimmende Tradition liessen es als zweifellos erscheinen, dass der Standort des ehemaligen reichen Benedictinerklosters sowie der alten Stadtanlage Draguš sich beim sogenannten Jägerhause am linken Egerufer befunden haben musste.

Die Nachgrabungen wurden nur auf dem fürstlichen Besitztheile jenes Terrains vorgenommen. Auf dem gegen Süden folgenden, im Privatbesitze befindlichen Theile ist ein quer verlaufender Wall wahrzunehmen, der jedoch durch Ackern stark verfallen ist. Unterhalb desselben sollen die römischen Münzen gefunden worden sein.

Zuerst wurde ein Hauptgraben mit einer Tiefe von 2 m durch die Mitte der Parcelle 389/1 geschlagen. „Bald stiess man im Norden auf menschliche Knochen, die zerstreut herumlagen, bald auf Knochen in Häufchen gruppirt, ohne jede merkliche Umhüllung, bald auf ganze Särge, die, obwohl schon grösstentheils Moder und Asche, dennoch mit Vorsicht blossgelegt wurden und in ihrem Innern noch ziemlich gut erhaltene menschliche Skelette bargen. Der Hauptrichtung nach lagen sämmtliche Leichname von Westen nach Osten, mit dem Gesichte gegen Osten gewendet.

Zwischen diesen aus der Christenzeit stammenden Gräbern wurden in dem Profile dieses Hauptgrabens auch mehrere Heidengräber blossgelegt, welche in der bekannten Anordnung, überdeckt mit Steinplatten und umgeben mit Steinen und Schlackenstücken, Urnenfragmente in den verschiedensten Gestalten und Grössen einschlossen, wovon einzelne nebst der Leichenasche auch recht interessante bronzene Schmuckgegenstände erhielten.

Nachdem es sonach klar war, dass man hier auf jene Terrainstelle gestossen war, die sowohl den Heiden, als auch den Christen zur Beerdigungsstätte diente, wurden die Grabungen an dieser Stelle sistirt, und vor Allem noch die unmittelbare Umgebung des Jägerhauses durchforscht.

Hier stiess man wohl bald auf Mauerfragmente, die anfangs der Hoffnung auf interessante Entdeckungen Raum gaben, sich jedoch bei näherer Untersuchung bald als lose Steingefüge entpuppten, die aber keinesfalls Fundamente von Klostermauern gewesen sein konnten.

Die weiteren Nachgrabungen wurden nun auf der Parcelle Nr. 392 in der Weise fortgesetzt, dass wieder ein Hauptgraben in der Richtung von Osten nach Westen geschlagen wurde, worauf kürzere Gräben neben dem Wege angelegt wurden.

Auch hier kam man bald auf Mauerreste, die dann in der Richtung nach Süden und Norden verfolgt wurden, dabei jedoch kein zusammenhängendes Bild boten, sondern immer spurlos verschwanden, um an einer anderen Stelle in unregelmässiger Form auf's Neue aufzutreten. Auch hier war das Gefüge der vorgefundenen Mauerreste nur lose und ohne Kalkverband. Dabei zeigte sich eine verworrene Anordnung der Funde, welche darauf schliessen lässt, dass hier schon in früherer Zeit Umwälzungen des Erdreiches stattgefunden haben mussten.

Wenn auch bei diesen Forschungen die Grundmauern des Klosters nicht entdeckt und besonders werthvolle Denkwürdigkeiten des Klosters nicht aufgefunden wurden, so beanspruchen doch die gemachten Funde ein hohes Interesse und lassen vermuthen, dass das Kloster, welches im Jahre 1420 von den Hussiten zerstört wurde, an dieser Stelle gestanden sei."

Leider ist weder von den angeblich aus der Christenzeit stammenden, ziemlich gut erhaltenen, noch von den heidnischen Skeletten irgend ein Theil conservirt worden; die nähere Untersuchung derselben und eine gegenseitige Vergleichung wäre hier für die Forschung von grosser Wichtigkeit gewesen. Dieser Umstand war mit ein Grund, warum ich meine auf einige Tage beschränkten Untersuchungen auf die Parcelle 389/1 verlegte. Aber auch da war es mir nicht möglich, im nördlichen Theile dieser Parcelle zu graben, wo die Skelette vorgefunden wurden, weil dieselbe mit Zuckerrüben bebaut war; ich musste also meine Grabungen weiter südlich, nahe der Mitte dieser Parcelle verlegen. Dieselben wurden unter Betheiligung des Herrn Directors Jos.

Maschat auf Kosten Sr. Durchlaucht des regierenden Fürsten Adolf Johann zu Schwarzenberg vorgenommen, auf dessen Einladung ich mich nach Postelberg begab.

Vom Ufer der Eger her wurde bis zu dem ostwärts gelegenen Wall ein 1 m breiter Quergraben von 95 m Gesammtlänge angelegt; seine Tiefe wechselte je nach Bedarf zwischen 1—1·7 m. Das Ufer war durch einen schwachen Erdwall erhöht; gleich neben demselben, also im Westen, lag zu oberst eine 0·4 m mächtige Lage Ackererde, unter welcher eine aschig-lehmige Schichte von 0·3 m Mächtigkeit folgte; unter dieser breitete sich eine 0·1—0·15 m mächtige Kohlenschichte aus (in der einige Scherben vorkamen), die auf Sand ruhte und bis zu 1·5 m Tiefe anhielt. Einige Meter weiter gegen Osten kam im Graben eine 0·6 m breite Mauer zum Vorschein, die auf der Kohlenschichte ruhte und von Norden nach Süden verlief; jedenfalls keine Grundmauer für ein Gebäude. Weiter ostwärts hielten dieselben Lagen an; nur ruhte hier die Kohlenschichte auf sandigem Lehm, unter dem der Sand folgte, der bis zu 1·7 m Tiefe fortsetzte. Die etwas mächtigere Kohlenlage enthielt hier sehr viele russige Gefässscherben und ein Eisenmesser. In der Mitte des Feldes war die Ackererde 0·45 m mächtig, und da hier die Kohlenlage fehlte, folgte unter derselben die ebenfalls 0·45 m mächtige sandige Lehmlage, und unter dieser Sand. Weiter ostwärts wurde die Ackererde aschig, 0·8 m mächtig, enthielt einige Scherben und Knochenartefacte, und ruhte auf Schotter. Vor dem östlichen Walle endlich, der auch aus Erde aufgeführt war, folgte unter 0·4 m mächtiger Ackererde sandiger Lehm bis zu 1·7 m Tiefe, und dann Sand.

Hierauf wurde einige Meter südlicher im Osten und im Westen ein kurzer Quergraben gezogen. Neben dem Walle lag im Westen unter der Ackererde Schutt bis zu 1 m Tiefe, keine Kohlenlage, sandiger Lehm und darunter Sand bis zu 1·7 m Tiefe. Die im ersten Graben blossgelegte schmale Mauer wurde auch hier angetroffen. Am östlichen Wallrande war die Schichtenfolge ganz ähnlich jener des früheren Grabens.

Funde. Ich erlaube mir nun, die bei diesen Grabungen gemachten Funde zu beschreiben, und zwar zunächst jene vom Jahre 1890, welche auf Parcelle 389/1 vorkamen: Zwei grössere bronzene Schläfenringe mit einem S-förmigen und einem stumpfen Ende; Stärke des Drahtes 0·3 cm, äusserer Durchmesser 5·3 cm; fünf kleinere bronzene Schläfenringe mit einem S-förmigen Ende, kettenartig aneinanderhängend; Stärke des Drahtes 0·2 cm, äusserer Durchmesser verschieden, 2·4—2·8 cm. Ein bronzener Fingerring aus dünnem, 0·7 cm breitem Blech; die schmäleren Enden sind übereinandergebogen und nicht verbunden.

Die angeführten Objecte stammen offenbar aus den heidnischen Gräbern, in denen auch wellenförmig verzierte Gefässscherben vorkamen.

Ein Gürtelschluss aus Eisen, einem Uhrzeiger ähnlich (Fig. 17), auf der unteren am Riemen anliegenden Seite flach, auf der oberen erhaben in eine Längskante auslaufend. Der runde Kopf besitzt eine länglich-rechteckige Oeffnung zum Einhaken des entgegengesetzten Schlussstückes; der Hals ist schmal und geht in das dolchförmige Befestigungsstück über, das am Grunde zwei Nieten und gegen die Spitze ein Loch für eine dritte Niete zur Befestigung am Gürtel enthält; Gesammtlänge 9 cm.

Ein starkes Eisenmesser von 35·8 cm Gesammtlänge; die 24 cm lange Klinge ist nach der linken Seite flach, so dass der dicke Rücken in die schief stehende, rechte Seite übergeht; der Griff ist rechts vertieft, besitzt drei Löcher am Ende und vier Löcher nebeneinander nach vorne zu (Fig. 18).

Ein kleines Eisenmesser mit roh bearbeitetem Handgriff aus Hirschhorn; Gesammtlänge 16·2 cm, Klinge 8·8 cm; dazu gehört zweifellos eine zweizinkige kleine Eisengabel mit abgebrochenem Griff; die Zinken sind viereckig, Länge ohne Griff 9·2 cm. Eine viereckige Lanzenspitze (Pike) aus Eisen, 8·1 cm lang.

Unter mehreren sehr stark verrosteten oder vom Feuer angegriffenen kleinen Eisenbestandtheilen befinden sich: Die

Fig. 17. Eiserner Gürtelschluss, $^1/_2$ nat. Gr.

Dille einer grossen Lanzenspitze; ein kleines Messerchen mit kurzem Griff (Länge 9·2 cm); das Fragment eines grösseren Messers, drei S-förmig gebogene kleine Zierstücke (Thür- oder Fensterbeschlag), eine vierkantige Lanzenspitze (Pike) und Hakenfragmente.

Alle die genannten Eisenobjecte sind, vielleicht mit Ausnahme des Gürtelschlusses, viel jünger als der vorbesprochene Bronzeschmuck, und dürften in das XII. bis XIV. Jahrhundert reichen, während der Bronzeschmuck und mit ihm die heidnischen Gräber in das VIII. und IX. Jahrhundert reichen dürften; hiefür sprechen auch die Thongefässscherben, unter denen sich Wandstücke und auswärts gebogene Randstücke befanden, aus schwärzlichem Lehm, nicht sehr dickwandig, auf der Töpferscheibe geformt, sehr gut gebrannt, und mit groben und feinen eingeritzten Wellenornamenten versehen;

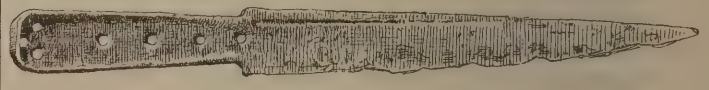


Fig. 18. Eisenmesser, $^1/_4$ nat. Gr.

ein etwas gröberes Fragment besteht aus graphithältigem Lehm, hat einen aufrechten verdickten Rand (2·6 cm) und schnurförmig aneinandergereihte Fingereindrücke.

Bei den Grabungen auf der Parcelle Nr. 392 wurden im Jahre 1890 die nachstehenden Objecte vorgefunden:

Fünf Stücke Beinahlen aus Knochenfragmenten vom Rind und Schaf, mit dem Steinmesser zugeschnitzt; Länge 11·4—13 cm; zwei davon geriethen in Verlust. Zwei Geweihfragmente des Edelhirsches, darunter ein einjähriger Spiess, 28·5 cm lang, vom Schädel abgeschnitten; ferner ein 19 cm langes Ende, angeschnitten und abgebrochen. Zwei rundliche, rohe, unbehauene Steinscheiben mit einem Bohrloche in der Mitte, Durchmesser 8·2 und 11·7 cm, wahrscheinlich Dreschscheiben; ein Schlittenknochen aus dem Metacarpus von Bos taurus L.; ein flacher Wirtel aus einem Scherben, Durchmesser 4 cm, Dicke 0·7 cm.

Zwei kugelige Steinwirtel, je aus einer an zwei entgegengesetzten Seiten abgeflachten und durchbohrten Steinkugel bestehend, Durchmesser 2·9 cm, Lochweite 1·8 cm; ein Stück ist in Verlust gerathen. Eine Steinkugel von 4·7 cm im Durchmesser und eine kleine, flache, dicke Steinscheibe, nicht durchbohrt, offenbar ein unvollendeter Wirtel; endlich einige gebrannte Thonstücke.

Die meisten der hier angeführten Objecte, wahrscheinlich alle, stammen aus neolithischer Zeit.

Ferner: Eisenschlacken und eine stark vom Feuer angegriffene Pfeilspitze mit Widerhaken und weiter Dille, 7 cm lang.

Das Fragment (etwa ein Viertel) eines Mühlsteines mit weitem Loch; oben flach, mit kreisförmigen Strichen, unten flach, unbehauen, am Rande unregelmässig; Radius 17 cm, Dicke 8 cm. Die Hälfte eines zweiten, nicht zum obigen gehörigen, viel sorgfältiger bearbeiteten Mühlsteines mit rundem Loch in der Mitte; oben stark concav vertieft und mit concentrischen Kreisen versehen; der kreisrunde Rand sorgfältig behauen; unten flach, unbehauen; Durchmesser 51 cm, Dicke am Rande 4·5 cm, innen beim Loche 2·5 cm, Weite des Loches 6·5 cm. Ein cylindrisch geformtes Fragment eines Bausteines, Länge 22 cm, Durchmesser 14 cm.

Alle genannten Objecte gehören, vielleicht mit Ausnahme des kleineren Mühlsteinfragmentes, dem späteren Mittelalter an.

Unter den ziemlich zahlreichen aufgefundenen Knochen befinden sich solche von nachstehenden Thieren: Bosbrachyceros Rütim. (mehrere Stirnzapfen und Extremitätenfragmente), Bos primigenius-Rasse (Extremitätenfragmente); Bos taurus L., eine stärkere und eine schwächere Form; Sus scr. palustris Rütim., Equus cab. minor Woldř., ein Metacarpus 21·5 cm lang, ohne Griffelbein); Sus europaeus Pall. (ein Unterkieferfragment etc.), Ovis aries L. (ein kräftiger Stirnzapfen etc.), Ursus arctos L. (ein linker unterer Eckzahn), Cervus elaphus L. (Geweihfragmente), Cervus capreolus L. (ein Metatarsus), Gallus domesticus L. und Anser cinereus L. Benagte Knochen weisen auf einen Hund hin. Da diese Thiergesellschaft aus verschiedenen Zeiten stammen dürfte, erlaubt sie keine weiteren Schlussfolgerungen.

Die bei meinen Grabungen im Jahre 1891 gemachten Funde waren:

Eine sehr primitive Beinahle aus einem Schafknochen und eine angefangene Knochenpfeife aus der Ulna der Gans, an beiden Enden abgeschnitten, aufgefunden durch meine Gattin in den unteren Lagen; vielleicht der neolithischen Zeit angehörig.

Eine grössere Anzahl von Gefässscherben von allen Fundstellen, alle vom selben Typus und Alter; aus grauem, stark glimmerhältigem oder geschwärztem Lehm, auf der Drehscheibe verfertigt, sehr gut gebrannt; die Ränder nach auswärts gebogen, unter dem Rande und am Bauche mitunter sehr reich und sorgfältig verziert, mit einem groben und feinwelligen, eingeritzten Ornament des jüngeren Wallburgtypus, meist dickwandig; ein Wandfragment, 1 cm dick, aus stark graphithältigem Thon.

Ein stark angegriffenes Eisenmesser mit abgebrochenem Griff, der Rücken der 11·5 cm langen Klinge nach vorne zu nach abwärts gebogen.

Die Knochenfragmente, welche theils auf dem Grunde der Ackererde, theils in der Kohlenschichte gefunden wurden, gehören nachstehenden Thieren an: Bos primigenius-Rasse, Bos brachyceros Rütim., Sus scr. palustris Rütim., Sus europaeus Pall., Equus caballus L. (ein Metacarpus eines mittelgrossen Pferdes 22·5 cm lang, mit Griffelbeinen), Anser cinereus L.

Resultate. Aus den bisherigen Untersuchungen lässt sich noch wenig Bestimmtes sagen. Es unterliegt keinem Zweifel, dass schon während der neolithischen Zeit an dieser Stelle Ansiedelungen waren, denn die oben angeführten hieher gehörigen Reste konnten durch das Wasser der Eger nicht hergeschwemmt worden sein, weil sie keine Abwetzung zeigen; ebenso scheint es mir sicher zu sein, dass die Burg Draguš hier nicht erbaut wurde; dieselbe dürfte vielmehr auf der nordöstlich sich erhebenden Anhöhe gestanden sein. Sicher ist es, dass sich im Norden der Parcelle 389/1 in der letzten heidnischen Zeit ein Begräbnissplatz befunden habe, wofür die bei den Skeletten vorgefundenen typischen, S-förmig endigenden Schläfenringe und die Thongefässscherben vom jüngeren Wallburgtypus deutlich sprechen. Dass das Benedictinerkloster hier gestanden war, und zwar entweder da, wo heute das Jägerhaus steht, oder noch wahrscheinlicher auf der Parcelle 392, die noch viel zu wenig untersucht ist, scheint sich zu bestätigen. Grosse, mächtige Grundmauern zu demselben brauchen für die damalige Zeit (Ende des XI. Jahrhunderts) nicht vorausgesetzt zu werden. Sehr räthselhaft erscheint die beschriebene Kohlenlage, da ich weder im Hangenden noch im Liegenden derselben Brandspuren entdeckt habe. Der Umstand, dass in derselben Scherben von kleineren Gefässen, sowie verrusste Scherben nebst zerschlagenen Thierknochen vorkamen, scheint dafür zu sprechen, dass hier Asche mit Kohlenresten, zerbrochene Gefässe und Speisereste (Knochen) nebst dem zerbrochenen Eisenmesser (Tischmesser) auf eine grössere Fläche hingeworfen wurden; die Asche wurde im Laufe der Zeiten vom Regenwasser ausgelaugt. Diese kohlige Schichte mit den Küchenresten konnte während des Bestandes des Klosters entstanden sein. Die schmale Mauer aber, welche über der Kohlenschichte verläuft, dürfte den Grund einer späteren, viel jüngeren Gartenmauer bilden. Die ganze Area ist jedoch noch viel zu wenig untersucht, um weitergehende Schlüsse im Detail zu erlauben.

Dass man hier bedeutendere Funde machen wird, möchte ich bezweifeln; die „zwölf silbernen Apostel“ aber, von deren Vergrabung im Volke die Sage geht, wird man hier ebensowenig finden, wie an zwei anderen von hier weit entfernten Orten Westböhmens, wo man mir ebenfalls von diesen zwölf silbernen, vergrabenen Aposteln erzählte.

## III. Diverse Funde und Untersuchungen.

### Diluviale Funde in der Umgebung von Postelberg.

Von Postelberg aus sind für das fürstliche Museum in Ohrada eingesendet worden: Ein schwach angekauter Backenzahn vom Nashorn, Atelodus (antiquitatis Brandt?), aus einer Schottergrube nächst der Zuckerfabrik von Priesen (Březno), Parcelle Nr. 602; hieher gehört auch noch ein später (siehe bei Postelberg, S. 33) besprochener Schädel dieses Thieres. Ein doppelt gebogenes Ende eines Hirschgeweihes; abgebrochen und erst nach dem Funde frisch mit einem Messer beschnitten, aus Tuchořic, Bezirk Schlan; vielleicht Cervus elaphus var. canadensis.

Das im 6 m mächtigen Diluvialschotter bei der Meierei Ploscha auf dem Felde „Tattina II“, Parcelle Nr. 736, in einer Tiefe von 1·3 m vorgefundene menschliche Schädelfragment, neben dem ein Halswirbel und das Schlüsselbein gelegen sein sollen, ist nicht diluvialen Alters, sondern stammt offenbar aus einem viel jüngeren Grabe.

### Diluviale Fauna der Höhle „Turska maštal“ am Berge Tetín an der Beraun.

Unter den mir im Herbste 1892 durch Herrn Ingenieur Jos. Neumann in Beraun zugesendeten Knochenfragmenten aus dieser Höhle bestimmte ich die nachstehende Fauna: Leopardus pardoides Woldř., Hyaena spelaea Goldf., Vulpes vulgaris fossilis Woldř., Lupus vulgaris fossilis Woldř., Ursus spelaeus Rosenm., Bos spec., Ibex spec.; Cervus elaphus var. canadensis, Equus cab. fossilis Rütim., Equus cab. fossilis minor Woldř., Elephas primigenius Blmb., Rhinoceros tichorrhinus Cuv., Sus spec.

Die meisten der Knochen dieser Thiere sind ursprünglich von Menschenhand zerschlagen; einzelne zeigen deutliche Kratzlinien mit dem Feuersteinmesser, besonders ein Fragment einer Crista von Ursus spelaeus, so dass an der Existenz des diluvialen Menschen in dieser Gegend nicht zu zweifeln ist. Näheres über diese Fauna veröffentliche ich in einer besonderen Abhandlung.

### Funde in Gräbern bei Ferbenz (Rvenice), Bezirk Postelberg.

Aus mit Steinen umstellten Gräbern in den Aschenlagern am südöstlichen Ende der Parcelle Nr. 200/1 der Meierei in der Katastralgemeinde Ferbenz wurden für das fürstlich Schwarzenberg'sche Museum die nachstehend beschriebenen Objecte eingesendet:

Acht Stück Becher mit Henkel, von denen zwei vollkommen erhalten sind. Dieselben sind aus feingeschlemmtem, gelbem Thon aus freier Hand geformt, dünnwandig, innen und aussen glatt, roth bestrichen; der kleine Boden ist schwach nach innen eingedrückt. Der Henkel ist im Querschnitt dreikantig, aussen halbkreisförmig gebogen, ragt etwas über den Rand empor und ist mit diesem etwas nach innen eingedrückt (Fig. 19). Ein ähnlicher Becher mit dreikantigem, eingedrücktem, aber höher über den Rand hinaufragendem Henkel befindet sich unter den Funden der Bronzezeit von Gemein-Lebarn in Niederösterreich im k. k. naturhistorischen Hofmuseum.

Maasse des kleinsten Bechers: Höhe 4·8 cm, Mündungsdurchmesser quer 10 cm, derselbe zum Henkel 9 cm, Bauchdurchmesser 8·6 cm, Bodendurchmesser 3 cm, Wanddicke 2·0 cm. Maasse des grössten Bechers: Höhe 6 cm, Mündungsdurchmesser quer 13 cm, Bauchdurchmesser 11·5 cm, Bodendurchmesser 3·2 cm, Wanddicke 0·2—0·3 cm.

Zwei Becher derselben Form sind aus grauem Thon, innen und aussen glatt, glänzend schwarz bestrichen; Höhe 4·5 und 4·8 cm, Mündungsdurchmesser 9 und 10 cm, Bodendurchmesser 2·5 und 2·8 cm. Ferner liegt ein Randfragment eines dritten, etwas grösseren schwarzen Bechers vor.

Eine dicke, graue Becherschale ohne Henkel mit etwas hervorstehendem Boden und einfachem, dünnem Rande, ist

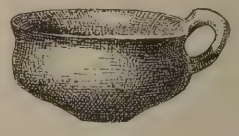


Fig. 19. Thonbecher, $^1/_5$ nat. Gr.

aus freier Hand aus grauem, sandigem Thon geformt. Höhe 6 cm, Mündungsdurchmesser 14·8 cm, Bodendurchmesser 2·8 cm. Von einer ähnlichen Schale aus feinem, grauem Thon, innen und aussen schwarz geglättet, dünnwandig, liegt ein Randfragment vor. Eine nicht ganz erhaltene, sehr flache Schale mit rundem, kaum eingedrücktem Boden besteht aus grobsandigem, röthlichem Lehm und ist aussen mit Graphit bestrichen; Mündungsdurchmesser 11·5 cm, Wanddicke 0·4 bis 0·6 cm. Eine grosse Schüssel mit ebenem Boden, bauchig, mit einfachem, stark nach innen eingebogenem Rande besteht aus sandigem, grauem Lehm, ist aus freier Hand geformt und schwach gebrannt, aussen mit Graphit bestrichen; Höhe 9 cm, Mündungsdurchmesser 22·5 cm, Wanddicke 0·8 cm Eine grosse Schüssel mit etwas hervorstehendem, dickem Boden, nicht bauchig, mit verdicktem, ein wenig nach innen umgebogenem Rande ist aus freier Hand aus gelblich-grauem, sandigem Lehm geformt, schwach gebrannt, innen und aussen schwach mit Graphit bestrichen; Höhe 12 cm, Mündungsdurchmesser 33 cm, Bodendurchmesser 11·5 cm, Wanddicke 0·6—0·9 cm.

### Aschenlager bei Ploscha.

Ich besuchte die von mir wiederholt besprochenen und schon vor 16 Jahren aufgesuchten Aschenlager bei Ploscha (Blažím) wieder in den Ferien des Jahres 1891 in Gesellschaft des Herrn Directors Josef Maschat und meiner Gattin. Unmittelbar nördlich

an das Dorf anstossend, welches auf einem ausgedehnten Aschenlager steht, fand ich hinter der Scheune II, Parcelle Nr. 198, eine tiefe Grube offen, aus welcher die Asche als Düngemittel genommen wurde; unter einer 40 cm hohen aschigen Ackererde folgte eine 10—40 cm starke Lage fast reiner Asche, welche auf diluvialem Lehm ruhte. Diese Aschenlage bedeckt eine Fläche von circa 1·5 Hektar, doch läuft sie nicht continuirlich fort, wechselt sehr in der Mächtigkeit und findet sich stellenweise nur in Form eines Nestes vor, das eine Grube ausfüllt, in der einzelne Thierknochen, Scherben und Steinwerkzeuge gefunden wurden.

Etwa eine viertel Wegstunde nordöstlich von Ploscha, in der Richtung gegen „Schiessglock", breitet sich wieder eine solche Aschenlage auf einer Fläche von circa 4 Hektaren aus, und zwar genau so wie die bei dem Dorfe gelegene Aschenlage, nur sind die oft 1 m mächtigen Aschennester hier häufiger. Bei Gewinnung der Asche wurden hier (Parcelle Nr. 286) die nachbesprochenen Objecte der neolithischen Zeit vorgefunden und dem fürstlichen Museum in Ohrada eingesendet[1]).

Eine Ahle aus Hirschhorn, beiderseits beschnitten und zugespitzt, 17 cm lang; ein ahlenförmiger Glätter aus Hirschhorn, stark beschnitten, das eine Ende flach zugeschärft, 14·6 cm lang; ein starkes Hirschgeweihende, 29 cm lang, angeschnitten und abgebrochen, auch sonst stark mit dem Feuersteinmesser bearbeitet; ein sehr kleines krugförmiges Näpfchen aus grauem Lehm, dickwandig, aus freier Hand zierlich geformt, ungebrannt, mit hervorragendem Boden, am Bauche mit herablaufenden Rippen; Höhe 3·2 cm, Mündungsdurchmesser 2·5 cm, grösster Durchmesser 3·5 cm, Bodendurchmesser 1·4 cm; ein blumentopfähnliches Näpfchen, dickwandig, aus graubraunem Lehm aus freier Hand unförmlich verfertigt, ungebrannt, Höhe 2·7 cm, Mündungsdurchmesser 3·8 cm, Bodendurchmesser 2·7 cm.

Unmittelbar bei dem Dorfe Vitoses (Vitozeves), Bezirk Postelberg, befindet sich neben dem Wege ein Aufriss, in dem zu oberst die Ackerkrume, unter dieser eine 1·5 m mächtige Aschenlage liegt, die auf diluvialem Schotter und Lehm ruht. Weiter oben waren neben den Hofmauern mitten im Felde mehrere Gruben offen; hier bemerkte man unter der Ackerkrume eine schwache Aschenlage und darunter zwei Gruben im Lehm, etwa 0·8 m tief und 1·5 m im Durchmesser, die mit Asche gefüllt waren und einige Thierknochen enthielten. Auf einer anderen nahen Stelle fand ich unter der Ackerkrume auf der Aschenlage Spuren zersetzter Bronzen, die offenbar jünger sind als die Aschenlage. Das in meinem „vierten Berichte" besprochene Urnengrab enthielt die daselbst angeführte und abgebildete römische Fibel nicht, wie mir ursprünglich berichtet wurde, sondern dieselbe wurde unweit davon im Felde unterhalb der Strasse gefunden und dürfte einem anderen, viel jüngeren, zerstörten Grabe der Nach-La Tène-Zeit angehören.

Herr Verwalter Fr. Hoch sammelte gelegentlich der Gewinnung der Aschenerde in den Jahren 1891 und 1892 auf dem oben genannten Felde hinter der Scheune II, Parcelle Nr. 198 bei Ploscha, aus der Aschenschichte eine grössere Zahl von Thierknochen und Gefässscherben.

Gefässscherben. Zunächst wären Fragmente eines grossen, dickwandigen Thongefässes zu nennen, bauchig, mit aufrechtem geraden Halse und wagrecht nach aussen umgebogenem Rande, ungebrannt; ferner zahlreiche unverzierte und ungebrannte dicke Scherben, aus grobem, mit Kohle verunreinigtem Lehm; aber auch dünnere Scherben aus geschlemmtem Lehm, darunter ein Fragment von einer grösseren Schüssel oder von einem Deckel, auf beiden Seiten mit Graphit bestrichen, innen und aussen verziert, innen analog der Verzierung auf dem Deckel einer Urne aus der östlichen Grabhügelgruppe bei Kostelec unweit Frauenberg (siehe meine Beiträge cit. I. Theil, Taf. I, Fig. 19 *c*). Randfragmente mit grossen Henkeln, mit Fingereindrücken oder mit Wülsten, einfach oder schwach nach innen oder nach aussen umgebogen; meist flache Bodenstücke, ein Fragment aus feinem Lehm mit hohlem Boden; eine unvollständige Urne, mit Graphit bestrichen, Urnenfragmente u. s. w.

Knochenreste. Die zahlreichen Knochenreste enthalten einige sehr wichtige Objecte, so besonders zwei nahezu vollständige Schädel von Bos. Ich habe die nachstehende Fauna bestimmt: Bos Primigenius-Rasse, ein Individuum; Bos taurus L., sehr zahlreich; Bos brachyceros Rütim., mehrere Individuen; Equus caballus L., ein Individuum; Equus cab. minor Woldř., sehr zahlreich; Sus cropha palustris Rütim., einige Individuen; Canis familiaris optimae matris Jeitt., zwei Individuen; Canis familiaris intermedius Woldř., ein Individuum; Lepus timidus L., ein Individuum.

## Grabhügel bei Mirkovic.

Etwa eine halbe Wegstunde von Hostau (Hostouň) erhebt sich bei dem Dorfe Mirkovic eine Anhöhe, an deren westlichem und östlichem Abhange sich je eine, ungefähr eine Viertelstunde von der anderen entfernte Grabhügelgruppe befindet, über welche ich im Jahre 1876 einen von den Herren Brauer und Dr. Dolesch verfassten Bericht der Anthropologischen Gesellschaft in Wien vorlegte[1]).

Von den daselbst durch Se. Durchlaucht den Herrn Karl Fürsten zu Trauttmansdorff gemachten

[1]) Die hier früher bereits gefundenen Objecte beschrieb ich im vierten Theile meiner Beiträge, Bd. XIX, 1889, S. 7.

[1]) Heidnische Begräbnissstätten bei Hostau und Bischofteinitz. (Mitth. d. Anthropol. Ges. Bd. VI, 1876.)

Funden, welche leider zerstreut wurden, befinden sich, und zwar aus der westlichen Hügelgruppe, in Händen des Herrn Ferdinand Alf. Grafen Trauttmansdorff die Trümmer der nachstehenden Thongefässe:

Fragmente eines becherförmigen Topfes mit einem kleinen Henkel, aus gelbem Thon aus freier Hand geformt, schwach gebrannt, mit gestrichelter, eingeritzter Zickzack-Verzierung; Höhe 12 cm, grösster Durchmesser am Rande 12 cm, Bodendurchmesser 9·5 cm, Wanddicke 0·4—0·6 cm. (Fig. 20.)

Fragmente einer Urne aus gelbem Lehm aus freier Hand geformt, ungebrannt, roth bestrichen, mit einem (vielleicht

Fig. 20. Thonbecher, $^1/_4$ nat. Gr.

mit zwei?) Henkeln am Bauche, mit aufstrebendem, weitem Halse und hervortretendem, hohlem Boden; am Bauche mit einer, aus einer Doppellinie bestehenden, eingeritzten Zickzack-Verzierung und gestrichelten kleinen Dreiecken; Höhe 16 cm, Bauchdurchmesser 19 cm, Bodendurchmesser 9 cm, Höhe des Halses 5·9 cm, Höhe des Bodenrandes 1·5 cm. (Fig. 21.)

Fragmente einer becherförmigen Vase mit hohem, hohlem Fusse, aus gelbem Lehm aus freier Hand verfertigt, ungebrannt; mit einem (vielleicht zwei?) seitlichen, niedrigen Henkel unterhalb des Halses; mit zierlicher, punktirter Zick-

Fig. 21. Thonurne, $^1/_4$ nat. Gr.

zack-Verzierung; die eingeritzten Linien und Punkte mit einer weissen Masse ausgefüllt; Höhe 12·5 cm, Mündungsdurchmesser 20 cm, Bodendurchmesser 16 cm, Höhe des Fusses 3·5 cm, Durchmesser des Fusses 8·5 cm. (Fig. 22.)

Fragmente einer kleinen Urne aus gelbem, sandigem Lehm, aus freier Hand verfertigt, ungebrannt, niedrig, stark bauchig, mit flachem, kleinem Boden und einfacher Rinne rings um den Bauch; der Hals fehlt; Höhe 9 cm?, Bodendurchmesser 13 cm, Wanddicke 0·5 cm.

Ferner in meiner Sammlung: Eine Lanzenspitze aus Bronze, deren rundes Schaftloch bis gegen die Spitze reicht; Länge 16 8 cm, Länge der ungleichen Flügel 11 und 12 cm, Durchmesser des Schaftloches 2·5 cm; ferner ein Stück eines Bronzekuchens.

Nach dem oben erwähnten Berichte kamen hier auch Spuren von Eisen vor. Diese Gruppe gehört zur Hallstätter Culturperiode.

Von der östlichen Steinhügelgruppe befinden sich in meiner Sammlung einige vom Feuer stark angegriffene Eisenreste, darunter die Fragmente eines Schwertes mit Griffzunge, eines groben Messers mit Griff, eines langen schmalen Messers, einer langen Lanzenspitze und, wie es scheint, einer Eisenfibel. Diese Gruppe dürfte schon der La Tène-Zeit angehören.

Fig. 22. Thonvase, $^1/_5$ nat. Gr.

## Grabhügel bei Schlatin (Slatina).

Aus dieser unweit Hostau befindlichen Gruppe sind in Händen des Herrn Ferdinand Alf. Grafen zu Trauttmansdorff erhalten:

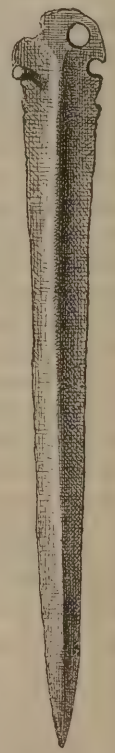


Fig. 23. Kurzschwert aus Bronze, $^1/_4$ nat. Gr.

Ein schönes Kurzschwert ohne Griff aus Bronze, grün patinirt, dolchförmig, zweischneidig, mit Längsrippe, mit flacher, kurzer Griffzunge, welche zwei grössere und zwei kleinere Nieten enthält; unterhalb der Griffzunge schwach eingebogen (Fig. 23); Länge 38·8 cm, Breite in der Mitte 3 cm, vor der Griffzunge 4 cm, an der Griffzunge 4·4 cm.

Ein ähnliches Kurzschwert befindet sich im k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien von Windisch-Feistritz in Steiermark, ein etwas längeres (circa 50 cm sammt Griff) stammt aus dem Donaustrudel bei Grein in Oberösterreich.

Ein Paalstab aus Bronze, schön grün patinirt, mit schwachen Leisten am Schaftrande, die in der verdickten Mitte zusammenlaufen, Rücken abgerundet; Länge 14·7 cm, Breite des Rückens 2·2 cm, der Schneide 3·8 cm, an der schmalsten Stelle in der Mitte 1·7 cm.

Diese Gruppe, über deren Ausgrabung ich nichts Näheres erfahren konnte, dürfte der Hallstätter-Zeit angehören.

Auch bei dem Dorfe Melmitz, unweit Hostau, soll sich eine Hügelgruppe befinden, darunter Riesenhügel aus Stein, deren Umfang 100 Schritte betragen soll.

### Nekropole von Podraznic.

Etwa eine halbe Stunde nördlich von Bischofteinitz breitet sich bei Podraznic links und rechts von der Strasse nach Vorovic im Walde eine aus circa 67

Fig. 24. Bronzenadel, $^2/_3$ nat. Gr.

Hügeln bestehende Nekropole aus, von denen Se. Durchlaucht Fürst Karl zu Trauttmansdorff im Jahre 1875 einige untersuchen liess; die Beschreibung dieser Hügel ist in dem oben erwähnten Berichte enthalten [1]).

Ich erlaube mir, diese Beschreibung nachstehend zu ergänzen:

Grabhügel I. Ein sehr grosser Steinhügel mit Kranz und Kern; darinnen befanden sich: Eine in drei Stücke zerbrochene Kleidernadel aus Bronze, circa 43 cm lang, an dem stärkeren Kopfende in zwei Abtheilungen grob geringelt; der Kopf ist nicht grösser als die ringförmige Verzierung (Fig. 24).

[1]) Heidnische Begräbnissstätten bei Hostau und Bischofteinitz. (Mitth. d. Anthropol. Ges. Wien Bd. VI, 1876.)

Ein flacher, schmaler Paalstab aus Bronze, in der Mitte, und zwar vom unteren Ende des Griffes mit zwei 2·8 cm langen, schwach emporragenden kurzen Lappen; Länge 18·4 cm, Länge des Griffes 8·9 cm, Breite am abgerundeten Rücken 2 cm, an der Schneide 3·8 cm, Dicke an den Lappen 2 cm. Ein kleiner Dolch aus Bronze, längs der Mitte schwach gerippt, mit zwei Nieten am Griffende; Länge 13 cm, grösste Breite unterhalb des Griffes 2·8 cm. Kein einziger Scherben war hier vorhanden.

Grabhügel II. Ein kleiner Hügel mit Steinkranz ohne Steinkern; enthielt blos Leichenbrand.

Grabhügel III. Ein sehr grosser Steinhügel, gleich Nr. I ein Doppelhügel; wurde schon zu Ende der Vierziger-Jahre angegraben und enthielt glatte und mit eingeritzten Linien verzierte Urnenfragmente und eine einfache, 13 cm lange Bronzenadel mit flachem, scheibenförmigem Kopfe nebst Leichenbrand in beiden Abtheilungen.

Grabhügel IV. Ein mächtiger, sehr gestreckter Steinhügel; derselbe enthielt glatte Urnenscherben und eine kleine Drahtspirale von circa 2 cm Durchmesser; wahrscheinlich von einem Fingerringe herrührend; dieselbe zerfiel aber in Staub.

Grabhügel V. Ein kleinerer, stark mit Erde gemischter Steinhügel; enthielt zwei kleinere Kinderarmspangen, von denen die eine verloren ging; aus rautenförmigem, 0·4 cm dickem Bronzedraht, ohne Verzierung, die stumpfen Enden übereinandergelegt; Durchmesser 4·5 und 5 cm.

Die vorstehend besprochenen Bronzeobjecte befinden sich in meiner Sammlung.

Bei meiner Anwesenheit im Jahre 1890 unternahm ich auf Kosten und in Gesellschaft des Herrn Fürsten und der beiden Herren Söhne die Ausgrabung weiterer Hügel dieser Gruppe.

Grabhügel VI (1). Ein kleiner Steinhügel; Höhe 0·8 m, Durchmesser von Osten nach Westen 9 m, von Norden nach Süden 7·2 m, Umfang 27 m; derselbe enthielt einen schwachen und niedrigen äusseren und einen zweiten höheren, aber unvollständigen Steinkranz; zwischen dem Kern und dem inneren Kranze traf man im Südwesten zerdrückte Urnenreste, die mir jedoch zur Beschreibung nicht eingesendet wurden.

Grabhügel VII (2). Ein ziemlich grosser, unverletzter Lehmhügel ohne Steine; Höhe 1·5 m, Durchmesser von Osten nach Westen 11·5 m, von Norden nach Süden 14 m, Umfang 39 m. Nordwärts, ausserhalb der Mitte, zeigten sich am Naturboden Brandreste, südwärts in einer Tiefe von 0·6 m ein Sichelfragment aus Bronze, mit kurzem Griffe und einer Längsrippe unterhalb des Rückens; dann ein viereckiges Stiftfragment aus Bronze, 4·5 cm lang, 0·4 cm dick, an einem Ende flach geklopft, am anderen abgebrochen. In der Mitte befand sich am Naturboden der Leichenbrand, bestehend aus aschiger Erde, kleineren Kohlenstückchen und abgewetzten, kaum merklichen kleinen Scherben.

Grabhügel VIII (3). Ein ziemlich grosser, unverletzter Steinhügel; Höhe 1·3 m, Durchmesser von Osten nach Westen 12 m, von Osten nach Süden 12 m, Umfang 37 m; mit einem mächtigen äusseren Steinkranze und einem mächtigen kranzartigen Kerne, aus schweren Steinen bestehend, 3·5 m im Durchmesser. Innerhalb dieses Kernkranzes kam im Südwesten bei 1 m Tiefe zwischen Steinen ein Nadelfragment aus Bronze zum Vorschein; dasselbe ist 16·8 cm lang, ohne

Spitze, der Kopf fehlt; unterhalb desselben befindet sich eine spiralige Verzierung. Innerhalb des Kernkranzes lagen in der Mitte am Boden flache Steine; keine Scherben.

Grabhügel IX (4). Ein flacher, niedriger Steinhügel mit Steinkern ohne Kranz, mit Lehm zugedeckt; ein Kindergrab. Höhe 0·5 m, Durchmesser 4 m, Umfang 13 m. Dasselbe enthielt gar nichts; der Leichenbrand wurde wahrscheinlich durch Tagwässer ausgelaugt.

In dieser, offenbar der Bronzezeit angehörigen Nekropole sind noch viele grosse Grabhügel vorhanden, welche noch ganz intact oder nur unvollkommen angegraben sind. Die vorbesprochenen Bronzeobjecte befinden sich im Besitze des Herrn Ferdinand Alf. Grafen Trauttmansdorff, welcher mir freundlichst noch die nachstehenden Objecte aus der Umgebung von Bischofteinitz zur Berichterstattung nach Wien einsandte:

Eine Eisenaxt (Fig. 25) mit schmalem, langem Körper und breiter, weit nach vorne ragender Schneide; unterhalb des schmalen Rückens befindet sich ein langes, nach vorne reichendes Schaftloch; gefunden im Forste Schlatin „an den Schütar-

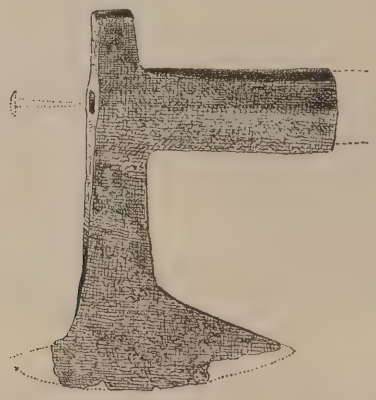


Fig. 25. Eisenaxt, $^1/_3$ nat. Gr.

schen Wiesen" (Štitary). Dieses offenbar sehr alte, stark vom Rost angegriffene Stück ähnelt den Eisenäxten von dem berühmten Fundorte St. Michael und mahnt an römische Eisenäxte. Eine zweite ähnliche, kleinere und zierliche Eisenaxt vom selben Orte ist jedenfalls mittelalterlich und mahnt an die noch vor nicht langer Zeit in Ungarn im Gebrauch gewesenen Stockgriffe; für den Gebrauch als Werkzeug wäre dieselbe zu schmächtig und zu zierlich. Ferner vom selben Orte ein uraltes, mittelalterliches Hängeschloss mit eigenthümlichem Verschluss und ein mittelgrosses Hufeisen. Ein sehr nettes mittelalterliches Stilet vom Sandberg bei Mířikau, dessen mit einer Mittelrippe versehene Klinge 37 cm lang und unterhalb des bogig gegen die Klinge gerichteten, mit Endkugeln versehenen Griffes 6 cm breit ist; die Endkugeln des Griffes stehen 6 cm weit auseinander, die Griffzunge ist 9 cm lang und 0·6 cm breit. Vom selben Orte stammt ein sehr kleines Hufeisen; zwei etwas grössere Hufeisen vom Křakauer Berge; endlich zwei mittelgrosse Hufeisen und einen Sporn von Weissmühl (?).

## Grabhügel von Skrchleby (Stirchlowa).

Aus diesem unweit Bischofteinitz gelegenen Grabhügelfelde fand ich im Museum von Klattau einen flachen Paalstab vor, der noch mit den Resten der gespaltenen Handhabe versehen und mit Bronzedraht umwickelt war, ferner einen Dolch aus Bronze mit vier Nieten und eine einfache offene Armspange. Der Paalstab ist analog jenem, den ich aus der Nekropole von Kostelec bei Moldautein beschrieb [1]).

## Wichtigere im Museum zu Taus befindliche Funde.

Bei meinem Besuche des Museums in Taus (Domažlic) im Jahre 1891 gaben mir die Herren Professoren Slavík und Streer in der zuvorkommendsten Weise nähere Aufschlüsse.

Sehr reich sind hier die Funde aus Milaveč vertreten, wo auch der bekannte, im Landesmuseum zu Prag befindliche Opferwagen gefunden wurde; neben den Bronzeschwertern mit flacher Griffzunge, einem diesen ähnlichen Dolche und einem wohlerhaltenen Bronzeschwerte mit Bronzegriff, einer langen Lanzenspitze, einer schraubenförmigen Nadel mit flacher Kopfscheibe und hohlem, zur Befestigung dienendem, rundem Kopfe (wie jene von Doubrava bei Moldautein und Shořova bei Litoradlic [2]) und neben sichelförmig gebogenen Messern aus Bronze, nebst einem becherförmigen Siebe mit Henkel aus Bronze wäre ein 1 m hohes Thongefäss mit schmalem, langem Boden, weitem Bauche und schmalem Halse mit ausgebogenem Rande, eine Thonschale mit zierlichem, sternförmig verziertem Boden und eine Urne zu erwähnen, die in Form und Technik an die Funde aus dem Zögersdorfer Tumulus in Niederösterreich erinnert.

Aus den Grabhügeln von Gross-Luženic sind unter Anderem zwölf flache Bronzebuckeln, ein Fingerring mit Spiralscheiben, wie ich einen solchen aus Albrechtec beschrieb, zwei schraubenförmig gewundene Kleidernadeln mit flachem, scheibenförmigem Kopfe, eine Nadel mit eingerolltem Kopfe, eine Vase aus Thon, ähnlich der im vorliegenden Berichte aus Mirkovic beschriebenen und mit ähnlicher, weiss ausgefüllter Verzierung, ferner ein kleiner Thonkrug mit niedrigem Bauche, langem Halse und langem Henkel, ähnlich dem von mir aus Čichtic beschriebenen u. s. w. vorhanden. Alle diese Objecte gehören der Hallstätter-Zeit an. Aus Volmava liegt ein Hohlcelt mit Henkel und einige Objecte römischer Technik vor; aus Trhanov ein Paalstab mit Henkel und zwei kleinen Lappen gleich unterhalb des Rückens, im

[1]) Dieses Gräberfeld ist der Bronzezeit zuzurechnen.

[2]) Siehe meine Beiträge zur Urgeschichte Böhmens, II. Theil, Taf. VI, Fig. 33.

Ganzen ähnlich den Paalstäben von Krendorf (Křtěno) an der Eger; aus Meclovy eine Pfeilspitze und ein Ring aus Bronze nebst Eisenresten, u. s. w.

Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen, dass sich in diesem Museum ein mittelalterliches Holzschloss vorfindet, dessen Schlüssel und verschiebbare Stäbchen ganz dem Systeme der Wertheim'schen Schlösser entsprechen [1]).

## Wichtigere im Museum zu Klattau befindliche Funde.

Bei einem Besuche im Jahre 1890 ertheilte mir der unermüdliche Custos Herr J. U. Dr. K. Hostaš in freundlichster Weise jede Auskunft. In erster Reihe sind hier zunächst die reichen, aus den „Památky" [2]) bekannten Funde von der Nekropole am Husín bei Klattau, durch Herrn Dr. Hostaš systematisch untersucht, zu nennen. Es liegen hier neben flachen Paalstäben mit schwachen Seitenleisten und neben Dolchen mit kurzen, mit zwei Nieten versehenen Griffzungen, nebst bronzenen, unterhalb des stumpfen Kopfes ohne Knopf in zwei Abtheilungen geringelten Nadeln, welche Objecte wir der Bronzezeit zuzuschreiben gewohnt sind, auch noch jüngere Objecte vor, so: Ein Paalstab, dessen Seitenleisten in der Mitte zusammenlaufen; eine geringelte Nadel mit flachem, scheibenförmigem Kopfe; einfache Armspangen, verziert mit Gruppen von je drei Furchen; ein grobes Eisenmesser mit gebogenem Griffe; ein Fragment eines Eisenschwertes (?) nebst Thongefässfragmenten mit gestricheltem Dreieckornamente und S-förmigem, gestricheltem Schnurornamente. Aus den Grabhügeln von Polenka stammen ähnlich verzierte Scherben, einfache Armspangen, eine Bernsteinperle und eine kleine Glasperle nebst Eisenresten; aus den Grabhügeln von Habartic schön ornamentirte Bronzebuckeln, aus den Grabhügeln bei Ostřetic ein flacher Paalstab mit Holzresten und umwickeltem Bronzedrahte, ein Dolch mit zwei Nieten, einfache, runde und flache Armspangen, Nadeln mit flachem, scheibenförmigem oder mit eingerolltem Kopfe, ein zweifach verbundenes Doppelrad aus Bronze, ein Spiralring (?), ein Sichelfragment und eine Bernsteinscheibe nebst Gefässscherben mit gestrichelten Dreieckornamenten. Die letztgenannten Bronzeobjecte sprechen für die Bronzezeit, doch gehört der Scherben zur Hallstätter Culturzeit.

[1]) Aehnliche Holzschlösser sind heute noch im Oriente im Gebrauche. Anm. d. Red.

[2]) Památky arch., Prag, Bd. XIV, Heft 1.

## Grabhügel im Poněšicer Reviere bei Frauenberg.

Im Jahre 1890 unternahm ich auf Kosten Sr. Durchlaucht des regierenden Fürsten Adolf J. zu Schwarzenberg zunächst die Durchforschung einer aus 16 Steinhügeln bestehenden Gruppe im Poněšicer Reviere, welche sich westlich unterhalb der vorne beschriebenen Wallburg „Na Hradci" unter dem Fahrsteige im Walde ausbreitet.

Grabhügel I. Höhe 1·5 m, Durchmesser von Osten nach Westen 8·4 m, von Norden nach Süden 8·4 m, Umfang 26 m. Derselbe bestand ringsherum aus grossen Steinen, in der Mitte aus Lehm und enthielt ausser Spuren von Leichenbrand nichts.

Grabhügel II. Höhe 0·8 m, Durchmesser von Osten nach Westen 5·8 m, von Norden nach Süden 6 m, Umfang 24 m. Derselbe bestand aus grossen Steinen mit wenig Lehm und ergab keine Funde.

Grabhügel III. Höhe 2 m, Durchmesser von Osten nach Westen 8·6 m, von Norden nach Süden 9·3 m, Umfang 28 m. Der Innenraum war mit sandigem Lehm ausgefüllt, der Spuren von Leichenbrand enthielt und an den Seiten sowie von oben mit Steinen bedeckt war; derselbe ergab gar keine Funde.

Ich vermuthe, dass diese Hügel bereits ausgeraubt wurden; von den noch vorhandenen Hügeln waren nur wenige ganz intact.

## Grabhügel im Walde „Kukle" bei Poněšic.

In dieser unweit von der vorigen gelegenen Gruppe habe ich schon im Jahre 1885 drei Hügel untersucht [1]) und hiebei einen flachen Paalstab nebst

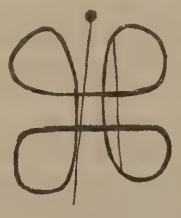


Fig. 26. Bodenstempel, $^1/_1$ nat. Gr.

zwei einfachen Armspangen gefunden. Im Jahre 1890 untersuchte ich weitere zwei von den 13 Hügeln dieser Gruppe.

Grabhügel IV. Ein abgeflachter, scheinbar unversehrter Hügel; Höhe 0·6 m, Durchmesser von Osten nach Westen 8·4 m, von Norden nach Süden 9·2 m, Umfang 29 m. Derselbe bestand aus grossen Steinen; auf dem Naturboden kamen zwischen Steinen dünne und dicke Scherben aus geschwärztem Lehm, ohne Verzierung und schwach gebrannt vor.

Grabhügel V. Ein flacher, scheinbar unversehrter Steinhügel; Höhe 0·6 m, Durchmesser von Osten nach Westen 8·1 m, von Norden nach Süden 8 m, Umfang 25 m. Derselbe

[1]) Siehe meinen dritten Bericht in den Mitth. d. Anthropol. Ges. Wien, Bd. XVI, 1886.

war aus Steinen aufgeführt, zwischen denen Scherben vorkamen; diese sind dickwandig und aus gelbem oder geschwärztem Lehm aus freier Hand gemacht, schwach gebrannt und ohne Verzierung; ein dünnes Bodenstück trägt einen ziemlich primitiv erzeugten, erhabenen, 5 cm langen und ebenso breiten Stempel in der Form eines geschlungenen H (Fig. 26). Da gleich unter der ersten Lage von Steinen am Gipfel des Hügels sich gebrannte Scherben mit grüner Glasur vorfanden, so ist daraus wohl zu schliessen, dass auch dieser sowie der vorige Hügel vor langer Zeit ausgeraubt wurden.

Dasselbe gilt von zwei der grössten Grabhügel VI und VII, welche in der Mitte eine grosse Vertiefung zeigen, in der 80jährige Buchen stehen. Drei oder vier ziemlich grosse Hügel sind noch gut erhalten, aber mit alten Buchen bewachsen.

## Grabhügel im „Alt-Thiergarten" bei Frauenberg.

Während der Ferien des Jahres 1892 unternahm ich unter Betheiligung des Herrn Erbprinzen Johann Fürsten zu Schwarzenberg und Ihrer Durchlaucht der Frau Erbprinzessin Therese Fürstin zu Schwarzenberg die Untersuchung einiger Hügel in dem genannten Thiergarten, und zwar zunächst in der Gegend der „Schaubuche". Von den hier vorhandenen drei ziemlich grossen Hügeln wurde ein mittelgrosser in Angriff genommen und vollständig durchsucht.

Nr. I. Höhe 0·8 m, Durchmesser von Osten nach Westen 7·8 m, von Norden nach Süden 7·8 m. Derselbe bestand aus Lehm und war oben mit einem Kranze von Steinen bedeckt. Im Lehm zeigten sich zerstreut liegende, meist abgewetzte kleine Thongefässscherben, auf dem Grunde des Hügels lagen in der Mitte die Reste des Leichenbrandes; bis zu einer Tiefe von 1·2 m folgte unberührter Naturboden. Da die Scherben aus meist mit Kohlenstaub vermengtem Lehm bestanden und viele innen und aussen mit Graphit geglättet waren, gehört wohl dieser Hügel der Metallzeit an.

Nicht weit von dieser Stelle befindet sich eine andere kleine Gruppe von Grabhügeln in der Gegend des „Rudolfeck an der Schneisse", von denen einer untersucht wurde.

Nr. II. Höhe 0·8 m, Durchmesser von Osten nach Westen 7·6 m, von Norden nach Süden 7·7 m. Ein Erdhügel aus compactem Lehm mit sehr wenigen zerstreuten Steinen, ohne Kohlenspuren und mit nur einem abgewetzten Scherben; gegraben wurde bis zu 1 m Tiefe. Dieser Hügel dürfte sicher der Nach-La Tène-Zeit Böhmens angehören.

Die übrigen Hügel dieser Gruppe bleiben einer späteren Untersuchung vorbehalten.

## Künstliche Höhle bei Frauenberg.

Am linken Moldauufer befindet sich unterhalb Frauenberg eine künstliche Höhle im Gneissfelsen, welche unter dem neueren Namen „Kampanova díra" bekannt ist. Es ging von ihr die Sage, dass sie sich bis nach Moldautein hinzieht und dass sich in derselben gegenwärtig zahllose Schlangen aufhalten. Ich habe dieselbe im Jahre 1892 gemeinsam mit Sr. Durchlaucht dem Erbprinzen Johann Fürsten zu Schwarzenberg untersucht. Da der Eingang durch Schutt verlegt war, wurde der letztere weggeschafft und das am Boden der Höhle angesammelte Wasser durch einen tiefen Graben abgelassen. Die Höhle erwies sich als ein Spaltgang, dessen Decke und linke Wand künstlich ausgebrochen war, und zwar nach Art des alten Bergmannes. Bei circa 10 m Länge hörte der künstliche Bau auf und die Spalte verschmälerte und schloss sich. Der Boden war mit Schlamm bedeckt, der auf dem Felsen ruhte. Eine Quarzader fanden wir nicht vor; und doch dürfte dieser kurze Stollen einer solchen nachgegangen sein, in ähnlicher Weise, wie ich dies von einer analogen Höhle im Gneisse am Ufer der Volynka oberhalb Čkyň beschrieb [1]).

## Neolithische und metallzeitliche Fundstätten bei Peruc.

Im Jahre 1891 besuchte ich die Sr. Excellenz dem Herrn Franz Grafen von Thun-Hohenstein gehörige Besitzung Peruc, wo mich Herr Cassier Aug. Pročke in zuvorkommendster Weise zu den wichtigsten Fundstellen der Umgebung begleitete.

Zunächst führte mich der Weg nach Telce Skaly. Hier breitet sich etwa hundert Schritte links vom Wege ein noch unangetastetes Urnenfeld aus, in dem vor Jahren eine Urne zufällig ausgegraben wurde; das Feld ist mit Scherben bedeckt. Hierauf besuchte ich das Dorf Uherce (Ouřec), wo mir Herr Verwalter Motýl die Ziegelei zeigte, in deren vereinzeltem Grabe seinerzeit der berühmte Gold- und Bernsteinfund gemacht wurde, der durch die Intervention des genannten Herrn Verwalters glücklicherweise an das Landesmuseum in Prag gelangte. Obwohl die Ziegelei seither sehr erweitert wurde, fand man hier nichts mehr vor; auch mir gelang es nicht, weder in der Ziegelei, noch auf den umliegenden Feldern eine Spur weiterer Gräber zu finden. Das betreffende Grab war also ganz vereinzelt; das Dorf selbst macht den Eindruck einer uralten, wichtigeren Ansiedlung.

---

[1]) Woldřich: Verschlackte Steinwälle und andere urgeschichtliche Bauten bei Strakonic. (Mitth. der Anthropol. Ges., Wien, Bd. IV, Nr. 7, 1874.)

Auf dem Hochplateau bei Klobouk dürften auf den dem Capitel von Hradčín in Prag gehörigen Feldern Reihengräber vorkommen; man stiess hier nämlich vor einigen Jahren auf ein mit Steinen umgebenes Skelet ohne Beigaben. Dem blossen Augenscheine nach konnte ich jedoch nichts Sicheres an dieser Stelle constatiren.

Auf meinem Ausfluge nach Stradonic bei Laun besuchte ich die ausgedehnte, stark lehmige Aschenlage, welche sich westlich von diesem Dorfe neben der Strasse ausbreitet. Von dieser an prähistorischen Resten reichen Fundstätte befinden sich sowohl in der Ortsschule als auch in Händen eines Grundbesitzers Sammlungen. Unter den in der Schule befindlichen Objecten gehören viele der neolithischen Zeit an, darunter eine schöne Pfeilspitze aus Feuer-

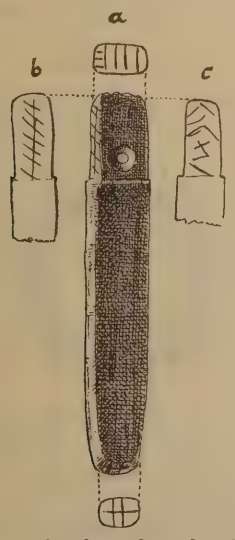



Fig. 27. Schleifstein, *a* Rücken, *b* und *c* Seiten des Rückens.

stein; andere stammen aus der Metallzeit, darunter ein verzierter Armring aus Glas und ein Lignitring, aber auch die Nach-La Tène-Zeit ist durch Schläfenringe mit S-förmigem Ende aus Silber oder aus Zinn vertreten. Unter den Knochenresten konnte ich flüchtig die Reste von Equus caballus L., Equus minor Woldř., Sus palustris Rütim., Capra hircus L., Cervus elaphus L. und Cervus capreolus bestimmen. In Slavětín befindet sich im Garten neben dem Schlosse eine neolithische Station, die sehr reichhaltig ist und bereits viele Funde ergeben hat.

Ich verdanke der Freundlichkeit des Herrn Verwalters J. N. Ráž für meine Sammlung eine Reihe von neolithischen Objecten, und zwar aus grauem und gebändertem Feuerstein: Schlagstücke, Messer, kleine Lanzenspitzen und eine Säge; meist aus dunklem Gestein (Amphibolit): zwei kleine, keilförmige, an der Schneide symmetrisch zugeschliffene Aexte und einen Schleifstein; aus lichterem Eruptivgestein: Fragmente zweier flacher Aexte, drei Axthälften mit Bohrloch, die Hälfte eines Steinbeiles mit eingeschnürter Mitte, wie ich solche in meinem vierten Berichte aus Jinonic und Kacov beschrieb; ferner einen Quarzitglätter aus einem Geschiebe, eine Lehmkoralle, doppelkegelförmig (Wirtelform), und einen Thonwirtel mit weitem Loch, auf der einen Seite kegelförmig, auf der anderen flach vertieft. Sehr interessant ist ein vierkantiger Schleifstein mit Oehr (Fig. 27), wie solche auch in Hallstatt vorkamen; unser Exemplar besitzt jedoch einen schmäleren Rücken (Griff), in den das Loch beiderseits kegelförmig eingebohrt ist; am Rücken (Fig. 27 *a*) besitzt derselbe vier tiefe, parallele Furchen und am unteren quadratischen Ende befinden sich zwei parallele, tiefe Furchen, kreuzförmig von einer dritten durchstrichen. Die Abdrücke beider Enden geben entsprechend gestrichelte, viereckige Felder und es dürfte dieser Schleifstein auch als Stempel benützt worden sein, vielleicht zur Erzeugung entsprechender Verzierung. Auf beiden Seiten des Rückens befinden sich überdies unregelmässige seichte Furchen (siehe Fig. 27 *b*, *c*), deren Bedeutung sich nicht entziffern lässt. Länge 10·2 cm, Breite. 1·9 cm, Dicke 1·1 cm.

## Funde bei Radonic.

Auch die Umgebung von Radonic ist reich an prähistorischen Funden; der dortige Lehrer soll eine grössere Sammlung besitzen.

Durch Herr Verwalter V. Teyzar in Peruc gelangten im Jahre 1891 vier Bronzeobjecte aus Radonic in das Landesmuseum in Prag; derselbe sandte mir heuer einige Stücke kleiner Brauneisensteine, Stalaktiten, von denen einige ein natürliches Loch in der porösen Mitte besitzen; bei zwei Exemplaren ist die natürliche Vertiefung künstlich nachgebohrt. Diese Objecte waren kranzförmig um eine Urne gelegt; unter ihnen befanden sich aber auch ähnliche durchbohrte Stücke aus gebranntem Thon und aus Thierknochen; solche Funde wurden mehrere gemacht. Es ist kein Zweifel, dass diese Objecte Zierstücke sind, die an einen Faden aufgefädelt waren.

## Funde auf dem Berge Tetín an der Beraun.

Herr Ingenieur Jos. Neumann in Beraun fand in den Jahren 1891 und 1892 die nachstehenden prähistorischen Objecte auf dem Tetín, welche mir derselbe behufs Berichterstattung freundlichst zusandte.

Eine grobe Ahle aus dem Metacarpus eines Schafes, an der Spitze mit einem Feuersteinmesser zugeschärft; Länge 9 cm. Eine grobe Ahle aus einem Knochenfragment eines grossen Thieres, der ganzen Länge nach mit dem Feuersteinmesser bearbeitet und zugeschärft; Länge 11·7 cm. Eine Beinnadel, viereckig, mit dem Feuersteinmesser bearbeitet und bekratzt; Länge 10 cm, Dicke am breiteren Ende 0·7 cm. Die Hälfte eines scheibenförmigen Wirtels aus grauem Schiefer; der Rand ist mit dem Feuersteinmesser bearbeitet; Durchmesser 2·3 cm, Dicke 0·6 cm, Lochweite 0·9 cm. Diese vier Stücke gehören wohl der neolithischen Zeit an. Hieher gehört auch ein halbmondförmiges Artefact aus Serpentin; dasselbe hat die Form einer seitlich flachen Spange und ist aus einem flachen Serpentin-

geschiebe derart verfertigt, dass es von beiden Seiten excentrisch durchbohrt wurde, so dass die beiden spitzen Enden etwas auseinanderstehen; Durchmesser 2·4 cm, Dicke 0·6 cm, Lochweite 0·9 cm. Das Alter eines doppelkegelförmigen Wirtels aus grauem Thon lässt sich nicht bestimmen; Durchmesser 2·8 cm, Dicke 1·3 cm, Lochweite 0·9 cm.

Der Bronzezeit dürften angehören: Eine Kupfernadel mit rundem, 0·4 cm dickem Köpfchen, unter dem eine eingeritzte Spirallinie verläuft; unter dieser ist die Nadel bis zur Mitte rund und hierauf bis zum Ende vierkantig; es dürfte ein Werkzeug sein; Länge 11·4 cm, Dicke 0·5 cm. Ein gegossenes Bronzeringelchen, schön patinirt, glatt, wahrscheinlich ein Ringgeld; Durchmesser 1·4 cm. Ein halber abgebrochener Bronzering, glatt, schön patinirt, an dem einen Ende mit einem schmalen Zapfen versehen; Durchmesser 3·4 cm, Dicke 0·35 cm. Ein kleines Scherbenfragment, aussen und innen mit Graphit geglättet.

Die nachstehenden Objecte dürften alle aus der jüngeren Wallburgzeit stammen: Fünfzehn Stücke Thonscherben, die Ränder nach auswärts gebogen, scharf zugeschnitten; auf der Drehscheibe verfertigt, gut gebrannt, mit Wellenornament, parallelen Furchen oder mit Nägeleindrücken geziert; ein Bodenstück zeigt an der Aussenfläche ein erhabenes Hakenkreuz. Ein Schläfenring aus Zinn mit einem S-förmigen Ende aus rundem Draht; Durchmesser 3·7 cm, Dicke 0·4 cm. Eine Eisennadel, rund, spitz zulaufend; Länge 10·5 cm, Dicke 0·5 cm. Ein kleines Eisenmesser mit kurzer Griffzunge, mit gebogenem Rücken und gerader Schneide; Länge 11·5 cm, Breite der Schneide 1·5 cm. Eine kleine Lanzenspitze aus Eisen mit flachem, rautenförmigem Blatt und schmalem Schaftstiel; Länge des Blattes 3·3 cm, des Schaftstieles 3·3 cm. Endlich eine vierkantige Speerspitze aus Eisen mit Schaftloch; Länge 8 cm; dieselbe stammt wohl aus dem jüngeren Mittelalter.

## Grabhügel von Wiederpolen (Vidov) bei Budweis.

Die Untersuchung dieser aus dreizehn Gräbern bestehenden Gruppe unternahm im Jahre 1891 der Vicedirector des städtischen Museums und Leiter der natur- und kunsthistorischen Abtheilung desselben, Herr Hauptmann Adolf Lindner, welcher sich in früheren Jahren an meinen Ausgrabungen eifrigst betheiligte. Derselbe stellte mir im Einverständniss mit dem Präsidium seine Untersuchungen mit dem Ersuchen zur Verfügung, dieselben in meinen vorliegenden fünften Bericht aufzunehmen.

Diese Hügel tragen deutliche Spuren einer vor nicht langer Zeit vorgenommenen, unvollständigen Durchwühlung von unberufener Hand. Nach Aussage eines alten Einwohners von Wiederpolen soll hier in der That vor 15—20 Jahren von unbekannter Hand gegraben worden sein; ob etwas und was gefunden wurde und wohin die anscheinend gemachten Funde kamen, ist unbekannt. Die Grabhügel befinden sich auf der Höhe des anderthalb Wegstunden südöstlich von Budweis am rechten Maltschufer gelegenen und der Stadt Budweis gehörigen Kalkofenwaldes bei dem genannten Dorfe; die Hügelgräber sind von verschiedener Form und Grösse, mit einem 60- bis 70jährigen Kiefern- und Fichtenwaldbestande bewachsen. Obgleich sich fast auf allen Hügeln verschiedene Unebenheiten zeigten, welche theilweise vielleicht nur vom Ausroden der Baumstöcke oder von Windbrüchen herrühren könnten, unterzog sich Herr Lindner dennoch der löblichen Aufgabe, einige derselben, welche noch am besten erhalten waren, am 20. und 21. Juli 1891 näher zu untersuchen.

Hügel I. An der südlichen Seite der Gruppe gelegen, elliptisch geformt, 1 m Höhe, 8 m Durchmesser, 25 m Umfang, mit sieben Waldbäumen bewachsen. Das Material bestand aus grauem, sandigem Lehm, gemengt mit sehr verschiedenartigem Gestein, unter welchem sich auch grössere Quarzgeschiebe aus dem nahen Maltschflusse vorfanden. Die grosse Menge dieses vorgefundenen, ganz regellos durcheinander geworfenen Gesteines wies darauf hin, dass diese Hügelgräber bereits durchwühlt worden sind. Auch bieten diese in ihrer ursprünglichen Anlage zerstörten Hügel dermalen zwar keine verlässlichen Anhaltspunkte zur Beurtheilung ihrer einstigen Form und Beschaffenheit mehr dar; das massenhaft vorgefundene Gestein aber legt die Vermuthung nahe, dass die meisten Hügel dieser Gruppe nicht nur mit einem Steinkranz, sondern auch mit einem Steinkegel in der Mitte versehen gewesen sein dürften.

Gleich nach Beginn der Abgrabung wurde an der südwestlichen Seite, unmittelbar unter der etwa 6 cm dicken

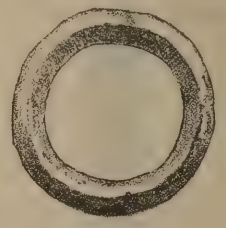


Fig. 28. Bronzering (Geld), $^1/_1$ nat. Gr.

Humusdecke, ein kleiner, geschlossener Bronzering auf einem Steinblock liegend vorgefunden.

Im Lehmboden dieses Hügels fanden sich einzelne Kohlenstückchen, Spuren von Asche und Leichenbrand sowie auch mehrere Bruchstücke von aus freier Hand geformten, schwach gebrannten und unverzierten Thongefässen vor.

Der Ring (Fig. 28), welcher wahrscheinlich bei der ersten Durchsuchung übersehen wurde, ist gegossen, innen und aussen scharfkantig, 0·4 cm dick, mit einem äusseren Durchmesser von 2·7 cm und jenen zahlreichen Bronzeringelchen gleich, welche ich im Massenfunde von Krendorf[1]) als Ringgeld beschrieben habe, nur ist derselbe etwas stärker und etwas grösser.

Hügel II. Sehr flach, Höhe 0·5 m, Durchmesser 5·5 m, Umfang 17 m, mit vier Bäumen bewachsen. Derselbe bestand gleichfalls aus sandigem, mit sehr wirr durcheinander liegendem Gestein gemengtem Lehm und enthielt nebst einigen Kohlenstückchen und Spuren von Asche noch eine grosse Anzahl von Scherben, aus welchen jedoch nur das unter Fig. 29 abgebildete Gefäss zusammengestellt werden konnte.

---

[1]) Woldřich, Beiträge zur Urgeschichte Böhmens, I. Theil. (Mitth. d. Anthropol. Ges. Wien 1883, Bd. XIII, Taf. III, Fig. 4, und Taf. IV, Fig. 13.)

Dieses krugähnliche, am Rande nach aussen gebogene Gefäss ist aus feinsandigem, röthlich-thonigem Lehm aus freier Hand geformt, wenig gebrannt, unverziert und seitlich mit einem Henkel versehen. Höhe 13 cm, Bauchdurchmesser 9 cm, Boden 6 cm, Wanddicke 0·5 cm.

Hügel III. Sehr flach, Höhe 0·51, Durchmesser 7 m, Umfang 24 m, mit neun Waldbäumen bewachsen. Derselbe bestand vorwiegend aus kleineren Steinen mit nur wenig grauem, sandigem Lehm gemengt. Es wurden in demselben nur drei kleine, zu einem unverzierten Gefässe gehörige Scherben sowie ein Stückchen Kohle, jedoch weder Asche noch Leichenbrand vorgefunden.

Hügel IV. Etwa 130 m von den vorerwähnten Hügeln entfernt, befinden sich am nördlichen Abfalle des Kalkofen-

Fig. 29. Thonkrug, $^1/_6$ nat. Gr.

waldes noch zwei sehr grosse und 30 m von einander entfernte Hügelgräber, von denen das grössere der Durchforschung unterzogen wurde.

Dieser ebenfalls sehr flache und mit 21 grossen Waldbäumen bewachsene Hügel hatte oben in der Mitte eine 35 cm tiefe Einsenkung; Höhe 1·2 cm, Durchmesser 12 m, Umfang 41 m. Leider zeigte auch dieser Hügel dasselbe wüste Durcheinander von grauem, sandigem Lehm mit sehr vielen grossen Gneiss- und Quarzblöcken, zwischen denen zerstreut nicht nur noch viele kleine Gefässscherben, sondern auch

Fig. 30. Thonscherben, $^1/_2$ nat. Gr.

einzelne Kohlenstückchen und am Naturboden deutliche Spuren von Asche und Leichenbrand vorgefunden wurden.

Unter diesen Scherben befanden sich zwei zu einem dünnwandigen, mit freier Hand geformten und schwach gebrannten Gefässe gehörige Scherben (Fig. 30), welche unter dem Halse am Beginne des Bauches eine rings um den letzteren laufende und aus einfach aneinander gereihten, eingestochenen Kreisen bestehende Verzierung zeigen.

Nachdem sich genau dieselbe Verzierung auch an den im Budweiser Museum aufbewahrten und aus der wichtigen, nur eine halbe Stunde südlicher entfernten Nekropole bei Plaben (Plavo) stammenden Urnen vorfindet, so dürfte diese übereinstimmende Verzierung, wenn auch das geringe Ergebniss der durchforschten und in ihrer ursprünglichen Anlage zerstörten Hügel eigentlich keinen sicheren Schluss auf deren Alter gestattet, doch immerhin ein nicht zu unterschätzender Fingerzeig dafür sein, dass die besprochene Hügelgruppe mit der Nekropole von Plaben gleichen Alters sei, welche ich an das Ende der Hallstätter-Periode versetzt habe.

Herr Hauptmann A. Lindner schreibt mir, dass er auch noch die übrigen Hügel dieser Gruppe im laufenden Sommer untersuchen werde, was sehr wünschenswerth wäre.

## Nekropole von Roth-Aujezd (Oujezd červený) bei Lišau.

Auch diese Nekropole hat Herr Hauptmann Adolf Lindner im Jahre 1890 im Gegenwart des Herrn Bürgerschuldirectors Fr. Vollgruber einer Untersuchung unterzogen und mir die Resultate behufs Veröffentlichung freundlichst zugesendet.

In dem am südöstlichen Abhange des genannten Dorfes gelegenen und den Bauern Martin und Joh. Wawra gehörigen Walde befinden sich circa 80 reihenförmig angelegte und mit etwa 20jährigem Waldbestande bewachsene Hügelgräber in verschiedener Form und Grösse, von denen A. Lindner fünf untersuchte.

Diese in verschiedenen Reihen gelegenen fünf Hügel wurden aus dem Grunde zur Durchforschung gewählt, weil selbe nicht nur gut erhalten, sondern auch mit weniger Waldbestand bewachsen waren, dessen möglichste Schonung seitens der genannten Grundbesitzer bei Ertheilung der Zustimmung bedungen wurde.

In Folge dessen konnten daher auch diese fünf Hügel nicht gänzlich durch Umgraben, sondern je nach Zulässigkeit des darauf befindlichen Waldbestandes nur theilweise, und zwar durch Ausheben von 1—$2^1/_2$ m breiten und bis auf den Naturboden hinabreichenden Gräben untersucht werden.

Nr. I. Ein sehr flacher, runder Hügel; Höhe 0·7 m, Durchmesser 7 m, Umfang 21 m, mit Spuren oberflächlicher Durchwühlung. Derselbe bestand aus sandigem Lehm mit einem unregelmässigen Steinkranz aus Quarzstücken ohne Steinkegel in der Mitte und enthielt nahe dem Naturboden nur Leichenbrand und einige Kohlenstückchen.

Nr. II. Ein elliptisch geformter Hügel in der östlichsten Gräberreihe; Höhe 1 m, Durchmesser 6·5 m, Umfang 20 m. Derselbe bestand aus sandigem Lehm, gemengt mit einigen kaum faustgrossen Quarzgesteinen. In der Mitte des Hügels zeigte sich am Naturboden Leichenbrand mit wenig Asche, aber mit vielen Kohlenstückchen.

Nr. III. Ein elliptischer Hügel, oben gegen die Mitte etwas eingedrückt; Höhe 0·9 m, Durchmesser 4·5 m, Umfang 13 m, aus lehmigem Sand bestehend und nahe dem Naturboden nur Leichenbrand, etwas Asche und einige Kohlenstückchen enthaltend.

Nr. IV. Ein ebenfalls elliptisch geformter Hügel; Höhe 0·34 m, Durchmesser 5 m, Umfang 15·5 m, sonst wie Hügel Nr. III beschaffen, nur etwas mehr Asche nahe dem Naturboden enthaltend.

Nr. V. Ein runder Hügel, oben mehr flach und wie die vorerwähnten ohne Graben ringsherum; Höhe 1·2 m, Durchmesser 6 m, Umfang 18 m. Derselbe bestand ebenfalls aus sandigem Lehm ohne Steinkranz und enthielt in der nahe

dem Naturboden liegenden, 2 cm dicken Aschenschichte einige Bruchstücke von einem (aus freier Hand geformten?) kleinen Gefässe aus feinem, schwärzlichem Lehm, schwach gebrannt, nach aussen röthlich gefärbt und mit einem unter dem Halse verlaufenden, jedoch sehr unregelmässig eingeritzten, doppelten Wellenornament versehen. Herr Lindner hat die Scherben zusammengestellt (Fig. 31). Das Gefäss hat an der inneren Mündung einen Durchmesser von 8 cm, einen Bauchumfang von 35 cm und, da der Boden fehlt, eine wahrscheinliche Höhe von 12 cm.

Neben den vorerwähnten Gefässscherben lag ein Stückchen schwärzlich-grauen bearbeiteten Feuersteines, der wahrscheinlich nur durch Zufall dahin gelangt sein dürfte.

Diese Nekropole dürfte mit den von mir untersuchten Grabhügeln im Walde Klobasna bei Veselí, am Silberberge bei Netolic, im Neu-Thiergarten bei Frauenberg und von

Fig. 31. Thongefäss, $^1/_4$ nat. Gr.

Plavnic übereinstimmen und sich den etwa dem VII. oder VIII. Jahrhundert n. Chr. angehörigen Grabhügeln von Lomec und Krtel bei Libějic mit ähnlichen, wellenförmig verzierten kleinen Urnen anreihen. Die weitere Untersuchung dieser Hügelgruppe hat Herr A. Lindner in Aussicht gestellt.

## Diverse Funde im Bezirke Podersam (Podbořany).

Das städtische Museum in Budweis, über dessen Inhalt an prähistorischen Funden ich bereits in dem vierten Theile meiner „Urgeschichtlichen Beiträge aus Böhmen“ berichtete, erwarb neuerdings eine Reihe interessanter Objecte aus dem genannten Bezirke, sowie aus einigen anderen weiter unten besprochenen Orten, deren Beschreibung und Abbildung mir der Herr Museumsdirector Dr. Joh. Kneissl und sein Stellvertreter, Hauptmann A. Lindner, behufs Berichterstattung zur Verfügung stellten. Des besseren Verständnisses wegen erlaube ich mir zunächst bezüglich des Bezirkes Podersam einige allgemeine Bemerkungen vorauszuschicken.

Auf dem zwischen Podersam und Kaschitz (Kaštice) gelegenen Rubinberge befindet sich eine Wallburg, welche auf dem ebenen Gipfel des Berges etwa ein Joch Ackergrund umfasst; der Berg fällt nach drei Seiten steil ab und ist auf der Südostseite von einem Steinwall umgeben. Den Innenraum der Wallburg bedeckt eine sehr mächtige, stellenweise bis 2 m messende Lage aschiger Erde, welche seit Jahren als Dünger abgegraben wird und eine Menge prähistorischer Funde lieferte. Es kommen aber auch rings um die Wallburg gegen die Höhe von Schaab und auf dieser selbst, südlich und östlich von Schaab, auf einem Flächenraume von einigen Hundert Joch vertheilte Aschengruben vor. Dr. A. Tischler berichtet [1]), dass die Arbeiter binnen zwei Jahren über hundert Centner Knochen auf und um den Rubinberg gesammelt und an Zuckerfabriken verkauft haben. Welcher werthvolle Schatz an wissenschaftlichem Materiale ist hier noch in den Siebziger-Jahren vernichtet worden! Andere Aschenfelder befinden sich eine Stunde von Schaab entfernt bei Lišvic und bei Libořic, überall mit perennirenden Quellen in der Nähe; grosse Fundfelder kommen auch bei Klein-Černic und bei Welhotten vor. Neolithische Gruben findet man auch am Selčer- und Černicer Bache.

Am Rubinberge fand man vorherrschend neolithische Stein- und Knochenwerkzeuge und Wandbewurfstücke, welche nebst den Gruben auf eine stabile neolithische Ansiedlung hinweisen; untergeordnet kamen aber auch Bronzeobjecte vor: Meissel, Armbänder und Ketten, nebst einigen Eisenbruchstücken.

Das Budweiser Museum erwarb von hier die nachstehend besprochenen Objecte.

Aus neolithischer Zeit: Eine ovale Reibplatte aus lichtem, festem Sandstein, flach und rauh, ohne Loch, unten unbehauen; Umfang 110 cm, Länge 42 cm, Breite 25 cm, Dicke 6·5 cm; offenbar ein neolithischer Mahlstein.

Acht Stücke pfriemen-, ahl- oder lanzenförmiger Werkzeuge von verschiedener Grösse und Form aus Thierknochen.

Ein Stockgriff oder sogen. Hammer aus Hirschhorn, 15 cm lang; der obere stärkere Theil ist kreisrund gelocht, der untere gegen das Ende der Stange verlaufende Theil abgebrochen.

Ein flacher Schleifstein aus grauem Schiefer, 11 cm lang, in der Mitte 4 cm breit und 1 cm dick, stark abgenützt.

Ein kleiner Becher aus geschwärztem, schwach gebranntem Thon, aus freier Hand geformt, 2 cm hoch, die Wand 0·5 cm dick, innerer Durchmesser 2·5 cm.

Eine kleine Steinaxt aus bräunlichem Amphibolit, an allen Seiten zugeschliffen und geglättet, 7 cm lang, an der Schneide 4·7 cm breit und nach oben sich verengend.

Eine grössere Steinaxt aus grünlich-grauem Amphibolschiefer, 6·5 cm lang, an der Schneide 4 cm breit und auf der einen Seite mehr zugeschliffen als auf der anderen.

Der älteren Metallzeit angehörig: Eine Pfeilspitze aus Bronze, 3 cm lang, mit Widerhaken beiderseits, mit Schaftloch bis zur Spitze, dunkelgrün patinirt.

[1]) Mitth. d. Anthropol. Ges. Wien, Bd. VIII, Nr. 1.

Ein offener Fingerring aus 0·5 cm breitem Bronzeblech, innen flach und aussen am Rande beiderseits mit einem vorstehenden, quer gestrichelten Reifen versehen. Aeusserer Durchmesser 2 cm.

Ein grosser offener Ring aus 0·6 cm dickem Bronzedraht, welcher mit einer spiralförmig gewundenen Rinne ringsum verziert ist und gegen die glatten Enden zu sich verdünnt. Aeusserer Durchmesser 13·5 cm, schwach patinirt, in drei Theile gebrochen (Taf. I, Fig. 3, 1/3 nat. Gr.).

Gelegentlich der Schachtung eines Hopfengartens bei Oberklee im Jahre 1887 mit noch vielen anderen Bronzen in einem sehr grossen Thongefässe vorgefunden:

Ein offener Ring (Spange) aus 0·7 cm dickem Bronzedraht, glatt, rund und gegen die flachen, kreisförmig umgebogenen Enden sich verengend; äusserer Durchmesser 14 cm, schön bläulich-grün patinirt. Derselbe stimmt völlig überein mit ähnlichen Bronzeringen, die oft in grosser Anzahl beisammen gefunden wurden und auch am Halse von Skeletten vorkommen.

Ein Paalstab (Flachcelt) aus Bronze, 14 cm lang, an der geschweift ausgebogenen, seitlich eckigen Schneide 5·7 cm, am Rücken 2·5 cm breit und mit starker grüner Patina versehen. Längs der ganzen Seite verläuft beiderseits eine schwach hervortretende Randleiste. Derselbe ist ähnlich jenem Paalstabe, welchen ich in meinem dritten Berichte aus Plavnic

Fig. 32. Thonkrug, 1/5 nat. Gr.

bei Budweis auf Taf. IX unter Fig. 4 abbildete, nur besitzt er keinen Ausschnitt am Rücken, welcher hier abgerundet dreieckig ist.

Das Vorkommen des vorbesprochenen grossen Bronzeringes (Spange) mit diesem Paalstab spricht für das hohe Alter der bezeichneten Ringe, da der Paalstab tief in die echte Bronzezeit reicht. Schade, dass die übrigen Bronzen dieses Fundes nicht beisammen blieben.

Auf einem Felde bei Schaab wurde im Jahre 1890 ein neolithisches Thongefäss ausgegraben, 12·5 cm hoch, aus graphitischem, feingeschlemmtem Material aus freier Hand geformt und schwach gebrannt; der nach aussen umgebogene Hals ist glatt, die Oeffnung 7 cm im Durchmesser. Die 13 cm breite Bauchwand, mit einem seitlichen kleinen Henkel, ist bis nahe zum Boden mit aufrecht länglichen Vertiefungen in zehn Reihen ringsum gleichmässig verziert. Dieses sowohl innen wie aussen schwarz gefärbte Gefäss war theilweise gebrochen und wurde wieder zusammengestellt (Fig. 32).

Im Frühjahre 1888 wurde auf dem Kirchenfelde bei der ehemaligen St. Wenzelskirche bei Flöhau ein Schläfenring ausgegraben, aus 0·3 cm dickem, glattem und etwas verbogenem Bronzedraht, mit nur einem S-förmigen Ende, das andere ist abgebrochen. Aeusserer Durchmesser 5 cm, schwach patinirt. Derselbe gehört der Nach-La Tène-Zeit an.

Vom Rubinberge stammt eine Handmühle, bestehend aus zwei Steinen, von denen der untere (Laufstein?) vollendeter erscheint als jener von Kamp in Niederösterreich, mehr dem Litoradlicer Mahlsteine (siehe meinen ersten Bericht) ähnelt und an römische Handmühlen mahnt.

Der eine Mühlstein, aus feinkörnigem, festem Sandstein (in vier Theile gebrochen), besitzt ein durchbohrtes, 8·5 cm weites Loch in der Mitte, von welchem nach vier Seiten unvollkommene Widerlager auslaufen. Sowohl die obere wie auch die untere Seite ist concav; am äusseren Rande des Steines ist ein 4·5 cm tiefes, kreisrundes Loch angebracht, dessen Randdurchmesser 3 cm beträgt. Der Stein hat einen Umfang von 134, eine Dicke am Rande von 15 und in der Mitte von 8 cm. Der Durchmesser auf beiden Seiten beträgt 41 cm.

Der zweite Mühlstein, aus feinkörnigem, grauem und schon etwas verwittertem Sandstein, ist flach, kreisrund, am Rande zum Theil etwas ausgebrochen, mit einem durchbohrten, 6 cm weiten Loch in der Mitte; die Dicke des Steines beträgt 6 cm, der Umfang 130 cm, der Durchmesser 42 cm; die Oberseite ist abgerundet, die Unterseite unbehauen und fast flach.

Diese beiden Steine passen aufeinander und gehören offenbar zusammen.

Da der erstgenannte Mühlstein in dem an der Seite befindlichen Loche eine Handhabe zum Drehen besitzen musste, so war dies wahrscheinlich der Laufstein, auf dem der zweite Stein ruhte; im Loche mit Widerlager des ersteren befand sich eine verticale Axe, welche durch das Loch des zweiten unbeweglichen Steines lief; ob sich auf der Unterseite des Laufsteines auch noch ein dritter Stein, ähnlich dem zweiten, vorfand oder ob der Laufstein, nachdem er auf der einen Seite abgenützt war, umgewendet und dann auf der zweiten Seite benützt wurde, lässt sich nicht entscheiden.

Jedenfalls reicht diese Handmühle weit über die Handmühlen der neolithischen Zeit hinaus in die Metallzeit, mindestens bis in die La Tène-Zeit, wenn dieselbe nicht noch jünger ist. Gewiss ist, dass sie jünger ist als der Mühlstein von Litoradlic oder gar als die Mühlsteine von Kamp in Niederösterreich.

## Diverse Funde aus der Umgebung von Dux im Budweiser Museum.

Ein grosses Steinbeil mit kreisrundem Loch, 19 cm lang, unter dem Loche 7·5 cm breit, auf der einen Seite 3·5, auf der anderen 4·5 cm gleichmässig dick, geglättet und aus grünem Amphibolit. Oben beiderseits wie auch unten rechtsseitig etwas ausgebrochen.

Aus einem angeblich im Jahre 1882 in Dux vorgekommenen Funde stammend:

Eine Bronzespirale aus siebenmal aneinander gewundenem, innen flachem und nach aussen abgerundetem Bronzedraht, welcher 0·3 cm breit ist. Die Spirale endet oben in einem kreisförmig umgebogenen und unten in einem abgerundeten Ende. Durchmesser der Oeffnung oben 4 cm, unten 4·5 cm, Höhe resp. Breite 3·1 cm; mit schöner grüner Patina, unverziert (Taf. I, Fig. 2, 1/3 nat. Gr.).

Eine Fibel aus Bronze mit gewölbtem, glattem Bügel; das verlängerte Schlussstück, welches in eine Rosette ausläuft, ist nach rückwärts bis zur Mitte des Bügels umgebogen, die

Rosette zum Theil ein wenig verrostet, sonst schön lichtgrün patinirt.

Eine zweite Fibel aus Bronze, aus einem Stücke angefertigt, mit gewölbtem, längsgeripptem Bügel, die Rippen quer gestrichelt. Das verlängerte und schnabelförmig auslaufende Schlussstück bis zum Bügel nach rückwärts umgebogen; gut erhalten, mit schöner, lichtgrüner Patina.

Diese beiden Fibeln zeigen den echten Duxer Typus und es gleicht die erstere der Fig. 20, die letztere der Fig. 22 auf Taf. I meines vierten Berichtes (Beiträge zur Urgeschichte Böhmens) aus den Reihengräbern von Sulovic, ohne jedoch mit diesen identisch zu sein.

## Bronzefunde von Kluk, Nezdášov, Paseky, Doubrava, Křešťovic, Albrechtec und Barau im südlichen Böhmen.

Die nachstehend besprochenen Objecte befinden sich ebenfalls, zwei ausgenommen, im Budweiser Museum.

Bei Erweiterung des am östlichen Fusse des Kluk liegenden und den Bauern Lorenz und Mathias Troup in Slavč, Bezirk Budweis, gehörigen Steinbruches wurden unter der Ackererde vorgefunden:

Eine Spange aus Bronze, sanft gebogen, 34 cm lang, nach aussen mehr dreikantig als rund, innen glatt, in der inneren Mitte 1·5 cm hoch und von da gegen die beiden Enden sich verdünnend; unverziert und schwach grün patinirt.

Eine zweite Spange aus Bronze, 22 cm lang, sonst wie die vorige, nur dass selbe an beiden Seiten etwas verbogen und an dem einen Ende abgebrochen ist. Beide ähnlich den Spangen aus Unter-Groschaun (Chrašťany) bei Netolic.

Die nachstehenden drei Objecte wurden im Nachlasse des verstorbenen Herrn Franz Stulik in Budweis vorgefunden und sollen nach Aussage der Witwe des Genannten aus den Hügelgräbern von Plaben bei Budweis stammen:

Ein offener Armring aus dunkler Bronze, elliptisch geformt, mit grösseren doppelt eingeschnürten Mohnkopfenden, nach aussen gerippt, innen glatt und weniger patinirt. Aeusserer Durchmesser = 9 cm.

Eine elliptische Kinder-Armspange aus Bronze, im runden Körper 0·4 cm dick, gegen die offenen Enden spindelförmig sich verdünnend, schwach patinirt und ohne wahrnehmbare Verzierung. Aeusserer Durchmesser 5·2 cm.

Ein Kleidernadel-Fragment aus Bronze mit abgebrochener Spitze, 11 cm lang, der Kopf oben flach und unverziert; unter demselben befindet sich eine spiralförmige Verzierung, welche nach einer Unterbrechung in der Mitte, wo sich die Nadel verengt, tiefer wieder auftritt. Dunkelgrüne Patina.

Die besprochene Armspange sowie das Nadelfragment dürften wohl aus den Hügelgräbern von Plaben stammen; gewiss jedoch nicht der besprochene Buckelarmring, welcher der La Tène-Zeit angehört. Da sich Herr Stulik nur mit den Vorkommnissen in Südböhmen befasste, ist anzunehmen, dass dieser Armring sicherlich aus diesem Theile des Landes stammt; es ist daher sehr bedauerlich, dass die nähere Provenienz desselben nicht sichergestellt werden kann, weil typische La Tène-Funde bisher aus Südböhmen sehr sparsam bekannt sind.

Ausgegraben im Rozover Revier bei Nezdášov, Bezirk Moldautein:

Eine Armspange aus Bronze, ähnlich der vorbesprochenen, schön patinirt, von elliptischer Form, 6 cm äusserem Durchmesser, mit einem runden, oben 0·6 cm dicken, unverzierten Körper, der gegen die offenen Enden sich verengt.

Beim Ackern auf einem Felde des „Panyhora“ im Revier Slavětic bei Nezdášov, Bezirk Moldautein, vorgefunden:

Eine Lanzenspitze aus Bronze, 14 cm lang, weidenblattförmig, mit starken Mittelrippen und hohler, bis nahe an die Spitze reichender Schaftröhre, welche beiderseits aussen durch je zwei nach der Spitze verlaufende Mittelrippen verziert ist. Am unteren Theile der Röhre beiderseits ein Loch zur Befestigung des Schaftes. Feine, vorzügliche Arbeit, sehr gut erhalten und schön dunkelgrün patinirt (Taf. I, Fig. 4, $^1/_3$ nat. Gr.).

Beim Ackern auf einem Felde zwischen Paseky und Albrechtec östlich von Protivin gefunden:

Eine offene Armspange aus Bronze, aussen mit Gruppen von Querstreifen, oben mit Winkelstreifen verziert und an den übereinander liegenden Enden sich etwas verjüngend. Der 0·5 cm dicke Körper ist äusserlich dreikantig, innen glatt und mit starker, dunkelgrüner Patina versehen. Aeusserer Durchmesser 5·5 cm. Stammt offenbar aus einem Grabe.

Auf einem Acker bei Doubrava nordöstlich von Albrechtec gefunden, allwo schon wiederholt Funde gemacht wurden:

Eine Nadel aus lichter Bronze, 33 cm lang, mit flachem, oben unverziertem und 1·5 cm breitem Kopf, unter welchem

Fig. 33. Messer aus Bronze. $^1/_3$ nat. Gr.

sich an der Nadel eine einmal unterbrochene ringförmige Verzierung befindet; schwach patinirt (Taf. I, Fig. 1, $^1/_3$ nat. Gr.).

Eine Nadel aus lichter Bronze, 23 cm lang, mit abgebrochener Spitze und oben abgerundetem, unverziertem Kopfe von 1·4 cm Durchmesser, sonst wie die vorige.

Diese Nadeln, welche jenen von Čichtic und von Kostelec bei Moldautein (siehe den ersten und zweiten Theil meiner „Beiträge“ u. s. w.) etwas ähnlich sehen, jedoch einfacher sind, stammen wohl aus der Nekropole bei Doubrava, von der ich drei Hügel untersuchte und in dem dritten Theile meiner „Beiträge“ beschrieb.

Im Jahre 1889 auf der sogenannten Flur „Kosín“ beim Kalksteinbruche nächst Křešťovic, Bezirk Pisek, gefunden:

Ein sehr interessantes Messer aus dunkler Bronze, 19 cm lang, Klinge und Griff aus einem Stück Metall angefertigt. Die Klinge, mit starkem und dreikantigem Rücken auf beiden Seiten, ist sowie die Schneide geschweift und gegen die Spitze dünn. Der auf beiden Seiten ebenfalls dreikantige Griff bildet eine ovale Schlinge mit einem am unteren Theile einseitig auslaufenden und unter die andere Seite rund umgebogenen Ende. Das Messer ist gut erhalten und schön lichtgrün patinirt (Fig. 33).

Aus dem der jüngsten Heidenzeit angehörigen Friedhofe von Křešťovic, auf welchem der heutige Friedhof ruht, erhielt das fürstliche Museum in Ohrada kürzlich zwei ovale, 2·2 cm breite Platten aus weissem Glas, welche unten

die ebene natürliche Glasfläche zeigen, aber oben convex zugeschliffen sind; die dreieckigen Schlifflächen zeigen schon dem freien Auge, besonders aber unter der Loupe, einen unvollkommenen, grob gestrichelten Schliff. Dieselben waren wohl als Zierstücke mit der unteren Fläche aufgeklebt.

Andere von diesem heidnischen Friedhofe stammende Funde habe ich im vierten Theile meiner „Beiträge“ beschrieben.

Das fürstliche Museum in Otrada erhielt aus Barau (Bavorov) eine kleine Armspange, deren Körper aus einem runden, 0·5 cm dicken Bronzedraht besteht, der sich gegen die übereinandergelegten Enden verjüngt. Die Verzierung besteht aus Gruppen von queren Strichen. Aussendurchmesser 5·0 und 4·3 cm. Das Object stammt offenbar aus einem Grabe.

Gefunden auf einem Felde bei Albrechtec:

Paalstab (Flachcelt) aus Bronze, 15 cm lang, mit schwachem Schaftgriff, dessen Ränder nur wenig erhöht sind. Die erst gegen die Mitte zu etwas hervortretenden Seitenleisten sind in der Mitte spitzwinkelig geschlossen, die Schneide ist elliptisch und 4 cm breit. Das Metall ist von lichtgrüner Patina, stellenweise stark angegriffen (Taf. I, Fig. 5, $^1/_3$ nat. Gr.).

## Nekropole von Albrechtec.

Es ist dies dieselbe Nekropole aus der Hallstätter-Zeit, über welche ich in dem dritten Theile meiner „Beiträge“, Mitth. der Anthropol. Ges., Wien, Bd. XVI, 1886 (Albrechtec, Nr. 1), berichtete. Die nachstehend besprochenen Funde im Budweiser Museum bereichern nun das Inventar dieser Nekropole in ausgiebiger Weise. Es ist nur zu bedauern, dass der Ausgräber keine Detailangaben über die einzelnen ausgegrabenen Hügel geliefert hat und dass Eisenfunde und Scherben, die dabei gemacht worden sein dürften, als minder verwerthbares Material nicht conservirt wurden. Die Funde sind:

Zwei offene Armspangen aus Bronze, beide von gleicher Form, Grösse und Verzierung, mit schöner, hellgrüner Patina (Taf. I, Fig. 6, $^2/_3$ nat. Gr., Durchschnitt des ganzen Ringes *a*, vordere äussere Ansicht *b*, Seitenansicht mit dem Ende *c*, Querschnitt *d*). Diese zwei Armspangen haben eine elliptische Form, sind am Körper in der Mitte 2·1 cm breit 0·2 cm dick und gegen die Enden etwas schmäler. Aeusserer Durchmesser 6·4 cm.

Eine Nadel aus lichtem Bronzedraht mit S-förmigem Kopfe, 13·4 cm lang, unter dem Kopfe 1·5 cm dick und gegen die Spitze sich verengend; schwach patinirt (Taf. I, Fig. 7, $^2/_3$ nat. Gr.).

Zwei Speichenräder (Riemenschmuck oder Anhängsel) aus Bronze, beide von gleicher Form und Grösse, mit 6 Speichen und einem Henkel; Radkranz und Speichenkopf, wie auch die Speichen auf beiden Seiten dreikantig; an dem einen Stücke fehlt oben der Henkel, an dem anderen sind zwei Speichen und ein Theil des Speichenkopfes abgebrochen. Jedes der beiden Stücke hat einen Durchmesser von 5 cm und starke grüne Patina (Taf. I, Fig. 8, $^2/_3$ nat. Gr.).

Zwei Spiralenfragmente eines Fingerringes aus rundem, durch die lichtblaue Patina stark zersetztem, 0·2 cm breitem Bronzedraht, scheibenförmig sechsmal gewunden. Jede Scheibe hat einen Durchmesser von 1·8 cm. Gleich dem im dritten Berichte meiner „Beiträge“ in Fig. 31 abgebildeten Exemplare.

Ein Fingerring aus einem runden, 0·2 cm dicken Bronzedraht, zweimal spiralig aneinander gewunden und von lichtgrüner Patina stark zersetzt. Aeusserer Durchmesser 2·3 cm. Gleich dem in meinem vorcitirten Berichte in Fig. 29 abgebildeten Exemplare.

Eine Armspange aus Bronze, offen, elliptisch geformt, aussen mit rundem, innen mit glattem, 0·7 cm dickem Körper, gegen die Enden spindelförmig sich verengend und mit gruppenweisen Querstrichen verziert. Aeusserer Durchmesser 6·5 cm, Patina bläulich-grün und schön. Vollständig gleich dem in dem ersten Berichte meiner „Beiträge“ auf Taf. I, Fig. 14, aus Čichtic abgebildeten Exemplare.

Eine Armspange aus Bronze, in Form und Grösse wie die vorige, nur aussen mit spiralförmig dicht verlaufenden Querstrichen verziert. Patina bläulich-grün und schön (Taf. I, Fig. 9, $^2/_3$ nat. Gr.).

Ein hohler Halsring aus Bronze. Der kreisrunde Körper hat einen Durchmesser von 1·5 cm, die etwas breiteren und mit einer kreuzweise gestrichelten Verzierung versehenen Enden stehen eng beisammen. Das Ornament bildet nach aussen eine ganz eigenthümliche Combination von mit freier Hand eingeritzten, schrägen und abwechselnd quergestrichelten Doppellinien, welche in Dreiecke zusammenstossen. Das Ornament ist gruppenweise durch dreimal nebeneinander gezogene drei Querlinien in sieben Felder abgetheilt, welche der Bogenkrümmung conform nach aussen abwechselnd eine sich kreuzende gebänderte und eine rautenförmige Verzierung zeigen. Der äussere Durchmesser beträgt 16·7 cm; der Ring ist am oberen Theile etwas geborsten, sonst aber gut erhalten und schön grün patinirt (Taf. I, Fig. 10, $^1/_2$ nat. Gr. *a* und *b*).

Ein Fussring aus Bronze; der Körper 0·9 cm dick, die eben so dicken Enden stossen fest zusammen. Die Verzierung besteht aus Gruppen von je drei nur nach aussen verlaufenden Querstrichen; die Enden zeigen je drei kleine, mit Centrumspunkten versehene Kreise. Aeusserer Durchmesser 8 cm, grüne Patina. Nahezu ganz gleich mit dem in dem dritten Berichte meiner „Beiträge“ unter Fig. 23 abgebildeten Exemplare.

Ein Armring aus Bronze. Der Körper 1 cm dick, massiv und rund, die etwas sich verengernden und einfach eingeschnürten Enden stossen eng zusammen. Die Verzierung der Aussenseite ist ähnlich jener am vorbesprochenen hohlen Halsring und besteht aus Gruppen von je drei dreimal quergezogenen Linien. Zwischen diesen Gruppen stossen durch schräge Linien bandartig sich kreuzende Felder zusammen, welche abwechselnd ausgestrichelt sind und als Ausfüllung in den Zwischenräumen ein quergestricheltes spitzes Dreieck zeigen. Aeusserer Durchmesser 11·6 cm, sehr gut erhalten; schöne, dunkelgrüne Patina (Taf. I, Fig. 11, $^1/_2$ nat. Gr., *a*, *b*).

Zwei Pfeilspitzen aus Bronze mit Widerhaken und Schafthülse, dreieckig, das eine Stück 4, das andere 4·2 cm lang, schön patinirt (Taf. I, Fig. 12, $^1/_2$ nat. Gr.).

## Funde in der fürstlich Schwarzenberg'schen Zuckerfabrik bei Postelberg.

Diese gegenwärtig bedeutend ausgedehnte Zuckerfabrik steht, wie ich mich im Jahre 1891 persönlich überzeugte, auf einer prähistorisch sehr wichtigen Stelle am rechten Ufer der Eger, südlich von Postelberg. Schon bei den ersten Bauten musste man hier auf Funde stossen, doch liegen keine Nachrichten hierüber vor. Bei der Erweiterung und dem Umbau der Fabrik im Jahre 1890 wurde man auf die Funde aufmerksam und die wichtigsten wurden, Dank der Umsicht des Herrn Directors J. Maschat und des Herrn Baumeisters E. v. Hartenthal, gesammelt und Notizen hierüber gemacht. Wie aus den mir vorliegenden zahlreichen Funden hervorgeht, gehört diese prähistorische Fundstätte zu den wichtigsten im nördlichen Böhmen; wenn die Existenz derselben vor der Anlage der Zuckerfabrik bekannt gewesen wäre, hätte eine systematische Durchforschung der Stätte neben reichlichen Funden sehr viel zur Lösung wichtiger prähistorischer Fragen beitragen können. Bei meinem Besuche daselbst im Jahre 1891 waren die Anlagen und Erdarbeiten nahezu fertig und eine systematische Untersuchung nicht mehr möglich. Zum Glücke haben wir dem Eifer des Baumeisters Herrn E. v. Hartenthal eine Reihe von Fundobjecten zu verdanken, die uns wenigstens einige Kenntnisse von dieser prähistorischen Stätte zu bieten geeignet sind. Dieselben sind für das fürstliche Museum in „Ohrada" bei Frauenberg bestimmt und wurden mir kürzlich nach Wien behufs wissenschaftlicher Bearbeitung zugesendet. Ich lasse zunächst den Bericht des Herrn E. v. Hartenthal folgen:

„Bei Vornahme von Erdarbeiten in der Zuckerfabrik Postelberg stiess man öfters auf alte Gräber, die auf eine alte Culturstätte auf dem von drei Seiten vom Egerflusse umgebenen Hochplateau des Fabriksplatzes schliessen lassen.

Das Aufdecken von Gräbern konnte nur an jenen Stellen geschehen, wo gerade die Bauarbeiten ein Ausheben des Erdreiches erheischten, während anliegende, gewiss auch von vielen Gräbern durchsetzte Strecken unberührt bleiben mussten.

Da die Erdarbeiten, welche accordmässig durchgeführt wurden, ungemein rasch fortschreiten mussten, konnte ich nur die nachstehenden Notizen über die Funde zusammenstellen.

Die ersten Gräber wurden aufgeschlossen im Jahre 1890 in der Partie des jetzigen Kesselhauses. Sie wurden ohne jede symmetrische Anordnung angetroffen. Eine Schotterschichte von circa 50 cm deckte das aufgefundene Grab, welches eine mit schwarzer Modererde ausgefüllte längliche Grube darstellte. In der circa 1·20 m tiefen Lage der Modererde fand man meist vermoderte Gebeine, allem Anscheine nach gestreckt liegender Skelette, die sofort gänzlich zerfielen. Nur in zwei Gräbern gelang es, die Urnen Nr. 1 und 2, ferner zwei Spinnwirtel Nr. 3 zu erhalten. In dieser Gegend fand man im Jahre 1889 einen Mühlstein.

In den Jahren 1891 und 1892 wurden die Schwemmcanäle in der östlichen Partie des Hofraumes verlängert und hier stiess man abermals auf eine bedeutende Zahl von Gräbern, die meist eine bestimmte Richtung, von Osten nach Westen, zeigten; die Gesammtanordnung derselben konnte jedoch, weil nur in einer Richtung gearbeitet wurde, nicht sichergestellt werden.

Die gesammten Gräber, circa 15 an der Zahl, waren 1·20—1·30 m tief, mit schotteriger Erde ausgefüllt und enthielten ziemlich gut erhaltene Knochenüberreste von Menschen und Thieren. Die vorgefundenen Menschenskelette befanden sich meist in gebückter Stellung und, soweit sich beurtheilen liess, auf einer Seite liegend im Schotter eingelagert; der Schädel, im Falle überhaupt einer vorgefunden wurde, lag gegen die Mitte des Grabes; gegen Westen lagen die Fuss-, gegen Osten die Armknochen.

Zwei von diesen Schädeln, Nr. 4 und 5, habe ich in die Sammlung aufgenommen. Der durchbohrte Armknochen Nr. 6 wurde mir aus einem dieser Gräber überbracht. Meist in der Gegend des Kopfes der menschlichen Ueberreste wurden die Gefässe Nr. 7, 8, 9, 10 und der Bronzering Nr. 11 vorgefunden. Hieher gehören auch noch einige Scherben und wahrscheinlich ein menschlicher Unterkiefer.

In dieser Partie des Hofes wurden bei Anlage der Wasserzuleitungen, und auch in der angedeuteten Reihe der oben angeführten Gräber selbst, fünf andere Gräber angetroffen, die mit schotteriger, schwarzer Erde ausgefüllt, jedoch ohne eine besondere Richtung aufzuweisen, situirt waren. In einem dieser Gräber wurde in einer Tiefe von 1·50 m ein vollkommen ausgestrecktes Menschenskelet aufgefunden; bei dem Kopfe Nr. 12 lag die Lanzenspitze Nr. 13 und bei der unteren Partie die Schwertklinge Nr. 14. In einem anderen Grabe, wo jedoch die Gebeine sehr zerstört waren, fand man die Lanzenspitze Nr. 15.

Im Jahre 1891 wurden bei Grabung des Schwemmcanales ähnliche Gräber, ohne jede Richtung angelegt, 5—6 an der Zahl, angetroffen und die Gefässe Nr. 16 und 17 und im Jahre 1892 der Krug Nr. 18 aufgefunden.

In derselben Hofpartie, jedoch mehr gegen das Kesselhaus, wurden weitere Gräber angetroffen, die bald in einer bald in anderer Richtung gelagert waren, jedoch keinen Schotter, sondern blos schwarze Erde bis zu einer Tiefe von 1·20—1·50 m enthielten. Ueberreste von Knochen wurden sehr spärlich angetroffen und diese vollkommen zerstört. Dafür wurden aufgefunden die Gefässe Nr. 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25 und 26 und das steinerne Messer Nr. 27. Die Anzahl der aufgedeckten Gräber betrug über 20.

In der nächsten Nähe dieses Fundortes wurde eine Partie von circa 12 m Breite und unbestimmter Länge (da nicht weiter in dieser Strecke nachgegangen werden konnte) schwarzer, fettiger Modererde aufgefunden, die, mit Schotter überlagert, eine Mächtigkeit von fast 2 m besass. In dieser Modererde wurden weder Scherben noch Gefässe oder andere Gegenstände aufgefunden.

Im südlichen Theile des Hofraumes wurden anlässlich der Aushebung von Schnittgruben Gräber aufgefunden, die jedoch ganz abweichend von den vorangeführten beschaffen waren. Die Grabstellen zeigten eine Ueberlagerung von 50 cm Ackerkrume, unter welcher das circa 2 m lange, 1·50 m breite und 1·50 m tiefe Grab mit rothen Sandsteinstücken ausgefüllt war. Die Sohle einer solchen Grube war mit sogenannten Priesener Sandsteinplatten ziemlich regelmässig ausgepflastert und das in schwachen Platten sich vorfindliche Gestein bildete auch die circa 40 cm hohen Bordseiten der unteren Grabpartie.

In diesen Gräbern wurden meistentheils nur Knochenreste gefunden, selten Scherben oder gänzlich vernichtete Theilchen von Bronze; erhalten war nur der Ring Nr. 28. Nur bei einem Grabe gelang es, die grosse Urne Nr. 29 ganz herauszunehmen; dieselbe zerfiel jedoch bald und musste zusammengefügt werden. Dieses Gefäss war in einem der grössten Gräber der oben beschriebenen Art ohne jede menschlichen Ueberreste vorgefunden worden.

Weiters wird noch das Geweih übersendet, welches separat in einer Grube unter anderen Thierknochen aufgefunden wurde. Die anderen Knochen stammen meist von Pferden und Rindern.

In einer Sandgrube östlich des Fabrikshofraumes stiessen Arbeiter bei Sandgewinnung auf einen Thierschädel, den sie jedoch, namentlich in der vorspringenden Nasenpartie, zertrümmerten. Nachdem ich den Sand vorsichtig entfernte, fand ich die abgetrennten Knochentheile und auch fünf Stück Zähne.

Der Schädel lag unter grobem, rundem Schotter in feinen Sand gebettet auf einer ganz schwachen (10 cm mächtigen) Lehmschichte.

Der weiters im Vorjahre aufgefundene Theil eines Henkels (Nr. 30) war unter den von Arbeitern aus den in der Verlängerung des Schwemmcanales aus Gräbern ausgeworfenen Scherben aufgefunden worden."

Gelegentlich meines Besuches während der Erdarbeiten im Jahre 1891 habe ich wahrgenommen, dass im Fabrikshofe Reste und Gräber verschiedenen Alters vorkamen und diese Ansicht wird durch die mir nun vorliegenden Funde sowie durch den vorstehenden Bericht unzweifelhaft bestätigt. In der That haben wir es hier mit Funden aus der diluvialen (paläolithischen), aus der neolithischen und aus der Metallzeit zu thun. Schade, dass eine Planskizze des Fundortes, behufs leichterer Uebersicht, der Herstellungskosten wegen hier nicht beigegeben werden konnte.

Der diluvialen Zeit gehören der Schädel und die Zähne des Rhinoceros tichorrhinus Cuv. an; von derselben Stelle stammt auch wahrscheinlich der von mir oben besprochene Zahn. Leider ist die Schnauze des Schädels von einem jungen Individuum, dem auch die Zähne angehören, sehr zertrümmert. Spuren einer Bearbeitung oder Benagung zeigt der Schädel nicht. Die Sandgrube, in der derselbe gefunden wurde, ist gegen 3·5 m tief und lagert unter grobem, rundem Schotter (ein Geschiebe ist es, so viel ich mich dessen erinnere, nicht); die Sandablagerung wird in Abständen von 0·5 m durch horizontale Lagen eines mageren, sandigen Lehmes von beiläufig 10 cm Mächtigkeit unterbrochen; auf einer solchen Lehmlage ruhte der Schädel. Von weither ist derselbe nicht angeschwemmt worden, da er keine Abwetzungsspuren trägt. Andere Objecte wurden hier nicht gefunden.

In die neolithische Zeit, und zwar gegen den Schluss derselben, gehören die im Jahre 1891 bei Grabung des Schwemmcanales nahe gegen das Kesselhaus aufgedeckten Gräber, und dies nicht so sehr wegen des in einem dieser Gräber gefundenen schönen Feuersteinmessers und des hier gefundenen, mit Feuerstein bearbeiteten Geweihes von Cervus elaphus L. mit angesägten und abgebrochenen Enden, sondern hauptsächlich wegen der hier gefundenen Thongefässe. Die Gräber, 20 an Zahl, von länglicher Form, waren regellos vertheilt und mit schwarzer Erde ohne Schotter gefüllt. Dass es Skeletgräber waren, erhellt nicht nur aus den spärlichen, meist bereits ganz zersetzten Ueberresten von Menschenknochen, sondern auch aus dem Umstande, dass sich unter den vorgefundenen fast lauter kleinen Beigefässen keine Urne befand. Ueber die Lage der Skelette konnte nichts eruirt werden.

Hieher gehören die nachstehend beschriebenen Objecte:

Ein Steinmesser (Nr. 27) aus grauem Feuerstein, auf einer Seite mit scharfen, sägeartigen Zähnen versehen; Länge 11·5 cm, Breite 1·8 cm. Ein flacher Teller (Nr. 25) aus dunklem, glimmerhältigem Lehm, aus freier Hand geformt, ungebrannt, mit fünf hervorstehenden Lippen am Rande; Höhe 5 cm, Mündungs- und grösster Durchmesser 18·8 cm, Bodendurchmesser 7·1 cm, Wanddicke 0·8 cm (Fig. 34 *a*). Ein Becher mit Henkel und ausgebogenem Rande (Nr. 26) aus dunkelbraunem Lehm, aus freier Hand geformt, ungebrannt; Höhe 8·3 cm, Mündungsdurchmesser 12 cm, grösster Durchmesser 12 cm, Wanddicke 0·4 cm, Henkel 1·8 cm breit (Fig. 34 *c*). Ein sehr kleines Töpfchen mit henkelartigem, flachem Seitenbuckel aus dunkelbraunem Lehm, aus freier Hand geformt, ungebrannt; Höhe 7·7 cm, Mündungsdurchmesser 7·3 cm, grösster Durchmesser 8 cm, Bodendurchmesser 5·2 cm (Fig. 34 *e*). Ein kleiner Topf oder Becher (Nr. 23), dessen schwach nach aussen gebogener Rand auf einer Seite ausgebrochen ist, daher nicht sicher, ob mit oder ohne Henkel, aus grobem, grauem Lehm von freier Hand geformt, ungebrannt. Die Verzierung besteht aus zwei unterhalb des Halses unregelmässig verlaufenden, eingeritzten Parallelen, ferner aus am Bauche herablaufenden Reihen, welche aus vier bis sechs mit einem abgeschnittenen Federkiel eingedrückten Kreisen bestehen; zwei dieser Reihen sind halbkranzförmig verbunden; Höhe 7·8 cm, Mündungsdurchmesser 8·4 cm, grösster Durchmesser 10·2 cm, Boden-

durchmesser 5·5 cm, Wanddicke 0·6 cm (Fig. 34 *f*). Ein kleiner Napf (Nr. 20) aus schwarzgrauem Lehm, aus freier Hand geformt, ungebrannt, mit zwei kleinen Höckern am Mündungsrande; Höhe 6·3 cm, Mündungsdurchmesser 4·4 cm, grösster Durchmesser 8·6 cm, Bodendurchmesser 4·2 cm, Wanddicke 0·5 cm (Fig. 34 *b*). Ein niederer, breiter Topf mit grossem, flachem Boden und drei henkelartigen Seitenhöckern (Nr. 19) aus schwarzbraunem Lehm, aus freier Hand geformt, ungebrannt; Höhe 8·2 cm, Mündungsdurchmesser 11·2 cm, grösster Durchmesser 13·4 cm, Bodendurchmesser 10·4 cm, Wanddicke 0·4 cm (Fig. 34 *d*). Ein kleiner, krugförmiger Topf (Nr. 24) ohne Rand, Hals verengt, schwach ausgebaucht, aus grobem, grauem Lehm, aus freier Hand geformt, ungebrannt; Höhe 14—15 cm, grösster Durchmesser 13 cm, Bodendurchmesser 8·6 cm, Wanddicke 0·7 cm. Die Hälfte eines sehr kleinen Napfes (Nr. 21) mit weiter Mündung, aus grobem, schwarzgrauem Lehm, aus freier Hand geformt, ungebrannt; Höhe 6·1 cm, Mündungsdurchmesser 7·5 cm. Ein bearbeitetes Hirschgeweih.

Fig. 34. Thongefässe aus neolithischen Gräbern, $^1/_4$ nat. Gr.

Dem Beginne der Bronzezeit und an die vorigen Gräber sich anreihend, dürften die im Jahre 1890 beim jetzigen Kesselhause aufgedeckten Gräber angehören. Dieselben waren ebenfalls einfache, längliche, regellos vertheilte, mit schwarzer Modererde gefüllte Gräber mit vermoderten menschlichen Skelettheilen, deren Lage sich nicht eruiren liess. Von Beigaben wurden hier die nachstehend besprochenen Objecte vorgefunden.

Ein kleiner Napf (Nr. 1) aus dunkelgrauem, glimmerhältigem Lehm, mit schwach nach auswärts gebogenem, einfachem Rande; um den Bauch verlaufen schief gestellte, breite (mit dem Finger erzeugte) Furchen; aus freier Hand geformt, ungebrannt, aussen dunkel geglättet; Höhe 7 cm, Mündungsdurchmesser 7·4 cm, grösster Durchmesser 9·2 cm, Bodendurchmesser 5·4 cm, Wanddicke 0·5 cm (Fig. 35 *b*). Ein urnenartiges Beigefäss (Nr. 2) aus demselben Materiale, aussen ebenfalls dunkel geglättet, mit abgerundetem Boden; um den Bauch verlaufen schief gestellte Furchen, welche schmäler und länger sind als die des vorigen Gefässes und nicht mit dem Finger erzeugt wurden; Höhe 14·3 cm, Mündungsdurchmesser 12 cm, grösster Durchmesser 18·4 cm, Bodendurchmesser 9·5 cm, Wanddicke 0·4 cm (Fig. 35 *a*). Ein Wirtel aus einem Scherben, aus rothem Lehm, schwarz bestrichen, glimmerreich, rund; Durchmesser 4·5 cm, Wanddicke 1 cm, Durchmesser des runden, ausgedrehten Loches 1·5 cm. Eine wirtelförmige Thonkoralle von der Form eines Doppelkegels, aus rothem, schwach gebranntem Lehm, mit kleinem, schief durchstochenem Loch. Aehnliche Formen kommen in neolithischen Ansiedlungen häufig vor und sind keine Wirtel, sondern kleine Webe- oder Flechtgewichte; Durchmesser 3·8 cm, Wanddicke 1·8, Weite des Loches auf einer Seite 0·6 cm, auf der anderen 0·3 cm.

Der in dieser Gegend gefundene kreisförmige Mühlstein besteht aus hartem Sandstein (allem Anscheine nach von Osseg); der ebene Rücken und der Umfang sind rauh; die gewölbte Fläche ist rein geklopft und durch Benützung als Laufstein theilweise geritzt; in der Mitte derselben befindet sich ein 5 cm tiefes, quadratisches Loch von 6 cm Weite; Durchmesser des Steines 40 cm, Wanddicke 13 cm. Dieser Mühlstein weist auf eine jüngere Zeit, als die neolithische, hin.

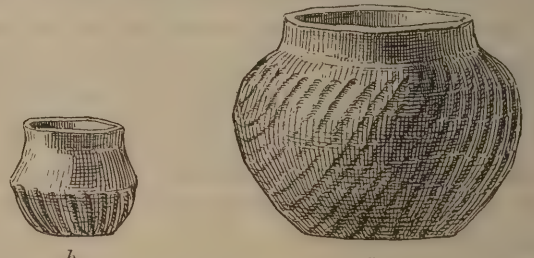



Fig. 35. Thongefässe der Bronzezeit, $^1/_5$ nat. Gr.

Die Stelle in der Verlängerung der Schwemmcanäle (Jahr 1891 und 1892) verräth sowohl durch das mir vorliegende Inventar als auch durch den oben citirten Bericht Gräber zweier, ziemlich weit von

einander entfernten Altersstufen. Zunächst sind die in der Richtung von Ost nach West gelegenen Gräber zu beachten. Die Menschenskelette ruhten hier einfach in mit Erde vermischtem Schotter in seitlich hockender Lage. Es wurden nur fünfzehn blossgelegt; leider sind nur zwei Schädelfragmente, ein Humerus und ein wahrscheinlich hieher gehöriger Unterkiefer (ohne Nummer) erhalten; von Beigefässen gehören nur zwei (Nr. 8 und 10), ferner der gehörnte Henkel (Nr. 31) und ein Gefässscherben (ohne Nummer) hieher. Da ein kleiner, schüsselförmiger Teller (Nr. 10) mit Randlippen in der Form vollkommen dem aus den neolithischen Gräbern (unter Fig. 34 *a*) beschriebenen Teller gleicht, jedoch eine vollendetere Technik verräth und geglättet ist, so dürften diese Gräber ebenso dem Anfange der Bronzezeit angehören, wofür auch eine Ansa cornuta spricht, wie die vorbesprochenen Gräber, welche wohl auch Skelette in seitlich hockender Stellung enthalten haben mochten. Die übrigen von dieser Stelle im Berichte angeführten Funde sind viel jünger und werden später besprochen. Die hieher gehörigen Funde sind:

Ein Schädelfragment (Nr. 5) oder, besser gesagt, ein Cranium, dessen Scheitelbeine verletzt sind; Länge 188, Breite 135 (?), daher der Längenbreitenindex circa 71·81, geringste Stirnbreite 98. Das Cranium fällt auf den ersten Blick als makrocephal auf. Ein Stirnbein eines Kindes (Nr. 4).

Ein Oberarmknochen (Nr. 6) ist äusserst kräftig, sein Gelenkkopf abgewetzt, das untere Gelenk fehlt; durch den Gelenkkopf ist ein Loch gebohrt, das auf der einen Seite 2 cm, auf der anderen 1 cm weit ist.

Ein breiter Becher (Nr. 8) ohne Henkel, Rand einfach, etwas nach innen gebogen, aus grauschwarzem, glimmerhältigem Lehm aus freier Hand geformt, ungebrannt, aussen glatt, mit ebenem Boden; Höhe 10·8 cm, Mündungsdurchmesser 15 cm, grösster Durchmesser 16·8 cm, Bodendurchmesser 8·8 cm, Wanddicke 0·4 cm (Fig. 36 *a*). Ein schüsselförmiger, kleiner Teller, in der Form gleich jenem Nr. 25, etwas kleiner, vollendeter geformt, mit vier Lippen am Rande; aus grauem Lehm aus freier Hand geformt, innen dunkel geglättet; Höhe 5·7 cm, Mündungs- und grösster Durchmesser 16·6 cm, Bodendurchmesser 7·2 cm, Wanddicke 0·6 cm (Fig. 36 *b*). Eine Ansa cornuta (Nr. 30), d. h. ein gehörnter Henkel, ist sehr sorgfältig geformt, aus dunklem Lehm, gelb bestrichen, aus freier Hand geformt, etwas gebrannt; Höhe der Hörner über dem Gefässrand 6 cm, Abstand der Spitzen derselben von einander 10 cm, Wanddicke 0·6 cm, Länge des Henkels 9·3 cm, seine Höhe in der Höhlung 5·4 cm, Weite der Höhlung 1·5 cm (Fig. 36 *c*). Ein Scherben von einem grossen, niederen Gefässe besitzt einen horizontalen, grossen Henkel, an dem sich links und rechts eine breite, horizontale Furche anschliesst; derselbe besitzt eine Wanddicke von 0·7 cm, ist aus schwarzem Lehm aus freier Hand verfertigt und nur schwach gebrannt.

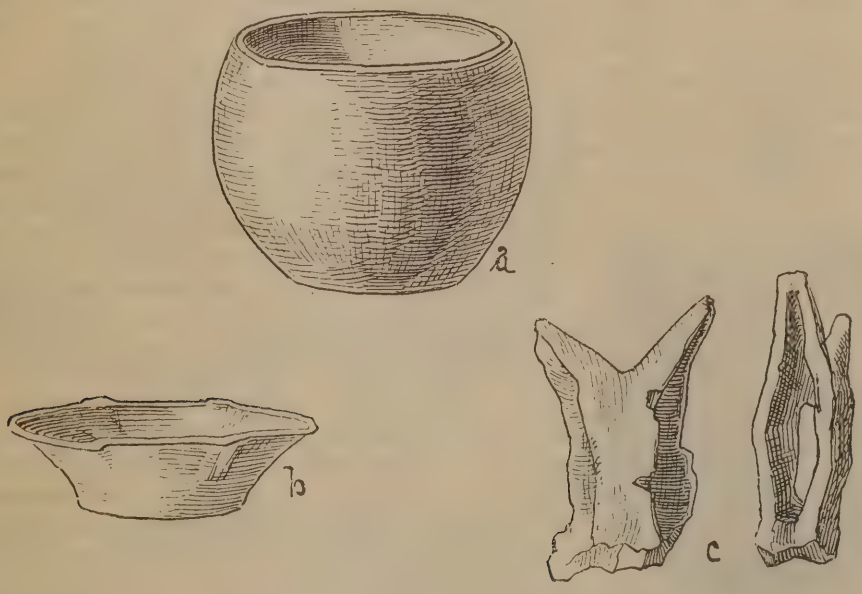



Fig. 36. Thongefässe der Bronzezeit, $^1/_4$ nat. Gr.

Die bei den Schnittgruben aufgedeckten, mit Steinplatten eingefassten Gräber sind dadurch gekennzeichnet, dass dieselben, wie der Bericht aussagt, theils Skelette, theils Urnen enthielten. Leider waren sowohl die Skelette als auch die Bronzebeigaben sehr zerfallen, so dass nur eine Bronzespirale und eine grosse Urne erhalten wurden; der Bronzespirale nach dürften diese Gräber in die vorgeschrittene Bronzezeit, wenn nicht in die Hallstätter-Zeit fallen.

Die Bronzespirale (Nr. 28) ist ein Fingerring aus einem 0·1 cm dicken, fünfmal spiralig gewundenen Bronzedraht mit einfachen Enden, 2 cm im Durchmesser; derselbe ist in zwei Theile gebrochen (Fig. 37).

Die grosse Urne (Nr. 29) besitzt einen schwach nach aussen gebogenen Rand und vier kleine, flache Seitenhöcker

oberhalb des Bauches; dieselbe ist aus dunklem Lehm aus freier Hand geformt, gelb bestrichen, schwach gebrannt und aussen mit unregelmässigen, fingerbreiten, schiefen Furchen versehen; Höhe 47 cm, Mündungs- und grösster Durchmesser 40 cm, Bauchdurchmesser 13 cm, Wanddicke 1 cm. Dieselbe ist zerfallen und wurde zusammengeleimt (Fig. 38).

Die in dem vorcitirten Berichte aus Gräbern bei den Schwemmcanälen angeführten Beigefässe Nr. 7

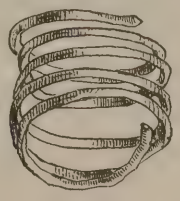


Fig. 37. Fingerring aus Bronze, $^1/_1$ nat. Gr.

und 9 gehören gleich dem kleinen Bronzering Nr. 11 einer viel jüngeren Zeit an; der Bericht bemerkt auch ausdrücklich, dass in dieser Partie des Hofes und auch in der angedeuteten Reihe von Gräbern, die wir früher besprochen, noch fünf unregelmässig zerstreute Gräber vorkamen, in deren einem sich

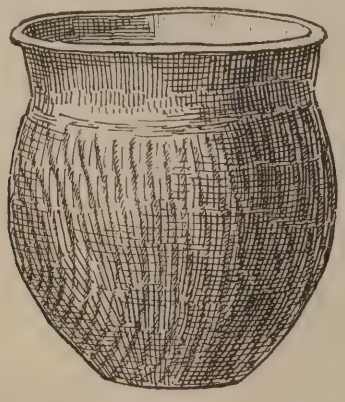


Fig. 38. Grosse Thonurne, $^1/_{10}$ nat. Gr.

ein ausgestrecktes Menschenskelet vorfand mit eiserner Schwertklinge und einer eisernen Lanzenspitze. Mit diesen Eisenobjecten stimmen die Gefässe Nr. 7 und 9 dem Alter nach recht gut zusammen und diese letzteren stimmen wieder vollkommen überein mit den in der Nachbarschaft in fünf bis sechs Gräbern vorgefundenen Gefässen Nr. 16 und 18. Alle diese Gefässe haben auf den ersten Blick ein mittelalterliches Aussehen, sind auf der Töpferscheibe geformt, bestehen aber aus grobem Lehm und sind schlecht gebrannt; letztere Umstände weisen auf ein grösseres Alter hin. Da die Töpferscheibe schon während der La Tène-Zeit in Böhmen Eingang gefunden, der die besprochenen Thongefässe jedoch nicht angehören, so müssen dieselben in den Anfang der Nach-La Tène-Zeit versetzt werden, etwa in die ältere Wallburgzeit. Hiemit stimmen auch die bei den Skeletten vorgefundenen Eisenmesser, besonders aber die Lanzenspitzen überein.

Die bei den Schwemmcanälen vorgefundenen Objecte sind:

Von dem Skelete ist der sehr zertrümmerte Schädel (Nr. 12) vorhanden, dessen Decke sich zusammenstellen liess; leider fehlen Theile des Hinterhauptbeines, so dass sich die Länge nicht feststellen lässt. Er gehört einem sehr alten Individuum an, dessen Zähne stark abgekaut sind. Es ist ein extremer Brachycephale, dessen Längenbreitenindex 90 weit übersteigt; das Hinterhaupt fällt steil ab und da das Occipitale schwerlich weiter nach rückwärts vorragte, so dürfte seine Länge 162 kaum um etwas übersteigen; nahezu dieselbe Dimension erreicht seine Breite (unmittelbar über den Zitzenfortsätzen), die geringste Stirnbreite beträgt 108. Die Zähne stehen in dem abgebrochenen Oberkiefer sowie in dem Unterkiefer orthognath, die Prämolaren des Unterkiefers sind zweiwurzelig; der Unterkiefer besitzt ein stark schief nach vorne vorspringendes Kinn.

Sehr interessant ist das eiserne La Tène-Schwert, dessen Griff leider verletzt ist; dasselbe besteht aus einem Stück und ist gegenwärtig 70·9 cm lang, wovon etwa 12 cm auf den Griff entfallen; die Schwertklinge ist zweischneidig, flach, in der Mitte 4·7 cm breit und läuft in eine Spitze aus; die Breite unterhalb des Griffendes beträgt 3·8 cm, das abgebrochene Griffende ist 2·8 cm breit. Durch die Erweiterung der Klinge in deren Mitte erinnert dieses Schwert an alte Formen. Dasselbe ist sehr stark zersetzt; vermoderte Holzpartikelchen im oberflächlichen Roste deuten darauf hin, dass es in einer Holzscheide steckte.

Eine eiserne Wurf-Lanzenspitze (Nr. 13), bestehend aus Blatt, Stange und Schafttheil; des Blatt ist kurz, die Dille rund. Diese Waffe erinnert in der Form an die La Tène-Funde in St. Michael und einigermassen an das römische Pilum. Das Blatt ist flach und ohne Mittelrippe, 9 cm lang und 2·4 cm breit; äusserer Durchmesser der Dille 1·8 cm; Gesammtlänge 25·2 cm. Gefunden mit dem Schwerte im selben Grabe.

Aus einem anderen Grabe stammt eine breite, eiserne Lanzenspitze (Nr. 15), welche ebenfalls an solche Waffen aus der La Tène-Zeit erinnert, deren Blatt aber auch keine Mittelrippe besitzt, sondern flach und 4·4 cm breit ist; das Blatt geht unmittelbar in eine 9 cm lange und am Ende 3 cm breite, runde Dille über, in der sich so wie in der vorigen Holzreste vorfinden; Gesammtlänge 28·7 cm. Beide letztgenannten Waffen gehören der Nach-La Tène-Zeit an. Im letzteren Grabe kam noch ein nicht numerirtes Fragment eines eisernen Beiles (?) vor, und zwar das untere Ende desselben, das jedoch keine runde Dülle darstellt, sondern zwei seitliche, nach einer Seite umgebogene Lappen und unterhalb derselben eine mit einem Nagel versehene Verlängerung behufs besserer Befestigung an den Schaft besitzt; die Klinge ist abgebrochen. Länge dieses Fragmentes 13 cm, Breite zwischen den Schaftlappen 4 cm. Auch die einseitigen Lappen dieses Werkzeuges mahnen an die La Tène-Zeit[1]), nur tritt hier noch die Verlängerung unterhalb der Schaftlappen hinzu.

[1]) Prinz E. zu Windischgrätz und Dr. Hoernes, Eisenwaffen von St. Michael (Mitth. d. Anthropol. Ges. Wien, 1892, Bd. XXII, S. [7—9], Fig. 10 u. 11); ferner analog mit den von J. Szombathy in La Tène-Gräbern von Idria di Bača gefundenen Werkzeugen.

Ein urnenförmiges Gefäss (Nr. 7) ohne Henkel aus grauschwarzem Lehm, auf der Drehscheihe, jedoch unvollkommen, innen deutlicher, verfertigt und sehr schwach gebrannt; Rand einfach aufsteigend, schwach nach aussen gebogen. Höhe 15·8 cm, Mündungsdurchmesser 17·3 cm, grösster Durchmesser 20·8 cm, Bodendurchmesser 10·6 cm, Wanddicke 0·4—0·5 cm (Fig. 39 *e*).

Ein kleiner, krugförmiger Topf mit Henkel (Nr. 9) aus grauschwarzem Lehm, auf der Drehscheibe verfertigt, unvollkommen gebrannt; der abgerundete Rand stark auswärts gebogen; der angeklebte Henkel mit einer äusseren Längsrinne versehen; um den Bauch laufen parallele, breite, mit einem Instrumente (Rastral) erzeugte Furchen. Höhe 11·2 cm, Mündungsdurchmesser 10·6 cm, grösster Durchmesser 12·1 cm, Bodendurchmesser 6·4 cm, Wanddicke 0·3—0·5 cm (Fig. 39 *b*).

Es sei hier bemerkt, dass ähnliche Thongefässe wie die vorbesprochenen, welche in Roje in Krain in Skeletgräbern gefunden wurden, aus schlechtem Materiale auf der Töpferscheibe verfertigt und mit dichten Linienreihen, am Bauche aber auch mit Wellenlinien verziert sind und denen von Boccadino im Küstenlande gleichkommen, dem Ende des III. oder dem Anfange des IV. Jahrhunderts n. Chr. zugeschrieben werden[1]). So alt dürften indess unsere vorbesprochenen Gefässe nicht sein.

In den letztbesprochenen Gräbern ist endlich ein ganz ungewöhnliches Gefäss gefunden worden. Es ist dies eine kleine Wanne (Nr. 17) aus grauschwarzem Thon, aus freier Hand verfertigt, schwach gebrannt, aussen schwarz, glatt, mit horizontalem Henkel auf der Längsseite und ebenem, scharf abgesetztem Boden; auf der gegenüber liegenden, verletzten

Fig. 39. Thongefässe und ein Bronzering aus der Nach-La Tène-Zeit (ältere Wallburgzeit), $^1/_4$ nat. Gr.

Ein blumentopfähnlicher, kleiner Napf, gedreht, gut gebrannt (Fig. 39 *f*).

Ein kleiner, dicker Bronzering von einem Hängebeschlage; an einer Stelle ist derselbe scharfrandig verengt und steckte hier wahrscheinlich in einer flachen Schlinge; äusserer Durchmesser 3·3 cm, Dicke 0·6 cm (Fig. 39 *d*).

Von der benachbarten Stelle herrührend:

Ein Krug (Nr. 18), in der Technik vollkommen mit Nr. 9 (Fig. 39 *b*) übereinstimmend, aus demselben Materiale, aber aussen röthlich bestrichen, auf der Töpferscheibe gedreht, unvollkommen gebrannt; der angeklebte Henkel ist ziemlich plump; der Rand ist einfach abgerundet und schwach nach aussen gebogen; am Bauche mit parallelen, breiten, mit einem Instrumente (Rastral) erzeugte Furchen (Fig. 39 *a*). Höhe 22·5 cm, Mündungsdurchmesser 9·6 cm, grösster Durchmesser 16·8 cm, Bodendurchmesser 10·2 cm, Wanddicke 0·7 cm am Rande. Am äusseren Boden verlaufen kleinere und grössere excentrische Kreise, die einander unweit des Bodenrandes berühren.

Längsseite dürfte sich auch ein Henkel befunden haben. Höhe 10·5 cm, der längere Mündungsdurchmesser 21·3 cm, der kürzere 14·4 cm, Bodendurchmesser 18·4 cm und 9·6 cm (Fig. 39 *c*).

* * *

Zum Schlusse erlaube ich mir, den Herren Durchlaucht Adolf und Johann Fürsten zu Schwarzenberg, Karl Fürsten zu Trauttmansdorff, der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, den Vorständen der Museen zu Budweis, Klattau und Taus, sowie allen anderen in diesem Berichte genannten Persönlichkeiten meinen verbindlichsten Dank auszusprechen für die freundliche Förderung meiner diesbezüglichen Studien.

[1]) Dr. M. Hoernes. (Mitth. d. Anthropol. Ges. Wien, Bd. XIX, S. [26].)

# Inhaltsübersicht.


Seite

**Einleitung** . . . . . 1
I. Untersuchungen über den Bau der Hradiště . . . . . 1
Allgemeines . . . . . 1
Verschlackte Wallburg „Na Hradu“ bei Litoradlic . . . . . 2
Hradiště bei Strakonic . . . . . 4
Bemerkungen betreffs der Wallburgen „Kátovická Hora“ und „Věneč“ . . . . . 7, 8
Wallburg „Bába“ bei Frauenberg . . . . . 8
Wallburg „Na Hradci“ bei Poněšic . . . . . 9
Hradiště bei Wällisch-Birken . . . . . 10
Steinmauern und Felsen in derselben Gegend . . . . . 10
Háj bei Žárovna . . . . . 11
Wallburg „St. Lorenzen“ unweit Bischofteinitz . . . . . 11
II. Funde in Wallbauten . . . . . 13
Auf dem Hradiště Dřevič . . . . . 13
In dem Wallbau bei Postelberg . . . . . 14
III. Diverse andere Funde und Untersuchungen . . . . . 18
Diluviale Funde bei Postelberg . . . . . 18
Diluviale Fauna der Höhle „Turska Maštal“ bei Beraun . . . . . 18
Funde in Gräbern bei Ferbenz . . . . . 18
Funde in Aschenlagern bei Ploscha und Vitoses . . . . . 18
Grabhügel bei Mirkovic . . . . . 19
Grabhügel bei Schlatin . . . . . 20
Nekropole von Podraznic . . . . . 21
Einzelnfunde bei Bischofteinitz . . . . . 22
Grabhügel von Skrchleby (Stirchlova) . . . . . 22
Wichtigere Funde im Museum zu Taus . . . . . 22
Wichtigere Funde im Museum zu Klattau . . . . . 23
Grabhügel im Poněšicer Reviere bei Frauenberg . . . . . 23
Grabhügel im Walde „Kukle“ bei Poněšic . . . . . 23
Grabhügel im „Alt-Thiergarten“ bei Frauenberg . . . . . 24
Künstliche Höhle bei Frauenberg . . . . . 24
Neolithische und metallzeitliche Fundstätten bei Peruc . . . . . 24
Telce Skaly, Klobouk . . . . . 24
Stradonic bei Lann . . . . . 25
Funde bei Radonic . . . . . 25
Funde auf dem Berge Tetín an der Beraun . . . . . 25
Grabhügel von Wiederpolen (Vidov) bei Budweis . . . . . 26
Nekropole von Roth-Aujezd bei Lišau . . . . . 27
Diverse Funde im Bezirke Podersam . . . . . 28
Diverse Funde aus der Umgebung von Dux . . . . . 29
Bronzefunde von Kluk, Nezdášov, Paseky, Doubrava Křešťovic, Albrechtec und Barau im südlichen Böhmen . . 30
Nekropole von Albrechtec . . . . . 31
Funde in der fürstlich Schwarzenberg'schen Zuckerfabrik bei Postelberg . . . . . 32
Funde aus der Diluvialzeit und aus der neolithischen Zeit . . . . . 33
Funde aus der Bronzezeit . . . . . 34
Funde aus der Nach-La Tène-Zeit . . . . . 36
Schlusswort . . . . . 37


## Tafelerklärung.

NB. Sämmtliche auf dieser Tafel abgebildete Objecte befinden sich im Museum zu Budweis.
Fig. 1. Nadel aus Bronze von Doubrava, $^1/_2$ nat. Gr.
„ 2. Spirale aus Bronze von Dux, $^1/_2$ nat. Gr.
„ 3. Halsring aus Bronze von Podersam, $^1/_3$ nat. Gr.
„ 4. Lanzenspitze aus Bronze von Nezdašov, $^1/_3$ nat. Gr.
„ 5. Paalstab aus Bronze von Albrechtec, $^1/_3$ nat. Gr.
„ 6. Armspange aus Bronze aus der Nekropole bei Albrechtec, $^2/_3$ nat. Gr.
„ 7. Nadel aus Bronze aus der Nekropole bei Albrechtec, $^2/_3$ nat. Gr.
„ 8. Speichenrad mit Henkel aus Bronze aus der Nekropole bei Albrechtec, $^2/_3$ nat. Gr.
„ 9. Armspange aus Bronze aus der Nekropole bei Albrechtec, $^2/_3$ nat. Gr.
„ 10. Hohler Halsring aus Bronze aus der Nekropole bei Albrechtec, $^1/_2$ nat. Gr.
„ 11. Armring aus Bronze aus der Nekropole bei Albrechtec, $^1/_2$ nat. Gr.
„ 12. Pfeilspitze aus Bronze aus der Nekropole bei Albrechtec, $^1/_2$ nat. Gr.

# Ueber eine Graburne von den Liukiu-Inseln.

Von **Dr. M. Haberlandt.**

*(Mit 2 Text-Illustrationen.)*

In einer vorläufigen kurzen Notiz (siehe Sitzungsber. d. Anthropol. Ges. in Wien, Bd. XXII, Heft I—II, S. [4]) habe ich einige Mittheilungen über eine merkwürdige Graburne von den Liukiu-Inseln gegeben, die sich mit der Inventar-Nummer 37.418 im Besitze des k. k. naturhistorischen Hofmuseums zu Wien befindet. Diese aus Steingut verfertigte, färbig glasirte Deckelurne verräth sich auf den ersten Blick als Nachahmung eines Hauses oder Tempels und ist also in eine Reihe mit den aus Nord- und Südeuropa bekannten Hausurnen zu stellen. Sie bietet daher wohl Interesse genug, um an dieser Stelle einer kurzen Besprechung unterzogen zu werden.

Ueber die Bestattungsformen, wie sie auf den Liukiu-Inseln herrschen, theilt Ph. v. Siebold, Nippon, Bd. VI, S. 305, das Nachfolgende mit:

„Allgemein werden hier die Leichen verbrannt, doch gräbt man die der Reichen erst in die Erde und nimmt sie nach kurzer Zeit wieder heraus, um sie dann erst zu verbrennen. Die Todtenkiste, in welche man die Leiche, nachdem man ihr zuvor die Kniee mit warmem Wasser gewaschen hat, mit gekreuzten Füssen hineinsetzt, ist rund und etwa 3 Sjak (jap. Ziyaku, Fuss) hoch. Nach alter Sitte pflegt man auch die Leichen so lange in's Wasser zu legen, bis das Fleisch vom Gerippe abgefallen ist, und dann die Gebeine in einer Gruft beizusetzen.

Das Skelet bekleidet man mit einem gewöhnlichen Kleide und umwindet es hierauf mit Gras oder einem anderen Stoffe .... Die auf diese Weise hergerichtete Leiche oder eigentlich nur das Skelet wird hierauf in einen Sarg, nach Vermögen von Holz oder Stein, auch in einen irdenen Topf gelegt und in einer ausgemauerten Gruft, die mit einem Fensterchen versehen ist, beigesetzt. Es findet dies bei Vornehmen und Reichen erst nach drei Jahren statt. Bei den Festen zur Erinnerung an die Abgestorbenen nimmt man dann auf einige Zeit die so bewahrten Gebeine wieder heraus. Die Gruft wird oftmals gereinigt und der hölzerne Sarg, wenn es nöthig ist, erneuert. Die Begräbnissplätze liegen gewöhnlich an Abhängen eines Hügels."

Es geht aus diesem interessanten Berichte, welcher in verschiedenen Einzelheiten durch die Mittheilungen Satow's (Transactions of the Asiatic Society of Jap., Vol. I, p. 7) bestätigt wird [1]), zunächst der regelmässige Gebrauch von Todtenurnen zur Aufnahme des Leichenbrandes oder der Skelettheile für die Liukiu-Inseln hervor. Ueber die Form und Ausstattung dieser Urnen erhalten wir freilich keine Mittheilung. Sicher ist es richtiger, bei den Todtenkisten aus Holz oder Stein, von denen im obigen Berichte die Rede ist, an Särge zu denken, die wohl ähnlich wie die chinesischen aussehen dürften (siehe J. J. M. de Groot, The Religions-System of China, Vol. I, p. 280 ff.). Der chinesische Einfluss auf die Inselgruppe, welcher seit dem Beginne des VII. Jahrhunderts andauerte und am stärksten im XVII. Jahrhundert sich geltend machte, rechtfertigt diese Vermuthung wohl zur Genüge. Wichtiger ist uns die Nachricht, dass man auch irdene Töpfe als Behälter für die Leichenüberreste verwendete [2]). Es

[1]) Die Stelle lautet: „Formerly, when a Loochooan died, he was provisionally buried for three years, until his corpse decomposed so far as to leave only the bones. These were taken out of the coffin, washed clean in a kind of sake, and being placed in a small vase, were deposited in the tomb. The tombs are small holes excavated in hill sides, just large enough to admit the vase .... It seems, however, that at the present time the ordinary Japanese method of burying the corpse at once is followed the ceremony being conducted by Buddhist priests." Siehe auch F. G. Müller-Beck, Geschichte der Liukiu-Inseln nach jap. Berichten, Zeitschrift für Ethnologie 1883, S. (159).

[2]) Auch China kannte irdene Leichenbehälter. De Groot gibt l. c., S. 282, die Notiz, dass man zur Zeit von Yiu-yü (i. e. der Kaiser Shun, welcher im XXIII. Jahrhundert v. Chr. gelebt haben soll) Särge aus gebrannter Erde gebrauchte (Li-ki, c. 9 l. 23 sequ.). Von Porzellanurnen zur Aufnahme der Ueberreste Verstorbener in China berichtet Hirth, Ancient Chinese Porcelain (Journ. of the China branch of the R. As. Soc. N. S. Vol. XXII, p. 183): „The use of porcelain jars in lieu of coffins reminds one of the „potted ancestors", so called by way of jest among foreign residents at Amoy and Foochow, and the Fukien province is the only part of China where, as far as my personal experience goes, the custom of this mode of preserving the relics of dead bodies prevails." Auch in Japan kommen kolossale Porzellanvasen

wird wohl auch ein solcher sein, von dem es in obigem Berichte leider in so mangelhafter Beschreibung heisst, er sei rund und etwa 3 Sjak hoch und diene gewöhnlich zur Aufnahme des ganzen Skelets.

Unser Stück ist, wie die beigegebene Abbildung (Fig. 40 Vorderansicht, Fig. 41 Seitenansicht) zeigt, ein Deckelgefäss von 76 cm Höhe, 42 cm Breite und 30 cm Tiefe, die Höhe bis zum Deckelrand beträgt 40 cm. Es ist also eine ziemlich geräumige Kiste und zur Aufnahme des Leichenbrandes eines Individuums hinlänglich voluminös.

Die Kiste ist aus Steingut, hart gebrannt, braun und grün glasirt und stellt ersichtlich ein Bauwerk, Haus oder Tempel, dar, was am Original noch viel deutlicher wird als in der Zeichnung. Darauf führt insbesondere das durch den Deckel dargestellte Dach, welches zum Theil noch das Sparrenwerk und das Gebälke darstellt, Bogengiebel und First besitzt und den charakteristischen Schmuck zahlreicher chinesischer Prunkdächer, die sich bäumenden Fische an den Firstecken, trägt. Man darf diese Urne daher wohl mit Recht als eine Hausurne bezeichnen.

Freilich in dem Sinne, in welchem die europäischen Hausurnen als solche benannt worden sind, nämlich als primitive Nachahmung des Wohnhauses der darin Beigesetzten (vergl. M. Hoernes, Die Urgeschichte des Menschen, S. 554 ff.), kann man unser Stück wohl nicht gelten lassen. Dies zeigt schon der reiche Schmuck und die phantastische Ausstattung unseres Stückes. Ziehen wir die Beschreibung der Wohnungen auf den Liukiu-Inseln, die uns Siebold gibt, darüber zu Rathe. Bd. VI, S. 299 von „Nippon“ heisst es: „Einige beschreiben uns den Palast der Könige zu Sjuli prachtvoll, im chinesischen Stil erbaut, mit Säulen und mit Schnitzwerk von Thieren und Vögeln verziert; Andere wiederum äusserst einfach, wie die frühesten Bewohner dieser Inseln bauten. Beides findet sich im königlichen Schlosse vereint, tempelähnliche Paläste und höchst einfache Wohnungen. Die Wohnungen der vornehmen Leute gleichen mehr den japanischen; nur als chinesische sind sie hie und da an den Dächern mit Schnitzwerk verziert. Solche Verzierungen stammen aus alter Zeit, denn ursprünglich pflegte man Köpfe von Thieren an den Hausgiebeln aufzuhängen, um böse Geister, Unglück und Krankheit dadurch abzuhalten. Später ersetzte man diese durch Schnitzwerk, wie man es noch heutzutage sieht. Mit Dachziegeln sind nur die Paläste des Königs, der Reichsgrossen und anderer Vornehmen, sowie auch die Tempel gedeckt; die Dächer anderer Häuser mehrentheils mit Reisstroh oder Schilf.“

Diese Beschreibung lässt uns erkennen, dass unsere Urne als Nachahmung eines Tempels aufzufassen ist. Das charakteristische Dach mit dem Bogen an der Front- und Giebelseite ist ganz ähnlich den Dächern japanischer Tempel, wofür ich als besonders schlagende Analogie den Eingangsbau mit dem Hauptthor des grossen Tempels von Nikko (sculptirt von Hidari Zingoro, XVII. Jahrhundert, vielfach durch Photographien und Abbildungen bekannt, vgl. den Holzschnitt bei Gonse, L'art japonaise, II, p. 22) anführe. Die Decoration ist ebenfalls eine charakteristisch japanische; wir erkennen den buddhistischen Löwen (chines. Shi-tzù) sowohl in plastischer Ausführung auf dem Dache, wie in Hautrelief in den oberen Feldern der Frontseite; ferner die Lotosblume (jap. Hasu oder Renge) als bekanntes buddhistisches Symbol; die Blüthen von Chrysanthemum (jap. Kiku-no-hana), die als ein sehr häufiges Decorationsmotiv, zumal in der Keramik der Japaner, bekannt sind und hier bekanntlich als Sinnbild der Sonne und kaiserliches Abzeichen gelten [1]). Die Relieffigur über dem wohl als Eingang oder Thüre zu deutenden Mittelfelde der Frontseite ist allerdings undeutlich modellirt; sie ist aber doch wohl als sitzende Buddhafigur, mit unterschlagenen Beinen, die Hände im Schosse ruhend, zu erkennen. Sie kehrt auf beiden Giebelseiten der Urne wieder, wo sie einmal über der Lotosblume schwebend, auf der anderen Seite auf einem Stiel aus derselben hervorwachsend (gleichsam als Blüthe) erscheint — eine Gruppirung, die als echt buddhistisch bezeichnet werden muss. Auch die Löwenköpfe und Masken, die an den Ecken des Daches (Deckels) sowie an den Risalitecken der Urne aufsitzen, gehören zu den gewöhnlichen architektonischen Zierrathen japanischer Tempel (vgl. Gonse, l. c., II, S. 13), und es ist sehr die Frage, ob man dabei direct an die von Siebold in der angeführten Beschreibung erwähnten Thierköpfe, welche man auf Liu-kiu einst

neben dem Sarge zur Verwendung (Notices of Japan., Chinese Repository, Vol. IX, p. 633): „When all preparations are completed, the corpse, washed, and clad in a white shroud — is placed, in the sitting posture of the country, in a tub-shaped coffin, which is inclosed in an earthenware vessel of corresponding figure.“

[1]) Es darf vermuthet werden, dass im Chrysanthemum-Motiv mehrfach das altbuddhistische Symbol des Gesetzrades (Dharma-cakra) aufgegangen ist.

zur Abwehr böser Geister an den Giebeln der Häuser aufhing, denken darf. Es sind wohl einfach die Decorationsmotive der japanischen Architektur, deren ursprüngliche Basis und Entstehung allerdings mit jener der Liukiu-Hauszierrathe wesentlich identisch sein wird. Den Dachfirst unserer Urne schmücken endlich an den Ecken die Figuren zweier sich bäumender Fische — ein Decorationsmotiv, das mir aus der chinesischen Architektur bekannt ist, wo es z. B. auf den „Pai-lu“ genannten Ehrenthoren häufig erscheint (z. B. auf dem Pailu von Ningpo). Ueber eine allfällige Bedeutung derselben weiss ich nichts anzugeben, ebenso über ihren allfälligen Zusammenhang mit dem häufig auf Objecten festlichen Gebrauches erscheinenden chinesischen Decorationsmotiv der zwei Fische.

Auffällig ist, dass die Rückseite unserer Graburne keinerlei Sculptur besitzt und einfach eine glatte Wand zeigt, die nur durch einfache Malerei (braune, sich kreuzende Linien mit grünen Tupfen in den Carreaux) nothdürftig verziert ist. Ich glaube, in diesem Umstande einen neuen Hinweis auf ihren behaupteten Charakter als Nachahmung eines Tempels oder, genauer gesprochen, eines Grabtempels erblicken

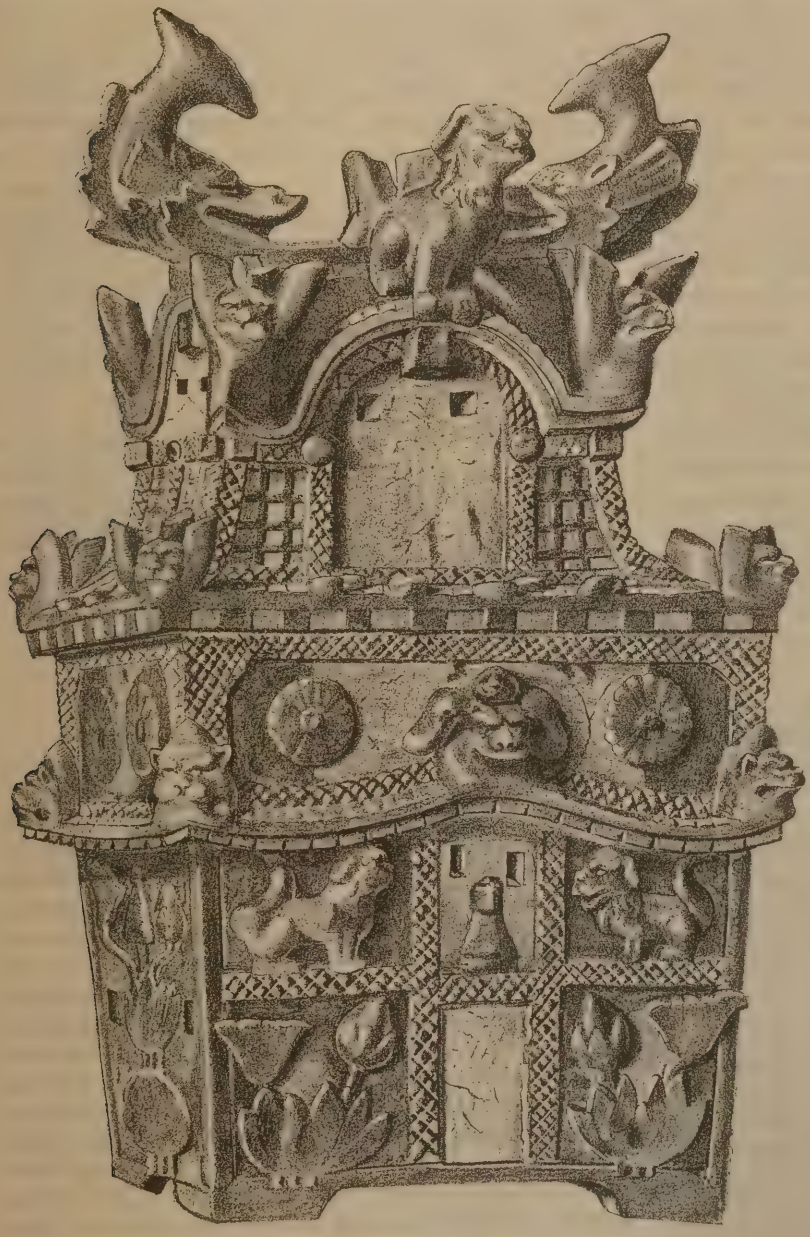


Fig. 40. Deckelurne von Liu-kiu (Vorderansicht). ($^1/_5$ natürl. Grösse.)

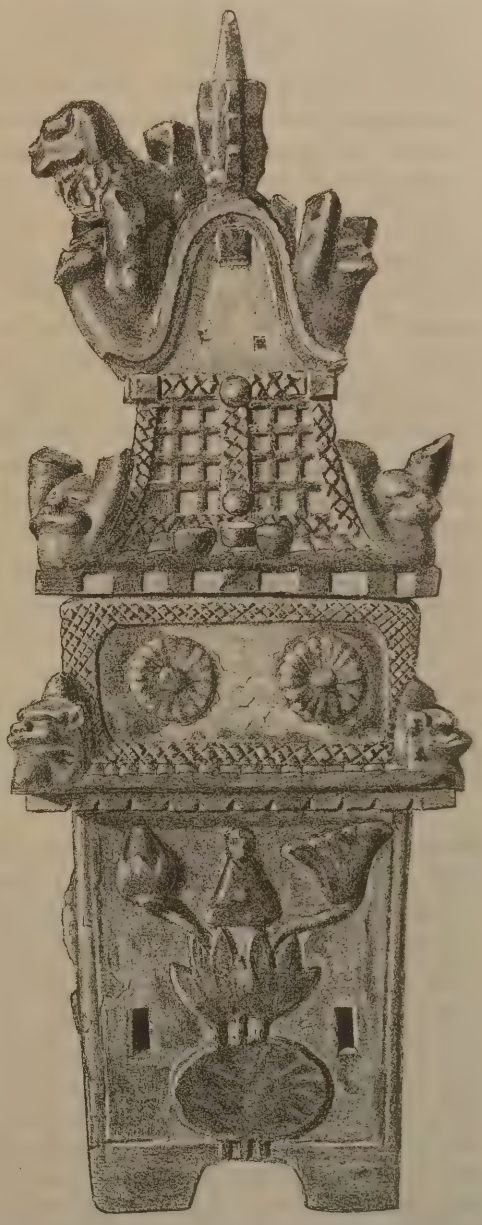


Fig. 41. Deckelurne von Liu-kiu (Seitenansicht) ($^1/_5$ natürl. Grösse.)

zu dürfen. Dergleichen Bauten lehnen sich eben in natura meist an Bergabhänge, Waldstämme u. dgl. an [1]) und entbehren so in selbstverständlicher Weise einer architektonischen Rückseite. Bei einer Urne oder Vase schlechthin wäre, selbst wenn ihre Aufstellung in der Grabkammer die Rückseite nicht zugänglich und daher ersichtlich machte, doch diese Vernachlässigung nicht recht denkbar. Der Töpfer hatte eben das Bild eines Grabtempelchens bei seiner Arbeit im Auge, und dies Modell liess ihn für die Rückwand in Stich, wodurch sie auch in seinem Werke undecorirt blieb.

Diese vermutheten Modelle hatte der Verfertiger unseres Stückes, welches übrigens — obwohl ein Unicum in europäischen Museen, so viel mir bekannt — keineswegs das einzige seiner Art ist [2]), sondern einen Typus darstellt, wahrscheinlich unmittelbar in den buddhistischen Tempelchen und reicheren Tempelbauten vor sich, welche auf den Liukiu-Inseln zahlreich errichtet sind. Der Buddhismus ist bald nachdem die Inselgruppe den Japanern bekannt geworden, hier eingedrungen, und zwar sind besonders die Secten Rinsai und Singon in Aufnahme gekommen (Nippon, VI, S. 312). Auf Okinawa, der Hauptinsel, woher die Urne stammt, werden zahlreiche Tempel genannt, darunter zwei prachtvolle an der Nord- und Südseite der Hauptstadt, welche königlichen Palästen gleichen sollen. Von Interesse ist dabei natürlich nicht die Tempelform als solche, welche unsere Urne darbietet, sondern der Umstand, dass man diese Form hier zum Typus von Todtenurnen verwendet hat. Es tritt das Stück — vor dem Verdacht geschützt, Ausdruck einer blossen Töpferlaune zu sein — hiedurch in eine gewisse Analogie mit jenen prähistorischen Urnenformen europäischer Provenienz, welche die Behausung der Verstorbenen darstellen. Es ist aber doch ein merklicher, nicht zu übersehender Unterschied dabei. Unsere Graburne ist die Verkleinerung eines Grabtempels, die europäischen Hausurnen drücken den Gedanken aus, dass der Todte nach wie vor in einer Behausung — eben von der gewohnten Form — verbleibe. Verhältnissmässig modern, lehrt unser Stück jedoch, dass die Formenschöpfung auch in späterer Zeit ähnliche Bahnen einschlage, wie sie in prähistorischen Zeitläuften betreten worden sind, nur dass sie hier von lebendigen Vorstellungen eingegeben und getragen ist, was bei Schöpfungen, wie unsere Graburne, bezweifelt werden muss.

# Literaturberichte.

1.

**Niederle, Dr. L.: Lidstvo v době předhistorické. Se zvláštním zřetelem na země slovanské. Díl I.:** Doba předkovová. Se 152 vyobrazeními. Praha 1893. (Der prähistorische Mensch; mit besonderer Berücksichtigung der slavischen Länder. Von Dr. L. Niederle. 152 Abbildungen. Prag 1893.)

Ein übersichtliches Originalwerk über den vorgeschichtlichen Menschen nach Art der Werke Beer's, Lubbock's, G. de Mortillet's und M. Hoernes' besass die böhmische Literatur bis heute nicht, wenn es auch an theilweisen Uebersetzungen und kleineren populären Versuchen dieser Art nicht fehlte. Das für die böhmische und auch benachbarte Archäologie grundlegende Werk Wocel's (Pravěk země české, Die Urgeschichte Böhmens) beschränkte sich auf das genannte Königreich, und hier, seiner Zeit entsprechend, vorzüglich auf die gemachten Funde und auf frühhistorische Nachrichten. Niederle unternahm die auf allgemeiner Grundlage fussende, heute gewiss um so schwierigere Arbeit, als er den wissenschaftlichen Standpunkt nicht ausser Augen liess und dabei für jeden Gebildeten verständlich schrieb. Obwohl der strebsame junge Gelehrte hiebei ähnliche fremdsprachige Werke benützte, vertiefte er sich auch in die neueste fremdsprachige wissenschaftliche Literatur und stellte sich auf eigene Füsse, um möglichst selbstständig zu arbeiten. Was seinem Buche besonders zum Vortheile dient, ist, dass er die verschiedenen Theorien und Hypothesen nicht einfach hinstellt, sondern denselben kritisch näher zu treten versuchte, wenn wir auch seinen Deductionen hie und da nicht ganz beizupflichten vermögen. Einen grossen Vorzug besitzt dieses Werk darin, dass es auch die prähistorische Archäologie der slavischen Länder besonders berücksichtigt, was in den bisherigen anderssprachigen Werken nur unzureichend der Fall ist; dieser Vorzug dürfte besonders in dem zweiten Theile markant hervortreten.

Der vorliegende erste Theil behandelt die Capitel: Anfänge des menschlichen Geschlechtes nebst der Frage über den tertiären Menschen. Die diluviale oder paläolithische Zeit mit einem Ueberblicke über die wichtigsten Funde in Frankreich, England, Italien, Spanien, Deutschland, Oesterreich (besonders in Böhmen, Mähren und Galizien), Ungarn, Polen und Russland, und zwar nicht nur bezüglich des Menschen, sondern auch bezüglich der Faunen. Neolithische Zeit: Die Frage des

[1]) Auch auf den Liukiu-Inseln befinden sich die Grabbauten regelmässig an Hügelabhängen, wie von Siebold und Salow l. c. übereinstimmend berichtet wird.

[2]) Herr Consul G. Kreitner theilte mir mit, dass er mehrere Stücke dieser Art in Japan gesehen.

Hiatus, wobei der Verfasser die continuirliche Entwicklung zugibt, aber auch einer theilweisen Einwanderung aus dem Osten zuneigt, Besiedelung, Gräber und geheiligte Orte; Bild der neolithischen Cultur; die europäischen Menschenrassen dieser Zeit: Iberer, Ligurer, Basken u. s. w., sowie die Arier. Die letzteren lässt er theilweise bereits in Europa ansässig sein, glaubt aber, dass die Kurzköpfe dieser Zeit aus dem Osten eingewandert sein dürften. — Gewiss entspricht das Buch vollkommen seinem Zwecke: „alle Gebildeten in die prähistorische Archäologie einzuführen", und ist nicht nur ein erwünschter, sondern auch gelungener Beitrag zur diesbezüglichen böhmischen Literatur. **Woldřich.**

2.

**Weigand, Dr. Gustav: Vlacho-Meglen. Eine ethnographisch-philologische Untersuchung. Mit vier Lichtdruckbildern. Leipzig 1892. XXXVI + 78 pp. 8°.**

Im südwestlichen Theile Makedoniens, zwischen Monastir und Saloniki, liegt ein kleiner District, Meglen genannt, der von einem ganz eigenartigen Völkchen bewohnt wird, das sich durch Typus, Tracht, Lebensweise und Sitten wesentlich von den anderen makedonischen Volksstämmen unterscheidet und auch einen bisher unbekannten rumänischen Dialekt spricht. Das vorliegende Buch, obwohl der Hauptsache nach auf philologischer Basis beruhend, bietet gleichwohl auch dem Ethnographen mannigfache Anregungen, da der Verfasser neben seinen sprachwissenschaftlichen Forschungen den Sitten und Gebräuchen, so weit es ihm möglich war, eine liebevolle Aufmerksamkeit zuwandte. Der Inhalt des Buches zerfällt in drei Theile, von denen der erste Land und Leute schildert, der zweite eingehend die sprachlichen Verhältnisse klarlegt und der dritte einige für den Ethnographen sehr interessante Texte sammt Uebersetzung bringt. Die Megleniten zeichnen sich durch häufig vorkommende Schlitzaugen und vorstehende Backenknochen aus; an der Feiertagskleidung der Mädchen fällt die Kopfbedeckung, welche aus einem silbernen Deckel mit ringsum angebrachten Silbermünzen besteht, sowie der vielgliederige Silbergürtel auf; letzterer ist jedoch derzeit nur mehr selten im Gebrauch; das Leinenhemd ist mit Stickereien verziert. Die Brust wird ganz mit Glasperlen und Silberstücken behängt „und je lauter das Silber beim Tanzen oder Gehen erklingt, desto stolzer ist die glückliche Trägerin". Breite, bunte Gamaschen und plumpe Schuhe vervollständigen diese Tracht; für gewöhnliche Tage entfallen diese, wie auch der Silberschmuck. Die Männer scheinen keine ausgesprochen nationale Kleidung zu haben und gleichen den westlichen Slawen; sie gehen aber niemals barfuss, sondern tragen Schuhe und Sandalen, die sie sich selbst verfertigen. — Die Todten werden ohne Sarg auf dem Friedhofe verscharrt und mit schweren Platten, von welchen eine aufrecht gestellt wird, bedeckt. Die Burschen heiraten mit 16 Jahren die von den Vätern ausgesuchten Mädchen, die 6—10 Jahre älter sind; den Eltern der Bräute müssen Geldsummen bezahlt werden; die Frau wird also im wahrsten Sinne gekauft.

Einige kurze Bemerkungen über Haus und Wohngeräthe, über den Vampyrglauben, der in zwei hübschen Märchen illustrirt wird, und über die Tänze schliessen das ethnographische Material. Die Textbeilagen des dritten Theiles enthalten vier Märchen vom Währwolf (oder besser Vampyr, wie er auch im Meglendialekte „Vǫmpīru" heisst), von der Schlange und von der Bärin.

Der Hauptwerth des Buches liegt im zweiten, dem sprachlichen Theile, der eine ganz ausgezeichnete Behandlung erfahren hat. Der gelehrte Verfasser stellt das Meglen im Laufe seiner Untersuchung beständig in Vergleich zu dem Dako-Romanischen, Makedo-Romanischen und Istrischen und kommt zu dem Schlusse, dass die angeführten Dialekte sich unmöglich selbstständig aus dem Latein entwickelt haben, sondern auf das Urrumänische zurückgehen; sie heben sich in ihrer Gesammtheit scharf von den übrigen romanischen Sprachen ab. Die Megleniten selbst betrachtet der Verfasser als den bedeutendsten Rest der Bulgaro-Walachen, welche gegen Ende des XII. Jahrhunderts ein Reich gegründet hatten, aber nachher entweder spurlos unter den Slawen aufgingen oder sich in die Gebirge zurückzogen. Einige Steinwälle im Gebiete der Megleniten, bei welchen sich auch Topfscherben u. dgl. finden, werden als Vertheidigungsplätze derselben vermuthet, obwohl dafür nicht die geringste Tradition spricht. Wir müssen sie daher einstweilen wohl als prähistorische Ueberreste auffassen. Eine ganz eigenthümliche linguistische Bemerkung, die freilich mit dem Meglendialekte nichts zu thun hat, aber einen nahen Verwandten desselben betrifft, muss hier erwähnt werden: Die Liquida r und l, die sonst in den verschiedensten Sprachen mit einander wechseln, werden beide in der Sprache der Farscherioten zur gutturalen Spirans $\gamma$, die im Auslaut tonlos und wo sie ł vertritt, reducirt wird, eine Erscheinung, die in keinem anderen Balkandialekte noch beobachtet wurde.

Die Lichtdruckbilder bringen Typen von Megleniten und Tänze zur Anschauung; eine topographische Karte verbessert wesentlich die bisherigen Angaben. Wir können der berechtigten Hoffnung Ausdruck geben, dass Herr Dr. Weigand, der 16 Monate unter den Balkanvölkern verlebte, uns in seinen weiteren Publicationen ein auch für die Ethnographen höchst wichtiges Material liefern wird. **W. Hein.**

3.

**Schmeltz, J. D. E.: Catalogus der ethnographische verzameling van het Museum der Overijselsche Vereeniging tot Ontwikkeling van Provinciale Welvaart te Zwolle. Met drie atbeeldingen. Leiden 1892. 48 pp. 8°.**

Im Vorjahre hat uns Dr. Michael Haberlandt mit den Musealverhältnissen in Holland bekannt gemacht (vgl. dessen „Musealstudien in London und Holland" in den „Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums", VI, N. p. 143) und in kurzer Uebersicht die reichen ethnographischen Schätze, die allerdings zum grössten Theile aus den niederländischen Colonien stammen, vorgeführt; doch ist ihm noch manches Provinzmuseum und gewiss noch manche recht ansehnliche Privatsammlung entgangen, wie z. B. die Museen in Arnhem, Assen, Leeuwarden und Middelburg, welche in dem von Schmeltz redigirten „Internationalen Archiv für Ethnographie" bereits eine Besprechung erfahren haben. An diese reiht sich nun das oben genannte Museum zu Zwolle, das unter der Leitung des eifrigen Conservators K. Bisschop van Tuinen einen bedeutenden Aufschwung nimmt; ihm haben wir es wohl zu danken, dass eine so tüchtige Kraft, wie Schmeltz, berufen wurde, die ethnographischen Objecte daselbst zu

classificiren und zu katalogisiren; dieselben stammen aus einer Zeit, wo Hollands Schiffe noch auf Entdeckungsfahrten ausgingen, weisen daher zum Theile auf längst vergangene Zustände der Naturvölker hin und sind für den Ethnographen von ganz besonderem Werthe. Mit der Drucklegung des Kataloges hat der Verfasser dieses Museum für die ethnographische Welt gewissermassen entdeckt und benützbar gemacht.

Von den 353 Objecten sind 6 europäischen (türkischen) Ursprungs, 38 stammen von China und Japan, 9 von den indischen Halbinseln und Vorderasien, 23 sind sehr bemerkenswerthe Alterthümer von Djâwa, während 66 Nummern moderndjâwanisch sind, darunter verschiedenartige Flechtwerke mit dem oft wiederkehrenden Motive des Andreaskreuzes. Die Inseln Bali, Sumatra, Borneo, Selebes und Amboina mit den zugehörigen Eilanden sind durch 64 Objecte vertreten, unter welchen als besonders wichtig ein Holzschild von den Talaut-Inseln hervorzuheben ist; derartige Schilde sind höchst selten und durch ihre an eine Echse gemahnende Form bemerkenswerth (vgl. Schmeltz: „Schilde von den Talaut-Inseln“ im „Internationalen Archiv für Ethnographie“, II, 163). 51 Gegenstände stammen von Neu-Guinea, darunter ein geflochtener und mit Schneckenschalen verzierter Gürtel, auf dem ein stilisirtes, vierfüssiges Thier dargestellt ist. Die Südsee-Inseln lieferten 23 Nummern, welche fast zur Hälfte von den Markesas-Inseln herrühren; besondere Beachtung verdienen die drei reich geschnitzten Stelzen. Amerika ist durch 58 und Afrika durch 15 Objecte vertreten. Ein Steinbeil, das brasilianischen Ursprungs ist, war als „Waffe aus den Patriotenkämpfen 1787“ und ein elfenbeinernes Blashorn von Westafrika als „Rufhorn eines Schiffers“ inventarisirt (vgl. Schmeltz: „Ein neuer Beitrag zur Geschichte der Vermischung der Herkunft ethnographischer Gegenstände“ im „Internationalen Archiv für Ethnographie“, III, 195). Zum Schlusse sei noch auf die 6 Goldgewichte von den Aschantis verwiesen, da sie Figuren von Antilopen, Krokodilen, Schlangen u. dgl. darstellen. Wie nicht anders zu erwarten stand, hat der Verfasser, der mit Dr. R. Krause im Jahre 1881 einen Katalog der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung des Museums Godeffroy in Hamburg herausgab und sich mit diesem in jeder Hinsicht mustergiltigen Werke ein unvergängliches Verdienst erwarb, nicht blos die Objecte aufgezählt und beschrieben, sondern auch, so oft es möglich war, auf die einschlägige Literatur verwiesen und Alles zum Vergleiche herangezogen, was einem ferneren Studium von Nutzen sein könnte. Die drei beigegebenen Abbildungen beziehen sich auf eine Buddhafigur mit 18 Armen (von Nord-China), auf eine Durgäfigur mit 8 Armen von Djâwa und auf das oben erwähnte Beil von Brasilien. Mit einer peinlichen Gewissenhaftigkeit sind sämmtliche Inventarsnummern, ob alt oder neu, sowie die Schenker angegeben, so dass man nöthigenfalls die Geschichte jedes einzelnen Objectes an der Hand der angeführten Daten verfolgen kann. Der Verfasser hat demnach mit seiner neuesten Publication nicht nur einen ausgezeichneten Katalog, sondern auch das Muster eines brauchbaren Museumsinventars geliefert.

**W. Hein.**

4.

**Schurtz, Dr. Heinrich: Katechismus der Völkerkunde.** Mit 67 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber, 1893.

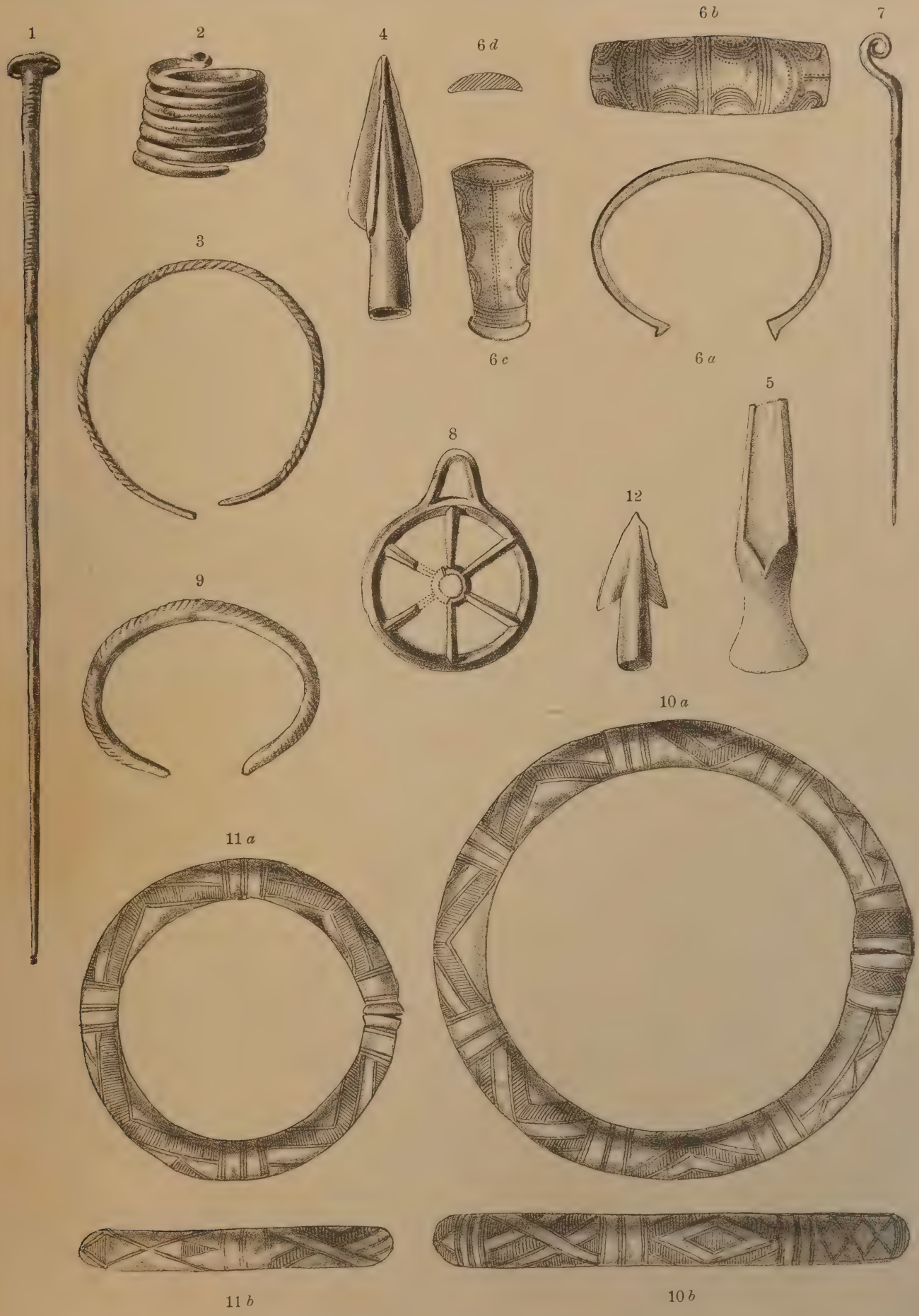
Es ist nichts leichter, als ein Compendium, wie das in Rede stehende Werkchen, zu kritisiren, und vielleicht nichts schwerer, als ein solches selbst zu schreiben, namentlich aber es besser zu machen. Eigentlich wäre das die richtige Aufgabe für eine unserer Koryphäen der Ethnologie, in welcher derselbe uns die abgeklärten Resultate langjährigen Beobachtens und Forschens in ganz kurzer Form geben würde. Es gehört aber andererseits wieder der volle Muth der Jugend dazu, um unsere noch überall im Ausbaue begriffene Wissenschaft in einen Katechismus zusammenzufassen, jener Muth, der ohne viele Bedenken die vielen Klüfte überspringt, vor denen das reifere Alter vorsichtig stehen bleiben würde. Wir können es daher nur mit Freude begrüssen, wenn ein schon durch mehrere treffliche Specialarbeiten bekannter jüngerer Forscher diese Bedenken beiseite lässt. In stets klarer und doch ungemein conciser Form stellt uns derselbe in diesem Werkchen — ein Bestandtheil der rühmlichst bekannten Weber'schen illustrirten Katechismen — die Völkerkunde nach ihrem gegenwärtigen Standpunkte vor Augen. Uns behagt diese Form mehr, als die mit mehr Aufwand an stilistischen Redewendungen in oft blumenreicher Sprache geschriebenen Werke ähnlichen Charakters.

Durch den niedrigen Preis (4 Mark) kann und soll das Werkchen zum Taschenbuch für jeden Gebildeten werden. Die Illustrationen sind nicht allzu zahlreich, aber im Allgemeinen gut gewählt. Vielleicht wäre bei einer nächsten Auflage der Versuch zu machen, den beschreibenden (ethnographischen) Theil voranzustellen und diesem erst den theoretischen resp. allgemeinen (ethnologischen) Theil folgen zu lassen. Nach der Ansicht des Referenten hat es für die grosse Mehrzahl der Leser viel mehr Anziehungskraft, gleich den lebenden Stoff vor Augen zu haben, als sich erst durch eine Anzahl theoretischer Capitel hindurchzuarbeiten, die zum Schlusse, wenn der Leser das Material kennt, gewiss mit mehr Verständniss und mit grösserem Nutzen gelesen werden.

Einzelne kleine Ungenauigkeiten, wie z. B. die Angabe über die Wohnsitze der Osseten am oberen Rion (S. 339), den Ausspruch, dass die Männer dieses Volkes klein und unansehnlich sind, während gerade das Gegentheil so ziemlich das Richtige trifft, und endlich (S. 354), dass die nördlichen und südlichen Osseten kaum etwas von einander wissen, wird man dem Verfasser bei dem umfangreichen Stoffe, der noch dazu in möglichst comprimirter Form gegeben werden musste, gewiss nicht verübeln.

Unser Urtheil geht dahin, dass wir heute kein besseres, kleineres Compendium der Völkerkunde haben, als das vorliegende, und damit ist wohl genug gesagt. Mögen es Andere besser machen; wir aber wünschen dem Werkchen möglichste Verbreitung und rasch hintereinander folgende Auflagen.

**Heger.**




**Woldřich: Beiträge zur Urgeschichte Böhmens, V.**

# Die Heimat der Germanen.

Von **Karl Penka.**

Die Ansicht, dass die skandinavische Halbinsel die Heimat der Germanen sei, ist keineswegs neu; vom XVI. Jahrhundert angefangen bis in unsere Zeit hinein fand sie ihre ebenso entschiedenen Vertreter wie Gegner und dies nicht allein unter den Gelehrten der continentalen Länder, sondern auch unter den Alterthumsforschern Skandinaviens selbst.

Von älteren hervorragenden Anhängern dieser Ansicht mögen hier nur H. Grotius und O. Rudbeck, als Gegner Ph. Cluver und Adelung erwähnt werden. Mit welcher Leidenschaft dieser ganze Streit insbesondere im XVII. Jahrhundert geführt wurde, zeigen am besten die Ausführungen Cluver's einerseits [1]) und H. Grotius' andererseits [2]); ja, der damalige schwedische Reichsantiquar, O. Verelius (1618—1682), verstieg sich sogar zu der Aeusserung, dass derjenige, der daran zu zweifeln wagte, dass die Goten, die Rom eroberten, von Schweden ausgegangen seien, gesetzlich bestraft und dass demjenigen, der ihr hohes Alter herabzusetzen sich erdreistete, der Kopf mit Runensteinen eingeschlagen werden sollte [3]).

Auch das XIX. Jahrhundert, in welchem für die Annahme der skandinavischen Herkunft der Germanen unter den nordischen Gelehrten insbesondere die beiden norwegischen Forscher Keyser und Munch, unter den deutschen W. Wackernagel eingetreten sind, hat keine endgiltige Entscheidung dieser Frage gebracht. Noch im Jahre 1872 hat sich hierüber der gegenwärtige schwedische Reichsantiquar, H. Hildebrand, in folgender, von der Ansicht seines einstigen Amtsvorgängers vollständig abweichender Weise ausgesprochen: „Von ihnen (Keyser und Munch) und von der allgemein herrschenden Ansicht abweichend, glaube ich nicht an die schon von Jordanes berichtete vorhistorische germanische Auswanderung aus Schweden, sondern opfere ohne Bedenken die Freude, mein Land als den Mutterschooss grosser Völker geehrt zu sehen.“ [1]) Indem er nicht allein drei Culturgruppen und drei Culturperioden (Stein-, Bronze- und Eisenperiode), sondern auch drei Culturvölker unterscheidet, betrachtet er erst das Volk der Eisenperiode als ein eigentlich germanisches, das er erst um Christi Geburt in den skandinavischen Norden einwandern lässt.

Indessen hat seit dem Jahre 1873 die archäologische Forschung in Schweden keineswegs geruht. Dieselbe hat zu neuen Ergebnissen geführt, auf Grund deren O. Montelius in Betreff dieser Frage zu wesentlich verschiedenen Anschauungen gelangte, die er in einer eigenen Abhandlung näher dargelegt hat [2]). Mit H. Hildebrand stimmt er nur darin überein, dass er, wie dieser, die jetzige germanische Bevölkerung des Landes einwandern lässt; dagegen verwirft er die Annahme dreier grosser Einwanderungen (des Steinalter-, Bronzealter- und germanischen Eisenalter-Volkes) und betrachtet die heutigen Schweden als die directen Nachkommen ihrer bereits im Steinalter und zwar im Anfang des sogenannten jüngeren Steinalters eingewanderten germanischen Vorfahren; diese Einwanderung hätte von den Ländern am Schwarzen Meere und der unteren Donau spätestens im III. Jahrtausend v. Chr. stattgefunden. Zur Begründung seiner Annahmen sucht er zunächst zu beweisen, dass archäologische Hilfsmittel über eine stattgehabte Einwanderung Auskunft geben können. Zu diesem Zwecke weist er hin auf die angelsächsischen Gräber in England, die germanischen Grabfelder aus der Völkerwanderungszeit in Frankreich, Italien und anderen Ländern und die zahlreichen Spuren von dem Aufenthalte der nordischen Vikinger auf den britischen Inseln. „Ich bin der Ueberzeugung, dass, selbst wenn die Geschichte über diese Wanderungen nichts zu berichten gewusst, man den wahren Zusammenhang jener Vorgänge aus den Alterthumsdenkmälern hätte heraus-

[1]) Cluverus, Philippus, Germaniae antiquae libri tres. Lugduni Batavorum 1616. III, 103.

[2]) Grotius, Hugo, Historiae Gothorum, Vandalorum et Langobordorum. Amstelodami 1655. Prolegomena 13.

[3]) Verelius, Olavius, Epitomar. Hist. Svio-Goth. libri quatuor et Goth. Rerum extra Patriam gestarum libri duo. Stockholmiae 1730, p. 2.

[1]) Hildebrand, H., Das heidnische Zeitalter in Schweden. Nach der zweiten schwedischen Originalausgabe übersetzt von J. Mestorf. Hamburg 1873, S. 101.

[2]) Montelius, O., Om våra förfäders invandring till Norden. Nordens Tidskrift 1884. Ueber die Einwanderung unserer Vorfahren in den Norden. Uebersetzt von J. Mestorf. Archiv für Anthropologie, XVII. Bd. (1888), S. 151—160.

lesen können. In allen genannten Fällen zeigt sich nämlich plötzlich und ohne jegliche vermittelnde Uebergänge eine neue Begräbnissweise und eine überraschende Menge neuer typischer Altsachen, deren Voraussetzungen wir dort vergeblich suchen, die aber in anderen Ländern längst bekannt sind, wo sogar die allmälige Entwicklung der fraglichen Typen sich verfolgen lässt." Indem er die Forderung erhebt, dass, um aus archäologischen Beweggründen auf einen Wechsel der Bewohner schliessen zu können, es nicht nur einer Veränderung der Begräbnissweise, sondern ausserdem noch der Anzeichen einer jähen Unterbrechung in der typischen Entwicklung der Formen und Ornamente bedürfe, weist er zunächst darauf hin, dass das, was wir bis jetzt über den Uebergang von dem Bronzealter in's Eisenalter wissen, uns nicht veranlassen könne, an eine damals stattgehabte neue grosse Einwanderung zu glauben. Es hätten ihm vielmehr die grossartigen Untersuchungen Vedel's in den von ihm aufgedeckten Brandgräbern und anderen Gräbern der älteren Eisenzeit auf Bornholm die Ueberzeugung aufgenöthigt, dass auf der genannten Insel keine Einwanderung zu Anfang der Eisenzeit stattgefunden habe [1]). Und zu demselben Resultate sei der norwegische Archäologe Ingvald Undset in seinem 1880 erschienenen Werke „Jernalders begyndelse i Nord-Europa" gekommen, in dem er nach einer erschöpfenden Prüfung des gesammten damals vorliegenden Materiales zu der Erkenntniss gekommen, dass man für die bis dahin ziemlich allgemeine Ansicht, die Eisenzeit habe im Norden mit der Einwanderung neuer Ansiedler begonnen, in dem Materiale keine Stütze finde. Und geradeso wie auf Bornholm durch Vedel's gründliche Untersuchungen der Brandgräber der bis dahin unbekannte älteste Theil des Eisenalters und eine wirkliche Uebergangsperiode von dem Bronzealter zuerst erkannt worden sei, so seien nachdem ähnliche Funde, wenngleich nicht in so grosser Zahl wie auf Bornholm, in verschiedenen Gegenden Skandinaviens zu Tage gefördert worden. Habe aber zu Anfang des Eisenalters keine neue Einwanderung stattgefunden, so müssten die Bewohner des Nordens schon während des Bronzealters dieselben gewesen sein wie in der folgenden Zeit, d. h. von germanischem Stamme.

Auch bezüglich der Frage, ob wir Ursache haben, an ein zu Anfang des Bronzealters oder doch während der ersten Periode desselben stattgehabte Einwanderung zu denken, bemerkt Montelius, dass es sich auch hier wiederum herausgestellt habe, dass die Gründe, die für die Einwanderungstheorie angeführt wurden, ihre Kraft verloren hätten, sobald man tieferen Einblick in die Verhältnisse gewonnen. „Als man zuerst die drei Culturperioden unterscheiden gelernt, glaubte man, dass mit der im Norden auftretenden Bronzecultur zugleich eine plötzliche Veränderung in der Begräbnissform Hand in Hand gehe Auf der einen Seite hatte man die grossen Grabkammern der Steinzeit mit einer grossen Anzahl unverbrannter Leichen, auf der anderen die Urnen mit den verbrannten Leichenresten der Bronzezeit. Nach und nach kam man zu der Einsicht, dass die Gräber mit den verbrannten Leichenresten aus einer sehr späten Periode des Bronzealters herrühren und dass zu Beginn desselben, gleichwie im Steinalter, die Todten unverbrannt begraben worden seien und zwar in der Regel in Steinkisten oder in Baumsärgen. Und ferner fand man, dass die grossen Steinkammern nicht dem letzten Abschnitt des Steinalters angehören, wo man vielmehr die Leichen in Steinkisten beisetzte, welche bisweilen den ältesten Bronzealtergräbern so ähnlich sind, dass es schwer ist, dieselben zu unterscheiden. Damit war die Hauptstütze für die Annahme einer Einwanderung im Beginne des Bronzealters gefallen und die tiefere Kenntniss, die wir jetzt von den Verhältnissen während der Uebergangsperiode vom Stein- zum Bronzealter gewonnen, berechtigt, soweit ich sehen kann, nicht an derselben festzuhalten." [1]) Auch in dem

[1]) Vedel, Undersøgelser angående den äldre jernalder på Bornholm. Kopenhagen 1873, S. 58; derselbe, Om de bornholmske brandpletter in den Aarbøger f. nord. Oldkynd. og Hist. 1870, S. 56. — Der eben genannte dänische Gelehrte hat übrigens selbst in seinem auf dem internationalen Anthropologen-Congress in Stockholm (1874) gehaltenen Vortrage: „Sur l'origine de l'âge du fer en Scandinavie" (Compte rendu II, 590) bemerkt, „que les changements se sont faits sans secousse extraordinaire, telle qu'en devait absolument produire l'immigration d'une nouvelle population ou l'invasion d'une nouvelle race dominante; que plutôt le peuple est resté le même, et que l'usage du fer a été introduit par le commerce ordinaire, tout comme les types successifs de fibules, comme les monnaies romaines, les perles, l'ecriture runique et toutes les autres apparitions nouvelles, qui, à différents époches, sont venues changer les usages et les coutumes du peuple."

[1]) Dass die Steinalter-Bevölkerung des skandinavischen Nordens und die Bronzealter-Bevölkerung eine und dieselbe nur auf verschiedenen Culturstufen stehende Bevölkerung ist, hat zuerst L. Zinck, Broncefolkets gravhøje og deres forbindelse med Stenalderens grave (Aarbøger f. nord. Oldkynd og Hist 1871, S. 1—84) nachgewiesen.

Umstande, dass die Leichenverbrennung erst im letzten Theile des Bronzealters auftritt, kann derselbe keinen Hinweis auf eine zu der Zeit stattgehabte Einwanderung erblicken. „Die neue Begräbnissmethode ist nämlich nicht plötzlich eingeführt: sie ist allmälig durchgedrungen. Die ältesten Gräber mit verbrannten Gebeinen sind grosse Steinkisten von Manneslänge, in welchen ein kleines Häuflein verbrannter Knochen beigesetzt ist. Es ist ausser Zweifel, dass man das Grab nur deshalb so viel grösser machte, als nöthig war, weil man bis dahin grosse Steinkisten für die Bestattung der unverbrannten Leichen zu errichten gewohnt war. Sie wurden allmälig kleiner, bis sie auf die Grösse reducirt wurden, deren man zur Bewahrung des Knochenhäufleins bedurfte. Schon dieser Umstand spricht eher dafür, dass dasselbe Volk nach und nach eine neue Begräbnissmethode angenommen, als dass diese durch neue Ansiedler eingeführt worden. Der Inhalt der Gräber bestätigt dies. Die Waffen, Schmucksachen und sonstigen Gegenstände aus den ältesten Gräbern mit verbrannten Gebeinen gleichen denjenigen, welche man in den Skeletgräbern derselben Periode antrifft, während die Beigaben aus den jüngeren Gräbern mit verbrannten Leichenresten typologische Abkömmlinge derjenigen sind, die man in den Skeletgräbern findet.“

Ergebe sich mithin aus diesen archäologischen Thatsachen, dass die germanischen Vorfahren der jetzigen Bevölkerung schon im Steinalter in die skandinavischen Länder eingewandert seien, so stehe diese Annahme auch nicht im Widerstreite mit den Ergebnissen der somatischen Anthropologie. Montelius bemerkt, dass die meisten der in den Gräbern der Steinzeit gefundenen Schädel langgestreckt und denen der heutigen Bewohner Skandinaviens sehr ähnlich seien und beruft sich noch überdies auf Virchow's Aeusserung, dass er geneigt sei, anzunehmen, dass in der That schon im Steinalter die Vorfahren der heutigen Bewohner im Lande gelebt haben[1]).

Es kann wohl kaum geleugnet werden, dass die heutigen Bewohner des skandinavischen Nordens in ununterbrochener Continuität auf die zur Steinzeit daselbst sesshaft gewesene Bevölkerung zurückgehen; dies haben die archäologisch-anthropologischen Auseinandersetzungen des ausgezeichneten schwedischen Archäologen zur Evidenz bewiesen[1]). Eine andere Frage ist es jedoch, ob diese Bewohner des Landes zur Steinzeit eigentliche Germanen waren, wie Montelius annimmt. Für ihn ist nämlich Skandinavien keineswegs das Land, indem sich aus dem arischen (indogermanischen) Urvolke das Volk der Germanen mit der ihm eigenthümlichen Sprache und Sitte entwickelt hätte; für ihn liegt die Wiege der Germanen weit ab von ihren späteren Sitzen. „Ueber den Weg, den unsere Vorfahren gewandert,“ bemerkt derselbe, „lässt sich nicht mehr sagen, als dass sie aller Wahrscheinlichkeit nach von den Ländern am Schwarzen Meere und der unteren Donau aufgebrochen und nach Nordwesten vorgedrungen sind durch Länder, welche, als das erste Licht der Geschichte auf sie fällt, von Germanen bewohnt waren. Als sie die Ostsee erreichten, nahmen sie Besitz von der kimbrischen Halbinsel und den dänischen Inseln. Von hier aus sind sie, wie die Gräber und die verschiedenen Formen derselben lehren, zuerst nach Schonen hinübergegangen und die Westküste entlang in Westgotland eingedrungen, dessen weite Ebenen alsbald von grosser Bedeutung für sie wurden. Darnach breiteten sie sich weiter aus u. s. w.“ Doch da erhebt sich der erste Einwand gegen Montelius' Einwanderungstheorie. Wären die Einwanderer Germanen gewesen, so hätten sie gewiss schon Theil gehabt an allen jenen Kenntnissen, die wir auf Grund der sprachlichen Untersuchung mit Sicherheit als gemeinsames Eigenthum dem noch ungetrennten germanischen Grundvolke zuschreiben müssen.

[1]) Virchow, Die altnordischen Schädel zu Kopenhagen. Archiv für Anthropologie, IV, 55 fg. — J. Mestorf verweist überdies noch auf Virchow's Eröffnungsrede der XVII. Generalversammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Stettin 1886. Correspondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft 1886, S. 77. — Der verstorbene Professor der Anatomie am Carolinum in Stockholm, Freiherr v. Düben, hat in seinem auf dem internationalen Anthropologen-Congresse in Stockholm gehaltenen Vortrage über die kraniologischen Charaktere des prähistorischen Menschen in Schweden es als seine durch das Studium der Gräberschädel gewonnene Ueberzeugung ausgesprochen, dass die Schädel aus den Gräbern der Steinzeit, Bronzezeit und der Eisenzeit denselben Typus repräsentiren, ja, dass dieselbe Gleichheit auch die ganzen Skelette zeigen. Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques. Compte rendu de la 7e session, Stockholm 1874. Stockholm 1876, II, p. 687—692.

[1]) Auch für A. Noreen, der sich auf Montelius' Arbeit beruft, ist es „höchst wahrscheinlich“, dass die germanische Bevölkerung des skandinavischen Nordens schon im Anfang des sogenannten Steinalters daselbst wohnhaft gewesen ist. „Wenn dem so ist, haben also die nordischen Sprachen jetzt ein Alter von mehr als 4000 Jahren.“ Vgl. dessen „Geschichte der nordischen Sprachen“ in Paul's Grundriss der germanischen Philologie, I, 418.

Denn das germanische Grundvolk kannte bereits das Eisen (an. îsarn, got. eisarna-, as. îsarn, ags. îsern, engl. îron, ahd. îsarn, mhd. îsern, îsen); das Gold (an. gull, goll, got. gultha-, as. ags. gold, ahd. gold, cold, mhd. golt, g. goldes); das Silber (an. silfr, got. silubra-, as. silubhar, silobar, silufar, ags. seolfor, engl. silver, ahd. silabar, silapar, mhd. silber); das Blei (an. bly, g. blys, ahd. blîo, plîo, g. blîwes, mhd. blî, g. blîwes) und das Zinn (an. tin, ags. tin, engl. tin, ahd. zin, mhd. zin, g. zines [1]). Es ist keine Widerlegung dieses naheliegenden Einwandes, wenn Montelius darauf hinweist, dass nach den neueren Untersuchungen das noch ungetrennte indogermanische Urvolk der Kenntniss der Metalle — mit Ausnahme des Kupfers — entbehrte. „Man hat lange geglaubt, dass die Ergebnisse der Sprachforschung sich nicht vereinbaren liessen mit der Ansicht, dass unsere germanischen Vorfahren sich schon im Steinalter und vor den indogermanischen Völkern von ihren Stammvätern getrennt hätten und so früh im Norden erschienen seien. Die Sprachforscher glaubten nämlich, gefunden zu haben, dass die Nutzanwendung der Metalle schon vor der Trennung der indoeuropäischen Stämme bekannt gewesen sei. Neuere Untersuchungen haben indessen gezeigt, dass diese Ansicht nicht richtig ist, sondern dass die Völker sich schon von einander getrennt, bevor sie die Metalle und deren Gebrauch gekannt. Von dieser Seite wird demnach der Ansicht, dass unsere Vorfahren während der Steinzeit hier eingewandert seien, kein Hinderniss mehr in den Weg gelegt.“ Da befand sich die ältere, noch von H. Hildebrand vertretene Ansicht, dass die Vorfahren der germanischen Bevölkerung der skandinavischen Halbinsel erst um Christi Geburt dorthin eingewandert seien, im besseren Einklange mit den Thatsachen der Sprachgeschichte; denn um diese Zeit befanden sich thatsächlich alle germanischen Stämme im Besitze der oben genannten Metalle.

Dass die Trennung der germanischen Stämme erst in verhältnissmässig sehr später Zeit erfolgte und dass zwischen dem Zeitpunkt der Auflösung der germanischen Spracheinheit und dem Zeitpunkt der Auflösung der arischen Spracheinheit Jahrtausende dazwischen lagen, ergibt sich nicht nur aus den soeben angeführten gemeingermanischen Bezeichnungen der Metalle Eisen, Gold, Silber, Blei und Zinn, sondern auch und zwar in noch bestimmterer Weise aus dem Gesammtcharakter der germanischen Grundsprache einerseits und dem Verhältnisse der einzelnen germanischen Dialekte zu derselben und untereinander. Müllenhoff ist der bestimmten Meinung, dass die sprachlichen Unterschiede zwischen den „Ostgermanen“, zu denen bekanntlich die Nordgermanen gerechnet werden, und den „Westgermanen“ um den Anfang unserer Zeitrechnung und in den ersten ihm folgenden Jahrhunderten so gering waren, dass nicht nur die Westgermanen sich untereinander ohne Mühe verständigten, sondern auch mit den Ostgermanen und umgekehrt; nie sei auch von einer Mehrheit germanischer Sprachen bei den Römern die Rede, und noch im VI. Jahrhundert sagte Prokop, dass alle östlichen Völker, die Vandalen, Gepiden, Goten, dieselbe Sprache redeten. „Im Lautsystem wie in der Stamm- und Wortbildung, der Declination und Conjugation stimmen die germanischen Sprachen im Grunde so sehr überein, dass von uralter Spaltung und Trennung nicht die Rede sein kann. Dass diese Einheit und namentlich auch die Ausbildung unserer schwachen Declination und Conjugation beim Eintritt des Betonungs- und des vocalischen Auslautsgesetzes bereits erreicht war, leidet keinen Zweifel, aber in welcher der beiden früheren Perioden, die durch die Lautverschiebung und das consonantische Auslautsgesetz bezeichnet werden, sie zustande kam, ist schwer zu sagen“ [1]). Und da sollen wir glauben, dass bereits im Anfange der jüngeren Steinzeit die Trennung erfolgt ist und dass um diese Zeit die skandinavische Halbinsel durch Einwanderung seine germanische Bevölkerung erhalten hat? Wer kann es glauben, dass um diese Zeit schon alle charakteristischen Eigenthümlichkeiten der germanischen Grundsprache, insbesondere die Lautverschiebung ausgebildet waren und dass sich seit dieser Zeit bis zum Beginne unserer Zeitrechnung durch einen Zeitraum von 2000—3000 Jahren der phonologische und morphologische Charakter der auf dem Continente und der auf der skandinavischen Halbinsel gesprochenen Sprache fast gar nicht verändert hätte? Dass diese Annahme ganz unmöglich ist, dafür bedarf es keiner weiteren Auseinandersetzung; es möge hier nur an die Geschichte der nordgermanischen Sprachen erinnert werden, um zu zeigen, dass oft einige Jahr-

[1]) Fick, Vergleichendes Wörterbuch d. indogerm. Sprachen. Dritter Band, enthaltend den Wortschatz der germanischen Spracheinheit, 3. Auflage. Göttingen 1874, S. 32, 103, 323, 222, 121. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 4. Auflage. Strassburg 1889, S. 68, 118, 328, 33, 398.

[1]) Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde. III, 202.

hunderte genügen, um aus einer Spracheinheit verschiedene selbstständige Sprachen herauszubilden. Die Sprachen der Schweden, Dänen, Norweger und Isländer erscheinen in der frühesten Periode einander so ähnlich, dass sie nur als Dialekte einer und derselben Sprache gelten können. Das Isländische ist noch im XIII. Jahrhundert vom Norwegischen fast gar nicht, das Schwedische und Dänische kaum merkbar von einander verschieden; auch der Unterschied zwischen dem Schwedisch-Dänischen einerseits und dem Isländisch-Norwegischen andererseits war nur ein geringer. Ohne Schwierigkeit verstand man an den skandinavischen Königshöfen die Gesänge der isländischen Skalden. Heute verständigt sich nur mit grosser Schwierigkeit der Däne mit dem Schweden und müssen schwedische Bücher, die für einen grösseren Leserkreis bestimmt sind, in's Dänische und dänische in's Schwedische übersetzt werden; vollends das Verständniss der isländischen Sprache und Literatur erschliesst sich für den Dänen sowohl wie für den Schweden nur durch ein eigenes Studium. Thatsächlich müssten aber alle diejenigen, welche mit Verwerfung der gotischen Stammsage leugnen, dass die Goten aus Skandinavien gekommen sind, diese oben erwähnte Annahme machen; denn nur so würde sich die grosse Aehnlichkeit erklären, die zwischen der Sprache, die nach dem Zeugnisse der Runen in Schweden im IV. und V. Jahrhunderte n. Chr. gesprochen wurde, und der Sprache, welche zur selben Zeit die Goten an der Donau redeten, besteht. Andererseits ist es ganz undenkbar, dass die sogenannte Lautverschiebung, nach Müllenhoff „das erste und älteste Merkmal der vollzogenen Abtrennung und das erste Anzeichen einer besonderen Entwicklung der Germanen“ [1]), schon im Anfange des jüngeren Steinalters vollzogen war. Dagegen spricht vor Allem die noch vor der Lautverschiebung in die finnisch-lappischen Sprachen übergegangenen germanischen Lehnwörter: finn. kansa Volk, lapp. gazze Gesellschaft, got. hansa; finn. kapris, kauris Bock, an. hafr u. s. w., sowie der Umstand, dass bereits der historischen Zeit angehörende Völkernamen, wie der Name des gallischen Volkes der Volcæ (germ. *Valhôz) noch vor der Lautverschiebung den Germanen bekannt und in ihre Sprache aufgenommen worden sind.

Oder sollen wir vielleicht annehmen, dass unabhängig von einander in zwei durch ein Meer getrennten, geographisch nicht zusammenhängenden Gebieten, wie es die skandinavische Halbinsel und Mittel- oder Osteuropa sind, aus der arischen Grundsprache in paralleler, durch Jahrtausende andauernder Entwicklung zwei Sondersprachen sich gebildet hätten, die zum Schlusse in grammatischer und lexikalischer Hinsicht eine vollkommene Uebereinstimmung zeigten? Dies wäre jedenfalls eine der absurdesten Annahmen, die jemals auf sprachlichem Gebiete gemacht worden sind.

Aus diesen Darlegungen ergibt sich erstens, dass die Bewohner der skandinavischen Halbinsel in der jüngeren Steinzeit, wenn sie überhaupt zu Beginn dieser Zeit eingewandert sind — was vor der Hand dahingestellt bleiben möge —, nicht als Germanen eingewandert sein können, und zweitens dass die Entwicklung des Germanischen aus der arischen Grundsprache nur an einem Punkte und zwar entweder in einem Theile der skandinavischen Halbinsel oder in einem Theile des Continentes stattgefunden haben kann.

Dass es nicht die Länder am Schwarzen Meere und der unteren Donau waren, wo die Germanen aus der Gemeinschaft der übrigen Verwandten heraustraten und zu einem eigenen Volke wurden, dafür bietet das gemeingermanische Lexikon die schlagendsten Beweise. Aus demselben ersehen wir, dass den Germanen schon in ihrer Heimat folgende Bäume bekannt waren: Ahorn, Birke, Buche, Eibe, Eiche, Erle, Esche, Espe, Fichte, Föhre, Hasel, Linde, Ulme und Weide. Ebenso kannten sie eine Reihe von Thieren, die sich nur in Wäldern aufzuhalten pflegen: das Elen, den Hirsch, das Reh, den Luchs. Ja, die in der Brust eines jeden Germanen tief eingewurzelte Vorliebe für den Wald kann als ein Beweis dafür angesehen werden, dass Wälder dem germanischen Urvaterlande nicht fremd waren. Nun besteht aber gerade Südrussland vom 50. Breitegrade an bis zum Schwarzen und Kaspischen Meere grossentheils aus meist baumlosen Steppen und dies keineswegs nur in der Gegenwart, auch für das Alterthum ist dieser Zustand bezeugt [1]). Ja, einige Bäume und Pflanzen der gemeingermanischen Flora kommen überhaupt in dem weitaus grössten Theile des europäischen (und asia-

[1]) Müllenhoff, a. a. O. 196.

[1]) Baer, K. E., Die uralte Waldlosigkeit der südrussischen Steppe. Beiträge zur Kenntniss des russischen Reiches. IV, 180—183 und XVIII, 111—115. — Dokutschaiev, W. W., Les steppes russes, autrefois et aujourd'hui. Congrès international d'archéologie préhistorique et d'anthropologie, 11me session, à Moscou. Moskau 1892. I, 226.

tischen) Russland nicht vor, sondern sind blos auf einen verhältnissmässig kleinen Theil des Westens beschränkt. Es sind dies drei; nämlich die Buche (an. bók, ags. bôc, ahd. buochâ, puochâ, mhd. buoche [1]), die Eibe (an. yr, gen. ys, ags. îv, engl. yew,. ahd. îva [2]) und der Epheu, dessen in den verschiedenen germanischen Dialekten vorkommende Wortformen Kluge auf ein gemeingermanisches iba zurückzuführen geneigt ist [3]). Das Verbreitungsgebiet des erstgenannten Baumes ist auf Polen, den äussersten Westen Wolhyniens und Podoliens, Bessarabien, wo er nördlich von Kischinew seinen südlichsten Punkt erreicht, die Südspitze der Krim und des Kaukasus beschränkt [4]). Die Eibe findet sich wildwachsend ebenfalls nur im äussersten Westen und Süden Russlands. Die Grenzlinie ihrer Verbreitung verläuft von dem äussersten Theile Estlands in einer stark westwärts gebogenen Linie zu den Donaumündungen. Jenseits der Steppe wächst dieselbe wie die Buche in den Gebirgen der Krim und des Kaukasus. Das Verbreitungsgebiet dieses Baumes ist noch kleiner als das der Buche, da es durchaus nicht sicher nachgewiesen ist, dass er in Wolhynien, Podolien und Bessarabien vorkommt [5]). Auch der Epheu ist nur auf den westlichen Rand Russlands, die Krim und den Kaukasus beschränkt. Seine Ostgrenze geht von der Insel Oesel fast steil nach Süden über Kurland und die westlichen Theile der Gouvernements Kowno, Wilna, Grodno, Wolhyniens und Podoliens bis fast zur Grenze des Gouvernements Cherson [6]). Bei allen drei genannten Pflanzen ist es die Winterkälte, die ihrer Verbreitung nach Norden und Osten eine unüberschreitbare Grenze setzt und von jeher gesetzt hat.

Dem gemeingermanischen Lexikon gehört auch der Name Fichte an [7]), ein Beweis, dass dieser Baum (Picea excelsa DC.) dem germanischen Urvolke bekannt war. Der Name kommt allerdings nur im Althochdeutschen (fiohta, fiuhta, mhd. viehte) vor und fehlt in allen übrigen germanischen Dialekten, was sich hauptsächlich aus dem Umstande erklärt, dass die Fichte als wildwachsender Baum in ganz Grossbritannien, Belgien, Holland, dem nordwestlichen Deutschland und einem grossen Theile Norddeutschlands sowie auf Jütland und den dänischen Inseln nicht vorkommt; doch wird der Name durch verwandte Bezeichnungen in anderen arischen Sprachen (griech. πεύκη Fichte, lit. puszìs Fichte) als uralt erwiesen. Dieser Baum fehlt aber dem ganzen südlichen Russland und einem beträchtlichen Theile Mittelrusslands; seine Südgrenze tritt aus den südlichsten Theilen Polens und aus dem nördlichen Galizien in's mittlere Wolhynien hinüber und verläuft von hier durch den südlichsten Theil des Gouvernements Mohilew, berührt den Norden des Gouvernements Tschernigow, geht hierauf durch den westlichen Theil des Gouvernements Orel, steigt dann steil nach Norden und streicht durch Theile der Gouvernements Tula und Kaluga, geht hierauf über Rjäsan in einer vielfach gebogenen, eine nordöstliche Richtung verfolgenden Linie bis zum Quellengebiete des Ufa am Ural [1]).

Das gemeingermanische Lexikon verzeichnet nicht allein Namen von Bäumen, die in den Ländern am Schwarzen Meere nicht vorkommen, sondern auch Namen von Thieren, die daselbst gleichfalls nicht vertreten sind. Solche Thiere sind zunächst der Aal (an. âll, ags. âl, ahd. âl [2])) und der Lachs (an. lax, ags. leax, schott. lax, ahd. lahs [3])), die bekanntlich in allen Flüssen fehlen, die sich mittelbar oder unmittelbar in das Schwarze (und Kaspische) Meer ergiessen [4]). Dazu kommt der Walfisch (an. hvalr, ags. hval, ahd. wal, mhd. wal [5])), der gegenwärtig aus seiner eigentlichen Heimat, dem Polarmeere, nur bis zum 66. Breitegrade herabkommt, früher aber auch an deutschen und französischen Küsten gefunden wurde. Dagegen hat derselbe im Schwarzen Meere niemals gelebt. Ein wesentlich nordischer Vogel ist ferner die Möve (an. mâr, pl. mafar, ags. mâv, mæv, mæve, altengl. mow, engl. mew, ahd. mêh [6])). Von Säugethieren sind hier das Reh (an. râ, ags. râhdeór, ahd. rêh, mhd. rêch [7])), das Elen oder Elch (an. elgr, ags. eolh, ahd. ëlaho, mhd. ëlch [8])), der Luchs (schwed. lô, ags. lox, ahd. und

[1]) Fick, a. a. O. 189. — Kluge, a. a. O. 45.
[2]) Fick, a. a. O. 31. — Kluge, a. a. O. 65.
[3]) Kluge, a. a. O. 71.
[4]) Köppen, Fr. Th., Geographische Verbreitung der Holzgewächse des europäischen Russland und des Kaukasus. II Theile. Beiträge zur Kenntniss des russischen Reiches. 3. Folge, V. und VI. Bd. (1888, 1889). VI, 147.
[5]) Köppen, a. a. O. VI, 378.
[6]) Köppen, a. a. O. V, 444.
[7]) Fick, a. a. O. 187. — Kluge, a. a. O. 84.

[1]) Köppen, a. a. O. VI, 524.
[2]) Fick, a. a. O. 13. — Kluge, a. a. O. 1.
[3]) Fick, a. a. O. 261. — Kluge, a. a. O. 197.
[4]) Brehm, Thierleben. VIII, 326 und VIII, 214.
[5]) Fick, a. a. O. 93. — Kluge, a. a. O. 373.
[6]) Fick, a. a. O. 224. — Kluge, a. a. O. 238.
[7]) Fick, a. a. O. 253. — Kluge, a. a. O. 276.
[8]) Fick, a. a. O. 28. — Kluge, a. a. O. 69.

mhd. lohs [1])) und der Biber (an. bjôrr aus *bifr, ags. beofor, engl. beaver, ahd. bibar, pipar, mhd. biber [2])), ein Thier, das übrigens auch mit voller Sicherheit der urarischen Fauna beigezählt werden kann, zu nennen. Die drei erstgenannten Thiere sind eigentliche Waldthiere und kommen wenigstens im östlichen Russland, nach den genauen Erhebungen M. Bogdanow's, erst im Gebiete der Fichtenwälder vor, fehlen aber vollständig dem aralo-kaspischen Gebiete sowie dem Landstriche der Schwarzerde. Dasselbe gilt vom Biber [3]).

Ergibt sich aus den angeführten Thatsachen auch zweifellos, dass die Sitze des germanischen Urvolkes nicht am Schwarzen Meere sowie überhaupt nicht im Bereiche des heutigen Russland gelegen sein konnten, so ist es andererseits nicht im Geringsten zweifelhaft, dass sie in den Küstenländern irgend eines Meeres gesucht werden müssen. Darauf weist hin der gemeingermanische Name für den Walfisch, wie nicht minder die gemeingermanischen Namen für den Seehund (an. selr, ags. seolh, ahd. sëlah [4])), den Hummer (an. humar-r, nhd. Hummer [5])) und das Meer. Für das letztere verzeichnet sogar das gemeingermanische Lexikon mehrere Ausdrücke, ein Beweis, welch' grosse Rolle dasselbe im Leben der Urgermanen gespielt haben muss: an. haf, ags. heaf, häf, mhd. hap Meer [6]); an. hrönn, ags. härn Meer [7]); an. marr, ags. mere, ahd. mari, meri, mhd. mer, dazu got. in mari-saivas, marein, as. merî, ahd. marî, merî Meer [8]); an. lögr, ags. lago Meer, ahd. lagustrôm Meerstrom [9]); an. ver und vör, ags. vär Meer [10]).

Dieses Meer kann jedenfalls nur die Ostsee gewesen sein, da die Küstenländer der etwa noch in Betracht kommenden Nordsee bis tief in die historische Zeit nachweisbar von Kelten besiedelt waren. Es ist nur die Frage, ob in den nord- oder in den südbaltischen Ländern, oder mit anderen Worten, ob auf der skandinavischen Halbinsel oder in Norddeutschland die Geburtsstätte und Heimat der Germanen gelegen ist. Aus der linguistisch erschlossenen Fauna und Flora, von welcher das germanische Urvolk umgeben war, gewinnen wir keine sicheren Anhaltspunkte, um in dieser Frage eine Entscheidung treffen zu können. Denn die wildlebenden Thiere und die wildwachsenden Pflanzen der süd- und nordbaltischen Küstenstriche sind, beziehungsweise waren im Wesentlichen seit Beginn des jüngeren Steinalters immer dieselben. Um so werthvollere Anhaltspunkte gewährt die Archäologie sowie die Sprach-, Cultur- und Völkergeschichte.

Es wurde bereits früher nachgewiesen, dass das germanische Urvolk noch vor seiner Trennung die Kenntniss der wichtigsten Metalle, insbesondere des Eisens besass und daraus gefolgert, dass die Trennung der Germanen erst im Eisenalter stattgefunden haben müsse. Diese Schlussfolgerung fand ihre weitere Bestätigung in der grossen Uebereinstimmung der einzelnen altgermanischen Dialekte im Lautsysteme wie in der Stamm- und Wortbildung, der Declination und Conjugation. Wäre nun wirklich Norddeutschland und zwar das Land an der Elbe und Oder unterhalb des Gebirges die Heimat und Geburtsstätte der Germanen, wie Müllenhoff annimmt [1]), dann könnte die skandinavische Halbinsel ihre germanische Bevölkerung erst im Eisenalter erhalten haben und diese germanische Einwanderung müsste archäologisch genau erkennbar sein. Dies ist jedoch, wie schon früher an der Hand der Ausführungen von Montelius dargelegt worden ist, nicht der Fall; im Gegentheile, es erscheint auf Grund der archäologischen Thatsachen die Bevölkerung Schwedens im älteren Eisenalter als die directen Nachkommen der Bronzealter-Bevölkerung. Dazu kommt, dass wir dann auf der skandinavischen Halbinsel eine vorgermanische, doch arische Bevölkerung annehmen müssten. Denn an dem Arierthum der Stein- und Bronzealter-Bevölkerung Schwedens kann nicht der geringste Zweifel sein. Man müsste dann wohl, wie es früher oft ausgesprochen worden, an Kelten denken. Wäre aber diese Annahme richtig, so müssten von dieser vorgermanisch-arischen Bevölkerung noch Spuren nachweisbar sein, und wir müssten auf dem Nachweise dieser Spuren umsomehr bestehen, als die germanische Besiedlung aller benachbarten, ehemals keltischen Länder bis heute nicht alle Spuren der

---

[1]) Fick, a. a O. 275. — Kluge, a. a. O. 216.

[2]) Fick, a a. O. 211. — Kluge, a. a. O. 29.

[3]) Nehring, Alfr., Die geographische Verbreitung der Säugethiere in dem Tschernosemgebiete des rechten Wolgaufers sowie in den angrenzenden Gebieten. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. XXVI. Bd. (1891), S. 336.

[4]) Fick, a. a. O. 328. — Kluge, a. a. O. 281.

[5]) Fick, a. a. O. 64. — Kluge, a. a. O. 149.

[6]) Fick, a. a. O. 63. — Kluge, a. a. O. 125.

[7]) Fick, a. a. O. 68.

[8]) Fick, a. a. O. 232. — Kluge, a. a. O. 227.

[9]) Fick, a. a. O. 262.

[10]) Fick, a. a. O. 292.

[1]) Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde. III, 197.

früheren Bewohner zu vertilgen im Stande gewesen ist. Es möge nur an England, Schottland und Irland erinnert werden. In allen drei Reichen haben sich trotz der wiederholten germanischen Invasionen bis zur Gegenwart nicht nur zahlreiche keltische Fluss-, Berg- und Ortsnamen, sondern auch bedeutende Reste der vorgermanisch-keltischen Bevölkerung erhalten. Auch der etwaige Hinweis darauf, dass der germanische Einbruch nach der skandinavischen Halbinsel um mehrere Jahrhunderte früher stattgefunden hätte, könnte die Bedeutung dieser Thatsache nicht abschwächen, da es sogar den Lappen bis jetzt gelungen ist, ihre nationale Sonderexistenz im Laufe der Jahrtausende zu behaupten. Solche keltische Ueberreste aber sind auf der skandinavischen Halbinsel nicht vorhanden, nicht einmal in Fluss-, Berg- und Ortsnamen, wie sie noch gegenwärtig in allen Theilen Deutschlands nachweisbar sind.

Es genüge hier, nur für das Land an der Elbe und Oder, die von Müllenhoff angenommene Heimat der Germanen, jene Fluss- und Ortsnamen zusammenzustellen, die sicher keltisch sind. Hieher gehört von Flussnamen zunächst der Name Oder (Odora, Oddara u. s. w.) selbst, mit dem Förstemann treffend den Namen der Audura, Odura (der heutigen Eure, eines Nebenflusses der Seine) vergleicht; der Name Oppa (linksseitiger Nebenfluss der Oder), welcher Name unzweifelhaft auf früheres Apa, einen im nordwestlichen Deutschland häufigen Flussnamen zurückgeht, den Müllenhoff [1]) zu irl. ab Fluss stellt und aus lautlichen Gründen für eine keltische Entlehnung hält, der Name Rhin (rechtsseitiger Nebenfluss der unteren Havel), gleichlautend mit dem Namen des grossen Stromes und dem Namen des sich in Gallien findenden fluviolus Renus und des Rhenus, mit dem die Gallier das Flüsschen bei Bononia in Italien benannten. Für den keltischen Ursprung des Namens Elbe lässt sich anführen, dass auf ehemals unzweifelhaft keltischem Gebiete derselbe Name erscheint: wir haben eine Alb (Nebenfluss des Rheins) im Grossherzogthum Baden, eine Albe zwischen Metz und Strassburg, eine Alb (Nebenfluss des Rheins) im Westen von Schaffhausen und Südosten von Freiburg und eine Alb zwischen der Lech- und Illerquelle. Dazu kommt noch der alte Name der Aube (eines Nebenflusses der Seine) = Alba (Albis beim Cosm. Rav. IV, 26). Wäre dieser Name germanischen Ursprunges, so würde er uns wohl in der Form des ags., an. und schwed. elf entgegentreten. Dass der Name der Sale keltisch ist, lehrt einerseits die Form des Wortes selbst, da ihm der einfache Stamm sal zu Grunde liegt, während in den germanischen Sprachen zur Bezeichnung des Minerals durchaus der erweiterte Name salt, salz erscheint. Andererseits erscheint derselbe Flussname in Gegenden, die unzweifelhaft ehemals von Kelten bewohnt waren; so heisst u. a. der Nebenfluss der Salzach bei Reichenhall und ein Zufluss des Plattensees in Pannonien. Im Gebiete des alten Gallien findet man eine Salia, jetzt Seille (rechtsseitigen Nebenfluss der Mosel in Deutsch-Lothringen); eine andere Seille (linksseitigen Nebenfluss der Saône), die im Departement Jura entspringt und einige Flussnamen Selle oder Sélé, von denen der eine (der Name der Selle bei Valenciennes) nachweisbar ehemals Sale geheissen hat.

Von sicher erkennbaren keltischen Ortsnamen führt Ptolemäus im Bereiche des vorhin genannten Gebietes folgende an: Lugidunum, wahrscheinlich das heutige Liegnitz, Budorigum, das heutige Brieg, Carrodunum, an Stelle des heutigen Krappwitz an der Oder, Alisus (im heutigen Brandenburg) und Virunum (im heutigen Mecklenburg [1])). Nicht nur diese Namen als solche, sondern überhaupt schon die Thatsache allein, dass Ptolemäus Namen von Städten (πόλεις) anführt, hätte von vornherein Bedenken erregen sollen gegen die Annahme, dass dieser Theil Deutschlands seit alter Zeit von Germanen bewohnt gewesen sei. Und was von diesem Theile Deutschlands gilt, gilt überhaupt von dem ganzen Umfange des alten Germanien (mit Ausnahme der kimbrischen Chersones und der „skandischen Inseln"), für welchen Ptolemäus gleichfalls Namen von Städten anführt, ganz abgesehen davon, dass auch die Fluss- und Bergnamen ein entschieden keltisches Gepräge tragen. Lässt sich auch die bekannte Stelle in Tacitus' Germania 16 nicht dazu benützen, um die von Ptolemäus angeführten Städte in das Bereich der Fabel zu verweisen, so zwingt sie doch immerhin zu der Annahme, dass diese Städte nicht von Germanen erbaut sein konnten. Es geht auch nicht an, die Bedeutung der Angabe des Ptolemäus dadurch abzuschwächen, dass man die von ihm verzeichneten Städte nicht als eigentliche Städte gelten lassen will, sondern sie zu gewöhnlichen „Orten" herabdrückt. Denn von gewöhnlichen Orten hätten die griechischen Geographen gewiss keine Notiz

[1]) Müllenhoff, a. a. O. II, 227.

[1]) Ptolemæus, Geographia. Ed. C. Müllerus. I, 270.

genommen. Immerhin kann man aber zugeben, dass die Vertreibung der Kelten aus Deutschland, die in einzelnen Gegenden eine vollständige gewesen sein mag, viele der ehemaligen keltischen Städte in Folge der bekannten Abneigung der Germanen, in geschlossenen Städten zu wohnen, zu Dörfern herabgesunken oder ganz verödet sein dürften [1]).

Nur bei der Annahme der skandinavischen Herkunft der Germanen, dass also Deutschland und zunächst Norddeutschland von Skandinavien aus und nicht umgekehrt Skandinavien von Deutschland aus besiedelt wurde, lässt sich die grosse Keltenbewegung der letzten vorchristlichen Jahrhunderte in ihrer Richtung und in ihrer wahren Ursache erklären. Alle drei grossen historisch bekannten Keltenzüge — der iberische, der italische und der griechisch-kleinasiatische — haben eine ausgesprochen südliche Richtung; es lässt sich aber auch nachweisen, dass von Deutschland aus Kelten sowohl nach Westen wie nach Osten zogen. Da wir nicht annehmen können, dass plötzlich freiwillig und ohne zwingende äussere Ursachen die Kelten ihre alte Heimat verlassen haben sollten, so bleibt als Erklärungsgrund nur der übrig, dass sie gewaltsam aus ihren alten Sitzen vertrieben worden sind. Und vertrieben konnten sie nur von den von Norden hervordringenden Germanen worden sein. Dass zwischen den sogenannten Wanderzügen der Kelten und der Ausbreitung der Germanen von allem Anfange an — für die spätere Zeit ist dies historisch bezeugt — ein innerer Zusammenhang in der Weise stattgefunden hat, dass die erstere durch die letztere veranlasst worden ist, ergibt sich auch daraus, dass die muthmassliche Zeit des ältesten Keltenzuges und die muthmassliche Zeit der ersten Trennung der Germanen ziemlich genau übereinstimmen. Nach Müllenhoff's eingehenden Untersuchungen [1]) fällt der Zug der Kelten nach Iberien in's letzte Viertel oder Drittel des VI. Jahrhundertes. Ist dieser Zug — ob mittelbar oder unmittelbar, möge hier unerörtert bleiben — durch den ersten Vorstoss der Germanen aus dem Norden veranlasst worden, dann kann man wohl den Anfang der germanischen Einbrüche nach Mitteleuropa ungefähr in das Jahr 550 setzen. Montelius setzt allerdings den Anfang des älteren Eisenalters erst in den Anfang des V. Jahrhundertes [2]); allein der Umstand, dass das erste Auftreten des Eisens in Skandinavien noch mit dem späteren Theil der Hallstatt-Periode zusammenfällt, gibt uns wohl die Berechtigung, den Anfang des älteren Eisenalters mindestens noch um ein Jahrhundert zurückzuversetzen [3]).

Der Umstand, dass die skandinavischen Gräber vom Schlusse der Bronzezeit, welche gebrannte Knochen, entweder in einer Thonurne oder in einer Grube beigesetzt, jedoch keine Skelette enthalten, den Gräbern vom Beginne der Eisenzeit gleichen, macht es, wie schon erwähnt, nahezu gewiss, dass das erste Auftreten des Eisens im Norden nicht mit der Einwanderung eines neuen Volkes verknüpft war.

Dieselbe Bestattungsweise findet sich nun merkwürdigerweise während der ganzen die letzten vier vorchristlichen Jahrhunderte ausfüllenden La Tène-Periode in Norddeutschland, nicht aber in Süd-

[1]) Penka, Die alten Völker der östlichen Länder Mitteleuropas („Globus", Bd. LXI, 1892, S. 51). Dass alte Ansiedlungen zur Zeit des Vordringens der Germanen in Norddeutschland ihre Bevölkerung mitunter ganz verloren haben, zeigt in deutlicher Weise die Geschichte des Burgwalles von Niemitzsch (bei Guben); derselbe war während einer langen Periode nach dem IV. vorchristlichen Jahrhunderte unbenützt geblieben; denn es findet sich in demselben keine Spur der so charakteristischen Funde der mittleren und jüngeren La Tène- und der provincial-römischen Cultur. Erst in der slavischen Zeit, frühestens also gegen das Ende des V. Jahrhundertes n. Chr., ist dieser Rundwall wieder bewohnt worden. (Jentsch, Die prähistorischen Alterthümer der Gymnasialsammlung zu Guben. VI. Theil. Gubener Gymnasialprogramm vom Jahre 1889, S. 12.)

[1]) Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde. I, 108, II, 237.

[2]) Montelius, Die Cultur Schwedens in vorhistorischer Zeit. Uebersetzt von K. Appel. Berlin 1885, S. 87.

[3]) Dadurch, dass wir den Anfang der germanischen Besiedlung Mitteleuropas in die Mitte des VI. Jahrhundertes setzen, im Gegensatz zu den älteren Vertretern der Ansicht von der skandinavischen Herkunft der Germanen, welche glaubten, dass die germanische Besiedlung Deutschlands von Skandinavien aus erst im I. oder II. Jahrhundert v. Chr. stattgefunden habe — eine Annahme, die schon durch den Umstand widerlegt wird, dass die Goten schon im IV. Jahrhunderte v. Chr. in den Küstenländern im Süden der Ostsee wohnten — findet der Einwurf A. Holtzmann's (Germanische Alterthümer, Leipzig 1873, S. 88), dass nämlich in diesem Falle grosse Völkerbewegungen in Mitteleuropa hätten stattfinden müssen, seine Widerlegung. Unbegreiflich ist es, wie Holtzmann zur Begründung seiner Annahme, dass die Germanen aus Asien und von dem Schwarzen Meere her nach dem Norden gekommen seien, sich S. 92 auf den Eingang der Ynglingasaga (C. 5) und die Vorrede zur Snorra-Edda berufen konnte, nachdem der späte Ursprung dieser wunderlichen Producte profaner und kirchlicher Gelehrsamkeit längst durch R. Keyser in seiner Abhandlung: „Om Nordmændenes Herkomst og Folkeslægtskab" (Samlade Afhandlinger, Kristiania 1868, S. 14 fg.) nachgewiesen worden war.

deutschland, wo sich die Kelten länger erhielten, so dass nun auch durch die Ergebnisse der Archäologie die soeben dargelegte Annahme von der skandinavischen Herkunft der Germanen erwiesen erscheint. Tischler bemerkt hierüber in seinem auf der Anthropologen-Versammlung in Karlsruhe im Jahre 1885 gehaltenen Vortrage über die Gliederung der La Tène-Periode Folgendes: „Nun findet sich die ganze La Tène-Zeit in Norddeutschland vertreten in wesentlich verschiedener Weise. Während die ältere Phase der La Tène-Zeit sich durch die südliche Zone nach Osten mit Skeletgräbern hindurchzieht, ist in Norddeutschland der Leichenbrand allein üblich; in Gallien und Süddeutschland tritt dieser erst in der spätesten La Tène-Zeit auf.“ Diese Uebereinstimmung in der Bestattungsweise hat eine um so grössere Beweiskraft, als die Bewaffnung der damaligen Germanen und Kelten vollkommen gleich war. „Es ist,“ sagt Tischler, „eine grosse Menge Gräberfelder dieser Periode im Norden und im Osten Deutschlands bis zur Weichsel erforscht worden. . . . Es stellt sich wunderbarerweise heraus, dass besonders die Waffen, die Schwerter in so frappanter Weise den westlichen ähneln, ja identisch mit ihnen sind, dass wir zum Schlusse kommen, dass die Stämme, die diese östlichen Gebiete, Pommern, Westpreussen, Schlesien, zu Cäsars Zeit bewohnt haben und die wir nicht als gallisch ansehen dürfen, sondern als Germanen, dieselbe Bewaffnung gehabt haben als die Gallier.“[1])

Es wurde schon früher darauf hingewiesen, dass die Lautverschiebung jedenfalls schon in der Zeit vor der ersten Trennung der Germanen abgeschlossen war. Hätte nun die skandinavische Halbinsel erst in der Eisenzeit ihre germanische Bevölkerung von Norddeutschland erhalten, so bliebe es vollkommen unerklärt, wie germanische Wörter, deren Consonanten noch nicht verschoben waren, in die finnisch-lappischen Sprachen hätten eindringen können. Zwei solcher Fälle wurden oben bereits beispielsweise mitgetheilt und sei hier auf dieselben verwiesen.

Auch das gemeingermanische Wort *medigarda Umhegung der Mitte, Erdscheibe im Ocean, Erde (an. midhgardhr, ahd. mittigart, got. midjungardis, ags. middangeard, as. middigard u. s. w.[2])) zeigt, dass das germanische Urvolk ein Land bewohnte, das ringsum vom Meer umflossen war oder wenigstens dafür gehalten wurde. Als so ein vom Meere ganz umflossenes Land konnte wohl die skandinavische Halbinsel, nicht aber Norddeutschland erscheinen.

Alle diese Thatsachen setzen es wohl ausser Zweifel, dass die Heimat der Germanen auf der skandinavischen Halbinsel gesucht werden müsse. Könnte noch ein leiser Zweifel an der Richtigkeit dieser Annahme übrig bleiben, so wird derselbe vollständig durch die zahlreichen historischen Zeugnisse über die Herkunft der continentalen Germanen beseitigt. Diesen zufolge sind aber nicht nur die Goten, sondern auch die Gepiden, Heruler, Dänen, Sachsen, Franken, Burgunder, Langobarden u. s. w. aus der skandinavischen Halbinsel gekommen. Da ich diese Zeugnisse bereits an einer anderen Stelle vollständig zusammengestellt habe[1]), so möge hier von der Anführung derselben Abstand genommen werden.

Zum Schlusse möge noch auf die in ihrer Bedeutung gewiss nicht zu unterschätzende Thatsache hingewiesen werden, dass die Dolichocephalie und die helle Complexion, die hervorstechendsten Merkmale des sogenannten germanischen Typus, sich in weitaus grösseren Procentsätzen auf der skandinavischen Halbinsel als in Deutschland, auch in Norddeutschland vorfinden; und es ist gewiss kein Zufall, dass gerade diejenige Provinz Norddeutschlands, welche sich geographisch am nächsten an Skandinavien anschliesst, nämlich Schleswig-Holstein, den grössten Procentsatz Blonder, 43·35%, unter allen Ländern Deutschlands aufweist[2]).

Durch den Nachweis, dass die heutige germanische Bevölkerung der skandinavischen Halbinsel in ununterbrochener Reihenfolge auf jene Bevölkerung zurückgeht, welche bereits im Beginne der jüngeren Steinzeit im Lande wohnte, haben wir einen Aus-

[1]) Correspondenzblatt der Deutschen Anthropol. Ges. 1885, S. 158.

[2]) Fick, a. a. O. 240.

[1]) Penka, Die Herkunft der Arier 142—170.

[2]) Nach den Untersuchungen Dr. Arbo's ist das norwegische Volk wesentlich blond, besonders in den Gegenden mit dolichocephaler und mesocephaler, theilweise auch in den Gegenden mit brachycephaler Bevölkerung. Helle oder blaue Augen finden sich in Norwegen 97·25% und blonde Haare 74·47%. Auf 100 Norweger kommen 86, die dem blonden Typus, und nur 14, die dem brünetten Typus angehören. Dies gilt von ganz Norwegen mit Ausnahme des nördlichen Theiles (Trondhjem), wo in Folge der lappischen Beimischung eine Abnahme der Blonden stattfindet. Doch finden sich noch immer im Amte Trondhjem nach den Untersuchungen Faye's 72·4% Blonde, denen nur 27·16% Brünette gegenüberstehen. — Topinard, Documents sur la couleur des yeux et des chevaux en Norvège (Revue d'anthropologie, 3e sér. t. IV, 1889, pag. 297—304). Für Schweden liegt eine ähnliche Untersuchung noch nicht vor.

gangspunkt gewonnen, von dem aus wir mit grösserer Sicherheit, als es bisher der Fall war, eine Reihe von wichtigen Problemen ihrer Lösung zuzuführen im Stande sind; dahin gehören die Frage nach dem physischen Typus des arischen Urvolkes, die Frage, ob dasselbe bereits den Ackerbau kannte, und drittens die Frage nach der Heimat der Arier überhaupt.

Es wurde bereits oben erwähnt, dass als der Träger der Cultur der jüngeren Steinzeit in Schweden ein Volk erscheint, das in physischer Hinsicht die grösste Aehnlichkeit mit der heutigen germanischen Bevölkerung des Landes aufweist. Neben den zahlreichen langen „germanischen“ Schädeln kommen (wenn auch in sehr geringer Zahl) auch Kurzschädel vor, die den Schädeln der heutigen Lappen und Finnen sehr nahe stehen. Und gerade so wie die heutigen Schweden und Norweger physisch sowie sprachlich und culturell von den heutigen Lappen und Finnen grundverschieden sind, so war es auch in der Vorzeit: auch damals hatten die Vorfahren der heutigen Lappen ihre eigene Cultur. Denn bekanntlich hat man im nördlichen Theile der skandinavischen Halbinsel verschiedene Alterthümer aus Stein (gewöhnlich Schiefer) gefunden, die eine grosse Aehnlichkeit mit den lappischen und finnischen Steinalterfunden aus Finnland, Nordrussland und Nordasien zeigen, jedoch durchaus verschieden sind, sowohl was das Material als auch was die Form anlangt, von den Steingeräthen des südlichen Skandinavien und zu einer eigenen Gruppe, der sogenannten arktischen Gruppe in der europäischen Steinaltercultur vereinigt werden [1]). Können wir bei dieser Sachlage annehmen, dass die brachycephale Rasse die Trägerin der neolithischen Cultur gewesen ist, wie es für das continentale Europa wiederholt behauptet worden ist? Ist aber diese Annahme, wie Jeder zugeben wird, ganz undenkbar, so ergibt sich hieraus von selbst, dass nur die dolichocephale Rasse, die unverändert und in ununterbrochener Continuität noch heute in den arisch-germanischen Skandinaviern fortlebt, als arisch angesehen werden könne. Andererseits ergibt sich aber auch aus dem einheitlichen Charakter, den die gesammte neolithische Cultur Europas an sich trägt, dass dieselbe dolichocephale Rasse, die in Skandinavien als die Trägerin dieser Cultur erscheint, auch für das übrige Europa als Trägerin derselben angenommen werden muss, wie es ja auch die zahlreichen Schädelfunde direct bestätigen [1]).

---

[1]) Die von den älteren nordischen Gelehrten (Geijer, Munch, Keyser, Nilsson) vertretene Ansicht, dass einst die Lappen als Urbewohner über die ganze skandinavische Halbinsel verbreitet waren, ist jetzt nach der eingehenden Widerlegung derselben durch Düben (Om Lappland och Lapparne 367—398) wohl allgemein aufgegeben. Andererseits ist man in neuester Zeit in der entgegengesetzten Richtung zu weit gegangen, wenn man auch für die Vorzeit leugnet, dass die Lappen südlicher als gegenwärtig gelebt haben, wie es G. Storm (Om Lapparnas forna utbredning, „Ymer“ 1889, Förhandlingar 1—2) aus „historischen“, G. Retzius aus „archäologischen, kraniologischen und ethnologischen Gründen“ (a. a. O. S. 2) glaubten thun zu müssen. Gerade die archäologischen Thatsachen zeigen, dass einst die Lappen früher weiter nach dem Süden Schwedens zu gewohnt haben als jetzt. Dies ergibt sich aus der verhältnissmässig grossen Zahl von „arktischen“ Steingegenständen, die in den von den Lappen jetzt nicht mehr bewohnten Küstenstrichen von Westerbotten bis Gestrikland sowie in Dalekarlien gefunden worden sind. Vgl. Montelius, Sur les souvenirs de l'âge de la pierre des Lappons en Suède (Compte-rendu du Congrès de Stockholm 1874, I, 188—197) und: Die Cultur Schwedens in vorchristlicher Zeit 37. In letzter Zeit hat es O. Alcenius in seinem Vortrage: „Har Sverige haft en finsk urbefolkning?“ (abgedruckt in der Geograf. Föreningens Fidskrift, III. Jahrg., Helsingfors 1891, S. 220—224) versucht, für Schweden eine finnische Urbevölkerung nachzuweisen. Dieser Versuch ist als misslungen zu betrachten. Die von Alcenius herangezogenen Orts-, Länder-, Fluss- und Seenamen, die er aus dem Finnischen zu erklären versucht, sind in keiner Weise beweiskräftig; denn entweder erheben sich gegen die Gleichstellungen ernste lautliche Bedenken, wie bei Cimbrishamn, älter Sömmershafn (bei Snorro Swimar-os), in dessen ersten Theil er den Stammnamen der Finnen (Suomer) zu erkennen glaubt, oder bei Småland, das er aus Somland sich entstanden denkt; andere Namen verdanken späteren, historisch bezeugten finnischen Einwanderungen ihre Entstehung oder sie erklären sich aus dem Umstande, dass seit der jüngeren Steinzeit wiederholt arische, beziehungsweise germanische Einwanderungen aus Schweden nach Finnland stattgefunden und den finnischen Sprachschatz mit arischen, beziehungsweise germanischen Wörtern bereichert haben, so dass die Aehnlichkeit gewisser Namen mit grösserer Wahrscheinlichkeit als ein Beweis dieser Einwanderungen als einer finnischen Urbevölkerung in Schweden angesehen werden darf.

[1]) Von allen in letzter Zeit gemachten Schädelfunden ist wohl keiner so geeignet, die Richtigkeit dieser Ansicht zu erweisen, als die in den neolithischen Gräbern des berühmten Schanzwerkes von Lengyel (im südlichen Ungarn) gefundenen, von Virchow untersuchten und beschriebenen Schädel, die eine grosse Aehnlichkeit mit den neolithischen Schädeln Nordeuropas aufweisen. Virchow fasst das Ergebniss seiner Untersuchungen in folgende Worte zusammen: „Alles zusammengenommen, ergibt sich das Bild einer vorzüglich veranlagten Rasse, welche auch nicht die mindeste Andeutung einer turanischen oder mongoloiden Abstammung erkennen lässt. In einer so weit zurückgelegenen Zeit die Zugehörigkeit derselben zu einer der historischen Bevölkerungen ausdrücken zu wollen, würde vermessen sein. Immerhin darf man sagen,

Die Frage, ob das arische Urvolk bereits den Ackerbau kannte, ist bekanntlich in letzter Zeit in verschiedener Weise beantwortet worden. Die ältere, lange Zeit unangefochten gebliebene Ansicht, welche dem arischen Urvolke den Ackerbau zusprach, fand in den letzten Jahren an Max Müller [1]), A. H. Sayce [2]), G. Rendall [3]) neue Vertheidiger. Aber auch der entgegengesetzten Anschauung, die bekanntlich zuerst V. Hehn eingehend zu begründen unternommen hat [1]), hat es nicht an neuen Anhängern gefehlt; es mögen hier nur O. Schrader [2]), J. Taylor [3]) und Fick [4]) genannt werden. Hehn gibt nicht nur nicht zu, dass das arische Urvolk ackerbauend gewesen sei — da die entsprechenden Ausdrücke für die Beschäftigungen und Geräthe des Ackerbaues im Sanskrit nicht mit Sicherheit nachgewiesen werden könnten —, sondern leugnet auch, dass Benennungen wie arare, molere die Existenz eines ackerbauenden europäischen Muttervolkes beweisen. Indem er darauf hinweist, dass nach den herrschenden Anschauungen die arischen Völker Europas nicht gleichzeitig als ein ungetrenntes Ganzes, sondern zu verschiedenen Zeiten aus Asien nach Europa eingewandert seien, so könnten auch ἄροτρον, slavisch radlo u. s. w. nur entweder von dem einen zum anderen übergegangen oder von den einzelnen, vielleicht in sehr verschiedener Zeit, analog gebildet worden sein. „Man bedenke, dass in jener frühen Epoche die Sprachen sich noch sehr nahe standen und dass, wenn eine Technik, ein Werkzeug u. s. w. von dem Nachbarvolke übernommen wurde, der Name, den es bei diesem hatte, leicht und schnell in die Lautart der eigenen Sprache übertragen werden konnte. Wenn z. B. ein Verbum molere in der Bedeutung zerreiben, zerstückeln, ein anderes serere in der Bedeutung streuen in allen Sprachen der bisherigen Hirtenstämme bestand und der eine von dem anderen allmälig die Kunst des Säens und Mahlens lernte, so musste er auch von den verschiedenen Wortstämmen ähnlicher, aber allgemeinerer Bedeutung gerade denjenigen für die neue Verrichtung individuell fixiren, mit dem der lehrende Theil dieselbe bezeichnete. Die Gleichheit der Ausdrücke beweist also nur, dass z. B. die Kenntniss des Pfluges innerhalb der indoeuropäischen Familie in Europa von Glied zu Glied sich weiter verbreitet hat und dass nicht etwa der eine Theil sie südöstlich aus Asien, durch Vermittlung der Semiten aus Aegypten, der andere

dass keine arische Bevölkerung schönere Formen hervorgebracht hat und dass unter allen lebenden Stämmen nur die nordarischen eine nähere Verwandtschaft erkennen lassen.“ M. Wosinsky, Das prähistorische Schanzwerk von Lengyel, seine Erbauer und Bewohner. III. Theil, Budapest 1891, S. 236. Auch für Russland ist jetzt diese Frage endgiltig entschieden. In den alten, theilweise noch der Steinzeit angehörenden Kurganen des mittleren und südlichen Russland erscheint dieselbe Schädelform in weitaus überwiegender Anzahl, und A. Bogdanow, der hervorragendste Kraniologe Russlands, trägt kein Bedenken, dieselbe für die „urslavische“ zu erklären. Ihm sind diese leptoprosopen, dolichocephalen Menschen „Ureuropäer“, die jedoch nicht in Russland entstanden, sondern dorthin eingewandert seien. Ueber ihre Schädelform äusserte sich derselbe auf dem 11. internationalen Anthropologen-Congress in Moskau (1892) in seinem Vortrage: „Quelle est la race la plus ancienne de la Russie centrale?“ in folgender Weise (T. I, p. 19 du Compte-rendu): „Plusieurs anthropologues étrangers se sont intéressés à ma collection et ont voulu avoir des moules de mes dolichocéphales. Je leur ai présentés les séries de crânes tumulaires de la Russie, et ces séries se trouvent à présent au Musée de Berlin, de Paris, de Londres etc. Un des anthropologues éminent de l'Allemagne, en voyant mes crânes m'a écrit qu'ils ressemblent excessivement aux crânes trouvés dans les tombeaux anciennes de l'Allemagne méridionale (Reihengräber). Un anthropologue distingué de Suède a trouvé qu'ils ressemblent aux anciens crânes suédois. En parcourant plusieurs fois les musées de l'Europe, j'étais frappé par la ressemblance des crânes, trouvés en Allemagne et appartenant aux préhistoriques de ce pays, avec les nôtres kourganiens.“ Ebenso fand N. Zograf (Die Rassenmerkmale der Grossrussen aus dem Innern Russlands, „Globus“, Bd. LXII, 1892, S. 338 fg.) auf Grund umfassender Untersuchungen der gegenwärtigen Bevölkerung, dass die Grossrussen hervorgegangen sind aus einer Kreuzung zweier reinerer Rassen, einer hochgewachsenen, blonden, noch Spuren der Dolichocephalie zeigenden Rasse slavisch-litauischen Ursprunges und einer kleinen, braunen, rundköpfigen, breitgesichtigen und plattnasigen Rasse ural-altaischen Ursprunges, die von den colonisirend vordringenden Russen im Lande schon vorgefunden worden sei. Im Allgemeinen ist die Dolichocephalie unter den heutigen Russen nur schwach vertreten, verhältnissmässig noch am stärksten bezeichnender Weise unter den Weissrussen mit 23% (nach Ikow). L'anthropologie 1891, p. 79.

[1]) Müller, M., Biographies of words and the home of the Aryas. London 1888, S. 134 und 174.

[2]) Sayce, A. H., The primitive home of the Aryans. Contemporary Review, Juli 1889, S. 110 und Annual Report of the Smithsonian Institution, 1890, S. 479.

[3]) Rendall, R. H., The cradle of the Aryans. London 1889, S. 11.

[1]) Hehn, V., Culturpflanzen und Hausthiere, 4. Auflage. Berlin 1883, S. 451.

[2]) Schrader, O., Sprachvergleichung und Urgeschichte, 2. Auflage. Jena 1890, S. 407 fg. und 624 fg.

[3]) Taylor, J., The origin of the Aryans. London 1890, S. 132, 163.

[4]) Fick, Aug., Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen, 4. Auflage. I. Theil: Wortschatz der Grundsprache, der arischen und der westeuropäischen Spracheinheit. Göttingen 1891, S. XXIV.

südwestlich von den Iberern an den Pyrenäen und am Rhonefluss, ein dritter von einem dritten unbekannten Urvolke u. s. w. erhalten hat."

Mit diesen Ansichten berühren sich vielfach die Anschauungen, die Schrader in dem Capitel über den Ackerbau über diese Frage ausgesprochen hat. Indem er einerseits auf Grund einiger bei alten Historikern sich findender Stellen zu dem „unzweifelhaften" Schlusse gelangt, „dass die Indogermanen bei ihrem Eintritte in die Geschichte noch nomadisirende Wandervölker gewesen", und auf die äusserst geringe Uebereinstimmung zwischen den europäisch-indogermanischen und asiatisch-indogermanischen Idiomen in den Ausdrücken der Ackerbausprache, der eine grosse und bedeutungsvolle innerhalb der europäischen gegenüberstehe, hinweist, „ergibt sich ihm so viel mit Gewissheit, dass der Ackerbau in der ältesten, an der Hand der Sprache erreichbaren Epoche der indogermanischen Urgeschichte volkswirthschaftlich neben der Viehzucht eine äusserst untergeordnete Rolle gespielt haben muss. Ja, die oben angeführten Gleichungen sanskr. yáva u. s. w. und sanskr. pish u. s. w. vertragen sich vielleicht mit der schon von V. Hehn ausgesprochenen Ansicht, dass wir bei yáva nur an eine wildwachsende Halmfrucht denken dürfen, deren Körner ausgestossen und gegessen wurden". Dagegen erblickt er in den zahlreichen Uebereinstimmungen der „europäischen Ackerbausprache" einen entschiedenen Beweis dafür, dass die Indogermanen Europas sich noch sehr nahe gestanden haben mussten, als sie wesentliche Fortschritte in der Agricultur gemacht hätten. „Hiebei hindert nichts die Annahme, dass die genannten Völker zur Zeit, als bereits vorhandene Wörter in der bestimmten Bedeutung des Pflügens, Säens u. s. w. allmälig sich festsetzten und von Stamm zu Stamm in bald grösserer, bald geringerer geographischer Ausdehnung wanderten, schon dialektisch und ethnographisch differenzirt gewesen seien, wenn auch ihr Verbreitungsgebiet im Vergleich zu der geographischen Ausdehnung, welche sie in historischen Zeiten einnahmen, ein verhältnissmässig beschränktes gewesen sein mag." Veranlasst worden sei der Uebergang von der Viehzucht zum Ackerbau durch den Umstand, dass die allmälige Ausbreitung der Indogermanen die europäischen Völker auf ein fruchtbareres Erdreich geführt habe, als ihr Ausgangspunkt besessen hätte, in höherem Masse aber noch dadurch, dass dieses fruchtbarere, aber mit dichtem Urwalde bedeckte Gelände — darauf weise hin die in den europäischen Sprachen in grösserem Masse auftretende Gleichheit in den Benennungen der Waldbäume — ihre Weideplätze auf die Uferlandschaften der Flüsse und Seen beschränkt und schliesslich in Folge der fortschreitenden Volksvermehrung dem „ungeduldigen Nomaden", „wenigstens für die Zeit einer vorübergehenden Niederlassung", den „verhassten" Pflug in die Hände gedrückt hätte. Es entsprächen sich:

Steppe und Waldgebiet.
Viehzucht und Ackerbau.
Indogermanen und Europäer.

Als den Schauplatz, wo sich diese Culturentwicklung vollzogen haben soll, bezeichnet Schrader das Ländergebiet, das im Süden von der unteren Donau und dem Schwarzen Meer, im Osten von dem Dnjepr, im Norden von den Wäldern und Sümpfen Wolhyniens, im Westen von den Karpathen begrenzt wird. „Dieses Terrain, und zwar nur dieses, erfüllt nach meiner Meinung die Bedingungen, welche wir an den Schauplatz jener europäischen Culturentwicklung stellen müssen." Ebenso lasse sich auch von diesem Terrain aus am einfachsten und ungezwungensten das Einrücken der einzelnen indogerman. Völker in ihre ältesten historischen Wohnsitze begreifen. „In dem fast undurchdringlichen Urwald, welcher damals nicht nur den Rumpf, sondern auch die Glieder unseres Erdtheiles bedeckte, mussten die Betten der Ströme und die Küsten des Meeres den vorwärts drängenden Schaaren die einzigen und willkommenen Wegweiser sein. Durch sie dürfen wir uns daher zumeist die Wanderungsrichtungen der europäischen Indogermanen bedingt denken. Und von welchem Theile Europas gingen mehr derartige und in verschiedenartigerer Richtung verlaufende Strassen aus, als von der Oertlichkeit, welche wir als den Schauplatz jenes vorhistorischen europäischen Völkerzusammenhanges in Anspruch genommen haben? So mochten die Slaven und Litauer stromaufwärts des Dnjepr in ihre oben bezeichneten Wohnsitze am Mittellauf dieses Flusses, bezüglich nordwärts des Pripet einrücken. Die Germanen, dem Laufe des Dnjester folgend, das Meer im Süden lassend, konnten von hier in das Flussgebiet der Weichsel und Oder übergehen. Südlich die Donau überschreitend, entlang den Küsten des Pontus, bevölkerten Illyrier und Thraker den Norden der Balkanhalbinsel, um von da aus noch verwandte Stämme (Phryger, Armenier) nach Kleinasien hinüberzusenden. Durch diese Massen hindurch brach sich der kriegerische Stamm der

Hellenen Bahn zu seinen Sitzen am Olympos, wo die Makedonen noch später verharrten. Dem Laufe der Donau folgten, denken wir, noch geraume Zeit mit einander vereinigt, die Italiker und Kelten, deren immer wahrscheinlicher werdende engere Sprachverwandtschaft die Annahme einer italo-keltischen Sonderepoche wahrscheinlich macht. Die Sau konnte den Italikern den Weg nach der Apenninenhalbinsel weisen, die Kelten aber marschirten weiter donauaufwärts, um von hier in das Maingebiet und an den Mittelrhein überzugehen, wo wir sie in der ältesten historischen Zeit antrafen. Hier knüpften sich neue wichtige Beziehungen zu den nunmehr ihnen benachbarten Germanen."

Als Heimat der noch vereinigten Indo-Iranier sucht Schrader das östliche Iran zu erweisen. Die Ursitze des indogermanischen Urvolkes dagegen findet er in dem Gebiet der mittleren Wolga; dasselbe liege nämlich in der Mitte zwischen der angenommenen Heimat der Indo-Iranier und dem angenommenen Schauplatze der europäischen Culturentwicklung, habe den Charakter der baumlosen, dem Betriebe des Ackerbaues feindlichen Steppe, ermögliche die Erklärung der vorhistorischen Berührungen der Finnen und Indogermanen, insofern als wir nördlich dieser hypothetischen Urheimat der Indogermanen am Mittellauf der Wolga unmittelbar das Gebiet der seit „ältester Zeit" hier bis zum Ural ansässigen Finnen betreten und schliesslich habe der alte Name der Wolga (Pᾶ) ein uraltes indogermanisches Gepräge. Vom Standpunkte archäologisch-anthropologischer Forschung wird diese Hypothese nicht erörtert; Schrader überlässt dies der Zukunft, bis die Bodenschätze des südlichen Russland erschöpfend gehoben und gedeutet sein würden.

Taylor bemerkt, dass, wenn die Urarier Ackerbau betrieben haben, was zweifelhaft sei, dieser von sehr primitiver Art gewesen sein müsse; sie hätten jedoch wahrscheinlich nur die Samenkörner einiger wildwachsender Getreidepflanzen, sei es Spelt oder Gerste, gesammelt und in Mörsern aus Stein zerstossen. Dass dieselben sich noch nicht auf die Stufe eines ackerbautreibenden Volkes erhoben hätten, ergebe sich aus dem Umstande, dass das gemeinarische Lexikon keinen Ausdruck für die Hauptjahreszeit eines ackerbautreibenden Volkes, den Herbst, aufweise; selbst in der historischen Zeit habe es arische Stämme gegeben, die keinen Ackerbau getrieben hätten, wie die Sarmaten und die im Inneren Britanniens lebenden Stämme; in den britischen Rund-Barrows habe man keine Cerealien gefunden, und wenn auch nicht selten Steinmühlen gefunden worden seien, so sei dies für unsere Frage von keiner entscheidenden Bedeutung, da dieselben auch zum Zerstossen von Eicheln und von Körnern des wilden Hafers hätten benützt werden können. Ebenso sei der grosse Unterschied in den auf den Ackerbau sich beziehenden Wörtern in den arischen Sprachen Europas und Asiens, von denen die letzteren eigene Ausdrücke für das Pflügen, Säen und Ernten besässen, ein Beweis, dass die asiatischen Arier zur Zeit der Trennung noch nicht die Stufe eines Hirtenvolkes überschritten hatten.

Fick äussert sich über unsere Frage in folgender Weise: „Jedenfalls haben sich die „Arier" (Inder und Iranier) von ihren Brüdern abgesondert, noch ehe der Ackerbau den Indogermanen bekannt war, oder doch ehe er in irgend erheblicher Weise betrieben wurde. Das wird dadurch bewiesen, dass die „Arier" keine auf den Ackerbau weisende Wörter besitzen, welche auch bei ihren nichtarischen Verwandten sich nachweisen liessen, denn s. z. yava = lit. javaí = ζειά scheint ursprünglich nicht viel mehr als eine Pflanzendecke zu bezeichnen, vgl. s. yávasa-m Gras, Weide. Aehnlich ὄλυρα Spelt, vgl. s. urvárâ Saatfeld, aber z. urvara Pflanzen. Dagegen haben die Westeuropäer (Griechen, Italiker, Kelten, Germanen) mit den Völkern der Mitte, als deren Vertreter hier die Slavo-Letten gelten müssen, so ziemlich alle auf den Ackerbau weisenden Ausdrücke wie aroyô ackern, sê säen, voghnis Pflugschar, mê mähen u. s. w. gemein. Wir müssen daher annehmen, dass die „Arier" sich viel früher als die Westeuropäer von dem gemeinsamen Mutterschoosse losgelöst haben, ehe noch der Ackerbau sich entwickelt hatte, den die Väter der Westeuropäer und der Centralvölker während einer nicht allzu kurzen Zeit ihrer Einheit ausgebildet haben."

Was zunächst an den soeben mitgetheilten Auslassungen aller dieser Gelehrten auffällt, ist der Umstand, dass kein einziger derselben in entschiedener, jeden Zweifel ausschliessenden Weise den Ackerbau dem arischen Urvolke abspricht. Selbst Hehn hat in dem Texte, S. 55 — die oben mitgetheilte Ansicht steht in den Anmerkungen — eine Art Ackerbau vor dem Ende der Wanderungen zugestanden. „Die lange Wanderung von den Gegenden jenseits des Aralsees bis in die Wälder Europas wird von Rasten unterbrochen gewesen sein, auf denen, je nach ihrer grösseren oder geringeren Zeitdauer, Anfänge,

aber auch nur Anfänge des Ackerbaues möglich waren. Wenn der neue Wandertrieb erwachte, wurde das schwere, mühselige, allen Hirtenstämmen so verhasste Geschäft der Bodenbearbeitung aufgegeben und es blieb nur die allgemeine Bekanntschaft damit zurück.“ Wenn er aber in den Anmerkungen die entgegengesetzte Meinung, dass nämlich vor dem Ende der Wanderungen kein arisches Volk Ackerbau getrieben hat, ausgesprochen hat, so hat er ohne Zweifel nur die logischen Consequenzen aller jener Anschauungen gezogen, die seinerzeit allgemeine Geltung hatten. Kann nur dann ein Ausdruck als urarisch angesehen werden, wenn er mindestens in einer europäischen und einer asiatischen Sprache und zwar in derselben Bedeutung vorkommt, dann war er gewiss berechtigt, den Ackerbau dem arischen Urvolke abzusprechen; sind die europäischen Arier nicht frühzeitig als ein ungetrenntes Ganzes, sondern zu verschiedenen Zeiten getrennt aus Asien eingewandert, dann kann man nicht von einem gemeinsamen Ursprunge der europäischen Ackerbausprache reden, sondern dann musste dieselbe entweder zugleich mit der Technik des Ackerbaues von einem Stamme zum anderen übertragen oder von den einzelnen Stämmen nach der Erlernung der Technik und Uebernahme der Werkzeuge aus ihrem Sprachgute analog gebildet worden sein. Beide Annahmen sind im höchsten Grade unwahrscheinlich. Wer kann es glauben, dass der Ackerbau sich auf diese Weise, „von Glied zu Glied“, über alle Theile Europas, von denen einige durch breite Meeresarme oder mächtige Gebirge von den Nachbarländern getrennt sind, verbreitet hätte? Welch' langen Zeitraum hätte dies erfordert? Es ist klar, dass solche Lehren nur dann Aussicht auf allgemeine Annahme haben können, wenn in einer jeden Zweifel ausschliessenden Weise nachgewiesen wäre, dass die Grundanschauungen, auf denen sie beruhen, nach jeder Richtung hin unanfechtbar sind. Dies ist jedoch in keiner Weise der Fall.

Der von Schrader angenommene Schauplatz, auf dem sich seine europäische Culturentwicklung vollzogen haben soll, ist zwar bedeutend kleiner als das nach dem Ende der Wanderungen von den arischen Stämmen eingenommene Terrain, erscheint jedoch, von einem anderen von Schrader selbst eingenommenen Standpunkte aus betrachtet, wiederum als viel zu klein. Man hätte zunächst erwarten sollen, dass, wenn die europäischen Arier wirklich eine Zeit lang auf diesem Terrain in ununterbrochenem Zusammenhange mit einander gelebt haben, sie eine einheitliche europäische Grundsprache entwickelt haben würden. Da aber eine solche europäische Sprachgemeinschaft, wie Schrader selbst (S. 185), gegenüber der älteren Annahme Lottner's und Fick's, richtig bemerkt, nicht nachgewiesen ist und wahrscheinlich auch nicht nachzuweisen sein wird, so war Schrader gezwungen, die Anfänge der sprachlichen und ethnographischen Sonderentwicklung der einzelnen europäischen Stämme auf dieses verhältnissmässig eng begrenzte Terrain zu verlegen.

Gegen diese Annahme erheben sich jedoch die schwersten Bedenken aller Art. Zunächst fehlt jede Spur eines Beweises, dass auf diesem Gebiete in prähistorischer Zeit jemals Germanen, Kelten, Italiker oder Griechen gelebt und von dort sich nach ihren späteren Sitzen verbreitet hätten. Was insbesondere die Germanen anlangt, so wurde bereits früher auf Grund sprachgeschichtlicher und historisch-geographischer Thatsachen der Nachweis geführt, dass nur auf der skandinavischen Halbinsel die sprachliche und ethnographische Sonderentwicklung dieses Volkes sich vollzogen haben kann. Im Bereiche dieses Gebietes, ja zum grössten Theile mit demselben zusammenfallend, findet sich nur, wie mit Sicherheit angenommen werden kann, die eigentliche Heimat der Slaven, und Schrader selbst ist es, der im Anschluss an Müllenhoff (S. 619) das Gebiet des mittleren und oberen Dnjeprs, westwärts bis zu den Karpathen und dem oberen Laufe der Weichsel, ostwärts gegen die Finnen bis in den obersten Bereich der Wolga und des Don für dieselbe in Anspruch nimmt.

Auf diesem Gebiete hat sich die slavische Grundsprache entwickelt; von hier aus hat sich dieselbe über weite Gebiete Europas verbreitet und alle slavischen Idiome, die sich im Laufe der Zeit in den verschiedenen Gegenden entwickelt haben, haben bis zur Stunde in den Hauptzügen die Merkmale der gemeinsamen Abstammung bewahrt. Und da wird uns zugemuthet, dass nahezu auf demselben Gebiete in dem ungleich kürzeren Zeitraume vom Beginne des neolithischen Zeitalters bis zum Schlusse desselben, den wir höchstens in die Mitte des zweiten Jahrtausendes v. Chr. setzen dürfen, die arische Grundsprache in eine Menge von Sondersprachen, das arische Urvolk in eine Menge von Sondervölkern sich geschieden habe[1]). Und dabei will sich Schrader

[1]) Fick (Vergleichendes Wörterbuch I⁴, 14 der Einleitung) bemerkt von den Slaven: „Die Slaven sind gegen alle Nachbarn

selbst nicht der Annahme verschliessen, dass die divergirende Entwicklung der Ursprache in der vorhistorischen Zeit eine langsamere als in der historischen gewesen ist! (S. 153.)

Schrader verfällt aber bei seinen Annahmen noch in andere Widersprüche. Indem er seine europäischen Indogermanen aus ihrer vermeintlichen Urheimat am mittleren Laufe der Wolga[1]) nach Westen und seine asiatischen Indogermanen nach Osten ziehen lässt, benimmt er sich jede Möglichkeit, die vielen Uebereinstimmungen, die zwischen den litu-slavischen und den arisch-asiatischen Sprachen bestehen und von denen hier nur als die bedeutendste die gemeinsame, in einer grossen Zahl von Wörtern vollzogene Verwandlung eines ursprachlichen k (kh) in einen Zischlaut (ç, s, sz) vgl. sanskr., iran. dáçan, altsl. desęti, lit. dészimtis = griech. δέκα, lat. decem genannt werden möge, zu erklären. Und dabei schliesst sich derselbe nicht etwa jenen Gelehrten (Fick u. A.) an, die die Kraft dieses letzteren Beweises für die vermittelnde Stellung der litu-slavischen Sprachen zwischen Europa und Asien dadurch aufzuheben suchen, dass sie annehmen, es hätten von jeher in der arischen Ursprache zwei verschiedene k-Laute, ein palatal-afficirtes kj und ein guttural-afficirtes kv, nebeneinander bestanden, von denen das erstere eben durch jene Zischlaute der litu-slavischen und arisch-asiatischen Sprachen reflectirt werde, das letztere aber in den eben genannten Sprachen durch k (c), in den übrigen durch k, p, qu repräsentirt sei, sondern er äussert sich S. 97 über diesen Punkt wörtlich in folgender Weise: „So unzweifelhaft es nun auch ist, dass die Aufstellung zweier k-Laute für die indogermanische Urzeit trotz der Einwendungen J. Schmidt's die Billigung der meisten Forscher gefunden hat, so berechtigt scheint mir doch die Erklärung J. Schmidt's („Jenaer Literatur-Zeitung" 1875, Nr. 201), dass auch die Annahme zweier Gutturalreihen nicht die Tragweite seines Argumentes für die Uebergangs- und gegen die Stammbaumtheorie abzuschwächen im Stande sei. Denn entscheide man sich für ein kj und ein kv, so bleibe doch die Zusammengehörigkeit der litu-slavischen und arischen Sprachen in der Verschiebung des in den übrigen Sprachen als k erhaltenen kj zu ç, s, sz unangetastet bestehen."

Diese Einwände, die sich leicht noch durch andere vermehren liessen, dürften wohl hinreichen, um die Unhaltbarkeit der Schrader'schen Aufstellungen zu zeigen. So viel ist klar, dass es bei der Annahme, dass das arische Urvolk nicht ackerbauend gewesen, sondern in einer baumlosen Steppe ein nomadisirendes Hirtenleben geführt habe, schlechterdings unmöglich ist, die Thatsache, dass sämmtliche europäische Stämme eine gemeinsame Ackerbausprache besitzen und auch in der Benennung der wichtigsten wildwachsenden Bäume übereinstimmen, in befriedigender Weise zu erklären. Unter solchen Umständen liegt es nahe, die Frage aufzuwerfen, ob der Umstand, dass die europäischen und asiatischen Sprachen weder in der Bezeichnung der Werkzeuge und Verrichtungen des Ackerbaues, noch in der Bezeichnung einer grossen Menge von wildwachsenden Bäumen übereinstimmen, mit zwingender Nothwendigkeit zu dem Schlusse führt, den die obenerwähnten Gelehrten daraus gezogen haben, oder ob nicht vielleicht die Möglichkeit einer anderen, mehr befriedigenden Erklärung dieser Thatsache vorhanden ist, dass etwa die Urheimat der Arier sowohl wie diejenigen Ländergebiete, in denen sie sich später nach erfolgter Trennung ausgebreitet haben, waldreiche Länder gewesen seien, in denen sie einen mehr weniger entwickelten Ackerbau getrieben hätten, den sie erst dann aufgegeben und dessen Terminologie sie erst dann vergessen hätten, nachdem sie bei ihrer weiteren Ausbreitung nach dem Osten Europas und dem Westen Asiens in den Bereich der für den Betrieb des Ackerbaues höchst ungünstigen Steppe gekommen wären und dass sie auch während des Aufenthaltes in diesen Steppen die Namen aller jener Bäume (und Thiere) vergessen hätten, die sie daselbst nicht vorgefunden.

Ueber die Zulässigkeit des dieser Annahme zu Grunde liegenden Gedankens äussert sich treffend Schrader selbst in folgender Weise (S. 163): „Der Verlust alten Gutes ist ja einer der gewöhnlichsten Vorgänge in dem Leben der Sprache. Wer nur eine Seite irgend eines mittelhochdeutschen Textes auf-

---

deutlich abgegrenzt. Sie theilen sich in die grossen Massen der Ost-, West- und Südslaven. Die Mundarten sind wenig geschieden, die Einheit der Nation wird noch lebhaft durchgefühlt."

[1]) Dass die Urbewohner dieses Gebietes keine Indogermanen, sondern Finnen waren, zeigen — abgesehen von den noch vorhandenen Resten finnischer Bevölkerung — in unzweifelhafter Weise die finnischen Namen der daselbst vorkommenden Flüsse, wie Smirnow in seinen „Contributions à l'éthnographie préhistorique de la Russie centrale et du nord-est" (Compte-rendu du Congrès de Moscou (1892), T. I, 104—108) nachgewiesen hat.

schlägt, findet auf derselben eine ganze Reihe von Wörtern, welche heute nicht mehr im Gebrauche oder wenigstens nicht mehr in selbstständigem Gebrauche sind. Wenn aber in der verhältnissmässig kurzen Zeit, welche uns von dem Mittelalter trennt, ein nicht unbedeutender Theil des damaligen Wortschatzes der Vergessenheit anheimfallen konnte, muss nicht da der Verlust des ursprünglichen Sprachgutes bei den culturgeschichtlichen Umwälzungen und localen Veränderungen, welchen die indogermanischen Völker seit ihrer Trennung von der alten Heimat ausgesetzt gewesen sind, ein ungeheurer gewesen sein? Diese hohe Wahrscheinlichkeit eines sehr ausgedehnten Verlustes des alten Wortschatzes nöthigt aber den Culturforscher, welcher mit sprachlichen Argumenten operirt, zur grössten Vorsicht nach zwei verschiedenen Seiten. Es ist nämlich erstens überaus misslich, aus dem Fehlen etymologisch verwandter Wörter die Unbekanntschaft der Indogermanen mit gewissen Culturbegriffen ohne Weiteres zu folgern, ein Grundsatz, der zwar im Principe von Allen anerkannt, im Einzelnen aber häufig ausser Acht gelassen wird. Von einer besonderen Wichtigkeit aber ist dieser Gesichtspunkt für die Frage nach der Urheimat der Indogermanen, insoferne man die Lage derselben aus dem scheinbaren Fehlen gewisser Thier- und Pflanzennamen in dem indogermanischen Wortschatz hat erschliessen wollen. Der indogermanische Sprachstamm erstreckt sich nach A. Grisebach durch drei Vegetationsgebiete der Erde, das indische Monsungebiet, das europäisch-asiatische Steppengebiet und das Waldgebiet des östlichen Continents, ein jedes mit einer ihm eigenthümlichen Fauna und Flora. Mag man nun den ursprünglichen Ausgangspunkt der Indogermanen verlegen, wohin man will, es ist geradezu undenkbar, dass die ursprünglichen Thier- und Pflanzennamen bei der allmäligen Ausbreitung der indogermanischen Stämme sich treu erhalten haben sollten. Wie können die Namen der Dinge bestehen, wenn diese Dinge selbst vielleicht seit Jahrtausenden dem Blicke der Menschen entschwunden sind? Blickt man z. B. auf die doch fast nur dialektisch verschiedenen indisch-iranischen Sprachen, so findet sich aus der gesammten Pflanzenwelt fast nur die gottgespendete Somapflanze mit einem einheitlichen Namen bei beiden Stämmen benannt, ohne dass man sich diese Thatsache anders als aus der völligen Verschiedenheit der geschichtlichen Wohnsitze beider Völker in pflanzengeographischer Hinsicht erklären wird.“ Die Richtigkeit dieser Erwägungen wird auch dadurch nicht im Mindesten in Zweifel gestellt, dass Schrader selbst bei seinen eigenen Untersuchungen über die Urheimat der Arier sich von denselben nicht leiten liess.

Bei unserer Frage sind wir aber noch überdies in der glücklichen Lage, den positiven Beweis erbringen zu können, dass dieser hypothetisch angenommene Vorgang auch wirklich stattgefunden hat.

Oestlich von dem europäischen Waldgebiete und dem Ursitze der Slaven (der „ackerbauenden Skythen“ Herodot's am Dnjepr, Bug und Dnjester) erstreckte sich einst das Wohngebiet der sogenannten „königlichen“ und „nomadisirenden“ Skythen vom Dnjepr bis zum Don und der Sarmaten vom Don bis zum Kaspischen Meere. Die Sprache beider Völker, von denen allerdings nur spärliche Ueberbleibsel vorhanden sind, erwies sich nach den Untersuchungen Müllenhoff's [1]) als arisch; vom anthropologischen Standpunkte aber waren weder die Skythen noch die Sarmaten reine Arier, sondern Völker mit starker Beimischung allophyler, insbesondere turanischer Elemente, wie denn auch die heutigen Osseten im Kaukasus, die Nachkommen des sarmatischen Stammes der Alanen, alle Merkmale eines Mischvolkes an sich tragen [2]). Dies ergibt sich aus der Verschieden-

[1]) Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde. III, 101—125.

[2]) Wie das bei Mischvölkern so häufig der Fall ist, zeigen sich auch bei den Osseten trotz der geringen Ausdehnung des von ihnen bewohnten Landes in den einzelnen Landschaften bedeutende Abweichungen in der äusseren Erscheinung derselben, indem bald das eine, bald das andere Rassenelement überwiegt. Während von den älteren Reisenden Dubois de Montpéreux (Voyage autour du Caucase, Paris 1840, IV, 428) den Wuchs der Osseten als mittelgross bezeichnet, den Körperbau stark, fleischig und unbeholfen, das Gesicht rund, die Haare blond, die Augen blau, selten dunkel, die Weiber klein und unschön, meist mit Stumpfnasen findet, Haxthausen (Transkaukasia, Leipzig 1856, II, 33) ebenfalls die Osseten als Leute gedrungener, untersetzter Gestalt schildert, die fast nie über 5 Fuss 4 Zoll hoch werden, breite, hagere Gesichter, fast nie schwarze Augen und schwarze Haare, sondern blaue Augen, blondes, hellbraunes, häufig rothes Haar hätten, und unter den neueren Forschern H. Miller (in Moskau), einer der besten Kenner des Kaukasus, der Ansicht ist, dass das Aeussere der Osseten der Beschreibung des Marcellinus sehr nahe kommt, indem man unter den Osseten sehr viele blonde Individuen mit grauen und blauen Augen finde, bemerkt N. W. Gilt schenko (Materialien zur Anthropologie des Kaukasus, St. Petersburg 1890, auszugsweise mitgetheilt von L. Stieda im „Biologischen Centralblatt“ 1891, Nr. 9 und 10) im Gegensatze hierzu, dass es unter den Osseten mehr brünette als blonde Individuen gebe. Derselbe glaubt, den Unterschied dadurch aufklären zu können, dass er vorzugsweise Individuen der Gemeinden Alagyr und Kurtatinsk gesehen habe, dass dagegen

heit der in den skythischen Gräbern gefundenen Schädel, die zum geringeren Theile Kurzschädel, zum grösseren Theile Langschädel von der typischen Form der germanischen Reihengräberschädel sind [1]), aus den uns erhaltenen bildlichen Darstellungen aus griechischer Zeit, sowie aus den Nachrichten der alten Schriftsteller Hippokrates und Ammianus Marcellinus [2]), die von der äusseren Erscheinung der Skythen, beziehungsweise Sarmaten Merkmale anführen, die sich einerseits nur bei der turanischen, andererseits nur bei der arischen Rasse wieder finden. Was die Stellung der Sprachen beider Völker, die nach Herodot nur dialektisch untereinander verschieden gewesen sein sollen, im Kreise der übrigen arischen Sprachen anlangt, so tragen sie der geographischen Stellung der Völker selbst entsprechend alle Merkmale des Ueberganges zwischen dem Slavischen und dem Iranischen: gewisse lautliche Veränderungen, wie z. B. die eines ursprünglichen gh in z oder eines ursprünglichen s in h kommen sowohl im Slavischen wie im Iranischen vor, andere, wie der Uebergang eines ursprünglichen kv in çp, sind wieder nur dem Iranischen, andere Lauterscheinungen, wie l gegenüber iranischem r, nur dem Slavischen und überhaupt allen europäisch-arischen Sprachen im Gegensatze zu den asiatisch-arischen Sprachen eigenthümlich. Daraus folgt, dass das Skythisch-Sarmatische weder dem Slavischen, wie einige Forscher wollten, noch dem Iranischen, wie Müllenhoff annehmen zu können glaubte, angereiht werden darf. Ebensowenig könnte es — was in diesem Zusammenhange besonders betont werden muss — als Vertreter der arischen Grundsprache angesehen werden; es wäre diese Annahme ebenso unmöglich, wie es unmöglich ist, die Skythen und Sarmaten als die echten, unvermischten Vertreter der arischen Rasse anzusehen.

Und von diesen Skythen und Sarmaten, die ebensowenig Jemand als die letzten, noch in die historische Zeit hinabreichenden Vertreter des Culturzustandes des arischen Urvolkes wird gelten lassen wollen, sondern die nur als ein Mittelglied [1]) zwischen den ackerbauenden Slaven und den ackerbauenden Iraniern [2]) betrachtet werden können, wird berichtet, dass sie keinen Ackerbau getrieben und keine festen Wohnsitze gehabt haben, sondern hauptsächlich durch Viehzucht sich ernährend, unstet als Hirten zu Wagen und zu Pferde über die weiten Steppen Osteuropas (und Asiens) gestreift sind. Tacitus (Germ. 46) sagt ausdrücklich: „Domos fingunt, . . . peditum usu ac pernicitate gaudent (Veneti, Germani); quae omnia diversa Sarmatis sunt in plaustro equoque viventibus.“ Anschaulicher ist das Bild, das Hippokrates (a. a. O.) von dem Lande und der Lebensweise der Skythen entwirft: „Die Wildniss der Skythen, wie ihr Land genannt wird, ist eine Ebene, mit Gras bedeckt, von Bäumen entblösst und mässig von Strömen bewässert. Dort wohnen die Skythen, welche Nomaden genannt werden, weil sie keine Häuser haben, sondern in Wägen wohnen. Die Weiber bringen die meiste Zeit in ihren Wägen zu,

unter den Digoriern ganz entschieden sehr viele blonde Individuen angetroffen würden. Bei 652 Notirungen fand Giltschenko 82·82% dunkelhaarige und 64·72% dunkeläugige Osseten. Nach demselben ist die Hautfarbe im Allgemeinen im Gesicht und den Händen brünett, bei vielen dunkelzimmtfarbig. Er fand ferner, dass die Barthaare erst spät bei den Osseten erscheinen; ein Drittel aller Osseten habe im 21. Jahre noch keinen Bart, erst im 23. bis 27. beginne der Bartwuchs; auch der Körper sei wenig behaart. Giltschenko bezeichnet die Osseten als hochgewachsen; er gibt als Mittel 695·3 mm an Was den Kopfindex anlangt, so fand er unter 200 gemessenen Osseten 1% Dolichocephale, 8% Subdolichocephale, 16% Mesocephale, 36% Subbrachycephale, 40% Brachycephale. Das Gesicht derselben beschreibt er als nicht sehr breit, oval, ganz allmälig zum Kinn sich verjüngend; die Backenknochen seien schwach entwickelt und nahe einander stehend; doch treffe man nicht selten stark entwickelte, vorspringende Backenknochen. Den Umfang des Bauches bezeichnet er als recht gross.

[1]) Baer, K. E., Beschreibung der Schädel, welche aus dem Grabhügel eines skythischen Königs ausgegraben worden sind. Archiv für Anthropologie, X, 215. — Bogdanow, a. a. O, 5.

[2]) Hippokrates, Περὶ ἀέρων etc. 91—102 schreibt den pontischen Skythen als charakteristische Merkmale ausser gelber Hautfarbe namentlich Fettleibigkeit und sparsamen Haarwuchs zu, während andererseits Ammianus Marcellinus, XXX, 2 die Alanen als schön und stattlich, ihre Haare als mässig blond und sie wegen ihrer drohenden Augen als schrecklich beschreibt.

[1]) Ammianus Marcellinus, XXXI, 2 sagt: „Persae, qui sunt originitus Scythae.“ Bei Justinus, II, 1 heisst es: „Scythae Parthos Bactrianosque condiderunt.“ Von den Anwohnern des Oxus und Jaxartes sagt Strabo, XI, 517, dass sie sich ursprünglich in ihrer Lebensweise und ihren Sitten nicht viel von den Nomaden unterschieden hätten. — Zeuss, Die Deutschen u. s. w. 291. Gemeint sind an diesen Stellen unter den Skythen die mit den europäischen Skythen und Sarmaten stammverwandten, die gleiche Lebensweise führenden Völker des nordwestlichen Asien, wie z. B. die Massageten.

[2]) Nicht allein viele iranischen Stämme, sondern auch die noch vereinigten Indo-Iranier trieben Ackerbau. Die sprachlichen Zeugnisse finden sich zusammengestellt bei Spiegel, Die arische Periode und ihre Zustände, Leipzig 1887, S. 59 und 69 und bei Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte 411.

aber die Männer sind gewöhnt zu reiten und ihre Schaf-, Ochsen- und Pferdeherden folgen ihnen nach. Sie leben von gekochtem Fleisch und trinken Stutenmilch."

Analoge Vorgänge, wie sie sich seinerzeit bei den Vorfahren der späteren Skythen und Sarmaten abgespielt haben, sind auch aus späterer Zeit bei anderen arischen Völkern nachzuweisen. Herodot sondert die persischen Völker in ackerbauende und nomadische: „Andere Perserstämme noch sind diese: die Parthialäer, die Derusiäer, die Germanier; diese alle sind Ackerbauer, die anderen aber Nomaden." [1]) Und an einer anderen Stelle sagt derselbe Herodot: „Da gibt es auch Nomaden, welche Sagartier genannt werden, ein persisches Volk auch der Sprache nach; ihre Rüstung aber war halb persisch und halb paktyisch." [2]) Auch dieser Uebergang von dem Ackerbau, den das iranische (indische) Urvolk getrieben hat, zum Hirtenleben erklärt sich auf dieselbe Weise, wie der vorhin besprochene bei den Skythen und Sarmaten und zeigt ebenfalls den überwältigenden Einfluss der äusseren Lebensverhältnisse auf die Beschäftigung und Lebensweise der Menschen. Denn bekanntlich hat auch ein grosser Theil Persiens den Charakter der Steppe und Wüste. Noch instructiver, weil der Gegenwart näher liegend, ist das Beispiel der Kosaken, auf das K. E. Baer hingewiesen hat. Die Ansicht bekämpfend, dass das südliche Russland durch die Nomaden und durch die Völkerwanderung zu einer waldlosen Ebene geworden sei, bemerkt er sehr richtig: „Die Nomaden erzeugen ebensowenig Steppen, als die Jäger das Wild und die Fischer die Fische, sondern Steppen machen Nomaden. Das lehrt so deutlich als irgendwo die Geschichte im südlichen Russland. Als die mongolisch-tatarische Macht durch innere Reibungen gebrochen war und den Angriffen der Litauer und Russen erlag, da rückten kampfeslustige Russen den Tataren immer näher und besetzten den Rand der Steppe. Dem Blute und der Sprache nach Russen und aus waldreichen und kornbauenden Gegenden stammend, mussten sie bei der Ansiedlung in der Steppe in vieler Hinsicht die Lebensart der Tataren annehmen, so wurden sie Kosaken, d. h. sie erbten sogar den Namen der tatarischen Reiter; sie waren eben Steppenreiter von russischem Blute [3]).

[1]) Herodot, I, 125.

[2]) Herodot, VII, 85.

[3]) Beiträge zur Kenntniss des russischen Reiches, IV, S. 180.

Erklärt sich aus dem Steppencharakter des östlichen und südlichen Russland und des westlichen Asien, wie aus sesshaften Ackerbauern nomadisirende Hirten geworden sind, so erklärt sich auch daraus die auffallende Thatsache, dass bereits in einer sehr frühen Zeit ein ausserordentlich grosser Theil von Asien von Ariern besiedelt worden ist. Denn bekanntlich bedarf der Hirte wie auch der Jäger zu seiner und seiner Familie Erhaltung einer ungleich grösseren Bodenfläche als der Ackerbauer [1]). Darauf geht es zurück, dass, während die ackerbauenden Russen sich bei ihrer allmäligen Ausbreitung, trotz der sehr langen Dauer derselben, nur in geringer Zahl — die Zahl der Russen in Sibirien beträgt 2·8 Millionen — die Grenzen Europas überschritten haben, die Vorfahren der späteren Inder und Iranier bei ihrem Vordringen nach Asien in einem ungleich kürzeren Zeitraume über ungeheuere Länderstriche sich zu verbreiten gezwungen waren.

Aus dem Umstande, dass die Ausbreitung der Arier nach Asien über Steppen erfolgte, erklärt sich weiter, dass von den urarischen Baumnamen sich nur die Namen der Birke, Weide und Fichte (Föhre) sowohl in den arischen Sprachen Europas wie Asiens erhalten haben: deutsch birke, engl. birch, lit. bérźas, sanskr. bhûrja, Pamirdial. furz, bruǧ; ahd. wîda, griech. ἰτέα, lat. vitex = zend. vaêti, pars. wîd, np. bîd; griech. πίτυ-ς, lat. pînus aus *pit-snu-s (vgl. pitu-îta Schleim) Fichte, sanskr. pîtu-dâru die Devadarufichte des Himalaya. Denn sowohl die Birke wie die Weide und Fichte (Föhre) kommen auch in der Steppe vor; andererseits finden sich in den osteuropäischen und westasiatischen Steppen in der Regel

[1]) F. Ratzel nimmt 100 Menschen auf die Quadratmeile als Maximalzahl an, die in wüsten- und steppenhaften Gebieten erreicht werden kann, wenn dieselben grossentheils von Nomaden, welche mit ihren Herden von einem Weideplatze zum anderen ziehen und von in Oasen gedrängten Ackerbauern bewohnt werden. Diese Zahl bleibt weit hinter derjenigen zurück, welche der Ackerbau möglich macht (2000—2500 in reinen Ackerbaugebieten der gemässigten Zone, wie Mecklenburg, Pommern, central-französische Departements). Auf dem jetzt russischen Turkmenengebiete schätzte man vor der Eroberung die Bevölkerungsdichtigkeit zu 40 pro Quadratmeile, wenn alle unbewohnbaren Wüsten mit herangezogen wurden und zu 80, wenn die Hälfte des Landes als eigentliches Weide- und Wandergebiet angesehen wurde. Auch die neuesten Zahlen, welche Levasseur nach Troinitsky gibt, schwanken für die steppen- und wüstenhaften Bezirke Semipalatinsk, Semirjetschensk, Ural, Amu Darja, Transkaspisches Gebiet alle zwischen 40 und 115. Ratzel, Anthropogeographie, II. Theil: Die geographische Verbreitung des Menschen. Stuttgart 1891, S. 261.

nur diese drei, beziehungsweise vier Holzgewächse und allenfalls noch die Espe. Lehrreich zur Auffindung der Gegenden, innerhalb welcher die Ausbreitung der asiatischen Arier von Europa her erfolgte, sind die Verbreitungsgrenzen der Birke. Die Südgrenze der Betula alba, der von allen Birkenarten am weitesten verbreiteten, verläuft nach Köppen im europäischen Russland in folgender Weise: „Aus dem Norden Bessarabiens verläuft die Südgrenze der Betula alba durch den nördlichen Theil des Gouvernements Cherson und Jakaterinoslaw zum Donez (etwa bei Slavjansk), dann diesen Fluss hinunter bis unterhalb der Mündung des Aidar; von hier quer durch das Land der Don'schen Kosaken zum Don, etwa bei der Mündung der Ilowlja; ferner längs der Wasserscheide zwischen diesem letzteren Flusse und der Wolga; weiterhin das rechte Wolga-Ufer hinauf bis etwa zwischen Saratow und Wolsk, wo die Birkengrenze die Wolga überschreitet und längs dem Obstschij-Syrt zum Uralflusse verläuft, den sie dann hinauf verfolgt.“ [1]) Sieht man schon hieraus, dass die Birke, als ein wesentlich nordischer Baum, hohe Hitzegrade nicht verträgt, so zeigt sich dies noch deutlicher aus der Art ihrer Verbreitung in Asien. E. Krause macht darüber folgende Angaben: „In der Baraba-Steppe ist Betula alba die einzige Baumart, welche vorkommt; ferner findet sich dieser Baum durch ganz Sibirien bis Japan. In Iran und in den Ebenen von Turkestan gibt es keine Birken. Aber auf den Gebirgen Mittelasiens treten zwei Betula-Arten auf: Betula Bhojpattra Wall. und Betula acuminata Wall. Erstere ist von dem afghanischen Hochgebirge mit Unterbrechungen bis Japan verbreitet und ist im inneren Himalaya streckenweise die einzige vorkommende Baumart, analog der Betula alba in der Baraba-Steppe. Die Betula acuminata wächst am Südabhange des Himalaya von Panjab mindestens bis Tibet. Auch auf den Gebirgen zwischen Hindukusch oder Thianschan kommt eine Birke vor und ist stellenweise tonangebend für die Landschaft und in dem Nadelwaldgürtel des Thianschan finden sich eingesprengte Bäume dieser Art, so dass die birkenlose Strecke in der Dsungarei höchstens 300 km breit sein dürfte. Im Indus- und Ganges-Tieflande sowie im tropischen Indien gibt es Birken nicht.“ [2])

War es also verfehlt, aus dem Umstande, dass die europäisch-arische und die asiatisch-arische Ackerbausprache nicht mit einander übereinstimmen, den Schluss zu ziehen, dass das arische Urvolk nicht ackerbauend gewesen ist, so lässt sich noch in einer anderen Weise der positive Beweis für die entgegengesetzte Annahme erbringen; und dieser Beweis wurzelt in dem oben geführten Nachweise, dass als die Heimat und Geburtsstätte der Germanen die skandinavische Halbinsel zu betrachten ist und dass dieselben als die unmittelbaren Nachkommen jener Bevölkerung angesehen werden müssen, welche im Beginne des jüngeren Steinalters im südlichen Schweden angesiedelt war. Es kann heute wohl mit Bestimmtheit geleugnet werden, dass die Vorfahren der späteren Germanen nach ihrer Trennung von dem gemeinsamen arischen Urstocke mit den Vorfahren irgend eines anderen arischen Stammes eine Sonderperiode gemeinsamer Entwicklung durchgemacht hätten. Selbst die alte Annahme einer baltisch-slavisch-germanischen Periode musste als durch keine sprachlichen Erscheinungen, die sicher als gemeinsame Neuerungen zu betrachten wären, gestützt aufgegeben werden; ja sogar die Hauptstütze dieser Annahme, das m des Dativs Plural. bei Germanen und Slavo-Letten hat die Beweiskraft eingebüsst, seitdem kretische Inschriften mit dem Dativ ὦι τιμι aufgefunden worden sind. Im Allgemeinen verlangt Brugmann mit Recht für die Annahme näherer Verwandtschaft zwischen zwei Sprachen den Nachweis zahlreicher Uebereinstimmungen in lautlichen, flexivischen, syntaktischen und lexikalischen Neuerungen, so dass durch die grosse Menge derselben der Gedanke an Zufall ausgeschlossen wird. Demgemäss bestreitet derselbe nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse das Recht, eine baltisch-slavisch-germanische oder eine griechisch-italische Sprachgemeinschaft zu statuiren; ja er glaubt, dass — mit Absehung vom Keltisch-Italischen — es nie gelingen werde, das auch nur einigermassen wahrscheinlich zu machen, was früher Vielen bereits als bewiesen gegolten [1]). Hat aber das Germanische weder mit dem Keltischen noch mit dem Slavisch-Lettischen oder einer anderen arischen Sprache jemals eine Sondereinheit gebildet, dann sind wir im Allgemeinen berechtigt, jedes gemeingermanische Wort, dem in einer anderen arischen

[1]) Beiträge zur Kenntniss des russischen Reiches. 3. Folge, VI, 217.

[2]) Krause, E., Die indogermanischen Namen der Birke und Buche in ihrer Beziehung zur Urgeschichte. „Globus“, Bd. LXII, 1892, S. 155.

[1]) Brugmann, K., Zur Frage nach den Verwandtschaftsverhältnissen der indogermanischen Sprachen. (Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft, I, 253.)

Sprache ein lautlich entsprechendes Wort mit derselben Bedeutung zur Seite steht, als urarisch zu betrachten. Die einzige Ausnahme bilden selbstverständlich die Lehnwörter, von denen jedoch mit Sicherheit nur sehr wenige, wie z. B. das Wort *silbra (Silber) der gemeingermanischen Periode zugeschrieben werden können. Sind diese Anschauungen richtig, dann sind wir hinsichtlich der gemeingermanischen Ausdrücke für die Verrichtungen und Werkzeuge des Ackerbaues, denen lautlich entsprechende Ausdrücke mit derselben Bedeutung in anderen arischen Sprachen zur Seite stehen, vor die Alternative gestellt, entweder alle diese Ausdrücke als aus einer anderen arischen Sprache entlehnt zu betrachten oder aber als altarisches Erbgut anzusehen. Eine dritte Möglichkeit, dass alle diese Ausdrücke zwar der Ursprache angehören, jedoch erst in den einzelnen Sprachen während ihres Sonderlebens und unabhängig von einander ihre jetzigen, in allen Sprachen übereinstimmenden Bedeutungen erhalten hätten, kann wohl ernstlich nicht in Betracht gezogen werden. Aber auch die Annahme, dass irgendwo auf dem europäischen Continente von irgend einem der arischen Stämme der Ackerbau erfunden, die Ackerbausprache ausgebildet und hierauf zugleich mit der Technik des Ackerbaues den Vorfahren der späteren Germanen über das Meer nach der skandinavischen Halbinsel übermittelt worden sei, ist durchaus unwahrscheinlich und bedarf keiner ernstlichen Widerlegung. Es bleibt demgemäss nur die eine Annahme übrig, dass das arische Urvolk den Ackerbau bereits kannte und betrieb und dass die Uebereinstimmungen in der Ackerbausprache der einzelnen arischen Sprachen einzig und allein hierauf zurückzuführen sind. Das Ergebniss dieser sprachgeschichtlichen Betrachtung wird überdies auch durch archäologische Thatsachen bestätigt; denn die von den schwedischen Archäologen längst gehegte Vermuthung, dass der Ackerbau geradeso wie z. B. in der Schweiz auch in Schweden im jüngeren Steinalter betrieben worden sei, wurde durch den im Sommer des Jahres 1884 von Montelius auf dem Grunde eines Ganggrabes in Westgotland gemachten Fund einer steinernen Handmühle direct bestätigt [1]).

Es erübrigt nur noch, die gemeingermanischen, auf den Ackerbau sich beziehenden Ausdrücke, denen in anderen arischen Sprachen entsprechende Ausdrücke zur Seite stehen, zusammenzustellen:

[1]) „Ymer", Tidskrift utgiven af Svenska Sällskapet för antropologi och geografi 1884, Förhandlingar 30.

Acker: got. akrs, ahd. acchar, ags. æcer, griech. ἀγρός, lat. ager. — Das Wort ist zwar im Sanskrit erhalten, hat aber die Bedeutung von Flur, Ebene, Trift, die es jedenfalls während der Ausbreitung der Arier über die Steppen Osteuropas und Asiens angenommen hat. Erst später erscheint es wieder in der früheren Bedeutung.

Pflügen, ackern: got. arjan, ahd. erran, griech. ἀρόω, lat. aro, arare, altit. airim, lit. ariù, árti, altsl. orją, orati.

Pflug: an. arðr, griech. ἄρότρον, lat. aratrum, irisch arathar, armen. arôr; an. arl, lit. árklas, altsl. oralo.

Furche: an. for, ahd. furh, furuh, ags. furh, lat. porca Ackerbeet, armen. herk frischgeackertes Brachland, kymbr. rhych, altir. rech Furche.

Egge, eggen: ahd. egida, egjan, ags. egede, griech. ὀξίνη (Hesychius), lat. occa, occare, kymbr. ocet raster, lit. akéti.

Säen: got. saian, an. sa, as. sâjan, ags. sâwan, ahd. sâjan, lat. sero, lit. sėju, altsl. sějǫ.

Same: as. und ahd. sâmo, lat. semen, altpreuss. semen, lit. sėmů, altsl. sěmę.

Joch: got. juk, an. ok, ags. geoc, ahd. joh, griech. ζυγόν, lat. jugum, altcambr. iou, altsl. igo, sanskr. yugá.

Aehre, Granne: got. ahs, an. ax, ahd. ah Aehre, lat. acus Granne; got. ahana u. s. w. Spreu, griech. ἄχνη Flaum, Schaum, bei Homer auch Spreu, altlat. agna (durch spica erklärt).

Mähen: ags. mâwan, ahd. mâen, griech. ἀ-μάω.

Mahlen: got. malan, an. mala, ahd. malan, griech. μύλλω, lat. molo, altir. melim, lit. malù, altsl. meljǫ.

Mehl: an. mjöl, ags. mëlu, ahd. mëlo, griech. μάλευρον, alb. miel.

Mühlstein, Mühle: got. gaírnus, ags. cweorn, ahd. chwirna, quirn, lit. gìrnos, preuss. girnoywis, altsl. žrŭny; gleichen Stammes ist altir. brô, gen. broon, kymbr. breuan.

Korn: got. kaúrn, an. korn, ags. corn, ahd. chorn, lat. grânum, altsl. zrŭno.

Gerste: ahd. gërsta, griech. κριθή (?), lat. hordeum (aus *horsdeum).

Getreide: got. baris, an. barr, ags. bere Gerste, lat. far Dinkel, Spelt, altsl. bŭrŭ, alb. bar [1]).

[1]) Fick, Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen. I⁴. — Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. — Heyne, Deutsches Wörterbuch unter den oben angeführten Wörtern. — Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte 480. — M. Müller, Biographies of words. Statistics: VIII. Agriculture.

Aehnlich wie mit den auf den Ackerbau sich beziehenden Ausdrücken verhält es sich mit den Namen der wildwachsenden Bäume. Da es wohl schwer denkbar ist, dass die Vorfahren der späteren Germanen zur Bezeichnung der auf der skandinavischen Halbinsel wildwachsenden Bäume Ausdrücke aus der Sprache irgend eines auf dem Continente angesiedelten arischen Volkes entlehnt haben und es auch bei der grossen Zahl der Uebereinstimmungen in der Bezeichnung der wichtigsten europäischen Bäume ausgeschlossen ist, dass diese Uebereinstimmungen durch Zufall in der Weise entstanden sind, dass die skandinavischen Arier nach der Trennung von den übrigen arischen Völkern und unabhängig von ihnen dazu gekommen wären, denselben alten Wörtern dieselbe neue Bedeutung wie diese zu verleihen, und da ferner die Germanen mit keinem arischen Volke jemals eine engere Sprachgemeinschaft gebildet haben und auch niemals eine europäische Sprachgemeinschaft bestanden hat, so sind wir berechtigt, alle gemeingermanischen Namen von wildwachsenden Bäumen, denen in anderen arischen Sprachen lautlich entsprechende Namen mit der gleichen Bedeutung zur Seite stehen, als urarisch zu betrachten. Als solche urarische Baumnamen sind demgemäss zu betrachten die Namen folgender Bäume:

Ahorn: ahd. âhorn, lat. ăcer, griech. ἄκαστος; an. hlynr, ahd. lînpoum, nhd. dial. lehne, lenne, löhne, altsl. klenŭ.

Birke (siehe oben).

Buche: an. bók, ags. bôk, ahd. buohha, lat. fâgus; griech. φᾱγός φηγός Speiseeiche zeigt eine Bedeutungsübertragung, die um so leichter sich erklärt, als im eigentlichen Griechenland die Buche nicht mehr vorkommt und der etymologische Sinn des Wortes (Essbaum) den Griechen jedenfalls noch lebendig war (ἔ-φαγ-ο-ν).

Eberesche: ahd. ebresche, eibrisch, altir. ibar, taxus baccata und Eberesche (nach Schrader)?

Eibe: (siehe unten die Nachweise).

Eiche: ags. âc, ahd. eih, gemeingerm. Stamm aiki-, griech. αἰγι-λωψ „mit rissiger Rinde", Vollname zum germ. aiki- (Fick).

Erle: got. *alisa, erhalten im span. alisa, an. olr, elrer, elre, ags. alor, ahd. erila, holl. else, lat. alnus (für *alsnus), lit. èlksnis, altsl. elicha.

Esche: an. askr, ags. æsc, ahd. ask, lat. ornus Bergesche (aus *osinus), preuss. woasis, lit. ůsis, slav. jasika.

Espe: an. osp, ags. æsp, ahd. ospa, lit. apuszė, preuss. abse, lett. apsa, poln.-russ. osina, möglicherweise mit lat. arbor Baum (wenn für *asbos) zusammenhängend.

Fichte: (siehe oben die Nachweise)[1].

Hasel: an. hasl, ags. hæsel, ahd. hasal, lat. corulus (aus *cosulus), altir. coll (für *cosl).

Ulme: an. almr, ahd. ëlmboum, lat. ulmus, altir. elm.

Weide: ein Ausdruck für diesen Baum wurde bereits oben nachgewiesen. Ein zweiter lautet: an. selja, ags. sealh, ahd. salaha, griech.-arkad. ἑλίκη, lat. salix, altir. sail, saileach.

---

[1]) Ausser diesem Ausdrucke (ahd. fiohta, griech. πευκή u. s. w.) waren noch andere Namen zur Bezeichnung der Fichte, beziehungsweise Föhre vorhanden. Als solchen weist gegen Schrader H. Hirt (Indogermanische Forschungen, I, 477) aus an. tyrr Föhre, ndl. teer, an. tjara Theer, lit. dervà Kienholz, altind. dêva-dâru und pîtu-dârû, die wie dârû allein Fichtenarten bezeichnen, den urarischen Stamm daru, beziehungsweise dru nach. Dass dieser Name im Griechischen (δρῦς, maked. δάρυλλος) und Keltischen (ir. dair, daur) die Bedeutung von Eiche angenommen hat, erklärt sich leicht bei der Annahme, dass von Skandinavien aus die Ausbreitung der Arier stattgefunden hat. Da diese im Gebiete des nordwestlichen, westlichen und mittleren Norddeutschland — mit Ausnahme des Harz — keine Fichten und Kiefern fanden (vgl. E. Krause, Florakarte von Norddeutschland für das XII. bis XV. Jahrhundert [Petermann's Mittheilungen 1892, S. 233]), musste der Namen entweder verloren gehen oder auf einen anderen Baum übertragen werden. Ja, es wäre bei dem Umstande, als nicht nur im nordwestlichen Deutschland, sondern auch im nordwestlichen Frankreich, Belgien, Holland, in ganz Grossbritannien die Fichte und Föhre als wildwachsende Bäume nicht vorkommen, höchst auffallend, wenn sich im Keltischen die ursprüngliche Bedeutung des Namens erhalten hätte. Umgekehrt wäre es bei dem Umstande, als sowohl in Skandinavien wie im Gebiete der Litauer die Eiche vertreten ist, schwer zu erklären, dass an Stelle der Bedeutung „Eiche" die Bedeutung „Fichte, Kiefer" getreten wäre. Aus derselben Ursache ist auch die Bedeutung von an. furu, ags. furh, engl. fir, ahd. forha Föhre, deren Name mit lat. quercus Eiche, wie Kluge und Hirt mit Recht annehmen, urverwandt ist, als die ursprüngliche und nicht, wie Hirt will, die von Eiche anzusehen. Gerade der Umstand, dass im älteren Neuhochdeutschen einmal Ferch in der Bedeutung von Eiche bezeugt ist und die longobardische Glosse als Bedeutung von fereha æsculus angibt, ist ein Beweis, dass der für quercus angenommene Bedeutungswechsel leicht eintreten konnte, wenn ein Volk bei seiner Ausbreitung in ein Gebiet kam, das zwar Eichen, aber keine Fichten und Föhren besass. Dazu kommt noch, dass es an und für sich wahrscheinlich ist, dass derjenige Theil eines Volkes, der in der Heimat geblieben ist, mit grösserer Treue die ursprüngliche Bedeutung eines Baumnamens festgehalten hat als derjenige, der sich in einem anderen Lande mit einer anderen Vegetation niedergelassen hat.

Gehören nun diese Bäume der urarischen Flora an, so kann die Heimat des arischen Urvolkes keine Steppe gewesen sein.

Und dass sie keine Steppe, sondern ein Waldland und zwar ein Waldland der gemässigten Zone gewesen ist, ergibt sich aber auch aus dem Umstande, dass die urarische Fauna Thiere kennt, wie z. B. den Bären und die Biene, die der Steppe fremd sind.

Es ist nicht meine Absicht, an dieser Stelle eingehend die Frage nach der Heimat des arischen Urvolkes zu erörtern. An und für sich betrachtet, brauchte aus dem Nachweise, dass die skandinavische Halbinsel als die engere Heimat der Germanen zu betrachten sei, nicht nothwendigerweise zu folgen, dass ebendaselbst oder in der Nähe dieses Gebietes die Heimat des arischen Urvolkes zu suchen sei. Bedenkt man jedoch, dass in keinem anderen Gebiete Europas der Typus der arischen Rasse — dolichocephaler Schädelbau mit langem, schmalem Gesichte, hohe Statur und helle Complexion — so kräftig und so wenig vermischt erscheint als in Skandinavien, so fällt diese Thatsache immerhin bedeutend in's Gewicht zu Gunsten der von mir seit zehn Jahren vertretenen, von Jahr zu Jahr immer mehr Anhänger gewinnenden Ansicht von der skandinavischen Herkunft der Arier, und dies umsomehr, als kein einziges der von mir zur Begründung dieser Hypothese vorgebrachten Argumente bisher wirklich widerlegt worden ist. Es fällt nicht schwer, die Haltlosigkeit der dagegen vorgebrachten Einwände nachzuweisen, und ich will es mir nicht versagen, auf die wichtigsten derselben hier etwas näher einzugehen.

Man hat eingewendet, dass es durchaus nicht sicher sei, dass das arische Urvolk das Meer gekannt habe, was unbedingt hätte der Fall gewesen sein müssen, wenn die Ursitze desselben an der Ostsee gewesen wären. Und deshalb wird die Kenntniss des Meeres dem arischen Urvolke abgesprochen, weil dem Sanskrit eine Entsprechung der arisch-europäischen Ausdrücke für das Meer (an. marr, got. marisaivs, marei, ags. mere, ahd. mari, griech. Ἀμφίμαρος, Sohn Poseidons, lat. mare, gall. more, altir. muir, lit. márė-s, kurisches Haff, altsl. morje) fehle. Gegen diesen Einwand hat bereits Hermann Hirt in seiner vorerwähnten Abhandlung: „Die Urheimat der Indogermanen“ [1]), in welcher er gleichfalls die Ufergebiete der Ostsee als Urheimat derselben nachzuweisen versucht, richtig bemerkt: „In diesem Falle einen Verlust alten Sprachgutes anzunehmen, geht sehr wohl an, da die Indo-Iranier lange Zeit vom Meere entfernt gesessen haben und selbst die vedischen Inder es nicht kannten, wie H. Zimmer's Untersuchungen (Altindisches Leben, S. 22) mit grosser Wahrscheinlichkeit festgestellt haben.“ Derselbe fügt diesen Worten noch folgende treffende Bemerkungen hinzu: „Bei der Frage, ob bei dem Versagen einer oder mehrerer Sprachen ein Wort für urzeitlich zu halten sei, kommt es darauf an, festzustellen, ob das Wort in den Einzelsprachen aus dem vorhandenen Sprachmaterial (Stamm und Suffix) neu gebildet werden konnte. Das ist bei *məri, einem neutralen i-Stamme entschieden nicht der Fall. Denn solche sind überall selten, sie befinden sich auf dem Aussterbeetat, so dass eine gemeineuropäische Neubildung entschieden eine grosse Unwahrscheinlichkeit in sich birgt. Es ist allerdings die Möglichkeit vorhanden, dass *məri bestanden, aber eine andere Bedeutung getragen hat, und hiefür hat man sich wohl auf ahd. muor Sumpf, Lache berufen, das zu mare im Ablautsverhältniss zu stehen scheint. Das Wort ist indessen nicht beweiskräftig, da man ahd. muor besser mit mos verbindet, das sich noch heute in den geographischen Namen ‚Erdinger, Dachauer Moos‘ erhalten hat.“

Im Anschlusse an den soeben erwähnten Einwand hat man ferner eingewendet, dass dem gemeinarischen Lexikon sowohl Namen für einzelne Fische, wie überhaupt eine Bezeichnung für Fisch fehle, was bei einem Volke, das angeblich am Meere gewohnt habe, gewiss auffällig sei. Ja, man ist sogar so weit gegangen, zu behaupten, dass der Aal, dessen Name (griech. ἔγχελυς, lat. anguilla, preuss. angurgis, lit. ungurỹs, altsl. ągorĭštĭ, poln. węgorz u. s. w.) früher allgemein wenigstens der „europäischen Grundsprache“ zugeschrieben wurde, erst in den Einzelsprachen nach dem Namen der Schlange (griech. ἔχις, lat. anguis, lit. angìs, sanskr. áhi u. s. w.) als „kleine Schlange“ benannt wurde. Und diese Behauptung stellte man auf, um durch dieselbe ein Hauptargument gegen die Hypothese einer osteuropäisch-asiatischen Heimat der Arier zu beseitigen. Denn, wie schon erwähnt, kommt der Aal in allen jenen Flüssen nicht vor, die mittelbar oder unmittelbar sich in das Schwarze und Kaspische Meer (sowie den Aralsee) ergiessen. Denn steht der Name des Aals wenigstens als „gemeineuropäisch“ fest, so kann man ihn mit Rücksicht auf den Umstand, dass dieser Fisch im Osten

[1]) Indogermanische Forschungen, I, 475.

wie im Süden Russlands sowie in Asien fehlt und daher sein Name bei den asiatischen Ariern der Vergessenheit anheimfallen musste, ohne Weiteres der arischen Grundsprache zuschreiben. Ich habe bereits früher schon einmal in dieser Zeitschrift [1]) die ganze Haltlosigkeit der Behauptung, die Namen des Aales seien erst in den Einzelsprachen in der Bedeutung „kleine Schlange" entstanden, dargethan und beschränke mich hier auf die Wiederholung des Wesentlichen dieser Ausführungen. Erstens kommen in dem ganzen, für unsere Frage überhaupt in Betracht kommenden Gebiete keine grossen Schlangen vor; diese sind auf das tropische Gebiet beschränkt. „In dem nördlichen altweltlichen Gebiete," sagt Brehm (VII, 276), „welches Nordafrika bis zum Atlas, Europa, Kleinasien, Persien, Nord- und Mittelasien bis zum Himalaya, China, Japan und die Alëuten umfasst, leben die wenigsten Schlangen, ebenso was die Sippen als was die Arten angeht, und finden sich nur kleine, düsterfarbige, schwächliche und furchtsame Vertreter der Ordnung." Bedenkt man ferner, dass der Aal in der Regel 1·25—1·50 m gross wird, bisweilen sogar die Grösse von 2 m erreicht, und die grösste europäische Schlange, die Ringelnatter, höchstens nur 1·60 m gross wird, gewöhnlich jedoch hinter diesem Masse erheblich zurückbleibt, so erscheint es vollkommen unbegreiflich, wie der Aal hätte als „kleine Schlange" in den arisch-europäischen Sprachen bezeichnet werden können. Es ist aber auch falsch, lat. anguilla, lit. ungurỹs, griech. ἔγχελυς u. s. w. als Deminutiva eines urarischen *anghis zu betrachten. Mit dem Suffixe -la werden im Lateinischen blos von a-Stämmen Deminutiva gebildet (filia, filio-la) und lautet das Deminutiv von angui-s als einem i-Stamme anguiculus und darf nicht *angui-la und noch weniger anguilla als ein solches angesehen werden. Denn wie slav. ągulja u. s. w. zeigt, geht das zweite l in anguilla auf j und daher anguilla auf *anguilja zurück. Dazu kommt endlich, dass im Griechischen das vorausgesetzte *ἔγχι- in der Bedeutung „Schlange" gar nicht, sondern nur ἐχι- bestand.

[1]) XVIII, 61 in der Besprechung von Max Müller's Biographies of words and the home of the Aryas, wo zuerst die Namen des Aales als „kleine Schlange" gedeutet werden. Seither ist diese Deutung auch von Anderen wiederholt worden, so auch von Schrader (S. 166 und 375), für den allerdings die Nothwendigkeit vorlag, diesen Namen nicht einmal als gemeineuropäisch gelten zu lassen, da in dem von ihm als Schauplatz seiner europäischen Culturentwicklung angenommenen Gebiete der Aal nicht vorkommt.

Ebenso wie der Aal, gehörte auch der Lachs der urarischen Fauna an. Auch dieser fehlt in allen Flüssen, die sich mittelbar oder unmittelbar in's Schwarze oder Kaspische Meer (sowie den Aralsee) ergiessen. Er fehlt aber auch, was besondere Beachtung verdient, in den Flüssen Italiens und Griechenlands. Diesen thiergeographischen Thatsachen entsprechen vollkommen die sprachgeschichtlichen Thatsachen. Der altarische Name dieses Fisches (*lakhsas) erscheint blos im Germanischen (an. lax, ags. leax, ahd. lahs), Litauischen (laszisza, lett. lasis) und Slavischen (russ. lososŭ, poln. łosós) und nicht im Lateinischen, Griechischen, Indischen und Iranischen; es kann blos auf Zufall beruhen, dass er nicht auch in den keltischen Idiomen vertreten ist. Da die Letto-Slaven niemals mit den Germanen eine Sondereinheit gebildet haben und die Lautgestalt der einzelnen Ausdrücke von selbst den Gedanken einer Entlehnung ausschliesst, so kann kein Zweifel bestehen, dass das arische Urvolk den Lachs gekannt hat.

Und wie anders könnten Gleichungen wie die von griech. ἔτελις, lat., bezw. kelt. attilus (ein dem Stör ähnlicher Fisch im Po, welcher Name, wie O. Weise [Die griechischen Wörter im Lateinischen 11] ausführt, aus dem Griechischen nicht entlehnt sein kann, lit. atis, otis die Steinbutte (Fick), von griech. ψῆσσα, ψῆττα, dor. ψᾶσσα, lat. squatus, squatina eine Art Haifisch, Meerengel, nhd. Schatte, Meerschatten (?) (Fick), von lat. raja (aus *ragja), schwed. rocka, dän. rokke, engl. roach Rochen (F. Fröhde in K. Z. XXII, 253), von lat. acus Hornhecht, ahd. ag Barsch (H. Möller in K. Z. XXIV, 466), von griech. μύξος, lat. mugil ein Seefisch (O. Weise), von griech. λύκος, lat. lupus Hecht (Weise), von griech. κάμαρος, an. húmarr Hummer (Fick) und von griech. σέλαχος, an. sel-r, ags. seolh, ahd. selah Robbe anders als durch die Annahme, dass wir es hier mit altarischem Sprachgute zu thun haben, erklärt werden? Denn weder haben die Griechen und Italiker, noch die Germanen und Griechen, noch die Germanen und Italiker eine Sondereinheit gebildet, und ebenso ist auch der Gedanke einer späteren Entlehnung bei diesen Wörtern aus geographischen und lautlichen Gründen ausgeschlossen. Gehören aber die erwähnten Seefische und Seethiere der urarischen Fauna an, dann liegt darin ein weiterer Beweis, dass das arische Urvolk am Meere gewohnt hat.

Wenn sich der Name Fisch nur im Germanischen (an. fiskr, got. fisks, ags. fisc, as. fisc u. s. w.),

Italischen (lat. piscis) und Keltischen (altir. iasc, gäl. iasg) findet, so ist daraus nicht etwa zu folgern, dass derselbe nicht der arischen Urzeit angehört habe. Von einer Entlehnung kann bei diesen Worten keine Rede sein und eine germanisch-italisch keltische Sprachgemeinschaft hat nie bestanden. Ebenso verhält es sich mit dem zweiten Namen für Fisch (griech. ἰχθύς, lit. zuvìs, preuss. suko, suckans Acc. plur., armen. tzû-kn nach Fick). Hatte aber das arische Urvolk mindestens diese beiden Namen mit der Bedeutung Fisch, dann ist es leicht zu erklären, dass der eine oder der andere in den Sondersprachen verloren gegangen ist.

Man hat ferner gegen die Annahme einer skandinavischen Heimat der Arier eingewendet, „dass die Buche während des Steinzeitalters Südskandinavien noch nicht angehörte, dass diese Zeit die Periode der Nadelhölzer gewesen, dass hernach die Eichenperiode gekommen sei, welche mit dem Bronzezeitalter zusammenfalle und dass zuletzt erst die Buche aufgetreten sei“ [1]). Ist aber wirklich erst die Buche zur Eisenzeit im skandinavischen Norden aufgetreten, so ergibt sich von selbst, dass die Ansicht, welche die Bewohner Südskandinaviens (Dänemarks und des südlichen Theiles der skandinavischen Halbinsel) zur Steinzeit mit dem arischen Urvolke, das die Buche bereits kannte, identificirt, unmöglich richtig sein kann. Ich habe bereits an einer anderen Stelle [2]) eingehend dargethan, dass man in einer ganz willkürlichen Weise die letzten Phasen des bekannten Vegetationswechsels, der sich in Dänemark und mit einigen Abweichungen auch in Schweden und Norwegen nach der Glacialperiode abgespielt hat (Periode der hochnordischen oder alpinen Vegetation, bestehend aus der Zwergbirke, der Silberwurz und den Zwergweiden, Periode der Zitterpappel mit Beimischung von Birken und Erlen, Kiefernperiode, Eichenperiode und Buchenperiode [1])) mit der Einführung der Bronze und des Eisens in eine chronologische Verbindung gebracht hat, dass ferner die Ursachen dieses allgemeinen Vegetationswechsels nicht in localen Verhältnissen gesucht werden dürfen, sondern dass derselbe auf den allmälig erfolgten Uebergang des kälteren Klimas, wie es noch im Anfange der nacheiszeitlichen Periode geherrscht, in das wärmere Klima der späteren Zeit zurückgeführt werden müsse, dass zur neolithischen Zeit, wie sich aus den Schweizer Pfahlbaufunden ergibt, daselbst bereits das heutige Klima geherrscht hat, dass für diese Zeit in der Schweiz das Vorhandensein von Buchen unzweifelhaft nachgewiesen ist und dass auch für Skandinavien für dieselbe Zeit das heutige Klima und mit diesem zugleich das Vorhandensein der Buche, weil durch dasselbe bedingt und herbeigeführt, angenommen werden müsse.

Ueber dieselbe Frage hat sich übrigens vor Kurzem der Pflanzengeograph Rutger Sernander in ähnlicher Weise ausgesprochen: „Die Buche ist in der skandinavischen Flora kein so junger Baum, wie man gewöhnlich voraussetzt. So z. B. hat man sie wirklich in den dänischen Torfmooren angetroffen. Ich meinestheils glaube, dass die Buche ihre Wanderung in Skandinavien während der atlantischen Periode anfing. Während der borealen Periode erreichte wahrscheinlich die Ancylushebung ihr Maximum. Das nordwestliche Europa lag damals beträchtlich höher als heute. Der englische Canal existirte nicht und grosse Gebiete der Nordsee lagen über der Meeresfläche. Die Einwirkung auf Meeresströme und Windrichtungen, welche diese Vertheilung des Landes und der See herbeiführen musste, trug sicherlich zu dem continentalen Charakter der borealen Periode bei; ob sie diesen Charakter sogar verursachte, kann man selbstverständlich noch nicht entscheiden. Als der englische Canal entstand, senkten sich gleichzeitig grosse Theile desjenigen Festlandes, das sich über grosse Gebiete im südlichen Theile der heutigen Nordsee erstreckt hatte; die Belte entstanden und der salzige Strom, wodurch die postglaciale Senkung Skandinaviens eingeleitet wurde,

[1]) H. Hildebrand in seinem Vortrage über meine „Herkunft der Arier“. („Ymer“ 1886, Förhandlingar 31); ferner Sir George Birdwood im Laufe der Discussion, die während der Monate September und October 1887 in den Spalten der „Times“ im Anschlusse an die von A. H. Sayce als Präsidenten der anthropologischen Section der British Association in der Versammlung zu Manchester gehaltenen Eröffnungsrede geführt wurde.

[2]) Penka, Ueber die Zeit des ersten Auftretens der Buche in Nordeuropa und die Frage nach der Heimat der Arier. „Globus“, Bd. LII, 1887, S. 200 fg.); seither ist die für die Beurtheilung dieser Frage wichtige Abhandlung von H. Petersen, Hypothesen om religiøse Offer-og Votivfund fra Danmarks forhistoriske Tid, Aarb. f. nord. Oldkynd. og Histor. 1890, S. 209—252 (gegen Worsaae gerichtet), erschienen, nach dessen Ansichten über den eigentlichen Zweck der Hinterlegung der Stein- und Metallgegenstände in den Torfmooren es noch weniger als nach Worsaae's Ansicht möglich ist, aus der Vegetationsschichte, in der sich ein Gegenstand befindet, einen Schluss auf die Gleichzeitigkeit beider zu ziehen. Vgl. besonders die Ausführungen auf S. 235.

[1]) Steenstrup, Jap., Kjøkkenmøddinger. Kopenhagen 1886, S. 17.

brach herein. Ich habe die atlantische Periode in eine Zeit zu verlegen versucht, wo diese merkwürdigen geologischen Phänomene stattfanden. Die Veränderungen der Meeresströme und Windrichtungen, welche sich aus ihnen ergaben, übten wahrscheinlich auf das Klima der atlantischen Periode einen Einfluss aus, welcher demjenigen entgegengesetzt war, den die Ancylushebung auf das der borealen Periode hatte. Das Klima nahm einen entschieden insularen Charakter an und die Buche musste also die günstigsten Bedingungen finden, um sich über das südwestliche Skandinavien zu verbreiten.“ [1]) Nach Sernander würde das erste Auftreten der aus dem Osten dorthin eingewanderten Fichte und der Buche innerhalb der Grenzen Skandinaviens der Zeit nach einander ziemlich nahe stehen. Diese beiden Bäume machen daselbst seit jeher sich gegenseitig den Boden streitig.

Aber auch aus der Sprachgeschichte ergibt sich, dass die Buche bereits zur jüngeren Steinzeit in Skandinavien verbreitet war. Ob man nun die neolithischen Vorfahren der späteren Germanen zu Beginn des jüngeren Steinalters nach Skandinavien einwandern lässt oder ob man sie als die an Ort und Stelle verbliebenen Nachkommen der Kjökkenmöddingerleute betrachtet, immerhin wäre es unerklärlich, wenn die Buche zur jüngeren Steinzeit nicht im Lande gewesen wäre, dass der gemeinarische Ausdruck „Buche“ (*bhaga-s = Essbaum) beibehalten worden, beziehungsweise in Aufnahme gekommen ist.

Von den gemeinarischen Baumnamen war es bisher nur der der Buche, der in den Auseinandersetzungen über die Frage nach der Heimat der Arier eine Rolle spielte. Was man durch sie mit dem Hinweis auf ihr Verbreitungsgebiet beweisen wollte, dass die Heimat der Arier nur innerhalb ihres europäischen [2]) Verbreitungsgebietes, also westlich von einer Linie Königsberg-Donaumündungen gesucht werden müsse, lässt sich in einer vielleicht noch weniger anfechtbaren Weise durch zwei andere Pflanzen beweisen. Es sind dies die Eibe und der Epheu. Was die Eibe anlangt, so finden sich zwei Bezeichnungen derselben, von denen die eine (an. ýr, ags. îw, eów, mhd. îwa neben ags. eoh, ahd. îha, schweiz. îche, îge, altir. éo, kymbr. yw Eibe, lit. jëvà Faulbaum, altsl. iva Weide) mit grosser Wahrscheinlichkeit, die andere (lat. taxus, griech. τόξον [1]), slav. tisŭ Eibe, doch auch in die Bedeutung Tanne übergehend) mit Sicherheit als urarisch angesehen werden muss. Denn im letzteren Falle kann von einer Entlehnung nicht die Rede sein und andererseits steht es fest, dass Italiker, Griechen und Slaven niemals eine Sondereinheit gebildet haben. Nun verläuft, wie schon früher bemerkt wurde, die Ostgrenze des Verbreitungsgebietes der Eibe von dem äussersten Theile Estlands in einer stark westwärts gebogenen Linie zu den Donaumündungen, um erst jenseits der Steppe geradeso wie die Buche in der Krim und im Kaukasus ihre Fortsetzung zu finden. Aehnlich verhält es sich mit dem Epheu. Auch dieser ist, wie gleichfalls schon früher bemerkt wurde, nur auf den westlichen Rand Russlands, die Krim und den Kaukasus beschränkt. Sein Name lautet im griech. κίσσα = *κιθ-σα, das genau dem lat. hedera (aus *hed[-e-]sa) entspricht, wie Windisch zuerst erkannt hat und wie nun allgemein angenommen wird. Da das lateinische Wort gewiss nicht aus dem Griechischen entlehnt ist, eine griechisch-italische Sprachperiode niemals bestanden hat, so kann der Ausdruck mit Sicherheit als gemeinarisch betrachtet werden.

Zu diesen thier- und pflanzengeographischen Thatsachen, die nahezu das ganze Gebiet des heutigen Russland wie Asien als Heimat der Arier ausschliessen, kommt noch der Umstand, dass wir aus guten Gründen, die ich bereits an einer anderen Stelle

[1]) Sernander, Rutger, Die Einwanderung der Fichte in Skandinavien. (Engler's Botanische Jahrbücher, XV, 53.)

[2]) Das asiatische Verbreitungsgebiet der Fagus silvatica varietas Asiatica — die Küsten Kleinasiens, Transkaukasien sowie die persischen Gebirgsländer Gilan und Masenderan im Süden des Kaspischen Meeres — dürfte kaum Jemand ernstlich für die Frage nach der arischen Urheimat in Betracht ziehen.

[1]) Die nahe Verwandtschaft des griech. τόξον Bogen mit lat. taxus und slav. tisŭ Eibe hat zuerst Hehn (Culturpflanzen und Hausthiere 433) erkannt und auch darauf hingewiesen, dass das an. îr, ŷr gleichfalls Eibe und Bogen (wie μελίη bei Homer Esche und Lanze) bedeutete und ebenso das irische ibhar noch heute taxus und arcus bedeutet. Dies kommt daher, weil von jeher das Holz der Eibe mit Vorliebe zur Anfertigung von Bogen benützt wurde. Auch sonst kam es oft vor, dass Waffen ihre Namen von dem Holz empfingen, aus dem sie gefertigt wurden. In der isländischen Skaldensprache bezeichnet das Wort âlm ausser der Ulme auch den Bogen aus Ulmenholz. Ebenso erscheint das lat. fraxinus in der doppelten Bedeutung von Esche und Lanze (bei Ovid), wie auch das germ. askr Esche und Lanze bedeutet. Im griech. αἰγανέη Speer und αἰγίς, dem Schilde des Zeus, hat man unser deutsches „Eiche“ wieder gefunden. Ebenso hat im Altenglischen das Wort lind sowohl die Bedeutung von „Linde“ als auch von „Schild“.

ausgeführt [1]), Osteuropa als die eigentliche Geburtsstätte und Heimat der nordkaukasischen Stämme, die sich sprachlich und physisch wesentlich von den Ariern unterscheiden, betrachten müssen und es widersinnig wäre, die Entstehung zweier verschiedener Rassen auf die Einwirkung ein und derselben äusseren Factoren zurückzuführen.

Da das arische Urvolk jedenfalls an einem Meere gelebt hat, das Schwarze wie das Kaspische Meer und der Aralsee ausgeschloseen ist, so bleibt innerhalb der gemässigten Zone — und in der gemässigten Zone lag jedenfalls die Heimat der Arier — nur die Ostsee übrig, an deren Gestaden dieselbe gesucht werden muss. Denn auch die Nordsee ist ausgeschlossen, weil in den an dieselbe grenzenden Theilen Norddeutschlands und Hollands die Fichte, ein Baum, den das arische Urvolk kannte, wildwachsend nicht vorkommt. Demgemäss können für unsere Frage nur die an die Ostsee grenzenden Theile Norddeutschlands und die südskandinavischen Länder in Betracht kommen Die Thier- und Pflanzengeographie gewährt zur Entscheidung der Frage, ob Norddeutschland oder Südskandinavien als die Heimat der Arier anzusehen ist, keine Anhaltspunkte, da die Fauna und Flora beider Ländergebiete im Wesentlichen dieselbe ist. Ebensowenig sind die Ergebnisse der physischen Anthropologie geeignet, zur Entscheidung unserer Frage etwas beizutragen. Diesseits wie jenseits der Ostsee wurden in den ältesten Gräbern Menschen desselben (arischen) Typus gefunden. Virchow war es, der auf der Versammlung deutscher Anthropologen in Stettin (1886) sich über die älteste Bevölkerung Norddeutschlands in folgender Weise äusserte: „. . . . Nichtsdestoweniger können wir sicher sagen, dass Steinleute in Pommern gelebt haben, dass Pommern schon zur Steinzeit bewohnt war . . . aber wir haben noch nichts, was uns mit Sicherheit darüber urtheilen liesse, zu welcher Nation sie gehörten. Einigermassen können wir das ergänzen, insofern als von jenseits der Weichsel bis jenseits der Elbe in allen Monumenten dieser Zeit langköpfige Schädel gefunden sind, welche in hohem Masse den späteren germanischen Schädeln ähnlich sehen. Wenn man daraus auch nicht mit Sicherheit folgern kann, dass sie Germanen gewesen sein müssen, so ist doch das sicher, dass es Leute desselben Urstammes waren, mochten sie nun Kelten heissen oder Germanen oder wie sonst; das können wir nicht mehr ausmachen, aber wir können ausmachen, dass es Arier waren. Arier sassen hier schon in der Steinzeit. Dies war die sogenannte neue Steinzeit.“ [1]) Ebenso liegen die Verhältnisse in der ganzen Provinz Preussen bis Tilsit [2]). Auch hier stimmen die alten Schädel mit den Schädelformen der späteren germanischen Reihengräber vollständig überein. Dass aber auch in Skandinavien Menschen desselben Typus schon zur Steinzeit vorhanden waren, ist durch zahlreiche Schädelfunde nachgewiesen [3]).

Einige Anhaltspunkte für die Entscheidung dieser Frage ergeben sich aus der Betrachtung des Verhältnisses, in dem die einzelnen arischen Sprachen zu einander stehen. Wäre Norddeutschland die Heimat der Arier, so müssten wir, selbst wenn wir annähmen, dass in einer ausserordentlich frühen Zeit die Vorfahren der späteren Germanen sich nach dem skandinavischen Norden gewendet haben und dass in Folge der isolirten Lage die Sprache derselben ganz andere Veränderungen erfuhr als die Sprache der nächsten Nachbarvölker, doch immerhin erwarten, dass die Sprache des in der Heimat zurückgebliebenen arischen Grundstockes, als die wir auf Grund der sprachlich-historischen Zeugnisse die keltische betrachten müssten, eine engere Verwandtschaft zu den Sprachen der unmittelbar benachbarten Völker, also insbesondere der Preussen, Litauer und Slaven aufwiese, als es thatsächlich der Fall ist. Dieser Umstand wäre noch um so auffälliger, als andererseits eine solche nähere Verwandtschaft zwischen den keltischen Sprachen und den italischen Idiomen, die doch durch ein hohes Gebirge von einander geschieden waren, thatsächlich besteht. Dieselbe Schwierigkeit besteht auch, wenn wir etwa, durch die Alterthümlichkeit des Litauischen veranlasst, als arische Urheimat das litauisch-preussische Gebiet ansehen wollten.

[1]) Ausland 1891, S. 192. In Ergänzung der daselbst vorgebrachten Thatsachen ist noch zu bemerken, dass nach den Wahrnehmungen de Morgans (L'anthropologie 1891, p. 46) sich im Kaukasus keine sichere Spur des quaternären Menschen nachweisen lässt, während seine Existenz für das ganze nicht vergletscherte Gebiet Russlands durch mehrere sichere Funde nachgewiesen ist. Siehe: Nikitin, Sur la constitution des dépôts quaternaires en Russie et leurs relation aux trouvailles résultant de l'activité de l'homme préhistorique. (Compte-rendu du Congrès international de Moscou [1892], T. I, p. 1—34.)

[1]) Correspondenzblatt der Deutschen Anthropol. Ges. 1886, S. 77.

[2]) Lissauer, Crania Prussica. Zeitschr. f. Ethnol., VI, 225.

[3]) Genauere Daten hierüber sind in meiner „Herkunft der Arier“ 7 fg. verzeichnet.

Das entscheidende Wort aber in dieser Frage hat die Archäologie im Vereine mit der Culturgeschichte zu sprechen. Weder die Arier selbst noch deren Cultur (die keineswegs unbedeutende Cultur der jüngeren Steinzeit) sind plötzlich und unvermittelt zu Beginn der jüngeren Steinzeit entstanden; es haben gewiss schon die Vorfahren der Arier Tausende von Jahren früher gelebt, als man weder die steinernen Geräthe polirte, noch Vieh züchtete, noch das Feld bestellte; ebenso gewiss ist die neolithische Cultur aus der paläolithischen hervorgegangen. Nicht minder gewiss ist es, dass der Fortschritt von der paläolithischen zur neolithischen Cultur durch die Arier selbst vollzogen worden ist. Denn erstens existirte im Bereiche des Ostseegebietes kein Volk, von dem sie diese höhere Cultur im Wege feindlicher oder freundlicher Berührung hätten lernen können. Die hier zunächst in Betracht kommenden westfinnischen Stämme standen entschieden auf einer tieferen Culturstufe; dies ergibt sich sowohl aus der linguistischen, von Ahlquist vorgenommenen Reconstruction des Culturzustandes, den die Finnen zur Zeit ihrer Einwanderung in die baltischen Länder einnahmen[1]), als auch aus der Schilderung, die Tacitus von demselben entwirft, mag auch dieselbe in mancher Hinsicht übertrieben und rhetorisch gefärbt sein: „Bei den Finnen besteht eine erstaunliche Barbarei uud ekelhafte Armuth; sie besitzen keine Waffen, keine Pferde, keine Wohnstätten; zum Lebensunterhalt dienen ihnen Kräuter, zur Kleidung Felle, als Lager der Boden. Ihre einzige Hoffnung liegt in den Pfeilen, denen sie in Ermangelung von Eisen beinerne Spitzen geben; und die gleiche Jagd ernährt ebenso die Männer und die Frauen, denn diese begleitet ihn überall und begehrt ihren Theil der Beute. Und die Kinder haben keinen anderen Schutz vor den wilden Thieren und vor dem Wetter, als dass sie in einer gewissen Verschlingung von Aesten bewahrt werden u. s. w.“[2]) Zweitens erscheinen die auf den Ackerbau sich beziehenden Ausdrücke von arischen Wurzeln gebildet, die in ihrer allgemeineren Bedeutung sich in den Einzelsprachen noch nachweisen lassen[3]).

Von diesem Gesichtspunkte aus können wir nur ein Gebiet als arische Heimat gelten lassen, in dem sowohl die Cultur der älteren wie der jüngeren Steinzeit vertreten und durch Uebergangsformen vermittelt ist. Andererseits sind alle jene Länder ausgeschlossen, in denen der Mensch erst zur neolitischen Zeit erscheint. Solche Länder sind sämmtliche an die Ostsee grenzenden Theile Norddeutschlands: West- und Ostpreussen, Pommern, Mecklenburg. Für die erstgenannten Provinzen constatirt Lissauer, ein gründlicher Kenner der archäologisch-anthropologischen Verhältnisse derselben, ausdrücklich, dass in den Funden des glacialen Stromgebietes die jüngere Culturperiode allein vertreten sei[1]). Wie bereits oben bemerkt, hat dieselbe Thatsache Virchow für Pommern festgestellt. Dasselbe gilt von Mecklenburg. Struckmann, der diese ganze Frage zum Gegenstande einer eigenen Abhandlung gemacht hat, bemerkt ausdrücklich, dass in Norddeutschland jeder Uebergang zwischen den zwei Culturperioden fehle. „Für den grössten Theil des nördlichen Deutschlands ist jedenfalls der Mensch der jüngeren Steinzeit oder der neolithischen Periode der älteste Bewohner.“[2]) Inwiefern der westliche Theil Norddeutschlands eine Ausnahme macht, wird später besprochen werden[3]).

Ganz anders liegen die Verhältnisse in Dänemark und in dem südlichsten Theile Schwedens. Hier ist

[1]) Ahlquist, A., Die Culturwörter der westfinnischen Sprachen. Helsingfors 1875, S. 254 fg.

[2]) Tacitus, Germania 46.

[3]) Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte 413.

[1]) Lissauer, A., Die prähistorischen Denkmäler der Provinz Westpreussen und der angrenzenden Gebiete. Leipzig 1887, S. 5.

[2]) Struckmann, E., Ueber die ältesten Spuren des Menschen im nördlichen Deutschland. Zeitschrift des Historischen Vereines für Niedersachsen. Jahrg. 1889, S. 176.

[3]) Diese Thatsachen sprechen gegen A. Bezzenberger's vor Kurzem in der „Deutschen Literaturzeitung“ (1892, Nr. 46) ausgesprochene Meinung von der Heimat des arischen Urvolkes. Indem derselbe (im Gegensatze zu Schrader) annimmt, dass die neolithische Cultur aus der paläolithischen organisch erwachsen ist und keinen Wechsel der Bevölkerung indicirt, hält er sich für berechtigt, in dem nördlichen paläolithischen Fundgebiete Deutschlands den Keimpunkt der Indogermanen zu erkennen; er hofft, dass man diese Annahme, welche dem von mir, wie er bemerkt, mit Recht betonten somatischen Moment Rechnung trage, für discutabel halten werde. Von dieser Gegend aus hätten sich die Indogermanen nach allen Seiten verbreitet; nach Norden zu hätte ihre Verbreitung vermuthlich mit der fortschreitenden Enteisung gleichen Schritt gehalten. Spricht schon der zwischen der paläolithischen und der neolithischen Cultur Deutschlands bestehende Hiatus gegen diese Hypothese, so steht ihr auch noch die Thatsache entgegen, dass die Cultur der ersten Besiedler Dänemarks und Südschwedens nicht, wie zu erwarten wäre, die Cultur der neolithischen Periode, sondern eine von derselben verschiedene, wesentlich niedrigere gewesen ist, die sich mit der linguistisch erschlossenen Cultur des arischen Urvolkes keineswegs deckt.

sowohl das ältere wie das jüngere Steinalter vertreten: hier finden sich aber auch die sonst nirgends nachweisbaren Uebergangs- und Zwischenformen. Dass die durch die Kjökkenmöddinger-See- und Küstenfunde vertretene Culturperiode älter ist als die Periode der megalithischen Grabdenkmäler, gilt heute unter den angesehensten nordischen Archäologen als unzweifelhafte Thatsache.

Während die der ersten Periode angehörenden Gegenstände aus Feuerstein einfach zugeschlagen und nicht geschliffen sind, erscheinen die in den Gräbern gefundenen Aexte und Meissel schön geschliffen und die Lanzen- und Pfeilspitzen kunstvoll zugehauen. Während die Kjökkenmöddinger-Menschen ausser dem Hunde kein anderes Hausthier besassen, haben nun auch für Dänemark die in den letzten Jahren vorgenommenen Untersuchungen dieselbe Thatsache, die für Schweden schon früher nachgewiesen war, festgestellt: dass das Volk der jüngeren Steinzeit die Ziege, das Schaf, das Schwein und das Pferd als Hausthier besass. Nur hinsichtlich des Rindes konnte auf Grund der dänischen Ueberreste noch nicht mit Sicherheit festgestellt werden, ob dasselbe gezähmt war oder nicht [1]). Für Schweden ist jedoch diese Frage längst schon entschieden.

Während ferner die Menschen der älteren Steinzeit von der Jagd und Fischerei lebten, waren es in der jüngeren Steinzeit hauptsächlich die Viehzucht und der Ackerbau, die den Menschen mit der nöthigen Nahrung versahen. Zum Schlusse war auch die Vegetation während der jüngeren Steinzeit eine andere als während der Errichtung der Muschelhaufen. Diese fällt in die Kiefer- [2]) und die darauffolgende Eichenperiode, während im Beginne der neolithischen Zeit jedenfalls schon die Buche im Lande aufgetreten war. Dies ergibt sich unzweifelhaft daraus, weil das Germanische den urarischen Ausdruck für „Buche“ besitzt, den es nicht besässe, wenn nicht im Beginne der neolithischen Zeit die Buche im Lande vorhanden gewesen wäre, möge man nun mit Montelius die Germanen zu dieser Zeit nach Skandinavien einwandern lassen oder sie als die unmittelbaren Nachkommen des in der Heimat zurückgebliebenen arischen Urstockes betrachten.

[1]) Müller, Sophus, Zoologiske og archæologiske Bestemmelser (in den Aarböger for nordisk Oldkyndighed og Historie 1888, S. 265). — Petersen, C. G. Joh., Winge, Herluf, og Winge, Oluf, Dyrelevninger fra ældre og yngre Stenalders Bopladser (Aarb. 1888, S. 311).

[2]) Steenstrup, Kjøkkenmøddinger 17—19.

Auch darüber besteht unter den nordischen Archäologen kein Zweifel, dass das ältere Steinalter Dänemarks und Südschwedens als eine Fortsetzung der paläolithischen Periode West- und Mitteleuropas zu betrachten ist. Es mögen hier nur die letzten Aeusserungen der angesehensten unter denselben ihre Stelle finden: „Aus diesen Gründen“, sagt Undset, „führt mich eine allgemeine archäologische Betrachtung der Ueberreste aus dem Steinzeitalter Europas dahin, in den dänischen Kjökkenmöddingern die jüngsten und letzten Ausläufer des namentlich in Westeuropa so wohlbekannten älteren Steinalters zu sehen, welches in seinen früheren Phasen sich weit zurück in ältere geologische Perioden erstreckt.“ [1]) Und Soph. Müller, der gegenwärtige Conservator des Altnordischen Museums in Kopenhagen, äussert sich über diese Frage in folgender Weise: „La première époche de l'âge de pierre de Danmark est la continuation de ces âges précédents, que l'homme avait passés dans l'Ouest de l'Europe, et là on trouve presque toutes les mêmes formes que dans ce pays.“ [2])

Während jedoch die neolithische Periode West- und Mitteleuropas durch eine tiefe Kluft — den sogenannten Hiatus — von der paläolithischen Periode geschieden ist [3]), ist das ältere Steinalter Dänemarks und Südschwedens mit dem jüngeren Steinalter durch eine Reihe von Uebergangs- und Zwischenfunden verbunden.

So hat schon im Jahre 1874 Montelius die in den Kjökkenmöddingern gefundenen ovalen Aexte (Typus β, Fig. 13) als das Zwischenglied zwischen dem Typus der in den paläolithischen Schichten Westeuropas gefundenen Aexte (Typus α) und dem dem Anfange der neolithischen Periode Skandinaviens angehörenden, gleichfalls ovalen Typus *A* und dem später aus diesem entwickelten Typus *B* nachgewiesen. „Il est à croire que le type *A* s'est developpé du type représenté par la fig. 13. La différence proprement dite paraît consister en ce que l'original de la fig. 13 est d'une facture plus grossière et n'a pas été poli, et que le tranchant en a été fait au moyen de quelques coups rudes. L'on peut montrer, entre ces deux types, une foule de transitions trouvées en Suède, et probablement un nombre encore plus grand en Danmark. Tandis que,

[1]) Undset, J., Kjøkkenmøddingerne. Kristiania 1886, S. 22.

[2]) Müller, S., Ordning af Danmarks Oldsager. Stenalderen. S. 32.

[3]) Näheres über diese Frage in meiner „Herkunft der Arier“ 68 fg.

par conséquent, la fig. 13 représente d'un côté le type dont s'est formé le type *A* et médiatement le type *B*, de l'autre côté, l'original de la fig. 13 se rapproche sans nul doute le plus, de toutes les haches en silex scandinaves, des types fig. 14 et 15, si communs pendant l'âge paléolithique de l'Europe occidentale. Un fait digne d'attention, c'est que les outils en silex de da forme fig. 13 se rencontrent dans les kjökkenmöddings danois, tandis que des outils du même genre n'ont jamais été trouvés dans les sépultures à galerie ni dans les dolmens. Cette circonstance peut donc être citée comme l'une des preuves que la plupart des kjökkenmöddings appartiennent à une époque de l'âge de la pierre antérieure à celle des sépultures précitées." [1])

Auch die zweite Hauptgruppe der der älteren dänisch-schwedischen Steinzeit angehörenden Aexte, die sogenannten „dreieckigen Aexte", für die S. Müller den Namen der grossen Spaltwerkzeuge eingeführt hat, sind durch eine Reihe von Uebergangsformen mit den geschliffenen Aexten und verwandten Werkzeugen der jüngeren Steinzeit verbunden. Diese Uebergangsformen sind erst in letzter Zeit zu Tage getreten. „Theils bei dem Funde von Oringe," bemerkt S. Müller, „theils vereinzelt sind einige grosse Spaltwerkzeuge zum Vorschein gekommen, welche als vollkommen charakteristische Uebergangsstücke bezeichnet werden müssen, indem die Form ganz wie gewöhnlich ist, allein die Schneideflächen sind zugeschliffen, doch nur leicht und zunächst an der Schneide; ihre Zahl ist, wie bei einer Uebergangsform zu erwarten ist, ganz klein im Vergleich zu den grossen Mengen, durch die die Hauptform vertreten ist." [2])

Wichtig in mehr als einer Richtung ist auch die geographische Verbreitung dieser Form. Müller bemerkt hierüber Folgendes:

„Auf dieselbe Weise zeigt die geographische Verbreitung der grossen Spaltwerkzeuge, dass dieselben eine ältere Form als die geschliffenen Werkzeuge des jüngeren Steinalters darstellen. Es steht weiter fest, dass sie nur äusserst selten in Norwegen gefunden wird — bisher sind nur drei Exemplare im südlichen Norwegen gefunden worden, wo doch Gegenstände des jüngeren Steinalters nach und nach in grosser Zahl zum Vorschein gekommen sind —, dass sie in Schweden in grösserer Anzahl nur gegen Süden zu vorkommt, dass sie unbekannt ist im östlichen Deutschland und westlichen Russland, wo die jüngeren Formen häufig sind, dass sie aber andererseits in zahlreichen Exemplaren aus dem westlichen Europa vorliegt und nun auch an mehreren Stellen in Mitteleuropa zum Vorschein gekommen ist. Dieses Verbreitungsverhältniss kann nur vollständig durch die Annahme erklärt werden, dass die grossen Spaltwerkzeuge eine frühere Form sind, die bereits aufgegeben war, als die Steinalter-Bevölkerung bei ihrem Vordringen von Süden und Westen ihre äussersten Grenzen gegen Norden und Osten erreicht hatte, und konnte man einst glauben, dass zukünftige Funde dieses Verhältniss ändern würden, so kann man sich jetzt nicht mehr diesem Glauben hingeben, seitdem die grossen Spaltwerkzeuge (seit mehr als 25 Jahren) der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit der Archäologen gewesen sind." [1]) Zum Schlusse erklärt noch Müller, dass das Verhältniss des jüngeren Steinalters zum älteren nur von dem Gesichtspunkte einer ununterbrochenen Culturentwicklung aus vollständig verstanden werden kann.

Es wurde bereits bemerkt, dass sich das ältere Steinalter Dänemarks und Schwedens unmittelbar an die paläolithische Periode West- und Mitteleuropas anschliesst. Da andererseits das jüngere Steinalter der erstgenannten Länder die unmittelbare Fortsetzung des älteren Steinalters ist, so folgt hieraus von selbst, dass wir die Vorfahren der späteren Arier im Bereiche der west- und mitteleuropäischen Länder zu suchen haben. Wirklich zeigen auch alle daselbst gefundenen Schädel und Schädeltheile, die mit Sicherheit der diluvial-paläolithischen Periode zugeschrieben

[1]) Montelius, Sur les différents types des haches en silex suédoises. (Compte-rendu du Congrès de Stockholm. I, 248)

[2]) Müller, S., Aegredskaber fra den ældre stenalder. (Aarböger for nord. Oldkynd. og Histor. 1888, S. 248); Instruments tranchants de l'ancien âge de pierre (Mémoires de la Société royale des Antiquaires du Nord 1884—1889, p. 381.)

[1]) Die Frage nach dem Verhältnisse des jüngeren Steinalters zu dem älteren ist in letzter Zeit Gegenstand eingehender Behandlung gewesen; zu nennen sind: J. Steenstrup, Oversigt over d. Kong. Danske Videnskabernes Selskabs Forhandl. 1888—1889, S. 213—253. — Undset, Om den nordiske stenalders Tvedeling (gegen Steenstrup) in den Aarb. f. nord. Oldkynd. og Hist. 1889, S. 186—198. — L. Zinck, Nordisk Archæologi. Stenalderstudier. Kopenhagen 1890, S. 1—55. — S. Müller, Den gamle Strid mod Stenalderens Tvedeling, en Antikritik (gegen Zinck) in den Aarb. f. nord. Oldkynd. og Hist. 1890, S. 295 bis 364. — Von den hervorragenden schwedischen Archäologen ist nicht nur Montelius, sondern auch Reichsantiquar H. Hildebrand Anhänger der Worsaae'schen Zweitheilungs-Theorie. In dem bereits citirten Vortrage über die arische Urheimat constatirt auch Hildebrand, dass eine Entwicklung von Werkzeugstypen von der einen Periode zur anderen stattgefunden hat und dass eine Verbindung zwischen beiden Perioden vorhanden ist.

werden können, die charakteristischen Merkmale der arischen Schädelform: sie sind entschieden dolichocephal und haben mächtig entwickelte Augenbrauenbogen [1]). Dazu kommt, dass wir die Entstehung der hellen Complexion sowie auch der hohen Statur und des kräftigen Körperbaues, durch welche Eigenschaften sich die arische Rasse vor allen anderen Rassen Europas, Asiens und Afrikas auszeichnet, wie ich an einer anderen Stelle ausführlich dargelegt habe [2]), nur aus der Einwirkung jener klimatischen Verhältnisse erklären können, wie sie zur Glacialzeit in West- und Mitteleuropa bestanden haben: nämlich aus der Einwirkung eines feucht-kalten Seeklimas mit relativ warmen Wintern und relativ kalten Sommern. Eine Art indirecter Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme liegt auch darin, dass die Aboriginer der iberischen Halbinsel (Iberer), Italiens, der Balkanhalbinsel (Pelasger) sowie Osteuropas (die späteren Nordkaukasier) mit der arischen Rasse zwar die Dolichocephalie gemeinsam haben [3]), sich von derselben jedoch durch die dunkle Complexion sowie durch eine niedrigere Statur und weniger kräftigen Körperbau unterscheiden. Man hat früher alle diese Rassen in einer einzigen Rasse — der sogenannten kaukasischen oder mittelländischen — zusammengefasst. Dazu war man allerdings nicht berechtigt; andererseits steht es ausser Zweifel, dass sowohl die Nordkaukasier wie die Urbewohner der iberischen Halbinsel, Italiens und der Balkanhalbinsel als die nächsten Verwandten der arischen Rasse zu betrachten sind, die jedenfalls mit letzterer bis zu einem gewissen Punkte eine Periode gemeinsamer Entwicklung durchgemacht haben. Hat aber weder das continentale Klima Osteuropas sowie Mittel- und Nordasiens noch das Klima der drei südeuropäischen Halbinseln zur Entstehung einer hellen Complexion geführt, so bleibt nur das im Norden der Pyrenäen und Alpen gelegene, bewohnbar gebliebene Gebiet von West- und Mitteleuropa übrig, in dem die helle Complexion der arischen Rasse entstanden sein konnte.

Auch darüber kann kein Zweifel bestehen, wieso es gekommen ist, dass die paläolithische Cultur nicht in West- und Mitteleuropa, sondern in Südskandinavien zur neolithischen Cultur sich entwickelt hat. Es steht fest, dass in dem letzten Theile der Glacialperiode (der sogenannten Renthierzeit) die Existenz des Menschen hauptsächlich auf dem Ren beruhte. Als dieses Thier nebst anderen Thieren (Vielfrass, Moschusochse u. s. w.) am Ende der Eiszeit in Folge der veränderten klimatischen Verhältnisse nach dem Norden zog, während andere Thiere, wie die Gemse, das Murmelthier, der Steinbock aus den Ebenen auf die Spitzen unserer Berge sich zurückzogen, musste ihm auch der Mensch folgen. Doch ist dasselbe auch in Dänemark bald ausgestorben; denn Ueberreste von Renthieren sind nur in den Ablagerungen der arktischen Pflanzen, jedoch keineswegs mehr in den hauptsächlich während der Kiefernperiode aufgehäuften Kjökkenmöddingern gefunden worden [1]).

In die Zeit, während welcher das Ren und mit ihm der Mensch nach dem Ende der Eisperiode nach dem Norden zog, gehört die Ansiedlung am Dümmer-See in Hannover (an der Grenze Oldenburgs); man hat nämlich im Schlamm dieses Sees Geweihstangen von Renthieren gefunden, die theilweise

[1]) Salmon, Ph., Les races humaines préhistoriques. Paris 1888, p. 20. — Huxley, The Aryan question and prehistoric man. (Nineteenth Century, November 1890, S. 776.) — Auch der zuletzt gefundene diluviale Schädel aus dem Löss von Brünn zeigt dieselben Merkmale. Makowsky, A., Der diluviale Mensch im Löss von Brünn (XXII. Bd., S. 73 fg. dieser Zeitschrift).

[2]) Penka, Die Entstehung der arischen Rasse. (Ausland 1891, Nr. 7—10.)

[3]) Die heutigen Kaukasier erscheinen stark vermischt; doch haben die Untersuchungen E. Chantres (Bull. Soc. d'anthrop. de Paris 1888, p. 217) die Dolichocephalie als ursprüngliches Merkmal der Kaukasier ergeben.

[1]) Sowohl mit Rücksicht auf diese durch die Vegetationsreste bestimmte zeitliche Stellung der Kjökkenmöddinger als auch mit Rücksicht auf den jetzt noch genauer erforschten archäologischen Charakter der in denselben gefundenen Geräthe war O. Torell in seinem auf dem internationalen Anthropologen-Congress in Stockholm gehaltenen Vortrage: „Sur les traces les plus anciennes de l'existence de l'homme en Suède" (Compte-rendu, II, 876) vollkommen berechtigt, die Kjökkenmöddinger-Periode als mesolithisch zu bezeichnen: „Si l'on résume tout ce qui a été dit ci-dessus, il en résulte, ce me semble, que l'âge paléolithique proprement dit n'a pas été constaté jusqu'à ce jour en Scandinavie; que, d'autre part, bien des raisons militent en faveur de l'opinion de M. Worsaae, que les kjökkenmöddings sont antérieurs aux sépultures à galerie. Nous aurions de la sorte dans le Nord les restes d'une étape de civilisation et d'une période qui paraissent s'intercaler entre la période du renne et l'âge du silex poli. Le jour viendra aussi, sans nul doute, où l'on sera mis en demeure de distinguer dans le vaste âge de la pierre une subdivision nouvelle, la période mésolithique." Nach der Berechnung Drayton's sollen seit dem Ende der Eisperiode bis zur Gegenwart rund 6000 Jahre verstrichen sein. Nehmen wir den Anfang des dritten Jahrtausendes als den Beginn der arischen Wanderungen, so würden rund 1000 Jahre auf das mesolithische Zeitalter und den Anfang des neolithischen Zeitalters entfallen.

von erlegten oder geschlachteten Thieren herrührten und von denen einzelne Spuren menschlicher Einwirkung mittelst roher Werkzeuge zeigten [1]). Solche postglaciale Stationen mit Ueberresten von Renthieren und paläolithischen Geräthen dürften mit der Zeit wohl noch mehrere im Gebiete der nordwestdeutschen Glacialablagerungen zum Vorschein kommen.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, dass nur bei der Annahme der skandinavischen Urheimat der Arier sich die Thatsache befriedigend erklären lässt, dass gewisse eigenthümliche Thongefässe, Steinwerkzeuge und Gräberformen des Steinalters in gleicher Form nicht nur in den skandinavischen Ländern, sondern auch im Westen Europas gefunden worden sind. Dahin gehören besonders die von Montelius in der unten angeführten Abhandlung [2]) abgebildeten Thongefässe (Fig. 11 und 12), von denen die erstere Form in Dänemark, Holstein, Holland, Nordfrankreich, Grossbritannien, aber auch in Südfrankreich, auf der iberischen Halbinsel und auf Sicilien einerseits, dann auch in Böhmen, Ungarn und Deutschland andererseits zum Vorschein gekommen ist, während die Verbreitung der zweiten Form auf Dänemark, Hannover, Oldenburg und Holland beschränkt ist. Ebenso gehören hieher die an der einen Giebelwand eine Oeffnung zeigenden Steinkisten, die nur im mittleren Schweden und im südlichen England, in Nordfrankreich und vereinzelt auch in Mitteldeutschland gefunden worden sind, die im südlichen Skandinavien so häufig vorkommenden Ganggräber, die in ganz ähnlicher Form auch in Deutschland, Nordfrankreich und auf den britischen Inseln vorkommen, und auch die über ganz Südskandinavien, das nordwestliche Deutschland, Holland, Belgien, Frankreich und England verbreiteten Steinhäuser oder Steinbetten (dös). Montelius sucht die grosse Aehnlichkeit dieser Thongefässe, Steinwerkzeuge und Gräberformen, die selbstverständlich nicht auf Zufall beruhen kann, auf eine im Wege des Verkehres stattgefundene Beeinflussung Skandinaviens von Seite des westlichen Europa zurückzuführen, da es ihm bei seiner Annahme, die Bewohner Skandinaviens zur neolithischen Zeit seien vom Schwarzen Meer und der unteren Donau her eingewanderte Germanen gewesen, unmöglich war, die Formen der erwähnten Thongefässe, Steinwerkzeuge und Gräberformen zugleich mit seinen „Germanen“ aus dem keltischen Westen Europas nach dem skandinavischen Norden gelangen zu lassen, und andererseits diese Formen am Schwarzen Meere und an der unteren Donau nicht vorkommen. Allein eine solche Annahme ist höchst unwahrscheinlich, da wir uns nicht denken können, dass in dieser frühen Zeit Thongefässe und Steingeräthe blos ihrer etwas abweichenden Form wegen den Gegenstand eines ausgedehnten Handelsverkehres gebildet haben sollten und dass die Bewohner Skandinaviens zur neolithischen Zeit bei der Anlage ihrer Gräber, die gewiss Nachbildungen von Häusern waren, fremden Mustern gefolgt wären [1]). In dieser Hinsicht hat übrigens längst schon A. Conze aus einem ähnlichen Anlasse der richtigen Anschauung das Wort geredet. Es zeigen nämlich auch die griechischen Vasen in ihrer Verzierungsweise eine grosse Aehnlichkeit mit den skandinavischen, und Conze trägt kein Bedenken, diese Aehnlichkeit nicht etwa durch die Annahme eines Handelsverkehres, sondern einer wirklichen Wanderung der Völker zu erklären. Seine Ausführungen lauten wörtlich: „. . . Hatte ich aber nach dieser Seite hin eine Trennung vorgenommen, so wurde ich andererseits zur Vergleichung mit nordeuropäischen Fundstücken und durch die Vergleichung zur Behauptung des Zusammenhanges zwischen der ältestgriechischen Vasenornamentik und der alteuropäischen, namentlich im höchsten Norden lange unvermischt bewahrten Verzierungsweise geführt. Diesen Zusammenhang konnte ich mir aber nicht so denken . . ., vielmehr vermochte ich die Erscheinung der nordischen Formen auf ältestgriechischen Gefässen nur so mir zu erklären, dass in diesem Falle umgekehrt vom Norden nach dem Süden, und zwar hier mit der Wanderung der Völker der Stil seinen Weg gemacht haben müsse.“ [2])

[1]) Struckmann, E., Eine Ansiedlung aus der norddeutschen Renthierzeit am Dümmer-See. (Correspondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft 1887, S. 13.)

[2]) Montelius, Verbindungen zwischen Skandinavien und dem westlichen Europa vor Christi Geburt. (Archiv für Anthropologie, XIX, 1—21.)

[1]) Wie schon früher andere Gelehrte, ist jetzt auch Zinck (Nordisk Archæologi 83) aus archäologisch-geographischen Gründen zu dem Schlussergebnisse gekommen, dass die Erscheinungen, die sich hinsichtlich des Vorkommens der megalithischen Gräberformen (Steinhäuser und Ganggräber) zeigen, sich am leichtesten und natürlichsten erklären, wenn man den Ausgangspunkt für die Verbreitung derselben im skandinavischen Norden suche.

[2]) Conze, A., Zur Geschichte der Anfänge griechischer Kunst. Wien 1870, 1873, S. 8.

# Der paläolithische Fund von Miskolcz.

Mitgetheilt von **Otto Herman**[1]).

*(Mit 4 Text-Illustrationen.)*

Aus Ungarn stammende, unzweifelhaft paläolithische Funde waren bis zur Stunde unbekannt; ja es gab unter den Prähistorikern Ungarns eine Partei, die, gestützt auf jene Ansichten, welche namhafte Geologen besonders hinsichtlich der Bildung des Löss vertraten, nicht nur das paläolithische Zeitalter, sondern die Steinzeit überhaupt für ausgeschlossen hielt, wogegen eine andere Partei die Ansicht verfocht, dass der Mensch auch in Ungarn zu derselben Zeit auftrat als anderswo. Das Haupt der ersteren Partei war der emsige Dr. Theodor Ortvay; die letztere Ansicht verfochten unter Anderen Bischof Arnold Ipolyi und besonders Professor Hampel.

Allen Funden, welche dennoch als paläolithische angeführt wurden, haftete Etwas an, was den Zweifel nicht ausschloss. Bald blieben die wichtigen Umstände im Dunkeln, unter welchen der Fund gemacht wurde, bald blieb besonders der geologische Situs fraglich; oft wurden unzweifelhaft neolithische Stücke mitgefunden. Ein Fund, welcher als classisch angesprochen werden konnte, wo das Materiale, die Form, die Technik und der geologische Situs vollständig jenen Charakteren entsprochen hätten, auf welche die Wissenschaft bekanntlich das paläolithische Zeitalter stützt, ein solcher Fund war aus Ungarn bisher unbekannt.

Um so grösser war meine Ueberraschung, als mir am 26. December 1892 der Anwalt der Stadt Miskolcz, Herr Johann Bársony, ein prachtvolles lanzenförmiges Steinbeil übergab, welches vollkommen jenem Typus entsprach, den Mortillet nach dem Fundorte „Chelles" benannt hat. Die Uebereinstimmung ist so frappant, dass Dr. Hampel beim ersten Anblicke des Steinbeiles dasselbe für französisch ansprach.

Herr Bársony gab an, dass dieses Beil mit noch zwei anderen, wovon das eine in den Besitz des Senatspräsidenten der königl. Tafel von Debreczin, Herrn Wolfgang v. Széll überging, das andere noch in Händen des Anwaltes ist, gelegentlich des Baues seines Hauses in Miskolcz, und zwar in der Nähe des Szinva-Baches, $2^1/_2$—3 m tief in einer Lehmschichte aufgefunden wurde, welche Umstände nun urkundlich bestätigt sind[1]).

Es gelang leicht, den ganzen Fund zu vereinigen und zu untersuchen. Die Beschreibung der einzelnen Stücke ist folgende.

Das Materiale ist Silex (und zwar mehr hornsteinartig), in dem keine Kieselpanzer kleiner Organismen vorkommen, also kein Flint, für den die letzteren charakteristisch sind, der jedoch bisher — nach der Aussage von Herrn Professor Krenner — in Ungarn noch nicht gefunden wurde. Demgemäss ist der Bruch weniger rein, im Ganzen aber doch muschelig.

Die einzelnen Stücke sind:

Fig. 42. Spitzmandelförmiges Steinbeil in meinem Besitze. Die Form ist regelmässig, ausschliesslich durch muscheliges Absprengen hergestellt; die Farbe hornschwarz, mit verwaschen röthlichen Bestandtheilen gemengt. Länge 23·8 cm, grösste Breite 11·0 cm, grösste Dicke 2·3 cm. Die Dicke nimmt gegen die Spitze stetig ab. Am breiten Ende der einen Seite ist der Rest einer lichteren eisenschüssigen Kruste vorhanden.

Dieses Steinbeil ist rundherum scharf, besitzt keine Patina, dagegen aber einen seidenartigen Glanz. Das Stück ist vollkommen erhalten und zeigt keine Spur des Gebrauches. Hinsichtlich der Bearbeitung entsprechen beide Seiten einander vollkommen.

Fig. 43. Stumpfmandelförmiges Steinbeil im Besitze des Herrn Senatspräsidenten der königl. Gerichtstafel zu Debreczin, Wolfgang v. Széll. Dieses Stück ist auch von regelmässiger Form, doch mehr breit und abgerundet. Es ist ausschliesslich durch muscheliges Absprengen hergestellt. Die Farbe ist gleichmässig lichtgrau. Länge 19·5 cm, Breite 11·1 cm, grösste Dicke 2·3 cm.

Von der Basis an gerechnet, in einer Entfernung von etwa 3—4 cm, verläuft eine feine, gerade Querader, welche auf beiden Seiten sichtbar ist und die

[1]) Die literarischen Nachweise sind im „Archaeologiai Értesitő", XIII. Jahrg., Nr. 1, 1893, nachzuschlagen.

[1]) Die betreffenden Urkunden werden im Archive des ungarischen National-Museums aufbewahrt.

Masse des Beiles schräg durchsetzt. An der Spitze ist eine kleine, eisenschüssige Fläche vorhanden, deren Neigung der unteren Querader entspricht.

Stumpfes, dreieckiges Steinbeil. Die Form dieses Stückes ist ziemlich regelmässig, jedoch mehr durch Zufall entstanden, wobei der Erzeuger

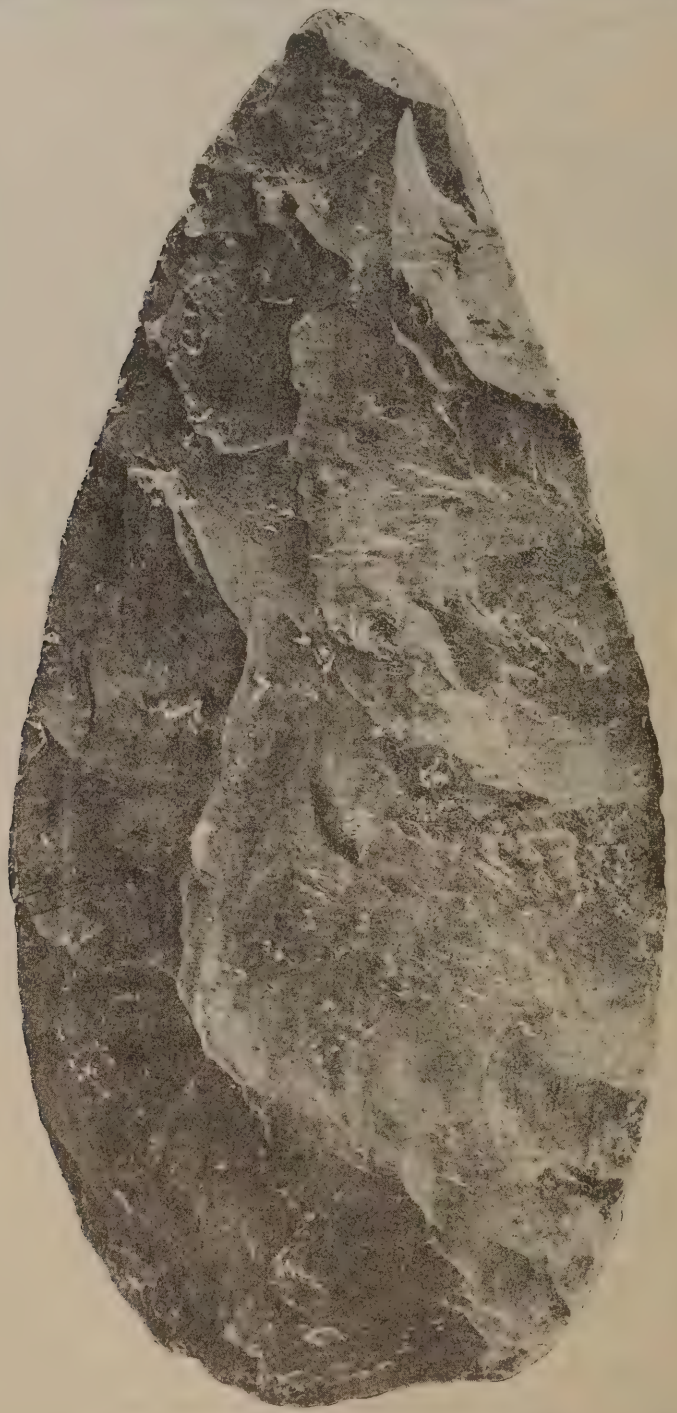


Fig. 42. Spitzmandelförmiges Steinbeil. Auf etwa $^3/_4$ nat. Gr. reducirt.

Auch dieses Beil ist rundherum scharf, hat keine Patina, aber einen viel schwächeren Glanz.

Das Beil ist vollkommen erhalten, zeigt keine Spuren des Gebrauches und eine gleichmässige Technik in der Bearbeitung beider Seiten.

nur insoferne nachgeholfen hat, dass er die eine Seite der anderen conform zurichtete. Das Stück zeigt lignitartige Schichtung und ist gelblichgrau von Farbe. Länge 11·0 cm, an der Basis 8·0 cm breit, Dicke 3·0 cm.

Die eine Seite bildet eine glatte Fläche, die andere ist weniger eben und überkrustet. Die Bruchflächen sind deutlich erkennbar und von einem fettigen Glanze.

Das Merkwürdigste an diesem Beile sind die deutlichen Spuren des Gebrauches; die Bruchflächen sind abgeschliffen, jedoch als solche deutlich erkennbar. Der als Spitze geltende Theil ist so abgenützt, wie wir dies an der Spitze unserer eisernen Spitzhauen (Krampen) wahrnehmen können. Ein Abschleifen im Gerölle scheint vollkommen ausgeschlossen zu sein, weil in diesem Falle die ganze Kruste abgeschliffen worden wäre.

Aus dem bisher Gesagten folgt, dass diese Steinbeile dem Materiale nach ganz gut ungarischen Ursprunges sein können und dass sie der Form nach den für das paläolithische Zeitalter classischen Typen, ganz besonders jenen aus dem Somme-Thale, vollkommen entsprechen.

Fig. 43. Stumpfmandelförmiges Steinbeil. Auf etwa $^3/_4$ nat. Gr. reducirt.

Das nächste Kriterium für den paläolithischen Ursprung ist nun die Frage der Technik.

Wenn der Satz gilt, der technische Charakter der paläolithischen Artefacte bestehe darin, dass der Mensch dieser Perioden sein Werkzeug ausschliesslich durch Absprengen oder Absplittern aus einem gegebenen Steine zu formen bestrebt war, wogegen das Schleifen, Bohren und die Gewinnung von Splittern von gewisser Form und zu gewissem Zwecke schon einen Fortschritt — also archäologisch gesprochen einen neolithischen Charakter bedeutet — dann sind die Stücke des Fundes von Miskolcz entschieden paläolithischen Ursprunges, weil sie rein durch Absprengen und Absplittern hergestellt wurden.

Die beiden hier abgebildeten Stücke tragen, wie gesagt, sämmtliche Kennzeichen der paläolithischen Technik an sich und weisen auf eine sehr genaue Kenntniss des Materiales hin. Auf dem Steinbeile Fig. 43 gibt es Absprengungen von 10 cm Länge. Der Arbeiter war bestrebt, vor Allem die gehörige Dicke der Mitte herzustellen, was durch in die Länge getriebene Absplitterung erreicht wurde; dann folgten schwächere Schläge, welche die Ränder verjüngten und auch formgebend waren; endlich ganz leichte Schläge, welche ganz kleine, 4—6 mm² messende Splitterchen absprengten und die Schneide herstellten.

Die Gestalt der einzelnen Absprengungen zeigt deutlich den Punkt der Schlagmarke; die Modification der Schläge dagegen den Gang und die Wirkung der sogenannten Retouche. Mithin weist auch die Technik auf den paläolithischen Ursprung dieses Fundes hin.

Wenn aber nun auch alle bisher erörterten Kennzeichen auf den paläolithischen Charakter des Fundes hinweisen, ja den paläolithischen Ursprung desselben ausser Zweifel stellen, bleibt es doch eine offene Frage, ob der Fund zugleich die Existenz des paläolithischen Zeitalters für das ungarische Gebiet beweise? Und hier ist es, wo die Frage des geologischen Situs in den Vordergrund tritt, weil die Frage, ob der Fund dem paläolithischen Zeitalter angehört, für einen gegebenen Punkt einzig allein durch denselben entschieden werden kann.

Nach der Zusammenstellung, welche Hörnes [1]) in seinem Werke gibt, stammen alle paläolithischen

Fig. 44. Situationsplan von Miskolcz. (Die Fundstelle ist schwarz angegeben.)

Funde, so weit sie bekannt sind, aus ein und derselben Schichte. Sie liegen unter dem Alluvium, theilweise auch im Diluvium eingebettet, im Thale der Somme über 4 m tief, und zwar durch drei verschiedene Schichten bedeckt, hier in rund abgeschliffenem Gerölle. Vom Somme-Thale selbst sagte schon Lyell, es sei ein gewöhnliches Thal wie hundert andere in Frankreich und England, aber merkwürdig durch die Funde aus der Steinzeit, deren ursprüngliche Lagerung sich auf dem Plateau der dieses Thal bildenden Höhen befand, von wo sie mit den Knochenresten der Diluvialzeit herabgeschwemmt wurden. Dieses sei vorausgeschickt.

[1]) Dr. M. Hörnes, Die Urgeschichte des Menschen etc. Wien 1892.

Wenn wir nun das Blatt 13/XXIII der Generalstabskarte (1 : 75.000) zur Hand nehmen und 48° 6' 12" nördlicher Breite mit 38° 27' 0" östlicher Länge kreuzen, so bekommen wir im Intravillan der Stadt Miskolcz am rechten Szinva-Ufer beiläufig den Punkt, wo der Fund zum Vorschein kam. Dieser Punkt liegt also schon in der Ausmündung des Szinva-Thales gegen die Ebene und wird die Ausmündung südlich durch den plateauartigen Avas-Berg, nördlich durch das Akasztó-Gebirge gebildet. Nach der von der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien herausgegebenen Karte (1 : 75.000) dieser Gegend würde die Fundstelle im Diluvium liegen; die Bestimmung der ungarischen Geologen, so weit sie neuere, speciellere Aufnahmen betrifft (Obergeolog Ludwig v. Róth) ist einigermassen schwankend, und zwar weniger bezüglich der Schichtenfolge, als

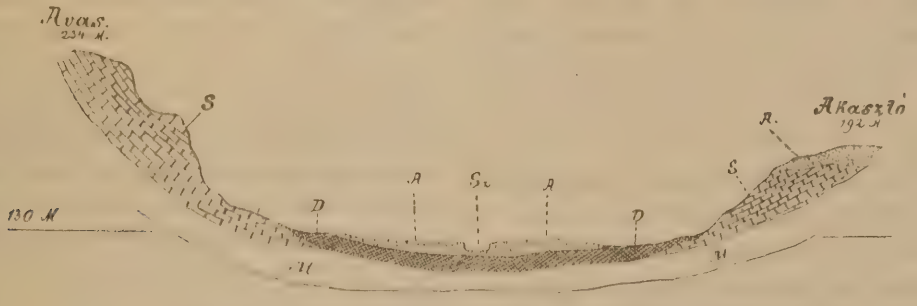



Fig. 45. Querschnitt der Mündung des Szinva-Thales.

vielmehr hinsichtlich des Zeitalters. Nach Angabe des genannten Fachmannes und auf Grund einer Bohrung zeigt sich folgende Schichtung: *S* Sarmatische Schichten (Trachyttuffe), *A* Alluvium (rundgeschliffenes Gerölle), *D* Diluvium (?), Lehm mit Schotter und Löss gemengt, *M* Mediterranstufe (Lehm, Sand), *Sz* Bett der Szinva. Nach dem Zeugnisse des Ingenieurs Adler, des Bauleiters und des Bauherrn, lag der Fund in der mit *D* bezeichneten Schichte, somit nach der Aufnahme der Wiener Geologen im Diluvium; nach Róth's neuester Version jedoch im „Alt-Alluvium". Jedenfalls befand sich dieselbe aber unter der aus reinem Schotter bestehenden, unbezweifelten Alluvialschichte, welche weiter in der Thalmündung bis 4 m Mächtigkeit erlangt. Ohne Rücksicht auf das Resultat einer späteren geologischen Aufnahme dürfte in Hinblick auf den letzteren Umstand der Ausspruch nicht zu gewagt erscheinen, dass auch der geologische Situs des Fundes zu Gunsten des paläolithischen Alters, also auch dafür spricht, dass diese Steinbeile nicht dahin verschleppt wurden.

Einen sehr interessanten Umstand bildet die Thatsache, dass eine über der Stadt liegende Kuppe des Avas-Berges im Munde des Volkes den Namen „Tüzköves", das heisst ein Ort, wo Feuerstein vorkommt, trägt, wo auch thatsächlich Feuersteine gefunden werden sollen. Ob da nun Knollen, Splitter oder gar Steinwerkzeuge vorkommen, ist bislang noch nicht constatirt.

Auch vom Szinva-Thale gilt der Ausspruch, dass es in jeder Beziehung hundert anderen Thälern Ungarns gleicht. Ob dasselbe durch weitere paläolithische Funde an Bedeutung gewinnen wird, das hängt von dem Resultate künftiger Forschungen ab, deren Aufgabe es ist, auch die paläontologischen Beweise zu erbringen.

Die paläolithischen Steinbeile von Miskolcz gehören zu den schönsten ihrer Art und sind die grössten unter denen, welche die einschlägige Literatur (Lubbock, Evans, Much etc.) anführt.

Als Beitrag zur Kritik der aus Ungarn stammenden und als paläolithisch angesprochenen Funde mögen anlässlich dieses Vorkommens die folgenden Bemerkungen dienen.

Der erste Fund (1874) stammt aus der Höhle des Baráthegy im Liptauer Comitate und wurde durch Béla v. Majláth in den Schriften der ungarischen Akademie der Wissenschaften eingehend beschrieben. Es handelte sich hiebei um menschliche Schädelfragmente, Scherben, Bruchstücke von Mammuthzähnen und besonders um Steinwerkzeuge, welche angeblich insgesammt unter der Travertinkruste, im Humus eingelagert, vorgefunden wurden. Franz v. Pulszky behandelte diesen Fund in der Einleitung, welche er zur ungarischen Ausgabe von Lubbock's Werk schrieb, und legte demselben eine grosse Bedeutung bei, wobei ihn hauptsächlich die scheinbare Analogie des grösseren Steinbeiles mit englischen Höhlenfunden zu leiten schien. Dem Funde haftete jedoch ein gewisser Zweifel an,

welchen selbst Pulszky's Autorität nicht zu zerstreuen vermochte. Die durch mich vollzogene Ueberprüfung der noch vorhandenen Stücke ergab, dass das grössere „Steinbeil" genau jene Bearbeitung zeigt, welche die neolithischen Nuclei charakterisirt und dass es sich in diesem Falle eher um einen untauglichen neolithischen Nucleus als um ein paläolithisches Steinbeil handle; überdies ist der Stein — nach Professor Krenner — echter Flint, wie solcher aus Ungarn nicht bekannt ist. Die übrigen Splitter entsprechen genau den gewöhnlichen neolithischen Pfeilspitzen und Messern. Dieser Fund kann also nicht als paläolithisch angesprochen werden.

Jene sechs Funde, welche Ortvay in seinen Arbeiten anführt [1]), sind hinsichtlich der Feststellung ihres angeblichen paläolithischen Charakters mehr auf Nebenumstände basirt, z. B. auf das Vorkommen im Löss oder auf die Zusammenlagerung mit Knochen vom Rhinoceros, Cervus megaceros, Elephas u. dgl. Bei keinem einzigen dieser Funde sind die Kriterien des paläolithischen Charakters, als: Material, Form, Technik und geologischer Situs annehmbar oder genügend vorhanden.

Sehr merkwürdig, aber gewiss verfehlt sind die Schlussfolgerungen, zu welchen Ortvay in seinen Arbeiten gelangt. Anfangs vertritt er die Ansicht, dass die in Ungarn geradezu massenhaft auftretenden Steinwerkzeuge schon mit Rücksicht auf das Material nicht als importirt zu betrachten sind, was auch seine Richtigkeit haben mag. Später bestreitet er die Kriterien, welche in der Technik liegen und geht bis zu der Behauptung, die geschliffenen und durchbohrten Steinwerkzeuge seien älter, als die durch blosses Absprengen erzeugten; und nachdem die schon berührte Löss-Hypothese das Ausschliessen der Steinzeit für Ungarn zur Nothwendigkeit machte, verfiel Ortvay auf die bekannte Hypothese der Rassenwanderung aus der im Osten gelegenen Heimat der Menschheit gegen Westen, welcher Bewegung dann Ungarn seine Steinzeitfunde zu verdanken haben würde.

Der erste, sämmtliche Kriterien der paläolithischen Zeitalters vereinigende Fund, wie jener von Miskolcz, musste auf diese deducirten Hypothesen förmlich verheerend wirken und es gibt kaum etwas Interessanteres als z. B. den scharfen Gegensatz zwischen der Behauptung von Kandra Kabos, wonach im Comitate Borsod auf paläolithische Funde nicht gerechnet werden kann, und der Zuversicht, womit Dr. Josef Hampel es ausspricht, dass das Auftauchen solcher Funde blos eine Frage der Zeit ist und er dasselbe entweder in den Höhlen des Bihar-Gebirges, oder im Randgebirge der ungarischen Ebene erwarte. Der Zufall wollte es, dass der erste paläolithische Fund gerade im Herzen des Comitates Borsod zu Tage gefördert wurde und wirklich im Randgebirge der Ebene [1]).

[1]) Vergleichende Untersuchungen über den Ursprung der ungarländischen und nordeuropäischen (dänischen, schwedischen, norwegischen) prähistorisehen Steinwerkzeuge. Separatabdruck aus dem XVII. Bande (der neuen Folge VII. Band) der Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Wien, Hölder, 1887.

[1]) Wir sind der Redaction des „Archaeologiai Értesitő", sowie der königl. ungarischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft für die freundliche Ueberlassung der Clichés zu bestem Danke verpflichtet. Anm. d. Red.

# Literaturberichte.

5.

**Lukas, Dr. Franz:** Die Grundbegriffe in den Kosmogonien der alten Völker. Leipzig, Verlag von Wilh. Friedrich. 1893. VIII, 277 pp.

In sehr gründlicher und verlässlicher Weise stellt der Verfasser, überall bis auf die Grundtexte zurückgehend, die in sich verwandten Vorstellungen kosmogonischer Art aus der Literatur der alten Völker zusammen. Er berücksichtigt hiebei aus dem semitischen Völkerkreis Babylonier und Juden (Genesis), aus dem hamitischen das alte Aegypten, aus dem indoeuropäischen die arischen Völker der Inder und Êranier, sowie vom europäischen Zweige Griechen und Römer, Kelten und Germanen. Zunächst kommt der Werth dieser Zusammenstellungen als Materialsammlung in Betracht; sie erleichtert künftig jedem Specialforscher auf diesem gewiss interessanten, aber spröden Gebiete seine Arbeit in dankenswerther Art. Eigentliche Resultate wissenschaftlicher Art lassen sich von vornherein kaum erwarten; über merkwürdige Parallelen und Analogien bringt man es auf diesem Untersuchungsfelde naturgemäss nicht hinaus. Diese zu constatiren, hat der denkende Verfasser nirgends unterlassen, nur möchte Referent sie deswegen nicht „Grundbegriffe" der Kosmogonien nennen. Es hat diese Terminologie einen Beigeschmack von Systematik und Wissenschaftlichkeit, die denn doch auf die verworrenen und ahnungsvollen Vorstellungen über die Weltanfänge keine Anwendung finden. Zu bedauern ist vielleicht auch, dass der Verfasser die primitiven Kosmogonien tiefer stehender Völker von seiner Betrachtung ausgeschlossen hat; so namentlich die Kosmogenien der Polynesier (Hawai, Neuseeland, Tahiti), die malayischen Kosmogonien, die Schöpfungssagen der nordwestamerikanischen Indianer u. s. w., für welche bereits so bequeme und tüchtige Darstellungen im Einzelnen vorliegen. Sicherlich hätte er für sein Material dort manche Erläuterung, die primitive Basis überhaupt gefunden. Es ist ein veralteter Standpunkt, der sich durch Unfruchtbarkeit rächt, blos „die alten Völker" in irgend einer Sache zu vernehmen. **Haberlandt.**

6.

**Macritchie, David:** The Ainos. With 19 Plates and 12 Textillustrations. Supplement zu Band IV des Internationalen Archiv für Ethnographie. Leiden, Verlag von P. W. M. Trap. 1892. 4°. XIV, 69 pp.

Die vorliegende Publication ist im Wesentlichen eine Erläuterung einer Anzahl von japanischen Darstellungen und Schilderungen der Ainos, und zwar sowohl der Ainobevölkerung von Yezo, als derjenigen der Kurilen und auf Sachalin. Die zu Grunde liegenden japanischen Quellen sind theilweise Buchillustrationen, wie die auf Pl. I und II dargestellten von Fayasi Sivei (XVIII. Jahrhundert), theils Kakemonos, zum grössten Theils aus dem Besitz des ethnographischen Rijksmuseum in Leiden und von Ph. v. Siebold gesammelt. Sie zeigen uns die Ainos in ihren häufigsten Beschäftigungen, der Jagd, dem Fischfang und zeichnen sich durch grosse Genauigkeit aus. Ob sie immer verlässlich sind, ist eine andere Frage, welche nicht immer mit der wünschenswerthen Akribie erledigt ist. Die historischen Quellen der Japaner über die Ainobevölkerung zeigen wenigstens, dass die japanischen Beobachter, voreingenommen und dünkelhaft, die Zustände der Aino-Bevölkerung vielfach übertrieben geschildert und phantasievoll ausgeschmückt haben. Den japanischen Zeichnern trauen wir allerdings etwas Besseres zu, aber dass auch sie sensationell auffassten, zeigen die beiden Ainobilder auf S. 56 und S. 57, welche der Wissenschaftlichkeit vorliegender Abhandlung keineswegs zur Empfehlung gereichen. In einem Anhang ist Einiges über die sogenannten „Aino-Inschriften" mitgetheilt, ohne dass irgendwie Neues, was über Terrien de Lacouperie hinausginge, beigebracht würde. Die vorangesandte Ainobibliographie, an sich verdienstlich, erweckt im Leser später sich nicht erfüllende Erwartungen. Die Ausführung der Tafeln, welche den Hauptwerth der Abhandlung ausmachen, ist eine vorzügliche und macht der opferwilligen Verlagshandlung alle Ehre. **Haberlandt.**

7.

**Scherman, Lucian:** Materialien zur Geschichte der indischen Visionsliteratur. Leipzig, Verlag von A. Twietmeyer. 1892. gr.-8°. V, 161 pp.

Die vorliegende schöne Arbeit beleuchtet jenes Capitel der menschlichen Culturgeschichte, welches wegen seines ahnungsvollen Themas hart an der Grenze der Philosophie steht, nämlich die Geschichte der Vorstellungen vom Jenseits. Dass sich die Behandlung dieses visionären Stoffes auf indischen Boden beschränkt und die ethnologischen Vorstufen kaum in der wünschenswerthen Weise berücksichtigt, ist ein Fehler und ein Vorzug der Arbeit zu gleicher Zeit. Ein Fehler, weil den in Rede stehenden Gedankenschöpfungen und Literaturproducten ihre letzte Basis und ihre tieferen historischen Wurzeln damit entzogen bleiben, ein Vorzug, weil es so ein streng geschlossener Kreis — der der indischen und zumal der buddhistischen Eschatologie — ist, welcher zur Darstellung verblieb. Die Ergiebigkeit dieses Gegenstandes für die vergleichende Religions- und Literaturgeschichte ist grösser, als man wohl auf den ersten Blick denkt. Nicht nur hat der Buddhismus durch seine Derivate in Hoch- und Ostasien eine grosse Zahl dieser eschatologischen Vorstellungen weit über ihren ursprünglichen Geltungsbereich hinausgeführt und eine grosse Zahl von Völkern zur Fortbildung und Ausgestaltung jener Ideen angeregt — es zeigt sich rücksichtlich dieses Gegenstandes auch eine psychologisch interessante Menge bedeutsamer Parallelen und Analogien auf unverwandten Religionsgebieten. Eine Arbeit, wie die vorliegende, musste vorangehen, ehe man daran gehen kann, das Verhältniss zwischen dem christlichen Stoff dieser Art und dem buddhistischen zu untersuchen. Verdienstliche Leistungen dieser Art, allerdings ohne auf der indischen Seite der Originale mächtig zu sein, hat bekanntlich R. Seydel in seiner „Evangelien-

harmonie", die im Uebrigen nach anderer Richtung steuert, Cap. 45 (S. 265), als Anfänge geliefert. Durch das neuerlich bekanntgewordene Petrus-Evangelium mit seinem apokalyptischen Fragment (Abhandlungen der Mission archéologique française au Caire, IX, S. 13—19) erhält eine derartige eindringende Vergleichung sogar ein actuelles Interesse. — Für den Ethnologen gibt es in dem angezeigten Werke eine Menge nicht leicht zugänglichen Stoffes aus dem grossen Verbreitungsgebiete des Buddhismus (siehe S. 75—110). Etwas verwunderlich ist, dass die vedischen Vorstellungen über die Fortdauer der Seele und die Bestrafung der Sünden, insbesondere auch über die Bedeutung Yama's erst nach den zwei ersten Abschnitten, die sich mit der brahmanischen und buddhistischen Eschatologie beschäftigen, ihre Besprechung finden. Es sind auf diese Weise Wiederholungen und wieder Trennung von Zusammengehörigem, so namentlich die Ausführungen über Yama vorgekommen, die vielleicht bei einer geänderten Disposition der ganzen Arbeit zu vermeiden gewesen wären. Einen sachlichen Grund hiefür aufzufinden, ist dem Referenten nicht recht möglich gewesen; vielleicht liegt der Grund in den äusseren Arbeitsverhältnissen des Verfassers, worüber indessen das Vorwort keine Andeutung enthält. Erwünscht wäre ein Index der benützten indischen Originalquellen gewesen und überhaupt ein Register der behandelten Vorstellungen. Trotzdem wird jeder aufmerksame Leser — und einen solchen setzt die gründliche Arbeit gar sehr voraus — die Schrift mit Genuss studiren und mit wirklicher Belehrung aus der Hand legen. **Haberlandt.**

8.

**Groot, J. J. M. de: Le code du Mahâyâna en Chine, son influence sur la vie monacale et sur le monde laïque.** Verhandelingen der k. Akad. van Wetenschappen te Amsterdam. Afd. Letterkunde. Deel I, Nr. 2. Amsterdam. 1893, 279 pp.

„Mahâyâna" oder das „grosse Fahrzeug" (im Gegensatz zum „hînayâna", dem kleinen Fahrzeug) ist nach der buddhistischen Terminologie die später zur Entwicklung gelangte mystische und metaphysische Richtung der buddhistischen Lehre, welche theoretisch zu metaphysischen Speculationen, praktisch zum Dhyâna, der Selbstversenkung, führte. Der einschlägige, sehr weitverzweigte Schriftencomplex gibt dem nördlichen Buddhismus sein abstruses und gelehrtes Gepräge. So ist der Mahâyâna-Codex auch für China der getreueste und ausführlichste Führer durch die daselbst herrschend gewordene Form des Buddhismus, und es ist daher ein sehr richtiger Gedanke des verdienstvollen Sinologen J. J. M. de Groote in Leiden gewesen, eine der wichtigsten Schriften dieses Codex, das Brahmajâlasûtra, zur Grundlage und zum Ausgangspunkt einer Darstellung des chinesischen Buddhismus zu wählen.

Wir erhalten in der vorliegenden Publication zunächst eine Uebersetzung des Sûtra-Textes, in welchem die Sittlichkeitsvorschriften der buddhistischen Lehre vollzählig aufgestellt sind. Durch die genaue Aufzählung und Beschreibung Alles dessen, was der Mönch und was der Laie (upâsaka) nicht thun sollen, erhalten wir einen anschaulichen Bericht davon, was man in den betreffenden Kreisen wirklich gethan, und so gewinnt diese Darstellung indirect einen bedeutenden Werth als Sittenschilderung.

Im zweiten Theile seines Werkes unternimmt es der gelehrte Verfasser nun, zur Theorie die Praxis aufzuzeigen: er schildert den Einfluss des Mahâyâna auf das Mönchsleben und die Laienwelt in China. Eine Fülle von culturellen Erscheinungen finden hier ihre Besprechung und geschichtliche Fundirung im buddhistischen System. Ich erwähne nur das Capitel über die Klöster (I), Almosen und Gastfreundschaft (IV), die Krankenversorgung (V), die religiöse Propaganda (Buchdruck etc.), über Cermonien schamanistischer Art, wie etwa den Regenzauber, Observanzen gegen die Heuschreckenplage, welche in ethnographischer Hinsicht besonders beachtenswerth sind, da sie den Buddhismus in seiner Connivenz gegen die primitive Schicht von Vorstellungen aufzeigen. Ethnographisches Material enthalten weiters die Capitel über die Eidformen (Capitel X), die Bussübungen (Capitel XII: Schilderung des buddhistischen Sonntags, des Uposatha) u. s. w. Ein alphabetischer Index erleichtert die Orientirung in dem inhaltreichen Bande in höchst erwünschter Weise. De Groot's jüngstes Werk ist, im Ganzen genommen, eine überaus dankenswerthe Ergänzung und Erweiterung für manche wichtige Partien des Eitel'schen „Handbook of Chinese Buddhism". Ein besonderer Reiz und Werth des Buches liegt darin, dass sein Verfasser, durch langjährigen Aufenthalt im Lande selbst, in der Lage ist, die Zeugnisse und Anführungen seiner Texte fortwährend durch seine Anschauungen zu beleben, wodurch auch die Gefahr unrichtiger Interpretation — bei buddhistischen Texten im Allgemeinen so nahe liegend — hier glücklich vermieden ist. **Haberlandt.**

9.

**Przybysławski, Władysław: Skarb bronzowy znaleziony na pravym brzegu Dniestru pod Uniżem.** (Ein Bronzeschatz, gefunden am rechten Ufer des Dniestr, unterhalb Uniż.) S.-A. aus „Teka Konservatorska". Lemberg 1892. 12 S. gr.-4°.

Bei dem Dorfe Uniż am Dniestr, Bezirk Horodeńka, wurde am 24. Mai 1890 ein Bronzeschatz, bestehend aus fünf Kesseln, welche ineinander staken, 90 cm unter der Erdoberfläche und 76 cm vom rechten Ufer des Dniestr entfernt, von schwämmesuchenden Landweibern aufgefunden und gehoben. In dem genannten Aufsatze beschreibt Władysław v. Przybysławski diesen Fund. Anfänglich war er der Meinung, dass er auf den reichen Begräbnissort einer prähistorischen Ansiedlung gestossen sei; diese Ansicht bestätigte sich aber nicht. Der Autor beginnt mit der Beschreibung des kleinsten Kessels, der von gleichmässigem Edelrost überzogen ist. An der ausgebauchtesten Stelle ist er 22·5 cm weit und vom concaven Boden aus 8·3 cm hoch; ein Henkel ist abgebrochen. Dieser Kessel bediente man sich als Schüsseln. Die Bronze enthält in 100 Theilen 87·14 Theile Kupfer, 12·46 Theile Zinn und Spuren von Blei. Am Bruch erscheint sie hellrosa. Was die Dimension und das Aussehen anbelangt, gleicht dieses Kesselchen einem Kessel aus dem National-Museum in Pest, welcher bei Aszód ausgegraben wurde.

Der zweite Kessel hat zweifache Patina, ist 24 cm weit und 13 cm hoch. Derselbe ist dem in Bardocz, Bezirk Szekely-

Udvarhely, Siebenbürgen, ausgegrabenen Kessel sehr ähnlich. Dieser Kessel muss häufig gebraucht worden sein; die dabei entstandenen Löcher sind verlöthet. Nach der Ansicht des Verfassers hing er oberhalb des Feuers. Die chemische Analyse des Bronzebleches (0·2 cm), dessen Bruchfläche hellgelb ist, wies in 100 Theilen 88·25 Theile Kupfer, 10·8 Theile Zinn und 1·09 Theile Blei auf.

Der dritte Kessel hat Henkel an den Seiten und oben Traghenkel (Handgriffe); er allein ist sehr gut erhalten und dem in Hajdú-Böszörmény aufgefundenen sehr ähnlich. Die ausgebauchteste Stelle ist 27 cm weit, die Höhe beträgt 11·02 cm. Das Metall ist an der Bruchfläche rothgelb und enthält in 100 Theilen 94·78 Theile Kupfer, 5·21 Theile Zinn, 0·18 Theile Blei und Spuren von Eisen.

Der vierte Kessel weist die meisten Verzierungen auf. Der Bruch ist röthlich; das Metall besteht in 100 Theilen aus 90·16 Theilen Kupfer, 9·96 Theilen Zinn und kleinen Mengen von Blei.

Der letzte Kessel ist der grösste und, was die Form betrifft, der schönste; er ist 14·7 cm hoch, 34·5 cm weit. Die Kreuzchen, welche Oesen haben, an denen Handgriffe (Traghenkel) befestigt erscheinen, sind klein und zierlich. Die Verzierung besteht in Gitterornamentik. In 100 Theilen sind 88·64 Theile Kupfer und 11·34 Theile Zinn. Dieser Kessel ist am besten erhalten, ziemlich biegsam und zeigt am Bruche eine hellgelbe Farbe.

Der Verfasser meint, dass diese Funde nicht heimatliche Producte seien, sondern von weit hergebracht wurden und den Funden aus Ungarn und jenen von Hallstatt gleichen.

Die Bronzegegenstände aus Hallstatt haben in 100 Theilen 92·71 Theile Kupfer, 7·29 Theile Zinn; jene in 100 Theilen 90·23 Theile Kupfer, 9·05 Theile Zinn und 0·60 Theile Blei. Daraus folgert Herr Przybysławski, dass diese Kessel etruskische Arbeiten sind und von den Römern herrühren, welche die Karpathen von Dakien aus bei der Quelle der Theiss überschritten, längs des Ufers des Pruth an dem Dorfe Tłumaczyk vorbei in der Richtung gegen den Dniestr (in der Umgebung von Horodeńka), also den gewöhnlichen Handelsweg zogen. Er ist nun der Ansicht, dass diese Kessel von römischen Kaufleuten hiehergebracht wurden. Zwei ähnliche Kessel sind schon früher in Jezierzany unterhalb Tłumacz gefunden worden. **Karásek.**

10.

**Matlakowski, Wład.: Budownictwo ludowe na Podhalu.** 4°. 93 S., 25 grosse Tafeln als Beilage. Herausgegeben von der Krakauer Akademie der Wissenschaften, 1892.

Während die Deutschen bereits wichtige Studien in Bezug auf das „deutsche" Dorf und Haus gemacht haben, können sich die Slaven nicht mit einem umfassenden Werke über das slavische Haus ausweisen. Doch glaube ich, dass es nothwendig ist, den ganzen Stamm in zwei grosse Gruppen zu theilen: In die Nordslaven (Čechen, Lausitz-Wenden, Polen und Russen) und die Südslaven (Slovenen, Serbo-Croaten, Bulgaren). Für die nördliche Gruppe ist es von Wichtigkeit, dass sie im Allgemeinen die Ebene bewohnt, was einen gewissen Einfluss auf den Conservatismus des Typus ausübt. Dass aber auch von einem „slavischen" Hause die Rede sein kann, daran erinnern mich zwei selbst erlebte Geschichtchen. Einst fuhr ich mit der Staatsbahn mit Kleinrussen aus Mähren nach Böhmen. Den deutschen Dörfern folgten an der Grenze die böhmischen. Bei ihrem Anblicke riefen die Kleinrussen erstaunt aus: „Das sind ja Dörfer wie die unsern!" Als ich dann in den Ferien die einförmige galizische Ebene durchreiste, kürzte ich mir die lange Fahrt durch Betrachtung der ausgedehnten Dörfer, welche mich an unsere böhmischen erinnerten. Nur die Dächer erschienen mir etwas zu hoch. Meiner Meinung nach wird einmal, bis man das Material über das nordslavische Haus verarbeitet haben wird, mit dem „deutschen" Hause eine revolutionäre Umänderung vor sich gehen, man wird dann aufhören, einen Unterschied zwischen einem „sächsischen, fränkischen" Hause zu machen und es wird sich wohl ein Typus für das Haus in der mittel- und osteuropäischen Ebene auffinden lassen.

Indessen wollen wir nichts vorhersagen. Obzwar nun die Slaven eine Abhandlung über das Haus nicht von allen slavischen Zweigen besitzen, haben sie doch eine Reihe Beschreibungen einzelner Häusertypen.

Ich beginne mit den Böhmen. Die hieher einschlägige Literatur hat F. Pátek in „Český lid" 1892, VI, 596, gesammelt: Adámek, „Česká chalupa" (Böhmisches Bauernhaus) in „Časopis Mus. Olom." 1890: (Red. Houdek) und von demselben „Selský statek v okresu hlineckém" (Bauernhaus im Bezirke Hlinsko), „Český lid" 1892, 4; Hlavinka, „Veřovany" („Obzor" 1884); Houdek, „O způsobu stavby dědin moravských" (Bauart der mährischen Dörfer), „Časopis Mus Olom." 1889. Sehr interessante und gründliche Abhandlungen: in „Český lid" 1893, III „Hannakischer Grund" („Hanácký grunt"); Jirásek, „České chalupy" (Böhmische Bauernhütten), „Květy" 1887 und die bis jetzt nicht erschienene Abhandlung im Werke Sr. kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen Rudolf, „Oesterreichisch-ungarische Monarchie"; Krásnohorská: „Nářadí v české chalupě" (Hausgeräthe in einer čechischen Bauernhütte), „Světozor" 1890; Krupka, „Česká ves" (Das čechische Dorf), „Osvěta" 1884; Nováková, „Pod českou střechou" (Unter čechischem Dache), „Kalendář paní a dívek českých", 1889; Píč, „Mužský" in „Památky archaeologické a místopisné", XIV; Vykoukal, „V hanácké dědině" (In einem hannakischen Dorfe) in „Kalendář Ústřední Matice školské" 1887; Prousek, „Dřevěné stavby z českého severovýchodu" (Holzhütten aus Nordost-Böhmen), „Světozor" 1892; Wiehl, „Česká chalupa na zemské jubilejní výstavě" (Böhmisches Bauernhaus in der Jubiläums-Landesausstellung — (dieses Bauernhaus war übrigens kein Typus!) J. Hruška, „Statek a chalupa na Chodsku" (Das Bauerngut und die Hütte in Chodsko) in „Český lid" 1893.

In „Osvěta" (Red. V. Vlček) befindet sich eine wichtige Abhandlung von Prof. Geitler über das litauische Haus, welche in's Deutsche übersetzt werden sollte.

Vom lausitz-wendischen Bauernhause schrieb A. Černý polnisch in der „Wisła", welcher Aufsatz auch in's Lausitzische übersetzt wurde.

Die Polen verdanken dem Redacteur der „Wisła", Herrn J. Karłowicz, den Aufsatz: „Chata polska" (Polnisches Bauenhaus), siehe Abdruck aus „Pamiętnik fizyjograficzny". Speciell für archäologische und ethnographische Abhandlungen gibt die Akademie „Zbiór wiadomości do anthrop. lud." heraus, obzwar „Sprawozdania" und „Posiedzienia wydziału histor-filozof" auch wichtiges Material enthalten. Im grossen Werke von

Kolberg, „Lud“, findet man in jedem Bande die Beschreibung polnischer Bauernhäuser.

Ueber das kleinrussische Bauernhaus und deren Dorfanlage schrieb Kopernicki, „Górali Ruści“, Holovacki in der Vorrede zu kleinrussischen Liedern (hauptsächlich aus Galizien), Markievič in „Obyčaji“, besonders aber in Kočubinskij's „Trudy expedicii“, VII. Band, und im vorigen Jahre in dieser Zeitschrift.

Einzelne Abhandlungen in der russischen Literatur, die das Bauernhaus behandeln, konnte ich nicht zusammensammeln; ich weise nur auf die Zeitschriften hin: „Ethnografičeskij Sbornik“, I, II (Byt, Malorusskago krestjanisa); „Zapiski imperatorskago russ. geografičeškago obščestva“; „Izvěstija imp. obšč. ljub. Jest. anthr. i ethn.“ und „Izvěstija“ aus Kazau, wo auch andere, besonders asiatische Völker berücksichtigt werden; „Ethnografičeskoe Obozrěnie“ (Jančuk) und „Živaja Starina“ (Red. Lamanskij), die auch litauische und lettische Ethnographie pflegen.

Ueber das russische Haus wird eine umfassendere Literatur vorliegen.

Vom serbischen Hause macht Erwähnung: Miličević, „Kneževina“ und „Kraljevina Srbija“, auch in „Život Srba seljaka“ in „Glasnik učen. društva“ und separat. Karić, „Srbija“ (4 Bände), „Selo“ in „Glas“ 24 von St. Novaković und auch in „Stara Srbija“ von Karić, die aber noch nicht erschienen ist. Diese Werke beschäftigen sich zwar nicht speciell mit dem Bauernhaus, aber enthalten doch wichtige Auskünfte über das neu- und altserbische Haus.

Alle einschlägigen Artikel können wir hier nicht aufzählen. Wir bemerken nur noch, dass eine kritische Analyse der russischen ethnographischen Literatur in 5 Bänden erst vor Kurzem aus der Feder des berühmten Pypin hervorgegangen ist. Bei den Slovenen verweisen wir auf das Werk Valvasor's: „Die Ehre des Herzogthums Krain“, in welchem sich auch Bilder von Gebäuden vorfinden.

Ehe wir das Werk des Herrn Matlakowski näher in's Auge fassen, wollen wir auseinandersetzen, welche Gegend man sich eigentlich unter Podhale zu denken hat. Es ist dies ein Theil der westlichen Tatra, die Scheide zwischen Polen und Slovaken, wo noch analog mit den Almen in den Alpen Ansiedelungen bestehen, die von Polen bewohnt werden. Podhale reicht etwa bis zum Poprad, östlich davon wohnen „Verchovinci“ — Kleinrussen, im westlichsten Theile heissen sie „Lemki“.

Das Werk des Herrn Matlakowski handelt vom polnischen Hause in der höchsten Tatra.

Das Material zu dieser Arbeit hat der Verfasser, wie er in der Vorrede anführt, schon mehrere Jahre gesammelt. Die Einleitung, in schwungvoller, poetischer Sprache geschrieben, schildert in begeisterten Worten das Terrain, welches der Autor seinem eingehenden Studium unterzogen hat, die Tatra, welche die Scheide zwischen den Polen und Slovaken bildet.

Die Dörfer sind klein, aber sie ziehen sich Kilometer lang hin, nicht wie die Dörfer in Mazowsko, und liegen inmitten herrlicher Wälder, wie in einem Paradiese, das von zahlreichen Bächen bewässert ist. Schade nur, dass die Bewohner dieser Gegenden rücksichtslos die Wälder ausroden, was vernichtende Ueberschwemmungen zur Folge hat.

Den einzigen Rest des gemeinschaftlichen Besitzes bilden die Weideplätze bei diesen Dörfern (pasieki č. paseky, polany-pole). An den Wegen sieht man Capellen der heil. Mutter Maria, des heil. Johann, Christi, welcher ärmlich, mit einem unbeschreiblich traurigen Ausdrucke im Antlitze, dargestellt wird, nicht aber Kreuze, wie in Polen üblich ist, oder litauische „mogilki“. Sehr interessant ist es, wenn der Verfasser die Namen der einzelnen Theile des Dorfes aufzählt, welche theils von dem Orte, wo sie liegen, theils von den Namen der Bewohner abgeleitet sind (z. B. Sywarne, Gładkie, do Szymonów, na Brzeżku). Die Stelle der Windmühlen in der Ebene vertreten hier kleine Wassermühlen, in malerischen Thälern gelegen. Der Lauf des Baches bestimmt die Lage des Dorfes, des Weges, nach ihm beurtheilt man die Weltgegenden. In der Regel sind alle Fenster in Podhale nach Süden gerichtet, wobei man gar nicht berücksichtigt, wie sie zur Strasse liegen. Als zweite Regel gilt, dass das Wirthschaftsgebäude dem Wohnhaus zunächst, aber immer im Westen steht, was aus ganz praktischen Gründen geschieht, damit nämlich der Landmann bei schlechtem Wetter („psota“) nicht zu weit zum Vieh („statek“) habe. Zugleich aber schützt es seine Wohnung vor den Westwinden.

Die Fahrstrassen befinden sich in sehr schlechtem Zustande, da man ihnen nur wenig Aufmerksamkeit schenkt. Die Communication zwischen den einzelnen Häusern geschieht mittelst des Fussweges („chodnik“), der hinter den Scheuern vorbeiführt. Die Gärten sind entweder offen oder geschlossen. Begrenzt sind sie gewöhnlich vom Hause, dem Wirthschaftsgebäude, dem Nachbarhause und dem Bache. Die Gärten sind excentrisch angelegt und von einander durch einen Staketzaun getrennt; die Zäune sind ganz einfach, mit Weiden („huzewski“) verbunden und unterscheiden sich durch ihren primitiven Bau von den dauerhaften mazowskyschen und ukrainischen Zäunen.

Bei den ärmsten Goralen wohnen, besonders im Winter, Menschen und Thiere unter einem Dache, mit einem Worte das ganze Gesindel („gawiedź“, „havěd'“) zusammen. Dies ist das Prototyp eines solchen Hauses. Am häufigsten kommen indessen zwei Gebäude vor: Das Wohnhaus und das Wirthschaftsgebäude. Bildet der Hof ein geschlossenes Ganzes, dann gelangt man durch ein Thor („wrotami“) hinein. Der Zwischenraum zwischen den Gebäuden und den Feldern heisst „obora“. In der Nähe des Hauses befindet sich ein Häuschen für Brennmaterial (Holz), vor diesem der „nátóń“, ein Ort, wo das Holz gespalten wird. Die Anzahl der Gebäude hängt von der Wohlhabenheit des Besitzers ab; auf dem Hof („obora“) sind gewöhnlich neben anderen Gebäuden auch einfache Dächer, welche auf einer Seite auf Pfeiler gestützt sind und die sich an der anderen Seite an die Wand der Hütte anlehnen; man nennt sie „pajty“ oder „jaty“; sollte das nicht von „Baude“, „Bude“ abstammen? Herr Malinowski glaubt, das Wort sei Ungarisch. Bei der weissen Stube („biała izba“) befindet sich der Gemüsegarten. Ein eigenthümliches Aussehen verleihen den Gärten die Bäume, welche die Gebäude überschatten. Der gewöhnlichste Baum ist dem Goralen die Esche („jasień“), dann der Ahorn und die Linde. Aus den heimischen Bäumen verfertigen sie Balken zu den Gebäuden von 73—77 cm. Breite. Die Stämme werden auf Balken (5 m lang) zerschnitten, deren Rinde abgeschält wird, worauf sie in zwei Hälften zertheilt werden, den sogenannten

„płazy“. Beim Bau fügt man stets zu dem dickeren Ende eines Balkens das dünnere des anderen hinzu, damit die Wand gleichmässig aufsteige.

Die Häuser in Podhale sind in der Regel noch aus Holz gebaut; steinerne Häuser bilden eine Ausnahme. Manchmal ist ein Zimmer oder es sind zwei Wände aus Stein aufgeführt. Charakteristisch für die hiesige Kunst ist das Verbinden der Balken in einem Winkel, und zwar entweder auf „zámky“ oder auf „copy“. In Zakopane macht man das auf „deutsche“ Art schräg („na śrege“). Solche Ecken sind immer sehr fest gefügt, damit sie allen Witterungseinflüssen Widerstand leisten; ja es sind Beispiele vorgekommen, dass Goralen ihre ganze Hütte (ohne Dach) von einem Orte an einen anderen trugen. Eines Spreizbalkens bedient man sich hier nicht, ausgenommen bei baufälligen Hütten eines armen Bauers, also nur als Nothbehelf.

Im vierten Capitel liefert uns der Verfasser die Beschreibung eines typischen Hauses des Goralen. Das Gebäude, worin der Gorale wohnt, nennt er „izba“ (Stube), selten „chalupa“ (χολυβη); gewöhnlich besteht es aus zwei Stuben: der schwarzen und der weissen. In ersterer wohnt er im Winter und diese hat daher auch einen Rauchfang; in letzterer (der weissen), die immer rein ist, während die vorgenannte vom Rauche verrusst erscheint, hält er sich im Sommer auf. Daher rühren auch ihre Bezeichnungen. Das Haus hat Fenster und Thüren blos nach einer Seite. Der Grund eines Hauses wird aus Stein aufgebaut. Hat der Gorale einen Keller in seiner Wohnung, dann führt eine Fallthür aus dem Wohnhause, gewöhnlich aus der weissen Stube hinab. Auf eine Wand gehen gewöhnlich sechs Balken, die aneinander durch („teblami“) Holzhaken verbunden sind. Die Polen kennen wie die Böhmen das Wort „povaly“ (Balken).

Das Dach wird von den dortigen Bewohnern „Dach“ genannt, dessen Giebel gebrochen und durch Dachsparren unterstützt ist.

Die Gebirgshütten zeichnen sich besonders durch sehr breite Dächer aus. Das Dach ist entweder mit Schindeln, mit Brettern oder endlich mit „kalence“ (Lehmschindeln) gedeckt. Die Giebel sind nach Osten und nach Westen gerichtet, da die Frontseite stets dem Süden zugekehrt ist. Beide Stuben sind symmetrisch, aber nicht miteinander verbunden, getrennt durch den 2·5—3 m breiten Hausflur („sień“, böhm. „síň“). Die Thüren sind stets breit, entweder aus einem Stücke, oder aber sie sind in der Mitte zu öffnen. Neben ihnen bei der Wand befinden sich die Stiegen auf den Boden. Ueber dem „ocap“, dem Zapfenstück über der Thür, ist stets ein Fensterchen angebracht, durch welches das Licht in den Hausflur fällt. Die Thür schliesst mittelst eines Riegels („zawory“) und eines hölzernen Schlüssels. Aus dem Hausflur führen die Thüren in die weisse und schwarze Stube, welche gegen den Hausflur zu öffnen sind. Die Tragbalken derselben liegen höher als jene der Stuben, auf welchen sie eben aufruhen. Das Dach dient dem Goralen als Speicher, wo er das Getreide aufbewahrt. Manchmal besitzt er eine eigene Bodenkammer von der Höhe eines kleinen Menschen, über welcher sich auf dem Giebel die „nadszczytówka“ oder „strzeska“ befindet. Der Rauch wird nicht durch einen Rauchfang über dem Dache abgeführt, sondern mittelst einer Röhre auf den Dachboden geleitet, von wo aus er durch Oeffnungen entweicht, die oft eigens zu diesem Zwecke in der Giebelkammer vorhanden sind („dymniky“, Rauchcanäle). Nichtsdestoweniger ist bei den Goralen nichts von Feuersbrünsten zu hören. Allerdings ist in Folge dessen der ganze Boden verrusst und an einigen Stellen hängt der Russ wie Spinnengewebe herab.

Im fünften Theile beschreibt der Autor die Abweichungen von diesem Typus, zunächst also die Kammern. Die Kammer befindet sich gewöhnlich entweder neben der Stube oder hinter derselben. Nirgends aber sind zwei Kammern neben beiden Stuben anzutreffen. In die Kammer führt eine Thüre aus der Stube. Hinter den Stuben können auch zwei Kammern vorhanden sein (hinter jeder eine). Die Kammer ist mit einem vergitterten Fenster versehen und diente als Speicher zur Aufbewahrung von Milch, Käse u. s. w. Es herrscht darin ein eigenthümlicher Dunst. In dem Dorfe Zdziar hat die Wohnung einen Hausflur, aus dem man in die Stube und aus dieser wieder in die Kammer gelangt. Die Kammer dient als Speicher, die Stube als Wohnung und das Vorhaus (sień), besonders im Winter, als Stall. Der Typus eines solchen Gebäudes ist der eines ungetheilten organischen Ganzen. — Manchmal kommt es vor, dass das Dach der Kammer niederer ist als das des Hauses; in Folge dessen erscheint das Dach unsymmetrisch. Die Länge der Stube („jizba“) beträgt 5—7 m, die Breite 5—6·8 m, die Höhe 2·43—3·4 m.

Im sechsten Capitel lesen wir etwas über die Ornamente. Besonders geschmückt sind gewöhnlich die Tragbalken („sosrębу“), die verschiedene Verzierungen, wie: Verschlungene Kreise, Dreiecke, Zähnchen etc. aufweisen. Im Innern des Kreises befindet sich meist ein Stern oder ein Pflanzenornament, Zweige, Blumen oder endlich auch Schlangen. An manchen Zimmerdecken sieht man die Jahreszahl der Erbauung, ja auch den Wahlspruch und den Namen des Besitzers; letzteres kommt jedoch nur selten vor. Ausserdem erblickt man hier oft das Monogramm der heil. Maria und Christi geschnitzt. Aehnlich sind auch die Thüren und Fensterbänder geschmückt.

Die Fenster sind klein; ebenso sind die Thüren niederer als das gewöhnliche Maass eines Mannes. Auf Seite 51 wird uns auch das Maass der Fenster angegeben: 54 cm Weite, 67 cm Höhe. Die Breite der Spalette (Fensterpfeiler) beträgt 24 cm.

Die Enden der Balken an den Ecken sind gewöhnlich geschmackvoll geschnitzt, ebenso die Dächer (besonders mit Zinken versehen), besonders aber ist der Giebel durch verschiedene Ornamente: Sterne, Schlangenlinien, Herzen, Halbmonde, die Sonne, geschmückt. Der First endigt an beiden Seiten mit verzierten „pazdurami“ oder „galkami“, welche Ausläufer nach den vier Weltgegenden haben. Das Dach ist manchmal uneben, in der Mitte etwas gewölbt; in Folge dessen erscheint das Dach breit und der „ocap“ vom Dache entfernt. Wenn hinten noch ein Gebäude angebaut ist, so ist das Dach asymmetrisch, an der Vorderseite (wo sich die Fenster befinden) enger; die Rauchcanäle sind an der Südseite angebracht, da sonst die West- oder Nordwinde den Rauch wieder zurücktreiben würden. Heutzutage ist keine Wohnstube mehr zu finden, in welcher der Rauch aus dem Herde bleiben würde, sondern er wird überall durch Röhren unter das Dach geführt. Die Oefen ruhen gewöhnlich auf hölzernen Gestellen (Füssen), die einem Parallelopipede ähnlich sind, neben welchem der Rauchfang, seltener der „kahlik“ (aus der deutschen „Kachel“), d. h. der Backofen, aufsteigt, an

dem sich gewöhnlich der Gorale wärmt und welcher vom Hausflur aus geheizt wird; am häufigsten findet er sich in der weissen Stube. Vereinzelt trifft man auch die „biegac“ an, welche unserem kleinen Backofen ähnelt. Vor Eintritt des Winters werden die Fugen der Wände mit Moos verstopft und mit Kalk innen und aussen verstrichen; in Folge dessen sehen sie wie bemalte weisse Streifen aus.

In Zdziar haben die Wände und Fenstereinkleidungen Zierden aus weissem Kalk. Der inneren Einrichtung der Wohnungen schenkte Herr Matlakowski in seiner Arbeit keine Aufmerksamkeit. Unter den Ornamenten sind besonders Blumen und Zweige beliebt. Aber diese Formen sind nicht der Natur nachgeahmt, sondern bereits conventionell, d. h. solche, wie sie sich schon von Geschlecht zu Geschlecht vererbt haben. Nur selten trifft man auch zoo- oder anthropomorphische Anklänge. Der Verfasser unterscheidet bei den einzelnen Verzierungen verschiedene Stufen: 1. Verzierungen, welche mit Ringen Aehnlichkeit haben, aus weissem Kalk auf ungeweissten Balken. 2. Weissgestrichene Spalten zwischen Balken. 3. Verschönerungen der Balken mit „pazdury“ bemalt (solche, wie sie am Ende der Dächer zu finden sind). 4. Geweisste Wände sind mit rothen Sternen, Ringen, Kreuzen, „pazdury“ bemalt.

Im achten Capitel unterscheidet der Autor acht Typen:

1. Hausflur und Stube.
2. Hausflur, Stube und Kammer.
3. Stube (schwarze), Hausflur, Stube.
4. Stube, Hausflur; hinter demselben ist eine niedere Stube oder eine kleine Küche angebaut, Stube gelegen.
5. Hinter der schwarzen Stube ist eine Kammer angebaut.
6. Bei beiden Stuben sind Kammern.
7. Die Kammer ist neben der schwarzen Stube gelegen.
8. Zwei Kammern, in welche man aus dem Hausflur gelangt.

Das, was der Verfasser von diesem Hause sagt, lässt sich auch vom böhmischen und russischen Hause sagen.

Hervorzuheben ist, dass der Hausflur niemals ein organisches Ganzes mit dem Wohnhause bildet.

Das achte Capitel spricht über die Wirthschaftsgebäude, deren wichtigstes die „szopa“ (Scheune, Scheuer, aus dem deutschen „Schuppen“ = niederösterreichisch „Schupfen“) ist, welche auf der „obora“ (Gehöft) steht. Die Scheuer besteht aus zwei Theilen, die von einander durch die Tenne („boisko“) getrennt sind, welche dem Hausflur bei dem Wohngebäude entspricht. Die Scheune befindet sich stets an der Westseite des Hofes. An der Seite gegen das Wohnhaus befindet sich ein grösserer Raum unterhalb des Daches, wo die Wirthschaftsgeräthe aufbewahrt werden. Auf der anderen Seite ist der Stall, über welchem sich der Getreide- und Heuboden befindet. Das Dach hat stets eine gute Neigung und ist mit Brettern gedeckt, deren unterste Reihe am längsten, die mittlere kürzer, die oberste am kürzesten ist. Das „boisko“ hat vorne und hinten ein Thor. Früher war dieses nur einflügelig; heute besteht es aus zwei Flügeln. Ausserdem führt von der Seite des „wypust“ (grösserer Raum unter dem Dache bei der „szopa“) eine kleine Thür auf das „boisko“, durch die man von hier trockenen Fusses in den Marstall gelangen kann. Oberhalb des „boisko“ befindet sich ein Boden, auf welchen man nicht mittelst einer Leiter, sondern mittelst eingeschlagener „Spriesseln“ gelangt, die zur Fallthür („przyłaz“) führen, durch die man das Heu auf den Boden bringt oder für das Vieh hinabwirft. Manchmal befindet sich an der Breitseite der Scheune eine kleine Nebenscheune, welche als Aufbewahrungsort für die Spreu dient. Manche Scheuern haben keine „wypust“, sondern in dem Thore ist eine kleine Thür angebracht. Hie und da findet sich auch eine alte „szopa“ überhaupt nicht geschlossen, und das Vieh kann da ganz nach Belieben ein und ausgehen. In dem dem Hause näheren Theile der „szopa“ bringt der Gorale seine Schafe und Kühe unter. Das Licht fällt durch ein kleines Fenster ein (von der Seite des Hofes) oder durch ein Loch, „przeziór“ genannt. An den Wänden sind Leitern und Futtertröge für die Kühe und Krippen für die Schafe vorhanden. In der anderen Hälfte der „szopa“ befindet sich der Pferdestall. Ausserdem sind bei der Scheune gewöhnlich noch Anbauten („jaty, pajty“) da, zum Aufbewahren des Holzes bestimmt. Wohlhabende Bauern haben oft mehrere Scheunen, welche das Gehöft ganz einschliessen.

Treten wir noch in die schwarze Stube, russ. „čërnaja“ (Dal. čérnaja izba = kurnája, bez truby) ein, in die uns eine kleine niedere Thür führt. Ihr Name rührt von den berussten Wänden her. An drei Wänden läuft eine lange Bank hin; in der Ecke steht ein schwerer alterthümlicher Tisch, um welchen herum sich massive Stühle befinden. Der Backofen steht auf einem eigenen Gestelle („krosny“); Feuer wird am Rande des Backofens angemacht. Hinter dem hölzernen Fussgestelle sitzen im Winter die Hühner. In einer anderen Ecke steht ein ganz einfaches Bett mit geschnitzten Seitentheilen; in der dritten Ecke hängt an der Wand eine Art Credenz für Teller und Schalen („połka“ = b. „police“), die mit mannigfachen Schnitzereien (Schlangen und Blumen) versehen ist. Zwischen der Credenz und der Thür befindet sich ein Gestell aus hartem Holze für Löffel. Ausserdem ist hier noch eine alte Krippe anzutreffen („jarmice“ = b. „jařmo“), welche dem Kalbe auf den Kopf gelegt wird, damit es nicht herumläuft. Die Wände sind, wie erwähnt, schwarz wie Ebenholz.

An dem Balken ist ein Crucifix und die Jahreszahl der Erbauung ausgeschnitzt. An der Zimmerdecke läuft der Länge nach ein Balken, „sosrąb“. Auf der dem Hausflur gegenüberliegenden Wand sind hinter einer schön verzierten Latte Heiligenbilder (deutsche Arbeit) angebracht; dagegen ist die weisse Stube anheimelnd. Der Fussboden und die Wände sind rein. Die Fenster- und Thürverkleidungen sind hier breit, alle Geräthe sind wohlgeordnet, geschmackvoll und machen einen guten Eindruck. Jedes Einrichtungsstück hat seine eigene Geschichte, ist entweder vom Grossvater, Onkel etc. ererbt.

Der Verfasser schliesst mit einem begeisterten Lob auf das idyllische originelle Leben der Goralen, zu denen die alles invellirende Cultur bisher noch nicht vorgedrungen ist.

Da das Studium eines solchen Werkes, wie es der Verfasser bietet, wegen der technischen Termini sehr beschwerlich ist, so dass selbst Polen ein gut Theil derselben nicht verstanden, insbesondere, da die besprochene Gegend an der Scheide zwischen den Polen und Slovaken liegt — so hat der Verfasser ein Verzeichniss der am wenigsten verständlichen Wörter beigefügt. Schade nur, dass der Verfasser nicht Philologe ist, denn da hätte er erkannt, welchen Einfluss das

Slovenische auf die polnische Sprache gewinnt, wo z. B. die Nasale ausfallen, z. B. Zub.

Dieser Dialekt verwandelt gern das ž in z, das č in c, das š in s; carny, huzew etc.

Einige Worte, die in diesem Dialekte und auch im Böhmischen vorkommen:

świetlica = b. světlice, světnice, in der Volksetymologie ausgesprochen: sednice, seknice, sence.
cierlica = nordb. trdlice, międlica = südb. mědlice (ausgesprochen mnědlice).
chodnik = b. chodník.
dziewięciół = b. devěcil.
gawiędź = b. havěď.
grzebien = b. hřeben.
huzew = b. houzěv.
izba = b. jizba (istьba = Stube).
jaseň = jeseň.
jasło = jesle.
jarmo = jařmo.
kahlik = kachel (aus dem Deutschen).
kalenica = kalenice, kalenec.
konárz = nordb. konár (Baumstock), slov. Ast.
krosna = b. krosna (Webestuhl; oder womit man Glas, Obst trägt).
listwa = lišta.
ława = lavička.
mer-zki = mrzký.
obora = obora, bedeutet aber Thiergarten.
ocap = okap.
pajta = ich glaube aus „Baude"; nach Malinowski, Oniektórych, 24, aus dem Ungarischen.
pasieka = paseka.
powała = b. poval.
psota = psota.
przyścianek = přístěnek, přístodůlek.
srąb = srub.
szopa = slov. šopa.
turnia = slov. turně.
wirch = b. vrch.
wychód = b. východ.
zawora = závora.
zleb = žlab.

In dieser Hinsicht leistet das Werk des polnischen Ethnographen Prof. L. Malinowski dem Leser die besten Dienste, das aber erst nach der Arbeit des Herrn Matlakowski erschien und welches den Titel führt: „O niektórych wyrazach ludowych polskich" 1892, (Akademie der Wissenschaften). In demselben wird eben auch der Einfluss der rumänischen und ungarischen Sprache auf die goralische in Podhale dargelegt. Für den Philologen ist diese gründliche Arbeit von ausserordentlicher Wichtigkeit. Ausserdem vergleiche man die Werke über diese Gegend von Chamiec, Kosiński, Kryński, Matlakowski, Spyrkowski, Wrześniowski.

Noch müssen wir daran erinnern, dass in der Schrift des Herrn Matlakowski 25 Bilder in den Text aufgenommen wurden; ausserdem gab er einen eigenen Band von 23 lithographischen, schön ausgeführten Blättern in grossem Formate mit einer Erklärung heraus, deren Anordnung und Gründlichkeit wir nicht genug loben können. **Karásek.**

## 11.

**Schrenck, Leopold v.: Reisen und Forschungen im Amurlande in den Jahren 1854—1856** im Auftrage der kais. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg ausgeführt. Bd. III. Erste und zweite Lieferung: **Die Völker des Amurlandes.** Ethnographischer Theil. Erste Hälfte. Mit 40 lithographischen zum Theile farbigen und 5 phototypischen Tafeln, 1 Karte und zahlreichen Holzschnitten im Texte. St. Petersburg 1881 und 1891.

Der im Jahre 1881 erfolgten Herausgabe der ersten Lieferung dieses fundamentalen Werkes ist nach zehn Jahren die zweite Lieferung gefolgt. Beide zusammen machen jetzt einen stattlichen Quartband von 630 Seiten Text, 45 Tafeln und einer ethnographischen Karte aus. Es ist ein ethnographisches Quellenwerk ersten Ranges, welches uns der gelehrte Petersburger Akademiker als Ergebniss der Forschungen eines langen, arbeitsamen Lebens hier vorlegt[1]). Da die erste Lieferung in diesen Blättern bisher nicht angezeigt wurde, so wollen wir hier auch auf dieselbe eingehen, da ohnedies beide organisch aneinanderschliessen.

In der Einleitung wird der rasche Zersetzungsprocess geschildert, welchen nicht nur die Völker des Amurlandes, sondern auch jene des östlichen Theiles von Sibirien durch die Besitzergreifung dieser Gebiete durch die Russen erfahren haben. Die wenigen Nachrichten, welche uns ältere Reisende über einzelne dieser Völker hinterlassen haben, bilden Alles, was wir über dieselben wissen. Heute ist ein Theil derselben nicht mehr vorhanden; einige von ihnen sind bis auf den mitunter auch noch recht zweifelhaften Namen verschwunden, spurlos untergegangen, eine neue Lücke in dem so undichten Gewebe der ethnologischen Wissenschaft bildend. „Was hier einmal versäumt worden, lässt sich später nicht wieder einholen. Das sind tragische Worte von einer bedauernswerthen Inhaltsschwere, die nur Jener in ihrem ganzen Umfange zu ermessen weiss, der die grosse Lückenhaftigkeit des ethnographischen Materiales kennt. Omoken und Schelager, Ariner, Assanen und Kotten, was sind diese Namen von einst grossen Völkern anderes, als ein leerer Schall, hinter welche die Ethnologie grosse Fragezeichen — Leichensteinen für Verschollene gleich — setzt?

„Auch die Völker des Amurlandes sind gegenwärtig in einen solchen Zersetzungsprocess getreten. Ja, bei ihnen dürfte derselbe noch um so rascher vor sich gehen, als die Colonisirung des Landes russischerseits mit einer Energie betrieben worden ist, die in Sibirien ihresgleichen nicht hat. Auch stellen Schilderungen späterer Reisenden[2]) ausser Zweifel, dass die Eigenart dieser Völker im raschen Schwinden begriffen ist. Schon jetzt dürfte es oft schwer fallen, das Ursprüngliche und Eigenartige in ihren Sitten, Gebräuchen und Anschauungen unter dem es überwuchernden Fremden und Ueberkommenen herauszufinden." Diese Schwierigkeit

[1]) Die anderen Bände der „Reisen und Forschungen im Amurlande" enthalten, soweit dieselben bis heute erschienen sind, die zoologischen und meteorologischen Ergebnisse der von L. v. Schrenck im Amurlande ausgeführten Reisen.

[2]) Nach dem Zeitpunkte, in welchen die Reisen Schrenck's fallen.

bestand zur Zeit, als v. Schrenck deren Bekanntschaft machte, noch nicht. „Die einzigen Culturvölker, mit denen sie bis dahin in längerer Berührung gestanden hatten, waren die Chinesen und Japaner, allein diese Berührung war, zum wenigsten für die entfernteren unter ihnen, immer nur eine spärliche, fast nur auf Handelsbeziehungen beschränkte; es fehlte der Cultur dieser ostasiatischen Völker, wenigstens bis dahin, der expansive Charakter der europäischen, um so zersetzend wie diese auf die Naturvölker wirken zu können.“

Wer solches gesehen und miterlebt, ist wohl berechtigt, wenn er, wie v. Schrenck dies in seinem grossen Werke in einigen lapidaren Sätzen thut, mit einer gewissen Dringlichkeit auf diesen unaufhaltsamen Process hinweist. Hat doch unser Altmeister Bastian in einer bisweilen an's Drastische streifenden Weise seinen gewichtigen Mahn- und Hilferuf erhoben, und kann jeder neue Nothschrei in dieser Richtung nicht oft und nicht eindringlich genug immer wiederholt werden. Es möge daher zur Entschuldigung dienen, wenn die eigenen Worte eines Blutzeugen hieher gesetzt werden, der in massvoller, aber daher um so überzeugenderer Weise diesen Zerstörungsprocess schildert, wie dies v. Schrenck in dem einleitenden Capitel thut. „Das Bild, das hier von den Völkern des Amurlandes entworfen wird, gehört zum grossen Theile bereits der Vergangenheit an. Seitdem Russland definitiven Besitz von diesem Lande genommen, haben sich die ethnographischen Verhältnisse desselben in raschen Zügen verändert. Wer das Amurland in den Fünfziger-Jahren, als ich es kennen lernte — mit Ausnahme der verhältnissmässig kleinen Strecke zwischen der Dseja- und der Bureja-Mündung, wo eine chinesische Stadt und mandschu-chinesische, Ackerbau und Viehzucht treibende Ortschaften lagen — noch eine continuirliche Wald- und Prairie-Wildniss, in der, ein paar kleine, neubegründete russische Militärposten abgerechnet, nur halbwilde Fischer- und Jägervölker ungestört ihr Wesen trieben, so breiten sich jetzt[1]) längs dem gesammten Amur und Ussuri in Zwischenräumen von je 20—30 Werst Poststationen oder Ansiedlungen russischer Kosaken oder freiwilliger Colonisten aus, am Hauptstrom sind Städte entstanden oder im Entstehen begriffen, an der Küste mehrfache Hafenorte begründet worden, Dampfschiffe laufen den Amur auf und ab und sogar ein Telegraphendraht durchschneidet schon die ehemalige Wildniss. Dass Vorgänge der Art nicht ohne den grössten Einfluss auf das Leben und Treiben der eingeborenen Bevölkerung des Amurlandes statthaben konnten, versteht sich von selbst. Wird ein Land mit noch fast jungfräulicher Natur der Einwanderung, der Colonisation, der Cultur geöffnet, so ist es nicht seine Pflanzen- oder Thierwelt, die zuerst Einbusse an ihrer Ursprünglichkeit erleidet, sondern der Mensch. Noch ehe die Wälder gelichtet, der jungfräuliche Boden aufgerissen und besäet, die wilden Thiere verscheucht oder vermindert worden, tritt der Mensch, der diese Wälder als Jäger durchstreift oder die Flussufer als Fischer bewohnt, mit den neuen Ankömmlingen in Berührung und Beziehung und trägt in seiner Lebensweise, seinen Sitten und Gebräuchen, seiner Sprache, seinen Anschauungen und Begriffen, kurz im gesammten Zuschnitt seines physischen und geistigen Lebens die Spuren der fremdartigen Berührung davon. Von welchen Folgen diese Berührung, wenn sie bleibend wird, für ein Naturvolk in der Regel zu sein pflegt, hat die Geschichte vielfach gelehrt. Zunächst in seinen physischen Existenzmitteln, der Jagd, dem Fischfang durch die neuen Ankömmlinge wesentlich und dauernd geschädigt, unfähig, sich neue Erwerbsquellen anzueignen, geschweige mit den ihm überlegenen Fremdlingen darin zu concurirren, von diesen oft auch mit Hilfe des unwiderstehlichen Branntweines ausgeraubt und entnervt, Schritt für Schritt aus seiner herkömmlichen Lebensweise herausgerissen, zudem auch in seinem psychischen Leben angegriffen, in Allem was ihm theuer und heilig war, verletzt und missachtet, durch die heraufbeschworenen Schrecken des eigenen Aberglaubens gedrückt und gepeinigt und zu all' dem vielleicht noch durch Krieg, sicher aber durch verheerende Krankheiten, wie sie der ersten Berührung eines Naturvolkes mit Europäern stets auf dem Fusse zu folgen pflegen, stark mitgenommen und gelichtet, geht es unvermeidlich der raschen Abnahme an Kopfzahl, der Verarmung, dem physischen und moralischen Verfall, der völligen Abhängigkeit von den neuen Ankömmlingen und entweder durch Vermischung mit denselben dem Verluste seiner Eigenart, selbst mit Einbusse der Sprache, oder aber dem gänzlichen Aussterben entgegen. Weicht es aber dem eindringenden Fremdling aus, zieht es sich, wo die Umstände es gestatten, nach entlegeneren Wildnissen zurück, so ist auch damit meist nur eine kurze Frist gewonnen; denn mit dem Verluste seines heimatlichen Bodens, seiner bekannten Jagdgründe und Fischereiplätze, seiner leiblichen Habe und seiner moralischen und psychischen Frische fällt es durch Verarmung und Verkümmerung schliesslich doch demselben Schicksale anheim.“

Die ethnographische Schilderung umfasst nicht den ganzen Amurstrom, sondern beginnt da, wo die beiden Hauptflüsse desselben, Schilka und Argunj sich vereinigen, das Stufen- und Tiefland des eigentlichen Amurstromes bis hinab zu seiner Mündung, im Osten auch die angrenzenden Küsten am Ochotskischen und Japanischen Meere sowie die noch geographisch wie ethnographisch dazugehörige Insel Sachalin umfassend. Hier ist es aber hauptsächlich ein Volksstamm, die Giljaken, welche den Grundpfeiler der ganzen Beschreibung bilden, unter welchem Schrenck am längsten verweilt und dessen Sprache er sich angeeignet hat. Diese auf eingehender Autopsie beruhende Beschreibung dieses Volkes ist durch handschriftliche Notizen der beiden berühmten Reisenden Middendorf und Maximowicz ergänzt; die des letzteren betreffen namentlich die benachbarten Oltscha und Golde. Wir werden die anderen, in den Kreis der Betrachtung fallenden Völker dieser Gebiete später kennen lernen.

Gleich hier sei die geradezu erschöpfende Benützung der vorhandenen, ausserhalb Russlands nur sehr wenig bekannten Literatur über diese Länder hervorgehoben. Die sorgfältige Anführung und Verwerthung derselben macht es auch in Zukunft dem Detailforscher fast entbehrlich, auf viele der Originalquellen selbst zurückzukommen.

Die Darstellung gliedert sich in drei grosse Gruppen:

I. Geographisch-historischer Theil,
II. Anthropologisch-ethnologischer Theil und
III. Ethnographischer Theil.

[1]) Diese Einleitung ist vor zwölf Jahren geschrieben; seit dieser Zeit ist schon ein Theil der Eisenbahn von Wladiwostok nach Norden gebaut worden, welche dann den Ussuri abwärts bis an den Amur, und diesen weiter hinauf durch ganz Sibirien nach Westen geführt werden soll.

Der letztere ist noch nicht vollständig und bleibt die Vollendung desselben der weiteren Fortsetzung des ganzen Werkes vorbehalten.

Wir wollen im Folgenden die zehn Abschnitte, in welche diese drei Theile zerlegt sind, kurz besprechen.

I. Theil. 1. Abschnitt. Allgemeine Uebersicht der indigenen Völker des Amurlandes. Grenzen ihrer resp. Verbreitungsgebiete. Räumliche Stellung der Culturvölker Ostasiens; Chinesen und Japaner im Amurlande. Räumliche Stellung der Russen den Amur-Völkern gegenüber. Ethnographische Karte des Amurlandes.

Sachalin eingerechnet, haben wir im Amurlande drei grundverschiedene Völker zu unterscheiden: Giljaken, Aino und Tungusen. Die beiden ersteren sind sesshafte Fischervölker und können von den tungusischen Völkern durch ihre Sprache scharf geschieden werden. Zwischen den beiden ersteren auf Sachalin eingestreut wohnen die halbnomadischen, zu den Tungesen gehörigen Oroken, welche sich schon durch ihre Benützung des Renthieres auch äusserlich scharf von denselben abgrenzen lassen. Am Festlande folgen dann zunächst den Giljaken die Orotschen (ein, wie nahezu alle folgenden, tungusischer Stamm), welche als Jäger umherstreifen und sich daneben auch mit Fischfang beschäftigen. Dann die beiden, eine tungusische Sprache redenden Stämme der Oltscha und Golde, welche, gleich den Giljaken, fast ausschliesslich Fischer sind. Die Golde sind am nächsten verwandt den Mandschu (ebenfalls einem tungusischen Stamme), welche durch ihre Beherrschung der Chinesen zu einem so grossen Einflusse auf die neuere Geschichte Ostasiens gelangt sind. Von den Golde sprachlich nur wenig verschieden sind die Kile, an welche sich die Negda und Samagirn anreihen. Weiter westlich sitzen die Biraren, welche ebenso wie die an sie angrenzenden Manägirn und die russischen Renthier-Tungusen vorwiegend Jägervölker sind. Von den beiden letztgenannten Stämmen sind wieder die ersteren als Pferde-Tungusen hauptsächlich die Bewohner ausgedehnter Prairien, während die letzteren mehr dem Gebirge angehören. Ganz im Westen sitzen die Orotschonen, welche als Renthierbesitzer ein Jagdvolk sind, obzwar sich ein Theil derselben auch mit den Pferden abgiebt. Am centralen Amur sowie am Sungari und Nonni sitzen die ebenfalls tungusischen Dauren, daneben die Solonen. Namentlich die ersteren, welche seit lange unter dem directen Einflusse der Mandschu stehen, sind sehr betriebsam und beschäftigen sich hauptsächlich mit Ackerbau, Viehzucht und Handel. Die Solonen dagegen sind Chinesen, theils sesshafte Ackerbauer, theils nomadisirende Jäger. Die Mandshu endlich sind hier in ihrer Heimat fast vollständig in den Chinesen aufgegangen; sie versehen hier nur noch die Wachtposten und Beamtenstellen, während die letzteren überrall als Kaufleute Handel treiben. Schrenck sucht den Nachweis zu liefern, dass die Giljaken und Aino von den Tungusen nach und nach an den äussersten Rand des Continentes, sowie auf die Insel Sachalin gedrängt worden sind.

2. Abschnitt. Veränderungen und Verschiebungen in den Verbreitungsgebieten der Amur-Völker in historischer Zeit, nach russischen, chinesischen, japanischen Nachrichten, nebst Sichtung und Deutung der im Amurlande gebräuchlichen oder auf dasselbe bezüglichen Völkernamen.

Wie schon diese Inhaltsangabe zeigt, ist dieser Abschnitt vorwiegend historischen Inhaltes. Mit der grössten Gewissenhaftigkeit sind die so sehr zerstreuten, mitunter recht dürftig fliessenden Nachrichten über die Geschichte des Amurlandes zusammengetragen und kritisch gesichtet. Der Verfasser ist dabei genöthigt, weit über die Grenzen des Amurgebietes hinauszugehen, um gewisse Völkerverschiebungen nachzuweisen.

Die Giljaken haben, soweit die historischen Nachrichten — etwa 200 Jahre — zurückreichen, keine wesentliche Veränderung ihrer Wohnsitze zu verzeichnen. Die Aino bewohnten ursprünglich den nördlichen Theil von Nipon und Yesso, und wurden später durch die Japaner einerseits auf das südliche Sachalin, andererseits auf die Kurilen gedrängt, deren grössten Theil (mit Ausnahme der nördlichsten Inseln) sie heute noch inne haben.

Die Oroken sind wahrscheinlich ein nach Sachalin vom Festlande hinübergewanderter Zweig der Oltscha. Diese letzteren selbst wohnten wahrscheinlich ehemals in den westwärts gelegenen Gebirgen als Renthiernomaden und wurden erst durch den Verlust dieses Thieres zur Niederlassung am Amurstrom und zum Fischerleben gedrängt. Erinnerungen an dieses Ereigniss finden sich mehrfach in ihren Sagen. Die den Mandschu verwandten Golde sind aller Wahrscheinlichkeit nach von Süden her in das Amurland gekommen. Die Negda, Samagirn und Kile sind dagegen den Renthier-Tungusen des Stanowoigebirges näher verwandt, als den anderen Amur-Stämmen. Grösser als im unteren Amurlaufe sind in den letzten Jahrhunderten die Verschiebungen unter den Völkern des oberen Amur gewesen; dieselben wurden namentlich durch das Vordringen der Russen bewirkt. Hier finden sich in den älteren Nachrichten noch Spuren verschiedener Völker, wie der heute ausgestorbenen Goguli. Die Dauren hatten ihre früheren Wohnsitze wahrscheinlich an den westlichen Quellflüssen des Amur und sind erst durch die dort vor sich gegangenen Völkerverschiebungen nach ihrem jetzigen Gebiete gedrängt worden. Von besonderem Interesse für den Culturhistoriker sind die Ausführungen Schrenck's über die alten daurischen Silbergruben. Es finden sich da noch Spuren von Schmelzherden, welche auf ein hohes Alter hinweisen. Dieselben werden nach einer heute in Sibirien weitverbreiteten Bezeichnung auch tschudische Gruben benannt. Sie stammen von einem unbekannten, ehemals weitverbreiteten Volke, jedenfalls aber nicht von den Dauren, da sich bei denselben heute keine Spur von Bergbaukenntnissen finden. Nach Schrenck waren diese alten Bergleute wahrscheinlich die Vorfahren der heutigen Mandschu, die Njutschi des XII. und XIII. Jahrhundertes. Die Biraren, Manägirn und Orotschonen waren früher auf die südliche Abdachung des Stanowoigebirges beschränkt und breiteten sich erst nach dem Zurückweichen der Gogulen und Dauren bis zum Amurstrome aus, zum Theil auch durch von Norden vorschiebende Tungusenstämme gedrängt. Sie vertauschten dabei das früher bei ihnen ausschliesslich gepflegte Renthier gegen das Pferd.

II. Anthropologisch-ethnologischer Theil. 3. Abschnitt. Abstammung und weitere Gliederung der Amur-Völker nach Sprache und physischer Beschaffenheit, insbesondere Schädelbau und Gesichtsbildung. Gruppe der nordostasiatischen

Randvölker oder Paläasiaten. Gruppirung der tungusischen Amur-Völker.

Die ersten Theile dieses Abschnittes sind von grossem theoretischen Interesse. Schrenck stellt mit vollem Rechte die Sprache als erstes und wesentlichstes Unterscheidungsmerkmal der einzelnen Völker in den Vordergrund. Er bezeichnet ganz richtig die den Begriff eines Volkes bildenden Merkmale und den physischen Charakter desselben als zwei incommensurable Grössen. Von den meisten Reisenden, ja sogar von vielen Forschern werden diese beiden auf ganz verschiedener Basis ruhenden Begriffe heute noch immer bunt durcheinander geworfen, um angeblich ein vollständiges Bild eines Volkes zu geben. Dasselbe geschieht auch noch mit einem dritten, von Schrenck aber nicht besonders hervorgehobenen Merkmale eines Volkes, nämlich seiner Cultur. Wir können daher die Schrenck'sche Bezeichnung noch erweitern und sagen: Rasse, Volk und Cultur sind drei incommensurable Grössen. Man kann die Völker heute nach ihren physischen Merkmalen eintheilen und in ein System bringen; wir erhalten dadurch eine Eintheilung des Menschengeschlechtes in Rassen. Man kann weiters die Völker als solche eintheilen und dabei hat die Sprachforschung das erste Wort zu reden. Und endlich kann eine Eintheilung nach den culturellen Merkmalen erfolgen, welche, historisch durchgeführt, ein Capitel einer allgemeinen Culturgeschichte der Menschheit bilden. Diese drei Merkmale decken sich aber nicht oder nur in seltenen Fällen und da auch nur zu einem gewissen Zeitpunkte; alle drei Merkmale haben ihre continuirliche historische Entwicklung, die aber nie beständig parallel läuft. In diesen Andeutungen liegt auch der Fingerzeig für einen ferneren erspriesslichen Ausbau der Wissenschaft vom Menschen. Das Durcheinanderwerfen dieser drei Begriffe wird immer Verwirrung hervorrufen; nur die gesonderte fachmännische Verfolgung der drei sich hieraus ergebenden Disciplinen kann die Wissenschaft vorwärts bringen. Es ist hier nicht der Ort, auf diese wichtige Frage näher einzugehen und behält es sich der Referent vor, bei nächster Gelegenheit darauf zurückzukommen.

Schrenck führt nun in diesem Capitel die Betrachtung der physischen sowie der sprachlichen Merkmale der Amur-Völker durch. Er äussert und begründet die Anschauung, dass die Giljaken ursprünglich nur auf Sachalin heimisch waren und erst später nach dem Festlande herübergekommen sind, während die Aino, wie schon früher erwähnt, von Süden durch die Japaner nach Norden gedrängt wurden. Das war aber auch nur wieder eine Phase in den Völkerverschiebungen im nordöstlichen Theile Asiens, deren Nachweis heute noch wahrscheinlich gemacht werden kann, während alles Frühere nur vermuthungsweise angedeutet werden kann.

Die Giljaken haben heute keinen einheitlichen physischen Typus; derselbe nähert sich jenem der Mongolen, sowie auch dem der von den letzteren ziemlich abweichendenden Aino.

Schrenck kommt durch die eingehende Betrachtung aller einschlägigen Verhältnisse auf die Bezeichnung der nord- und nordöstlichen Paläasiaten, welche er als Randvölker charakterisirt. Er fasst darunter alle sprachlich isolirten Nordasiaten zusammen, gegenüber den Hyperboräern Müller's und der Eintheilung derselben durch Peschel. Er bezeichnet damit jene Völker, welche durch verschiedene Ereignisse allmälig an den Rand des Continentes gedrängt wurden, und versteht unter letzterem nicht nur die Meeresküste und sowie die davorgelagerten Inseln (im Osten und Norden), sondern auch die an die Tiefebenen angrenzenden Gebirge (im Westen) [1]. Nach Schrenck ist es wahrscheinlich, dass alle Eskimo asiatischen Ursprunges sind. Dieselben wanderten einst vom asiatischen Continent nach dem Norden des amerikanischen Festlandes hinüber; ein Theil derselben wurde nachträglich im äussersten Norden wieder nach Asien (durch die Indianer) zurückgedrängt. Ebenso wie den Eskimo erging es den Bewohnern der Aleuten.

In sprachlicher Beziehung sind jedoch die Giljaken sowie auch die Aino durchaus von den Mongolen verschieden, ebenso wie auch die Sprache der beiden ersteren keine Aehnlichkeit zeigt. Ein weiteres Beispiel der totalen Sprachverschiedenheit bei sonst physisch gleichem Typus finden wir in den Giljaken und den ihnen benachbarten Oltscha.

Sehr interesant ist der Theil dieses Capitels, welcher über die Ornamentik dieser Völker handelt. Dieselbe ist namentlich bei den Giljaken überaus entwickelt und zeigt hier ganz charakteristische Merkmale. Schrenck meint nun, dass diese bei den letzteren von den Chinesen und Japanesen beeinflusst wurde, obzwar es gerade die Giljaken unter allen Amur-Völkern allein verstanden, sich diese Culturnationen vom Leibe zu halten. Von den Giljaken hat sich der von ihnen ausgebildete Ornamentstyl zu den anderen Amur-Völkern verbreitet; dagegen finden wir bei den sibirischen Tungusen eine von letzterem ganz verschiedene Ausbildung der Ornamentik.

III. Ethnographischer Theil. Erste Hälfte: Grundbedingungen und Bestandtheile des äusseren Lebens. 4. Abschnitt. Geringe und ungleichmässige Dichtigkeit der indigenen Völker des Amurlandes. Folgen ehemaliger Kriegsverheerungen und neuerlicher epidemischer Krankheiten. Wahl und Wechsel der Wohnorte nach den Jahreszeiten. Winter- und Sommerwohnungen. Jagd- und Nachtlagerzelte. Vorrathshäuser und Niederlagen.

Auch hier wie in den folgenden Capiteln sind die Giljaken überall am eingehendsten behandelt; daran schliesst sich mehr oder weniger ausführlich die ethnographische Schilderung der anderen Amur-Völker.

Die Giljaken sind ein seit altersher sesshaftes Volk; als solches betreiben sie fast ausschliesslich Fischfang und Robbenschlag. Ihr einziges Hausthier ist der Hund. Im Gegensatze zu ihnen sind dagegen die Tungusenvölker meist Nomaden. Ausführlich werden ihre Häuser (Jurten) beschrieben. Dieselben zerfallen in Winter- und Sommerjurten. Von den ersteren existiren zwei Formen, nämlich die uralte zeltartige Erdjurte und die sogenannte chinesische Jurte, welche ganz anders gebaut ist. Die Sommerjurten sind Pfahlhäuser. Schrenck gibt uns nun eine sehr interessante Zusammenstellung der Verbreitung der Erdjurte bei den paläasiatischen Völkern sowie bei den Eskimo in Nordamerika und Grönland. Die Oroken auf Sachalin gebrauchen als Nomaden nur

[1] Als solche Randvölker bezeichnet Schrenck die Giljaken, Aino, Kamtschadalen, Korjaken, Tschuktschen, Jukagiren, Tschuwanzen und Jenissei-Ostjaken.

Zelte; desgleichen die ebenfalls nomadisirenden Orotschonen, Manägirn und Biraren am oberen Amur[1]).

Ganz anders sind diese Verhältnisse bei den anderen tungusischen Amur-Völkern, nämlich den Oltscha, Negda, Samagirn, Golde und Orotschen. Dieselben sind mehr sesshafte Völker; sie haben zum grossen Theile ständige Sommer- und von diesen verschiedene Winterwohnungen. Die letzteren entsprechen der chinesischen Winterjurte; dagegen sind ihre Sommerwohnungen einfache Zelte.

5. Abschnitt. Aeussere Haltung: Kleidung, Haartracht, Schmuck, Tätowirung.

Die Verschiedenheit der Kleidung bei sonst unter denselben Himmelsstrichen wohnenden Völker hängt zum grossen Theile von ihrer Beschäftigung ab. Als Fischfänger, Robbenschläger und Hundehälter kleiden sich die Giljaken demzufolge in Felle vom Haushund, Seehund sowie in Fischhäute. Von den Chinesen beziehen sie seit altersher Baumwollzeuge. Charakteristische Verschiedenheiten zeigt die Haartracht der einzelnen Amur-Völker. Dieselbe ist nach Schrenck ein Zeichen der Abhängigkeit oder Unabhängigkeit von den Chinesen oder Japanern. Die den Giljaken eigenthümliche Haartracht haben auch die Negda, Oltscha und Oroken. Der Schmuck ist ebenfalls bezeichnend für manche Völker des Amurlandes. Ohrringe sind allgemein verbreitet; dieselben bilden zugleich den einzigen Gesichtsschmuck der Giljaken. Die Samagirn, Golde und Orotschen zeichnen sich noch besonders durch das Tragen von Nasenringen aus, und zwar solchen für die Nasenscheidewand wie auch für die Nüstern Interessant ist auch die Verbreitung des Daumenringes zum Bogenspannen, welches nach mongolischer Art erfolgt, bei den Giljaken, Oltscha, Manägirn und Orotschonen.

Bemalung und Tätowirung fehlt bei den Giljaken; dagegen ist namentlich letztere bei den Aino und mehr oder weniger bei den anderen paläasiatischen Völkern[2]) im Schwunge. Sehr beliebt ist die Tätowirung bei den Tungusen, doch erfolgt dieselbe nicht wie bei den Vorigen durch Acupunction, sondern durch Nähen[3]). Schrenck vertritt die Ansicht von der autochthonen Entstehung der Sitte des Tätowirens an verschiedenen Orten und ihre Verbreitung aus verschiedenen Centren. Bei verschiedenen Amur-Völkern ist jedoch unter dem Einflusse der Mandschu-Chinesen und der Giljaken die Tätowirung schon verschwunden oder im Verschwinden begriffen.

6. Abschnitt. Nahrung. Animalische und vegetabilische Nahrungsmittel. Haus- und Tafelgeräthe. Genussmittel: Branntwein, Tabak.

Die Nahrung richtet sich wieder ganz nach den Lebensverhältnissen. Die Giljaken sind als die ausgesprochensten Ichthyophagen fast ausschliesslich Fischesser. Daneben wird von ihnen nur noch Hundefleisch — und zwar nur von ihnen und den Aino[1]) — gegessen. Bärenfleisch, das als Leckerbissen gilt, wird nur bei den grossen Bärenfesten verspeist. Die Fischwelt, namentlich zwei Salmarten — in geringerer Menge auch Störe und Hausen — liefern ihnen das getrocknete Fleisch (Iukola) sowie Thran für die Wintervorräthe, sowohl für sich wie für ihre Hunde. Nebst Fischen wird das Fleisch vom Seehund und Weisswal gegessen. Charakteristisch ist der Abscheu vor dem Braten von Fleisch überhaupt, sowie die Abneigung gegen Salz. Dagegen tritt die Pflanzennahrung bei allen diesen Völkern überaus zurück und dient nur als Zukost.

Eingehend sind die zur Bereitung und Aufnahme der Speisen dienenden Geräthe sowie deren Herstellungsart beschrieben. Thongeschirr fehlt fast ganz; das letztere ist bei den übrigen paläasiatischen Völkern zur Zeit ihrer Entdeckung zu verzeichnen, mit alleiniger Ausnahme der Eskimo, bei welchen jedoch die Töpferei ein hohes Alter hat. Die Kenntniss der Töpferei bei den Aino ist auf japanischen Einfluss zurückzuführen. Interessant ist ein Excurs über die Fabrikation von Thon- und Porzellangeschirr im unteren Amurlande zu Anfang dieses Jahrhundertes; dieselbe existirt jedoch heute nicht mehr. Die Funde von alten Topfscherben und Steinwerkzeugen im unteren Amurlande und auf Sachalin gehören einem ethnologisch nicht mehr bestimmbaren Volke der Vorzeit an.

Bei den Aino macht sich durch japanischen Einfluss ein Mehrverbrauch von Cerealien geltend. Bei den anderen Amur-Völkern gewinnt die Fleischnahrung vor der Fischnahrung umsomehr Uebergewicht, je weiter man den Amurstrom hinaufgeht und je weiter sich die betreffenden Völker von demselben entfernen, was ja bei den eigentlichen Jägervölkern selbstverständlich ist. Im Süden macht sich schon der vermehrte Einfluss des ausgedehnteren Anbaues von Cerealien unter chinesischer Einwirkung geltend. Die Oroken sind mit Ausnahme der Lappen im fernen Westen die einzigen Renthierbesitzer, welche auch die Milch dieses Thieres geniessen. Mit der Zunahme der Fleischnahrung und der Verwendung von Cerealien macht sich ein grösseres Bedürfniss nach Salz geltend.

Auffallend ist das Fehlen des Theegenusses; dagegen ist der Genuss des Branntweines bekannt und stammt die Bekanntschaft desselben von den Chinesen. Zur Zeit Schrenck's wurde demselben jedoch nur sehr mässig gehuldigt, ein Vorzug, der heute kaum mehr zutreffen dürfte. Tabakrauchen ist allgemein verbreitet; Schrenck leitet den Anbau und Gebrauch dieses Narcoticums von Japan her, von wo derselbe über Korea nach der Mandschurei und von da erst nach China gekommen sein soll. Der Gebrauch des Opiums war den Amur-Völkern in den Fünfziger-Jahren noch unbekannt; durch den überaus raschen Fortgang des Anbaues der Mohnpflanze in der Mandschurei dürfte dies heute kaum mehr der Fall sein.

7. Abschnitt. Mittel der Bewegung und Ortsveränderung zu Lande und zu Wasser: Schneeschuhe, Schlitten, Zug-, Reit- und Lastthiere, Hund, Renthier, Pferd, Boote und Kähne.

Das Zufrieren der Ströme und Flüsse während des langen Winters nöthigt einen Theil der Amur-Völker auch zum

[1]) Dieselben werden durch ihre Hausthiere, das Renthier und das Pferd, zum Nomadenleben veranlasst, wegen des Wechsels der Weidegründe; ersteres mehr in den Gebirgsgegenden, letzteres dagegen in den grasreicheren Ebenen.

[2]) Mit Ausnahme der Itälmen auf Kamtschatka.

[3]) Wir lernen da eine sehr interessante Art der Tätowirung, die man als Nähtätowirung oder Tätowirung durch Ausnähen bezeichnen kann, kennen. Dieselbe geschieht in der Art, dass ein in Russ, Tusche oder dergleichen geschwärzter Zwirnfaden oder eine feine Thiersehne durch die Haut gezogen wird.

[1]) Die anderen Amur-Völker verabscheuen das Essen von Hundefleisch.

veränderten Gebrauche ihrer Mittel zur Fortbewegung. Im Sommer ist es das Boot, das sie nicht nur auf dem Strome, sondern auch auf ihren Fahrten längs der Meeresküste und nach Sachalin verwenden; im Winter dagegen sind es Schlitten und Schneeschuhe. Letztere sind namentlich bei den Jägervölkern vorwiegend im Gebrauche.

Nach Schrenck's Ansicht ist der Hund das älteste Hausthier. Später kam bei den nordischen Völkern erst das Renthier dazu; zuletzt das Pferd. Die Eskimo in Amerika kennen noch heute das Renthier als Zugthier nicht; Schrenck sucht das auf den Umstand zurückzuführen, dass dieselben zu einer Zeit nach Amerika hinübergewandert sind, als sie nur den Hund als Hausthier kannten. Er schreibt die Zähmung des ersteren den Tungusen zu. Das Halten des Renthieres nöthigt zum Nomadenleben. Bei den Oroken wird dasselbe ausser als Reit- und Lastthier auch zum Fahren — und zwar nur einspännig — verwendet. Letzteres ist unter allen tungusischen Stämmen der einzige Fall; dasselbe kommt sonst nur noch bei einzelnen polaren Völkern, wie bei den Tschuktschen, Korjaken, Samojeden und Lappen vor. Die drei erstgenannten fahren aber mehrspännig; die Oroken und Lappen immer nur einspännig. Die oberen Amur-Völker kennen schon das Pferd; es ist ihnen durch die Mongolen zugekommen. Dasselbe ist sogar schon den Golde bekannt, wird aber von diesen nur zum Reiten verwendet.

Von besonderem Interesse sind Ausführungen über die Wandlungen in der Verwendung verschiedener Hausthiere bei mehreren Amur-Völkern. So hatten die Oltscha, Negda, Samagirn und Golde früher das Renthier; heute haben sie durch den Einfluss der Giljaken dieses gegen den Hund vertauscht.

Trotz ihres während eines Theiles des Jahres nahezu beständigen Aufenthaltes am Wasser sind die Giljaken keine kühnen und gewandten Seeleute, etwa wie die Aleuten. Sie bleiben immer mehr ängstliche und vorsichtige Fluss- und Küstenfahrer. Interessant sind die Bemerkungen über die verschiedenen Bootformen, auf die wir hier jedoch nicht eingehen können.

8. Abschnitt. Fischfang, insbesondere Stör-, Hausen- und Lachsfang. Fischereigeräth. Seethierfang: Robbenschlag, Weisswalfang.

Der hier behandelte Stoff ist in stets ausführlicher und mustergiltiger Weise bearbeitet. Bei der Wichtigkeit des Fischfanges und der Jagd auf Seethiere bei einem Theile der Amur-Völker bildet dieses Capitel so recht den Kernpunkt für das Verständniss der Lebensverhältnisse derselben. Die Beschäftigung mit dem Fange der Wasserbewohner durchdringt ja den gesammten Anschauungskreis dieser Völker derart, dass man ohne Eingehen auf dieselbe keinen richtigen Begriff von ihrem ganzen Leben bekommt. So drängt der Fischfang zu einem mehr sesshaften Leben; eine Ortsveränderung ist nur zweimal des Jahres vonnöthen.

9. Abschnitt. Jagd auf Thiere des Waldes. Jagdgeräth. Eiserne Jagd- und andere Waffen und deren Anfertigung. Schutz- und Ehrenbewaffnung.

In vieler Beziehung bildet der Jäger den directen Gegensatz zum Fischer. Ist letzterer vorwiegend zum sesshaften Leben gezwungen, so ist der erstere ein ausgesprochener Nomade. Bei verschiedenen Völkern des Amurlandes finden wir aber beide Beschäftigungen in verschiedenem Grade vereint. Wie schon erwähnt, nimmt stromaufwärts die Wichtigkeit des Fischfanges allmälig ab und in demselben Masse die Bedeutung der Jagd zu. Die Giljaken sind unter allen Amur-Völkern die schwächsten Jäger; sie betreiben das Waidwerk nur zu dem ausschliesslichen Zweck, um die oft kostbaren Felle zu gewinnen, deren sie zum Handel mit den Chinesen benöthigen, und zwar geschieht das nur im Winter und in der Umgebung ihrer festen Wohnsitze. Zobel, Flussotter und Fuchs sind die Hauptjagdthiere. Der Bär wird häufig lebend gefangen und dann in den Niederlassungen aufgezogen. Die Giljaken und Oroken kennen die Bearbeitung des Eisens zu ihren Jagdwaffen von den Japanern. Bei den tungusischen Völkern am oberen Amur werden namentlich Fleischthiere gejagt, wie: Elen, Edelhirsch und Wildschwein.

Mit besonderer Vorliebe ist das Capitel der Fanggeräthschaften, namentlich der so merkwürdigen Fallen und Selbstschüsse geschildert. Früher kannten einzelne der Völker nur hin und wieder ein mandschurisches Luntengewehr; durch die Russen ist das moderne Gewehr eingeführt worden, und damit hat nicht nur für den Thierreichthum, sondern auch für die meisten der von demselben lebenden Jägervölker wohl die letzte Stunde geschlagen.

10. Abschnitt. Handel. Werthschätzung der vornehmsten im Handel, Haushalt und sonstigen Leben vorkommenden Gegenstände. Handelsverkehr der Amur-Völker untereinander und mit den Mandschu-Chinesen, Japanern und Russen. Ein Blick in die jüngstvergangene Geschichte des Handels und der Herrschaft der Mandschu-Chinesen im unteren Amurlande.

Ein ausschliesslich culturhistorisches Capitel. Wichtiger als Kriege und Eroberungszüge grosser Feldherren ist die Kenntniss der Handelsverhältnisse zum Verständniss der culturellen Eigenthümlichkeiten nothwendig, namentlich solcher Völker, welche in so directer Abhängigkeit von der Natur ihres Landes leben. Insoferne unterjocht der Handel mehr als mancher glänzende Kriegszug. Und doch gibt es auch hier bemerkenswerthe Fälle, welche der mitunter geäusserten Anschauung widersprechen, dass ein ausgezeichnetes Handelsvolk am seltensten charakteristische ethnographische Merkmale besitzt. Ein solches sind die Giljaken, das vielleicht eigenartigste und am meisten typische Volk des ganzen Amurgebietes. Freilich haben sie es immer meisterlich verstanden, den sich fortwährend vordrängenden Einfluss der Chinesen und Japaner abzuwehren, was bei einem Völkchen, das heute nur etwa 5000 Seelen zählt, viel sagen will. Als Händler unternehmen sie ausgedehnte Reisen, welche bis zur Südspitze Sachalins reichen, um Pelzwerk von anderen Völkern einzuhandeln; ja solches liefern ihnen in nicht unbeträchtlicher Menge die für dasselbe bei ihren Landsleuten keine Verwendung findenden Japaner. Da die Giljaken ihr gesammtes Pelzwerk wieder bei den Chinesen absetzen, so werden sie dadurch zu Handelsvermittlern zwischen den beiden grossen Culturnationen Ostasiens, eine gewiss höchst merkwürdige Thatsache. Aehnlich vermitteln auch die als ausgezeichnetes Handelsvolk geltenden Tschuktschen den Handel zwischen den Russen und den nördlichen Stämmen Amerikas.

Die anderen Amur-Völker stehen schon unter dem Einflusse chinesischer Händler, die sich sogar beständig unter ihnen aufhalten. Die Dauren spielen dagegen im oberen Amurgebiete dieselbe Rolle wie die Giljaken im unteren Theile.

Von besonderem Werthe sind die detaillirten Angaben des Werthes der verschiedenen Pelzwaaren und sonstigen Gegenstände, welche alle auf ein bestimmtes Einheitsmass („Ja“) zurückgehen.

* * *

Dies in ganz knappen Umrissen der wichtigste Inhalt des Schrenck'schen Werkes. Wenn wir auch damit über den Rahmen, der in diesen Blättern derartiger Anzeigen gesteckt ist, hinausgegangen sind, so war es doch wichtig, einmal ein Beispiel zu geben, wie ein Ethnograph beobachten und wie er seine Erfahrungen bearbeiten soll. Die Ethnographen könnten ein „Hallelujah!“ anstimmen, wenn sie heute über alle Völker ähnliche Meisterwerke zur Verfügung hätten. Dazu genügt es aber nicht, ein Land im Fluge zu durchreisen und allerlei zufällige Beobachtungen kunterbunt zu notiren und dann möglichst rasch auf den Büchermarkt zu bringen; das ist und bleibt nur Stückwerk! Dazu gehört jahrelanges Beobachten, Sammeln und Arbeiten, namentlich ein vollständiges Durcharbeiten der vorhandenen Quellen, kurzum die gewichtige Spanne eines langen, arbeitsamen Gelehrtenlebens. Wir haben diese Arbeitsmethode von Richthofen, einem Meister auf anderem und doch verwandtem Gebiete, anwenden gesehen; ihm hat sich nun Meister Schrenck durch sein Werk ebenbürtig an die Seite gestellt. Möge es dem grossen Gelehrten vergönnt sein, das Werk auch in derselben Weise zu Ende führen und sich dann noch in voller Rüstigkeit über die volle Anerkennung des Geschaffenen zu freuen!

**Heger.**

12.

**Internationales Archiv für Ethnographie.** Unter der Redaction von **J. D. E. Schmeltz.** Leiden. P. W. M. Trap.

Seit den ersten Anzeigen über dieses von der Gelehrtenwelt so freudig begrüssten Journales in diesen Blättern [1]) sind bis heute fünf Bände und vom sechsten Bande das erste Heft erschienen. Die grossen Erwartungen, welche man an dasselbe geknüpft, haben sich nicht nur erfüllt, sondern sind — man kann dies getrost sagen — noch übertroffen worden. Und das will heute bei der grossen Anzahl verwandter Zeitschriften nicht wenig besagen. Es ist voll und ganz, was sein Titel sagt: ein internationales Archiv, in welchem die besten Namen, welche heute unsere Disciplin tragen, vertreten sind. Die wenigen Bände enthalten eine ganz unglaubliche Menge des werthvollsten Stoffes, schon heute ein wahres Compendium der Ethnographie, welches Niemand missen kann, der sich mit dieser Wissenschaft befasst. Nicht wenig tragen zu der Trefflichkeit dieses Journales die grosse Anzahl der vorzüglich ausgeführten, meist farbigen Illustrationen bei, die dem opfermuthigen Verleger nicht wenig zur Ehre gereichen.

Wir wollen im Folgenden nur einige der wichtigsten Abhandlungen herausgreifen:

[1]) Band XVIII, S. 72 und 216.

**Band II (1889)**

bringt folgende grössere Aufsätze, welche hervorgehoben zu werden verdienen:

Das türkische Schattenspiel. Von Dr. F. v. Luschan. Mit 4 Tafeln.

Der Verfasser gibt darin eine eingehende Beschreibung der wichtigsten Figuren des in den Ländern des näheren mohammedanischen Orientes das Theater vertretenden Karagös-Spieles. Er ist geneigt, den Ursprung dieses Spieles auf chinesische Quellen zurückzuführen.

Das Wurfmesser der Neger. Von Dr. Heinrich Schurtz. Mit 1 Tafel.

Eine vortreffliche, vergleichend-ethnographische Studie dieses jungen Ethnographen aus der Schule Ratzels, welche auch einigen Bezug auf die anderen Waffen der Afrikaner nimmt, die einzig richtige Methode, nach welcher solche Stoffe behandelt werden sollen. Die Arbeit bedarf noch einer eingehenden Ergänzung der ähnlichen Waffen bei den ausserafrikanischen Völkern, welche nur angedeutet sind, um zu allgemeinen Gesichtspunkten zu gelangen. Der hier nur angedeuteten Meinung, die Rassenverwandtschaft für den Ursprung der Grundidee verantwortlich zu machen, möchten wir aber nach dem heutigen Stande der Forschung nicht beistimmen, da die Verfolgung dieses Gedankens, wenn nicht die strengste Kritik angewendet wird, die eben erst im Werden begriffene Ethnographie auf manchen, mitunter recht bedenklichen Abweg führen kann.

Beiträge zur Ethnologie der Gilbert-Insulaner. Von R. Parkinson.

Eine instructive, auf Autopsie beruhende Studie über ein heute für die Völkerkunde schon nahezu verlorenes Gebiet.

Das Barlum-Fest der Gegend Finschhafens (Kaiser Wilhelms-Land). Von Dr O. Schellong. Mit 1 Tafel.

Eine eingehende Schilderung dieses hochinteressanten, auf die Beschneidung der Knaben bezugnehmenden Festes, die uns vielfache Aufschlüsse über diese weit verbreitete Sitte bei den Papuas gibt.

Der Tod, das Begräbniss, das Tiwah oder Todtenfest und Ideen über das Jenseits bei den Dajaken. Von F. Grabowsky. Mit 4 Tafeln.

Dieser Aufsatz des Dajakforschers Grabowsky zeigt uns wieder so recht deutlich die durchgängige Verbreitung des Ahnencultus als primitive Grundschichte bei den Dajaken, der aber hier schon vielfach mit fremden, zum Theile wahrscheinlich von Indien über andere Inseln Malaisiens herübergekommenen Ideen durchsetzt ist.

Ueber südamerikanische Wurfhölzer im Kopenhagener Museum. Von Christian Bahnson. Mit 1 Tafel.

Der ausgezeichnete Ethnograph behandelt hier einen interessanten Gegenstand in ebenso trefflicher als klarer Weise und nimmt dabei Bezug auf zwei alte Gemälde im Kopenhagener Museum, welche vielleicht die ältesten künstlerischen Darstellungen von amerikanischen Volkstypen sind. Nach Bahnson sollen dieselben Angehörige der Tupination darstellen.

The Nanga of Viti-Levu. By Adolf B. Joske. Mit Bemerkungen von Baron Anatol Hügel und 1 Karte.

Gibt Aufschluss über jene merkwürdigen eingefriedeten Orte auf Viti, an welchen verschiedene religiöse Ceremonien, namentlich die Einweihungsfeste der Jünglinge stattfinden.

### Band III (1890).

The use of masks and head ornaments on the North-West Coast of America. By Dr. Franz Boas. Mit 2 Tafeln.

Eine vorzügliche Darstellung des oft besprochenen, aber noch lange nicht erschöpften Maskencultus aus der Feder des trefflichen Amerikanisten, der, wie kein Zweiter durch seine specielle Forschungsrichtung berufen ist, dieses noch so dunkle Gebiet aufzuhellen.

Studien über Steinjoche aus Mexiko und Mittelamerika. Von Hermann Strebel. Mit 4 Tafeln.

Der Verfasser, einer der besten Kenner Alt-Mexikos und seiner Cultur, gibt uns in diesem Aufsatze eine ebenso neue als überraschende Erklärung über diese bisher unter dem Namen „Opferjoche" bekannten Stücke. Er verwirft die landläufige Ansicht, dass dieselben bei den Menschenopfern Verwendung fanden, sondern erklärt dieselben als „Prunkstücke von hohem Werthe, welche als besondere Auszeichnung für bestimmte hochgestellte Persönlichkeiten, etwa für höhere oder höchste Rangstufen des Priester- oder Militäradels dienten und ihnen im Leben und darüber hinaus als Todtenbeigabe geweiht wurden".

Die Verbreitung der Anthropophagie auf dem asiatischen Festlande. Von H. Vos.

Gibt eine Zusammenstellung der auf das Festland von Asien bezughabenden Daten über diese Sitte. Es existiren hier keine Völker mehr, welche derselben aus blossem Geschmacke am Menschenfleisch huldigen; die Motive sind entweder Rachsucht oder Aberglaube, erstere: „indem man den Feind durch das Verzehren gänzlich zu vernichten sucht", letzterer „indem man glaubt, mit dem Verzehren des Fleisches zugleich die guten Eigenschaften der Verstorbenen in sich aufzunehmen".

Die Steinzeit Afrikas. Von Dr. Richard Andree.

Eine Zusammenstellung der wichtigsten Daten über die Steinzeit des schwarzen Continentes aus der Feder des diesen Stoff in ausgezeichneter Weise beherrschenden Verfassers.

Indonesische Prunkwaffen. Ein Beitrag zur Kunde des Kunstgewerbes in Indonesien und der ethnologischen Bedeutung des Kris. Von J. D. E. Schmeltz. Mit 2 Tafeln.

Der thätige Redacteur dieses Journales greift hier in die unendliche Fülle der gerade in dieser Beziehung so überaus reichen Sammlungen Hollands, um uns ein Beispiel zu geben, wie man einen solchen Gegenstand behandeln soll. Wir erfahren Eingehendes über die Anfertigung der Waffen in Indonesien; darauf folgt eine detaillirte Beschreibung der ausgezeichneten Sammlung „Sloet van de Beele", und endlich als Schlusscapitel: „Zur ethnologischen und symbolischen Bedeutung des Kris", jener so eminent charakteristischen Waffe Indonesiens, das uns eine Fülle von Daten, Gedanken und Anregungen bringt. Der Aufsatz gipfelt in dem Satze „dass nur allein das Gesammtergebniss der anatomischen, linguistischen und ethnographischen Charaktere eines Volkes massgebend für dessen Classificirung sein kann", eine freilich bislang noch ungelöste und vielleicht geradezu unlösbare Aufgabe, da, wie wir dies an anderer Stelle ausgeführt haben, diese Charaktere incommensurable Grössen (nach v. Schrenck) bilden.

Altmexikanische Wurfbretter. Von Dr. Ed. Seler. Mit 1 Tafel.

Eine zusammenfassende Darstellung dieses Gegenstandes von unserem ausgezeichneten Amerikanisten, der dabei alle Fächer seines reichhaltigen Wissens über die alte Cultur Mexikos aufschliesst. Von besonderem Interesse ist die Beschreibung einiger neuerlich aufgefundener alter Wurfbretter, die eingehend geschildert werden.

Ueber altmexikanische und südamerikanische Wurfbretter. Von Dr. Hjalmar Stolpe.

Eine interessante Ergänzung der vorigen Studie.

Vergleichende Studien auf dem Felde der Maya-Alterthümer. Von Dr. P. Schellhas. Mit 1 Tafel und zahlreichen Textillustrationen.

Ein trefflicher Aufsatz, der das in den Codices enthaltene kostbare Material ethnographisch zu verwerthen sucht.

Beiträge zur Ethnographie von Borneo. Von J. D. E. Schmeltz. Mit 1 Tafel. (Findet seine Fortsetzung in Bd. V. Mit 2 Tafeln.)

Enthält eine, wie bei diesem Autor als selbstverständlich vorauszusetzen ist, mustergiltige Beschreibung einer Anzahl der im ethnographischen Reichsmuseum zu Leiden befindlichen Gegenstände der Dajaken aus der Sammlung des Hauptmannes Christian. Die Beschreibung wird in der Folge fortgesetzt werden.

### Band IV (1891).

Zwei Jahre in Korea. Von Dr. Masanao Koike.

Der japanische Stabsarzt Masanao Koike legt in demselben seine Beobachtungen, welche er über die Koreaner zu machen Gelegenheit hatte, vor. Bei der Abgeschlossenheit der Frauen in Korea, sowie des Familienlebens überhaupt, war es von hohem Werthe, dass seine Frau an diesen Forschungen Theil nahm. Männer erfahren im Oriente im Allgemeinen sehr wenig über das Leben der eingeborenen Frauen; die Heranziehung gebildeter Frauen zur Aufklärung dieser Verhältnisse ist daher dringend geboten. Es ist sehr erfreulich, dass die Japaner heute schon, nach kaum viertelhundertjährigem Einflusse der europäischen Bildung in ihrem Lande selbst im Stande sind, so treffliche, wissenschaftliche Beobachtungen zu machen, wie sie in dieser Arbeit niedergelegt erscheinen. Dieselbe bringt fast nur Neues, da Korea mit Recht den Namen eines „verschlossenen Landes" führt.

In dem folgenden Artikel:

Die Sammlungen aus Korea im ethnographischen Reichsmuseum zu Leiden (mit 3 Tafeln), benützt J. D. E. Schmeltz die Gelegenheit, um die schönen Samm-

lungen des Leidener Museums aus diesem Lande in mustergiltiger Weise zu beschreiben.

Ethnographische Beiträge zur Kenntniss des ostindischen Archipels. Von Dr. Baessler. Mit 6 Tafeln.

1. Beitrag zur Ethnographie der Sulu-Inseln.

Ein leider noch sehr vernachlässigtes Gebiet. Es finden sich eine Anzahl ethnographischer Gegenstände von da beschrieben und abgebildet. Die Sululeute, deren Hauptbeschäftigung der Krieg, die Jagd, namentlich aber die Seeräuberei bildet, haben wenig Originelles in ihren Gegenständen. Eine Ausnahme bilden die interessanten Waffen. Leider ist über eine der merkwürdigsten derselben, den an die geflammten Krise erinnernden „Kalis", nur wenig Bemerkenswerthes mitgetheilt; das Verbreitungsgebiet dieser Waffe bleibt nach wie vor noch dunkel. Bei der starken Verbindung der Inseln mit Brunei erklärt sich das gleichartige Vorkommen mancher Waffen und Geräthe.

2. Ethnographische Notizen über Wetter.

3. Heiliger Stein und Grabmal auf den Key-Inseln.

4. Masken von Tidore etc.

Diese Capitel bringen manche dankenswerthe Notiz über diese nur selten von einem sachkundigen Forscher berührten Inseln.

Die geographische Verbreitung der Negertrachten. Von Dr. Heinrich Schurtz. Mit 1 Karte.

Die Abhandlung des uns bereits bekannten Autors zeigt wieder die eminente Methode der Schule Ratzel's. Die Arbeit hält sich von zu weitgehenden Schlussfolgerungen ferne, welche der Verfasser in einer verwandten Schrift ausgesprochen hat, und die manche scharfe Kritik erfahren haben. Der Schlusssatz: „In den Trachten spiegelt sich das Geistesleben der Völker, — nur wenn wir die Gedankenwelt eines Volkes begriffen haben, verstehen wir auch seine Tracht", gilt in seinem letzten Theile auch für die meisten anderen Erzeugnisse eines Volkes; für den ersten Theil möchten wir aber eine gewisse Beschränkung für angemessen finden.

Critische Beschouwingen over de Theorie van Dr. H. Ploss, aangaande de Beteekenis van de Besnijdenis bij de verschillende Volken. Door Dr. Julius Jacobs

Theorien müssen kritisch behandelt und eingehend discutirt werden, ehe sie auf eine allgemeinere Anerkennung rechnen dürften. Es gibt gute Theorien, welche sich daher bei ihrem Auftreten sofort einen grossen Kreis von Anhängern erwerben; und es gibt schlechte Theorien, welche oft nur einen einzigen Vertreter — und das ist ihr Erzeuger — kennen. Zu den ersteren gehört die Ploss'sche Theorie von dem Ursprunge der Beschneidung, welche sich ziemlich allgemeine Geltung verschafft hat. Je besser aber eine Theorie, desto öfter muss sie geprüft werden und auch einer solchen Prüfung Stand halten. Die wenigsten Gegner einer Theorie, welche ja doch immer auf der Betrachtung und Verwerthung von Thatsachen beruht, begnügen sich aber damit, eine solche nur zu ergänzen oder zu rectificiren, sondern es wird meist schnurstracks eine neue Theorie aufgestellt. So auch hier. Die Theorie von Ploss wird verworfen und eine neue ausgesprochen, nach welcher die Beschneidung in ihrer ursprünglichen Bedeutung ein Opfer an die Gottheit darstellt, von der man annahm, dass von ihr die zeugende Kraft ausging

Todteninseln und verwandte geographische Mythen. Von Dr. Johannes Zemmerich. Mit 1 Karte.

Behandelt in ausführlicher Weise die verschiedenen Vorstellungen von dem Aufenthaltsorte der Verstorbenen, resp. ihrer Seelen, der Lage des Todtenlandes, welcher Erörterung eine sehr dankenswerthe Karte der Lage der mythischen Orte beigegeben ist, der Sage von einer Quelle des Lebens oder der Jugend, über die Wege und Reisen nach dem Todtenlande, die Vorstellungen über dessen Aussehen, sowie die Existenz desselben und endlich über die Entstehung der Atlantissage.

Sumpitan and Bow in Indonesia. By C. M. Pleyte Wizn. Mit 4 Tafeln.

Eine sehr interessante Untersuchung über die Verbreitung des Blasrohres und Bogens im malaiischen Archipel. Auf einer Tabelle, die Pleyte zusammengestellt, macht er den Versuch, zwei Linien zu ziehen; westlich von der ersten ist das Blasrohr vorherrschend, östlich von der zweiten der Bogen ausschliesslich in Gebrauch. Zwischen diesen beiden Linien befindet sich ein Gebiet, in welchem beide Waffen fehlen. Sehr bemerkenswerth ist das nahe Uebereinstimmen dieser beiden Grenzlinien mit jener, welche Dr. Brandes als die Scheidungslinie des östlichen und westlichen Zweiges der malaio-polynesischen Sprachen erklärt.

## Band V (1892).

Malaiische Lieder und Tänze aus Ambon und den Uliase (Molukken). Von Prof. Dr. W. Joest.

Bringt zahlreiche Beweise für die poetische Begabung der Malaien sowie ihres nicht unbedeutenden Musiksinnes bei. Ein Dutzend Lieder sind mit Noten versehen.

On ancient mexican shields. By Zelia Nuttal. Mit 3 Tafeln.

Beschreibt den Federschild aus dem Schlosse Ambras und verbreitet sich über die altmexikanischen Schilde im Allgemeinen. Es werden da fünf Sorten von Schilden unterschieden, nämlich: Kriegsschilde für die gemeinen Soldaten; Prunkschilde als Militärrangszeichen (letztere wurden meist bei Festen und Tänzen gebraucht); Schilde der obersten Feldherren; Schilde für religiöse Feierlichkeiten und endlich solche, welche Personen von höchstem Range zukamen. Als ein solcher wird der Schild von Ambras erklärt: das darauf befindliche Thier stellt ein Wappen dar.

Die Entwicklung und Verbreitung der Bautypen im Gebiete der finnischen Stämme. Von Dr. A. O. Heikel. Mit 2 Tafeln.

Eine sehr dankenswerthe Erweiterung eines früher unter dem Titel: „Die Gebäude der Tscheremissen, Mordwinen, Esten und Finnen" erschienenen Aufsatzes.

Die Theogenie der Dajaken auf Borneo. Von F. Grabowsky.

Der bekannte Dajakforscher gibt hier eine gute Zusammenstellung der auf diesen Gegenstand bezugnehmenden Literaturangaben, die er durch Bemerkungen,

welche aus selbstständigen Beobachtungen hervorgingen, ergänzt. Er stellt sich in Bezug auf die Erklärung der religiösen Anschauungen der Dajaken vollkommen auf den Standpunkt von Wilken, der denselben als Animismus bezeichnet, der sich in zwei Formen, dem Fetischismus und dem Spiritismus äussert.

Ueber die psychologische Bedeutung der Ethnologie. Von Dr. Th. Achelis.

Der auf philosophischem Gebiete wohl bewanderte Autor zeigt uns hier die höheren Gesichtspunkte, nach welchen die moderne Ethnologie behandelt werden muss. Er stellt sich dabei auf die Basis der Naturwissenschaften, welchen er die Ethnologie angliedert und versucht die seinerzeit lange abgebrochene Brücke zwischen der Philosophie und den ersteren wieder aufzurichten. Diese Verbindung beider, einmal hergestellt, wird wohl nicht mehr zerrissen werden; aus derselben wird für die Ethnologie aber reicher Gewinn erwachsen.

Die Bewohner des Nikobaren-Archipels. Von Dr. W. Svoboda. III. Theil, mit 9 Tafeln.

Der frühere österreichische Fregattenarzt Dr. Svoboda, der vor einigen Jahren mit einem österreichischen Kriegsschiffe die Nikobaren besuchte, macht in diesem umfangreichen Aufsatze den gewiss dankenswerthen Versuch, alles das, was bisher über die Ethnographie dieser Inselgruppe geschrieben wurde, zu einem Gesammtbilde dieser Insulaner zusammenzufassen und ergänzt diese Daten durch seine eigenen Beobachtungen. Diese Abhandlung wird durch zahlreiche gute Abbildungen illustrirt, die uns ein Bild der gesammten Cultur der in derselben noch wenig vorgeschrittenen Nikobaresen geben, die, ausgesetzt im Ocean, nur geringe culturelle Zuflüsse von den sie in nicht zu grosser Entfernung umgebenden uralten Culturländern erfahren haben. Der Schluss des Aufsatzes füllt das erste Heft des VI. Bandes.

Kleinere Aufsätze von mitunter hervorragendem Interesse haben wir bei dieser Anzeige raumeshalber ausser Acht gelassen. Unter den Autoren derselben finden sich die bewährtesten Namen, wie: F. S. A. de Clercq, Prof. H. H. Giglioli, Dr. E. Modigliani, Prof. G. Schlegel, Dr. A. Ernst, Baron G. W. W. C. van Hoëvell, Prof. M. Th. Houtsma, Dr. H. ten Kate, Dr. J. J. M. de Groot, Desiré Pector und Andere.

Geradezu zahllos sind die kleinen Notizen und die aus Correspondenzen ausgezogenen Bemerkungen, die eine Fülle kostbarer Details enthalten. Ausserdem finden sich in jeder Nummer folgende Rubriken:

Sprechsaal.

Museen und Sammlungen.

Bibliographische Uebersicht, von Dr. J. Dozy gut zusammengestellt.

Zahlreiche Literaturberichte unter dem Titel „Büchertisch".

Notizen über Reisen und Reisende, Personalnachrichten etc

Es ist ein wahrhaft internationales Journal, das seinen Titel mit vollem Rechte führt. Dem unermüdlichen Redacteur wie dem opferwilligen Verleger rufen wir aber ein: „Ausharren auf diesem Wege!" zu. Derselbe ist dornenvoll und mit vielen Steinen gepflastert, deren jeder ein Opfer an Zeit, Geld und Mühe bedeutet; das Ziel ist aber ein herrliches, würdig eines begeisterten Jüngers unserer hehren Wissenschaft

Noch möchten wir zum Schlusse auf die Supplemente zum „Internationalen Archiv für Ethnographie" aufmerksam machen, sowie auf einige in demselben Verlage erschienenen Specialwerke. Als Supplemente sind bisher folgende erschienen:

Dr. O. Stoll, Ethnographie der Indianerstämme von Guatemala. 15 Bogen Text mit 2 Tafeln.

Prof. M. Weber, Ethnographische Skizzen über Flores und Celebes. 7 Bogen Text mit 8 Tafeln.

David Mac Ritchie, The Aïnos. 9 Bogen Text mit 19 Tafeln.

Und als Einzelwerke:

F. S. A. de Clercq und J. D. E Schmeltz, Ethnographische beschrijving van de Noord- en Westkust van Nederlandsch Nieuw-Guinea. 38 Bogen mit Text und 42 meist farbigen Tafeln.

J. S. Kubary, Ethnographische Beiträge zur Kenntniss des Karolinen-Archipels. 20 Bogen Text mit 55 zum Theile farbigen Tafeln.

Von den zur Ausgabe gelangenden 3 Heften sind bisher 2 Hefte erschienen.

Dieselben sind zum Theile in diesen Blättern angezeigt worden oder steht deren Besprechung bevor. **Heger.**

## 13.

**Ehrenreich, Dr. Paul: Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens.** Mit 15 Lichtdrucktafeln und einer Farbenskizze. Veröffentlichungen aus dem königlichen Museum für Völkerkunde. II. Bd. 1./2. Heft. Berlin. Verlag von W. Spemann. 1891.

Dr. Ehrenreich hat als Begleiter Dr. Karl von den Steinen's dessen zweite Xingu-Expedition (1887—1888) mitgemacht. Das wichtigste Resultat derselben war die Feststellung von zwei grossen karaibischen Völkerschaften im Quellgebiete des Xingu, der Bakairi und der Nahuqua, wodurch die Ethnographie eines Theiles von Südamerika mit einem Male ein anderes Gesicht bekam. Früher hatte man die Ursitze der Karaiben immer im Nordosten Südamerikas gesucht; die beiden Expeditionen von den Steinen's haben nachgewiesen, dass dieselben im Centrum des Continentes zu suchen sind. Es fehlten aber noch die Verbindungsglieder zwischen den aufgefundenen Ur-Karaiben und ihren Verwandten in Guayana. Diese aufzusuchen, stellte sich nach Auflösung der zweiten Xingu-Expedition Dr. Ehrenreich zur speciellen Aufgabe. Zuerst untersuchte er die am unteren Xingu und am mittleren Araguaya hausenden Karaya. Dieselben zeigten sich als den Karaiben absolut nicht verwandt, als ein in jeder Beziehung isolirt dastehender Stamm zwischen den umwohnenden Gēsvölkern. Dagegen erwiesen sich die weiter im Inlande vom unteren Tocantins wohnenden Apiaka als einer der gesuchten Karaibenstämme, von denen aber nachgewiesen wird, dass sie erst um die Mitte dieses Jahrhunderts vom oberen Xingu oder Tapajoz hinuntergewandert sind. Ausserdem wurden die nördlichen Kayapo (ein Gēsstamm) studirt und von dem auf vier Individuen zusammengeschmolzenen Stamme der Anambē, einem reinen Tupivolke am unteren Tocantins, einige Gegenstände gesammelt. Die letzteren scheinen die einzigen zu sein, welche von diesem Stamme in ein ethnographisches Museum gekommen sind.

Der erste Theil dieser Reise, welche die vorhin skizzirten Resultate zu Tage förderte, dauerte vom Juli bis zum No-

vember 1888, zu welcher Zeit der Reisende in Para eintraf. Von dort aus unternahm er im nächsten Monate noch einen dreimonatlichen Ausflug in die Urwaldregion des mittleren Purus. Dort lernte er die drei zur Nu-Aruakgruppe gehörigen Stämme der Yamamadi, Ipurina und Paumari kennen, welche die Verbindung zwischen den Nustämmen Guayanas und Columbiens und jenen von Bolivien und der Provinz Mato grosso darstellen.

Das vorliegende Werk enthält nun eine eingehende ethnographische Schilderung der Karayastämme am Rio Araguaya in der Provinz Goyaz und in seinem zweiten Theile eine Beschreibung der genannten Purusstämme in der Provinz Amazonas. Die weiteren Resultate dieser wichtigen Reise bleiben späteren Publicationen vorbehalten.

Die Monographie über die Karayastämme zeigt uns den geschulten Ethnographen, der — nebenbei bemerkt auch tüchtiger Sprachforscher — die Resultate seiner Beobachtungen und Forschungen stofflich vollkommen beherrscht und auch wissenschaftlich zu verwerthen weiss.

Wir geben hier nur die wichtigsten Ergebnisse. Die Karaya des Araguaya — etwa 4000 Seelen stark — zerfallen in drei Stämme: die Yavahē, welche noch am wenigsten bekannt sind und das Innere der grossen Insel Bananal bewohnen; die Karayahi, welche den Hauptgegenstand der vorliegenden Beschreibung bilden und endlich die schon durch die Expedition Castelneau's (1844) bekannt gewordenen Šambioa.

Ihre Sprache steht bis heute isolirt da. Bemerkenswerth ist bei ihnen das Bestehen einer besonderen Männer- und Weibersprache, deren Worte jedoch nur wenig verschieden sind. Ehrenreich ist geneigt, die Weibersprache für die ältere Form zu halten.

Die Körperverzierung besteht in ausgiebiger Bemalung und in Tätowirung. Letztere dient nur zur Anbringung der Stammeszeichen auf den Wangen bei beiden Geschlechtern. Die Kleidung beschränkt sich bei den ganz nackt gehenden Männern auf das Zusammenschnüren der Vorhaut, bei den Weibern in einem Gürtelbande aus Baumbast, welches zwischen den Beinen durchgezogen wird. Dazu kommen noch verschiedene Arm- und Beinbinden und eine Art hängemattenartiger Umhang aus Baumwollgeflecht, der auch als Schlafnetz dient. Sie verfertigen aber auch wirkliche Hängematten, nach deren An- oder Abwesenheit man die verschiedenen Völker dieses Theiles von Brasilien ethnographisch gruppiren kann.

Die Karaya wohnen in grösseren Gemeinschaften beisammen. In der trockenen Jahreszeit leben sie am Strome, Fischfang treibend; in der warmen ziehen sie sich auf die hinter dem schmalen Urwaldgürtel längs desselben gelegenen offenen Campos zurück, hier dem Ackerbau nachgehend, der im Anbau von Maniok und Mais besteht. Charakteristisch ist die Sitte, dass Jeder von ihnen allein für sich, von dem Anderen abgewendet, isst.

Die Werkzeuge sind zum Theile nicht mehr ursprüngliche. Dagegen ist dies bei den Waffen der Fall, welche in Bogen, Wurfbrett, Pfeilen für diese beiden, Keulen und Speeren bestehen. Die Töpferkunst (aus freier Hand) ist nicht besonders entwickelt, dagegen sehr bedeutend die Flechterei, wozu auch ein webstuhlartiger Flechtapparat zur Herstellung der Schlafnetze gerechnet werden muss. Von Schmuckgegenständen sind Unterlippenpflöcke und namentlich die mannigfaltigsten Federzierrathen zu erwähnen.

In der Ornamentik herrschen die geometrischen Muster vor. Bemerkenswerth als Kunstleistungen sind die plastischen Menschenfiguren in Wachs und ungebranntem Thon.

Die weiteren Capitel, welche die psychischen Aeusserungen dieses Volkes behandeln, geben eben nur das im Laufe des immerhin kurzen Aufenthaltes Beobachtete wieder, ohne daher auf Vollständigkeit Anspruch zu machen. Besonders hervorzuheben ist die strenge Moralität in unserem Sinne, jedoch nur mit Beschränkung auf die Stammesgenossen. In der Familie scheint das Matriarchat zu herrschen. Monogamie ist Regel. In Bezug auf die sociale Organisation ist die Clanbildung Regel. Die aus den Familienverbänden zusammengesetzten Dorfgemeinden haben die Form von Gaugenossenschaften. Alle Arbeit zum Unterhalte des Lebens wird gemeinsam verrichtet und kommt Allen zu gleichen Theilen zugute. Die Ueberwachung fällt dem Häuptlinge anheim. Demselben ist auch die Rechtspflege anheimgegeben.

Charakteristisch ist die strenge Diät, die sich beide Ehegatten nach erfolgter Geburt eines Kindes auferlegen. Beim Eintritte der Pubertät erhalten beide Geschlechter die Stammestätowirung. Dieselbe erfolgt durch Einschneiden mit einem scharfen Steinchen. Interessant sind die Leichenceremonien. Die Gebeine der Todten werden später mitunter ausgegraben und in flachen Thongefässen neben dem Grabe beigesetzt.

Krankheiten und Tod gelten als etwas Unnatürliches und werden der Wirkung feindlicher Mächte zugeschrieben. Der Zauberdoctor spielt bei solchen Gelegenheiten eine grosse Rolle; er ist zugleich Regenbeschwörer.

Die Religionsanschauungen wurzeln im Animismus. In Verbindung mit der Religion stehen die charakteristischen Maskentänze. Die Analogien mit den ähnlichen Tänzen in Nordwestamerika und Melanesien sind auffallend genug. Die Tanzmasken stellen immer Thiere dar, welche die Geister derselben repräsentiren. Bemerkenswerth sind die aus diesem Anlasse gefeierten Feste.

Zum Schlusse finden sich eine Anzahl Sagen mitgetheilt, an welchen uns überall die Anschauung von der Gleichartigkeit des Menschen und der Thierwelt entgegentritt.

Zu erwähnen sind hier noch die sogenannten Petroglyphen (Felszeichnungen) und Felssculpturen der Martiriosinsel, welche Ehrenreich den Vorfahren der Karaya zuschreibt und deren hohes Alter er annimmt. Danach muss dieses Volk mindestens seit dem XVI. Jahrhunderte in diesen Gegenden ansässig sein.

Auf die zweite Abtheilung, welche über die schon eingangs erwähnten Purusstämme handelt, können wir hier nicht eingehen. Sie bringt ebenso interessantes als wichtiges Material für die Ethnographie des westlichen Brasiliens.

In einem Schlussworte richtet der Verfasser einen warmen Appell an alle betheiligten Kreise, die nächsten Jahre zu einer eindringlichen Erforschung der ethnographischen Verhältnisse Brasiliens zu benützen. Auch hier ist Gefahr im Verzuge und eine Fülle ungelöster Fragen starren dem Ethnologen da entgegen. Möge die von Berlin in so überaus dankenswerther Weise ausgegangene Initiative möglichst häufige Nachahmung finden, ehe sich das Leichentuch auch über diese Gebiete ausgebreitet hat; haben uns doch schon die Forschungen einiger

weniger Männer ein ganz neues Bild der Völkerverhältnisse des gewaltigen Tropenreiches gegeben.

Die Illustrationen im Texte und auf den Tafeln sind mustergiltig. **Heger.**

14.

**Baumann, Dr. Oskar: Usambara und seine Nachbargebiete.** Allgemeine Darstellung des nordöstlichen Deutsch-Ostafrika und seiner Bewohner. Auf Grund einer im Auftrage der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft im Jahre 1890 ausgeführten Reise. Mit 24 ethnographischen Abbildungen, 2 Textplänen, 8 Original-Kartenbeilagen und 4 Notenseiten. Berlin. Dietrich Reimer, 1891.

Selten hat ein Reisender in noch relativ jungen Jahren auf solche Erfolge hinzuweisen, wie unser Landsmann Dr. Baumann. Erfolge sind ja häufig vom Glücke abhängig; hier ist es aber nicht dieses, welches erstere bedingt hat, sondern die persönliche Tüchtigkeit. Wiederholt hat denselben schweres Unglück auf afrikanischem Boden getroffen; schwere Krankheit und peinliche Gefangenschaft hat er durchkosten müssen und haben ihm dieselben das Erringen der wohlverdienten Lorbeeren nicht eben leicht gemacht.

Obwohl eigentlich als Kartograph reisend, bedeutet jede neue Reise Baumann's auch einen Gewinn für die Ethnographie. Unbefangenheit und Klarheit des Blickes sowie ein selten gesundes Urtheil sind seine Hauptvorzüge; eine gewandte Feder bringt die gesammelten Daten fast mühelos zu Papier. Jedes neue Werk zeigt grössere Reife, hervorgegangen aus reicherer Erfahrung und ernstem Studium. So zeigt sich uns der Reisende und Forscher in den ethnographischen Capiteln dieses Werkes. Es ist nicht mehr der Reisende, der nur sieht, was sich seinen Augen bietet, sondern man merkt schon das Bestreben, nach Dingen zu forschen, die man sonst nicht leicht erfährt, die man erst suchen und ergründen muss.

Gerade jetzt hat er wieder europäischen Boden betreten, von einer neuen, glänzenden Reise zurückgekehrt. Wir dürfen uns der diesmaligen Ausbeute freuen, sie wird gewiss wieder eine reiche und hoffentlich nicht die letzte sein, welche der muthige Reisende der schwarzen Sphinx entrissen hat.

**Heger.**

15.

**Ploss, Dr. H.: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde.** Dritte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. Max Bartels. Mit 10 lithographischen Tafeln, dem Portrait des Dr. H. Ploss in Lichtdruck und 203 Abbildungen im Texte. 2 Bände. Leipzig. Th. Grieben's Verlag (L. Fernau), 1891.

Die dritte Auflage des berühmten Werkes von Dr. Ploss, welche nun schon seit geraumer Zeit vollendet vorliegt, zeigt einen weiteren grossen Fortschritt gegenüber der zweiten, welche auch von Dr. Bartels bearbeitet wurde. Zeigte letztere schon eine gründliche Umstellung und Ergänzung des ursprünglichen Werkes, so ist der jetzige Autor bei der letzten Auflage auf diesem Wege unermüdlich weitergeschritten. Es ist heute bei der umfangreichen und noch immer weit zerstreuten Literatur eine grosse Aufgabe, alles Einschlägige zu berücksichtigen. Durch erstaunlichen Fleiss und seltene Fachkenntniss verdanken wir Dr. Bartels ein Werk, welches keine andere Sprache in auch nur annähernder Vollständigkeit aufweisen kann. Besonders rühmenswerth sind die zahlreichen, trefflich ausgewählten Illustrationen, welche dem Worte helfend zur Seite stehen. Das Werk ist eine jener Arbeiten, dem noch viele Auflagen bevorstehen; mögen jede folgende immer einen neuen Schritt nach vorwärts bedeuten. **Heger.**

# Die Zoreisch-Indianer der Trinidad-Bai (Californien).

Mit Zugrundelegung eines nachgelassenen Manuscriptes von **Hans Friedrich Karl Freiherr v. Loeffelholz**; ergänzt von **Karl Freiherr v. Loeffelholz**, k. u. k. Hauptmann i. R.[1]).

*(Mit 3 Text-Illustrationen.)*

Die Geschichte der Bewohner Californiens umfasst drei Epochen: 1. die Zustände der Ureinwohner — Indianer — bis zur Ausbreitung der spanischen Herrschaft; 2. den Zeitraum des spanischen resp. mexikanischen Besitzes; 3. die Besitznahme durch die Vereinigten Staaten.

Es ist hier nicht die Absicht, eine gelehrte Abhandlung über die Indianer Californiens zu schreiben, was bei dem Mangel sicherer und reicherer Quellen über deren Vergangenheit immer schwierig bleiben muss. Ich theile nur mit, wie ich die Indianer, welche ganz kürzlich zum ersten Male mit Weissen in Berührung kamen, nach ihrem Aeusseren, ihrem Leben und ihren Gewohnheiten bei einem sechsjährigen nahen Verkehre kennen lernte, zumal Zustände und Charakter anderer, mit Weissen seit lange in Verkehr und Vermischung lebender Indianer weniger interessant sind. Es ist eine vortheilhafte Erscheinung, dass unsere californischen Indianer im Ganzen eine von Charakter mildere Menschenart bildeten, als die umgrenzenden Indianer Oregons, des Ostens der Sierra Nevada und des nördlichen Mexiko. Ausser dem natürlichen Triebe zur Wildheit scheint letzteren Stämmen die Berührung mit treulosen Mexikanern und unbarmherzigen amerikanischen Pionnieren im fernen Westen an den Territorialgrenzen nicht zum Vortheile gereicht zu haben; die unfruchtbaren Landstriche des Inneren weisen die Stämme weniger zu friedlicher Beschäftigung — Viehzucht und Ackerbau — hin; durch die Weissen erlangten sie Waffen und lernten Gegenstände kennen, die sie raublustig machten. Die vielen wilden und zahmen Pferde erleichterten ihnen rasche Züge und Ueberfälle, die zu unterdrücken mit den ungenügend aufgebotenen Kräften unter den localen Hindernissen weder den Mexikanern, noch den Amerikanern gelang. Die Neigung für gegenseitige Rache, als Folge verübten Unrechtes auf beiden Seiten, schlummert im Indianer und Weissen; diesen Verhältnissen wird nur durch das successive Vertilgen dieser Rothhäute dereinst ein Ende gesetzt werden. Die Oregon-Indianer, vielleicht von Natur aus weniger wild, aber durch Unrecht, Bedrückung und Verfolgung von Seite der zahlreichen weissen Bevölkerung in Oregon aufgereizt, zeigten sich als ebenso gefährliche als unversöhnliche Feinde; auch sind sie ebenso gut beritten, als bewaffnet, letzteres durch gefällige Vermittlung der englischen Kaufleute der Vancouver Inseln. Alle diese Stämme werden jedoch in Folgendem nicht weiter berührt werden.

Die früheren Missionsväter haben auf friedlichem Wege durch Benützung der Eingeborenen zu allerlei Verrichtungen die in der Nähe ihrer Missionssitze lebenden californischen Indianer nach und nach etwas humanisirt, so weit dies nach dem nicht immer musterhaften Beispiele der weissen Mexikaner

[1]) Der vorliegenden Abhandlung liegen zwei Manuscripte zu Grunde: 1. ein Aufsatz, der von dem k. u. k. Hauptmann i. R., Karl Freiherr von Loeffelholz in München, im Jahre 1880 nach eigenen Notizen sowie aus der Erinnerung niedergeschrieben und im Jahre 1891 nebst einigen ethnographischen Objecten und einem Menschenschädel an das k. k. naturhistorische Hofmuseum eingesandt wurde, und 2. aus einem weit älteren, aus dem Jahre 1857 herrührenden Manuscripte, welches von dem seither verstorbenen Vater des vorigen Autors, Herrn Hans Friedrich Karl Freiherr von Loeffelholz, herrührt, aber erst nach erfolgter Einsendung des ersten Manuscriptes aufgefunden worden war und im vorigen Jahre an das Hofmuseum gelangte. Mit Zustimmung des erstgenannten Herrn Verfassers wurden die beiden Manuscripte in einen Aufsatz zusammengefasst. Das grosse Interesse, welches die wahrheitsgetreue, auf Autopsie beruhende Schilderung von dem Leben und Treiben eines seither von der Erdoberfläche verschwundenen Indianerstammes beansprucht, liessen es gerechtfertigt erscheinen, an dem älteren Manuscripte möglichst geringe Aenderungen vorzunehmen und die Zusätze aus dem jüngeren Manuscripte als Anhang zu setzen. Dadurch ergaben sich zwar manche Wiederholungen, die aber unvermeidlich waren, wollte man nicht eine ganz neue Arbeit machen, die aber dann nicht mehr jene für derartige Berichte so wichtige Originalfassung gehabt hätte. Für den Fachmann werden gerade diese mit anderen Worten gegebenen Wiederholungen in vielen Fällen nicht unwillkommen sein. Als feststehend ist anzusehen, dass alle die Zeitangaben sich auf die Zeit vor dem Jahre 1857 beziehen, was auf den ganzen Aufsatz Bezug hat. Die Abbildungen sind nach den von Freiherrn von Loeffelholz dem Hofmuseum geschenkweise überlassenen Originalobjecten angefertigt. Die Redaction.

und Californier anging. Vermischungen unter den Weissen und Indianern beförderten diese Annäherung und erleichterten den Einfluss und die Gewalt über letztere. Dieser Verkehr mit Indianern erstreckte sich aber nur über den kleinsten Theil Californiens, nur westlich vom Küstengebirge bis zum Meere um die Bai von San Francisco und nördlich auf etwa 50 Meilen [1]) davon. Auf mehreren grossen Landbesitzen, namentlich auf dem Gute des Herrn Sutters bei Sacramento, wurde früher mit mehreren Hundert dort en famille casernirt lebenden Indianern Landwirthschaft getrieben, was nach Gründung der Stadt Sacramento endete; dagegen haben die Besitzer des ehemaligen Forts Russ noch immer umwohnende Indianer ebenso verwendet, und in Ermangelung weisser Arbeiter mögen dieselben einigen Ersatz bieten. Doch klagen die Besitzer über geringen Eifer, nöthige Antreibung, Geneigtheit zum Ungehorsam, und halten sie im Vergleiche zu ihren Leistungen für theuere Arbeiter, da sie zwar keinen Lohn, aber vollständige Verpflegung mit ihrer Familie, dazu Wolldecken, Geschenke etc. erhalten. Indess bei dem hohen Arbeitslohn für Weisse in Californien möchte immerhin die Indianerarbeit doch billiger kommen, namentlich bei Beschäftigungen, wo die Arbeit nach der Zeit gut bemessen und vorgezeichnet oder in Accord gegeben werden kann.

Die Indianer Californiens liebten weites Umherschweifen nicht; sie fanden überall Wild, Fische und zeitweise auch Vegetabilien genügend zu ihrer Nahrung, und so blieben drei Viertel bis vier Fünftel der rothen Bevölkerung total unbekannt mit Weissen, einige Entdeckungszüge durch Spanier und Amerikaner vielleicht ausgenommen.

Die Leichtigkeit der Ernährung und die geringe Bevölkerungszahl liessen Kämpfe unter ihnen nur selten vorkommen; der Charakter erhielt sich daher friedlicher und zahmer als bei den Grenzindianern. Als mit der Eroberung durch die Amerikaner und namentlich durch die Auffindung des Goldes die Weissen in Schaaren herzuströmten und sich wie eine Fluth über Ebenen, Berge und Thäler der Sierra Nevada verbreiteten, fand man die Urbewohner in völliger Unwissenheit über Alles, was ausserhalb ihres Gesichtskreises lag. Durch die Mehrzahl der Weissen überboten und nichts besitzend, was die Habsucht der neuen Eindringlinge erregen konnte, gingen das Bekanntwerden und der gegenseitige Verkehr ohne Störung vor sich. Allein, wo Menschen aller Nationen und Gesinnungsarten sich anhäufen und Geld im Ueberflusse circulirt, schleichen sich Laster und unrechte Handlungen mit ein. Uebermuth artete in Rohheit, Ungebundenheit in Vergehen oder Verbrechen aus; besonders waren es Angriffe auf Sittlichkeit und Familienzucht, welche zeitweise Unfrieden, Thätlichkeiten, mitunter auch Blutvergiessen zwischen Weissen und Indianern veranlassten. Es ist die schwächste Tugend des Amerikaners, wo er hinkommt, Rücksicht und Schonung gegen Fremde oder Urbesitzer, Gewissenhaftigkeit gegen Geringere und Nachsicht gegen Schwächere auszuüben; noch weniger kümmert sich die Mehrzahl um geistiges und physisches Wohl der Mitmenschen, besonders der Farbigen und Indianer. Wäre die Besitznahme Californiens z. B. durch Deutsche oder Franzosen erfolgt, so hätte man jene Naturmenschen vielleicht mehr geschont, ihnen mehr Gerechtigkeit angedeihen lassen, sie vielleicht unterstützt und unterwiesen in nützlichen Beschäftigungen der Cultur; man hätte voraussichtlich durch gutes Beispiel, durch humane Behandlung sie von dem Werthe und der Höhe der Civilisation überzeugt und in der bildsamen Jugend nützliche Bewohner eines so ergiebigen Landes geschaffen. Dafür hatte man aber weder Zeit noch Sinn. Die Indianer sahen und lernten mehr Schlimmes als Gutes, und eine moralische Hebung und physische Besserstellung dieser armen Eingeborenen nach den stattgehabten Vorgängen ist jetzt ungleich schwerer als im Anfange zu erreichen.

Grössere Zwistigkeiten und Beschädigungen an Besitz und Person der Weissen veranlasste die Regierung zu dem Versuche, eine Trennung der Berührung zwischen Weissen und Indianern zu erstreben. Man wählte grosse, freie Landstrecken, ferne von weissen Ansiedlungen, aus — Indianer-Reservationen — und suchte die verschiedenen, weit zerstreuten Stämme und Familien durch Geschenke und Ueberredung zum Niederlassen an solchen Punkten zu bewegen; es wurden in vielen Counties Commissionäre dazu ernannt, Summen bewilligt zur Errichtung von Wohnungen, zum Ankaufe von Vieh, Ackergeräthen und Sämereien; man spendete in den ersten Jahren Lebensmittel und hielt die Leute zum Feldbaue an. Solcher Reservationen bestehen etwa zehn in allen Theilen des Staates. Das Alles war in der Absicht gut und lobenswerth. Wer aber das Gemüthsleben und die Anhänglichkeit des Wilden an seinen alten Wohnort kennt, seine Lust an der

[1]) Es sind hier stets englische Meilen gemeint.

Ungebundenheit, an freier Ausübung der Jagd und des Fischfanges an Orten, wo er nicht oft anderen Menschen begegnet, die beengend um ihn leben, der konnte gleich anfangs den Widerwillen der Indianer gegen diese Veranstaltungen ahnen. Viele entwichen heimlich, andere waren nicht zum Verlassen ihrer alten Wohnsitze zu bewegen. Niedergeschlagenheit, Heimweh, Kummer durchwühlte die gebrochenen Gemüther und endete nicht selten bei älteren Leuten mit vorzeitigem Tod. Man verfährt wohl dabei von Seite der Regierung möglichst schonend, und wenn auch nur ein Viertel aller Eingeborenen diesen Anordnungen folgen und die Uebergangsperiode überstehen, so ist das anerkennungswerthe, wohlmeinende Streben des Gouvernements genug belohnt. Ich halte eine Zusammenführung einer so grossen, meist an tausend Köpfe betragenden Anzahl nicht für geeignet; man sollte zuerst von jedem Stamme einige passend scheinende Familien auf nicht zu entfernte Niederlassungen bringen, einzelnen von ihnen zeitweise den Besuch ihrer Heimat unter Aufsicht erlauben, endlich versuchen, mehr junge Leute von 10—14 Jahren hinzuzuziehen und allenfalls die Aelteren in ihrer Heimat ruhig absterben lassen. Sind diese wenigen Familien und einzelne junge Leute — etwa 100 bis 150 Köpfe — einige Jahre an das veränderte Leben und an die fremden Wohnsitze gewöhnt, so kann man getrost die Uebrigen nachkommen lassen. Ich habe oft bemerkt, dass in vielen Beziehungen der Indianer wie ein Kind ist, und als solches will er auch behandelt sein. Klugheit, Güte, Ernst und gutes Beispiel, Wahrheit und Offenheit, sowie Theilnahme an seinen Leiden und Sorgen üben eine Gewalt über ihn aus, die ihm Liebe, Anhänglichkeit und Gehorsam gegen den väterlichen Wohlthäter einflössen. Ein anderer Weg zur Civilisirung wäre, ohne sie zu verletzen, der, dass man ordentliche Leute für gewisse Districte anstellen würde, welche auf den einzelnen indianischen Niederlassungen Landstücke mit Kartoffeln, Mais, Möhren etc. bestellen müssten, an welche sich die Indianer rasch gewöhnt haben, und unter ihrer Aufsicht und Anleitung den Anbau zu fördern hätten; durch kleine Auszeichnungen und Geschenke könnten Fleiss und Eifer erweckt und nach und nach grössere Landstriche bebaut werden. Auf diese Weise würden die Leute weniger auf die abnehmende Jagd und Fischerei und an das Seeufer angewiesen sein.

Die sicherste und natürlichste Art und Weise, die Indianer an Arbeit und Civilisation zu gewöhnen und sie zu nützlichen Menschen umzuwandeln, ist die, sie schon in der Jugend mit allen Mitteln zur Thätigkeit anzuhalten, nach dem richtigen Principe, schon das junge Bäumchen zu biegen, zu beschneiden und zu veredeln. Aeusserte mir ein Indianerhäuptling doch selbst einmal, als ich über die frühzeitige Ermüdung seiner Leute bei der Feldarbeit u. dgl. mich wunderte und ihm den Nutzen, auch für sich Früchte zu bauen, vorhielt, „dass sie das recht wohl einsähen und ihre Kinder in diesen Arbeiten sich einüben sollten, aber für die älteren Leute sei es zu spät, ihren Körper an diese Art Arbeit zu gewöhnen“ [1]).

Die Indianer der verschiedenen Stämme Californiens sind im Allgemeinen wenig von einander abweichend in ihrem Aeusseren und ihrer Lebensweise. Die nördlichen Stämme haben mehr Lebendigkeit und Geist, stolzeres Selbstgefühl, sind schöner und grösser gebaut, verwegener und neigen sich schon zu den Oregon-Indianern hin, mit denen sie verwandt scheinen. Die Stämme im Siskiou-Gebirge, zwischen dem Meere und dem oberen Klamath-Fluss, machten 1855 und 1856 den Amerikanern viel zu schaffen. Sonst sind offene, andauernde Feindseligkeiten von anderen californischen Stämmen noch nicht vorgekommen, wenn auch mitunter einzelne Gewaltthaten nicht selten waren. Diese nördlichen Stämme geben gute Gehilfen für die Saumthierfrächter zu nur etwa ein Fünftel des Lohnes eines weissen Gehilfen ab. Von den südlichen, schon mit Mexikanern vermischten Stämmen werden Hirten und Treiber von Viehhändlern benützt und auch beim Feldbau verwendet. Die Indianer des übrigen Landes leben grösstentheils auf entlegenen, weit zerstreuten, kleinen Indianerdörfchen, in steter Furcht vor den rohen Gewaltausbrüchen berauschter Minenarbeiter, in ihren alten Sitten und Gewohnheiten verharrend. Diese versuchte die Regierung später auf die oben erwähnten Indianer-Reservationen zu übersiedeln und dort zu vereinigen.

Ich hatte Gelegenheit, mit Indianern an der Seeküste, circa 250 Meilen nördlich von San Francisco, mehrere Jahre umzugehen, über welche ich folgende Beobachtungen berichten kann. (Siehe Anhang 1.)

Die Statur dieser Indianer ist nicht sehr gross, aber breitschulterig, Haltung und Gang gerade, mit

[1]) Die vorstehenden Bemerkungen sind heute zum grössten Theile durch die Thatsachen überholt worden, bieten aber doch noch immer so viel Interesse, um deren Wiedergabe zu rechtfertigen. Anm. d. Red.

kurzen, schnellen Schritten. In der Gesichtsbildung herrscht eine grosse Verschiedenheit; immer haben sie aber markirte Backenknochen, breiten Mund, dunkle Augen, längliche Nase, mitunter breite Nasenflügel. Bei den Frauen findet sich Neigung zur Corpulenz, woran der viele Genuss von Fisch- und Seehundsfett schuld sein mag. Die dichten, schwarzen, weit in die Stirne hereinwachsenden, nicht geschmeidigen Haare tragen die Männer halblang, mit einem Schnürchen über die Stirne gehalten, die Frauen in Doppelzöpfen. (Siehe Anhang 2.)

Im Sommer gehen die männlichen Indianer entweder ganz nackt in ihren Niederlassungen herum, oder sind nur mit einem leichten Felle um die Lenden bekleidet; im Winter sind sie in Felle vom Hirsch, Tiger (amerikanischer Löwe) und Reh gehüllt, stets den Köcher, Bogen und ein langes, zweischneidiges Messer an einer Handschnur mit sich führend. Auf dem Kopfe haben beide Geschlechter kleine, runde, in zierlichen Mustern aus Gras geflochtene Käppchen. Dieselben werden von Männern auf der Jagd, im Kriege oder sonst bei ernsteren Gelegenheiten nicht getragen. In neuerer Zeit lernten sie den Gebrauch europäischer Kleidung, tragen vielfach Hemden, Hosen, Hüte und oft sogar Fussbekleidung.

Bei festlichen Gelegenheiten tragen die bedeutenderen Männer einen weissen Gürtel von Seehundsfell, worauf sie die rothen Schöpfe der Schwarzspechte nähen und verschiedene Verzierungen von anderen Thieren anbringen; in die Kopfschnur stecken sie dann auch Federn von Falken, Rothspechten und den aus dem Flaume des Silberreihers bestehenden, gerade aufrecht stehenden Federschmuck etc. Gesicht, Arme und Brust bemalen sie mit Zinnober sowie mit weisser oder blauer Farbe.

Die Frauen tragen um die Lenden immer einen weichen, bis an die Kniee reichenden Lederrock, dessen unteres Ende in lange, schmale Streifen geschnitten ist, an welche sie Zierrathen hängen; über den Oberleib hängen sie oft ein leichtes Fell, oben zusammengeheftet, manche sehr kunstvoll aus vielen kleinen Bälgen von Eichhörnchen, Erdmäusen u. A. zusammengenäht.

Statt der Felle benützen jetzt beide Geschlechter häufig amerikanische Wolldecken. Zierrathen haben sie am Kopfe nicht, dagegen aber reiche, lange Halsgehänge, daran auch ein flaches Beinstück, womit sich die Schönen den Schweiss vom Gesichte streifen. Am Armgelenke und an den Füssen tragen sie Ringe aus dickem Messingdraht oder geflochtene Schnüre mit Glasperlen. Kleine Glöckchen oder angehängte Fingerhüte (gelb messingene, aber nicht weissgesottene) benützen sie in Form von Anhängseln als Zierde um den Hals oder an den Rockstreifen; auch schmücken sie die Kinder mit denselben. Als Tauschmittel besitzen sie 1—2 Zoll lange, hohle, weisse Muscheln, welche von der Nordküste Oregons stammen, in der Form eines Miniatur-Elephantenzahnes (Dentalium), die sie an Schnüre reihen und um den Hals legen. Der Werth dieser Stücke richtet sich nach der Länge der Muschel; so gilt etwa ein Stück von wenigstens 2 Zoll Länge einen Dollar. Im ganzen Küstenstriche vom russischen Territorium bis San Francisco cursirt dieses Tauschmittel und wird daher als überall von Indianern acceptirtes Geldsurrogat von den weissen Kaufleuten sehr gesucht.

Die Knaben gehen im Sommer ohne Bekleidung, im Winter mit kleinen Fellen bedeckt; die Mädchen tragen vom zweiten Jahre an Leibröckchen. Die Gesichter tätowiren sie schon den Kindern, und zwar drei breite Streifen vom Munde abwärts zum Kinn mit blauer Farbe. Anführer zeichnen Schlangen u. dgl. auf beide Seiten der Brust, auf die Arme etc. (Siehe Anhang 3.)

Mit allen Dingen geht es in Amerika sehr schnell, auch mit der Entwerthung anfänglich sehr hoch geschätzter Indianer-Tauschgegenstände und daran ist die verschwenderische Art und Weise der Weissen Ursache. Man hielt diese wenig kostspieligen Artikel nicht hoch und der Indianer ist schlau genug, durch gehörte Aeusserungen und im Handel sich selbst bald von dem geringen materiellen Werthe derselben zu überzeugen. Kleine Glasperlen, rothe oder weisse, von der Grösse kleiner Schrote, waren 1850 so hoch im Werthe, dass man für etwa einen Esslöffel voll gerne einige Salme, etliche Pfeile oder Dinge im Werthe von etwa einem Dollar eintauschen konnte. Für eine Salmangel bekam man willig einen circa 15pfündigen Lachs oder für vier Stück einen Dollar. Ein Stück Messingdraht von einer Spanne Länge zu einem Armringe kostete 1—1½ Dollar, Fingerhüte per Stück $^1/_{10}$ Dollar; ganz kleine Glöckchen drei Stück einen Dollar. Gleich gesucht waren Nadeln, Faden, Scheeren, Messer, kleine Spiegel, Zinnober für Schminke; aber jeder neue Artikel war bald überführt und im Werthe auf fast nichts in ihren Augen gesunken. Alte Schmiedefeilen, die sie zu langen zweischneidigen Messern zuschmieden liessen, auch kleine Sägefeilen, kleine Handäxte, Wolldecken, seidene bunte Taschen-

tücher, die sie um den Kopf banden, oder sich flatternd anhingen, standen noch ziemlich hoch im Werthe, weil diese Gegenstände an sich theuer sind. Die Eitelkeit ist auch den Indianerinnen, wie es scheint, angeboren; sie betrachten sich gerne im Spiegel, und so oft welche an meinem Hause vorübergingen, konnten sie es nicht unterlassen, einem Stück Spiegel ihre Aufwartung zu machen, welches am Röhrbrunnenpfosten angenagelt war. Nichts war aber komischer, als die Toilette, in welche sie sich durch geschenkte alte Frauenkleider kleideten. Die Eine erschien in einem viel zu grossen Ueberrocke, die Andere hatte einen Unterrock angelegt, eine Dritte trug einfach eine Schürze oder zum indianischen Lendenrocke einen Damenhut mit Schleier, dabei in ihrem anderen Naturcostüme stolz einherschreitend. Empfänglich für eitle Auszeichnungen sind aber auch die Männer. Wollte die Regierung einen Anführer gewinnen oder belohnen oder sein Ansehen befestigen, so wurde ihm eine grelle Phantasie-Uniform geschenkt, dazu auch ein Militärhut, Epaulettes etc., und ein Indianer dünkte sich ein Halbgott zu sein, wenn er eine abgelegte Jacke eines Soldaten tragen konnte. (Siehe Anhang 4.)

Ein Stamm umfasst mehrere Ansiedlungen oder Orte; diese selbst sind grösser oder kleiner und bestehen aus 10—200 Familien. Das Terrain, welches sie als ihre Heimat oder ihren Bezirk betrachten, erstreckt sich etwa auf 15—50 englische Meilen im Quadrat. Selten kommen sie mit einem anderen als dem nächstgelegenen Stamme in Verkehr, mit dem sie Handel treiben und auch Heiraten schliessen. Ihre Kenntniss von weiter entlegenen Stämmen ist beschränkt. Trotzdem erhalten sie von entfernten Vorgängen ihrer Landsleute und von anderen wichtigen Ereignissen durch Vertraute und Absendung von Stamm zu Stamm abgelöster Eilboten, die in unglaublich kurzer Zeit auf nur ihnen bekannten kürzesten Pfaden grosse Strecken zurücklegen, Nachrichten, und bleiben trotz der Abgeschiedenheit der Orte in steter Kenntniss aller Begebenheiten. Dieses System erleichtert den zerstreut wohnenden Indianern in den Unruhen mit den Weissen, in aller Eile sich zu sammeln und unerwartet in Menge aufzutreten. Bei ernsten Zwistigkeiten unter einzelnen Stämmen erscheinen sie bewaffnet und stellen sich auf 50 Schritte einander gegenüber; Frauen und Kinder befinden sich in der Nähe als aufmerksame Beobachter. Die Häuptlinge treten hervor und halten lange, feurige Vertheidigungsreden. Wird das Parlamentiren lebhafter, dann mischen sich einzelne angesehene Männer hinein und die Theilnahme der Weiber hält diese nicht länger ab, auch aufzutreten und in lärmendem Conflicte mit lauter Zungenfertigkeit den Tumult zu steigern. Jede Partei ist gespannt auf Zunahme der Aufregung und bereit, dem ersten Signale zur Thätlichkeit und zur Benützung der Waffen Folge zu leisten. In neuerer Zeit sind Kämpfe unter einander sehr selten geworden, seit sie einen gefährlicheren, allgemeinen Feind — den Weissen — im Lande haben.

Unser Indianerhäuptling erfreute mich einst mit einer Zahl geschmückter und gerüsteter Krieger durch das Schauspiel eines Kriegsgesanges und Tanzes. In einer Linie aufgestellt, der Chief an dem einen Flügel, begannen sie ein kurzsilbiges, gleichtactiges, holperndes Geschrei, wobei sie im Tacte, am Platze bleibend, die Füsse wie im Laufe hoben und dabei zugleich einen Pfeil auf den Bogen hielten; nach etwa zwei Minuten sprang der Anführer einige Schritte mit cannibalischem Geschrei vor, in welches die Krieger tapfer einstimmten und alle schossen auf dieses Signal ihre Pfeile schräg in die Luft ab. Dieselbe Scene begann sogleich von Neuem wieder und so mehrere Male hintereinander. (Siehe Anhang 5.)

Jeder Stamm hat ausser den eigentlichen Wohnorten noch andere Aufenthaltsorte in Hütten an anderen Plätzen zu gewissen Jahreszeiten inne, um da bequemer der Erlangung von Lebensmitteln obliegen zu können; so z. B. an günstigen Stellen der Flussmündungen zur Zeit des Lachsganges in diesen, an der Küste, wenn dort der Salm erscheint, zur Zeit der Eichelreife landeinwärts, wo solche Bäume wachsen etc. Alle Familien ziehen dann, Jung und Alt, mit Sack und Pack zu solcher Thätigkeit fort und lassen höchstens einige ganz alte oder kranke Leute am Wohnorte zurück. Von Zeit zu Zeit bringen die Frauen in den über die Stirne getragenen Rückenkörben die gesammelten und präservirten Vorräthe nach dem ständigen Wohnorte. Auf diesen Zügen, wie überhaupt, wenn sie reisen, gehen die Männer voraus, Jünglinge folgen, Frauen und Kinder schliessen den Zug. Herkommen und Gebrauch räumte jedem Stamme seinen Rayon ein, innerhalb dessen ihm die Gaben der Natur gehören; die Bevölkerung ist so dünn, dass nicht leicht Streit wegen gegenseitiger Uebergriffe oder solche selbst vorkommen.

Manche Stämme im Innern des Landes wohnen mehr in Erdlöchern als in Wohnungen und werden von den Amerikanern Digger-Indianer genannt.

Andere Stämme, wie z. B. der von uns beschriebene, errichten ihre Wohngebäude aus starken, durch Zwingen gekuppelten Stangen, zwischen denen für die vier Wände 2—3 Fuss breite, gespaltene Bretter senkrecht eingesteckt sind; das Dach reicht bis auf 3 Fuss vom Boden herab, ist aus Querstangen gemacht, worauf ähnliche Brett- oder Bohlenstücke, sich wie grosse Legschindeln überdeckend, gelegt sind. Sie spalten sich diese Plankenstücke mit Keilen aus Hirschgeweihenden und Klöpfeln aus Trass oder Basalt von umgestürztem oder angeschwemmtem feinjährigen Rothholze (Sequoia gigantea) oder von anderem Nadelholze ab; querüber an den Enden der Brettstücke hauen oder schneiden sie Kerben in den Stamm und sprengen mit unendlicher Mühe jene Plankenstücke ab. Als Eingang dient ein $2^1/_2$ Fuss im Durchmesser haltendes, rundes Schliefloch, das von innen durch eine Schubthüre verschliessbar ist. Das Innere ist in der Mitte etwa 4—6 Fuss hoch, gegen 15—20 Fuss breit und öfters etwas in die Erde versenkt. Auf einer in der Mitte befindlichen, mit Steinen eingefassten Feuerstelle wird das Kochfeuer erhalten, dessen Rauch durch die Fugen des Daches und der Seitenwände seinen Ausweg findet. Meist aber schüren sie das Feuer vor der Hütte an, wenn es die Witterung erlaubt. Alt und Jung vertheilt sich in dem Raume nach Bequemlichkeit. Für die Lebensmittelvorräthe, welche sie in grossen, schön geflochtenen Körben aufbewahren, bestehen auch eigene Hütten. Um diese Vorräthe vor dem Verderben zu schützen, müssen sie von Zeit zu Zeit umgepackt, ausgesucht und das momentan Nöthige davon genommen werden, womit die Frauen vielfach beschäftigt sind.

In jeder Indianer-Ansiedlung ist ein eigenes Gebäude als Schwitzhaus vorhanden; dasselbe ist ganz in den Boden gesenkt, nur das Dach ragt über die Erde hervor, durch welches auch der Eintritt stattfindet. Hier wird auch starkes Feuer aus ganz trockenem Holze unterhalten, so dass auch die Wände eine ziemlich heisse Temperatur annehmen; der Aufenthalt in diesem Raume ist dann eine wahre Qual. Trotz des von Kindheit an gegen Luft und Witterungseinflüsse bei geringer Bekleidung abgehärteten Körpers sind ältere Leute häufig dem Rheumatismus, der Gicht u. dgl. unterworfen; dagegen mag allerdings die Schwitzcur und ein kaltes Bad ganz zweckmässig scheinen; diese Leute aber betrachten das Schwitzen als Heilmittel für jedes Unwohlsein. (Siehe Anhang 6.)

Obgleich Vielweiberei im Schwange ist, haben doch Viele nur eine Frau; Anführer und Verwandte derselben haben deren immer mehrere. Unser schon 50—60 Jahre alter Chief hatte deren fünf. Die Frauen werden durch Kauf von der Familie erworben und der Handel mit Muschelgeld oder anderen werthvollen Gegenständen abgeschlossen. Gewöhnlich ist der Betrag je nach dem inneren und äusseren Werthe der Schönen zwei oder drei Schnüre Muscheln, jede von der Länge eines Armes. Durch Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit erwirbt sich eine darunter stets gewissermassen die Favoritstelle; Alle kommen aber miteinander gut aus. Der Mann wählt bei seinen Excursionen abwechselnd die Eine oder Andere aus, welche ihn begleitet. Die Favoritfrau hat die Direction der Verwahrung und Bereitung der Lebensmittelvorräthe, die das Oberhaupt an die zahlreichen näheren und ferneren Angehörigen der Familie austheilt. Dieses Theilungsamt liegt ihm auch ob bei Fischfängen und Jagden auf Seethiere etc., wenn mehrere Familien an solchen theilnehmen.

Die jungen Leute heiraten sehr früh; Jünglinge mit 17—19, Mädchen schon mit 14—15 Jahren; doch kommen auch unter älteren Leuten Ehebündnisse vor. Witwen heiraten nicht wieder und tragen zum Zeichen ihrer Witwenschaft kurz abgeschnittenes Haupthaar.

Auf ihren Zügen schleppen die Frauen die kleinsten Kinder mit, welche in leichten, wie eine tiefe Mulde geformten Körben sitzen; dieselben sind in Felle gehüllt, die Füsse frei herabhängend, mit Bandgurten umwickelt und das Ganze mit einem Tragbande über die Stirne auf den Rücken gehängt, das Gesicht der Kleinen nach rückwärts gekehrt. Das nächstgrössere Kind wird an der Hand geführt, in der anderen Hand trägt das Weib einen langen Stock zur Stütze. Der Mann oder die anderen Frauen und erwachsenen Kinder tragen das Gepäck etc. (Siehe Anhang 7.)

Durch Kauf erwerben auch manchmal nach einer Häuslichkeit sich sehnende Weisse, in Ermangelung weisser Frauen, indianische Ehehälften, die aber als Hausfrauen dann weit weniger gut einschlagen, als bei einem Indianer, wo sie gezwungen sind, tüchtig zu arbeiten. Besonders beklagen diese weissen Ehemänner das beständige Belagertsein von den Angehörigen der Frau, die, um zu schmarotzen, sich einfinden. Es scheint gegen die Sitte zu verstossen, sich diese zu starke Einquartierung zu verbitten.

Das Herumziehen einzelner Indianerfamilien auf längere Besuche zu Verwandten bei benachbarten

Stämmen ist sehr gewöhnlich; doch kostet dies dem Gastfreunde weniger, weil die Bewirthung sehr einfach ist, mit eigenhändig und ohne Kosten erlangten Lebensmitteln geschieht und die Gäste oft an der Gewinnung derselben selbst theilnehmen.

Da diese Indianer keinen Feldbau treiben, so haben sie mitunter viel überflüssige Zeit, die sie zur Herstellung ihrer Geräthe, Waffen, Fischapparate, Kleidung und Boote verwenden. Die Frauen sammeln essbare Pflanzenstoffe, die sie zum Theile rösten oder kochen, wie letzteres bei einem zwiebelartigen kleinen Knollengewächse, einer Seetangart, der Fall ist, die sie in flache Kuchen an der Sonne trocknen und statt des Brotes essen; ferner grosse, süsse Eicheln, aus denen sie ein Muss kochen; Bast und abgeschälte Stengel gewisser Pflanzen, welche schleimig schmecken. Sie verfertigen flache Körbe und Käppchen aus Grasstengeln, Binsen oder kleinen Haselnusszweigen und trocknen oder räuchern die Fleisch- und Fischvorräthe. Vor der Erlangung metallener Gefässe durch die Weissen kochten sie manche Gerichte in Holzschalen durch Hineinwerfen heisser Steine. Eine beschwerliche Arbeit für die Frauen ist das Herbeischaffen des Brennholzes. (Siehe Anhang 8.)

Obgleich die Bedürfnisse und die dieselben erzeugende Industrie der Indianer keinen grossen Umfang hat, so besitzen sie doch in allen Arbeiten eine grosse Geschicklichkeit und den Fleiss, mit wenigen rohen Mitteln recht Zweckmässiges zu leisten. Ihre gedrehten Schnüre aus einer Grasart zu Fischangeln und Netzen etc. sind dauerhafter als unsere Hanfschnüre. Sie präpariren zuerst jeden einzelnen Halm durch Rollen auf dem Schenkel, dann verbinden sie abwechselnd die gedrehten Halme durch Zusammenlaufenlassen in einer Schnur, freilich eine sehr langsame Arbeit. Es ist auffallend, dass diese Art Schnüre bei allen Indianern von Panama bis Oregon von gleicher Arbeit und aus ähnlichem Materiale sind.

Die Bogen fertigen sie aus feinjährigen Stämmchen des Taxus- oder Eibenbaumes, der dicht an der Küste nicht wächst. Die äussere Seite des etwa $2^1/_4$ Fuss langen Bogens ist mit den zu ganz dünnen Bändern ausgearbeiteten Hirschsehnen zur grösseren Spannung des Holzes überzogen, dann mit Leimfarben bemalt und in der Mitte an der Pfeilauflage mit einem Streifen weichen Leders umwickelt. Die Bogenenden haben kurze, dünne, nach aufwärts gebogene, eingekerbte Spitzen, in welche die an jedem Ende mit einer Schlinge versehene Bogensehne eingehängt wird. Ausser Gebrauch, löst man das eine Ende der Sehne vom Bogen, welche gleichfalls aus der frischen Sprunggelenkssehne des Hirsches gemacht ist. (Siehe Textfiguren 46 *a* und *b*, p. 119.)

Die Pfeile sind aus einem leichten, festen, hohlmarkigen Holze von der Dicke eines Schwanenkieles verfertigt; gegen vorne sind sie etwas dünner, besitzen am hinteren Ende eine Querkerbe zum Einlegen auf die Bogensehne und drei abgeschlitzte Federstreifen, welche durch ganz feine Sehnenfasern aufgebunden sind, um einen gleichmässigen Flug zu erzielen. Als Spitze gebrauchen sie jetzt auch dünne Eisenblechspitzen, meist aber solche aus harten Steinsplittern, Topas, Feuerstein u. dgl. und auch Scherben aus Flaschenglas. Die Eisenspitzen kamen vermuthlich auch schon früher, wahrscheinlich aus Oregon oder von den Vancouver-Inseln im Tauschwege dahin. (Siehe Textfiguren 47 *a*, *b*, *c* und 48.)

Die Verfertigung der Steinspitzen ist ebenso sinnreich und praktisch als subtil. Ein nach Grösse und Dicke geeigneter Topassplitter wird in die Finger der linken Hand zwischen dünnes Leder genommen und von demselben mit der Hirnseite eines stumpfviereckigen Hirschhornstückes von $^1/_4$ Zoll Dicke durch festen Druck nach der Flächenrichtung kleine Schiefer abgedrückt und abgesprengt. Dabei ist es das Künstlichste, die beiden freistehenden Widerhaken und zwei kleine Kerben an der Schärfe herauszubringen. In das obere Pfeilende ist eine seichte Kerbe in das Hirnholz geschnitten, in welche die Spitze eingesteckt und mittelst feiner Sehnenfäden durch die obigen Kerbe angebunden ist. Verwundungen durch diese sägeähnlichen Pfeilspitzen sind an sich schon schwerer zu heilen. Um aber tiefere Leibeswunden noch gefährlicher zu machen, fertigen sie Pfeile an, bei denen die Spitze auf ein kurzes, dünnes Stäbchen aufgesetzt und dieses runde Stäbchen in eine Höhlung des eigentlichen Pfeiles eingesteckt wird; beim Herausziehen des Pfeiles aus der Wunde bleibt das aufgesteckte Stück nebst der Spitze im Körper zurück. Dadurch, dass schon die Knaben im Gebrauche des Bogens als Spiel sich üben, erlangen die Leute eine grosse Sicherheit im Zielen bei voller Kraft im Spannen, was uns Weissen nicht leicht wird. Wegen der verwendeten Sehnen ist es nothwendig, Bogen und Pfeile möglichst trocken zu halten und deshalb schützen die Indianer dieselben durch Köcher aus Fellen vom Luchse, von der Fischotter, vom Marder, Fuchse etc., welche ohne

Bauchaufschnitt abgestreift werden, wobei die Haare an die Innenseite des Köchers kommen. Bei Regen wickeln sie den Köcher noch sorgfältig in ihre Ueberdecken.

Durch Schleifen, Klopfen, Sprengen machen sie Werkzeuge verschiedener Art, z. B. Schmiedewerkzeuge, Klöpfel u. s. w., und ist die Ausdauer zu bewundern, mit der sie z. B. ein Stück Bandeisen oder eine alte Feile zu einem Messer umarbeiten. Aus Fischgräten fertigen sie Angeln, aus Knochenstücken Harpunenspitzen an.

Eine schwierige, aber gelungene Arbeit liefern sie in den Canoes. Dazu muss ein gesundes, aber liegendes und ganz ausgetrocknetes Stammstück des Rothholzes (Sequoia gigantea), wegen seiner Leichtigkeit, guten Bearbeitbarkeit und Dauerhaftigkeit im Wasser genommen werden. Der Stamm wird nur zur Hälfte so benützt, dass der Kern den Boden, die Aussenseite aber die Bordwände bilden; ein etwa 5 Fuss dicker Stamm gibt daher erst ein Canoe von etwa $3^1/_2$ Fuss Breite. Statt des Aus- und Zuhauens bedienen sie sich des Feuers, das man sorgsam gegen alle Vertiefungen und Biegungen dirigirt und dann die Verkohlungsstellen mit scharfen Steinen wegmeisselt. Monatelang dauert diese Arbeit, die aber einem guten Zimmermanne mit den besten Werkzeugen Ehre machen würde und die Gewähr bietet, dass so ein Canoe Menschenalter hindurch aushält. Sie sind daher äusserst bedacht auf die Erhaltung derselben und schützen es gegen die Sonne, indem sie dasselbe mit grünbelaubten Zweigen füllen; bei längerem Nichtgebrauche wird es umgekehrt und mit Buschwerk zugedeckt. Wird es dennoch rissig, so sucht man durch Fichtenweidenbänder oben an den Enden den Zusammenhalt zu sichern. Die Wände sind je nach der Grösse des Fahrzeuges von 1 bis 3 Zoll Dicke, am Boden und an den Enden stärker. Die Ruder sind lanzett- oder spatelförmig und gegen 5 Fuss lang; freistehend oder sitzend wird mit beiden Armen unter Zusammenbücken des Oberkörpers bei jedem Zuge gerudert. Sichere Fahrzeuge bei wilder See sind diese Canoes eben nicht und die kleineren, schmalen Kähne kippen leicht seitwärts um; doch bekommen sie nicht leicht ein Leck beim Auffahren oder durch Wasser- und Lufteinwirkung. Die äussere Form ist sehr leicht und elegant, mit schönem, abgerundeten Profil; mitunter sind Verzierungen am Bug und am Stern eingeschnitten. Sie haben gewöhnlich 5—6 Breiten zur Länge und $^2/_3$ der Breite zur Höhe. (Siehe Anhang 9.)

Die ganz behaarten Felle, welche sie zur Kleidung verwenden, werden sorgfältig von den an der inneren Seite anhängenden Fettheilen befreit und durch Reiben und Kneten biegsam gemacht. Enthaarte Häute bearbeiten sie zu sämischgarem Leder. Die kleinsten Felle, wie jene von Eichhörnchen, Hamsterarten etc. wissen sie ohne unsere Nähnadel und Faden geschickt zusammenzunähen.

Seit Ankunft der Weissen erlangten die Indianer die verschiedensten neuen Werkzeuge und Instrumente, erlernten rasch deren Gebrauch und förderten nun auf leichtere und schnellere Art ihre Arbeiten, dieselben mit vielem Geschick benützend, so dass sie ihnen unentbehrlich wurden, was namentlich in Bezug auf Kleidung und Lebensmittel gilt, die ihnen fast schon zum Bedürfniss geworden sind. Dadurch setzten sie sich auf der anderen Seite wieder in eine abhängige Stellung, weil sie diese Waaren nicht selbst erzeugen können und der Kaufmann dafür „Geld“ verlangt. Dieses zu erlangen, bewegt sie, sich zu Arbeiten zu verdingen; aber sie sind schlau genug, den Mangel an Händen auszubeuten und ihre Forderungen unmässig zu steigern. Die Weissen suchen auch ihren Vortheil auf alle mögliche Weise zu wahren; ein solcher Zustand ist aber für keinen Theil segenbringend. Die traurigen Folgen zeigen sich in der eingeschlichenen Sittenlosigkeit, welche von Seite der Indianer durch die Gelegenheit, ohne Anstrengung zu Geld zu gelangen, gefördert wurde. Wenn auch nur eine geringe Zahl in dieser Beziehung gesunken ist, so muss die Moralität der Besseren unter ihnen um so gefährdeter erscheinen, je unvortheilhafter sie gestellt sind.

Als ich das erste Mal einige Indianer beschäftigte, war ich in Ungewissheit, was ich ihnen zum Essen vorsetzen solle, denn sie verschmähten alle Gerichte, in die in der Küche als Zuthat Salz, Fett, Zwiebel etc. kommt; ebenso hatten sie Abscheu vor Milch und Butter, waren dagegen lüstern nach Obst, Möhren, Maiskolben u. dgl. Fische und Fleisch genossen sie nur über offenem Feuer auf Kohlen geröstet. Ich lernte bald ihren Geschmack kennen und hielt mich, als die billigste Kost, gerne an solche Speisen, von denen sie gehörige Quantitäten zu sich nehmen konnten. Ihre Mahlzeiten bestanden aus gesottenen Kartoffeln, dazu statt des Salzes braunen Zucker, Schiffsbrot oder weissem Hausbrote, gesottenem Reis mit Syrup, Bohnen in Wasser gekocht, dazu allemal schwarzen Kaffee, den sie, wohl wegen des Zuckers, sehr liebten. Man musste Jedem seine Ration für sich

geben, da ich zu meinem Schaden merkte, dass Einzelne von dem, was ihnen zusagte, den Anderen Alles wegassen; dabei musste man ja recht gewissenhaft theilen. Auch wenn man sonst einem zu Besuch kommenden Indianer etwas gab, verlangten alle übrigen Begleiter dasselbe; darin sind sie wahre Bettler und dazu noch sehr empfindlich. Anfangs theilte ihnen meine zu gute Hausfrau aus Neugierde und Theilnahme häufig Brot oder Zucker als Geschenk aus; allein ich hätte eine Zuckerplantage und eine Mühle dazu gebraucht, um die zudringlich sich mehrenden Besuche zu befriedigen, und da sie sich überall genug Geld verdienen konnten, so brach ich zeitig mit diesen Spenden an Erwachsene ab. Als sie sahen, dass es nicht anders ging, waren sie auch zufrieden. Ich kann sie einfach nur mit Kindern vergleichen.

Sie vernachlässigen jetzt mehr als früher das Aufsuchen wild wachsender Vegetabilien und sind starke Abnehmer von Weizenmehl, Schiffsbrot, Zucker oder Melasse geworden. Zu ihrem Ruhme kann ich ihnen nachsagen, dass sie Alle eine Abneigung gegen geistige Getränke äusserten, obgleich das böse Beispiel und Anerbieten solcher durch Weisse täglich vorkam; nur einen ledigen Burschen kannte ich, der am Feuerwasser (metz-paha) Geschmack fand, aber von den Uebrigen deswegen verspottet wurde.

Eine andere, aber nicht von Allen getheilte Gewohnheit besitzen sie, nämlich die des Rauchens, wozu sie eine kleine, etwa einen Fuss hohe Art einer einheimischen, weissblätterigen Tabakpflanze benützen, die aber etwas anders riecht, als der westindische Tabak. Im Norden fertigen sie aus Basalt sauber gearbeitete Pfeifenköpfchen; anderwärts, wie bei unseren Indianern, ersetzt ein hartes Holz in Form einer grossen, geraden Cigarrenspitze den Dienst, in deren Höhlung der Tabak gestopft und, etwas nach aufwärts gerichtet, in langen Zügen geraucht wird. Zum Kauen bedienen sie sich einer Wurzel von der Grösse einer kleinen Kartoffel mit vielen starken Seitenwurzeln und der Farbe und Textur einer Süssholzwurzel von etwas beissendem, anisartigem Geschmacke. (Siehe Anhang 10.)

Wie die Indianer Geschick zu Handfertigkeiten haben, so besitzen sie auch einen offenen Kopf und fassen sehr leicht auf, was man ihnen erläutert. So erklärte ich ihnen an einem kleinen Globus die Lage der Meere und Länder, wo diese und jene Leute, die sie kannten, zu Hause seien; wie sich die Erde um die Sonne bewege und wie dadurch Tag und Nacht wechseln; endlich die Ursache einer Mondesfinsterniss, die damals stattfand etc. Hatten die Intelligenteren einen Satz begriffen, so explicirten sie den Uebrigen das Gehörte in ihrer Sprache. Ich bedauerte, ihre Sprache nicht geläufig genug zu kennen, die sehr schwer auszusprechen ist, und nur von Weissen, die indianische Frauen haben, geläufig gesprochen wird. In ihrer Sprache kommen viele Consonanten vor, häufig in unnachahmlichen Guttural- und Zischlauten, wobei sie oft einzelne Silben lang dehnen, dann gleich wieder sehr schnell weitersprechen, auch nicht selten mit angehaltenem Athem leise reden. Bei Erzählungen etc. verfolgt der Zuhörende den Vortrag genau und wiederholt das Ende eines jeden Satzes zum Zeichen des Verständnisses.

Die Jugend ist sehr aufmerksam, flink und sehr folgsam den Erwachsenen gegenüber; ich sah nie eine körperliche Züchtigung. Munter und ausgelassen unter sich und beim Spielen im Wasser, mit Steinen, im Laufen, Ringen u. dgl. kommen sie ziemlich gut miteinander aus. Auf diesen noch empfänglichen, bildsamen Nachwuchs Sorgfalt zu verwenden, würde sich wohl lohnen. Einzelne junge Burschen und Mädchen als ständige Dienstboten in Häusern liessen sich recht brauchbar an; ein baldiges Trennen von böser Umgebung, auch von solcher ihresgleichen, und eine gütige, doch ernste Behandlung dürfte rathsam sein.

Ich bemerkte, dass eine sehr grosse Sprach- und noch bedeutendere Dialektverschiedenheit bei ihnen besteht, und zwar so, dass Indianer, auf ca. 60 englische Meilen von einander lebend, sich schon schwer verstehen und viel näher bei einander Wohnende schon eine Menge verschiedener Wörter haben. Für neue Dinge hat natürlich ihre Sprache keine Worte und sie substituiren oft englische Worte dafür. Die Schwerfälligkeit der Angelsachsen, fremde Sprachen zu erlernen, nöthigt die Indianer bald, sich mit dem Englischen vertrauter zu machen; wenigstens fingen sie in letzterer Zeit an, viele Worte, freilich ohne eine entsprechende Satzverbindung, zu gebrauchen. Ebenso ging es uns mit ihrer Sprache; indess halfen dabei Mimik und Zeichen viel aus, worin sie sehr gewandt sind und sich leicht verständigen.

Hier einige Wörter unseres Stammes:
Aya-que! = Sei gegrüsst!
Mowema = Schöpfer, Oberer, Anführer, Chief,
Aloque = Indianer,
Woake = Weisser,
Paha = Wasser,

Marazza = Fluss,
Tep-ha = Baum,
Papschu = Brot,
Mowitsch = Hirsch,
Musch-musch = Rindvieh,
Niquitsch = Bär,
Zischi = Maulthier,
Nepa = Lachs,
Etschque = Seelöwe,
Tepsi = Seekuh,
Squokatsch = Seehund,
Papus = Kind,
Zik = Geld,
Schlekwa = Hemd,
Zallisch = Messer,
Perscha = Flinte,
Schmarta = Bogen,
Winschok = Frau,
Omaha = böser Geist,
Nek = ich,
Kell = Du,
Wokkasan = dies oder jenes,
Lä-ya = Weg, Entfernung,
Skuja = gut,
Skenna = klein,
Tenna = gross,
Kitzmagay = umkommen, todt,
Nidin = sehen,
Makamak = essen,
Tscho-ohma! = Auf! Gehen wir!
Meruta = fünf,
Merutamak = zehn, etc. (Siehe Anhang 11.)

Es besuchte mich einmal ein Bekannter, ein altbaierischer Zithervirtuose. Ich liess einige Indianer rufen und war gespannt, die Wirkung dieses Instrumentes an ihnen zu beobachten. Sie hörten wohl sehr aufmerksam zu und hatten Freude daran, aber eine besondere Empfindung oder Verwunderung war an ihnen nicht zu bemerken.

Ihre Gesänge sind kurz, holperig, tactmässig, monoton, sumsend und absichtlich tremolirend vorgetragen, bewegen sich in wenigen Intervallen und haben einen mehr trüben, als heiteren Charakter. Das weibliche Geschlecht summt vorherrschend.

Den Begriff von einem höchsten Wesen, dass über ihnen steht, haben sie; von einem eigentlichen Cultus etc. erfuhr ich jedoch nichts. (Siehe Anhang 12.)

Ihre Todten begraben sie nahe bei ihren Hütten, errichten einen hohen, engen Sprossenzaun herum; oder das Grab wird mit sehr grossen und breiten, gespaltenen Plankenstücken wie mit einem festen Kasten zur Abhaltung der Raubthiere umschlossen. An die Spitzen der Einzäunung binden die Trauernden Federbüschel von grösseren Raubvögeln; oben sind Stricke der Länge nach über's Grab gezogen und daran wird etwas von den Kleidern, Waffen und Schmuck des Todten aufgehängt. Unter Thränen, mit schluchzendem Gesang vor dem Grabe kauernd, feiern die Frauen das Andenken des Todten noch einige Tage fort. (Siehe Anhang 13.)

So traf ich einst eine alte Witwe am Grabe ihres einzigen Sohnes sitzend, den ein roher Irländer im harmlosen Vorbeigehen aus frechem Uebermuthe kaltblütig niedergeschossen hatte und der erst Tags zuvor von seinen bekümmerten Stammesgenossen beerdigt worden war. Ich kann versichern, dass dieser Anblick und die Umstände des Falles mich tief ergriffen hatten und mir unvergesslich bleiben werden; gerne hätte ich dem gewissenlosen Thäter eine Kugel durch die Stirne jagen mögen! Arme Indianer, die Ihr von Weissen solche Thaten begehen seht und fast nie Recht oder Schutz findet, wie muss Euch dieses weisse Geschlecht erscheinen und wie kann es Achtung von Euch erwarten? Aus ähnlichem reinen Uebermuthe und auf den blinden Verdacht hin, der Mitwisser an dem Niederbrennen einer leeren, elenden Holzhütte zu sein, schoss derselbe Irländer einen uns bekannten Indianer durch Achsel und Vorderarm derart an, dass er zeitlebens verstümmelt und arbeitsunfähig blieb; aber weder der Unglückliche noch seine Verwandten nahmen Rache hiefür, die auf den waldigen Pfaden, ohne Entdeckung zu besorgen, leicht möglich gewesen wäre, aber über alle noch grösseres Unglück heraufbeschworen hätte. Ich führe diese Fälle an, weil sie beweisen, dass die Weissen auf die Annahme hin, der stärkere Theil zu sein, an manchen Orten sich die gröbsten Verbrechen gegen die Eingeborenen erlauben; dringen solche Berichte zu anderen Stämmen, wo der Beschädigte vielleicht Blutsverwandte besitzt und kommen dort allenfalls noch Gewaltthaten gegen weibliche Wesen hinzu, so ist es kein Wunder, wenn Repressalien an Reisenden genommen werden. Dann aber wird über die Wildheit der Indianer, über Gefahr geklagt und nach Militärschutz gerufen, allenfalls Streifzüge auf eigene Faust unternommen, gesengt, Vorräthe zerstört, Alles, ohne Unterschied des Geschlechtes und Alters, was nicht rechtzeitig entflieht, mit überlegener Waffe hingemetzelt und den geschickt entweichenden Indianern eine verkehrte Lection ertheilt,

welche sie nur noch mehr erbittert. So ist es und so wird es bleiben, so lange Rohheit und Uebermuth der Weissen an den Verkehrspunkten walten und das allerdings bestehende Gesetz der Bestrafung solcher Uebelthaten missachtet wird!

Je mehr man Gelegenheit hatte, den gutmüthigen Charakter der nicht durch Unrecht zur Rache gereizten Indianer Californiens kennen zu lernen, desto theilnehmender wird der Rechtliche sich für das Los derselben interessiren. Ich will zugeben, dass Weisse unschuldig von Indianern gemordet wurden, weil Weisse früher noch mehr Indianer mordeten. Gegen gerechte Bestrafung des richtigen Verbrechers für nichtprovocirte Gewaltthaten wird kein Indianer, kein Stamm murren, ihn nicht schützen, ja sogar behilflich sein, ihn zu bestrafen; aber in dem entstandenen Labyrinthe gegenseitiger Uebelthaten ist es schwer, das Richtige zu erkennen. Hie und da kamen Fälle vor, dass Indianer, wo sie in bedeutender Ueberzahl waren, in entlegenen Gegenden die Thiere der Miner und Ansiedler, welche frei weidend oft sehr entfernt herumstreiften, als Wildpret betrachteten und verzehrten; noch öfters aber stahlen solches Hausvieh Mexikaner, Chilenen und anderes Gesindel, wobei der Verdacht häufig auf die Indianer fiel und dann das Leben eines Maulthieres nicht selten mehrere Menschenleben kostete und den Beginn von langen Feindseligkeiten bildete. Ich erinnere mich, dass es einmal am entlegenen Trinity-Flusse mit den Weissen sehr übel stand, besonders weil dort die muthigen Indianer viele Feuerwaffen besassen. Ein Indianer-Commissär beschwichtigte etwas die Wuth und es gelang ihm, die Indianer zur Niederlegung ihrer Gewehre in seine Hände gegen Versprechung der Rückgabe nach geschlossenem Frieden auf sein Ehrenwort hin zu bewegen. Nach Beruhigung der beiden Parteien verlangten die Indianer ihre Gewehre zurück; der Commissär machte Schwierigkeiten und als die Stimmung der Wilden darüber gefahrdrohend wurde, gab er sie wohl heraus, aber alle in unbrauchbaren Stand versetzt. Aus ähnlichen bitteren Erfahrungen schöpften dann die Indianer ihre Massregeln für andere Gelegenheiten. Wortbrüchigkeit gegen Farbige und schamloseste Uebervortheilung gelten für erlaubt und „smart". Kein Wunder, wenn jetzt selten ein Indianer etwas verrichtet, ohne vorher seinen Lohn, sei es Geld oder Waare, wenigstens sich zeigen zu lassen. Das Misstrauen ist gerechtfertigt und da sie von den Weissen das Ueberfordern und Abziehen von der versprochenen Belohnung erfahren haben, so beginnen sie, ihre Forderungen gegen dieselben auch übertrieben zu stellen.

Ich verkehrte viel mit unserem Indianerstamme und hatte nur einmal die Entwendung eines Jagdmessers, aber durch einen fremden Indianer, zu beklagen, obgleich allerlei Geräthe und Feldfrüchte ihnen leicht zugänglich waren. Ich gebe zu, dass manche Stämme nicht von grösster Ehrlichkeit gegen Fremde sein mögen und Diebereien ihnen besonders in die Augen stechender Artikel vorkommen, bin aber der Ueberzeugung, dass kein Indianer eines Stammes, neben dem man längere Zeit lebt und mit dem man vertraut geworden ist, einen Gegenstand nehmen wird, wenn er auch darum bettelt.

Ich verbrachte einmal ein halbes Jahr mit meiner Familie in San Francisco und liess auf dem ganz isolirt gelegenen Landgute meinen jüngsten, 14jährigen Sohn, der bisher auf Jagden und Fischfang für den eigenen Hausbedarf mit den Indianern am meisten verkehrt hatte, ganz allein zum Schutze des Anwesens während meiner Abwesenheit zurück. Der Junge hatte nicht nur auf unsere, sondern auch auf öfters vorbeiziehende Indianer bedacht zu sein, wo so viel Entwendbares vorhanden war, abgesehen von so günstiger Chance zu Mord und Plünderung, besonders wegen der schönen und werthvollen Waffen; aber es war nicht die geringste Ursache, über Missbrauch des Vertrauens zu klagen, und zeigten sich die Indianer des in sie gesetzten Zutrauens würdig. Ich gestehe, ich fürchtete damals für meinen Sohn mehr Unannehmlichkeiten von den Weissen, als von den Indianern; diese bekannten mir auch offen, dass sie in einem solchen Falle die in der Nähe wohnende Häuptlingsfamilie zu ihrer Unterstützung aufgeboten hätten.

Es fügte sich manchmal, dass wir Alle über Nacht von der Farm abwesend waren und meine Frau ganz allein das Haus hütete; sie liess dann einige Indianerfrauen im Nebengebäude als Sauvegarde schlafen und fühlte sich ganz sicher. Vertrauen erzeugt Vertrauen. War unser Indianerstamm in Angst vor dem Ueberfall eines anderen, demselben nicht freundlich gesinnten Stammes, so suchte er Schutz auf unserem Grund und Boden, wo wir keinen feindlichen Angriff geduldet hätten, wie sie dort auch in ihren, tief unten an der Seeküste mit meiner Bewilligung erbauten Hütten vor den zudringlichen Besuchen oftmals berauschter Weissen in Bezug auf die Tugend ihrer Frauen sicher waren.

Nie wagte ein weisser Unmensch dort Gewaltthaten zu verüben, wie sie solche in ihrem Stammdorfe bei der Stadt öfters mitten in der Nacht zu erdulden hatten, denn das Verletzen des Hausrechtes eines angesiedelten Weissen ist eine ganz andere Sache, wie das eines de facto rechtlosen Indianers. Die Anhänglichkeit dieser Indianer an uns war dafür auch gross, und als ich mit den Meinigen jene Gegend verliess, nahmen sie rührend Abschied und unser alter Stammeshäuptling weinte wie ein Kind.

Es ist bekannt, welche Leibesgeschicklichkeit die Indianer besitzen. Im Schwimmen und Tauchen sind sie Meister; die Kinder leben zum Zeitvertreib im Sommer mehr im Wasser als auf dem Lande. Die Canoes, ebensowenig wie die anderen Boote, mit Ausnahme der Walfischboote, widerstehen nicht gut hohen Sturzwellen; stürzt ein Canoe um, so schwimmen diese Wassermenschen nebenher und richten es wieder auf oder schieben es vor sich her zum Strande. Unter den stärksten Sturzwellen tauchen sie hindurch und wie Seehunde kommen sie jenseits derselben wieder zum Vorschein. Sie schwimmen nach allen Arten, meistens aber mit abwechselnden Armzügen wie die Thiere. Die grosse Körpergewandtheit und Kraft erlangen schon die Kinder durch Ringen, Laufen, Fangen, Schwimmen, Rudern etc. Erstaunlich leicht kommen sie durch die verwachsenen Urwälder hindurch, schlüpfen, springen, kletten wie Affen und man hat zu thun, ihnen zu folgen. In starkem Marschiren leisten sie Grosses und ich sandte öfters Indianer 15 englische Meilen weit nach einer Ortschaft hin und zurück in 10—12 Stunden. Lasten tragen sie, wie bereits angegeben, mittelst breiter, aus Schnüren geflochtener Traggurten, welche über die Stirne gelegt werden. Mit einem Elk-Viertel von circa 150 Pfund am Rücken marschirt der Indianer halbe Tage lang unausgesetzt über alle Hindernisse hinweg, durch Wälder und Schluchten und über die steilsten Abhänge. Die Weiber geben darin dem stärkeren Geschlechte wenig nach.

Mit Feuerwaffen lernten sie bald umgehen, und ich sah junge Leute nach verhältnissmässig geringer Uebung gut schiessen, wobei ihr Interesse und ihre Jagdübung, scharfes Auge und ruhige Hand ihnen zu statten kamen. Der Besitz eines Gewehres ist für sie das höchste Ziel; aber da der Ankauf und Besitz eines solchen gesetzlich verboten ist, halten sie dieselben verborgen.

Jagd und Fischfang ist eine Hauptnahrungsquelle der Rothhäute; erstere wäre freilich ergiebiger mit Anwendung von Feuerwaffen. Kleinere Thiere, wie Rehe, Füchse, Luchse, Ottern etc. erlegen sie leicht mit ihren Pfeilen; für grössere Thiere, wie Hirsche und Bären, wirken die Pfeile meistens nicht schnell tödtlich und bringen bei Raubthieren den Jäger leicht in Gefahr; für diese legen sie auf den häufigen Waldwildpfaden Schlingen aus $^5/_4$ Zoll dicken Stricken, oder graben auch mit Reisig überdeckte Fallgruben. Zur Jagd an der Seeküste kommen dazu noch verschiedene grössere Seethiere, wie Seelöwen, Seekühe und besonders der häufige Seehund. Die ersteren werden im Canoe auf den isolirten Felsen im Meere aufgesucht, wo sie sich gerne in der Sonne zum Schlafen lagern. Es ist bei der immer bewegten See dabei schwierig, vom Boote auf die Felsen hinauszuspringen. Mein kleiner Sohn wurde oft von den Indianern gebeten, ihnen mit seiner Büchse bei diesen Jagden beizustehen und da ihnen damit ein grosser Gefallen geleistet wurde, indem diese Thiere für sie eine wichtige Nahrungsquelle sind, so gewährte ich ihnen gewöhnlich diese Begleitung. Auf das Land zurückgekehrt, wird die Jagdbeute vom Häuptling unter die Aeltesten vertheilt und nun geht es an das Räuchern, Thranauslassen etc. Letzteren verwahren sie in den grossen Blasen dieser Thiere; derselbe wird von ihnen als Getränk sehr geschätzt.

Im Sommer, vom Anfang Juli bis Ende September, nimmt der Lachsfang ihre ganze Zeit in Anspruch. Er vertheilt sich in See- und Flussfang und fällt nicht jedes Jahr gleich ergiebig aus. Die Salme ziehen in grossen Schaaren; ihre Anwesenheit an einem Platze, meist nahe am Ufer in Baien, wird durch die vielen Pelikane, welche auf sie in's Meer herunterstürzen und schwimmend die Beute völlig verschlingen, angezeigt. In dem dabei benützten, zumeist nur kleineren Canoe befinden sich 2—4 Indianer; am Fischplatze angelangt, wird zuerst mit dem eigens hiezu dienenden Sardellenspeer aus den dichten Sardellenbänken eine Anzahl Köderfischchen heraufgeholt, diese todt an die Angeln gehakt, welche an beiden Enden der sehr langen Leine befestigt sind; dann je eine Angel nach links die andere nach rechts ausgeworfen, so dass Jeder mit zwei Angeln fischt. Das Canoe ist dabei ganz sich selbst überlassen, ausser es zwingt sie ein Wind dazu, dasselbe durch Rudern beiläufig auf derselben Stelle zu erhalten, was dann einem der Insassen zufällt. Die Lachse werden je nach der Grösse längere oder kürzere Zeit gedrillt, bis man sie bis an die Bordwand heranbringt und mit einem kurzen Knüttel im Wasser

todtschlägt. Die Ergiebigkeit des Fanges gestaltet sich sehr verschieden; manchmal sind es in etlichen Stunden 60—100 Fische für ein Boot, so dass es bis zum Sinken beladen ist, dann wieder in derselben Zeit 2—6 Stück; dieselben werden nach dem Landen gleich ausgeweidet. Die Indianer (meist die Frauen) besitzen eine grosse Fertigkeit im Zertheilen der Fische der Länge nach in zwei dünne Hälften, welche am Schwanze und an der Rückenhaut zusammenhängen, wodurch das Räuchern und Trocknen auf Gestellen mit wagrechten Stäben, 3 Fuss vom Boden entfernt bei schwachem, stark rauchendem Feuer, im Schatten, im Freien oder in den zugleich als Wohnung dienenden Laubhütten vollkommener und bedeutend abgekürzt wird.

Andere Gattungen von Seefischen fangen die Indianer zeitweise an den Strandklippen mit der Angel.

Der Lachs streicht bekanntlich zur Laichzeit in die Flüsse. Die Indianer begeben sich zu dieser Zeit an solche Flüsse, die sich an einer flach auslaufenden Strandstrecke in die See ergiessen, wo sich bei Ebbe in dem ausgebreiteten seichten Flussbette der heranschwimmende Lachs leicht erkennen lässt. Die Fische, mit den herein- und zurücktretenden Wellen in's seichte Wasser geführt, verfehlen vielmals die eigentliche Flussmündung, und die in langer Linie auf 50 bis 80 Fuss von einander entfernt stehenden Indianer passen die im seichten Wasser unbehilflichen Fische ab und durchstossen sie geschickt mittelst einer Harpune, die an einer langen dünnen Stange steckt, wobei sie den Stoss mehr gegen den Hintertheil richten. Es gehört grosse Schnelligkeit dazu, denn ehe man sich's versieht, führt eine andere Welle den Fisch wieder in's tiefere Wasser. Bei nebeligem, regnerischem Wetter streichen die Salme am liebsten. Im Frühsommer, wenn sich noch Lachse auf dem Rückweg zum Meere befinden, werden sie in den oberen Flussstrecken auf folgende Art gefangen: An seichten Stellen wird durch Einschlagen von Latten quer über den Fluss ein entsprechend dichter Rechen mit einer Oeffnung hergestellt; in dieser befindet sich eine Art Reuse, so dass die Fische nicht flussabwärts können und sich dort ansammeln und mit Harpunen erlegt oder mit Schleppnetzen herausgezogen werden. Diese Fangart ist aber jetzt von der Regierung verboten.

In unserer Nähe fingen in dem kleinen Küstenflusse im Spätherbste die Indianer auch öfters Neunaugen, ferner Lachsforellen und andere Fischarten.

An Walfische, deren Thran und Fleisch die Indianer sehr lieben, wagten sie sich mit ihren unzureichenden Fanggeräthen nicht heran; wohl aber strandeten welche einige Male auf dem flachen Ufer, oder wurden todt angeschwemmt. Unsere ganze indianische Bevölkerung zog dann unter Lärm und Freudengeschrei über dieses bequeme und gütige Geschenk des Himmels nach dem Platze und hatte in einigen Tagen tüchtige Vorräthe conservirt und Thran bereitet.

Nahe der Mündung in den Flüssen fingen sie zeitweise auch viele Krabben, die sich zur Zeit der Schalenerneuerung dort einfanden, indem sie dieselben an seichteren Stellen mit zugespitzten Stäben aufspiessen. Verschiedene essbare Muscheln, besonders die grosse Miesmuschel, wurden von den Felsen der Küste weit draussen im Meere mittelst der Canoes gesammelt. Fische und Muscheln brachten sie oft zu den Weissen zum Verkaufe, gaben sie aber, die Leichtigkeit der Gewinnung in Betracht gezogen, eben nicht sehr billig her. (Siehe Anhang 14.)

Es scheint mir eine ungerechte Bestimmung der Regierung zu sein, nach welcher alles Land, worauf die Indianer bisher lebten, als unbeschränkter Besitz der Vereinigten Staaten betrachtet wird und diese nur als „Geduldete“ angesehen sind. Es ist dies wohl nur, um unter dem Scheine der Gesetzlichkeit desto willkürlicher über den Aufenthalt der Indianer bestimmen zu können und um es den Weissen zu ermöglichen, das gute Land für sich in Anspruch zu nehmen, und dann auch, um die Weissen und Indianer möglichst getrennt zu halten, was auch durch Errichtung der früher erwähnten Indianer-Ansiedlungen auf den ausgeschiedenen Indianer-Reservationsländern angestrebt wurde.

Eine grosse Ungerechtigkeit ist die weitere Bestimmung, dass die Indianer, gleich den Negern, gesetzlich unzulässig zur Zeugenabgabe sind, das beste Mittel, um ihnen jede Vertheidigung und jeden Rechtsschutz in Conflicten mit Weissen abzuschneiden und in den vielen von Weissen verübten Ungerechtigkeiten diesen von vorneherein Recht zu geben und damit fast alle Verbrechen derselben zu sanctioniren. (Siehe Anhang 15.)

# ANHANG.

1. Das waren eben die in Rede stehenden Zoreisch-Indianer. Dieselben traten erst um das Jahr 1850 mit den Weissen in Berührung und hatten damals noch ausschliesslich Waffen und Geräthe aus Stein und Knochen im Gebrauche.

Da die nur kleine Bevölkerung (etliche 50—80 Köpfe), welche an der von dem Trinidad head geschützten Rhede wohnte, ihren Lebensunterhalt hauptsächlich dem Meere entnahm, so waren auch die meisten ihrer einfachen Geräthe auf den Fischfang berechnet.

Wohl mag vor dem angegebenen Jahre in der blauen Ferne des Meeres manchmal ein Segelschiff aufgetaucht sein, das nach den Pelzlagern des in den Zwanziger-Jahren am Columbia-Strome gegründeten Astoria segelte, wie ja auch die Spanier, dann Behring 1729 und Cook 1778 bereits jene Gewässer befuhren. Vielleicht, dass die Spanier oder diese Entdeckungsreisenden die offene Rhede zu einem kurzen Aufenthalte wählten; aber für erstere bot der ausgedehnte Urwald mächtiger Sequoien, der Mammuthbäume Californiens, welcher längs der Küste und, so weit das Auge reichte, nach dem Innern zu einem allmälig ansteigenden Waldgebirge sich erhob und welcher die verborgenen goldenen Schätze des Binnenlandes nicht ahnen liess, keine Anziehungskraft, noch sahen sie dort jene ausgedehnten Grasfluren, welche dem arbeitsscheuen Südländer Gelegenheit zu der so gerne von ihm betriebenen mühelosen, halbwilden Viehzucht bieten konnte, und auch der Entdecker bemerkte an der steil abfallenden, vom Meere aus gut übersehbaren Küste keine besonders in die Augen fallenden Punkte, wie grosse Flussmündungen oder Meereseinfahrten, welche ihn zu näherer Untersuchung und längerem Aufenthalte bewogen hätten.

Fuhr je einmal ein Schiff in die einsame Rhede ein, so mögen die furchtsamen, abergläubischen Eingeborenen sich dann wohl, wie man es oft in Reisebeschreibungen der ersten Entdecker zu lesen bekommt, aus ihren Hütten in das Dickicht des nahen Waldes geflüchtet haben, und das fremde Aussehen etwa Gelandeter, zumal wenn sie den Wildreichthum zu einem Jagdausfluge benützten und das Krachen eines Schiessgewehres, das zum ersten Male in dem feierlich stillen Walddome der majestätischen Sequoien, dieser unübertroffenen Riesen der Pflanzenwelt, wiederhallte, dürfte sie noch mehr verscheucht haben, so dass ein Verkehr mit den Weissen nicht stattfand; wenigstens zeigte sich weder in Erzählungen noch an irgend welchem ihrer Geräthe eine Spur eines solchen, wie auch die grosse Entfernung der früheren europäischen Niederlassungen, der Mangel an Verkehr unter den vielen kleinen Indianerstämmen, noch erhöht durch die Unwegsamkeit des Landes und die feindselige Haltung der Stämme untereinander, es erklärt, dass die geschätzten und ihnen sehr brauchbaren europäischen Producte damals nicht bis zu ihnen gelangten.

Den weit in's Meer vorspringenden Felsberg, welcher die Rhede bildet, verbindet ein schmaler Isthmus mit dem Festlande, auf welchem sozusagen über Nacht das Küstenstädtchen Trinidad im Jahre 1850—1851 erbaut worden war, von dem die Verproviantirung der Minendistricte des Innern ausging. Ein mehr oder minder steiler, theilweise felsiger Hang bildet das Küstengelände; auf einer kleinen Terrasse desselben, unterhalb des Südendes der Stadt, befand sich das Dörfchen der Zoreisch-Indianer, dessen 6—8 Hütten je 10—12 m lang, etwas weniger breit und unregelmässig gruppirt beisammen lagen. Ueber einige Hütten breitete ein riesiger wilder Lorbeerbaum von sonderbarem Wuchse (indem sein früher einmal umgestürzter Stamm wie eine grosse, über der Erde liegende Wurzel sich weithin erstreckte) seine grossen, schattigen Aeste mit saftigem, dunkelgrünem Laube aus. Unter ihm entströmte dem Schiefergesteine eine reichliche Quelle und versah die Ansiedlung in bequemer Nähe mit diesem Lebenselemente; um sein Wasser besser fassen zu können, war das kleine lettige Rinnsal zu kleinen Beckchen abgedämmt.

Zwischen den Hütten, welche etwas weiter voneinander liegen, namentlich aber aussen um die Ansiedlung herumlagen, erhoben sich wallartige Anschüttungen von Muschelschalen, hauptsächlich der bis spannenlangen Miesmuschel, wahre Kjökkenmöddinger; diese Muschelhaufen, deren Grösse auf ein bedeutendes Alter der Ansiedlung hinweist, sind sowie die nächste Umgebung mit grossen Brennnesseln bewachsen, welche weiterhin dem fast mannshohen Feldfarnkraute Platz machen.

2. Die Zoreisch-Indianer waren von mittlerer, eher noch geringerer Körpergrösse (etwa 160—165 cm); wie meist überall, waren die Frauen etwas kleiner, von gut proportionirtem Bau, meist schlank und breitschulterig, mit kleinen Händen und Füssen. Die Gesichtszüge trugen den allgemeinen Indianertypus: Etwas hervorstehende Backenknochen, rundliches, eher breites Gesicht, wohlgeformte, bei Manchen selbst römische Nase, doch meist etwas breite, abstehende Nasenflügel, dunkle Augen und üppiges, schwarzes, schlichtes Haar. Beide Geschlechter trugen dasselbe meist offen im Scheitel getheilt und nach rückwärts frei herabhängend. Oefters, namentlich auf der Jagd und bei sonstigen Beschäftigungen, wobei das vorfallende Haar hinderlich sein konnte, wurde es nach Art der alten Germanen rückwärts in einen Schopf zusammengebunden oder durch ein Stirnband festgehalten; die Weiber trugen es auch manchmal an beiden Seiten in Zöpfe geflochten, die sie vorne über die Schultern herabhängen liessen. Wie bei allen wilden Völkern, fehlten auch bei ihnen die Bewohner des Kopfhaares nicht und namentlich die Frauen verlegten sich eifrig auf die Jagd nach denselben; die Beute wurde dann einfach verspeist.

Die Hautfarbe war ein verschieden dunkel schattirtes Röthlichbraun, am besten durch die Bezeichnung „kupferfarbig“ wiedergegeben; manche Mädchen und Jünglinge konnten nach europäischen Begriffen für schön gelten; doch alterten erstere ziemlich rasch und bekamen nach den ersten Kindern, die sie bis zum zweiten oder dritten Jahre und auch noch länger säugten, Hängebrüste.

Die Männer rissen sich sorgsam jedes keimende Barthaar aus, wozu sie sich einer im Schlossgelenke noch zusammenhängenden, an ihren Rändern zu gut packenden Flächen abgeschliffenen Miesmuschel als Zange bedienten. Nur einmal war ein uralter Indianer eines benachbarten Stammes zu sehen, der einen schütteren, verkümmerten, grauen Kinnbart trug, während sein Haupthaar noch kräftig und schwarz war.

3. Die Frauen, selten die Männer, zierten sich auch mit Tätowirungen; diese waren jedoch spärlich, sehr einfach und bestanden aus drei fingerbreiten blauen Streifen, wovon zwei von den Mundwinkeln und einer in der Mitte des Kinnes senkrecht nach abwärts liefen.

Dagegen schmückten sich die Männer häufig durch Bemalen des Gesichtes und Körpers, wobei, was Zeichnung und Ausdehnung anbelangt, dem individuellen Geschmacke ziemliche Freiheit gelassen wurde. Nur die Farbe hatte eine bestimmte Bedeutung; bei freudigen Anlässen wurde Roth verwendet; weisse Bemalung zeigte Trauer an, während das Schwarz nebst dem Roth als Kriegsfarbe galt, wobei ersteres das Praktische hatte, von der dunklen Hautfarbe weniger abzustechen, in der Ferne nicht so leicht kenntlich machte, in der Nähe aber greulich genug aussah. Gewöhnlich bestand das Muster dieser Malerei aus drei horizontalen Strichen auf den Backen und einem oder zwei auf der Stirne, nebst Ringen oder Halbringen um die Augen.

In der ersten Zeit sah man noch häufig die ursprüngliche Kleidung; Männer und Kinder gingen, zumal im Dorfe und in den Hütten, gewöhnlich ganz nackt. Erstere trugen sonst ein weich gegerbtes Hirsch- oder Rehfell mit den Haaren nach aussen, unter dem linken Arme durchgezogen und über der rechten Schulter zusammengebunden, so dass die Arme sich frei bewegen konnten. Die Weiber, auch die älteren Mädchen, hatten um die Hüfte ein Hirschleder (ohne Haare, gegerbt) von solcher Länge geschlungen, dass es zwei- bis dreimal um den Leib ging. Auf eine Handbreite von oben war dasselbe in schmale, 2—3 mm breite Riemchen geschnitten, welche etwa bis zum Knie reichten. Oefters verwendeten sie auch Glasperlen zum Schmuck des Schurzes, welche entweder an den Riemen angebracht oder in Zwischenräumen an besonderen Schnüren herabhingen. Auch Baumbast wurde, wenn auch nur selten, zur Erzeugung solcher Schürzen verwendet.

Nachdem sie Wolldecken kennen gelernt hatten, trugen Männer und Frauen solche häufig in der oben beschriebenen Weise oder auch über den Rücken gehängt; dieselben wurden dann vorne mit den Händen zusammengehalten. Auch andere europäische Kleidungsstücke benützten sie später häufiger und oft in der komischesten Weise und Zusammenstellung. So schnell sie an einem ihnen neuen, möglichst grotesken Kleidungstücke Gefallen fanden, eben so rasch verschwand dieser Anfall von Modelaune wieder. Am wenigsten fand die civilisirte Fussbekleidung ihren Beifall, da sie immer barfuss gingen. Die zu allen Jahreszeiten fast gleichmässige und nur selten auf ein paar Stunden unter den Gefrierpunkt sinkende Temperatur, an die sie von Jugend auf gewöhnt waren, liess ihnen die Wohlthat einer warmen Kleidung leicht entbehrlich erscheinen.

Zum Zusammenhalten der losen Haare verwendeten die Männer, namentlich beim Rudern, oft ein Stirnband aus Schnüren, welches mit einer verschieden gefärbten Wurzelfaser umwunden und fingerbreit war. Die Frauen trugen gewöhnlich, seltener die Männer, als Kopfbedeckung recht nett geflochtene und farbig verzierte, halbkugelförmige Korbmützen, die aber weniger diesem Zwecke, wie zur Benützung als Wasserschalen oder Kochgeschirre dienten.

Bei festlichen Gelegenheiten, immer aber bei einem Kriegszuge, steckten die Männer eine oder etliche braune Seeadlerfedern in das Haar oder in die Stirnbinde; bei ersteren Anlässen auch wohl die schönen rothen Federn des Sandspechtes. Das kostbarste, sorgfältig in präparirte Seelöwendärme verwahrte Kleinod eines Häuptlings bildete aber ein handbreiter, etwa sechs Spannen langer Gürtel aus Fischotterfell, auf dessen dunklem Grunde die prachtvollen purpurrothen Kopfhäute des grossen Schwarzspechtes befestigt waren. Der „Wampum“ der östlichen Indianerstämme, denn als ein solcher ist dieser Schmuck zu betrachten, war also über die ganze Breite des ungeheueren Continentes verbreitet, ja vielleicht selbst bis nach Südamerika hin, denn die „Borla“ der Incakrone war ein ähnlicher Schmuck. Ein weiterer Schmuckgegenstand, der aber, wie die Glasperlen, erst seit der kurzen Zeit ihrer Berührung mit den Weissen aufkam, bestand in Arm- und Beinringen aus starkem Messingdraht und wurde hauptsächlich von den Frauen getragen.

4. Von den Glasperlen schätzten sie am meisten die rothen, dann milchweisse und blaue und bevorzugten die kleinen Sorten. Andere Farben waren weniger geachtet, wie auch die grossen mehrfarbigen Venetianerarten; gelbe Perlen betrachteten sie mit entschiedenem Abscheu und verweigerten deren Annahme, auch wenn man ihnen dieselben schenken wollte, wahrscheinlich auf Grund eines abergläubischen Vorurtheils. Die Männer benützten auch diese Zierart nicht häufig; dagegen hatten die Weiber immer einige bis unter die Brust herabhängende Perlenschnüre um den Hals; auch um das Hand- und Fussgelenk wurden oft einige Perlenschnurringe getragen. Wie die Weiber ihre Schurzfelle, so zierten die Männer ihre Köcher mit Glasperlen.

Sehr geschätzt als Tauschmittel und bei ihnen die Stelle des Geldes vertretend, manchmal auch als Schmuck getragen, waren die langen konisch-cylindrischen, porzellanartigen Schalthiergehäuse des Aloque-zik oder Indianergeldes, wie sie es nannten (Dentalium elephantinum, siehe auch: Krause, Die Tlinkit-Indianer, S. 185 und 312), welche aber, so viel bekannt, dort in der Nähe im Meere nicht vorkommen, also durch Handel mit anderen Stämmen, von dem sonst keine andere Spur zu bemerken war, erlangt wurden. Auf Schnüren gereiht, wurde der Werth nach Ellbogenlängen abgemessen, und zahlte der Indianer 10—20 solcher Schnüre bei dem Kaufe seines Weibes. Vielleicht, dass es nachgemachte oder minder gute Arten dieser Schalen gab, da sie deren Echtheit öfters durch Anbeissen des einen Endes erprobten.

5. Der Häuptling hatte keinen gewichtigen Einfluss als solcher auf die Glieder seines Stammes; nur als Aeltester hatte er ein gewisses Ansehen, namentlich bei wichtigeren Verhandlungen; im Kriege war er der Anführer, der Streiter. Sonst aber konnte jeder erwachsene Mann thun und lassen, was er wollte. Die Gemüthsart dieser Indianer war überhaupt eine friedfertige und gutmüthige; sie beschränkten sich anderen Stämmen gegenüber nur auf die Vertheidigung ihres Wohnsitzes und der nächsten Fischerei- und Jagdgründe. Bei der spärlichen Bevölkerung und dem Reichthume an Nahrungsmitteln, welche das Meer den Küstenindianern bot, fehlte auch der Grund zu Streitigkeiten, wie er in dem einst stärker bevölkerten Osten des Welttheiles vorlag, wo ein fast unaufhörlicher Krieg zwischen den Stämmen um ihre Jagdgründe, die nothwendigerweise eine grosse Ausdehnung haben mussten,

herrschte. Während mehrerer Jahre ereignete sich im Stamme selbst nur einmal eine Revolte mit Blutvergiessen, wobei der Häuptling von vorne einen Pfeilschuss durch die Bauchhöhle erhielt, dessen Wunde er sich aber bald durch Auflegen von Pflanzenblättern und einen Verband ausheilte. Der Missethäter hielt sich einige Monate mit seiner Familie von der Ansiedlung ferne und versöhnte sich mit seinem Gegner später wieder durch Geschenke. Bei dem ganzen Streite, welchen die Weiber angestiftet hatten, war mehr Lärm, Schreien der Weiber und Männer und wildes Durcheinandertoben des ganzen Stammes zu hören, als ein eigentlicher Kampf zu sehen, und der Häuptling, welcher vermitteln wollte, kam dabei am schlechtesten weg, da ihn jener Pfeil in dem Getümmel traf, den er auf grössere Entfernung leicht hätte vermeiden können, da die Indianer auf 20—30 Schritte einem heranfliegenden Pfeile durch eine rasche Bewegung auszuweichen verstehen.

Auch bei ihren zeitweisen Kriegszügen gegen den nächsten, ungefähr 20 km weit am Made-River wohnenden Stamm scheint es nie sehr blutig zugegangen zu sein. Vor dem Auszuge gegen den Feind wurde gewöhnlich im Dorfe ein Kriegstanz aufgeführt, der mit möglichstem Geschrei und Lärm in Scene gesetzt wurde. Hiezu stellte sich die Armee — etliche 10—20 Mann, denn Alle waren selten zusammen zu bringen oder im Dorfe nicht anwesend — in ein Glied auf; der rechte Flügelmann war der Vorsänger und Vortänzer; ein Jeder hielt Bogen und Pfeile in den Händen, öfters die Abgabe eines Pfeilschusses markirend, oder auch durch rasche Körperbewegungen das Pfeilausweichen nachahmend. Von Allen wurde ein lauter Gesang angestimmt, dazu sehr rasch, in derselben Linie bleibend, mit beiden Füssen auf die Erde gestampft, so dass bei grasigem Boden nach dem Tanze ein schwarzer Streifen, wie ein stark betretener Fusspfad, zurückblieb. Zum Schlusse sprang der Flügelmann vor und schoss einen Pfeil mit solcher Kraft in die Höhe ab, dass er den Blicken entschwand.

6. Die Hütten selbst bestanden aus 1—1½ m breiten, gegen 3—8 cm dicken und 3—4 m langen, gespaltenen Dielen des leicht zu bearbeitenden, gegen Fäulniss sehr widerstandsfähigen Red wood (Sequoia gigantea). Die Seitenwände, aus senkrecht nach unten in die Erde gegrabenen Dielen, hatten eine Höhe von etwa 1·5 m; zum Dache wurden die gleichen, oft meterbreiten Dielen verwendet, welche sich zu beiden Seiten eines starken Firstbalkens herabsenkten, so dass das Innere einen in der Mitte gegen 3—4 m, an den Längswänden 1½ m hohen Wohnraum bildete. Eigenthümlich war der einzige, an der Firstseite jeder Hütte befindliche Eingang gestaltet. Es war dies ein kaum metergrosser, kreisförmiger Ausschnitt, etwa 0·5 m über dem Boden, in einem der breiten Planken, zu dessem Verschluss von innen ein Brett vorgeschoben werden konnte. Licht und Rauch mussten sich durch die zahlreichen Fugen der nicht genau aneinander schliessenden Dielen den Weg suchen.

In der Mitte des Wohnraumes befand sich der von etlichen Rollsteinen umstellte Herd, etwas in den Boden versenkt; auf demselben wurde aber nur bei schlechtem Wetter, sonst im Freien vor der Hütte gekocht. In den Ecken und an den Wänden standen die Körbe mit den wenigen Vorräthen, welche die Indianer für die Winterszeit ansammelten, meist geräucherter Lachs, der in diesem Zustande und auch frisch ihre Hauptnahrung bildete, dann auch gedörrtes Fleisch. Oben an den Wänden und am Dache wurden die verschiedenen Speere zur Fischerei, Schnüre, Netze, Pfeile und Bogen im Köcher verwahrt und letzterer an einem besonders vor Nässe geschützten Orte aufgehängt.

Den Boden des Gelasses bildete das natürliche Erdreich, das auch ohne weitere Herrichtung als Schlafstelle diente; bei dem milden Klima, bei dem nur des Nachts die Kälte manchmal den Gefrierpunkt erreichte, genügte ein gegerbtes Hirschfell (später, nachdem sie die Wolldecke kennen gelernt hatten, auch eine solche zum Zudecken), während ein Holzklotz als Kopfkissen diente.

Die Eingänge zu den Hütten lagen gegen eine Art kleinen Dorfplatz im Innern der Ansiedlung zugekehrt; die Form und Kleinheit derselben hatte wohl den Zweck, bei einem Ueberfalle die Vertheidigung zu erleichtern, indem, selbst wenn dieselben offen waren, der Eindringling auf allen Vieren hätte hineinkriechen müssen und bei dieser Gelegenheit leicht mit einem Knüttel ausser Gefecht gesetzt werden konnte. Die Fugen der Wände bildeten dagegen ebensoviele natürliche Schiessscharten, durch welche der unsichtbare Vertheidiger auch in die Ferne seine Pfeile entsenden konnte und so die Hütte zugleich als Festung diente.

Zur Zeit des sommerlichen Lachsfanges, für den die besten Fischplätze etwa eine Stunde südlich von der Ansiedlung entfernt lagen, zog der grösste Theil der arbeitstüchtigen Bewohner dorthin und errichtete aus Erlenzweigen zeltförmige Hütten, in welchen am Tage die Fische geräuchert wurden und deren dichtes Laubdach die Bewohner des Nachts vor der Morgenkühle und dem ausserordentlich starken Thau schützte. Diese Laubhütten wurden nicht immer an denselben Plätzen errichtet, sondern in der Nähe des jeweiligen günstigsten Fischplatzes. Die kleinen Kinder und etliche Weiber blieben im Dorfe zurück, um es zu bewachen.

Dort, wo sonst noch alljährlich der Erwerb von Nahrungsmitteln einen Anziehungspunkt bildete, wie an der Mündung des Little River, wo sie während der winterlichen Regenzeit, in welcher die Leute am meisten dem Mangel ausgesetzt waren, auf die zum Laichen in den Fluss kommenden Lachse Jagd machten, hatten sie einige, jenen im Dorfe ähnliche, aber kleinere Hütten errichtet.

Sie kannten auch Schwitzhäuser; diese waren wie die Hütten gebaut, jedoch kleiner, ganz in den Boden versenkt und auch das Dach mit Erde bedeckt, damit die warme Luft nicht entweichen könne. Am Dache war ein kleines, rundes Loch zum Hineinschlüpfen angebracht, welches dann mit einem Deckel verschlossen wurde. In der Mitte befand sich die Feuerstelle, auf welcher ein mässiges Feuer mittelst dünner, sehr trockener und ihrer Rinde entblösster Erlenäste unterhalten wurde, das fast keinen Rauch entwickelte. Die älteren Indianer klagten oft über Rheumatismus und benützten dagegen das Schwitzbad, wobei sie sich im Schwitzhause auf den Boden legten und einen Gesang anstimmten, dessen Tact sie durch Anschlagen eines kleinen Steines auf einen grösseren oder auf ein Holzstück angaben. Bei der grossen Hitze trat bald starker Schweiss ein; dann liefen sie rasch zum nahen Meere und sprangen kopfüber in dasselbe, dort eine kurze Zeit tauchend und umherschwimmend.

In den Hütten oder am jeweiligen Lagerplatze brannte das Feuer gewöhnlich beständig; am Morgen wurde die unter der Asche fortglimmende Gluth zu neuer Flamme angefacht. Bei kurzen Wanderungen schleppten die Weiber Feuerbrände oder glühende Kohlen mit sich. Das war viel leichter als die mühsame Erzeugung des Feuers durch die auch ihnen bekannte Reibung zweier Holzstücke, was grosse Fertigkeit und Kraft erforderte und den Männern oblag. Das eine Holzstück war ein etwa 0·5 m langes und 0·04 m breites, trockenes, weiches Weidenholz, in welches mit einem Steinsplitter kleine Grübchen eingedreht waren; in eine dieser Gruben wurde ein wie ein Pfeilschaft langer, nur dickerer Stab von hartem Holze gesteckt und zwischen beiden Handflächen möglichst rasch und mit starkem Aufdrücken hin und her gedreht, wobei die nach abwärts gleitenden Hände wieder schnell an's obere Ende gezogen werden mussten. Nach etlichen Minuten ununterbrochener, angestrengter Thätigkeit sammelte sich in der Grube etwas glühender Kohlenstaub und glimmten auch deren Wände; durch Auflegen von feinem, trockenem Grase und Anblasen wurde dieses entflammt. Dieser natürlich bald dem europäischen Feuerzeuge gänzlich weichende Apparat musste noch dazu sorgfältigst vor Nässe bewahrt werden und wurde im Köcher versorgt getragen.

Ein weiteres Hausgeräth waren die schon erwähnten, als Wasserschalen und auch zum Kochen benützten, halbkugelförmigen Kopfbedeckungen der Frauen, welche diese aus gespaltenen Wurzeln oder verschiedenen Pflanzenfasern, an Dichte des Geflechtes den Panamahüten ähnlich, wasserdicht herstellten und farbig verzierten. Wegen des bequemen Transportes wurden sie wohl mehr als zum Schutze des Kopfes auf demselben getragen.

Dann fertigten die Frauen auch Körbe verschiedener Art und Grösse an, aus ungeschälten Weidenruthen fest geflochten, welche sie zum Tragen und Aufbewahren des Proviantes benützten. Die Körbe (auch die Säuglinge) trugen sie an einem aus Schnüren geflochtenen, 2—3 Finger breiten Gurte, welcher von der Last über die Stirne lief. Auf dieselbe Art trugen auch die Männer ihre Jagdbeute oder andere schwere Sachen, wobei sie oft den Gurt neben dem Kopfe mit beiden Händen festhielten und so halbe Tage lang ohne Rast 50—70 kg schwere Lasten schleppten.

An Haustbieren besassen sie nur wenige Hunde bei der Ansiedlung, die auch meist dort verblieben; dieselben stammten augenscheinlich von den wilden Hunden (Coyonte) des Landes, waren langhaarig, von ziemlicher Grösse und dem amerikanischen Wolfe ähnlich. Neben den schon erwähnten Kopfbewohnern gab es auch Flöhe in Unmenge, namentlich in verlassenen Hütten und auf Lagerplätzen.

7. Die Vielweiberei war unter ihnen gestattet; aber nur selten nahm sich ein Mann mehrere Frauen und dann lebte er doch für gewöhnlich nur mit einer. Es besass auch nur der Häuptling wahrscheinlich nicht mehr als wie zwei Frauen und die ältere derselben lebte getrennt von ihm. Bei dem schnellen Altern der sehr jung (mit 14—18 Jahren) heiratenden Indianerinnen ist eine zweite Ehe des Mannes wohl erklärlich, aber immerhin ein theuerer Luxus, da die Frau ihrer Familie abgekauft werden muss, was nach der Aussage der Leute etwa 40—80 Dollars kostete, nach ihrer Werthschätzung also etwa 10—20 Bogen, oder 8—16 Fischotterfelle, oder ein Gewehr; letzteres durften sie aber nur unter der Hand erhalten und besitzen.

Die Kinderzahl war nicht gross; so hatte der alte Häuptling von seinen beiden Frauen nur einen Sohn von der ersten, zwei Söhne und eine Tochter von der zweiten Frau am Leben. Andere Familien hatten 2—3 Kinder, vorherrschend Knaben.

In den grossen Hütten des Dorfes wohnten meist mehrere Familien einer Sippe beisammen, der Vater mit den Familien seiner Kinder. Sitten und Gebräuche im geschlechtlichen Verkehre scheinen die gleichen wie bei den meisten nordamerikanischen Indianerstämmen gewesen zu sein.

8. Im Sommer sammelten Frauen und Kinder die am Waldesrande massenhaft vorkommenden Himbeeren. Die rothen Beeren des Pfeilholzbusches und die schwarzbeerartige, wie die Johannisbeere in kleinen Träubchen wachsende Frucht eines niederen, lederblättrigen Strauches auf dem offenen Lande. Auch die jungen Himbeertriebe wurden geschält und verzehrt, wie noch einige andere Pflanzenstengel. Ein zwiebelförmiges, haselnussgrosses Knollengewächs gruben die Frauen mit Holzmeisseln aus, das gebraten mehlig und klebrig war und einen süsslichen Geschmack hatte. Die weiter im Lande auf Waldblössen wachsenden Eichenbäume lieferten Eicheln, welche, gedörrt aufbewahrt, zwischen Steinen zu Mehl zerstampft und in den Kopfkörbchen mit Wasser und heissen Steinen gekocht, ein breiartiges Gericht gaben. Häufiger als diese Speisen genossen sie das „Aloque-papschu", das Indianerbrot, wie sie es nannten, das sie aus den kleinen dünnen Blättern eines Seetanges, der auf den Küstenfelsen wuchs, bereiteten, den sie, in dünne Kuchen geformt, an der Sonne trockneten und ohne weitere Zubereitung verzehrten.

Als Getränke kannten sie nur das Wasser und den Thran, welch' letzterer aber nur selten genossen und auch zum Einschmieren des Körpers verwendet wurde. Dem „Feuerwasser" der Weissen waren sie anfangs entschieden abgeneigt; erst nach etlichen Jahren trank einer oder der andere der Männer, aber auch nur sehr wenig davon. Die Nahrungsmittel der Weissen dagegen liebten sie sehr und ertauschten oder erbettelten solche, besonders Biscuit, Zucker und Mehl, welches sie nach Art der Miners in Asche zu Brot bucken.

Fische, kleines Wild und Fleischstücke wurden auf glühende Kohlen gelegt oder an kleine Holzspiesse in der Nähe des Feuers in die Erde gesteckt, grössere Fleischstücke aber in einer erhitzten Grube auf die bekannte Art gebraten.

Die Zoreisch-Indianer waren ein friedliches, gutmüthiges Völkchen, das in der idyllischen Einsamkeit ihres kleinen Dörfchens wohl Jahrhunderte lang ruhig und sorglos dahingelebt hatte und welches das unerschöpfliche Meer vor ernsteren Nahrungssorgen bewahrte. Nur bei Jagd- und Fischzeiten entfernten sie sich zeitweise, aber kaum je über 20 km weit, von ihrem Dorfe, wohl auch, weil sie sonst anderen Stämmen in ihr Revier gekommen wären, und es scheint unter ihnen dabei eine Abgrenzung und gegenseitige Beachtung derselben geherrscht zu haben, da auch bei ihnen zur Lachsfischzeit nur einzelne, wahrscheinlich durch Heiraten verwandte und eingeladene Mitglieder der nördlichen Stämme zu sehen waren. Ihr Charakter war ehrlich und offen; selten entstand ein Streit unter ihnen; ein solcher wurde bald geschlichtet. Gütiges

Entgegenkommen erwiderten sie mit Vertrauen und Anhänglichkeit.

Im gegenseitigen Verkehre zeigten sich beide Geschlechter sittsam; nach europäischen Begriffen stimmt zwar hiemit das früher häufige Nacktgehen der Männer und die Darbietung des Weibes an den Gastfreund nicht überein.

9. Ihre hauptsächlichsten Kriegs- und Jagdwaffen waren Bogen und Pfeil, letzterer mit einer Steinspitze versehen; doch kaum nach einem halben Jahre, als sie Flaschenglas und Eisen kennen gelernt hatten, verwendeten sie auch diese zu Pfeilspitzen, worüber später mehr.

Erst seit ihrer Berührung mit den Weissen kam bei ihnen noch eine andere, früher unbekannte Waffe (oder Geräth) auf, nämlich ein etwa 60 cm langes, 5—8 cm breites, symmetrisch zulaufendes, spitzes, zweischneidiges Schwert, dem sie zumeist aus Stücken alter stählerner Waldsägen oder eingehandelten Eisens durch Bearbeitung mittelst der Feile die ihnen wünschenswerthe Form gaben und es dann mit einem Griff aus Hirschhorn versahen. Sie trugen dieses Schwert ohne Scheide an einer um die Schulter hängenden Schnur, öfters aber auch bei den Pfeilen im Köcher verwahrt. Auffallend ist es, dass sie ohne fremdes Zuthun diesem Schwerte eine Gestalt gaben, wie solche Ratzel in seiner „Vorgeschichte des Menschen", Fig. 60 und 63, abgebildet hat, obgleich ihnen kein solches Muster, dagegen Bowies, Hirschfänger, Machettas und andere moderne Eisenwaffen und Geräthe vorlagen.

Der grossen Wichtigkeit entsprechend, welche die Fischerei für sie hatte, waren auch ihre Fischereigeräthe mannigfach und zeugten von einer bedeutenden Geschicklichkeit und Erfindungsgabe, sowohl in der Bereitung, als in der Anwendung. Aus einer etwa 0·5 m langen, feinen, braunen Pflanzenfaser erzeugten sie, zwei Fäden mit der flachen Hand auf dem blossen Oberschenkel zusammendrehend, einen rechts, den anderen links gewickelt (um das Laufen im Wasser zu verhindern), so gute Angel- und Netzschnüre und bis 7 mm dicke Stricke, dass diese den besten Hanfschnüren überlegen waren.

Der zum Lachsstechen gebrauchte Speer bestand aus einer 6 m langen und 4 cm dicken Stange aus Red wood, an welcher oben ein kurzer, konisch zugespitzter Ansatz aus hartem Holze festgebunden war; auf diesen Ansatz wurde die Speerspitze gesteckt, bestehend aus einer scharf zugeschliffenen Hirschhornplatte, in welcher unten zwei Widerhakenstücke eingesetzt und mit ihr und der Leine durch Umwicklung mit einer feinen Schnur und Tannenharzverklebung verbunden waren, während das andere Ende der circa 1·5 m langen Leine an dem Schafte befestigt war. Beim Spiessen eines Fisches löste sich die Spitze vom Schafte, welchen bei fester Verbindung das heftige Schlagen des Fisches zerbrochen hätte, während die Leine sein Loskommen verhinderte.

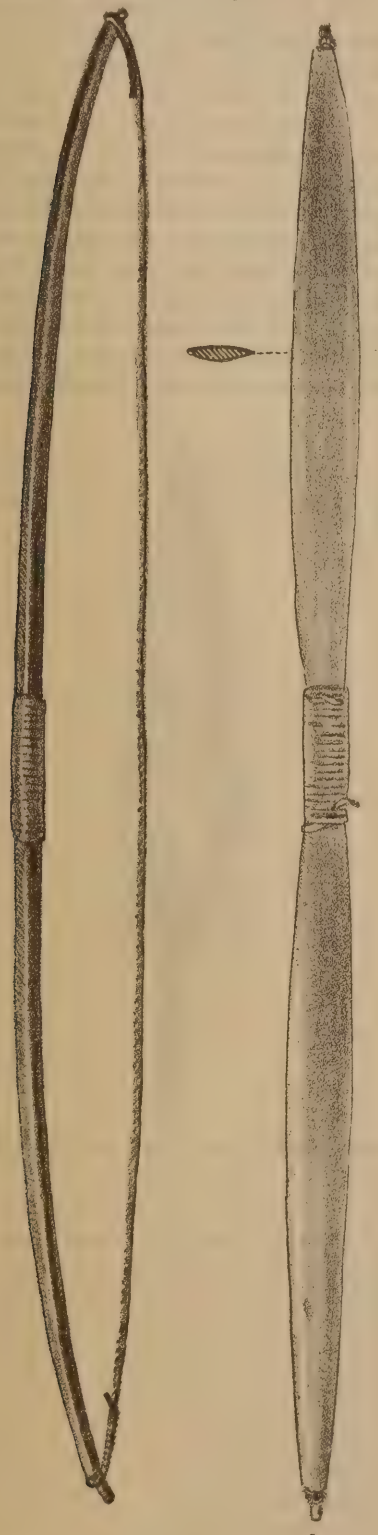
Die als Angelköder nöthigen Sardellen fing man vom Canoe aus mit einem Spiesse, der einen ähnlichen Schaft hatte, an dessen Ende etwa 20 Stück dünne, zugespitzte, biegsame, gegen 20 cm lange Stäbchen aus hartem Holze derart angebunden waren, dass sie mit ihren Spitzen etwas divergirend auseinander standen; dieser Spiess wurde mit aller Kraft lothrecht in's Meer hinabgestossen, in einen Sardellenzug hinein, wobei sich zwischen den Stäbchen eingeklemmt oder an dieselben aufgespiesst stets eine Anzahl Fischchen zeigten.

Zum Betriebe des Fischfanges und der Wasserjagd besass der Stamm etwa 5—6 Canoes; das grösste Exemplar besass der Häuptling, das etwa eine Länge von 8—9 m, bei 1·5 m Breite und 0·7 m Tiefe hatte, welches vorne und hinten etwas höher aufgebogen und mit einer abgerundeten Bordwand-Erhöhung versehen war, wie auch dort an der Wasserlinie abgerundete Formen besass. In der Mitte war der Querdurchschnitt des Canoes fast halbkreisförmig, mit etwas abgeflachtem Boden. Die 5—8 cm dicke Bordwand hatte an den Längsseiten oben einen nach einwärts gehenden Umbug oder eine Hohlleiste zum besseren Anfassen beim Hineinstossen oder Herausziehen aus dem Wasser. Die Canoes wurden nur aus dem weichen, aber der Fäulniss und dem Rissigwerden gut widerstehenden Red wood hergestellt, welches sich auch leicht bearbeiten liess, was wesentlich nothwendig war, da ihnen nur ihre Hirschhornmeissel — Steinäxte oder Meissel hatten sie nicht — und das Feuer bei ihrem Canoebaue zu Gebote standen. Gegen 2 m lange Ruder aus Red wood mit weidenblattähnlichen Schaufeln wurden stehend, sitzend oder auch knieend mit beiden Händen gehandhabt.

Der Bogen der Zoreisch-Indianer war klein, kaum 1 m lang, in der Mitte circa 5 cm breit und 2 cm dick, an der Aussenseite flach gewölbt, innen flach, nach beiden Enden allmälig zu fast cylindrischen, aussen etwas aufgebogenen Enden zulaufend. Derselbe wurde aus dem starren Astholze des Red wood hergestellt und auf der Aussenseite mit einer dünnen Lage frischer Hirschsehnen überzogen, welche sehr dauerhaft und innig mit dem Holze verbunden waren, doch vor Nässe geschützt werden mussten, die den Sehnenüberzug erweicht und losgelöst haben würde. Während des Aufspannens und Trocknens dieses Ueberzuges blieb das Holz in einer der Spannbiegung entgegengesetzten Richtung eingespannt, welche Biegung der Bogen bei abgenommener Schnellsehne stets wieder einnahm und beim Einhängen derselben erst durch einen starken Druck auf die Mitte des Bogens überwunden werden musste; dadurch erhielt derselbe trotz seiner geringen Länge und Spannweite eine grosse Schnellkraft. Die Spannsehne bildete eine schnurartig zusammengedrehte, etwa 3 mm starke Hirschsehne, die an beiden Enden mit Schlingen versehen war und über die aufgebogenen Enden des Bogens geschoben wurde. Bei längerem Nichtgebrauche wurde das eine Sehnenende stets abgenommen und der abgespannte Bogen im Köcher versorgt getragen. Die Festigkeit und Biegsamkeit des Bogens[1]) war eine so bedeutende, dass man, die Sehne mit voller Hand fassend und mit ganzer Kraft anziehend, ihn fast bis zu einem Halbkreise biegen konnte, ohne dass er brach (Dank dem äusseren Sehnenüberzuge), wozu eine Kraft von etwa 50—75 kg erforderlich war, während die Kraft, welche man beim Schiessen mit dem zwischen Daumen und Zeigefinger gehaltenen Pfeile anwenden konnte, jene nicht erreichte. (Siehe Textfiguren 46 *a* und *b*.)

[1]) So bedeutend seine Festigkeit bei normaler Spannung ist, so leicht bricht das Holz des Bogens, wenn man bei abgespannter Sehnenschnur den Bogen verkehrt biegen wollte, d. h. mit der Holzseite convex, statt mit der sehnenüberzogenen Seite.

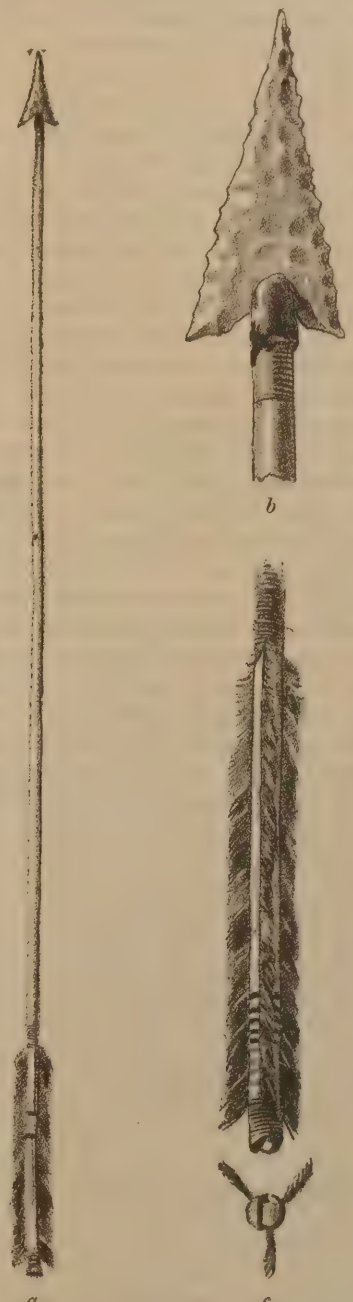
Zu den Pfeilen nahmen sie gerade Schösslinge des früher erwähnten, rothe Beeren tragenden Strauches; dieselben



*a* *b*

Fig. 46. Bogen der Zoreisch-Indianer, $^1/_5$ nat. Gr. *a* Seitenansicht, *b* Ansicht des Rückens.

hatten eine Länge von 75—85 cm und eine Dicke von 7 bis 9 mm, die gegen die Spitze zu etwas abnahm; am unteren Ende befand sich eine kleine Einkerbung zum Einlegen in die Spannschnur und drei spannenlange, im Kiele der Länge nach gespaltene und im Barte zugeschnittene Habicht- oder Falkenfedern, die an ihren Enden mit dünnen Sehnenfasern am Pfeilschafte festgebunden waren. Schmale, farbige Ringe



*a* *c*

Fig. 47. Pfeil mit Steinspitze der Zoreisch-Indianer. *a* Totalansicht, $^1/_5$ nat. Gr. *b* Oberes Ende mit Steinspitze, nat. Gr. *c* Unteres Ende mit Befiederung, $^1/_2$ nat. Gr.

am unteren Schafttheile dienten als Verzierung und auch als Unterscheidungszeichen der aus dem Köcher hervorragenden Pfeile; diese bestanden aus solchen für die Jagd und aus anderen für den Kriegsbedarf, und hatten erstere neben den Ringen einen breiten rothen, letztere einen schwarzen Ring-

streifen; nebst diesen war dort auch der Schaft zu besserem Halte für die Finger ringförmig fein eingerippt, was mit einem scharfen Steinsplitter geschah, den ein Mann als Meissel hielt, während ein Anderer den Pfeil zwischen seinen Handflächen rasch drehte. Solche Splitter dienten auch zum Schaben, Schneiden und Sägen, wobei zum Halten des Arbeitsstückes nebst den Zähnen besonders die grossen Fusszehen benützt wurden und dabei eine bedeutende Kraft und Beweglichkeit zeigten.

Bei den Jagdpfeilen sass die Steinspitze (später auch eine Glas- oder Eisenspitze) in einer Nuth des Schaftendes und wurde in dieser mittelst Sehnenfasern, für welche oft an der Spitze eigene Einkerbungen angebracht waren, am Schafte festgebunden und mit Harz verklebt. Die Spitze des Kriegspfeiles hingegen war, wie oben beschrieben, an einem eigenen handbreitlangen Ansatze befestigt, der unten konisch in eine Spitze auslief, welche in eine entsprechend gestaltete konische Aushöhlung des oberen Schaftendes passte, die gegen das Spalten durch Umwicklung mit Sehnen gesichert war. Diese Einrichtung bezweckte, dass beim Versuche, den in die Wunde eingedrungenen Pfeil herauszuziehen, dieser Ansatz sammt der Steinspitze in ihr zurückblieb.

Die recht kunstvoll[1]) und schön, mit sägeartigen, scharfen Schneiden zugearbeiteten Steinspitzen erzeugten sie aus abgeschlagenen Splittern verschiedener Silicat- und Halbedelsteine (Feuersteine gab es dort nicht), indem von den Kanten des Splitters mittelst eines vierkantigen Hirschhornstückes kleine Steinsplitterchen losgebrochen wurden; das erstere war zur besseren und kräftigeren Handhabung an einen einen halben Meter langen Stock festgebunden, dessen Ende der Oberarm am Leibe festhielt, während die Hand ganz kurz das Hirschhorn anfasste und so die Manipulation ausführte. Die linke Hand hielt mit dem Daumen und dem Zeigefinger die Steinspitze zwischen einem Hirschlederstücke und drehte und wendete dieselbe entsprechend[2]). (Siehe Textfiguren 47 *a*, *b* und *c*.) Später verwendeten sie gerne grünes Bouteillenglas, das splitteriger und rascher zu Pfeilspitzen zu verarbeiten war (siehe Textfigur 48), während sie auch eiserne Spitzen aus Fassreifen u. dgl. mittelst dreikantiger Sägefeilen herstellten und dieselben auch mit langen Widerhaken versahen.

Bogen und 10—30 Pfeile wurden in einem mit den Haaren nach innen gekehrten Köcher aus einem ganz abgezogenen, gegerbten Thierfelle, an einer Schnur über der linken Achsel hängend, getragen. Fischotterfelle wurden hiezu mit Vorliebe verwendet, und waren die werthvollsten; ferner auch Luchs- oder Waschbärenfelle. Das Gerben von Fellen mit oder ohne Haare verstanden sie sehr gut; dazu wurde Thran und Kalk aus gebrannten Muschelschalen benützt und das Fell mit scharfen Steinsplittern geschabt.

Bei der Jagd auf Hochwild wurden oft 2—3 Pfeile auf den Bogen gelegt und diese während des Abschiessens des einen Pfeiles sammt dem Bogen in der linken Hand bereit gehalten, so dass in der Zeit von etlichen Secunden zwei bis drei Pfeilschüsse abgegeben werden konnten.

[1]) Die älteren, ausschliesslich steinernen Spitzen können dieses Prädicat mit vollem Rechte beanspruchen, weniger die späteren, auch zum Verkaufe oder Tausch erzeugten Spitzen aus Glas.

[2]) Nach einer Beschreibung bereiteten auch die Pescherähs im Feuerlande ihre Steinpfeilspitzen fast genau auf dieselbe Weise.

Für die Jagd auf Seelöwen, Seehunde und andere Robbenarten hatten sie eigene Speere, deren Spitze eine spannenlange, gegen 3 cm breite Hirschhornplatte bildete, welche auf der einen Seite mit zwei starken Widerhaken versehen war und oben, als eigentliche Spitze, eine solche von Stein in einer Nuth steckend und mit Harz festgekittet angebracht hatte; unten besass die Platte einen Ansatz und endete in einen Vierkant, mittelst dessen sie in die Aushöhlung des Schaftes leicht eingesetzt werden konnte. Eine circa 8 mm starke Leine war einerseits an der Hornspitze befestigt und um den Schaft aufgewickelt, so dass sie sich von diesem leicht abrollen konnte. War nun eine Robbe durch Pfeil- oder Gewehrschüsse verwundet (bei Eintritt des Todes versinken diese Thiere und sind dann meist für den Jäger verloren), so erhielt sie durch den Speerstoss noch eine schwere Wunde, in welcher die Spitze durch die Widerhaken festgehalten

Fig. 48. Oberes Ende eines Pfeiles mit Glasspitze, nat. Gr.

wurde, die sich vom Schafte loslöste, von welchem sich beim Sinken des Thieres die etwa 30 m lange Leine abwickelte, während der schwimmende Schaft den Ort oder Weg des Thieres anzeigte. Der Schaft war ungefähr 2 m lang, am Spitzenende cylindrisch, am anderen Ende flach gestaltet.

Eigentlicher Werkzeuge bedurften die Zoreisch-Indianer ihrer Beschäftigung nach nur sehr wenige. Platten und Meissel aus den riesigen Geweihen des die mittlere Pferdegrösse erreichenden Elks wurden auf Sandstein zugeschliffen und dienten zum Canoebau und zum Abhauen und Abspalten der breiten Dielen für die Häuser und Gräber. Allenthalben lagen riesige Stämme der Sequoien an der Küste angedriftet, welche sie hiezu verwendeten. Mit dem Meissel schlugen sie eine Kerbe quer über den Stamm, wobei ein handlicher Rollstein als Schlägel diente; war diese, der Brettdicke entsprechend, tief genug, so wurde die Diele mittelst mehrerer solcher Meissel und Keile abgespalten, was bei dem weichen,

feinfaserigen Red wood leicht ging. Schleifsteine, dann scharfe Steinsplitter dienten zur Bearbeitung der Horn- und Knochentheile der Speere, zum Schaben und Abdrehen der Pfeilschäfte, zum Gerben der Felle, beim Aufbrechen und Zerlegen des Wildes. Geschliffene Steinwaffen oder Werkzeuge hatten sie nicht.

10. Die Männer fröhnten, obwohl nur selten (monatlich ein- bis zweimal), der uralten, weitverbreiteten indianischen Sitte des Rauchens. Als Tabak dienten die grünlichen getrockneten Blätter einer anscheinend hanfähnlichen Pflanze, die aber nicht an der Küste wuchs. Die Blätter wurden in der Hand etwas zerkleinert und dann in die ganz primitive, unten trichterartig erweiterte Höhlung eines spannlangen Hollunderstengels gestopft, der Rauch in tiefen Zügen bei stark zurückgelegtem Kopfe eingesogen und durch die Nase ausgeblasen.

11. Einige Wörter der Zoreisch-Indianer; zur Vergleichung derselben auch die entsprechenden Bezeichnungen der Tlinkits [1]) in Alaska:

| Deutsch | Zoreisch | Tlinkit |
|---|---|---|
| Baum | tepāh | āss |
| Feuer | metz | kān |
| Wasser | paha | hīn |
| Bär | niquitsch | chūts |
| Seelöwe | etschque | ? |
| Seekuh | tepsi | ? |
| Seehund | squokatsch | ? |
| Gewehr | persha | u-ná |
| Bogen | smarda | ssäks |
| Messer | zalisch | chlīta |
| Elk | mowitsch | ? |
| klein | skena | jēkugenk |
| gross | denna | tlen |
| Häuptling | mowema | amkán, a-niati |
| Grosser Geist, Gott | denna mowema | ? |
| nicht, kein | peiowah | klek |
| ja | eh | ā |
| nein | päh | klek |
| gut | skuja | jerk-e, juk-e |
| böse, schlecht | kimalo | tlēkuschke |
| sehr weit | denna läjo | nalchlē |
| gehen | zoho | nagō |
| eins | spini | tlēk |
| zehn | merutamak | kedschin |
| Brot | papschu | schenétsa |
| Wildgans | lakak | ? |
| Lachs | nepa | ? |
| Indianer | aloque | ? |
| Weisser | woake | ? |
| Geld | zik | tsing [2]) |
| indianisches Geld (Dentalien) | aloque-zik | kwo-tsing |
| Geld der Weissen | woake-zik | ? |
| Frau | wintschok | ka-schat, schan-wot |
| böser Waldgeist | umaha | ? |
| Kleiner Fluss (Little River) | skena-maraz | ? |
| Trinidad-Indianer | zoreisch-aloque | ? |
| Made river-Indianer | walawala | ? |
| (Ein Schimpfwort) | woschaâ | ? |
| sterben, todt | kizmakei | ran-na-nan, kog-kana |
| Haar | leptag | ka-scha-chawu |
| sprechen | wauwau | ? |
| essen | mukamuk | at-chra, atra |
| Gehen wir! | Zoho uma! | ? |
| Fischotter | schrâz | ? |
| Schnur | pakzes | ? |
| Gebüsch | gäb | ? |
| ich | nek | chrat |
| du | kel | wŏe, wo-etsch |
| sehen | nidin | tin |
| Hand | slekwa | kā-dschin |
| hungrig | ziawe | chadrān-uha |

[1]) Aus dem Werke von Dr. A. Krause.

[2]) Von diesen Wörtern scheint nur die auch von den Zoreisch-Indianern durch den Handel erlangte Dentalien-Benennung auf einen gemeinsamen Ursprung hinzuweisen.

### Uebliche Zeichen.

Verheiratet sein: Die beiden gekrümmten Zeigefinger ineinander ketten.

Geschwister: Die beiden ausgestreckten Zeigefinger nebeneinander gelegt.

Beschimpfung: Die fünf ausgespreizten Finger einer Hand gegen Jemanden richten.

Vernichten (im Kriege): Reibende Bewegung mit Daumen und Zeigefinger.

Die Worte: Papus (Kind), Squa (Frau) und Canoe hatten sie wohl von den Weissen gelernt und angenommen.

12. Die allgemeinen Begriffe des Guten und Bösen waren ihnen bekannt und wurden auch beachtet. Einfach war auch ihre Religion, wenn man die dunkle, unklare Vorstellung, die sie hierüber hatten, so nennen kann. Ein grosser Geist, denna mowema — der grosse Häuptling oder Herr —, beherrscht Alles; die Menschenseele lebt nach dem Tode fort. Ein böser Geist — umaha — bewohnt den ungeheueren Urwald; beim Lagern in einem Walde wurde derselbe des Nachts manchmal durch einen Erwachenden mittelst Geschrei und Schleudern von Feuerbränden zu verscheuchen gesucht. Auch in den Felshöhlen der Küste sollen Geister hausen und beim Vorüberfahren im Canoe stimmte der Häuptling oder der Aelteste einen Gesang an.

13. Ihre Todten bestatteten sie zumeist in der Nähe des Sterbeplatzes bei der Ansiedlung, in den etliche hundert Schritte entfernten Gebüschen am Abhange oder am Waldessaume. Die Leiche wurde ausgestreckt in eine etwa 1—1·5 m tiefe Grube gelegt und mit Erde bedeckt; darauf kam eine breite Diele aus gespaltenem Red wood, dann wieder Erde und ein gleiches Brett, dann Erde und zu oberst ein drittes Brett. Die Bretter hatten wohl nur den Zweck, das Ausscharren der Leiche durch Raubthiere zu verhindern. Die Weiber sangen, ehe der Todte bestattet wurde, um die Leiche sitzend, Klagelieder. Später mieden sie den Begräbnissplatz und zeigten auch Furcht und Abscheu vor Todtengebeinen. Die Männer bemalten sich durch einige Zeit mit weisser Thonerde zum Zeichen der Trauer.

14. Die hauptsächlichste Nahrungsquelle bot ihnen das Meer. Hier konnte nie ein Mangel oder gar Ausrottung eintreten, wie so leicht bei dem flüchtigen Wilde des Waldes. Berücksichtigt man die alte Eintheilung der Menschen in Jäger-, Fischer-, Hirten- und Ackerbauvölker, so konnte man die Zoreisch-Indianer mit Recht zu den Fischervölkern zählen, da ihr wichtigstes Nahrungsmittel die Fische, und von diesen wieder der Meerlachs es war, der ihnen die vorherrschende Nahrung lieferte und von dem sie sogar Vorräthe für den Winter aufspeicherten.

Gewöhnlich erschienen um Mitte Juni ungeheuere Scharen von Sardellen in der Nähe der Küste und mit ihnen auch der Lachs. Der Fang wurde vom Canoe aus betrieben und zuerst eine genügende Anzahl von Sardellen mit dem Sardellenspeer zum Köder beschafft. Ein todtes Fischchen wurde auf die eisernen Angelhaken (diese hatten sehr bald nach der Ankunft der Weissen die früheren, aus Horn oder dergleichen verfertigten Angeln vollständig verdrängt) durch den Rücken aufgespiesst und die Leine ohne Gesenke ausgeworfen, und zwar von jedem Fischer je eine nach rechts und eine nach links. 5—20 Lachse waren die gewöhnliche mittlere Tagesausbeute eines Canoes; zu recht guten Zeiten und an günstigen Orten aber kam es oft vor, dass schon in kaum einer Stunde das Canoe bis zum Sinken mit 60—100, zwischen 5—25 kg schweren Lachsen angefüllt war. Die Fischzeit dauerte etwa 4—6 Wochen; dann verschwanden die riesigen Sardellenzüge und mit ihnen auch die Lachse wieder ebenso plötzlich, wie sie gekommen waren.

Anfangs December, wenn die Regenzeit beginnt, erscheint der seit Monaten verzogene Lachs wieder an der Küste. Es ist zweifelhaft, ob man dieselbe Lachsart vor sich hat, denn der schöngestaltete Kopf des Sommerlachses ist jetzt durch eine nasenartige, dicke, nach abwärts gebogene Verlängerung des Oberkiefers verunziert; die Schuppen haben nicht mehr den hellen Silberglanz und auch das Fleisch ist nicht schön rosenroth, sondern blasser gefärbt; die Weibchen haben jetzt eine grosse Menge Fischlaich, dessen einzelne Eier fast Erbsengrösse erreichen. Er kommt jetzt zu den Flussmündungen, um in dieselben hinaufzusteigen.

Wo der Little River über die ihn stauende Barre sich in das Meer ergiesst, welches seine Sturzwellen in langen Reihen schäumender Kämme weit auf den ganz flachen Sandstrand hinauftreibt und dann wieder um hundert und mehr Schritte sich von demselben zurückzieht, sucht der Fisch in dem weitverbreiteten Süsswasser nach dem Flusseingang und schwimmt in dem seichten Wasser des Strandes herum, wobei auf der glatten Oberfläche sich eine Furche zeigt, welche die Richtung des Fisches beurtheilen lässt. Bei dieser Fischerei standen mehrere Indianer auf 50 bis 100 Schritte von einander bis an die Kniee im Meere; sobald Einer die Spur eines Lachses bemerkte, eilte er auf ihn zu und stiess flach längs der Wasserfläche nach dem Fisch oder schleuderte den Speer kräftig nach demselben, welchen die auf dem Schafte nur aufgesteckte Hirschhornspitze durchdrang, und zog mittelst der kurzen Leine, womit diese mit dem Schafte verbunden war, die Beute an's Land.

Um diese Jahreszeit wurde auch manchmal der Fang mittelst eines Wandnetzes im Flusse selbst zur Nachtzeit betrieben. Nahe dem Ufer, an einer tiefen Stelle, wurde das Canoe mittelst einer in den Grund getriebenen Stange verankert, an welcher die eine Ecke des etwa 4 m langen und ebenso breiten Netzes befestigt war, dessen Maschen fast Spannweite hatten. Die andere obere Ecke wurde an einen Pfahl gebunden, so dass das unten mit Steinen beschwerte Netz wie eine Wand quer zur Flussströmung in diese hinabhing. An den über das Wasser reichenden Stangen waren handgrosse Bündel mit an Schnüren gereihten Krabbenscheerenschalen und Muscheln befestigt, welche durch ihr Geklapper den oft im Canoe schlafenden Fischern anzeigten, wenn ein Fisch in's Netz gerathen war und an diesem zerrte.

Im Flusse erbeuteten die Indianer auch im Sommer zeitweise einige Lachse, die sich auf dem Rückwege zum Meere dort aufhielten, indem sie den Fluss dort, wo er ein schmales, seichtes Gerinne zwischen Kiesbänken, oberhalb derselben aber tiefe Stellen hatte, durch ein Pflockzaunwerk absperrten, das etwa 0·5 m über den Wasserspiegel emporragte. Dasselbe war so engmaschig, dass kein erwachsener Fisch durchschlüpfen konnte und bei der geringen Wassertiefe unmittelbar vor der Absperrung dasselbe auch nicht zu überspringen vermochte. Die Lachse blieben dann in den Tümpeln unter dem hohlen Ufer stehen, wo sie von den behutsam im Wasser sich nähernden Indianern mit dem Lachsspeere erlegt wurden.

Auch andere Fische wurden im Meere gefangen, der Fang derselben aber, als nicht sehr ergiebig, nur nebensächlich betrieben. Im Sommer, bei ruhiger See, wurde mit dem oben beschriebenen, aber kleinmaschigeren Wandnetze gefischt, das vom Canoe aus mit den oberen Ecken an etliche Kelpköpfe, welche wegen ihrer Luftfüllung stets auf der Oberfläche schwimmen, befestigt wurde. Dasselbe blieb während der steigenden Fluth durch einige Stunden ausgesetzt; es hatten sich dann gewöhnlich 1—3 Stück der welsartigen oder der kleineren, karpfenähnlichen, wunderschön himmelblau und goldgelb gestreiften Fische (letztere laichen angeblich nicht, sondern gebären lebendige Junge?) im Netze gefangen.

Zur Zeit tiefer Ebbe watete wohl auch ein oder der andere Indianer in den zwischen den Klippen zurückgebliebenen Tümpeln herum, hatte an einer Weidenruthe etliche ihrer Kalkschalen entblösste Steinlilien (Encriniten), mit welchen er die unter den Felsen verborgenen Fische hervorlockte und mit einem kleinen Handnetze fing. Im Frühjahre waren in solchen Tümpeln auch öfters kleinere Scharen häringsartiger Fische zurückgeblieben und dann von den Weibern mittelst ihrer Tragkörbe herausgefischt.

Ein weiteres, nächst dem Lachs wichtigstes Meeresproduct war für sie die Miesmuschel, welche sich an den Klippen und Strandfelsen, dem Wogenschlage trotzend, mit den festen Fasern ihres Bissus angewachsen fand. Von den Küstenfelsen wurde sie zur Ebbezeit gewöhnlich durch die Frauen aufgesucht, während bei ruhiger See die Männer zu den im Meere entfernt liegenden Felskegeln fuhren, wo dieselbe viel reichlicher und bis zur Grösse einer Spanne vorkam und von der oft ganze Canoeladungen heimgebracht wurden. Zum Loslösen der in Gruppen oder ganzen Decken sehr fest an den Felsen haftenden Muscheln diente ein an beiden Enden meisselartig zugerichteter Stab des sehr harten und zähen Rothbeeren-Buschholzes.

Der riesigen Haufen von Muschelschalen bei dem Dorfe wurde schon gedacht; diese Muschelschalen liessen auch den Ort einer früher bestandenen alten Ansiedlung, von welcher

sonst gar keine Spur mehr vorhanden war und die an dem ersten kleinen Bache des rechten Little River-Ufers gelegen hatte, erkennen. Von diesem Flusse südlich, in dem feinen Sande des flachen Strandes kam eine sehr dünnschalige, aussen mit gelblicher Hornhaut versehene, etwa spannenlange, zwei Finger breite und fingerdicke Bivalve vor, deren weicher und wohlschmeckender Körper eine zähere rüsselartige Fortsetzung hatte. Sie hielten sich im Sande vergraben auf und waren nur dadurch auffindbar, dass, wenn man zur Ebbezeit in ihrer Nähe auftrat, sie eine kleine wässerige Sanderuption von sich gaben, welche ihren Standort verrieth, aus dem sie leicht auszugraben waren.

Cocles, wie eine Art Pecten (englisch) benannt wurde, gab es nur wenige; diese, wie auch Seeigel — deren gelber, roggenähnlicher Inhalt auch roh verzehrt wurde — dann verschiedene andere Krusten- und Schalthiere spielten nur eine sehr untergeordnete Rolle im Haushalte der Indianer.

Zur Zeit der Schalung suchten die Meerkrabben (Seespinnen) in erstaunlichen Mengen die noch salzigen Mündungsgewässer des Little River auf und wurden dann von den bis an die Kniee oder bis brusttief im Flusse herumwatenden Indianern mit einem einfachen, unten zugespitzten Stocke aufgespiesst und in den umgehängten Sack oder in ein Netz geworfen, das in kurzer Zeit vollgefüllt war; sie hatten alle statt der Schale eine weiche Hauthülle.

Ein viel wichtigeres, aber auch nicht regelmässig zu beschaffendes Nahrungsmittel bildete das Fleisch vom Elk, von Seehunden, Seelöwen und anderen ähnlichen Seethieren, welchen eigens nachgestellt wurde, während Fischottern, Bären, Wildgänse zu dem Gelegenheitswilde zählten. Das Elk wurde sorgsam angepürscht und mit Pfeilschüssen erlegt. Im Walde, wo stark betretene Wechsel waren, fingen sie auch das Elk in Schlingen, welche, fast armdick, 5—8 m lang, aus zusammengedrehten Weidenruthen hergestellt waren. Die verschiedenen Seesäugethiere und Robbenarten wurden auf den oft weit im Meere draussen liegenden Felsen im Canoe aufgesucht, durch die behutsam gelandeten Indianer im Schlafe überrascht, mit der Seehundslanze harpunirt und mit Pfeilschüssen, später auch mit der so viel wirksameren Schiesswaffe erlegt. Der sonst friedfertige und scheue braune Bär, sowie Wildgänse und Enten wurden nicht besonders gejagt; letztere und anderes Kleinwild wurde, wenn es, wie man zu sagen pflegt, „in den Wurf kam“, mit aufgerafften Steinen oder Holzstücken zu verlegen versucht. Die Kinder stellten in der Nähe der Wohnungen wohl auch Schlagfallen auf, indem sie an den Löchern der kleinen Erdhasen den von denselben benützten Weg durch in die Erde gesteckte Stäbe begrenzten, bei dessen Betreten durch das Thier sich ein mit Steinen beschwertes Brettstück löste, welches dasselbe erschlug.

15. Später soll der ganze Stamm, mit mehreren anderen vereinigt, auf eine sogenannte Indianer-Reservation an der Küste weiter nördlich geschafft worden sein. Dort, dem Betruge und der Bedrückung gewissenloser, nur auf ihre Bereicherung bedachter Agenten schutzlos anheimgegeben, seiner Freiheit, gewohnten Beschäftigung und Lebensweise beraubt, geht ein Stamm nach dem anderen seinem baldigen Ende entgegen und die Zeit ist nicht mehr ferne, wo die Wissenschaft über eine ganze Menschenrasse nur durch archäologische Forschungen und nach den bis dahin gemachten Aufzeichnungen Kunde erhalten wird.

# Zur Homologie der menschlichen Extremitäten.

## Eine anthropologische Studie auf vergleichend-anatomischer Grundlage

von

**Dr. W. Melzer,** k. u. k. Stabsarzt.

*(Mit 3 Text-Illustrationen.)*

Die anthropologisch so bedeutsame Frage, ob und wie weit sich zwischen den doch augenscheinlich nach demselben Typus gebauten oberen und unteren Extremitäten des Menschen ein homologes Verhalten nachweisen lasse, harrt, so viel sie auch von berufener Seite schon erörtert worden, noch einer allgemein befriedigenden Lösung. Wohl ist namentlich seit Gegenbaur's [1]) gründlichen Forschungen ein solches Verhalten an den Einzeltheilen des Extremitätenskeletes unzweifelhaft festgestellt und gilt solches, wenn auch in eingeschränkterer Weise, grossentheils auch von den Extremitätenmuskeln.

Sobald man aber diese beiden Gliedmassen als Ganzes mit einander verglich, stiess man immer auf anscheinend kaum lösbare Widersprüche.

Zur Klärung dieser Verhältnisse etwas beizutragen, soll nun der Zweck der folgenden Betrachtungen sein.

Der Natur der Sache nach sei zuerst in Betracht gezogen:

### I. Das Extremitätenskelet.

Am Knochengerüste der oberen und unteren Gliedmassen erweisen sich nun einander homolog:

1. Am Schulter- und Beckengürtel die *Scapula* dem *Ilium* und der *Processus coracoides* dem *Ischium* (ohne aufsteigenden Ast), so dass somit das Verhältniss von Oben und Unten des Schulterblattes am Hüftbeine umgekehrt erscheint, also z. B. die *Tuberositas infraglenoidalis scapulae* der *Spina anterior inferior ilii* entspricht etc.

Die *Clavicula* hat am Beckengürtel kein Homologon, wenn man nicht das *Ligam. Pouparti* dafür gelten lassen will, und andererseits fehlt das *Os pubis* am Schultergürtel, wo es bei niederen Wirbelthieren durch das *Procaracoid* vertreten ist.

Die *Spina scapulae* ist am *Ilium* nur durch die *Linea arcuata externa* angedeutet; sie entwickelte sich eben in gleichem Masse mit der zunehmenden Bewegungsfreiheit des Oberarmes, wie etwa der ähnliche Kiel des Vogelbrustbeines mit der wachsenden Flugfähigkeit.

2. Das *Os humeri* entspricht dem *Os femoris* (das *Tuberculum majus et minus* dem *Trochanter major et minor* etc.) [1]).

3. Der *Radius* zeigt sich in gleicher Weise der *Tibia* homolog wie die *Ulna* der *Fibula*. Das *Olecranon* ist aber nicht der *Patella* vergleichbar, da jenes eine Epiphyse der *Ulna*, diese aber ein Sesambein des *Musculus extensor cruris quadriceps* ist (wie ja zuweilen auch in der Sehne des *Extensor triceps brachii* ein kleines Sesambein, die sogenannte *Patella brachialis*, gefunden wird).

4. Am *Carpus* und *Tarsus* sind als homolog erkannt:

| | | | |
|---|---|---|---|
| das *Os* | *scaphoideum (radiale)* . . . . . | dem *Talus* | *(tibiale)* |
| „ „ | *lunatum (intermediale)* . . . . | | *(intermedium)* |
| „ „ | *triquetrum (ulnar.)* | „ | *Calcaneus (fibulare)* |
| „ „ | *centrale* (bei Affen etc.) . . . . . | „ | *Scaphoideum (centrale)* |
| „ „ | *multangularis majus (carpale I)* | „ | *Cuneiforme I (tarsale I)* |
| „ „ | *multangulum minus (carpale II)* | „ | *Cuneiforme II (tarsale II)* |
| „ „ | *capitatum (carpale III)* . . . . | „ | *Cuneiforme III (tarsale III)* und |
| „ „ | *hamatum (carpale IV et V)* . | „ | *Cuboideum (tarsale IV et V)* |

[1]) C. Gegenbaur, Carpus und Tarsus, 1864, und Grundzüge der vergleichenden Anatomie, 1878.

[1]) Ueber die eigenthümliche Windung der äusseren Kante des *Humerus* siehe später.

Das *Os pisiforme* hat am Fusse kein Gegenstück, es ist eben auch nur ein Sesambein des *Flexor carpi ulnaris* [1]).

5. Beim *Metacarpus* und *Metatarsus* sowie bei den Phalangen der Finger und Zehen dürfte der Hinweis auf ihre evidente Homologie genügen.

Angesichts dieser vorausgeschickten, wenn auch nur flüchtigen, Skizzirung ist der typisch-homologe Bau der Bestandtheile des Extremitätenskeletes klar genug ersichtlich. Um so befremdender wirkt die Wahrnehmung, dass diese Homologie, wenn man beide Extremitäten als Ganzes mit einander vergleicht, dadurch sehr beeinträchtigt erscheint, dass die homolog erkannten Theile grösstentheils in gänzlich verschiedenen Lagerungsverhältnissen gefunden werden.

Zur Vergleichung der beiden Gliedmassen mit einander hat man nämlich von jeher, namentlich aber seit Winslow (1775), jene Stellung der oberen Extremitäten, in welcher der Vorderarm sich in Supination befindet, als die geeignetste erachtet, weil dann die ganze Beuge- beziehungsweise Streckfläche des Armes ebenso in einer einzigen Ebene liegt, wie es an der unteren Extremität der Fall ist; denn immer galt als feststehende Annahme, dass die untere Gliedmasse ihre ursprüngliche Lage im Wesentlichen beibehalten und nur die obere im Laufe der Zeiten Lageveränderungen erlitten habe. Bei der so vorgenommenen Vergleichung erhielt man nun das schon angedeutete befremdliche Resultat, dass „einerseits die Beugefläche der oberen Extremität nach vorne und jene der unteren nach hinten gerichtet, die Streckflächen beider Extremitäten aber einander zugekehrt waren, und dass andererseits der Daumen an der Aussenseite des Armes, die ihm entsprechende grosse Fusszehe dagegen an der Innenseite ihrer Extremität gefunden wurde". Rechnet man dazu die bereits hervorgehobene „Umkehrung des Verhältnisses zwischen Oben und Unten am Schulter- und Beckengürtel", so muss dieses so vielseitig widersprechende Verhalten allerdings als ein hinsichtlich der erwarteten Homologie wenig befriedigendes Ergebniss der Vergleichung der beiden Gliedmassen bezeichnet werden. Aber dieses so auffällig contrastirende Verhalten liess auch mehr und mehr die Ueberzeugung reifen, dass dasselbe sich erst secundär entwickelt haben könne und die Homologie beider Extremitäten ursprünglich eine vollkommenere gewesen sein müsse.

Die Gegensätze wenigstens an der freien Extremität haben in neuerer Zeit zwei Hypothesen zu lösen versucht: Gegenbaur [1]) hat, wie es schon Martins (1857) in mehr ideeller Weise gethan, auf Grund der spiraligen Windung der *Linea aspera humeri* [2]) durch bezügliche genetische und embryologische Befunde den Nachweis zu liefern gesucht, dass der *Humerus* thatsächlich eine ungefähr halbkreisförmige Drehung um seine Achse im Sinne jener Linie erfahren habe, so dass also der *Condylus humeri lateralis* ursprünglich sich an der Innenseite des *Humerus* befunden habe und erst durch diese bei fixirtem Oberarmkopfe vor sich gegangene postaxiale Torsion an die Aussenseite gelangt sei, und da der Vorderarm und die Hand diese Drehung hätten mitmachen müssen, so wäre damit der Nachweis gegeben, dass die obere Extremität sich einstens in derselben Position befunden habe; wie sie jetzt noch die untere zeigt. Gegen diese Theorie wurden nun von verschiedenen Forschern berechtigte Einwendungen erhoben und vornehmlich war es Albrecht [3]), der hervorhob, dass die angeführten Befunde für die Annahme einer so gewaltigen Drehung keineswegs beweiskräftig genug seien, und dass bei einer Retorsion des *Humerus* in die supponirte frühere Lage eine unlösbare Verwirrung der Weichtheile des Armes zu Tage käme.

Albrecht stellt dafür selbst eine andere Hypothese auf, nach welcher nicht eine Torsion des *Humerus*, sondern eine allmälige Verschiebung des *Capitulum radii* vom *Epicondylus humeri medialis* über die Vorderseite der *Ulna* weg zum *Epicondylus humeri later.* stattgefunden habe, und stützt diese Annahme auf die Beobachtung, dass das *Capitulum radii* wirklich bei den Sauriern mehr nach innen liegend gefunden wird, dass es dann bei den Reptilien und noch mehr bei den Amphibien allmälig vor der *Ulna* gelagert erscheint und bei den Säugethieren immer weiter nach aussen rückt — so dass nun der *Radius* die

[1]) Oder nach Anderen das Rudiment eines sechsten Fingers und somit ein Erbtheil von den verschollenen polydaktylen Enaliosauriern.

[1]) C. Gegenbaur, Ueber die Drehung des *Humerus*, Jana'sche Zeitschrift für Medicin und Naturwissenschaft 1868.

[2]) Wie Albrecht nach dem Vorgange der Franzosen die gewundene äussere Kante des *Humerus* prägnant benannt hat.

[3]) P. Albrecht, Beitrag zur Torsionstheorie des *Humerus* etc. Kiel 1875.

*Ulna* kreuzt —, um schliesslich bei den Primaten ganz an der Aussenseite zu liegen; die bei letzteren in Gebrauch gekommene Supination des Vorderarmes macht nun auch die Aussenlage des Daumens erklärlich. Während dieses Entwicklungsvorganges soll aber der *Humerus* unverrückt in der angenommenen ursprünglichen (d. h. der unteren Extremität entsprechenden) Lage verharrt sein; da jedoch in Wirklichkeit der Oberarm umgekehrt mit seiner Beugeseite gleich dem supinirten Vorderarme nach vorne und mit der Streckseite nach rückwärts sieht, so sucht Albrecht diesem grellen Widerspruche durch die ganz willkürliche Annahme zu begegnen, dass eben am Oberarme sich die Beugeseite zur Streckseite und umgekehrt die Streckseite zur Beugeseite umgewandelt haben müsse. Er gibt sich demzufolge auch die ganz vergebliche Mühe, den Nachweis zu erbringen, dass z. B. der *Musculus flexor brachili biceps* mit dem *Brachialis int.* dem *Extensor quadriceps cruris* mit dem *Sartorius* homolog seien und *vice versa* der *Extensor triceps brach.* dem *Biceps fem.* mit dem *Semitendinosus* und *Semimembranosus* entspräche, kurz, dass die Beuger des Oberarmes den Streckern am Oberschenkel zu vergleichen wären etc.

Wie haltlos eine solche erzwungene Annahme sei, ist Jedem klar, der sich eingehender mit der vergleichenden Muskellehre beschäftigt hat.

Aus alledem leuchtet ein, dass die Verschiedenheiten in der Lagerung der oberen und unteren menschlichen Gliedmassen auf dem von den genannten Autoren angegebenem Wege wohl kaum zu Stande gekommen sein können.

Mir will es nun erscheinen, als ob man bei diesen Erörterungen zu wenig auf das causale Moment Bedacht genommen habe. Es müssen ja doch offen liegende, allgemeine Naturnothwendigkeiten gewesen sein, welche den Thieren successive solche Aenderungen ihrer Extremitäten aufzwangen; wären nun diese zwingenden Gründe erkannt, so müsste sich daraus auch die richtige Einsicht in diese natürlichen Vorgänge ergeben.

In der That führt auch eine aufmerksame Betrachtung der Wirbelthier-Entwicklung bald zu der Ueberzeugung, „dass die Lageverschiedenheiten der Extremitäten im Wesentlichen durch die von den wechselnden Lebensbedürfnissen verlangte allmälige Aenderung der Gebrauchsweise derselben herbeigeführt worden seien“. Bei niederern Quadrupeden (Sauriern) findet man nämlich die noch wenig von einander differenzirten Extremitäten fast horizontal seitlich vom Stamme abstehend mit ventral gerichteten Beugeflächen als Fortsetzungen der Bauchflächen, und dorsal gerichteten Streckflächen als Fortsetzungen der Rückenfläche; die Ellbogen und Kniee sind nach aussen gekehrt und die Winkelebene ihrer Gelenke steht fast senkrecht auf der Medianebene des Stammes; *Radius* und *Tibia* liegen nach vorne und, da zum Gehen der distale Extremitätentheil pronirt werden musste, mehr nach innen.

Mit so gestellten Gliedern konnte freilich der Gang nur ein unvollkommener, ein Kriechen auf dem Boden hin, sein. In dem natürlichen Drange, diesen Gang zu verbessern und dabei auch eine Erhebung vom Boden zu ermöglichen, hat nun das Thier mit richtigem Instincte allmälig die diesem Zwecke entsprechende Aenderung in der Stellung seiner Gliedmassen zu finden gewusst, indem es den Ellbogen immer mehr nach hinten und das Knie nach vorne drehte, so dass die Winkelebene derselben in eine mehr und mehr parallele Richtung zur Winkelebene des Körpers gebracht wurde; erst diese Stellung, wie wir sie beim Säugethiere sehen, ermöglichte einen leichten und sicheren aufrechten Gang auf vier Füssen.

Dass die angedeutete Drehung an beiden Extremitäten in entgegengesetzter Richtung geschah, muss eben wieder dem treffsicheren instinctiven Gefühle des Thieres zugeschrieben werden, weil ein gesicherter Gang mit gleichmässig nach vorne oder hinten gerichteten Ellbogen und Knieen nicht erlangt worden wäre und dem Gehmechanismus widersprochen hätte. Durch diese in den Schulter- und Hüftgelenken vor sich gehende, etwa einen Viertelkreis betragende, Drehung bekamen nun die Extremitäten folgende Lagerung:

„Die hintere Extremität hat dieser pronirenden Drehung in ihrer Gänze zu folgen vermocht und ist nun mit ihrer ganzen Beugefläche nach hinten und mit der Streckfläche nach vorne gekehrt; die vordere Extremität vermochte der supinirenden Drehung aber nur mit ihrer proximalen Hälfte zu folgen, weil deren distaler Theil, um auf der Fusssohle auftreten zu können, constant in der Pronationsstellung verbleiben musste. Es sieht daher an der proximalen Hälfte dieser Gliedmasse die Beugeseite nach vorne und die Streckseite nach hinten, dagegen an ihrer distalen Hälfte (unter-

halb des Ellbogengelenkes) umgekehrt die Beugeseite nach hinten und die Streckseite nach vorne (somit wie an der hinteren Extremität).“

Mit dieser typischen Extremitätenstellung der höheren Vierfüssler waren natürlich in der homologen Lagerung der Einzeltheile des Extremitätenskeletes auch anderweitige Veränderungen als die angeführten (hinsichtlich der Streck- und Beugeflächen) vor sich gegangen.

Vor Allem hat nun der *Radius* eine andere Stellung zur *Ulna* erlangt. Er liegt nun nicht mehr parallel mit derselben, sondern kreuzt sie an der Vorderseite in der Weise, dass sein proximaler Theil nach aussen (lateral) und sein distales Ende nach innen (medial) liegt.

An der Innenseite, die hauptsächlich die Körperlast zu tragen hatte und demgemäss sich mächtiger entwickeln musste, befindet sich nun an der oberen Gliedmasse der proximale Theil der *Ulna* und der distale Theil des *Radius* sowie an der unteren Gliedmasse die *Tibia*; diese somit in dieser Hinsicht der gleichen Function dienenden Skelettheile haben daher auch gleichmässig eine stärkere Ausbildung erlangt als jene an der Aussenseite (proximaler *Radius*, distale *Ulna* und die *Fibula*), und diesem Umstande entstammt die auch von älteren Anatomen (Cruveilhier, Meckel, Hyrtl u. A.) hervorgehobene Thatsache, dass „die *Ulna* in ihrer proximalen und der *Radius* in seiner distalen Hälfte Form und Charakter der *Tibia* zeigen[1])“.

Aus diesem Entwicklungsgange wird weiters auch verständlich, dass, als das Bedürfniss des Kletterns und Greifens den Anstoss zur Ausbildung von *Pollex* und *Hallux* gab, diese Organe, sollten sie ihrem Zwecke entsprechen, nothwendigerweise durch Abgliederung eines Fingers an der functionswichtigeren Innenseite der Extremitäten entstehen mussten, also der Daumen an der Radialseite und die grosse Zehe an der Tibialseite.

*Pollex* und *Hallux* sind also ganz homolog gelegen, und nur die irrthümliche Anschauung, dass beim Menschen der Vorderarm in Supination die zur Vergleichung mit der unteren Gliedmasse geeignete Stellung habe, konnte zu dem angeblichen Widerspruche führen, dass Daumen und grosse Zehe an entgegengesetzten Seiten ihrer zugehörigen Extremitäten ständen (siehe vorhin).

Denn es unterliegt ja doch keinem Zweifel, dass auch für den menschlichen Vorderarm die Pronation die ursprüngliche, von den durchgehends auf pronirten Vorderfüssen gehenden Quadrupeden überkommene[1]) und naturgemässe Ruhelage, demnach die richtige zur Vergleichung mit der unteren Gliedmasse ist. Die Supination des Vorderarmes kam erst in Uebung, als bei der fortschreitenden Entwicklung die vordere Extremität weniger und endlich gar nicht mehr zum Gehen und Stützen verwendet wurde; doch blieb auch dann die Pronation immer überwiegend, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man den Arm in Ruhelage, also ungezwungen und ohne jede willkürliche Muskelaction frei herabhängen lässt, da der Vorderarm dann stets pronirt und niemals supinirt erscheint.

In der gegebenen Darstellung der Extremitätenentwicklung findet auch die vielbesprochene spiralige Windung der *Linea aspera humeri* ihre befriedigende Erklärung. Dieselbe ist als der sichtbare Ausdruck des vom Vorderarme auf den Oberarm übergehenden diagonal wirkenden Pronationszuges anzusehen; denn, wenn auch dieser Zug die Auswärtsdrehung des Oberarmes nicht aufzuhalten im Stande war, so vermochte er doch in der Richtung seiner Kraftwirkung die Knochenoberfläche in einer Art Falte — eben der besagten Linie — zu erheben. Bei besonders muskelkräftigen Thieren (*Ursus, Elephas* etc.) springt darum diese Linie viel auffälliger, schraubengangartig hervor, und bei diesen Thieren findet man sogar eine vom *Epicondylus medialis humeri* in gleicher Richtung diagonal über die Vorderfläche des *Humerus* hinziehende ähnliche Knochenleiste — also eine *Linea aspera humeri anterior* —, die offenbar der gleichen Ursache ihren Ursprung verdankt; die Condylen des *Humerus* bilden eben die hauptsächlichsten Angriffspunkte dieser pronirenden Zugkraft, mehr natürlich der laterale als der mediale.

Dass diese Linien nicht einer Torsion des *Humerus* selbst ihre gewundene Form verdanken, erhellt

[1]) Während bei einzelnen Säugethierclassen, bei welchen der proximale Theil des *Radius* noch vor und nicht aussen an der *Ulna* liegt (Ein- und Zweihufer etc.), der *Radius* vollkommen die Gestalt und Function der *Tibia* bekam, und *Ulna* und *Fibula* fast gänzlich verkümmerten.

[1]) Wie ja auch das Kind, wenn es spielend auf Händen und Füssen geht, die Extremitäten wie die Vierfüssler, also den Vorderarm pronirt, stellt.

übrigens auch daraus, dass die innere Kante des *Humerus* geradlinig geblieben ist.

Eine weitere Consequenz der beschriebenen Entwicklung der freien Extremitäten war die Rückwirkung derselben auf die Lage des Schulter- und Beckengürtels. Bei dem aufrechten Gange auf vier Füssen musste nämlich die auf den Extremitäten ruhende Körperlast einen Gegendruck gegen den Schulter- und Beckengürtel hervorrufen, und zwar

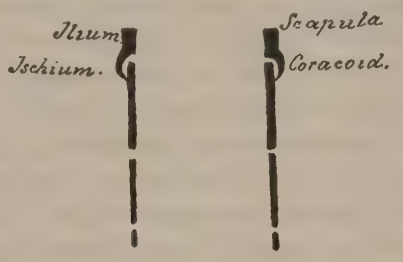



Fig. 49. Schema der ursprünglichen Extremitätenlagerung.

in der Richtung des schief nach auf- und vorwärts liegenden *Humerus* einerseits und des schief nach auf- und rückwärts liegenden *Femur* andererseits. Der Effect dieses Aufdruckes konnte kein anderer sein, als dass der ursprünglich ventrale Theil des Schultergürtels *(Coracoid)* nach auf- und vorwärts (kopfwärts) und der ursprünglich ventrale Theil des Beckengürtels *(Ischium)* nach auf- und rückwärts (caudalwärts) gedrängt werden mussten,

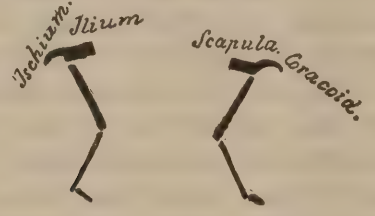



Fig. 50. Schema der Extremitätenlagerung beim aufrechten vierfüssigen Gange.

während durch eine gleichzeitige, compensirende Drehbewegung der dorsale Theil des Schultergürtels *(Scapula)* nach ab- und rückwärts und der dorsale Theil des Beckengürtels *(Ilium)* nach ab- und vorwärts gelangen mussten (siehe vorstehendes Schema Fig. 49 und 50).

Da dem Menschen diese Verhältnisse durch Vererbung nur mit der Abänderung anhaften, dass in Folge seines aufrechten Ganges auf zwei Füssen das Vorne und Hinten der Thiere bei ihm am Stamme zum Oben und Unten geworden ist, so wird damit die bereits vorhin hervorgehobene auffällige Thatsache erklärlich, dass nämlich der *Processus coracoideus* nach oben und das ihm entsprechende *Ischium* nach unten sieht, während wiederum die *Scapula* nach abwärts und das ihr gleichwerthige *Ilium* nach aufwärts gerichtet ist [1]).

Die vorstehende Darstellung der Extremitätenausbildung bei den Wirbelthieren gestattet sonach nun die vollberechtigte Schlussfolgerung, dass thatsächlich und auf ziemlich durchsichtigem Wege die wesentlichsten Verschiedenheiten in der Lagerung der oberen und unteren menschlichen Gliedmassen lediglich in Folge der im Laufe der Zeit naturgemäss sich ändernden Function derselben zu Stande gekommen seien, mit anderen Worten, dass diese Unterschiede mit dem Aufrechtgehen zuerst auf vier und dann auf zwei Füssen in genauestem ursächlichem Zusammenhange stehen.

Auf anderem Wege kam Hatschek [2]) zu ähnlichem Resultate, dass nämlich beide Extremitäten in dem oben angegebenen Sinne Drehungen in den Schulter- und Hüftgelenken erfahren haben, und dass die Pronationsstellung des Vorderarmes die natürliche sei.

Und auch M. Holl [3]) stimmt dem bei, nur vertritt er die Ansicht, die Drehung des Armes sei weniger im Schultergelenke als durch Lageveränderungen des beweglichen Schultergürtels erfolgt, was selbstverständlich am Effecte nichts ändert. Auch er betont nachdrücklich, nur die Pronationsstellung des Vorderarmes sei für die Homologisirung beider Extremitäten zu verwerthen und die *Linea aspera humeri* hält er blos für eine Ansatzleiste für Muskeln, die eine Torsion des Oberarmes nur vortäusche.

Und ebenso bestätigt Kölliker [4]), dass beim menschlichen Fötus die Extremitäten in der frühesten

---

[1]) Man darf also (mit Martins) wohl sagen, dass — *cum grano salis* — das Schulterblatt dem Spiegelbilde eines senkrecht auf die Spiegelfläche gestellten Hüftbeines zu vergleichen ist.

[2]) Hatschek, Die paarigen Extremitäten der Wirbelthiere. Verhandlungen der anatomischen Gesellschaft auf der dritten Versammlung in Berlin 1889.

[3]) M Holl, Ueber die Entwicklung der Gliedmassen des Menschen. Sitzungsbericht der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien 1891.

[4]) Kölliker, Entwicklungsgeschichte. Leipzig 1889.

Entwicklungsperiode als flossenförmige Anhänge homolog und noch nicht differenzirt vom Rumpfe abstehen, und erst in ihrer weiteren fötalen Entwicklung eine Drehung in dem vorbeschriebenen Sinne, also die Kniee nach vorne und die Ellbogen nach hinten, eingehen, dass jedoch der Vorderarm dabei stets pronirt bleibt.

Es macht eben der Mensch in der Fötalperiode nach dem bekannten Gesetze die vorausgegangene

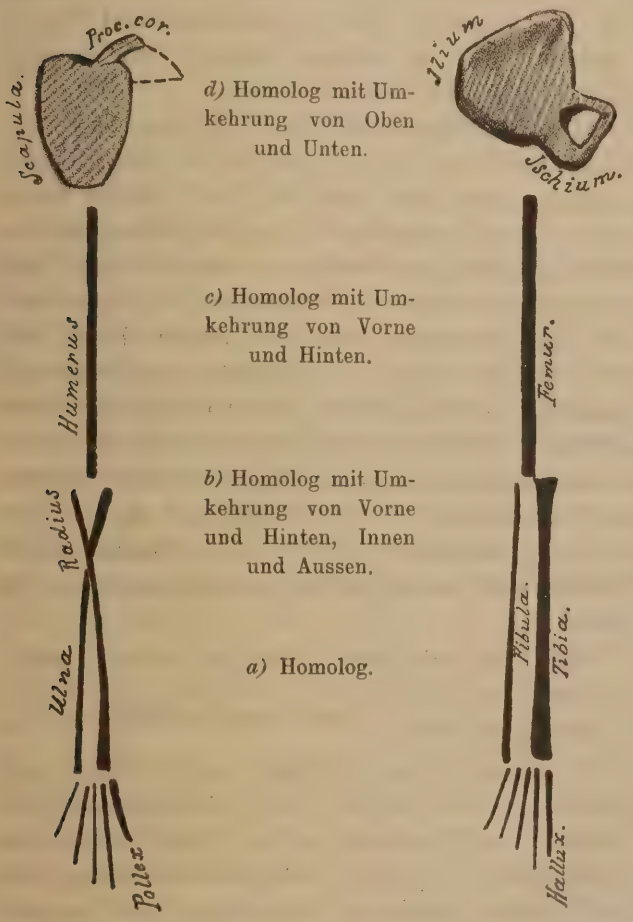



Fig. 51. Schema der Extremitäten-Homologie.

Entwicklung seiner Art, seine Phylogenese, in Kürze nochmals durch, und erreicht damit, ohne weitere individuelle oder specielle Einflüsse des Fötallebens („durch Wachsthumsvorgänge", wie man sich ganz allgemein auszudrücken pflegt) einfach zufolge des allgemeinen und unabänderlichen Vererbungsgesetzes die von seinen Vorfahren errungene Entwicklung; wie aber dieses Erbe im Zeitenlaufe von den vorausgegangenen Geschlechtern allmälig erworben worden sei, das haben die vorstehenden Erörterungen klarzustellen beabsichtigt.

Um nun zum Ausgangspunkte dieser Betrachtungen zurückzukehren, also zur Frage nach der Homologie der menschlichen Extremitäten, so lässt sich das Ergebniss obiger Untersuchungen in folgende Sätze zusammenfassen:

Die ursprüngliche Homologie der Extremitäten ist in Folge der genetischen Entwicklung derselben beim Menschen mehrfach modificirt, und zwar verschieden an den einzelnen Abschnitten der Extremitäten. Man findet nämlich:

*a)* vollkommen homolog gelagert sind nur die distalen Theile der Extremitäten bis unterhalb des Ellbogen- und Kniegelenkes geblieben;

*b)* in der Ellbogen und Kniegelenksgegend erscheint die Homologie zweifach modificirt, indem einerseits die Vorderfläche der einen Extremität der Hinterfläche der anderen und andererseits die Aussenseite der einen der Innenseite der anderen entspricht;

*c)* am Oberarme und Oberschenkel ist die Homologie dahin abgeändert, dass die Vorderfläche der einen Gliedmasse der Hinterfläche der anderen entspricht;

*d)* und am Schulter- und Beckengürtel ist die Modification der Homologie darin gelegen, dass das Verhältniss von Oben und Unten des Schultergürtels sich am Beckengürtel umgekehrt erweist.

Uebersichtlich sind diese Verhältnisse im beistehenden einfachen Schema (Fig. 51) dargestellt.

## II. Die Extremitätenmusculatur.

Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass bei dem Entwicklungsvorgange der Extremitäten die Musculatur derselben ähnliche, ja mit Rücksicht auf deren weit fügsamere und sich leichter adaptirende Natur, muthmasslich noch weiter gehende Veränderungen wie das Skelet erfahren habe. Nach der am Skelete gewonnenen Einsicht lässt sich nun mit Aussicht auf Erfolg auch an die weitere Frage gehen, inwieweit sich auch zwischen den Muskeln der oberen und unteren Extremitäten des Menschen ein homologes Verhalten auffinden lasse.

Dem vorliegenden Zwecke genügt es, nur jene Muskeln zur Vergleichung heranzuziehen, die sich

mit ihrem Anfange und Ende am Extremitätenskelete ansetzen; als leitend für die Beurtheilung der Homologie zweier Muskeln galt vornehmlich der Verlauf derselben, die Anheftung ihrer Ursprungs- und Endsehnen an homologen Knochenstellen und die damit zusammenhängende gleichartige oder doch verwandte Function derselben.

Es ist nach dem bei der Betrachtung des Skeletes besprochenen Entwicklungsgange einleuchtend, dass die Homologie der oberen und unteren Extremitäten sichtlicher hervortreten muss, wenn man sich den Menschen auf Händen und Füssen stehend denkt, weil damit die wesentlichsten vom aufrechten Gange auf zwei Füssen stammenden Abweichungen eliminirt werden. Bei dem aufrecht stehenden Menschen dagegen erscheint die Homologie beider Extremitäten am besten ersichtlich, wenn man die obere Extremität in eine analoge Position nach oben bringt, wie sie die untere Extremität nach unten hat, d. h., wenn man die obere Gliedmasse senkrecht erhebt, so dass ihre Beugeseite nach hinten sieht, den Vorderarm dabei aber pronirt lässt.

In dieser letzteren Stellung lässt sich namentlich die Homologie der vom Schulterblatte und Hüftbeine zu den freien Extremitäten hinziehenden Muskeln in die Augen springend erkennen.

Unter diesen Gesichtspunkten werden nun an beiden Gliedmassen folgende Muskeln einander homolog gefunden:

1. Die von der Dorsalfläche der *Scapula* zum *Tuberculum majus* hinziehenden Muskeln den von der Dorsalfläche des *Ilium* zum *Trochanter major* verlaufenden Muskeln, und zwar entspricht — in Hinsicht der Umkehrung von Oben und Unten an Schulter und Becken:

der *Musculus supraspin.* dem *Glutaeus minimus*,
„ „ *deltoid. (port. acrom.)* „ *Glutaeus max.* und
„ „ *infraspin.* „ *Glutaeus medius.*

Die mächtigsten Partner dieser Gruppe, der *Musculus deltoid.* und *Glutaeus max.*, inseriren sich conform etwas tiefer an der *Tuberositas hum.* beziehungsweise *femoris*; deren stark differirender Ursprung ist bei der so abweichenden Configuration ihrer knöchernen Basis [1]) nicht verwunderlich.

Der *Musculus teres minor* kann als ein vom vorderen Schulterblattrande entspringendes Muskelbündel des *Infraspinatus* betrachtet werden.

[1]) Die Begründung dieser Abweichung siehe bei *Spina scapulae* im Anfange.

2. Desgleichen sind einander homolog die von der Ventralfläche der *Scapula* zum *Tuberculum minus* und die von der Ventralfläche des *Ilium* zum *Trochanter minor* ziehende Musculatur, also der *Musculus subscapularis* dem *Iliacus* [1]). Der *Musculus teres major* ist als Scapularursprung des *Latissimus dorsi* anzusehen, wie ja auch öfters am Becken ähnliche vom vorderen Darmbeinrande zum *Ileopsoas* hinziehende Muskelbündel beobachtet werden.

3. Unverkennbar ist auch das homologe Verhalten der Streckmuskeln des Vorderarmes und Unterschenkels, also des *Musculus extensor brachii triceps* und des *Extensor cruris quadriceps.*

Ihre Ursprungsstellen können als wesentlich identische bezeichnet werden, indem die mehr selbstständigen Köpfe, das *Caput long. tric.* und der *Rectus cruris*, ganz symmetrisch, der eine unterhalb der Gelenkspfanne (am *Tuberculum infraglen. scap.*) und der andere oberhalb der Pfanne (an der *Spina ant. inf. ilii*) entspringen, und die übrigen Köpfe, wie am *Humerus* so am *Femur*, seitwärts und rückwärts (beziehungsweise am *Femur* vorne) an diesen Knochen entstehen. Selbstverständlich entsprechen dabei die inneren Muskelpartien des Oberarmes den äusseren des Oberschenkels und vice versa; und da auch der *Musculus anconaeus quart.* in den Rahmen dieser Muskelgruppe gehört, so sind einander gegenüber zu stellen [2]):

*Caput med. tric.* dem *Vastus lat. et crur.* und
*Caput lat. tric.* } dem *Vastus medialis.*
*Anconaeus quart.* }

Die Insertion des *Extensor brachii triceps* und *Anconaeus quart.* an der *Ulna* und andererseits des *Extensor crur. quadriceps* an der *Tibia* (mittelst des *Ligamentum pat. propr.*) widerspricht allerdings der beim Skelete gefundenen Homologie, nach welcher ja *Ulna* und *Fibula* einander entsprächen, wird aber später ihre Aufklärung finden.

4. Identisch sind weiters die *Musculi subanconaei* und *subcrurales* auch durch ihre gemeinsame Function als Gelenkskapselspanner.

[1]) Ein ganz ähnliches Verhalten, wie es der mit der Endsehne des *Iliacus* sich vereinigende *Psoas major* zeigt, bietet der *Latissimus dorsi*, der ja auch knapp neben dem *Subscapularis* inserirt und füglich als ein durch die Rippen mehr an die Oberfläche gedrängter Pendant des *Psoas* angenommen werden kann; zudem ist ja auch der *Psoas* zuweilen vom *Iliacus* ganz getrennt zu finden.

[2]) S. W. Krause, Anatomische Varietäten etc. Hannover 1880.

5. Einander homolog erweisen sich ferner die einerseits vom Coracoidfortsatze zu den proximalen Enden der beiden Vorderarmknochen, wie andererseits vom Sitzbeine zu den proximalen Enden der Unterschenkelknochen verlaufenden Beugemuskeln, nämlich:

*a*) Der *Musculus biceps brachii* dem *Musculus biceps femoris*. Beide unterscheiden sich nur dadurch, dass das *Caput long. bic. br.* an der unteren Extremität seine lange Ursprungssehne eingebüsst hat [1]) und daher am *Femur* ungefähr an der gleichen Stelle entspringt, wo auch am *Humerus* sein Muskelbauch beginnt; damit ist der lange Kopf des *Biceps br.* zum kurzen Kopfe des *Biceps fem.* und umgekehrt der kurze Kopf des *Biceps br.* zum langen Kopfe des *Biceps fem.* geworden [2]).

*b*) Der *Musculus coracobrachialis* dem *Musculus semitendinosus* und der *Musculus brach. int.* dem *Musculus semimembranosus*. Der *Coracobrachialis* ist durch eine sehnige Verlängerung bis zur *Tibia* zum *Semitendinosus* geworden, wie in fast gleicher Weise der *Brachialis int.* durch eine häutige Fortsetzung nach aufwärts bis zum *Ischium* sich in den *Semimembranosus* umgewandelt hat [3]).

Nicht unwesentlich wird die Deutung dieser Muskeln durch den Umstand unterstützt, dass das *Caput breve bic. br.* am Ursprunge mit dem *Coracobrachialis* ebenso verwachsen ist, wie das *Caput long. bic. fem.* mit dem *Semitendinosus*, und dass weiters der *Brachialis int.* ebenso mit der Ellbogengelenkskapsel in enger Verbindung steht und sie vor Einklemmung bewahrt, wie dies beim *Semimembranosus* bezüglich der Kniegelenkskapsel der Fall ist.

Die Insertionen beider Muskelgruppen an *Radius* und *Tibia* einerseits *(Biceps br. - Semitendinosus* und *Semimembranosus)* und an *Ulna* und *Fibula* andererseits *(Brachialis int. - Biceps fem.)* zeigen abermals dasselbe widersprechende Verhalten, wie es schon am *Triceps br.* und *Quadriceps cr.* betont wurde und später noch zur Besprechung gelangt.

Bedeutend grösseren Schwierigkeiten begegnet man bei der Vergleichung der Musculatur des Vorderarmes mit jener des Unterschenkels. Vornehmlich überraschen und verwirren dabei drei auffällige Beobachtungen: Zuerst, dass jener mächtige Muskelwulst, der an der Radialseite so stark hervortritt (die beiden *Supinatores* und *Radiales ext.*), an der Tibialseite ganz fehlt und die *Tibia* daselbst nur von der Haut bedeckt ist; weiters, dass an der Wade uns eine dem Arme anscheinend fremde Muskelgruppe (*Gastrocnemius* und *Soleus*) entgegentritt, und schliesslich, dass von den Unterschenkelmuskeln nur die oberflächlicheren Beuger *(Gastrocnemius* und *Plantaris)* ihren Ursprung von den Condylen des *Femur* nehmen, während doch der grösste Theil der Vorderarmmuskeln an die Condylen des *Humerus* hinaufreicht. Indess gelingt es trotz dieser und ähnlicher Schwierigkeiten bei eingehender Untersuchung doch, die Muskeln des Vorderarmes, freilich meist in veränderter Form und Function, auch am Unterschenkel wiederzufinden.

So erkennen wir, abermals mit der Streckseite beginnend, an beiden Gliedern als mit einander übereinstimmend:

6. Den *Musculus extensor dig. comm.* mit dem *Extensor dig. comm. longus*. Beide schicken ihre Endsehnen zum Rücken des zweiten bis fünften Fingers beziehungsweise dieser Zehen; doch entspringt der erstere am *Epicondylus hum. radialis* und letzterer von der oberen *Fibula* und vom *Condylus ext. tibiae*.

Als selbstständig gewordene fünfte Sehne beider Muskeln können der *Extensor dig. min.* und der *Peroneus tert.* betrachtet werden; beide endigen gleichmässig am *Os metacarp. V.* respective *Os metatars. V.*

7. Ebenso entspricht der *Extensor poll. longus* dem *Extensor hall. longus*. Beide entspringen analog an *Ulna* respective *Fibula* (nur an dieser tiefer), und gehen zur Endphalanx.

8. Der *Abductor poll. longus* ist zu vergleichen dem *Tibialis anticus* [1]). Beide endigen in gleicher Weise am *Os metacarpale I.* respective *metatarsale I.*, doch kommt jener von *Radius* und *Ulna* und dieser nur von der *Tibia*.

Der *Tibialis ant.* scheint indess nicht blos Vertreter des *Abductor poll. longus* zu sein, sondern auch die am Unterschenkel verlustig gegangenen

---

[1]) Das Fehlen dieser Sehne ist übrigens auch schon am Oberarme beobachtet worden (Hyrtl).

[2]) W. Krause (l. c.) stimmt mit dieser Deutung insoferne überein, als er auch den kurzen Kopf *Biceps br.* (von ihm *Musculus quadrigeminus* genannt) für den langen Kopf des *Biceps fem.* erklärt.

[3]) Bezeichnend ist, dass diese Muskelverlängerungen nur aus sehnigem und häutigem Gewebe gebildet sind.

[1]) Daher das scheinbare Fehlen eines *Abductor hall. longus*.

*Radiales ext.* theilweise ersetzen zu sollen, wie denn auch seine Wirkung (Supination des Fusses) mit einer gleichzeitigen Abduction und Extension, also der Gesammtwirkung des *Abductor poll. long.* und der *Radiales ext.*, verglichen werden kann [1]).

9. Der *Musculus ulnaris ext.* wird am Unterschenkel im *Peroneus brevis* wieder erkannt. Beide inseriren sich gleichmässig am Rücken des *Os metacarp. V.*, beziehungsweise *Os metatars. V.*; während aber der erstere vom *Epicondylus hum. rad.* entspringt und dann längs der *Ulna* herabläuft, nimmt letzterer, da er gleich den übrigen Streckmuskeln den Condylen-Ursprung verloren hat, seinen Ursprung sogleich tiefer von der der *Ulna* adäquaten *Fibula*.

10. Der *Musculus ulnaris int.* wird im *Peroneus longus* wieder gefunden. Der *Ulnaris int.* entsteht vom *Epicondylus hum. ulnaris* und von der *Ulna* und inserirt am *Os pisiforme* [2]), wirkt aber über letzteres hinaus mittelst des *Ligamentum pisometacarpeum* auch auf den *Metacarpus*; der *Peroneus longus* entsteht tiefer von der *Fibula*, verläuft längs derselben abwärts und wendet sich dann schräg an der Fusssohle zum *Os metatars. I.*, öfters auch noch an den zweiten und dritten Metatarsalknochen Zweigsehnen abgebend.

Für beide Muskel charakteristisch ist die schlitzförmige Nervendurchbohrung an ihren Köpfen (durch den *Nervus ulnaris* respective *Nervus peroneus*).

Es wurden diese zwei Muskeln, obwohl mehr zu den Beugern gehörig, hier mit den Muskeln der Streckseite abgehandelt, weil der obere Theil des *Peroneus longus* noch an der Streckseite liegt. Sie bilden daher den richtigen Uebergang zur Besprechung der Musculatur an der Beugefläche des Vorderarmes und Unterschenkels. Eine äusserliche Aehnlichkeit ist zwischen diesen Muskelpartien allerdings kaum wahrzunehmen, was übrigens bei der so verschiedenen Gebrauchsweise der distalen Extremitätenhälften begreiflich erscheinen muss. Die Function des Unterschenkels und des Fusses erscheint gegenüber jener des Vorderarmes und der Hand nicht nur wesentlich geändert, sondern auch vereinfacht; demgemäss findet man auch an der unteren Gliedmasse die bezügliche Musculatur vielfach verändert und vereinfacht (durch Verschmelzung, Verkürzung, Schwund u. s. w.).

Unter diesem Gesichtspunkte und sorgfältiger Berücksichtigung der schon früher für die Homologie zweier Muskeln als massgebend angeführten Grundsätze gelangt man zwanglos zu folgendem Resultate:

11. Der *Musculus supinator long.* bildet am Unterschenkel das *Caput mediale gastrocnemii* und der *Pronator teres* das *Caput later. gastrocnemii* [1]). Der mediale Kopf des *Gastrocnemius* ist daher auch etwas stärker und entspringt etwas höher als der laterale Kopf. Sonst decken sich die Ursprungsstellen dieser Muskeln an den Condylen des *Humerus* und *Femur*; während aber der *Supinator long.* und *Pronator teres* sich am *Radius* ansetzen, inseriren sie sich am Unterschenkel vereinigt in der Achillessehne am Fersenbeine und ermöglichen damit ihrerseits den aufrechten Gang auf zwei Füssen.

Dem *Gastrocnemius* kommt keinerlei supinirende oder pronirende Wirkung [2]) zu, wie sie seine Partner am Arme ausüben; deshalb sind auch seine zwei Köpfe näher an einander gerückt (die schief von aussen und innen kommenden Faserbündel entfielen eben), und diesem Umstande ist es wohl zumeist zuzuschreiben, dass in der *Fossa cubiti* die vom Oberarme herabkommenden Muskeln von den Vorderarmmuskeln eingerahmt sind, während in der *Fossa poplitea* umgekehrt die Köpfe des *Gastrocnemius* zwischen den vom Oberschenkel herabkommenden Beugern liegen.

In Folge einerseits der Verschmelzung des *Supinator long.* mit dem *Pronator ter.*, wodurch er an

---

[1]) C. Bardeleben, Ueber Innervirung, Entstehung und Homologie der distalen Gliedmassenmuskel bei den Säugethieren. Anatomischer Anzeiger, VI. Jahrgang, Jena 1891) hält sogar dafür, dass der *Tibialis ant.* nur die beiden *Radiales ext.* vertrete. Der Wahrheit kommt wohl am nächsten, den *Tibialis ant.* der Vereinigung beider *Radiales ext.* mit dem *Abductor poll. longus* (deren Sehnen sich kreuzen!) gleichzusetzen. Siehe darüber auch: L. Fick, Hand und Fuss (in Müller's Archiv 1857).

[2]) Auffallenderweise hat oft auch die Sehne des *Peroneus longus* am *Os cuboid.* ein kleines Sesambein, das dem *Os pisiforme* vergleichbar wäre.

[1]) Wie auch Krause (l. c.) erklärt. — Bardeleben (l. c.) dagegen hält sonderbarer Weise den *Ulnaris int.* für den dem *Gastrocnemius* entsprechenden Muskel; den *Supinator long.* will er in seinem *Tibialis medialis* (der Nager etc.) wieder erkennen.

[2]) Die ohnehin beschränktere und nur bei gebeugtem Knie mögliche Rotation im Kniegelenke wird als Nebenfunction von den Beugemuskeln nebst dem *Gracilis*, *Sartorius* und *Popliteus* besorgt, so dass die selbstständigen Rotatoren des Vorderarmes am Unterschenkel disponibel und entweder modificirt zu einer neuen Function herangezogen wurden *(Supinator long.* und *Pronator teres)* oder atrophirten *(Supinator brevis* und *Pronator quadr.)*.

die Beugeseite hinübergezogen wurde, und andererseits des Aufgehens der beiden *Radiales ext.* im *Tibialis ant.* wird es nun auch erklärlich, warum die Innenseite der *Tibia* von Muskeln entblösst ist.

12. Der *Musculus flexor digit. comm. sublimis* erscheint an der unteren Gliedmasse in Folge seiner nothwendig gewordenen Anwachsung am Fersenbeine (Achillessehne) in zwei Theile getrennt, einen proximalen, den *Musculus soleus*, und einen distalen, den *Musculus flexor digit. comm. brevis.* Sowie der der *Flexor dig. subl.* von der *Ulna* (und dem *Epicondylus ulnaris*) entsteht und tiefer unten vom *Radius* Verstärkungsbündel erhält, so entspringt auch der *Soleus* mit seinem Hauptantheile an der *Fibula* und nur mit einem schwächeren Theile tiefer an der *Tibia.* Und die Verwandtschaft des *Flexor dig. comm. subl.* mit dem *Flexor dig. comm. brevis* ist besonders daraus ersichtlich, dass die Endsehnen beider von den tiefen Beugern durchbohrt werden.

13. Der *Musculus palmaris longus* wird leicht im *Plantaris* wieder erkannt. Ihre Ursprungsstellen am *Epicondylus hum. ulnaris*, beziehungsweise *Epicondylus fem. fib.* sind identisch; im weiteren Verlaufe wird jedoch der *Plantaris*, ähnlich dem vorigen Muskel, durch die Einbeziehung seiner Sehne in die Achillessehne daran gehindert, ebenso als Spanner der Plantaraponeurose zu fungiren[1]), wie der *Palmaris* als Spanner der Palmaraponeurose.

14. Dem *Musculus flexor digit. comm. profundus* begegnet man am Unterschenkel wieder als *Flexor digit. comm. longus* Beide versehen mit perforirenden Sehnen den zweiten bis fünften Finger beziehungsweise diese Zehen, doch entspringt jener von der *Ulna* und dieser von der *Tibia* (also dasselbe anomale Verhältniss wie beim *Triceps* und *Quadriceps*!).

15. Dieselbe Ursprungsanomalie findet man am *Flexor pollic. longus* und seinem Pendant, dem *Flexor hall. longus*, indem jener vom *Radius* und dieser von der *Fibula* ausgeht.

16. Dem *Musculus radialis int.* gleicht nach Insertion und Verlauf vollkommen der *Tibialis post.* (ersterer vom Ulnarcondyl zum zweiten und dritten *Metacarpale*, dieser tiefer von der *Fibula* zum zweiten und dritten *Metatarsale* ziehend). Allerdings ist der *Tibialis posticus* bei der Neugestaltung der Wadenmusculatur in die Tiefe gedrängt worden.

17. Vorhin wurde der *Pronator teres* für den lateralen Kopf des *Gastrocnemius* erklärt; Krause (l. c.) hebt jedoch hervor, dass dies nur für den Condylenursprung des *Pronator teres* gelten könne, während der Ulnarkopf des *Pronator teres*[1]) nach Verlauf und Function dem *Popliteus* entspricht.

18. Die kurzen Hand- und Fussmuskeln[2]) zeigen im Allgemeinen eine solche Uebereinstimmung, dass es genügen wird, die wenigen Abweichungen davon zu erwähnen. Solche sind:

*a)* Der *Extensor poll. brevis* nimmt seinen Ursprung vom Vorderarme *(Ulna)*, der ihm correspondirende *Extensor hall. brevis* aber vom Fussrücken *(Calcaneus)*, zeigt also auch die bei den Unterschenkelmuskeln schon widerholt hervorgehobene Verkürzung.

*b)* Dasselbe Verhältniss findet man zwischen den einander entsprechenden *Musculus extensor indicis propr.* und dem *Extensor digit. comm. brevis*; ersterer, von dem sich ja auch öfters Zweigsehnen zu den Nachbarfingern abspalten, ist eben der Rest eines zuweilen noch als Varietät beobachteten (Krause) gemeinsamen kurzen Fingerstreckers.

Damit wäre nun die Vergleichung aller jener Muskeln durchgeführt, welche an beiden Extremitäten einen Repräsentanten haben, und es erübrigt nur, jener vereinzelten Muskeln Erwähnung zu thun, die nur der einen Extremität zukommen, der anderen aber abgehen.

Solche singuläre Muskeln sind:

*a)* an der oberen Gliedmasse: der *Supinator brevis, Pronator quadratus*[3]), *Palmaris brevis* und *Opponens poll.*[4]);

[1]) Bei vielen Säugethieren (*Lepus* etc.) hat er bekanntlich noch diese Function. Uebrigens lässt sich (nach Krause) auch beim Menschen der Uebergang des *Plantaris* in die *Fascia plantaris* darstellen.

[1]) Nach Macalister (Journal of Anatomy, Tom. III) gehört der Ulnarkopf des *Pronator teres* mit dem *Pronator quadratus* zu jener tiefen Muskelschichte, die bei manchen Thieren (Beutelthier, Carnivoren) sich längs der ganzen Volarfläche des Vorderarmes erstreckt.

[2]) Nämlich:

| *Manus* | | *Pes* |
|---|---|---|
| *Abductor poll. br.* | = | *Abductor hall.* |
| *Adductor poll* | = | *Adductor hall.* |
| *Abductor dig. V.* | = | *Abductor dig. V.* |
| *Flexor poll. br.* | = | *Flexor hall. br.* |
| *Flexor dig. V. br.* | = | *Flexor dig. V. br.* |
| *Opponens dig. V.* | = | *Opponens dig. V.* |
| *Lumbricales* | = | *Lumbricales* |
| *Interossei* | = | *Interossei.* |

[3]) Als Varietät auch am Fusse beobachtet *(Pronator pedis)* Meckel.

[4]) Nach Krause ist der *Opponens poll.* am Fusse durch jenes Bündel des *Abductor hall. br.* repräsentirt, das vom *Os tars. 1* entspringt. Uebrigens fehlt ein selbstständiger *Opponens hallucis* schon dem *Simia troglodites* (Fick, l. c.).

*b)* an der unteren Gliedmasse: die beiden Obturatoren, der *Pyriformis, Quadratus fem., Gracilis, Sartorius*, die Adductoren und die *Caro quadrata Sylvii* [1]).

Der Grund, dass diese Muskel nicht an beiden Extremitäten gefunden werden, kann offenbar nur darin gesucht werden, dass dieselben einerseits mit der Aenderung in der Gebrauchsweise einer Extremität functionslos wurden und daher verkümmert und geschwunden sind (Gruppe *a*), und dass andererseits wieder eben diese geänderte Function einer Extremität zu neuen Muskelbildungen den Anstoss gegeben hat (Gruppe *b*).

Als Gesammtergebniss der vorstehenden Muskelvergleichung zeigt die folgende Tabelle die homologen Extremitätenmuskeln einander gegenübergestellt:

**Uebersicht der homologen Muskeln**

| der oberen Extremität | der unteren Extremität |
|---|---|
| *Supraspinatus* | *Glutaeus minimus* |
| *Deltoides (Pars acrom.)* | „ *maximus* |
| *Infraspinatus*, *Teres minor* | „ *medius* |
| *Subscapularis* | *Iliacus* |
| *Extensor brachii triceps*, *Anconaeus quart.* | *Extensor cruris quadriceps* |
| *Subanconaei* | *Subcrurales* |
| *Biceps brach., caput longum* | *Biceps femor., caput breve* |
| „ „ „ *breve* | „ „ „ *longum* |
| *Coracobrachialis* | *Semitendinosus* |
| *Brachialis internus* | *Semimembranosus* |
| *Extensor digitorum comm.* | *Extensor digit. comm. long.* |
| „ *digiti min.* | *Peroneus tert.* |
| „ *pollicis longus* | *Extensor hallucis longus* |
| „ „ *brevis* | „ „ *brevis* |
| „ *indicis propr.* | „ *digit. comm. brevis* |
| *Abductor pollicis longus*, *Radiales externi* | *Tibialis anticus* |
| *Ulnaris externus* | *Peroneus brevis* |
| „ *internus* | „ *longus* |
| *Supinator longus* | *Gastrocnemius, caput mediale* |
| *Pronator teres* | *Gastrocnemius, caput laterale* |
| *Flexor digit. comm. subl.* | *Soleus* |
| | *Flexor digit. comm. brevis* |
| „ „ „ *prof.* | „ „ „ *longus* |
| *Palmaris longus* | *Plantaris* |
| *Flexor pollicis longus* | *Flexor hallucis longus* |
| *Radialis internus* | *Tibialis posticus* |
| *Pronator teres (Pars uln.)* | *Popliteus* |
| die kurzen Handmuskeln (ausgenommen den *Palmaris br.* und *Opponens poll.*). | die kurzen Fussmuskeln (ausgenommen den *Flexor digit. comm. br.* und die *Caro quadr. Sylvii).* |

[1]) Adaptirt den Fuss zum Sohlengange, beim Chimpanse noch nicht vorhanden.

Es obliegt nun noch, nachträglich die im Texte versprochene Aufklärung hinsichtlich einiger anscheinend anomaler Muskelinsertionen zu geben. Während nämlich doch unbestreitbar die *Tibia* dem *Radius* und die *Fibula* der *Ulna* homolog ist, finden wir, dass einerseits der *Triceps brachii*, der *Brachialis internus* und der *Flexor digit. comm. prof.* an der *Ulna* endigen beziehungsweise beginnen, ihre Vertreter an der unteren Extremität aber, der *Quadriceps cruris*, der *Semimembranosus* und der *Flexor digit. comm. long.* an der *Tibia* (statt, wie zu erwarten, an der *Fibula*) inseriren, und dass wieder andererseits der *Biceps brachii, Flexor poll. long.* und *Extensor digit. comm.* sich an der Radialseite *(Radius, Epicond. rad.)* ansetzen, dagegen die ihnen gleichwerthigen *Biceps fem., Flexor hall. longus* und *Extensor digit. comm. longus* (dieser nur grossentheils) an der *Fibula* (statt an der *Tibia*) ihre End- beziehungsweise Ursprungssehnen inseriren.

Nun wolle man sich aber erinnern, dass — wie früher dargelegt ist — in Folge der mit der fortschreitenden Extremitätenentwicklung geänderten Lagerungsverhältnisse die Skeletknochen in der Ellbogen- und Kniegegend eine Verwerfung zwischen Innen und Aussen erfahren haben (siehe auch das früher dargestellte Schema), so dass nun der Function nach der proximale Theil der *Ulna* dem proximalen Theile der *Tibia* und der proximale Theil des *Radius* der proximalen Partie der *Fibula* entsprechen. Damit sind nun die erwähnten Muskelinsertionen aufgeklärt; die angeführten Muskeln mussten nämlich, um ihre Function an beiden Extremitäten in gleicher Weise ausüben zu können, auch die functionell gleichwerthigen Knochenpartien zur Insertion wählen, d. h. die Muskelansätze der oberen *Ulna* sind an der oberen *Tibia* und jene des oberen *Radius* an der oberen *Fibula* zu suchen.

Wie man sieht, haben jedoch nur die längsten dieser Muskeln, augenscheinlich genöthigt durch die Eigenheit ihrer Function, ihre

Ansätze im erwähnten Sinne verschoben, nämlich die Beuger und Strecker des Vorderarmes und Unterschenkels und die langen Beuger und Strecker der Finger und Zehen; und zudem ist auch ersichtlich, dass die langen Zehenstrecker diese Ursprungsverschiebung nicht so ausgeprägt zeigen wie die Zehenbeuger, indem der *Extensor digit. comm. long.* noch theilweise von der *Tibia* seinen Ursprung nimmt [1]) und der *Extensor hall. longus* noch ganz von der *Fibula*, also wie der *Extensor poll. longus* von der *Ulna*, entspringt.

Dass diese Muskelverschiebungen schon aus frühzeitigen Entwicklungsperioden stammen, zeigt eine Beobachtung Bergmann's [2]), welcher bei Tritonen und Salamandern den Uebergang der Insertion des *Extensor cruris quadriceps* von der *Fibula* auf die *Tibia* constatiren konnte.

Es wäre jedoch gefehlt, aus solchen und ähnlichen Beobachtungen oder etwa daraus, dass die Ausbildung des menschlichen Fusses die letzte Phase der Extremitätenentwicklung darstellt, die Ansicht herleiten zu wollen, dass die gefundenen Differenzen zwischen den Muskeln beider Extremitäten etwa lediglich Veränderungen an der unteren Gliedmasse zuzuschreiben wären; es wäre dies ebenso unrichtig, wie die gegentheilige frühere Annahme, dass die untere Gliedmasse im Wesentlichen ihre ursprünglichen Verhältnisse beibehalten habe; denn es ist nach dem gegebenen Entwicklungsgange ja doch klar, dass dabei die obere wie die untere Extremität tiefgreifende Aenderungen ihrer ursprünglichen Formation erlitten haben.

Das Resultat der vorliegenden Betrachtungen des Knochen- und Muskelbaues der menschlichen Extremitäten lässt sich nun dahin zusammenfassen:

1. dass die oberen und unteren menschlichen Extremitäten einander thatsächlich homolog sind, und

2. dass die verschiedene Gestaltung beider Extremitäten in der stufenweisen Entwicklung der Wirbelthiere ihre Begründung findet und dass der Mensch somit auch diesen Entwicklungsgang durchgemacht haben müsse.

[1]) In analoger Weise erhält übrigens auch der *Flexor dig. comm. longus* zuweilen einen accessorischen Kopf von der *Fibula* her.

[2]) Bergmann, Archiv für Anatomie und Physiologie 1841, S. 202.

# Studien zur germanischen Volkskunde.

II.

Von Dr. **Rudolf Meringer,** k. k. a. ö. Professor an der Universität Wien.

(Vgl. Bd. XXI, S. 101 ff. und Bd. XXII, S. 101 ff.)

*(Mit 127 Text-Illustrationen.)*

„Die Wohnungen des Volkes sind die treuesten Verkörperungen seiner Seele." Rosegger, Gesammelte Schriften, VII, S. 12.

Im Anschlusse an Bancalari's Arbeit über das oberösterreichische Bauernhaus („Ausland" 1892, Heft 16, 19, 20, 21, 22) und zur Ergänzung meines eigenen Versuches über das Bauernhaus von Aussee, schien es mir nothwendig, das volksthümliche Haus Nordsteiermarks und seine Geräthe darzustellen: deshalb widmete ich mit Unterstützung der Anthropologischen Gesellschaft in Wien diesem Zwecke eine Reise, welche von Payerbach nach Mürzzuschlag, Bruck a. d. Mur, Leoben, Vordernberg, Eisenerz, Admont, Aussee, Bischofshofen und Salzburg führte. Mit Freude möchte ich hier schon der Museen in Salzburg und in Eisenerz gedenken, welche recht schöne Sammlungen von volksthümlichem Hausrathe aufweisen. Namentlich das Museum in Eisenerz verdient Lob, weil es zeigt, was ein einzelner Schulmann, wie Johann Krainz, für den Ort seiner Thätigkeit auch ausserhalb seiner Pflicht zu leisten im Stande ist. Möchten nur bald Andere dem Beispiele solcher Männer folgen; denn heute wäre ein kleines Ortsmuseum zu errichten eine noch verhältnissmässig leichte Sache, wenn eben das Augenmerk auf volksthümliche Dinge, die ausser Gebrauch kommen und in Rumpelkammern und unter dem alten Eisen zu Grunde gehen, und nicht auf Kostbarkeiten und Schätze gerichtet würde. Seelsorger und Lehrer stehen überall solchen Fragen wohlwollend gegenüber, und es bedarf vielleicht nur eines kleinen Anstosses, um guten Willen in gute Thaten umzusetzen. Ich hoffe, dass auch Admont, das berühmte Benedictiner-Stift, dem Gedanken, ein volksthümliches Museum anzulegen, nicht mehr fern steht [1]).

[1]) Der Curschmied des Klosters, Herr Ferdinand Leitner, hat einer solchen Sammlung schon verständnissvoll vorgearbeitet und hat die alten Eisensachen in einem Nebenhofe untergebracht. Die gelehrten Patres des Klosters wären geradezu prädestinirt, eine solche Sammlung anzulegen, wie sie Eisenerz und Salzburg besitzen. Die günstige Lage des Ortes, sowie die vielen über das Land zerstreuten Seelsorger würden die Arbeit rasch zu einer erspriesslichen machen und der Orden St. Benedict's hätte ein neues Ruhmesblatt den anderen beigefügt.

Von Literatur, die unsere Gegenden berührt, ist mir Folgendes bekannt geworden:

Topographia Ducatus Stiriae. Authore et Delineatore Georgio Matthaeo Vischer, 1681. Leider ist auf diesen Bildern das Bauernhaus nur berücksichtigt, wenn es in unmittelbarer Nähe einer Burg steht, und auch dann ist es gar zu schematisch gezeichnet.

Die nordöstliche Steiermark. Eine Wanderung durch vergessene Lande von Ferdinand Krauss. Graz 1888. Leider hat der Verfasser wenig Rücksicht auf die Bewohner genommen.

Die eherne Mark. Eine Wanderung durch das steierische Oberland von Ferdinand Krauss, Landesrechnungsrath, Graz 1892, I. Bd. Dieses Werk enthält eingehende Schilderungen und werthvolle Artikel. Seine Stärke liegt aber in Dingen, die uns hier wenigstens nicht zunächst interessiren. Ueber den obersteierischen Bauernhof handeln die Seiten 15—21. Beigegeben sind einige Illustrationen, welche dem Kronprinzenwerke entnommen sind.

Sehr schöne Artikel enthält der Band Steiermark des Kronprinzenwerkes: Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Namentlich kommt der Aufsatz: Zur Volkskunde Steiermarks, von Oberlehrer Johann Krainz in Betracht (S. 139 ff.). Vom Bauernhause handelt Krainz S. 146 ff.; auf S. 147 sind recht gute „obersteierische Bauernhaustypen". (Auf derselben Seite spricht Krainz von einer „Äsen" „zur Trockenlegung des Brennholzes". Äsen kann blos eine falsche Uebersetzung in's Hochdeutsche sein. Man spricht „Asn" mit dumpfem a, folglich ist schriftdeutsch „Asen" und nicht „Äsen" zu schreiben [1]). Und „Asen" schreibt auch Rosegger.)

[1]) In meinem früheren Aufsatze habe ich die dumpfen a des Dialektes mit o bezeichnet; ich werde sie jetzt wieder mit a bezeichnen, um einen Zusammenfall mit o zu vermeiden; a bedeutet also bei mir sowohl das dumpfe a, welches aus reinem a entstanden ist, wie auch das ganz helle, welches auf ä zurückgeht.

Oberst G. Bancalari hat a. a. O. auch obersteierische Haustypen, die sich nach Norden über die Grenze hinziehen, beschrieben.

Sehr wichtige Aufschlüsse enthalten P. K. Rosegger's Schriften; namentlich kommen in Betracht:

Das Volksleben in Steiermark, 2 Bücher, Hartleben 1881. „Haus und Heim" beschreibt Rosegger S. 12—19. Diese Darstellung ist um so werthvoller, als sie der Feder eines hochbegabten Schriftstellers, der seine Heimat beschreibt, entstammt. Ein streng wissenschaftliches Werk kann natürlich eine derartige allgemeine Uebersicht nicht sein.

Was Rosegger als Dichter am trefflichsten zu schildern versteht, das ist das Leben im Hause. Man lese nur die Abschnitte „Das Schatzkästlein", „Der Tisch", „Das Altarl", „Das Trudenkreuz", kurz alle in dem ersten Buche, welches sich „Das Haus" betitelt. Wie tief Rosegger in das Verständniss des Hauses eingedrungen ist, das beweisen die Worte, welche als Leitstern an die Spitze dieses Aufsatzes gestellt sind. Die Sprache und die Wohnstätte, das Haus, gehören zu den bezeichnendsten Schöpfungen eines Volkes. Hier treffen sich in ihrem Streben Dichter und Gelehrte. V. Jagić hat (Arch. f. slav. Phil., XIV, 4. Heft, S. 636) als die Hauptaufgabe der Hausforschung „die ethische Seite des Gegenstandes" bezeichnet, „den innigen Zusammenhang zwischen dem Menschen, als dem Bewohner, und dem Hause, als seiner Wohnstätte". Das muss das ideale Ziel der Hausforschung bleiben und die Forschung wird es immer dem Dichter danken, wenn er mit gewandtem Griffel das Leben im Hause zeichnet, während der wissenschaftlich Strebende das Aeussere, das Greifbare und Messbare wiedergibt [1]).

Die Aelpler nach ihren Wald- und Dorftypen geschildert, von P. K. Rosegger, 1881.

Waldheimat, Erinnerungen aus der Jugendzeit, von P. K. Rosegger, 1882.

Ein an das unsere anschliessendes Gebiet behandelt der Aufsatz: „Ortsanlagen und Wohnungen" im Kronprinzenwerke (Band „Salzburg", S. 461). Der Verfasser (Karl Wagner) sagt, dass in Salzburg der Flur „Haus" heisse, die Kammer „Kematen", die Milchkammer „Steingaden", ober dem Hause sei der „Soller", der Balcon heisse „Hausgang". Der Dachraum habe den Namen „der Obenauf", wodurch meine Herleitung des Ausseer Wortes „Mauf" (diese Mittheilungen Bd. XXI, S. 105, Anm. 1) bestätigt wird.

Von Bedeutung für unsere specielle Aufgabe sind auch einige Werke von A. Schultz.

Deutsches Leben im XIV. und XV. Jahrhundert, von Alwin Schultz. Grosse Ausgabe, Wien, 1892. Das Werk ist für die Bauernhausforschung um so wichtiger, als es sich vielfach mit dem mittelalterlichen Hausrathe beschäftigt und der bäuerliche Hausrath von heute noch vielfach ganz dem jener Jahrhunderte entspricht.

Alltagsleben einer deutschen Frau zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts, von Dr. Alwin Schultz, Leipzig 1890.

Dankbar möchte ich auch der „Specialausstellung mittelalterlichen Hausrathes" des österreichischen Museums für Kunst und Industrie gedenken, um so freudiger, als das Museum daran denkt, in den nächsten Jahren diese Ausstellung

---

[1]) Zu dem Abschnitte, der sich „Die Wiege" betitelt, möchte ich einen kleinen Nachtrag bringen (siehe Rosegger, S. 117). Das zweite und dritte der drei Wiegenlieder habe ich auch in Wien singen hören, aber das dritte in der zweifellos richtigen Fassung. Man sang das Kind so in Schlaf:

Schlaf, Kinderl, schlaf!
Dei Vater ist ein Graf,
Dei Mutter ist an arme Dirn,
Muss das Kinderl selber wiagn.

So schläferte auch die bravste Bürgersfrau ihr kleines Söhnlein ein, dessen Vater nichts weniger als ein romantischer Graf war.

Ein anderes haben wir als Kinder zum „Auszähl'n" verwendet. Wer zum Haschen u. s. w. bestimmt werden soll, wird ausgezählt. Zwei, drei oder mehr Kinder stellen sich zusammen und eines schlägt mit der Hand die anderen nach dem Tacte der Verse. Wen der letzte Schlag trifft, der ist „ausgezählt":

Eins — zwei — drei —
Bigga — Bagga — Nei —
Bigga — Bagga — Haberstroh —
Liegen — vierzehn — Kinder — da —
Und am — Tisch —
Liegt a — Fisch —
Kommt die — Katz —
Und frisst den — Fisch —
Kommt der — Metzger —
Mit der — Tasch'n —
Gibt der — Katz —
A rechte — Flasch'n.

Oder man sagt:

Asl — Wasl —
Thomas — Grasl —
Witz — Wutz —
Aussi — g'stutzt!

chronologisch fortzusetzen. Trefflich ist Hofrath v. Falke's „Historische Einleitung" des Kataloges. Da dieser Aufsatz bei Beginn der Ausstellung schon längst abgeschlossen war, konnte auf die Ausstellung und deren Objecte nur gelegentlich Rücksicht genommen werden (vgl. auch „Mittheilungen des österreichischen Museums" 1892, Decemberheft).

Viel kostbares Material, das nach und nach gehoben werden muss, wäre wohl noch aus alten und neuen Bildern zu gewinnen. Ich möchte da nur auf Fr. Defregger's „Urlauber" hinweisen, dessen Handlung in einer Küche (wohl in Tirol) sich abspielt. Herd, Dreifuss, Widasen, Schüsselrem — Alles ist ganz naturgetreu gemalt, jedes Detail künstlerisch gesehen. Nur die Form des Herdes selbst hat bei mir Bedenken wachgerufen.

* * *

Ich habe von jedem der Rastpunkte meiner Reise Ausflüge nach allen Richtungen unternommen. Dabei begleitete mich ein junger Freund, Ernst v. Lieben, der auch die photographischen Aufnahmen besorgte und in jeglicher Weise mithalf. Leider ist es in den allermeisten Fällen sehr schwierig, wirklich gute Lichtbilder zu erhalten. Die ganze Anlage der Gehöfte, die Unebenheit des Bodens, Bäume, Zäune und anderes Nebenwerk, das dem Landschaftsmaler so erwünscht ist, bietet dem Bauernhausforscher so grosse Schwierigkeiten, dass es nur in wenigen Fällen möglich ist, ein Haus gerade von der charakteristischen Seite auf die Platte zu bringen. Eine Skizze ist also eigentlich gar nie zu entbehren und ich habe sie anzufertigen nur in den Fällen unterlassen, wo wirklich alle Garantien für das Gelingen der photographischen Aufnahme geboten zu sein schienen.

Meine angenehmen Erfahrungen von Land und Leuten in der Steiermark haben sich heuer wiederholt, allerdings nicht in dem Masse, wie ich sie in Aussee gewann. Bis nach Admont haben uns die kläffenden und bissigen Haushunde bei allen unseren Hausgängen begleitet und sie erschwert. So konnten wir in manches Haus nicht eindringen, weil die Leute auf unser Rufen nicht kamen und der Hund es nicht litt, dass wir den Bewohnern im Hause selbst unsere Aufwartung machten. Da standen wir also an den Zäunen und konnten schliesslich abziehen, ohne etwas erreicht zu haben.

Wo noch der Ackerbau vorherrscht, da gilt so ziemlich Alles, was wir vom Ausseer berichtet haben. Wo die Industrie bereits festsitzt, ist Alles anders. Die Menschen sind zurückhaltend, die Häuser zwar gemauert, aber innen schmutzig; an Stelle des alten, einfachen aber geschmackvollen Hausrathes erscheint der fabriksmässig erzeugte Trödel — es ist so, als wäre das Behagen an der eigenen Wohnstätte, die für den Arbeiter ja nur mehr eine Schlafstätte ist, verschwunden. Solche Gegenden mögen für den Volkswirth sehr lehrreich sein, der Alterthumsforscher thut aber am besten, seinen Wanderstab weiterzusetzen, bis er wieder zu Ackerbauern kommt. Zumeist kann er bei diesen allein etwas lernen.

Alte Häuser sind in ganz Nordsteiermark noch ziemlich häufig anzutreffen. Auch „Rauchküchen" haben wir so gut wie überall noch gefunden, sogar in der Nähe von Payerbach und Reichenau.

Im nördlichen Theile unseres Gebietes sieht man keinen eigentlichen Typus. Man merkt den Einfluss

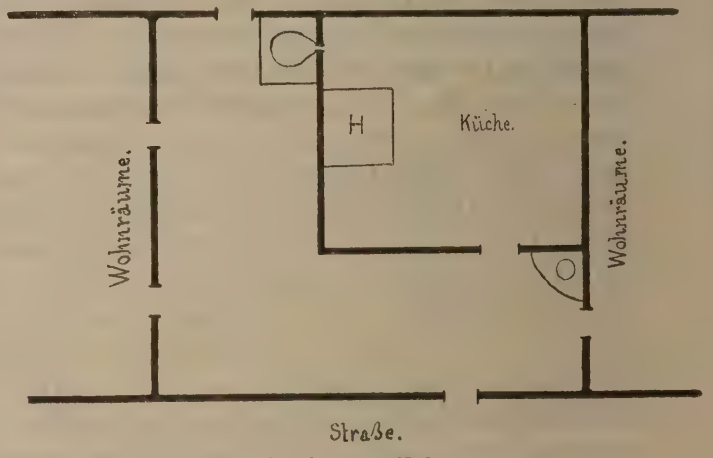



Fig. 52. Gasthaus in Edlach.

der alten Triester Reichsstrasse mit ihrem grossen Verkehre. Von Klamm an fielen uns grössere Gehöfte auf, deren Wirthschaftsgebäude hufeisenförmig angeordnet waren, während vor der offenen Seite etwas schief das Wohnhaus steht. Bei Steinhaus bemerkten wir die ersten Häuser mit seitlich vorgebautem Dachraume. In Edlach bei Reichenau fanden wir eine Mühle und auch Feldkasten mit weit überhängendem Bodenraume[1]). Auch eines Hauses in Edlach möchte ich gedenken (Fig. 52), weil mir sein Grundriss auffiel und sich eine ähnliche Eintheilung öfter zu finden scheint. Die Küche ist hier aus dem Flur abgetrennt, so dass dieser winkelig gebrochen erscheint (siehe unten). In Spital haben wir mehrere Aufnahmen gemacht,

[1]) Diese müssen einmal verbreitet gewesen sein, wie ihr Vorkommen im Mühlkreise (Oberösterreich) beweist. Bancalari, „Ausland" 1892, S. 299.

von denen wir Nr. 6 „beim Hornsteiner“ wegen des charakteristischen Gesammtbildes bringen (Fig. 53). Leider verstellt der Zaun den Ausblick auf die beiden Fenster und die Thüre. Wir lernten hier das „Sterzkreuz“ kennen (Fig. 54). Man bringt das Essen so auf den Tisch, dass man zu unterst die „Suppenschüssel“ nimmt (Fig. 55), darauf das hölzerne Sterzkreuz setzt und auf dieses und seinen eisernen „Halter“ die Pfanne mit dem Sterz stellt (Fig. 56). Man kann dann mit dem Löffel abwechselnd Suppe und Sterz essen. Der Hausrath war ärmlich. Die Küche hatte schon einen geschlossenen Herd. Der einst vorhandene Dreifuss soll die Form A (oben Bd. XXI, S. 134) gehabt haben. Auch ein „Feuerross“ war damals im Gebrauche. Das Gewölbe der Küche heisst „'s Gwölm“. Der Kachelofen ist in Fig. 57 skizzirt; er wird auch zum Backen verwendet, wie so häufig. Die Frau lobte ihren Ofen sehr.

Fig. 53. Haus in Spital Nr. 6.

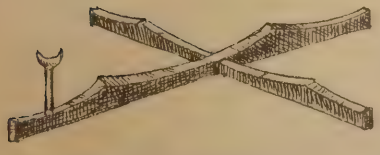


Fig. 54. Ein Sterzkreuz.

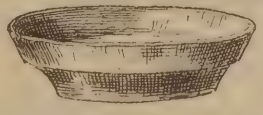


Fig. 55. Eine Suppenschüssel.

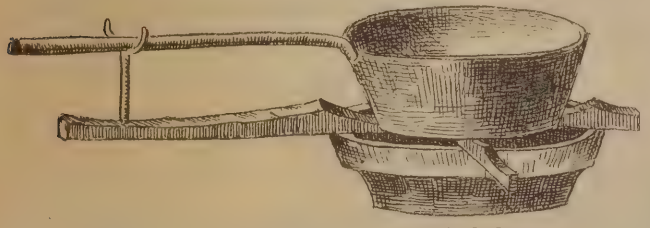


Fig. 56. Wie das Essen auf den Tisch kommt.

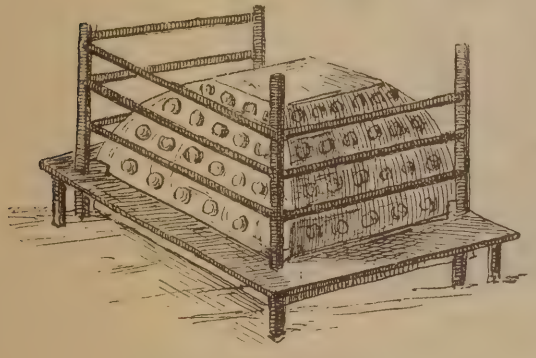


Fig. 57. Ein Kachelofen.

Fig. 58. Haus in Mürzzuschlag.

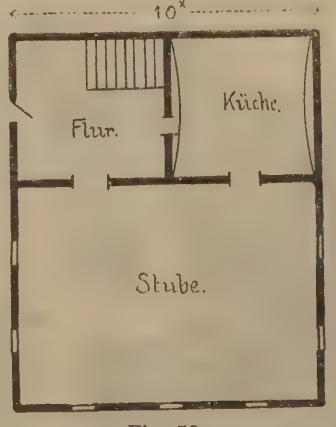



Fig. 59.
Plan desselben Hauses.

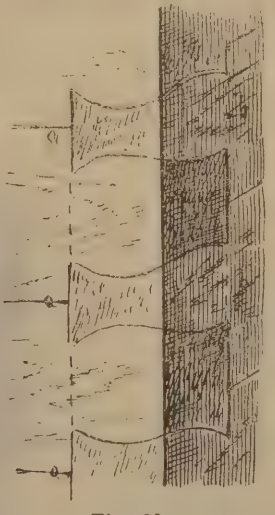


Fig. 60.
Verzinkung der Balken.

In Mürzzuschlag erregte das Haus Parkstrasse Nr. 54, das gerade abgerissen wurde, unsere Aufmerksamkeit (vgl. Fig. 58 und 59). Das Erdgeschoss war gemauert, der obere Stock gezimmert. Der Grundriss zeigt ein „Eckflurhaus“. Auch die äussere Gestalt des Hauses ist typisch. Küche und Flur waren in letzter Zeit zwar anders verwendet, aber die alte

Eintheilung war noch mit Bestimmtheit zu erkennen. Die Balken des Obergeschosses waren allseitig glatt behauen und kunstvoll verzinkt (Fig. 60). Diese Verzinkung in Wellenlinien ist bis über Admont hinaus sofort erkennen lässt. Ein Haus von 1381 mit Flur in der Mitte, nach Art des hölzernen Durchgangshauses, ist noch vorhanden [1]). Es hat die Nummer 108 (Fig. 61). Die Rückansicht bringt Fig. 62. Man sieht,

Fig. 61. Haus Nr. 108 in Mürzzuschlag.

anzutreffen. Sie ist ein Beweis von der einstigen hohen Blüthe der Holzbaukunst in diesen Gegenden. Herr Baumeister Georg Schlott sagte uns, dass die Arbeiter so kunstvolle Verzinkungen jetzt überhaupt dass das Haus wegen seiner Breite zwei Giebel hat (senkrecht zur Strasse), welche aber an der Vorderseite verkleidet sind. An Holzhäusern habe ich nie mehr als einen Giebel gefunden, dagegen sieht man in

Fig. 62. Rückansicht desselben Hauses.

nicht mehr machen können. Das Zimmerhandwerk sei im Niedergange. Ein Meisterwerk der alten Bauleute sei der Dachstuhl der Kirche in Neuberg, welchen Dombaumeister Schmidt sehr bewundert hätte.

Die Steinhäuser von Mürzzuschlag sind auf der Tradition des alten Holzhauses erwachsen, wie sich Salzburg und anderen alten Städten Steinhäuser mit drei und mehr Giebeln in verschiedenen Anordnungen.

[1]) Denkmäler bürgerlicher Kunst aus dem XIV. Jahrhundert sind selten. Vgl. A. Schultz, Deutsches Leben im XIV. und XV. Jahrhundert, S. 84.

Ein Mittelflurhaus, d. h. ein Durchgangshaus, ist auch das Wirthshaus „Zum Hirschen“ (Fig. 63). Ein Seitendurchgangshaus oder, wie ich lieber sagen will, ein Seitenflurhaus ist Einfalt's Wirthshaus (Fig. 64). Die Zeichnung lässt den Grundriss klar erkennen. Bemerkenswerth ist die vorgebaute Stube, von der aus man durch ein seitliches Fenster[1]) die ganze Strasse übersehen kann, eine treffliche Einrichtung für einen neugierigen Spiessbürger. Heute gibt es zwar nicht viel zu sehen, aber vor Eröffnung der Eisenbahn mag es sich schon verlohnt haben, hier auf der Lauer zu liegen. Die vorgebauten Stuben finden sich auch in Kindberg und sonst. Ich glaubte zuerst, darin einen eigenen Wirthshaustypus erkennen zu sollen, fand aber dann auch Holzhäuser dieser Anlage (und zwar bei Admont, siehe unten, Fig. 107). Ein Seitenflurhaus ist auch das Haus des Hafners Völkerer (vgl. Fig. 65 und 66). Auf dem „Unterzug“ der Stube, jetzt des Verkaufsladens, steht die Jahreszahl 1657 und 1691. Daneben die Rosette, welche ich oben (Bd. XXI, S. 117) skizzirt habe, und welche überall in Nordsteiermark vorkommt. Das Haus kehrt zum Unterschiede von Fig. 64 der Strasse den Giebel zu, was nach Baumeister Schlott's Meinung über-

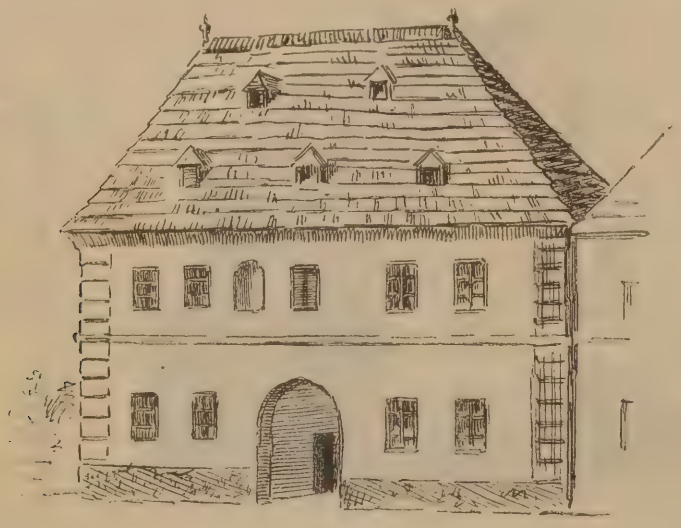


Fig. 63. Wirthshaus „Zum Hirschen“ in Mürzzuschlag.

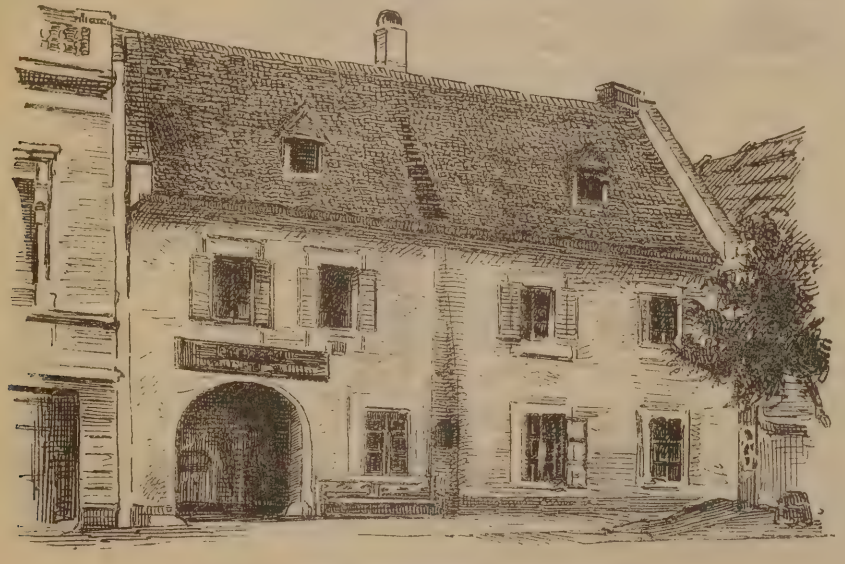


Fig. 64. Einfalt's Gasthaus in Mürzzuschlag.

[1]) Sie finden sich auch in Niederösterreich, wo sie „Gückerl“ genannt werden.

haupt als die Regel anzusehen ist, für wenigstens die alten Bauten. Hinter der Küche *C* sind jetzt die Arbeitsräume für die Hafnerei.

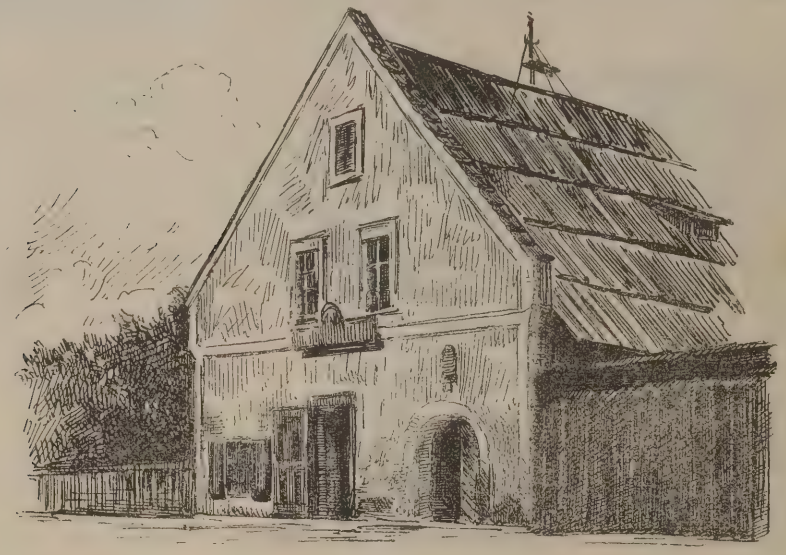


Fig. 65. Haus des Hafners in Mürzzuschlag.

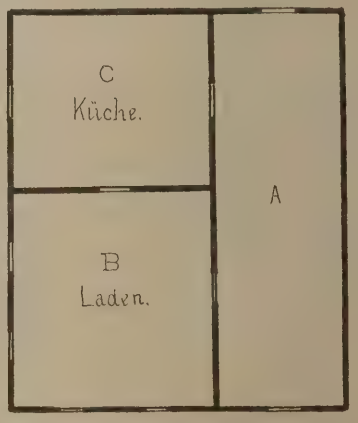



Fig. 66. Plan desselben Hauses.

Fig. 67. Eine Kachel.

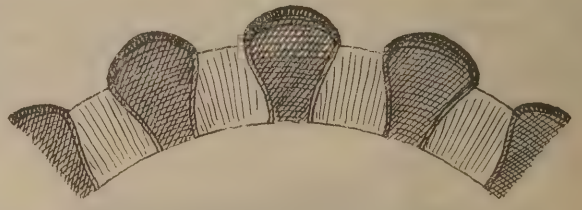


Fig. 68. Theil eines Kachelofens im Durchschnitte.

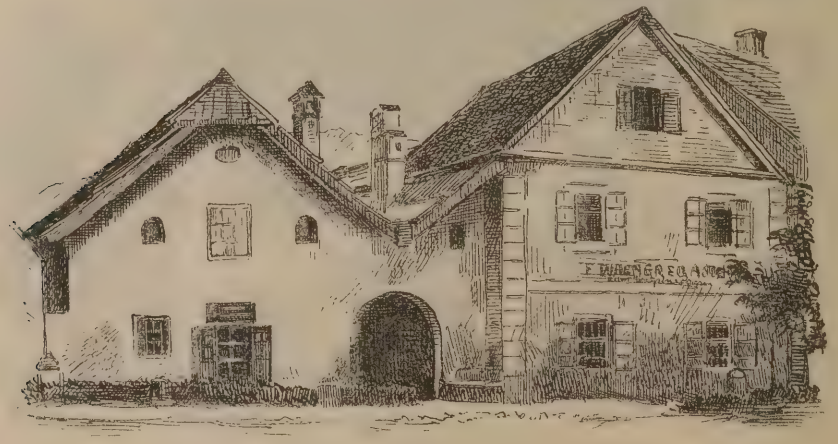


Fig. 69. Wagner's Gasthaus in Mürzzuschlag.

Hafner Völkerer macht jetzt noch alljährlich einige Bauernkachelöfen. Er wies uns auch einige Kacheln vor, wie sie dabei verwendet werden. Sie sind hohl wie Gefässe, 14 cm hoch und breit und nur am convexen Theile grün glasirt. Der Hals hat ein Gewinde eingeritzt (vgl. Fig. 67)[1]. Die Fig. 68 sucht klar zu machen, wie die Kacheln in die verbindende Lehmschichte eingebettet werden. Da die Kacheln das Kostbarste an einem Ofen sind, lässt sie der Bauer bald dicht nebeneinander setzen, bald

[1] Vgl. damit die Kachel des Germanischen Museums, welche Essenwein, Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit 1875, Sp. 65, Fig. 2, wiedergibt.

in grösseren Abständen, um zu sparen. Genau dasselbe berichtet Troels Lund, Das tägliche Leben in Skandinavien, S. 146. Lund gibt die Zahl der zu einem grösseren Ofen nöthigen Kacheln mit 70 bis 100 an, was vollkommen auch zu unseren Verhältnissen passt. Concave Kacheln sah ich bei Völkerer nicht. Die schwarze Farbe der alten Kacheln, erklärte er, sei so erzeugt, dass man nasses Nadelholz in den Ofen steckte. Die Imprägnirung des Thones mit Russ war dabei eine vollständige[1]).

Eine ganz merkwürdige Anlage hat Wagner's Gasthaus (Fig. 69). Es ist ein Mittelflurhaus mit vorgebauter Stube. Der Unterzug dieser zeigt neben der gewöhnlichen Rosette die Zahl 1592. Auffallend ist die komisch unbeholfene Giebelung. Das Haus ist durch Anbauten (wie fast alle) nach rückwärts bedeutend vergrössert. Ursprünglich scheint es ebenerdig neben dem Flur nur rechts Stube und links Küche und Kammer gehabt zu haben.

[1]) Diese Technik ist uralt. Ueber schwarze unglasirte römische Töpferwaare: Blümner, Technologie, Bd. II, S. 67.

Vor dem Hause Nr. 19 steht ein Wagnerzeichen[1]) (vgl. Fig. 70). Der Wagner erzählte uns, die Löcher und Ausschnitte gehörten dazu, die Wagenstangen durchzustecken, welche dann auf dem anderen Ende auf einen Dreifuss gelegt wurden.

Auf dem Wege nach Capellen, etwa 50 Schritte von der Strasse, aber verborgen vom Walde, steht eine ganz lehrreiche Holzknechthütte (Mürzzuschlag Nr. 128). Es ist ein Blockbau von äusserster Einfachheit, der nur im Winter bewohnt wird. Den Plan bringt Fig. 71. Das Häuschen dürfte, nach der Farbe der Balken zu schliessen, so seine 100 Jahre alt sein. Wenn man bei der Thüre eintritt, steht man in der „Kuchl". In der Mitte steht der Herd aus Steinen aufgeschüttet und von verzahnten Balken zusammengehalten. Grosse halbverkohlte Scheiter liegen noch vom letzten Winter darauf. Den Feuerbock sollen die Holzknechte mitgenommen haben auf die Alm, woran ich sehr zweifle; denn der Herd

[1]) Dieses Wagnerzeichen sieht fast wie ein Leichenbrett aus, ist aber zu gross. Rosegger kennt Leichenbretter in den Alpen, vgl. „Volksleben", S. 155.

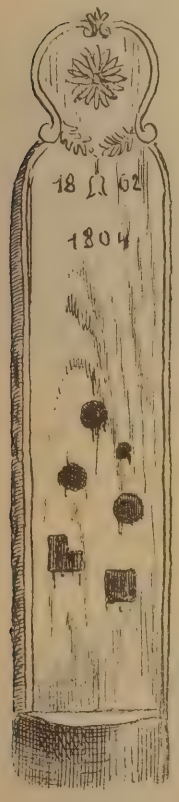



Fig. 70.
Ein Wagnerzeichen.

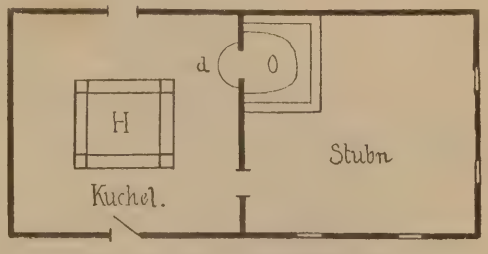



Fig. 71. Eine Holzknechthütte.

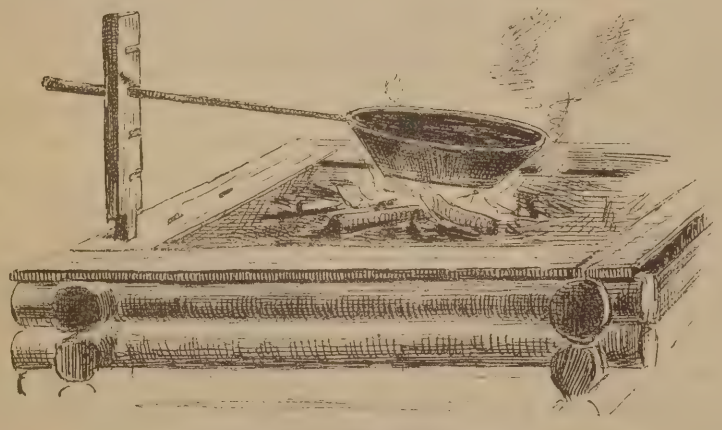


Fig. 72. Ein Holzknechtherd.

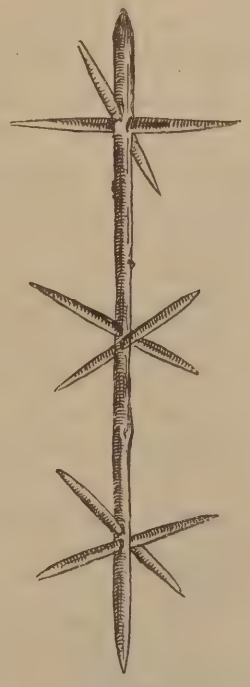


Fig. 73.
Ein Selchwirl.

sieht gar nicht aus, als ob je ein Feuerross darauf gestanden. Im Holzrahmen des Herdes ist eine Anzahl Löcher zu bemerken, in welche die „Gackn“ gesteckt werden. Man sagt der „Gack“ und die „Gackn“ [1]). Die Gackn ist ein Brett mit einem Zapfen und Schlitzen, bestimmt, die Pfannen schwebend über dem Feuer zu halten, wie Fig. 72 zeigt. Sie ist etwa 60 cm hoch, 10 cm breit und hat etwa drei oder vier Schlitze. Wenn die Pfanne zu tief über das Feuer sinkt, so steckt man einfach ein Stückchen Holz in die Kerbe.

Der Holzknechtherd ist eine viel primitivere Stufe als der gewöhnliche. Die losen Steine, die von Holzbalken zusammengehalten werden, die Vertiefung in der Mitte, welche Feuerbock und Dreifuss entbehrlich macht, endlich der „Gack“ lassen ihn als eine sehr alte Culturstufe erkennen [2]).

Die „Kuchl“ hat keine andere Decke als das Dach selbst. Quer über die „Kuchl“, gerade über den Herd, laufen zwei Stangen, die „Holzasen“. Der Giebel ist frei, damit der Rauch hinaus kann. In der Ecke bei *d* ist eine eiserne Thüre für den Kachelofen der Stube, darüber ein rundes Eisenblech, wahrscheinlich um die Funken zu fangen. Ueber der Ofenthüre hängt vom Dache ein „Selchwirl“ herab, ein mannslanger Baumstamm mit mehreren durchgesteckten Aesten (Fig. 73).

Die Stube hat eine eigene Decke, über der ein „Boden“ sich befindet, erreichbar von der „Kuchl“ durch eine Leiter. Der Kachelofen ist wie der von Fig. 57.

Die Holzknechthütte kann eine ungefähre Vorstellung geben, wie das oberdeutsche Bauernhaus im IX. oder X. Jahrhundert ausgesehen hat.

[1]) Vgl. oben Bd. XXI, S. 135, Anm. 1. „Gack“ und „Gackn“ wird mit o-färbigem a-Laute gesprochen. Rosegger (vgl.: Volksleben, S. 284) scheint blos die Form „der Gogg“ zu kennen. „Gack“ findet sich auch als Schimpfwort, kein Wunder, wenn man das steife Holz betrachtet. Ein Hohenlohe'scher Jäger aus Ebensee erzählte mir, dass „der Gack“ (so sagte auch Leitner in Admont) ebenfalls „Knecht“ oder „Pfannknecht“ genannt werde. Dagegen findet sich nach einer Mittheilung G. Bancalari's „Pfannknecht“ in Bozen als Name des Dreifusses. Leitner sagte mir, es gäbe auch eiserne Gacke und es würden noch jetzt solche gemacht.

[2]) Rosegger, Volksleben, S. 20, beschreibt einen Holzknechtherd und sagt sehr richtig, dass er vor tausend Jahren auch nicht anders ausgesehen haben mag. Ein Herd mit Feuerbock und Dreifuss ist schon eine viel höhere Culturform. E. v. Lieben fragte in Ungarn in der Nähe des Plattensees in einem Bauernhause, ob sie denn keinen Feuerhund hätten. „O, wir haben keine so grosse Wirthschaft“, war die sehr bezeichnende Antwort.

Eine Holzknechthütte mit nur einem Raume ist sehr gut bei Krauss, a. a. O., S. 271, beschrieben. Auf S. 269 erscheint auch die Wiedergabe eines Holzschnittes aus dem Kronprinzenwerke, welcher das Innere einer solchen Hütte mit dem Herde, dem Gack und der Pfanne über dem Feuer darstellt.

Krauss sagt, dass die Holzknechte im „Schlag“ auf den Bergen sich eine Hütte für die Sommerszeit („a Lanftnhüttn“) aus Reisig und eine Blockhütte für den Winter bauen. Bei der letzteren werden die Fugen mit „Mias“ [1]) (Moos) verstopft.

Eine zweizellige „Halterhütte“, deren rückwärtiger Raum aber Ziegenstall ist, aus der Gegend zwischen Weichselboden und Wegscheidt, hat Bancalari, „Ausland“ 1892, S. 297, abgebildet.

In der Nähe von Spital (Grautschenhof Nr. 5) ist ein kleines Häuschen mit merkwürdiger Anordnung (Fig. 74 und 75). *A* ist der Flur, von welchem eine Stiege in den Dachraum führt, welchen die jetzige Pächterin „Kasten“ nannte. *B* ist die alte Küche, wie die Schwärze der Wände und der Schlot beweisen, *C* die Stube. Die Frau meinte, das Haus sei einst eine Flachsbrechelstube gewesen. Angelegt ist es als solche gewiss nicht, aber es ist denkbar, dass es dazu adaptirt wurde. Dann war der Bruchsteinbau (welchen die gestrichelte Linie andeutet) von beinahe Mannshöhe der Ofen. Jetzt hausen die Schweine drinnen.

Die nächste Zeichnung (Fig. 76 und 77) bringt das Bild des Hauses Langenwang, Gemeinde Lechen

[1]) Mias ist ahd. mios, mhd. mies. Vgl. den ausgezeichneten Artikel in Kluge's Etymologischem Wörterbuch, siehe „Moos“.

Das Wort ist im Germanischen in verschiedenen sprachlich interessanten Ablautstufen zu finden. Ich stelle sie hier zusammen.

Germanisch *mŭsa (vgl. mhd. ahd. mos); asl. mŭchŭ „Moos“, lit. mūsaí „Schimmel“, lat. muscus „Moos“, griech. μυῖα „Miesmuschel“, μύαξ.

Germanisch *meúsa. Vgl. ahd. mios, mhd. mies, ags. meós „Moos“, an. mýrr „Schlamm“.

Germanisch *mōzá (mit regelrechtem Schwund des u). Vgl. ahd, muor „Muhr“. Vgl. „vermuhrt“ u. A.

Kluge meint, die Bedeutungen „Moos“ und „Sumpf“ vereinigen sich unter der Bedeutung „Moosboden“.

Das „Deutsche Wörterbuch“ (siehe „Moos“) glaubt wieder, ahd. mios sei „Moosgewächs“, mos aber „Moosland“.

Vielleicht hiess ein ablautendes *meúsa: *musá „Moosgewächs, Moos“, *mōzá aber „Moosland“, „Moor“.

Es entsprechen dann Verhältnisse wie *adala zu *ōdala-, avis „Vogel“ zu *ōviom ᾠόν u. A.

Kluge, a. a. O., lässt offen, ob „Moor“ nicht zu „Meer“ gehört.

Nr. 49, „Lambauer“. Auf dem „Unterzug“ von *B*, der quer durch Küche und Stube geht und aussen etwas hervorragt, steht die Zahl 1617 und daneben die einfache sechseckige Rosette (Fig. 78). Die Thüren von *D* und *E* sind nur etwa 160 cm hoch, die Fenster des Obergeschosses haben theilweise nur eine Spanne im Gevierte. Die Hausfrau behauptete, dass ehemals auch die anderen Fenster nicht grösser waren. *B* ist die Küche; jetzt ist sie etwas in den Flur herausgerückt (gestrichelte Linie), wodurch hinter ihr eine schmale Kammer gewonnen ist. *c* ist der Waschkessel, *H* der Sparherd. Das Holzgestell des Ofens heisst auch hier „Ofenglana“. Im Obergeschosse sind links die Vorrathsräume, rechts die Wohnstätten der Mägde. Gegenüber dem Hause steht die Scheune (Fig. 79). Vom Hausgeräthe interessirten uns ein „Tellerkorb“ (Fig. 80), worin die Holzteller (Fig. 81) gesteckt werden, sowie ein dreispeichiges, fest gearbeitetes Sterzkreuz (Fig. 82).

Auf dem Wege von Mürzzuschlag nach Capellen besuchten wir mehrere Gehöfte. Das Haus Nr. 8, Gemeinde Gans, stammt aus dem Jahre 1705. Es zeigt den Grundriss des Ausseer Kreuzhauses (Fig. 83), das Küchengeräthe zeigt Pfannen mit drei Beinen.

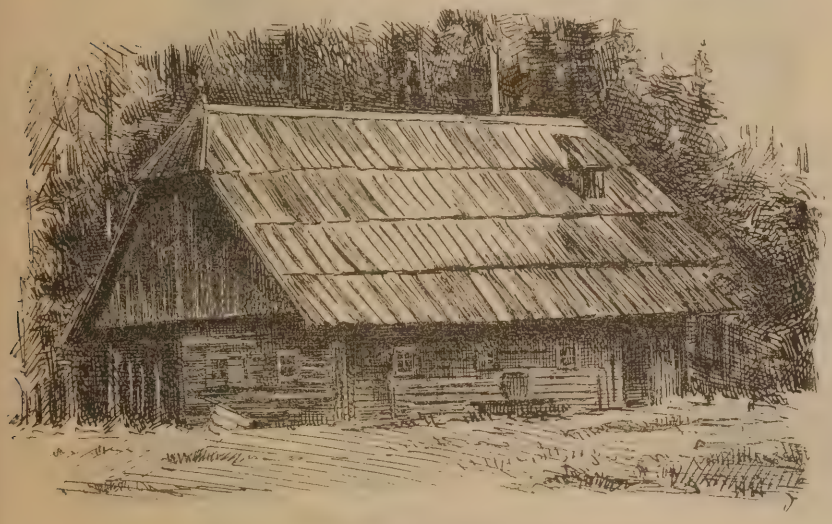


Fig. 74. Haus in Grautschenhof Nr. 5.

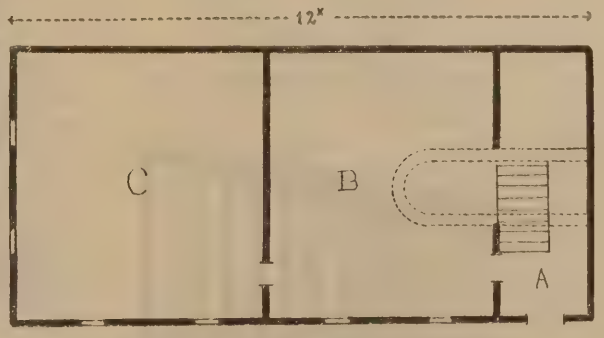



Fig. 75. Plan desselben Hauses.

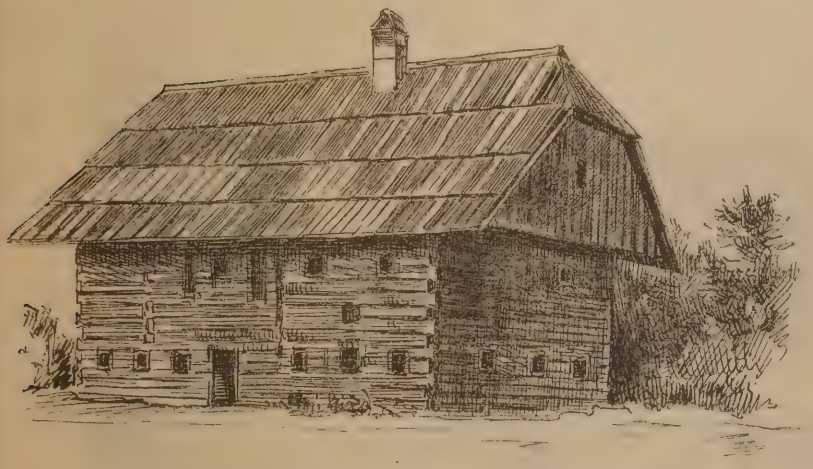


Fig. 76. Haus in Langenwang, Gemeinde Lechen Nr. 49.

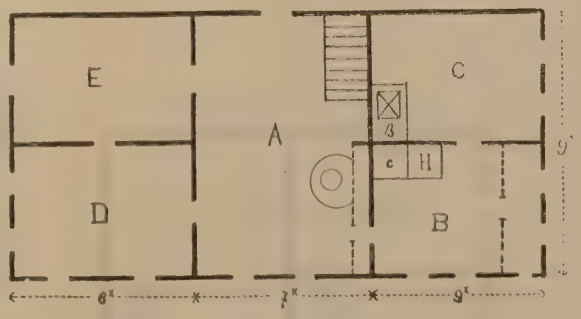



Fig. 77. Plan desselben Hauses.

In der Nähe steht ein Gehöft, dessen Scheune uns interessirte (Fig. 84).

In der Nähe von Krieglach liegt der kleine Ort Fressnitz. Baumeister Schlott hatte uns denselben sehr an's Herz gelegt, weil es dort alte Häuser gäbe. Wir beschreiben nur Weniges.

Fressnitz Nr. 62, vom Jahre 1744 (vgl. Fig. 85 und 86). Wir haben hier ein hölzernes Durchgangs-Seitenflurhaus vor uns. Der Flur wurde „d'Labn“

genannt, der Raum darüber „der Labodn“; über diesem sei noch der „Hochboden“.

Nr. 61 (vgl. Fig. 88) zeigt denselben Grundriss. Das kleine Gebäude stammt aus dem Jahre 1672.

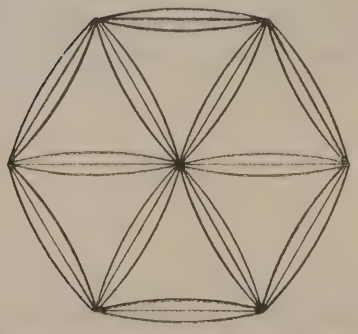


Fig. 78. Rosette auf dem Tram.

Fig. 79. Scheune und Stall desselben Hauses.

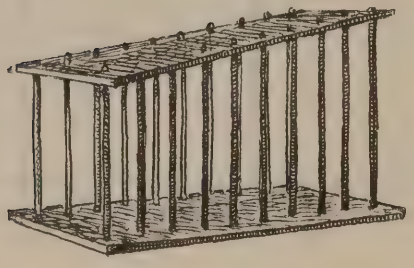


Fig. 80. Ein Tellerkorb.

Fig. 81. Ein Holzteller.

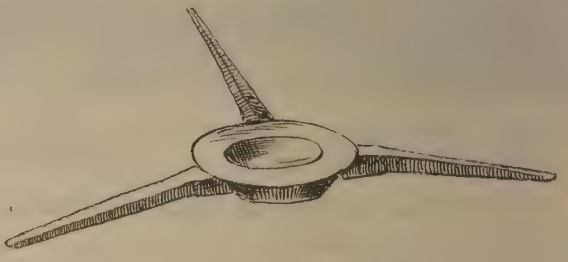


Fig. 82. Ein Sterzkreuz.

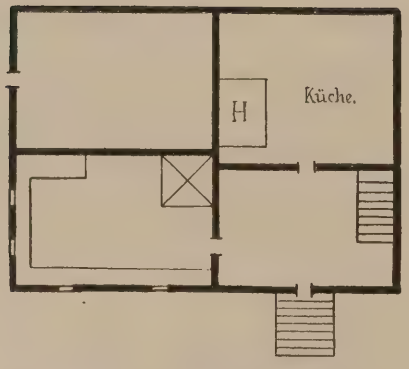



Fig. 83. Plan eines Hauses bei Capellen.

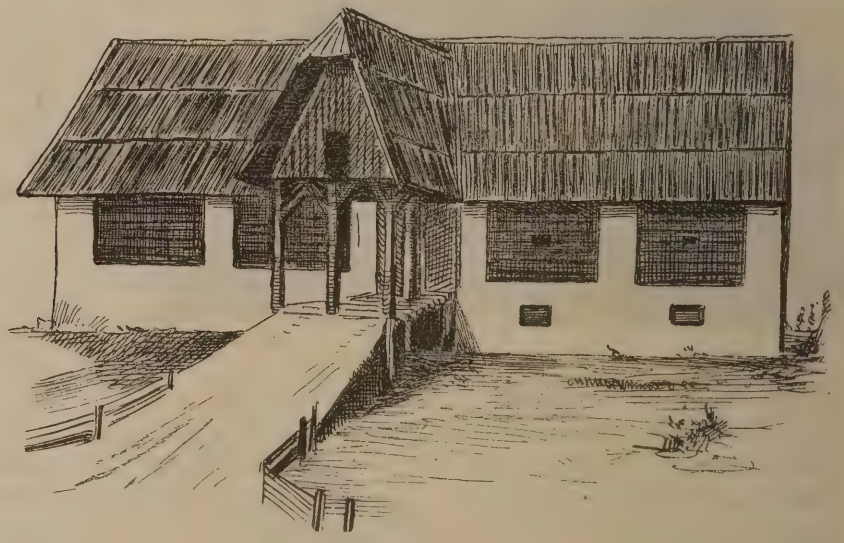


Fig. 84. Scheune bei Capellen.

Offene Herde ohne jeden Rauchfang finden sich heute noch in Fressnitz. Doch wollten die Bewohner nicht zugeben, dass man solche Küchen „Rauchkucheln“ nennt; die „Rauchkuchl“ sei nur auf Almen, wo ein Raum Küche und Wohnstätte vorstellen. Der Dreifuss hat in Fressnitz die Gestalt *B*. Einen habe ich skizzirt, weil er mich an das Ausseer Pfannbrett (oben Bd. XXI, S. 108, Fig. 115) erinnerte (Fig. 89). Ein Paar sehr einfacher „Spanleuchter“ haben wir mitgenommen (Fig. 90 und 91).

Es sei hier auch der Kreuze auf Kirchen und Capellen gedacht. Sie haben fast durchwegs

zwei oder drei Querbalken. Ein solches heisst „Wetterkreuz“, weil es gegen Blitzschlag schützen soll. Die Ausgestaltung der Kreuze ist auffallend (vgl. Fig. 92 bis 94). Erst bei Fig. 92 wurde ich unten auf die ganz klar gezeichneten Nägel der Scheibe aufmerksam: es sind die drei Nägel, mit denen Christus

der Kirche in Payerbach hat Lanzenenden. Fig. 94 zeigt das Kreuz auf St. Oswald in Eisenerz (vom Jahre 1768 laut Inschrift auf demselben); es hat nur zwei Querbalken. Es war wegen der Reparatur des Thurmes herabgenommen worden und so konnte es Lieben photographiren.

Fig. 85. Haus in Fressnitz Nr. 2.

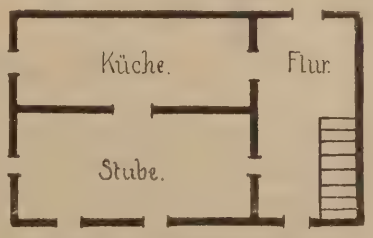



Fig. 86. Plan desselben Hauses.

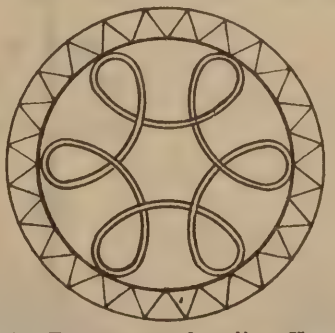


Fig. 87. Tramrosette desselben Hauses.

Fig. 88. Haus in Fressnitz Nr. 61.

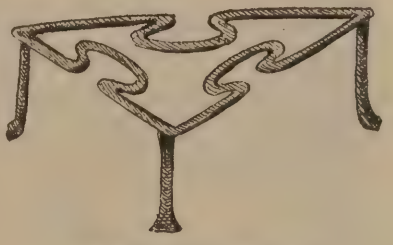


Fig. 89. Ein Dreifuss.

Fig. 90. Spanleuchter.

an's Kreuz geschlagen wurde und darnach bedeuten die Enden der Querbalken den Kelch und die Zange. Bancalari hat die Symbole dieser in der Passion erscheinenden Werkzeuge bekanntlich auf den Dachwinkeln in Oberösterreich gefunden [1]). Das Kreuz

[1]) Vgl. „Ausland“ 1892, S. 294.

Grosse Hoffnungen hatte ich auf Eisenerz gesetzt. Sie haben sich in keiner Weise bewährt; denn wir haben so gut wie nichts gefunden, was des Beschreibens werth wäre [1]).

[1]) Ferd. Krauss, a. a. O., S. 415, spricht zwar von „vielen alterthümlichen Sitten und Gebräuchen“, die in Eisenerz

Mehr Förderung verdanken wir dem Museum daselbst. Es ist sehr schön und ziemlich reichhaltig. Leider fehlen Feuerböcke und Dreifüsse ganz, wohl

Fig. 91. Ein Spanleuchter.

deswegen, weil sie meist in ganz einfachen, kunstlosen Formen angetroffen werden und nicht des Sammelns werth schienen. Auch die alten Kupferkessel hätten mehr Berücksichtigung verdient. Immer-

Fig. 92. Ein Kreuz.

hin wäre ich froh, wenn in Wien eine ähnliche Sammlung bestünde. Einige Gegenstände des Museums seien hier annähernd wiedergegeben. Fig. 95 zeigt einen „Spanleuchter“ mit Gewicht statt Feder, Fig. 96

Fig. 93. Ein Kreuz.

einige Leuchter [1]), Fig. 97 eine Bergmannslampe, die an die römische „lucerna“ und die Oellampe des Bauern-

noch beobachtet werden, führt aber nur ganz allgemeine Dinge an, ohne Einzelheiten. Er denkt wohl auch vornehmlich an das Leben der Bergleute.

[1]) Kerzen und Leuchter waren im Bauernhause vor wenigen Jahren noch Luxus. In Rosegger's Vaterhause („Waldheimat“, S. 136) wird am Weihnachtsabend vor dem „Rauchengehn“ ein Kerzenlicht auf den Tisch der Stube gestellt und Späne nur in der Küche gebrannt. Vgl. auch A. Schultz, Deutsches Leben S. 99—100.

hauses erinnert. Die Nase der Spanleuchter soll den Zweck haben, kleinere Holzstümpchen, die schon ziemlich abgebrannt sind, hineinzuklemmen [1]). Auch

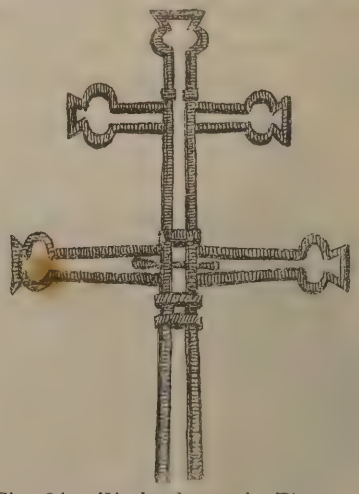


Fig. 94. Kirchenkreuz in Eisenerz.

Bratelbrater finden sich hier vor: Uhrwerke, welche je zwei 2 m lange Spiesse drehen. Die Bewegung erfolgt durch Drehen an einer Kurbel oder durch Gewichte.

Fig. 95. Ein Spanleuchter.

Ausflüge in die Umgebung von Eisenerz brachten keine Förderung. Einige alte grosse Steinhäuser mit Sgraffito-Ornamentik fielen uns auf.

In Trofeng fanden wir ein Haus (Nr. 28) mit Rauchküche, „Feuerross“ und dreibeinigen Pfannen.

Fig. 96. Leuchter für Talglichter.

Ein Dreifuss war nur beim Waschen im Gebrauche. Das Haus war ein Seitenflurhaus mit in selber Flucht

[1]) Bei S. Krainz im Kataloge des Museums findet sich S. 17 ein Irrthum. Er schreibt nämlich „Spannleuchter“. Das Volk spricht aber „Spanleuchter“ mit hellem ā der ersten Silbe, was also schriftdeutsch nur „Späneleuchter“ sein kann.

darangebauten Nebengebäuden, eine Eintheilung, die sich gewöhnlich nur bei kleineren Anwesen findet. Den Grundriss bietet Fig. 98.

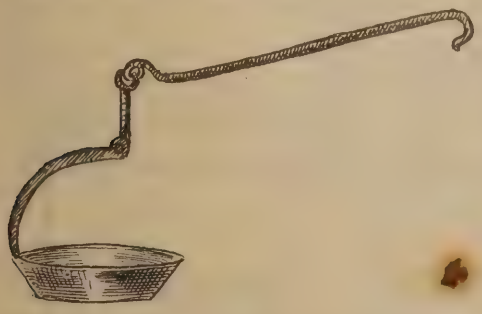


Fig. 97. Eine Bergmannslampe.

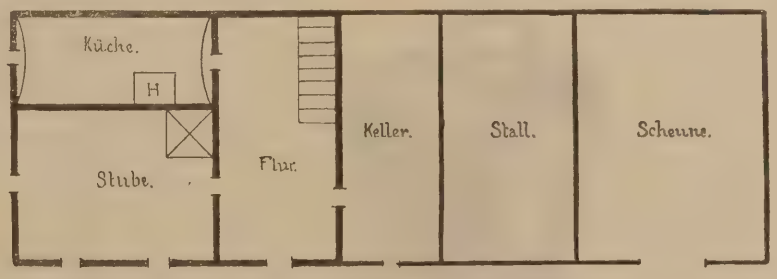



Fig. 98. Plan eines Hauses in Trofeng.

Im Stifte Admont zeigte mir Leitner zwei interessante alte Bratspiessständer (Fig. 99 und 100), welche sich nahe an die des Germanischen Museums in Nürnberg stellen (Bd. XXI, S. 140). Ein Spanleuchter mit doppelter Nase, der in eine Spitze ausläuft, um in die Balken gesteckt werden zu können, ist in Fig. 101 dargestellt.

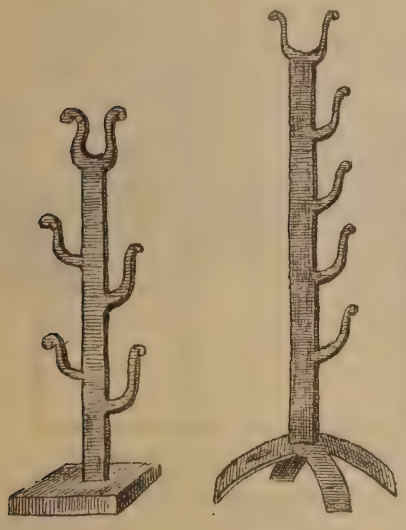


Fig. 99. Fig. 100.
Bratspiessständer.

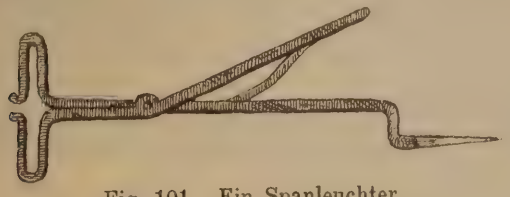


Fig. 101. Ein Spanleuchter.

Im Orte Hall fanden wir ein kleines Häuschen an der Strasse, das auf einer Holztafel ausser Rosetten und den heiligen Initialen die Zahl 1732 zeigte. Es war ein Mittelküchenhaus wie das in Grautschenhof (Fig. 74) mit demselben Grundriss. Einzutreten wurde uns nicht gestattet. Ein mürrisches altes Weib, das in der Küche herumrumorte, liess uns durch die Halbthür so viel hineinreden, als uns beliebte. Glücklicherweise gestattete die Thüre einen Einblick in die Vertheilung der Räume (vgl. Fig. 102).

Fig. 102. Häuschen in Hall bei Admont.

In Admont haben wir den ersten Ausseer Dreifuss gefunden (vgl. oben Bd. XXI, S. 105). Während der Feuerbock von Niederösterreich abwärts durch ganz Steiermark geht, beginnt der Ausseer Dreifuss bei Admont und geht über Salzburg nach Bayern und Tirol hinein. In Nordoststeiermark zeigt der Herd Feuerross, „Kesselreit“, Kupferkessel, dreibeinige Pfannen, in Nordweststeiermark ebenfalls Feuerross, „Kesselschwing“ und Kessel, aber Dreifuss und Pfannen ohne Beine. Man kann weiter vermuthen, dass im Osten nicht auf den Feuerböcken gebraten wurde, sondern auf eigenen Ständern („Standa“), weil die Böcke gewöhnlich kahl

sind, während im Westen auf dem Bocke gebraten wurde, weil er hier selten der Rudimente der alten Bratspiesslager entbehrt. In Admont gibt es Herde von beiden Arten. Auch darin ist ein Unterschied,

Fig. 103. Ein Kochkessel.

dass östlich von Admont sich das Pfannbrett nicht findet.

Es gibt Küchen, die blos einen Dreifuss für den Waschkessel haben. Auch Kochkessel mit drei Beinen finden sich (Fig. 103).

erinnert (Bd. XXI, S. 104). Hier haben wir merkwürdige Verzinkungen der Balken gesehen. Sie sind so kunstvoll in einander gefügt, dass an der Vorderfront des Hauses die Balken des Flurs an der Durchdringungsstelle Buchstaben (H M), ein Herz, einen Hirsch und eine Gemse zeigen. Vielleicht war

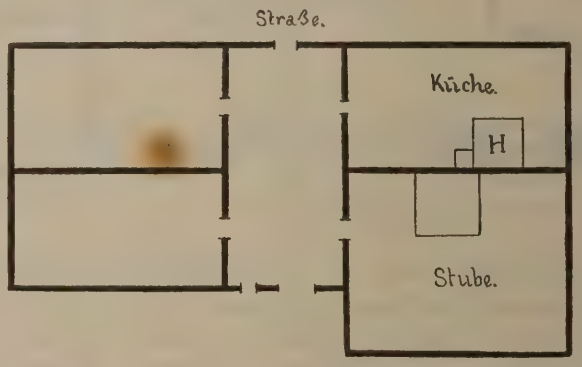



Fig. 107. Plan des Hauses Aigen Nr. 12.

H. M., der Erbauer, ein eifriger Jäger. Jetzt gehört das Haus dem Kloster, das es verpachtet.

Bemerkt mag sein, dass der Gang ober dem „Vorhaus“ (Flur) „Söller“ genannt wird [1]), der Balcon heisst „Gang“.

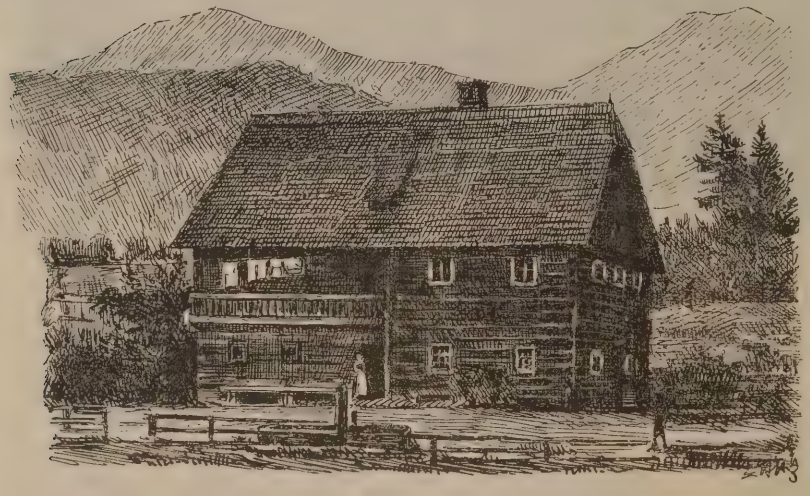


Fig. 104. Haus in Krumau Nr. 31.

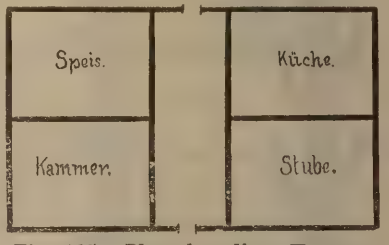



Fig. 105. Plan desselben Hauses.

Fig. 106. Plan des Hauses Admont Nr. 100.

Bei Admont beginnen auch die „Brückln“ an den Häusern. Auch darin zeigt sich der Uebergang zu einem anderen Gebiete.

In Krumau fanden wir ein interessantes Haus (Nr. 31), vgl. Fig. 104 und 105. Man sieht aus dem Plane, dass es ein durchgängiges Mittelflurhaus ist, das schon sehr an das Ausseer Durchgangshaus

Auf dem Wege von Krumau nach Admont bemerkten wir mehrfach Holzhäuser, bei denen die Zwischenräume der Balken mit Kalk angestrichen waren, so dass die Häuser braun und weiss gestreift erscheinen (vgl. Fig. 114). Auch ein Feldkasten mit Sgraffitto fiel uns auf.

[1]) „Soller“ sagt man auch in Salzburg. Vgl. oben S. 137.

Admont Nr. 100 (vgl. Plan in Fig. 106). Das Haus ist durch die Anlage interessant. Jetzt ist die Küche von der Nebenkammer nicht mehr getrennt, aber ich glaubte erkennen zu können, dass die alte Rauchkuchel nur bis zur gestrichelten Linie reichte.

Fig. 108. Ein Feuerross.

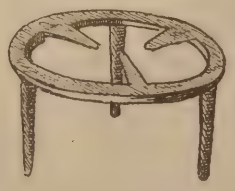


Fig. 109. Ein Dreifuss.

Ich zweifle nicht, dass hier das Holzmuster zu dem Wirthshaustypus an der Triester Strasse vorliegt. Nur darin liegt der Unterschied, dass die Stube hier nach rückwärts, nicht nach dem Wege hin vorgebaut ist. In der Stube steht ein grosser, ganz weiss getünchter Kachelofen mit unglasirten Thonkacheln. Auf dem Herd ein Feuerross (Fig. 108), ein Dreifuss (wie Fig. 89) und endlich ein anderer (Fig. 109). Der Hausherr verwies uns auf das Haus Nr. 11, das sei 600 Jahre alt! Wir liefen hinauf; was aber dastand, das war so jung, dass wir über unseren Eifer sehr lachen mussten.

Schönbichl Nr. 91, dem Stifte gehörig (vgl. Fig. 110 und 111). Auf der Thüre steht sauber geschnitzt:

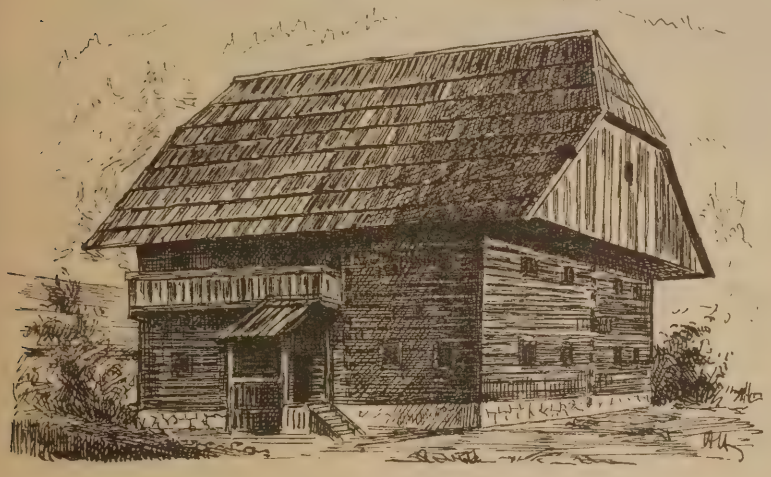


Fig. 110. Haus in Schönbichl Nr. 91.

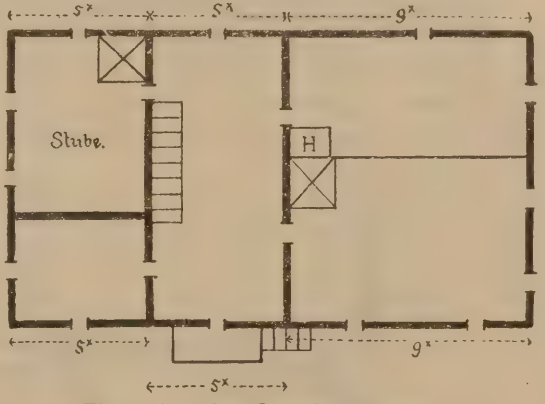



Fig. 111. Plan desselben Hauses.

Fig. 112. Haus in Admont Nr. 69.

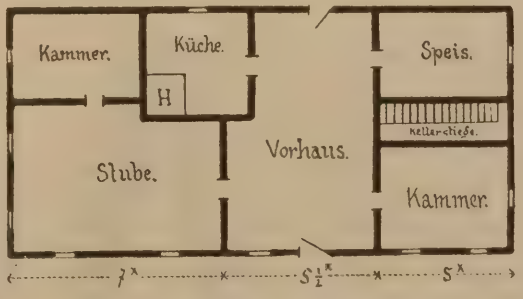



Fig. 113. Plan desselben Hauses.

+ Z + DIA + BIZ +
SAB + Z + HGF
BFRS

Aigen Nr. 12 (vgl. Plan in Fig. 107). Das Haus soll schon sehr alt sein. Das lehrt wohl auch der Augenschein. Die Stube ist ziemlich stark vorgebaut. Daneben ist ein grosses Kreuz mit Doppelbalken. Was die Inschrift, die jedenfalls alt ist, bedeutet, weiss Niemand. Bis zum vorigen Jahre hatte das Haus einen

offenen Herd. Der Sparherd soll mehr Holz brauchen als der offene. Das hörten wir überhaupt oft. Der Kachelofen ist weiss getüncht, Kacheln unglasirt. Das Brückel vor dem Hause ist schon ganz nach Ausseer Art.

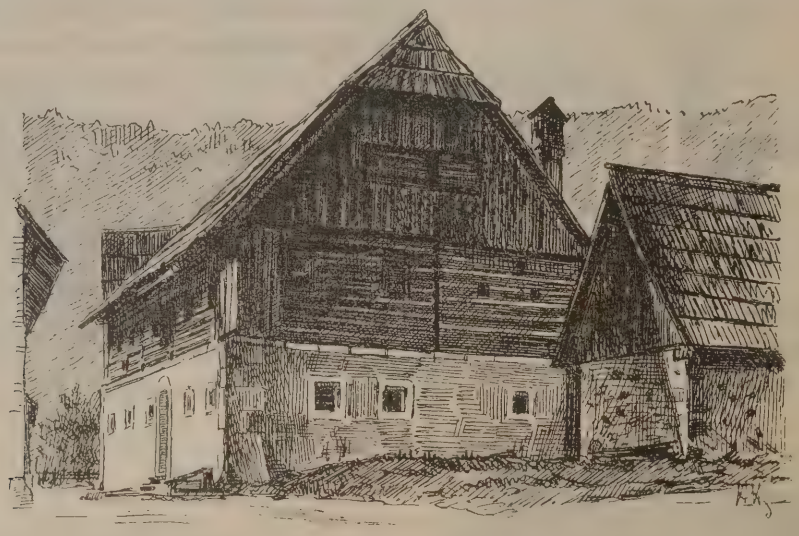


Fig. 114. Haus in Hall Nr. 19.

Fig. 115. Ein Feuerross.

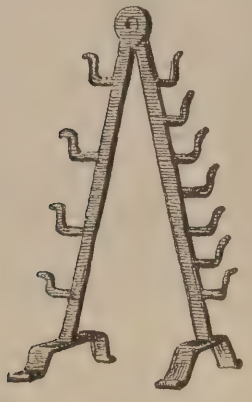


Fig. 116. Ein Bratspiessständer.

Admont Nr. 69 (Zeichnung und Plan vgl. Fig. 112 und 113). Das Haus stammt aus dem Jahre 1807. Es ist eines der Beispiele für gebrochenen Flur. Im Principe ist die Anlage gleich der von Fig. 106, nur ist die Küche weggeschoben, um das Haus durchgängig zu machen, was wegen seiner Länge geboten schien. (Vgl. die Fig. 52 und 77, wo ähnliche Entwicklungen vorliegen.) [1]) Von Herdgeräthen bemerkten wir einen Dreifuss ohne Pfannhaber, einen Dreifuss Form *B* (eckiger Dreifuss), einen Bratrost (Bd. XXI, S. 137, Fig. 161).

Fig. 117. Ein Bratspiessständer.

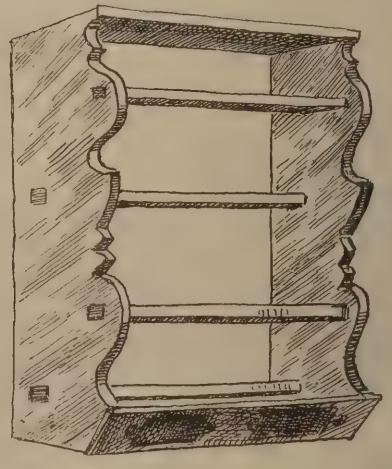


Fig. 118. Ein Schüsselkorb.

[1]) Vgl. „Oesterreichisches landwirthschaftliches Wochenblatt“ vom 22. Mai 1880, wo ein ganz ähnlicher Plan eines Hauses von St. Stephan im Gailthale gegeben wird.

Hall Nr 19. Grosses Bauernhaus von 1680 (vgl. Fig. 114). Es ist ein Mittelflurhaus mit vorgebauter Küche. Wohnhaus, Stall, Scheune, Rossstall bilden zusammen ein Hufeisen, das vorne mit Zaun und Thor abgeschlossen wird. Die linke Kammer ist um drei Stufen höher als das übrige Erdgeschoss. Die Küche hat noch heute offenen Herd, dessen Rauch über der Thür in's Vorhaus und von da über dem Backofen unter dem Dache eines Vorbaues in's Freie zieht. Aufgefallen ist uns, dass neben dem Bette in der Stube die Wand sehr dünn ist und dort Kacheln angebracht sind, jedenfalls um die Wärme der Küche, speciell des Waschkessels, auszunützen.

Fig. 119. Ein Fleischtopf.

Fig. 120. Haus in Hall Nr. 56.

Bei Admont liegt Schloss Röthelstein. Uns interessirte an dem schönen, mit Kunstgegenständen nicht karg bedachten, alten Herrensitze die Küche am meisten. Sie liegt ebenerdig in einer Ecke, sehr gross, mit kühnen Wölbungen und gewaltigem Schlot. Dieser mag auch sehr nothwendig gewesen sein; denn wie mag es hier bei hohen Besuchen gebrodelt und geschmort haben! Der Herd liegt breitspurig in der Mitte unter einer eigenen Wölbung, 4 m lang, $2^1/_2$ m breit, etwa 70 cm hoch. An der Langseite ist er von je zwei flachen Bögen unterbaut. Ein Holzrahmen schliesst ihn ein.

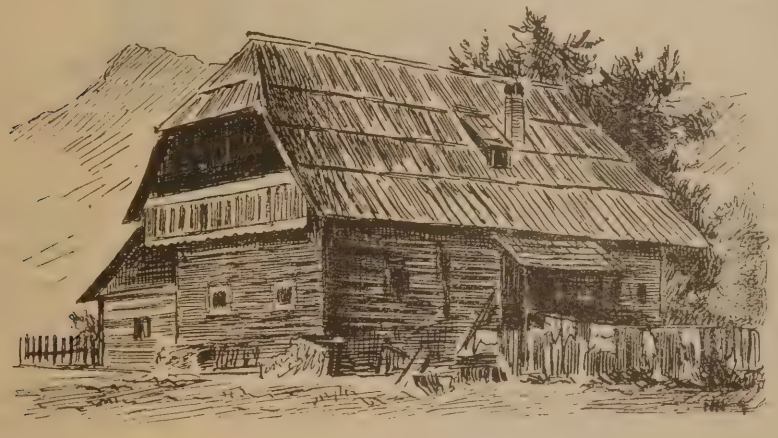


Fig. 121. Haus in Hall Nr. 54.

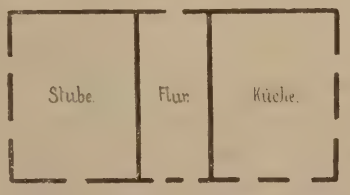



Fig. 122. Plan desselben Hauses.

Auch das Küchengeräthe hat sich glücklicherweise erhalten:

3 Feuerböcke, 67 cm lang, 15 + 27 cm hoch, plump, ohne Kunst (Fig. 115). Die eingezogenen Enden sind nicht für den Bratspiess adaptirt.

1 gewöhnlicher, aber sehr grosser Ausseer Dreifuss.

2 dreieckige Dreifüsse, Form *B*.

1 runder Dreifuss, 54 cm Durchmesser, 31 cm Höhe.

5 Bratspiesse von 2 m 60 cm Länge mit quadratischem Querschnitte, stärker und schwächer, für Geflügel und Braten. An den Enden blankgedrehte Furchen.

1 Bratspiessständer (Fig. 116). Zwei waren im Stande, eine ganze Anzahl von Spiessen mit je mehreren Braten zu tragen. Ich erinnere mich, auf einer humoristischen Zeichnung von Lothar Meggendorfer einmal einen Apparat gesehen zu haben, den ich (Fig. 117) aus dem Gedächtnisse wiederzugeben versuche. Dem Künstler waren also solche Vorrichtungen bekannt. (Vgl. auch den principiell ganz ähnlichen Ständer aus Thon, welcher in den „Mittheilungen des Germanischen Museums", Bd. II, S. 64, abgebildet ist.)

Fig. 123. Kamin von 1627.

2 Roste, genau so wie der, den ich Bd. XXI, S. 137, Fig. 161, abgebildet habe (aus Ungarisch-Brod).

1 Schüsselkorb (Fig. 118).

1 grosser Fleischhafen aus Metall (Fig. 119).

1 (oder mehrere) „Standa", Ständer für Bratspiesse mit Hörnern und 7 seitlichen Haken, 91 cm hoch.

Mehrere flache oblonge Blechpfannen, um das Fett beim Braten aufzufangen.

Im Prälatenzimmer steht ein viel bewunderter eiserner Ofen; rückwärts an der Wand ist ein alter Mann gemalt, der seine Hände über einem Gluthafen wärmt.

Die Frau, welche die Fremden durch das Schloss geleitet, hat selbst mit den beschriebenen Geräthen gekocht. Sie ist zwar sehr bornirt, aber Eines lernten wir doch von ihr, dass man beim Braten nur Kohlen und nicht flackerndes Feuer benützen dürfe — so sagte sie wenigstens.

Das Haus in Hall Nr. 56 bringt Fig. 120.

Hall Nr. 54, Haus von 1672 (Fig. 121 und 122).

Durch die Güte des Archivars P. Jacobus habe ich einige Bilder aus alten Büchern kennen gelernt, die meinen Antheil erweckten. Fig. 123 stammt aus: „Novum Testamentum Jesu Christi . . . Des Newen Testaments unseres Herrn Jesu Christi fürnembste Historien . . . durch Matthaeum Merian von Basel, Frankfurt 1627." Es zeigt zwei Bratspiesse mit je zwei Braten auf zwei Ständern an einem lodernden Kaminfeuer.

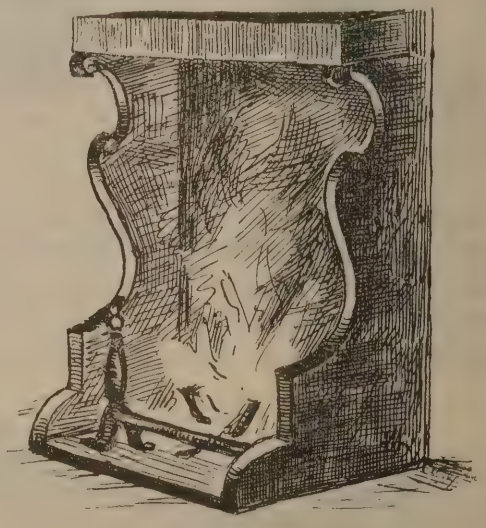


Fig. 124. Kamin von 1627.

Fig. 124 zeigt einen Kamin mit einem vierbeinigen Bock, der gar keine Zierate hat; er steht parallel zur Hinterwand.

Einiges ist auch aus der „Topographia Ducatus Stiriae, Auttore et Delineatore Georgio Matthaeo Vischer 1681" zu lernen. Eine der auch jetzt gewöhnlichen Scheunen sieht man auf dem Bilde „Aichberg" (Fig. 125); auf dem Bilde „Kriegla" sieht man ein Bauernhaus mit Bodengang, wie sie auch heute vorkommen, aber ohne Walm. Andere dagegen haben ihn.

Zum Schlusse ein schematisches Bild der auch hier oft vorkommenden Scheunenart (Fig. 125) und des „Heustadls“, der auf den Wiesen so oft erscheint (Fig. 126). Ausserdem bringen wir eine Scheune aus Grieshof (Fig. 127), eine zweite, ganz aus Holz erbaute

Nachtragen will ich, dass es auch in Aussee Walmdächer gibt, dass diese aber durchaus in der Minorität sind und dass die alten Häuser gewöhnlich keine Abwalmung zeigen. Die Figuren 133–135 bringen Skizzen verschiedener Anlagen des Gewandganges.

Fig. 125. Eine Scheune.

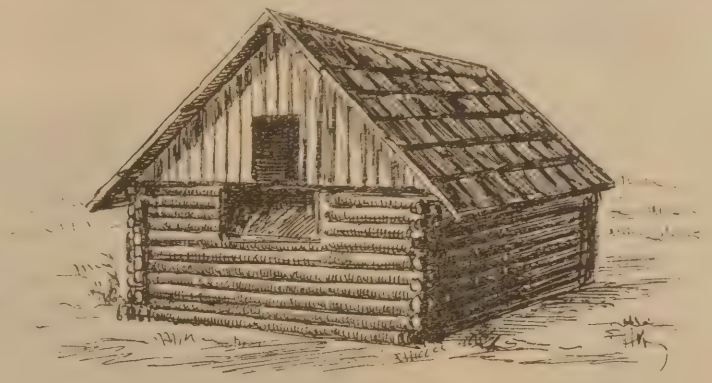


Fig. 126. Ein Heustadl.

(Fig. 128), ein Admonter Steinhaus, welches den Uebergang des Holzhauses zum städtischen veranschaulicht (Fig. 129), zwei typische Häuser mit gemauerter Küche (Fig. 130 und 131), und endlich ein Landschaftsbild des Hauses Nr. 91 in Schönbichl (Fig. 132).

Die Feldkasten sind hier so wie ziemlich in ganz Nordsteiermark. Sie bleiben sich am meisten gleich; eine ähnliche Stabilität erscheint sonst nur bei gewissen Scheunentypen. Das Individuellste ist immer das Wohnhaus.

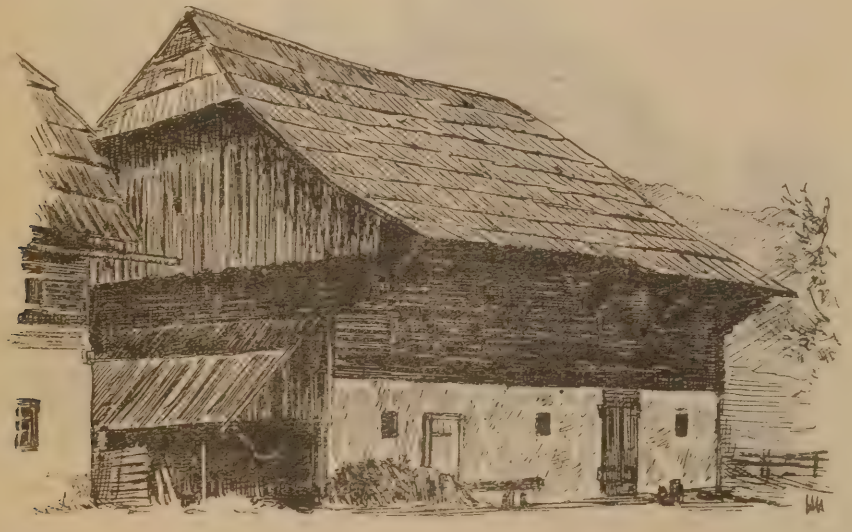


Fig. 127. Eine Scheune.

Von den verschiedenen Scheunen halte ich die in Fig. 128 dargestellte für die charakteristischeste; sie ist auch die häufigste. Die ebenerdige Scheune ohne Tennbrücke (Fig. 125) und ohne Stall im Unterbau wird wohl erst ein städtisches Modell sein.

In Aussee weilten wir einige Tage, um mehrere der oben Bd. XXI, S. 101 ff., beschriebenen Häuser aufzunehmen.

Wir bringen die Abbildungen des Brennerhauses (Bd. XXI, S. 112) in Fig. 136, das Hirslerhaus Fig. 137 (vgl. Bd. XXI, S. 111), die Scheune und Troglaube des letzteren in Fig. 138 und 139. Fig. 140 ist das Haus Mühlberger's (Bd. XXI, S. 121).

Auch einige Badestuben haben wir neuerdings besichtigt (vgl. Bd. XXI, S. 110). Es sind einfache Häuschen mit nur einem Raume, der eine horizon-

tale Decke hat, während das Dach den einen Giebel freilässt (Fig. 141). Warum die letztere Einrichtung getroffen ist, weiss ich nicht. Der wichtigste Bestandtheil des Raumes ist ein Ofen (vgl. Fig. 142). Dieser war aus Ziegeln gemauert.

In einer anderen Badestube (Fig. 143) fanden wir einen Kachelofen mit Concavkacheln, welche nicht glasirt waren. Der Ofen hatte rechteckigen Grundriss, unten neun Ziegellagen, oben vier Kachellagen. Die Kacheln lagen dicht bei einander, waren also oben viereckig, gegen die Mitte vertieften sie sich aber kreisförmig. Dieser Kachelofen wurde von aussen geheizt, was bei Badestuben selten vorkommt. Ueber dem Heizloch war ein „Kobl", dessen Kalk abgefallen war, so dass man die einfache Construction leicht erkennen konnte (Fig. 144). Die grossen Kobel über den Herden werden wohl ähnlich gebaut sein.

In den Badestuben wird jetzt nicht mehr gebadet, da ja die Sitte des Dampfbades ganz abgekommen ist. Nachtragen will ich auch, dass nicht jeder Bauer eine Badestube besitzt, sondern meist mehrere Bauern zusammen eine.

Fig. 145 bringt das Bild einer gedeckten Sechtelstatt mit Brunnen (vgl. Bd. XXI, S. 110).

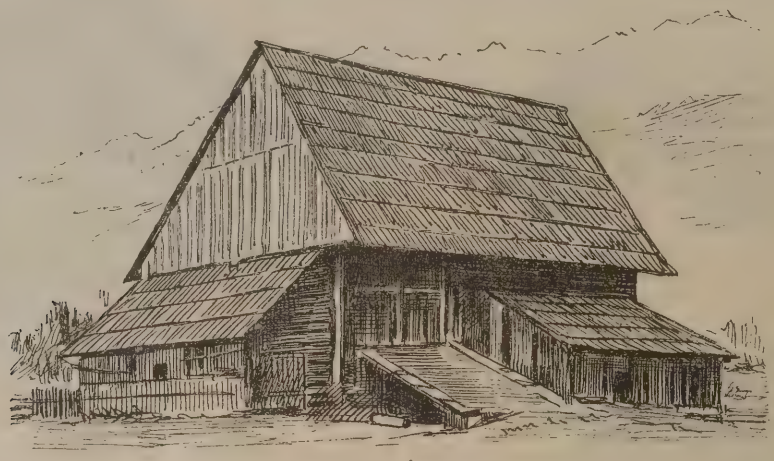


Fig. 128. Eine Scheune.

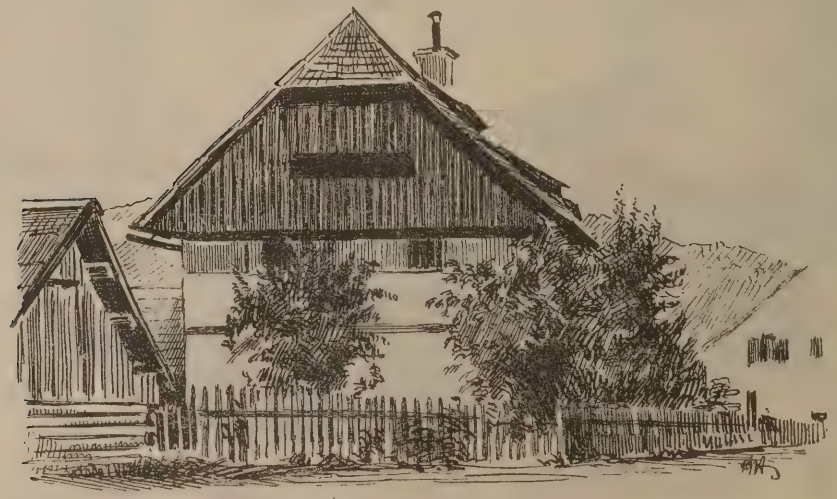


Fig. 129. Haus in Admont.

Man erlaube mir, einer kleinen Episode zu gedenken, die sich beim Mühlberger (vgl. Bd. XXI, S. 121) zutrug. Ich war mit Lehrer Bened. Groller (den ich Bd. XXI, S. 103, mit Unrecht Unterlehrer genannt habe) bei ihm, und wir sassen in der Küche, wo uns die Dienerin erklärte, dass ein gewisses Gefäss „Ieschel" heisse, ein grösseres aber „Nuosch" (des „Zwonüeschls" habe ich ja Bd. XXI, S. 110, Erwähnung gethan). Da tritt Mühlberger, der für einen Augenblick hinausgegangen, wieder ein,

hört, was wir fragen und sagt, das Gefäss heisse „Nieschel“, sei es aber gross, so sage man „Uosch“. Auch Groller hatte die widerstrebenden Angaben gehört, und ich bat ihn auf der Stelle, für meine Erzählung Zeugenschaft abzulegen.

Es ist nun gar kein Zweifel, dass etymologisch nur „Nuosch“ und „Nüeschel“ richtig sind. „Ieschel“ und „Uosch“ sind falsche Abstractionen aus dem Satzsandhi, weil der Redende aus Verbindungen mit dem unbestimmten Artikel („a nursch“, „a nürschel“) gar nicht wissen kann, ob das Wort vocalisch oder mit n anlautet [1]).

Ich weiss nicht, ob solche Abreissungen eines anlautenden n irgendwo dialektisch geworden sind. Das Umgekehrte kommt bekanntlich vor: Nast für Ast, Naschenmarkt (in Wien) für Aschenmarkt, Neser für Eser, vgl. „Mittelhochdeutsches Wörterbuch“, Bd. I, S. 448, Schmeller, Bd. I, S. 116, Schultz, Deutsches Leben, Bd. I, S. 110 u. A.

Der nordsteierische Häusertypus reicht nur bis etwa nach Gröbming. Dort beginnen

Fig. 130. Haus bei Admont.

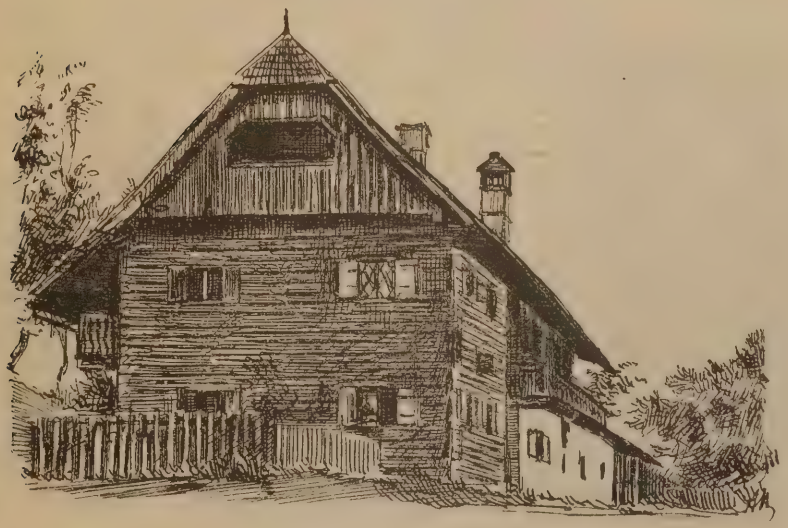


Fig. 131. Haus bei Admont.

steinbeschwerte Flachdächer mit Glockenthürmchen [1]). Der Eindruck ist sofort ein ganz anderer. Nur der steildachige Feldstadl bleibt noch lange unter den Flachdächern. Im Norden Salzburgs, etwa von Golling und Hallein ab, herrscht ein Typus, der vom nordsteierischen wenig verschieden ist.

[1]) Ueber „Nuosch“ und „Nueschel“ vgl. „Mittelhochdeutsches Wörterbuch“ nuosch, ahd. nuosk, Graff, Bd. II, S. 1107.

[1]) Eigentlich nur Dachreiter mit „Rufglocken“, wie Krainz, Oesterreich in Wort und Bild, Steiermark, S. 148, sagt. Nach ihm gibt es auch am Wechsel Flachdächer. Prinzinger spricht von „Essglocken“.

Eines interessanten Hauses möchte ich gedenken. Plain (man sagt Ploan, Nr. 15) bei Salzburg, Gemeinde Bergheim. Haus des Anton Fuchs (vgl. den Plan Fig. 146). Hier stand der offene Herd einfach im Flur. Das Feuerross war das erste, welches die Hörner senkrecht zur Achse und dementsprechend das Loch in der Richtung der Achse zeigte (Fig. 147). Ein schöner Dreifuss mit typischer Gestalt wurde rasch skizzirt (Fig. 148)[1]. Dieser Herd hatte auch einen pyramidalen Kobl, den ich in Steiermark noch nicht gesehen habe.

Das Salzburger Museum ist ein treffliches Institut und die Sammlung volksthümlicher Gegenstände eine ganz ausgezeichnete. Leider fehlt der Feuerbock des Bauernhauses, wie gesagt, ganz. Sehr schön ist die „Küche“ mit allen möglichen Utensilien. Nur die Gestalt des Herdes ist mir etwas bedenklich. Es hat ja immer sein Missliches, dem Beschauer ein Bild des wirklichen Lebens geben zu wollen. So wie diese Museumsküche aussieht, hat wohl nie eine ausgesehen. Ihren instructiven Zweck erfüllt sie vollkommen. Die Reichhaltigkeit der Sammlung hat mich als Wiener mit Neid erfüllt.

In den Schaukästen findet sich ein Spielzeug, die Nachbildung einer Küche mit offenem Herde und Stube mit Kachelofen. Es ist ein recht lehrreiches Spielzeug. Auf dem Herde stehen drei Feuerböcke, deren einer in Fig. 149 abgezeichnet wurde, ein Dreifuss mit Pfanne und zwei Bratspiessständer.

In einem Kamine des Museums steht ein nicht uninteressanter Feuerbock. Ich habe blos seine Grundlinien mir angemerkt (Fig. 150). Man erkennt, dass zwei dreibeinige Böcke durch einen Rost verbunden sind, eine gewiss sehr praktische Erfindung. Ver-

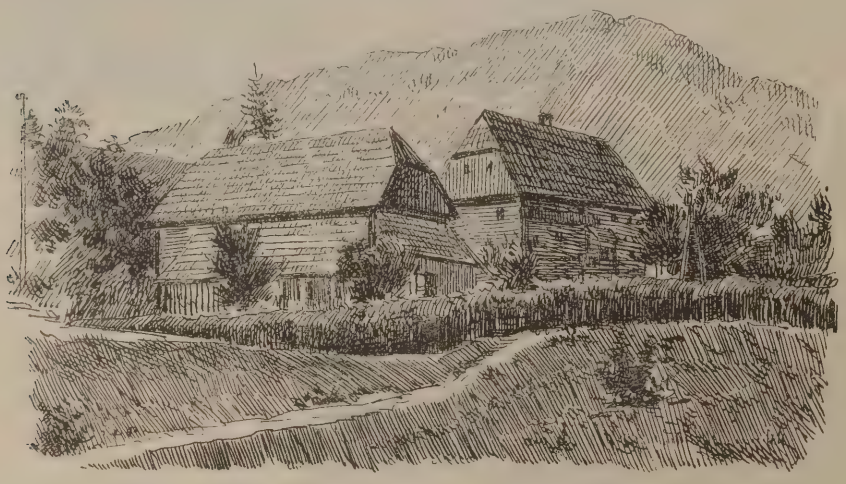


Fig. 132. Haus in Schönbichl Nr. 91 sammt Annex.

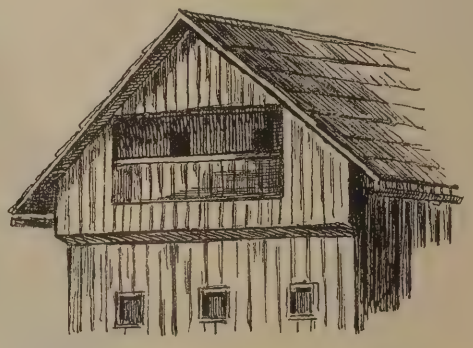


Fig. 133. Gewandgang eines Ausseer Hauses.

Fig. 134. Gewandgang in Aussee.

Fig. 135. Ausseer Haus mit Walmdach (Rückseite).

[1]) Dieselbe Form findet sich auch in Nordtirol (Kufstein).

gleiche damit die Einrichtung im Stifte Klosterneuburg, wo zwei vierbeinige Böcke über einem Roste stehen [1]). Woher der Rost stammt, ist schwer zu sagen. Das Wort haftet an der Bratvorrichtung (Bd. XXI, Fig. 161) und einen anderen Rost kennt das Bauernhaus überhaupt nicht; der aber ist uralt. So möchte ich meinen, dass der Apparat mit parallelen Stäben, der die Aufgabe hat, das Herabfallen kleinerer Holztheile und ihr Verlöschen in der Asche zu verhindern, nach dem Bratroste „Rost" genannt wurde, weil die Form entsprach. Auch das Denominativum „rösten" führt blos auf die Thätigkeit des Bratrostes, nicht auf die des Brandrostes zurück. Der Sprache hätte es nie einfallen können, etwa den Feuerbock einen Feuerrost zu nennen. Auch das Wort „Feuerross" hat mit „Rost" gar nichts zu thun (wie Einige mich und Andere glauben machen wollten); denn das Bauernhaus kennt nur einen Bratrost, der ganz anders aussieht und ganz anderen Zwecken dient.

Einige Gegenstände des Museums habe ich in Eile skizzirt: Fig. 151 ein interessanter Spanleuchter, den man mit Spänen aller Grössen wahrhaft spicken konnte [1]) und der ein ganz schönes Licht gegeben haben muss, Fig. 152 ein Dreifuss mit Ausbauchung zur Aufnahme von Gefässen, Fig. 153 ein Kessel,

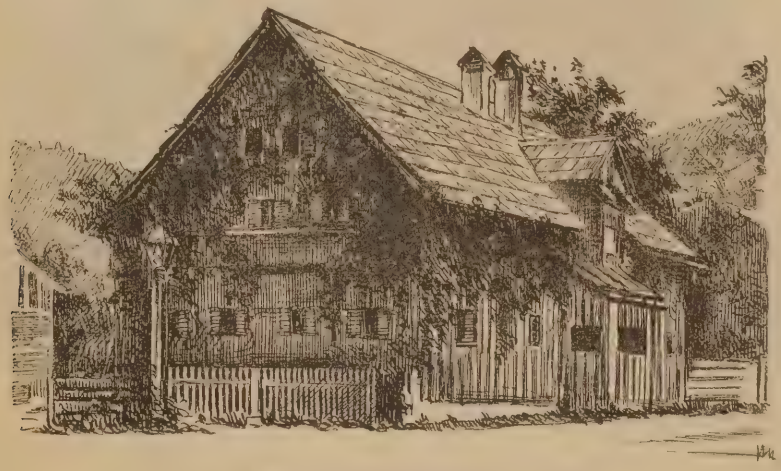


Fig. 136. Das Brennerhaus in Aussee.

Fig. 137. Das Hirslerhaus in Aussee.

Fig. 154 ein Gluthhäferl zum Wärmen, Fig. 155 ein Leuchter für Wachskerzchen.

Wie aufmerksam die Museumsleitung ist, beweist die schöne Sammlung von Modellen der Zäune. Fig. 156 bringt die Skizze des „Höggenzauns mit Klubstecken und Bändern", der in Aussee gewöhnlich ist.

Aus Aussee kam mir ein Bratspiessständer zu, den ich in Fig. 157 reproducire.

[1]) Hierüber Bd. XXII, S. 106, Anm. 1.

[1]) Auf dem Bilde fehlen zwei Zacken.

### Allgemeines über das obersteierische Haus.

In den folgenden Zeilen möchte ich den bisherigen Stand meines Wissens vom obersteierischen Hause darlegen. Ich kenne folgende Typen:

*A* heisse ich das „Eckflurhaus“ (vgl. Fig. 158). Eine Abart davon ist das Ausseer Kreuzhaus (Bd. XXI, S. 109, Fig. 116).

Alle vier, für welche oben die Nachweise erbracht sind, sind aus dem einfachsten Typus der Holzknechthütte (nämlich der zweizelligen) herzuleiten (vgl. Fig. 162).

Einen einheitlichen Grundriss hat also das nordsteierische Haus nicht. Doch unterscheidet es sich scharf in seinem äusseren Auftreten von den angrenzenden Typen.

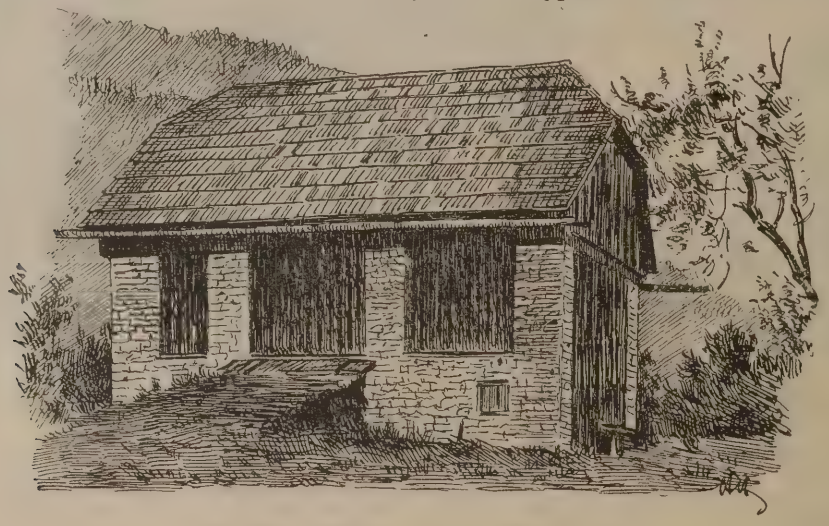


Fig. 138. Scheune des letzteren Hauses.

Fig. 139. Troglaube desselben Hauses.

*B* ist das „Mittelflurhaus“ (vgl. Fig. 159). Eine Abart davon ist das Ausseer „durchgangige“ Haus (Bd. XXI, S. 104, Fig. 105).

*C* ist das „Seitenflurhaus“ (vgl. Fig. 160). Auch dieses kann durchgangig sein.

*D* ist das „Mittelküchenhaus“ (vgl. Fig. 161). Ein derartiges ist auch die „Reiterkeuschen“ in der Gemeinde Palfau bei Wildalpen, welche Bancalari, „Ausland“ 1892, S. 296, beschrieben hat.

Das nordsteierische Haus trennt Wohnstätte und Wirthschaftsräume. Das Wohnhaus besteht — wie überall in Oberdeutschland — aus Küche und Stube, zu denen zu allermeist noch ein Flur und oft auch noch eine oder mehrere Kammern kommen. Die Anordnung dieser Räume wechselt mannigfaltig.

Das Haus Nordsteiermarks scheidet sich klar von seinem südöstlichen Nachbarn, dem Hause der Heanzen, einem rechteckigen Hofbau, und dem von

Westmittelsteier, wo der Stall öfters im steinernen Unterbaue des Hauses untergebracht erscheint (Krainz, a. a. O., S. 148 f.), ebenso klar von seinem westlichen Nachbar, dem flachdachigen Salzburger [1]) Haus,

Dem ganzen nordsteierischen Gebiete eigen sind die Steildächer, der Mangel einer eigentlichen Hofanlage [1]), die Vereinigung von Scheune und Stall, welche die Erhöhung der Tenne mit sich bringt;

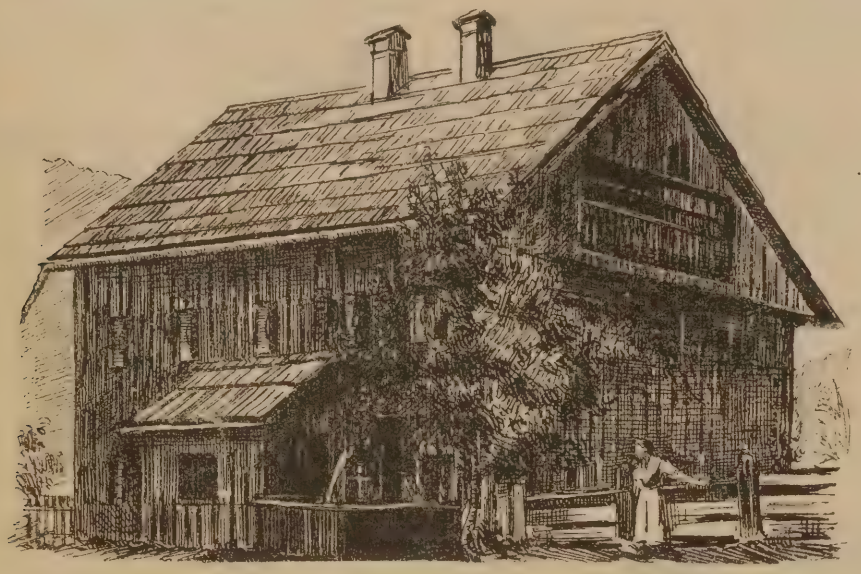


Fig. 140. Das Haus Mühlberger's in Aussee.

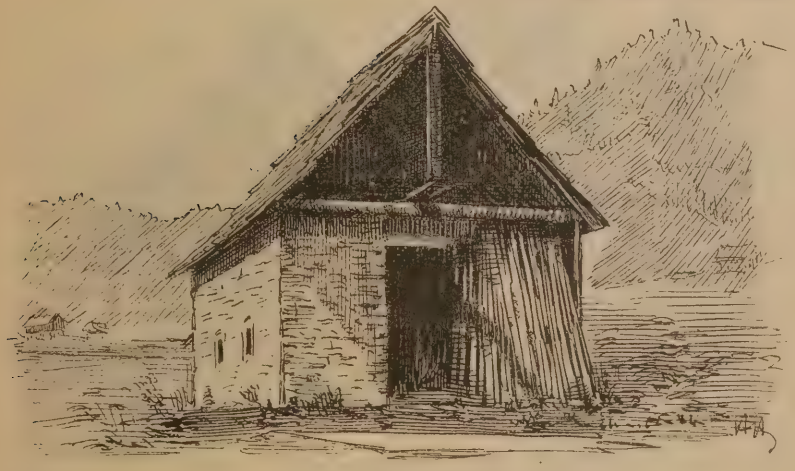


Fig. 141. Eine Badestube in Aussee.

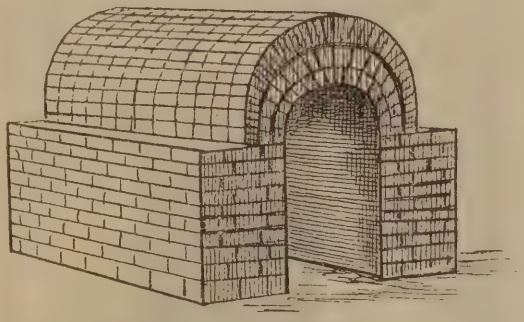


Fig. 142. Der Ofen derselben.

und vom nördlichen Nachbar, dem oberösterreichischen Vierkante [2]), ab.

ebenso der Feuerbock (überall „Feuerross“ genannt, nur in Payerbach soll man „Feuerschragen“ gesagt haben), der Dreifuss in der Gestalt *A* und *B* (vgl. Bd. XXI, S. 134), d. h. als runder und dreieckiger, die Widasen.

[1]) Dr. Aug. Prinzinger d. Ae., der eine grössere Arbeit über das Salzburger Haus in Aussicht gestellt hat, nennt dieses das „altbaierische Gebirghaus“. Vgl. „Verzeichniss der wichtigeren Quellen zur Landeskunde des Herzogthumes Salzburg“, II, S. 32.

[2]) Ich glaube, es ist G. Bancalari wohl gelungen, es wahrscheinlich zu machen, dass der oberösterreichische Vierkant aus dem „Vogelweider“ und dem „Südbaierisch-Innviertler“ Typus entstanden ist. Das sage ich, weil mir Bancalari im „Ausland“ 1892, S. 313, mit seiner ars nesciendi zu weit zu gehen scheint. Nur an die Möglichkeit, irgend einen oberdeutschen Typus auf slavische Einflüsse zurückzuführen, kann ich nicht glauben.

[1]) Rosegger, Volksleben in Steiermark, S. 14, spricht von einem „Ringhof“, in welchem die Gebäude im Vierecke einen freien Raum, den „Hof“, einschliessen. Er meint, der „Ringhof“ habe einen mittelalterlichen, burgartigen Charakter, den die Erbauer den Burgen ihrer Lehensherren abgelauscht haben mögen. Jetzt sollen sie nur mehr selten gebaut werden. — Ich muss gestehen, dass ich das Wort „Ringhof“ nicht gehört und auch nur sehr wenige derartige Gehöfte gesehen habe.

Ein eigentliches Einheitshaus gibt es in ganz Nordsteiermark nicht.

Das Wohnhaus unterscheidet sich von allen übrigen Gebäuden durch die Dachwimpel, wenn diese auch durchaus nicht auf allen Häusern vorkommen und in Nordoststeiermark häufiger sind als in Nordweststeiermark. Dass die Scheunen z. B. nie eine Giebelverzierung haben, hat auch Rosegger, Volksleben, S. 16, angemerkt. Aber die Dachwimpel bestehen nicht nur aus Kreuzen oder Knäufen, sie haben auch — namentlich in Märkten — viel verschiedenere Formen. Man sieht da auch aus Blech geschnittene Georgs-Ritter oder Darstellungen, die sich auf das im Hause betriebene Handwerk beziehen.

Das nordsteierische Haus erstreckt sich von der ungarischen Grenze bis nach Gröbming im oberen

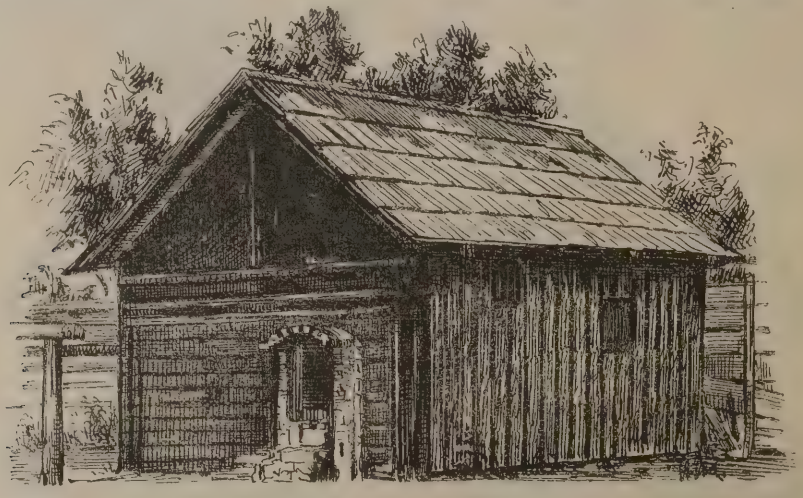


Fig. 143. Eine Badestube in Aussee.

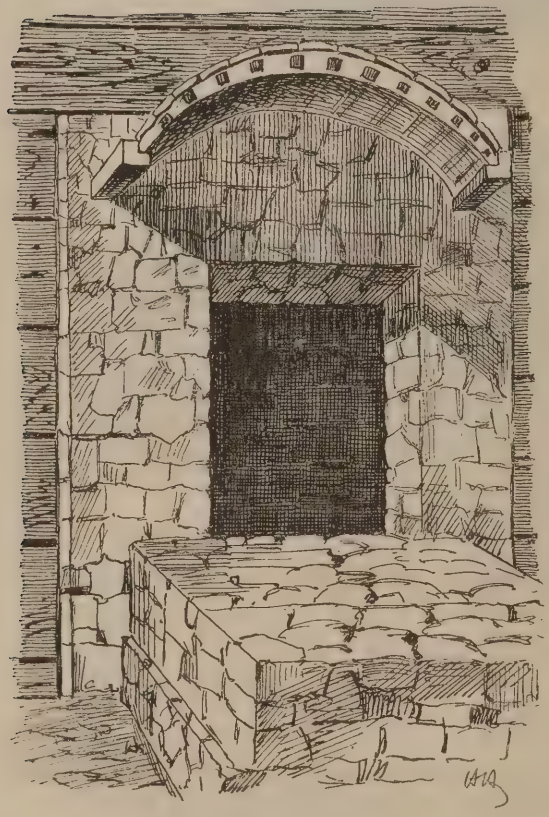


Fig. 144. Heizloch mit Kobl.

Fig. 145. Eine Sechtelstatt mit Brunnen.

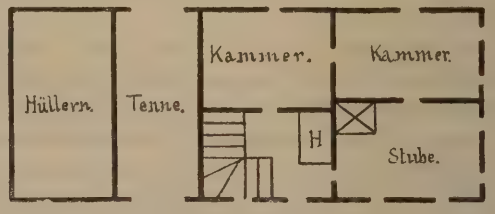



Fig. 146. Plan des Hauses in Plain Nr. 15 bei Salzburg.

Ennsthale und zieht über das südliche Oberösterreich nach Salzburg hinein.

Bei Admont theilt sich das Gebiet und es lassen sich Unterschiede constatiren, Merkmale, deren genaues Verbreitungsgebiet erst zu erforschen

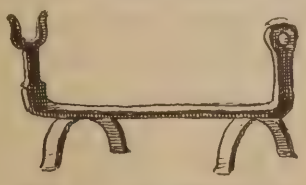


Fig. 147. Ein Feuerbock.

Fig. 148. Ein Dreifuss.

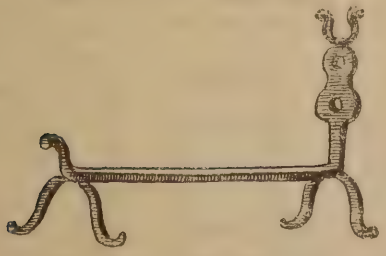


Fig. 149. Ein Feuerbock.

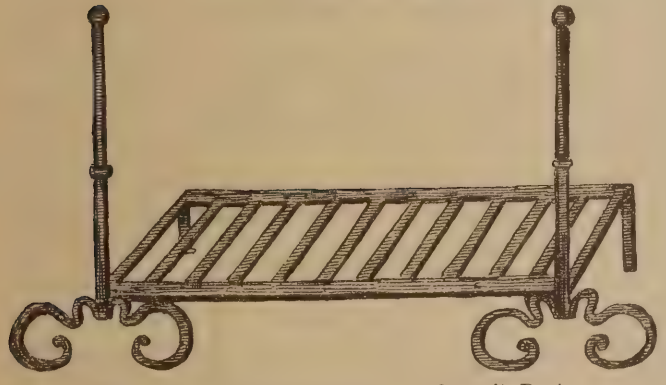


Fig. 150. Zwei dreibeinige Böcke mit Rost.

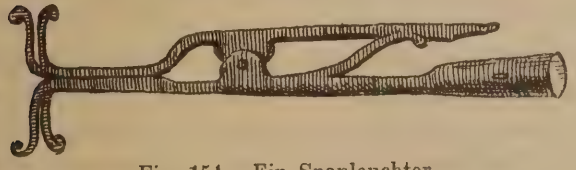


Fig. 151. Ein Spanleuchter.

ist. Das wesentlichste Merkmal ist das Auftreten des Ausseer Dreifusses (Bd. XXI, S. 105), der sich östlich von Admont nicht findet.

Dazu kommt Anderes.

In Nordoststeiermark haben die Häuser selten „Brückln“, in Nordweststeiermark sind diese die Regel.

In Nordoststeiermark ist roher Blockbau fast nur bei den Feldkästen zu sehen, gewöhnlich hat das Wohnhaus behauene Balken und gute Verzinkungen [1]). In Nordweststeiermark herrscht der rohe Blockbau.

In Nordoststeiermark herrscht der Walm vor, in Nordweststeiermark ist die Regel das walmlose Dach.

In Nordoststeiermark bestand die Herdeinrichtung in zwei einfachen Feuerrössern, zwei Bratspiess-

Fig. 152. Ein Dreifuss.

Fig. 153. Ein Kochkessel.

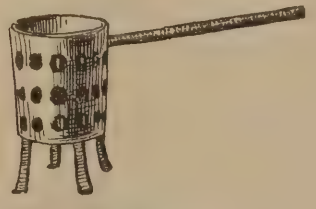


Fig. 154. Ein Gluthhäferl.

ständern und dreifüssigen Pfannen (sowie niederen Dreifüssen für irdene Hafen), in Nordweststeiermark dagegen waren die Feuerrösser schon zur Aufnahme der Bratspiesse adaptirt, wodurch die Bratspiessständer wegfielen, und die Pfannen hatten selbst

[1]) Damit steht wohl im Zusammenhange, dass in Nordoststeiermark die Balken offen zu Tage liegen, während sie in Nordweststeiermark oft mit senkrechten Brettern verschalt sind.

keine Beine, sondern wurden auf den hochbeinigen (Ausseer) Dreifuss gestellt [1]).

In Nordoststeiermark kommt das Essen so auf den Tisch, dass man zu unterst die Suppenschüssel

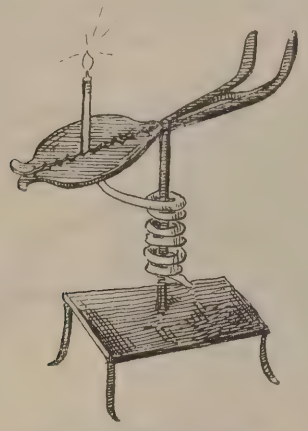


Fig. 155. Ein Leuchter.

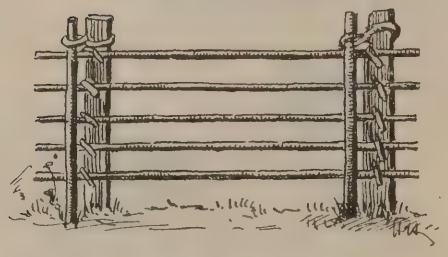


Fig. 156. Ausseer Zaun.

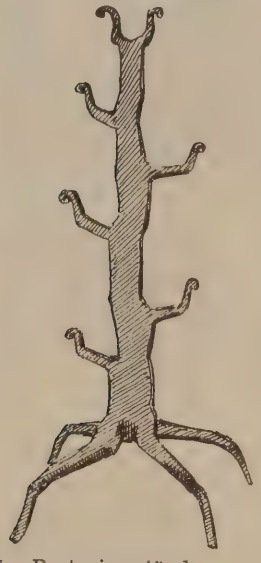


Fig. 157. Bratspiessständer aus Aussee.

stellt, darauf das Sterzkreuz und auf dieses die Sterzpfanne; in Nordweststeiermark wird die Suppenschüssel allein auf den Tisch getragen und die Sterzpfanne kommt auf das Pfannenbrett.

In Nordoststeiermark sagt man „Kesselreit", in Nordweststeiermark „Kesselschwing".

Anderes ist weniger von Belang.

In Nordoststeiermark sagt man „Schüsselkorb", in Nordweststeiermark „Schüsselrem" [1]).

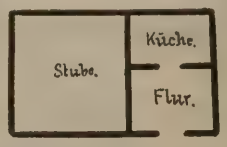



Fig. 158. Das Eckflurhaus.

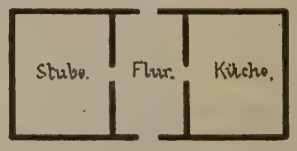



Fig. 159. Das Mittelflurhaus.

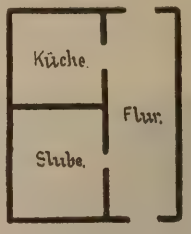



Fig. 160. Das Seitenflurhaus.

Fig. 161. Das Mittelküchenhaus.

Fig. 162. Oberdeutscher Grundtypus.

In Nordoststeiermark sagt man „Vorhaus" oder „Labn", „Bodengang", „Unterzug"; in Nordweststeiermark „Haus", „Gwondgang", „Tram".

In Nordweststeiermark sieht man an den Thüren eine grosse Anzahl kleiner, weisser Kreuzchen aufgenagelt, die nach Rosegger, Volksleben, S. 15, aus Palmsonntagzweigen geschnitten sind und gegen Un-

[1]) Natürlich ist diese Trennung nicht auf jedem Herde durchgeführt. Gerade aus Aussee besitze ich einen Bratspiessständer (Fig. 157). Frauen, die mit der Hochzeit ihre Gegend verliessen, mögen den alten Hausrath auch in die neue Heimat gebracht haben.

[1]) In Niederösterreich und an der ungarischen Grenze habe ich „Zimmasn" gehört. In Payerbach versicherte mir ein Herr, es heisse „Zinnasn", also nicht mit mm, sondern mit nn. Was ist wahr?

gewitter schützen. In Nordoststeiermark erreicht man dasselbe mit den „Sonnwendbuschn“.

In Nordoststeiermark sind Balcons („Gang“) sehr häufig, werden aber desto seltener, je weiter man nach Westen kommt.

Zu bemerken ist, dass man in Salzburg — also westlich von unserem Gebiete — auch „Stubn“ sagt, östlich von unserem Gebiete „Zimmer“. Der nordsteierischen „Kammer“ entspricht in Salzburg das „Stübel“ oder „Gaden“, dem nordsteierischen „Vorhaus, Haus“ das salzburgische „Haus, Vorhaus, Fletze“. Die „Badstubn“ Nordsteiermarks heisst in Salzburg „Brechelbad“ (vgl. Prinzinger, a. a. O., S. 36). „Das Flötz“ heisst nach Rosegger, Volksleben, S. 17, in Steiermark der Fussboden der Gesindestube.

Neben dem Wohnhause, dem individuellsten Theile der menschlichen Niederlassung, ist die Scheune das Wichtigste. Ihr gewiss sehr alter Holztypus ist in Fig. 128 dargestellt. Fig. 127 ist eine grosse Scheune in Admont von mehr städtischem Charakter, deren vorspringender Dachstuhl geschickt und gefällig von den weit ausladenden Balken getragen wird. Fig. 125 ist gar nicht auf eine bestimmte Gegend beschränkt, sondern verhältnissmässig modern. Die ganze Anlage zeigt, dass ihm ein altes Holzmuster nicht zu Grunde liegt.

So bleibt also Fig. 128 als typische nordsteierische Scheune. Diese vereinigt Scheune und Stall [1]), hat eine erhöhte Tenne, senkrecht auf die Längsrichtung, und eine Tennbrücke. Die letztere ist entweder wirklich Zimmermannsarbeit oder aber aus Steinen und Erde hergestellt. Manchmal findet es sich, dass nur der erste Theil der Steigung angeschüttet ist und von da erst eine wirkliche Holzbrücke zur Tenne führt, so dass der Raum unter der Tenne von hier aus zugänglich wird.

Die nordsteierische Scheune grenzt sich gegen Norden klar ab; denn die niederösterreichische ist ebenerdig, ohne Stall und sieht ganz anders aus. Die „Hüllern“ der steierischen Scheune heissen in Niederösterreich „Hallbam“, „Hallbaun“.

Mischtypen entstehen, wo die moderne Art (Fig. 125) mit einer volksthümlicheren (Fig. 128) combinirt wird. Dann entstehen Typen wie die Ausseer Scheune (Fig. 138) und die von Capellen (Fig. 84).

Die Scheune Nordsteiermarks scheint sich auch mit geringen Modificationen in Kärnten zu finden. Im „Oesterreichischen landwirthschaftlichen Wochenblatt“ 1880, Nr. 21, S. 2, sehe ich aber eine Scheune aus dem Gailthale abgebildet, deren Einfahrt und Rampe vor der Giebelseite liegt, was ich in Nordsteiermark nie gesehen habe. Im Texte bespricht C. Schütz die Vortheile der erhöhten Tennen.

[1]) Rosegger, Volksleben, S. 14 und 23, nennt dafür den volksthümlichen Ausdruck „Marstadl“.

### Excurs über das oberdeutsche Haus.

Wenn man die oben nachgewiesenen Typen des Wohnhauses betrachtet, so sieht man ihre innere Wesensgleichheit. Sie sind alle nur Variationen der vier Elemente: Küche, Flur, Stube, Kammer, und das gilt wohl von den allermeisten oberdeutschen Häusern.

Das oberdeutsche Haus besteht in seiner einfachsten Form aus Küche und Stube. Von der Stube wurde die Schlafstätte abgetrennt, wodurch die Kammer entstand; von der Küche der Herd, wodurch voran ein neuer Raum gewonnen wurde, der Flur.

Ich habe in Bd. XXI, S. 129, das Ausseer „Kreuzhaus“ zweitheilig genannt und es mit dem „alemannischen“ Haus zusammengestellt, das „durchgangige“ dreitheilig und zum fränkischen gestellt. Ich möchte jetzt die ethnischen Namen überhaupt möglichst vermieden wissen; auch zweifle ich, ob jene Verwendung der Ausdrücke „zweitheilig“, „dreitheilig“ von Nutzen ist und sich empfiehlt.

Zwischen den genannten Typen Alt-Aussees besteht gar kein principieller Unterschied. Von einer zweitheiligen Bauart könnte man mit mehr Recht bei allen Häusern reden, welche aus Küche und einer oder auch mehreren Stuben bestehen. Dreitheilig ist die aus drei Elementen zusammengesetzte Wohnung, die aus Flur, Küche und Stube (oder Stuben) besteht, und viertheilig endlich die vier Elemente (d. h. auch eine Kammer) enthaltende Wohnung. Ebenso könnte man von zwei-, drei-, vierelementigen Wohnungen reden, wie ich in Hinkunft thun werde.

Zweielementige Häuser gibt es noch genug, auch ausser den Holzknechthütten. Aber auch dort, wo es noch keinen Flur gibt, gibt sich das Bestreben kund, von der Küche einen Vorraum abzutrennen [1]). Vielleicht hat das Bestreben, das Herdfeuer vor dem beim Oeffnen der Thüre entstehenden Zuge zu

[1]) Vgl. die unten beschriebenen Häuser, die sich von Niederösterreich südöstlich mindestens bis an den Plattensee erstrecken, wo die Küche von der „Vorkuchl“ nur durch einen grossen, offenen Bogen getrennt ist.

schützen und den Herdrauch zu beschränken, dazu den ersten Anstoss gegeben.

Bancalari hat aus der grossen Fülle lebendiger Eindrücke von oberdeutschen Bauernhäusern sich das feststehende Urtheil von ihrer aller Wesensgleichheit gebildet. Er suchte die Erklärung der zu Tage tretenden Unterschiede in „Erfahrungseinrichtungen".

Zu der Ueberzeugung von der Einheit des oberdeutschen Hauses führt aber auch die Betrachtung der inneren Form des Hauses. Wir haben nur zwei principiell geschiedene Räume, Küche und Stube, und das sind die Urzellen.

Der Flur ist nichts Anderes als ein Stück von der Küche abgegrenzt, so wie die Kammer wahrscheinlich aus einem vor den Bettstätten aufgestellten Verschlage hervorgegangen ist, also ein Theil der Stube war.

Aber man muss sich hüten, zu glauben, dass jener Raum, welchen wir jetzt „Flur" nennen, unter allen Umständen der Nachkomme des alten Herd- und Hauptraumes oder mindestens eines Theiles desselben gewesen sein muss. Schon der Name „d'Labn", die Laube, für den Flur muss uns sehr bedenklich machen. Rosegger citirt ihn (Volksleben, S. 17) als allgemeinen steierischen Namen für „Vorhaus". Das kann nicht richtig sein; denn ich habe sehr oft „Vorhaus" gehört, und in Aussee sagt man „'s Haus". Aber in einigen Fällen kann wirklich der Flur aus einer angebauten Laube entstanden sein, z. B. bei dem Grundriss, den ich „Seitenflurhaus" nenne. Bei einem solchen hörte ich das Wort auch zuerst.

## Excurs über die oberdeutsche Stube und den Kachelofen.

Die im Folgenden mehrfach herangezogene Literatur ist folgende:

Georg Zappert. Ueber das Badewesen mittelalterlicher und späterer Zeit. Aus dem XXI. Bande des „Archivs für Kunde österreichischer Geschichtsquellen". Wien 1858.

Ernst Martin. Badenfahrt von Thomas Murner. Strassburg 1887. Vgl. die Einleitung, S. I—XXII.

A. Essenwein. Buntglasirte Thonwaaren des XV. bis XVIII. Jahrhunderts im Germanischen Museum. „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" 1875, Sp. 33 ff.

T. Lund. Das tägliche Leben in Skandinavien während des XVI. Jahrhunderts, S. 18 ff. „Ueber die Badestube", S. 220 ff.

W. Lübke. Ueber alte Oefen in der Schweiz. „Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich", Bd. XV, S. 161.

A. Schultz. Deutsches Leben im XIV. und XV. Jahrhundert. Grosse Ausgabe. Wien 1892.

V. Gudmundsson. Privatboligen paa Island i Sagatiden. Kjøbenhavn 1889. Ueber die Badestube, S. 240—244.

Ferdinand Keller. Bauriss des Klosters St. Gallen vom Jahre 820. Im Facsimile herausgegeben und erläutert. Zürich 1844.

Julius Schlosser. Die abendländische Klosteranlage des früheren Mittelalters. Wien 1889.

Rudolf Rahn. Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz. Zürich 1876.

A. von Eye. Das bürgerliche Wohnhaus in seiner geschichtlichen Wandlung. Vgl. Fr. von Raumer's „Historisches Taschenbuch", 4. Folge, 9. Jahrg., Leipzig 1868, S. 247 ff.

Als die Römer in Deutschland sich anzusiedeln begannen, stellte sich die Nothwendigkeit heraus, heizbare Wohnräume einzurichten. Nun besassen aber weder sie selbst dazu taugliche Oefen — Kohlenbecken und die zum Backen bestimmten Oefen taugten nicht —, noch bot das Land entsprechende Einrichtungen: der qualmende offene Herd, der Ofen mit dem Steinmantel ohne Schlot [1]) waren keine angenehmen Hausgenossen.

Kein Wunder also, wenn die Römer eine andere Verfügung trafen. Sie verstanden ja, in den Bädern eine Warmluftstube (caldarium) herzustellen und sie übertrugen diese Einrichtung der Untermauerung des Fussbodens und der Hohllegung der Wände auf den Wohnraum, der so von allen Seiten von geheizter Luft umspült werden konnte.

Durm, Die Baustile, Bd. II, S. 232, sagt, dass fast alle römischen Niederlassungen diesseits der Alpen mit solchen Heizvorrichtungen versehen waren, wie noch jetzt die Reste in Sinsheim, Messkirch, Pforzheim, Trier u. s. w. zeigen.

Für solche heizbare Zimmer scheint man ihrer Einrichtung entsprechend die Bezeichnung hypocaustum gebraucht zu haben, wenn aus dem mittelalterlichen Sprachgebrauche etwas zu schliessen ist. Daneben findet sich auch aestuarium im Gebrauche.

[1]) Im germanischen Norden goss man über den stark erhitzten Mantel Wasser, um Dampf für's Bad zu erhalten (Kaalund, Paul's Grundriss für germanische Philologie, II, 2, S. 235); ebenso machten es die Slaven nach dem Berichte Ibrahim's. Siehe Martin, S. XIII.

Vgl. Zappert, S. 70, Anm. 176, wo noch pyrale genannt wird. Es findet sich auch Hypocaustorium. So heisst es in der Vita S. Theadildis Virginis Nr. 7: Refectorium hyemale et aestivale, hypocaustorium, dormitorium, cellarium, domum, arearum, coquinam .... aedificavit. Du Cange s. v. Sollte aber hier nicht hypocaustorium ein Adjectivum zu dormitorium sein?

In späterer Zeit scheint man auch den Ofen (d. h. den Kachelofen) hypocaustum genannt zu haben.

Erasmus beschreibt eine deutsche Wirthshausstube und sagt: Vehementius accenditur hypocaustum, etiamsi alioqui sol aestu sit molestus.

Und Andreas v. Lacuna: Hypocausta germanica ad tuendam sanitatem non probo. Zappert, S. 66.

Aeneas Sylvius beschreibt Wien: Aedes ciuium amplae — ubique fornices aulae latae. Verum his aestuaria sunt loco triclinorum, quae ab his Stubae vocitantur. Nam hiemis asperitatem hoc dominant modo. Zappert, S. 72, Anm. 181.

Aestuarium ist nach Du Cange hypocaustum, frz.: poèle, étuve.

Aeneas Sylvius, später Papst Pius II., der um 1450 in Wien gewesen, ist auch der Gewährsmann des Hans Sachs gewesen, wenn dieser von Wien besonders rühmt, dass es „stueben vor frost zu winters zeit" habe. Vgl. auch Geiler v. Kaisersberg bei Schultz, S. 83.

Daneben gibt es Stellen, die zu zeigen scheinen, dass sich wenigstens die Erinnerung an Stuben mit wirklichen Hypocausten noch lange erhalten hat.

So lesen wir bei Thelamonius von Braunschweig: Aulas enim more thermarum singulae domus habent, quas stubas aut aestuaria dicunt. „More thermarum" kann sich doch nur auf die Art der Beheizung beziehen, d. h. auf die Einrichtung des Hypocaustum.

Längst ist die alte Doppelheit von Herdraum und Ofenraum des oberdeutschen Bauernhauses ein Räthsel. Woher der Ofenraum? Er ist auch nichts Ursprüngliches. Das oberdeutsche Haus ist in seiner ältesten Erscheinung gerade so einzellig wie das sächsische, von dem es sich nur dadurch unterscheidet, dass das Vieh nicht im Menschenhause wohnt. Aber einzellig ist ursprünglich jedes Haus, wie v. Hellwald (Haus und Hof) richtig hervorgehoben hat.

Die Etymologie des Wortes Stube war lange unklar. Man hat es gewiss mit Ernst Martin mit „stieben" zusammenzubringen (vgl. Martin, Badenfahrt von Thomas Murner, S. XI); es heisst also „die stiebende". Man kann hinzusetzen, stuba [1]) ist die ursprüngliche Bezeichnung der „Badestube" und wird dann auch auf das heizbare Wohngemach übertragen. Dass dies richtig ist, geht daraus hervor, dass nur diese beiden Räumlichkeiten — Badestube und Wohnstube — Stuben genannt werden. So gut wie niemals findet es sich, dass der Herdfeuerraum so bezeichnet wird [2]). Daraus ist zu ersehen, dass eine specielle Verwandtschaft dieser beiden bestehen muss.

„Stube" ist der Ort der stiebenden Wasserdämpfe [3]), deshalb zuerst, wie gesagt, die „Bade-

[1]) Ueber das Wort im Althochdeutschen: Haupt's Zeitschrift, VI, S. 361.

[2]) v. Hellwald, Haus und Hof, S. 517, berichtet aber nach K. J. Schröer, dass bei den Deutschen Oberungarns die Küche „Stübel" genannt wird, während die Stube ihren Namen behält. Das ist sehr auffallend, jedenfalls aber auch ganz vereinzelt. Matlakowski, Budownictwo ludowe na Podhalu, berichtet, dass das polnische Haus in der Tatra izba genannt wird. Einer der Typen bestehe aus der schwarzen Stube (wo gekocht, gebacken und gewohnt wird), einem Flur und einer weissen Stube. Das ist also ganz deutlich der „ostgermanische" Stil, vermehrt um eine von der „oberdeutschen" Bauart übernommene Stube. Dass dieser Typus des Goralenhauses der Tatra sich auch in Böhmen findet, wie mir Karásek (vgl. oben seine Anzeige der Schrift Matlakowski's) sagt, scheint mir sehr der Bestätigung zu bedürfen. Hoffentlich ist das nicht Karásek's „slavisches" Haus.

[3]) Wazzerstoub ist im „Mittelhochdeutschen Wörterbuch" belegt (vgl. auch das nhd. „Staubfall", „Staubbach"). Got. stubjus, ahd. stuppi, mhd. stüppe hat dieselbe Tiefstufe der Wurzel wie stuba. Weiter hieher „stöbern", Gestöber, mhd. stöuben, ndd. stubben, „stossen", vielleicht auch „Nasenstüber", Stüber (Münze).

Die weiteren Zusammenhänge sind noch nicht ganz klar. Lautlich passt zu german. stiuban griech. στύφω, dessen Bedeutung (zusammenziehen, festmachen) aber wieder abführt. Besser passt zu „stieben" στυφελίζω, so wenn es Λ 305 vom Winde heisst νέφεα στυφελίξῃ „er stöberte die Wolken auf". Auch altind. stubh „rauschen, preisen, lobsingen", liegt seiner Bedeutung nach fern. Die gewöhnliche Bedeutung ist „singen"; Pischel-Geldner, Vedische Studien, Bd. I, S. 222. Dann wird es vom Soma gebraucht (R. V., I, 88, 6); auch von einem schnaubenden Rosse (R. V., IV, 3, 12).

Ein stu „träufeln" nimmt man in ghṛtastāva „fetttriefend", sowie in stoká „Tropfen" an. Dazu gehört vielleicht an. staup Becher, ahdmhd. stouf, nhd. „Stübchen". (Fick, Bd. III³, S. 343). In's Litauische übergegangen als stópa fem. „das Stof" (Kurschat, Wörterbuch, Bd. II, S. 407). Auch ai. stūpa möchte man heranziehen. Nach Geldner, a. a. O., S. 114, heisst es im Veda „Spitze", „Schopf", „Baumwipfel". Im classischen Sanskrit ist stūpa m. Bezeichnung der Grabmale, „Topen".

stube“. In dem Sinne wird das Wort in der Lex Alemannorum gebraucht (vgl. Zappert, S. 16, 69; Martin, S. X). Dort heisst es: Si quis stubam, ouile, porcaritium, domum alicuius concremaverit, d. h. „wenn einer die Badestube, den Schafstall, den Schweinestall, das Wohnhaus anzündet“.

Und in dem Sinne von „Badestube“ ist das Wort zu den Slaven gewandert. Nach dem Berichte Ibrahim-ibn-Jakub's (um das Jahr 970, siehe Martin, S. XIII ff.) nannten sie die hölzerne Baracke mit Steinofen, in der sie badeten, itba, was kaum etwas Anderes sein kann, als asl. istŭba „Stube“.

Im Sinne von „Stube“ ist das Wort in die romanischen und slavischen Sprachen, in's Litauische (stubà), Finnische (tupa), Albanesische, Türkische (soba), Ungarische (szoba) übergegangen.

An. und Ae. bedeutet stofa „Baderaum mit Ofen“ (Martin, S. X, Kluge, s. v.). Mittellat. stupa heisst oft Badestube, Bad; ebenso frz. étuve, früher estuve, s'estuver, „balneo uti, lavare“.

Aus dem Artikel Stuba bei Du Cange, Bd. VII, S. 618, citire ich Christ. de Scala in vita S. Wenceslai, p. 61: Et veniens invenit eum in asso balneo, quod populari lingua Stuba vocatur, recumbentem ... Concil. Viennense ann. 1267, cap. 16. De Judaeis: Prohibemus insuper, ne Stubas et balnea, seu tabernas Christianorum frequentent.

Diese beiden Stellen enthalten das Wort Stuba im Sinne von „Dampfbad“, was daraus hervorgeht, dass es mit assum balneum erklärt wird und am zweiten Orte neben balnea, den Wannenbädern, erwähnt wird.

Erst später scheint eine Unterscheidung nothwendig geworden zu sein. Da wurde stuba getrennt von der stuba balniaris oder balnealis (gegen Zappert, S. 72). Aber noch M. Beham sagt: Ein munt der print als der rubine in dem padoven in der stub.

Auffallend ist, dass sich das Wort auch im Sinne von „Ofen“ findet: ital. stufa Badestube, Ofen, engl. stove „Ofen“, wozu auch holländisch stoofje „Kohlenbecken“ gehört.

Dazu stimmt die Bedeutung des denominativen Verbums: engl. to stove „wärmen“, ndl. stoven „schmoren, erwärmen“, ital. stufare, frz. étuver „bähen“.

Aehnlich verhält es sich mit lat. pisalis, pensale, pesale, Pesel, das einen heizbaren Raum bezeichnet, und frz. poèle „Ofen“. Doch auch frz. poèle des pêcheurs „Fischerstube“ (Martin, S. XI), entrez dans le poèle. (Pesel ist so wie le poèle männlichen Geschlechtes.)

Es ist fraglich, welche Bedeutung die ursprünglichere ist, die von „Ofen“ oder von „Stube“. A priori betrachtet, wäre man geneigt, „Ofen“ für die ältere zu nehmen, da es einleuchtender wäre, dass die Stube nach dem Ofen benannt ist, als umgekehrt. Dann hätte das Germanische zwei Bezeichnungen gehabt: *uχwnoz und *stuβŏ. Die erstere ist alt. Man stellt ἰπνός „Ofen“, got. auhns (d. i. also idg. *uqnós) dazu. Ich möchte weiters an ai. ókas (idg. *euqos) „Behagen“, „Wohnstätte“ und die ganze bekannte Sippe anknüpfen (Fick, Bd. I⁴, S. 7). Fick scheint mir mit Recht lat. ūxor aus *euqs (= ai. ókas) herzuleiten. Dazu lit. jaukùs nach Kurschat „zahm, an Menschen gewöhnt, sich an Menschen leicht anschliessend“, jaukìnti „gewöhnen“. Vgl. auch Fick, Bd. I⁴, S. 360. Danach müsste man aber ai. ukhā́ fem. „Kochtopf“, „Pfanne“ wegen des abweichenden kh aus dem Spiele lassen.

„Badestube“ wird, so viel ich sehe, ganz allgemein als das gefasst, was es unserem Sprachgefühle nach ist, der Ort, wo man „badet“. Man wird aber auch daran zu denken haben, ob nicht Badestube das Wort baden in einem älteren Sinne enthält. Kluge, Etymologisches Wörterbuch, IV, S. 16 (siehe „bähen“), nimmt an, dass die „Grundbedeutung des Urstammes bhē: bha ‚warm waschen‘, ‚warm baden‘ gewesen sei“. Ich weiss nicht, ob man dem wird zustimmen können. „Baden“ hängt mit „bähen“ zusammen und dieses mit fovere, und das heisst ahd. baden nach (padonti fovens, Graff, Bd. III, S. 47).

Danach könnte Badestube die „Warmstube“ sein.

Im germanischen Norden ist „Badestube“ direct zu dem Sinne von „Stube“ gekommen. Gudmundsson, S. 243. Als der alte offene Herd zum Erwärmen ungenügend befunden wurde, setzte man einen Steinofen, wie er in der Badestube gebräuchlich, meint Gudmundsson, in die Stube und gab dann dieser auch den Namen der warmen Badestube [1]).

Bevor ich weiter gehe, möchte ich auf eine sehr wichtige Stelle hinweisen, welche Zappert, Anm. 176, S. 70, aus M. Savonarola († 1462) anführt. Sie heisst: Hunc autem locum quammaxime septentrionales frequentant .... nam hyemali tempore eius locus

[1]) In Samogitien heisst die Badestube pirtìs, was Kurschat mit: periù, pẽriau, pèrti „Baden“ zusammenbringt. Im Finnischen heisst aber das eigentliche Wohnhaus „pörte“; v. Hellwald, Haus und Hof, S. 388.

est veluti continua statio, neque id cupiunt, ut sanentur sed ut frigoris rabiem fugiant. Dazu bemerkt Zappert: „Er, der Florentiner, der wahrscheinlich nie einen Fuss nach Welschtirol oder Friaul gesetzt, hält diese Räume für Luft-Schwitzbäder, doch sind es offenbar blos Stuben."

Mir ist das gar nicht so „offenbar". Ich glaube, es ist klar und deutlich hier von „Badestuben" die Rede, die man sehr häufig im Winter aufsucht, und zwar nicht zu Heilzwecken, sondern um sich zu erwärmen.

Wir sehen, dass es noch im XV. Jahrhunderte vorgekommen sein muss, dass man sich in der Badestube aufhielt, und das wahrscheinlich dort, wo eine andere heizbare Stube nicht vorhanden war. Das gibt einen beachtenswerthen Fingerzeig.

Die „Stube" ist nach der Etymologie des Wortes nichts Anderes, als die an den Herdraum angegliederte „Badestube". Darauf weist ihr Name, darauf weist ihr Gebrauch. Sie ist der festliche Ort des Hauses und auch die Badestube war das, konnte es wenigstens sein. Der Gebrauch, das Badestüblein als Salon zu verwenden, dahin seine Freunde zu laden, dort zu baden und zu zechen, hat sich noch längst erhalten, als schon „Stube" und „Badestube" getrennte Begriffe waren [1]), d. h. als aus der angewachsenen „Badestube" die „Stube" geworden und eine neue abgetrennte Badestube erstanden war.

Wir sind über die Badealterthümer Deutschlands recht gut orientirt. Zappert und Martin haben sich darum verdient gemacht. Vgl. auch Schultz, S. 68.

Uralt ist die Vorliebe für warmes Baden in Deutschland [2]). Wohl auch sehr alt das Dampfbad. Ich stimme Martin, S. XIV, gerne zu, wenn er an der Möglichkeit festhält, dass das Dampfbad eine deutsche Erfindung sei, wie Kluge, Etymologisches Wörterbuch, es für möglich hält, dass die Deutschen auch die Seife erfunden (s. v.).

Wie verbreitet die Badestuben waren, ersieht man aus den alten Berichten (Zappert, S. 28) und aus den noch heute zahlreichen Badestuben auf bajuvarischem und schwedischem Boden (Martin, S. XXII). Ich glaube, dass wie die Slaven so auch die Finnen von den Germanen die Badestube übernahmen, vielleicht durch Vermittlung der Litauer, weil finnisch pörte dem lit. pirtìs zu entsprechen scheint. Werth lege ich darauf, dass heute noch fast jeder Bauer in Finnland neben seinem Hause eine besondere Badestube hat (v. Hellwald, Haus und Hof, S. 388 ff.).

Die Oefen der Badestube waren bei Germanen und Slaven mit Steinmänteln versehen, vgl. oben [1]). Zur Heizung eines Wohnraumes waren diese nicht geeignet; denn sie füllten den Raum mit Rauch, welcher erst durch eine Oeffnung abgelassen werden musste, um dann den Dampf zum Bade zu erzeugen. Als andauernde Wärmequelle war der Steinofen nicht gut verwendbar. Gewiss scheint auch zu sein, dass man sich ohne Ofen behelfen konnte, indem man Steine an einem offenen Feuer erhitzte und dann in's Wasser warf, um Dampf zu erzeugen.

Oefen mit Steinmantel gibt es noch heute. Man vergleiche den aus Ziegelsteinen hergestellten Ausseer Badestubenofen (Fig. 142) mit dem ziemlich ähnlichen von einem Dürer'schen Holzschnitte bei A. Schultz, Fig. 81. Auf dem letzteren Ofen scheint auch ein ganzer Haufen Rollsteine zu liegen [2]).

Oefen, aus Rollsteinen statt Kacheln hergestellt, hat G. Bancalari noch gesehen. Man bemerke auch, dass die Kacheln als „Ofensteine" bezeichnet erscheinen. Siehe „Deutsches Wörterbuch".

Aber die römische Hypocaustum-Einrichtung [3]) wurde doch mindestens theilweise in Deutschland bei den Badestuben eingeführt; denn nur so ist es

[1]) Ueber Vereinigung von Bade- und Zechlust, vgl. Martin, S. XVIII. Wie in Deutschland gehörte auch in Skandinavien Trinken und Lustbarkeit zu den Genüssen der Badestube. Vgl. T. Lund, a. a. O., S. 226. Vgl. bei Schultz die Bilder Nr. 82, 83, 84, 87.

[2]) Das beweist das Wort selbst.

[1]) Der nordische Ofen war ein Steinofen (steinofn, ofngrjót), der manchmal so gross war, dass ein Mann sich in ihm verstecken konnte (Gudmundsson, S. 179).

[2]) Vgl. auch den Ofen der finnischen Badestube aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, welchen Gudmundsson, S. 242, reproducirt.

[3]) Was noch sehr nothwendig ist, das ist die genaue Erforschung der auf deutschem Boden noch in Resten vorhandenen römischen Wohnhäuser und Villen. So finde ich den Grundriss des römischen Hofes bei Pforzheim (Durm, Bd. II, S. 290, Fig. 261) sehr beachtenswerth. Der Kern des Wohnhauses ist ein Kreuzhaus, dessen Ecke eine „Stube", ein Wohnraum mit Hypocaustum, einnimmt.

Chr. Wilh. Schmidt, Die Jagdvilla zu Fliessem, Trier 1843 (In „Römische, Byzantinische und Germanische Baudenkmale in Trier und seiner Umgebung"), beschreibt S. 13 das Dampfbadezimmer. Aus einem gemauerten Kessel geht eine Röhre hervor, welche das Wasser auf den erhitzten Boden des angrenzenden Zimmers leitet, wo es zu Dampf wird.

mir erklärlich, dass wir im Anfange des XV. Jahrhunderts hölzerne Baracken auf Pfostenunterbau mit deutlichster Hypocaustum-Anlage finden. Man vergleiche die lehrreichen Zeichnungen bei Schultz, Fig. 79 und 80. Zappert ist der Ansicht (S. 63), dass man auch in romanischen Ländern für Schwitzbäder zum Theile die Einrichtung der römischen Caldarien beibehielt.

Allgemein durchgedrungen ist die Einrichtung einer Stube neben dem Herdraume offenbar erst nach Erfindung eines guten Ofens. Dann entstand aus der alten Einheit eine Doppelheit: eine angegliederte Wohnstube und eine seitwärts stehende (die zugleich auch Flachsbrechelstube wurde) Badestube [1]).

Das wird wohl erst geschehen sein, als der Kachelofen [2]) erfunden wurde. Erst dieser erfüllte seinen Zweck, eine constante Wärmequelle zu sein; der alte Steinmantelofen, der wohl ohne Zweifel auch in Deutschland vorhanden gewesen sein wird, war in der Badestube zu brauchen, um, angeschüttet, die nöthige Menge Dampf zu geben, nicht aber gut im Wohnraume. Was ihn dazu recht untauglich machte, das war seine breite Mundöffnung, der ein ungeheurer Qualm entströmt sein muss. Um diesen erst hinauszulassen, hatten ja auch die Badestuben eine grosse Oeffnung in der Decke.

Der Kachelofen kann meines Erachtens nicht aus dem Steinmantelofen entstanden sein, denn er gleicht ihm eigentlich in Nichts. Vor Allem fällt auf, dass der Kachelofen ausserhalb der Stube angeheizt wird und dass die Herstellung seines Mantels von dem des Steinofens grundverschieden ist.

Die Geschichte des Kachelofens ist noch in tiefes Dunkel gehüllt. Und doch ist sie von grosser Wichtigkeit; sie ist der Haupttheil der Geschichte der Stube.

Unbekannt ist, wo und wann, sowie von wem er erfunden wurde. Wir sind hier auf Vermuthungen angewiesen.

Und eine derartige Vermuthung möchte ich schon heute auszusprechen mir erlauben.

Man hat mehrfach von Kaminländern und Ofenländern gesprochen. So rechnet W. Lübke, a. a. O., S. 163, zu den ersteren Italien, die pyrenäische Halbinsel, Frankreich, England, Holland, Ostfriesland, zu den letzteren die Schweiz, sowie die deutschen und slavischen Länder.

Das richtige Ofenland ist Deutschland und in süddeutschen Bauernhäusern findet man noch heute alte Kachelöfen von hoher Ursprünglichkeit. W. Lübke sagt mit Recht, dass, nach der Etymologie zu schliessen, der Kamin bei romanischen, der Ofen bei germanischen Völkern entstanden ist. Manche nehmen an, dass von den Deutschen das Wort auch zu den Slaven gewandert sei und dort als ovinŭ fortlebe, was Miklosich unter Hinweis auf die grosse Bedeutungsdifferenz abweist.

Klr. ovyn bedeutet „Riege", r. ovinŭ „Scheune". Aber die Bedeutungen sind zu vermitteln, wenn man daran denkt, dass wr. ëvna, ëvnja, evŭja „Brechelstube" heisst, d. h. also einen Ort mit Ofen bezeichnet. Man erinnere sich auch, dass stuba „Stube" und „Ofen" bezeichnet. Ob mit diesem ovinŭ auch lit. jáuja „Flachsbrechelstube" (neben pirtìs), „Scheuer mit Ofen, wo das Getreide getrocknet wird", zusammenhängt, ist recht schwer zu sagen.

Wie sehr wäre die Forschung des oberdeutschen Hauses erleichtert, wenn der berühmte Plan von St. Gallen von 820 auch verticale Projectionen enthielte. So sind wir gezwungen, aus dem Grundrisse seiner Objecte die Aufrisse zu erschliessen.

Der Plan zeigt eine ganze Reihe von Herden und Oefen an. In der Küche der Brüder (Fig. 167) steht ein fornax super arcus, also ein unterwölbter Herd, wie wir einen in Schloss Röthelstein angetroffen haben. Vier kleine Kreise auf demselben deuten wohl nur die grossen Kessel an und nicht etwa Oeffnungen, um Kessel hineinzusetzen. Solche Oeffnungen finden sich aber im Herde des Brauhauses der Brüder, wo sie in den Ecken sind, also Luftzutritt von aussen und unten möglich ist. Im Wohnhause der vornehmen Fremden steht der Herd unter der „Laterne" (testudo) [1]) und ist als locus foci bezeichnet. Zur

[1]) Es wird nicht leicht sein, zu entscheiden, ob die Badestube zuerst zum Baden oder zum Flachsbrechen bestimmt war. Der Name entscheidet nichts.

[2]) „Kachel" = Topf. Vgl. Deutsches Wörterbuch, Bd. V, S. 11; Kluge, Etymologisches Wörterbuch, „Kuchen". Altslav. kawkalŭ, ποτήριον, poculum, καυκάλιον, nicht hieher. Miklosich, Etymologisches Wörterbuch, S. 113.

[1]) Rahn, a. a. O., S. 91, bringt eine perspectivische Ansicht der reconstruirten Gallener Klosteranlage. Die testudines krönen die Wohnhäuser und haben — wie ja heute noch bei vielen Bauten —, indem sie aus einem auf Holzbalken ruhenden Dache bestehen, selbst wieder Hausform. Da zu ihnen der Rauch des Herdes hinauszog, wird begreiflich, dass im Althochdeutschen öfters rouchhus durch lucanar (foramen in domo), lucar glossirt erscheint. Sonst scheint mir rouchhus den Flur, die Herdstätte, domus ipsa, wie der Gallener Plan sagt (siehe unten), „'s Haus" bezeichnet zu haben, worauf die Glosse tholus, est in medio templo hinweist (Graff, Bd. IV,

Bereitung der Speisen wurde er nicht mehr verwendet; denn die culina hospitum ist in einem Nebengebäude untergebracht.

Die caminatae, „Stuben“, des Planes zeigen ovale Grundrisse in den Ecken. Diese, scheint mir, weisen auf Oefen, nicht auf „Kamine“, in unserem Sinne hin. Der Grundriss scheint mir blos auf gewölbte Oefen zu passen. Ob Kachelöfen gemeint sind, ist eine andere Frage; der Grundriss würde zu den Bauernöfen von heute mit Ausserzimmerheizung recht gut stimmen. Die Oefen werden caminus genannt. Ihre Grösse ist von der Grösse des Zimmers abhängig. Im Aderlasshause stehen deren vier; jedenfalls genug, um eine mörderische Hitze zu erzeugen.

Mittelst eines ganz anderen Systemes werden grosse Räume erwärmt. Der Saal der Brüder unter dem dormitorium wird durch einen riesigen caminus ad caleficiendum geheizt. Dieser ist ausserhalb des zweistöckigen Hauses und findet seine Fortsetzung in einem Rauchabzugscanal (euaporatio fumi) und einem Schlote. Ich glaube, wir haben es hier ganz klar mit einer Hypocaustum-Anlage zu thun, eine Annahme, die ich zu meiner Freude auch bei Schlosser finde. Im caminus wird geheizt, die warme Luft streicht unter dem Boden hin und wird durch den Canal in den Schornstein, der abseits vom Hause steht und durch den bedeutenden Höhenunterschied für wackeren Zug sorgt, in's Freie geführt.

Ein so geheiztes Gemach heisst auf unserem Plane pisalis [1]). Ein zweites findet sich im Hause der oblati mit caminus und exitus fumi.

Der Ofen des Hypocaustums ist viel grösser als die Stubenöfen und hat einen anderen Grundriss. Nur der Name caminus ist beiden Arten gemeinsam. Allerdings wird auch vom Hypocaustum fornax gesagt. Im Porticus vor dem Hause der Brüder steht: „porticus ante domum stet haec fornace calentem“, also fornax in schweren Versnöthen statt des unbrauchbaren caminus gebraucht.

Andere Oefen finden sich auf dem Plane in der Dampfbadestube der Brüder und im locus ad torrendas annonas, wo über dem Ofen ein grosser Rost angezeichnet ist.

Der Mangel von Aufrissen lässt uns über die Herstellung aller dieser Oefen im Unklaren; aber klar ist, dass es „Oefen“ und keine „Kamine“ waren, woran auch Essenwein, a. a. O., Sp. 34, nicht zweifelt. Ebenso ist Essenwein von dem Alter des Kachelofens überzeugt.

J. v. Falke (siehe Katalog zur Ausstellung mittelalterlichen Hausrathes, S. 11) nimmt keinen Anstand, die niederrheinische und niederländische Steingutfabrikation auf die altrömische Tradition zurückzuführen, und so glaube ich auch, dass Mehreres am Kachelofen auf Rom hinweist. Erstens die Töpferkunst, die er voraussetzt, zweitens die — wie mich dünkt — unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Hypocaustum. Sein Princip ist dasselbe, wie das der Hypocausis. Von aussen wird er geheizt und nach aussen pustet er seinen Rauch. So erscheint er gewissermassen als nichts Anderes als ein Stück Hypocaustum, auf den Boden des Gemaches selbst gestellt [1]).

Namentlich die Kacheln weisen klar auf römische Kunstfertigkeit. Sie erinnern an die Hohlziegeln der Wände, durch welche die Luft streicht (beim Caldarium). Auch die Art, wie beim Kachelofen mittelst Töpfen eine Kuppel gewölbt wird, weist auf römische Baukunst hin.

Ich denke an den Gebrauch von Töpfen bei der Herstellung von Gewölben, der vielleicht den ersten Anstoss gab, den Kachelofen in der Form herzustellen, wie er heute noch im steierischen Bauernhause aussieht. Wenn man die Construction des Kuppelgewölbes der Villa des Gordian in Rom (bei Tor de Schiavi) betrachtet (Fig. 163) (vgl. Durm, Die Baustile, Bd. II, S. 199, Fig. 172), so hat man so ziemlich den Durchschnitt der Wölbung eines Kachelofens vor sich, nur dass beim Ofen die Kacheln etwas vortreten, was eine Erfahrungseinrichtung sein wird, während sie in der Kuppel überwölbt sind.

Durm (a. a. O., S. 108) meint, dass das Vermauern von Töpfen in Gewölben bis zum Ende der Republik hinaufreiche. Systematisch durchgeführt zur Erleichterung des Gewölbes und Verringerung des Schubes sei es aber an gar keinem wirklich

S. 1053). Mehrfach wird rouchhus durch fumarium erklärt; fumarium nach Du Cange „domus fumi, Caminus, per quem exit fumus, καπνοδοχεῖον“.

[1]) Mhd. phiesel, das heizbare Zimmer der Frauen; im Dithmarschen: pesel, „die gute Stube“, franz. poèle (siehe Martin, a. a. O., S. XI).

[1]) Hier muss daran erinnert werden, dass auch schon in Römerbauten sich heizbare Gemächer befanden, in denen nur ein Theil des Bodens mit einem Hypocaustum versehen war. Vgl. Ferd. Keller, Die römischen Gebäude bei Kloten (Schweiz) in den „Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich“, Bd. I, 1841. Auf Taf. III sieht man das bei den Gemächern *A* und *T*.

römischen Baue. Im Anschlusse an Choisy, L'art de bâtir chez les Romains, Paris 1873, S. 96, und L'art de bâtir chez les Byzantins, S. 71, sagt er: „Die Ehre der ersten rationellen Anwendung von Töpfen zu Gewölben kommt ganz den Architekten der byzantinischen Schule zu."

Haben also auch erst die byzantinischen Architekten die Kunst erfunden, aus Töpfen grosse Gewölbe zu construiren, so erhebt sich die Frage, wer den kleinen Schritt zuerst gethan hat, welcher von der Verwendung der Töpfe, wie sie in den römischen Bauten und Gewölben sich finden, bis zum Kachelofen führt.

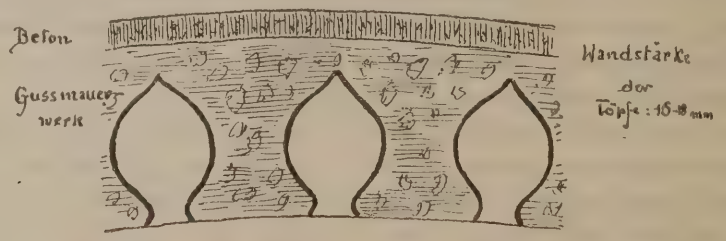
Im Süden waren stabile Heizvorrichtungen für Wohnräume nicht nothwendig, und im Bedarfsfalle konnte man sich mit transportablen Kohlenbecken behelfen. Anders wurde es, als die Römer mit Deutschlands Klima bekannt wurden.

Weil also die Kachelöfen eine hohe Stufe der Töpferei voraussetzen und die Verwendung der Kacheln principiell identisch ist mit der Verwendung von Töpfen zu Gewölben, beide Umstände aber nach Rom weisen, so meine ich, dass der Kachelofen unter dem Einflusse römischer Cultur in einem Lande mit rauherem Klima entstanden sein muss, d. h. also in der Grenzsphäre von Römern und Germanen. Darauf weist der deutsche Name des Gegenstandes, darauf weist der Umstand, dass Deutschland das richtige Ofenland ist. Und so spricht man auch von hypocausta germanica.

So ist meiner Meinung nach Essenwein (a. a. O., Sp. 33) weit fehl gegangen, wenn er glaubte, dass der Kachelofen aus dem mit Gluth gefüllten Topfe entstanden ist [1]). Der Grundgedanke des Kachelofens, einen Mantel mit vielen Hohlräumen über dem Feuer zu wölben, ist bei Essenwein's Erklärungsversuchen nicht zu seinem Rechte gekommen.

Der Ofen ist nicht aus dem alten offenen Herde entstanden, wenigstens nicht ohne viele Mittelglieder und Culturübertragungen. Ganz anders steht es um den Kamin; der ist, wie heute noch das alte Bauernhaus lehrt, aus drei, ursprünglich selbstständigen Theilen erwachsen: der Herdfläche, dem Feuermantel, der das Bestreben hatte, immer mehr die Flamme zu umschlingen, und endlich dem Schlote, der, zuerst irgendwo in der Küche angebracht, endlich sich auf den Feuermantel setzt, um direct von da Rauch und Qualm in's Freie zu führen [1]).

Es fragt sich, ob die historische Ueberlieferung der Annahme eines römischen Ursprunges des Kachel-




Schluss eines Kuppelgewölbes. Villa des Gordian. (Aus Durm: „Die Baustile" II. S. 199)

Fig. 163. Römische Kuppel.

ofens günstig ist. Das ist allerdings nicht der Fall; aber glücklicherweise ist es ja noch lange nicht ausgeschlossen, dass sich in alten Bauten Deutschlands die gewünschten Uebergangsglieder vom Hypocaustum zum Kachelofen noch finden.

Das Wort „Kachelofen" ist erst spät belegt (Grimm, Deutsches Wörterbuch, Bd. V, Sp. 13). Von Deutschland scheint der Gegenstand nach Litauen gekommen zu sein, wo er kakalys genannt wird. Die Kacheln werden kakalpůdis „Ofentöpfe" genannt. Die Slaven scheinen das Wort „Kachelofen" nicht entlehnt zu haben. (Vgl. die Artikel kamina asl. Ofen und kamnata [= caminus, caminata] bei Miklosich, Etymologisches Wörterbuch, S. 110.)

[1]) W. Lübke (a. a. O., 162 f.) hat dagegen die Meinung ausgesprochen, dass Ofen und Kamin aus dem alten offenen Herde entstanden sind. Lübke ist auch der Ansicht (a. a. O., 163), dass der Ofen die höhere Culturform über dem Kamin bezeichne. Kluge (s. v. „Ofen") meint ähnlich wie Essenwein, dass die Grundbedeutung des Wortes „Ofen" Topf sei. Er schliesst es aus ai. ukhá und ags. ofnet, „kleines Gefäss"; aber ukhā scheint mir nicht zu „Ofen" zu gehören und damit müsste man auch ofnet zu ukhá stellen, aber fernhalten von „Ofen".

[1]) Ein schöner Kamin sammt Schlot bei Schultz, Fig. 127.

Sehr merkwürdig ist die doppelte Art des Ofens. Die Kacheln können mit ihren Höhlungen nach aussen und nach innen gestellt werden. Fraglich scheint, welche Anordnung die ältere ist. Dass Beides möglich ist, beweist, dass die Kachel eben nur ein constructives Element ist, ohne andere Bedeutung wenigstens zu der Zeit war, wo man aus Utilitätsgründen sie umstülpte.

Neben den topfartigen Kacheln gibt es flaschenartige. Oben haben wir moderne aus Mürzzuschlag gebracht. Eine alte bildet Essenwein (a. a. O., Sp. 65, Fig. 1 und 2) ab. Die Aehnlichkeit ist gross genug. Auch das Gewinde auf dem Halse der Flasche fehlt bei der Kachel des Germanischen Museums so wenig als bei den steierischen. Die Unterschiede erklären sich leicht daraus, dass die Kachel des Germanischen Museums einem Prunkofen angehörte, also der nach aussen gewendete Boden ornamental geschmückt werden musste, sowie daraus, dass Kachel hart neben Kachel kam.

Andere Kacheln sehen nicht eigentlich wie Gefässe aus. Es sind auf der Drehscheibe gefertigte Thoncylinder, in der Mitte entzweigeschnitten und mit Böden versehen. Am inneren Cylindermantel sind dann die Verzierungen angebracht oder die Ornamente sind vor die Höhlung, an die Ränder des halben Hohlcylinders geklebt. (Essenwein, a. a. O., Sp. 35 ff., auch Schultz, a. a. O., Fig. 107 und 226.)

Diese aus halbirten Röhren entstandenen Kacheln weisen auf die Röhren hin, in denen bei der römischen Hypocaustum-Anlage die warme Luft an den Wänden emporgeleitet wurde.

Troels Lund hat in seinem schönen und verdienstlichen Buche, S. 141 ff., über den Kachelofen im Norden gehandelt. Ich kann ihm nur im Allgemeinen zustimmen. Er scheint zu glauben, dass die Kacheln wirklich einen ähnlichen Zweck hatten, wie sonst Töpfe, dass man in den oberen Töpfen etwas gekocht und in den unteren aber erfrorene Hände und Füsse gewärmt hätte. Sollte das Kochen vorgekommen sein, dann hat es sich jedenfalls nicht bewährt; denn der Kachelofen ist dazu ganz untauglich, und die Speisen oder Getränke aus den eingemauerten Kacheln herauszubekommen, war jedenfalls keine angenehme Sache. Eines bleibt, dass auch im Norden die ältesten nachweisbaren Kachelöfen solche mit concaven Kacheln sind.

Die Geburtsstunde des Kachelofens ist auch die eigentliche Geburtsstunde der „Stube". Ein Wohnraum kann aus der Stube, d. h. aus der ehemaligen Badestube, erst dann entstanden sein, als es einen Ofen gab, der entsprach. Früher wird das tägliche Leben sich auch im oberdeutschen Hause im Herdraume abgespielt haben.

* * *

Man sieht schon daraus, dass ich zu einer etwas anderen Erklärung des oberdeutschen Typus komme, als Bancalari („Ausland" 1891, S. 725). Nur darin stimmen wir überein, dass römischer Einfluss beim oberdeutschen Typus mitwirkt.

Aber ich bin nicht mehr in der Lage, zuzugeben, dass der oberdeutsche Vorbau, die Küche und Stube immer den römischen Vestibulum, Atrium und den Cubicula entspräche. Etwas wie unsere „Stube" hat das römische Haus in Italien nicht gekannt. Die Nebenräume des Atriums hatten kein Licht, waren also blos als Schlaf- oder Vorrathskammer zu gebrauchen. Varro, De L. L., 5, 162, sagt: „Circum cavum aedium erant unius quoiusque rei utilitatis causa parietibus dissepta". (Marquardt, Privatleben der Römer, 2. Aufl., Bd. I, S. 215.) Die Stube ist kein Nebenraum, sondern ein Hauptraum. Auch die Gleichsetzung von Vorbau und Vestibulum ist sehr zweifelhaft. Ueber das Vestibulum gehen die Meinungen der Philologen auseinander. (Marquardt, S. 219 ff., S. 222.) Hier fehlt uns leider die Kenntniss des altitalischen Holzhauses.

Wäre die „Stube" entlehnt, dann hätte sie auch höchst wahrscheinlich eine fremde Bezeichnung.

Henning hat mit vielem Geschicke (Zur Geschichte des deutschen Hauses, S. 142 ff.) die Wohnhäuser des St. Gallener Planes mit den heutigen volksthümlichen Holzbauten in Verbindung zu setzen gesucht. Namentlich das Gästehaus (vgl. Henning, Fig. 59) schien Henning so recht das Vorbild des „fränkisch-oberdeutschen" Bauernhauses.

Man wird wohl in diesem Zeitpunkte kaum mehr geneigt sein, Unterscheidungen wie „fränkisch", „alemannisch" u. dgl. aufrecht zu erhalten. Und das Urbild des zweizelligen „oberdeutschen" Hauses zeigt das St. Gallener Gästehaus (Fig. 164), meinen Augen wenigstens, in keiner Weise. Ich vermag in ihm nichts Anderes als eine Nachahmung des italischen Stadthauses zu sehen. Das Vestibulum mit den Dienerwohnungen zu beiden Seiten, das Atrium testudinatum, das breitspurig in der Mitte erscheint, die vier symmetrisch angeordneten, verhältnissmässig kleinen, offenbar nur zum Schlafen bestimmten Caminatae — das Alles ist echt römisch. Römisch

ist es auch, dass nicht in dem Herdraume gekocht wird, sondern in einem nebenstehenden Häuschen. „Oberdeutsch“ ist blos, dass es beiderlei gibt, einen Herdraum (der aber nicht Küche ist!) und Ofenräume (die aber nur Schlafkammern sind!), während die Schlafkammern in Oberdeutschland zumeist ohne Oefen sind und die Stube kein nebensächlicher, sondern ein Hauptraum ist.

Enthielte dieser Fremdenpalast nichts Anderes als Herdraum, Ofenraum und etwa noch eine Vorhalle, so würde auch ich nicht anstehen, ihn für das Muster eines alten „oberdeutschen“ Hauses zu nehmen, zumal noch Anderes, wie die Anordnung der Bänke und Tische des Herdraumes, an noch heutige oberdeutsche Sitte gemahnen. Wie er aber auf dem Plane vorgerissen erscheint, ist er im besten Falle ein von ortsüblichem Brauche beeinflusster, seinem Wesen nach echt römischer Bau.

Allerdings wird man zugeben müssen, dass es schwer ist, eine genaue und scharfe Grenze zu ziehen. War einmal der Schlafraum neben dem Atrium mit einem Ofen versehen, dann war die Aehnlichkeit dieser Caminata mit einer Stube schon ziemlich gross.

Fast denselben Grundriss wie das Haus der vornehmen Fremden — der Hospites — hat das für alle Anderen mit Ausnahme der geistlichen Herren bestimmte, für die Turba peregrinorum. Wir finden wiederum den Introitus mit den beiderseitigen Mansiones servientium, das Atrium mit Laterne (testudo) und Bänken ohne Tische und Toregmata und statt der vier Caminatae finden wir zwei Dormitoria ohne Bettstellen und ohne Oefen. An der Rückseite ist eine Camera und ein Cellarium — kein Exitus necessarius — und eine Bäckerei und Brauerei in einem Nebengebäude. Wieder ein echt italischer Bau ohne die Spur einer Stube, sondern mit regelrechten licht- und wärmelosen Cubicula zu beiden Seiten des Atriums.

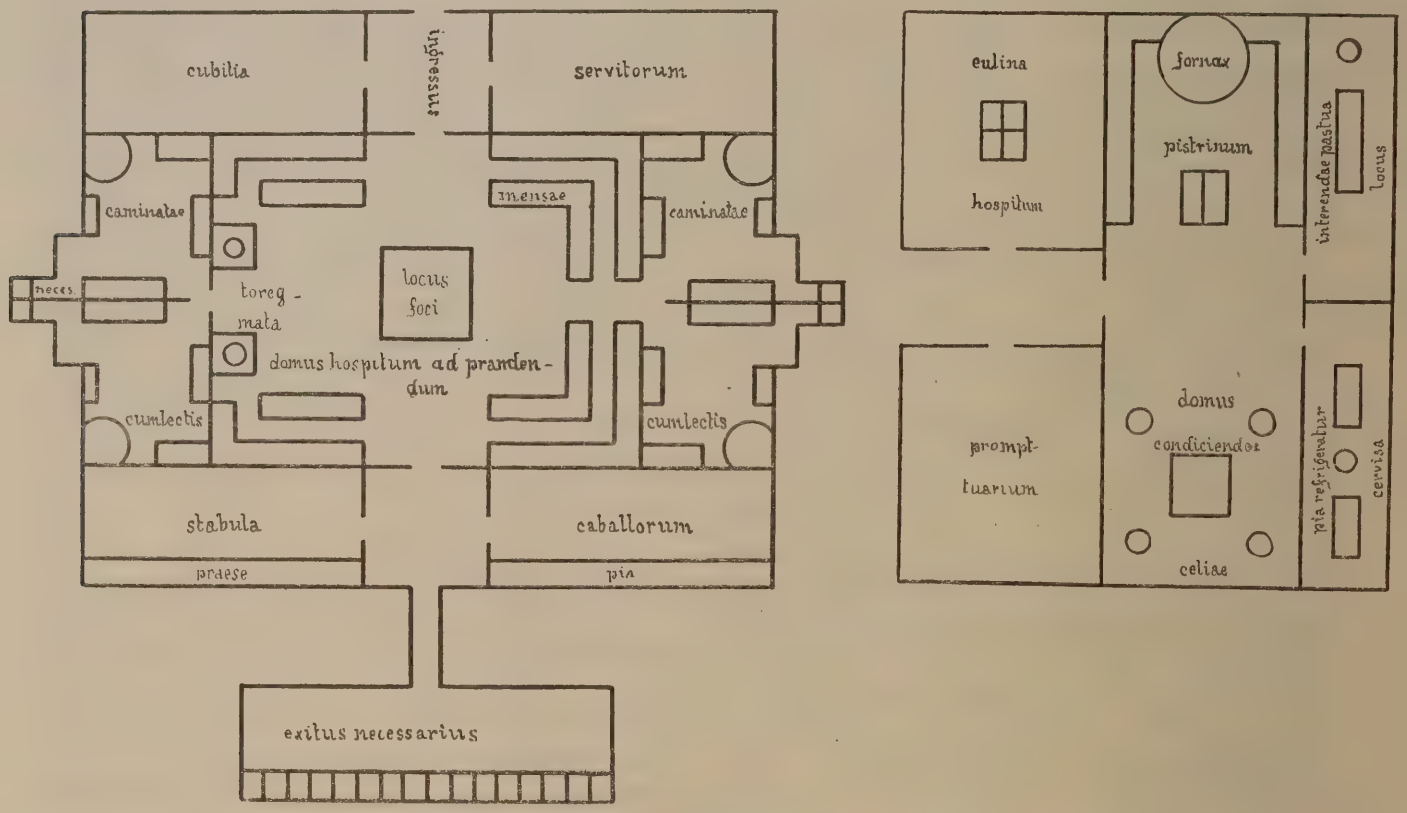



Fig. 164. Das Haus für vornehme Gäste und sein Annex. Plan von St. Gallen.

Mehr dem heutigen oberdeutschen Bauernhause entspricht die Wohnung des Gärtners, deren Grundriss Henning (Fig. 60) bringt. Neben dem Eingange sind Cubilia famulorum. Das Atrium heisst: ipsa domus, ein Beweis, dass man schon im Jahre 820 „hūs“ sowohl für das ganze Haus als auch für den „Flur“ sagen konnte; denn sonst wäre der Zusatz ipsa ohne Sinn [1]).

[1]) Ebenso kann litauisch bútas „Haus“ und „Hausflur“ bezeichnen.

Neben der ipsa domus liegt die mit einem Ofen versehene Mansio hortolani.

Es fällt mir gar nicht ein, zu bestreiten, dass die aus Rom importirte Bauart, welche in mehreren

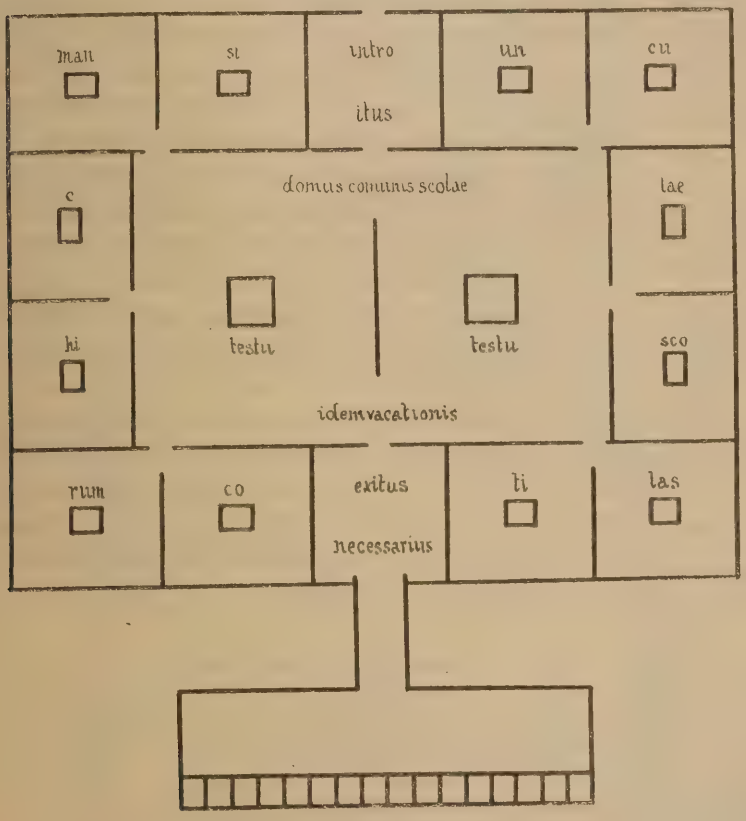



Fig. 165. Die äussere Schule. Plan von St. Gallen.

Boden möchte ich noch am liebsten der Sprache selbst als Wegweiserin folgen.

Die autochthone Urform des oberdeutschen Hauses finde auch ich auf dem St. Gallener Plane,

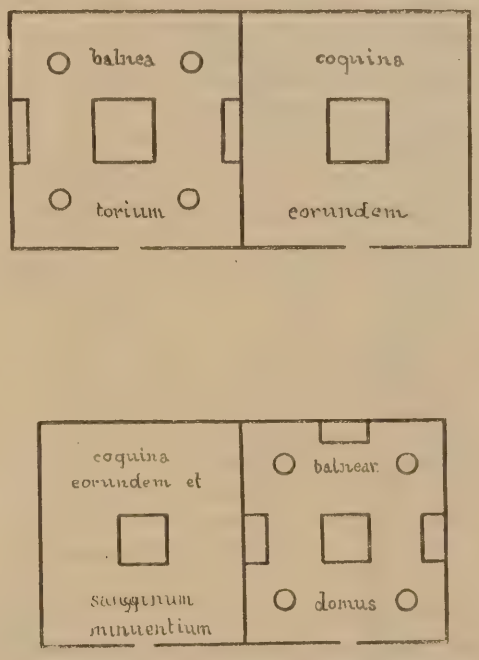



Fig. 166. Küche und Badestube der Oblati und Pulsantes — und der Kranken. Plan von St. Gallen.

Varianten auf dem gegebenen Plane vorliegt, in Deutschland fortgelebt und auch in's Volk gedrungen sein könnte.

Aber dass der einfachste oberdeutsche Typus, dass mit anderen Worten alle oberdeutschen

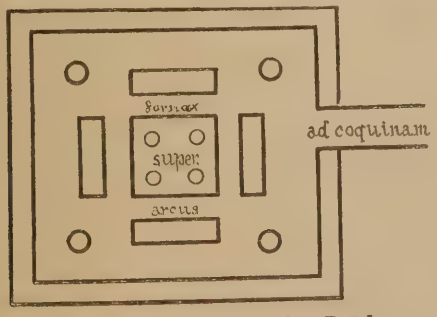



Fig. 167. Die Küche der Brüder.

Typen römischen Ursprunges seien, das sehe ich nicht ein.

Das zu glauben, verbieten mir schon einmal die sprachlichen Thatsachen, und auf so schwankem

aber nicht unter den Palästen, sondern unter den Nebenhäusern. Die Oblati und Pulsantes haben ein kleines ebenerdiges Nebenhäuschen aus zwei quadratischen Zellen mit Oberlicht, bestehend aus Küche

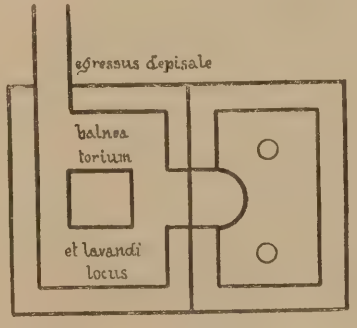



Fig. 168. Badestube der Brüder.

und Badehaus, ebenso die Kranken. Die Vereinigung ist eine äusserliche; denn die Räume sind nicht durch eine Thüre verbunden, was hier auch überflüssig wäre. Aber die Vereinigung von Küche und

Badezimmer ist auffallend und wird wohl von der Tradition des Ortes beeinflusst sein. Im Balneatorium ist kein Ofen eingezeichnet, aber ich möchte doch glauben, dass er vorhanden war und sein Fehlen blos ein Versehen ist. So ist ja in der Badestube des Abtes gar nichts eingetragen. Das Quadrat in der Mitte des Balneatoriums deute ich durchaus nicht

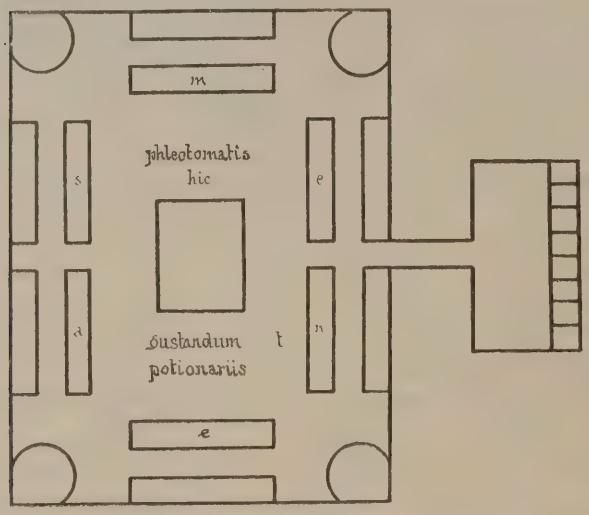



Fig. 169. Aderlasshaus.

auf einen Herd, der ja im Baderaume sehr unpraktisch war, sondern nur auf die Lichtöffnung, wie das Aderlasshaus vier Oefen zeigt und ebenfalls in der Mitte das Quadrat. Eine eigentliche Dampfkammer ist blos neben dem Balneatorium der Brüder und hier finde ich auch einen grossen Kachelofen verzeichnet.

## Zu den Principien.

Der Bauernhausforscher fragt immer nach dem „typischen" Hause. Man muss aber da wohl nach Gegenden unterscheiden. Orte mit wenig Verkehr, deren Bewohner mehr auf sich angewiesen sind, bringen es in Allem zu grösserer Gleichmässigkeit und Uebereinstimmung im Dialekt, in der Tracht, im Hausbau und der ganzen Lebensführung, als Orte mit mehr Bewegungsfreiheit. Die Typen Nordoststeiermarks sind so viel beweglicher, als die ziemlich starren Nordweststeiermarks.

* * *

Ich habe bei dieser meiner heurigen Reise die Erfahrung gemacht, dass die charakteristischen Eigenschaften des Hauses und die Hausgeräthe eigentlich jedes für sich zu betrachten sind. Eigentlich müsste man für jedes Detail und jedes Geräthe eine eigene Landkarte mit Angabe seines Verbreitungsgebietes zeichnen und man würde dann sehen, dass die Grenzlinien dieser Flächen sich in ganz merkwürdiger Weise umschliessen, schneiden oder gar nicht berühren[1]). Für den Sprachforscher bietet diese Erscheinung eigentlich etwas Selbstverständliches; denn es war ja zu erwarten, dass J. Schmidt's Wellentheorie nicht nur von den Lautübergängen, sondern einfach von allen culturellen Erscheinungen gilt.

Unsere „Häusertypen" sind also Abstractionen von keiner höheren Realität als die „Dialekte".

Es war ein ausgezeichneter Gedanke A. Bielenstein's, auf seiner Karte VI des „Atlas des Lettenlandes" neben den Isoglossen auch zwei „Isoergen" aufzunehmen, nämlich die Grenzlinien für den zweispännigen Wagen und die lange Sense (Linien 18 und 16). Man bemerkt, dass diese Linien dieselbe Bewegungsrichtung haben wie jene, welche das Niederlettische vom Nordwestkurischen (Tahmischen) abtrennen. Es wäre sehr erwünscht, auch auf anderen Gebieten Isoglossen und Isoergen in Bezug auf ihre Lage beobachten zu können.

## Nachtrag zum Herd.

Zum Herde will ich noch nachtragen, dass Rosegger für Rauchmantel das Wort „Feuerhut" anführt. Er beschreibt einen solchen (vgl. Volksleben in Steiermark, S. 20). Wie heilig das Feuer ist, erkennt man daraus, dass nach steiermärkischem Volksglauben dem, der Schwabenkäfer in's Feuer wirft, so viele Male neun Schwabenkäfer demnächst in die Suppe fallen (Rosegger, a. a. O., S. 64). Heiliges Feuer nimmt sich der Hausvater von dem Brande alter Sargbretter am Charsamstag vom Friedhofe heim und sorgt, dass es nicht verlischt. Solches Feuer schützt vor Blitz und Brand und anderem Unglück. Die Verehrung der Macht des Donnergottes erkennt man daraus, dass man durch Blitzschlag entstandenes Feuer für unlöschbar hält und es daher ruhig brennen lässt (Rosegger, a. a. O., S. 69, 68). Ulrich Jahn (Die deutschen Opfergebräuche) erzählt (S. 26), dass die Bauern mancher Gegenden bei Pest oder Seuche alles Feuer verlöschen und unter feierlichen Ceremonien durch Reibung mehrerer Hölzer neues Feuer gewinnen, von dem jedes Haus wieder

[1]) Aus dem Obigen sieht man, dass die Verbreitungsgebiete der Wohnhaustypen nicht identisch sind mit den Typen der Scheune oder des Feldkastens u. s. w. Ebenso hat der Dreifuss eine andere Ausdehnung als der Feuerbock, und dasselbe gilt vom Pfannbrett u. s. w.

seinen Herd entflammt. Das scheint uralter Brauch zu sein und hatte vielleicht einst den Sinn, dass man die Seuche der Verunreinigung des Feuers zuschrieb. Deshalb vielleicht das Auslöschen aller Feuerstätten und die Erzeugung eines neuen, reinen Feuers.

Ueber die Schwierigkeit des Feuermachens mit Stein und Stahl vgl. Rosegger, Waldheimat, S. 101. Er sagt, dass die Gluth, wenn sie noch so sorgsam des Abends in der Herdgrube verwahrt worden, des Morgens doch zumeist erloschen war. Dann habe die „Schlägerei mit Stein und Stahl" begonnen.

Ich will hier anschliessen, dass Rosegger (a. a. O., S. 134) erzählt, dass am Weihnachtstage das Mittagsmahl in der Küche eingenommen wurde und erst das Abendmahl in festlicher Weise in der Stube.

G. Bancalari hat mir von seiner heurigen Reise zwei Zeichnungen mitgebracht: einen Kesselhälter (Fig. 170) und einen Feuerbock (Fig. 171).

Die Form des letzteren ist sehr interessant; sie scheint ziemlich verbreitet zu sein. Das österreichische Museum in Wien besitzt zwei Prachtexemplare dieses Typus, von denen das eine laut Inschrift aus dem Jahre 1577 stammt. Die Herkunft dieses Typus ist unklar. Ist es wirklich nichts Anderes als ein quer vor den Kamin gestellter vierbeiniger Bock?

Man erzählt mir, dass man in Krain einen Feuerbock für kleines Holz auf den Herd setzt, längere Scheiter aber über zwei Böcke legt. Das letztere sieht man bei Schultz (Fig. 115) nach einem altniederländischen Gemälde des Leipziger Museums.

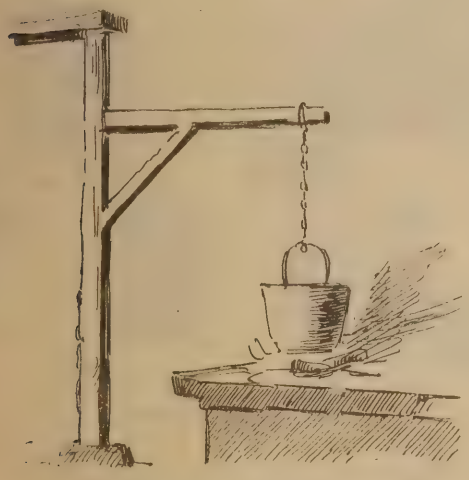


Fig. 170. Kesselhälter.

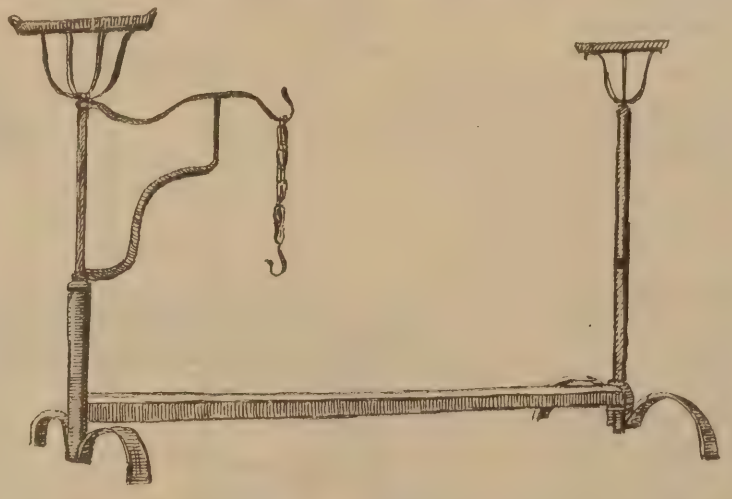


Fig. 171. Ein Feuerbock.

Kamine mit wahrscheinlich dreifüssigen Feuerböcken bei A. Schultz, Bd. I, Fig. 105, 106, 115, nach alten Bildern. Vgl. auch Schultz, Tafel IV, das Bild des Januar nach dem Kalendarium der Ambraser Sammlung, auf dem gebraten wird, wobei der Mann aber den Spiess nur auf einer Seite aufzulegen scheint. Küchengeräthe zählt Folz auf (Schultz, S. 113). Vgl. die sehr lehrreichen Zeichnungen a. a. O., Fig. 150, 151. Bei Fig. 150 (Jan Mostaert) erkennt man auf dem Feuerhut Bratspiess, Fettpfannen, Rost; unten im Kamine selbst eine Querstange mit drei Haken; unten steht ein Feuerbock, eine Zange, ein Besen (zum Luftfächeln). Auf Fig. 151 ist zwar Dreifuss, Ofengabel, Blasbalg, „Murser" und Rost zu sehen, aber kein Feuerbock.

Ich habe früher daran gezweifelt, dass man den dreibeinigen Kaminfeuerbock zur Aufnahme des Bratspiesses adaptirte; mit Unrecht. Das Künstlerhaus bringt in seiner jetzt (während des Druckes) tagenden Ausstellung ein Bild von Gaetana Chierici in Reggio mit einem derartigen Bocke. Nur der eine dreibeinige Bock hat zwei nach vorne strebende Haken, oben eine blumenkelchartige Vorrichtung; der andere ist niedriger und mit einem grossen Messingknauf verziert.

Nachtragen will ich auch noch, dass die Kleinheit der in Gräbern aufgefundenen prähistorischen Feuerböcke so zu erklären ist, dass hier eben der Gegenstand nicht selbst, sondern blos in effigie gegeben wurde.

Um die Vordergrenze der steierischen Typen kennen zu lernen, habe ich mehrere Excursionen nach dem südlichen Niederösterreich gemacht. Ich berichte im Folgenden darüber.

## Das Bauernhaus bei Pottendorf in Niederösterreich.

Ich habe Bd. XXI, S. 136, Anm., über die Häuser in Ungarisch-Brodersdorf a. d. Leitha kurz berichtet. Heuer habe ich bemerkt, dass aber die Anlage der Häuser schon in Pottendorf dieselbe ist und dass sich wesentliche Merkmale der Wohnhäuser bis tief nach Ungarn hineinziehen.

Fig. 172. Plan eines Hauses in Pottendorf.

Eine Skizze eines Pottendorfer Hofes folgt (Fig. 172).

Die Anlage ist also die so häufige hufeisenförmige; Alles gemauert [1]).

[1]) Vgl. den fachmännisch dargestellten Plan eines derartigen Hofes in Niederschrems (Niederösterreich, Viertel ober dem Mannhartsberge) im „Musterplan für landwirthschaftliche Bauten in Niederösterreich“, 1880. — Neben dem Plane des derzeit bestehenden Gehöftes macht in diesen Musterplänen die k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien Vorschläge für eventuelle Um- und Neubauten, welche immer die alten Anlagen möglichst berücksichtigen.

Das Wohnhaus selbst ist dreitheilig, ohne weitere Theilung der beiden Flügelräume. Flur und Küche sind sehr klein und durch einen grossen gemauerten Bogen getrennt. Die Bogenöffnung ist nicht zu verschliessen, was sehr nothwendig ist, da die Küche selbst gar keine Lichtöffnung hat und der Flur sein Licht nur durch die Thüre erhält. Man kann diese Bauart das „Mittelküchenflurhaus“ nennen.

Bemerkt sei, dass die Vorküche, der Flur, hier aber jetzt etwas ganz Anderes ist, als etwa der in Aussee. Er enthält fast ausschliesslich Küchengeräthe, niemals Wirthschaftsgeräthe, Werkzeuge u. dgl.

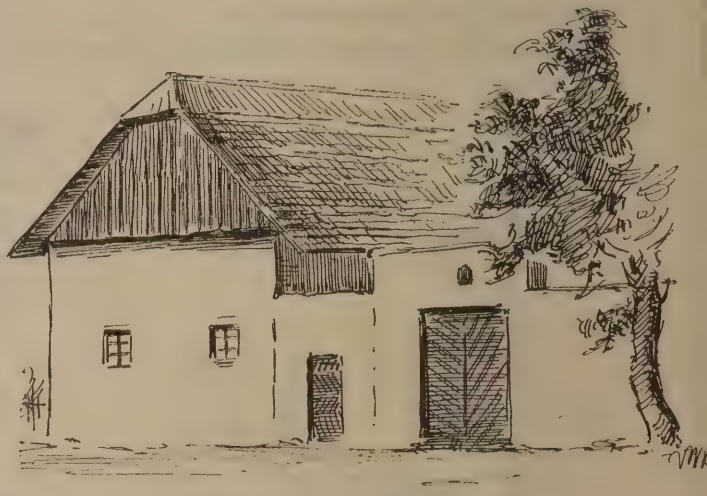


Fig. 173. Haus in Wampersdorf.

Die Stube heisst hier bis nach Ungarn hinein „Zimmer“.

Wampersdorf. Selbe Anlage wie Pottendorf. Der Giebel gegen die Strasse ist oft noch hölzern.

Wo der Hof zu schmal ist, um neben dem Thore noch eine Thüre anzubringen, da wird aus dem Thore ein Thürchen ausgeschnitten; offene Küchen gibt es noch. Wir haben einen Herd ohne „Feuerhund“ gesehen mit Löchern, worüber das Holz gelegt wurde. Der Feuerhund soll sich überhaupt nicht mehr in Wampersdorf finden, was auf seine Wahrheit zu prüfen uns an Zeit mangelte.

In Seibersdorf und Hof sind recht primitive Häuschen. In Hof erwarb ich einen Feuerhund und konnte constatiren, dass er von der gewöhnlichen Art nicht abwich (beiderseits Hörner und zwei Zacken).

# Anhang.

## Ueber moderne Votivthiere.

Dr. Ulrich Jahn verdanken wir eine ausgezeichnete Abhandlung darüber (vgl. seine „Die deutschen Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht“, Breslau 1884 in den „Germanistischen Abhandlungen“, herausgegeben von Karl Weinhold, § 7, S. 49).

Nach Jahn ist das Opfern von Nachbildungen menschlicher Gliedmassen und auch von Thieren nur im katholischen Süddeutschland, d. h. in Baiern und den angrenzenden Provinzen Oesterreichs, häufig, sonst nur sporadisch (a. a. O., S. 50). Die Sitte der Votivglieder ist nach Grimm vielleicht aus Rom eingeführt worden. Die Sitte des Darbringens von Thiervotivbildern scheint eine Erinnerung an das wirkliche Thieropfer zu sein (a. a. O., S. 52)[1]. Das Material, aus dem die Votivgegenstände dargestellt

Fig. 174. Ein Votivrind (modern).

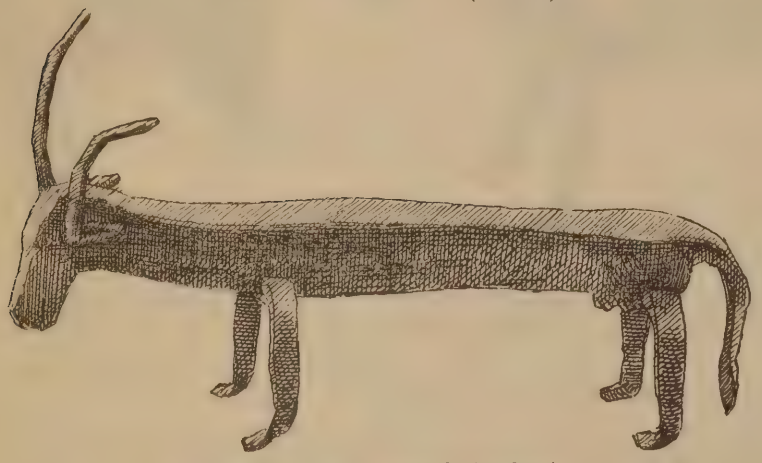


Fig. 175. Eine Votivkuh (modern).

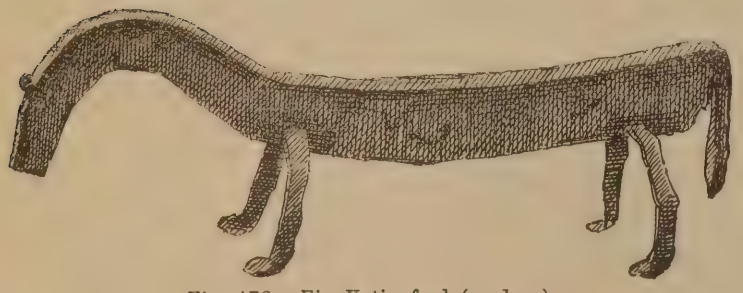


Fig. 176. Ein Votivpferd (modern).

[1]) Vgl. damit, dass man Knochen (statt der Thiere) in die Johannisfeuer wirft (a. a. O., S. 41), dass man hölzerne Pferdeköpfe an den Firstenden der Bauernhäuser anbringt, zur Erinnerung „an die unter dem Dachfirst aufbewahrten Häupter der bei dem Sühnopfer zur Zeit von Viehseuchen gefallenen Opferthiere“ (a. a. O., S. 49, 23).

wurden, war Holz (a. a. O., S. 50), Wachs, Schmiedeeisen, Blech. Holz scheint in unseren Zeiten nicht mehr in Gebrauch zu sein. Merkwürdig ist, dass die Sitte, Thierbildnisse zu opfern, erst seit dem XVI. Jahrhundert in Deutschland literarisch bezeugt ist, wogegen aber die Nachrichten von Votivhänden und -Füssen bis in's VI. Jahrhundert zurückgehen. An Stelle des alten Gottes, dem Thieropfer gebracht wurden, ist zumeist St. Leonhard getreten, der Viehpatron des bajuvarischen Stammes (a. a. O., S. 51), auch gelegentlich St. Hermann, St. Sebastian, St. Wendelin (Ulrich, a. a. O., S. 51). Rosegger (Waldheimat) nennt einen Viehpatron Erhardi und F. S. Pichler (siehe unten) den heiligen Oswald.

5. In Aigen sind mehrere eiserne Klötze, deren grösster „Wirtinger" heisst. Man sucht ihn zu heben und über den Rücken hinauszuwerfen. Aber nur der, der von Sünden rein ist, kann ihn heben. Auch andere Kirchen haben solche „Leanl'n" (List, S. 133).

Es ist schon Jahn nicht zweifelhaft gewesen, dass hinter St. Leonhard ein altgermanischer Gott steht. Aber er hat es mit Recht abgelehnt, eine Hypothese darüber vorzutragen.

Dass die Sitte, Votivhände u. dgl. zu opfern, von den classischen Völkern des Alterthums nach Deutschland gekommen sei, ist in keiner Weise zu erhärten. Ebensowenig beweist es etwas gegen das Alter der Sitte, Thierbilder zu opfern, dass die erste Nachricht davon aus unverhältnissmässig später Zeit stammt. Die Votivgegenstände selbst erzählen durch ihre Form von uralter Tradition [1]).

Fig. 177. Ein Votivschaf (modern).

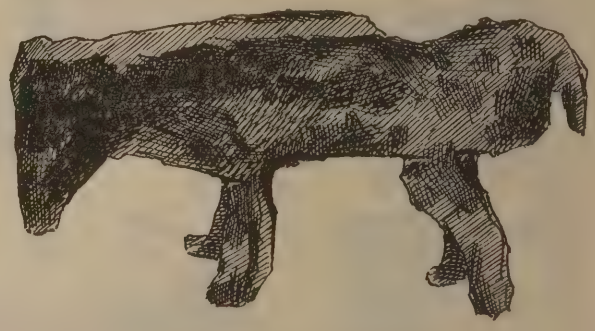


Fig. 178. Ein Votivschwein (modern).

Weitere Nachrichten über die Leonhardskirchen findet man bei Guido List, Mythologische Landschaftsbilder, S. 125 [1]).

Danach sind nachfolgende Züge zu berücksichtigen:

1. Die Leonhardskirchen haben (gewöhnlich?) unter dem Dachgesimse eine ringsherumlaufende Kette (List, S. 127).

2. Zu Aigen war in der Kirche selbst eine grosse, schwere Kette, welche die Wallfahrer aufhoben oder doch zu heben versuchten [2]).

3. In St. Leonhardskirchen findet man Fesseln und Ketten aufgehängt (List, S. 132). Der Heilige löst nämlich unschuldig Gefangenen die Fesseln (List, S. 129).

4. St. Leonhard heilt viele Krankheiten der Menschen (List, S. 129).

Der Sinn der Thierbilder-Spende ist nicht immer derselbe gewesen. Sie treten an die Stelle des Opfers wirklicher Thiere. So muss wohl ursprünglich der Werth der Gabe annähernd wenigstens den Werth dessen, was man der Gottheit entringen wollte, gehabt haben. Diesen Sinn scheint es zu haben, wenn man für ein krankes Thier ein Bildniss vergräbt [2]) oder auf dem Altar hinterlegt. Später wird die Gottheit mit einer immer geringfügigeren Gabe abgefunden und zum Schlusse wird aus dem Opfer ein fast sinnloser Brauch.

[1]) Leider ist List's Buch kein wissenschaftliches. Citate sind bei ihm sehr selten. So gedenkt er Ulrich Jahn's, von dem er so viel gelernt, mit keinem Worte.

[2]) Man wird da an Thor gemahnt, auf den ja manches Andere auch passen möchte. Aber der schwachsinnige Pilger Grischa Tolstoi's trägt unter seinen Kleidern auch schwere Ketten zur Busse seiner Sünden!

[1]) Der erste literarische Beleg ist aus dem Anfange des XVI. Jahrhunderts zu erbringen. Jahn, a. a. O., S. 51. Das österreichische Museum zeigte in seiner heurigen „Ausstellung mittelalterlichen Hausraths" zwei Votivschweine (Katalog Nr. 351 und 352), welche entschieden älter waren. Leider schien es mir gar nicht sicher, dass man es dabei mit Votivbildern zu thun hat.

[2]) Jahn, a. a. O., S. 52. Ueber das Vergraben eines lebendigen Thieres, S. 14.

Man hat auch in prähistorischen Gräbern vielfach kleine Thierbildnisse gefunden. Man nennt sie Idole u. dgl. Freilich ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen, was man sich bei dem Brauche dachte. Wenn es aber erlaubt ist, auf ähnliche historische Verhältnisse hinzuweisen, so wird man sich daran erinnern, dass man auf germanischem Boden dem Todten Alles mitgab, was er zur Fortsetzung seines Lebens im Jenseits bedurfte, seine Waffen, seine Habe — oder deren Symbole. Noch heute ist in Deutschland der Glaube verbreitet, dass die Habe, und namentlich der lebende Besitz, zu dem todten Herrn gehöre und ihm nachfolgen will. So kommt es, dass die Thiere gebeten werden, bei dem neuen Herrn zu bleiben [1]). Und ähnliche Furcht mag in alten Zeiten verursacht haben, dass der Erbe hoffte, er könne mit den Bildnissen, die er dem Todten von seiner Habe mitgab, sich von der Opferung der Dinge selbst loskaufen.

In der Schweiz fand man Tauben und einen Hahn in Töpferarbeit in heidnischen Gräbern (vgl. Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, VII, S. 130). „Christliche Symbole" werden es schwerlich gewesen sein, eher heidnischer Brauch in christlicher Umdeutung.

Herr Dr. M. Much besitzt einige Thierbilder aus oberösterreichischen Pfahlbauten, darunter mehrere weibliche Schweine. Sie sind aus Thon und sehr wenig gebrannt, daher auch sehr gebrechlich. Leider ist gar kein Anhaltspunkt vorhanden, um über ihre Bestimmung zu urtheilen [2]).

Die Gestalt der modernen Votivthiere ist im hohen Grade auffällig. Die Charakteristik der einzelnen Gattungen ist mit einem Minimum von Mitteln und grosser Treffsicherheit durchgeführt, gewiss ein Zeichen langer Kunstübung. Mit unserer heutigen volksthümlichen Plastik, wie sie sich in den Nürnberger Spielwaaren am besten darstellt, hat jene Kunst anscheinend gar nichts gemein. Auch wenn man von Einzelheiten, die auf Material und Schmiedetechnik zurückgehen, absieht, bleibt eine eigenthümliche Anschauung und Auffassung zurück. (Vgl. die Fig. 174—177, welche aus Lienz in Tirol stammen, sowie Fig. 178, das in der Nähe von Millstatt zu Hause ist.)

Es hat den Anschein, als ob in diesen Formen eine alte Kunst im Schutze des Cultus und der Alpenwälder sich erhalten hat, welche in keinem ersichtlichen Zusammenhange mit der Kunst verkehrsreicher Orte und Städte zu sein scheint. Aehnlichen Formen begegnet man bei gothischen Thürklopfern und mit Thierköpfen verzierten Haken, dann gemahnt Einen das Auge wieder an die archaische Kunst der classischen Völker oder an die Hallstätter Zeit. Es wäre dringend zu wünschen, dass alles noch vorhandene Material bald in die Museen wandere, auf dass ein sicherer Boden für die Forschung gewonnen würde.

Ganz dieselbe Art, wie die hier reproducirten Votivthiere, zeigen jene, welche Dr. F. S. Pichler in den Berichten und Mittheilungen des Alterthums-Vereines zu Wien 1872, Bd. XII, S. 50, abgebildet und mit wenigen, aber unzutreffenden Bemerkungen ausgestattet hat. Pichler's Thiere (ein Ochs, ein Pferd und ein Schwein) stammen aus St. Oswald in Birkfeld (Nordsteiermark). Sehr interessant ist zu sehen, wie der Schmied die Borsten des Schweines angedeutet hat.

Alois Riegl (Stilfragen) sagt in seinen sehr lesenswerthen Ausführungen über den „geometrischen Stil", S. 31, dass es ganz verfehlt sei, geometrisirte figürliche Darstellungen, gleich denjenigen auf den Dipylonvasen, ohne Weiteres als rudimentäre Ueberbleibsel eines vermeintlichen geometrischen (textiltechnischen) Urstiles zu erklären. Die geometrisirten animalischen Figuren seien das Ergebniss eines keineswegs mehr primitiven, sondern eines über die erste Stufe hinaus fortgeschrittenen künstlerischen Entwicklungsprocesses.

Die Richtigkeit des Princips dieses Satzes zu erhärten, scheinen unsere Votivthiere sehr geeignet zu sein. Eine Kunst, welche eine Anzahl wichtiger Merkmale blos darstellt, alles Andere aber souverän vernachlässigt, Prismen für Körper und Bögen für Beine gibt und geben darf, weil darunter das Erkennen der Thierformen nicht leidet, kurz eine traditionelle, formelhafte Kunst, ist keine „primitive" Kunst.

[1]) Literatur bei E. Mogk, Paul's Grundriss der germanischen Philologie, Bd. I, S. 1000.

[2]) Der verstorbene Ign. Spöttl erzählte mir, worauf ich nochmals hinweisen möchte, dass es in Krain heute noch Doppelthiere gäbe. Sind es auch Votivthiere? Da ich an ein Missverständniss nicht glauben kann und Spöttl ein verlässlicher Gewährsmann war, so wird es wohl seine Richtigkeit mit der Nachricht haben und es wäre sehr zu wünschen, dass man baldigst darüber etwas Genaueres erfahre.

# Literaturberichte.

## 16.

**Mission scientifique du Cap Horn.** 1882—1883. Tome III. Anthropologie, Ethnographie par **Dr. P. Hyades** et **J. Deniker.** Paris 1891. 422 pag. Mit 1 Karte und 34 Tafeln.

In der Einleitung, 1. Abschnitt, wird ein historischer Ueberblick über die Reisen zu den Feuerländern bis auf unsere Zeit gegeben, während der 2. Abschnitt die Bewohner bespricht, welche in nachstehende drei verschiedene Völkerschaften getrennt werden:

1. Die Ona (auch Yacana oder Oens-Men), welche die grosse Feuerlandsinsel von der Magellanstrasse bis gegen die Nordküste des Beagle-Canales bewohnen; sie sind wahrscheinlich ein Zweig der Patagonier, denen sie auch körperlich ähneln, besitzen weder Pferde noch Kähne, weshalb sie manchmal auch Foot-Indians genannt werden und kommen überhaupt selten mit Reisenden in Berührung.

Nach Missionär Bridges sind sie eine kräftige Rasse (Maximalgrösse 1750 mm), die fast nur von Fleischkost lebt und in ihren Sitten den Yahgans und Alakalufs ähneln, nur haben sie keine Kähne; er hält sie für einen Zweig der Tehuelchen Patagoniens, was ihre Sprache, ihr Wuchs, Aussehen, ihre Sitten und Lebensweise bestätigen; ihre Sprache ist hart und wird von Capitän Cook mit den Geräuschen verglichen, die ein schwierig sich ausgurgelnder Mensch erzeugt.

2. Die Alakaluf, auch Pescherähh genannt, wohnen an den Ufern der Inseln im ganzen Westen des Magellan'schen Archipels, grenzen daher südlich an die Yahgans, östlich an die Ona, nordöstlich an die Patagonier und nordwestlich an die Chonos.

Nach Bridges ist ihre Sprache sehr fremdartig und schwierig zu verstehen, wegen Anhäufung der aspirirten Mitlaute ls und rs; mit den Yahgans haben sie nichts gemein. Sie sind vorzügliche Seefahrer mit ihren Piroguen, mehr noch als die Yahgans; diesen nähern sie sich körperlich viel, unterscheiden sich jedoch durch gewisse Züge, vollständig aber durch die Sprache.

3. Die Yahgans, sie selbst nennen sich Yamana (= Mensch), bewohnen den ganzen Südrand der grossen Feuerlandsinsel und alle südlich davon gelegenen Inseln bis zum Cap Horn. Mit ihren nordöstlichen Nachbarn, den Ona, haben sie sich vielfach gemischt.

Im nun folgenden I. Capitel werden die anatomischen Charaktere der Yahgans behandelt, mit welchen die Expedition überhaupt nur in nähere Berührung gekommen ist.

Die Schädel (27 ♂ und 18 ♀) zusammen mit denen von Garson, Sergi, Mantegazza und Regalia beschriebenen, sind sehr massiv, dick, ihre Capacität im Mittel für die Männer 1641 ccm (1545—1750), für die Weiber 1337 ccm (1285—1390), die Nähte sehr einfach, Zwickelbeine sehr selten, die Muskelleisten sehr entwickelt. In der Oberansicht sind sie sehr verlängert eiförmig, in der Keilbeinflügelgegend verengt (Stenocrotaphie), dagegen hinten wie erweitert; die Temporallinien steigen weit in die Höhe und existirt selbst eine Andeutung von Crista sagittalis. Ihr Längenbreitenindex beträgt bei den 27 ♂ Schädeln durchschnittlich 767, bei den 18 ♀ Schädeln 779, — bei den 5 ♂ Alakalufs 756, bei den 2 ♀ 781, während die Messungen an Lebenden für die Yahgans bei 26 ♂ 795, bei 23 ♀ 789 — für die Alakalufs bei 8 ♂ 774 und 6 ♀ 798 ergeben.

In der Seitenansicht sind bei den Männerschädeln die Arcus supreil. gut ausgebildet, die Stirne fliehend, das Hinterhaupt im oberen Theile senkrecht, im unteren wagrecht, mit Torus occip. — die Nasenbeine vorspringend, gebogen; die Schädelhöhe eine geringe (Höhenindex ♂ 714, ♀ 710); der Unterkiefer sehr massiv mit sehr vorspringendem Kinne.

Vorderansicht: Das Gesicht lang, die in der Mittellinie zusammenfliessenden Arcus suprc. deutlich ausgeprägt, auch bei den Weibern; die hohen Augenhöhlen (Index im Mittel ♂ 873, ♀ 889) mesosem, bei den Weibern megasem; die Nasenöffnung verlängert, leptorrhin (Index ♂ 469, ♀ 489) mit Neigung zur Mesorhinie bei den Weibern, der Nasenstachel wenig vorragend.

Basalansicht: Gaumen parabolisch, sehr rauh; die äusseren Flügel des Proc. pteryg. sehr breit und stark; For. occ. m. meist rund; die Proc. condyloidei, mastoidei und styloidei sehr stark ausgebildet. Die Maasse der neun mitgebrachten Schädel (3 ♂, 2 ♀ und 2 juv. Yahgans und 2 ♂ Alakalufs) folgen dann tabellarisch verzeichnet.

Der nächste Abschnitt bringt in's Einzelne betrachtet die Messungen je eines männlichen und weiblichen Yahganskeletes, verglichen mit einem Belgier und Bengali.

Die auf's Genaueste durchgeführte Untersuchung der Musculatur einer männlichen Yahganleiche und eines Kindes nimmt den folgenden Abschnitt ein, findet verschiedene Anomalien, die jedoch keine allgemeinen Schlüsse für das Vorkommen bei den Yahgans überhaupt zulassen.

Das II. Capitel enthält die ausgedehntesten eigenen Beobachtungen an Lebenden, und zwar Messungen an 85 Yahgans (26 ♂ von 16—20 Jahren, 23 ♀ von 15–60 Jahren und 36 Kindern [20 ♂, 16 ♀] von 2—14 Jahren), stammend von den Inseln Wollaston, Hoste, Navarin und an 2 Alakalufweibern. Die 45 Messungen an jedem Individuum betreffen alle Körpertheile und stimmen grossentheils mit den vom Referenten angewendeten Maassen überein; drei Maasstabellen bringen die Einzelmessungen an den Männern, Weibern und Kindern der Yahgans und seien daraus hier einige der wichtigsten Durchschnittsmaasse mitgetheilt:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Körperlänge . . . . . | 1571 mm | ♂ | 1474 mm | ♀ |
| Kopflänge (Glabella-Hinterhaupt) | 189 „ | ♂ | 180 „ | ♀ |
| Grösste Kopfbreite . . . . . | 153 „ | ♂ | 142 „ | ♀ |
| Jochbreite (zwischen Jochbrücken) | 149 „ | ♂ | 134 „ | ♀ |
| Breite zwischen den Unterkieferwinkeln . . . . . | 111 „ | ♂ | 108 „ | ♀ |
| Kopfumfang . . . . . | 569 „ | ♂ | 545 „ | ♀ |
| Schulterbreite (zwischen den Akromien) . . . . . | 356 „ | ♂ | 319 „ | ♀ |
| Beckenbreite (zwischen der Spin. ilei ant. sup.) . . . . . | 274 „ | ♂ | 269 „ | ♀ |

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Brustumfang (bei Ausathmung über den Warzen bei ♂, unter der Brustdrüse bei ♀ . . . . | 923 mm | ♂ | 858 mm | ♀ |
| Armlänge (Bandmaass vom Akrom. bis zur Spitze des Mittelfingers | 749 „ | ♂ | 695 „ | ♀ |
| Beinlänge (Bandmaass von der Spitze des Troch. maj. bis zur Spitze des Mall. ext.) . . . . | 745 „ | ♂ | 704 „ | ♀ |
| Fusslänge (Ferse bis zur Spitze des Hallux) . . . . . | 249 „ | ♂ | 223 „ | ♀ |
| Kopfindex . . . . . | 795 „ | ♂ | 789 „ | ♀ |

Die Männer sind also kleiner Statur, und zwar viel kleiner als die sehr grossen Ona (1820 mm), Patagonier (1830 mm) und die mittelgrossen Chonos (1650 mm), haben einen grossen, mesocephalen Kopf, ein abgerundetes Gesicht, sehr breit zwischen den Jochbrücken, aber rasch nach oben und unten sich verschmälernd, mit niedriger, enger, geneigter Stirne, grosser Augendistanz und kleinen Augen; die Nase verbreitert, an der Wurzel ein wenig eingedrückt; der Mund sehr gross mit schief stehenden Zähnen, aber wenig beträchtlichem Prognathismus; das Kinn mehr oder weniger zugespitzt, leicht vorragend, die Ohren gross, besonders bei den Weibern, und etwas abstehend.

Hals kurz, sehr kräftig, die Schultern breit, der Thorax gut entwickelt; die Arme lang, mit langen Oberarmen und besonders Händen bei kurzen Vorderarmen; die Beine dagegen sehr kurz, die Oberschenkel konisch, oben sehr dick, fast immer mit einem Fettpolster, gegen das Knie herab sehr verschmächtigt; die Unterschenkel im Gegensatze dazu fast cylindrisch, sehr mager, die Wade kaum vorspringend.

Die Genitalien bei den Männern gut ausgebildet, der Penis (hängenden Zustandes) durchschnittlich 77 mm lang, cylindrisch, sehr dick, mit kugeliger Eichel, die meistens vom Präputium bedeckt wird.

Bei den Weibern der Mons Veneris und die grossen Lefzen wenig entwickelt, das Hymen meist mit centraler Oeffnung, die Clitoris immer sehr rudimentär, die kleinen Lefzen dreieckig oder konisch.

Die Haut ist bei den meisten Männern gelbbräunlich (Nr. 26 Broca), bei den Weibern lichter, die Farbe der Augen dunkelbraun oder schwarz bei ganz weisser Sclera, der Haarwuchs am Kopfe reichlich, schlicht, am übrigen Körper spärlich, fast durchgehends schwarz.

Nach Vergleichung dieser körperlichen Merkmale der Feuerländer mit jenen anderer südamerikanischer Völker, kommen die Verfasser zu dem Schlusse, dass in Südamerika eine kleine meso- oder dolichocephale, leptoprosope Rasse existirt, welche das Land südlich vom Amazonenstrome einnahm, wie fossile Reste beweisen und jetzt nur noch zerstreut und isolirt (die Feuerländer, Botokuden, gewisse Tribus der Chaco) in Brasilien, Bolivia, Peru und Chili vorkommt; ferner dass diese Rasse augenfällig contrastirt mit den Patagoniern (hochgewachsene Brachycephalen) und anderen südamerikani-Rassen (Araukaner, Caraiben, Pampas etc.), welche wohl auch kleiner Statur, aber brachycephal und platyrhin sind. Sie halten es für wahrscheinlich, dass die ganze Bevölkerung Südamerikas hervorgegangen sei aus der Mischung dieser drei Rassen: kleinstaturige Dolichocephale (Feuerländer, Botokuden etc.), grossstaturige Brachycephale (Patagonier) und kleinstaturige Brachycephale (Araukaner, Caraiben).

Das III. Capitel bespricht physiologische Eigenthümlichkeiten der Yahgans; hier wird die grosse Verdauungskraft erwähnt, das Wachsthum (die Männer wachsen bis gegen das 25., die Weiber bis gegen das 20. Jahr), — ferner die Athmung (12—20), der Puls (60—84), welche beiden keineswegs miteinander parallel laufen — die Körpertemperatur (37·4° bei erwachsenen Männern und Weibern, 35·5° bei Kindern) — weiters die Zusammensetzung des Blutes (Zählung der rothen Blutkörperchen nach d'Hayem und Nachet, $4^1/_2$ bis 5 Millionen bei den Männern) und endlich die Fortpflanzung. Die Männer scheinen die Pubertät ein wenig später zu erreichen als die Europäer, die Weiber sind mit 14—15 Jahren menstruirt; Jungfrauschaft wird nicht geschätzt, daher selbst schon bei 10—12jährigen Mädchen nicht mehr vorgefunden; Die Weiber sind fruchtbar und gebären leicht, ohne jede Hilfe.

Daran schliessen sich einige Untersuchungen über die Sehkraft, welche eine sehr bedeutende, unser Normale überschreitende ist und über das Tastgefühl, ferner Angaben über den Gang, das Sitzen, die Stimme, Mimik und die Muskelkraft.

Die im IV. Capitel gebrachten Notizen über Krankheiten bieten nichts Hervorhebenswerthes.

Der Anthropologie wird durch dieses prächtig ausgestattete, in den eigenen Beobachtungen und Untersuchungen so reiche und interessante Werk ein grosser Dienst geleistet und seien alle Fachgenossen hiemit auf dasselbe aufmerksam gemacht, sowohl zur gebührenden Würdigung, als auch zur Nachahmung.

**Weisbach.**

* * *

Das letzte Capitel dieses gross angelegten Werkes beschreibt auf 54 Seiten die Sitten und Gebräuche der drei im Vorigen berührten Völkerschaften. Dasselbe ist gegenüber den ausführlichen Capiteln über Anatomie, Morphologie, Physiologie und Psychologie etwas mager ausgefallen; nichtsdestoweniger ist es sehr brauchbar und gibt vielleicht heute die erschöpfendste Darstellung über eine Gruppe der in der Ethnographie und Ethnologie so häufig angeführten, aber relativ immer noch nur selten gründlich studirten Feuerländer. Da Dr. Hyades ein volles Jahr unter ihnen zugebracht hat, so konnte er ein reicheres Material sammeln, als die meisten bisherigen Besucher dieser Gebiete; wir stehen auch nicht an, dasselbe in erste Linie zu stellen, unter den anderen Nachrichten, welche bisher über eine Abtheilung der Feuerländer publicirt wurden.

Die Beschreibung bezieht sich auf die Feuerländer am Cap Horn, welche zu der südlichen Gruppe der Yahgan gehören. Sie zerfällt in folgende Abschnitte:

1. Ernährung. Fast ausschliesslich Fleischesser; Wurzeln werden nur zur Winterszeit zum Stillen des Hungers verwendet. Weichthiere bilden die Hauptnahrung; im Sommer kommen Fische dazu. Küchengeräthe fehlen; ebenso ist die Töpferei unbekannt. Zur Erhitzung des Wassers verwenden sie im Feuer erhitzte Steine. Wasser bildet das einzige Getränk.

2. Behausung. Einfache Laubhütten bilden ihre Wohnung. Dieselben haben entweder Haufenform oder sind konisch gebaut. Die Hütten liegen meist in unmittelbarer Nähe des Meeres. Dieselben werden häufig gewechselt. In der Mitte der Hütte befindet sich die primitive Feuerstelle. Das Feuer dient hauptsächlich zur Erwärmung.

3. Kleidung und Schmuck. Erstere wird nur durch ein gelegentlich um die Schulter geschlagenes Thierfell repräsentirt. Das Fell ihrer Hunde wird dazu nie verwendet, ebensowenig als sie das Fleisch derselben essen. Die Frauen tragen ein kleines dreieckiges Schamfell. Der Hauptschmuck besteht in Colliers aus Sckneckenschalen oder perlenartig zerschnittenen Vogelknochen. Dieselben werden von beiden Geschlechtern getragen. Ausschliesslich den Männern eigen ist eine Art Kopfdiadem aus weissen oder grauen Vogelfedern. Um die Hand- und Fussgelenke werden Bänder aus Guanacofell getragen. Verbreitet ist die Gesichtsbemalung, namentlich bei den Frauen. Diese Bemalung wird bei Trauerfällen angewendet, aber auch, um die verschiedenen Grade der Freundschaft unter einander zu bezeichnen; endlich gelegentlich festlicher Besuche.

4. Beschäftigung. Dieselbe besteht bei den Männern vorwiegend in der Jagd, bei den Frauen im Fischfange. Für beide Beschäftigungsarten sind primitive Kähne aus Buchenrinde unerlässlich. Dieselben spielen im Leben des Feuerländers eine grosse Rolle, da derselbe namentlich in der besseren Jahreszeit oft tagelang am Wasser zubringt. Zur Jagd auf Seethiere dienen Harpunen mit Beinspitzen, wie zur Landjagd Wurflanzen mit etwas anders geformten Spitzen. Weiters sind Schleudern im Gebrauche. Vögel und kleinere Landthiere werden in Schlingen gefangen. Endlich kommen Bogen und Pfeile vor, letztere mit Spitzen aus Stein oder Glas. Der Hund ist zur Jagd unentbehrlich. Ausführlich werden der Fischfang und die dazu nothwendigen Geräthe beschrieben. Sehr beliebt sind Kampfspiele. Kriegszüge kommen nicht vor, dagegen oft blutige Kämpfe anlässlich von Familienzwistigkeiten.

5. Familiengebräuche. Die Frauen gebären leicht und meist ohne Beihilfe. Die Kinder bekommen den Namen des Ortes, wo sie geboren wurden. Beim Eintritt der Pubertät werden bei den Knaben verschiedene ceremonielle Gebräuche in einer eigens zu diesem Zwecke bestimmten Hütte, „Kina“ genannt, ausgeführt, welche in Fasten, Vollbringung einer schweren Arbeit u. dgl. bestehen. Nach Beendigung derselben hat der junge Mann das Recht, zu heiraten. Bei den Mädchen besteht die ganze Ceremonie aus Fasten. Die Heirat erfolgt selten aus Neigung; die Eltern bestimmen einen Mann für das Mädchen. Die Ehe gilt erst für fest, wenn ein Kind geboren wird; vorher wird der Mann oft mehrmals gewechselt. Vielweiberei kommt vor; in der Regel hat aber jeder Mann nur ein Weib. Besondere Heiratsgebräuche existiren nicht. Wenn der Mann noch sehr jung ist, und namentlich noch keinen eigenen Kahn besitzt, dann lebt er meist bei den Eltern der Frau, denselben Dienste leistend. Häufig nimmt ein älterer Mann ein ganz junges Mädchen zur Frau; aber auch der umgekehrte Fall ist nicht selten. Die Männer sind sehr eifersüchtig; die Frauen zumeist treu. Dagegen führen Mädchen ein freies Leben, ohne dass ein solches Anstoss erregt. Auffallend ist der grosse Schmerz, den sie beim Ableben von Verwandten oder Freunden an den Tag legen. Die Leichen werden in alte Felle eingewickelt und entweder unter Blättern und Muschelschalenhaufen beerdigt, oder verbrannt. Letzteres geschieht in der Regel dann, wenn der Tod an einem fernen Orte eintritt; die Asche wird zerstreut.

Ein weiterer Abschnitt ist dem Einflusse gewidmet, welcher die Berührung mit civilisirten Menschen auf den Feuerländer hervorgebracht hat. Das Ende ist überall dasselbe; sie gehen bei dessen Fortdauern rasch zu Grunde.

Von grossem Werthe sind die auf 34 Tafeln dargestellten, ganz ausgezeichneten Abbildungen, Typen, Schädel und Geräthe darstellend. Eine kleine Karte verzeichnet die Vertheilung der drei Hauptvölker. **Heger.**

## 17.

**Zograff, N. J.: Antropometričeskija izsljedovanija mužskago Welikorusskago naselenija Wladimirskoj, Jaroslawskoj i Kostromskoj guberniji.** (Anthropometrische Untersuchungen der männlichen grossrussischen Bevölkerung in den Gouvernements Wladimir, Jaroslaw und Kostroma.) Nachrichten der kais. Gesellschaft der Freunde von Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie an der kais. Universität in Moskau. Bd. LXXVI. Arbeiten der anthropologischen Section, Bd. XV. Moskau 1892. Mit 34 photographischen Tafeln und 16 Karten. gr.-4°.

Dass die Grossrussen einen slawischen Stamm bilden, der am meisten mit fremden, und zwar asiatischen Elementen gemischt erscheint, ist eine allgemein bekannte Thatsache. Dies lehrt uns schon die Ethnographie und die Geschichte, und zeigt uns, wie diese ausgezeichnete Arbeit des Herrn Prof. Zograff zu beweisen sucht, auch die Anthropologie.

Schon aus den ältesten Annalen wissen wir, dass im Centrum des heutigen Russland sich slawische Stämme mit den als finnisch bezeichneten (deren eine Partie doch nicht uralo-altaischen Ursprunges zu sein scheint), sowie mit anderen asiatischen (turkotatarischen) Stämmen berührten. Als das Slawenthum sich auszubreiten anfing, mischte es sich mehr und mehr mit diesen fremden Elementen, die sich leicht slawisirten, und eben aus dieser Mischung entsprang der heutige starke Stamm der Grossrussen und concentrirte sich in der Gegend von Suzdal und Wladimir, später in Moskau.

Es ist darum erklärlich, dass die Bevölkerung vom anthropologischen Standpunkte unser Interesse erregen muss. Obwohl sich jedoch in Russland und speciell in Moskau selbst schon seit vielen Jahren eine rege Thätigkeit auf anthropologischem Gebiete entwickelte, welche hauptsächlich Herrn Prof. Anatol P. Bogdanow mit seinen Schülern zu verdanken ist, blieb die interessante Frage über die anthropologische Beschaffenheit der jetzigen Grossrussen ziemlich unklar.

Nur wenige Arbeiten wurden begonnen, und diese beschäftigten sich am meisten nur mit craniometrischem Materiale, wie die älteren Arbeiten von K. E. v. Baer, Welker, Tarenečkij, Bogdanow, die neueren von Emme, Anučin u. A.

Mit anthropometrischen Untersuchungen am lebenden Körper beschäftigte sich, so viel ich weiss, nur eine grössere Arbeit von Dm. Anučin.

Dies war die Ursache, warum im Jahre 1886 die kais. Gesellschaft der Freunde von Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie in Moskau auf Anregung des Altmeisters Prof. Bogdanow den Entschluss fasste, eine grössere systematische Untersuchung der grossrussischen Bevölkerung

zu beginnen und die Arbeit Herrn Dr. N. J. Zograff zu übergeben. Dieser betheiligte sich dabei mit grossem Eifer und arbeitete mit einigen Gehilfen, namentlich mit N. I. Lwin, so fleissig, dass er in wenigen Jahren nicht nur ein grosses Material zusammenbrachte, sondern dem vorjährigen Congresse in Moskau auch schon die Resultate in einem stattlichen prächtig ausgestatteten Bande mittheilen konnte.

Die Wahl der Untersuchungsorte wurde dem Forscher überlassen. Er wählte die Gouvernements von Wladimir, Jaroslaw und Kostroma, wo sich der grossrussische Typus sehr gut erhalten hat, ging mehrmals mit seinen Gehilfen dahin, mass die Leute selbst und untersuchte fleissig, so dass er — die Resultate der Rekrutenuntersuchungen, die ihm vom Chef des medicinischen Stabes, Generallieutenant S. M. [illegible], zur Verfügung gestellt wurden, mitgezählt — ein Material von [illegible] Individuen zusammenbrachte.

Auf Grund eines solchen Stoffes von Massen sind freilich die Resultate schon sehr sicher und beweisend.

Die Messungen und Untersuchungen bezogen sich auf folgende Punkte: 1. die Grösse, 2. die verschiedenen Masse am Rumpfe, 3. die verschiedenen Masse der Füsse und Hände, beide in Bezug auf die ganze Körperhöhe, 4. eine Reihe von Kopfmassen, 5. die Farbe der Haut, der Haare, der Augen und 6. auf einige andere Eigenschaften, wie die Form der Haare, der Nase, des Mundes, die Beschaffenheit der Zähne u. s. w.

Es ist unmöglich, an dieser Stelle alle die Resultate im Detail aufzuführen. Man müsste denselben einen langen Artikel widmen. Wir begnügen uns damit, die hauptsächlichsten und interessantesten Punkte zu berühren und die Gesammtergebnisse zu reproduciren.

Die Grossrussen, wie man bald bemerkt hatte, zeigen deutliche Spuren der Mischung von zwei Haupttypen.

Diese Haupttypen sind in der Mehrzahl der Individuen durchaus vermischt, doch konnte man Gegenden finden, wo sich der eine oder andere reiner erhalten hat. So fand Zograff, dass im Nordosten des Gouvernements Kostroma und in der Gegend von Susdal und Jurjew (Gouvernement Wladimir) sehr oft und deutlich ausgesprochen ein Typus auftaucht, dessen Merkmale kleine Körperhöhe, starke Brachycephalie, ein breites Gesicht mit allen entsprechenden verbundenen Eigenschaften sind. Dem entgegen traf man im Westen des Gouvernements Jaroslaw den zweiten Typus mit hochgewachsener Taille, mit hellen Augen und Haaren, mit längerem Gesichte und Kopfe.

Die Eigenschaften der beiden Typen hat Zograff sehr genau präcisirt. Fast in allen wichtigeren Körpermaassen kamen sie zum Ausdruck.

Die Diagrammencurve der Körperhöhe hat drei Culminationspunkte ergeben: der erste bei der Höhe von 1637 bis 1649 mm, der zweite bei 1650—1660 mm, der dritte bei 1670 bis 1690 mm. Der zweite ist der höchste und wurde durch die grösste Zahl der Individuen erreicht. In ihm kommt die gemischte Population zum Ausdruck. Die zwei anderen Culminationspunkte correspondiren mit zwei ursprünglichen reinen Typen, deren einer (der östliche) von viel niedrigerer Taille ist als der andere (westliche). Dasselbe wurde auch durch andere Körpermessungen bestätigt, denn die verschiedenen Längen des Rumpfes und der Gliedmassen stehen in Beziehung mit der gesammten Körperhöhe.

So fand man, dass bei dem niedrigen kleinen Typus die Füsse relativ lang erscheinen als bei dem anderen, im Gegensatze die Hände länger erscheinen u. s. w.

Interessant sind die Resultate betreffend die Untersuchung der Augen- und Haarfarbe (an 26,500 Individuen). Der kleine Typus ist mehr brünett, der hohe mehr blond.

Wenn wir die Kopfhöhe mit der ganzen Körperhöhe vergleichen, kommen wir zum Resultate, dass bei der Bevölkerung von Kostroma der Kopf höher ist als bei der hohen Bevölkerung von Wladimir.

Der Längenbreiten-Index ist jetzt durchaus hoch, die Köpfe der Russen sind brachycephal, mit dem mittleren Index = 82·88. Wenn wir aber die einzelnen Gegenden untersuchen, so geht hervor, dass den östlichen Grossrussen von Kostroma die Mittelzahl 85·24, der hochgewachsenen Bevölkerung von Wladimir die Mittelzahl 82·01 zukommt.

Auch kann man nur unter diesen die letzten Spuren der Dolichocephalie nachweisen. Im Gouvernement Kostroma zeigt sich bei den Individuen von hoher Taille 15%, Dolicho- und Subdolichocephalie, 12%, Mesocephalie und 73%, Brachycephalie (nach der Pariser Nomenclatur), bei den Leuten von niedriger Taille 96%, Brachycephalie und nur 2%, Mesocephalie.

Aehnliche Differenzen zeigen auch andere Kopf- und Gesichtsmaasse. Alles das führte Herrn Zograff zu folgenden Resultaten:

Die Bevölkerung Grossrusslands zeigt uns drei Typen, deren [illegible] der dritte als Resultat der Mischung der beiden ersten zu betrachten ist.

Der erste Typus hat hohen Wuchs, seine Haare sind hellbraun oder ganz blond, seine unteren Extremitäten lang, so dass die Höhe von Symphysis pubis die Hälfte der gesammten Taille überragt. Der Kopf ist dolichoid (Index L. : B. ist brachycephal, aber an der Grenze der Mesocephalie), das Gesicht ist schmal (leptoprosop nach Kollmann), desgleichen die Nase (leptorhin nach französischer Nomenclatur).

Dieser Typus hat sich am besten in den westlichen Provinzen des Gouvernements Jaroslaw conservirt, welche an das Gouvernement Nowgorod grenzen.

Der zweite ursprüngliche Typus zeichnet sich durch niedrigere Taille (um 1630 mm), durch seine kastanienbraunen oder schwarzbraunen Haare, breite Brust, ganz kurzen Kopf, breites Gesicht (chamaeprosop nach Kollmann) und breitere Nase (mesorhin oder platyrhin) aus.

Diesen Typus findet man am besten ausgeprägt in den nordöstlichen Provinzen des Gouvernements Kostroma (gegen die Gouvernements Wologda und Wjatka), dann im Bezirke von Jurjew, Susdal und wahrscheinlich auch am unteren Laufe der Oka im Gouvernement Wladimir.

Es treten da zwar einige Ausnahmen auf, aber mit Hilfe der Geschichte lassen sich dieselben leicht erklären. So kommt in der Gegend von Romanow-Borisoglebsk (Gouvernement Jaroslaw) der erste Typus zwar häufig vor, aber mit einigen sehr mongolischen Charakteren. Die Erklärung findet sich aber leicht, wenn wir lesen, dass in der Hälfte des XVI. Jahrhunderts diese Gegend von Kasan'schen Tataren colonisirt wurde. Eine ähnliche Ausnahme macht die Stadt Rostow (Gouvernemt Jaroslaw) mit ihrer Umgebung. Dort herrscht wieder ein wunderliches Chaos verschiedener Rassenmerkmale. Wenn wir aber erwägen, dass diese Stadt eine lange

Zeit hindurch ein reicher Handelsplatz war, voll von Colonisten und fremden Kaufleuten, und dass sie nach den polnischen Verwüstungen wieder durch Leute aus allen Gegenden Russlands colonisirt wurde, dann werden wir uns darüber nicht mehr wundern.

Zum Schlusse seiner Resultate antwortet noch Herr Zograff auf die interessante Frage, welche unter den jetzigen Stämmen Russlands mit diesen zwei Urtypen verwandt sind.

Wenn man die bisherigen Resultate Zograff's mit den Resultaten vergleicht, die Diebold, Talko-Hryncewicz, Emme, Kopernicki bei den Kleinrussen, die Jančuk und Ikow bei den Weissrussen aufgefunden haben — und, sage ich, auch mit den bisherigen Resultaten der prähistorischen Forschung in Russland, Polen, Ostdeutschland und Böhmen —, so ist nicht mehr zweifelhaft, dass der erste hohe blonde und dolichoide Typus identisch ist mit dem Typus, der im ganzen ursprünglichen slawischen Wiegenlande heimisch war, dass er uns den eigentlichen slawischen oder, wie Zograff sagt, slawisch-lithuanischen Typus darstellt.

Für den zweiten Typus, durch dunkle Complexion, niedrige Taille und Brachycephalie bezeichnet, kann wenigstens für Russland kein anderer Ursprung gesucht werden als der uralo-altaische oder finnische.

Dies lehrt uns schon die geographische Verbreitung beider Typen und die Vergleichung mit den jetzigen rein finnischen Stämmen (z. B. den Wotjaken, Mordwinen u. s. w.).

Diesen Conclusionen, obwohl noch manchmal nicht sicher begründet, pflichte ich recht gerne bei. Auch ich halte dafür, dass die Urslawen aus derselben Familie, wie die Germanen und Gallier stammend, einer hellen, hochgewachsenen, ursprünglich dolichocephalen Rasse angehörten, die sich im Laufe der Zeit durch manche bisher noch nicht sichergestellte Ursachen zu dem jetzigen vielfach gestalteten Typus entwickelt hat.

Es wäre möglich — wenn auch nach unserer Ansicht nicht begründet —, aus dem Vorgebrachten andere Schlussfolgerungen zu ziehen; sicherlich aber wird Niemand die Wichtigkeit des von Herrn Prof. Zograff zusammengebrachten Materiales anzweifeln. Schon diese Fülle von Arbeit und Fleiss sichert dem Verfasser eine hervorragende Stelle nicht nur unter den russischen, sondern auch unter allen anderen europäischen Fachgenossen, und sein Werk wird dem, der sich namentlich mit slawischer Anthropologie beschäftigt, immer eine reiche Quelle von interessanten Daten bleiben.

**L. Niederle.**

18.

**Martin, Dr. Rudolf: Zur physischen Anthropologie der Feuerländer.** Mit 19 Abbildungen und 2 Tafeln. Braunschweig, F. Vieweg 1893.

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit der physischen Anthropologie eines Völkchens, welches an sich zwar unbedeutend, in der Kette der südamerikanischen Völkerschaften jedoch ein wichtiges Glied bildet. Das Ziel eines solchen Werkes wird dadurch ziemlich genau schon im vorhinein von selbst bestimmt: der Autor muss sich besonders auf das Descriptive verlegen, um so Material für den nächsten Bearbeiter desselben Gegenstandes etwa in erweiterten Grenzen anzuhäufen; dies hat Martin redlich gethan. Durch die Thatsache, dass die letzte Aufgabe des grossen Gebäudes der Rassenanatomie und allgemeinen Anthropologie nur mit Hilfe der Bausteine in Form von gründlich bearbeiteten Monographien der einzelnen Völker zu erreichen ist, erscheint seine Arbeit doppelt willkommen.

Martin untersuchte 5 Skelette mit mehreren Präparaten innerer Organe und stellte aus der Literatur noch alles Wissenswerte zusammen, so dass die Zahl von 21 Skeletten und 58 Schädeln, wenn auch kein abschliessendes, so doch ein der Wahrheit sich sehr näherndes Urtheil gestattet.

Das Material Martin's stammt von einigen Mitgliedern der im Jahre 1881 nach Europa gekommenen Feuerländertruppe, an welcher auch Virchow, Seitz u. A. in vivo Untersuchungen anstellten. Das äusserlich isolierte, auf 1500 bis 8000 Seelen geschätzte Völkchen wird nach seinen Wohnsitzen in drei Gruppen eingetheilt: die im Osten wohnenden Ona, die Jahgan im Süden und die Alakaluf im Südwesten der äussersten Spitze Südamerikas. Der letzteren Gruppe entstammen die untersuchten Skelette.

Der im ganzen mesocephale Schädel der Feuerländer zeigt sexuelle Unterschiede insoferne, als der männliche länglicher und seine Capacität grösser ist als der weibliche; die Capacität ist in das Grenzgebiet der mittleren und kleinen Gruppe einzureihen. Interessant ist die Vergleichung Martin's der von Anderen in vivo gefundenen mit den von ihm selbst am macerierten Schädel vorgenommenen Messungen und Indices; die Anthropologie ist nur selten in der Lage, ein Individuum nach beiden Richtungen hin so gründlich untersuchen zu können. Durch den Befund Martin's, dass die Dornfortsätze der Halswirbelsäule vom zweiten bis vierten Halswirbel alle gabelig getheilt waren, erscheint die Annahme Owen's, Turner's u. A., welche in der ungetheilten Gestalt dieser Fortsätze ein inferiores Merkmal erblicken, weniger berechtigt.

In der verspäteten Vereinigung der einzelnen Theile des Brustbeines einer 18jährigen Feuerländerin, welche erstere Broca als ein pithecoides Merkmal ansieht, will Martin mit Recht kein Rassenmerkmal erkennen; dafür hält er die infolge der in einem flacheren Kreisbogen verlaufenden Rippen wie die nach vorne hervorgetriebene Gestalt des Brustkorbes (was auch Sergi und Hyades bemerkt haben) als typisch und erblickt in dem gracilen Bau des Schlüsselbeines, und zwar besonders in dem Grade seiner Torsion ein Rassenmerkmal, wie man es bisher weder bei Europäern, noch bei anderen Rassen gefunden hat. Er führt dies auf die geringe körperliche Beschäftigung zurück. Am Humerus sind ihm die starken Muskelleisten aufgefallen, was mit der starken Entwicklung der Muskelmasse an den oberen Extremitäten gegenüber den unteren zusammenhängt; er erblickt in der im Vergleiche mit dem Europäer weniger schiefen Stellung der Trochleartangente, respective in der mehr horizontalen Richtung der Ellbogenachse eine inferiore Bildung. In den Längendimensionen der Extremitäten bestehen ebenfalls Unterschiede gegenüber dem Europäer, denn der Unterarm des Feuerländers ist im Verhältnisse zum Oberarme länger und die ganze obere Extremität im Verhältnisse zur unteren länger als beim Europäer.

Das Becken steht mit seinem Sacralindex dem europäischen am nächsten; das grosse und breite Kreuzbein übertrifft in seinen absoluten Massen alle übrigen Rassen, die

absoluten Masse für die grösste Beckenweite sogar die des Europäers, dessen Becken auch in Bezug auf die Beckenhöhe demjenigen des Feuerländers am nächsten steht. Nur in den vorderen Abschnitten macht sich am feuerländischen Becken eine Verengerung geltend, womit auch die bedeutendere nach vorne gerichtete Convergenz der Crista ilei gegenüber dem Europäer zusammenhängt. Die interessanten Angaben Martin's über die Conjugata stehen ziemlich vereinzelt da, weil über die anderen südamerikanischen Stämme diesbezügliche Untersuchungen leider noch fehlen. An dem etwas abgeflachten Femur fand sich die sonst nur bei den belgischen Höhlenbewohnern der Renthierzeit vorgefundene Fossa hypotrochanterica. Auffallend war die an der etwas platyknemischen Tibia vorkommende Retroversion des Tibiakopfes, wodurch wieder die Fossa poplitea an Tiefe gewinnt. Während Fraipont diese Varietät mit dem weniger aufrechten Gang der Feuerländer in Zusammenhang zu bringen trachtet, erklärt es Martin viel naturgemässer durch das gewohnheitsmässige Hocken derselben. Auch die bei Feuerländern am distalen Ende der Tibia neben dem Malleolus oft vorkommende sogenannte Tibialfacette weist Martin als pithecoides Merkmal zurück und bringt sie mit dem früher erwähnten Umstande in Beziehung.

Einer gründlichen, wenn auch weniger ausführlichen Untersuchung unterwirft Martin in ähnlicher Weise das Muskel- und Darmsystem, die Geschlechts- und Sinnesorgane etc.

Zum Schlusse gelangt er zu der Anschauung, dass die von Kollmann angenommene Pluralität der amerikanischen Rasse schon für die prähistorische Periode am meisten Wahrscheinlichkeit auch bei den Feuerländern für sich beansprucht, da einerseits zwar mongoloide, aber besonders auch europäische Züge unverkennbar sind. Die Monographie bietet uns viel Neues und Wissenswertes und ist mit einer Anzahl wohlgelungener Bilder ausgestattet (nur der kleine Druck macht sich unangenehm fühlbar); sehr gut angebracht sind die am Schlusse eines jeden Capitels beigefügten Messungsmethoden.

Hovorka.

19.

**Sergi, G.: Varietà umane microcefaliche e pigmei di Europa.**

Durch Untersuchungen von mikrocephalen Schädeln ist Sergi zu der Ansicht gekommen, dass es in Europa, Asien und Afrika grosse Reihen von Individuen gebe, welche sich durch kleine Köpfe mit geringer Schädelcapacität und durch eine kleine Statur auszeichnen.

Er untersuchte hauptsächlich russische und italienische Zwergschädel und Skelette, und zwar die von ihm so benannten Mikrocephalen (Capacität bis 1150 cm³) und Elattocephalen (Capacität 1150—1300 cm³), im ganzen 391 Schädel. Auf Grund dieser Untersuchungen und unter Hinweis auf die militärische Aushebung nimmt er für Italien ein besonderes Pygmäenvolk an. Dem Einwande, es könnte hier Rhachitis im Spiele sein, begegnet er mit der allerdings schwach fundirten Bemerkung, dass in Gegenden, wo die Rhachitis heimisch ist, bei gleichen Lebensbedingungen neben den Zwergen auch Leute mit hoher Statur vorzukommen pflegen, so z. B. in Girgenti und Catania. Nach der in seiner ihm eigenthümlichen Art ausgeführten Beschreibung einzelner Schädel kommt er zu dem Schlusse, dass alle „mikro- und elattocephalen" Zwerge in Europa als Abkömmlinge einer besonderen Pygmäenrasse zu betrachten sind, welche von Afrika in die Mittelmeerländer einst ausgewandert ist, sodann in ganz Europa sich zerstreute und sesshaft machte, wobei sie mit den anderen Rassen nach und nach verschmolz.

Hovorka.

20.

**Clercq, F. S. A.: Ethnographische beschrijving van de West- en Noordkust van Nederlandsch Nieuw-Guinea. Met medewerking van J. D. E. Schmeltz. Met bijvoeging eener schets der Ethnographie van Duitsch en Britsch Nieuw-Guinea. Met 42 platen en 51 tekstillustraties. Leiden 1893, P. W. M. Trap. 4°. XVI + 300 pp.**

Der Verfasser hat in den Jahren 1887 und 1888 in der Eigenschaft als Resident von Ternate vier Reisen nach Niederländisch-Neu-Guinea unternommen, deren geographische und ethnographische Ergebnisse in einer Reihe von Mittheilungen in der Zeitschrift „Indische Gids" 1888, 1889, ferner in der „Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde", im „Cosmos", in den „Notulen der Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen" und im „Internationalen Archiv für Ethnographie" niedergelegt wurden. Von diesen Reisen brachte Herr F. S. A. de Clercq eine Sammlung von mehr als 800 Nummern ethnographischer Gegenstände heim, deren Publication eine ganz ausgezeichnete Uebersicht über den heutigen Culturzustand der verschiedenen Papûa-Stämme in West-Neu-Guinea ermöglicht. Die wissenschaftliche Bearbeitung dieser Sammlung war ungemein erleichtert durch die sorgfältige Bestimmungsmethode von Seiten des Sammlers: Fast jeder Gegenstand ist mit seinem einheimischen Namen versehen; bei jedem Objecte ist die Provenienz so weit als möglich festgestellt; ausserdem wurde Gebrauch und Material desselben genau verzeichnet. Es blieb demnach für die Veröffentlichung nichts weiter zu thun übrig, als die Sammlung, sofern es nicht schon geschehen war, in eine schickliche Eintheilung zu bringen, die werthvollen Noten des Herrn de Clercq als nothwendige Ergänzung zu den Abbildungen zusammenzustellen, aus der Literatur das Nöthige beizubringen und aus dem gegebenen Materiale die Resultate zu ziehen. Diese Arbeit besorgte in bekannter mustergiltiger Weise Herr J. D. E. Schmeltz.

Es umfasst sonach das Werk drei Hauptabschnitte: I. das Inventar der Sammlung, welches die von J. D. E. Schmeltz verfasste Beschreibung der Objecte und die von F. S. A. de Clercq gesammelten Erklärungen über Provenienz, Herstellungsweise und Gebrauch enthält. Sehr dankenswerth sind die in den Anmerkungen von dem Ersteren gegebenen Literaturnachweise, sowie die sich daraus ergebenden Bemerkungen. II. Eine Skizze der geographischen Verbreitung der ethnographischen Gegenstände mit einer tabellarischen Uebersicht auf vier Blättern, welche den Werth des Buches beträchtlich erhöht und es zu einem für jeden Ethnographen nothwendigen Handbuche macht; angeschlossen sind einige Bemerkungen über die Verwandtschaft der Ornamente. III. Eine Zusammen-

stellung der seit 1884 erschienenen Literatur über Neu-Guinea, die in jeder Hinsicht tadellos und verlässlich ist. Die Hauptabschnitte II und III haben Herrn J. D. E. Schmeltz zum alleinigen Verfasser. Eine beigegebene Karte, sowie mehrere Register ermöglichen eine rasche Orientirung.

Im ersten Abschnitte sind die Objecte nach fünf Gruppen geordnet: 1. Kleidung und Zierate; 2. Wohnung und Hausrat; 3. Gegenstände des Handels und der Industrie; 4. Waffen und 5. Gegenstände für Festlichkeiten und besondere Zwecke.

Die erste Gruppe umfasst alle Objecte, die zur Bekleidung oder zur Verzierung des Körpers gehören, nach ihrer Bestimmung geordnet, also vom Kopfputze bis zum Knöchelschmucke. Auffällig ist, dass eine Abtheilung der Trauerkleidung gewidmet ist und dass diese zwischen Hüftenverzierung und Schambedeckung ihren Platz zugewiesen erhielt. Trauerkleidung als solche darf nach dem von den Verfassern angenommenen und auch zu billigenden Eintheilungsprincip keine eigene Abtheilung bilden; denn nicht der ideale, sondern der reale Zweck ist hiebei massgebend; nach dem ersteren hätte man Alltagsgewandung, Festkleidung, Kriegsschmuck, Trauerabzeichen u. s. w. aneinanderreihen müssen; nach dem letzteren gibt es aber keine Trauergewandung, sondern nur Kopfschmuck, Nasenverzierung, Ohrschmuck u. s. w. je nach dem Körpertheile, der bekleidet oder verziert werden soll. Nachdem nun die beiden als Trauergewandung gesondert angeführten Objecte auf dem Kopfe getragen werden, so gehören sie zum Kopfschmucke. Desgleichen ist hieher zu rechnen das auf S. 188 beschriebene, auf Taf. XXXVI, Fig. 3, abgebildete Schmuckstück, das aus Pandanusblattstreifen geflochten ist und eine stilisirte Figur darstellt; dasselbe wird beim Tanze in das Haar gesteckt. Dagegen gehört nicht in diese Abtheilung der auf S. 21 beschriebene und auf Taf. IV, Fig. 5, abgebildete Schmuck aus Kasuarfedern, der von den Männern bei Kriegszügen in das Oberarmband gesteckt wird. Ebenso ist als Armschmuck das auf S. 188 unter Nr. 786 beschriebene Fasernbündel zu betrachten, da es bei Tänzen zwischen die Oberarmbänder gesteckt wird. Als Brustschmuck müssen ferner die auf S. 172, Nr. 742 und 742 a, beschriebenen Stäbchen angesehen werden, die der Träger zum Zeichen seiner Kampfbegier umhängt, ähnlich wie in den Alpenländern die Hutfeder nach vorne gerichtet aufgesteckt wird; kaum können aber diese Stäbchen, wenn sie auch in der Art von Talismanen mit rohen Menschengestalten verziert sind, als Amulette gelten, als welche sie eingereiht sind.

Der auf S. 18, Nr. 33, beschriebene Hut (Taf. III, Fig. 1) dürfte wohl auf malaiischen Einfluss zurückweisen, obwohl er in Sailòlof auf Salawati von Männern und Frauen viel getragen und von den Papûas des Festlandes als Tauschartikel sehr begehrt wird. Ich bin sehr geneigt, diese Art von Hüten als importirt zu betrachten.

Interessant ist die Verzierung des S. 17 beschriebenen Bamburohres (Taf. III, Fig. 18 *a*), welche zwei mit den Unterleibern gegen einander gekehrte Menschenfiguren mit deutlich erkennbarem Geschlechtsunterschiede zeigt. Solche Bamburohre, die immer hübsch verziert sind, werden in den Haarwülsten getragen.

Hervorzuheben ist auch, dass Herr de Clercq hörte, dass die Marèm-gi im Binnenlande das Nasen b e i n (also nicht den Knorpel) durchbohren, um darinnen Verzierungen zu tragen (S. 22).

Ringe aus Schneckenschale werden am Oberarme immer in der ungeraden Zahl 3, 5 oder 7 getragen (S. 30).

Sonderbar erscheint es, dass das Tätowiren in dem Abschnitte „Brust-, Oberarm- und Pulsbänder“ behandelt wird, da sich doch diese Art der Körperverzierung auch auf die Stirne, Wangen, Waden ausdehnt. Tätowirung, Bemalung und Narbenschmuck bilden ein Capitel, das am besten am Schlusse des Abschnittes „Kleidung und Körperschmuck“ stünde. Die Brandnarben, welche nur auf das Gebiet der Geelvinkbai beschränkt sind, werden, wie F. S. A. de Clercq mittheilt, durch Anlegen von Schwämmen, die in Gluth gebracht werden, erzeugt; sie haben auch vom Schwamm den Namen. So oft ein Eingeborener eine Niederlassung besucht, fügt er sich solch' eine Brandwunde bei, so dass die grosse Anzahl derselben einen weitgereisten Mann bezeugt.

Aus der zweiten Gruppe „Wohnung und Hausrat“ möchte ich nur den Speisendeckel (S. 63, Nr. 276, Taf. XV, Fig. 3) und die hölzerne Pfeife (S. 73, Nr. 384, Taf. XIV, Fig. 7) als solche Objecte erwähnen, die meiner Ansicht nach importirt sind; bei der Pfeife spricht schon der Name „huga“ oder „huka“ dafür und der Umstand, dass blos die Eingeborenen von Hatam Tabak aus Pfeifen rauchen.

Sehr interessant sind die S. 56 beschriebenen Thüren (Taf. XXXIX, Fig. 5 und 8); die eine ist wegen ihrer sehr schönen Ornamentirung bemerkenswerth; die andere zeigt eine Frau mit dem Kinde im Mutterleibe. Man behauptet, dass die auf den Thüren dargestellten Scenen sich auch wirklich im Hause selbst wiederholen werden.

Das auf Taf. XVI, Fig. 11, abgebildete und S. 62 besprochene Sieb zum Reinigen des Sagobreies ist bisher ein Unicum und von de Clercq in zwei Exemplaren mitgebracht worden. Auch die zum Essen des Sagobreies verwendete Zange aus Bambu (S. 67, Taf. XV, Fig. 10) ist bemerkenswerth.

Sehr gut ist, was de Clercq in der Einleitung zum Capitel „Waffen“ über den Charakter der Papûas sagt, wie hier auch bemerkt werden muss, dass die von dem Sammler am Anfange der jeweiligen Capitel gegebenen übersichtlichen Darstellungen den Dank aller Ethnographen verdienen. Herr de Clercq legt besonderes Gewicht darauf, dass an der West- und Nordküste die Pfeile nirgends vergiftet sind, ebensowenig wie an der Südküste. Er meint, dass der braune Farbstoff, eine Art Baumharz, mit welchem die Spitzen eingerieben sind, zu dem Glauben, sie seien vergiftet, Anlass gegeben hat. Es gibt auch für Gift nur ein einziges Wort, das aber Zaubermittel bedeutet, durch welche gegen Jemand ein Unheil beschworen wird (S. 115). Herr Schmeltz stellt bei diesem Anlasse alle Notizen über vergiftete Pfeile aus der Literatur zusammen und kommt zu dem Schlusse, dass alle diese Berichte auf falschen Voraussetzungen beruhen. Eine von englischen und französischen Sanitätsofficieren angestellte Untersuchung ergab ebenfalls die vollständige Grundlosigkeit derartiger Berichte.

Unter den Schaftverzierungen spielt die Eidechse eine grosse Rolle; man findet diese Thierfigur in den verschiedenartigsten Variationen (vgl. Taf. XXVIII—XXXI), und es wäre sehr wünschenswerth, die Pfeile in dieser Hinsicht zu studiren.

Besonders hervorheben möchte ich, dass die auf S. 135 und 136 unter Nr. 576 und 577, 546 und 546 a beschriebenen Pfeile die einzigen sind, bei welchen die Spitze unterhalb der Widerhaken in einen Menschenkopf ausgeschnitzt ist; drei

Pfeile haben einen Rochenstachel aufgesetzt, der vierte die Nachahmung eines solchen aus Bein. Zwei Exemplare sind von Wardo auf der Insel Wiak an der Nordküste, die zwei anderen von Bonggosĕ und Sirito am Maccluergolf an der Westküste. Fast scheint es, als ob die Menschengestalt (bei Nr. 546 ist nicht blos der Kopf, sondern die ganze Gestalt in hockender Haltung dargestellt, die Nase als Widerhaken) mit dem Rochenstachel in irgendwelcher Verbindung stünde (Taf. XXVIII, Fig. 4 und 15; Taf. XXX, Fig. 5 und 12).

Auch an Speeren finden wir die Menschenfigur, aber nur an solchen von Windési an der Westküste der Wandàmènbai, von Wardo und Wosnik auf Wiak und von Ansus auf Japēn; sie scheint demnach bei Speeren auf die Geelvinkbai beschränkt zu sein (S. 143, 144).

In dem Capitel „Schilde und anderes Waffenzeug" sind drei Schilde und eine flache aus Cocosnussfaser geflochtene Kugel besprochen. Von den Schilden hat einer, Nr. 777, auf der oberen Kante eine hockende Menschenfigur aufsitzen (S. 146, Taf. XXX, Fig. 10); ein anderer, Nr. 776, hat unter der oberen Kante auf der Vorderseite zwei Augen dargestellt (S. 146, Taf. XXVIII, Fig. 10), die offenbar nur die Ueberbleibsel eines Gesichtes bilden und sonach an die typischen Dajakschilde erinnern; diese beiden Schilde sind, sowie die dajakischen, im Durchschnitte dachförmig. Die flache Kugel (S. 147, Taf. XXX, Fig. 2) gehört zu den Talismanen, da sie auf Jagdzügen als Pfropf in die Gewehre (?) gesteckt wird, um Hagel zu bannen.

Zu dem Capitel „Musikinstrumente" wäre nur die Frage zu stellen, wodurch sich die „Mĕtsinggi" genannten Trommeln von den mit „Wagu" bezeichneten unterscheiden; beide sind sanduhrförmig, beide haben am engsten Theile ein Reliefband, das mit dem Henkel verbunden ist, und beide haben den äusserst charakteristischen Wulst aus Riedgras, der mit Baumrinde umwunden und rund um das Trommelfell aufgesetzt ist; dieser Wulst kommt westlich von Tanah-Mérah nicht vor. Das Trommelfell ist bei drei Exemplaren aus Echsenhaut, bei einem Stücke aus Kasuarfell; drei stammen von der Humboldtbai, eines von Wandisiau, nahe bei derselben, und doch sind zwei mit der einen und zwei mit der anderen Benennung aufgeführt. Vielleicht wäre eine Klarstellung hier leicht möglich (S. 155, 156, Taf. XXXIII, Fig. 1, 3, 11, 12).

Von den in Holz geschnitzten Ahnenfiguren sind 43 Stück genau beschrieben und 41 Exemplare abgebildet. Das Wort „Karwar", mit welchem sie an verschiedenen Plätzen bezeichnet werden, deutet den Begriff „Seele" oder „Geist" an. Man verfertigt den Karwar erst, wenn ein Todter im Hause ist, ob er nun Mann oder Frau, jung oder alt ist; es sind daher in den Karwars beide Geschlechter in den verschiedensten Altersstufen repräsentirt. Die Figuren sind theils in hockender, theils in sitzender, theils in stehender Haltung dargestellt (S. 158); doch ist letzteres nur auf ein kleines Gebiet beschränkt. Der verstorbene Professor Wilken meinte die sitzende oder kauernde Haltung darauf zurückführen zu können, dass man die Todten mit aufgezogenen Knieen beerdige. Doch bemerkt Herr Schmeltz mit Recht, dass die Sache nicht einwurfsfrei ist; denn in der Südsee finden wir die nämliche Bestattungsweise, und doch sind die Ahnenbilder in stehender Haltung, wie dies auch in Deutsch-Neu-Guinea der Fall ist (S. 242). Die männlichen Karwars halten oft einen Schild in den Händen, was auf einen tapferen Krieger hinweist. Von Sklaven werden niemals Ahnenbilder verfertigt.

Auf einigen Plätzen führen diese Bilder den Namen „Matutuò" oder „Matutua", der sich auf Madagaskar wiederfindet, wo die Geister der Verstorbenen „Matautoa" heissen (S. 160).

Charakteristisch sind die drei „Rumòpi" genannten Ahnenbilder von Manupu auf der Insel Abĕré in der Geelvinkbai (S. 163, Nr. 704; S. 164, Nr. 703; S. 166, Nr. 705; Taf. XXXIV, Fig. 12 und 27; Taf. XXXV, Fig. 4), einestheils weil sie die Beine wie Schlittenschienen vorne aufgebogen haben, anderentheils weil zwei von ihnen eine Art Kopfschmuck besitzen, welchen Schmeltz als Kamm bezeichnet, der aber viel Aehnlichkeit mit dem auf S. 46 beschriebenen Trauerkopfputz hat.

Interessant ist auch der Schädelkarwar auf S. 185 im Abschnitte „Schädelcultus" beschrieben und Taf. XXXVI, Fig. 15, abgebildet, in welchem der gebleichte Schädel des Verstorbenen aufbewahrt ist.

Was Herr de Clercq (S. 169) von den Talismans sagt, dass jede Familie ihre eigene Holzsorte dazu verwendet, findet eine hübsche Parallele bei den Dajaks (vgl. Hardeland's Wörterbuch, S. 242, s. v. Karohaei).

Besondere Beachtung verdienen die auf S. 187 beschriebenen Vorrichtungen zur Berechnung des Brautkaufschatzes (Nr. 783, 784; Taf. XXXVI, Fig. 1 und 4), welche aus je einem Stocke bestehen, an dem entweder die Modelle der geforderten Objecte oder so viel einfache Stäbchen stecken, als Gegenstände verlangt werden. Für jedes abgelieferte Stück wird das betreffende Modell oder ein Stäbchen von dem Stocke abgenommen.

Aus dem zweiten Hauptabschnitte, in welchem Schmeltz in ausgezeichneter Weise die geographische Verbreitung der ethnographischen Objecte behandelt, will ich nur einige von besonderer Wichtigkeit scheinende Bemerkungen anführen; im Uebrigen verweise ich auch nachdrücklich auf die tabellarische Uebersicht, die unbedingte Nachahmung verdient.

Essbare Erde ist bis jetzt für Neu-Guinea nicht sicher nachweisbar; die Erde dient als Haarschmiermittel (S. 212). Der ausgedehnte Gebrauch der Nassaschneckenschale zu Verzierungen sollte wohl Veranlassung geben, den Ursachen dieser Gepflogenheit nachzugehen (S. 223). Wie de Clercq mittheilt, wurden von Cap d'Urville bis zur Humboldtbai keine Lanzen oder Speere gefunden (S. 141); in dieser Strecke hat aber der hölzerne Bogen seine grösste Entwicklung erreicht; von dort aus erstreckt sich das Verbreitungsgebiet des Holzbogens nach Osten, das des Bambubogens nach Westen (S. 231). Wurfbretter sind nur durch Finsch in Deutsch-Neu-Guinea und durch Haddon für die Torresstrait-Inseln nachgewiesen (S. 229). Schleudern sind von mehreren Plätzen auf Neu-Guinea bekannt, so auch von Finschhafen (S. 231). Das ehemalige Vorkommen von Keulen im malaiischen Archipel wird auf S. 230 und 231 besprochen. Die einfachste Form der hölzernen Pfeilspitzen ist im Westen, weiter nach Osten wird die Schnitzarbeit, die Verwendung von Widerhaken u. s. w. reicher, womit die zunehmende Verzierung des Schaftes gleichen Schritt hält (S. 232). Eine ausführliche Studie wird auch dem Schwirrholze gewidmet, dessen Verbreitung über die ganze Welt als „ein neuer Beweis für die psychologische Einheit des Menschengeschlechtes" be-

trachtet werden kann (S. 239). Die Trommeln sind in Deutsch-Neu-Guinea meistens mit Eidechsen oder mit stilisirten Menschenfiguren, in Britisch-Neu-Guinea mit blattförmigen Ornamenten verziert (S. 239). Ein eigenthümliches Blasinstrument, das anstatt der Schneckentrompete dient, fand DE CLERCQ bei den Papûa talandjang (S. 157, Taf. XXXIX, Fig. 10); sonst sind Schneckentrompeten mehrfach nachgewiesen (S. 240). Die Planflöte wurde bis jetzt nur auf den d'Entrecasteaux-Inseln (durch GOLDIE), auf einigen Plätzen in Britisch-Neu-Guinea (durch FINSCH und EDGE PARTINGTON) und auch in Kaiser Wilhelms-Land (durch SCHMIDT-ERNSTHAUSEN) nachgewiesen; aus dem Gebiete der Südsee kennen wir sie von den meisten melanesischen Inseln. Wenn aber SCHMELTZ meint, dass im indischen Archipel dieses Instrument bis heute nicht bekannt geworden ist (S. 240), so dürfte er sich irren. Bei den Igorroten und Tinguianen auf den Philippinen besteht es aus sechs Bambupfeifen und führt den Namen „Dedekó" (ethnographische Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien, Inv.-Nr. 30.945; dieselbe Sammlung besitzt auch eine angeblich von Borneo stammende Panflöte, Inv.-Nr. 10.127).

Witwenhäuser werden uns zum ersten Male durch Herrn DE CERCQ bekannt, und zwar in Waropèn, in welchen die Witwen so lange bleiben müssen, bis alle Todtenfeierlichkeiten für die verstorbenen Gatten abgelaufen sind (S. 179, 243). Kerbhölzer sind auf Neu-Guinea bekannt (S. 244).

Die Ausführungen über die Ornamentik (S. 245—252) haben zum Zwecke, die ethnologische Stellung der Papûas inmitten der sie umgebenden Völker klarzulegen und gipfeln in dem Satze: „Wir sind, was die Herkunft der Papûas angeht, derselben Meinung, die Prof. KERN in Betreff der Abstammung der Malayo-Polynesier ausspricht, jedoch nicht ausschliesslich auf Grund der Verwandtschaft ihrer heutigen Sprache mit den Malaien, sondern auch auf Grund von anthropologischen und ethnographischen Erscheinungen, und stimmen auch darin überein mit Prof. RATZEL, der gleichfalls Südasien auf Grund ethnographischer Untersuchungen als Ausgangspunkt der schwarzen Rasse betrachtet" (S. 249). Den Ausgangspunkt der Untersuchung bildet die Erscheinung, dass die Gegenstände im Westen Neu-Guineas ihre Parallelen im malaiischen Archipel und auf den Karolinen finden, während der östliche Theil viele Verwandtschaften mit den melanesischen Inseln aufweist. Es wird ferner nachgewiesen, dass auf Neu-Guinea zwei Rassen, eine malaiische und eine melanesische, neben einander bestehen und dass die Häuptlinge in Dörfern der letzteren Rasse zum Theile Malaien sind. Melanesier finden wir aber auch auf der Halbinsel Malâka, auf den Philippinen und den Andamanen, auf den Molukken, Ost- und Mittel-Flores, Timor, Solor, Alor und Roti; auch die schwarzen Drawiden in Indien müssen als solche betrachtet werden. Die Annahme WILKEN's, dass die Melanesier und Malaien ursprünglich ein Volk gebildet haben, wird als gewagt bezeichnet, da sie nur auf der Verwandtschaft der Sprachen beruht. Es bestehen gewichtige Gründe, den Ursprung der schwarzen Rasse in Südasien zu suchen und anzunehmen, dass sie von West nach Ost vorrückend von der höher entwickelten malaiischen Rasse gedrängt, verdrängt und beherrscht wurde. Es fanden allenthalben Rassenvermischungen statt, welche auch die grosse Menge der verschiedenen Dialekte und die Verwandtschaft derselben mit der malaiischen Sprache erklären. „Dass die Sprache der heutigen Papûas von Neu-Guinea jedoch nicht die ihrer Vorfahren ist, davon sind wir umsomehr überzeugt, da selbst von Denjenigen, welche den Zusammenhang der malaiischen mit der Papûa-Rasse vor undenklichen Zeiten vertheidigen, zugegeben wird, dass die Sprache noch heute belangreiche Verschiedenheiten zeigt" (S. 249). Auf Grund der Untersuchung der Objecte und ihrer Ornamentik kommt nun SCHMELTZ zu demselben Resultate, dem sich einige Parallelen zwischen den Papûas und den Afrikanern anschliessen.

Die Besprechung des Buches würde keine vollständige sein, wenn die wenigen Verbesserungen oder Nachträge, welche unser treffliche FINSCH durch SCHMELTZ erfährt, nicht kurz berührt würden; dass bei der Bearbeitung eines derartig reichen Materiales, wie Herr DE CLERCQ es gesammelt hat, sich genugsam Anlässe finden, Aufstellungen eines Mannes zu prüfen, der auf einer gleichfalls einzig dastehenden Sammlung (aus dem deutschen Theile) und auf reichen Erfahrungen basirt, ist selbstverständlich.

Die abnormen Eberhauer sind nach der Ueberzeugung des Herrn SCHMELTZ keine künstlich hervorgerufene Missbildung; denn sonst wären sie nicht so selten, als dies thatsächlich der Fall ist (S. 33, 206).

Der von FINSCH auf Taf. V des „Ethnologischen Atlas" als „Kalkspatel" abgebildete Gegenstand ist ein Schwirrholz (S. 78, Anm. 3).

Das von FINSCH auf S. 30 der „Ethnologischen Erfahrungen" als Handwaffe angegebene Object aus Walfischbein dürfte ein Kalkspatel sein; Gründe auf S. 200.

FINSCH sagt (Ethnologische Erfahrungen, S. 83), dass die zu Schmuck dienenden Schneckenschalenplättchen denen von der Südostküste gleichen, die nach seiner Meinung aus einer Cypraea oder Cassidula verfertigt sind. Ein Blick auf die Figuren 3, 4 und 10 seiner Taf. XIV ist genügend, um zu zeigen, dass beide Arten Plättchen aus einerlei Schale, und wohl aus Nassa (Arcularia) verfertigt sind (S. 208, Anm. 2).

FINSCH sagt (Ethnologische Erfahrungen, S. 72), dass er in Kaiser Wilhelms-Land niemals Obsidian gesehen hat; das Rijks Ethnographische Museum in Leiden empfing Rasirmesser aus dieser Steinsorte durch Dr. SCHELLONG von Finschhafen; auch bei der Beschneidung werden solche Messer verwendet (S. 213, Anm. 8).

Ausser Neu-Guinea ist Neu-Britannien das einzige Gebiet in der Südsee, von dem genetzte Taschen bekannt geworden sind; FINSCH (Ethnologische Erfahrungen, S. 20) bezweifelt den Gebrauch dieser Taschen dort. SCHMELTZ hat jedoch Exemplare mit vertrauenswürdiger Angabe von dort gesehen (S. 222). Auf derselben Seite, Anm. 1, eine Berichtigung in Bezug auf Kalkkalebassen.

FINSCH meint (Ethnologische Erfahrungen, S. 70), dass die von Hatzfeldthafen stammende Beilklinge aus Hippopus verfertigt ist; SCHMELTZ hält das Material für Tridacna (S. 225).

Auf S. 232 wendet sich SCHMELTZ gegen die Behauptung RATZEL's, dass der Bogen aus Palmholz immer von asymmetrischer Form ist; es werden Bogen mit symmetrischen und asymmetrischen Enden gleichzeitig neben einander gefunden; doch scheinen die letzteren, so viel man aus den beschriebenen Exemplaren erkennen mag, mit geringen Ausnahmen den westlichen Districten von Neu-Guinea eigen zu sein.

Nun sei mir gestattet, selbst einige Bemerkungen zu dem vorliegenden Werke zu machen: Vor Allem befriedigt es mich ungemein, dass Herr Schmeltz so besonderes Gewicht auf die Ornamentik legt und bestrebt ist, die für den Laien und wohl auch selbst für die eingeborenen Künstler unverständlichen Bedeutungen der verschiedenen Ornamentformen zu enträthseln; doch scheint mir der gelehrte Verfasser allzu rasch mit Erklärungen bei der Hand zu sein; auf keinem Gebiete dürfte mehr Vorsicht vonnöthen sein, als auf diesem; denn, was scheinbar ein Pflanzenornament ist, kann aus der Menschenfigur entstanden sein u. s. w. Es ist möglich, dass auf Taf. VIII, Fig. 5 ein stilisirter Vogel dargestellt ist; auch die Menschenfiguren auf Taf. XV, Fig. 9 sind sehr gewagt, werden sich aber als solche in Zukunft feststellen lassen können. Die stilisirten Hände auf dem Kalkbehälter (Taf. XIX, Fig. 10) bezweifle ich entschieden; eher könnte ich mich mit den auf den Kalebassen derselben Tafel, Fig. 9 und 10, vermutheten Thiergestalten befreunden; auch der Fisch auf Taf. XXI, Fig. 1, dürfte sich schwer halten lassen.

In dem Capitel „Fischpfeile und Harpunen" werden sechs Harpunen beschrieben, von denen jedoch nur Nr. 518 (Taf. XXVII, Fig. 4 und 4*a*) thatsächlich eine wirkliche Harpune ist, die zum Schildkrötenfange dient. An diesem Stücke sieht Herr Schmeltz nur eine einzige hockende Menschenfigur (S. 105); und doch ist die eigenthümliche, durchbrochen gearbeitete Verzierung aus einer doppelten Menschenfigur mit gemeinschaftlichem Auge hervorgegangen; Rücken an Rücken gekehrte Figuren kommen öfters vor, z. B. auf derselben Tafel, Fig. 2; daraus ist nun ein Januskopf geworden; dieser Figur entspricht eine zweite, entgegengestellte, deren Januskopf aber beide Augen getrennt hat (die Entgegenstellung von Menschenfiguren hat nichts Befremdendes, vgl. Taf. III, Fig. 18*a*; eine Parallele dazu bieten die Dajakschilde). Auch die anderen geometrischen Verzierungen an diesem höchst interessanten Stücke würden mit Hilfe der von Stolpe gegebenen Entwicklungsgeschichte zur Menschenfigur führen.

Entschieden muss vor dem Gebrauche der Bezeichnung „Swastika" gewarnt werden; was Schmeltz auf S. 35 zu Nr. 156 (Taf. VIII, Fig. 1) ein „Swastika" (allerdings nur theilweise) nennt, ist keines; eher wäre noch die Bezeichnung „Mäander" zu Fig. 5*a* auf Taf. XVIII zu vertheidigen. Die Bezeichnung „concentrische Ringe" zu Taf. XIV, Fig. 14, ist irreführend, obwohl richtig, wenn man die Achse des Bambusrohres als Leitlinie nimmt; „parallele Ringe" wäre jedenfalls vorzuziehen.

Die Zeichnungen Fig. 33 auf S. 82, auf Taf. XXII, Fig. 11, und auf Taf. XXXIX, Fig. 7, 11, sind wohl sehr leicht entbehrlich.

Sehr störend sind die ausserordentlich complicirten Grössenverhältnisse der Figuren: $^2/_{15}$ (S. 61), $^2/_{21}$ (S. 61, 62), $^3/_{33}$ (S. 63)!

Auffallend ist, dass Herr de Clercq im Gegensatze zu den mohammedanisch gewordenen Papûas die anderen „echte Papûas" nennt (S. 46), nachdem ja „Papûa" ein ethnologischer Begriff ist, der auf das Religionsbekenntniss keinerlei Rücksicht nimmt.

Oft stimmt die gezeichnete Figur mit der Erklärung im Texte in manchen Details nicht überein.

Ich kann mein Referat nur mit der Versicherung schliessen, dass bisher ein ähnliches Werk, das mit einer derartigen Gründlichkeit gearbeitet und mit allen wissenschaftlichen Behelfen versehen wäre, auf dem Gebiete der Ethnographie noch nicht erschienen war, und dass wir den beiden Verfassern, wie nicht minder dem stets opferwilligen Verleger Trap, der sich um die Ethnographie schon die grössten Verdienste erworben hat, zu höchstem Danke verpflichtet sind. Ganz besonders muss aber hervorgehoben werden, dass das holländische Ministerium der Colonien dem Werke eine ausreichende Unterstützung zutheil werden liess, wohl in der richtigen Erkenntniss, dass gerade solche Arbeiten dem Lande, in dem sie die Möglichkeit ihrer Ausführung und Vollendung erhalten, zum grössten Ruhme gereichen. Möge bald wieder ein gleiches Werk erscheinen, dem das Sammelgenie eines de Clercq, die wissenschaftliche Vertiefung eines Schmeltz, die wohlwollende Unterstützung einer Regierung und die Sorgfalt eines Verlegers, wie Trap, einen gleichen Erfolg sichern. **W. Hein.**

## 21.

**Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsass-Lothringens.** Herausgegeben von dem historisch-litterarischen Zweigvereine des Vogesen-Clubs. VIII. Jahrgang. Strassburg 1892. IV + 236 S.

Aus dem besonders für die Volkskunde der Vogesenthäler sehr wichtigen Jahrbuche sind im letzten Jahrgange folgende Beiträge hervorzuheben: 1. „Amuletringe des Heiligen Theobald von Thann" von W. Deecke. 2. Eine sehr interessante Mittheilung ist von Hans Lienhart unter dem Titel „Die Kunkelstube" gegeben, die heute bereits zu den halbvergessenen Bräuchen gehört. Es wird der Verlauf einer Kunkelstube im Zornthal, im Hunspach, das durch seine alterthümlichen Trachten bekannt ist, und im Kanton Sulz, wo sie den Namen „Maistubb" führt, geschildert. Höchst lesenswerth ist die Beschreibung von fünf Spielen, mit welchen sich Burschen und Mädchen in den Maistuben die Zeit verkürzen. 3. „Volksmundartliches aus dem Elsass" bringt der Pfarrer Julius Rathgeb. 4. „Die Münsterthäler Ortsnamen" behandelt in phonetischer Schreibweise Pfarrer F. Bresch, wobei manches ethnographische Material zusammengetragen wird. 5. „Einige Bemerkungen zur schriftstellerischen Behandlung der Mundarten durch Beispiele aus dem Münsterthäler Dialekt", und 6. „Mundartliche Sprachproben aus den Dörfern Wiebersweiler, Waldhambach und Rosteig" liefert der unermüdliche Vorkämpfer der Phonetik Pfarrer J. Spieser. Sehr lehrreich ist der Versuch, einige Sätze mit den musikalischen Noten zu begleiten, um den eigenthümlichen Tonfall der Sprache zu veranschaulichen. Wir sind Herrn Lehrer Stengel in Dehlingen, welcher zu diesen Untersuchungen seine reichhaltige Sammlung von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten zur Verfügung stellte, zu grossem Danke verpflichtet. 7. Bruno Stehle gibt eine Fortsetzung seiner umfangreichen Sammlung über „Volkstümliche Feste, Sitten und Gebräuche im Elsass", in welcher die Capitel: Fastnacht, Fastenzeit und Karwoche, Palmsonntag, Ostern, Maifest, Pfingsten, Kirchweih, Ernte, St. Johanni, St. Nikolaus, Bedeutungsvolle Tage, Geburt und Taufe, Hochzeit, Krankheiten, Tod, Hexen und Geister, Gewitter, Thiere und Pflanzen und Besprechungen, Alles genau nach Orten verzeichnet, behandelt werden. Diese Sammlung bildet eine

wahre Goldgrube für vergleichende ethnographische Studien. Wenn wir den reichen Inhalt des vorliegenden Jahrbuches Revue passiren lassen, so müssen wir es mit besonderer Genugthuung constatiren, dass die Bevölkerung der Vogesenthäler das Glück hat, unter ihren Pfarrern und Lehrern Persönlichkeiten zu besitzen, die allen Aeusserungen des Volkslebens ein warmes Herz entgegenbringen und nichts für zu gering halten, dass es für die Nachwelt verzeichnet werde. Es entfaltet auch der Vogesen-Club in dieser Hinsicht eine eifrige Thätigkeit in Veranstaltung von Vorträgen, aus welchen nur einige genannt seien: „Bauernhochzeiten im Hanauerlande vor 45 Jahren", von Herrn Vogler, in Buchsweiler gehalten (hoffentlich wird dieser gedruckt werden), „Aus Sage und Geschichte des Kreises Molsheim", von Prof. Dr. Bartholdy aus Strassburg, in Molsheim gehalten; erner: „Ueber deutsches Frauenleben im XII. und XIII. Jahrhundert", von Oberlehrer Dr. Grupe, und „Ueber den Inhalt des städtischen Museums" (in Zabern), von Conservator Audigier, beide in Zabern gehalten. Wer mehr über die dankenswerthen Bestrebungen des Vogesen-Clubs wissen will, der sei auf Nr. 25 der „Mittheilungen" desselben verwiesen. Hoffentlich ist die Zeit nicht ferne, dass dieser Verein durch Begründung eines Museums für die Vogesen-Volkskunde, die eine seiner schönsten Aufgaben bilden würde, sich ein unvergängliches Verdienst erwirbt. **W. Hein.**

22.

**Bartels, Dr. Max: Die Medicin der Naturvölker.** Ethnologische Beiträge zur Urgeschichte der Medicin. Mit 175 Original-Holzschnitten im Text. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). 1893.

Der Verfasser umgrenzt in dem Vorworte seine Aufgabe dahin, in diesem Werke darzustellen, „was für medicinische Anschauungen unter niederen Culturverhältnissen herrschen und was für Mittel und Wege die Naturvölker benützen, um sich mit den Krankheiten abzufinden". Es ist daher in erster Linie ein ethnologisches Werk, das uns hier vorliegt, aus dem freilich der Mediciner, der gewohnt ist, über den Kreis seiner gewöhnlichen Berufspflichten hinauszublicken, eine reiche Fülle von Anregungen schöpfen kann.

Als erster Versuch, diese Frage in wissenschaftlich geordneter Form darzustellen, überrascht uns das Werk durch die seine Aufgabe vollkommen beherrschende Conception und die streng logische Entwicklung der aus einander hervorgehenden Fragen. Von der Krankheit ausgehend, beantwortet der Verfasser in eingehender Weise zuerst die Vorstellungen der Naturvölker über das Wesen der Krankheit und die Entstehung derselben. Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, über diese Punkte eine nach allen Seiten klare und präcise Darstellung zu geben, da die Naturvölker selbst meist nur sehr verschwommene Anschauungen darüber haben und sich nur selten über dieselben deutlich aussprechen können. Je mehr Material über diese Fragen vorliegt — und es ist das ein Mahnruf für alle Aerzte, welche in der Lage sind, Vertreter irgend eines Naturvolkes behandeln zu können —, desto leichter wird es möglich sein, dieselben zutreffender zu erklären.

Die Frage über die Ursachen und Entstehung der Krankheit führt uns folgerichtig zu den Aerzten, welche die Aufgabe haben, diese zu beseitigen. Ich möchte dieselben im Gegensatze zu unseren älteren und modernen, wissenschaftlich gebildeten Aerzten Volksärzte nennen, welche Bezeichnung gewiss nicht missverstanden wird. Unser „Bauerndoctor" ist vielfach das Nämliche, wie der „Medicinmann" des Wilden. Mit dem letzteren beschäftigt sich nun unser Werk in der eingehendsten Weise nach allen Richtungen, welche hier in Betracht zu kommen haben.

An die Besprechung der Diagnostik der Krankheiten knüpfen sich einige Bemerkungen über Fetische, Amulete und Talismane an, ein Capitel, das in einzelnen Theilen noch einer bedeutenden Erweiterung fähig ist und eine solche in Zukunft gewiss auch finden wird. Es folgt dann die Besprechung der Medicamente, sowie der Art und Weise der Anwendung derselben; daran knüpft sich die Betrachtung einzelner sehr verbreiteter Curmethoden, namentlich der Wassercur und der Massage. Die Abschnitte über die übernatürliche Diagnose und Krankenbehandlung, welche von besonderem Interesse sind, führen uns schon in das Gebiet der religiösen Vorstellungen und Gebräuche. Mehrere Capitel behandeln ferner einige specielle Krankheiten und deren Behandlung, auf welche ein Abschnitt über Gesundheitspflege, ansteckende Krankheiten und Epidemien folgt. Mit der Betrachtung der mannigfaltigen chirurgischen Eingriffe und Operationen, welche in einzelnen Fällen von einer merkwürdigen Einsicht und Kühnheit Zeugniss geben, schliesst das inhaltsreiche Werk.

Von besonderem Werthe sind die zahlreichen beigegebenen trefflichen Illustrationen. Aus diesen wird so recht die grosse Bedeutung unserer modernen ethnographischen Museen klar, ohne welche heute eine Aufgabe, wie sie das vorliegende Werk zu lösen versucht, nicht unternommen werden könnte. Wem dieselbe bis heute nicht klar geworden ist, der möge sich hier darüber belehren lassen. Aber auch das Eine zeigt uns diese vorzügliche Arbeit, dass der Hauptwerth solcher Museen nicht allein auf dem Umfange ihrer Sammlungen, sondern auf der möglichst genauen wissenschaftlichen Bestimmung der einzelnen Objecte beruht. Hier hatte der Verfasser das Glück, aus erster Quelle zu schöpfen, denn in dieser Richtung wird das Berliner Museum für Völkerkunde heute kaum von einem anderen übertroffen.

Durch das ganze Werk zieht sich die von Altmeister Bastian in so genialer Weise formulirte Idee des Völkergedankens. Auf dieser nun gewonnenen Basis hat sich in Zukunft der Aufbau unserer gesammten Völkerkunde zu vollziehen. Die Ausführung auf einem speciellen Gebiete hat uns der Verfasser in mustergiltiger Weise dargethan. Insoferne bedeutet das Werk einen grossen Schritt nach vorwärts und kann mit vollem Fug und Recht als bahnbrechend bezeichnet werden. **Heger.**

# Thierseuchen und die Leonhardi-Kirchen der Ostalpen.

Von **Dr. Alexander Peez.**

I.

Wenn es wahr ist, dass in dem klaren Erfassen der Weltanschauung eines Volkes der Gipfel anthropologischer Forschung liegt, so müssen wir uns zu dem Geständnisse herbeilassen, dass wir in Bezug auf die Gedankenwelt unserer Vorfahren noch ziemlich im Dunklen tappen. Ja, dies gilt sogar von grossen Classen von Mitlebenden, denn von den Vorstellungen, die heute im Landvolke bestehen, kennen wir erst einen kleinen Theil; gerade diese aber bilden vielfach den Schlüssel zu den in der alten Zeit allgemein herrschenden Ideen — ein Magazin, gleichwerthig den Urkunden und der von der Wissenschaft des Spatens aufgeschlossenen Erde!

Schon eine blos theoretische Auffassung des Bauernlebens legt den Gedanken nahe, dass kaum ein anderes Moment tiefer in Herz und Sinn des Landvolkes und ganz besonders des Landvolkes unseres Südostens muss eingegriffen haben, als die Thierseuche.

Man hört zuweilen im Scherze sagen: Wenn dem Bauer ein Kind und eine Kuh erkranken, sorgt er zuerst für die Kuh. Geht man der Sache auf den Grund, so wäre dies Verhalten nicht einmal so ganz unrichtig; denn wenn dem Landmanne sein Vieh stirbt, so ist Zerrüttung und Verarmung des Anwesens oft die Folge, und aus der Verarmung folgen gar häufig Verkümmerung, Krankheit und Untergang der ganzen Bauernfamilie.

Ganz natürlich ist daher die Sorge des Landmannes für die Gesundheit seines Viehstandes, und ganz begreiflich erscheint uns sein Schrecken, wenn eine Krankheit, deren Ursachen er nicht kennt, aus der Ferne heranzieht und sein werthvollstes Besitzthum bedroht. „Ein zahlreicher Viehstand — sagt Tacitus — das ist der Deutschen Glück, ihr einziger, hochgeschätzter Reichthum.“ Ihr Todfeind musste demnach die Seuche sein.

Jene furchtbare Gruppe von Seuchen aber, die, im Auftreten rasch und im Verlaufe verderblich, im Allgemeinen mit dem Namen der Rinderpest bezeichnet wird, ist im mittleren und westlichen Europa nicht originär; bei den gesunden, den Extremen abholden Lebensbedingungen dieser Länder und bei den verständigen Sitten ihrer Bewohner gewinnen hier Krankheitskeime nicht die zerstörende Entwicklung wie anderswo. Wie Cholera und Pest, so stammt auch die Rinderpest aus der Fremde und sie gelangt nach dem mittleren und westlichen Europa regelmässig aus dem Osten, d. h. über die russischen Steppen, über Podolien und Volhynien, Bessarabien und die Dobrudscha. Dann betritt sie das Donauthal und die Balkanhalbinsel und stürmt über Slavonien und Ungarn gegen die Pforten der wendischen (westslavischen) und ostdeutschen Landschaften.

So ist es heute, und so war es unzweifelhaft schon in unabsehbarer Vergangenheit. Wir besitzen über das Einbrechen solcher Krankheiten in dem classischen Schriftthume die Beweise. Wenn die ergreifendste Darstellung der menschentilgenden Pest dem Griffel des Thukydides entflossen ist, so hat Niemand die Rinderpest genauer beschrieben und in Verlauf und Wirkung schärfer gezeichnet, als Virgil, der mantuanische Sänger. Und da uns seine Schilderung ausdrücklich in „die norischen Gefilde“, also in die österreichischen Alpenländer führt, so wollen wir einen Augenblick bei diesem ergreifenden Gemälde eines Geschickes, welches nur allzu oft unser Volk heimgesucht hat, verweilen.

Virgil selbst war Landwirth. Er besass ein vom Vater ererbtes kleines Gut bei dem Dorfe Andes in der Nähe von Mantua. Er kannte also die Landwirthschaft nicht erst aus dem Conversationslexikon, sondern aus eigener Erfahrung. Das gibt seinem Lehrgedichte „Vom Landbaue“ eine so grosse Bedeutung. Seine Schilderung der Thierseuche — wahrscheinlich einer Rinderpest der schlimmsten Art — beruht entweder auf eigener Beobachtung und Selbstschau oder auf unmittelbarer Ueberlieferung aus dem Munde Solcher, welche unter der Katastrophe gelitten haben. Jedenfalls waren die Folgen zur Zeit des Virgil noch wahrnehmbar. Als Seuchengebiet nennt er uns „die luftigen Alpen, die Fluren Noricums und die Ufer des Timavus“ (Isonzo), also dürften die heutigen Länder Kärnten, Steiermark, Krain, Görz und das Küstenland darunter zu verstehen sein, von wo in regelmässigen Zeitläuften das dichtbevölkerte Oberitalien und die Millionenstadt Rom einen Theil

ihres Bedarfes an Zuchtvieh und Schlachtvieh beziehen mochten.

Hören wir nun einiges Nähere aus Virgil's Schilderung:

„Nicht wird das Meer so oft durchwühlt von eiligen Wirbeln,
Als von Seuchen das Vieh; nicht fallen der gierigen Krankheit
Einzelne Häupter zum Opfer — die sämmtliche Zucht auf einmal
Hoffnung und Herde zugleich, das ganze Geschlecht mit dem Urstamm.
Das erkennst Du mit Schreck, wenn die luftigen Alpen, die Burgen
Noricums dort auf den Höhen und die Flur des raschen Timavus
Du nach so langer Zeit anschauest und jenes verlass'ne
Weidegebiet und die weit und breit ödliegenden Triften. —
Hier einst zeugte des Himmels Erkrankung verderbliches Wetter
Und es erhob sich der Brand bei vollsten Gluthen des Herbstes,
Wehte der Tod jedwedem Geschlecht des Wildes und Viehs zu."

Ganz plötzlich erfolgte die Erkrankung:

„Oft stand vor dem Altar zur Ehre der Götter das Opfer,
Schneeweiss schlang sich die Binde bereits um den wolligen Stirnschmuck,
Als noch, mitten im Zaudern der Opferer, sterbend es hinsank . . .
Nun auch sterben die Kälber dahin auf lachender Weide
Und an gefüllten Krippen verhaucht ihr wonniges Leben."

Vor dem Pfluge stürzt das Gespann zusammen. Unmöglich war es, die beiden gleichartigen Büffel aufzutreiben, welche den heiligen Wagen zum Tempel der Erdgöttin emporziehen sollten. Zur Bestellung der Felder fehlt das Ackerthier. Mit dem Karste muss der Bauer die rauhen Berghänge bearbeiten. Und nicht nur die Rinder fallen, nein, auch Ross, Schaf, Schwein, Hund, ja Hirsche und Rehe, sogar Vögel, Nattern und Fische erliegen dem allgemeinen Verderben!

Der Verlauf der Seuche wird in seinen grauenhaften Einzelheiten beschrieben, eine Schilderung, die heute noch den denkenden Thierarzt beschäftigen könnte. Keine Arznei hilft. Die Hauptsache ist: dem Beginne entgegenzutreten, den Funken auszutreten. Die schärfsten Mittel sind dann die besten:

„Siehst Du von Weitem ein Schaf wegschleichen zu schattigen Plätzen
Oder mit Unlust auch abrupfen die Spitzen der Kräuter;
Eines, das hinter dem Zug hergeht und, während es weidet,
Mitten im Feld hinkeucht und allein spät Abends nach Haus kommt:
Sogleich tilge die Schuld mit dem Mordstahl, ehe die Seuche
Durch's sorglose Völkchen mit Grauen und Schrecken umherkriecht."

Hat aber einmal die Seuche einen gewissen Grad von Heftigkeit erlangt, dann gibt es kein Mittel und die berühmtesten Aerzte stehen rathlos da:

„Jegliche Kunst des Arztes versagt: es verzweifeln die Meister Chiron, Phillyra's Sohn, und Melampus, Sohn Amythaon's."

Weder Wasser noch Feuer tilgen die Ansteckung, bis man endlich Alles in Gruben versenkt und dann langsam, langsam wieder die ewige Natur die Oberhand zum Guten gewinnt und die „nach so langer Zeit noch öde liegenden Triften" allmälig wieder in den Dienst des Menschen gestellt und von Herden betreten werden!

Die Wirkung einer solchen Pest auf die Gemüther des Landvolkes muss eine um so entsetzlichere gewesen sein, als jede klare Ansicht über die Entstehung fehlte. Selbst der erfahrene und kluge Virgil hat dafür nur leere Worte: „Des Himmels Erkrankung, verderbliches Wetter", das sind keine naturwissenschaftlichen Begriffe! Auch vermisst man bei dieser sonst so bewundernswerthen Schilderung jede Spur einer Andeutung, dass die Seuche nicht im Lande entsprungen, sondern eingeschleppt worden sei. Und doch müssen wir letzteres nach dem heutigen Stande unserer Kenntnisse durchaus annehmen. Vielleicht waren die classischen Völker, waren Griechen und Römer von dem eigentlichen Seuchenherde doch zu weit entfernt; in regelmässigen Zeiten und insbesondere bevor noch die dicht gewordene Bevölkerung Italiens eine stete Zufuhr lebenden Viehes und somit einen Viehhandel in's Leben rief, mochte Italien durch vorliegende Völker zu sehr geschützt sein, als dass über die Herkunft jener Krankheiten eine genaue Prüfung erfolgt wäre. Wie konnte aber an eine Ermittlung der Krankheitsursachen gedacht werden, wenn man nicht einmal den Ort ihrer Entstehung kannte?

## II.

Ob auch die Thatsache, dass die Seuche aus dem Osten stammte, in gleichem Masse unbekannt war? Wir wissen es nicht. So viel bekannt, reden davon die Classiker nicht. Aber die Alpenvölker mögen darüber wohl im Reinen gewesen sein. Jedenfalls finden wir in späterer, deutsch-christlicher Zeit in den Alpen und zumal in den baierischen und österreichischen Ländern eine Einrichtung, welche uns jene Erkenntniss zu beweisen scheint — das ist die Häufigkeit und die geographische Lage der Capellen und Kirchen, welche dem heiligen Leonhard, dem obersten

Viehpatron, geweiht sind. Diese Kirchen liegen fast sämmtlich an den Grenzen gegen Osten.

Jeder Kenner der Alpen weiss, dass im mittleren und im östlichen Theile dieses Gebirgsstockes der heilige Leonhard vom Landvolke als der Beschützer seines Viehstandes angesehen und verehrt wird.

Die alten Deutschen, wie die Hellenen, waren im Grunde Pantheïsten oder Polytheïsten; sie glaubten an einen Weltenschöpfer, aber näher noch stand ihnen eine Anzahl menschenähnlicher, jedoch übermenschlicher Halbgötter, theils verkörperte Naturkräfte, theils Heroen, Vermittler zwischen Allvater und den Menschen und den letzteren in Noth, Gefahr und Tod als liebe und mächtige Helfer zugeneigt. Die Namen, die sie in der Heidenzeit geführt haben mögen, sind oft verschollen; öfters noch sind sie blos verändert und eingehüllt in christliches Gewand, aus welchem die alten Nothhelfer noch wohl erkenntlich hervorblicken. Die Namen wechselten, aber die Sache blieb. An die Stelle der Heroen oder „Dämonen" (wie die Kirche sagte) traten Heilige. Und so ist auch der heilige Leonhard der stellvertretende Ersatzmann eines deutschen Halbgottes geworden, zu dem das mühselige Landvolk in den Nöthen, die sein Vieh bedrohten, zu beten pflegte.

Die Stellung, welche Sanct Leonhardus sogar heute noch in dem Gedankenkreise des südostdeutschen Landvolkes einnimmt, kann kaum hoch genug angeschlagen werden. Ein Tiroler sagte dem Verfasser dieser Zeilen, Leonhard sei „weit mehr als ein Heiliger". In seinem Buche: „Die Religion der alten Deutschen" nennt ihn Dr. Sepp geradezu „den altbaierischen Herrgott" [1]). Ein Spassvogel rief einst im Salzburgschen einem alten Weiblein zu: „Weisst' schon, unser Herrgott ist gestorben"; die Antwort lautete: „Da werden sie am Ende gar den heiligen Leonhard zum Herrgott machen!" [2]) Eine solche Auffassung liegt dem Gedankenkreise grosser Gruppen unseres Landvolkes nicht ferne. Wenn dem Tiroler oder Kärntner Bauer sein Vieh erkrankt, so wendet er sich zwar jetzt meist an den Thierarzt oder einen Nachbar, der dafür gilt, gleichzeitig aber pflegt er sich zur Kirche zu begeben, am liebsten zu einer Leonhardi-Kirche oder zu einem Leonhardi-Altar; dann wird oft die Bildsäule des Heiligen vom Altar herabgenommen und auf einen steinernen Tisch in der Halle vor der Kirche, den man auch Altar nennen könnte, hinausgetragen, der Messner bringt ein kleines, in Wachs oder Eisen gebildetes Abbild des erkrankten Thieres aus seiner Schatzkammer hervor, eine Kerze wird angezündet, Bauer und Messner knieen nieder, beten, und der Landmann hofft dann auf Erhörung und geht getröstet nach Hause. Dem heiligen Leonhard werden heute noch Opfer gebracht, flammen Kerzen, erfolgen Umritte um seine Kirchen mit Ross und Wagen, Peitschenknall, Gesang und Schiessen. Für solche Orte, wo Leonhardi-Kirchen stehen, ist das Leonhardsfest (6. November) das Hauptfest des Jahres. Schon vorher sagen und singen die Kinder „heute ist ein Tag, morgen ein Tag, übermorgen der Lienhartstag". Maximilian Schmidt bemerkt [1]): So tief liegt dem Volke die Feier im Sinne, dass es ebenso oft nach dem Leonhardstage, als nach Georgi oder Michaeli die Zeit berechnet und ebenso ‚einen guten Lienhart' wünscht, wie gute ‚Weihnachten und Ostern'. Eine Schilderung seines Festes gibt Maximilian Schmidt mit folgenden Worten: „Sanct Leonhard ist im baierischen Oberland oberster Viehpatron, besonders der Pferdezucht. Durch ganz Oberbaiern liegen ihm zu Ehren geweihte Capellen zerstreut, oft mitten im stillen Walde, stundenweit von den Wohnungen der Menschen entfernt. Diese Waldkirchlein sind von eisernen Ketten umspannt, zusammengeschmiedet aus den Stallketten der kranken Rosse, die man dem Heiligen gelobt hat. Zu diesen Capellen wird meist im Hochsommer gewallfahrtet. Da kommen die Bauern schon am Vorabende zur Vesper, jedoch mit zwei Rossen, reiten dreimal um die Kirche, binden die Rosse im Walde an, beten einen Rosenkranz und ziehen nach einem nochmaligen Umritte nach Hause. Am Festtage selbst kommen die Leute schon in aller Frühe viele Meilen weit auf Leiterwagen herangefahren, die mit Kränzen, Fahnen, Bändern, Bogen und Gewinden von Laub und Tannenreisern auf's Festlichste geschmückt sind. Auch die jedem Wagen vorgespannten vier Rosse prangen im besten Geschirre, Mähnen und Schweife sind mit Bändern durchflochten, helles Glockengeläute hängt um ihren Hals, während ihre Lenker Hut und Peitsche mit Strauss und Schleife verziert haben. Wohlhabende Bauern besitzen für diese Fahrt besonders gebaute Wagen, sogenannte Leonhardi-Truhen, das sind Wagen, welche statt der Leitern auf den Seiten mit Brettern verschlagen sind, bunt und zierlich, meist blau bemalt, mit dem Bilde des heiligen Leonhard — zuweilen versilbert — und

[1]) S. 332.

[2]) Mittheilung des Herrn Dr. Müllner in Laibach.

[1]) Der Leonhardsritt, S. 277.

seiner Wunder. Diese Leonhardi-Truhen, deren man bei solchen Festen oft fünfzig und mehr zählt, fassen zwanzig bis dreissig Personen und werden von Vorreitern geleitet. Alle diese Gespanne umfahren nun in raschem Trabe die Capelle, wobei die Frauen und Mädchen fromme Lieder singen. An der Spitze des Zuges und in diesen vertheilt befinden sich die Wagen, auf denen der Geistliche, der Ortsvorstand, ferner die Musikanten Platz genommen. Begleitet sind die Wagen von einer stattlichen Anzahl von Reitern, deren Pferde gleichfalls in buntem Schmucke prangen. Während nun Gespanne und Reiter die Capelle umkreisen, empfangen sie von der Geistlichkeit den Segen. Hierauf folgt ein feierliches Hochamt, während dessen sämmtliche Gespanne vor der Capelle verweilen."

Solche Umzüge haben sich an einigen Orten Altbaierns bis in die Gegenwart erhalten: so in Schliersee, Kreut, zu Fischhausen und namentlich zu Tölz. Zu dem am 7. November 1892 stattgehabten Umzuge in Tölz hatten sich 45 vierspännige Wagen und mehr als 100 Reiter eingefunden. „Die Auffahrt in langem Zuge — so berichtete die ‚Münchener Allgemeine Zeitung' — vollzog sich nach allgemeiner Uebung. Eine Reihe von Wagen zeichnete sich durch besonders schönen Schmuck aus. Die Leonhardi-Truhe des Wihambauern von Gaissach, Waldher, der heuer zum fünfzigsten Male sich an der Fahrt betheiligte, trug verschiedene Sinnsprüche, deren einer lautete: Dass Leonhards Fürbitte helfen kann, das hab' ich wohl erfahren, darum bin ich zu Deiner Ehr' jetzt fünfzigmal gefahren." Diese Umzüge, die früher oft ein Gegenstand thörichten Spottes waren, werden jetzt von Beamtenschaft, Geistlichkeit und allen Einsichtigen begünstigt, damit nicht alte, ehrwürdige Bräuche schwinden und das Volksleben aller Poesie entkleidet werde.

Auch aus Tirol wird von solchen Umzügen berichtet. Ein solcher erfolgt am Frohnleichnamstage zu einer zwischen Kitzbüchel und Kirchberg gelegenen Capelle. Die Bauern der Umgebung reiten unter Anführung der gleichfalls berittenen Geistlichkeit auf ihren Pinzgauer Pferden, die Litanei des Rosenkranzes betend, zur Kirche. Dort angekommen, stellen sich die Bauern auf, während die Geistlichkeit zweimal um die Capelle herumreitet. Dann findet in der Kirche der Gottesdienst statt. Die Feier heisst der Antlassritt und ist kürzlich auf einem grossen Gemälde von Julius v. Blaas dargestellt worden.

Umzüge um die Leonhardi-Kirchen waren einst wohl allgemein und haben sich in Baiern zu Gannacker, zu Wängen bei Diessen, Froschhausen bei Murnau, Ichenhausen bei Untergünzburg, Allerheiligen bei Oberwarngau, Leonhardspfunzen bei Rosenheim u. A. erhalten (Sepp, S. 334). Wenn sie in den österreichischen Alpen seltener sind als in Baiern, so mag dies mit der Thatsache zusammenhängen, dass weiter nach Osten die Pflege der Rosse von Sanct Leonhard an Sanct Stephan überging. In Deutsch-Oesterreich wird von Ross und Reitern der heilige Stephan gefeiert. Ihm zu Ehren finden Zusammenkünfte und Umzüge statt. So werden zu Sanct Stephan (sloven. Dobrawa) bei Asp in der Nähe von Veldes in Krain am Sanct Stephanstage die Rosse gesegnet, die Bauern opfern dabei Kerzen und Geld. In Sanct Stephan bei Faak, unfern von Villach in Kärnten, kamen sonst am 2. Jänner über hundert Reiter mit ihren Rossen zusammen. Sie umritten die Kirche, der Geistliche stand an der Kirchenthüre und segnete sie; an einem Tische in der Nähe war Wein aufgestellt, die Bauern tranken und ritten nach Hause. Ein sehr merkwürdiger Zug ist dabei, dass die Rosse ohne Sattel kommen. In voller Freiheit werden sie gleichsam dem Gotte dargeboten. Leider ist diese ansprechende Feierlichkeit in den letzten Jahren arg zusammengeschmolzen. Die Nähe Ungarns scheint auf diese Theilung der Macht zwischen Sanct Leonhard und Sanct Stephan eingewirkt zu haben, denn in Ungarn, dem Lande eines Reitervolkes, ist Sanct Stephan Meister, wie die Sanct Stephanskrone und die zahlreichen Stephanskirchen in ungarischen Orten beweisen. Auch der Sanct Stephansdom in Wien scheint auf die engen Beziehungen Wiens zu Ungarn und einen bedeutenden Markt in Wien für ungarische Rosse hinzudeuten. Nichtsdestoweniger hat auch Sanct Leonhard in Wien seine Verehrer. In der Vorstadt Margarethen kommen am Leonhardstage in der Margarethenkirche die Fiaker und Milchmaier Wiens zusammen; ein eigener Altar ist Sanct Leonhard geweiht, vor welchem ein Hochamt mit Predigt stattfindet [1]). In Steiermark und Kärnten herrschen in Bezug auf Pferde Sanct Leonhard und Sanct Stephan nebeneinander; in Tirol dagegen kommt Sanct Stephan als Rosspatron nicht vor und gehört der ganze Viehstand unter Sanct Leonhard, nur dass etwa für Kleinvieh noch Sanct Wendelin angerufen wird.

Eine Ausnahme machen die Ansiedlungen der Walser in Vorarlberg, die man bekanntlich für Nachkommen von Burgundern aus dem Wallis hält. Zu

[1]) Mittheilung des Herrn Dr. Anton Mayer in Wien.

ihren mancherlei Besonderheiten gehört ein eigener Viehpatron: der heilige Theodul (Dietel?). Ebenso erfreut sich das Vintschgau eines eigenen Schutzheiligen für das Vieh, nämlich des heiligen Rochus, und die Namensform, in welcher dieser Heilige auftritt, „Pan Rocco", verräth genügend die südliche Herkunft. Ganz seltsam erscheint endlich in einem kleinen Kreise von Obersteiermark Sanct Patricius als Viehpatron. Dieser Heilige wird in der Umgegend von Steinach-Irdning bei Admont und im Donnersbachthale verehrt. Man wird kaum irren mit der Annahme, es sei Sanct Patrick, der grosse Schutzpatron Irlands, als Begleiter irischer Glaubensprediger in die stillen Thäler der Steiermark gekommen.

III.

Woher stammt nun diese Andacht?

Sanct Leonhard soll ein Bischof von Limoges in Frankreich gewesen sein. „In Frankreich rühmt sich das Kloster Roblac im Bisthume Limoges bei Saint Leonard an der Vienne, schon in der zweiten Hälfte des VI. Jahrhunderts dem Heiligen gehuldigt zu haben, ja der Ausgangspunkt seines Cultus zu sein" (Sepp, S. 333). Wie aus dem fast unbekannten Bischofe in Frankreich der mächtige Viehpatron der mittleren und östlichen Alpen geworden, ist völlig unklar. Allerdings darf man nicht vergessen, dass die Einführung des Christenthums bei den deutschen Stämmen der Südostalpen zur Zeit der Merowinger und Karolinger überwiegend durch fränkische Glaubensboten geschah. Wahrscheinlich liegt jedoch hier nur eine jener oft ganz äusserlichen Anknüpfungen vor, wodurch in jener Zeit des entstehenden Christenglaubens auf deutschem Boden nach der klugen Weisung des Papstes Gregor die Heidengötter in bestimmte christliche Heilige umgewandelt wurden; vielleicht haben die Ketten, welche Sanct Leonhard als Befreier der Gefangenen in der Hand hält, dazu mitgewirkt. Vielleicht auch eine Aehnlichkeit des Namens. Denn der eigentliche Name unseres Viehpatrons ist auf deutschem Boden nicht Leonhard, sondern Lienhart, Leard oder Lehnhart. Erinnert man sich nun an die alten deutschen „Sonnenlehen", d. i. ureigenen Besitz, von welchem man annahm, dass sie nicht vom sterblichen Lehensherrn, sondern von der Sonne, dem Sonnengotte, den Menschen verliehen wurden; gedenkt man ferner, dass solche Umzüge, wie wir sie bei den Leonhardsfesten wahrnahmen, gerade bei dem Lehenswesen als Ritte und Fahrten um die Grenzen vorkommen; erwägt man endlich, dass nach uraltem Glauben der germanischen Völker alles Grundeigenthum dem Könige nur anvertraut war, welcher es vom göttlichen höchsten Lehensherrn als Lehen empfangen hatte — so führt uns der Leonhardscult in eine Grundtiefe der Weltanschauung unserer Ahnen. Kein Staatsrechtslehrer, wie scharf er auch sei, hat diese Anschauung treffender erfasst als unser grosser Dichter. Im „Tell" (2. Aufzug, 2. Scene) lässt er Stauffacher sprechen:

„Wir haben diesen Boden uns erschaffen
Durch unsrer Hände Fleiss; den alten Wald,
Der sonst der Bären wilde Wohnung war,
Zu einem Sitz für Menschen umgewandelt;
Die Brut des Drachen haben wir getödtet,
Der aus den Sümpfen giftgeschwollen stieg;
Die Nebeldecke haben wir zerrissen,
Die ewig grau um diese Wildniss hing,
Den harten Fels gesprengt, über den Abgrund
Dem Wandersmann den sichern Steg geleitet;
Unser ist er durch tausendjährigen Besitz
Der Boden . . . .
Der freie Mann auf seinem eignen Erbe —
Vom Kaiser selbst und Reich
Trägt er sein Haus zu Lehn; er darf es zeigen,
So gut der Reichsfürst seine Länder zeigt:
Denn über sich erkennt er keinen Herrn
Als nur den Höchsten in der Christenheit."

In der Zeit nun, da es noch keinen „Höchsten in der Christenheit" gab, also in der sogenannten Urzeit, bis die mitteleuropäischen Stämme in das Licht der griechischen und römischen Geschichtsschreibung traten, wird nur ein Gott ihr oberster Lehensherr gewesen sein. Und den nannten sie vielleicht Linhart, Lehnert, später „Leonhard", ein alter Urgott, dem als Sonnengott die Erde unterthänig ist und gehört und welcher das irdische Gut und vor Allem den Grundbesitz an seine Verehrer verleiht, die ihm dafür danken und opfern, in Umzügen huldigen und neuen Schutz ihrer Besitzthümer, zumal des werthvollsten, des Viehstandes, von ihm erbitten.

Wer aber war dieser Gott?

Einsichtsvolle Forscher wissen es längst, Herr Dr. Sepp hat es angedeutet und Herr Hugo Arnold es ausgesprochen, dass Sanct Leonhard an die Stelle von Freyr oder Fro getreten ist, dem wir „Frohsinn" und „Fröhlichkeit" verdanken, den wir locken, wenn wir „frohlocken", dem vielleicht auch die thauige „Frühe" und der wonnige „Frühling" gehören. Seine Bildsäule führten die Schweden auf einem Wagen durch das Land (Grimm, Mythologie, S. 103); silbern, wie das Bild des heiligen Leonhard auf der Leonhardi-Truhe heute noch versilbert ist. Er ist ein Gott der

Fruchtbarkeit — ein kegelförmiger Stein bei Bad Kreuth (Tegernsee) heisst Leonhardstein; er ist zugleich der Gott des Friedens, des Gedeihens, der Herden — der alte Pan, zugleich „der Herr“ (im Deutschen Frô und in den slavischen Sprachen, aus dem Gothischen, pan = der Herr).

Die Verfolgung dieser Spuren auf slavischem Boden wird nothwendig sein. Hier sei nur erwähnt, dass nach dem Anhang zu Nestor's Chronik, als die Russen mit den Byzantinern einen Vertrag schliessen, die ersteren bei „Wolos“, dem Gotte der Herden und des Viehes, schwören.

Wenn es richtig ist, dass, wie bei den Baiern Sanct Leonhard, so bei den westslavischen Stämmen Sanct Veit an die Stelle jenes alten Urgottes getreten ist, so haben die westlichen Slaven und der baierische Stamm die ältere Stufe der Gottesverehrung, den Cultus des Frô (wenn auch mit christlich geändertem Namen) strenger bewahrt, während bei den Sachsen und überwiegend wohl auch bei Franken, weniger bei Schwaben, der alte Hirtengott durch andere Götter in den Hintergrund gedrängt ward.

Unter allen Umständen ist nicht Frankreich (Limoges), sondern Baiern und zumal Oberbaiern mit seinen Pflanzländern der Ursitz und Hauptsitz der Verehrung des heiligen Leonhard. Hier sind seine Kirchen und Capellen am dichtesten gesäet, am meisten besucht und gefeiert. Von Baiern ging mit den baierischen Ansiedlern unser Heiliger in den Südwesten bis tief nach Krain und in den Süden bis weit in die Lombardei und das Venetianische hinein. Im ganzen Südosten mischen sich seine Kirchen mit denen des heiligen Veit, wie ja auch in diesen Ländern Deutsche und Slaven so häufig zusammenwohnen, womit jedoch durchaus nicht gesagt sein soll, dass das Vorkommen des heiligen Leonhard oder aber des heiligen Veit immer eine bestimmte Nationalität ihrer Andächtigen beweisen würde.

Im Südosten sind Kärnten und Krain Hauptländer der Verehrung des heiligen Leonhard. Nicht weniger als 30 Kirchen und Capellen sind ihm in Kärnten geweiht. Uebertroffen wird er hinsichtlich der Zahl der Patronate von der heiligen Maria (74 Andachtsstätten), Martin (47), Georg (42), Nikolaus (41), Andreas (35), Petrus (34) und Jakob (32). Sanct Leonhard erscheint also an achter Stelle. Rechnet man aber die Kirchen Sanct Veits den seinigen bei, so erhebt sich die Zahl auf 44 Kirchen, wonach also die beiden Viehpatrone zunächst nach Sancta Maria und Sanct Martin kämen, wobei noch besonders hervorzuheben ist, dass zahlreiche Ortschaften ganz nach diesen Andachtsstätten genannt sind und die alte Landeshauptstadt Kärntens, Sanct Veit, nach letzterem Heiligen den Namen trägt.

Sein Name ist in Kärnten „Lienhart“. Eine Kärntner Besonderheit liegt darin, dass mineralische oder besonders frische Quellen und heilsame Bäder dem Schutze Leonhards anheimgestellt sind, so die Schwefelquelle zu Sanct Leonhard im oberen Lavantthale, ferner Kaltbad Sanct Leonhard bei Feldkirchen und Sanct Leonhard mit warmen Teichen bei Villach. Auch das Bad Sanct Leonhard im Passeyerthale in Tirol, wo das Landvolk in hölzernen Truhen sich des durch glühende Steine erwärmten Wassers erfreut, gehört hieher.

In Krain sind dem heiligen Leonhard (auch hier „Lienhart“ genannt) 40 Kirchen und Altäre geweiht, dem heiligen Veit 27, so dass zusammen den beiden Viehpatronen 67 Andachtsstätten zukommen. Aehnlich liegen die Verhältnisse in Salzburg und Steiermark und theilweise auch in Ober- und Niederösterreich.

Was insbesondere Niederösterreich betrifft, so scheinen hier Wassergefahren fast in gleichem Masse gefürchtet zu sein wie Thierseuchen. Wenigstens deutet darauf die Thatsache, dass Sanct Nikolaus in Niederösterreich der beliebteste Patron ist. Ihm sind besonders zahlreiche Andachtsstätten geweiht. Darin spricht sich deutlich aus, welch' grossen Raum die Donau und ihre Ueberschwemmungsgefahren im Sinne des niederösterreichischen Landvolkes einnehmen. Denn Sanct Nikolaus ersetzt unter der Tafelrunde der christlichen Helden den alten deutschen Wassergott, dessen Name noch in Nix, Nickel, Neckar u. A. fortleben mag. Wunderbar ist, dass das Krokodil im Althochdeutschen einen eigenen, an die erwähnten Worte anklingenden Namen hat; es heisst „nichus“. Vielleicht war auch das Nilpferd damit gemeint. Wie aber kommt ein eigenes Wort für die Thiere Afrikas, für Nilpferd oder Krokodil, in die deutsche Sprache? Bestanden etwa dereinst, bevor die Römer so mächtig wurden und einen Riegel vorschoben, directe Beziehungen zwischen Afrika und dem mittleren Europa? Sind unter den „gallischen“ Söldnern Carthagos Germanen verstanden, welche in dem afrikanischen Unthiere die Verkörperung und das echte Abbild des gefürchteten unheimlichen Gottes der heimischen Gewässer erblickten? Wie dem nun sein mag, so steht fest, dass in Niederösterreich, wo die mächtige Donau auf weite Strecken mit

flachen, von Hochwässern leicht zu übersteigenden Ufern dahinfluthet, Sanct Nikolaus, der uralte Beschützer vor Wassergefahr, der gesuchteste Patron ist, während Johannes der Täufer und sogar die heilige Jungfrau hinter ihm zurückstehen. Ausserdem erscheinen noch Sanct Rochus und Johann von Nepomuk als Wasserpatrone. Was dagegen den Schutz vor Seuchen betrifft, so tritt in Niederösterreich die schon erwähnte Theilung ein: für die Rosse tritt Sanct Stephan auf, welchem 11 Lampen brennen und welcher von Ungarn herauf längs der ganzen Donau (auch in Passau, Regensburg und anderen Donauplätzen) verehrt wird. Dem heiligen Leonhard, als Beschützer des Rindviehes, sind 9 Kirchen geweiht und dem heiligen Veit 16, von welch' letzteren Ober-Sanct Veit bei Wien die bekannteste ist.

Nördlich der Donau wird Sanct Leonhard seltener, doch ist mir eine Capelle dieser Widmung aus der Nähe von Karlsbad in Böhmen bekannt.

In dichten Scharen aber erstrecken sich die Leonhardi-Kirchen die Donau aufwärts nach Baiern und Schwaben. Von ersterem wurde bereits gesprochen; allein auch in vielen Gegenden Schwabens ist unser Heiliger kaum minder verbreitet als in Baiern. Er heisst in Schwaben „Leart"; eine Vorstadt von Stuttgart ist nach ihm benannt.

In Franken erscheint er als „Lehnert"; diese Bezeichnung hat am meisten Aehnlichkeit mit dem Namen „Löhnhart, Löhner", wie unser Heiliger in einigen von Deutschen bewohnten Gegenden Ungarns heisst. Eine Hauptkirche in Frankfurt a. M., unfern der wichtigen Furt über den Main, ist ihm geweiht. Als Patron der Hausthiere steht er neben Sanct Georg, Vitus, Erasmus und Pantaleon[1]). Nicht sehr häufig, aber doch vereinzelt ziehen sich die Leonhardi-Kirchen rheinabwärs nach Westfalen und Belgien. Bei Zabern im Elsass, an dem Hauptpasse über die Vogesen nach Frankreich, sowie bei Luxemburg begegnen wir Orten, die nach Veitskirchen genannt sind. In der Erzdiöcese Köln kommt Sanct Veit als Patron viermal, Sanct Leonhard fünfmal vor. Eine seiner Capellen liegt im altheiligen Aachen. Im Bisthume Paderborn tritt er zweimal auf. In Lothringen ist an der Meurthe bei Saint Dié ein Ort nach ihm genannt. In Belgien ist die Verehrung des heiligen Leonhard ziemlich weit verbreitet; seine Andachtsstätten liegen auch in Nordfrankreich, z. B. bei Saint Malo sowie bei Boulogne, an einer der wichtigsten Ueberfahrten nach England. Und auf dem englischen Ufer liegt ganz entsprechend eine Leonhardi-Kirche bei Hastings, wo die grosse Normannenschlacht geschah. Aber auch im hohen Norden muss Sanct Leonhard oder, richtiger gesagt, der ihm vorangehende heidnische Gott, eine Rolle gespielt haben, denn an einem altheiligen Orte, in Edinburg, begegnen wir seinem Andenken. Dort, wo heute der südliche Theil der Stadt liegt, ergrünte einst in reizvoller Gegend ein heiliger Hain, später der Königspark genannt, mit dem Berge Sanct Arthurs Sitz und einem kleinen Hügel, welcher nach Sanct Leonhard den Namen trägt. Selbstverständlich hat in England und Norddeutschland die Reformation den Bereich Sanct Leonhards beschränkt, seinen Cult (wenn auch unter dem Landvolke gewiss mit schweren Wehen!) beseitigt.

Eine grosse Rolle muss einst Sanct Leonhard, mit Sanct Veit wechselnd, in Oberitalien gespielt haben. Zu Nabresina bei Triest ist ein Leonhardsberg mit einer Leonhardscapelle und einem Teiche.

Nach unserem Heiligen benannte Orte begegnet man im Venetianischen am Tagliamento in der Nähe von Spilimbergo, ferner in der Val di Cembra bei Lisignago im Avisiothale, endlich im Etschthale zwischen Ala und Peri hart an der Grenze von Tirol. Welcher von den zahlreichen Völkerschichten, die sich in Oberitalien ablösten, mögen diese Andachtsstätten angehören? Die nächstliegende Antwort deutet auf Longobarden, deren Verwandtschaft mit den Baiern ja auch sonst bekannt ist; doch ist nicht ausgeschlossen, dass auch ältere Bevölkerungsschichten hier in Betracht kommen. Jedenfalls ziehen sich die Leonhardi-Kirchen in Italien bis Florenz. Auch die Romanen im Enneberg flehen Sanct Leonhard an.

Neben ihm tritt in Oberitalien, zumal in Friaul, dem Küstenland und dem Venetianischen in zahlreichen Kirchen und Capellen Sanct Veit auf. Fiume hiess ursprünglich „Sanct Veit am Pflaum". In Triest gibt es eine Via San Vito und einen Vicolo San Vito in der Richtung gegen Ungarn. Orte, die nach Sanct Veit genannt sind, trifft man südöstlich von Udine, bei Pordenone, am Gardasee bei Sermione, südlich von Schio bei Vicenza, östlich von Bassano, am Tagliamento bei Codroibo und bei Ravenna.

## IV.

Im Ganzen kann man nun zwei ganz verschiedene Arten von Leonhardi-Kirchen unterscheiden. Die einen sind stille, oft geheimnissvolle Andachtsorte in tiefer Einsamkeit; hier schüttet das mühselige Bauernvolk

[1]) Weber, Die vierzehn Nothhelfer.

seine Sorgen aus vor dem Gotte, der hier, wie einst der grosse Pan, im fernen, weltverlorenen Winkel schläft. Ein solches Bergkirchlein schildert uns Dr. G. List in seinen „Mythologischen Landschaftsbildern“. Es liegt im südwestlichsten Winkel der Steiermark unter den Abstürzen des Rogazberges im Waldesschatten. Aussen umzieht es eine schwere eiserne Kette, im Inneren hängen zwei Paar Fusseisen, ein Paar Handschellen sammt Ketten, eine lange Kette mit Schloss und ein Hufeisen. Neben der Kirche sprudelt ein krystallklarer Born. Ich selbst traf einst eine ähnliche Andachtsstätte oberhalb Friesach im schwer zugänglichen Mittelgebirge, da, wo man in das Gurkthal hinabgeht. Die Gegend heisst dort: „in der Höll'“ (vielleicht richtiger: in der Hehl?); die nächste Hube heisst die Faaschenhube. Die Kirche ist der heiligen Maria, dem heiligen Rochus und Sanct Leonhard geweiht. Ihre Bildsäulen stehen vorne auf einem Nebenaltare; sie sind zum Herabnehmen eingerichtet, um sie vertragen oder anderswo aufstellen zu können. Die kleinste von ihnen stellt Sanct Leonhard vor, in bekannter Tracht und Haltung: ein Bischof mit Tonsur in den dunklen Haaren, das Gewand schwarz und weiss; eine gelöste Kette trägt er in der Hand. Zum zweiten Male steht dann Sanct Leonhard, ähnlich gebildet, auf dem Hauptaltare links, hier aber nicht beweglich. Hinter diesem Altare trifft man eiserne Bilder, einen eisernen Arm, zwei kleine menschliche Gestalten, ein Thier ohne Vorderbeine, jedoch diese Eisenbilder alle alt, roh und durch Gebrauch und Zeit verkümmert. Aussen umgibt eine eiserne Kette die Kirche; die Glieder sind etwa fusslang, nicht zu stark, so dass jedes Glied aus einem Hufeisen geschmiedet sein mag. Von dieser Kette geht eine Sage um, wonach die Türken einst hiehergekommen wären; sie hätten die ursprüngliche Kette zerhauen, dann aber habe sie eine pestartige Krankheit überfallen, so dass sie zur Sühne ihres Frevels eine silberne Kette in die Kirche gestiftet hätten, worauf die Pest aufhörte. „Die silberne Kette liegt in der Sparcasse in Klagenfurt.“ Man macht hier, wie an vielen Orten der Ostalpen, die Wahrnehmung, dass die Türkeneinfälle mit allen ihren Schrecken den Gedankenkreis des Landvolkes gestört und seine Ueberlieferungen verwirrt haben.

Zwischen Sanct Veit und Feldkirchen in Kärnten liegt eine Leonhardi-Kirche, die, von einer Kette umgürtet, drei Hufeisen auf die Thüre genagelt trägt. Diese Hufeisen rühren von gefallenen Rossen her, gleichsam als ob der Heilige das Opfer verlangt hätte. Auch die Ketten um die Kirchen sind aus Hufeisen von solchen Pferden geschmiedet.

Zu Aflenz in Steiermark tritt der Leonhardscult mit einigen neuen Wendungen auf. Im Frühlinge zieht „der Schar“ (Umgang) zur Leonhardi-Capelle hinaus und opfert dem Heiligen einen Handschuh, gleichsam andeutend, dass man jetzt, nach zurückgelegter Winterszeit, den Handschuh nicht mehr brauche. Im Herbste, etwa Anfangs November, holt dann „der Schar“ ebenso feierlich den Handschuh wieder ab. Der Besitzer eines bestimmten Hofes reitet an der Spitze, und als vor einiger Zeit ein Sohn dieses Besitzers, welcher studirt hatte, sich dieses Rechtes begeben wollte, zwangen ihn die Nachbarn, dem alten Brauche treu zu bleiben [1]). Hier also erscheint Sanct Leonhard nicht blos als Viehpatron, sondern als Flurgott, Beschützer der Saaten und Spender der Wärme, des Frühlings und der Fruchtbarkeit. Hier wird dem Heiligen eine ähnliche Stellung zugewiesen wie in Lothringen, wo der Regenbogen die Krone des heiligen Leonhard heisst.

Eine zweite, von der ersten ganz verschiedene Reihe von Leonhardi-Kirchen sucht dagegen nicht die Einsamkeit auf, sondern im Gegentheile die Heerstrassen, und diese Kirchen sind es, auf die ich hier besonders aufmerksam machen will.

Vom Standpunkte der Kriegswissenschaft gesprochen, liegt die schwache Stelle von Kärnten, Krain, Steiermark und Niederösterreich im Osten, von wo die weiten Thäler der Drau, Save, Mur und Donau bequeme Zugänge in das Herz dieser Alpenländer eröffnen. Sobald daher die benachbarten unteren Donaulande, mochten sie Pannonien oder Ungarn heissen, in Feindeshand lagen, so oft waren unsere Alpenländer von Krieg und Verheerung heimgesucht. Pannonien (und insbesondere dessen südwestliche Bezirke um die Mündungen von Drau und Save) war die grosse Festung, wo Gothen und Longobarden sich zum Einbruche nach Italien durch die Alpen vorbereiteten und kaum standen die turanischen Stämme, Avaren, Magyaren und Türken in Ungarn, als sie auch schon, verwüstend und zerstörend, die breiten Thalwege hinauf gegen Krain, Kärnten und Steiermark ihre Rosse ansprengen liessen.

[1]) Diese Mittheilung verdanke ich Herrn Dr. Fürst in Aflenz.

Ein Nachtheil im Kriege, wurden diese Zugänge in Friedenszeiten zu einem Vortheile, indem der Handel sich jener natürlichen Strassen bediente.

Aber auch der Handel bot Gefahren; er bedrohte das werthvollste Besitzthum des Alpenbauern, seinen Viehstand, durch die Gefahr der Ansteckung durch Seuchen, welche, wie früher ausgeführt, nur aus dem Osten in unsere gesunden Berglande zu gelangen pflegen.

Wo treffen wir nun die Sanct Leonhardi-Kirchen? Die erwähnte zweite Gruppe dieser Heilstätten finden wir an den Hauptstrassen aus dem Osten und insbesondere unfern der Ostgrenze unserer Alpenländer.

Beginnen wir mit Kärnten. Dieses Land, welches man als Drauland bezeichnen kann, das vermittelst des Pusterthales (oberen Drauthales) bis tief gegen Tirol und den Brenner die natürliche Heerstrasse aus dem Südosten nach Tirol, dem südwestlichen Deutschland und (vermittelst der leicht zugänglichen Pässe über Predil, Pontafel und die Plecken) nach Italien bildet, ist von dem Saveland Krain durch die Kette der Karawanken geschieden. Diese Kette wird auf drei Hauptstrassen überschritten: über Villach, über den Loiblpass und durch das Thal von Kappel. Nun begegnen wir bei Kappel im Thale der Vellach Ort und Kirche Sanct Leonhard; ferner an der Loiblstrasse auf der Kärntner Seite des Passes zwei Kirchlein Sanct Leonhard. Was endlich die dritte Verbindung über Villach betrifft, so liegen in der Nähe dieser Stadt zwei Orte und Kirchen, die dem heiligen Leonhard geweiht sind, und zwar die eine südlich von Villach, an den Uebergängen in das Gailthal, über den Predil und das Canalthal, die andere nördlich von Villach, unfern der Strassen, die in dreifacher Gabelung in das Pusterthal, nach dem Ossiacher See und Feldkirchen, und endlich nach dem Wörther See führen. Die Wichtigkeit des Loibl sowie des Knotenpunktes Villach für den Viehverkehr ist durch das Vorkommen von zwei Heilstätten dieses Heiligen ganz entschieden bezeichnet. Und so sehen wir alle drei Pässe zwischen Kärnten und Krain mit Leonhardi-Kirchen besetzt, wozu wir nur noch bemerken wollen, dass auch das untere Drauthal durch die Kirche Windisch-Sanct Leonhard bei Völkermarkt bewacht ist.

Nun zu Steiermark. Die wichtigste Einbruchsstelle der Steiermark aus Ungarn liegt bei Marburg an der Drau, und dementsprechend finden wir auch bei Marburg Ort und Kirche Sanct Leonhard. Für jenen Viehtrieb jedoch, der, mehr südwestlich, die Strasse von Cilli nach Windischgrätz zur Drau verfolgt, begegnen wir beim Heraustreten aus den Bergen wieder Ort und Kirche Sanct Leonhard, im Westen flankirt von zwei Sanct Veitskirchen. Die Hauptstadt Graz endlich, welche das Thal der Mur beherrscht, besitzt eine Vorstadt Sanct Leonhard und eine Leonhardi-Kirche; sie liegen im östlichen Theile der Stadt, wo die Strasse aus dem Raabthale und aus Ungarn herüberführt. Das untere Murthal endlich ist bei Wildon durch eine Veitskirche gedeckt.

Tirol ist vom Osten her nur zugänglich durch das Pusterthal über Kärnten und durch das Pinzgau über Salzburg. Nun liegt in der Gegend von Sillian, wo Drauthal und Gailthal sich nähern, ein dem heiligen Leonhard geweihter Andachtsort, während Salzburg (und dadurch indirect Tirol) am Radstadter Passe bei Tweng eine Sanct Leonhardi-Kirche besitzt. Dass auch im Süden an der wichtigsten Einbruchstelle aus Oberitalien, nämlich im Etschthale bei Ala, eine Sanct Leonhardi-Kirche aufgestellt ist, ward bereits früher erwähnt. Die Mitte von Tirol aber wird durch eine Sanct Leonhardi-Kirche einerseits im Süden, bei der Thalenge von Brixen, andererseits nördlich im Unterinnthal, bei Rattenberg, das innerste Tirol jedoch durch Sanct Leonhard im Passeyer (an der alten Hauptstrasse nach dem Brenner) und ein zweites Sanct Leonhard jenseits des Brenners bei Gries beschützt.

Dieselbe Beobachtung lässt sich mehr oder weniger bei den anderen Alpenländern und Vorländern der Alpen machen. In Oberösterreich findet man bei Spital am Pyhrnpasse, wo die steierisch-kärntnerischen Verbindungen mündeten, eine alte Kirche dieser Art. Das Land Salzburg besitzt seine Leonhardi-Kirche nicht nur, wie schon erwähnt, bei Tweng am Radstädter Tauern, sondern auch südlich der Landeshauptstadt bei Hallein, da wo aus Tirol und Steiermark die Hauptstrassen heraufkommen. Krain deckt den wichtigen Dranberg (Trojana), wo von Nizza bis Triest der leichteste Alpenübergang ist, durch eine Sanct Leonhardi-Kirche, und bei Oberlaibach, dem alten Nauportus, dem Schlüsselpunkt für den Verkehr des alten Italien mit Pannonien, liegen gleich drei Leonhardi-Kirchen beisammen. Dies geht so weit, dass unfern von Canale im Küstenlande, da wo die alte Hauptstrasse aus dem Isonzothale von Caporetto nach Oberitalien auf Cividale herüberstreicht, wiederum Ort und Kirche Sanct Leonhard uns entgegentreten.

Bei alledem habe ich fast nur solche Leonhardi-Kirchen berücksichtigt, womit zugleich ein Ort ver-

bunden war, der seinen Namen von der Kirche empfing. Gerade der Umstand aber, dass sich an die Kirche eine Ortsgründung anschloss, beweist die Wichtigkeit dieser Andachtsstätten für Verkehr und Cultur aller Art.

Hienach erscheint ein Zusammenhang zwischen den aus dem Osten drohenden Thierseuchen und der Verehrung des heiligen Leonhard, wie er schon innerlich besteht, so auch durch äussere Thatsachen nachgewiesen. Aus wirthschaftlichen Gründen bewegte sich allezeit der Viehtrieb und Viehhandel aus dem europäischen Osten nach dem Westen. In der antiken wie in der mittleren Zeit war Italien das Centrum des Viehbezuges, wie heute England, nur dass damals die jetzt übermächtige überseeische Concurrenz nicht bestand. Und die südrussischen Steppen, Volhynien und Podolien, dann die unteren Donauländer und Pannonien-Ungarn waren stets die grossen Weidegebiete und Viehhöfe, aus denen das dichtbevölkerte Westeuropa seinen Bedarf, weniger direct, als vielmehr durch Nachschub aus einem Lande in's andere, deckte. An den Zufuhrstrassen aus jenen Ländern in die Ostalpengegenden und an deren Pässen liegen nun, wie wir sahen, fast regelmässig Leonhardi-Kirchen. Wenn man nun erwägt, dass der Handel in alter Zeit keineswegs regellos fluthete, sondern schon wegen Seltenheit der Strassen und wegen der Zollstätten auf bestimmte Wege gewiesen war; wenn man bedenkt, dass auch nicht das ganze Jahr hindurch, sondern in bestimmten Jahreszeiten der Zutrieb erfolgte; wenn man endlich sich vorstellt, dass bei den Kirchen des heiligen Leonhard Aufenthalt genommen und Andacht abgehalten, das Vieh aber einstweilen an bestimmten Plätzen aufgetrieben und gefüttert wurde: dann gewinnen jene Kirchen einen anderen Charakter und erscheinen nicht blos als Andachtsstätten, sondern fast als Schöpfungen einer Art unbeholfener Landpolizei. Jedermann weiss, dass das sicherste Zeichen der Gesundheit des Viehes das frische Annehmen der Nahrung ist; dagegen wird es allgemein als bedenklich angesehen, wenn die Thiere mit Unlust fressen oder ganz versagen. Die Fütterung bietet daher nebst der längeren Rast die beste Gelegenheit zur Vornahme einer Art von Viehschau. Auch wenn die letztere noch so einfach und wie gelegentlich stattfand, so bedenke man doch, dass die Geistlichen, durchwegs selbst Viehbesitzer, in Zeiten der Gefahr aufmerksam waren und die benachbarte Bauernschaft den Auftrieb auf die Märkte, wo die fremden Thiere mit ihren eigenen zusammenkamen, sobald ungünstige Gerüchte umliefen, gewiss nicht mit gleichgiltigen Blicken ansah. Unbeschadet der religiösen Ceremonien kann daher ganz natürlich eine Prüfung stattgefunden haben, und dann gewinnen jene Kirchen ein wenig den Charakter und die Bedeutung von Contumazanstalten.

Und wer wollte es unseren Vorfahren verargen, dass sie, der Naturwissenschaften unkundig und blosse Praktiker, gegenüber einer Gefahr, an welcher selbst die Meisterschaft von „Chyron, Phillyra's Sohn, und die Kunst des Melampus, Sohn Amythaon's", scheiterte, zum heiligen Leonhard flüchteten, umsomehr, als noch die Gelegenheit zu praktischen Massregeln mit jener Andacht verbunden war?

Jede Zeit wählt eine andere Farbe für ihr Handeln. Im Mittelalter trug Alles die religiöse Farbe. Heute vertraut man in praktischen Dingen der Wissenschaft und erwartet die Sicherung vom Staate. Wenn aber in der heutigen Zeit die österreichischen Kronländer im Südosten zu Zeiten einer Rinderpest jedes einzeln sich gegen Seuchengefahr schützen wollten, so würden ihre Quarantainen in den meisten Fällen am zweckmässigsten neben den Sanct Leonhardi-Kirchen zu stehen kommen.

Zugleich ermöglichte die Betrachtung dieser Dinge einen Blick in die Weltanschauung der Vorzeit. Will man die letztere sich klar machen, so muss man haltbare, nicht von der Tagesströmung bewegte Grundlagen aufsuchen. Solche Grundlagen aber sind: die Natur unserer Länder und die religiöse Auffassung ihrer Bewohner.

## Nachtrag.

Ueber die Leonhardi-Kirchen in Krain und Steiermark erhalte ich noch einige Angaben[1]). Danach ist die Kirche von Semitsch in der Nähe von Tschernembl in Unterkrain, mit einer Capelle Sanct Leonhards, mit Ketten umgeben. Ebenso die Sanct Leonhardi-Kirche bei Oberburg in Steiermark. Dasselbe galt bis vor Kurzem von der Kirche zu Sanct Leonhard auf dem Drevenikberge am Wotschberge, Station Pöltschach der Südbahn; in diesem altheiligen Wotschberge — es gibt mehrere Wotsch- oder Watschberge in Krain, in deren Umgebung werthvolle Alterthümer gefunden wurden — erblickt unser Gewährsmann den in der Parcivalsage vielgenannten Montsalvatsch (Heilsberg); übrigens sind die Ketten dieser Kirche als altes Eisen verkauft

[1]) Mittheilung von Herrn K. J. Schmidt in Laibach.

worden. Wie Muchar berichtet, wird diese Kirche schon im Jahre 1160 urkundlich erwähnt. Im Allgemeinen ist anzunehmen, dass sämmtliche alte Leonhardi-Kirchen auf heidnischen Cultstätten stehen, denn, in späterer Zeit und bei von Christen errichteten Kirchen, hätte die Geistlichkeit schwerlich die Umgürtung der Kirchen mit eisernen Ketten gestattet. Bei diesen Ketten darf man wohl auch an die Fesseln der Semnonen (Tacitus, Germania, Cap. 39) erinnern.

Obersteiermark betreffend, werde ich aufmerksam gemacht, Sanct Leonhard sei dort in erster Reihe Patron des Jungviehes, nämlich der Kalbinnen und Jungstiere [1]).

In Niederösterreich nördlich der Donau und den angrenzenden Theilen Böhmens liegen die Verhältnisse ähnlich wie im Süden der Donau und den Ländern baierischen Stammes überhaupt. Während Sanct Leonhard der Patron des Grossviehes ist, wird für Schafe Sanct Wendelin und für Pferde Sanct Stephan angerufen. Auf Stephanstag bewerfen die Burschen die Mädchen mit Hafer; dies wird als eine Anspielung auf die Steinigung des heiligen Stephan gedeutet, dürfte aber ältere mythologische Bezüge haben [1]).

Ein völliger Wechsel der Patrone tritt ein, wenn man die nördlichen Theile des Böhmerwaldes und die anstossenden Landschaften Deutschböhmens in's Auge fasst. Bei Tachau, Königswart und Luditz verschwinden die heiligen Leonhard, Wendelin und Stephan und machen dem heiligen Martin Platz. Im ganzen Egerland ist der heilige Martin der grosse Viehpatron, weshalb auch ein Viehversicherungsverein mit dem Sitze in Marienbad nach Sanct Martin genannt ist [2]). Hiedurch ist ein neuer Beweis geliefert, dass diese nordwestböhmischen Gegenden überwiegend von Angehörigen des fränkischen Stammes besiedelt sind, und die Bedeutung der Glaubensforschung für die deutsche Geschichte erscheint in neuer Beleuchtung.

[1]) Mittheilung des Herrn Generaldirector A. v. Frey in Wien.

[1]) Mittheilung des Herrn Abgeordneten Dr. Nitsche in Hohenfurt.

[2]) Mittheilung des Herrn Abgeordneten Swoboda in Tachau.

# Ueber die Gleichzeitigkeit des Menschen mit Hyaena spelaea.

Von **Professor Dr. Alfred Nehring** in Berlin.

*(Mit 13 Text-Illustrationen.)* [1])

In dem kürzlich erschienenen Hefte der „Ethnologischen Mittheilungen aus Ungarn", Juni 1893, welches mir durch Herrn Prof. Dr. A. Herrmann in Budapest freundlichst zuging, findet sich S. 8—17 ein Aufsatz von Prof. Dr. Aurel v. Török (Budapest) über „den paläolithischen Fund aus Miskolcz und die Frage des diluvialen Menschen in Ungarn". In diesem Aufsatze wird die Frage des diluvialen Alters der bei Miskolcz gefundenen paläolithischen Feuersteinwaffen einer kritischen Prüfung unterzogen und das diluviale Alter derselben stark bezweifelt. Dieser Zweifel erscheint mir wohl begründet, da die betreffende Fundschicht nicht mit Sicherheit als diluvial bezeichnet werden kann.

Wenn aber der geehrte Herr Verfasser auf Grund der Ansichten von Jap. Steenstrup und Rud. Virchow zu dem Ausspruche kommt, „dass wir schon jetzt genöthigt sind, zu erklären: dass auf Grundlage der bisherigen Thatsachen der Mensch mit dem Mammuth nicht zusammenleben konnte und dass das Alter der Menschheit nicht über die sogenannte Renthierzeit hinaus sicher verfolgt werden kann", so bin ich ausser Stande, diesem Ausspruche mich anzuschliessen.

Einerseits ist derselbe viel zu allgemein gefasst; andererseits glaube ich wenigstens für den von mir untersuchten Fundort Thiede nachweisen zu können, dass der Mensch dort schon mit Hyaena spelaea (d. h. also mit einem Raubthiere der sogenannten Mammuthzeit) gleichzeitig gelebt hat.

In dem östlichen Theile des Gypsbruches von Thiede (zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel), welcher als reicher Fundort fossiler Knochen seit Leibnitz' Zeiten bekannt ist, habe ich seit 1873 mehrfach die deutlichen Spuren menschlicher Existenz in Gestalt von paläolithischen Feuersteinwerkzeugen, von bearbeiteten Geweihstücken, zerschlagenen Knochen und von Holzkohlen durch eigene Funde festgestellt. Ich verweise auf meine bezüglichen Publicationen [1]).

Jap. Steenstrup rechnet die dortige Fundstätte mit zu den sogenannten „Mammuth-Leichenfeldern", die er in seiner bekannten Abhandlung: „Die Mammuthjäger-Station bei Predmost" etc. (Separat-Abdruck aus dem XX. Bande der Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 1890) besprochen und kritisch beleuchtet hat [2]); ich habe mich bisher aber nicht davon überzeugen können, dass die Steenstrup'sche Mammuth-Theorie in Bezug auf den von mir untersuchten Theil der diluvialen Ablagerungen des Thieder Gypsbruches zutreffend ist.

Jap. Steenstrup mag in Bezug auf die Ablagerungen von Predmost, welche er genau studirt hat, ganz Recht haben; aber damit ist doch noch nicht der Beweis geführt, dass die Sachlage an anderen Fundorten genau dieselbe sei, was Herr Prof. v. Török anzunehmen scheint. Den Gypsbruch von Thiede hat Jap. Steenstrup vor circa 14 Jahren unter meiner Führung besucht, d. h. er hat sich ungefähr 1 Stunde lang dort aufgehalten; doch waren die Aufschlüsse der dortigen Diluvial-Ablagerungen gerade um jene Zeit wenig günstig. Ausgrabungen haben wir an dem betreffenden Tage nicht veranstaltet und auch von den Arbeitern nichts an Fossilresten erhalten.

Ich selbst habe von 1873—1881 zahlreiche eigenhändige Ausgrabungen an der Ostwand des Thieder Gypsbruches ausgeführt und bin auch seit meiner Uebersiedlung nach Berlin (1881) fast jedes Jahr um Ostern an dem Fundorte gewesen, um die durch neue

[1]) Die Clichés zu diesen Illustrationen wurden uns von der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte freundlichst zur Verfügung gestellt.

Anmerkung der Redaction.

[1]) Archiv für Anthropologie, Bd. X, 1877, S. 363. — Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften, herausgegeben von Giebel, 1876, Bd. XLVIII, S. 189 f. — Sitzungsberichte der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 21. October 1876, vom 16. December 1876, vom 11. März 1882, vom 13. April 1889, vom 21. Juni 1890 etc. — Siehe auch die Abbildung der Fundstätte in meinem Buche über „Tundren und Steppen der Jetzt- und Vorzeit", Berlin 1890, S. 153.

[2]) Steenstrup lässt es allerdings zweifelhaft, ob die bei Thiede gemachten Funde in derselben Weise wie die bei Predmost gemachten aufzufassen sind; doch scheint er sehr geneigt, sie ebenso aufzufassen. Vgl. a. a. O., S. 22 ff.

Abgrabungen entstandenen Aufschlüsse zu studiren und nach fossilen Knochen etc. zu suchen. Nach meiner Ansicht ist Derjenige, welcher einen solchen Fundort jahrelang auf Grund eigenhändiger, ausdauernder Grabungen untersucht [1]) und auf diese Weise die Lagerung der Schichten [2]) und das Vorkommen der eingeschlossenen Fossilreste bis in das kleinste Detail kennen lernt, wohl am besten im Stande, ein Urtheil darüber abzugeben, ob die gefundenen Objecte an primärer Lagerstätte liegen oder nicht.

Nach meinen langjährigen Beobachtungen kann ich der Steenstrup'schen Ansicht in Bezug auf Thiede nicht beistimmen; ich habe mich weder davon überzeugen können, dass die von mir untersuchten Ablagerungen im östlichen Theile des Gypsbruches, in denen ich meine paläolithischen Feuersteinwerkzeuge gefunden habe, etwa nachträgliche, erst in der sogenannten Renthierzeit entstandene Lagerungsstörungen erfahren haben, noch konnte ich mich zu der Ansicht bekehren, dass die dort gefundenen Thierreste der sogenannten Mammuthzeit nur als verschwemmte „membra disjecta" von Thieren einer älteren Periode anzusehen seien.

Dieses gilt namentlich von den Hyänenresten, welche ich am 8. und 9. April 1890 im Thieder Gypsbruche theils selbst gefunden, theils als frisch ausgegrabene, noch von der Erdfeuchtigkeit durchtränkte Objecte von den Arbeitern am Fundorte erworben habe. Diese Hyänenreste gehören zu Hyaena spelaea, welche nach Steenstrup ein charakteristisches Mitglied der Fauna der Mammuthzeit bildet; es sind folgende Stücke: ein prachtvoll erhaltener Oberschädel, dessen Knochensubstanz so fest und wohlerhalten ist, wie sie nur bei irgend einem Schädel der sogenannten Renthierzeit sein kann; ich habe noch keinen schöneren Schädel der Hyaena spelaea gesehen! Ferner der zugehörige rechte Unterkiefer, der Atlas, der Epistropheus und 3 andere Halswirbel, 3 Brustwirbel, 3 Lendenwirbel, das Kreuzbein, die Beckenhälften, 1 Humerus, 1 Radius, 1 Tibia, 1 Astragalus, 1 Naviculare, 1 Phalanx, Alles ganz intact bis zu den feinsten Ecken und Leisten, soweit nicht beim Ausgraben der Objecte gewaltsame Verletzungen (als solche leicht kenntlich!) entstanden sind. Von irgend einem Rollen im Wasser ist nicht die geringste Spur zu bemerken! Die Formen der einzelnen Skelettheile sind so scharf und unversehrt, dass sie bei einem frisch präparirten Skelete einer recenten Hyäne nicht schärfer und unversehrter sein können.

Alle jene Reste haben nahe bei einander, etwa 18 Fuss unter der Oberfläche, in einem sehr kalkreichen, groben Lösslehm (mit Pupa muscorum) gelegen. Offenbar ist dort der ganze Cadaver einer Hyäne zur Ablagerung gekommen [1]); doch muss derselbe eine Zeit lang offen dagelegen haben, so dass die einwurzeligen Zähne (Schneide- und Eckzähne) des Oberschädels, welche sich verhältnissmässig leicht aus ihren Alveolen lösen, ausfallen [2]) und ihre Alveolen sich mit Löss füllen, auch die sonstigen Skelettheile (Wirbel, Beinknochen) meistens aus ihrer natürlichen Lage zu einander gelöst und durch einander geschoben werden konnten, ohne aber weithin verstreut zu werden.

Dass diese Hyäne einst zwischen den Thieder Gypsfelsen gelebt hat und nicht von weither dorthin geschwemmt ist, schliesse ich aus folgenden Umständen:

1. In unmittelbarer Nähe der oben genannten Skelettheile lag ein wohlerhaltener Hyänen-Koprolith (Kothballen); auch früher habe ich in der Nähe des betreffenden Fundpunktes 2 wohlerhaltene Koprolithen von Hyänen ausgegraben. Diese würden, wenn sie im Wasser geschwemmt wären, sich in einen Brei aufgelöst haben, während sie thatsächlich völlig wohlerhalten sind.

2. In der Nähe jener Hyänenreste lagen zahlreiche Reste von Wildpferden, welche (bei übrigens vorzüglicher Erhaltung) an gewissen Gelenkenden und sonstigen exponirten Theilen die sehr deutlichen Spuren der Hyänenzähne erkennen lassen [3]); die be-

[1]) Ich habe im Laufe der Jahre von 1873—1891 wohl an 300 Excursionen nach dem Thieder Gypsbruche unternommen!

[2]) Die Lagerung der diluvialen Schichten im östlichen Theile der Thieder Gypsgrube ist von den Lagerungsverhältnissen bei Joslowitz und Zeiselberg, welche Steenstrup (a. a. O., S. 23) darstellt, durchaus verschieden. An der Thieder Fundstätte haben die lössartigen Schichten eine im Wesentlichen horizontale Lage; sie schmiegen sich also nicht an einen steilen Abhang an, wie bei Joslowitz und bei Zeiselberg.

[1]) Die fehlenden Skelettheile sind sicher auch noch an der Fundstelle vorhanden gewesen; ich selbst konnte aber die Ausgrabung damals (am 9. April 1890) wegen schlechten Wetters und Mangels an Zeit nicht fortsetzen.

[2]) Einige dieser Zähne sind in der Nähe des Schädels gefunden worden.

[3]) Von Wölfen können diese Zahnspuren nicht herrühren; auch fehlen Wolfsreste unter den betreffenden Funden. — Jene Pferdereste befinden sich ebenso, wie die Hyänenreste, in meinem Besitze; sie können also von Interessenten näher geprüft werden.

treffenden Pferdeknochen sind einstmals offenbar von Hyänen „beknabbert“ worden, und es müssen deshalb Pferde und Hyänen einst bei Thiede nebeneinander gelebt haben.

Dasselbe gilt hinsichtlich der von mir untersuchten Ablagerungen der Gypsbrüche bei Westeregeln (zwischen Magdeburg und Halberstadt). Ein Herbeischwemmen der betreffenden Thierreste und namentlich auch der Hyänenreste aus weiterer Entfernung ist nach meiner Ueberzeugung auch dort nicht anzunehmen [1]). Bei Thiede würde der kleine Okerfluss, bei Westeregeln die nicht viel grössere Bode in Betracht kommen; beide Flüsschen entspringen im Harz, der einst reich an Höhlenbären (Ursus spelaeus) gewesen ist, und speciell die Bode fliesst an den Rübeländer Höhlen vorbei, welche durch ihre nach Tausenden zählenden Höhlenbärenreste berühmt sind [2]). Warum hat die Bode keine „disjecta membra“ des Ursus spelaeus nach Westeregeln, die Oker solche nicht nach Thiede geschwemmt?

Ich habe weder bei Westeregeln, noch bei Thiede auch nur das kleinste Knöchelchen eines Ursus gefunden, und ich kann auch aus diesem Grunde die Steenstrup'sche Theorie für die genannten Fundorte nicht acceptiren. Nach meiner Ueberzeugung rühren die von mir einerseits bei Westeregeln, andererseits bei Thiede erlangten, grösstentheils eigenhändig ausgegrabenen Reste der Hyaena spelaea von Thieren her, welche in der Nähe der genannten Fundorte gelebt haben; jene Reste lagen auf primärer, ungestörter Lagerstätte! Dasselbe glaube ich auch von den Resten des Rhinoceros tichorhinus und der Felis spelaea annehmen zu müssen, welche ich an den genannten Fundorten ausgegraben habe. Ueber die Mammuthreste erlaube ich mir kein Urtheil, weil ich solche bei meinen eigenen Ausgrabungen nur in geringer Zahl gefunden habe; da jedoch Steenstrup selbst annimmt, dass die vorher genannten Thierarten mit dem Mammuth zu einer Fauna zusammengehören (was auch meine Ansicht ist), so muss ich auch vom Mammuth dasselbe annehmen, wie von jenen Arten.

[1]) Nach meiner Ansicht ist überhaupt der grösste Theil der von mir bei Thiede und Westeregeln untersuchten lössartigen Ablagerungen nicht durch Flussanschwemmungen entstanden, sondern ist das Product subaërischer Factoren.

[2]) Vgl. meine Angaben über neue Knochenfunde bei Rübeland im Harz (Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft 1891, S. 351 ff.) auf Grund der interessanten Untersuchungen von W. Blasius und J. H. Kloos.

Dass bei uns in Deutschland (respective Mitteleuropa) zahlreiche Reste der genannten Thierarten als „disjecta membra“ im Steenstrup'schen Sinne gefunden werden, bestreite ich durchaus nicht; dagegen bestreite ich, dass die Steenstrup'sche Hypothese auf die von mir untersuchten Fundstellen bei Thiede und Westeregeln mit Recht angewandt wird.

Es muss wohl auch noch irgendwelche Fundstellen geben, an denen Reste von Hyaena spelaea etc. auf primärer Lagerstätte ruhen!

Man kann doch kaum annehmen, dass sämmtliche primäre Ablagerungen solcher Reste später umgelagert und die letzteren verschwemmt worden sind. Nach meiner Ansicht gehören die von mir untersuchten Fundstellen bei Thiede und Westeregeln zu den primären Ablagerungen.

Um Missverständnisse zu vermeiden, betone ich, dass ich keineswegs alle Ablagerungen, welche in dem grossen, seit Leibnitz' Zeit in Betrieb befindlichen Thieder Gypsbruche aufgeschlossen sind, und noch viel weniger alle diejenigen des ausgedehnten Gypsberges von Westeregeln für ungestört halte; meine obigen Bemerkungen beziehen sich vielmehr lediglich auf die von mir untersuchten Partien der Ostwand des Thieder Gypsbruches sowie auf die der Südwand des inzwischen eingegangenen südlichen Gypsbruches von Westeregeln.

Was nun die Spuren menschlicher Existenz anbetrifft, so habe ich solche vorzugsweise bei Thiede feststellen können; sie bestehen, wie schon oben erwähnt wurde, aus paläolithischen Feuersteinwerkzeugen, bearbeiteten Geweihstücken, zerschlagenen Knochen und Holzkohlen. Alle diese Objecte kamen in den von mir untersuchten diluvialen, lössartigen Ablagerungen der Ostwand des Thieder Gypsbruches vor und sind meistens von mir eigenhändig ausgegraben worden; auch für die von Anderen gefundenen Objecte sind mir die einzelnen Fundpunkte genau bekannt geworden, so dass ein Zweifel an der Zuverlässigkeit der Fundverhältnisse ausgeschlossen ist.

Ueber die Feuersteinwerkzeuge habe ich schon früher in mehreren Publicationen berichtet; doch erlaube ich mir, hier nochmals darauf zurückzukommen.

Besonders interessant ist der durch die Fig. 179 bis 182 [1]) dargestellte Feuersteinschaber, welchen

[1]) Diese und die nachstehenden Figuren sind schon einmal in den „Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft“ publicirt worden. Sie sind von Herrn Dr. E. Schäff nach den Originalen gezeichnet.

ich 1876, etwa 28 Fuss tief unter der Oberfläche, in den frisch angeschnittenen, ungestörten Diluvialablagerungen [1]) der Ostwand des Thieder Gypsbruches eigenhändig ausgegraben habe. Der Fundpunkt desselben lag kaum 20 Fuss (in horizontaler Richtung) von dem 1890 gefundenen, oben erwähnten Hyänenskelette entfernt; dem Niveau nach lag er circa 10 Fuss tiefer, als der Fundpunkt des letzteren. Dass jenes

Fig. 179.

Fig. 180.

Fig. 181.

Fig. 182.

Fig. 179. Feuersteinschaber aus dem Diluvium des Thieder Gypsbruches, von der Rückenseite. — Fig. 180. Derselbe von der Unterseite. — Fig. 181. Längsdurchschnitt von $d-c$. — Fig. 182. Querdurchschnitt von $a-b$. — Alle Figuren in natürlicher Grösse. (Vergl. Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 13. April 1889, S. 359.)

Feuersteinwerkzeug ein typischer, unzweifelhaft von Menschenhand hergestellter „Schaber" ist, haben alle Diejenigen anerkannt, welche das Stück in meiner Sammlung gesehen haben; auch Jap. Steenstrup trug kein Bedenken, dieses anzuerkennen, als er 1879 meine Sammlung besichtigte. Es liegt nach meiner Ansicht kein triftiger Grund vor, dasselbe für jünger zu halten als die fossilen Thierreste, welche in gleichem Niveau gefunden wurden. Der Feuerstein zeigt eine sehr schöne, weisse oder bläulichweisse Patina; als ich das Stück fand, klebte an ihm eine kalkige, lösskindel-ähnliche Concretion, wie sie in dem betreffenden Niveau des Thieder Gypsbruches nicht selten vorkommt.

Da die umgebende Ablagerungsmasse durchaus ungestört war, so muss ich die Möglichkeit, dass dieser Feuersteinschaber nachträglich an die Fundstelle (28 Fuss tief!) gelangt sei [1]), entschieden bestreiten.

Ein zweites Feuersteinwerkzeug von Thiede hat die Form eines sogenannten „Messers"; es bildet eine schmale, mit doppelter Rückenkante versehene Lamelle, welche aus einem mattgrauen, wenig glänzenden Feuersteine besteht (siehe Fig. 183—186).

An seiner Oberfläche haften einige kalkige Concretionen. Offenbar war das „Messer" ursprünglich um circa ein Drittel länger; es ist bei $d$ (Fig. 183) abgebrochen.

Ich fand das Stück, circa 18 Fuss tief unter der Oberfläche in der durchaus ungestörten Ablagerungsmasse der Ostwand des Gypsbruches, in der Nähe von Rhinocerosknochen und nicht weit von dem Fundpunkte des oben besprochenen Hyänenskeletes entfernt. Dass es ein menschliches Artefact sei, haben bisher Alle anerkannt, welche es in meiner Sammlung besichtigt haben.

Ausser diesen beiden Werkzeugen besitze ich noch eine Anzahl von Feuersteinlamellen aus denselben Ablagerungen, welche theils als „Messer", theils als Lanzenspitzen zu bezeichnen sind; ich habe sie sämmtlich in der Ostwand des Gypsbruches gefunden.

Endlich erwähne ich eine breite Feuersteinlamelle, welche Herr Dr. A. Wollemann vor circa 14 Jahren als damaliger Schüler des Gymnasiums in Wolfenbüttel, welcher meine Excursionen nach Thiede zeitweise mitmachte, circa 18 Fuss unter der Oberfläche in den Ablagerungen der Ostwand des Gypsbruches gefunden hat (siehe Fig. 187—189). Dieselbe befindet sich jetzt im hiesigen Museum für Völkerkunde; sie ist von mir in dem Sitzungsberichte der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 13. April 1889, S. 359 f., näher besprochen worden. Auch bei diesem

[1]) Da diese Ablagerungen vom Inneren des Gypsbruches aus terrassenförmig abgegraben werden, um zu den Gypsfelsen zu gelangen, so kann man sich sehr deutlich von der Ungestörtheit derselben überzeugen.

[1]) Von irgendwelcher Rutschung oder Umlagerung der umgebenden Ablagerungsmassen war nicht die geringste Spur zu sehen!

Stücke kann ein Zweifel weder an der Provenienz, noch daran, dass es ein Artefact ist, erhoben werden.

Als ferneren Beweis dafür, dass der Mensch schon existirte, als die oben genannten Thiere lebten und ihre Reste in den Ablagerungen der Ostwand des Gypsbruches eingebettet wurden, führe ich drei dem Riesenhirsche zugehörige Stücke an, nämlich: 1. den von mir in dem Sitzungsberichte der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 11. März 1882 beschriebenen und abgebildeten Riesenhirsch-Metatarsus, welcher eine verheilte (vernarbte) Wunde zeigt, und 2. zwei im Sitzungsberichte derselben Gesellschaft vom 21. Juni 1890 von mir beschriebene und abgebildete Stücke einer Riesenhirsch-Geweihstange, welche letztere offenbar von Menschenhand zunächst halb durchschnitten und demnächst durchgebrochen worden ist (Fig. 190 und 191).

Nach der Untersuchung, welche Herr Dr. Wollemann, der glückliche Finder des erwähnten Metatarsus, durch Zersägen des Knochens an der vernarbten Stelle vorgenommen hat[1]), ist es höchst wahrscheinlich, dass die betreffende Verwundung einst von Menschenhand durch einen Pfeilschuss oder Lanzenwurf hervorgebracht wurde, was ich von vorneherein vermuthet hatte[2]).

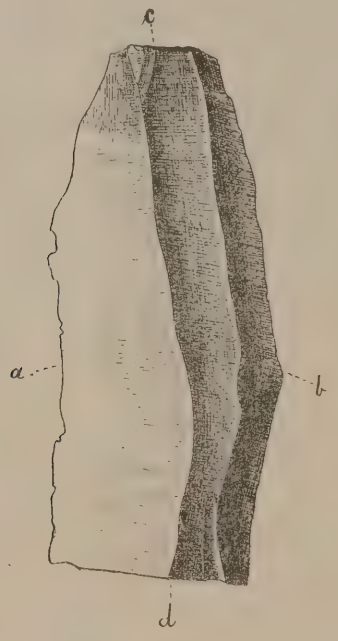



Fig. 183.

Fig. 184.

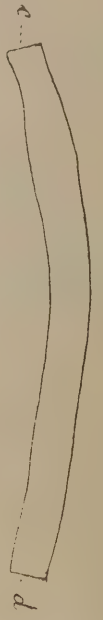



Fig. 185.

Fig. 186.

Fig. 183. Messerartige Feuersteinlamelle aus dem Diluvium des Thieder Gypsbruches, von der Rückenseite. — Fig. 184. Dieselbe von der Unterseite. — Fig. 185. Längsschnitt von *c*—*d*. — Fig. 186. Querschnitt von *a*—*b*. — Alle Figuren in natürlicher Grösse. (Vergl. Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, a. a. O., S. 361.)

Die beiden durch Fig. 190 und 191 angedeuteten Geweihstücke befinden sich in meinem Besitze; sie bilden einen Theil der reichen Ausbeute, welche ich am 8. und 9. April 1890 in Thiede erlangt und in

[1]) Siehe: Sitzungsbericht der Niederrheinischen Gesellschaft in Bonn vom 5. December 1887, S. 280.

[2]) Sitzungsbericht der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 11. März 1882. Vgl. auch die zugehörigen Bemerkungen Virchow's.

dem Sitzungsberichte der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 21. Juni 1890 beschrieben habe. Als ich sie erhielt, waren die Schnitt- respective Bruchflächen noch völlig vom Löss verhüllt; ich entdeckte die letzteren erst hier in Berlin beim Reinigen der Geweihstücke. Ich habe nicht den geringsten Grund, daran zu zweifeln, dass die betreffende Geweihstange im frischen Zustande vom Menschen bearbeitet worden ist, vermuthlich, um Griffe für Feuersteinwerkzeuge daraus herzustellen.

Fig. 187.

Fig. 188.

Fig. 189.

Fig. 187. Feuersteinlamelle (Lanzenspitze?) aus dem Diluvium des Thieder Gypsbruches, von der Rückenseite. — Fig. 188. Dieselbe von der flachen Unterseite. — Fig. 189. Querschnitt von $x$—$x'$. — Alle Figuren in natürlicher Grösse. (Vergl. Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, a. a. O., S. 360.)

Vielleicht ist auch ein Beckenfragment (Acetabulum mit angrenzenden Theilen) des Cervus euryceros, welches ich am 8. April 1890 bei Thiede zusammen mit den anderen Sachen gefunden habe, von Menschenhand in seine jetzige Form gebracht worden.

Auf die sonstigen Knochen und Geweihstücke, welche ich als vom Menschen zerschlagene betrachte, gehe ich hier nicht näher ein; dagegen möchte ich einige Bemerkungen über die Holzkohlen hinzufügen. Ich habe dieselben meistens nesterweise in dem Lösslehm gefunden, nicht aber etwa schichtweise ausgebreitet, wie man es erwarten sollte, wenn sie von einem Blitzschlage herrührten und durch begleitenden Gewitterregen verschwemmt wären. Wenn Steenstrup (a. a. O., S. 24) von dem Mammuth-Leichenfelde bei Cannstatt angibt, dass dort zahlreiche „Kohlenbrocken“, welche aus „Knochenkohle“ bestanden, gefunden worden seien, so kann ich dieses von Thiede nicht berichten; die dortigen Kohlenstücke bestanden aus richtiger Holzkohle, meist von Kiefernholz, wie die von mir conservirten Probestücke beweisen.

Das Resultat obiger Betrachtungen ist also, dass nach meiner Ueberzeugung die Steenstrup'sche Mammuth-Theorie auf die von mir untersuchten Ablagerungen im östlichen Theile des Thieder Gypsbruches nicht anwendbar erscheint, und dass ich keinen genügenden Grund habe, die Gleichzeitigkeit des Menschen mit der sogenannten Mammuthfauna,

namentlich mit Hyaena spelaea, für jene Fundstätte zu bezweifeln.

Dass die Mammuthzeit viel älter, d. h. viel weiter von unserer Zeit entfernt ist, als manche Forscher (z. B. Maska, Schaaffhausen) annehmen respective annahmen, darf man wohl als sicher bezeichnen! Von 4000—5000 Jahren kann da gar keine Rede sein! Man muss mindestens das Dreifache annehmen!

Auch die Beobachtungen, welche mein hochverehrter Freund Prof. Dr. K. Th. Liebe bei Untersuchung der Lindenthaler Hyänenhöhle un-

Fig. 190. Durchschnittene Geweihstange eines Cervus euryceros aus dem lössartigen Diluvium von Thiede bei Braunschweig. 1/4 der natürlichen Grösse. (Vergl. Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 21. Juni 1890, S. 365.)

Fig. 191. Schnitt- beziehungsweise Bruchfläche des einen Stückes der in Fig. 190 dargestellten Geweihstange. Schnitt und Bruch vom diluvialen Menschen herrührend. 2/3 der natürlichen Grösse.

weit Gera gemacht hat, sprechen offenbar für die Gleichzeitigkeit des Menschen mit Hyaena spelaea.

Indem ich auf die betreffenden Publicationen Liebe's verweise [1]), theile ich aus einem Privatbriefe desselben hierüber noch Folgendes mit; es heisst in diesem Briefe:

„Geschlagene Feuersteinwerkzeuge und -Waffen (abgebildet im „Jahresberichte der Gesellschaft von

[1]) Archiv für Anthropologie, Bd. IX, S. 155—172, und Jahresbericht der Gesellschaft von Freunden der Naturwissenschaft in Gera 1878.

Freunden der Naturwissenschaft in Gera" 1878) kamen hier (in der Lindenthaler Höhle) mit Hyaena spelaea und Ursus spelaeus auf dem Boden der Höhlenspalte so zusammen vor, dass eine gleichzeitige Einbettung zweifellos ist. Die dabei gefundenen Zähne von Elephantenkälbern etc. können ebensogut von den Hyänen herrühren, welche die Beute hereingeschleppt, wie von Menschen, Jägern, welche in der Höhle zeitweilig gehaust haben. Die seitlichen Nischen und Spalten, worin die Gewöllballen mit Resten der nordischen Arvicolen und Lemminge enthalten sind,

brauchen nicht gleichzeitig zu sein; sie können später mit diesen Resten ausgefüllt worden sein. Aber die Artefacte auf dem Boden der Höhle, welcher keinerlei Schichtung von Lehm, Culturschicht etc., sondern einfach nur Dolomitgrus und einige Steine zeigte, sind positiv von dem sonstigen Inhalte nicht zu trennen."

„Ferner fanden sich in diesem Lager auf dem Boden der Höhlenspalte aufgespaltene und quer durchgebrochene Röhrenknochen von Equus, Bos und Cervus in grosser Zahl; an eine spätere Einmischung der-

selben kann nach Lagerung und Erhaltungszustand nicht gedacht werden. Alle Schädel sind entzwei, ausser einem von Ursus spelaeus und einem von Hyaena spelaea. Ueber einem der Feuersteinstücke vorn in der Höhle lagen wohlerhaltene Ballen von Hyänenkoth, welche in der Geraer Sammlung aufbewahrt werden."

„Auf den beiden Terrassen vor der Höhle, welche wegen Auflagerung von Löss etc. und wegen etwas Schichtung weniger entscheidend sind, waren die Verhältnisse ganz entsprechend. Hier könnte man ja eine Umlagerung in späterer Zeit für möglich halten — in der Höhle selbst aber nicht. Letztere war sehr praktikabel und breit genug, auch ganz trocken. Die Dolomitfelsen am Boden (nach der Seite zu) waren durch den langjährigen Einfluss der Raubthiertritte vollständig polirt, soweit sie aus dem Grus hervorragten."

Uebrigens hat auch Dr. Kriz in Steinitz sich auf Grund seiner sorgsamen Ausgrabungen gegen die Steenstrup'sche Theorie [1]) und für die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuth ausgesprochen. Ebenso scheint Dr. Wankel jetzt von seiner zeitweise gehegten Anerkennung der Steenstrup'schen Theorie in Bezug auf seine Funde in den Slouper Höhlen zurückgekommen zu sein (Vergl. Wankel, „Die prähistorische Jagd in Mähren", Olmütz 1892).

Auch die Untersuchungen, welche Dr. Eberhard Fraas kürzlich in Württemberg ausgeführt hat, sprechen für die Gleichzeitigkeit des Menschen mit der Mammuth-Fauna.

Ich erwähne schliesslich, dass namentlich in Frankreich viele Funde gemacht worden sind, welche mit der Steenstrup'schen Theorie kaum in Harmonie gebracht werden können.

In welchem Verhältnisse die Mammuthreste von Thiede und die sie begleitenden Fundobjecte zu der Interglacialzeit (beziehungsweise zu den Interglacialzeiten) stehen, müssen zukünftige Untersuchungen noch feststellen. Wenn es in unseren Gegenden zwei Interglacialzeiten gegeben hat, so sind jene Funde wahrscheinlich der zweiten (letzten) Interglacialzeit zuzurechnen.

[1]) D. h. gegen die aus den Predmoster Funden gezogenen allgemeinen Schlüsse. Siehe: M. Kriz, Die Höhlen in den mährischen Devonkalken und ihre Vorzeit (Jahrbuch der geologischen Reichsanstalt in Wien, Bd. XLI, S. 609 ff.).

# Literaturberichte.

23, 24.

**Dörpfeld, W.: Die neuen Ausgrabungen in Troja.** (Mittheilungen des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts. Athen. Abtheilung, Bd. XVIII, S. 199—205.)

**Brückner, A. und Pernice, E.: Ein attischer Friedhof.** (Ebenda, S. 73—191. Mit 5 Tafeln.)

Wir berichten im Nachfolgenden über zwei hervorragend wichtige Ausgrabungen, welche auf Hissarlik und bei Athen gemacht worden sind, und worüber die ersten Anzeigen im jüngst erschienenen Hefte der „Athenischen Mittheilungen" vorliegen. Möge es gestattet sein, im Interesse unserer Leser darüber ausführlicher und in etwas anderer Form zu referiren, als es in einer den Alterthümern der classischen Länder ausschliesslich gewidmeten Zeitschrift nöthig wäre.

Schon in einem Vortrage über die Ergebnisse von Schliemann's letzter Ausgrabung auf Hissarlik (März bis Juli 1890) in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, 1893, S. 136 ff., verweist A. Brückner auf den grellen Gegensatz zwischen der Urthümlichkeit der zweitältesten, von Schliemann für die homerische Ilias gehaltenen Stadt und dem hohen Glanz und der künstlerischen Vollendung der mykenischen Funde. Allein bereits die Grabungen von 1890, die letzten von Schliemann selbst geleiteten, führten zur Erkenntniss einer anderen Schicht, die mit mehr Recht als die homerische Stadtburg angesehen werden kann. Im Südwesten des altbekannten Ruinenhügels sind 13 m hohe Schuttwände weggeräumt worden, in welchen sieben Ansiedlungen verschiedener Zeiträume ihre über einander liegenden Reste zurückgelassen haben. Die drei untersten Schichten sind prähistorisch (mit Funden, die im wesentlichen den Charakter der sogenannten „zweiten Stadt" an sich tragen), die drei obersten hellenistisch und römisch, die vierte, mittelste ist, nach der Keramik beurtheilt, mykenisch und enthielt die Fundamente eines Palastes oder Tempels von 20 m Länge aus 1·60 m starken Steinblockmauern.

Diese Stadt blühte im XIV. bis XIII. Jahrhundert v. Chr., ihre Bewohner besassen importirte „mykenische" Waaren (1 Bügelkanne, 1 Krateruntersatz, Porzellan- und Alabasterfabrikate. Die mykenische Keramik steht der gleichzeitigen, monochromen, troischen fremdartig gegenüber; der Beifall, den sie fand, äussert sich nicht nur in der Einfuhr farbiger Stücke, sondern auch in der Nachbilduug derselben. Daneben behaupteten sich aber zum Theile die alten localen Formen.

Dieser Ansiedlung — so erkannte man — würde methodisch nachzugehen sein, wenn man im Sinne des verewigten Troja-Erforschers die Burg jenes Herrschers finden wollte, der mit dem goldreichen König von Mykenä bis zur Zerstörung seines Reiches Krieg geführt hat. Wenn auch die Bollwerke von den Griechen zerstört und später vielfach als Steinbruch benützt worden sind, so müsse sich doch die Ausdehnung dieser Burg an den Ueberresten der Ringmauer, welche sie sicher besass, feststellen lassen.

Diese Vorhersagungen sind eingetroffen. In seinem vorläufigen Berichte über die Grabungen vom Mai bis Juli 1893 constatirt Dörpfeld zunächst, dass sich bei Schliemann's letzten Arbeiten die Zahl der Ansiedlungsschichten auf neun vermehrt habe, indem sich zwischen die sechste und siebente eine altgriechische und eine spätgriechische „Stadt" einschob.

Ausserdem erwies sich die sechste (Schliemann's „lydische") Schicht als mykenisch und hat sich nunmehr auch als die stattlichste Burganlage herausgestellt, welche in vorrömischer Zeit auf Hissarlik stand. Man fand die Reste von sieben grossen Gebäuden, zum Theile vom Grundrisse der altgriechischen Tempel und der Megara von Tiryns und Mykenä, aber noch besser abgemessen und ausgeführt. Mindestens ebensoviele Bauwerke werden noch unter der Erde liegen. Am auffallendsten ist ein in der Mitte der Burg gelegener Bau (Tempel), der einen Saal von 9 m Breite und 11·5 m Länge darstellt und durch drei hölzerne Säulen in zwei Schiffe getheilt war.

Die Festungsmauer ist 5 m stark und gegenwärtig noch mehrere Meter hoch, aus grossen Steinen erbaut, mit einem 18 m starken Thurm an der Nordostecke, der noch 8 m hoch ist und eine Treppe enthält.

Zweifellos ist dies die homerische Pergamos. Sie ist etwa gleich gross wie Tiryns und Mykenä und doppelt so ausgedehnt, als die Burg der zweiten Stadt. Ihre Höhe über der Ebene beträgt 28 m. Diese Akropolis ist sonach ebenbürtig denen von Tiryns und Mykenä, und mit Recht findet Dörpfeld, dass sie es wohl verdienen mochte, von Homer besungen zu werden. Mit grosser Wahrscheinlichkeit ist die Existenz einer gleichzeitigen Unterstadt anzunehmen. Etwa einen Kilometer südlich von der Burg sind mykenische Scherben mit vielen „lydischen", d. h. localen, zusammen gefunden worden, dabei auch zahlreiche jüngere Gräber, und in einem derselben eine der Keramik der sechsten Stadt entsprechende Urne mit Leichenbrand (der homerischen Bestattungsweise).

Dörpfeld meint, dass die Burg der zweiten Schicht, die sogenannte „verbrannte Stadt", mit Rücksicht auf die Zeitdauer, welche wir der dritten bis sechsten Stadt einräumen müssen, in das III. Jahrtausend hinaufzurücken sein werde und dass sie demnach aus einer Zeit stamme, aus der wir in Europa keine annähernd gleichalterige ähnliche Anlage kennen. Mit dieser absolut chronologischen Folgerung möchten wir lieber noch zuwarten. Der Boden von Hissarlik scheint so ergiebig an Umwälzungen durch Feuer und Schwert, dass die einander culturhistorisch so ähnlichen „Städte" zwei bis fünf sehr rasch aufeinander gefolgt sein können.

Auch die berühmten trojanischen Tumuli (Heroengräber) dürfen nach Dörpfeld in die mykenische oder die eigentlich classische Zeit der Troas gesetzt werden; denn in den meisten finden sich einheimische Gefässscherben gleich denen der sechsten Stadt.

Wir geben nachstehend das Schema der Schichten von Hissarlik nach Dörpfeld mit theilweiser Ergänzung durch die culturhistorischen Züge, durch welche Montelius (Die Bronzezeit im Orient und in Griechenland. [Arch. f. Anthr., XXI, 1892/3, S. 1—40]) dieselben näher charakterisirt.

**I. Vormykenische oder prähistorische Schichten.**

*a)* Uralte Ansiedlung = erste Schicht (nur ein kleiner Theil untersucht). Kein Eisen und keine Bronze, aber Kupfer und Stein. Thongefässe sehr primitiv, mit eingeritzten, weiss ausgefüllten Linien.

*b)* Stattliche Burganlage mit Wohnhäusern, Burgmauern, Thürmen und Thoren = zweite Schicht oder „verbrannte Stadt" (zeigt drei Bauperioden und bildet circa ein Drittel der ganzen Schuttmasse). Bronze- und Steinwaffen, aber noch keine bemalten Thongefässe. Blühte nach Dörpfeld im III. Jahrtausend v. Chr.

*c)* Drei unbedeutende Ansiedlungen nacheinander über den verbrannten Ruinen der zweiten Schicht = dritte bis fünfte Schicht. Bronze und Stein etc. wie in *b)*. Würden nach Dörpfeld etwa die erste Hälfte des II. Jahrtausends v. Chr. füllen.

**II. Die mykenische Schicht oder die homerische Pergamos = sechste Schicht.**

Noch kein Eisen. Bronze- und Steinwaffen. Bemalte Thongefässe.

**III. Die nachmykenischen Schichten.**

*a)* Archaische Wohnhäuser = siebente Schicht. Eisen und bemalte Thongefässe.

*b)* Griechisch-hellenistische Wohnhäuser = achte Schicht.

*c)* Stattliche römische Bauwerke = neunte Schicht.

Wir fügen in Kürze nach Montelius (a. a. O.) einige Daten hinzu, welche hauptsächlich den Prähistoriker angehen. Die jetzt in ihrem Anspruch auf poetische Verherrlichung depossedirte „zweite Stadt" (vixere fortes ante Agamemnona) enthielt bronzene Flachbeile und gelochte Aexte mit gegensinniger Doppelschneide, Meissel, Messer und Dolche (zum Theile gleich den kyprischen), keine Lanzenspitzen, keine Schwerter. Die Bronze ist wirkliche Bronze, aber zinnarm (3—8·6 %), also sehr alterthümlich. Aus Bronze sind auch Gefässe und Schmucksachen: Nadeln, Fingerringe, aber keine Fibeln, die hier und in den vier folgenden Städten fehlen. Gleiches ist aus Gold und Silber in „Schatzfunden" erhalten, darunter einige mit aufgelegten Spiralen verzierte Goldsachen, die aber im „Grossen Schatze" fehlen, also vielleicht jünger sind.

Die Thongefässe sind zum Theile Gesichtsurnen, zum Theile Henkelflaschen mit schräg emporlaufender Mündung wie in Cypern. Elfenbein, Glas, Carneol und ägyptisches Porzellan sind vorhanden; Bernstein fehlt.

Die dritte bis fünfte „Stadt" waren nur kleine Dörfer; die sechste gehörte dem Ende der Bronzezeit an. Eisen fehlt, Stein ist noch häufig in Waffen und Werkzeugen; die Bronze zeigt zum Theile andere Formen als früher. Es erscheinen vier Doppeläxte gleich den älteren, daneben Lanzenspitzen mit Düllen, Pfeilspitzen mit Widerhaken und langer Angel und stark gekrümmte Messer, Typen der späteren Mykenä-Zeit. Die Thongefässe sind zum Theile monochrom, zum Theile bemalt, erstere locale Fabrikation, letztere Import aus Griechenland.

Montelius theilt die Bronzezeit im Orient und in Griechenland in vier oder, wenn man die zwei Unterstufen der dritten Periode berücksichtigt, in sechs Perioden. Jeder unbefangene Leser seiner verdienstlichen Uebersicht und Gruppirung der ältesten Fundschichten muss bemerken, dass das Material in diesem weiten Gebiete noch etwas zu mager ist, um so feste und sichere Schlüsse darauf zu bauen. Es ist die Anwendung eines im Norden und in Italien erprobten Principes auf einen in gewisser Hinsicht noch recht fundarmen Länderraum. Für „Bronzezeit IV", welcher ausser der sechsten Stadt von Hissarlik die Grabkammern von Vaphio, Mykenä, Nauplia, Menidi, Spata, Jalysos u. a., die Paläste von Mykenä und Tiryns und die unterste Schichte der Akropolis von Athen angehören, concedirt Montelius einige eiserne Fingerringe (gegen das Ende der Periode), im Uebrigen Schwerter, Aexte mit Schaftloch, Fibeln, späte („unechte") Spiral-Ornamente, Thongefässe mit Firnissmalerei der zweiten Manier des dritten Stiles (häufig Bügelkannen). Sie blühte nach den Daten ägyptischer Parallelstücke um 1400 v. Chr., aber nicht mehr sehr lange nachher; denn das Eisen muss lange vor 1000 in Griechenland allgemein gebraucht worden sein, da es unter Ramses II. (XIII. Jahrhundert) in Aegypten bekannt war und also in Griechenland nicht unbekannt sein konnte. Das Schwert und die Axt kamen vielleicht aus Norden nach Griechenland (?) und auf demselben Wege mochte in der ersten Eisenzeit (Dipylonperiode) auch die nordische Sitte der Leichenverbrennung in Hellas eingedrungen sein.

Mit dem Ergebniss der beiden letzten Ausgrabungen auf Hissarlik wird die trojanische Frage, wenigstens in der Auffassung, welche uns Schliemann als ein edles Vermächtniss hinterlassen, zu einem Theil der mykenischen Frage und participirt an den Schicksalen der letzteren. Was nun die mykenische Frage betrifft, so erhält ein unbefangener Zuseher des Processes, der sich da abspielt, den Eindruck einer Exemplification des Satzes: „Der Wunsch ist des Gedankens Vater." In rücksichtslosester Weise ist bekanntlich Schliemann deductiv verfahren; aber auch die gelehrte Thätigkeit, welche seinen Funden jetzt gewidmet wird, ist von der Vorstellung beherrscht, dass es am schönsten und fördersamsten wäre, wenn griechischer Geist aus jenen langverhüllten Zeugnissen zu uns spräche. Kann das gezeigt werden — erst dann sind sie wirklich erworbenes Gut, sonst nur hinderliche Erbstücke. So hat in einem schwungvollen Vortrage zuletzt auf dem Wiener Congresse der Philologen und Schulmänner Prof. Dr. Emil Reisch aus Innsbruck die mykenische Frage behandelt; allein auch die Vertreter entgegengesetzter Ansichten, Prof. Dümmler aus Basel und Prof. Studniczka aus Freiburg, sind in kurzen Erwiderungen zu Worte gekommen. Reisch fasst die mykenische Cultur als eine Phase des griechischen Volkslebens auf; Dümmler gibt zu, dass, seit Köhler jene Cultur den Karern zugeschrieben, durch neue Funde mancher Gegensatz zwischen Griechisch und Mykenisch gemildert worden sei, sowie dass unter den Trägern der mykenischen Cultur jedenfalls auch bereits Griechen waren, doch sei diese ihrer Herkunft nach jeden-

falls ungriechisch und wenigstens vorläufig vorsichtiger von der griechischen Culturgeschichte auszuschliessen. Studniczka räumt ebenfalls ein, dass sich der Gegensatz zwischen mykenischer und hellenischer Sitte stark reducirt habe, betont aber, dass sich die mykenische Cultur immer noch zu sehr als eine Mischung nichthellenischer Elemente erweise, um ihre Ausbildung bei einem hellenischen Stamme für sicher halten zu können. Auch die hellenische Nationalität der kretischen Macht des Minos — die Vermuthung, dass Kreta der Ausgangspunkt der mykenischen Cultur sei, hält Reisch für berechtigt — sei nicht unzweifelhaft.

Wir, in der Prähistorie, sind daran gewöhnt und ertragen es leichter, den Namen und damit die sprachliche Zugehörigkeit und sonstige Geistesrichtung eines Volkes nicht zu kennen, von dem uns reiche Fundschichten überliefert sind. Ja, wir bescheiden uns, nicht einmal von einem Volke zu sprechen, wenn auch mehrere Völker und Völkertheile in Betracht kommen, wenn es sich einfach nur um ein Culturganzes handelt, nicht um ethnische Einheiten. Gleich im benachbarten Italien steht mit der Cultur der Terramaren, noch eclatanter mit der Villanova-Cultur eine solche Frage vor uns, die besser vorläufig nicht als Frage behandelt würde. Die Villanova-Stufe Mittelitaliens gehört, wenn man nicht der Ansicht v. Duhns über die Herkunft der Etrusker beipflichtet, sicher schon, wenigstens zum Theile, den Etruskern. Aber wer würde sie nach den späteren, specifisch etruskischen Arbeiten als etruskisch erkennen, wenn sie uns nicht auf dem Boden entgegenträte, wo dieses Volk später ausgeprägte Zeugnisse seiner Eigenart zurückgelassen hat? Ebenso steht es in Griechenland mit der mykenischen Cultur. Die Continuität der Entwicklung, welche man jetzt in Griechenland, wie in Italien, so eifrig nachzuweisen bemüht ist, kann nur lehren, dass die Existenz des betreffenden Volkes oder eines Theiles desselben in so hohe Zeit hinaufreicht, wie die fraglichen, weil stumm überlieferten, culturgeschichtlichen Erscheinungen.

Man geht aber weit darüber hinaus. Furtwängler und Löschcke (Mykenische Vasen, vorhellenische Thongefässe aus dem Gebiete des Mittelmeeres, Berlin 1886) meinen, man möge die mykenischen Alterthümer vorhellenisch nennen — ungriechisch seien sie nicht. Besonders die Keramik mit Firnissmalerei wird als peloponnesisch griechisch und die Argolis als das Mutterland derselben in Anspruch genommen. Die Arbeit auf der Drehscheibe und die Bemalung statt der plastischen oder geritzten Verzierung hätten die Griechen von Karern oder Phönikern gelernt; aber die Vasen mit Firnissmalerei seien sämmtlich an einem Orte gefertigt und von dort verbreitet worden, wie später die korinthischen und noch später die attischen Thongefässe. Ihre Ornamentik sei eine autochthone, naturalistische; zu ihren Meerthieren, Pflanzen und Spiralen nimmt sie Vierfüssler, Vögel, Menschen auf, nicht aber Greife, Sphinxe, Löwen. So zeigt sie sich, während die Glas- und Goldornamentik direct oder indirect aus Aegypten und Asien neue Elemente einführt, unberührt von Cultur und Luxus des Orients, aber beseelt von rastlosem Sinne für Beobachtung der organischen Natur. Ausser Thongefässen seien aber auch eingelegte Schwerter und einachere Klingen, wahrscheinlich auch Schmucksachen, nach verschiedenen Punkten der griechischen und ungriechischen Welt (Thera, Rhodos, Kerkyra) verbreitet worden. Der mykenische Vasenexport umfasste Rhodos, Thera, Kreta, Kypern, Aegypten, Kleinasien, Attika, Megara, Böotien, Phokis, Nordgriechenland, den Peloponnes, Sicilien, das italische Festland und Sardinien.

Das Ende der mykenischen Cultur sei durch das Aufkommen des Dipylonstiles bezeichnet. Dieser ist gleichzeitig dem vierten oder letzten mykenischen Vasenstil. Er tritt fertig, sogar greisenhaft erstarrt hervor. Vermuthlich sei während der Herrschaft des dritten Stiles ein dorischer Stamm hereingebrochen, der sich noch nicht lange über die Culturstufe der mitteleuropäischen Bronzezeit erhoben habe und ausser einfacher Gravirarbeit in Knochen und Metall nur die Weberei in conventionellen, stilistisch consequent entwickelten Mustern verstand Von den Mykenäern hätten die Dorier Thongefässtechnik, Firnissmalerei und einzelne Motive gelernt, und vielleicht habe die Dipylonvasen-Fabrikation schon in Argos begonnen. In der bewegten Zeit nach der dorischen Wanderung (X. Jahrhundert) habe sich der Geschmack vom reinen Ornament abgewendet — man wollte Thaten sehen.

Dieses Culturgemälde erinnert einigermassen an den bekannten Versuch, eine autochthone, auch künstlerisch nicht unbedeutende Cultur der ersten Eisenzeit in den Alpenländern zu constatiren und an die jetzt herrschende Ansicht von der circumpadanischen Herkunft der mittelitalischen Villanova-Stufe. Gewisse Aufstellungen gleichen einander, weil uns wiederholt die räumlich näher liegenden Wirkungen früher bekannt werden, als die entfernteren Ursachen. Sollte nicht das plötzliche Hervortreten der Erscheinungen (darunter sogar „greisenhaft erstarrter"), die Hauptschwierigkeit für die Annahme sonst wohlerwogener Folgerungen, zur Vorsicht mahnen?

Doch es ist Zeit, auf den „attischen Friedhof" zu kommen, der in die Dipylonzeit zurückreicht und dessen älteste Funde sich passend im Zusammenhange mit den bisherigen Betrachtungen besprechen lassen. Dank dem Entschlusse der griechischen Generalephorie der Alterthümer, nach dem Abschlusse der Ausgrabungen auf der Akropolis in grösserem Umfange und mit genauerer Beobachtung als bisher Gräberstätten aufzudecken, kam es 1891 zur Untersuchung eines ausgedehnten Grundstückes im Nordwesten von Athen, wo schon früher reiche und zum Theile sehr alte Gräber blossgelegt worden waren. Es lag da, nordöstlich vom Dipylon, dicht vor der themistokleischen Stadtmauer, welche den äusseren vom inneren Kerameikos schied, ein weites Todtenfeld, das schon 300 Jahre vor jenem Mauerbau in Benützung stand. Wahrscheinlich liegen in dem 300 m breiten Zwischenraum zwischen diesem Friedhof und dem Dipylon noch mehr solche Gräber und vielleicht ging die ganze Nekropole in der Dipylonzeit noch weiter nach Osten und Westen. Der Friedhof selbst bestimmt den Zug der Stadtmauer und jenseits des ersteren erhob sich in der Folge ein neues Quartier, der äussere Kerameikos. Mündlicher Nachricht zufolge soll in einem der dortigen Gräber früher sogar eine mykenische Bügelkanne gefunden worden sein. Später sind so alte Gräber nicht mehr bekannt geworden.

Beschrieben werden 231 Gräber, davon 19 aus der Dipylonzeit; der Rest gehört (bis auf 5—10 der obersten Schicht) dem VI. bis IV. Jahrhundert an, meist dem V. und IV., denn streng schwarzfigurige Vasen sind selten. Nach der Dipylonzeit scheint also der Friedhof nur wenig und erst

nach der Errichtung der themistokleischen Mauer wieder stärker benützt worden zu sein. Die Dipylongräber wurden in späterer Zeit rücksichtslos umgewühlt, da der Boden kostbar war; aber auch von den späteren Gräbern ist oft eines in's andere gebaut. Die Dipylongräber sind mit Ausnahme eines einzigen (III, Bronzeurne mit calcinirten Knochen, Grabgrösse übrigens gleich den übrigen) Skeletgräber. Eines darunter (I) enthielt die grösste aller bisher bekannten Dipylonvasen, vielleicht überhaupt das grösste aller bemalten Thongefässe, ein 1·80 m hohes Stück mit der stattlichsten Darstellung vom Leichengepränge jener Zeit. An Beigaben erscheinen ausser Thongefässen: Eisenwaffen, und zwar die auch in den Vasenbildern dieser Zeit dargestellte typische Ausrüstung, bestehend aus Dolch, Schwert und 2 Lanzen, gestanzte Golddiademe, Knochenschnitzereien (Beschläge von Kästchen, wohl aus einem Frauengrabe), dann in einem besonders reichen Grabe (XIII) neben 7 Gefässen: 6 nackte weibliche Figuren aus Elfenbein, stehend, 6—25 cm hoch, zum Theile mit Eisenstiften genietet, im Stile der Dipylonvasen, also wohl die ältesten bekannten Erzeugnisse der attischen Bildschnitzerkunst, 3 Löwen aus ägyptischem Porzellan mit Hieroglyphen aus der Zeit der saïtischen Könige und einige zum Einlegen bestimmte, gesägte Knochenornamente. Thierknochen von Opfern wurden mehrfach beobachtet. Zweimal waren die Leichen in liegenden grossen Vorrathsgefässen (Pithoi) beerdigt; Grab VIII ein Kindergrab und Grab XIX mit 1·40 m hohem, 82 cm breitem Pithos für die zusammengeschobene („hockende") Leiche eines Erwachsenen.

Brückner und Pernice heben vor Allem den einheitlichen Charakter der Thongefässe hervor, welche sämmtlich der früher „pelasgisch" genannten Art angehören. Es fehlen die von Böhlau (Jahrbuch 1887, S. 33—66) behandelten „frühattischen Vasen", welche die Lücke zwischen den Dipylongefässen und der zusammenhängenden jüngeren, etwa mit der bekannten François-Vase beginnenden Entwicklungsreihe ausfüllen, ebenso natürlich die späteren schwarzfigurigen Gefässe, und die Ansicht Helbig's, Löschcke's u. A., dass Dipylonvasen in Athen noch während des VII. und VI. Jahrhunderts in Gebrauch gestanden seien, verliert ihre Geltung. Kroker (Jahrbuch 1886, S. 106—113) u. A., auch E. Curtius, setzen die Dipylonvasen in die zweite Hälfte des VII. Jahrhunderts; dann müsste die ganze stufenweise Entwicklung bis zur pisistratischen Periode in 120 Jahren vor sich gegangen sein. Gegen diese unwahrscheinliche Annahme wollen Brückner und Pernice wenigstens das VII. Jahrhundert noch von den geometrischen Vasen freihalten [1]).

Trotz des erwähnten einheitlichen Charakters der Dipylonkeramik in den jüngst entdeckten Gräbern, sondert sich von den eben gedachten bemalten Vasen eine nach Form und Verzierung abweichende kleine Gruppe zierlicher, monochromer, im Schmauchfeuer gebrannter Thongefässe, welche nach der schon durch die mykenische Keramik erfolgten Verdrängung der monochromen Technik eine seltsame Erscheinung bilden. Sie vertreten offenbar die Technik der Vorfahren der Dipylontöpfer zu einer Zeit, wo sie sich noch nicht mykenischen Mustern angenähert. Hieher gehören die Warzen — auch an Dipylonhydrien — die plastisch angesetzten Thiere u. s. w. Ein auf Salamis mit bemalten Dipylonvasen gefundenes Gefäss, welches die Verfasser, als dieser wichtigen Classe angehörig, abbilden, hat Buckelchen an der Schulter, verticale, gerade und Zickzackstreifen am Körper, oben herumlaufende Zickzacklinien, doppelten Hals mit Kleeblattmündungen und auf dem oberen Ansatze des strickförmig gedrehten Doppelhenkels die Figur eines Pferdchens, also eine Reihe echt prähistorischer, hoch alterthümlicher Merkmale, die lebhaft an den Stil der ersten Eisenzeit in Mitteleuropa erinnern. Vielleicht, meinen die Autoren, rührt auch die Geradlinigkeit der gemalten Dipylonornamente von der vor der Bemalung geübten Ritztechnik her. Von den grossen Pithoi, die als Särge gedient haben, ist der aus Grab VIII blos mit eingeritzten Ornamenten (einem gestrichelten, mäanderartig auf- und niedersteigenden Bande, in dessen Viereckfeldern Hakenkreuze eingezeichnet sind), der aus Grab XIX mit theils gepressten, theils geritzten Ornamenten (drei Umlaufsbändern mit tangential verbundenen Spiralen und einem einfachen, geradlinigen Muster) verziert.

Die Mannigfaltigkeit an Thongeschirr veranschaulicht den ganzen Hausrath einer Familie aus der Dipylonzeit. Grosse Vorrathsgefässe haben als Särge dienen müssen. Russgeschwärzte Töpfe in Kindergräbern werden mit der Speise, die in ihnen gekocht war, beigesetzt sein. Zum Tafelgebrauche dienten die weiten, niedrigen Töpfe, welche fast in keinem Grabe fehlen. Schalen, Tassen und Becher der verschiedensten Formen sind gewiss Trinkgeschirre; dazu gehörten Kanne, Krater und Amphora. Oelfläschchen und Büchsen waren zum Toilettegebrauch beigegeben. Alles, was auf den Speisetisch oder in seine Nähe gehört, besteht aus feinem, braunem Dipylonthon und ist über und über, wenn auch meist nur ornamental, bemalt. Kochgeschirr ist unverziert und aus grobem, ungereinigtem Thon. Die figurale Malerei beschränkt sich auf Vorgänge, welche mit der besonderen Verwendung des Gefässes in engster Beziehung stehen. Vier Gräber enthielten je eine aufrechtstehende, besonders reich bemalte Hydria, welche Brückner und Pernice als Lutrophoros, als Badegefäss, deuten. Also auch das Bad wurde den Verstorbenen mitgegeben, vielleicht nur den Unverheirateten (das Brautbad).

Unter den nicht keramischen Beigaben sind nur die Porzellanfigürchen sicher importirt. Die Eisenschwerter zeigen bekannte Formen mit breiter (die Form des Griffes und des Knaufes vorbildender), gerandeter Griffzunge. Gerandete Griffzungen mit Nietlöchern für die Schalen und mit kurzen Parirstangen haben die Eisendolche. Trotz des theilweise abweichenden Stiles werden auch die gestanzten Golddiademe attische Arbeit sein; denn es finden sich auf ihnen echte Dipylonmuster. Es scheint aber, dass die Zunft der attischen Goldschmiede, vorgeschrittener als die der Vasenmaler, bereits die orientalischen Muster aufgenommen hatte; demnach würden diese Dipylongräber wohl dem jüngsten

[1]) Gegen Kroker's, auf die Schiffsbilder der Dipylonvasen gestützte Datirung siehe: Pernice, Athen. Mittheilungen, XVII, S. 285 - 306. Derselbe erblickt, ebenda S. 205 f. in einer bei den Ausgrabungen in der Piräusstrasse in Athen gewonnenen geometrischen Vase besonderer Art eine Uebergangsstufe zwischen den Dipylongefässen und Böhlau's „frühattischen Vasen". Für den attischen Ursprung der ersteren ist schon Kroker energisch eingetreten, und Pernice folgert nun: „Entweder sind Dipylonvasen, unser Kessel (das Gefäss l. c., Taf. X), und frühattische Vasen insgesammt nicht attischer oder insgesammt attischer Herkunft. Welcher Schluss der richtige ist, braucht nicht gesagt zu werden."

Abschnitte der geometrischen Periode (um 700) angehören. Bemerkenswerth ist das Fehlen bronzener Schmucksachen, an denen viele Nekropolen im Alpen- und Donaugebiete und in Italien so reich sind. Solcher Schmuck geht in den auch sonst sparsamen attischen Gräbern nicht über ein paar Fibeln hinaus — hier fehlt er sogar ganz –, während in Böotien, das die Todten allezeit mit grösserem Prunk ausstattete, im einzelnen Grabe Bronzefibeln in grosser Zahl beisammen und dabei noch anderer Bronzeschmuck neben geometrischen Vasen gefunden werden. (Fibeln aus Gräbern der geometrischen Periode siehe bei Studniczka, Athen, Mittheilungen, XII, S. 14; über Böotien: Böhlau, Jahrbuch, III, S. 361; Arch. Anz. 1891, S. 124, Nr. 12.) Das ist Kargheit, wenn man will, Nüchternheit, aber man fühlte doch noch, was dem Todten gebühre und im Jenseits zugute kommen sollte. „Noch wird der Mann mit seinen Waffen beerdigt; — wir wüssten kein späteres attisches Grab, in welchem Waffen gefunden worden wären." Die Knochen vom Stieropfer (πρόσφαγμα), welches erst Solon verbot, finden sich noch und zeugen mit allem Anderen von der frischen Ursprünglichkeit des Todtencultus.

Nur ein Grab war, wie erwähnt, ein Brandgrab. Auch die griechischen Localantiquare wollen keine vorgeschichtlichen Brandgräber kennen. Helbig (Das homerische Epos, 2. Auflage, S. 75), welchem Andere gefolgt sind, nimmt dagegen an, dass in den Dipylongräbern der jüngere Gebrauch der Verbrennung vorherrsche. Aber Gustav Hirschfeld (Ann 1872, S. 135, 167), auf den sich Helbig stützt, meint nur, dass in der Dipylonzeit unterschiedslos beerdigt und verbrannt worden sei. Brückner und Pernice kennen kein zweites Brandgrab aus dieser Zeit. Bei den Ausgrabungen solcher Gräber in Eleusis wurde von Philios (Ἐφημ. αρχ. 1889, S. 186) Beerdigung als der vorherrschende Gebrauch beobachtet; nur ein bis zwei Gräber enthielten sicher Leichenbrand. In anderen Fällen sei nachträgliche Verbrennung der Leichenreste anzunehmen, als man den Boden wieder belegte und den älteren Inhaber des Grabes unschädlich machen wollte. Bückner und Pernice vermuthen, dass die Griechen überhaupt auf diese Weise zur Leichenverbrennung gekommen seien; sie stützen sich auf E. Rode's Ansicht, dass die Zeit Homer's den Leichenbrand pflegte, weil sie durch die Gewalt des Feuers die Geister in die Tiefe bannen wollte, um von ihrem Wirken erlöst zu sein.

Die Gräber waren ursprünglich kaum über 2 m tief und besassen häufig bankartig umlaufende Auflager für Balkendecken, welche die Gefässe schützten und, wie es scheint, bemalt gewesen sind. Sonst ist die Leiche, wenn sie nicht in einem Thongefäss geborgen war, mit Steinen umstellt oder in die blosse Erde gebettet. Särge kommen nicht vor. Die Leiche wurde auf dem Ruhebette hinausgetragen; am Grabe wurden Brandopfer dargebracht. Ueber dem geschlossenen Flachgrabe wurde in einer Grube die Grabvase aufgestellt (Attika, Böotien, Kypern); diese diente als Grabmal, zum Schmucke und für die Grabspenden. Diese Denkmale sind zuweilen nur geometrisch verziert, wie auch einige mykenische Grabstelen, häufiger war auf denselben die πρόθεσις und die ἐκφορά in aller Ausführlichkeit gemalt, dazu im unteren Streifen Schiffskämpfe, ein passendes Emblem für eine Zeit, in welcher sich die attische Bürgerschaft als reisige Flottenmannschaft darstellte. Denn dieselbe war vor Solon in Naukrarien getheilt, in ihnen geschah das Aufgebot der wehrfähigen Mannschaft: Kriegsvolk und Rudermannschaft sind identisch wie bei Homer. „Und wie nun das Reiterbild auf den Stelen des VI. Jahrhunderts hinweist auf den ritterlichen Stand des Verstorbenen, so werden ähnlich die Schiffskämpfe auf den zwei Jahrhunderte älteren Grabmälern bezeugen, dass die Bürger, deren Grab so geziert ist, ihre Wehrpflicht in den Naukrarien erfüllt haben."

Ausser den Vasen kommen auch rohe, inschriftlose Stelen als Grabmäler vor. Das Epos erfordert Stele und Grabhügel; aber der letztere fehlt. Die vorgefundenen Tumuli stammen aus jüngerer Zeit mit häufiger Verbrennung. Und was erstere betrifft, so hatte offenbar der Steinmetz noch nicht die Form gefunden, welche der Aufgabe entsprach. — Die Grabmalvasen sind ursprünglich natürlich nicht der Bilder, sondern der Form wegen auf's Grab gesetzt worden. Sie standen tief in der Grube, bestimmt, die Todtenspenden aufzunehmen und waren deshalb unten durchbohrt, der Fuss hohl, damit die Spende ungehindert in's Erdreich, zur Wohnstätte der Todten hinabrinne. So wurden die Abgeschiedenen über die Bestattung hinaus gepflegt — ein von der Völkerkunde vielfach bezeugter Brauch — in dem festen Glauben, dass die Unterirdischen durch Speise und Trank fort und fort zu befriedigen seien. Das ist nicht homerische Lehre, sondern ältere Sitte und Ueberzeugung. Erst später, in der Zeit der Ablösung des geometrischen durch den orientalisirenden Stil finden wir in Attika die Todtensitte in Kraft, welche den Schilderungen und Anschauungen des Epos entspricht.

**M. Hoernes.**

25.

**Much, Dr. Matthäus: Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältniss zur Cultur der Indogermanen.** Mit 112 Abbildungen im Texte. Zweite, vollständig umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. Jena, Herm. Costenoble 1893. XII + 376 pp. 8°.

Much's „Kupferzeit", eine Arbeit, die sich längst einen sicheren Platz unter den Monographien der urgeschichtlichen Literatur errungen hat, erschien zuerst fortsetzungsweise in den „Mittheilungen der k. k. Central-Commission für Kunst und historische Denkmale" 1885 und 1886 dann, als Separatabdruck in Buchform, Wien 1886, 187 pp. 8°, und nunmehr ist ein Verlagswerk von mehr als doppeltem Umfange daraus geworden. Wir haben also beinahe ein neues Buch vor uns, dessen Gedankengang und Hauptinhalt schon vor Jahren in einer gleichbetitelten Abhandlung dargelegt wurden. (Ueber die letztere vgl. Szombathy's kritisches Referat in diesen „Mittheilungen", XVI, S. 58 ff.) Den Antrieb zur erweiterten Bearbeitung des Gegenstandes fand Much in der ferneren, „fast erstaunlichen Menge von Gegenständen aus ungemischtem Kupfer", welche seit seiner ersten Statistik bekannt geworden sind, sowie in dem seither mit höherem Eifer und Erfolg betriebenen Studium der die Kupferfunde begleitenden Erscheinungen, z. B. der becherförmigen Thongefässe, der Schmucksachen aus Stein, welche es ermöglichen, „in das Bild dieser Zeit, das sich anfangs nur in seinen Umrissen zeigte, auch viele einzelne Züge und manche mehr belichtete Theile einzuzeichnen". In der ersten Auflage konnte Much nur 200 Fundorte von Kupfersachen nennen; jetzt verzeichnet

er deren 400, wenngleich die Diagnose auf dieses Metall in vielen Fällen nur vermuthungsweise gestellt wird, da zahlreiche Angaben natürlich nicht weiter geprüft werden konnten und andere auf Schlüssen aus der einfachen Form der Objecte beruhen. Analysen liegen nur in 72 Fällen vor; in 42 Fällen fand sich neben den Kupfersachen Bronze, in vielen anderen allerdings wieder bearbeiteter Stein, der ja aber auch neben der Bronze so häufig auftritt, dass man — allerdings parodistisch — die Benützung der Bronze in gewissem Umfange als Kennzeichen der jüngeren Steinzeit aufstellen könnte. Die Italiener haben, nach meiner Ansicht sehr glücklich, das Beispiel ihres grossen Landsmannes befolgt und das Ei auf die Spitze gestellt, indem sie in die Betrachtung ihrer vorgeschichtlichen Denkmäler eine aeneolithische Periode einführten. Eine solche hat es in ganz Mitteleuropa auch gegeben, und dahin gehören die wirklich alten Kupferfunde. Die Pfahlbausachen, von denen Much ausgeht, haben das Missliche, dass sie keine Schichtung erkennen lassen, dass sie keinem bestimmten, zeitlich begrenzten Acte entstammen, wie Gräberfunde, sondern einem langwierigen Processe. Was Much eigentlich beweisen will, beweist er nicht; er häuft die Documente, welche dafür sprechen sollen, aber er formulirt es selbst nicht mehr so scharf, wie in der ersten Auflage.

In dem abschliessenden Abschnitte „Zeitbestimmung" sind die Gründe gut entwickelt, aus welchen wir annehmen dürfen, dass der überseeische Orient (Aegypten, Assyrien, Kypros) schon im IV. Jahrtausende vor dem Beginne unserer Aera das Kupfer besass; aber für Europa beweist dies nichts. Im Gegentheile scheint es, dass wir gegen die Aegypter um ein volles prähistorisches Zeitalter zurück sind, wenn beispielsweise dort am Nil um die Mitte des vorletzten Jahrtausendes v. Chr. die Morgenröthe der ersten Eisenzeit aufgeht, während bei uns gleichzeitig die des Bronzealters empordämmert. Ebenso kann es sich mit dem Kupfer verhalten haben, wobei Europa natürlich nicht als Ganzes dem Morgenlande gegenüber erscheint, sondern, nach Massgabe seiner räumlichen Entfernung von diesem, Unterschiede aufweisen muss. Für den Norden hat bereits J. Mestorf ihre ganz bestimmten Vorbehalte gemacht. („Sicher ist, dass im Norden eine hochentwickelte Steinaltercultur ohne jegliches Metall lange Zeit gedauert hat, weshalb ich die Annahme einer Kupferzeit in Europa nicht unbeschränkt anzuerkennen vermag." Prähistorische Blätter, V, S. 62.) Wir müssen dasselbe unsererseits für das südliche Mitteleuropa thun; die sogenannte „Kupferzeit" kann noch so tief in das neolithische Zeitalter herabreichen, nie wird man mit ihr an das Ende der Rentierperiode gelangen, an welches Much sie gerne anknüpfen möchte. Der Beginn der jüngeren Steinzeit, der Eintritt der gegenwärtig herrschenden klimatischen und thiergeographischen Verhältnisse liegt uns zu ferne, um mit sprach- und sachhistorischen Folgerungen erreicht zu werden, was so unmöglich ist, „als in den Mond mit einem Pfeil zu schiessen".

Was beweist es, wenn in den einfachen Verhältnissen der urzeitlichen Werkzeug- und Schmuckindustrie auf weite Länderstrecken hin eine gewisse Gleichförmigkeit und eine gewisse Folgerichtigkeit der Entwicklung herrscht, was einem stillen Verharren der Völker in ihren Sitzen zu entsprechen und die Bewegungen grösserer Menschengruppen auszuschliessen scheint? Daher hat eben die Prähistorie ihren Namen, dass wir historische Ereignisse in diesen Zeiten nicht zu erblicken vermögen.

Was uns die Alterthümer dieser Art nicht offenbaren, das zwingt man ihnen auch mit linguistischen Hebeln und Schrauben nicht ab. In den schwierigsten Fragen erwägt Much den Kreis der Möglichkeiten nur flüchtig, um sich rasch für jene Annahme zu entscheiden, die seiner wohlgegliederten Construction der europäischen Urgeschichte entspricht. Seine Kenntniss und Benützung der einschlägigen Literatur ist ebenso umfassend, wie gründlich; doch hätten wir gewünscht, dass er geraderen Schrittes auf Diejenigen losgegangen wäre, die sich klar und motivirt dahin ausgesprochen haben, dass sie seine Ansichten nicht theilen. Eine Streitschrift oder was irgend den Charakter einer solchen an sich trägt, braucht kein Kunstwerk zu sein, aus dem die Polemik nur in Anspielungen durchleuchtet. Unbestritten ist aber die Auffassung einer prähistorischen Kupferzeit, wie sie Much vertritt, doch gewiss nicht geblieben. Bei alledem enthält das Werk eine solche Fülle fleissig gesammelter Daten, die wir nur in einem Register gerne übersichtlich vereinigt sähen; so Vieles ist mit überzeugender Richtigkeit gesehen, dass wir dem Buche in seiner erweiterten Gestalt nur die Fortdauer und Vermehrung der Gunst des Publicums wünschen können, die es schon in seiner ersten Gestalt gefunden hat. **M. Hoernes.**

## 26.

**Török, Prof. Dr. Aurel v.: Neuere Beiträge zur Reform der Kraniologie.** 1. Ueber das Princip einer einheitlichen kraniometrischen Classification der Schädelformen und über das Problem der Schädeltypen. 2. Ueber die Variationen der Schädelform und über Variationsreihen im Allgemeinen. (Internationale Monatsschrift für Anatomie und Physiologie 1893. Bd. X, Heft 9 u. 10.)

Die einzelnen Zweige der Anthropologie ziehen in grösserem Maasse als andere junge Wissenschaftszweige ihre Nahrung aus der Arbeit von Dilettanten, welche, aus benachbarten Disciplinen herüberkommend, sich nicht immer der vollen Herrschaft über das Arbeitszeug des Anthropologen erfreuen. So kommt es, dass hier die einer fachmännischen Sichtung bedürftigen Beiträge vom Charakter der kleinen Bausteine einen relativ grösseren Antheil an den periodischen Publicationen haben als in anderen Wissenschaften. Während es sich in der Ethnographie und der Prähistorie bei diesen kleinen Beiträgen um wirkliche Bausteine handelt, hat sich die physische Anthropologie und speciell die Kraniologie einer Fluth von Arbeiten zu erfreuen, welche nicht Materialien zu ihrem Gebäude bringen, sondern über das zu dessen Errichtung helfende Gerüst handeln. Erbarmungslos werden Büchermarkt und Fachzeitschriften mit methodischen Fragen der Kraniometrie in Athem gehalten. Dazu gesellt sich als ein den Fortschritt der Kraniologie zweifellos hindernder Uebelstand, dass einige ihrer in anderen als in mathematischen Fächern gross gewordenen Fachmänner sich durch mehr weniger unfruchtbare Controverse verleiten lassen, gerade die Frage der mathematischen Ausfeilung des Messungsschemas zu ihrem Steckenpferd zu erwählen und das Baugerüst der Kraniometrie durch

Einbeziehung von manchmal unanwendbaren oder selbst unrichtig angewendeten Gesichtspunkten zu einem fortwährend schwankenden und unsicheren zu machen.

In seinen „Neueren Beiträgen“ will der thätige Director des anthropologischen Museums der Universität in Budapest so wie in einigen früheren Aufsätzen (z. B.: Das Wesen und die Aufgabe der systematischen Kraniologie, l. c. 1891, Bd. VIII, Heft 2; Ueber die heutige Schädellehre, l. c. 1892, Bd. IX, Heft 3; Neuere Beiträge zur Frage der Horizontalebene des Schädels, Mittheil. d. Anthropol. Ges. Wien 1892, Bd. XXII, S. 85) und in den Zuschriften an das „Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft“, die in seinen „Grundzügen einer systematischen Kraniometrie“ (Stuttgart 1890) angegebene Richtung einbürgern und weiterbilden. Referent erlaubt sich, im Sinne seiner einleitenden Bemerkungen das Bedauern auszusprechen, dass der von massenhaftem kraniologischen Material und von einem selbsterdachten ausgezeichneten Instrumentarium umgebene sowie durch die Schar seiner Schüler unterstützte Autor sich noch nicht herbeigelassen hat, das complicirte Knochengerüst seines Systems in einer grundlegenden Arbeit zur Anwendung zu bringen und es hiedurch mit Fleisch und Blut zu umkleiden und zu wirksamem Leben zu erwecken. Seine Aufgabe wäre es doch, den Fachgenossen einmal zu zeigen, was die Principien und die complicirten Untersuchungen, die er mit unermüdlicher Feder anempfiehlt, zu leisten vermögen. Dies wäre wohl der richtige Weg, sich Nachfolge zu verschaffen. Statt dessen fordert er durch die mit den schärfsten Waffen geführten Polemiken die Kritik gegen sich selbst heraus.

In den „Neuen Beiträgen“ glaubt Referent drei Themata, welche der Autor vielfach untereinander flicht, unterscheiden zu können: *a*) den Vorschlag, zur Kategorisirung der Schädel vornehmlich 9 Volumenmaasse und 27 Längenmaassindices zu verwenden und jeden dieser Posten in drei Stufen — klein, mittel und gross — zu zertheilen (I, S. 29); *b*) den Versuch, die Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung in der Kraniometrie zu verallgemeinern und sie den gänzlich unvorbereiteten Fachgenossen mit den allerelementarsten Hilfsmitteln verständlich zu machen; *c*) die neuerliche Bekämpfung der Frankfurter Verständigung und der Kollmann'schen Schädeltypen.

Wenn man den Standpunkt des Autors, der die Kraniometrie als selbstständige, die Lebensarbeit eines Gelehrten ausmachende Wissenschaft betrachtet, würdigt, so wird man es begreiflich finden, dass er sich im Gegensatze befindet mit den Anthropologen, welche den Menschen und das Ethnos als Ganzes auffassen und kennen lernen wollen und die Schädelgestalt als einen Unterscheidungs- und Studienbehelf neben vielen anderen verwerthen. Dieser Gegensatz ist es eigentlich, welcher in den aus den letzten Jahren stammenden Schriften v. Török's den Grundton angibt und das Wort führt und neben welchem sich das im Titel jeweils genannte Thema intermittirend fortspinnt. Referent wird auf dieses ungenannte Hauptthema nicht eingehen, sondern sich erlauben, den Blick auf den mehr thatsächlichen Theil der vorliegenden Schriften zu lenken.

Den stärksten Anspruch auf Beachtung erhebt der Autor für sein System der kraniometrischen Schädeltpyen, das er zunächst mit Hilfe eines Schemas einzuführen sucht. Es ist sehr wohl möglich, dass die v. Török'schen dreimal 36 Schädelkategorien den heute bei der Schädelbeschreibung in Gebrauch stehenden Gruppen mit Erfolg an die Seite gestellt werden und vielleicht auch in gewissen Fällen einige Vorzüge beanspruchen könnten. Aber das müsste erst durch entsprechende Untersuchungen vorbereitet, respective nachgewiesen werden. Mit der blossen Aufschreibung und Neubenennung von 108 Kategorien ist der Praxis nicht gedient. Das Mindeste, was man vom Autor erwarten darf, ist, dass er Grenzwerthe für seine neuen Kategorien aufsucht und bekannt gibt. Aber weit entfernt davon, beschränkt er sich darauf (I, S. 5), die für die jetzt gebräuchlichen Schädelkategorien acceptirten Grenzwerthe als „launenhaft“ zu bezeichnen, uns zu belehren, dass die Grenzwerthe „erst aus der Eruirung der wesentlichen Beschaffenheit der Variationsreihe selbst, und zwar nur mittelst der „Wahrscheinlichkeitsrechnung“, festgestellt werden können, wozu immer auf genaue und genügend zahlreiche Einzelfälle sich stützende Daten nöthig sind“ und endlich „zu erklären, dass wir über die wesentlichen Eigenschaften der Variationsreihen der Schädelformen bisher so viel wie gar nichts wissen, was schon als unumstösslich festbegründet gelten könnte, somit alle bisherigen Eintheilungen der einzelnen Gruppen jedweder wissenschaftlichen Grundlage entbehren müssen“. Und mit dieser Erklärung, welche doch zunächst über seine eigenen grossartigen Untersuchungen den Stab bricht, tritt der Autor in die Kritik der Arbeiten Kollmann's und der Frankfurter Verständigung ein, um selbst andere Gruppen aufzustellen, auf welche sein soeben citirter Satz mindestens ebensogut passt, wie auf die von ihm bekämpften Gruppen. Die Billigkeit gegen den Autor sowie gegen unsere Leser räth uns, der sich selbst also charakterisirenden Polemik nicht zu folgen. Immer wieder macht sich der Wunsch geltend, dass Herr v. Török sich daran machen möge, einmal mit seinem System selbst zu arbeiten und die Ergebnisse anderer Arbeiten nicht durch Speculationen, sondern wieder mit reellen Arbeiten zu bekämpfen.

Die Wichtigkeit, welche die Wahrscheinlichkeitsrechnung für die kraniometrische Calculation hat, wird allenthalben anerkannt, und die von dem Autor in seinem zweiten Beitrage unternommene Unterweisung in den Anfangsgründen der Wahrscheinlichkeitsrechnung wird von Allen, die ihrer bedürfen, freundlich begrüsst werden. Referent muss jedoch seiner Verwunderung Ausdruck geben darüber, dass es nöthig ist, auf ein so niedriges Niveau mathematischer Kenntnisse, wie es der Autor bei seinen Lesern voraussetzt, Rücksicht zu nehmen. Herr v. Török besitzt darüber wohl seine Erfahrungen und weiss, wie weit er gehen muss. Ein Zuwenig an Voraussetzungen kann nicht viel schaden. Zu tadeln ist jedoch die häufig uncorrecte, Irrthümer ermöglichende Ausdrucksweise und die Thatsache, dass sich in diese Unterweisung einige, vielleicht nur im Ausdruck begründete Fehler eingeschlichen haben, welche keinem Docenten mathematischer Lehren passiren dürfen. Am grellsten ist das Folgende:

In Beitrag II, S. 7, wird die Verschiedenheit der Schädel in Volumen, Länge, Breite und Höhe an einem Würfel plausibel gemacht und hiezu auf Taf. XVI ein Würfel von 3 mm Seitenlänge gezeichnet und in weiteren 26 Figuren dessen Wachsthum nach den drei Dimensionen dargestellt. Es ist Jedermann bekannt, dass der Würfel sechs Flächen (daher Hexaëder) und

acht Ecken hat, dass das Volumen eines Hexaëders von 3 mm Seitenlänge = 27 mm³ beträgt, während ein Würfel von doppelter Seitenlänge das 8fache und ein solcher von dreifacher Seitenlänge das 27fache Volumen besitzt. Das sind ja die allerersten Anfangsgründe der Geometrie. Herr v. Török aber übersetzt das Wort Hexaëder consequent mit „Sechseck", sagt (S. 8, Z. 15) unser Würfel von 3 mm Seitenlänge habe „9 mm Volum", und ergeht sich (l. c. Z 8) in folgenden Sätzen: „Nehmen wir den Fall an, dass die Veränderung einen solchen Grad erreicht, in Folge dessen jede Dimensionsachse um das Doppelte grösser geworden ist; in diesem Falle muss auch das Volum des Sechseckes um das Doppelte grösser geworden sein (Taf. XVI, Fig. 14). Endlich nehmen wir den Fall an, dass in Folge der Veränderungen eine jede Dimensionsachse um das Dreifache grösser wurde, so musste auch das Volum um das Dreifache grösser werden (Taf. XVI, Fig. 27)."

Solch' crasse Fehler darf sich doch kein Gelehrter zu Schulden kommen lassen, welcher sich für berufen hält, allen übrigen Kraniologen mangelhafte Kenntniss der geometrischen Principien vorzuwerfen.

Aber auch seine arithmetischen Kenntnisse bedürfen noch einer Befestigung. Im ersten Beitrage, S. 13, Z. 13, werden die neun Längenbreiten-Index-Gruppen der Frankfurter Verständigung folgendermassen nachgerechnet: „Extreme Dolichocephalie: 55·0 — 59·9 = 4·9 Einheiten, Ultra-Dolichocephalie: 60·0 — 64·9 = 4·9 Einheiten" etc. bis zu „extreme Brachycephalie: 95·0 — 99·9 = 4·9 Einheiten." Dies ergibt also als Resultat der genaueren Nachzählung neunmal 4·9 = 44·1 Einheiten anstatt der zwischen den Ziffern 55·0 und 99·9 eingeschlossenen vollen 45 Einheiten. Herrn v. Török ist es also passirt, bei dieser Nachzählung nicht weniger als neun Zehntel zu verlieren, bei jeder Gruppe ein Zehntel, weil ihm die Rechnung mit den inclusive zu verstehenden Grenzziffern nicht geläufig ist.

In den schärfsten Ausdrücken geisselt Herr v. Török wiederholt jene Kraniologen, welche seiner Meinung nach in der Mathematik nicht sattelfest sind und sich dennoch auf dieses Gebiet wagen. Er hat leider nicht genügend geprüft, ob er selbst gegen all' diesen Tadel gefeit ist. **Szombathy.**

## 27.

**Sarasin, Dr. Paul** und **Fritz. Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen auf Ceylon in den Jahren 1884—1886.** III. Bd. Wiesbaden 1893.

Die Weddas, ein uralter, auf einer sehr niedrigen Stufe stehender Volksstamm Ceylons, haben seit jeher das Interesse der anthropologischen Forscher in Anspruch genommen.

Die Autoren Paul und Fritz Sarasin, welche über zwei Jahre auf dieser Insel behufs wissenschaftlicher Forschung weilten, haben diesem merkwürdigen, im Aussterben begriffenen Menschenschlage ihre besondere Aufmerksamkeit gewidmet, so zwar, dass der dritte Band ihres umfangreichen Werkes ausser anderen anthropologischen und ethnographischen Fragen zum grössten Theile speciell mit den Weddas sich befasst. Vor ihnen hat Niemand die Weddafrage so eingehend und gründlich studirt und die Autoren kommen dadurch in die Lage, dem Leser ein überaus klares und detaillirtes Bild zu bieten. Die ersten zwei Bände umfassen zoologische Fragen, im dritten Bande werden die Einwohner Ceylons beschrieben.

Die Bevölkerung Ceylons wird auf fast drei Millionen Seelen geschätzt, wovon zwei Drittel auf Singhalesen, ein Viertel auf Tamilen entfallen; ausser Malaien, Eurasiern, Indoarabern leben hier über 2200 Weddas, welche als Aborigener der Insel anzusehen sind. Sie halten sich vorzugsweise im südöstlichen Theile der Insel auf, und zwar hauptsächlich in den Districten Tamankaduwa, Bintenne und Welasse; ihre Eintheilung in Natur- und Culturweddas gilt zwar als angenommen, erscheint jedoch nicht durch anatomische Gründe gerechtfertigt.

Ihre äussere Erscheinung mahnt in vielen Zügen an den Europäer und unter den porträtgetreuen Bildern findet man thatsächlich einige, sowohl Männer als auch Frauen, bei welchen man zu einem Vergleiche mit Personen aus unserem europäischen Bekanntenkreise förmlich gezwungen wird; es ist ein sonderbarer Zufall, dass die Weddas den Europäern gegenüber mehr Vertrauen an den Tag legen, als ihren unmittelbaren Nachbarn, was Sarasin auf ihrer Reise wiederholt beobachten konnten. Nichtsdestoweniger weisen die Weddas genug charakteristische Eigenschaften auf, welche sie von den Europäern und ihren Nachbarn in einer markanten Weise trennen.

Sie gehören zu den kleinsten Menschenformen; die Männer messen 1576 mm, die Frauen 1458 mm im Mittel. Ihre Hautfarbe bezeichnen Sarasin an der Hand von beigegebenen Farbenscalen im Ganzen als schmutzig chocoladebraun, wenn auch die Weddas der centralen Gebiete durchschnittlich mehr zu helleren Tönen neigen als die Mischlinge an den Grenzen des Weddagebietes. Das Haar ist in der Regel ungepflegt, derb, wellig (cymotrich), hängt nur herab und verleiht den Weddas ein derart eigenthümliches Aussehen, dass manche frühere Beobachter durch diese Ueppigkeit des Haarwuchses sich verleiten liessen, die Weddas als grossköpfig zu bezeichnen, ja mitunter haben die letzteren sogar den Eindruck von Missbildungen gemacht.

Die Divergenz der früheren Anschauungen wird am besten durch die Thatsache illustrirt, dass einige Reisende (Backer, Tennent) die Weddas als einen ausnehmend hässlichen Volksstamm beschreiben, während Andere (Nevill) sich zu Vergleichen mit der Psyche gezwungen sehen. Das Weddaauge ist schwarzbraun oder dunkelbraun, die Nase niedrig, tief eingedrückt, der Bart spärlich, das Gesicht im Ganzen chamäprosop. Die Brust ist viel stärker entwickelt als beim Europäer, hingegen sind die Extremitäten länger und magerer. Die Angaben früherer Beobachter über die relative Kürze des Daumens und über die spitzen Ellbögen werden von Sarasin auf ihr richtiges Maass zurückgeführt. Die Waden fehlen, die Füsse sind platter, die Lücke zwischen der grossen Zehe und den übrigen klaffender; über den Fuss als Prehensilorgan sprechen sich Sarasin nicht in einer bestimmten Weise aus, da fast alle Inder mit ihren Zehen kleine Gegenstände vom Boden aufzuheben vermögen.

Wenn schon die Beschreibung der lebenden Weddas viel des Interessanten bietet, so erscheint die anthropologische Analyse des osteologischen Materiales umsomehr bemerkenswerth. Allerdings gab es schon beim Sammeln eine Reihe von Schwierigkeiten zu überwinden (rasches Verwesen der Leichen

in der tropischen Erde, Aversion der Eingeborenen gegen das Oeffnen der Gräber etc.), aber trotzdem brachten es die eifrigen Forscher auf 38 Schädel und 12 ganze Weddaskelette.

Bei der Ordnung des Materiales scheiden die Autoren die pathologischen und Jugendformen aus, gehen getrennt nach dem Geschlechte vor und legen Gewicht auf die Eruirung des vollen Nationales, was ihnen schon beim Sammeln als Ziel vorschwebt. Die Messungen der Knochen vollführen sie meist nach den üblichen Methoden; allerdings schlagen sie hie und da neue Messmethoden und Termini vor (z. B. die Länge der Pars nasalis des Stirnbeines, die Grenzen der Schädelcapacität, Platophthalmie und Hypsophthalmie etc.). Sehr instructiv sind ihre graphischen Aufnahmen der Schädelcurven, welche mit dem Rieger'schen Projections- und Coordinatenapparate für geometrische Schädelaufnahmen bewerkstelligt wurden. Es resultiren daraus eine Anzahl leicht zu überblickender Curven in der horizontalen, frontalen und sagittalen Ebene. Die bildliche Darstellung der Schädel vermittelst der photographischen zehnfachen Verkleinerung und nachherigen Vergrösserung auf die Hälfte der ursprünglichen Grösse dürfte trotz ihrer Schwerfälligkeit in der anthropologischen Literatur Schule machen. Die Schädeltafeln sind ebenso wie die porträtgetreuen Abbildungen der lebenden Weddas ausgezeichnete Kupferstiche; Alles wird uns in einer bestimmten Orientirung und Proportion vorgeführt.

Die beim Weddaschädel vorherrschende Dolichocephalie, auf welche bereits Busk aufmerksam machte, beträgt 86%; brachycephale Schädel fanden Sarasin nicht, mesocephale in 14% der Fälle. Der Schädel zeichnet sich durch ungemeine Zartheit, geringes Gewicht (um 200 g leichter als beim Europäer), ferner durch schwache Entwicklung der Knochenmasse aus; die Schädelcapacität beträgt beim Weddamanne durchschnittlich 1250 $cm^3$ (— 250 als beim Europäer), bei der Weddafrau 1140 $cm^3$; in Folge dessen werden die Weddas in die von Sarasin aufgestellte Kategorie der oligencephalen Rassen (Menschenvarietäten) eingereiht. Aus den Curvenbildern ergibt sich, dass ein dolichocephaler Schädel mittlerer europäischer Capacität von einem Weddaschädel sich hauptsächlich unterscheidet: durch einen weniger steilen Aufbau der Seitenwände, durch eine stärkere Wölbung des Schädeldaches, durch eine mächtigere Entwicklung der hinter der Ohrebene gelegenen Schädelpartie, durch eine beträchtlichere Interorbitalbreite und einen weit mehr erhabenen Nasenrücken. In diesen Punkten erblicken die Autoren Sarasin einen allmäligen Uebergang der europäischen Charaktere zu dem am nächsten stehenden Schimpanse; ebenso halten sie die Länge und Schmalheit der Pars nasalis des Stirnbeines mit dem damit verbundenen tiefen Ansatze der Nasenbeine für phylogenetisch wichtige, an die Verhältnisse beim Schimpanse mahnende Erscheinungen. Sie machen ferner auf das häufige Vorkommen eines Proc. frontalis des Schläfenbeines und die Ossa epipterica aufmerksam, entwickeln jedoch eine von der Virchow'schen etwas abweichende Theorie; die gebogenen Jochfortsätze beschreiben sie als Henkelform und finden sie charakteristisch für die Männer, da sie bei ihren männlichen Weddaschädeln in mehr als einem Drittel der Fälle vorkommen.

Das Gesichtsskelet der Weddas ist weder ausgesprochen chamäprosop noch leptoprosop, sondern es hält zwischen dem hohen und breiten die Mitte, was Sarasin unter Bekämpfung der Kollmann'schen Theorie für die Weddas als charakteristisch halten. Bei der Untersuchung des Verhältnisses des Gesichtsschädels zur Hirnkapsel bestätigen sie die Angaben einiger anderer Forscher (Busk, Flower, Davis), dass nämlich die Weddas streng orthognath sind, denn ihr mittlerer Kieferindex beträgt 95·5. Trotz dieser Orthognathie stehen die Schneide- und Eckzähne schief nach vorne gegeneinander geneigt, ein Verhalten also, welches sonst als alveolare Prognathie bezeichnet wird und wofür Sarasin den Namen Prodentie vorschlagen. In Erwägung dessen, dass die prognathen Völker nicht immer auf einer niedrigen Stufe stehen müssen, glauben Sarasin, dass die Prognathie der höheren Formen ein secundärer Erwerb ohne palingenetischen Werth sei und dass sie nur eine Affenähnlichkeit vortäuscht, ohne diese Bedeutung thatsächlich zu besitzen; dagegen sind sie geneigt, der Prodentie eine phylogenetische Bedeutung zuzuschreiben. Die Augenhöhlen des Weddaschädels sind gross und hoch, die Interorbitalbreite gering (22 mm im Mittel). Als sehr charakteristisch halten sie die Nase der Weddas; schon die äussere Nase des lebenden Wedda ist auffallend durch ihren concaven, vertieften, wenig vorspringenden Nasenrücken und sehr breite Nasenflügel; dem entsprechend findet sich am Knochen eine tiefe Einbuchtung der Nasenbeine, wenn auch der Nasenindex selbst bedeutenden Schwankungen unterworfen ist. Während Sarasin der Katarrhinie, welche sie nur bei einem männlichen Schädel vorfanden, mit Recht eine phylogenetische Bedeutung absprechen, heben sie die „Sanduhrform" der Nasenbeine als phylogenetisch wichtig hervor, eine Anschauung, welcher wir nicht beipflichten können, da der Isthmus der Nasenbeine beim Europäer nichts weniger als zu den Seltenheiten gehört.

An den Skeletknochen der Weddas fällt uns sofort eine gewisse Eleganz und Zartheit der Formen, ebenso wie beim Schädel auf, was gewissermassen eine Deutung im phylogenetischen Sinne zulässt, da bekanntlich viele Thierspecies den domesticirten gegenüber dieselbe Feinheit des Knochenbaues aufweisen. Die anteroposteriore Achse des Brustkastens ist relativ etwas länger als beim Europäer, die Lage des Brustbeines etwas stärker geneigt als beim Europäer, in welchem Umstande Sarasin wieder eine Annäherung an anthropoide Verhältnisse erblicken. Auch im Baue der Wirbelsäule finden sie eine vermittelnde Stellung zwischen dem Europäer und dem Schimpanse (Anthropopithecus); während nämlich die Lendenwirbelsäule beim ersteren eine nach vorne convexe Linie bildet (Kurtorhachie), erscheint sie hier gerade respective convex (Ortho- und Koilorhachie). Die Verfasser heben auch bei der Analyse des Weddabeckens bemerkenswerthe Merkmale hervor; aus der Betrachtung der einzelnen Formen gelangen sie zur Annahme, dass das weibliche Geschlecht im erwachsenen Zustande keineswegs immer ein Zwischenglied zwischen dem Manne und Kinde bilden muss, sondern dass es sich zuweilen mehr vom Kinde entfernt als der Mann. Aus dem schieferen Verlaufe der Spina scapulae ergibt sich abermals eine Annäherung an die Anthropoiden; der Humerus erscheint im Vergleiche zum europäischen ausserordentlich dünn und schlank; der Broca'sche Radiohumeralindex ergibt beim Manne 79·8, bei der Frau 78·8, was mit der relativ bedeutenden Länge des Unterarmes beim Lebenden übereinstimmt. Der Winkel, welchen beide Gelenks-

enden des Humerus in ihrer Stellung zu einander einnehmen, beträgt beim Wedda durchschnittlich 31°, beim Europäer 12°, beim Neger 27°, bei den Anthropoiden 27°; hier würde man demnach zur Annahme einer Zwischenstellung des Negers gezwungen sein. Die beim Gorilla und Orang häufigere und beim Europäer seltenere Durchbohrung der Fossa olecrani ist beim Wedda eine sehr häufige Erscheinung; die Verfasser fanden sie in 58% der Fälle und ähnliche Verhältnisse kommen nach den Untersuchungen von Virchow, Flower, Turner bei den Andamanesen, Negritos der Philippinen, Hottentotten und bei den prähistorischen Knochen in Europa vor; für die Franzosen gibt Broca im Mittel 4—5% an.

Bei Betrachtung der Verhältnisse der unteren Extremität fanden Sarasin ein Ueberwiegen der Länge derselben im Vergleiche zu den Beinen des Europäers, welcher Umstand die Bedeutung eines Widerspruches durch die Erwägung erlangt, dass die Anthropoiden, mit Ausnahme des Hylobates, insgesammt kurze untere Extremitäten besitzen. Während der von Broca als „Fémur à pilastre" beschriebenen Form des Oberschenkelknochens kaum eine wichtigere Bedeutung beizulegen ist, selbst wenn sie auch für die Weddas — wie Sarasin meinen — als charakteristisch gelten mag, so ist um so höher der Werth ihrer Untersuchungsresultate der Tibien anzuschlagen, bei denen sie fast in allen Fällen Platyknemie vorfanden. Virchow fand sie bekanntlich bei den Negritos der Philippinen, Manouvrier bei Andamanesen, Neucaledoniern, Australiern etc. Sarasin stellen hiebei der Annahme Manouvrier's, dass die stärkere Entwicklung des Musculus tibialis posticus als die Ursache der Abflachung des Schienbeines zu betrachten sei, die Ansicht entgegen, dass sich die Platyknemie aus unbekannten Gründen erblich übertrage und dass die Gestalt der Tibia von der Lebensweise unabhängig sei.

Indem Sarasin die Weddas mit ihren unmittelbaren Nachbarn vergleichen, kommen sie zu dem Schlusse, dass der Wedda als eine auf der tiefsten Stufe stehende Varietät anzusehen sei und dass sich der Singhalese mehr von letzteren entferne als der Tamil; den Beweis hiefür suchen sie an der Hand vergleichend-somatologischer Betrachtungen zu erbringen. Die Körpergrösse ist bei den Weddas die kleinste, bei den Singhalesen die grösste; in der Mitte stehen die Tamilen. Die Hautfarbe zeigt bei den Weddas dunkle Töne, welche bei den Tamilen und noch mehr bei den Singhalesen heller werden; dasselbe Verhalten äussert die Irisfarbe dieser drei Völker. Das Kopfhaar und der Bart ist schwarz und wellig (cymotrich), der Gesichtsindex beträgt bei den Weddas 80·7, bei den Tamilen 84·4, bei den Singhalesen 86·3. Charakteristische Unterschiede finden sich im Aufbaue der Nase: bei den Weddas ist der Nasenrücken vertieft, bei den Tamilen zeigt er schon eine grössere Erhebung und springt endlich bei den Singhalesen kräftig hervor; auch die Höhe der knöchernen Nase erscheint beim Wedda am niedrigsten, beim Singhalesen am höchsten. Während die Schädel dieser drei Völker insgesammt die dolichocephale Form besitzen, ist ihre Capacität beim Wedda am kleinsten (1250), beim Singhalesen am grössten (1345); wenn sich auch alle drei Gruppen bezüglich der Jochbreite die Wagschale halten, so findet sich wieder ein Unterschied in der Gesichtsbreite. Ebenso variiren sie im Baue des Kiefers: derjenige des Wedda ist streng orthognath (95·2), des Tamils und Singhalesen mesognath (97·7 und 99·2); bei Allen findet sich jedoch alveoläre Prognathie (Prodentie).

Sarasin glauben demnach annehmen zu können, dass die grosse Menge der Dravider als eine weitere Entwicklungsstufe weddaischer Formen angesehen werden müssen, an welchem Processe sich jedoch auch ausserindische, besonders arische Elemente betheiligt haben dürften.

Da sowohl Singhalesen als auch Tamilen weddaische und arische Elemente in sich aufgenommen haben, würde der Unterschied zwischen den Singhalesen und Tamilen in dem verschiedenen Procentverhältnisse der Beimischung arischen Blutes zu suchen sein; dies wird auch von der Tradition der Singhalesen bestätigt, nach welcher das Volk einst aus dem nördlichen Indien nach Ceylon eingewandert sein soll. Indem Sarasin den von verschiedenen Autoren vermutheten culturellen und anatomischen Degenerationsprocess der Weddas entschieden bekämpfen, halten sie die letzteren für einen die Nachbarvölker weit an Alter übertreffenden Stamm. Die Annahme hingegen einer Verwandtschaft der Weddas mit indischen Bergstämmen, welche schon früher von anderen Autoren ausgesprochen wurde, suchen Sarasin weiter zu unterstützen und dehnen sich sogar auf alle kleinwüchsigen Berg- und Waldstämme Indiens aus, indem sie dieselben einer einheitlichen, vordravidischen Bevölkerung entstammen lassen; es wären also drei Epochen anzunehmen: eine weddaische, eine dravidische (respective dravido-australische) und eine arische. Die dunklen, trübbraunen, in der Literatur zuweilen als Noirs de l'Inde bezeichneten Stämme, welche in einer sehr frühen Periode ganz Vorderindien und Ceylon bevölkert haben, nehmen Sarasin als weddaisch an; in den Dravidern vermuthen sie ferner eine autochthone, in loco entstandene Entwicklungsstufe weddaischer Urformen. Während Reste weddaischer Urstämme nirgends ausserhalb Indiens zu finden sind, haben sich die Dravider viel weiter ausserhalb dieser Grenzen ausgebreitet; so erblicken Sarasin im Australier eine auf dravidischer Grundlage entwickelte Rasse (Varietät), welche sich allerdings in mancher Richtung weiter entwickelt hat. Die Arier lassen sie wieder aus der dravido-australischen Gruppe entstehen, weil alle eine engere Verwandtschaft aufweisen und die grosse Völkerfamilie der Cymotrichen bilden. Durch Vergleichung der Cymotrichen und Ulotrichen gelangen sie zum Schlusse, dass diese beiden grossen Familien nach einer gemeinsamen, bisher unbekannten Wurzel convergiren, in welcher die weddaische cymotriche Form und die ulotrichen Negritos als Primärvarietäten zu betrachten wären; als Primärvarietäten der lissotrichen Form sind sie geneigt, niedere malaiische Stämme in Hinterindien und auf den Sundainseln anzunehmen. Alle drei Urfamilien können aber auf Urformen zurückgeführt werden, welche in ihrem Skelettbaue übereinstimmen und von welchen man annehmen kann, dass sich aus ihnen durch selbstständige Weiterentwicklung anthropologischer Merkmale und erbliches Fixiren derselben die verschiedenen Untervarietäten ausgebildet haben.

So gelangen Sarasin bis zur Frage über die Wiege des Menschengeschlechtes, welche sie jedoch nicht weiter behandeln wollen, indem sie die Auffindung der fraglichen Urwurzel mit einem neutralen Behaarungszustande der paläontologischen Forschung anheimstellen. Bezüglich der phylogenetischen Berührungspunkte zu den Anthropoiden heben sie hervor, dass der Schimpanse (Anthropopithecus) der hypotheti-

schen Stammform des Menschen am nächsten steht, wenn auch die verschiedenen Merkmale keineswegs in allen Punkten schematisch übereinstimmen, sondern sich vielmehr ineinander einschieben.

Die Ausstattung des Werkes ist eine mustergiltige, die Abbildungen, Tafeln, Uebersichtsblätter etc. sind präcis ausgeführt; aber auch die Art und Weise des Forschens, die Genauigkeit im Beschreiben, die Rigorosität im Prüfen, die objective Richtigstellung der Beobachtungsfehler anderer Forscher muss den Beifall eines jeden Lesers finden, so dass wir gerne bereit sind, die vorliegende Arbeit den Monumentalwerken der Gegenwart anzureihen. **v. Hovorka.**

* * *

Nur der ethnographische Theil der vorliegenden grossen naturwissenschaftlichen Monographie über die Weddas ist es, von welchem im Folgenden die Rede sein wird. Von den anthropologischen Ergebnissen dieser grossen Monographie ist bereits oben von zuständiger Seite gesprochen worden; uns beschäftigt nur das unter den Titel Ergologie der Weddas vorgetragene ethnographische Bild. (Wort und Begriff der „Ergologie" sind neu, aber brauchbar und verdienen Einführung in die Ethnologie.) Diese ethnographische Schilderung beruht grösstentheils auf genauen und unvoreingenommenen Beobachtungen, in Verbindung mit einer anerkennenswerth kritisch gehaltenen und sorgfältigen Bearbeitung der Literatur. Was dem behandelten Gegenstande besondere Wichtigkeit verleiht, ist die durchwegs zu Grunde liegende Auffassung der Weddas als eines Primärstammes in der menschlichen Entwicklungsgeschichte, dessen Lebenszustand, wenn man ihn aus den zahlreichen Beeinflussungen und Modificationen seitens der Singhalesen und Tamulen, vermittelt durch die sesshaft gewordenen sogenannten Culturweddas, herauszuschälen weiss, das älteste ereichbare Bild menschlicher Gesittung repräsentirt. In diesem Sinne ist der Wedda der Repräsentant des Holzzeitalters, welches dem Stein- und Muschelzeitalter noch vorhergängig erscheint (S. 431). In der Betonung dieser Primitivität, welche auf dem Gebiete der Production, der Wirthschaft, des Familien- und socialen Lebens, sowie der frühesten religiösen Regungen durch ausserordentlich richtige und wichtige Bemerkungen charakterisirt wird, sind die Verfasser aber sicherlich zu weit gegangen, wenn sie meinen, dass der Wedda kein einziges Geräth selbstständig erfunden habe, sondern, „dass ihnen sämmtliche durch andere, also zunächst vorderindische Völker zukamen" (S. 432).

Wenn selbst heute nur Geräthschaften fremder Erfindung in seinem Besitze anzutreffen wären — was durchaus nicht auszumachen ist —, so hätten dieselben jedenfalls nur seine primitiven Behelfe eigener Erfindung verdrängt. In der That ist freilich das Inventar der Weddacultur in der Sarasin'schen Darstellung ein ungemein beschränktes; in dieser Hinsicht ist es ein besonderes Verdienst der Forscher, weitaus kritischer als ihre Vorgänger, Tennent, Bailey, Knox u. A. m., vorgegangen zu sein und sich stets die Möglichkeit einer Beeinflussung seitens der Singhalesen respective Tamulen vorgehalten zu haben. Wir gelangen auf diesem Wege in der Sarasin'schen Schilderung zu dem Bilde eines familienweise in monogamischer Ehe lebenden Stammes mit gesonderten Jagdgründen, dessen Wirthschaftsform streng diejenige eines ausgesprochenen Jägerstammes ist, mit der primitiven Arbeitstheilung zwischen Mann und Weib, nach welcher der animalische Nahrungsantheil dem Manne, der vegetabilische der Frau zufällt. Kleidung und Putz sind erst in ihren dürftigsten Ansätzen entwickelt; Hausbau fehlt noch gänzlich und erst das Stadium des Wind- und Wetterschirms scheint erreicht. Religiöse Regungen gehen noch nicht über die dürftigsten Angstvorstellungen vor den Geistern der Verstorbenen hinaus. Die Kunst ist ausschliesslich durch den Tanz beziehungsweise die Musik repräsentirt. Diese Grundzüge der culturellen Schilderung, welche fast vollständig genau auf andere Primitivstämme, wie den Australneger, den Buschmann, die Bewohner der Andamanen, passen würde, sind nun durch eine Fülle der lehrreichsten Wahrnehmungen zu einem höchst anschaulichen, detaillirten Lebensgemälde der ersten Culturstufe ausgeführt. Ich werde an anderer Stelle Gelegenheit haben, jene Parallelisirung der Grundzüge auch auf zahlreiches vorgebrachtes Detail auszudehnen, wobei in der That dem Weddavorkommniss sehr häufig die Rolle eines Schlüssels für das Verständniss einer ganzen morphologischen Reihe, die es eröffnet, zugesprochen werden muss. Rühmend ist hiebei der wissenschaftliche Tiefblick der Beobachter hervorzuheben, welche sich der culturgeschichtlichen Bedeutsamkeit ihrer Wahrnehmungen stets vollauf bewusst geworden sind. Nicht allen ihren Aufstellungen ist man freilich in der Lage, rückhaltslos beizutreten. Beispielsweise, wenn sie auf Grund einiger, den Pfeil verwendenden Ceremonien eine Pfeilverehrung der Weddas statuiren (S. 508 f.). Die betreffenden Gebräuche sind gewiss richtiger als Tabuirungs-Ceremonien zu fassen, die einfach in der Einsteckung eines Pfeiles als Kennzeichnung der Kampf- und Vertheidigungsbereitschaft bestehen. Wenn nach Jagor die Kanikars in Südindien, bei der Begrüssung niederhockend, einen Pfeil vor sich in den Boden stecken, so enthält diese Grussform sicher kein Element einer „Pfeilverehrung", sondern ist Tabuzeichen, womit die Person unter den Schutz ihrer Waffe gestellt ist, ähnlich wie der Buschmann, falls er ein wildes Honignest auffindet, daneben einen Stock in den Boden steckt — zur Tabuirung seines Fundes (Th. Hahn, Globus, XVIII, S 120). Auch auf dem religiösen Gebiete möchte manche von den Aufstellungen der Verfasser zu bezweifeln sein, so die Identification eines offenbar animistischen „Galyaka" oder Felsengeistes mit dem Maha sohona Yaka der Singhalesen (S. 505), in welchem wohl das Sanskrit çmâçâna, „Leichenplatz", steckt. — Eine Menge von ethnologischen Gemeinplätzen, welche aus den Phantasieconstructionen der älteren Völkerkunde auch in die moderne wissenschaftliche Ethnographie übergegangen sind, werden angesichts so präciser Schilderungen, wie die Sarasin'schen, hoffentlich für immer verschwinden. Dazu rechne ich unter anderen die Erzählungen vom Hausen der Primitivmenschen in hohlen Bäumen. Die Antwort der Weddas auf diesbezügliche Fragen: „Das ist dort, wo die Cobras leben!" — erledigt die Sache schlagend. Dazu gehört ferner die alte Behauptung, dass Primitivvölker nicht zählen könnten, dass sie höchstens einen Zahlbegriff bis drei oder fünf hätten; man verwechselt eben dabei das anschauliche Zählen mit der Entwicklung von Zahlwörtern. Der Wedda zählt ganz correct: „eka! eka! eka!" u. s. w., d. i. eins, eins, eins u. s. w., er kann also zählen, aber nicht mit eigenen Zahlwörtern. —

Auch die oft gehörte Behauptung, dass die Primitivvölker Angst vor dem menschlichen Skelet hätten und dieses als Seelensitz ansähen, trifft nicht zu (vgl. S. 494). In dieser Weise berichtigt sich das bisherige Bild der Primitivcultur des Menschen durch die Sarasin'sche Weddabiologie, wie es sich durch dieselbe in positiver Weise ausserordentlich bereichert.

Ob die weitgehenden Ausführungen der Verfasser bezüglich der historischen Stellung der Weddas, als Ueberreste einer Primärgruppe, welche die Aboriginer-Bevölkerung Indiens, der Inselwelt bis Australien und dieses Erdtheiles selbst in sich begriff (vgl. darüber S. 353—373), das Richtige treffen, lässt sich wohl schwerlich jemals beweisen, freilich auch nicht widerlegen; die Culturschilderung der Weddas jedoch, die sie uns gegeben haben, dürfen wir mit Fug als die älteste erreichbare Stufe menschlicher Gesittung betrachten und für typisch nehmen. Ich sehe darin das grössere Verdienst des monumentalen Werkes der Vettern Sarasin; denn es ist ein gesichertes. **Haberlandt.**

28.

**Andrian, Ferdinand Freiherr v.: Ueber den Wetterzauber der Altaier.** (Separatabdruck aus dem Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft 1893, Nr. 8, 36 pp.)

Die vorliegende ethnographische Studie beschäftigt sich mit dem meteorologischen Schamanismus Central-Asiens und speciell mit der Untersuchung des bekannten Regensteines, mit dem zahlreiche Altaivölker Regen zaubern. Derselbe wird mit dem animistisch so bedeutungsvollen Jade und Nephrit identificirt, wofür namentlich die linguistischen Zeugnisse herangezogen werden. Die nach Iran weisende wahrscheinliche Etymologie des Jadesteines stützt dem Verfasser die Ansicht, dass die Form des Wetterzaubers durch jenen Stein aus dem iranischen Magismus stamme und somit der Wetterzauber der Altaier „ein Contactproduct desselben mit den primitiven Elementarculten der Turkvölker darstelle".

In der That entbehrt diese interessante Hypothese nicht einiger wissenschaftlicher Gründe, so viel überhaupt auf diesem noch sehr unzugänglichen Gebiete von wissenschaftlichen Resultaten die Rede sein kann. Bei der Beweisführung des Verfassers kommt es vor Allem auf zwei Punkte an: zunächst auf die Etymologie des Wortes „jade" und sodann auf den Nachweis, dass Steinzauber im iranischen Magismus eine Rolle gespielt habe. Wenn der Autorität W. Tomaschek's die iranische Abkunft des Wortes „jade" zugegeben werden muss, so ist der zweite Punkt allerdings durch die Notiz des Plinius XXXVII, 54 (die Magier sollen nämlich durch Räuchern des Agat Stürme und Blitze abwenden) von einem interessanten Streiflichte getroffen, aber damit doch kaum genügend erhärtet. Dass der Wetterzauber mittelst des Jadeits mit dem chinesischen Schamanismus, in dem der Yu-Stein doch eine so hervorragende Bedeutung innehat, so gar nichts zu thun haben solle, eine Ansicht, die vom Verfasser stricte abgewiesen wird, scheint denn doch noch eingehender zu untersuchen, was sich der Verfasser übrigens auch vorbehalten hat.

Die anregende Studie enthält eine Fülle von interessanten Einzelnheiten und kleinen Funden, welche ihr, abgesehen von ihrem wissenschaftlichen Kernpunkte, zum Schmucke gereichen.

Die Darstellung der Elementarculte bei den verschiedenen Altaivölkern leidet jedoch an einiger Unübersichtlichkeit, indem wir sie nicht in sachlicher, sondern in ethnographischer Anordnung erhalten. Es wird dadurch nicht ganz leicht, dem Faden der Untersuchung zu folgen und die Hauptsache nicht aus dem Auge zu verlieren. Es ist dies aber blos der Fehler einer Tugend, nämlich der Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit in der Ausbreitung des gesammten Untersuchungsmateriales, das den theilnehmenden Fachgenossen in die Lage setzt, jedes Bausteinchen der aufgerichteten Hypothese auf seine Haltbarkeit zu prüfen.

**Haberlandt.**

29.

**Hardy, Edmund: Die vedisch-brahmanische Periode der Religion des alten Indiens.** (Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte IX./X. Bd.) Münster i. W. 1893. Aschendorff'sche Buchhandlung. VI, 249 pp.

Der gelehrte Verfasser des „Buddhismus nach älteren Päliwerken" stellt im vorliegenden Bande, ebenfalls nach den Quellen, die älteste arische Religionsentwicklung auf indischem Boden dar. Ein weitaus schwierigeres Unternehmen als das erstgenannte glücklich vollendete, das von der Kritik übereinstimmend bis auf wenige Vorbehalte und Ausstellungen als gelungen bezeichnet worden ist. Die buddhistische Heilsreligion ist vorher schon öfters und gut dargestellt worden, die vedisch-brahmanische Periode der indischen Religion findet in dem Umfange, welchen der Verfasser ihr zutheilt, zum ersten Male ihre authentische Schilderung und Interpretation. Eine Fülle philologischer Vorarbeiten, wie sie das Quellenverzeichniss am Schlusse (S. 239—246) vermerkt, lag allerdings vor, und in der That wäre es sonst auch einem einzigen Gelehrten unmöglich gewesen, das ausserordentlich weitverzweigte Religionssystem Altindiens mit seinem äusserst complicirten und verwickelten Cultwesen, wie seinem überreichen Sagen- und Mythenmaterial zu überblicken. Die Darstellungen Max Müller's, Bergaigne's, Barth's u. A. m. sind von der indischen Alterthumswissenschaft längst überholt.

Die vedisch-brahmanische Religion hat zu ihrer allgemeinen Grundlage die arisch-indogermanische, welche aus der Vergleichung der verschiedenen indogermanischen Religionen erschlossen werden kann. Ueber dies Verhältniss lässt sich der Autor vorsichtigerweise nicht aus, sondern seine Schilderung der indischen Götterwelt setzt mit der Entwicklung jener Gottheiten, welche im Rigveda vor Allen häufig genannt werden, den solaren und lunaren Göttergestalten ein. Hieran schliesst sich im vedischen Alterthum mit der Herausbildung des Mythenkreises von Varuna eine Art esoterischer Religion, welcher der Cult des Agni, Soma und Indra so recht als populäre Religion der Priester und Hausväter gegenüber steht. Rein animistischer Art sind die Regen- und Windgötter, die indessen keinen sehr breiten Raum weder im Mythus noch im Cult einnehmen. Für den Ethnographen vor Allem interessant sind die elementaren Bildungen der Genien, Dämonen und Seelen, bei deren Studium der Ver-

fasser leider der ethnographischen Basis entbehrt. Von Bedeutung und würdig einer eigenen Untersuchung scheint der Nachweis von bildlichen Idolen in der vedischen Zeit (p. 175 f.). Die Schilderung Rudra's (Rigv. 2, 23, 9) liest sich wie eine Beschreibung einer balinesischen Râkschasa-Figur.

In den indischen Sacralalterthümern hat sich viel von volksthümlichen Bräuchen und Vorstellungen erhalten, namentlich bei jenen Riten, welche sich auf das Haus und dessen Umkreis, auf Feld und Flur, auf Vieh und Saat bezogen. Magie und Zauberei sind in ganz analoger Weise im Bewusstsein des vedischen Volkes lebendig, wie dies den Ethnographen etwa von den Malaien bekannt ist. Auch die Vorstellung von den Krankheitsgeistern ist eine sehr ähnliche hier wie dort, desgleichen Divination und die Vorstellungen über Omina und Portenta. Hier sind wir ganz und gar bei der primitiven animistischen Unterschicht aller religiösen Entwicklungen angelangt, über welchen die höheren religiösen Schöpfungen nur bei culturell fortschreitenden Völkern sich erheben.

Ein rühmenswerther Vorzug vorliegender Darstellung, deren reichen Inhalt das Voranstehende angedeutet hat, ist die freigebige Anführung der Quellenstellen, die als Documente für die vorgeführten religiösen Vorstellungen dienen. Auch der des Indischen unkundige Leser ist damit einigermassen in die Lage versetzt, die Ableitungen des Autors zu controliren. Das Zeugniss, sehr vorsichtig und doch dabei phantasievoll reconstruirend verfahren zu sein, wird ihm jeder einigermassen Sachkundige gern ausstellen.

**Haberlandt.**

30.

**Day, C. R.: The music and musical instruments of Southern India.** With an introduction by A. J. Hipkins, London & New-York: Novello, Ewer & Co. (Folio, XVI + 172 pp., 17 Taf.)

Dies brillant ausgestattete Werk ist eine sehr wünschenswerthe Bereicherung unserer im Ganzen noch recht spärlichen Literatur über fremde Musik — nämlich brauchbaren Literatur, die über vage subjective Eindrücke und Schilderungen hinausgeht und den Gegenstand mit voller wissenschaftlicher Schärfe fasst. Ein solches Werk über die in mehr als einer Hinsicht merkwürdige indische Musik fehlte bislang noch, trotz des bekannten indischen Compilators Raja Mohun Tagore zahlreichen „Treatises on Indian music". Die Musik von Südindien ist dabei mit gutem Verständniss ausgewählt worden, weil der Norden, namentlich die Nordwestprovinzen, wie in anderen Culturäusserungen, so auch in der Musik bedeutende Einflüsse seitens der Mohammedaner erfahren haben. Nicht nur die schwierige und complicirte Musiktheorie der Indier wird auseinandergesetzt; wir erhalten neben hübschen, culturhistorisch interessanten Schilderungen der Stellung indischer Musik im allgemeinen Culturleben, ihrer Bedeutung für Drama, Tanz und Religion eine sehr eingehende Beschreibung der indischen Musikinstrumente, wobei auf die Beziehungen zu den westorientalischen Musikinstrumenten stets Rücksicht genommen ist. Für die Geschichte des Ueberganges der orientalischen Musik nach Europa ist vorliegendes Werk von grundlegender Bedeutung. Zur indischen Alterthumswissenschaft ist Day's schöne Monographie ein Baustein, den keine andere Hand mehr zu bearbeiten braucht. Man möchte jedes ihrer Capitel bereits so bearbeitet sehen.

**Haberlandt.**

31.

**Grünwedel, Albert: Buddhistische Kunst in Indien.** (Handbücher der königlichen Museen zu Berlin, Museum für Völkerkunde.) Mit 76 Abbildungen. Berlin. W. Spemann, 1893. Kl.-8°. VIII. 177 pp. Preis 1 M. 25 Pf.

Eine wissenschaftliche Archäologie des Buddhismus steht bisher trotz vortrefflicher Vorarbeiten noch aus. In vorliegendem, äusserst anregendem Werkchen ist nicht nur der Grundriss zu einer solchen Kunstgeschichte festgelegt, sondern auch bereits eine Fülle von Einzeluntersuchungen und -Aufstellungen eingearbeitet, welche die Abhängigkeit buddhistischer Kunsttypen vom Westen und ihre Weiterentwicklung in der hierarchischen Iknographie des Lamaismus sowie Ostasiens darthun. Wir können an dieser Stelle von dieser werthvollen Publication, welche eine der belangreichsten Arbeiten auf dem Gebiete der indischen Alterthumswissenschaft, die seit Langem erschienen ist, mit Fug genannt werden kann, nur insoferne Notiz nehmen, als sie die Typengeschichte des buddhistischen Pantheons aus den Monumenten entwickelt, wobei eine Menge heller Streiflicher auf verschiedene culturgeschichtliche Materien des indischen Culturkreises geworfen werden. Auch finden sich für den Palaeo-Ethnologen einige sehr interessante Ausführungen über das Völkerporträt in verschiedenen altbuddhistischen Sculpturen (S. 34 f.). Im Uebrigen ist aber das Thema ein so ausschliesslich kunsthistorisches, dass sich die Erörterung seiner Ausführungen hier von selbst verbietet. Nur einigen bescheidenen Zweifeln bezüglich weniger Einzelheiten möchte ich hier gegenüber dem so überaus geist- und kenntnissreich combinirenden Verfasser Ausdruck geben. Ich kann mich nicht davon überzeugen, dass das Motiv des „Niedertretens", so häufig in tibetanischen Darstellungen, aus dem Uebereinanderstellen verschiedener Thiergestalten in altbuddhistischen Sculpturen herzuleiten sei — ein Motiv, das wieder aus Vorderasien stammt (z. B. aus assyrischen Reliefs) — (S. 55); dem das tibetanische „Unter die Füsse treten" scheint mir vielmehr aus dem Çivaismus zu stammen und ein speciell indisches Motiv zu sein, das auch auf ceylonesischen Masken zu beobachten ist (siehe Internationales Archiv für Ethnographie, Bd. VI, Taf. VI und VII). Vielleicht hängt es auch irgendwie mit dem Streicheln der Füsse, das auf Vishṇu-Darstellungen gewöhnlich ist, zusammen. — Ebenso ist das Attribut des Kâma (Smara, Ananga), Bogen und Pfeil, schwerlich auf den griechischen Erostypus zurückzuführen, denn Kâma erscheint schon im Atharvaveda mit diesen Attributen ausgerüstet. — Auch dass die Idee eines Cakravarti (Weltbeherrschers) den Indern erst durch die geschichtliche Erscheinung Alexander des Grossen geweckt worden sei (S. 117), möchte ich bezweifeln; dies hätte schon früher durch die Archämeniden geschehen müssen, wenn die Inder nicht selbst in ihren Titulaturen bhûdeva, bhûpati u. s. w. grosssprecherisch den Landesfürsten bereits als „Erdenherrn" bezeichnen würden. — Für die Völkerpsychologie ist die Summe aus den kunst-

geschichtlichen Ergebnissen Grünwedel's insoferne von Interesse, als aus denselben der empfindliche Mangel an plastischer Kraft für das indische Volk wissenschaftlich festgestellt ist; andererseits macht sich dafür die kräftige poetische Anlage der Hindu, ihr Natursinn und drastischer Humor um so schlagender auch in den Sculpturen geltend — ein Eindruck, der durch die Analyse aller dieser altbuddhistischen Kunstschöpfungen verstärkt wird. Was zum Schlusse aber nochmals betont werden soll, ist, dass das grösste Verdienst des vorliegenden Werkes auf einem Gebiete liegt, das zu beschreiten hier nicht des Ortes ist. Gerade solche Werke, wie das in Rede stehende, engen, zum grossen Vortheil der Wissenschaft, das Gebiet der Ethnographie um ein gutes Stück ein, das ihr dem Wesen nach eigentlich nie zukam, aber als von der Philologie und Geschichte vor der Thüre gelassen, gleichsam als Waise ihr zugefallen war. **Haberlandt.**

32.

**Kaindl, Dr. Raimund Friedrich:** Die Huzulen. Ihr Leben, ihre Sitten und ihre Volksüberlieferung. Mit 30 Abbildungen im Texte und einer Farbendrucktafel. Mit Unterstützung der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Wien, 1894. Alfred Hölder. VI + 130 S.

Schon in einem früheren Bande dieser „Mittheilungen" wurde anlässlich der Besprechung der „Ornamente der Hausindustrie rutenischer Bauern" (vgl. Bd. XXI, S. 38) auf die besondere Stellung der Huzulen verwiesen, die dieselben inmitten der sie umgebenden Volksstämme einnehmen; allerdings konnte dies nur insoweit festgestellt werden, als es die Verzierungskunst betraf.

Im vorliegenden Werke soll uns nun ein erschöpfendes Material geboten werden, das uns in Stand setzen sollte, die Frage, ob die Huzulen thatsächlich eine Ausnahmsstellung einnehmen, zu entscheiden, umsomehr, als der Verfasser in einer früheren sehr dankenswerthen Arbeit über „Die Rutenen in der Bukowina" (Czernowitz, 1889 und 1890), die er im Vereine mit dem Pfarrer Manastyrski publicirte, sowie in mehreren, zum grössten Theile in der Zeitschrift „Am Ur-Quell" veröffentlichten Skizzen bewies, dass er für alle Erscheinungen des Volkslebens ein offenes Auge und ein warmes Herz besitzt. Dem Verfasser standen für die Darstellung des Huzulen-Völkleins nicht nur seine eigenen Erfahrungen zu Gebote, sondern auch anderweitiges Material, das ihm zum Theile von der Anthropologischen Gesellschaft geliefert wurde, für welche es seinerzeit der eifrige Sammler anthropologisch-ethnographischer Daten, Herr Oberstlieutenant v. Himmel, von verschiedenen Herren zusammenstellen liess.

Die Darstellung erstreckt sich nicht auf alle Huzulen, sondern nur auf jene im Czeremoszthale „im weitesten Sinne" und jene im Suczawathale, da der Autor die anderen Huzulen nicht aus eigener Anschauung kennt und leider „gedrucktes" Material nicht berücksichtigen will, wie er in der Vorrede sagt, obwohl er sonst auf Haquet, Bidermann, Romstorfer, Wahilewič, Kolberg u. A. verweist. Es handelt sich also in diesem Buche um eine möglichst vorurtheilslose Schilderung des interessanten Huzulenvolkes, ohne dass irgendwie auf eine Kritik bereits publicirter Arbeiten eingegangen würde, es sei denn Büchner's „Kraft und Stoff" (S. 69) — ein Buch, über das sich ein Ethnograph nie im Ernste ereifern kann —; auch die dem Verfasser naheliegenden Parallelen zwischen Huzulen, Rumänen und Rutenen, sowie die Erklärung einzelner Erscheinungen des Volkslebens und Volksglaubens werden für eine spätere Arbeit in Aussicht gestellt.

Die Einleitung gibt in Kurzem den Verbreitungsbezirk, die verschiedenen Benennungen sowie eine Charakteristik der Sprache, die als ein Dialekt des Rutenischen bezeichnet werden muss. Ob aber die Huzulen als echte Slawen zu betrachten sind, das mit Gewissheit zu entscheiden, dürfte etwas schwer fallen, wenn auch der Verfasser, gestützt auf Sprache, Sitte und Volksüberlieferung, sagt, dass vernünftigerweise nicht geleugnet werden kann, dass die Hauptmasse der Huzulen slawischer Herkunft sei. Dazu muss bemerkt werden, dass die Sprache allein, am wenigsten aber jene der Huzulen, die ja mit rumänischen Elementen versetzt ist (sogar das Wort für Feuer = watra ist rumänisch), ausschlaggebend ist.

Ausserdem fehlen uns alle somatischen sowie statistischen Behelfe; die letzteren deshalb, weil sie Huzulen und Rutenen unterschiedslos zusammenfassen. Man kann daher auf Grund der bisherigen statistischen Zahlenausweise auch nicht einen irgendwie berechtigten Schluss ziehen.

In 17 Capiteln führt der Verfasser ein vollständiges Bild des Lebens der Huzulen von der Kindheit bis zum Tode vor, behandelt ihre religiösen Anschauungen und ihren Festkalender und gibt eine reiche Sammlung von Proben ihrer Volksdichtung.

Wie bereits bemerkt, repräsentiren sich die Huzulen dem äusseren und inneren Leben nach als eine Unterabtheilung der Rutenen, und ihre Sitten und Gebräuche sind daher zum grössten Theile slawische. In Folgendem seien nur einige Züge hervorgehoben, die mir für dieses Volk charakteristisch erscheinen.

Das Kind wird selten an der Mutterbrust genährt; in der Regel bedient man sich eines am spitzen Ende durchbohrten Ziegenhornes, an dem ein Leinwandsäckchen hängt, um die Kinder Kuh- oder Schafmilch daraus saugen zu lassen (S. 7).

Bei der Hochzeit tragen Braut und Bräutigam am linken Arme grosse, aus hartgetrocknetem Käse bestehende Ringe, die nach der Trauung gegenseitig gewechselt und hernach zum Andenken oft jahrelang aufbewahrt werden (S. 16, 18, 20). Die Hochzeitsgebräuche selbst haben sonst ganz slawischen Charakter.

Hervorzuheben ist neben der Adoption auch die nicht selten vorkommende Arrogation, nach welcher von meist kinderlosen alten Huzulen selbstständige und wohlhabende Personen an Kindesstatt aufgenommen werden, welche die Pflicht haben, ihre angenommenen Eltern bis zum Tode zu verpflegen und schliesslich standesgemäss zu beerdigen; dafür sind sie erbberechtigt. Auch Juden werden arrogirt, bisweilen sogar ein Jude und ein Huzule zusammen (S. 26). Bei den Südslawen finden sich ebenfalls Reste einer Arrogation (vgl. Krauss, Sitte und Brauch der Südslaven, S. 603 ff.).

Die Erzählungen von dem Räuber Doubusz und Anderen finden sich auch bei den Rutenen wieder und haben ein Analogon in den mährisch-walachischen Räubern Ondraš und Antûsek; sie sind daher für die Huzulen nicht so ganz charakteristisch (S. 46).

Bemerkenswerth ist das heilige oder „lebendige“ Feuer, das mittelst Reibens zweier Holzstückchen erzeugt wird, und zwar am heiligen Abend und sobald die Hirten ihre Almen bezogen haben; im ersteren Falle wird es bis zum Dreikönigstage, im letzteren bis zum Abzuge von der Alm unterhalten und darf während dieser Zeit nicht verlöschen; es darf auch nicht zu profanen Zwecken verwendet werden (S. 63, 71).

Am Mittwoch der vierten Woche nach dem Ostersonntag wird das Rachmanen-Osterfest gefeiert, über dessen Ursprung noch Unklarheit herrscht (S. 76).

Hervorhebenswerth sind auch die Festtage zu Ehren einiger schädlichen Thiere, wie der Wieselfesttag und der Feiertag des Märtyrers Lupa oder Lupul, der dem Wolfe geweiht ist und offenbar rumänischen Ursprunges ist (S. 79).

Der Huzule kennt zwei Höllen, eine heisse und eine kalte; die letztere ist für diejenigen bestimmt, welche die Festtage nicht hielten (S. 81).

Es gibt eine besondere Art Teufel, die sogenannten „Nauky“, die vorne schön gekleidet sind, denen aber rückwärts die Gedärme heraushängen (S. 82), eine Vorstellung, die auch bei malaischen Völkern in ähnlicher Weise auftritt.

Sonderbar muss es erscheinen, dass die Huzulen an verderbliche Meeresgeister „Małpy“ glauben, welche halb Fisch und halb Mensch sind und den Schiffern Unheil bringen (S. 87), da sie mit dem Meere sonst in keiner Berührung stehen; selbst die Meeraugen scheinen sie nicht mit dem Meere in Verbindung zu bringen (S. 101). Allerdings kennen sie einen Hahn, der im Meere wohnt und nach Mitternacht zu allererst kräht, wonach alle Hähne auf der Erde ein Kitzeln unter den Flügeln fühlen und ebenfalls zu krähen beginnen (S. 104).

In Vorstehendem sind nur einige von den Erscheinungen angeführt, welche für die Huzulen charakteristisch sein dürften; es gibt deren noch mehr, namentlich in der Tracht und, wie eingangs bemerkt, in der Ornamentik, welche der Verfasser jedoch nicht in vollstem Umfange würdigt. Die Metalltechnik allein hätte ein besonderes Capitel verdient. Dankenswerth dagegen sind die Ausführungen über die Stickereien, zu deren Erläuterung eine Farbentafel beigegeben ist.

So sehr wir dem Verfasser zu dieser Arbeit Glück wünschen müssen, so sehr möchten wir ihm rathen, den Erscheinungen des Volkslebens noch mehr objectiv gegenüber zu stehen. Vor Allem zeigt sich des Verfassers Subjectivität in dem Abschnitte, in welchem das sittliche Verhalten der Huzulen charakterisirt wird, wobei ich nur darauf verweisen kann, dass der Ethnograph sich sofort selbst zum Gegenstande ethnographischer Forschungen macht, sobald er von einem anderen Standpunkte als den des Beobachters und Vergleichers die Dinge, die sich ihm bieten, ansieht und behandelt. So muss man auch eine Bemerkung wie jene, dass die Mädchen ihr Haar „mit wenig Geschmack“ ordnen (S. 53), wie nicht minder die Anmerkung auf S. 81, dass die greulichen Bilder von den Höllenstrafen, wie man sie in alten Kirchen findet, auf das Volk nur entsittlichend wirken und dass sie daher entfernt werden sollten, dem Leser überlassen.

Nicht unvortheilhaft für die Untersuchung oder vielmehr Zusammenstellung des Materiales wäre es gewesen, wenn der Verfasser die im Museum des Grafen Dzieduszycki und im Gewerbemuseum zu Lemberg vorhandenen reichlichen und ausgezeichneten Sammlungen huzulischer Hausindustrie in den Rahmen seines Werkes einbezogen hätte.

Doch, wenn wir bedenken, wie schwierig es ist, gerade über die Huzulen, welche so vielfach und von den Behörden immer mit den Nachbarstämmen unter einen Hut gethan werden, gutes und brauchbares Materiale zu beschaffen, so müssen wir das Buch Dr. Kaindl's als die erste wissenschaftliche Monographie auf das Wärmste begrüssen. Möge ihm bald ein zweites folgen, welches die versprochene Sichtung des Materiales nach ethnographischen Principien bringt.

**W. Hein.**

## 33.

**Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina.** Herausgegeben vom bosnisch-hercegovinischen Landesmuseum in Sarajevo; redigirt von Dr. Moriz Hoernes. I. Bd. Wien 1893, XVIII + 593 S., mit 760 Abbildungen im Texte, + 30 Taf.; II. Bd., Wien 1894, XII + 692 S., mit 238 Abbildungen im Texte, + 9 Taf.

So gross die Hartnäckigkeit war, mit welcher sich das bosnisch-hercegovinische Gebiet, als die Spitze des vom islamitischen Osten gegen die westliche Cultur vorgetriebenen Keiles, bis in das letzte Viertel unseres Jahrhunderts allen Segnungen der Neuzeit zu verschliessen verstand, so bewunderungswürdig und geradezu beispiellos ist die Schnelligkeit, mit welcher in dem durch unsere Waffen occupirten Lande die geistige Occupation von einer in ihren Zielen und ihren Mitteln klaren und sicheren Verwaltung durchgeführt wird. Durch die schmerzlose Einimpfung aller guten Säfte der modernen Verwaltungskunst wird dem Lande eine Erziehung zu materiellem und geistigem Wohlstande gegeben, wie sie noch keinem Volke sonst zutheil ward. Es erscheint als ein Zug vornehmster Dankbarkeit, dass das Land durch seine erleuchtete Regierung bereits dahin geführt wird, dem Westen als Abschlagszahlung für die empfangenen culturellen Werthe ein durch einen Stab überaus eifriger Gelehrter frisch erschürftes wissenschaftliches Material darzubieten. Und die beiden vorliegenden Prachtbände sind in der That eine sehr stattliche Abschlagszahlung, welche allen an ihrem Zustandekommen Betheiligten, von den Initiatoren an bis zu den mit der typographischen Ausführung betrauten Firmen, im höchsten Sinne des Wortes zur Ehre gereicht.

Bereits während der Occupationskämpfe und unmittelbar nach ihnen wurde das Land von einer Reihe von wissenschaftlichen Pfadfindern aus den gelehrten Kreisen unserer Monarchie durchzogen, welche an die Stelle der unvollständigen und zum Theile sehr unverlässlichen Nachrichten aus früherer Zeit exacte und für die spätere Forschung vielfach grundlegende Beobachtungen mit nach Hause brachten. Aus dem Kreise unserer Gesellschaft sind besonders die Herren Dr. M. Hoernes, Dr. F. v. Luschan und Dr. F. S. Krauss zu nennen und auch der Officiere unserer Armee, welche den archäologischen Fundstellen, besonders auf dem tumulusreichen Glasinac, nachgingen und manches interessante Stück nach Wien lieferten, ist zu gedenken. Das ethnographische und archäologische Fundmaterial, das Bosnien-Hercegovina in so ausserordentlich grosser Menge darbietet, war es

vornehmlich, welches mehrere kenntnissreiche Mitglieder der Landesverwaltung alsbald auf den Gedanken der Gründung eines Landesmuseums brachte. So entstand im Jahre 1885 der Museumsverein für Bosnien-Hercegovina, dessen Realisirung zu den Hauptverdiensten des zu früh verstorbenen Dr. Julius Makanec zählt. Von vorneherein erkannte die Landesverwaltung die grosse Bedeutung eines Museums für die geistige Entwicklung des Landes, sowie die Aufgabe, auf das Gedeihen eines so wichtigen Institutes unmittelbaren Einfluss zu nehmen und bereits im Jänner 1888 wurden die im Laufe von drei Jahren zusammengebrachten ansehnlichen Sammlungen unter der Bezeichnung „Bosnisch-hercegovinisches Landesmuseum" in die Verwaltung der Regierung übernommen.

Die grosse Menge und der wissenschaftliche Werth des Materiales, welches von dem allmälig auf vier Herren angewachsenen Stab fachwissenschaftlicher Museumsbeamter, von zahlreichen Landesbeamten und Gönnern des Museums im Laufe der wenigen folgenden Jahre aufgesammelt wurde, ist staunenerregend. Herr Regierungsrath Constantin Hörmann, in dessen Hand die Direction des Museums ruht, gibt im I. Bande der „Mittheilungen", S. 12—14, eine kurze Uebersicht des reichen Bestandes zu Ende des Jahres 1892.

Die Sammlungen sind in zwei Abtheilungen, die archäologisch-kunsthistorische und die naturwissenschaftliche, welche wieder in die entsprechenden Unterabtheilungen zerfallen, getrennt. Wir begnügen uns hier, einige uns zunächst interessirende Ziffern anzumerken: die prähistorische Sammlung enthielt 1804 Nummern mit mehr als 5000 Objecten; die römischen und mittelalterlichen Sammlungen (ohne Lapidarium und Münzen) 496 Nummern mit über 1000 Stücken; die anthropologische Sammlung 53 Schädel und 2 vollständige Skelette aus prähistorischen und anderen alten Gräbern; die Costümsammlung 75 complete Costümfiguren und 50 Prunkcostüme und die Sammlung kunstgewerblicher und ethnographischer Gegenstände 520 Nummern nebst mehreren altbosnischen Holzvertäfelungen und Zimmerdecorationen.

Vergeblich sucht man sich bei dieser kurzen Geschichte des sich aufdrängenden schmerzlichen Seitenblickes auf die Verhältnisse unserer österreichischen Landesmuseen zu erwehren, welche heute noch von Privatvereinen gehalten werden müssen und es nach hundert- oder halbhundertjährigem, vielfach schwankendem Bestande trotz der hochverdienstlichen Leistungen einzelner Fachmänner im Durchschnitte kaum weiter als zu den Erfolgen gebracht haben, auf welche das bosnisch-hercegovinische Schwesterinstitut dank seiner officiellen Stellung und der ihm zutheil werdenden weisen und kräftigen Förderung nach weniger als einem Decennium seines Bestandes hinweisen kann.

Im Jänner 1889 begann die ausschliesslich der bosnischen Sprache sich bedienende Museumszeitschrift „Glasnik zemaljskog muzeja" zu erscheinen. Sie ist von Herrn Regierungsrath Hörmann vortrefflich redigirt. Ihr Ziel ist, einerseits den Bestrebungen des Museums in der einheimischen Bevölkerung weitere Verbreitung und erhöhtes Verständniss zu verschaffen und andererseits die Fachkreise Oesterreich-Ungarns und des Auslandes (freilich nur, soweit sie der bosnischen Sprache mächtig sind) mit den Resultaten der wissenschaftlichen Landesdurchforschung bekannt zu machen. In ihren Vierteljahresheften pflegt sie sämmtliche im Museum vertretene Fächer. Während der wenigen Jahre ihres Bestandes brachte die in jugendlicher Thatkraft wirkende Schaar ihrer meist wohlgeschulten Mitarbeiter eine solche Fülle wissenschaftlich werthvoller Beiträge zu Stande, dass der Wunsch, diese Schätze der mit dem südslavischen Idiom nicht vertrauten Gelehrtenwelt bequemer zugänglich zu machen, immer lebhafter wurde. Diesem Wunsche kam die Landesregierung durch die Herausgabe der vorliegenden „Mittheilungen" entgegen und die Munificenz und Raschheit, mit der sie dies that, ist ein neues Zeugniss für die an leitender Stelle herrschende eingehende Erwägung und die grosse Auffassung der höheren Interessen des Landes.

Die beiden ersten Bände der „Wissenschaftlichen Mittheilungen" bringen neben dem vornehmen Vorworte, mit welchem sich die Redaction vorstellt, und dem vortrefflich orientirenden Museumsberichte Constantin Hörmann's, die in den vier ersten Jahrgängen des „Glasnik" enthaltenen, aber dort manchmal nothgedrungen in eine Reihe von Fortsetzungen zerrissenen Publicationen, im Ganzen 143 Arbeiten, in fachlich geordneter Reihenfolge und zum Theile mit revidirtem oder durch den Redacteur erweitertem Texte. In jedem Bande ist der Inhalt in drei Theile abgetheilt: I. Archäologie und Geschichte, II. Volkskunde und III. Naturwissenschaft; doch geht die Anordnung des Stoffes durch beide Bände durch. So enthält der erste Band in seinem I Theile (S. 29—346) vornehmlich die Berichte über prähistorische und römische Funde, im II. Theile (S. 349-512) das, was man Landeskunde im engsten Sinne nennen möchte, Geographisches, Beschreibung von Ruinen u. dergl., ferner Sagen, im III. Theile (S. 515 bis 593) Meteorologie und Botanik. Im zweiten Bande enthält der I. Theil (S. 3—354) hauptsächlich Geschichtliches und Arbeiten über mittelalterliche und spätere Objecte und Funde, aber auch in mehreren Mittheilungen beachtenswerthe Abschnitte über prähistorische Funde, der II. Theil (S. 357 bis 508) Sprachliches, Ethnographisches und Kunsthistorisches und der III. Theil (S. 511—692) Zoologie. Auf diese Art ist die Zusammenfassung der einzelnen Stoffgattungen so weit als möglich erreicht. Ref. hätte nur gewünscht, dass bei den einzelnen Abhandlungen und Notizen das Datum ihres ersten Erscheinens, welches sich auf die vier Jahre 1889—1892 vertheilt, angemerkt worden wäre, weil bei eingehenderer Benützung die Kenntniss der chronologischen Reihenfolge von sich nicht vollkommen deckenden Berichten u. dgl. von Werth ist.

Das gegenwärtige Referat will sich nur noch kurz mit den prähistorischen Funden beschäftigen und von dem übrigen reichen und interessanten Inhalte der „Wissenschaftlichen Mittheilungen" absehen. Unter den zwölf Autoren, welche mit vorgeschichtlichen und verwandten Beiträgen sich einstellten, sind besonders die Herren Franz Fiala, Constantin Hörmann, Dr. Carl Marchesetti, Wenzel Radimský, Georg Stratimirović v. Kulpin und Dr. Ćiro Truhelka namhaft zu machen. Sie sind auch die Hauptträger der einschlägigen Arbeiten im Felde.

Von den ältesten Fundschichten des Landes haben bereits die zahlreichen Höhlen der Kalkgebirge einige Proben beizutragen angefangen. Die Megarahöhle in der Bjelašnica-korča an dem bekannten, von Sarajevo nach Mostar leitenden

Ivan-Sattel lieferte gute Höhlenbärenreste (die ersten auf der Balkanhalbinsel); die Marinovahöhle bei Rogoûšići im Kreise Sarajevo barg im hintersten Winkel ihrer mässig grossen Halle einen neolithischen Wohnplatz. Die weitere Untersuchung der Höhlen wird ohne Zweifel noch manchen interessanten Fund bringen.

Mit der neolithischen Schichte beginnen auch viele der bis jetzt untersuchten prähistorischen Wohnstätten, wenn auch die meisten von ihnen einen sehr längen Bestand, bis weit in die Metallperioden hinein, bekunden und — wie ja selbstverständlich — bis auf den heutigen Tag noch manche Stadt oder Dorfschaft die zu einer neolithischen Ansiedlung einst erwählte Stelle beibehalten hat. In vorderster Reihe treten uns die in der Nachbarschaft von Sarajevo, an den Nordausläufern des Trebević gelegenen Fundstellen von Sobunar, Zlatište und Debelo brdo entgegen, von welchen die erstere einer am Fusse der felsigen Abhänge gelegenen Ortschaft, aus welcher mehr als 30 Hüttenplätze mit Wandbewurfstücken ausgegraben wurden, angehörte und wahrscheinlich mit den beiden anderen, auf den benachbarten Gipfeln angelegten umwallten Plätzen im Zusammenhange stand. Dann sind noch Vojkovići bei Sarajevo und die umwallte Anhöhe Kičin an der Bunica bei Mostar, welche beide bis in die Zeit der Römerherrschaft gedauert haben, neben vielen anderen Ringwällen (von welchen jener auf dem Glasinac noch weiter unten gedacht werden soll) zu nennen. Von grösster Bedeutung sind die Beziehungen dieser Fundstätten zu den nordwestlichen und westlichen Nachbargebieten. Unter Anderem weist Marchesetti darauf hin, dass diese theils umwallten, theils offenen Ansiedlungen die grösste Verwandtschaft mit den ihm so wohlbekannten istrischen und krainischen Castellieren zeigen und mit diesen, deren Verbreitungsgebiet gegen Westen nicht über den Isonzo hinaus reicht, die Anknüpfungspunkte mit den Terramaren und Pfahlbauten Oberitaliens gemein haben. Es ist in dieser Beziehung vor Allem hinzuweisen auf das Vorkommen der Ansa lunata und zahlreicher, für die Terramara-Ansiedlungen charakteristischer keramischer Ornamente, dann der zuerst in den Terramaren aufgefallenen einfachsten Fibelform, der Fibula ad arco di violino (welche hier wohl in Grabhügeln und noch nicht in Ansiedlungen gefunden ist). An die Bronzefunde aus dem Pfahlbau von Peschiera erinnern z. B. eine Schmucknadel mit flacher Kopfscheibe, zwei Nähnadeln und ein Meisselchen von Sobunar (I, S. 50, Fig. 40). Daneben eröffnen sich aber auch weiter reichende Ausblicke. Bezüglich charakteristischer, hochgestreckter Gefässhenkel, deren Lumen durch einen Mittelsteg abgetheilt ist, wird (l. c. S. 46) auf das analoge Vorkommen in der ober- und mittelitalienischen Villanovastufe verwiesen. Man kann aber andererseits auch auf die gleiche Henkelconstruction bei zahlreichen griechischen Dipylonvasen, die vielleicht für beide Küsten der Adria die Vorlage geliefert hat, Rücksicht nehmen. Die jüngeren Schichten dieser Wohnstätten bewahren vollkommen den durch die Gräberfunde der entsprechenden Perioden gekennzeichneten Charakter und brauchen daher nicht besonders erwähnt zu werden.

Von Metallfunden älterer Typen sind noch zu erwähnen: 1 einfacher kupferner Flachmeissel und 1 kupferne Doppelaxt aus dem Bezirke Tešanj, 1 vereinzelt gefundene Bronzeaxt vom Dobelo brdo bei Sarajevo, 1 schlankes Bronzeschwert aus der Drina, der Bronzedepôtfund von Šumetac bei Podzvizd im Bezirke Cazin, welcher (zum Theile in Bruchstücken) 25 Sicheln, 6 Hohlcelte, 3 Lappencelte, die gestielte Kopfscheibe einer ungarischen Streitaxt, 1 kurzen Dolch und 1 Lanzenspitze in's Museum von Sarajevo lieferte, endlich der Fund von Prozor im Ramathale mit einer Serie schöner, grosser Spiralen und Hohlcelte und einige andere, nur beiläufig erwähnte Funde. Diese Gruppe, durchwegs aus Einzeln- oder Depôtfunden gebildet, ist wohl ohneweiters dem specifisch ungarischen Formenkreise zuzurechnen und bei der Construction einer prähistorischen Culturenfolge für Bosnien zunächst vorsichtig abseits zu stellen. Aus ihnen eine besondere Bronzealtersschichte für Bosnien zu formen, halte ich vorderhand nicht für empfehlenswerth. Anders verhält es sich mit dem schönen Depôtfunde aus der Höhle von Krehin Gradac in der Hercegovina, welchen Dr. Much in den „Mittheilungen der k. k. Centralcommisson für Kunst- und historische Denkmale“ (Bd. XIV, 1888, S. 7) veröffentlicht hat. Er schliesst sich dem im Folgenden zu erwähnenden Fundmateriale organisch an.

Das grösste Interesse nehmen die der Hallstatt-Periode entsprechenden Alterthümer in Anspruch. Aus dieser Periode, welche die Blüthezeit des die nordwestliche Ecke der Balkanhalbinsel als Centrum seiner Ausbreitung bewohnenden illyrischen Volksthums gewesen ist, fliessen die Funde massenhaft. Tumuli und Flachgräberfelder bergen die Reste einer dichten und den Beigaben nach wohlhabenden Bevölkerung. Das Meiste lieferte bisher die Hochebene Glasinac, im Osten von Sarajevo. Dieser mit fetten Weidegründen bedeckte und mit einem natürlichen Schutzwalle von bewaldeten Felsbergen umgürtete Horst trägt eine besonders ansehnliche Zahl prähistorischer Umwallungen und ausserdem eine sonst nirgends auf solchem Raume vereinigte Menge von Grabhügeln, deren Schätzung zwischen 20.000, 40.000 und 100.000 schwankt. Ueber dieses classische Gebiet liegen drei Berichte der Herren Dr. Truhelka, v. Stratimirović und Fiala vor. Wenn diesen Arbeiten auch nur ein provisorischer Charakter zugemessen und die Veröffentlichung der Details einem späteren grossen Werke vorbehalten ist, so reicht das Vorliegende doch aus, um oberflächlich über dieses merkwürdige Fundgebiet zu orientiren. Die verschiedenen Umwallungen sind im Allgemeinen gleichalterig mit den Grabhügeln. Die von den Autoren aufgeworfene Frage, ob man sie (Truhelka, I, S. 65) als systematisch angelegte Festungen zur Vertheidigung der ganzen Hochebene gegen äussere Feinde oder (Fiala, I, S. 168) als Refugium eines um sie herum angebauten Dorfes, als grössere Ansiedlungsplätze (v. Stratimirović, I, S. 121) oder als Hofstätten von Einzelnfamilien (Hoernes, I, S. 168) zu betrachten habe, wird nicht im Allgemeinen, sondern je nach Lage, Grösse und Construction und durch eine lege artis geführte Untersuchung des Innenraumes und der Umgebung von Fall zu Fall zu entscheiden sein. Auf die vollständige Abgrabung der Umwallung selbst, auf welche bisher das grössere Gewicht gelegt wurde, kommt weniger an. Im Mittelalter und in den Jahrhunderten der Neuzeit wurden mit Vorliebe diese Wälle (sowie die grossen Tumuli Dalmatiens und der Hercegovina, aber auch manche Tumuli des Glasinac) von einer brachycephalen Bevölkerung — offenbar dem heute noch hier wohnenden Stamme — zu

Nachbestattungen benützt. Die Tumuli des Glasinac sind aus Steinen und Erde aufgeschüttet, nicht immer rund und kegelig, sondern auch abgeflacht, länglich, manchmal sogar ringförmig. Sie bergen häufig nur ein Grab, aber fast ebenso oft deren mehrere, bis über zehn. Leichenbrand und Skelette kommen nebeneinander vor. Die wenigen conservirbaren Schädel verrathen eine dolichocephale Bevölkerung. Weitere Tumuli, in Anlage und Inhalt jenen ähnlich, werden von Barakovac bei Foča im südlichen Bosnien erwähnt. Die grossen Steintumuli der Hercegovina und des westlichen Bosnien haben bis jetzt ebensowenig wie die dalmatinischen eine befriedigende Ausbeute geliefert. Von Flachgräbern sind anzuführen: jene von Sreteš und Čatići im Bezirke Visoko mit Skeletten und bescheidenen, der älteren Hallstatt-Stufe entsprechenden Beigaben, ferner die Nekropole auf dem Jezerinafelde nächst Pritoka bei Bihać im nordwestlichen Winkel Bosniens, keine zehn Meilen von dem berühmten Gräberfelde von Prozor bei Otočac in Kroatien entfernt und ihm vollkommen ähnlich. Während die vorliegenden Bände der „Wissenschaftlichen Mittheilungen" nur vorläufige Berichte über diese Nekropole veröffentlichen, hat der „Glasnik" in diesem Jahre bereits Radimsky's vollständige, mit 50 Tafeln illustrirte Publication der aus 528 Gräbern entnommenen, grossartigen Funde gebracht. Wieder sind Brand- und Skeletgräber in buntem Wechsel vorhanden. Die ältesten Funde documentiren die jüngere Hallstatt-Stufe; die Mehrzahl der Gräber ist der La Tène-Periode zuzuzählen, aber mit einer Menge sonderbarer, aus der Hallstatt-Stufe herübergenommener Mischtypen; und eine ansehnliche Zahl von Gräbern gehört der römischen Kaiserzeit an. Der Art und Zeit nach stimmen mit diesen Funden jene von Petrovići bei Rakitno in der Hercegovina überein.

Diese ganze grosse Fundmasse fordert eine gemeinsame Betrachtung. Von ihrer Hauptpartie ist zunächst ein deutlich erkennbarer kleiner Vortrab älterer Typen abzutrennen. So wie in den oben angeführten Castellieren, kommen auch in den Umwallungen und in Grabhügeln des Glasinac und in den Flachgräbern von Sreteš (die Fibula, I, S. 58, Fig. 4) Formen vor, welche an die Terramaren und an altitalische Gräber erinnern und die Documente für die oben ausgedeuteten, uralten Beziehungen vermehren. Bezüglich ihres Verhaltens zu den übrigen bosnischen Funden werden sie aber erst genauer zu fassen sein, wenn ihre Reihen sich noch etwas verdichtet haben und die Details ihres Vorkommens mitgetheilt sein werden. Dass bei der Taxirung dieser Typen hier besondere Vorsicht noththut, zeigt unter Anderem das aus einem Tumulus des Glasinac stammende, an die cyprischen und böhmischen Bronzezeitnadeln mit einem aus Spiralgewinde gebildeten Kopfe erinnernde Stück (I, S. 138, Fig. 30) aus Silber, welches in Gesellschaft einer der häufigen runden Bronzezierscheiben mit durchbrochenem Mitteltheile und gelapptem Rande gefunden wurde.

In der Hauptmasse der Funde interessirt uns zunächst die der Hallstatt-Periode angehörige Hälfte. In ihr zeigt, so wie bei den vielen Fundorten unserer Ostalpen, jede einzelne Localität, ja z. B. jede einzelne grössere Tumulusgruppe des Glasinac ihre besonderen Eigenthümlichkeiten, welche wie ein wechselnder Schleier das Gemeinsame, Charakteristische umkleiden. Von wenigen Formen kann so, wie von der zweischleifigen Bogenfibel, welche 40% der Fibeln des Glasinac umfasst, gesagt werden, dass ihr Typus durch das ganze, von Illyriern bewohnt gewesene Alpengebiet vorkommt, oder dass sie wie die einschleifige Bogenfibel mit dreieckigem Fusse und einem durch zwei Knoten gegliederten Bügel (I, S. 86, Fig. 71 und 72) hier und in Croatien die nördlichsten Provinzen ihres weit nach Süden über die griechische Welt reichenden Verbreitungsgebietes gefunden habe. Andere Fibelformen und sonstige Gegenstände, unter welchen die eigenthümlichen runden Zierscheiben und die Bogenfibeln mit grossem Fusse den breitesten Platz einnehmen, auf die wir aber hier nicht näher eingehen können, erscheinen als Provincialtypen, lassen aber oft ganz genau ihre Abstammung von den weiter verbreiteten oder von importirten Formen erkennen. Besonders bemerkenswerth sind die als unmittelbarer griechischer Import erkennbaren Funde, wie charakteristische Thongefässe, die von v. Hochstetter publicirte bronzene Oenochoe, ein Bronzehelm (I, S. 78, Fig. 48) und bronzene Beinschienen (I, S. 135, Fig. 11). Auch die neben dieser Figur abgebildeten eisernen Doppeläxte (Fig. 14—16), Amazonenbeile, sind vielleicht hieher zu zählen.

Die der La Tène-Periode angehörige zweite Hälfte der Fundmasse ist von der ersten nicht sauber zu trennen, weil sich, wie es scheint, in diesem conservativen Lande der Geschmack an den Formen der ersten Eisenzeit bis weit in die der La Tène-Periode zugemessenen Jahrhunderte hinein erhalten hat. Auf die Merkmale für die Degeneration der Industrie und des Geschmackes, welche ein verspätetes Ausleben der Hallstatt-Cultur in den Bergnestern des Glasinac verräth, hat M. Hoernes in den „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft" (Bd. XIX, 1889, S. 149) mit berechtigter Eindringlichkeit hingewiesen. Es ist heute noch nicht genau zu ermessen, wie weit in die letzten Jahrhunderte v. Chr. hinein die Hallstatt-Typen auf dem Glasinac ihr Dasein gefristet haben. Das spärliche Vorkommen keltischer und römischer Typen verleitet zu einer sehr weitgehenden Schätzung. Dieser abgeschlossene Horst war ja dem einsamen Fortvegetiren eines anderwärts längst überholten Culturstadiums ganz besonders günstig. Aber auch an den anderen Fundplätzen des Landes zeigen sich ähnliche Erscheinungen in Hülle und Fülle, wie kaum in einer anderen Fundprovinz. Denn selbst in jenen Fundserien, an welchen der keltische Formenschatz einen dominirenden Antheil hat, finden sich neben den bekannten, weit verbreiteten La Tène-Typen eine Menge provincialer Ausgestaltungen, welche alle auf das Fortwirken des Hallstatt-Stiles bezogen werden können. Hieher zählen wir, um nur ein Beispiel zu nennen, die im Jezerinafelde und in Prozor so häufigen Fibeln von der im Bd. I, S. 193, Fig. 7, abgebildeten Art.

Erst die römische Herrschaft hat hier, wie auch in anderen Provinzen, mit diesen älteren Traditionen gründlich aufgeräumt, und die leicht zu merkenden römischen Formen können daher überall, wo sie — gleichsam als Nachtrab der grossen Fundmassen — auftreten, in Gräbern, wie auf Ansiedlungsplätzen, als sichere Marksteine angesehen werden. Dieser Eigenschaft wegen sind die römischen Funde vor Allem von Verkennung frei zu halten, wie sie, nebenbei bemerkt, z. B. den in Bd. I, S. 136, Fig. 22, abgebildeten Ringen mit übergreifenden und sich festrankenden Enden begegnete, welche keine La Tène-Form, sondern Typen der römischen Kaiserzeit

sind. Dieser römischen Periode scheinen auch noch Tumuli und Flachgräber mit Wellenornament- und Kammstrichgefässen, die leider arm an sonstigen Beigaben sind, anzugehören. Dem in allen mitteleuropäischen Provinzen des römischen Reiches zur Kaiserzeit verbreiteten Wellenornamente kommt hier nicht die Bedeutung zu, wie in Norddeutschland, wo es Virchow als das Leitfossil der slawischen Einwanderung nachgewiesen hat.

Die ersten schönen Funde vom Glasinac und von Krehin Gradac, welche nach Wien kamen, haben bekanntlich v. Hochstetter veranlasst, in seiner letzten grösseren Arbeit (Die neuesten Gräberfunde von Watsch und St. Margarethen in Krain und der Culturkreis der Hallstätter Periode [Denkschriften d. mathem. naturwiss. Classe d. k. Akad. d. Wissensch. Bd. XLVII, Wien 1883]) Bosnien als ein während der ersten Eisenzeit culturvermittelndes Bindeglied zwischen Griechenland und Mitteleuropa in's Auge zu fassen, und diese Ansicht, zuerst scharf bekämpft, hat allmälig eine gewisse Verbreitung gefunden. Nun hat speciell die Bergebene des Glasinac die auch vom Ref. („Mittheil. d. Anthrop. Gesellsch.", Bd. XIII, 1883, S. 234) getheilte Erwartung, dass sie sich als eine Etappe zwischen Griechenland und Hallstatt erweisen werde, nicht erfüllt. Sie markirt keine Verbindungslinie, sondern ist vielmehr eine Sackgasse. Aber die bemerkenswerthe Zahl von Anticaglien, welche entweder als directer griechischer Import oder als über die ganze Länge der Balkanhalbinsel verbreitete Formen zu erkennen sind und die übrigens ziemlich kleine Zahl der im Lande gefundenen, leider noch nicht publicirten griechischen Münzen zeigt, dass die Verbindung mit dem Süden der Halbinsel eine ziemlich lebhafte war, und die Reihe der abgeleiteten Typen lässt ihren Einfluss ganz beträchtlich erscheinen. Die Frage, ob sie nur zur See oder auch zu Lande stattfand, wird wohl erst durch die noch in weiterer Ferne liegende Untersuchung des albanesischen Bodens ihre Beantwortung finden. Marchesetti (Bd. I, S. 321) hält an der Hoffnung fest, dass weitere Untersuchungen „uns die Wege zeigen werden, welche die Cultur von Osten nach Westen gewandelt ist". Aber das sehen wir schon: Auf der Höhe der Entwicklung der Hallstatt-Cultur, wo in den illyrischen Landen die grösste locale Differenzirung, die man sich innerhalb eines Culturkreises denken kann, platzgegriffen hatte, werden wir die Spuren jener Wege nicht mehr finden. Wir werden unsere Aufmerksamkeit auf die tieferen, gleichmässiger und weiter ausgebreiteten Schichten (auch aus Serbien sind ja bereits eine „fibula ad arco di violino", Doppeläxte aus Kupfer und ähnliche Funde bekannt) lenken müssen.

Wenn wir zum Schlusse dem prächtigen literarischen Unternehmen der „Wissenschaftlichen Mittheilungen" von ganzem Herzen gedeihlichen Fortgang und reichliche Nahrung aus den wissenschaftlichen Forschungen im Lande wünschen, so können wir für unser Fach — um ein wenig aus der Schule zu schwätzen — zugleich verrathen, dass der Eifer und das Finderglück unserer bosnischen Freunde diesem Wunsche bereits wieder ein grosses Stück entgegen gekommen sind und dass unsere auswärtigen Fachgenossen sich nicht nur auf neue, zum Theile bereits oben erwähnte metallzeitliche Funde, sondern auch auf echte Pfahlbauten (im Unaflusse, von welchen der bis jetzt untersuchte Pfahlbau von Ripać aus der neolitischen bis in die Hallstatt- und möglicherweise in die La Tène-Periode reicht) und auf eine grossartige neolithische Fundstelle (von Butmir bei Sarajevo mit Massen von Steinartefacten, überaus merkwürdigen keramischen und speciell figuralen Funden und unter Ausschluss jeglicher Metall- und Knochenartefacte) gefasst machen dürfen. **J. Szombathy.**

* * *

Ein Land, das wie Bosnien - Hercegovina in Folge seiner natürlichen Bodenbeschaffenheit sich gegen die Aussenwelt in ungewöhnlichem Maasse abschliesst, in welchem die Völkerverschiebungen nur langsam vor sich gehen konnten und daher nachhaltigere Spuren hinterlassen mussten, verdient vor Allem die besondere Aufmerksamkeit des Ethnographen; auf diesem Gebiete findet er die seltene Gelegenheit, althergebrachte Sitten und Gewohnheiten bis in die frühesten Zeiten verfolgen und in ihrer ursprünglichen Reinheit studiren zu können. Der Hauptsache nach treten auf diesem Boden slawische neben uralten illyrischen Elementen zu Tage; der Muhammedanismus vermochte nicht, die eingewurzelten Lebensgewohnheiten wesentlich zu stören. Zum Beweise dafür mag erwähnt werden, dass in der Umgebung von Jaice der Donnerstag in der Zeit vom Frühlingsanfange bis zur Ernte als grosser Volksfeiertag auch von den Muhammedanern gehalten wird, obwohl dies gegen die Vorschriften des islamitischen Glaubensrechtes verstösst und von der Obrigkeit mehrfach verboten wurde (vgl. S. 487). Ebenso wird der St. Prokopiustag in Foča allgemein gefeiert, und ein Muslim, der an diesem Tage auf dem Felde arbeiten wollte, wurde durch Blitz und Donner daran gehindert (S. 488). In manchen anderen Dingen hat der Muhammedanismus eine Umformung vorgenommen; so soll z. B. das Färben der Kerzen an den Mubarek-Abenden in Sarajevo aus dem Färben der Ostereier hervorgegangen sein (S. 435). Dagegen sind manche von den Sagen und Volksüberlieferungen rein muhammedanischen Ursprunges, wie die von der Entstehung des Menschen und ihrer Temperamente (S. 420).

Wiewohl der vorliegende Band keine systematischen Beiträge zur Volkskunde, sondern nur Rohmaterial, das von Einheimischen geliefert wurde, bringt, so bietet er dem Forscher nicht unwesentliche Behelfe.

Schon die Art und Weise, wie die einzelnen Mittheilungen gegeben sind, gehört mit in das Bereich der Volkskunde. Ich verweise dabei besonders auf das treffliche Capitel „Ursprungsgeschichten und andere Volksmeinungen" von Johann Zovko (S. 426 ff.), welches sich strenge an die landläufige Form des Erzählens hält.

Aus dem vielfach zerstreuten Materiale sei Einiges in Folgendem hervorgehoben: Höhlensagen finden wir auf S. 451 und 466; Berichte von Schatzgräbern auf S. 472 und 475; damit hängt zusammen der Glaube an das Goldkraut, mitgetheilt vom Regierungsrathe Hörmann, S. 486. Sagen von der Entstehung von Quellen auf S. 419, 433, 463, 465 (zum Theile muhammedanisch); der Volkszauberei sind umfangreiche Capitel gewidmet. Sehr interessant ist die Mittheilung, wie man einen Teufel ausbrüten kann (S. 440), die in einer ganz ähnlichen Vorstellung bei den Huzulen (vgl. Kaindl, Die Huzulen, S. 83) eine Parallele findet. — Am Tage Mariä Verkündigung kann man die Thiere sprechen hören, wenn man reinen Herzens ist (S. 487); bei den Huzulen sprechen die Thiere in der Weihnachts- oder Neujahrsnacht (Kaindl, a. a. O., S. 73, 102). Nicht zu vergessen ist die grosse Rolle, welche die ungeraden Zahlen 3, 7 und 9

bei allen Völkern spielen; Beispiele hiezu sind auf S. 430, 438, 440, 441, 452 und 485. Das Kerbholz wird eingehend auf S. 424 besprochen, wogegen auf S. 469 eine eigenthümliche Bemessung der Aecker nach Arbeitstagen erwähnt wird. In der Umgebung von Ozren werden noch heutzutage manchmal die Kinder nach der Mutter benannt (S. 388), was auf das Matriarchat zurückgeht.

Zum Schlusse sei noch auf die interessante Untersuchung von Dr. Ludwig Thallóczy über die Bedeutung des Namens Bosna hingewiesen (S. 333), nach welcher Bosnien auf Grund eines übrigens nicht ganz sicher belegten Wortes „Bos“ im nordalbanischen Dialekte das „Salzland“ bezeichnen sollte; die Ausführungen Thallóczy's verdienen, wenn sie auch in der Bestimmung des Wortes Bosna fehlgehen sollten, wegen der sonstigen ethnographischen Erörterungen Beachtung. **W. Hein.**

34.

**Eigl, J.,** k. k. Regierungs-Oberingenieur in Salzburg: **Das Salzburger Gebirgshaus (Pinzgauer Typus).** Mit 67 Text-Illustrationen und 37 Tafeln. Wien, Ad. Lehmann, 1894.

Recensent hat in mehreren Aufsätzen über Hauskunde und in Vorträgen technische Werke als wünschenswerth erklärt, welche die leider hinschwindenden Holzbauten historisch festhalten und die Eigenthümlichkeiten des betreffenden Typus fachgemäss, vollständig und „à la Gladbach“ bekannt machen würden. Solche Werke sollten Documenten-Sammlungen bilden, nach welchen das ländliche Wohnhaus einer Epoche auch dann wiedererkannt, ja, im Modell reproducirt werden kann, wenn eines Tages die internationale, rechnende Bautechnik allen individuellen Reiz von der Bauweise auch der Alpenländer wird abgestreift haben, wie dies anderwärts in fast ganz Mitteleuropa schon geschehen ist. Das schöne Werk „Die Holz-Architektur der Schweiz“ von Gladbach, schwebte mir als Vorbild vor, wenngleich dieses mehr künstlerisch als hausforscherisch verfährt. — Und nun haben wir ein solches Werk, bei welchem diese Voraussetzungen erfüllt sind. Es ist in langwieriger, stetiger Sammelarbeit durch einen inmitten des Pinzgauer Volkes lebenden Techniker entstanden. Es ist wohl vom Standpunkte des Architekten aus verfasst; es soll schöne Baumotive, werthvolle, urwüchsige Eigenheiten der Holztechnik verewigen und so auch diesen in seiner Art classischen Zweig der Baukunst für künftige Bauten fruchtbar machen; es ist für Fachschulen, Bauschulen, Handwerkerschulen u. s. w. bestimmt, weil sonst die Unterstützung von officieller Seite nicht leicht möglich gewesen wäre — aber der Verfasser hat es verstanden, daneben (und nicht nebenbei) den hauskundlichen, culturhistorischen und volkskundlichen Forderungen an ein solches Werk Rechnung zu tragen. Es ist ein vortreffliches Werk und dabei ein Prachtwerk. Wenn auch in Oesterreich schon ziemlich reiche Sammlungen ländlicher Typen — die werthvollen Typenbilder, welche das Ackerbauministerium im Interesse ländlicher Baureformen herausgegeben und Herr Hofrath Baron Hohenbruck seit Jahren mit Eifer und Verständniss gesammelt hat, seien da in erster Linie genannt — bestehen, so ist doch eine technisch und constructiv so exacte und ausführliche Darstellung eines bestimmten Bereiches noch nicht vorhanden gewesen.

Der dem Atlas loser Tafeln beigegebene, reich illustrirte Text zerfällt in drei Theile. 1. In den hauskundlichen, über die Anlage von Hof und Haus im Allgemeinen (8 Folioseiten); 2. in den Handwerkstheil über die Bauconstructionen, welchen man eine „Schule des Zimmermannes“ nennen könnte (18 Folioseiten), und 3. in den künstlerischen Theil „Architektur“, welcher Alles enthält, was als Schmuck des Hauses aufgefasst werden kann (12 Folioseiten). Von den 37 Tafeln enthalten 12 die Hausdarstellungen, und zwar 10 Ansichten, 28 Grundrisse, 4 Querschnitte; 25 Tafeln sind technischen Details gewidmet. Von den 67 Textbildern sind 66 den Baudetails gewidmet. An diesen Ziffern erkennt man die Haupttendenz des Buches. Dass es sich an Techniker in allererster Linie wendet, erkennt man u. a. auch an der Methode der Hausdarstellungen, an der Vernachlässigung des Bestechenden, Anmuthigen. Zehn Bilder sind nur skizzirt, ohne jedes Detail, nur nach dem Haupteindrucke der Form festgehalten; drei sind orthogonal projicirt, hievon allerdings eines (Metzgerwirthshaus in Bruck) schön und ausführlich; blos zwei Bilder sind sozusagen à la Gladbach: das einer Sölde bei Lend und eines Zuhauses im Gute Limberg. Dem Techniker genügt das. Er sieht auch blos mit Hilfe von Grund- und Aufriss plastisch und erkennt auch daraus die malerische Wirkung. Uns Nichttechnikern freilich wäre es lieber, wenn der Verfasser, der ja nebenbei ein trefflicher Zeichner ist, unserem weniger ausgebildeten Sinne für plastische Anschauung etwas mehr zu Hilfe gekommen wäre; wenn er uns die trauliche Schönheit dieser Häuser etwas populärer, das ist mit mehr Rücksicht auf malerische Wirkung vor Augen gebracht hätte. Hierin ist Gladbach (I. Theil) überhaupt von Niemandem und auch in dem vorliegenden Buche nicht erreicht worden. Vielleicht erfüllt der Verfasser diesen Wunsch in einer späteren Auflage oder wenn er dies schöne Werk fortsetzt. Dieser letzte Gedanke ist aber nicht etwa dem Eindrucke entsprossen, dass das Gebrachte etwa unvollständig sei, sondern dem Wunsche, von diesem Verfasser noch mehr Derartiges zu gewinnen. Die Nachbartypen zwischen Lofer und Kitzbüchel und von dort gegen Wörgl, dann die Grenztypen gegen den Lungau und über den Katschberg, im Lieserthale; die sehr schönen Gehöfte bei Mattsee und südlich von Uttendorf zu beiden Seiten der salzburgisch-oberösterreichischen Grenze hätten noch allerlei Merkwürdiges an sich. Ein Anderer wird da nicht mit einem neuen Werke als Concurrent auftreten wollen und können. Ingenieur Eigl kann es und wird sich wohl auch hiezu entschliessen, besonders wenn ihm das vorliegende Buch, wie zu hoffen, Freude gemacht, allgemeine Anerkennung errungen haben wird.

Es wäre sehr verlockend, in dieser Besprechung an der Hand des Verfassers den architektonischen und den Zimmermannstheil genau durchzugehen — aber das mögen alle Freunde der Hausforschung selber thun. Bei der Hausforschung ist denn doch die Technik das Allerwichtigste. Ohne technisches Verständniss der baulichen Entwicklung geht der Archäolog und der Culturhistoriker irre, weil ja doch den hausbauenden Landmann auch in alter Zeit nicht so sehr nationale oder ethnologische Einflüsse, als das Bedürfniss, die Bedingung des Klimas, der Lebensweise, des verfügbaren Materiales — also fast durchwegs technische Grundgedanken geleitet haben. Culturgeschichte beruht auf der

Fähigkeit, sich in die Denkweise längstvergangener Zeiten zu versetzen; beim Hause handelt es sich aber um technische Denkweisen verflossener Epochen, und diese werden nun vom Verfasser durch die detaillirte Zeichnung und Erörterung sehr alter, volksthümlicher Bauelemente dem Leser, auch wenn er technischer Laie wäre, sehr nahe gebracht. Hier findet man einen technologischen Leitfaden, welcher lehrt: viel sehen, genau sehen, Typisches vom Zufälligen unterscheiden, welcher Gelegenheit gibt, Unterschiede und Uebereinstimmendes anderswo zu bemerken, und darum will ich diese fachlichen Theile nicht eingehend besprechen. Wem um das Verständniss volksthümlicher Baukunst und Bautechnik zu thun ist, möge aus dieser Quelle selbst schöpfen. Mancher Theil, z. B. die kurze genetische Skizze der Heizeinrichtungen, die knappe Kennzeichnung der Maurerei an pinzgauischen Häusern, die geradezu classische, umfassende Charakteristik des Holzbaues — Ingenieur Eigl erwähnt z. B. sehr richtig, die Abhängigkeit der Holzbaumethode vom herrschenden Waldbaume und speciell des Pinzgauer Holzhauses vom Fichtenholze — und manches Andere geht über den Kreis des praktischen Technikers hinaus und ist allgemein interessant.

Den Hausforscher fesselt natürlich der erste, hauskundliche Theil am meisten. Wenn nun der Verfasser in der Einleitung meint, die Bewohner des Pinzgaues seien bajuvarisch und darum sei es zweifellos, dass auch die Hof- und Hausanlagen auf germanischen Ursprung zurückzuführen sind; wenn er das Einheitshaus durch Zusammenrücken der primitiven Halle mit Nebengebäuden unter einen First entstehen lässt und eine gewisse Reihenfolge der Ausgliederung, zuerst des Erdgeschosses und dann des „Söllers", annimmt und die volle Ausbildung des Gehöftes an die Ausgestaltung des bäuerlichen Erbrechtes knüpft, so kann ich ihm ebensowenig beweisend entgegentreten, als er Belege dafür anzuführen vermag. Je mehr man sich mit Hausforschung abgibt, desto fester fühlt man den anthropologischen, desto schwankender aber den ethnologischen Grund unter den Füssen. Es wäre mir angenehm, irgend eine Hausform als „germanisch" scrupellos und auf Grund wissenschaftlicher Beweise ansprechen zu können. Wenigstens stünde doch ein Satz da, von welchem man weiter schliessen könnte. So aber schwankt Alles. Eine Hypothese stützt die andere — und reisst sie um, wenn sie selbst fällt. Siegt z. B. eines Tages die neue Hypothese, dass Skandinavien die gemeinsame Wiege oder der Radiationspunkt der später getrennten germanischen Hauptstämme gewesen sei, so müssten wir im sogenannten „nordischen Hause" den Urtypus aller „deutschen Hausformen", wenn es solche gibt, verehren. Unlängst noch galt dasselbe „nordische Haus" für eine pontische Reminiscenz der wandernden Gothen aus dem griechisch-orientalischen Culturkreise. Das Pinzgauer Haus wird in diesem vorliegenden Buche für „rein germanisch" erklärt. Semper fand in demselben römische, ja vielleicht graeco-italische" Stilspuren, und eine zusammenfassende Uebersicht aller Lehrmeinungen würde zeigen, dass jeder Haupttypus schon mehreren nationalen Ursprüngen zugeschrieben worden ist. Ich selbst bin beim Anwachsen der unmittelbaren Eindrücke des beobachteten Rohmateriales theorienscheu geworden. Ich habe jüngst den Versuch gemacht, eine Art Gottesfrieden des Theoretisirens anzubahnen, indem ich blos Unzweifelhaftes, nämlich äussere, sichtbare oder wenigstens verlässlich erweisbare Merkmale zur Terminologie der Haustypen verwendete. Mein „Vorhallenhaus", „Stallhallen-" und „Flurhallenhaus" wird mir kein Mensch antasten; und findet man eins, welches in eine dieser Gattungen hineinpasst, bei welchem Volke immer, so entstehen da neue Fragen, aber die Hauptfrage bleibt unberührt. Die betreffende Hausform bleibt durch ihren Titel gekennzeichnet. Jedes Ding braucht einen Namen, dieser aber sei unverfänglich, er sage nichts, was man erst erweisen müsste oder was man vielleicht gar nicht erweisen kann. Die Beifügung des Fundortes macht dann den Namen vollends bestimmt und erschöpfend. Das „Pinzgauer Flurhallenhaus" mag sich mit diesem Titel begnügen, bis einmal die ethnische, nationale Frage seiner Entwicklungsgeschichte verlässlich gelöst sein wird Wie? und wodurch? ist vorerst nicht vorauszusehen.

Da die ethnologische Manier der Hausforschung bis jetzt noch herrscht, so kann jene Behauptung des Verfassers und was er in späteren Capiteln daraus folgert, dem Buche nicht vorgeworfen werden. Es ist auch mit den prächtigen sachlichen Darstellungen und typischen Zusammenfassungen nicht so eng und nothwendig verbunden, dass deren Werth darunter litte. Interessant schien mir, dass der Verfasser auf seinem Wege bezüglich der ehemaligen höheren Bedeutung des heutigen Hausflures zu denselben Ergebnissen gelangt ist, wie Henning.

Auffallend ist die Erscheinung, dass das Wohngebäude im Haufenhofe (Ingenieur Eigl nennt diese Hoflage „Gruppenhof") nach der Versicherung des Verfassers im Pinzgau fast immer ausschliesslich Wohnzwecken dient, während ich in den angrenzenden Theilen Tirols fast ausnahmslos das Gegentheil gefunden habe. Jene Pinzgauer Sitte stimmt also mit jener der Obersteiermark zwischen Liezen, Admont, Gesäuse, Wildalpen u. s. w. und ist mit ziemlich scharfen Grenzen auf das Salzachgebiet und auf einen Theil des Saalachgebietes beschränkt.

Das Pinzgauer „Einheitshaus" (nach Eigl „Vereinigte Hoflage") gleicht dem von mir „Achenseetypus" genannten. Ich habe von dieser Grundform mehrere Repräsentanten dargestellt und genau untersucht und kann daher aus unmittelbarer Erfahrung bestätigen, wie scharf und treffend dieser Typus vom Verfasser dargestellt und erörtert worden ist. Von den dargestellten Detailformen eingehend zu sprechen, würde zu weit führen.

Eigl hat alle Namen von Haustheilen gesammelt. Hierin ist er, als ansässiger Forscher, sehr gründlich zu Werke gegangen und sein Beitrag ist verlässlich und werthvoll.

Die photochemischen Tafeln und Textabbildungen sind klar und lassen nichts zu wünschen übrig. Die Ausstattung ist schön; und nun möchte ich wünschen, dass dieser wichtige Schritt der Hausforschung durch zahlreiche Leser und Käufer des Buches anerkannt werden möge, damit andere Verleger und Verfasser zur Nachahmung auch für andere Typengebiete angeregt, nicht aber abgeschreckt werden. Das Buch ist für Architekten, Technologen, Ingenieure, welche mit Holzarbeit zu thun haben, wie erwähnt, für Fachschulen und Zeichenschulen wegen vieler Constructionsvorwürfe, endlich für landeskundliche und Hausforscher im weitesten Umfange des Begriffes nützlich und in vielen Fällen nothwendig und dürfte vor Allem in keiner wissenschaftlichen Bibliothek fehlen.

Gust. Bancalari.

# MITTHEILUNGEN
der
# Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XXIII. Der neuen Folge XIII. Band.)

**Nr. 1. Januar u. Februar. Sitzungsberichte. 1893.**



INHALT: **Ausschuss-Sitzung am 10. Januar 1893.** 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [1]. — 2 Schriftentausch; S. [1].
**Monats-Versammlung am 10. Januar 1893.** 1. Meynert, „Genie und Verbrecher" von Lombroso; S. [1]. — 2. Herrmann, Volksthümliches aus Dobschau; S. [9]. — 3. Herrmann, Weltuntergang in der magyarischen Tradition; S. [10]. — 4. Reymann, Technische Vorkenntnisse zur Hausforschung. (Mit 26 Text-Illustrationen); S. [12]. — 5. Hein, Kopftrophäen der Jivaros; S. [28]. — 6. Sonne, Bewohner Britisch-Nord-Borneos; S. [28].
**Ausschuss-Sitzung am 7. Februar 1893.** 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [32]. — 2. Wahl eines Rechnungsrevisors; S. [32]. — 3. Vorlage von Clercq-Schmeltz, Neu-Guinea; S. [32]. — 4. Schriftentausch; S. [32].
**Monats-Versammlung am 7. Februar 1893.** 1. Brunner, Nachruf auf Schaaffhausen; S. [32]. — 2. Tomaschek, Verhältniss der Thraker und Illyrier; S. [32]. — 3. Hein, Die ethnographischen Sammlungen in der Columbus-Ausstellung in Madrid 1893; S. [36]. — 4. Geschenke für die Bibliothek; S. [37].
**Schaaffhausen** †, — **Lindenschmit** †; S. [38].


## Ausschuss-Sitzung am 10. Januar 1893.

Vorsitzender: Herr Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Gestorben sind die wirklichen Mitglieder:
Alois Dávid, fürstlich Metternich'scher Hofrath und Central-Güterdirector in Wien, und
Emil Soeding, Antiquariatsbuchhändler in Wien.

Als wirkliche Mitglieder werden aufgenommen:
Dr. Adolf Dürrnberger, Hof- und Gerichtsadvocat in Linz;
Dr. Hans Schandlbauer in Wien;
Dr. Wilhelm Tonner, k. u. k. Oberstabsarzt i. R. in Pisek, und
Julius Thirring, Bürgerschullehrer in Wien.

2. Die Einleitung des Schriftentausches mit dem in Paris erscheinenden geographischen Journal „Le Tour du Monde" wird beschlossen.

---

## Monats-Versammlung am 10. Januar 1893.

Vorsitzender: Herr Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Mit Zustimmung der Frau Hofräthin Meynert und der Redaction der „Wiener Zeitung" bringen wir in Nachstehendem den Abdruck des in derselben am 11. und 12. Juni 1892 erschienenen Artikels aus der Feder unseres im Vorjahre verstorbenen Mitgliedes Hofrath Prof. Dr. Theodor Meynert zum Abdruck, der nach einem Vortrage zusammengestellt ist, den der berühmte Psychiatriker in der Monats-Versammlung der Anthropologischen Gesellschaft am 7. April 1891 gehalten hat.

### „Genie und Verbrecher" von Lombroso.

Die Anthropologie bemächtigt sich des Menschen im Sinne eines Gestaltung und Leistungen darbietenden Naturwesens. Sie sucht ihn zu beschreiben als eine durch die umgebenden reinen Natureinflüsse in unterschiedlichen Gestaltungen abwechselnde Erscheinung, diese Abwechslungen sind aber ethnographisch. Krankhafte menschliche Bildungen werden nur zur Unterscheidung der ethnographischen von etwa damit zu verwechselnden Gestaltungen in Betracht gezogen, das erkannt Krankhafte wird aber jenseits der Grenze der anthropologischen Forschung gelassen. Auch die menschlichen Sitten können nicht in ihrem Detail, sondern nur in grossen Differenzirungen, wie sie etwa der Urgeschichte zu entnehmen sind, anthropologisch sein, die Thatsachen einer eingehenderen Geschichte, wie etwa Herrschaft und Sklaverei sich die Menschen gegenüber stellen, bilden nicht etwa anthropologische Unterscheidungen am Menschen. Die rein naturgemässen Unterschiede, mit Ausschluss der Krankheitslehre, liegen aber innerhalb unseres Gebietes. Die Frage, wie Höhe der Hirnleistungen oder ein niederes Ausmass derselben mit Schädel und Gehirn zusammenhänge, ist anthropologisch; in diesem Sinne ist auch die seltene menschliche Erscheinung der Genialität ein anthropologisches Bild. Der Genius war in der Antike ein im Menschen wohnendes höheres Wesen, durch welches übermenschliche Intelligenzleistungen erklärt wurden, welche an sich zwei Eigenschaften: Neuheit und Vollkommenheit, in sich schlossen. Diese Vollkommenheit ist das Gepräge gesunder Naturthätigkeit, es hat deshalb von vornher den Anschein, als ob neuestens mit besonderem Eingehen gepflegte Versuche, das Genie als eine Krankheit zu erklären, der Anthropologie eine falsche Grenze geben wollten. Der Mensch, sofern er Leistungen entwickelt, welche rein bedingt sind, nicht von natürlichen, sondern von socialen Einwirkungen, liegt andererseits auch ausserhalb der Anthropologie. So wenig wir die Medicin in die Anthropologie einschliessen, so wenig versuchen wir das mit der Rechtslehre und ihrem Gegenstande, dem Verbrecher, gleichviel ob es gesunde oder kranke Menschen betrifft. Es sind aber Versuche aufgetaucht, den Verbrecher in seiner äusseren Erscheinung sowohl als auch in der Begründung seiner social abweichenden Bewegungsweise als eine menschliche Abart hinzustellen, ihm ein ethnographisches Interesse zu verleihen, insbesondere Beziehungen zum prähistorischen Menschen in ihm zu finden. Es wirft sich nun hierin keineswegs

eine anthropologische Thatsache, wohl aber die anthropologische Fragestellung auf, ob hierin nicht eine zweite Fälschung der Grenzen der Anthropologie ersichtlich ist? Diese beiden Richtungen, durch die Ausschliessung der anthropologischen Erscheinung der angeborenen schöpferischen Geisteskraft unser Gebiet zu beengen und durch das Hereinziehen des, sei es krankhaft oder social begründeten Verbrecherthums zu erweitern, finden einen gemeinsamen Vertreter in dem Turiner Professors Lombroso. Seine Anschauungen sollen uns beschäftigen.

Alle Vorgänge des Bewusstseins, wie sie sich in den Intelligenzacten äussern, bestehen nur, sobald ein anatomischer Mechanismus, das Gehirn, genügend entwickelt und erhalten ist, von welchem wir, wie von anderen Mechanismen, begreifen, nicht durch welche Kraft, denn als solche ist uns das Bewusstsein unbekannt wie alle Kräfte, sondern durch welche Structur es geeignet ist, sich an denjenigen Leistungen zu betheiligen, die mit seiner Wegnahme oder tiefgehenden Veränderung entfallen. Der Inhalt des Bewusstseins ist das Weltbild, die Form der Mechanismus, der es von den Sinnen her aufnimmt, eine wie das Auge doppelt vorhandene Hohlkugel, in welche das allgemeine Weltbild der Sinne einstrahlt wie das optische Weltbild in das Auge. Aber auch das optische Bild kann in die finstere Schädelhöhle, in der sich die Hohlkugeln der Hirnrinde befinden, nicht als Licht einstrahlen. Die Hohlkugeln der Rinde bestehen aus lebenden Zellen, empfindenden Wesen, welche als Nervenfasern Fortsätze ihres Leibes wie Fühlfäden an die Aussenwelt strahlen lassen, und andere Fortsätze ihrer Leiber als Fangarme, welche sich durch die Muskeln und das Skelet, durch diese ihre Bewaffnung in einem bestimmten Umfange des Weltbildes bemächtigen. Zum Weltbilde, welches durch diese Fühlfäden in die Rindenzellen einstrahlt, gehört auch der eigene Leib, den die Rindenzellen auch dem Spiele ihrer Fangarme unterwerfen. Indem aber in der Nervenmasse des Gehirnes ausser Fühlfäden und Fangarmen noch Verbindungsfasern eine mächtige Masse betragen, welche das Leben der mehr als eine Milliarde zählenden Einzelwesen der Hirnrindezellen zu einer zusammenwirkenden Colonie gestalten, so wissen wir von dem Werthe, von der Leistung der Einzelzellen für das Spiel der Bewusstseinsvorgänge gar nichts, sondern nur von socialen associativen Leistungen derselben. In der Hirnrinde sind die lebenden Zellen gleichsam in einer taktischen Aufstellung zu einer Höhlung gestaltet, welche durch die Strahlen der Fühlfäden das Weltbild einfängt und durch die Strahlen der Fangarme mittelst der Bewegungsorgane auf das Weltbild eindringt. Diese Strahlungen projiciren zur Aufnahme und zur Bewältigung das Weltbild in die gefaltete Höhle der Hirnrinde. Die Projectionsfasern, Fühlfäden und Fangarme verlaufen wirklich strahlenförmig radiär an die Innenfläche der Rindenhohlkugel, die associativen Verbindungsfasern der Rindencolonie aber bogenförmig von Strecke zu Strecke. Die kürzesten Associationsfasern laufen zur nächsten Nachbarwindung, die längsten verlaufen vom Stirnende der Rindenhalbkugel bis zu deren Schläfenende und dazwischen sind alle Abstufungen der Länge und alle Richtungen der Ausdehnung der Halbkugel in allen Abstufungen so ausnahmslos durch die Associationssysteme untereinander verbunden, dass man in der Milliarde der Rindenzellen jede einzelne mit jeder anderen durch Vermittlung eines Netzwerkes verbunden annehmen, jede Rindenstelle mit jeder anderen schon dem gröberen anatomischen Augenscheine nach in Verbindung gesetzt weiss. Da die Fühlfäden den Zellen alle Eindrücke des Weltbildes zuleiten, so werden alle Eindrücke des Welbildes mit einander associirt. Der Associationsapparat mit den Projectionssystemen stellt einen Mechanismus dar, welcher für einen Einzelfall der Associationsleistung ein Schlussapparat genannt werden darf. Wenn von einer Erscheinung, der eines Thieres, zwei Eindrücke, die Gestalt und der Schrei dieses Thieres ausgehen, so empfangen verschiedenörtliche empfindende Wesen: „Rindenzellen“, die beiden Merkmale dieser Erscheinung, die Erregung setzt in ihnen eine andauernde moleculare Veränderung, einen veränderten Zustand für das Bewusstsein, den wir Erinnerung nennen. Die Zellen, welche das akustische und das optische Merkmal der Erscheinung des Thieres aufnahmen, sind aber, durch Associationsfasern mit einander verbunden, in eine Beziehung der gleichzeitigen Erregung gesetzt wie die gleichzeitig wahrgenommenen beiden Merkmale in der Erscheinung des Thieres. Erweckt nun die Anschauung der Aussenwelt nur das eine Merkmal dieser Erscheinung wieder, so wird auch das zweite an der Kette der Associations-Fasern wieder in's Bewusstsein gehoben, z. B. aus dem Vernehmen des Schreies des etwa im Walde den Blicken verborgenen Thieres sein optisches Bild in der Erinnerung erschlossen. Aus der Milliarde der Rindenzellen wirken hier nur wenige associativ zusammen, durch nur wenige Verbindungsfäden aus den mächtig an einander liegende Bündel darstellenden Markmassen der Bestandtheile des Associationsmechanismus im Bewusstseinsorgan. Um diese überraschend feine Auswahl einer geringen Anzahl zusammenwirkender Elemente im Bewusstsein zu begreifen, wie nach Goethe's Ausspruch: „In dem Weber-Meisterstück des Gedankenlebens die Schifflein hinüber, herüber schiessen, die Fäden ungesehen fliessen“, einzusehen, wenden wir uns von dem anatomischen Bau des Bewusstseinsmechanismus ab und dem Chemismus zu, unter welchem er wirkt, nämlich der Ernährung der Gehirnelemente.

Es gibt Körperorgane, wie die Leber, bei welchen die Blutgefässe einen grossen Theil des Organgewichtes darstellen. Das Nervensystem und am meisten die Fasern, als die weisse Substanz des Gehirnes, welche die gefaltete Höhlung der Rinde einschliesst, ist nicht gefässreich. Virchow machte darauf aufmerksam, dass zwischen zwei Gefässen fasernreiche Bündel liegen, also die grösste Zahl von Fasern nicht an Gefässe grenzt. Die chemischen Nährbestandtheile des Blutes würden durch die Stosskraft des Herzens sehr ungleich zu den Nervenfasern kommen. Das erregte, das functionirende Element entwickelt aber eine Saugkraft, eine

chemische Anziehung, welche eine feinste moleculäre Leistung des Zellkörpers und seiner Fortsätze, hier der Nervenfasern, ist, eine moleculare Attraction. Daraus geht hervor, dass allerdings die durch die Gefässwände tretenden Blutbestandtheile sehr ungleich an Nervenzellen und Bahnen gelangen, aber nicht wegen der Nähe oder Entferntheit der Gefässe, sondern wegen der verschiedenen Gereiztheit der Nervenbahnen und Zellen, welche Schritt hält mit ihrer Saugkraft. Wenn die Stosskraft des Herzens der Ernährungsmechanismus wäre und die Associationsbündel, Bogenfasern der verschiedenartigsten Länge im Contacte neben einander liegen, die zu den verschiedenartigsten einander nahen oder entfernten Zellen oder Rindenstellen leiten, durch ein Bad von Transsudat des Blutes erregt würden, so wäre eine Zusammenerregung der mit einander einmal durch gleichzeitige Erregung verbundenen Zellen gar nicht denkbar, wie sie in dem Beispiele eines einfachen Schlusses sich thatsächlich ergibt. Wenn aber die einzelnen Zellen und Fasern sich ihren Trank aus dem Blutplasma durch eine Saugkraft selber besorgen, dann begreifen wir die am feinsten angeordnete Auswahl und Zusammengehörigkeit so, dass inmitten der Markmasse eine einzelne Faser vereinzelt erregbar wäre und durch sie zwischen zwei Zellen, deren eine in Schläfelappen, die andere in Hinterhauptlappen läge, eine anatomische Association bestünde, dass diese Zellen auch durch die Saugkraft in ihrer Ernährungshöhe associirt wären, ohne dass die anliegenden Markmassen und die in der Rinde benachbarten Zellenmassen an dieser Ernährungshöhe Theil nehmen. Ja, diese Isolirung in der Ernährungshöhe lässt sich noch dadurch gesteigert denken, dass durch das Saugen anlagernder Zellenfasern zugleich ein Entsaugen des Blutplasmas die Ernährungshöhe gerade in der anlagernden Nachbarschaft herabsetzt, so dass die isolirte Leitung nicht nur vom anatomischen Standpunkte, sondern auch vom Ernährungsstandpunkte begründet wird, und alle Miteinandererregung der Elemente durch ihre Verbindung, gar keine jedoch durch ihre Nachbarschaft zu Stande kommt.

So erklärt sich der tiefe Sinn der Lehre Fechner's vom partiellen Wachen, von der Aufmerksamkeit. Es gibt einen totalen Schlaf des Associationsorganes, der Hemisphären, des Bewusstseins, aber nur ein partielles Wachen, weil nie alle Rindenbilder gleichzeitig auf einer Ernährungshöhe des Bewusstseins der Aufmerksamkeit stehen, sondern immer nur eine beschränkte Zahl der Rindenbilder. Aber alle Hirntheile, Zellen und Bahnen für andere Rindenbilder werden doch ernährt, gewiss auch durch ein Mass molecularer Attraction. Der Antheil, der in der Aufmerksamkeit steht, geniesst aber eine besondere Ernährungshöhe über der Schwelle des Bewusstseins im partiellen Wachen. Die Ernährungshöhe aller anderen Rindenbilder steht unter der Schwelle des Bewusstseins (im partiellen Schlafe).

Die Massengestaltung und der elementare Bau des Hirnrindenorganes, des Associationsmechanismus, gestattet uns nun den Einblick, dass die Eindrücke nach der Gleichzeitigkeit ihres Eintrittes und nach dem raschen Hintereinander desselben, wie die Silben einer gehörten Rede, gelesener Sätze sich miteinander verbinden, durch eine fein associirte, längs der Verbindungen sich verbreitende Ernährungshöhe elementarer Saugkraft in's Bewusstsein treten.

Wir müssen noch ergänzend hinzufügen, dass ausser der Musculatur für die Skeletbewegung noch eine Musculatur der Gefässe besteht, welche den Arterien wechselnde Enge und Weite verleiht, dadurch den Elementen einen veränderlichen Chemismus verleiht und dass der Chemismus als Inhalt einer besonderen Form der Wahrnehmungen als Affecte sich ausspricht, als heitere oder traurige, dass auch bestimmte Masse der Erregung der Gefässnerven, die wechselnde Gefässweite, als Affecte mit den Eindrücken associirt werden und mit ihnen associirt über die Schwelle des Bewusstseins treten. Einen Hinweis auf diesen Vorgang der Affecte gibt schon der sie begleitende Farbenwechsel des Erröthens und Erblassens. Diese genannten Associationsvorgänge im Bewusstsein erklären uns aber mehr Einzelvorgänge des Wachens als das Wachen als allgemeinen Zustand im Gegensatze zum Schlafe. Ausgewählten Elementen anhaftende Associationsvorgänge erscheinen auch als Traumbilder, doch unter der Schwelle des Bewusstseins, bei tieferer Erregungshöhe des Gehirnes als im Wachen. Besonders klar ist, dass die zu Bewegungen führenden Associationen im Schlafe fast gar nicht wirksam werden, woraus man schliessen kann, dass das ganze Associationsspiel im Traumschlafe mit einer viel geringeren Wirkungskraft anspricht, mit einer schwächeren molecularen Saugkraft. Es wohnt also im Wachen den mit einander anatomisch ausnahmslos verketteten Rindenelementen überhaupt eine kraftvollere Nutritionshöhe inne. Ein recht umschriebener Eindruck, ein recht begrenzter Gedankengang, der sich über die Schwelle des Bewusstseins erhebt, vermittelt zwar das Erwachen, aber von den Zellen- und Faserngruppen, welche dessen Träger sind, strahlt durch die allgemeine anatomisch-associative Verbindung doch ein höheres Nutritionsmass, höhere Saugkraft auf die gesammten Halbkugeln aus, wenn auch nur in einzelnen Verbindungen von der genügenden Höhe für Aufmerksamkeit, für das über die Schwelle des Bewusstseins Treten, für partielles Wachen.

In der geringen Intensität, welche den Vorgängen unter der Schwelle angehört, bilden sich aber auch Associationen, welche fertig über die Schwelle treten können. Denken wir, dass zu einem mit der Lösung einer Gleichung aufmerksam Beschäftigten von einer Person im anderen Zimmer, die er nicht sieht, gesprochen würde. Das Gehörte tritt aus Unaufmerksamkeit nicht über die Schwelle. Im Momente weiss er von der Rede nichts, lässt aber die Aufmerksamkeit auf die Gleichung nach, so weiss er nicht nur die Reihenfolge der Worte, die er gehört hat, sondern weiss auch die Person, von der die Rede ausging. Der Versuch, sich eines Namens zu erinnern, misslingt uns in einem ge-

gebenen Momente. Später entfällt die Aufmerksamkeit für die ganze Absicht, man denkt nicht mehr dem Namen nach. Inmitten eines davon fernen Gedankenganges taucht aber durch Associationshilfen, die unter der Schwelle gewirkt haben, der Name wieder auf.

Alle bisherigen Exemplificationen des plastisch-anatomisch vorangestellten Associationsmechanismus vermittelten nur Wiederholungen von Associationsvorgängen in ihren schon mit dem Eintritte in das Bewusstsein eingegangenen Gruppirungen, Erinnerungsbilder von noch früheren Wahrnehmungsbildern, worin allerdings kein Gehirn vollzählig zu sein vermag, ein gut organisirtes aber schon grösseren Reichthum entfaltet als ein schlechteres. Das gut organisirte Gehirn vermag aber neue Verbindungen zu gestalten, Rindenbilder, die vorher nicht für dieses, etwa auch für noch kein Gehirn bestanden, neu entstehen zu lassen. Aehnliches geht auch in keineswegs vorzüglichem Gehirne schon vor sich. Wenn die Aufmerksamkeit eines Menschen erschöpft wird, wenn der Schlaf einen in einer redenden Versammlung Anwesenden überkommt, wenn die Vorgänge unter der Schwelle durch die Intensitätsschwäche derer über der Schwelle ihnen nicht mehr durch kräftige Wirkung der Gewebsattraction nachstehen, so fühlt der etwa mühsam sich Wacherhaltende sich beschäftigt durch unklare, aber genügend hell erscheinende Gedankenfragmente, deren Inhalt er gar nicht inne werden kann, associative Beziehungen ohne Gehalt, durch kein Band welcher Association klar in das Bewusstsein zu heben, weil sie offenbar nur intensitätsschwache, vielleicht sehr mittelbare Anknüpfungen an schon bestehende, sich reproducirende Associationen haben, Bilder, die fortwährend im Verschwinden, aber hell, weil der Schwelle des Bewusstseins nahe erscheinen, sobald aber Rindenbilder wirklich zur Aufmerksamkeit gelangen, verscheucht werden, dabei ganz räthselhaft und unerklärt erscheinen, aber mit dem Anscheine von etwas Wohlbekanntem, schon vielfach Wiederholtem, was sich vielleicht nur allgemein auf den ganzen Zustand beziehen mag. Der Wechsel, die Vielseitigkeit dieser Anklänge verhalten sich so, als würde mit dem Abklingen der Aufmerksamkeit und unter einem nur ungenügenden Masse von Erregung durch die schlafbehindernden Momente den Erregungen aller oder vieler Rindenstellen von jedem örtlichen Ausgangspunkte der Rindenbilder ein unter der Schwelle des Bewusstseins stehender, frei werdender Kraftzuwachs ertheilt, aber gleichsam dunklen Ursprunges und unfruchtbar ohne Ausgangspunkt von klaren Erinnerungsbildern her und ohne Begründung von neuen Erinnerungsbildern, Halbtraumzustände.

Es ist nicht richtig, wenn Herbart sagt: Die Vorstellungen streben einander zu verdrängen; dies gilt blos für das Verhältniss der Intensität, die wir Aufmerksamkeit nennen, oder der Erregungsphase über der Schwelle gegenüber den jeweiligen Vorgängen unter der Schwelle. Es wäre richtiger, zu sagen, die Vorstellungen oder Rindenbilder streben sich zu verbinden, und zwar die schon zusammengeordneten, die wir Erinnerungsbilder nennen, mit solchen, die es noch nicht sind, die mit ihnen zu neuen Complexen von Rindenbildern werden. Dieses Zielen nach Verbindungen beruht eben auf der allgemeinen anatomischen Verbindung der Rindenstellen durch die allörtlichen guirlandenartigen Bogenbündel der Association und einer allgemeinen Diffusion der Ernährungsattraction längs dieser Zusammenhänge der Gehirnrinde.

In dieser Diffusion liegt die Möglichkeit neuer Verbindungen, alle Rindenbilder zielen gleichsam aufeinander, ohne sich zu verbinden, sie bekommen auch einen Vorrath nutritiver Kraft, der aber gemeinhin zu schwach ist für eine Production von Verbindungen.

Ein Associationsbündel ist gleichsam nutritiv armirt, wenn die zwei mit seinen Enden verbundenen Kraftquellen von Zellen ihre Innervation in ihm vereinigen. Wenn ich mich noch weiterhin schematisch ausdrücke, so läuft das Associationsspiel der Gedankengänge in mit einander verbundenen Guirlanden, in Reihen, in Associationsketten ab. Sind zwei Rindenstellen nicht direct mit einander associirt, weil ihre Eindrücke nicht zu einander in Relation treten, so können sie mittelbar associirt werden, indem eine dritte Rindenstelle mit beiden zusammenhängt und die beiden durch sie mittelbar auch unter einander, dadurch ist eine neue Verbindung der Rindenbilder geschaffen. Die Erinnerungsbilder haben einen Zuwachs durch neue Verbindungen von Rindenbildern gewonnen, das Associationsspiel ist schöpferisch in starken, durch Reichthum des Baues auserlesenen Gehirnen. Gesetzmässig muss auch die Leistung unter der Schwelle sein und keimen in dieser Gesetzmässigkeit Schlussbildungen, so wird das diffuse Aufeinanderzielen der Rindenbilder auch solche zu Stande bringen. Sie werden den Charakter der unbewussten Production an sich tragen, welche man dem genialen Schaffen zuschreibt, weil ihre Bildung unter der Schwelle des Bewusstseins angeknüpft wird, so kraftvoll eine auserlesene Ernährungsattraction sie auch über dieselbe erheben mag. Die Höhe der Gehirnleistung zeigt sich darin, dass auch die Vorgänge unter der Schwelle genug Intensität gewinnen, um im Bewusstsein aufzutauchen und zusammengesetzte Anordnungen zu gewinnen. Alle Verbindungen von intellectuellem Werthe erfordern, dass dem subjectiven Bezuge der Eindrücke durch die Association im Gehirne auch ein Band der Dinge ausser dem Gehirne parallel geht. Dies begreift sich daraus, dass in letzter Linie alle Rindenbilder und ihre näheren Verbindungen Abkömmlinge der Wahrnehmung und auch ihre entfernten Abkömmlinge als sogenannte Parallelschlüsse mit der Aussenwelt zusammenhängen. Dies bedingt die Wirklichkeit, die Wahrheit, welche den Associationen der Rindenbilder zukommt, die Deckung der Gesetzmässigkeit der Dinge mit ihrer Zusammenfügung in einem neuen Bewusstseinsbilde. Ein solches, eine Erfindung, eine Entdeckung muss sich bewähren, sie darf kein lehrer Wahn sein. Auch der künstlerische Gehalt neuer Rindenbilder muss sich in einer Analogie

mit den Beziehungen der Wirklichkeit befinden, er muss von künstlerischer Wahrheit sein. Die schöpferische Geisteskraft muss in ihren Leistungen musterhaft sein, Neuheit kann auch dem Wahne oder intellectuellem ästhetischen Unwerthe zukommen. Ein Gehirn ist ein Werkzeug der schöpferischen Genialität nur unter Voraussetzung des Werthes seiner Leistung. Dadurch ist es ganz ausgeschlossen, dass die Genialität Deckung mit einem kranken Gehirnzustande fände, in einem solchen bestände. Die eben erwähnte objective Wahrheit der Entdeckung und die subjectiv überzeugende der Kunst kann ihre Quelle aber nur in der Vorbereitung, in der meist von Jugend an gewonnenen Vertrautheit mit den Gegenständen der Production haben, welche eine Fülle einschlägiger Rindenbilder geschaffen hat, eine Meisterschaft und Treffsicherheit im Aufeinanderzielen unter der Schwelle, im Ausschliessen der falschen Richtungen. Die blosse Suche nach Neuem ist meist mehr Abenteuer- und Selbstsucht als geniale Leistung, eine Weide für den verständnisslosen Haufen. Indem die geniale Leistung im Neuen auch Vollkommenes hervorbringt, entfällt jede Wahrscheinlichkeit von Krankhaftigkeit der Genialität. Geniale können erkranken, die Genialität ist keine Krankheit.

In einem meisterhaften Vortrage erörtert Franz Brentano das Genie in der Begabung, nicht durch viele Versuche, sondern mit gewisser Treffsicherheit das Vollkommene zu leisten. In der schönen Kunst tritt es am leuchtendsten hervor. Lessing lehnt es ab, genial zu sein, weil er allmälig an der Hand der Kritik versuchend producirte. Das Grundbild des Genies stellt Brentano in Mozart dar. Aus der naiven und unfehlbaren Selbstschilderung seines Schaffens geht hervor, wie er gleich das Rechte trifft, durch ein feines und vorbereitetes Empfinden, welches von Jugend an thätig war, verbunden mit einem ausserordentlichen Gedächtnisse, so dass er in Rom Palestrina's in den Noten als Eigenthum des Vaticans ganz unzugängliche Compositionen auswendig behielt und mit unnachahmlicher Treue und Ueberblick nach dem Gehör aufschrieb. Seine Sicherheit beruht auf Vorbereitung von Jugend durch die Empfänglichkeit, dass die Ideen wie von selbst in ästhetisch vollendeter Art auftreten. Die Phantasie ist glücklich, weil sie gebildet ist. Wir erfahren auch durch Brentano, dass Newton seine Entdeckungen von der Unablässigkeit seines Denkens ableitet. Das sind wohl sehr gesunde Erwägungen über das Werden genialer Leistung.

Ich will nicht weiter der nackten Betrachtung des Associationsmechanismus mich hingeben. In der oben herbeigezogenen Forderung von Wahrheit irgend welcher Art liegt schon die Voraussetzung umfassenden und kräftigen Haftens der äusseren Eindrücke, eine zahlreichere Aufnahmsfähigkeit derselben so wie der Kunst der leichten Verbindung der Associationsreihen. All' dieses Können wird durch die Zahl der Rindenelemente beziehungsweise die grössere Gehirnmasse gesteigert, wird aber auch auf den Qualitäten der Elemente, auf einer gesteigerten Attractionskraft deren Molecüle zur Ernährung beruhen, die Chancen des Zusammenfindens neuer Rindenverbindungen werden durch die grössere Zahl der schon von aussen aufgenommenen gesteigert, denn an die Erinnerungsbilder knüpfen die Neubildungen des Bewusstseins an. Je mehr Anschauung und Wissen voranging, um so grösser die Wahrscheinlichkeit des Zusammenlegens neuer Verbindungen. Je weiter von Kaliber das nutritive arterielle Gefässnetz, um so ausbeutbarer sind alle diese Vortheile der Organisation.

Beispiele der Neubildung in praktischer Erfindung und Kunst werden die Rolle des Gehirnmechanismus zu grösserer Einsichtlichkeit fördern. Wir erleichtern uns das Verständniss durch eine schematische Terminologie, wenn wir sagen, dass die Leistungen der associativ aufeinanderwirkenden Rindenstellen sich wie Zielvorstellungen zu Angriffsvorstellungen gegen einander verhalten, welcher Name wechselweise den einzelnen Rindenbildern zufallen kann. Stillung des Hungers kann die Zielvorstellung sein, Arbeit die Angriffsvorstellung dazu; aber auch die Arbeit kann die Zielvorstellung sein und die Stillung des Hungers die Angriffsvorstellung für sie. Das verhallende Wort dauernd zu machen, ist eine uralte Zielvorstellung, die Tradition, in der es verändert und unverständlich wird, der unzureichendste Angriff dazu. Die Bildschrift für den Gegenstand oder das Wort erforderte unüberschauliche Zeichen von Angriffsvorstellungen. Wenn die Chinesen für schon im gemeinen Gebrauche stehende 2000—3000 Wörter 214 sogenannte Schlüssel oder Schriftzeichen gebrauchen, so hat die Erfindung durchschnittlich 14 Wörter durch ein Zeichen erschlossen. Die Wörter der chinesischen Sprache werden aber auch noch durch Betonung vermehrt. Die Schlüssel und die Accente sind vereinfachte Angriffsvorstellungen für das Ziel der Gedankenmittheilung. In den Wörtern sind aber Bilder der Wahrnehmung von viel geringerer Zahl als die Schlüssel enthalten, die Veränderung des Schalles der Ausathmungsluft durch Stimmritze und durch die Mundöffnung, eine Veränderung durch ihre Zahn- und Lippenstellung, die Zungenhaltung. Eine mässige Zahl dieser Bewegungsformen, viel geringer als die der Schlüssel, sind allen Wörtern gemeinsam. Diese neuen Rindenbilder bilden eine Gehirnverbindung zwischen den articulirten Lauten. Der Angriff der Bilder auf den Wortschatz war Schrift, die Vereinfachung, die Bildzeichen für die Articulation an Stelle der Bilderschrift zu setzen, substituirte eine ganz andere Wahrnehmung als die Gegenstände, die des technischen Wirkens des klangbildenden Apparates für den Weltinhalt, und das mythische Genie Kadmus erfindet die Buchstaben, welche durch Association das erstere darstellen und den letzteren enthalten.

Lord Byron ist ein höchster Genius der Dichtkunst; in seinem Mysterium „Kain" lässt er diesen, von Lucifer geführt, den Weltraum auf der Luft durchschreiten und der Dichter will ihm Prä-Adamiten zeigen, Bewohner einer vor der Erdschöpfung schon zu Grunde gegangenen Erde, aus deren schlechten Ueberbleibseln

aber die ersten Menschen und die noch schöpfungsjunge Erde entstehen. Er löst diese Unmöglichkeit, ohne sich der poetischen Wahrheit zu begeben. Er kann dem Leser nicht sagen, wie sie aussehen, aber er kann glauben lassen, dass Kain sie sieht. Die Angriffsvorstellungen zu seinem Ziele wären die Gestalten der Menschen, die Zielvorstellung könnte durch Veränderung derselben, plastische Andichtungen, erreicht werden. Doch Byron weiss, dass dies mit innerer Wahrheit, ohne Gefahr, Zerrbilder zu schaffen, auch dichterisch nicht gelingt. Das Bild, welches er von der Wirklichkeit zu dem ganz anderen, was Kain sieht, in Verbindung bringen kann und das ganz glaubwürdig ist, ist Kain's Mittheilung, dass sie sich ganz von Menschen unterscheiden, und er sie doch sieht, Gestalten nur in dem geschildert, dass sie von dem Menschen abweichen.

„Sie tragen nicht die Form
Von jenen Geistern, die ich sah um unser
Ersehntes und versagtes Eden. Auch
Gestalt von Menschen nicht, wie ich sie sah
An Adam oder Abel und an mir,
An meiner Gattin und meinen Kindern.
Doch gleicht ihr Ansehen — wenn auch jenem nicht
Der Menschen oder Engel — einem Etwas,
Was wo nicht Letztere, höher doch als Erstere,
Stolz, edel, schön und, wie es scheint, voll Kraft,
Von unerklärlicher Gestalt: denn nie
Sah ich was Aehnliches. Sie tragen zwar
Nicht Seraphsflügel, noch des Menschen Antlitz,
Nicht mächtiger Thiere Form, noch eines Wesens,
Was jetzt lebt; dennoch sind sie schön und mächtig,
So schön und mächtig, als nur etwas lebt,
Doch dem so ungleich auch, dass ich sie kaum
Kann lebend nennen."

Das genialste Werk der Malerei, soweit sie an einem einfachen Gegenstande wirkt, ist die Sixtinische Madonna von Raphael Santi. Es scheint mir, dass die Furchtbarkeit eines Gottes, die Kraft desselben in den Jupiter-Köpfen der Antike nicht zu solchem Ausdrucke gekommen ist als in dem Kinde der Sixtina, vielleicht kann man sagen, dass noch jeder empfängliche Beschauer von diesem Werke schied, ohne sich daran sattgesehen zu haben. Der Eindruck bewegt sich bei aller plastischen Wahrheit der vollsten Glaublichkeit einer Kindergestalt doch in einem Räthsel, von dem der Beschauer meint, es müsse ihm auch seine Lösung über die Lippen treten.

Ueberall in den Madonnen-Bildern der Maler und Raphael's selbst stehen Mutter und Kind in durchsichtiger Beziehung zusammen, durch Sorgfalt und Aufmerksamkeit jener für dieses; hier fehlt diese Verbindung. Die Madonna zeigt gleichsam kein Kind, sondern ein Wunder. Es war vor Raphael nicht denkbar, das mütterlich gehegte Kind und den Schrecken verbreitenden Weltrichter zugleich zu malen. Das Kind findet keine Association mit der Erweckung des Schreckens, der Weltrichter keine mit der schützenden Mutter; Raphael erfindet ein vollkommen neues Bild, Schrecken verbreitende Augen, die Haltung der Züge, die kraftvolle Bemächtigung, die sich in dem Anfassen des rechten Beines durch die linke Hand ausprägt, treten ganz aus der Idee des Kindes heraus, während der in's Leere gerichtete Blick ohne jede Fixation der Umgebenden der Erscheinung auch jede Aggression benimmt, ein Bild der vollsten Ruhe belässt, das Kind in nichts unwahr erscheinen lässt; nicht eine Tendenz, die im Kinde nicht sein kann, noch ein Affect, sondern nur für die Zukunft in den Keim gelegte, unbewusste furchtbare Ueberkraft ist ausgedrückt; auch in der Madonna liegt nur eine Weihe, kein Verständniss. Dieses ganz neue, aus dem Gehirn Raphael's getretene Bild ist ein drittes Rindenbild, in welchem zwei direct und graphisch bisher nicht associirbare Gestalten in der Zeitfolge derselben Persönlichkeit sich associiren und die Anknüpfung für ganz divergente Nebenassociationen kaum begrenzbarer Zahl vermitteln. Raphael, von welchem Aeusserungen über dieses Werk nicht bewahrt sind, braucht sich selber dasselbe nie durch sprachlichen Ausdruck klar gemacht zu haben, ohne dass wir sagen könnten, es sei gedankenlos geschaffen. Die Aufmerksamkeit gehörte der technischen Darstellung. Der durch sie ausgedrückte Gedankeninhalt kann auch als unter der Schwelle im Bewusstsein des Genius gelegen angenommen werden.

Von Raphael steht es fest, dass, wie Shakespeare in den dramatischen Vorbildern seiner Zeit wurzelte, so wie Mozart seinem Vater eine massgebende Schulung verdankte, auch nach Springer's Mittheilung er einen schulenden Vorgänger in seinem Vater Giovanni Santi hatte, einen Künstler von originaler Kraft, und dass die Neigung und Befähigung zum Holdseligen und Graziösen vom Vater auf den Sohn überging, dass von der Mächtigkeit des väterlichen Vorbildes auf den Entwicklungsgang Raphael's die häufige Wiederkehr der gleichen Typen an seinen Kinder- und Engelgestalten sich ausspricht. Diese Beziehungen in Raphael's Jugend sind von Professor Lützow neuestens eingehender historisch dargelegt worden und enthält dieses Werk volleres Verständniss für die Entwicklung von Raphael's Genie. Ich möchte hier auch betonen, wie unrichtig der weitverbreitete Ausspruch Lessing's ist, dass Raphael auch ohne Hände der grösste Maler gewesen wäre; das Genie ist ohne eine Allgemein-Intelligenz, die in der begünstigten Hirnorganisation wurzelt, nicht denkbar, mögen die äusseren Umstände und Anregungen auch nur für einzelne Richtungen der Befähigung ausschlaggebend sein. Weismann's Vorschlag ist sehr richtig, dass Lessing weit eher hätte sagen dürfen: „Wäre Raphael ohne Arme geboren, so wäre er wahrscheinlich der grösste Musiker geworden." Gedenke ich der Gunst der Gehirnorganisation, so kann es sich um ein grosses Gehirn bei schöpferisch veranlagten Menschen handeln, es muss das aber nicht sein. Raphael's Schädel war keineswegs gross. Bezüglich der Projectionssysteme, welche radiäre Linien, gleichsam von einem mittleren Kerne des Gehirnes nach dem Halbkugelmantel desselben darstellen, kann die Gehirngrösse auch nur von ihrer Länge abhängen, die gar keine einsichtliche Begünstigung für die Leitung darstellt, und sind die Enden der Projectionssysteme weiter auseinandergerückt, so müssen auch die Verbindungen durch die Associationssysteme längere Fasern haben, wodurch mehr

Schädelraum ausgefüllt wird. Ueberdies besteht das Gehirn gar nicht blos aus Nervenzellen und Fasern, sondern zwischen ihnen in feinster Vertheilung aus einem indifferenten sogenannten Bindegewebe, von welchem das Menschengehirn an sich viel weniger als die Thiergehirne einschliesst, aber verschiedene menschliche Gehirne auch verschiedene Antheile einschliessen werden. Die Leistungsfähigkeit des Gehirnes hängt aber nicht blos von deren Masse, sondern auch von seiner Ernährung ab. Wäre das Herz klein angelegt und der Arterienbaum dünn, so wäre ein hohes Hirngewicht nur ungünstig für die Gehirnleistung; die Erfordernisse eines zu ungewöhnlicher Function befähigten Gehirnes wären in einem grossen Gehirne nur dann gegeben, wenn die Grösse nicht auf dem Antheile des Bindegewebes, nicht auf der Grösse und Länge der Nervenelemente, sondern auf ihrer Zahl beruht und wenn die Capacität des Herzens und die Weite des Gefässbaumes in günstiger Proportion zur Masse des Gehirnes steht.

Lombroso verlegt nun das Genie vollkommen auf pathologisches Gebiet und kommt auf die Diagnose, dass das geniale Schaffen der Ausfluss einer degenerativen Form von Geisteskrankheit sein könne, die zur Familie der Epilepsien gehört. Der degenerative Boden für Epilepsie bestehe in Ererbung, in Schädelverletzung und in der Wirkung von Spirituosen. Dass eine grosse Zahl genialer Menschen durch Erblichkeit zu Nervenkrankheiten veranlagt erscheint, ist zweifellos, hat aber keine Bedeutung als die, dass auch eine gewisse Zahl von ihnen erkrankt. Die Veranlagten sind aber noch nicht die Erkrankten, jede Veranlagung kann ausheilen, geniale Befähigung erscheint zunächst als ein Grund, dass keine Erkrankung vorliegt; Lenau beispielsweise wurde später ein Geisteskranker, ein Mass genialen Schaffens kann ihm vor der Erkrankung nicht abgesprochen werden, mit der Erkrankung aber ging es unter. Für die Beziehung von Schädelbrüchen zur Genialität führt Lombroso an: Ein Papst, ein Philosoph, ein Jesuit und noch vier andere Personen hätten Schädelbrüche erlitten, seien vorher Schwachköpfe gewesen, danach hochbegabt geworden. Es wäre wohl nicht ansprechend, die Glaubwürdigkeit der Beurtheilung Lombroso's vorausgesetzt, bei der Seltenheit von Schädelbrüchen bei als genial angesehenen Menschen aus dem Schädelbruch das Verständniss des Genies ableiten zu wollen.

Für den Zusammenhang der Trunksucht und des Genies werden Alexander, Cäsar, Sokrates, Cato, Tiberius, Alcibiades, Antonius angeführt, erstens überhaupt nicht lauter Genies, dass aber bei Cäsar's epileptischen Anfällen das Genie trotz, nicht wegen des Trinkens bestand, hält Lombroso für überflüssig zu erörtern. Ebensowenig weist er bei der überwiegenden Mehrzahl seiner Genies Epilepsie nach. Darüber, dass dies seinen Satz nicht erschüttert, wird er uns gleich Beweise geben. Dafür entschädigen uns zunächst die körperlichen und die geistigen Degenerationszeichen. Lombroso führt ein solches Degenerationszeichen in einem blödsinnigen Gesichtsausdrucke an, den er Sokrates, Skoda und Darwin beilegt. An Sokrates scheint man dies in der Antike nicht bemerkt zu haben, und man gibt auch heute nicht zu, dass Hässlichkeit Blödsinn gleichkomme; bei Skoda kann ich und gewiss manche Andere, die ihn noch kannten, sich nicht daran erinnern, und so viele Zeitgenossen Darwin's haben es nie erwähnt. Vielleicht stehen aber Lombroso's Schlüsse höher als Lombroso's Thatsachen. Ausser dem Ansehen des Gesichtes sollen die Genies und die Epileptiker Schädelanomalien darbieten. Kant hätte keine Stirnnaht haben sollen, die übrigens keine Anomalie ist, doch mag sein Schädel als der eines rhachitischen Mannes sonst anomal gewesen sein. Richelieu, Weber, Beethoven haben zu dicke Schädel, bei Lord Byron seien im Alter von 37 Jahren die Nähte verknöchert gewesen; letzteres weist allerdings darauf hin, dass die Schädelnähte vorher unter einer reizenden Spannung sich befunden hatten, welcher Reiz nach Aufhören des Gehirnwachsthums Nahtverknöcherung mit sich führt. Man sieht viele missgestaltete Schädel, sogenannte Thurmköpfe, die von einer frühzeitigen Nahtverknöcherung her durch das Bedürfniss des Gehirnes nach Raum sich compensirt haben, solche gehören auch Blödsinnigen, auch Epileptischen an, kommen aber auch bei recht intelligenten Menschen ganz nüchternen Geistes vor. Zu Gunsten Byron's wage ich, weil er zweifellos ein Genius war, nichts zu sagen, wohl aber darf man von dergleichen Fällen sprechen. Lombroso's Ansichten laufen auf eine sehr menschenfreundliche Schätzung des gewöhnlichen Menschen hinaus; er betrachtet eigentlich den Philister als das Salz der Erde, weshalb ich ihm die Thatsache solcher Schädel an correcten gewöhnlichen Menschen empfohlen haben möchte. Er schildert auch Genies mit Linkshändigkeit, wie Leonardo da Vinci, der allerdings zu grösserer Geschicklichkeit auch die rechte Hand gebrauchte, also nicht blos Linkshändler war. Linkshändigkeit führt nach Lombroso als Atavismus auf den Wilden zurück und bildet eine feste Brücke vom Genie zum geborenen Verbrecher. Wir werden vom ersteren noch Schlimmes genug hören, um diesen Schluss zu würdigen. Ich hege die inferiore Ansicht, dass die prähistorischen Menschen und die Verbrecher der Jetztzeit linkshändig sind, weil etwa kein Schullehrer auf sie seinen Einfluss nahm, dass hie und da auch auf Menschen von grösserem Eigensinn der Schullehrer nicht den geziemenden Einfluss nehmen kann und möglicherweise auch Genies sich unter letzteren befinden.

Es wird ihnen Unfruchtbarkeit vorgeworfen, wenngleich von einer Zahl nachgewiesen wird, dass sie keine Zeit fanden, zu heiraten. Fast alle Männer von Geist sollen weder Vater noch Mutter ähneln, und diese Unähnlichkeit wird auch angeführt als ein sicheres Zeichen von Degeneration. Andere weichen von ihrem Volkstypus ab, wie Byron, der nicht wie ein Engländer aussah; auch dies ist Degeneration. Wir wissen allerdings, dass alle europäischen Völker Mischvölker sind, dass sie durch Sprache, nicht aber durch ihr Aussehen vereinigt sind, was Lombroso nicht bekannt zu sein scheint. Lombroso staunt auch darüber, dass

bei den Genies für edel und fast göttlich die Züge gelten, die bei Cretins, Verbrechern und sogar Geistesgestörten gemeinhin vorkommen, nämlich hohe Stirn, stark entwickelte Nase und Kopf, Lebhaftigkeit des Blickes. Letzteres ist mir entgangen; zwischen hohen Stirnen und stark entwickelten Nasen glaubte ich bei Cretins und Genies etwas Unterschiedliches zu finden. Degeneration zeigt sich auch in der frühzeitigen Entwicklung des Genies, die ihm mit dem Wahnsinn, insbesondere mit dem moralischen Wahnsinn, gemeinsam sei. Letztere ist eine Blödsinnsform; es ist aber richtig, dass die aufgeregten Blödsinnigen intelligenter sind als die anderen, die torpiden. Auch späte Entwicklung ist ein Degenerationszeichen des Genies, und Walter Scott spielte eine traurige Figur in der Schulclasse. Lombroso gibt aber selbst zu, dass innere Concentration damit zusammenhängen kann, und mir scheint solche Beschränktheit ein Beitrag zu dem Satze: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister." Die frühzeitige Entwicklung ist wieder ein krankhafter Rückschritt, sie ist atavistisch und findet sich bei den Wilden. Eine andere Degeneration ist Scheu vor den Neuerungen; Schopenhauer war gegen das Jahr 1848, Friedrich der Grosse wusste die deutsche Literatur nicht zu schätzen und kaufte sich nicht zu viel Kleider, Napoleon's Hut war abgetragen.

Die Unbewusstheit im genialen Schaffen, die raschen Einfälle, bieten Aehnlichkeit mit dem epileptischen Anfalle; das Talent weiss, wie und warum es auf eine gegebene Idee eingeht, das Genie nicht. Epileptische beschreiben ein Glücksgefühl voller Verworrenheit in der Dauer von fünf Secunden. Dante sagt von seinem Gefühle bei dichterischer Begeisterung, es sei: wie wenn Liebe ihn beseelt. Seine Production war aber klar und lief keineswegs in fünf Secunden ab. Glücksgefühl ist an jede fördernde Arbeit geknüpft, besonders an den ungehemmten Ablauf der Association, durch die Ansaugung oxydirender, sauerstoffhältiger Verbindungen der Nervenzellen (Virchow's nutritive Attraction), die wie eine Intoxication auf gehobene, heitere Stimmung wirkt. Dante und Andere können ihre Productionszeit daher leicht mit jedem anderen Glücksgefühle vergleichen. Den krankhaften Zustand im begeisterten Schaffen findet Lombroso auch durch das irrenähnliche Benehmen der Schaffenden ausgedrückt, welche offenbar Blutzufluss zum Kopfe herbeizuziehen oder zu mässigen suchen, so dass Leibnitz in horizontaler Stellung, in der das Gehirn weniger blutarm ist, Milton mit dem Kopfe über der Stuhllehne, Rousseau blossköpfig in der Sonne arbeitet, Rossini im Bette componirt. Endlich naht sich die Analogie des genialen Schaffens mit dem epileptischen Anfalle in Lombroso's Sinne, freilich noch recht schwer verständlich. Nach Moleschott wurden die grossen Entdeckungen durch einfache Wahrnehmungen veranlasst. Bekannt ist Newton's Apfel, der mit der Entdeckung der Schwerkraft zusammenhängt, Mozart wurde durch eine Pomeranze an ein neapolitanisches Volkslied erinnert, das im „Don Juan" eine Rolle spielt, und der Anblick eines Lastträgers gab Leonardo da Vinci das Bild seines „Judas".

Dies sind Wahrnehmungen, und Wahrnehmungen nennt man Sensationen. Darüber ruft Lombroso nun ziemlich impulsiv aus: Sensationen sind es auch, die zu Ausbrüchen der entsetzlichen Mania impulsiva werden! Da zum epileptischen Anfalle auch eine Verwirrung gehört, schliesst er gleich hier an, dass Dickens, Kleist uud Schiller von dem, was mit den Personen ihrer Erfindungen geschah, so bewegt wie durch wirklich Geschehenes wurden.

Nachdem wir noch über Erscheinungen von Hyperästhesie, Parästhesie und Anästhesie — denn Sokrates konnte in die Sonne sehen, Byron war durch die Verheiratung seiner ersten Liebe ergriffen, Andere waren sehr übelnehmisch, Darwin litt an musikalischem Daltonismus — über die Zerstreutheit, welche auch den Epileptikern zukommt, über Originalität Wahnsinniger belehrt sind, haben wir doch noch nichts über einen epileptischen Anfall gehört, während Epilepsie doch Princip und Erklärung des Genies für Lombroso ist. Wir haben dies auch nicht zu erwarten, denn diesbezüglich ist gesagt, dass die convulsive Form der Epilepsie selten auftritt; aber wo die Convulsionen fehlen, da tritt das psychische Aequivalent derselben um so häufiger auf. Man könnte diesen Satz leicht dahin missverstehen, dass Lombroso sagen will, wo keine Epilepsie in ihrer allbekannten Ausprägung als Krampfanfall vorkommt, ist die Epilepsie am allersichersten vorhanden. Das wäre sicher ein Missverständniss. Weiter drückt er sich aus, das psychische Aequivalent ist hier das geniale Schaffen. Die Aehnlichkeit des Anfalles liegt in dem Eintritte der Inspiration (nicht der des Athems, sondern der Begeisterung), in der Aehnlichkeit des unbewussten Handelns, das hier schaffend, dort in Form von Convulsionen auftritt. Ich gestehe beschämt, dass die sehr einfachen epileptischen Zuckungen im bewusstlosen Zustande mir nicht ganz klar als ein unbewusstes Handeln sich darstellen und ich eine Aehnlichkeit mit einer genialen Erfindung, mit einer bei einem nach Brot gehenden Genie auf Bestellung erzielte, dennoch begeisterte Kunstleistung mir auch nicht klar machen kann und dass ich einen gewissen Scharfsinn Lombroso's auch anerkennen würde, wenn sein Buch: „Der geniale Mensch" sich als eine Mystification erweisen sollte.

Ich kann mich der Möglichkeit, dass Lombroso mystificire, um so weniger entschlagen. als er sich später mit Spiritismus befasste und Spiritismus doch eine anerkannte Mystification ist.

Es ist mir nur sehr wenig Zeit gegönnt nach der Einengung, welche Lombroso den Grenzen der Anthropologie durch die Verweisung des Genies zur Krankheit anthut, nach der Ausweitung ihrer Grenze durch Aufnahme der Verbrecher Würdigung zu schenken. Schon bezüglich der Genialen waren Gesichtspunkte aufgeblitzt bezüglich der Frühreife und von Fällen von Linkshändigkeit, in welchen Rückschläge in vielleicht prähistorischen Menschen, jedenfalls in die Wilden, als eine Art Vorfahren gesehen wurden. Dieser atavistische Standpunkt lässt nun den geborenen Verbrecher von Lombroso als eine mitten unter uns lebende besondere

Menschenart erkennen, als einen Atavismus, einen Rückschlag in die prähistorische Wildheit. Auch hier fusst Lombroso auf zu möglichst statistischer Breite gesammelten körperlichen und geistigen Kennzeichen. Unter den körperlichen spielen die sogenannten Veranlagungszeichen eine Rolle, Anomalien des Schädels, der Zahnstellungen, des Gesichtsskeletes, zum Beispiel des Vorderkauerprofils, bei welchem die unteren Schneidezähne die oberen bedecken. Dies ist ein grosser Irrthum der Auffassung. Diese Bildungen sind der krankhaften Knochenweichheit, dem Rhachitismus, zuzuschreiben und sind im Grossen Kennzeichen der schlechten Hygiene.

Die Verbrecherwelt geht nun aus den Menschenmassen der nothleidenden Hygiene hervor, und hiemit, nicht mit der Eigenschaft eines Verbrechers, hängen die Veranlagungszeichen zusammen. Den Hauptwerth legt Lombroso auf bei den Verbrechern vorkommendes Tätowiren, auf die Zeichensprache, durch welche sie sich untereinander verständigen, auf die Linkshändigkeit, auf die Länge der Lebensdauer, auf die frühe Reife. Der Atavismus, welchen er durch Statistik zu erweisen glaubt, führt aber noch weiter, er will am Schädel, an der Wirbelsäule, an dem Gehirne Rückschläge in Thierähnlichkeiten finden, und wenn er gleich keine morphologischen Pflanzenähnlichkeiten den Verbrechern abgesehen hat, gelangt er doch zu dem Schlusssatze: Das Verbrechen trete als eine Naturerscheinung gleich dem Tode, der Geburt, der Geisteskrankheit auf, an welcher Auffassung sich nicht rütteln lässt. Aber ebensowenig lässt sich dem Zusatze beitreten: die instinctiven grausamen Handlungen der Thiere und auch der Pflanzen (es kommen hier die fleischfressenden Pflanzen in Frage) stehen denen des Verbrechers und seiner grausamen Bosheit nicht so fern, als man anzunehmen pflegt. Die körperlichen Beziehungen zwischen Thieren und Verbrechern findet er schon an ihrer Aussenseite, das graue, mit Blut injicirte Auge des Tigers z. B. findet sich an Mördern. Indem Lombroso an Pflanzen und Thieren das Aufdämmern verbrecherischen Wesens zu erblicken glaubt, stellt er sich eigentlich den Thieren gegenüber auf den Standpunkt des Richters, während er den menschlichen Verbrechern gegenüber auf dem des Naturforschers stehen will. Als vermittelndes Glied zwischen dem Ausgangspunkte des Atavismus im Wilden und seiner Uebertragung auf den zeitgenössischen Verbrecher betrachtet er das Kind und glaubt ihm die atavistischen, verbrecherischen Tendenzen angeboren, indem es lügt, stiehlt und nach Massgabe seiner Kraft gewaltsam ist und ohne Erziehung zum Wege des Verbrechens, zum moralischen Irrsinn bereit ist. Dass die Gehirnkrankheiten die höchst complicirte Leistung des Ineinandergreifens der Rindenbilder und der Erregungszustände zum Resultate des ethischen Menschen bedrohen, verderben, dass die Erscheinung sogenannten moralischen Irrsinnes Wahnsinnigen, Epileptischen und Paralytischen anhaftet, legt er dahin aus, dass der Atavismus, auf dem die Erscheinung des Verbrechers beruht, dem Gehirne der Menschen so verbreitet innewohne, dass alle Krankheiten, die das Gehirn schlechter machen, die hauptsächlich durch die Erziehung aufgebotenen Hemmungen gegen den Atavismus beseitigen. Er ergeht sich auch in vielfachen Exemplificationen von Besonderheiten der Gehirnbildung bei Verbrechern, während unsere Kenntniss von der Bedeutung der Form der Hirnwindungen von ernsten Anatomen für gänzlich unreif erachtet wird, um in ihren individuellen Variationen ausgedeutet zu werden. Wie man sieht, beruhen die Gedanken Lombroso's über den geborenen, den anthropologischen Verbrecher, über sein Wurzeln im Atavismus, auf Anschauung, wie sie die Craniologie Gall's beherrschten, auf der Annahme, auf der Gehirnoberfläche seien im musivischen Nebeneinander die Tendenzen des Bürgers eingebettet. Die Physiologie hat erfahren, dass auf der Oberfläche des Gehirnes die Sinnesorgane und die differenten Muskelmassen des Thieres durch ihre Nervenprojection eingebettet sind oder vielmehr kurz vor und lange nach der Geburt erst in die Hirnrinde von der Aussenwelt, die den Leib des lebenden Menschen umgibt, als Reize, die ihn treffen, eingehen. Die complicirten Rindenbilder, die wir Gedankengänge nennen, entwickeln sich aus dem Material dieser Einwirkungen der Aussenwelt secundär viel später, es gibt daher keine angeborenen Gedanken. Alle Gedanken haben ein immer wieder neues, individuelles Beginnen, und in ihnen können unmöglich atavistische Wiederholungen stattfinden. Es wäre eigentlich schwer begreiflich, wie Anschauungen von der Art, wie sie Lombroso hegt, sich als naturwissenschaftliche Resultate geberden können. Die Anfragen, welche an die Natur gestellt werden, bleiben meist ganz unbeantwortet, wenn die Anfrage nicht schon von einer richtigen Thatsache ausgeht. Dadurch erhalten wirkliche Naturbeantwortungen unserer Experimente einen kaum zu überschätzenden Werth. Nur die Statistik, das Untersuchungsmittel Lombroso's, gibt auf jede Frage eine Antwort. Die unrichtige Antwort steht aber hier in einem ganz harmonischen Verhältnisse zur unrichtigen Anfrage.

2. Herr Prof. Dr. **Anton Herrmann** in Budapest übersendet einen Auszug seines in der Monats-Versammlung der Anthropologischen Gesellschaft am 13. December 1892 gehaltenen Vortrages

## Volksthümliches aus Dobschau in Oberungarn.

Angeregt durch die Initiative und die einschlägigen Arbeiten der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, hat sich der Vortragende auf die Erforschung der Formen des Gewohnheitsbaues in Ungarn verlegt und auch andere ungarische Forscher zu diesem Studium angeeifert. Er selbst hat seine Untersuchungen mit dem Blockhause im Gömörer Comitat (vgl. Henning, 84—88) begonnen. Besonders in Dobschau hat er zahlreiche Grundrisse, Ansichten und Details aufgenommen, auch alterthümliche Geräthe u. dgl. skizzirt und dem dortigen Zeichenlehrer zur anschaulichen Ausführung überlassen. Hierüber wollte er einen Vortrag halten. Das bildliche Material ist aber nicht eingetroffen und

da auf diesem Gebiete ohne Anschauung keine erspriessliche Behandlung zu erhoffen ist, musste er dieses Thema für eine andere Gelegenheit aufsparen und diesmal statt des Hauses Einiges über seine Bewohner mittheilen.

Von grösstem Interesse, auch für germanische Sprachforschung wichtig, ist ihr dem Göllnitzer verwandter, höchst eigenthümlicher Dialekt. Bezeichnend ist in ihm das b für gemeindeutsches w; für welcher sagen sie bulener, und dies ist ihr Spitzname geworden. Der Vortragende theilte das Wichtigste aus der Laut- und Formenlehre nebst einigen Paradigmen mit; hierauf Proben von eigenthümlichen Ausdrücken und Redensarten, von Sprichwörtern und Liedern aus Volksmund. Dieser gibt es übrigens nur eine beschränkte Zahl. Das Volk der Bergleute ist nicht besonders sangeslustig; in der Grube wird nicht gesungen. In neuerer Zeit dichtet der Dobschauer Professor Samuel Klein, der eifrigste Sammler auf allen Gebieten localen Volksthums, viel und mit grossem Geschick in der Mundart seiner Vaterstadt, besonders Grubensagen bearbeitend, an welchen jene Gegend reich genug ist. Volksglaube und Brauch ist vielfach fremd beeinflusst. In Hochzeitsgebräuchen findet sich manch' altüberlieferter Zug, wovon Proben mitgetheilt wurden.

Das Deutschthum von Dobschau ist seit mehr als 600 Jahren urkundlich belegt; 1326 wurden die zerstreut Siedelnden zur Gemeinde vereinigt. Reicher Grubensegen bewirkte erfreulichen Aufschwung, Stocken des Bergbaues hingegen in neuerer Zeit Niedergang. (Schade, dass die reiche Nickelausbeute, trotz Einführung des Nickelgeldes, noch immer roh in's weite Ausland verschickt werden muss.) Seit einem Decennium ist ein Viertel der früheren 6000 Seelen nach Amerika und zum Theile in die Nachbarcomitate ausgewandert.

Der Vortragende weist zum Schlusse auf die landschaftlichen Reize der Dobschauer Gegend, besonders auf die unvergleichliche, wundervolle Eishöhle hin, von der er eine Anzahl Abbildungen vorlegt. Die Gegend besitzt alle Bedingungen eines überaus angenehmen und billigen Sommeraufenthaltes.

Die Resultate der Dobschauer Hausforschungen werden nächstens in den Mittheilungen veröffentlicht.

3. Herr Prof. Dr. **Anton Herrmann** in Budapest übersendet ferner eine Mittheilung über

## Weltuntergang in der magyarischen Tradition.

Der eifrige Volksforscher Ludwig Kálmány, der schon fünf Bände höchst werthvoller magyarischer Sprachüberlieferungen veröffentlicht, hat auch wichtige Fragmente kosmogonischer Sagen gesammelt. Aus seinen handschriftlichen Aufzeichnungen habe ich in meinen „Ethnologischen Mittheilungen aus Ungarn“ die über Weltschöpfung (Ethnol. Mitth. a. Ungarn II, S. 3—11) und Sündenfall (II, S. 139—148) zusammengestellt. Die Fluthsagen der finnisch-ugrischen Völker werde ich als nicht unbedeutende Ergänzung zu Andree's Buche nächstens vorlegen. Hier will ich die auf den Untergang des Menschengeschlechtes bezüglichen Ueberlieferungen mittheilen.

In Bezug auf die Erdbewohner werden in der magyarischen Volkstradition drei Epochen unterschieden: die der Riesen (Vergangenheit), der Menschen (Gegenwart) und der Zwerge (Zukunft).

Die der Riesen dauerte von der Schöpfung bis zur Sintfluth und lässt sich der magyarischen Tradition gemäss in zwei Abschnitte eintheilen: Die Zeit der Glückseligkeit, da die Erdbewohner auch in der Luft sorgenlos leben konnten und ihr Körper mit einer Hornhaut bedeckt war. Dieser Vorzüge gingen sie wegen Unsittlichkeit oder des Genusses der verbotenen Frucht verlustig. Aber auch so waren sie vollkommenere Wesen als die jetzigen Menschen. Bei der Sintfluth gingen sie wegen Unsittlichkeit durch Wasser zu Grunde.

Die zweite Epoche ist die der Menschen. Auch diese waren früher vollkommener, Heroen[1]), aber zufolge der Unsittlichkeit werden sie immer kleiner und schwächer und werden zuletzt durch Feuer umkommen.

Die dritte Epoche ist die der Zwerge.

Zuerst also versagte die Luft den Erdbewohnern den Dienst, dann gingen sie durch Wasser zu Grunde und zuletzt wird sie das Feuer vernichten.

Die drei Epochen sind in folgender Sage vereinigt:

„Als die Riesentochter aus der Burg auf die Heide ging, sah sie einen Ackersmann mit vier Ochsen pflügen. Dies Mädchen war nur 6 Jahre alt und sie ergriff die vier Ochsen, den Mann und den Pflug, hob's in die Schürze, trug's ihrem Vater hinein und sprach: Schau' nur, lieber Vater, welch' schöne kleine Käfer das sind, sieh da! Der Vater sprach zu ihr: O, mein liebes Töchterchen, nach uns werden einst diese auf der Welt sein, alle Regenten werden aus diesen; aber lass' diese Armen weiter gehen, denn auch nach diesen kommt noch eine Welt, da auch diese wieder vergehen werden, und es werden die Zwerge kommen und diese werden eine Zeit lang leben.“ (Szőreg.)[2])

Die zahlreichen Varianten dieser Sage bei verschiedenen Völkern wissen nichts von den die Menschen ablösenden Zwergen[3]). Dass aber mit dem Menschengeschlechte die Welt nicht zu Grunde geht, lehrt auch der Buddhismus[4]); nach der Edda folgt auf den Weltbrand die Götterverjüngung mit einer seligeren Erde.

Dem Untergange des Menschengeschlechtes werden nach der magyarischen Tradition verschiedene Vorzeichen vorangehen. Die Zeit zeigt der Ausspruch an: „Tausend geb' ich, tausend geb' ich nicht“ (Szőreg, Egyházas-Kér, Pádé), d. h. 1000 Jahre n. Chr. hat Gott dem Menschen gegeben, aber das zweite Tausend gewährt er nicht. (Der auf die Apokalypse gestützte Chiliasmus, das tausendjährige Reich.)

Ein anderes Vorzeichen ist das Nussbaumblatt. Wenn dies so gross wird, wie das des Kirschbaumes,

---

[1]) S. Ipolyi, Magyar mythologia, 140, 353.

[2]) Auch bei den Széklern, Kozma, Mythologiai Elemek 10. Poetisch bearbeitet von Paul Gyulai: Das Riesenmädchen.

[3]) Deutsch: Grimm, Das Riesenspielzeug (Chamisso, Uhland). — Müller, Siebenbürgische Sagen. — Finnisch: Ipolyi, 121. — Lappisch: Poestion, Lappl. Märchen, 39. — Wotjakisch: Munkácsi, Votják népköltészeti hagyományo 55.

[4]) Koeppen, Die Religion des Buddha. II, 267.

und die Mitte der Feldrübe schwindet, die Menschen keine Schande kennen, dann wird das Ende der Welt[1]).

Bei den buddhistischen Mongolen wird alles Lebende beim Nahen des Weltendes kleiner[2]).

Von den Zeichen, welche nach der heiligen Schrift am Himmel geschehen werden, weiss auch die magyarische Ueberlieferung:

„Wenn die hinkende Katharina (oder das lahme Mädchen = der Sirius) die drei Mäher (δ, ε, ξ des Orion) einholt, kommt das Ende der Welt" (Szőreg).

„Der Künzel-Wagen (Dönczöl szekér = der grosse Bär) zieht die ganze Welt, der Zigeunerknabe (auch Hüvej-piczi = Däumling, Dünneken[3]) oder Ustoros = Ochsenknecht) springt auf die Ochsen, fällt aber immer herab; wenn er so auf den mittleren Ochsen springen kann, dass er nicht herabfällt, dann geht die Welt zu Grunde" (Szeged-Madarásztó). (D. h. wenn der Stern Alkor auf Mizar verbleibt.)

Nach den sibyllinischen Orakeln[4]) und nach Lactantius[5]) steigen Elias und Jonas zur Erde. Die magyarische Tradition berichtet:

„Der Teufel hat den Jonas geschaffen und den Elias. Als Christus den Menschen schuf, wollte auch der Teufel schaffen, zwei auf einmal, aber er konnte nichts erreichen. Christus hauchte dann ihnen in den Mund und schickte sie hinauf in den Himmel, dass sie die Bösen niederschiessen; seither sind sie oben. Elias zieht den feurigen Wagen, Jonas schiebt ihn, so donnern sie. Wenn die Welt zu Grunde gehen soll, kommen sie zur Erde herab; beim Jerusalemer Thor werden dann beide getödtet, dort werden sie 14 Tage todt liegen — denn sie sind noch nicht gestorben — dann werden auch sie auferstehen." (Csanád-Apácza.)

Als ständiges Vorzeichen dessen, dass die Welt durch Feuer zu Grunde gehen wird, betrachtet die magyarische Ueberlieferung die Tabakspfeife. Diese tritt auch als Friedenspfeife auf, als Symbol des nach der Sintfluth zwischen Gott und Mensch geschlossenen Bundes[6]), aber auch als Erinnerungszeichen an die zukünftige Gefahr.

„Bis zur Sintfluth spielten die Menschen mit Wasserblasen, seitdem, da Gott versprochen hat, die Welt mit keiner Sintfluth zu Grunde zu richten, seitdem ist die Pfeife. Die Menschen tragen Feuer im Munde, weil die Welt durch Feuer vernichtet werden wird." (Szőreg.)

„Als die Menschen noch nicht aus der Pfeife rauchten, machten sie Wasserblasen, dies bedeutet die Sintfluth, dass die Welt durch Wasser zu Grunde ging; die Pfeife hingegen bedeutet, dass sie durch Feuer zerstört werden wird." (Pádé.)[7])

„Wenn die Menschen schon keine Schande mehr kennen, die Kinder ihrem Vater, ihrer Mutter nicht gehorchen, die ihnen vergebens sagen, dass sie nicht rauchen sollen, wenn Jedermann aus der Tabakspfeife raucht, dann geht die Welt zu Grunde; wir sind nun bald dort, denn schon rauchen auch die Kinder." (Egyházas-Kér.)

Auf den Antichrist beziehen sich mehrere wichtige Traditionen:

„Zuerst verschwinden wir von der Erde, nach uns kommen die Zwerge. Zwölf Jahre, bevor die Welt untergeht, wird Niemand geboren und stirbt Niemand. Daher weiss das Volk, dass der Antichrist wirklich schon geboren ist. Dann geschieht die Geburt des Antichrist; von einem 12jährigen Mädchen wird er geboren, in seinem 12. Jahre wird er schon regiren, Wunder thun, auf goldenem Wagen fahren, auf der weiten Welt regirt er so bis zu seinem 30. Jahre. Wenn dann schon durch die Welt das Volk ihm weinend nachrennt, weil grosse Noth sein wird, man aber auch vor Hunger nicht sterben kann, dann vertheilt er Brote. Wem er ein Brot gibt, dem drückt er einen Stempel auf die Stirne. Wenn er davongeht, steigt Jesus herrlich zur Erde nieder, der theilt nur ein kleines Stück Brot aus, dies kleine Stück Brot dauert sehr lange. Wer das ganze Brot annimmt, dem gibt man nicht vom kleinen. Dann beginnt das Gericht. Durch Feuer wird der Welt ein Ende gemacht. Wenn die Welt vergeht, nachher herrschen die Zwerge." (Majdán.)

Abweichend davon, dass 12 Jahre vor der Geburt des Antichrist kein Mensch mehr geboren wird[1]), glaubt man in der Gegend von Temesköz Lőrinczfalva und Szeged-Madarásztó, dass der Antichrist schon geboren ist, und schliesst dies theils daraus, dass das Ende des zweiten Jahrtausendes herannaht, theils aus dem Auftreten der Nazarener, die man für die Anhänger des Antichrist hält[2]), wie folgender Glaube zeigt:

„Wenn der Antichrist kommt, werden Zelte sein und es fällt Schwefelregen und es donnert; seine Leute rufen die Menschen in die Zelte; seine Leute sind so wie die Neugläubigen, die Nazarener; wer dann hineingeht, gibt's zu essen, zu trinken allerhand und im Zelte hört man den Donner nicht. Der Antichrist will, dass Jedermann ihm glauben soll, aber er erreicht es nicht. Dann kommt Jesus, theilt jedem Brote aus, der nicht im Zelte gegangen, davon wird er satt." (Temesköz-Lőrinczfalva.)

Nach dem Weltbrandglauben der buddhistischen Mongolen wird Condsin-Bodissado die Völker zu einem Glauben bekehren. Sieben Tage fällt tödtlicher Regen, die Gläubigen bergen sich in Höhlen. Dann fällt ein reinigender und ein Speiseregen. Endlich kommt Maidari-Burchan wieder und mit ihm die alte Glückseligkeit[3]).

„Sieben Jahre lang wird so reiche Ernte sein, dass man nicht wissen wird, wohin das Getreide zu thun; nach sieben Jahren gibt es keine Geburt, kein Sterben,

---

[1]) Akadémiai értekezések, Phil. Cl., XIV. Bd, V. Heft, 18.

[2]) Pallas, Sammlungen hist. Nachrichten über d. mong. Völkerschaften II, 32.

[3]) Vgl. Grimm, D. M. 704 Simrock, Handb. 209.

[4]) Oracula sibyllina II, 248; V, 512.

[5]) De vita beata VII, 17.

[6]) Siehe meine Mittheilung in „Ethnographia" II, S. 150. Die Pfeife mag an die Stelle des Opferrauches und des Ausräucherns (Exorcismus, Krankheiten) getreten sein. Magyarische Burschen vertauschen zum Freundschaftszeichen ihre Pfeifen und Tabaksbeutel.

[7]) Vgl. Oracula sibyllina VIII, 84, 184; IV, 158; VII, 743.

[1]) Vgl. Oracula sib. II, 163.

[2]) Vgl. die Ansicht des Hilarius bezüglich der Arianer.

[3]) Siehe Bastian, Die Völker d. östl. Asien, VI, 588. — Pallas, Sammlungen IV, 32.

keine Ernte, nur Gerste gedeiht, denn das war das erste Brot. Dann wird der Antichrist geboren, der verstopft und verschliesst die Brunnen; er gibt sich zu erkennen, dass er der wahre Gott sei. Wer an ihn glaubt, dem gibt er zu essen und zu trinken. Mit seinen Leuten wirft er jene mit Steinen. Wenn's dann dem Herrgott genug scheint, dann kommt Enoch herab, zündet Himmel und Erde an. Enoch und Elias richten den Antichrist zu Grunde." (Egyházas-Kér.) [1])

Die göttliche Verehrung finden wir in der Bibel [2]), die Verstopfung der Brunnen in den sibyllinischen Orakeln [3]), die 7jährige Unfruchtbarkeit bei den Mongolen [4]).

„Wenn die Welt verbrennen soll, lockt der Antichrist mit allerlei Betrug die Leute. Er sagt: Ich bin Christus! Er theilt Brot aus und alles, damit man ihm glaube. So wird das eine zeitlang sein, dann kämpfen Elias und Enoch mit dem Antichrist — jetzt sind sie mit Leib und Seele im Paradiese. Dann werden sie den Antichrist besiegen, hernach wird der wahre Gott auftreten, der Antichrist aber kommt in den Limbus und wird unter Fluch sein. Wenn diese Völker zu Grunde gehen, werden die missgeborenen Kinder aufkommen, ihnen wird die Welt gehören." (Egyházas-Kér.) [5])

„Im Osten entzündet sich das Meer und breitet sich nach Westen aus; jedes kriechende Thier flüchtet sich vor dem Feuer, aber vergebens, denn dies holt es ein." (Torontál-Monoster.) [6])

Dass die Erde nach dem Untergange des Menschen andere Bewohner erhält, finden wir auch bei den buddhistischen Mongolen erwähnt. Diese Wesen sind nach der magyarischen Tradition theils Zwerge, theils Missgeborene. Sie leben gegenwärtig noch in unterirdischen Schluchten und Höhlen und wissen nichts von dieser Welt.

Die magyarische Tradition lehnt sich also bezüglich des Weltunterganges im Allgemeinen an die christliche Auffassung an (Bibel, Kirchenväter, sibyllinische Orakel), zeigt aber in bedeutsamen Zügen Uebereinstimmung mit der mongolisch-buddhistischen Ueberlieferung und der wogulischen Kosmogonie.

[1]) Vgl. die Antichrist-Sagen in Henne am Rhyn, Die deutsche Volkssage, II. Aufl., S. 692.
[2]) Siehe II. Thessal. II, 3.
[3]) Oracula sib. VIII, 352.
[4]) Pallas, II, 32.
[5]) Vgl. Grimm, Deutsche Mythologie, 468. — II. Thessal. II, 8. — Augustinus, De civitate Dei XX, 19.
[6]) Vgl. Oracula sibyll. IV, 176. — Bedeutsam für die magyarische Volkstradition vom Weltbrande sind die wogulischen Sagen von der zugleich die Sintfluth vertretenden Feuerfluth, die der Himmelsgott Numi-Tarem erregt, um den Diabolus Chul'-ater und seine Erde zu vernichten; dieser rettet sich durch List. Die von B. Munkácsi aufgezeichneten kosmogonischen Sagen der Wogulen habe ich mitgetheilt in meiner Zeitschrift „Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn" II, S. 68—80, 105—133, 255—262. (Vgl. auch „Ethnographia", II, 142—155.) Die auf die heilige Feuerfluth bezüglichen Stellen finden sich auf S. 112, 113, 121—124. (Siedende Wasserfluth, 124.) — Heisses Wasser auch bei den Eskimos, Andree, Fluthsagen, S. 69; bei den Makat-Indianern, Fluthsagen, 92; Feuerfluth bei den Mundari, Fluthsagen, S. 25; bei den Yuracerè in Bolivia (Savannenbrand), Fluthsagen, 124. Bei den Quiché erst Wasser, dann brennendes Harz, Fluthsagen, 110; bei den Arawaken erst Feuer, dann Wasser, Fluthsagen, 120; bei den Sqcōmic-Indianern gleichfalls. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie u. s. w. 1891, S. 639.

4. Herr **Karl Reymann,** königlich preussischer Eisenbahn-Maschinen-Inspector a. D. (Linz), übersendet einen Aufsatz

## Technische Vorkenntnisse zur Hausforschung.

(Mit 26 Text-Illustrationen.)

Auf Anregung meines Freundes, des Herrn Oberst Bancalari, des rastlos vorwärts strebenden Hausforschers, habe ich es unternommen, eine kurze Erklärung der gewöhnlich vorkommenden baulichen Verhältnisse des Wohnhauses zusammenzustellen. Ich bemerke vorweg:

1. Alle technischen (nur theilweise volksthümlichen) Ausdrücke sind durch Cursivschrift hervorgehoben.

2. Die dahinter in Klammern stehenden ebenfalls in Cursiv gedruckten Ausdrücke sind Synonyme.

### 1. Das Aufnehmen und Zeichnen.

Es dürfte nützlich sein, weil die Hausforschung ein zeichnerisches Aufnehmen von Baulichkeiten mit sich bringt, einige Worte über die Darstellungsmethoden vorauszuschicken.

Der bildlichen Darstellungsarten gibt es drei: die geometrische, die axonometrische und die perspectivische. Jede hat etwas Eigenthümliches und erfüllt bestimmte Zwecke.

Die *geometrische* oder *projectivische Darstellung* eines Gebäudes erfordert einen *Grundriss (Daraufsicht)* und einen oder mehrere *Aufrisse (Ansichten)*, welche noch durch *Querschnitte* ergänzt werden können. Den *Grundriss* eines Gegenstandes würde man sehen, wenn man sich in grosser („unendlicher") Höhe über demselben befinden und senkrecht herabblicken würde. Alle Linien, welche sich in horizontaler Richtung erstrecken, sieht man dann in unverändertem Verhältniss, die von ihnen gebildeten Winkel in wahrer Gestalt. Zeichnet man so ein Gebäude, so erhält man seinen Grundriss; nimmt man gleichzeitig die Umgegend auf, so erhält man seine *Situation* und die Zeichnung bildet einen *Situationsplan (Plan)*.

Einen *Aufriss* oder eine *Ansicht* erhält man, wenn man den vom Hause recht weit (unendlich weit) entfernten Standpunkt so wählt, dass man senkrecht zur Vorderfläche des Gebäudes sieht und dann zeichnet. Weil alle Körper drei Dimensionen haben, so wird man ausser dem Grundriss noch wenigstens zwei Aufrisse anfertigen müssen, um sämmtliche Abmessungen des Gegenstandes durch die Zeichnung anzugeben. Um die Sache noch deutlicher zu machen, ist in Fig. 1 ein Kamin durch einen Grundriss *b*, einen Aufriss *a* und einen *verticalen Querschnitt c* dargestellt. Der Grundriss enthält zugleich einen *horizontalen Querschnitt,* und zwar nach der Linie *x y* der Zeichnung *c*. Die vom Schnitt

getroffenen Theile sind in üblicher Weise durch *Schraffen* hervorgehoben; Fig. 1 *b* und *c* zeigt solche. Um aber noch den oberhalb des Schnittes *x y* befindlichen Schornsteinmantel *z* darzustellen, ist derselbe, und zwar mit punktirten Linien, in den Grundriss *b* hineingezeichnet. Man ersieht aus diesen Zeichnungen die richtigen Verhältnisse des *Kamins* und könnte ihn darnach bauen. Jedoch erhält man nicht denjenigen Eindruck, den ein solcher Kamin auf den Beschauer macht. Die geometrische Zeichnung ergibt also richtige Maasse, aber ein dem sinnlichen Eindrucke widersprechendes Bild.

In einer *perspectivischen Aufnahme* hat man das Bild eines Gegenstandes so, wie es dem Beschauer erscheint, also nach Art einer Photographie.

Es lassen sich die Kanten der Constructionstheile eines freistehenden Hauses, wenn man sich zur Betrachtung desselben vor einer Hausecke aufstellt, unschwer zusammenfassen in einige Gruppen. Man erhält

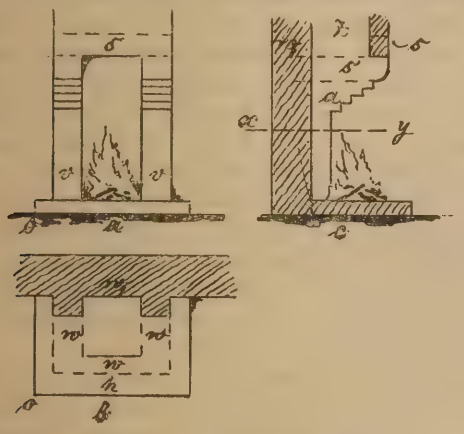


Fig. 1.

*a)* eine Gruppe von Verticalen, *b)* zwei Gruppen von Horizontalen und *c)* mehrere anders gerichtete Linien.

Verfolgt man mit dem Auge zwei Parallele, z. B. die beiden Schienen eines Eisenbahngeleises oder eine Pappelallee, so beobachtet man bekanntlich, dass ihr Abstand in grösserer Entfernung vom Beobachter sich immer kleiner darstellt, ja, dass sie zuletzt zusammenzutreffen scheinen. Hieraus ergibt sich das Resultat, dass Parallellinien eines Gegenstandes uns nicht als parallel erscheinen, also auch in der Abbildung nicht mehr parallel sein können; sie müssen sogar bei genügender Länge in einem Punkte, dem *Verschwindungspunkte*, zusammentreffen. Für die beiden Gruppen von Horizontallinien erhält man also zwei Verschwindungspunkte im Bilde. Dieselben müssen rechts und links vom Standpunkte des Beobachters liegen.

Die Verticallinien erscheinen uns stets vertical und sind daher auch im Bilde in verticaler Lage wiederzugeben [1]).

[1]) Natürlich gilt dies blos für die geringen, bei primitiven Gebäuden vorkommenden Höhen. Sehr hohe Thürme mit quadratischem, bis zur Zinne gleichbleibendem Querschnitt scheinen, von unten gesehen, pyramidal verjüngt, wie z. B. an dem berühmten Asinelli-Thurme zu Bologna sehr deutlich zu sehen ist.

Derjenige Punkt, welcher dem Auge des Zeichners gerade gegenüber liegt, wird gewöhnlich als Ausgangspunkt für die ganze Aufnahme benützt; er heisst *Augenpunkt*. Der Augenpunkt und die beiden Verschwindungspunkte liegen auf einer Horizontalen, welche den *Horizont* des Bildes bildet.

Ueber diesen ist noch Einiges zu sagen. Denkt man sich durch das Auge des Zeichners eine horizontale Ebene gelegt, so wird diese sich im Bilde als eine horizontale Linie darstellen. Diese Linie ist aber der Durchschnitt der Horizontal- mit der Bildebene.

Der horizontal und eben gedachte Erdboden liegt circa 2 m unterhalb dieser Ebene. Er erscheint uns nach hinten zu aufsteigend und ein lothrechtes Maass von 2 m Länge wird, auf demselben stehend, je weiter entfernt um so kleiner erscheinen. Es wird schliesslich sich auf einen Punkt reduciren. Aus dieser Beobachtung folgt, dass sich der Abstand des Erdbodens von der durch das Auge gelegten Ebene schliesslich auf Null reduciren muss, und es bildet daher der Horizont die Verschwindungslinie für diese beiden Parallelebenen. Auf diesem Horizonte liegen also der Augenpunkt und die Verschwindungspunkte aller möglichen Gruppen von horizontalen Parallelen. Bis zum Horizont hebt sich scheinbar im Bilde der ebene Erdboden. Die Verschwindungspunkte sind bei der Aufnahme eines Gebäudes leicht dadurch zu erhalten, dass man von je zwei Parallellinien, z. B. von der *Traufe* und der oberen Linie des *Sockels*, den Schnittpunkt ermittelt, und zwar durch Verfolgung der Geraden mit dem Auge oder auch durch Visirung über einen Bleistift u. dgl. Diese beiden so bestimmten Schnittpunkte sind die Verschwindungspunkte.

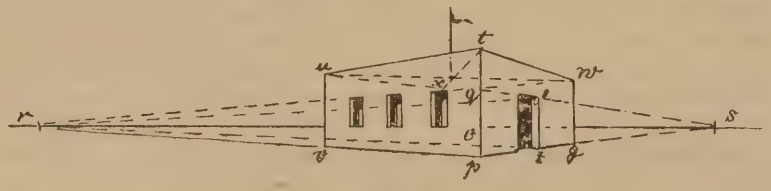


Fig. 2.

Das Zeichnen eines Hauses (Fig. 2) soll das Gesagte weiter noch deutlich machen. Das aufzunehmende Gebäude bilde im Grundriss ein Rechteck, sein Dach sei eine Plattform, also horizontal. Der Augenpunkt liegt dem Zeichner gerade gegenüber auf der Gebäudekante in *o*, daher ist die Horizontale *r s* der Horizont; bis dahin scheint also im Bilde der ebene Erdboden anzusteigen. Die untere Hausecke *p* nehmen wir circa 2 m unterhalb *o* an; die obere Ecke *t* in einer der Wirklichkeit angemessenen Höhe darüber. Die beiden Verschwindungspunkte ergeben sich auf die angegebene Weise. Sie rücken dem Augenpunkte *o* näher bei einer Annäherung des Beschauers gegen das Gebäude, entfernen sich aber auch mit ihm. Bewegt sich der Beschauer auf einem Kreise, dessen Centrum *o* ist, so wird ein Verschwindungspunkt sich dem Augenpunkte nähern, der andere sich entfernen. Man kann also durch Verände-

rung des Standpunktes die Verschwindungspunkte *r* und *s* beliebig verschieben.

Es ist im Falle der Fig. 2 der Standpunkt so gewählt, dass *r o* etwa gleich der doppelten, *s o* gleich der einfachen scheinbaren horizontalen Hausausdehnung ist. Zieht man die Trauflinien *t u* und *t w* sowie die Bodenlinien *p v* und *p y* nach *r* und *s* hin, zeichnet dann nach dem Augenmaasse die beiden Hauskanten *u v* und *w y*, so ist das Haus in seinen Umrissen fixirt. Sind die Höhenmaasse einzelner Theile des Hauses bekannt, z. B. die der Fenster, so werden dieselben im richtigen Verhältniss auf der Kante *p t* aufgetragen, dann mit dem betreffenden Verschwindungspunkt verbunden, um die Verjüngung der Fensterhöhe längs der Hausfläche zu geben. Der Abstand der Thüre und der Fenster von der Verticalen *t p* kann wieder nach dem Augenmaasse genommen werden. In *r* laufen sämmtliche Parallelen mit *u t* zusammen, also auch diejenige Kante, welche bei *z* als Zusammenstoss von *Thürleibung* und *Schwelle* entsteht, ebenso die Kante bei *l*. Die hinteren Kanten der Thürleibung *m* und *n* zielen nach *s*, desgleichen die oberen Ecken der Fensterleibungen.

Soll nun ein mitten auf die Plattform des Hauses gepflanzter Fahnenstock an die richtige Stelle gezeichnet werden, so muss die Mitte der Plattform oder des Grundrisses perspectivisch ermittelt werden. Der Grundriss war ein Rechteck, folglich liegt die Mitte desselben im Schnitte der beiden Diagonalen. Zieht man *u s* und *w r*, so schneiden sich diese an der hinteren Hausecke *x* und daher sind die beiden Diagonalen *u w* und *x t*; der Mittelpunkt des Rechteckes ist somit gefunden.

Es empfiehlt sich nicht, dem angehenden Hausforscher — und es sind bei dieser Anleitung blos Solche in's Auge gefasst worden, welche nicht technisch vorgebildet sind, weil die in darstellender Geometrie Unterrichteten weit mehr davon verstehen, als hier vorzubringen möglich ist — weitere perspectivische Constructionen vorzuführen. Die Ermittlung des Horizontes, der Verschwindungspunkte, dadurch aber die Richtung der nach beiden Seiten convergirenden Linien und die Verticallinien der Zeichnung schaffen das feste Gerippe, in welches alles andere thatsächlich Gesehene ohne wesentliche Fehler eingezeichnet werden kann. Das Gesehene ist ja die Hauptsache. Es gibt Zeichner, welche so begabt sind, dass sie vollkommen richtig zeichnen, ohne einen Begriff perspectivischer Constructionen zu haben. Sie copiren eben den sinnlichen Eindruck ohne Bewusstsein des perspectivischen Gesetzes, was ja doch streng genommen auch der photographische Apparat thut. In der Regel laufen aber dem Zeichner, besonders bei der Darstellung von winkeligen oder complicirten Baulichkeiten, grobe Fehler unter, wenn er die Perspective gar nicht versteht; er muss jede einzelne Linie in ihrem Neigungsverhältnisse zu den anderen Linien ängstlich und besonders nur für sich abzeichnen, während ihm die Ermittlung der Verschwindungspunkte doch mit einem Schlage verlässlich sehr viele Linien auf einmal fixirt; schliesslich ist ein solcher „Naturzeichner" rathlos, sobald er nicht gerade vor dem zu zeichnenden Gebäude steht, und ganz ausser Stande, Hausformen nach der Erinnerung oder „schematisch" darzustellen, was für die Hausforschung oft von grosser Wichtigkeit ist.

Man enthält sich also, Anleitungen zu geben für die Construction schiefer, geneigter, windschiefer etc. Flächen, also besonders für die perspectivische Construction der Dachflächen, Giebel u. s. w., und empfiehlt, solche lediglich auf den sinnlichen Eindruck gestützt, in die perspectivisch ermittelte, also construirte Zeichnung der unteren Haustheile einzufügen.

Die Wahl der Standpunkte hängt hiebei, wenn nicht etwa dichter Baumwuchs oder angrenzende Baulichkeiten hindern, ganz von der Natur des zu zeichnenden Hauses ab. Man stellt sich so, dass man die Charakteristik des Hauses am besten wiedergeben kann; in der Regel allerdings einer Kante gegenüber, weil so zwei Seiten gleichzeitig zur Darstellung kommen, aber mehr auf die interessantere Seite, welche dadurch im Bilde ausgedehnter erscheint. Die uninteressante Seite erscheint dann in stärkerer Verkürzung. Bäume und Gartenculturen u. dgl., welche von Malern gerne in Hausbilder hineingezeichnet werden und welche dabei in der That zu malerischen Bildern verhelfen können, muss man weglassen. Wenn ein Gegenstand um seiner selbst willen dargestellt wird, darf man ihn nicht theilweise verdecken. Dem Maler freilich missfallen grosse, einförmige Dach- oder Wandflächen, und so entgeht er denselben wie er kann. Der Hausforscher strebt aber nicht nach Gefälligkeit, sondern einzig und allein nach wahrhafter Darstellung des Vorhandenen.

Fig. 3 soll eine Idee geben, wie sich das Bild eines und desselben Hauses verändert, je nachdem der Augenpunkt (und somit der Horizont) *a)* an den Fusspunkt des Hauses, *b)* an die Dachtraufenlinie, *c)* in den Firstbalken verlegt wird.

Die Fig. 3 *a*, *b*, *c* gibt auch Aufschluss über die zweckmässige Lage des Augenpunktes *o*. In *a* ist er offenbar zu tief. Alle Horizontallinien des Hauses neigen sich stark abwärts und das Bild ist verzerrt. Das Halbwalmdach dieses (steiermärkischen) Hauses ist in dieser Ansicht kaum recht zu erkennen.

In *c* ist der Augenpunkt zu hoch. Alle Horizontallinien müssen nach oben einschwenken und die unteren Haustheile erleiden eine Verzerrung.

In *b* gleichen sich diese Verzerrungen aus. Der Horizont schneidet da das Haus nahezu in der halben Gesammthöhe, vom Fusspunkte bis zum First gemessen. Es empfiehlt sich, besonders bei Häusern mit hohen, steilen Dächern, eine solche oder ähnliche Lage des Augenpunktes (des Horizontes) zu wählen.

Uebrigens wird man oft nach Fig. 3 *a* zu zeichnen haben, wenn man ein höher als der eigene Standpunkt gelegenes, nach Fig. 3 *c*, wenn man ein tiefer gelegenes Haus darzustellen hat. Entstehen verworrene oder verzerrte Bilder, so kann man sie dann in's Reine, etwa nach Fig. 3 *b*, umzeichnen. Bei grosser Uebung endlich unterliegt es keiner besonderen Schwierigkeit, unmittelbar vom abzubildenden Hause, sei die Höhe des Standpunktes was immer für eine, jene perspec-

tivische Ansicht zu nehmen, welche dem Zwecke am besten entspricht.

Bei der perspectivischen Darstellung eines Innenraumes, z. B. einer Stube, nimmt man gewöhnlich die Lage des einen Verschwindungspunktes im Augenpunkte selbst an, behält also ausser diesem nur noch den anderen Verschwindungspunkt. Situirt man diesen noch in's Unendliche, so vereinfacht sich die Zeichnung dadurch bedeutend, dass die zu diesem gehörigen Parallellinien auch in dem Bilde parallel bleiben. Die der Fig. 1 (Kamin). Der Zeichnung ist das Axenkreuz (Fig. 5) zu Grunde gelegt. Das Wesen der Darstellung besteht nämlich darin, dass die drei Hauptausmaasse des abzubildenden Gegenstandes nach den Richtungen dieses Kreuzes in verjüngten Maassen aufgetragen werden. Die Richtung dieser Axen ist ganz beliebig, ebenso sind es die Massstäbe für die einzelnen Axen. Hier ist die Neigung von $a\,o$ zu $^1/_8$ und die von $b\,o$ zu $^1/_8$ gegen die Horizontale gewählt, während $c\,o$ vertical steht. Die wahren Maasse des Gegenstandes

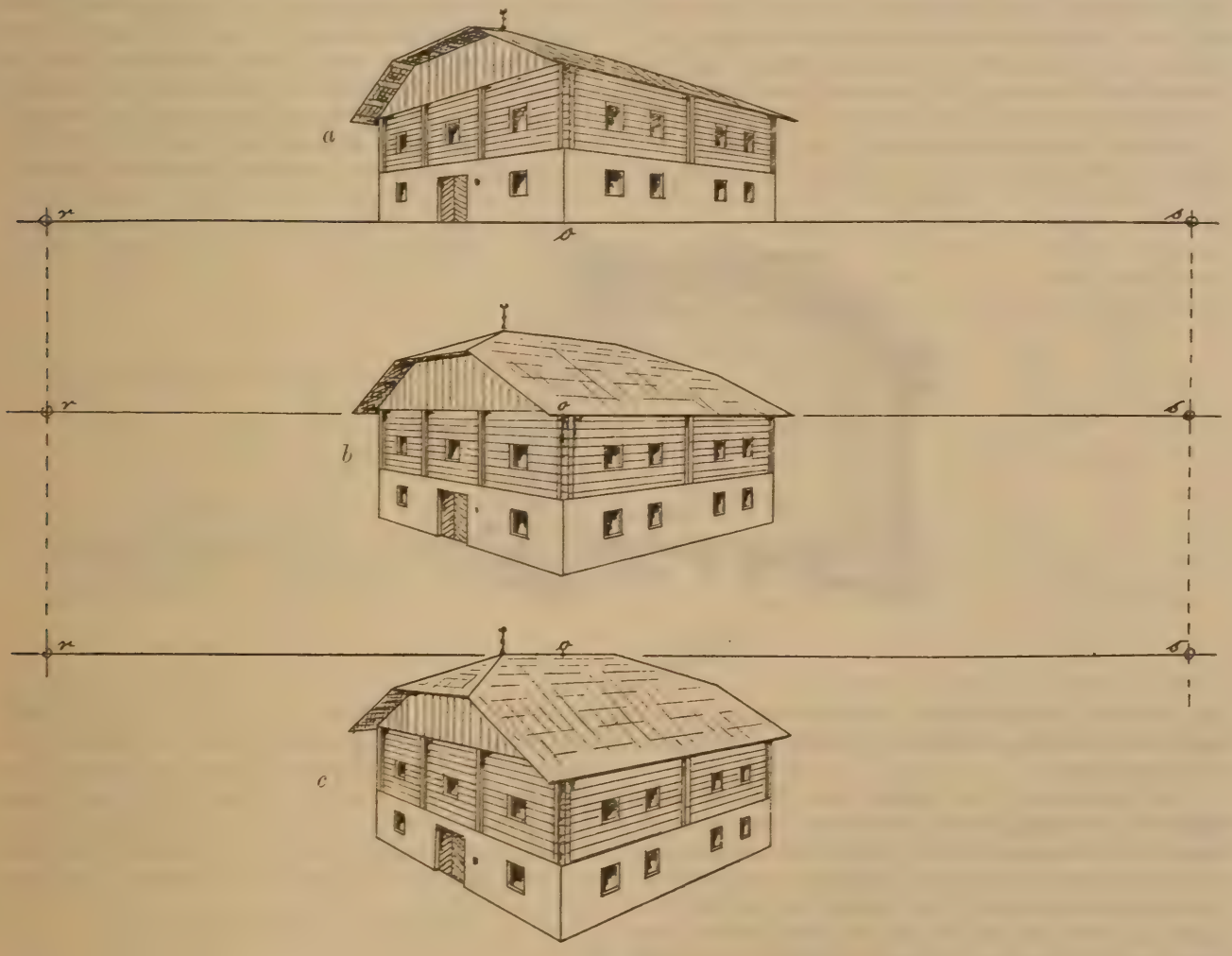



Fig. 3.

Fig. 6 *a* zeigt eine so vereinfachte Darstellung eines Kellergewölbes. Der Augenpunkt *o* liegt circa 2 m über der *Kellersohle a b k i*; nach ihm zu laufen sämmtliche Gewölbsteinfugen sowie die Begrenzungslinien *a i* und *b k* des Fussbodens. Weitere perspectivische Darstellungen von Innenräumen sind in den Fig. 17 und 18 gegeben.

Die *axonometrische Darstellung (Parallel-Projection)* ahmt einigermassen die perspectivische nach, gestattet aber dabei, Ausmaasse unmittelbar abzunehmen. Sie steht also zwischen geometrischer und perspectivischer Zeichnung. Fig. 4 zeigt die axonometrische Zeichnung sind in den Richtungen $a\,o$ und $c\,o$ in gleicher Verjüngung, in der Richtung $b\,o$ in doppelter Verjüngung aufgetragen. Das Resultat ist die Abbildung, welche Fig. 4 darstellt.

## 2. Wesen und Zweck der Bautheile.

Zur Erklärung und zum Verständniss der Einzelheiten eines Wohnhauses (seiner *Construction*) ist es vor Allem nöthig, auf den Zweck, welchen die einzelnen *Bautheile (Constructionstheile)* zu erfüllen haben, einzu-

gehen und diesen zu erfassen. Aus dem vierseitig *behauenen* Baumstamme wird erst dadurch, dass man diesen einem Baue einfügt und auf eine oder die andere Art beansprucht, ein *Balken,* eine *Strebe* oder ein *Ständer;* aus dem *Baumaterial* ein Bautheil. So wandeln sich Steine in Mauern und Strohmassen in Dachflächen um. Der hervorstechende Zug, den alle Bauwerke alter und neuer Zeit gemeinsam zeigen, ist das Vernunftgemässe ihres Baues und ihrer Anlage. Man findet überhaupt bei Entwicklungen, die lange Zeit erfordern und an denen daher auch viele Menschen gearbeitet haben, dass sich das Vernünftige der Grundidee wie ein rother Faden durch die ganze Entwicklung zieht; mögen auch Vorurtheile, Gewohnheit, Mode, specielle Zwecke und Umstände die Entwicklung beeinflussen und die Grundidee zeitweise überwuchern.

Es soll nun versucht werden, die einfachen Bautheile des Wohnhauses auf Grundlage ihres Zweckes zu erklären, gewissermassen die bestehenden Häuser nach dem Gesichtspunkte eines modernen Technikers zu entwickeln.

Die Entstehung des Hauses oder vielmehr seine Erfindung entspringt dem Bedürfniss des Menschen nach Abschliessung, um so sich selbst zu schützen und das Seine zu bewahren. Das Haus ist daher zu allererst ein Schutzbau. Viel später ist erst im Menschen die Idee des Wohllebens und des Schönen entstanden, die dann zum Luxusbau führte. Aber selbst bei dieser Abänderung des ursprünglichen Zweckes ist dennoch niemals der Gedanke des Schutzbaues ganz verloren gegangen. Das Haus soll Schutz gewähren gegen die Angriffe von Thieren und feindlich gesinnten Menschen, gegen Regen und Schnee, gegen Hitze und Kälte. In seiner Hut ruhen wir im Gefühle der Sicherheit der Person und des Besitzes.

Von nicht geringem Einfluss auf die Errichtung und das Aussehen eines Bauwerkes ist das verwendete Baumaterial und das Werkzeug, welches zu seiner Bearbeitung benützt wird, wie auch die Geschicklichkeit und Einsicht des Erbauers selbst. Es erlaubt die Beschaffenheit eines Wohnhauses rückwärts einen oft zutreffenden Schluss auf die Culturstufe des Bewohners selbst zu machen, ja diesen Schluss auf ein ganzes Dorf oder Land auszudehnen.

Das Haus ist ein Schutzbau. Es soll also nach allen Seiten Schutz gewähren; deshalb muss es aus *Wänden*, die den *Innenraum* begrenzen, bestehen. Als die zweckmässigste und zugleich einfachste Form ergibt sich die eines viereckigen Kastens, dessen Wände zur Einlassung von Licht durchlöchert sind und dessen Inneres durch Thüren zugänglich ist. Im Orient findet sich diese Hausform vielfach vor. Fig. 2 stellt einen solchen viereckigen Kasten mit horizontalem Dach *(Plattform)* dar. Werden mehrere solcher Hauskästen neben einander gestellt und mit einander verbunden, etwa so wie in Fig. 7, im Grundriss gezeichnet, so entsteht eine Reihe von Wohnräumen, eine *Flucht von Zimmern.* Gruppirt man diese Kästen auch noch übereinander, so entstehen *Stockwerke (Geschosse,* in Osttirol *„Gaden“),*

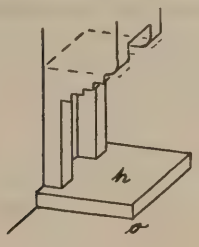



Fig. 4.

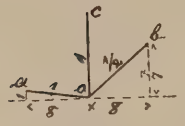



Fig. 5.

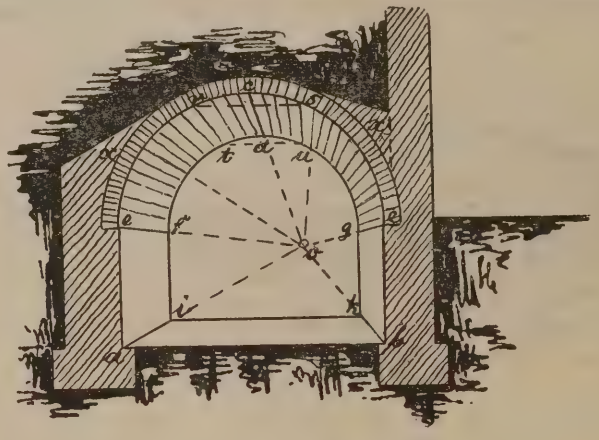


Fig. 6 *a.*

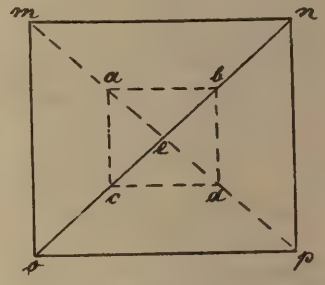



Fig. 6 *b.*

wobei eine oder mehrere *Zimmerfluchten* ein *Stockwerk* (eine *Etage*) bilden (vgl. Fig. 9). Die Verbindung zweier Stockwerke erfolgt entweder *a*) mittelst Leiter; diese besteht aus den beiden Hälften eines gespaltenen dünnen Baumstammes, den *Ruthen*, welche durch dünne Verbindungshölzer, *Sprossen*, zusammengehalten werden; *b*) aus dieser Leiter hat sich die *Treppe (Stiege)* entwickelt. Die Ruthen sind in der Stiege zu *Wangen,* die Sprossen zu *Stufen* umgewandelt. In Fig. 24 ist im Wohnhause eine nach dem oberen Geschoss führende hölzerne Treppe, im nebenstehenden (Stall-) Gebäude eine Leiter im Querschnitt dargestellt. Der Zusammenhang der Formen beider ist augenscheinlich. Als Baumaterial für die Treppen wird Holz oder Stein benützt. Hölzerne Treppen sind leicht, aber feuergefährlich, steinerne sehr schwer, dagegen von unbe-

Fig. 7.

grenzter Dauer. Die Schwere der steinernen Treppen bezüglich ihrer Stufen übt auf ihre Construction und Umgebung einen sehr grossen Einfluss aus. Die Stufen können nicht mehr von Wangen, also in diesem Falle von Steinbalken frei getragen werden, Mauern treten an die Stelle dieser. Oft ist sogar das System der Leiter gänzlich verlassen und die Stiege auf einem *Gewölbsrücken*, welcher direct die Stufen trägt (vgl. Fig. 8), angebracht worden. Die Unterbrechung der *Treppensteigung* bei *a* nennt man einen *Podest (Trittstein, Stiegenabsatz)*. Er wird getragen (im Falle der Fig. 8) von einem *Tonnengewölbe*. Die *Treppensteigung* liegt auf einem *steigenden Gewölbe b (einhüftiges Gewölbe)*, die Mauern *c* bilden die *Widerlager der Gewölbe*. Die *Geländer* oder, wenn sie, wie in Fig. 8, aus Mauern bestehen, die *Brüstungen* begrenzen seitwärts die Treppen und verhindern das Herabfallen in dieser Richtung. Auf der linken Seite ist die Brüstung *abgetreppt*, d. h. stufenartig geformt. Bei einer vorgeschrittenen Bauweise sammelt man die Treppen eines Hauses in einem besonderen Raum und nennt diesen dann *Treppenhaus (Stiegenhaus)*. Meist enthält dann dieser Raum noch die Ein-

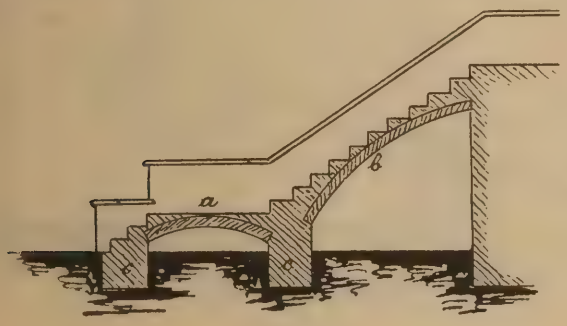



Fig. 8.

gangsthüre, auch wohl noch einen *Flur (Vorsaal, Vestibul)*.

Mit steigender Verfeinerung der Lebensformen wächst im Menschen das Bedürfniss, sich mehr und mehr von seiner Umgebung zeitweise abzusondern, sich zurückzuziehen aus dem Treiben der Menge. Hieraus folgt das Verlangen nach Differenzirung der Wohnräume und nebenbei das Bedürfniss nach noch kleineren Räumen, als die einzelnen Zimmer bieten; sie sind z. B. Kasten für specielles Eigenthum u. dgl. Diese Kasten werden nun an die Wand gestellt, wodurch sich die gewöhnliche Anordnung *a*) der Fensterwände, *b*) der Zimmerseiten, welche die Thüren und den Raum für Kasten und sonstige Geräthe enthalten, naturgemäss ergibt.

Ist die Beleuchtung der Zimmer von der einen Fensterwand aus genügend, so können zwei Zimmerfluchten mit ihren Rückwänden gegeneinander gerückt werden und es entsteht das Wohnhaus mit einer *Mittelwand*. Lässt man hingegen zwischen den Rückwänden noch einen Raum, einen *Gang (Corridor, Flur)*, so erhält das Haus zwei Mittelwände und ist dadurch die moderne (städtische, auf Raumersparniss und dabei auf Bequemlichkeit gerichtete) Bauweise erreicht. Die Anordnung eines Mittelganges zwischen den beiden Zimmerfluchten gestattet die weitgehendste Isolirung und zugleich die unmittelbarste Zugänglichkeit der einzelnen Zimmer, wie aus einer Betrachtung der Fig. 9, welche den Grundriss einer oberen Etage zeigt, hervorgeht. Vom *Stiegenhause a* kann man durch den *Corridor b* nach jedem Zimmer gelangen, und wird dazu noch die ganze Zimmeranzahl durch eine Thüre *c* am Beginne des Corridors abgeschlossen, so dass selbst bei Abschluss nach aussen noch eine directe Verbindung zwischen den einzelnen Stuben der Wohnung bestehen bleibt. Dabei hat jedes Zimmer nur eine Thüre und bietet daher grosse Wandflächen zur Benützung dar.

Diese Flur, welche besonders in den deutschen Städten zu einem schmalen Gang, lediglich zu einem verbindenden, mit den Stiegen in naher Beziehung stehenden Wege, zu einer Art Vorraum beim Eintritte in's Haus und in die oberen Stockwerke geworden ist, mag zweifellos der Rest sein eines wichtigen, ja des einst wichtigsten Wohnraumes: des altdeutschen *Salhauses*, des bäuerlichen Herdraumes, welcher noch heute in manchen Gegenden den Namen *„Haus“* führt und in mehreren Alpenthälern noch als Sommerspeiseraum der bäuerlichen Familie (sammt Gesinde) dient, ja noch

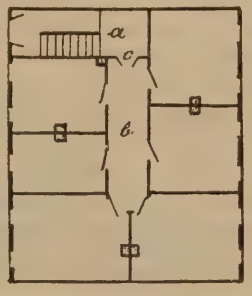



Fig. 9.

hie und da den offenen Herd enthält. Solche *„Häuser“* gibt es in abgestufter Ansehnlichkeit, und nach Bancalari's Angaben bleibt wohl kein Zweifel in dieser Sache, wenn man die ländlichen Gebäude eines ausgedehnten Bereiches mit einander vergleicht. Der typische Plan des venetianischen Palastes mit seinem mächtig entwickelten Mittelsaal und den rechts und links angehängten Schlafzimmern, dann die Beschaffenheit des italienischen Herdraumes, welcher der ganzen Familie zum gewöhnlichen Aufenthalte dient und welchen gegenüber die dürftig eingerichteten und ungeheizten Schlafstuben sehr zurücktreten, fügen sich gut in diesen im Norden allerdings stärker veränderten Typus. Die Alpenhütte mit ihren an einer Seite angebrachten, erhöhten Schlafstellen und dem freistehenden, halbniederen Herde ist ein vielleicht fast vollkommen erhaltenes Ueberbleibsel des uralten, ungetheilten, nicht differenzirten Wohnraumes, des Salbaues.

Fig. 10 zeigt einen solchen noch nicht verschrumpften Mittelsaal — freilich in städtischer, willkürlicher Anlage. In dieser Form entspricht er keinem urwüchsigen Volkshaustypus, sondern irgend einem Kunstbau.

Fig. 11 zeigt im Principe die Anordnung des römischen *Atrium*, dessen Zugang *a*, die ringsum an-

geordneten Schlafstuben *(Cubicula)* und den vom Dache freigelassenen Raum *d*, *e*, *f*, *g*; um diesen Raum herum war ein Säulengang geführt, in welchen sämmtliche Cubicula ausmünden. Dieser Säulengang wurde in den Klöstern des frühen Mittelalters zum *„Kreuzgang“*. Wiederholte sich dieser in einem Obergeschosse, so entstand eine *Galerie* (Loggia), welche nicht zu verwechseln ist mit dem *Balcon* (*Altan*, in Oberösterreich

Fig. 10.

*Schrott* und anderwärts mit sehr mannigfaltigen Namen). (Balcon, siehe Fig. 13.)

In manchen holzreichen Gegenden ziehen sich 1—3 Balcone aus Zimmerwerk die Giebelseite der Bauernhäuser entlang. Unter Umständen, besonders wo die Leute gewisse Früchte oder sonstige Fechsungen, wie z. B. Tabak, Mais, an der Sonne zu trocknen haben, greift ein Balcon auch auf eine der beiden Traufenseiten hinüber. Im Allgemeinen verräth der Balcon seinen Ursprung als Wirthschaftsraum. Ursprüng-

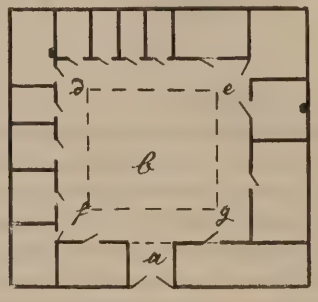



Fig. 11.

lich war er blos Trockengestelle, wenn er auch jetzt an gewissen schön verzierten Alpenhäusern allerlei Ornamente trägt und ganze Reihen duftiger Nelkenstöcke.

In den warmen Mittelmeerländern finden sich zuweilen die Hausfronten über und über mit schmalen Balconen geschmückt. Diese Balcone erfüllen vorwiegend hier nur den Zweck von Schutzgittern, indem sie das Herabfallen verhindern. Ohne sie müssten die Balconthüren durch Fenster ersetzt werden und dadurch die wirksamste und so nöthige Ventilation der Zimmer, nämlich die mittelst grosser, vom Fussboden bis fast zur Decke reichender Oeffnungen, aufgegeben werden.

Während in heissen, regenlosen Gegenden eine horizontale obere Begrenzung des Hauses, ähnlich der in Fig. 2 gezeichneten, allen Anforderungen vollständig genügt und sogar für die Bewohner noch den Vortheil mit sich bringt, auf der Plattform frische Luft schöpfen zu können, erfordern Regenländer andere Formen. Das Regenwasser muss abgeleitet werden, und zwar recht weit über die Wände des Hauses hinaus, damit sie trocken bleiben. Holzwände würden sonst bald vermorschen, Luftziegelmauern gar zerfliessen. Derjenige Haustheil, welcher dieses bewirkt, heisst das *Dach*. Der Dachformen gibt es viele. Von diesen seien ausser dem schon früher besprochenen *flachen Dach* (vergleiche Fig. 2) noch hervorgehoben das in Fig. 12 dargestellte *Pultdach (italienisches Dach)*, ferner das *Giebeldach (Satteldach* oder *deutsches Dach)* und das *Walmdach*; ersteres gibt die Fig. 13 wieder. Das Pultdach hat eine, das Satteldach zwei und das Walmdach vier Dachflächen. Fig. 14 zeigt den „Halbwalm“.

Man nennt die oberste Kante den *First* des Daches, die am tiefsten liegende Linie des Daches die *Traufe*; unter dieser sind oft *Rinnen* oder *Gossen* angebracht, um das Wasser zu sammeln und mittelst *Wasserspeier* oder durch *Abfallröhren* zur Erde zu leiten. In Fig. 15

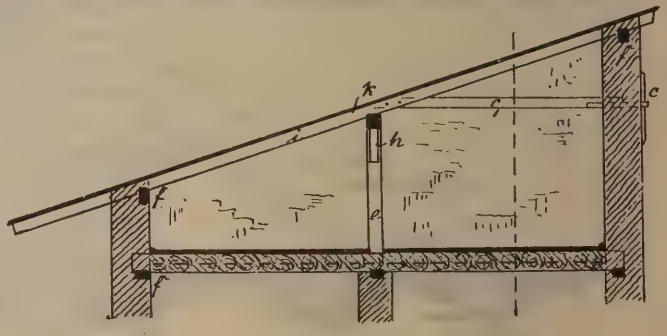



Fig. 12.

ist die linke Seite des Daches mit einem Wasserspeier *a*, die rechte mit einem Abfallrohr *b* ausgestattet. Die Traufe ist in städtischen Häusern noch mit einem Gesimse, dem *Hauptgesimse* des ganzen Gebäudes, versehen, auch wohl die Gosse in dasselbe miteinbezogen und dadurch ein Schmuck für das Haus gewonnen, welcher durch seine verschiedene Ausbildung dem ganzen Hause einen bestimmten Charakter aufdrückt. Einen weiteren Schmuck erhält ein Gebäude zuweilen durch einen *Dachreiter*, das ist ein Thürmchen, welches auf dem First sitzt, geschlossene oder durchbrochene Wände hat und oft eine Wetterfahne oder sonstige Zierde trägt.

Der vom Dach gebildete Raum wird der *Hausboden (Dachboden)* oder schlechtweg *Boden* genannt. Er dient wirthschaftlichen Zwecken und trägt dadurch, dass er ein grosses Luftquantum einschliesst, zur Erhaltung einer gleichmässigen Temperatur im Hause bei.

Es wurde bisher der Abschluss und Schutz, den ein Haus gewährt, nur insoweit betrachtet, als die Hausbestandtheile sich oberhalb des Erdbodens befanden; eine fortgeschrittene Bauweise sucht aber diesen Schutz auch nach unten auszudehnen und dort vor der Nässe des Bodens durch Errichtung von *Fundamenten*, auf welchen das Gebäude steht, die Einwohner zu schützen. Das Fundament muss daher aus möglichst undurch-

lässigem, beständigem und festem Material bestehen; Granit, Porphyr, Gneiss etc. sind am besten, Kalkstein, *Ziegel* (*Backstein*) mittelmässig, Holz hiefür am schlechtesten.

Das Fundament eines Hauses besteht aus einem System von *Grundmauern*, welche in die Erde mehr oder weniger tief eingebaut sind und die *Mauern* (*Wände*, *aufgehendes Mauerwerk*) tragen. Die *Fundamentmauern* ragen bis zu 1 m Höhe über den Erdboden hinaus und bilden mit ihrem sichtbaren, meist über die Frontmauer vorgreifenden Theile die *Plinthe* des Hauses (vgl. Fig. 13, 14 und 15).

Unterhalb der *Kellersohle c* werden die Fundamentmauern zu einem *Banket d* verbreitert, um bei weniger festem Boden das zu starke „*Setzen*“ der Mauern zu verhüten.

Das in Fig. 15 im Querschnitt dargestellte Gebäude zeigt zwei *Frontmauern (Aussenmauern) g* und *h* und eine *Mittelmauer i*. Es enthält ausser dem Dachraum drei Stockwerke, welche von einander durch *Decken f* geschieden sind. Jede Decke wird durch eine *Balkenlage* nebst zugehörigem *Fussboden* gebildet und von den drei Mauern getragen.

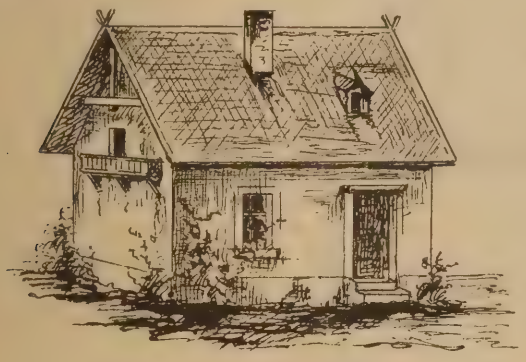


Fig. 13.

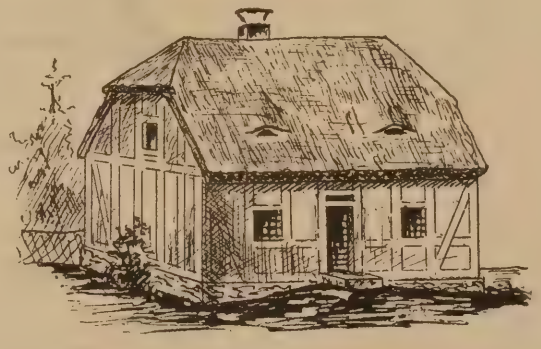


Fig. 14.

Die Wände der Wohnhäuser bestehen aus Stein, Holz oder aus beiden. Das Haus Fig. 13 zeigt steinerne Wände, sogenannte *massive Wände*; das der Fig. 14 stellt einen *Fachwerkbau* dar, in welchem die Mauern aus einem hölzernen *Riegelwerk (Fachwerk)* mit steinerner *Ausmauerung* bestehen. In Fig. 15 ist ein Gebäude vorgeführt, dessen *Keller-* und *Erdgeschoss massiv aufgeführt* sind; darüber sind die *Hausfronten* in Fachwerk und die Mittelmauer massiv errichtet. Die massiven Mauern können aus *Bruchstein* oder aus *Backstein*, die mit *Kalkmörtel* verbunden sind, bestehen; sind die *Fugen* zwischen den einzelnen Steinen sauber ausgeschmiert, so nennt man diese Mauer *gefugt*, ist dagegen dieselbe gleichmässig mit Mörtel überzogen, so heisst sie *geputzt*. Oft sind an einzelnen Stellen der Mauer grössere, regelrecht bearbeitete Steine, *Werksteine*, *Quadern* verwendet, so zur unteren Begrenzung der Eingangsthür als *Schwelle*, oder zum oberen Abschluss von Oeffnungen als *Bogenstücke*, *Architrave*, *Steinbalken*, zur seitlichen Begrenzung der Thür- und Fensteröffnungen als *Gewandungen* oder *Gewandstücke*, ferner zur Gesimsebildung oberhalb der Fenster und Thüren und als *Sohlbänke* unterhalb der Fenster, endlich als *Kragsteine* und *Consolen* zum Tragen von Architekturtheilen und Vorbauten. In Fig. 13 ist die Thüre mit einem Gesims, Trittstufen und Schwelle, das Fenster mit einer Sohlbank versehen.

Stehen keine Werkstücke für die obere Begrenzung von Thür- und Fensteröffnungen zur Verfügung, so muss man zum *Einwölben* der Oeffnung schreiten, falls man beim *Massivbau* verbleiben will: *man schlägt Bögen*. Ein *Bogen* besteht aus radial gerichteten Steinen, wie solches in Fig. 16*a* zur Anschauung gebracht ist. Jeder einzelne Stein wird durch seine Nachbarn am Herabfallen gehindert, und zwar dadurch, dass er selbst am hinteren Ende dicker ist und daher beim Herabsinken keilartig auf seine Nachbarn wirken müsste. Diese keilartig auseinandertreibende Tendenz des einzelnen Steines hat auch der ganze Gewölbebogen und deshalb muss durch hinreichend schwere und starke *Widerlager d*, welche die Oeffnung seitlich begrenzen, gesorgt werden, dass diese Wirkung nicht lebendig werden kann. Die sichtbare Innenfläche eines Bogens nennt man seine *Leibung*, die Seitenfläche seine *Stirnseite*. Derjenige Stein des Widerlagers, gegen welchen der Bogen sich stützt, nennt man den *Kämpfer* oder *Kämpferstein*, den Scheitelstein des Bogens, also denjenigen Stein, welcher zuletzt eingesetzt wird und den Bogen so *zum Schluss* bringt, den *Schlussstein*; oft wird derselbe durch *Ornamente (Verzierung)* ausgezeichnet, auch durch grössere Abmessungen hervorgehoben.

In Fig. 16*a* ist ein *Stichbogen (Flachbogen)* dargestellt; derselbe wird zum *Rundbogen*, wenn sein Centriwinkel 180 Grad einschliesst; *Strebebogen* heisst derselbe, wenn die Bogensehne nicht horizontal liegt, wie in Fig. 8 beim Bogen *b*. Die äusserste Grenze für die Form des Flachbogens ist der in Fig. 16*c* dargestellte *scheitrechte Bogen (Sturzgewölbe)*, welcher oft zum Thür- oder Fensterschluss angewendet wird. In der Figur ist oberhalb desselben noch ein zweiter Bogen so geschlagen, dass er die über ihm befindliche Last schon nach den Seiten überträgt, also den scheitrechten Bogen entlastet, daher führt dieser Flachbogen in diesem Falle den Namen *Entlastungsbogen*. Einen *Spitzbogen*, und zwar in der Form eines *Kleeblattbogens*, stellt die Fig. 16*b* dar; hier ist der Schluss der Fensteröffnung nicht durch einen, sondern durch zwei

Kreisbögen bewirkt, die in ihrem höchsten Punkt *m* eine Spitze bilden, woher der Name. Die beiden Nasen *n* sind nur ornamentale Zugaben. Angewendet werden noch andere Curven zur Bogenbildung und hat man daher *Ellipsbogen, Korbbogen, Kielbogen* und *Hufeisenbogen;* beim gewöhnlichen Wohnhaus kommen sie aber nicht vor. Die Widerlager müssen, wie schon bemerkt, stark und schwer sein, oder doch eine grosse Belastung behufs Erzielung einer genügenden *Standfestigkeit* haben; daher wird man ihre Errichtung zu beschränken suchen. Dieses *Tonnen-* oder *Kufengewölbe* ist sein Name. Es hat zwei *Widerlager* rechts und links zu seinem Bestande nöthig; vergleiche im Grundrisse Fig. 6*b* die Seiten *m o* und *n p*. Die anderen beiden Begrenzungsseiten können offen, wie in Fig. 6*a*, oder durch *Schildmauern, m n* und *o p*, geschlossen sein. Man füllt gewöhnlich die *Gewölbezwickel* mit einer *Hintermauerung x, x*, aus, verstärkt dadurch das Gewölbe und deckt den Gewölberücken mit einer *Flachschicht* ab. Legt man zwei Verticalebenen durch die Diagonalen *m p* und *o n* des Gewölbes, so erhält

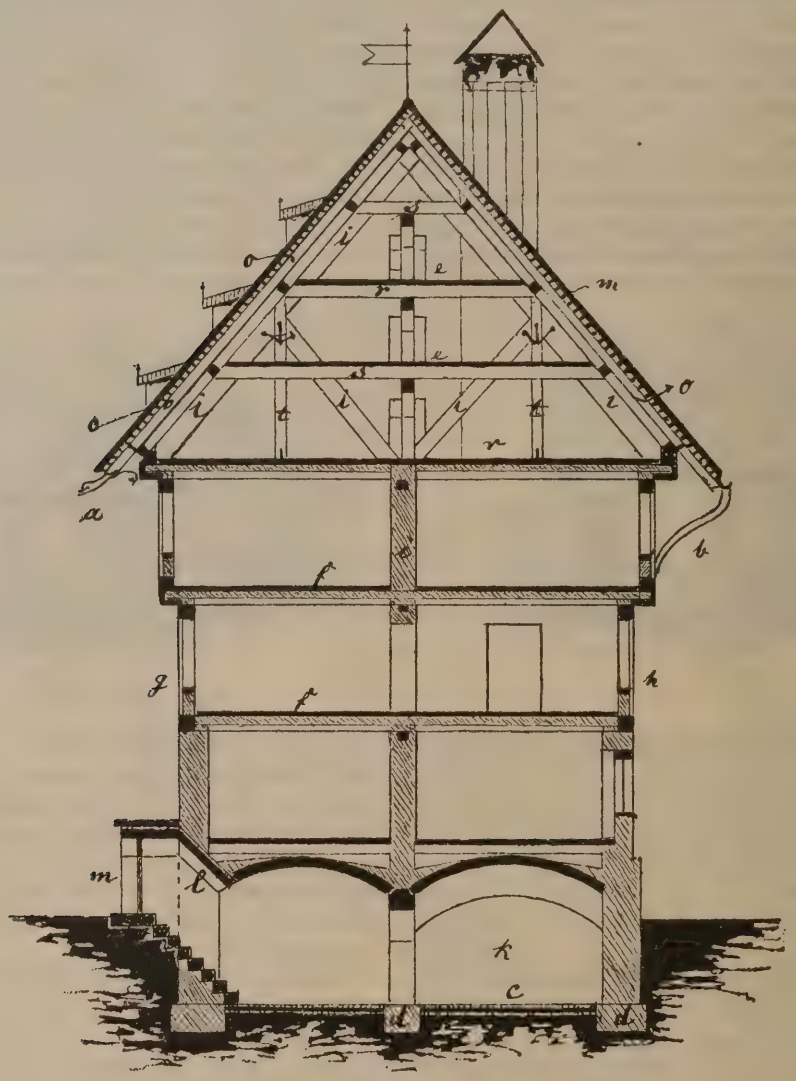


Fig. 15.

erreicht man, wenn man mehrere Bogen so nebeneinander anordnet, dass sich ihre *Seitenschübe* aufheben; es genügt dann schon ein *Pfeiler* zwischen zwei Bogen, wie es in Fig. 15 an der Mittelmauer und in Fig. 8 bei *c* zu bemerken ist.

Erreicht die *Leibung* eines Bogens eine grössere Ausdehnung nach der Seite hin, so wird der Bogen ein *Gewölbe* genannt; Fig. 6*a* stellt ein solches dar. Hier wird das Gewölbe durch einen halben Cylinder, der sich von *e, c, e* bis *f, d, g* erstreckt, gebildet, man vier Gewölbeviertel; zwei davon haben Widerlager, zwei nicht, sind also seitwärts offen oder von Schildmauern begrenzt. Ersetzt man nun die beiden zuletzt genannten Viertel durch solche mit Widerlagern, so wird das Gewölbe *m n o p* auf allen vier Seiten von Widerlagern umgeben und die Decke senkt sich gleichmässig nach allen vier Seiten hin, dabei in den Diagonalen *Grate* bildend. Ein solches Gewölbe heisst *Klostergewölbe*. Lässt man die Gewölbsteine in der Nähe des Scheitels so weit aus dem Bogen hervortreten, dass sich

eine Ebene *r s u t* in Fig. 6*a* bildet, ein *Spiegel*, so heisst solch' ein Gewölbe ein *Spiegelgewölbe*. Durch die Punktirung *a b c d* (Fig. 6*b*) ist derselbe angedeutet.

Ein cylindrisches Gewölbe, welches keinen vollen Halbkreis umfasst, wird *Kappe (Kappengewölbe)* genannt. In Fig. 17 ist eine aus Kappen bestehende Decke dargestellt. Auf der linken Seite ruhen die Kappen auf einem Gurtbogen, auf der rechten Seite gewähren *hölzerne Balken* und *eiserne Träger* die nöthige Unterstützung.

Lässt man in Fig. 6*b* die Zwickel *m n* und *o p* bestehen, ersetzt aber die beiden Widerlagszwickel *m o*

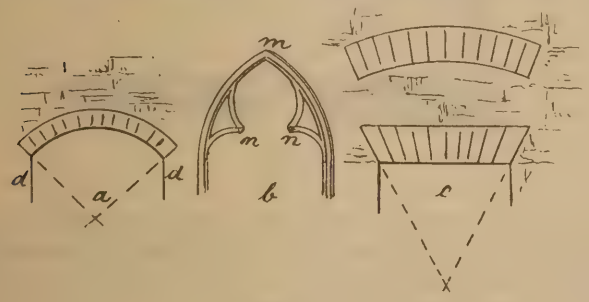



Fig. 16.

und *n p* durch solche von ersterer Art, so erhält man ein Gewölbe, dessen Widerlager sich auf vier Punkte *m*, *n*, *o* und *p* reducirt haben, denn die Zwickel *m n* und *o p* liegen ja nur mit ihren Eckpunkten auf. Ein solches Gewölbe, welches nur auf vier *Pfeilern* aufzuruhen braucht, falls seine horizontalen Schübe durch *Zugstangen (Anker)* in der Richtung *m n*, *n p*, *o p* und

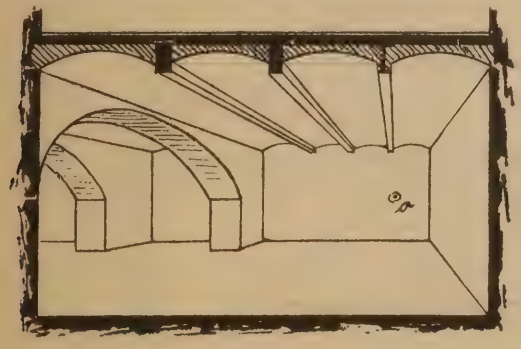


Fig. 17.

*m o* aufgehoben sind, nennt man ein *Kreuzgewölbe*. Bei ihm treten besonders die *Gewölbegrate o n* und *m p* hervor, auf ihnen ruhen die *Kappen m e n*, *n e p*, *o e p* und *m e o*, während *Gurtbogen* in den Seiten *m n*, *o p*, *n p* und *m o*, die Kappen begrenzend, sich von Pfeiler zu Pfeiler spannen.

Die bisher betrachteten Gewölbe sind sämmtlich aus einem Cylinder (Fig. 6*b*) hervorgegangen; es kann aber ein Gewölbe auch aus einer Kugel gebildet werden. Es entsteht ein *Kuppelgewölbe*, wenn ein runder Raum mittelst eines halbkugelähnlichen Gewölbes überdeckt wird. Wird ein Kuppelgewölbe über einen viereckigen Grundriss geschlagen, so nennt man das Gewölbe eine *böhmische Kappe (böhmisches Platzel)*. Dieselbe hat gewöhnlich nur einen kleinen *Pfeil (Pfeilhöhe)*. Das böhmische Platzel wird zu einer Ellipsoidfläche, wenn es einen Raum von Rechtecksform überwölbt. In Fig. 18 ist eine *böhmische Kappe (Platzel)* in perspectivischer Zeichnung dargestellt.

Der Hausquerschnitt Fig. 15 zeigt im unteren rechten Kellerraum ein böhmisches „Platzel" in geometrischer Darstellung, während der linke mit einem Kappengewölbe überdeckt ist.

Zur Beleuchtung von gewölbten Kellern (Fig. 15) oder auch zur Anlage einer Treppe werden die Gewölbe

Fig. 18.

oft mittelst *Stichkappen* durchbrochen. Eine solche *schräge Stichkappe* überdeckt die Kellertreppe in der Zeichnung bei *l*. Den Vorbau *m*, welcher die Kellerthüre in sich schliesst, heisst man einen *Kellerhals*.

Im Hausbau finden die Gewölbe bei Herstellung der Keller, feuerfester Gänge, Treppen und Thorwege vielfach Verwendung. Sie bedingen stets massive und schwere

Fig. 19.

Umschliessungen und sind daher nur bei *tragfähigem Baugrunde*, dessen Tragfähigkeit auch künstlich erst erhöht sein kann (durch Pilotage u. dgl.), möglich. Auf weniger tragfähigem Baugrunde lassen sich dagegen leicht Holzbauten und auch Fachwerksbauten errichten. Dieselben entbehren oft des Fundamentes, zum Nachtheile für ihre Erhaltung, gänzlich. Einen solchen Holzbau, ein *Blockhaus*, stellt die Fig. 19, ein *Fachwerksgebäude* die Fig. 14 dar. Beim Blockhaus bestehen die Wände aus mehr oder weniger sorgfältig bearbeiteten *(behauenen)* Baumstämmen; diese bilden die *Blockwände*, welche sich in der in Fig. 20 dargestellten Weise *überschneiden*. Die Spalten zwischen den einzelnen Stämmen,

also die *Fugen* der Wand, werden mit Lehm, Mörtel oder Moos gedichtet. Ein weit nach hinten und vorn vorstehendes *Pultdach* sichert diese Wände gegen Schlagregen, während die Seitenwände nur unvollkommen geschützt sind. Gegen die Wirkung des Sturmes muss die geschützte Lage der Hütte sichern; doch wird ihre Standfestigkeit und die Sicherheit ihres Daches oft durch darauf gelegte schwere Steine noch erhöht.

Das *Fachwerkhaus* oder *Ständerbauhaus* (Fig. 14) zeigt ein System von Balken in seinen Wänden; diese

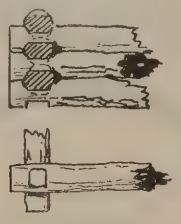


Fig. 20.

sind *Fachwerks-* oder *Riegelwände*. Die Fig. 21 stellt in grösserem Massstabe eine solche Wand, auf einem massiven Fundament *q* stehend, dar. Die fünf *Ständer* (*Pfosten*) *a* der Wand sind in die *Schwelle* (*Grundschwelle*) *b* und in das *Rahmenstück c eingezapft*. Die *Riegel* (*Trame*) *d* werden entweder ebenso ($d_1$) oder mittelst einer *Versatzung* $d_2$ zwischen die Ständer befestigt; *Holz-* oder *Eisennägel*, welche durch die Zapfen des Rahmenstückes versehen (vgl. Fig. 20) und dadurch unverschieblich in ihrer Längsrichtung. Man vergleiche das Ende des Balkens *g*, des *Balkenkopfes*, in Fig. 21. In der Fig. 21 steht die Wand des zweiten Stockwerkes gerade über der des ersten, während in Fig. 16 die Fachwerkswände über die *Flucht* der unteren Wände hervorragen; letztere Anordnung ist sehr zweckmässig. Aus Fig. 21 ist ersichtlich, dass die an den Balkenköpfen zusammenstossenden Hölzer sämmtlich mehr oder weniger verschnitten werden und dass daher die Aus-

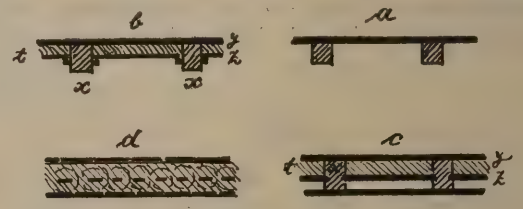


Fig. 22.

führung schwierig wird. Diese wird leichter und besser bei der in Fig. 16 gegebenen Anordnung; ausserdem schützt das Ueberragen die untere Wandfläche gegen Regen, ergibt grössere Zimmertiefen u. s. w. Die einzelnen Fächer der Wände werden entweder mit Ziegelmauerwerk *h*, oder mit Bruchsteinmauerwerk *i*, oder auch mit Lehm *„verpatzt“ (k)* und so die Wand dicht gemacht, *gedichtet*, auch kommt wohl noch eine äussere

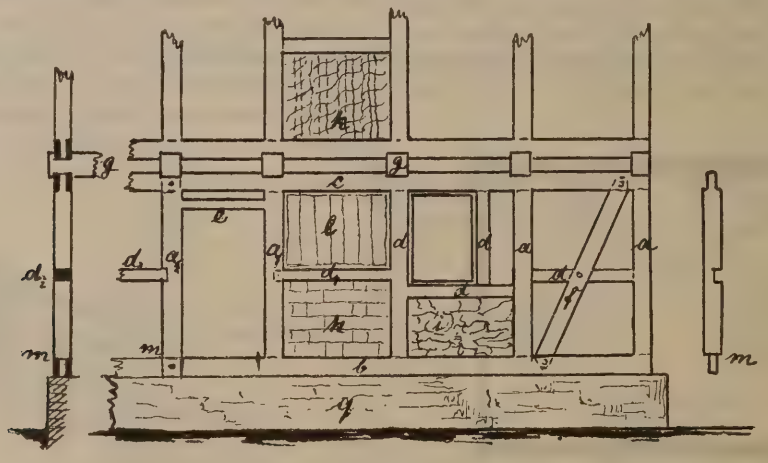


Fig. 21.

getrieben sind, erhöhen die Festigkeit der Wand. Für den Riegel oberhalb der Thüre *e*, welcher das *Oberlicht* (d. i. das Fensterchen über der Thüre) begrenzt, hat man noch den besonderen Namen: *Losholz*. Um die Constructionshölzer der Wand gegen Verschiebung in der Wandebene zu schützen, ist noch ein diagonal gerichtetes Holz *f*, ein *Sturm-* oder *Strebeband* (*Strebe*) in ein *Fach* der Wand eingefügt. In seiner Mitte *überschneidet* es sich mit einem Riegel.

Auf dem Rahmen *c* ruhen die *Deckenbalken g* des Geschosses; dieselben tragen gleichzeitig den Fussboden und die Ständer des Obergeschosses. Diese Deckenbalken sind *eingekämmt*, d. h. mit flachen Kerben in der Breite

Bekleidung der Wand mit *Brettern*, eine *Verschalung*, oder mit Holzschindeln (z. B. in Vorarlberg) u. dgl., eine *Verputzung* mit Mörtel hinzu.

Eine Lehmwand *(Wellerwand)* (vgl. Fig. 22 *c*, *d*) wird in folgender Weise errichtet: Lattenstücke von der Länge eines Faches, *Stacken* genannt, werden mit Stroh, zwischen welchem sich Lehm befindet, dicht umwickelt und innerhalb des Faches befestigt, dann wird das ganze Fach beiderseits mit Lehm und Stroh vollständig ausgefüllt und geglättet.

Werden über die Deckenbalken eines Raumes Bretter gelegt, so kann die Decke als Fussboden für das höhere Geschoss dienen; die Bretter heissen dann *Dielen*.

Solche *Bretterfussböden (Dielenböden)* zeigt der Dachraum des in Fig. 15 dargestellten Hauses zwei. Sie bestehen nur aus Dielen und Balken (vgl. Fig. 22 *a*) und lassen sowohl den Schall als auch das zur Reinigung des Bodens benützte Wasser in erheblicher Menge hindurchtreten. Um diesen Uebelstand zu vermindern, hat man eine zweite Dielenlage auf die erste gelegt

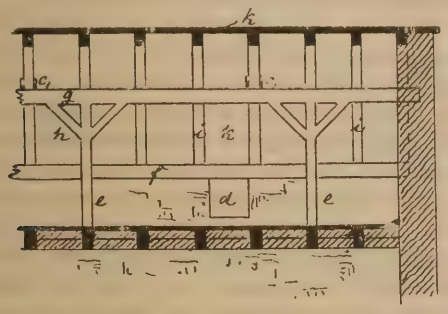


Fig. 23.

und einen *Doppelboden* gebildet, jedoch wenig Erfolg gehabt. Daher findet man solche Böden nur in den Hausböden, in niederen Wohnhäusern und Schuppen angewendet. Eine zweckentsprechende Decke, also eine solche, die schalldicht, möglichst wärmedicht und für Wasser undurchdringlich ist, bilden der *ganze* und der *halbe Windelboden*; die Fig. 22 *d* und *b c* stellen beide dar. Der *halbe Windelboden* besteht ausser den auf den *Deckenbalken x* liegenden *Dielen y*, aus einer *Lehmfüllung z*, welche zwischen Dielen und einer zweiten unteren Bretterdecke der *„Stackung“*, deren Anordnung zwischen den Balken auf Fig. 22 *b* ersichtlich ist, ausgebreitet und eingestampft wird. Bleibt die Holzconstruction von unten sichtbar, wie in *b*, so ist die Decke die bekannte *Holzdecke*, welche oft reich verziert und vom Alter gebräunt in alten Gebäuden getroffen wird. In Fig. 22 *c* ist eine Decke dargestellt, welche von unten verschalt und wie gewöhnlich noch *gerohrt* und *geputzt* ist *(„Putzdecke“)*; sie ist die gewöhnliche Zimmerdecke der städtischen Wohnhäuser.

In *d* ist der *ganze Windelboden* im Durchschnitt dargestellt; man sieht die einzelnen mit *Strohlehm* umwundenen *Stacken* im Querschnitt, darüber liegt die *Dielung*, darunter die *Deckenverschalung*. Lässt man letztere weg und glättet die Decke nur mit Lehm, so erhält man eine *Lehmdecke*, welche die üble Eigenschaft hat, bei Durchweichung von oben stückweise die untere Lehmschicht abfallen zu lassen. Der Querschnitt Fig. 15 ist mit *halben Windelböden*, und zwar in der Form der Holzdecken, ausgestattet; in Fig. 23 ist eine *Lehmdecke* dargestellt.

Die oberste Balkenlage eines Gebäudes ist seine *Dachbalkenlage*. Diese wird oft abweichend von den übrigen Decken zusammengesetzt und mit dem *Dachgespärre* dann verbunden, falls das Dach direct auf dieser Balkenlage aufsitzt (vgl. Fig. 15). Liegt das Dach erhöht auf niedrigen Mauern des Geschosses auf, so wie in Fig. 23, so kann der Raum, besonders unter einem Flachdache, besser ausgenützt werden Es bildet dann dieser Raum einen *Knie-* oder *Halbstock (Drempel)*, welcher selbst die Anbringung von Fenstern *d* gestattet.

Auf die constructive Ausbildung des *Dachstuhles (Gespärres)* ist von grossem Einflusse die *Dachform* und die *Dachdeckung*. Ein *Schieferdach*, ein *Eisenblechdach* und ein *Pappdach* erfordern eine vollständig geschlossene, gleichmässige Fläche als Unterlage für das Deckmateriale: eine *Schalung (Dachschalung)*; für ein *Ziegel-*, *Schindel-*, *Rohr-*, *Stroh-* und *Schilfdach* aber genügt

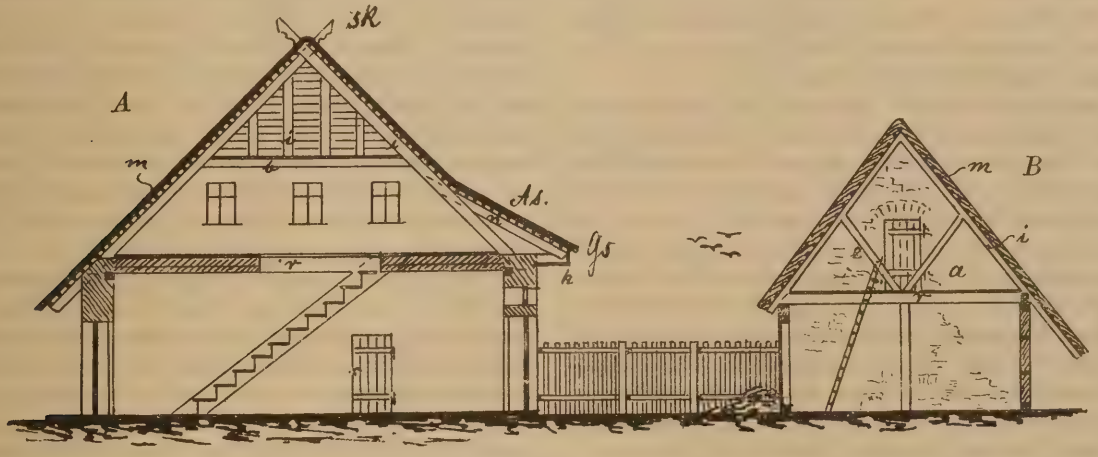



Fig. 24.

eine blosse *Lattung* des Dachgespärres. Die *Lattung* besteht aus einem *Rost* von hölzernen *Latten (Dachlatten)* (vgl. Fig. 15 und 24 bei *m*), welcher die Dachfläche trägt und von den *Dachsparren* selbst getragen wird. — Die *Sparren (Dachsparren)* sind dünne Balken, welche in der Richtung der Dachneigung gelegt sind. In Fig. 15 sind sie mit dem Buchstaben *o*, in Fig. 23 mit *i* bezeichnet.

Im Hintergrunde des linksstehenden Hauses (Fig. 24) bemerkt man die Dachlatten zwischen und hinter den *Sparren des Halbwalms*. Unter diesen unterscheidet man die *Firstsparren* und die *Gratsparren*. Zwei Sparren,

welche mittelst eines „*Kehlbalkens*“ verbunden sind, bilden ein *Gebinde (Binder)*.

Das einfachste Dach ist das *Pultdach* (vgl. Fig. 12 und 23). Es ist eigentlich nur eine geneigte Decke, welche auf den Umfassungswänden und auf einem *Rahmen*, welcher gewissermassen eine Erhöhung der Mittelmauer darstellt, aufliegt. Der *Rahmen (Stuhlrahmen)* besteht (Fig. 23) aus einem *Rahmenholz g*, welches getragen wird von den *Ständern (Rahmensäulen) e*. Diese sind dann an dem Rahmenholze durch *Kopfbänder h*, eine Art kurzer Streben, versteift. Auf das Rahmenholz und auf die beiden *Mauerlatten f* sind die Sparren *aufgekämmt* und mittelst starker Nägel verbunden. Mit der Rückwand des Hauses sind einzelne Sparren durch *Schwerter* verbunden; daran geschlossene eiserne *Anker* durchsetzen die Wand und halten aussen die *Vorstecker*.

Einen einfachen *Sparrendachstuhl* stellt die Fig. 24 dar, und zwar sowohl mit überragenden *Sparrenköpfen sk* als auch mit *Aufschieblingen As* und *Dachgesimse Gs*. Die Sparren sind an ihrem *Fusse* mit den Balken der Decke verbunden und bilden so zu zweien ein Gespärre in Gestalt eines gleichschenkeligen Dreieckes. Von aussen hat das Dach des Stallgebäudes *B* die Form eines *Satteldaches* (vgl. Fig. 13), wie man an der *Giebelwand a* bemerkt. Das Dach des Wohnhauses *A* zeigt die Form eines *Halbwalmdaches* (vgl. Fig. 14), was aus der im Hintergrunde sichtbaren inneren Dachfläche hervorgeht.

Am First sind je zwei gegenüberliegende Sparren mittelst *Schlitzzapfen* (Fig. 21 *m*) verbunden; an den Firstenden kommt manchmal eine Abänderung durch Anbringung einer Giebelverzierung vor.

Die Verzierungen bieten, wenn sie auf urwüchsigen, ländlichen Häusern vorkommen und alter Sitte entsprechen, dem Hausforscher grosses Interesse. Altgermanische Sitte brachte z. B. an einem Firstende (an der vorderen Giebelseite) Pferdeschädel an, wie sie noch im Gebiete des niedersächsischen Hauses, z. B. in der Lüneburger Heide, zu finden sein sollen. Anderwärts hat sich eine andeutende Spur dieser Firstzierde in der Ausschnitzung der überragenden Sparrenköpfe (*„Rossgosch'n“* nennt sie der Zimmermann im Waldviertel Unterösterreichs) erhalten. So auf einigen Tiroler Häusern und inmitten einer verwälschten Bevölkerung in der Valle Rendena nördlich Tione u. s. w.

Im Bereiche der ehemaligen Hussiten, Utraquisten, Calixtiner und in Gegenden, wo der Protestantismus im XVII. Jahrhundert ausgerottet worden ist, finden sich *Holzkelche*, im nördlichen Steiermark oft von ziemlicher Grösse, als Giebelzierden. Diese sind nach mehreren von Bancalari dargestellten Uebergangsformen (Ausland 1892) in ein weitverbreitetes Blechornament mit und ohne Windfahne verwandelt worden, welches auf einem zierlich gegliederten Stiele einen nach oben offenen, kleinen Halbmond mit einem Sternchen zeigt.

Die Dachkanten des Sattel-, dann des Halbwalmdaches, besonders aber jene des sanftgeneigten Pfettendaches, wovon später die Rede sein wird, sind oft auf der vorderen Giebel-, der Wohnungsseite, mit schmalen Brettern — *Ortbrettern* — verdeckt. Diese sind oft hübsch ausgeschnitten und auch mehr oder minder geschmackvoll gefärbt. Am Firstende kreuzen sich zuweilen die Ortbretter, welche hie und da in Form von Thierköpfen ausgeschnitten sind.

In vielen Gegenden, wo Strohdächer gebräuchlich sind, hat die Technik der Strohbekleidung des Firstes eine schopfähnliche, buschenförmige Giebel-Firstzierde mit sich gebracht. Sie ist unter dem Namen *„Schopf“* noch jetzt in den Sette Comuni bei Asiago, aber auch in Indien (Bengalen) u. s. w. gebräuchlich. Das Halbwalmdach heisst in Kärnten, Krain, Steiermark, Oberösterreich *„Schopfdach“*, wobei wahrscheinlich der Name des Firstzierraths auf die schräge Abflachung des Halbwalms (ebenfalls „Schopf“ genannt) übergegangen ist.

In Tirol und Salzburg, wie auch im südlichen Theile Bayerns ist das Kreuz eine beliebte Firstzierde.

Durch die Verwendung von *Aufschieblingen As* (Fig. 24) wird die Dachfläche in zwei Ebenen getheilt, was eine mehr geschwungene Dachform zur Folge hat und manchem Auge vielleicht einen schöneren Anblick gewährt. Der wichtigste Grund mag in der grösseren Ausladung der Dachtraufen über die Wände und in Einfachheit der Construction zu suchen sein.

Werden bei grosser Hausbreite längere Sparren verwendet oder müssen dünnere Hölzer, weil stärkere zu theuer oder nicht zu bekommen sind, benützt werden, so ist eine Unterstützung der Sparren in ihrer Mitte nöthig, und kann diese mittelst der *Hahnenbalken b* (siehe Fig. 24 *A*), auch wohl fälschlich *Kehlbalken* genannt, oder der *Bockstützen (Streben) c* (in Fig. 24 *B*) erfolgen. Diese Unterstützung muss für jedes einzelne Sparrenpaar angebracht werden, beengt den Bodenraum und ist daher lästig. Man hat durch Einfügung eines Rahmenholzes in der Weise der Fig. 25 die Anzahl der Bockstützen stark vermindert und ist so zum *Rahmstuhl* (aus Rahmendachstuhl) gekommen. Der Dachstuhl des Pultdaches in Fig. 23 gehört auch zu dieser Gattung.

Mit grösserer Ausdehnung der Wohnhäuser nach ihrer Breite wurden die Sparren der Dächer immer länger und ihre Hölzer stets stärker und theurer. Die Nothwendigkeit, stärkere Balken zu verwenden, wächst hauptsächlich mit der Spannweite derselben; deshalb trachtete man darnach, die Spannweite der Sparren zu verringern, und unterstützte daher die Sparren nicht nur in ihrer Mitte, wie in Fig. 23, sondern noch an anderen Stellen durch horizontale Balken, welche man *Pfetten (Fetten)* nennt. Ein solcher Dachstuhl heisst *Pfettendachstuhl*.

Fig. 15 zeigt einen solchen mit zehn, Fig. 25 mit fünf Pfetten; letzterer ist in Tirol und Kärnten sehr gebräuchlich.

Dies Pfettendach ist für ein höher entwickeltes Dach gegenüber von Pult- und Sparrendach zu halten, und zwar ist diese Entwicklung in holzreichen Ländern [1]) vor sich gegangen. Ein solches Dach zeigt unter der

[1]) In holzarmen Ländern trifft man vielfach Dächer, die ähnlich den Sparrendächern ausschauen, aber nur zwei mit dem Rücken gegeneinander gekehrte Pultdächer sind.

Dachfläche drei Schaaren von Parallelhölzern: Horizontale Latten oben und Pfetten unten, dazwischen in der Dachneigung die Sparren. Die Pfetten werden in grösserer Entfernung von einander durch *Binder (Dachbinder)* unterstützt und bilden gewissermassen das Rückgrat des ganzen Daches. Weil nun die Pfetten im Stande sind, die Dachfläche auf eine grosse Länge frei zu tragen, so kann die Dachfläche ohne Weiteres auch über die Giebel hinaus verlängert werden, vielleicht nur noch abgesteift durch einen Hahnebalken, wie in Fig. 13, und kann so das Dach seine schützenden Fittige über die Giebelwände und über die etwa da angebrachten Galerien (Balcons) breiten. Ein Sparrendach kann das, als Satteldach ausgeführt, nur in sehr geringem Masse, denn der letzte Sparren liegt, wie Fig. 23 zeigt, auf der Mauer.

Führt man das Sparrendach aber als Halbwalmdach aus (vgl. Fig. 14), so können die Dachflächen ohne Weiteres über die Giebelwand hinausgeführt werden und man kann nebenbei (Fig. 24 *A*, *As*) die Traufe bis auf die Fenster herab ziehen; man erreicht also einen noch besseren Schutz als beim Satteldach ohne Halbwalm. Gegen Sturm ist das Halbwalmdach durch seine Form besser geschützt als das Satteldach.

Das Pfettendach mit weitem *Vorbau (Ueberbau)* kann einzeln stehend nur dann auf Bestand rechnen, wenn der Sturm nur seine geneigt liegenden Dachflächen, die freilich oft noch mit recht grossen Steinen beschwert werden müssen, treffen kann; es wird daher nur für geschützte Lagen oder in schmäleren steilen Thälern angewendet. Ohne Vorbau ist es natürlich überall anwendbar.

Die Form der Binder ist gewöhnlich die des *Hängewerkes*. Dieses setzt sich zusammen in der einfachsten Form aus *zwei Streben i* (Fig. 24 *B*), die zugleich Sparren sein können, und dem *Hausbalken r (Streckbalken)*. In Fig. 15 ist jede Haushälfte mittelst eines Hängewerkes überspannt und durch Verlängerung der äusseren Streben bis zum First und Anbringung eines dritten oberen Streckbalkens *s* in der Dachspitze ein drittes Hängewerk geschaffen worden.

Die gebräuchlichsten Dachconstructionen können nur in diesen kurzen Andeutungen geschildert werden. Diese sollen lediglich anregen, die theils sehr einfachen, oft aber auch nach alter, ererbter Technik der Landzimmermeister kunstvoll und sehr interessant ausgeführten Dachungen urwüchsiger, ländlicher Häuser aufmerksam und genau zu untersuchen. Die hier gegebenen Formen und Namen wird man häufig hiebei nicht finden; aber bei einigem Verständnisse der dargestellten Baumeister-Formen und Ausdrücke wird man sich dann leichter orientiren. Gerade die Sammlung verschiedener landschaftlicher Ausdrücke für gleiche oder verwandte Bauconstructionstheile ist ja eine der wichtigsten Aufgaben der Hausforschung. Uebrigens wird die Untersuchung zuerst einfacherer und dann kunstvollerer Dachungen unter erklärender Anleitung eines Bauverständigen das Verständniss rasch und zur Genüge vermitteln.

Würde keine Mittelwand im Gebäude vorhanden sein, sondern nähme vielmehr die ganze *Gebäudetiefe* ein Saal ein, so wird der Dachbinder in anderer Weise, und zwar als *doppeltes Hängewerk*, ausgebildet; die Fig. 25 zeigt ein solches: *s* ist der durchgehende Streckbalken, *i* die beiden *Streben* und *k* der *Spannriegel*. Dieser und die Streben fassen die Hängesäulen *t* zwischen sich, an welchen unterhalb der Decke zwei Balken *u*, *die Unterzüge der Decke*, wiederum befestigt sind. Es hat durch diese Anordnung jeder Deckenbalken ausser seinen Unterstützungen auf den Frontmauern, seinen *Auflagern*, noch zwei weitere Auflager auf den Unterzügen erhalten. Die Balken *u* können aber auch oberhalb der Decke angebracht und jeder Deckenbalken einzeln an ihnen aufgehängt werden, dann bleibt die Decke des Saales glatt und eben; die Balken *u* heissen dann *Oberzüge*. Die Verbindung der Streben mit den Streckbalken an ihrem Fuss in der gezeichneten Weise heisst eine *doppelte Versatzung*, am *Kopfe der Strebe* ist eine *einfache Versatzung* angewendet; eiserne *Beschläge* erhöhen die Festigkeit der Verbindung.

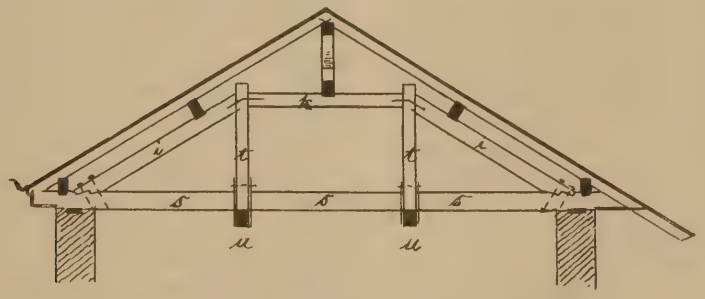



Fig. 25.

Die Art der Dachdeckung sowie das Deckmaterial übt auf die Construction des Daches und die ganze Erscheinung des Gebäudes einen grossen Einfluss aus, und zwar hauptsächlich dadurch, dass die verschiedenen *Eindeckungen* der Dachflächen bestimmte Neigungswinkel derselben bedingen. Die Plattform, das Flachdach, ist entweder ein *Blechdach* oder ein *Pappdach*, d. h. seine Dachfläche besteht aus *Eisenblech* oder aus *Dachpappe (Steinpappe)*; dabei beträgt der Neigungswinkel der Dachfläche 10—15°. Eine geringere Neigung findet man nur beim *Lehm-* und *Estrichdach*, wo eine mehr oder weniger reine Lehm- oder Thonschicht das Dachgespärre und seine Verschalung überzieht. Diese vier Eindeckungen eignen sich am besten für Pultdächer.

Das *Schieferdach* verlangt, wie erwähnt, als Unterlage eine Schalung, und soll es gut gegen Regen dicht halten, einen Dachwinkel von mehr als 20°. Das *Ziegeldach* und das *Schindeldach* beanspruchen keine Schalung, die Lattung der Sparren genügt; unter 30° wird dasselbe nicht ausgeführt, 40° ist die gewöhnliche Dachneigung. *Stroh-*, *Rohr-* und *Schilfdächer* haben in der Regel Neigungswinkel von mehr als 50°.

Wie die Dacheindeckung die Anlage eines ganzen Wohngebäudes beeinflussen kann, mag ein Beispiel zeigen. Ueberdeckt man mittelst eines Ziegeldaches von 45° Dachneigung ein 12 m tiefes Gebäude, so wird der Dachstuhl 6 m hoch. Will man den grossen Dachboden für Vorräthe ausnützen, so theilt man ihn in mehrere Geschosse von etwa 2 m Höhe, und erhält eine solche Einrichtung, wie sie die Fig. 15 darstellt und welche man in älteren Handelsstädten oft genug antrifft. Am leichtesten werden nun diese Dachgeschosse zugänglich gemacht werden durch Anbringung von

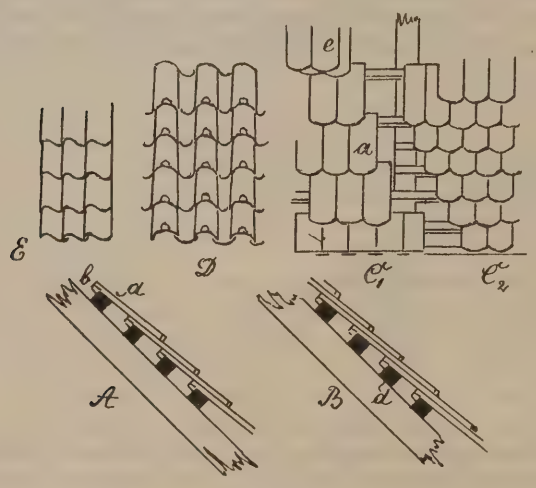



Fig. 26.

Thüren an den Giebeln des Hauses, und man wird daher die Thüren hier anbringen und einen Sackaufzug einrichten. Die Lastwagen mussten also am Giebel vorfahren und deshalb war entweder eine gepflasterte Zufahrtstrasse zwischen den einzelnen Häusern nöthig, oder aber die Kaufmannshäuser mussten gleich mit den Giebelseiten gegen die Strasse gestellt werden. Letzteres war das Einfachste, Billigste und Zweckentsprechendste, denn die einzelnen Zufahrtstrassen, ihre Kosten und der von ihnen beanspruchte Raum fallen weg und das Ab- und Aufladegeschäft geht unter den Augen des im Laden beschäftigten Kaufmannes vor sich. So erklärt sich die Form und Lage vieler alter Häuser in Handelsstädten.

Die Eindeckung der Stroh-, Schilf- und Rohrdächer wird aus Bündeln, *Schauben*, des Deckungsmaterials zusammengesetzt und mittelst Stroh- oder Schilfbändern auf der Lattung befestigt in einer Weise, wie es in Fig. 24 *B* zu sehen ist. Die *Schindeln* der Holzdächer bestehen aus Tannen-, Fichten- oder Eichenholz und sind auf eine Lattung oder auch wohl auf eine Verschalung aufgenagelt; ähnlich werden Schiefertafeln befestigt. Alle diese Dächer haben eine Eindeckung, welche ohne viele Bearbeitung und Kunst aus dem Rohmaterial oft vom Bewohner selbst hergestellt wird. So spalten die Bosnier ihre Schindeln mit der Axt aus den Bäumen mit grosser Waldverwüstung. Das Ziegeldach hingegen hat in seinen Ziegeln Producte einer Technik, die je nach der Fertigkeit der Arbeiter sehr verschieden ausfallen und von verschiedener Form sind. Eine sehr verbreitete Form des Dachziegels ist der *flache Dachstein* oder *Biberschwanz*; flach, rechteckig, mit unterer runder Seite, an dem oberen Ende mit einem Vorsprung, einer *Nase*, versehen, wie ihn Fig. 26 bei *a* zeigt. Die Nase *b* dient, hinter den Sparren greifend, zur Festhaltung des ganzen *Dachziegels*. Wird die Dachfläche aus einer Lage Biberschwänze hergestellt, so entsteht das *einfache* oder *Spliessdach*; Fig. 26 *A* und $C_1$ stellt es dar. Die Längsfugen zwischen den Dachziegeln werden dabei durch untergelegte *Dachspäne* dicht gemacht, auch sonst wohl noch zwischen die ebenen Flächen der Dachziegel Mörtel oder Moos gestrichen. Werden längere Biberschwänze verwendet oder werden die Dachlatten *d* dichter zusammengerückt, so greifen die Steine über eine Dachlatte hinweg bis zur nächsten: es entstehen zwei Dachsteinlagen. Dieses Dach, in der Ansicht in Fig. 26 $C_2$ dargestellt, nennt man *Doppeldach*. Wird die Ziegellage nur verdoppelt in der bei $C_1$, *e* gezeichneten Weise, so heisst das Dach ein *Kronen- oder Ritterdach*. Es ist leicht einzusehen, dass diese Dächer ungefähr noch einmal so viel Ziegel brauchen und daher auch doppelt so schwer sind als die Spliessdächer. In früheren Zeiten formte man in Deutschland, wie noch heute allgemein in Italien, die Ziegel zu krummen Formen, und zwar deshalb, weil eine krumme Fläche beim Ziegelbrande besser ihre Form bewahrt als eine ebene, auch die Abweichung weniger leicht zu bemerken ist. Solche Ziegel, und zwar mit *S*-förmigem Querschnitt, bilden die *Pfannendächer* (Fig. 26 *E*). Ein anderes altes Dach wurde aus halbrunden Dachziegeln, welche *Mönch* und *Nonne* genannt wurden, hergestellt und *Hohlziegeldach* geheissen (vgl. Fig. 26 *D*). Heutigen Tages wird diese Form noch zur Bildung der Firste und Grate an Flachziegeldächern benützt. In Italien ist sie noch sehr verbreitet, sowohl in Städten als auch auf dem Lande. Alle Ziegeldächer sind schwer und nicht ganz dicht gegen Flugschnee, gesichert aber gegen Flugfeuer. Letzterer Umstand bedingt die immer mehr zunehmende Verbreitung dieser Dächer und die Zurückdrängung der Schindel-, Schilf- und Strohdächer, trotzdem die beiden letzten neben anderen Vorzügen besonders die so werthvolle Eigenschaft haben, die Temperatur im Hausboden ziemlich gleichförmig zu erhalten.

Ein Vergleich der Dachgrundformen: Pult-, Sparren- und Pfettendach, bietet manches Beachtenswerthe in Bezug auf den Materialaufwand. Man sieht, dass zum Pultdach das wenigste, kürzeste und dünnste, zum Sparrendach das längste, dickste und meiste *Holzwerk* bei gleichem Gebäudegrundriss erforderlich ist. Das Wohnhaus mit Pultdach enthält verhältnissmässig mehr

Steinmaterial als ein solches mit Sparrendach. Weil Trockenheit eines Landes zusammenfällt mit Armuth an Wald, so eignen sich für ein solches holzarmes Land die Pultdächer am besten, und zwar umsomehr, weil mit dem spärlichen Vorkommen von brauchbaren Bäumen das Bauholz immer kürzer und dünner wird. Dieser Umstand drängt zur Verkürzung der *Spannweiten* der Decken, zum Ersatze aller Holzpfosten durch steinerne *Pfeiler (Steinbalken, Säulen)*, zur Theilung des Gebäudes durch Mittelmauern, ja direct zum Gewölbebau, im Allgemeinen also zur Vermauerung. Diese Rücksichten erklären vielleicht, weshalb an der Südseite des Mittelmeeres der Gewölbebau mit flachem Dach (vgl. Fig. 2) und nördlich desselben Meeres, also besonders in Italien, das Pultdach vorherrscht. Gegen die bewaldeten Gebirge mit ihren Regenmassen treten dann weiterhin die gegen Regen und Schneefall zweckmässigeren, aber auch mehr Holz beanspruchenden Sparren- und Pfettendächer auf. Uebrigens gilt allgemein das Wort: „Man baut mit demjenigen Material, welches man an Ort und Stelle hat“ oder aber am leichtesten von anderswoher beschaffen kann, besonders beim Bau von *Bauernhäusern*. Im Forst baut man mit Holz, im Dschungel mit Bambus und Schilf, in trockener, steiniger Gegend mit Stein, in der steinlosen Steppe mit Lehm, indem man sich in den Boden Höhlen gräbt, oder mit Fellen und Geweben durch Errichtung von Zelten. Im Waldgebirge wird das Dach mit Rinde oder Spänen, besonders aber mit gespaltenen Brettschindeln, eingedeckt, im schieferigen Schiefergebirge mit Steinplatten, im Moor und in der Niederung greift man zum Schilf und Rohr. Der Ackerbauer errichtet Strohdächer und der Bauer der Ebene gebraucht freiwillig, weil er geeignete Thonlager hat, oder unter dem Zwange der Obrigkeit oder der Versicherungs-Gesellschaften Dachziegel.

Zur Erleuchtung der *Dachböden*, Hausböden, sind Oeffnungen nöthig; diese werden als Thüren oder Fenster in den Giebelwänden, dann in den Dachflächen selbst oder auch in besonderen Ausbauten, *Dachluken*, angebracht. Eine gewöhnliche Dachluke, auch wohl schlechtweg *Dachfenster* genannt, zeigt Fig. 13. Sie hat ein besonderes kleines Satteldach, zwei dreieckige Seitenflächen, an welchen sich oft Schneehaufen ansammeln und das Dach durchnässen. Ist das Fenster dieser Dachluke rund oder oval, so wird die ganze Dachluke nur klein und heisst dann *Ochsenauge*. Werden dagegen viele Dachfenster in eine Dachluke vereint, die selbst über die ganze Dachfront sich erstrecken kann, so heissen die Luken *Mansarden*, auch wohl *Erker*, was übrigens z. B. in Kärnten das einzelne Dachfenster bezeichnet. Das *Mansardendach* stellt den äussersten Fall dieser Anordnung dar. Es scheint dabei das Dach erst oberhalb der Mansardenfenster zu beginnen, die jedoch selbst oberhalb des Hauptgesimses gelegen sind.

Bei Anordnung kleiner Dachfenster kann man die schneebewahrenden Winkel an den beiden Seiten der Luke vermeiden, wenn man die Dachfläche theilweise wellig formt, so wie es die Fig. 14 zeigt. Diese Form nennt man mit verschiedenen Namen: *Fledermäuse*, *Froschmäuler* oder auch *Schwalbenschwänze*, womit sie allerdings nur sehr geringe Aehnlichkeit besitzen.

In jedem Wohnhause, wenigstens in den gemässigten und kalten Ländern, befindet sich ein Ort, eine Ecke oder ein Gemach, wo ein Feuer zur Bereitung der Speisen und zur Erwärmung des Gebäudes brennen kann: es ist die *Küche* oder der *Herdraum*. Seine Construction hat bedeutenden Einfluss auf die des Hauses. Sieht man ab von dem Loch in der Decke für den Abzug des Rauches und von der Lüftung durch Thüre und Fenster, Einrichtungen, die in ihrer primitiven Einfachheit wohl noch hie und da angetroffen werden, so dient stets ein gemauerter *Schlot (Esse, Schornstein)* zur Ableitung des Rauches aus dem Innenraum des Hauses. Der Schornstein besteht aus einem gemauerten viereckigen Rohre, welches gemeinschaftlich mit einer Aussen- oder Mittelwand errichtet ist und sich über das Dach hinaus fortsetzt (vgl. die Fig. 13, 14 und 15). In dieses wird der Rauch seitwärts bei Verwendung von Oefen zur Beheizung in bekannter Weise eingeleitet. Der Ofen ist eigentlich eine Art von *feuerfestem*, unverbrennlichem Gefäss, in dem ein Feuer brennt und in welchem das Product der Verbrennung, Wasserdampf und Rauch, bis zum Schornstein in solcher Weise fortgeleitet wird, dass der Raum ringsumher wohl erwärmt wird, aber im Uebrigen unberührt von Feuer und Rauch bleibt.

Die einfachste Form der Heizanlage ist natürlich diejenige, bei welcher die Bautheile, welche den Rauch zu leiten und abzukühlen haben, die *Züge (Rauchcanäle)*, möglichst kurz sind oder ganz fehlen. Letztere Ofenform ist kein Ofen mehr, sondern ein *Kamin*.

Der *Kamin* ist eigentlich nur eine untere Erweiterung des Schornsteines zur Aufnahme und Zuführung des Brennmaterials. Die Fig. 1 und 4 stellen einen solchen dar. *z* ist der Rauchcanal des Schornsteins, die vier Wände *w*, seine *Wangen*, schliessen ihn ein und bilden das *Schornsteinrohr r*. Die vordere Wange ist mittelst eines *Steinbalkens s*, der auf die *Auskragungen (Abtreppungen) a* der *Wandvorlagen (Vorleger) v* sich stützt, *abgefangen*. Hiedurch ist der Schornstein unten geöffnet und zugänglich. Auf dem Herde *h* brennt das Feuer; von allen Seiten strömt die kalte Luft ihm zu, wird erwärmt, hiedurch leichter, und schwimmt oder strömt nach oben, und zwar sowohl ausserhalb als innerhalb des Schornsteins. Hiebei kommt es vor, dass der Rauch nicht vollständig durch den Schornstein abzieht, wenn eben der Schornstein eine zu geringe Höhe hat oder zu wenig den Dachfirst überragt. Diesem Uebelstande abzuhelfen, dient ein *Feuerschirm (Rauchfang, Kaminmantel)*, welcher, sich trichterförmig nach unten erweiternd, die ganze Herdfläche überdeckt, wobei seine Unterkante sich mannshoch über dem Fussboden des Gemaches befindet [1]).

[1]) Die Darstellung der Heizanlagen berührt hier nicht alle jene Zwischen- und primitiven Formen der Feuerstelle, des Herdes und des Ofens, welche ja ein sehr interessantes Object der Hausforschung selbst ist. Auch hierin ist blos die Erregung der Aufmerksamkeit beabsichtigt.

Es erübrigt noch, Einiges über das vollständige Haus nachzutragen. Von dem reinen rechteckigen Gebäudegrundriss wird vielfach abgewichen, theils aus ökonomischen, theils aus ästhetischen Rücksichten. Diese bringen es oft mit sich, dass einzelne Theile der Frontmauer um ein Geringes über die Frontlinie des ganzen Gebäudes herausgerückt werden. Diese Vorbauten heissen dann *Risalite;* oft sind sie in der Mitte oder an den Enden einer längeren Hausfront angeordnet. Werden diese Vorbauten so geräumig, dass ganze Zimmer darin Platz haben, so heissen sie *Flügel.* Beginnt ein Risalit erst in Geschosshöhe, so nennt man es *Erker (Laube);* oft ist dieser noch über das Hauptgesimse hinaus fortgeführt und mit einer *Plattform (Söller)* oder einem Thürmchen *gekrönt.* Dient ein Risalit nur zur Unterbringung der Treppen, so heisst derselbe *Treppenthurm.*

Somit sind nun die einfachen Formen und Bestandtheile des Wohnhauses beschrieben und auch Sinn und Zweck derselben im weitesten Umfange besprochen worden.

Es ist bekannt, dass diese Formen das Product einer langsamen, allmäligen Entwicklung sind, deren Beginn mit der Begründung höherer menschlicher Cultur zusammenfallen muss. Ich habe von diesen Dingen absichtlich weit mehr vom Standpunkte eines städtischen Baumeisters, der technischen Lehrbücher, als von jenem eines Wohnungsforschers gesprochen. Der Wohnungsforscher findet eine grosse Masse sehr verschiedener Hausformen, eine verwirrende Mannigfaltigkeit der volksthümlichen Namen und braucht einen feststehenden Massstab zum Vergleichen und Beurtheilen des Erforschten. Ich denke, dieser Massstab ist am besten im Wissenskreise der modernen städtischen bürgerlichen Bauweise zu finden. Diese zeigt uns in allen Dingen den fortgeschrittensten Zustand, aber nicht so, dass nicht doch noch ideelle Beziehungen zum primitiven, ländlichen Hausbau gefunden werden könnten. Die in die *Ingenieurwissenschaft* hinübergreifenden Grossbauten der Industrie und des Verkehrs und das Gebiet der *Baukunst* habe ich ohnehin vermieden.

Das bürgerliche *Bauhandwerk* ist zu einer Terminologie gelangt, welche wohl von der volksthümlichen Namengebung abweicht, welche aber durch die Lehrbücher in grossen Bereichen Geltung gefunden haben. Die von mir angeführten Namen der Bautheile sind beim Volke der Ostalpen z. B. meist unbekannt. Ich halte das für einen Vortheil. Sie eignen sich so am besten zur Grundlage der volksterminologischen Forschung. Volksmässige Namen würden sich nicht dazu eignen, weil sie in verschiedenen Thälern verschiedene und oft sehr abweichende Bedeutung haben. Dies ist z. B. der Fall mit den Namen Söller, Erker (Arker), Gang, Hausgang, Haus, Vorhaus, Schupfen, Laube, Hallbarren, Gaden, Hochbühne, Bille, Dille, Hof, Brückel u. s. w.

5. Herr Dr. **Wilhelm Hein** hält einen Vortrag über

### Die Kopftrophäen der Jívaros

und demonstrirt dabei eine Anzahl nach seiner Anleitung angefertigter Präparate.

Da über die von den Jívaros in Ecuadór stammenden, blos aus der eingeschrumpften Kopfhaut bestehenden Trophäen eine ausführliche Arbeit veröffentlicht werden wird, so soll hier vorläufig nur darauf hingewiesen werden, dass der Vortragende sich hauptsächlich mit der Frage der Präparirung derselben beschäftigte und durch Versuche, die er im pathologisch-anatomischen Institute des Allgemeinen Krankenhauses in Wien mit mehreren Kopfhäuten von daselbst verstorbenen Frauen und Männern machen liess, nachwies, dass die Einschrumpfung thatsächlich, wie dies von Reisenden berichtet wurde, durch Einfüllen von heissen Steinen bewirkt werden kann. Als Demonstrationsobjecte waren vier solcher Kopfhäute, und zwar eine von einem Weibe und drei von Männern, ausgestellt; der weiblichen Kopfhaut war zur Vergleichung der Grössenunterschiede der dazu gehörige Schädel beigegeben. Ausserdem wurde auch eine von den drei im Besitze des k. k. naturhistorischen Hofmuseums befindlichen echten Kopftrophäen der Jívaros demonstrirt. Ein Versuch, eine weibliche Kopfhaut durch Trocknen an der Sonne zum Schrumpfen zu bringen, misslang vollkommen [1]).

Der Vortragende spricht dem Vorstande des genannten Institutes, Herrn Prof. Dr. Hans Kundrat, für die Erlaubniss zur Vornahme der besprochenen Experimente, sowie den Professoren Dr. Alexander Kolisko und Dr. Richard Paltauf für ihre werkthätige Unterstützung den verbindlichsten Dank aus. Um die Herstellung der ausserordentlich gelungenen Präparate haben sich die an demselben Institute angestellten Diener Mann und Böhm, namentlich ersterer, sehr verdient gemacht.

An der Discussion betheiligten sich Herr Prof. Hans Kundrat, der einige Bemerkungen über die Ursachen machte, warum die Haare unverändert blieben, und Herr Custos Franz Heger, der berichtete, dass einer Aussage des Consuls Karl Wiener zufolge die Regierung von Ecuadór ein Verbot auf die Ausfuhr von derartigen Kopftrophäen legte.

6. Herr Dr. **Eduard Sonne** hält einen Vortrag über

### Die Bewohner Britisch-Nord-Borneos mit besonderer Berücksichtigung der Badjohs, Tumbonoas und Sundajaks.

Im Jahre 1890 wurde ich von einem grossen holländischen Culturunternehmen nach Britisch-Nord-Borneo engagirt und war dort 18 Monate als Arzt thätig. Ich will in Folgendem meine Eindrücke über die Bevölkerung wiedergeben.

Auf einen Flächeninhalt von 31.000 engl. Quadratmeilen leben kaum 150.000 Menschen von den Küsten weg in weniger als halbcivilisirtem Zustande. Früher soll die Bevölkerung viel zahlreicher gewesen sein, aber

[1]) Vgl. Andree, Ethnographische Parallelen, Stuttgart 1878, S. 146, Anm. 3: „Die Jívaros verstanden es, die ganze Kopfhaut in einem einzigen Stücke abzuziehen, dann wurde sie sorgfältig getrocknet und schrumpfte gleichmässig zusammen . . .“ Und im Text: „denn durch das blosse Hineinstecken heisser Steine . . . . . dürfte schwerlich das völlige Austrocknen und Zusammenschrumpfen erfolgen.“

Piraten und Kopfjäger, Blattern, Todtenopfer und kolossale Sterblichkeit der Kinder in den ersten Lebensjahren haben die Bevölkerung stark decimirt. Der Handel war vor Eintreffen von Europäern 1886 fast Null und ist es noch heute; die British North Borneo Compagny übernahm das Land schon 1882. Geld ist nur an einem schmalen Küstenstreifen bekannt. Das ganze Land bildet einen grossen, von keiner einzigen Strasse durchzogenen Urwald, in den man nur auf dem Flusswege eindringen kann. Wenn man von der geringen Anzahl der Europäer 120—140 und die mit denselben in's Land gebrachten Koolies verschiedener Nationalitäten (Chinesen, Klings, Javanen, Malaien) absieht, lässt sich die Bevölkerung in drei Classen eintheilen:

*a)* Ureinwohner [ich verstehe darunter die vor der Einwanderung des malaiischen Elementes aus Malacca, Sumatra bereits anwesenden; Malaien überschwemmten den Archipel jedenfalls lange vor den Arabern (1250)];

*b)* Einwanderer (Sulus, Illanuns von den Sulu-Inseln, Araber, Malaien, Buginesen) an den Küsten und den zahlreichen Flüssen;

*c)* eine Mischbevölkerung aller dieser Stämme, wie Dumpas, Eraus, Umpuli, weiter im Inneren.

Die Einwanderer sind Mohammedaner, die Mischbevölkerung theils Heiden, theils Mohammedaner, allerdings geht ihr Mohammedanismus wenig über die rituelle Beschneidung und Speisegesetze hinaus.

So mancher malaiische Matrose aus Singapore oder Penang, der vorgibt, in Mekka gewesen zu sein, dürfte sich unter ihren Hadjis finden.

Die Sulus, ein räuberisches Volk malaiisch-arabischer Abstammung, beherrschten bis zum Jahre 1882 den ganzen Osten Britisch-Borneos, soweit sie eben vordringen konnten; betrieben Sklavenhandel, hoben Flusszölle von den Passirenden ein. Ihnen nach machten es die anderen Küstenbewohner, Einer beraubte den Anderen. Noch heute hat das Gouvernement viel Plage mit diesen Leuten, da seine Macht eben nur soweit reicht als der Tiefgang seiner Steamlaunches.

Im Besonderen werde ich erst die Badjohs erwähnen, das erste Borneovolk, das man zu Gesicht bekommt; dieselben stehen auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwicklung, bauen keine Häuser, kein Feld, sondern leben mit ihren Familien in Praus, treiben hauptsächlich Fischfang und leben von dem Ertrage ihrer Beute, doch verschmähen sie auch Schlangen, Würmer etc. nicht. Sie sind ein schmutziges, antipathisches und indolentes Volk; obgleich Mohammedaner und Küstenvolk, stehen sie weit unter den Tumbonoas. Ihr ganzer Handel besteht darin, dass sie Producte des Meeres gegen Reis von ihren Nachbarn umtauschen. Auf meine Frage, warum sie keine Häuser bauen, wurde mir von Tumbonoas berichtet, sie konnten darin nicht schlafen und lässt sich dieses Oppressionsgefühl ja leicht aus dem beständigen Aufenthalt auf der See und auf den Flüssen erklären. Ihr ganzes Leben spielt sich in ihrer Pran ab, mit Dunkelwerden legen sie dieselben in kleinen, nie befahrenen Flüsschen vor Anker und bringen in der Prau schlafend die Nacht zu. Sie sind sehr scheu und unzugänglich und vermeiden besonders den Umgang mit Europäern.

Sie erinnern lebhaft an die von Bock geschilderten Waldmenschen, und was jenen der Wald, ist diesen die See. Wie mir erzählt wurde, pflegten sie sich vor Ansiedlung von Europäern zahlreich an der Benkokamündung (Marudu Bay) und auf den in der Nähe befindlichen kleinen Inselchen aufzuhalten. Um Banguey und Palembangan herum, wo sie sehr wenig durch Steamlaunchverkehr gestört werden, sah ich sie häufiger. Sie hatten ihre Prauen (50—80) vor Anker und faulenzten oder kochten auf den Sandbänken.

Sie haben zweierlei Praus: grosse, mit Schutzdach aus Nipablättern und zwei vorne eingehakten Rudern, die man sowohl stehend als sitzend gebrauchen kann. Rückwärts im Boote ist ein kleiner Herd angebracht; diese Praus bilden ihre Wohnung; ganz kleine, für höchstens drei Personen bestimmt, dienen für Excursionen in kleine, seichte Nebenflüsschen. Eine oder mehrere chinesische Gongs, 2—3 Kochtöpfe, ihre Waffen, einige Fetzen Cattun und das Segeltuch sind ihr einziger Besitz. An ihren Praus und Rudern habe ich keine Schnitzereien bemerkt, was sehr für ihre Indolenz spricht.

Die Männer bekleiden sich mit einer T-förmigen Cattunbinde, die sie nach hinten durchziehen und befestigen.

Die Weiber tragen einen kurzen Sarong und lassen den Oberkörper unbedeckt. Das Haar binden sie in einen Knoten. Die Kinder gehen nackt.

Ihre Waffen sind der malaiische Parang, ein kleiner Holzschild und eine scharf zugespitzte Bambuslanze.

Ihre Werkzeuge, der Fischspeer (Bambusschaft mit eisernem Haken), einige Netze und Körbe zum Fischfangen. Den Fischspeer werfen sie, aufrecht im Boote stehend.

Die Badjohs sind etwas grösser, stärker und dunkler gefärbt als die gewöhnlichen Malaien, wie ich sie in Singapore, Sumatra, Malacca sah, sonst gleichen sie ihnen körperlich vollkommen. Ich erkläre mir das aus dem vorwiegenden Fleischgenuss und dem Aufenthalt auf der See. Die Badjohs waren früher Piraten und Menschenräuber, sie waren Helfershelfer der Sulus und wurden offenbar von diesen zum Mohammedanismus bekehrt.

Man trifft sie an der ganzen Küste Nord-Borneos.

Ich halte sie für eine auf niedriger Stufe stehen gebliebene Unterabtheilung der malaiischen Rasse oder für Nachkommen der ersten malaiischen Einwanderer, die sich des Widerstandes wegen, den sie von den Ureinwohnern fanden, nicht niedergelassen haben und in ihren Booten wohnen blieben und schliesslich dieses Leben gewöhnten.

Für diese meine Meinung spräche auch, dass man Badjohs überall im Archipel finden soll, allerdings zum grössten Theile angesiedelt. Ueber moralische und geistige Fähigkeiten konnte ich nichts erfahren; doch dürften dieselben wenig ausgebildet sein; da sie trotz jahrhundertelanger Berührung mit civilisirteren Stämmen ihr Nomadenleben nicht aufgegeben haben.

Ihre Sprache ist der malaiischen ähnlich, jedoch schwer verständlich.

Mehr als von Badjohs weiss ich von den Tumbonoas anzugeben. Diese bewohnen das ganze östliche Vorgebirge von Nord Borneo bis zum Paitanflusse, sowie die Alluvionen im Süden der Marudu-Bay bis an die Gebirge nach Süden zu, der Heimat der Sundajaks. Ihre Anzahl soll kaum 2000 überschreiten und waren sie früher besonders an den Flüssen viel zahlreicher. Verlassene Kampongs oder Ueberbleibsel derselben sind sehr häufig. Ich theile sie in Land- und Flusstumbonoas ein, und zwar thue ich das deshalb, weil unter den Europäern auf Borneo sehr oft die irrige Ansicht zu finden ist, die Flusstumbonoas wären, weil Mohammedaner, Badjohs, was durchaus irrig ist. Wohl muss ich bemerken, dass sich die Flusstumbonoas den Namen Badjo stillschweigend gefallen lassen, weil sie sich in Folge ihres Glaubens von ihren Stammesbrüdern unterschieden wissen wollen. Fluss- und Landtumbonoas sprechen dieselbe Sprache; diese unterscheidet sich von der Badjohsprache. Sie verhalten sich in Sitten und Gebräuchen vollkommen gleich nur mit geringfügigen, durch den Mohammedanismus gegebenen Kleinigkeiten; auch stehen sie in beständigem Connex miteinander und die jungen Männer der Flusstumbonoas holen ihre Bräute häufig aus dem Inlande, wozu mit eine Causa movens sein dürfte, dass die Mädchen vom Flusse mit viel grösserem Kaufbetrage in Baarem oder Producten des Waldes, Cattun, Messing, Büffel erworben werden müssen. Bei dem geringfügigen Tauschhandel, den sie miteinander führen, pflegen sie von den etwas intelligenteren Flusstumbonoas stark übervortheilt zu werden. Sie sind im Allgemeinen ein intelligentes, harmloses, unkriegerisches, ziemlich unreines, faules Völkchen, haben gute Begriffe von Anstand und Sittlichkeit; Mord und Diebstahl sind bei ihnen unbekannt. Auch der Civilisation sind sie sehr leicht zugänglich. Nach Eröffnung eines chinesischen Ladens auf Senadja waren Seife, Kämme und Spiegel ein gesuchter Artikel. Die auf der Plantage lebenden drei Tumbonoamädchen waren, obgleich sie aus dem Inneren waren und nie früher Europäer gesehen hatten, eifrig bemüht, ihre geschwärzten Zähne mit Messer und Zahnbürste von dem Lacküberzuge zu reinigen und wiederholten diese Operation täglich vor dem Spiegel; nur das Aufgeben des Sirikauens machte grosse Schwierigkeiten. Zwei von ihnen konnten nähen und schnitten den Cattun für ihre Kleider selbst zu. Sie liebten Geselligkeit, stacken ganze Tage beisammen und pflegten, um sich von den Frauen der javanischen und malaiischen Coolies zu unterscheiden, immer mit Sonnenschirm auszugehen.

Besuche wurden durch einen natürlichen oder künstlichen Spalt in der Atapwand scharf beobachtet und bildeten Gegenstand der Discussion. Gross ist die Anhänglichkeit an Stammesangehörige sowie besonders an die Eltern. Nicht nur, dass diese Mädchen sehr häufig von Schwärmen ihrer Angehörigen besucht wurden, die sieben Stunden weit daherkamen, auch Bewohner entlegenerer Kampongs pflegten sich zu Besuche einzufinden.

Zuckerrohr, Melonen waren Gegenpräsente für genossenen Reis und Fische. Die schönen Eigenschaften der Tumbonoas werden jedoch getrübt durch ihre zwar nicht für asiatische, jedoch für europäische Begriffe schreckliche Faulheit und Lügenhaftigkeit und dürfte ausser Musiciren und Tanzen kaum eine Beschäftigung existiren, die ihnen Freude machte. Im Boote befindlich, überlassen sie sich am liebsten der Ebbe respective Fluth, nur hie und da sieht man einen Ruderschlag. Ihre Häuser repariren sie selten; gewöhnlich warten sie zu, bis dieselben zusammengefallen sind. Das Dach ist meist in einem argen Zustande; ist dasselbe in einer Ecke vom Winde weggetragen, so hocken sie, wenn Regen, dort, wo das Dach erhalten ist. Die Lücken waren nie reparirt. Ich machte diese Bemerkung häufig, wenn ich im Dienste zur deutschen Borneo-Gesellschaft gerudert wurde.

Sie bauen kaum so viel an, als sie zum Leben brauchen.

Ihre Felder sind voll Unkraut und sind oft süsse Kartoffeln, Melonen, Gurken durcheinander gepflanzt. Die Umgebung ihrer Häuser ist nie vom Gras gereinigt, der Peer zu ihren Booten lebensgefährlich zu besteigen. Die Estates gaben sich Mühe, sie für Waldfällen zu gewinnen, aber ihre Antwort war stabil: Mana bole kita kretja sperti orang Kuli (Wie ist es möglich, dass wir arbeiten, wie die Kulis).

Die Tumbonoas sind kein tapferes Volk, mit Eintritt der Dunkelheit verlässt keiner sein Haus; unbegreiflich war es ihnen, dass wir Europäer in Mondnächten auf Jagd gingen.

Die Landtumbonoas sind durchwegs Heiden, sie glauben an gute und böse Geister, Träume etc. Von vielen ihrer Leute glauben sie, es wären Zauberer. Den Geistern bringen sie Opfer, wie Hühner, Schweine, seltener Büffel. Ihr Thun und Lassen machen sie von dem Ausgang solcher Opfer abhängig, doch weiss ich nicht, welche Erscheinungen pro oder contra ihr Unternehmen sprechen. Auch in Krankheitsfällen nehmen sie zu solchen Opfern Zuflucht. Frauen werden durch Kauf erworben, wie ich bereits erwähnt habe, und gilt ein mit vielen Töchtern gesegneter Vater für reich.

Stirbt Jemand, so wird die Gong so lange geschlagen, bis er beerdigt wird. Ihre Todten behandeln sie mit grosser Pietät und glauben, dass dieselben über die höchste Spitze des Kinibalu in den Himmel kommen. Sie begraben die Todten in Särgen aus Eisenholz an einem gemeinsamen, in der Nähe des Kampongs befindlichen Platze und werfen viereckige Grabhügel auf. Unsere Grabsteine sind durch geschnitzte Holzpflöcke vertreten und glaube ich, dass diese verschiedener Länge sind, grösser bei Erwachsenen und kleiner bei Kindern. Der bei Senadja gelegene Begräbnissplatz war zum Schutze gegen Wildschweine stark umzäumt.

Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit unter den Landtumbonoas ist das Einbalsamiren der Verstorbenen, und zwar sollen sie das so thun, dass sie am Bauch, Rücken und Extremitäten die Haut breit abtrennen und mit einer gepulverten Kampherart einstreuen.

Die Häuser der Tumbonoas sind nach malaiischem Typus gebaut und sehr verschiedener Grösse. Sie sind ganz aus Atap (Blätter der Nipapalme), der Fussboden 4—7 Fuss über den Erdboden besteht aus Bambus. Der innere Raum ist entweder durch Atapwände in mehrere Abtheilungen getheilt, mit einem vorderen gemeinsamen Gange, an dessen Ende sich ein niedriger, 1—2 Fuss hoher Herd befindet, ein zweiter Gang, entsprechend der Breite des Herdes und senkrecht auf den vorigen, bildet die Vorrathskammer. Bei Kapala kampong (Ortshäuptling), Pangerans (Adelsrang, werden von den Niedrigeren mit Tuan [Herr] angesprochen), ersetzen bunte Tücher die Atapscheidewände. Der Besitzer von einigen chinesischen Kupfergefässen, Gongs und Hühnern, 2—3 Büffeln gilt für reich.

Die Männer tragen die malaiische Batjo und eine kurze, gewöhnlich aus blauer Leinwand gefertigte Hose, der Kopf ist unbedeckt oder mit einem um die Peripherie des Kopfes gewickelten Tuchstreifen bedeckt. Zu Hause oder bei der Arbeit behelfen sie sich mit einer Binde um die Leibesmitte.

Die Weiber benützen einen kurzen Sarong und ein enganliegendes, corsettartiges Leibchen aus Leinwand, darüber bei besonderen Angelegenheiten ein langes Frauenbatjo. Der Kopf ist gewöhnlich nicht bedeckt, das Haar einfach in einem Knoten gebunden oder, bei Mädchen von hinten hinaufgekämmt, zusammengerollt und mit einem Kamme oder Nadel befestigt.

Die Kinder laufen bis zum 10. und 11. Jahre nackt. Fast sämmtliche Arbeiten besorgen die Frauen; Sammeln von Producten des Waldes sowie Waldfällen vor der Zeit des Anbaues besorgen die Männer. Ihre Nahrung besteht in Reis, Fischen, Früchten etc. Aus Reis bereiten sie ein berauschendes Getränk, welches jedoch nur bei besonderen Anlässen getrunken wird (Flusstumbonoas haben dieses Getränk nicht), wobei Alt und Jung berauscht ist.

Den Mädchen und Knaben werden mit Eintritt der Pubertät die Zähne so gefeilt, dass sie nach vorne concav sind und dann mit einer Lackart geschwärzt. Alt und Jung raucht und kaut Siri. Sie leben in Monogamie und kommt Polygamie selten vor.

Ihre Waffen sind Speer mit eiserner Spitze, ein breites Sulumesser oder der malaiische Parang, die unvermeidliche Siribüchse, die sie in einem Behälter aus Rotang an einer Schnur an der Seite tragen; ein schmaler, hoher, cylindrischer Korb auf dem Rücken vervollständigen ihre Adjustirung. Sie sprechen eine den Badjohs wenig verständliche, von den Sundajaks verschiedene Sprache.

Manche der Flusstumbonoas können malaiisch schreiben; ihre Sprache ist für Malaien unverständlich. Vielen von ihnen fehlen die Zeichen der malaiischen Rasse, während die Badjohs z. B. sich gleichen wie ein Ei dem anderen; ich sah unter den Tumbonoas auffallende Unterschiede in Gesichts- und Körperbildung.

Diese sowie die Sitte, die Todten einzubalsamiren, das ruhige, harmlose Wesen der Tumbonoas sind vielleicht Erbstücke chinesischen Blutes.

Die Sundajaks. Körperlich in der Art und Weise, wie sie Häuser und Feld bauen, in ihren religiösen Vorstellungen gleichen die Sundajaks den Tumbonoas vollständig, sind aber sonst von Ihnen verschieden. Sie sind ein halb barbarisches, wenig zugängliches und kriegerisches Volk, bewohnen das ganze Innere und den Westen des Landes. Im Osten sind sie gegen 150 engl. Meilen von der Küste verdrängt, im Westen jedoch wohnen sie bis an die Küste.

Nur dort, wo sie mit Einwanderern und dem Mischvolke zusammen gekommen, zeigen sie Spuren von Civilisation. Tiefer im Inneren sind sie roving savages.

Sie haben sehr rohe Sitten und Gebräuche; dort, wo sie die tangan pandjang = lange Hand, das Gewehr der Europäer nicht zu fürchten brauchen, stehen Menschenopfer und Kopfjagd in voller Blüthe.

Die Kopfjagd führt zu beständigen Blutfehden. Im Süden von Maruduestate, bereits in den Bergen wohnend, befinden sich drei Kampongs, die durch einen relativ guten Pfad mit der Estate verbunden waren. In ganzen Haufen pflegten die Bewohner dieser Kampong in den Laden zu kommen, um für den Erlös ihrer Früchte, Hühner, Eier, Rotang etc., Cattun, Glasperlen etc. einzukaufen.

An Zahltagen pflegten wir sie in ihren nur zwei Wegstunden entfernten Kampongs zu besuchen. Eine Verständigung mit ihnen ist schwer, nur sehr wenige sprechen malaiisch. Ihre Sprache ist eine von den Tumbonoas verschiedene. Nur Einer unter ihnen stand mit uns Europäern in directer Verbindung, es war unser Waffenlieferant; er verlangte, den Werth des Geldes kaum kennend, oft unverschämte Preise. Einen Herrn, der ihm erzählte, er wäre mit der Tätowirung am Arme (einer Schlange) geboren, betrachtete er mit grosser Bewunderung und hielt ihn für von uns übrigen verschieden. Ueber Kopfabhacken befragt, weisen sie nach Süden und verwahren sich entschieden dagegen sowie gegen Menschenopfer. Es hat auch allen Anschein, dass sie sich in der Nähe von Europäern mit Hühner- und Schweineopfer begnügen. Sie sind wenig intelligent und um keinen Preis zu bewegen, den Namen ihres Vaters oder ihrer Mutter auszusprechen; vielleicht hängt letzteres mit ihrem rohen Aberglauben zusammen. Menschenopfer bringen sie in der Absicht, um Botschaften zu ihren Todten zu schicken, in der Weise, dass Jeder, der eine solche senden will, einen Speer gegen einen an der Pforte gebundenen Gefangenen schleudert und ihn durchbohrt.

Ihre Kleidung ist zumeist Selbstfabrikat. Die Kleidung der Männer gleicht der der Tumbonoamänner. Die Frauenkleidung ist jedoch eine andere. Sie beladen sich gerne mit allerhand Messingzieraten mit Fuss-, Arm-, Hals-, Finger- und Ohrringen, ebenso ihre Kinder weiblichen Geschlechtes. An den Männern habe ich solches weder auf der Estate noch in Kampong gesehen. Wir kauften von ihnen Panzer aus Messing gemacht und dünne Ketten; ich glaube, dass diese letzteren ihr Kriegsschmuck sind.

Ihre Waffen sind: Ueber einen halben Meter lange Säbel, die nach unten breiter werden und mit Holzgriff versehen sind. An dem langen Holzgriff sind Vertiefungen zum Befestigen von Menschenhaar angebracht. Ein

solcher Säbel, den ich kaufte, hatte am Griffe eine Glocke hängen. Blassrohre (Pfeile), Speere und grosse Schilde vervollständigen die Ausrüstung.

Für die Kopfjagd gehört auch mit ihre primitive Kriegsflöte. Ihre Musikinstrumente sind Gongs, Gambangs, Nasenflöten, dann ein violinartiges Instrument aus einem Stück Bambus, das in der Weise gemacht wird, dass der ganzen Länge nach und ringsum dünne, saitenartige Streifen von der Unterlage losgelöst werden, die man dann mit Holzstückchen stützt. Entsprechend jeder solchen Holzsaite ist ein Hohlraum ausgeschnitten, so dass bei Anschlag der Saite das Bambusinnere, das hohl ist, in Schwingungen geräth.

Tänze sind das einfache Majin boloogsi mit innerem und äusserem Ring und ein Kriegstanz von einem Manne aufgeführt.

Der Tänzer, welchen ich sah, war blos mit einem Säbel bewaffnet, machte allerhand tolle Sprünge und Bewegungen mit Händen und Kopf, wobei er seinen Säbel theils von sich weg, theils gegen sich drohend richtete und, was mir dabei besonders auffiel, war, dass dieses Treiben so lange dauerte, bis eine alte Frau, es war seine Mutter, auf ihn losging und ihre Hände auf seinen Kopf legte und denselben längere Zeit gefasst hielt. Auf meine Frage, warum sie letzteres thäte, wurde mir geantwortet, um zu verhindern, das der Antu (der böse Geist) in ihn fahre.

Ihr Majin boloogsi dauert die ganze Nacht.

Herr Ootmers, ein Hamburger, der in Begleitung einiger von ihnen auf dem Kinibalu war, um Orchideen für ein englisches Handlungshaus zu sammeln, erzählte mir, sie wären um keinen Preis zu bewegen, höher als gegen 3000 Fuss zu steigen, ebenso dass sie sich geweigert hätten, manche andere Berge zu besteigen.

Tida bole war die einzige Antwort, die sie, gefragt, gaben. Ob sie die Geister ihrer Todten zu stören fürchten oder ob sie ihre Todten auf gewisse Höhen transportiren und dieselben deshalb meiden, weiss ich nicht.

Ich halte die Sundajaks für die Ureinwohner von Borneo, die Tumbonoas für einen Zweig derselben. Ihre rohen Sitten dürften vielleicht Folge des jahrhundertelangen Kampfes mit dem arabisch-malaiischen Elemente sein. Es hat viel für sich, anzunehmen, dass die Sundajaks lange vor Einwanderung der Malaien stark mit Chinesen gemischt gewesen sind.

---

## Ausschuss-Sitzung am 7. Februar 1893.

Vorsitzender: Herr Hofrath Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl.

1. Als neue Mitglieder werden aufgenommen:

*a)* als unterstützende Mitglieder:

Dr. Fr. Tieftrunk, Advocat in Melnik;
Karl Schauta, Pfarrer in Payerbach;
Niederösterreichisches Landes-Real- und Ober-Gymnasium in Horn;

*b)* als wirkliche Mitglieder:

Berthold Willner in Wien;
Dr. Oscar Lenz, Professor an der deutschen Universität in Prag;
Dr. Philipp Knoll, Professor an der deutschen Universität in Prag;
Karl A. Romstorfer, Architekt, Professor an der Staatsgewerbeschule in Czernowitz;
Dr. Fr. Pastrnek in Wien;
Fräulein Emma Libicka, Malerin in Wien;
Dr. Konrad Gross, Operateur an der dritten geburtshilflichen Klinik in Wien;
Dr. Josef Neugebauer, Secundararzt im allgemeinen Krankenhause in Wien;
Camillo Sitte, Director der k. k. Staatsgewerbeschule in Wien;
K. k. Staatsgewerbeschule in Wien;
Dr. Hans Bohatta, Volontär an der Universitätsbibliothek in Wien;
Dr. Emil Schmidt, Professor an der Universität in Leipzig;
Josef Eigl, k. k. Oberingenieur in Salzburg;
Andreas Binder, Bau-Inspector der Kaiser Ferdinands-Nordbahn in Wien;
Dr. Josef Adam in Wien;
Dr. Eduard Lippmann, Professor an der Universität in Wien;
Roman Zawiliński, k. k. Professor am dritten Staats-Obergymnasium in Krakau;
Rafael Hoffmann, Bergwerksdirector in Wien.

2. An Stelle des langjährigen Rechnungsrevisors Landesgerichtsrath Edmund Schmidl wird wegen seines Umzuges nach Steyr Herr Professor Alois Raimund Hein an dessen Stelle berufen.

3. Der Secretär legt das im Auftrage des Ministers der niederländischen Colonien der Gesellschaft zugekommene, im Verlage von P. W. M. Trap in Leiden erschienene Werk von F. S. A. de Clercq und J. D. E. Schmeltz: „Ethnographische Beschrijving van de West- en Noordkust van Nederlandsch Nieuw-Guinea“ vor. Für die Spende dieses grossartig angelegten Werkes wird vom Ausschusse der Dank votirt.

4. Mit der Société d'Archéologie de Bruxelles wird der Schriftentausch eingeleitet.

---

## Monats-Versammlung am 7. Februar 1893.

Vorsitzender: Herr Hofrath Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl.

1. Der Vorsitzende hält auf das verstorbene Ehrenmitglied der Gesellschaft, geheimen Medicinalrath Dr. Hermann Schaaffhausen, einen Nachruf.

2. Herr Universitäts-Professor Dr. **Wilhelm Tomaschek** hält einen Vortrag über

### Das Verhältniss der Thraker und Illyrier zu einander.

Alle Forscher, welche sich mit der Geschichte der indogermanischen Stämme beschäftigt haben, stimmen

darin überein, dass die Hämushalbinsel als das nächste Uebergangsgebiet von Asien nach Europa und umgekehrt von Europa nach Asien eine wichtige Stellung einnehme und die aufmerksamste Beachtung verdiene, wenn es sich darum handelt, die schwierigen Räthsel, welche die Paläogenesie der Indogermanen bietet, mit einiger Wahrscheinlichkeit zu lösen.

Wenn es die paläontologische Forschung wahrscheinlich gemacht hat, dass das Schöpfungscentrum des Menschen überhaupt einer südlichen Region zufällt und dass der einstmals stark vereiste europäische Continent keineswegs den Anspruch darauf erheben darf, für dieses Centrum zu gelten, wenn also die europäische Menschheit selbst aus südlichen Strichen stammt, so boten sich für die in einzelnen Wellen nach Europa verschlagenen Rassen drei Hauptwege der Wanderung: der Sund von Gibraltar und die sicilische Strasse; der thrakische Bosporus; die pontische Steppenregion. Die letztere war von jeher das Durchgangsgebiet von Sippen mongoloidischer Rasse; auf den Uebergangsstellen des westlichen Mittelmeerbeckens mögen Sippen aus Nordafrika eingezogen sein; den Mittelweg über den Bosporus jedoch hatte unzweifelhaft der stärkste Theil der europäischen Urbevölkerung gewählt, darunter namentlich jene Sippen, welche vorwiegend den Typus der kaukasischen Rasse aufweisen. Es ist nicht meine Aufgabe, diese verschiedenen, theils brachy-, theils dolichokephalen Rassenelemente zu analysiren und in ihre Ursprünge zu verfolgen; auch habe ich nicht vor, einige für mich feststehende Thesen näher zu begründen, die ich hier mit einigen Worten andeuten will. Erstlich bin ich der Meinung, dass die Rassenbildung in weitaus entlegenere Epochen der Menschheit zurückgeht als die Sprachenbildung und dass die Rassentypen, aus denen sich die einzelnen Glieder der nachmaligen indogermanischen Völkerwelt zusammengesetzt haben, auf mehrfache, räumlich mehr oder minder entlegene Ausgangscentra zurückweisen. Zweitens halte ich daran fest, dass auf europäischem Boden Rasse und Sprache am wenigsten zusammenfallen. Irgend ein europäischer Centralstamm, der etwa an der frühzeitig eisfrei gewordenen mittleren Donau seine Sitze hatte und Jägerei, Viehzucht und etwas Ackerbau betrieb, hatte sich im Laufe der Zeiten eine überaus formenreiche Sprache geschaffen und zugleich die politische Obmacht über die übrigen, an den Peripherien gelagerten Wald- und Jägerstämme erworben und diesen seine einheitliche Sprechweise aufgenöthigt; indem sich der führende Adel jenes herrschenden Centralstammes, den Einige vielleicht in den Germanen, Andere in den nomadischen Ariern, welche nachmals nach Asien auswanderten, zu suchen geneigt sein dürften, unter den unterthänigen Stämmen verlor, sowie in Folge ständiger Vernichtungskämpfe blieb für die Folgezeit kein deutlich erkennbarer Rest von jenem Centralstamme übrig. Die in Europa hervortretenden Glieder der vormals social geeinigten indogermanischen Sprach- und Völkerwelt hatten jedoch ihre verschiedene, mit der Verschiedenheit des Rassentypus zusammenhängende, orale Disposition (Aussprache der Laute und Tonfall der Rede) allezeit bewahrt, und daraus erklärt sich die reiche Gliederung des Indogermanischen nach Einzelsprachen und Dialekten; je weiter diese Stämme auseinander gingen, je mehr sie sich mit den allophylen West- und Südvölkern Europas mischten, desto stärker wurden die sprachlichen Differenzen. Und so finden wir denn, abgesehen von den nach Indien und Iran abgezogenen arischen Nomaden, an der Schwelle der Geschichte die germanische Sprechweise ausgebildet an der Elbe und in Skandia; die keltische am Rhein, in der atlantischen Liguria und im silurischen Inselland; im voreinst ligurischen Appenin kamen die italischen Dialekte zur Herrschaft; im pelasgisch-lelegischen Süden die hellenischen. Oestlich von den Germanen an der Weichsel bis zur Grenze der finnischen Jägerstämme finden wir die Slaven und Litauer gelagert. Was für Völker und Sprachen aber waren in dem centralen Gebiete an der Donau, im Karpat und Hämus zurückgeblieben? Und sind von hier aus Wanderungen nach Kleinasien erfolgt?

Ich habe vorhin Wanderungen aus Asien über den Bosporus in's europäische Centralgebiet angenommen — Wanderungen, welche in der Urzeit der sich immer weiter ausbreitenden Menschheit erfolgten. Es gibt Forscher, welche diese Wanderungen überdies mit der Genesis der urindogermanischen Sprechweise in Zusammenhang bringen und beispielsweise die dekadische Zählmethode für ein Erbstück aus Mesopotamien halten. Das muss für sehr unsicher gelten; für ebenso unsicher halte ich alle sprachlichen Anknüpfungen, die man zwischen dem Semitischen und Indogermanischen aufgestellt hat; wie in Westeuropa als dichte Grenzscheide zwischen diesen beiden Elementen das iberische (baskische) Volkselement dasteht, so liegt im Grenzgebiete zwischen Europa und Mesopotamien die dicht gedrängte Sprachwelt der Aborigier des Kaukasusgürtels und Kleinasiens dazwischen, eine Sprachwelt, welche noch weniger eine Anknüpfung zulässt! Nein, die indogermanische Sprechweise hat sich erst in Europa ganz unbeeinflusst und selbstständig herausgebildet, mögen auch die Rassentypen der europäischen Völker von aussen stammen. Hier haben wir es nur mit späteren Wanderungen zu thun, welche aus dem übervölkerten Europa nach Kleinasien erfolgten, nachdem sich das indogermanische Urvolk schon längst in einzelne unterschiedene Glieder aufgelöst hatte. Da überdies den nordischen Völkern eine stärkere Physis als den südlicheren eigen geworden war, so erklärt sich daraus die Thatsache, dass es einigen Nordstämmen wirklich gelang, auf kleinasiatischem Boden festen Fuss zu fassen.

Wir finden hier die Armenier als älteste Metanasten. Die armenische Sprache ist von allen indogermanischen die am meisten entartete, d. h. sie ist in der Auflösung und Schwächung des indogermanischen Erbes am weitesten vorgeschritten und hat sich mit kleinasiatischen und kaukasischen Sprachelementen vollauf gesättigt. Weiters müssen wir die alten Phryger für Metanasten aus dem Hämusgebiete halten; leider sind die phrygischen Sprachreste so spärlich, um daraus den Grad der Sprachverwandtschaft näher zu bestimmen;

die Alten haben die Aehnlichkeit des Phrygischen mit dem Armenischen betont; die Sprache machte zuletzt dem Griechischen Platz und verschwand von der Bildfläche, während sich das Armenische wohl erhalten hat. An der Seite der Phryger nahe dem Bosporus und in der Troas finden wir den Stamm der Mysen, der von den Moesen an der unteren Donau nicht getrennt werden darf. Die Urbewohner der Troas waren Teukrer gewesen, ein Zweig der kleinasiatischen Aboriginerwelt, Brüder der Kiliker und vielleicht auch der Cheta, falls diese ursprünglich von den Aramäern verschieden waren; die uralte Cultur von Hissarlik ist eine autochthonkleinasiatische. Das Volksthum der Teukrer ist in den eingewanderten Mysen aufgegangen; aber auch die Mysen erlagen dem übermächtigen Hellenismus. Die Moesen dagegen, welche sich in Sporaden an der pontischen Küste, im Hämus und an der unteren Donau erhalten hatten, verfielen der Macht Roms und haben sich in romanische Provinzialen verwandelt. Am ägäischen Küstenrande, ja selbst in Makedonien, waren phrygische Stämme zurückgeblieben, welche sich durch ihren orgiastischen Naturcult auszeichneten und die Gestalt des Dionysos sowie die damit verbundene Naturfeier den Thrakern und Griechen übermittelten; in Folge frühzeitiger Berührungen mit den Südvölkern finden wir bei ihnen höhere Culturregungen als bei den rohen Thrakern des Hinterlandes [1]).

Im östlichen Theile der Hämushalbinsel finden wir seit der geschichtlichen Zeit die Nation der Thraker sesshaft. Sehr viele Gründe sprechen dafür, dass diese Nation aus dem Karpatenwall ausgezogen war und sich in das Hämusgebiet mitten unter die mösischen und phrygischen Stämme, welche sie allmälig unterjochte, eingelagert hatte; denn im Karpatengürtel finden wir den echtesten und thatkräftigsten thrakischen Stamm, die durch ihre Kriege mit Rom so berühmt gewordenen Daken; diese Daken sprachen, wie ausdrücklich überliefert wird und wofür auch die ganze Namengebung spricht, thrakisch. So sehen wir denn den weiten Raum vom karpatischen Waldgebirge bis zum Bosporus hinab von dem kriegerischen Eroberervolke der Thraker, welche schliesslich einen Ableger, die Bithynen, über den Bosporus sandten, ausgefüllt. Phryger, Mysen und Thraker waren einander sehr nahe verwandt; der Gegensatz zwischen den phrygischen Stämmen des ägäischen Randes und den eigentlich thrakischen Stämmen des Binnenlandes war nur ein cultureller; die höher veranlagten Küstenstämme wandten sich schliesslich dem Griechenthum zu, die Thraker und Daken jedoch erlagen sammt den Moesen der Macht Roms; sie vertauschten ihre Sprache mit der Lingua Romanisca. So kommt es, dass die thrakische Sprache, eine echte Tochter der indogermanischen Ursprache, verloren ging; wir besitzen nur spärliche Spuren derselben in Glossen und in den höchst charakteristischen Eigennamen. Leiblich existirt jedoch die thrakische Nation noch bis auf den heutigen Tag; die Donau- und Pindus-Wlachen oder die Ostromanen sind, bei aller Mischung und Durchsetzung mit später hinzugetretenen, vorzugsweise slawischen Elementen, wesentlich directe Nachkommen der romanisirten Thraker und Moesen des Hämusgürtels und der benachbarten centralen Theile der Halbinsel.

Westlich von der thrakischen Welt finden wir im Alterthume die illyrische gelagert. Die neuere Forschung hat die Grenzen des illyrischen Volksthums genau ermittelt. Wir finden zunächst die eigentlich sogenannten „Illyrier“ im Rücken der Hellenen von den Keraunien bis zu den albanischen Alpen hinauf verbreitet; vom Skardos bis zur Morawa hin schlossen sich die stammverwandten Dardaner an, die Grenznachbarn der thrakischen Bessen. Diese Schichtung beweist zur Genüge, dass die Illyrier erst hinter den Griechen gegen Süden vorgedrungen waren. Die Griechen waren jedenfalls die älteren Metanasten, denen die von der orientalischen Cultur geschwängerten pelasgisch-lelegischen Lande zugefallen waren: so wurden die Griechen die Hauptträger der Cultur im Mittelmeerbecken, während die hinter ihnen gelagerten Illyrier weit länger im Zustande der Rohheit verblieben. Gewiss hätten zuerst die Griechen, dann die Illyrier sich auch dem Boden Kleinasiens zugewendet, wenn ihnen der Weg dahin nicht durch die bereits am Bosporus sesshaften phrygischen Stämme verschlossen gewesen wäre; erst in später Zeit gelang es den hellenischen Küstenstämmen, asiatische Striche zu besetzen. Weiters finden wir auf der periadrischen Inselwelt die seetüchtigen, vielleicht aber mit Ligurern gemischten Liburner sesshaft. Ferner gewahren wir auf süditalischem Boden die japygischen Stämme gelagert, denen Helbig eine den oskischen Italern überlegene Stellung zuweist; sie waren offenbar vom illyrischen Küstenstriche herübergekommen; bis in die augusteische Zeit hinein erhielten die Messapier ihre Nationalität aufrecht. Als culturfähige Stämme erwiesen sich überdies die Daverzer an der Mündung des Naron sowie die den Liburnern benachbarten Bewohner der istrischen Halbinsel. Das dalmatische Hinterland jedoch, von den albanischen Alpen bis zur Sawe hinauf reichend, bietet als vorwiegendes Karstland für höhere Culturregungen nicht die günstigsten Vorbedingungen; die dalmatischen Stämme werden uns daher als ziemlich roh geschildert, wenn auch anerkannt werden muss, dass sie, vermöge angestrengtester Thätigkeit, das Menschenmöglichste leisteten — nicht nur, dass sie die Schafzucht emsig pflegten, sie betrieben auch in dem alpinen Theil des Hinterlandes eifrig den Bergbau; an der Küste spendeten ihnen der Oelbaum und der Weinstock reiche Erträge. Im Gegensatze zu dem unwirthlichen Lande der Japuden erscheint endlich das gleichfalls von illyrischen Stämmen besiedelte Pannonien als ein für den Ackerbau und für den Handel recht günstiges Gebiet; wir finden einen pannonischen Stamm sogar nördlich von der Donau im ungarischen Erzgebirge, dem am längsten in

[1]) Der Leser vergleiche hierüber meine soeben in den Schriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften erschienene Abhandlung „Die alten Thraker, I. Uebersicht der Stämme“ (130 Seiten, Verlag von Tempsky); eine zweite Abhandlung wird sich mit den thrakischen Sprachresten beschäftigen.

der alten Heimat verbliebenen Stamme der Osen; der grösste Theil des pannonischen Landes ging jedoch auf die Kelten über. Dalmater und Pannonier vertheidigten noch unter Augustus mit grosser Zähigkeit ihren angestammten Boden; schliesslich verwandelten sie sich in ruhige, lateinisch sprechende Provinzialen, die erst den Stürmen der Völkerwanderung sowie der slawischen Einwanderung erlagen; doch steckt in den heutigen Südslawen noch viel illyrisches Blut; das, was den Serben und Kroaten von dem Nordslawen unterscheidet, zumal der Typus, ist illyrischer Antheil.

Am höchsten entwickelt unter allen illyrischen Stämmen finden wir die alten Veneter, welche bereits Herodot ausdrücklich als Illyrier hingestellt hat; das Land an der Pomünde, wo Spina und Hatria lagen, war seit Alters ein Zielpunkt des Handels und Verkehrs geworden; hier drang frühzeitig die griechische Cultur ein; dorthin wandte auch die in Rom herrschende Kaufmannsgilde frühzeitig ihre Augen. Die Veneter, welche das räto-ligurische Volk der Euganeer in's Bergland geschoben hatten, waren nicht blos rationelle Ackerbauer, welche die Inundationen des Stromes durch Deiche regulirten, sie wurden auch Hauptträger des adriatischen Handels, wie ihre Nachkommen im Mittelalter, die Venezianer; als Handelsvolk, welches gesicherte Zustände bevorzugte, begaben sie sich willig und frühzeitig unter den Schutz der römischen Macht. Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit sowohl des schönen Werkes über die Veneter, das uns v. Czörnig hinterlassen hat, als auch der vortrefflichen Monographie Karl Pauli's über die Schriftdenkmäler der Veneter (Leipzig 1891) rühmend zu gedenken; beide Arbeiten ergänzen einander auf's Beste. In einem Punkte kann ich jedoch Pauli nicht völlig beistimmen, wenn er, durch spärliche Anzeichen der Nomenclatur verleitet, das Volksthum der Veneter und Illyrier über die ganzen Ostalpen hin bis zum Bodensee ausdehnen will; ich werde anderswo darauf zurückkommen; mir gelten Este, die Fundstelle von Gurina, der inschriftenreiche Ort Igg beim Laibacher Moor und der pannonische Alpenrand für die äusserste Grenze der Illyrier gegen Westen.

Hier sei nur noch die bekannte Thatsache erwähnt, dass sich in den heutigen Albanen (türk. Arnaút) ein Rest der illyrischen Nation erhalten hat. Die albanische Sprache hat in neuester Zeit der Sprachforscher Gustav Meyer wissenschaftlich untersucht und gefunden, dass sich im Wortschatze derselben ein stattlicher Procentsatz altillyrischen Sprachgutes erhalten hat; er weist dieser allerdings sehr stark gemischten und entarteten Sprache eine Stellung an der Seite des Slawo-litauischen zu, was mir übrigens noch nicht für völlig ausgemacht gilt. Unter den albanischen Wörtern gibt es einige gänzlich isolirte Kernworte, deren indogermanischer Ursprung sich schwer erweisen lässt; sollten hier noch Spuren eines uralten, vorindogermanischen Sprachelementes, etwa des ligurischen, vorliegen?

Die von mir aufgestellte Frage: „Wie verhalten sich Thraker und Illyrier zu einander?“ verdient schon deshalb eine Erörterung, weil in neueren Werken häufig von einer „illyrisch-thrakischen Gruppe“ in dem Sinne gesprochen wird, als ob beide Völker, weil räumlich benachbart, auch durch ein engeres Band der ethnischen und sprachlichen Verwandtschaft verknüpft gewesen wären. Dies scheint mir jedoch nicht der Fall zu sein. Die Verwandtschaft bestand nur insofern, als beide Völker überhaupt Glieder der indogermanischen Sprach- und Völkerwelt darstellen, wie beispielsweise Germanen und Slawen, Italer und Griechen; es waren selbstständige, von einander bestimmt zu sondernde Glieder, deren Ursprünge möglicherweise auf ganz verschiedene Urelemente zurückgingen. In den Berichten der Alten liegt nichts vor, was auf eine ethnische Einheit beider Glieder schliessen liesse. Wenn allerdings, was zuerst v. Mirlova hervorgehoben hat, die Sprache der Ostromanen, der leiblichen Abkömmlinge der thrakischen Provinzialen und die Sprache der Albanen, die Tochter des Illyrischen, manche Eigenschaften gemeinsam besitzen, so reicht dieses Gemeingut nur in die Zeit des beginnenden Mittelalters zurück und der Wlache ist der empfangende Theil. Auffallend bleibt es immerhin, dass selbst Aeusserungen der oralen Naturanlage der illyrischen Sprechweise in's Ostromanische übergingen, was auf eine innige Berührung beider Sprachelemente hinweist. Bereits am Schlusse der römischen Kaiserzeit hatten sich mösische und thrakische Romanen tief in die illyrische Diöcese eingeschoben; diese Einschiebung wiederholte sich, wie der Presbyter von Dioklea bezeugt, in noch stärkerem Masse als die Slowenen und Serben von den Ländern an der unteren Donau und an der Sawe Besitz ergriffen; auf dardanischem Boden und in der Praevalis reichten sich Wlachen und Albanen die Hand, es fanden da innge sprachliche Berührungen statt und Merkmale dieses Contactes sind eben jene illyrischen Elemente im Ostromanischen, welche sogar älter sind als die massenhaft eingedrungenen slowenischen Elemente.

Gehen wir in's Alterthum zurück, so zeigen sich zwischen Thrakern und Illyriern wesentliche Unterschiede. Zuerst in leiblicher Hinsicht. Dem Thraker wird eine gedrungene Statur, rothe Färbung der Haut und Blondheit der Haare zugeschrieben, also der echte nordische Typus. Der Illyrier dagegen, der das sumpfige Gebiet südlich von Durazzo bewohnt, wird als Mensch mit fahler Haut, brünetten Haaren und von schlankem Körperbau geschildert; — doch ist letztere Nachricht vereinzelt; es kann die Landesnatur auf die Physis eingewirkt haben und nichts steht im Wege, dem Pannonier gleichfalls einen mehr nordischen Typus beizumessen. Wir legen überhaupt auf die physischen Unterschiede weniger Gewicht, weil die Nachrichten hierüber geringen wissenschaftlichen Werth besitzen (die Alten haben noch nicht Schädel und Glieder gemessen) und weil seit der Urzeit die Mischung der Typen eine grosse Rolle gespielt hat; noch heutzutage sollen die beiden Hauptstämme der Albanen, die Tosken und die Gegen, starke typische Unterschiede aufweisen!

Schärfer tritt der Unterschied der Illyrer und Thraker in der Psyche hervor. Der Illyrer zeigt uns einen nüchternen, durchaus auf das Praktische gerichteten

Sinn. Viehzucht und Sennerei, Bodenwirthschaft, Hausindustrie, Handelsverkehr und Schifffahrt — diese Dinge beschäftigten den Illyrier, bei dem die Phantasie so wenig in den Vordergrund getreten war, dass wir — mit Ausnahme der abstracten Rectia der Veneter — nichts hören von illyrischen Göttergestalten, Verkörperungen der Gegensätze im Leben der Natur, nichts von einer Pflege der musischen Künste und der Poesie. Andererseits erfahren wir auch nichts von sinnlichen Ausschreitungen. Der Illyrer lebte mässig; das Familienleben war wohlgeordnet und auf ernster Grundlage gebaut; das Weib wurde sehr geachtet, wir finden selbst auf dem Thron eine Frau. Harte Arbeit hielt allezeit den Illyrier gefesselt. Wie anders zeigt sich uns das Wesen des Thrakers! Seine einzige Sorge war das Streitross, seine Hauptbeschäftigung Jagd, Krieg und Raub; seine Nahrung bestand aus blutigem Rossfleisch; dem ungemischten Weine und dem Gerstentrank sprach er bis zur völligen Berauschung zu. Menschenleben galt für nichts, grausam war das Recht, selbst die Spiele waren grausam. Ungezügelt fröhnte er der Sinnlichkeit; die Frauen nahmen eine dienende Stellung ein. Harte Arbeit gefiel ihm keineswegs; diese überliess er seinen gedrückten Unterthanen. Im Gegensatze zu der Armseligkeit des Karstbodens zeigten die sonnigen und zugleich gut bewässerten Alluvialbecken die höchste Fruchtbarkeit; darüber erhoben der Pangäus, die Rhodope, der Hämus ihre wald- und schneereichen Gipfel. Auf solchem Boden entwickelte sich der orgiastische Naturtaumel und reich mit Göttergestalten war das thrakische Pantheon ausgestattet; in der Gestalt des Zalmoxis finden wir sogar den Unsterblichkeitsglauben verkörpert. Stets schwankte der Sinn des Thrakers zwischen orgiastischem Naturjubel, den bewältigenden Wirkungen der Musik, zwischen Sinneslust und Grausamkeit, Blutdurst und Raubgier.

Für uns am entscheidendsten erweisen sich jedoch die sprachlichen Unterschiede. Denn die Sprache muss für die vergangenen Epochen, in denen noch nicht die Summe der materiellen und geistigen Machtmittel, die ein Volk oder ein Staat in sich vereinigt, den Ausschlag gab, als dasjenige hingestellt werden, was das Wesen eines Volkes ausgemacht hat. Wie lässt sich aber, da die alten Sprachen verloren gegangen sind, ein sprachlicher Unterschied begründen? Aus Inschriften lernen wir zunächst eine stattliche Anzahl von Personennamen kennen, von illyrischen sowohl wie von thrakischen. Die Personennamen beider Nationen enthalten nicht die mindeste Gemeinsamkeit und Aehnlichkeit. Die thrakischen erweisen sich als echt indogermanisch: es sind meistens Composita, und gewisse Elemente, z. B. im ersten Gliede Bezeichnungen von Zuchtthieren (Pferd, Rind, Schaf, Ziege), im zweiten Nomina verbalia, z. B. im Sinne von „nährend, schlachtend“ oder „begehrend, liebend“, kehren in langen Reihen ständig wieder. Die illyrischen Namen dagegen sind in äusserst seltenen Fällen Zusammensetzungen; sie gehen meistens von einer Basis aus, an welche, wie im Italischen und Etruskischen, in endloser Abwechslung ein, zwei, drei und mehr Derivationssilben angefügt sind. Ebenso verhält es sich mit den Ortsnamen; auch diese zeigen durchaus verschiedene Bildung und stofflich nicht die geringste Verwandtschaft. Die thrakischen sind wiederum meist Composita mit wiederholt vorkommenden generellen Elementen, wie z. B. diza „Mauer“, bri „Umwallung“, deva „Siedelung“, para „Marktort“. Auf illyrischem Boden dagegen spielen, wie auf italischem, Derivationssilben die Hauptrolle.

Gemäss der räumlichen Schichtung finden wir im Thrakischen einige Entlehnungen aus dem Arischen, was auf eine alte Nachbarschaft der Thraker und Arier am Ostrande der Karpaten hinweist; auf illyrischem Boden sind solche Entlehnungen nicht nachweisbar; hier treten vielmehr innigere Beziehungen zu der westeuropäischen Sprachgruppe ein, welche das Italische und Keltische umfasst. Endlich sei noch bemerkt, dass die sogenannte osteuropäische Sprachgruppe wahrscheinlich in zwei Unterabtheilungen zertheilt werden muss: die eine umfasst das Slawische und Litauische, wozu auch noch in Gustav Meyer's Sinne der Grundstock des Illyrischen gezählt werden darf; die südliche Abtheilung dagegen umfasst das Thrakische, Phrygische und Armenische; zwischen dem Thrakischen und Armenischen sind nämlich deutliche Analogien vorhanden.

Sie werden, geehrte Zuhörer, in meinen Darlegungen eine Lücke wahrgenommen haben: sie betrifft die Statistik der archäologischen Funde; ich habe weder auf die venetischen und liburnischen Funde Rücksicht genommen, noch das Verhältniss von Gurina zu Hallstatt erörtert; auch das Trümmerfeld von Glasinac, die thrakischen Tumuli und die dakischen Objecte liess ich unbesprochen, und zwar aus dem Grunde, weil mir dieses Forschungsgebiet fremd ist; dagegen sehe ich unter Ihnen selbst Forscher, welche auf diesem Gebiete Bedeutendes geleistet haben. Mögen Sie fortfahren, sei es im Hämusgebiete oder in der Bosna, in Pannonien oder an der ägäischen Küste, das für die Kunde der culturellen und ökonomischen Verhältnisse der alten Völker so wichtige Feld der archäologischen und prähistorischen Forschung zu bebauen; die Ernte wird nicht ausbleiben. Vorderhand sind die Resultate noch lückenhaft und unzusammenhängend, und am allerwenigsten lassen sich aus den bisherigen Ergebnissen bestimmte und unzweifelhafte Folgerungen für die Paläogenesie der indogermanischen Sippen ziehen; die sprachlichen Thatsachen im Verein mit den historischen Nachrichten scheinen mir noch immer für diese Seite der Forschung eine stärkere Geltung zu besitzen.

3. Herr Dr. **Wilhelm Hein** hält einen Vortrag über

## Die ethnographischen Sammlungen in der Columbus-Ausstellung zu Madrid 1892—1893,

von dem wir vorläufig folgenden Auszug geben.

In gedrängter Uebersicht wurden diese Sammlungen, welche sich auf die ethnographischen Verhältnisse Amerikas bezogen und nur ganz vereinzelt auch Gegenstände anderer Provenienz aufwiesen, vorgeführt und nur Einiges besonders hervorgehoben.

Vor Allem wurde die Ausstellung der Vereinigten Staaten, in welcher die Ergebnisse der Expedition

Hemenway, von deren Leiter Mr. J. Walter Fewkes in streng wissenschaftlicher Anordnung zur Schau gebracht, einen hervorragenden Platz einnehmen, ziemlich eingehend besprochen; Mr. Walter Hugh vom Smithsonian Institute in Washington und Stewart Culin von der Pensilvanian University in Philadelphia haben, ersterer als Ethnograph, letzterer als Prähistoriker, ihr Bestes gethan, obwohl nicht geleugnet werden soll, dass sich über die Art der Anordnung, wie sie nach dem von dem Director des Nationalmuseums zu Washington, Mr. O. T. Mason, aufgestellten Systeme durchgeführt wurde, mancherlei Bedenken geltend machen. Frau Zelia Nuttal, Assistentin am Peabody Museum in Cambridge, Mass., brachte in Facsimile das von ihr in der Biblioteca Nazionale Centrale zu Florenz entdeckte hispano-mejikanische Manuscript eines Anonymus aus dem XVI. Jahrhundert zur Ausstellung, sowie auf einem grossen Tableau ein mejikanisches Calendarium, das sie nach einer in dem erwähnten Codex aufgefundenen Stelle nach ganz neuen Gesichtspunkten angelegt hatte.

Eine ausgezeichnete Ausstellung veranstaltete die Republik Mejico, die den Director des Museo Nacional zu Mejico, Sr. D. Francisco del Paso y Troncoso, als Vertreter gesendet hat; Einige von den Objecten waren in besonders anerkennenswerther Weise aufgestellt. Von den amerikanischen Staaten waren sonst noch Colombia, Bolivia, Ecuadór, Perú, Uruguay, Guatemala, Nicaragua, Costa Rica und Santo Domingo vertreten, von welchen besonders der erstgenannte durch seine werthvollen Goldsachen glänzte. Unter den europäischen Ausstellern — der Vortragende behielt dabei nur die ethnographische, die sogenannte historisch-amerikanische Abtheilung im Auge — hatten Spanien und Portugal, namentlich letzteres, wahre Perlen an Objecten zur Schau gestellt; freilich liess die Art der Aufstellung erkennen, dass dieselbe blos vom decorativen Standpunkte aus vorgenommen wurde und dass die Besitzer dieser Kostbarkeiten für dieselben nicht die richtige Werthschätzung hatten. Deutschland, das durch den bekannten Mejikanisten Dr. Eduard Seler und Dr. P. Grade, derzeit Gesandtschafts-Secretär in Madrid, vertreten war, hatte zwei Unica, die beiden altmejikanischen Schilde von Stuttgart, ferner die prachtvollen, hier zum ersten Male dem Publicum vorgeführten Goldsachen von Colombia vom Berliner Museum sowie Gypsabgüsse, Aquarelle u. dgl. gesandt. Sehr gut waren auch Schweden-Norwegen und Dänemark, weniger gut jedoch Oesterreich und Frankreich repräsentirt.

Der Vortragende erklärte, dass die Columbus-Ausstellung, an deren Spitze für die historisch-amerikanische Gruppe Sr. D. Juan Navarro y Reverter, Subsecretario des Finanzministeriums, und für die historisch-europäische Gruppe, zu welcher auch Oesterreich und Frankreich eingereiht waren, Sr. D. Fidel Fita y Colomé, Soc. Jes., standen, einzig in ihrer Art war, wenn auch Manches für den Specialgelehrten nicht in der besten Weise zur Geltung kam.

Eine ausführliche Schilderung dieser Sammlungen wird in den Abhandlungen erscheinen.

4. Für die Bibliothek sind als Geschenke eingelaufen:

Gatschet, Albert S.: Notices of New Books. [From The American, Antiquarian, July, 1892.] 4 S.

Forrer, R.: Beiträge zur Prähistorischen Archäologie und verwandte Gebiete. S. 53 — 65 + 4. Mit Tafel 27—30.

Lehoczky, Tivadar: Adatok hazánk archaeologiájához, különös tekintettel beregmegyére s környékére. I. kötet. Az ős kortól a magyarok bejöveteléig. Körülbelül 480 ábrával. Munkács 1892. 180 S.

Wankel, Dr.: Die prähistorische Jagd in Mähren. Olmütz 1892. 84 S. Mit 7 Tafeln.

Santiago: Actes de la Société scientifique du Chili. Tome II. 1. 2. livrais. Santiago 1892. CXX + 296 S.

Chijs, Mr. J. A. van der: Nederlandsch-Indisch Plakaatboek. 1602—1811. Tiende deel 1776—1787. Batavia 1892. 1074 S.

München: Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXIII. Jahrgang. Nr. 11 und 12. November und December 1892. IV + (113—132) S.

Clercq, F. S. A. de: Ethnographische Beschrijving van de West- en Noordkust van Nederlandsch Nieuw-Guinea. Met medewerking van J. D. E. Schmeltz. Met bijvoeging eener schets der Ethnographie van Duitsch en Britisch Nieuw-Guinea. Met 42 platen en 51 tekstillustraties. Leiden 1893. XVI + 300 S.

Topinard, Paul: De l'évolution des molaires et prémolaires chez les primates et en particulier chez l'homme. [Extrait de „L'Anthropologie" Nr. 6. p. 641—710.] Paris 1892.

Weber, Fr.: Bericht über neue vorgeschichtliche Funde in Bayern. [Separat-Abdruck aus Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns.] 10 S.

Adelaide: Transactions of the Royal Society of South Australia. Vol. XV. Part II und Vol. XVI. Part I.

Dublin: The Transactions of the Royal. Irish Academy. Vol. XXX. Part III und IV. p. 109—276. Mit Taf. 7—18.

Wien: Oesterreichische Bautechniker-Zeitung. I. Jahrg. Nr. 1. Mit einem Artikel von C. A. Romstorfer: Griechisch-orientalische Kirche in Simionestie.

Romstorfer, Carl A.: Die griechisch-orientalischen Pfarrkirchen in Solka und Arbora. 4 S. Mit 1 Tafel.

Romstorfer: Typus der Kloster-Kirchen in der Bukowina. 6 S. Mit 1 Tafel.

Romstorfer, K.: Funde in der Bukowina. 2 S.

Romstorfer: Sereth als Fundort archäologischer Gegenstände. 4 S.

Poznań: Roczniki towarzystwa przyjaciót nauk Poznańskiego. Tom XIX. IV + 722 S.

Serrurier, Mr. L.: Prof. Schlegel's zoogenande Kritiek van het japansch-nederlandsch en japansch-engelsch woordenboek deel III in de Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië 5e Volgreeks. 8e Deel., 1e Aflev. 1893. bl. 33 en volgg. 8 S.

Miess, Michael: XVII. Jahresbericht der Gewerbeschule zu Bistritz. 1892. 32 S.

Dublin: Proceedings of the Royal Irish Academy. Third Series. Volume II. No 3. S. 299—444 und 101—128. Mit Taf. 12—14. Dublin 1892.

Baye, M. le Baron J. de: Rapport sur une Mission archéologique en Autriche-Hongrie. [Extrait du Bulletin du Comité des Travaux historiques et scientifiques. Section d'archéologie, année 1892.] Paris 1892. 20 S.

Friedel, Ernst: Lebten das Mammuth und die Thiere, deren Gebeine bei Artefakten in den verschiedenen Diluvial-Schichtungen vereint gefunden werden, mit dem Menschen zusammen? 3 S.

Sarajevo: Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini. Urednik: Kosta Hörmann vladin savjetnik. Godina IV. 1892. knjiga IV. S. 279—458. Mit 14 Tafeln.

Nehring, Alfred: Über bidens hostia. [Jahrbücher für class. philol. 1893. Hft. 1. S. 63—68.]

Nonquis: A nepies épitkezés tanulmányozásá hoz. [Épité szeti szemle savi szaklap. Szerkeszti Bobula János. I. Évfolyam 1892. év. Budapest 1892. S. 216—217.]

Zehn Photographien von Perchtenmasken aus dem Museum Carolino-Augusteum in Salzburg. Geschenk von Director Dr. Alexander Petter.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

In Bonn verschied am 26. Januar 1893 Herr

## Dr. HERMANN SCHAAFFHAUSEN

**Geheimer Medicinalrath, Ehrenmitglied der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.**

---

Die Gesellschaft betrauert ferner den Verlust ihres correspondirenden Mitgliedes Herrn

## Dr. LUDWIG LINDENSCHMIT

**Director des römisch-germanischen Central-Museums in Mainz.**

Die Mittheilungen werden auf die hervorragenden Leistungen dieser beiden Männer demnächst zurückkommen.

Redactions-Comité: **Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann, A. Weisbach und J. N. Woldřich.**
Redactions-Beirath: **M. Much und E. Zuckerkandl.**
Redacteur: **Franz Heger.**

# MITTHEILUNGEN

der

# Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XXIII. Der neuen Folge XIII. Band.)

**Nr. 2. März u. April. Sitzungsberichte. 1893.**



INHALT: **Ausschuss-Sitzung am 7. März 1893.** 1. Neue Mitglieder; S. [39]. — 2. Rechnungsabschlüsse; S. [39]. — 3. Subvention; S. [39]. — 4. Dankschreiben; S. [39].

**Jahres-Versammlung am 14. März 1893.** 1. Eröffnung; S. [39]. — 2. Jahresbericht; S. [39]. — 3. Rechnungsabschluss; S. [50]. — 4. Wahlen von Functionären und Ausschuss-Mitgliedern; S. [50]. — 5. Wahlen von Ehren- und correspondirenden Mitgliedern; S. [51]. — 6. Zuckerkandl, Malayenschädel; S. [51]. — 7. Knies, Forschungen und Funde in Mähren, 1892; S. [52]. — 8. Koudelka, Funde im Bezirke Wischau, 1892; S. [53]. — 9. Trapp, Prähistorische Funde in Mähren, 1892; S. [54]. — 10. Glocker, Funde in Franzensbad; S. [54]. — 11. Richlý, Funde in der Umgebung von Bechyn; S. [55]. — 12. Jelinek, Prähistorische Forschungen und Funde in Böhmen, 1892; S. [56]. — 13. Schernthanner, Prähistorische Ausgrabungen in Tirol; S. [59]. — 14. Schulenburg, Götternamen in Norddeutschland; S. [62]. — 15. Matiegka, Der Schädel des Samojeden Wasko; S. [62].

**Verzeichniss des Vorstandes und der Mitglieder;** S. [64].

**Ausserordentliche Versammlungen am 17. und 24. März 1893.** Hoernes, Geschichte und Kritik des Systems der drei prähistorischen Culturperioden; S. [71].

**Ausschuss-Sitzung am 11. April 1893.** 1. Neue Mitglieder; S. [78]. — 2. Publication Kaindl's über die Huzulen; S. [78].

**Monats-Versammlung am 11. April 1893.** 1. Meringer, Zur Geschichte des oberdeutschen Hauses; S. [78] — 2. Houdek, Der hannakische Bauerngrund; S. [79]. — 3. Geschenke für die Bibliothek; S. [81].


## Ausschuss-Sitzung am 7. März 1893.

Vorsitzender: Herr k. und k. Oberstabsarzt Dr. A. Weisbach.

1. Als neue wirkliche Mitglieder werden aufgenommen die Herren:

Arthur Gundaccar Freiherr v. Suttner in Harmannsdorf bei Eggenburg, Niederösterreich;

Josef Leidinger, Rechnungsrath in Sr. Majestät Obersthofmeisteramt in Wien und

Clemens J. Hladisch, Baumeister in Mährisch-Ostrau.

2. Der Rechnungsführer Herr Dr. Otto Müller legt den Rechnungsabschluss für das Jahr 1892 vor. Derselbe wird in der Jahres-Versammlung zum Vortrage kommen.

3. Der Minister für Cultus und Unterricht hat der Gesellschaft als Beitrag zur Herausgabe ihrer Publicationen die Summe von fl. 400 für das Jahr 1893 bewilligt.

4. Zur Vorlage gelangt ein Dankschreiben des Obersthofmeisteramtes für die Ueberlassung der bei den durch die Gesellschaft im Jahre 1892 veranstalteten Ausgrabungen erzielten Funde sowie der Clichés.

---

## Jahres-Versammlung am 14. März 1893.

Vorsitzender: Herr Hofrath Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl.

1. Der Vorsitzende begrüsst die zur XXIII. Jahres-Versammlung der Anthropologischen Gesellschaft erschienenen Mitglieder und constatirt die Beschlussfähigkeit derselben.

2. Der Vorsitzende ertheilt dem Secretär Franz Heger das Wort. Derselbe verliest den vom Präsidenten der Gesellschaft, Freiherr v. Andrian-Werburg, verfassten

### Jahresbericht für 1892.

Hochgeehrte Herren!

Der Rückblick auf das abgelaufene Jahr bietet im Allgemeinen kein unerfreuliches Bild. Die Einbusse an Mitgliedern, welche die früheren Jahre aufweisen, sind vollständig hereingebracht. Mit Schluss 1892 betrug unser Mitgliederstand 327; er ist seitdem auf 356 gewachsen, worunter 44 unterstützende Mitglieder; dies ist der höchste Bestand seit der Gründung unserer Gesellschaft.

Allerdings haben wir auch empfindliche Verluste zu verzeichnen. Wir beklagen das Ableben unseres berühmten Mitgliedes, des Hofrathes Dr. Ernst Ritter v. Brücke. Am 31. Mai 1892 ist Hofrath Dr. Theodor Meynert verschieden, nach Wernike der grösste Kenner des Baues des Menschengehirnes, der je gelebt. Seinen Forschungen verdankt die Psychiatrie eine feste wissenschaftliche Methode; die weittragende Bedeutung dieses durch Tiefe und Schärfe des Denkens wie durch Wärme des Gemüths ausgezeichneten Mannes liegt aber in dessen ganz eigenartiger Verwerthung der Anatomie und Physiologie des Gehirnes zur Erklärung der verschiedenen Formen des Vorstellungslebens, wodurch dem grossen Probleme einer inductiven Philosophie Bahn gebrochen wurde. Wie Rokitansky betrachtete auch Meynert den Idealismus Kant's „als die wahre Consequenz naturwissenschaftlichen Denkens". Seine im vorigen Jahre erschienenen „populär-wissenschaftlichen" Vorträge erstrecken sich „auf die wechselseitigen Leistungen der Gehirne in der Societät, auf die Gesittung und streben auch hier Naturerkenntniss an". Welchen Fortschritt bedeutet dessen Lehre vom „secundären Ich" gegenüber dem abstracten „Ich" der deutschen Philosophie. Eine entschiedene Abneigung beseelte ihn gegen alle Versuche, menschliche Gedanken, Motive, Handlungen in cul-

turellem Sinne oder in Abweisung davon, im sogenannten Verbrecherthum „aus der übertragenen Wirkung todter Gehirne“ abzuleiten. Die ganze Tragweite der Lehre Meynert's wird aber erst dann hervortreten, wenn es sich darum handeln wird, das allseitig zusammenströmende Material über das primitive Geistesleben für eine Geschichte menschlicher Geistesentwicklung zu verwerthen.

Meynert's Interesse für unsere Gesellschaft hat sich seit deren Gründung bewährt. Er hat viele Jahre unserem Ausschusse angehört und sich bei einigen unserer Specialcommissionen betheiligt. Die letzte derselben betraf die Untersuchung der Reste von Beethoven, Haydn und Schubert gelegentlich ihrer Exhumirung. Von dessen bei uns gehaltenen Vorträgen und in den Mittheilungen publicirten Aufsätzen seien erwähnt:

Ueber Unterschiede im Gehirnbau des Menschen und der Säugethiere. (Mit 8 Abbildungen im Texte.) I, 79. — Ueber die Methode der Gehirnwägungen. (Mit 2 Abbildungen im Texte.) I, 119. — Ueber thatsächliche Phrenologie. XI, 59. — Ueber die physiologische Genesis der Gefühle. XI, 211; XII, 175. — Ueber die frontale Gehirn- und Schädelentwicklung. XVI, [49]. — Nachruf auf Dr. Karl Langer v. Edenberg. XVII, [72]. — Ueber die Diagnose vorzeitig synostotischer Schädel an Lebenden. XVIII, [67]. — Bericht über die an den Gebeinen Ludwig van Beethoven's gelegentlich der Uebertragung derselben aus dem Währinger Ortsfriedhofe auf den Central-Friedhof der Stadt Wien am 21. Juni 1888 vorgenommenen Untersuchung. XVIII, [73]. — Bericht über die Exhumirung von Nestroy und Gluck. XX, [81]. (Die beiden letzteren zusammen mit Dr. C. Toldt und Dr. A. Weisbach.) — Wahre und falsche Grenzen der Anthropologie (Genie, Wahnsinn, Verbrechen. XXII, [37] — „Genie und Verbrecher“ von Lombroso. XXIII, [1].

Noch im Jahre 1891 liess er sich auf meine Bitte zu einem Vortrage über Lombroso's „Genie und Verbrecher“ herbei, welcher nun wider Erwarten zu einem Vermächtniss an uns geworden ist [1]). Wir werden unseren hochsinnigen Freund niemals vergessen.

Unmittelbar vor Schluss dieses Berichtes ereilt uns die Nachricht von dem Ableben unseres Ehrenmitgliedes, des Herrn Geheimen Medicinalrathes Professor Dr. Hermann Schaaffhausen, welcher am 26. Januar 1893 zu Bonn verschieden ist. Er war seit dem Jahre 1888 ordentlicher Professor der Anthropologie an der Universität zu Bonn. Von seinen zahlreichen Publicationen hebe ich folgende hervor: Ueber die anthropologischen Fragen der Gegenwart (Arch. für Anthr. 1867); über das Zweckmässige in der Natur (ibid. 1868); die Lehre Darwin's und die Anthropologie (ibid. 1868); über die Methode der vorgeschichtlichen Forschung (ibid. 1872); Ch. Darwin, Ein Nachruf (ibid. 1883); die Physiognomik (ibid. 1888). Ferner im Jahrbuche des Vereines von Alterthumsfreunden im Rheinlande: Ueber den römischen Isisdienst am Rhein (1883); den Onyx von St. Castor in Coblenz (1885); eine in Cöln gefundene römische Terracottabüste (1888); Regenbogenschüsseln am Rhein (1888); die vorgeschichtliche Ansiedlung in Andernach; zwei römische Bronzefunde aus Cöln (1890); eine römische Aedicula von Carden an der Mosel (1890). In der Zeitschrift des naturhistorischen Vereines der preussischen Rheinlande (1883): Ueber den menschlichen Kiefer aus der Schipkahöhle bei Stramberg. In den Publicationen der Niederrheinischen Gesellschaft für Natur und Heilkunde zu Bonn: Neuere Funde roher Schädel, die mit dem aus dem Neanderthale verglichen werden können (1846); über die in Cöln ausgestellten sogenannten Azteken (1891). In unseren eigenen Mittheilungen hat Herr Schaaffhausen veröffentlicht: Zur Keltenfrage (XII, 23); zur Geschichte des Haushundes (XII, 31); über den Kiefer aus der Schipkahöhle (XII, 39, 42, 66, 68); über die Mammuthzeit (XII, 61). Besonders erwähne ich noch folgende selbstständige Publicationen: Die anthropologische Sammlung des Museums der Universität Bonn 1880; anthropologische Studien 1885; der Neanderthaler Fund (der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu ihrer 19. allgemeinen Versammlung in Bonn gewidmet, 1888).

Mit dem Tode Schaaffhausen's hat ein langes und erfolgreiches Forscherleben sein Ende erreicht. Wenn auch die aus seinen Beobachtungen abgeleiteten Schlüsse ihn in vielfache Controversen zu anderen Meistern der deutschen Anthropologie brachten und der Gegensatz seiner Anschauungen über die Formenentwicklung des prähistorischen Schädels zu der exacteren Auffassung Virchow's und dessen Schule unausgleichbar war, so hat doch Niemand den Werth und die Gewissenhaftigkeit seiner thatsächlichen Forschungen bestritten. Der Ruhm, einer der Begründer der anthropologischen Forschung Deutschlands gewesen zu sein, bleibt ihm gesichert. Seiner edlen und liebenswürdigen Persönlichkeit, welche der Anthropologie bis in die höchsten Kreise Anerkennung verschaffte, wird ein treues Andenken bewahrt bleiben.

Wir haben ferner durch den Tod verloren die wirklichen Mitglieder: Dr. Karl Aberle, unser langjähriges Ausschussmitglied, Dr. Josef Muhr, Alois David, Emil Soeding. Wir widmen ihnen ein treues Andenken.

Auch im verflossenen Jahre hat unsere Gesellschaft der namhaften Unterstützungen Sr. Majestät des Kaisers für praktische Untersuchungen und deren Veröffentlichung sich zu erfreuen gehabt. Wir sprechen dafür unseren ehrerbietigsten Dank aus. Das k. k. Unterrichtsministerium hat uns nicht blos den für 1891 ausgefallenen Beitrag nachträglich, sondern auch für 1892 den bisher gewährten Beitrag bewilligt, wofür wir zum wärmsten Danke verpflichtet sind.

Von unseren eigenen Ausgrabungen an prähistorischen Fundstätten haben wir in diesem Jahre nur wenig zu berichten. In unerwartet kurzer Zeit gelang es, einen Abschluss der vor zwei Jahren begonnenen Arbeiten auf dem Castellier von Villanova bei Verteneglio in Istrien zu erzielen. Herr Dr. M. Hoernes begab sich über Triest, wo ihm der stets wachsende Reichthum der für das grosse Publicum noch nicht zugänglichen prähistorischen Samm-

[1]) Ein Abdruck dieses Vortrages findet sich in diesen Mittheilungen, Sitzungsbericht I, 1893.

lung, namentlich die Fülle der Funde von Sta. Lucia und Caporetto, unter Director Marchesetti's Führung gerechtes Staunen abnöthigte, nach Parenzo. Hier boten ihm die jüngsten Erwerbungen des Museums der Gesellschaft für Archäologie und Geschichte Istriens, besonders die neuen Funde aus den von Amoroso beschriebenen Pizzughi-Nekropolen — unter welchen jetzt auch typische La Tène-Eisensachen als Beigaben und steinerne Situlen als Aschengefässe erscheinen — abermals Gelegenheit, den hohen Werth dieses Institutes zu schätzen. Nach einem Besuche des Castelliers von Sant' Angelo, der eine gute Orientirung über die Lage und den Charakter zahlreicher ähnlicher bei Parenzo gelegener prähistorischer Wohnstätten gewährt, wurde in Gemeinschaft mit Herrn Bezirksarzt Dr. Bernhard Schiavuzzi, dem Vicepräsidenten der oben genannten Gesellschaft, eine Versuchsgrabung auf dem Castellier von San Martino di Torre vorgenommen. Derselbe liegt dem Castellier von Villanova schräg gegenüber, unfern des anderen, linken Ufers der Quietomündung. Die Art der Ansiedlung, wie auch der Funde, erwies sich sehr ähnlich denen von Villanova; neu war nur das Vorkommen rothfiguriger griechischer Vasenfragmente in einer sonst rein prähistorischen Culturschichte.

Auf dem Castellier von Villanova zeigte sich anfangs eine sehr verheissungsvolle Kette von allerdings ärmlichen Brandgräbern, welche aber plötzlich abriss und trotz aller Anstrengungen nicht wieder gefunden werden konnte. Die Schürfe erstreckten sich über den ganzen mit Wohnstättenresten besäeten, ausgedehnten Hügel, führten jedoch bald nur zur Wiederholung sattsam bekannter Daten, namentlich zur Constatirung von Gebäudetrümmern aus römischer Zeit. In der durch diese Sachlage gebotenen Aufgabe des Platzes war unserem Mandatar Herr Director Marchesetti aus Triest, der einen halben Tag mit dem letzteren gemeinschaftlich gegraben hatte, vorangegangen. Die Lichtseite dieses geringen Ergebnisses darf wohl darin erblickt werden, dass es nunmehr möglich ist, an die Bearbeitung und Publication der von unserer Gesellschaft gesammelten Castellieri-Funde aus Istrien zu schreiten. Herr Dr. Hoernes fühlt sich für die Förderung unserer diesjährigen Untersuchungen den Herren Dr. Andreas Amoroso und Dr. Bernhard Schiavuzzi in Parenzo, Prof. Matteo Covrich in Verteneglio, Don Giuseppe Corazza, Pfarrer in Torre, und Don Eugenio Strekel, Pfarrer in Villanova, zu bestem Danke verpflichtet.

Die prähistorische Commission der kais. Akademie der Wissenschaften concentrirte die ihr für 1892 zur Verfügung stehenden Mittel auf die Untersuchung von Hügelgräbern der Hallstatt-Periode in Untersteiermark. Daneben wurde nur in geringerem Umfange die Fortsetzung der Ausgrabungen in der Výpustek-Höhle bei Adamsthal in Mähren betrieben. Letztere leitete und inspicirte Herr Custos Szombathy, während die ersteren Arbeiten in den Händen des Herrn Prof. Dr. Rudolf Hoernes aus Graz lagen. In Untersteiermark wurden zwei Localitäten durchforscht: Blanca bei Lichtenwald und der Loibenberg bei Videm. In Blanca wurde ein Dutzend Tumuli geöffnet und das Grabungsrecht für weitere erworben. Die Grabhügel enthielten Skelette mit ziemlich reichen keramischen und einigen anderen Beigaben, namentlich Fussurnen mit Buckeln und anderen Ansätzen, kleine, tiefe Schalen, Bronze-Armringe, Glas- und Bernsteinperlen, Thonwirtel — das Meiste von typischer Ausprägung, wie es für den Südosten des österreichischen Fundgebietes charakteristisch ist. Auf dem Loibenberge bei Videm wurden fünf Tumuli erschlossen; den Inhalt bildeten Skelet- und Brandgräber mit reichlicher, vorwiegend keramischer Ausstattung. Wir heben eine Doppelschale mit bügelförmigem Henkel, eine cylindrische Schale mit Mäanderverzierung, schwarze, bombenförmige Urnen mit metallnachahmenden Verzierungen (Buckel, Thierköpfe u. dgl.) sowie Schüsseln à godrons, d. h. mit hohlen, Treibarbeit imitirenden Buckelreihen, hervor. Ausserdem fanden sich mehrere schöne Fussringe, Bernsteinperlen, Emailglasperlen, verzierte Wirtel, Webstuhlgewichte u. dgl.; dabei wenig Waffen (nur vier eiserne Lanzenspitzen) und ein grosses, bronzenes Beschläge von einer Rüstung oder einem Behälter. Diese Funde reihen sich den älteren, in Videm gewonnenen Serien an und erweitern das Bild jener formenreichen jüngsten Entwicklung der ersten Eisenzeit, welche sich im Süden unserer Monarchie so merklich von der in den oberen Donauländern erfolgten Ausprägung dieser Periode unterscheidet.

Herr Szombathy untersuchte noch im Spätherbste ein kleines Flachgräberfeld aus der frühen Bronzezeit bei Nikolsburg in Mähren. Die mit sehr charakteristischen, wenn auch bescheidenen Beigaben ausgestatteten Gräber enthielten die ziemlich gut erhaltenen Skelette in geknickter Lage (liegende Hocker).

In Niederösterreich wurde durch Herrn Szombathy ein Tumulus bei Langenlebarn, welcher eine ausgezeichnete Ausbeute an keramischen Resten aus der Hallstatt-Periode lieferte, untersucht.

Im Laufe des verflossenen Jahres wurden im Occupationsgebiete die Ausgrabungen in ausgedehntestem Massstabe durchgeführt, wodurch das Landesmuseum in Sarajevo bedeutend an Umfang gewonnen hat.

Vor Allem ist die Fortsetzung der Ausgrabungen am Glasinac durch Custosadjunct Fr. Fiala zu erwähnen. Während einer Arbeitsperiode von $3^1/_2$ Monaten wurden 223 Tumuli ausgegraben, welche eine Ausbeute von 1250 Objecten ergaben. Das untersuchte Nekropolengebiet umfasst die Ortschaften Ćitluci, Vitanj, Pariževići, Borovsko, Čavarine, Bandin odžak, Mladj, Podpećine und Rusanovići. In den Wallburgen von Vitanj und Hreljingrad wurden Versuchsgrabungen vorgenommen.

Bei Pritoka im Bezirke Bihać wurde das dort vor einigen Jahren entdeckte Urnenfeld durch Herrn P. Mirković ausgegraben und lieferte dem Landesmuseum eine ausserordentlich grosse Anzahl (über 1000 Stück) von hervorragenden Bernstein-, Silber-, Bronze- und Eisenobjecten und nahezu 200 Urnen. Das Urnenfeld, dessen Funde demselben Culturgebiete

angehören wie die von St. Michael und viele Anklänge an die von Prozor in Croatien haben, ist bisher das einzige grössere Gräberfeld der späteren La Tène-Stufe in Bosnien. Durch beigemischte Objecte italischer Provenienz erhält die Fundserie eine eigenthümliche Localfärbung.

Bei Varvara (bei Prozor) wurde von Custos Dr. Truhelka die Umgebung eines kolossalen Steintumulus durchforscht. In einem kleinen, daneben befindlichen Tumulus wurden 6 Stück Bronzen, die ihrer Form nach in Bosnien isolirt dastehen, gefunden. Der Name (Varvara = Avarenstadt) und die fremdländische Form lassen die Localität als höchst interessant erscheinen und wird die Untersuchung des erwähnten Kolossaltumulus im kommenden Jahre in Angriff genommen.

Bei Gradac (bei Neum in der Herzegowina) wurden von Dr. Truhelka Stichproben in Kolossaltumuli vorgenommen und megalithische Steincisten mit Skeletten ohne jede Beigabe gefunden.

Im Prädium Korča der Bjelašnica-planina wurde eine reiche Knochenhöhle entdeckt und dieser nebst grossen Mengen von Knochen bisher drei erhaltene Schädel von Höhlenbären entnommen.

Von den im Laufe des Jahres untersuchten römischen Ruinenfeldern ist das bereits im vorjährigen Berichte besprochene bei Zenica der COL · BIS . . (ausgegraben von Custos Dr. Truhelka) zu erwähnen. Der römische Basilikenbau wurde sehr früh zu einer Kirche umgestaltet und so fanden sich hier neben charakteristisch römischen Funden auch frühromanische Baufragmente vor, die grosse Verwandtschaft mit denen von Knin in Dalmatien besitzen.

In Stolac wurde durch Custos Dr. Truhelka die Ausgrabung eines grossen römischen Ruinenfeldes in Angriff genommen. Es wurden bisher 7 Bauobjecte, und zwar 1 Mausoleum, 2 Thermen, 1 reich mit Mosaikfliesen ausgestattetes Haus, 2 kleinere Wohnhäuser und 1 Felsenburg blossgelegt. Die Ausbeute an Glas-, Silber- und Bronzeobjecten war sehr reich; das hervorragendste Stück war eine Smaragdgemme mit Apollo.

In Gradina bei Srebrnica (Ausgrabungsleiter Bergcommissär Vorličeк) wurde die Ausgrabung einer Therme fortgesetzt, ergab aber eine geringe Ausbeute.

In Gradac bei Posušje wurden durch Custosadjunct Fiala die Reste eines mit reichen architektonischen Sculpturen aus carrarischem Marmor ausgestatteten Monumentalbaues nachgewiesen.

Schliesslich wurden in der Burg von Jajce vom Custos Dr. Truhelka die Katakomben und mittelalterlichen Baureste untersucht.

Das Museum Francisco-Carolinum in Linz hat im abgelaufenen Sommer die seit einer Reihe von Jahren planmässig und mit günstigem Erfolge betriebenen Forschungen auf dem an Ueberresten aus vorgeschichtlicher Zeit reichen Landstriche, welcher westlich von der Salzach und dem Inn, östlich vom Kobernauserwalde begrenzt ist, unter der Leitung seines Verwaltungsraths-Mitgliedes, des Herrn k. k. Conservators Josef Straberger wieder aufgenommen.

Auf dem westlich des Mattigflusses in nächster Nähe von Uttendorf gelegenen, dermalen noch zum grössten Theile bewaldeten Hochplateau machen sich weit ausgedehnte, stellenweise besonders scharf hervortretende Hochäcker und Grabhügel bemerkbar. Diese letzteren sind sehr flach und erheben sich im Scheitelpunkte nur circa 0·80 m über den gewachsenen Boden. Der Umfang derselben schwankt zwischen 45 und 48 Schritten.

Vier dieser Hügel wurden eröffnet und in jedem derselben ausserhalb des Mittelpunktes eine grosse, henkellose Thonurne und in dieser je eine gehenkelte kleine Schale vorgefunden. An abgesonderter Stelle und auch ausserhalb des Mittels stand je eine etwas grössere, fast kugelförmige Henkelschale; in einem einzigen Hügel fanden sich ausserdem noch zwei Eisenspeere. Auffällig war der gänzliche Mangel an Kohle in jedem der aufgegrabenen vier Hügel.

Dieser Umstand fand aber seine Erklärung durch die Aufdeckung eines Hügels von grosser Oberfläche und den hiebei gemachten Wahrnehmungen. Dieser letztere hatte einen Durchmesser von 22 m und erhob sich im Mittel zu nahezu 2 m. Er wurde in horizontalen Schichten abgetragen, wobei in jeder Schichte mehrere durch eine Menge von Kohlenresten auffällige Brandplätze zu Tage traten. Im abgehobenen Erdreich fanden sich kleine Bruchstücke von Thongefässen verschiedenster Form und Grösse, dann mancherlei Eisenfragmente, ferner ein höchst zierlicher, vollkommen gut erhaltener goldener Ohrring und ein stark benützter Mahlstein. Die zerstreute Lage der verschiedenen Fundstücke würde vermuthen lassen, dass der Hügel sich nicht mehr in seinem ursprünglichen Zustande befand; dagegen spricht jedoch der Umstand, dass die einzelnen Brandplätze vollkommen intact waren.

Es dürfte daher nicht zu zweifeln sein, dass auf diesem Hügel alle Diejenigen verbrannt wurden, deren Asche in den in der Nähe befindlichen kleineren Hügeln beigesetzt war, bei welchen weder Kohlenreste noch sonstige Brandspuren sich zeigten.

Wir können die erfreuliche Thatsache constatiren, dass die prähistorische Forschung in **Böhmen** mit grösstem Eifer betrieben wird. Vor Allem sei der Arbeiten des Herrn Conservators Břetislav Jelinek gedacht. Dieselben betrafen vorgeschichtliche Wohnplätze, welche sich zwischen Lidic und Hřebeč (Bezirk Smichow) längs des linken Ufers des Hřebečbaches in einer Länge von nahezu $^3/_4$ Wegstunden hinziehen. Sie reichen von der neolithischen Zeit bis in die La Tène-Periode. Ferner untersuchte derselbe eine Gräberstätte in der Prager Vorstadt von Königgrätz, welche er der Burgwall-Periode zutheilt, ebenso ein Gräberfeld in Hohenbruck (Bezirk Königgrätz), einige Fundstätten bei Smolnic (Bezirk Laun), bei Veltěž und Stradonitz (Bezirk Laun). Sie finden die Details über diese grösstentheils sehr erfolgreichen Grabungen in diesem Sitzungsberichte.

Herr Conservator Heinrich Richlý in Neuhaus hat im verflossenen Jahre die Erforschung der nächsten Umgebung der Stadt Bechyn (Tabor, SW.) durchgeführt,

deren Resultate ebenfalls in diesem Sitzungsberichte niedergelegt sind.

Herr Conservator Prof. Rudolf Müller berichtet uns über ein in der Gegend von Reichenberg gefundenes Eisenschwert, ein deutsches Reiterschwert, und übersendet eine Abbildung eines Reliefs, welches unter den Trümmern der durch Brand zerstörten, aus dem XII. Jahrhunderte stammenden Rundcapelle in dem Burgstädtchen Lewin gefunden wurde.

Das städtische Museum in Budweis hat mit der Durchforschung der in der Umgebung von Budweis befindlichen Hügelgräber Herrn k. u. k. Hauptmann Adolf Lindner betraut. Die Ausgrabung eines solchen, beim Dorfe Daubrowitz liegenden Grabes lieferte nur Asche, Leichenbrand und einige Kohlstücke.

In **Mähren** entfaltet der böhmische Musealverein zu Brünn eine bedeutende Thätigkeit. Nachahmungswerth ist dessen Veranstaltung von Wanderversammlungen mit Vorträgen und Localausstellungen. Nach den Mittheilungen des Herrn Popelka unternahm Herr Prof. Hladik im verflossenen Jahre eine genaue Besichtigung der prähistorischen Station bei Podivin. Die von ihm daselbst angestellten Ausgrabungen ergaben sehr gute Resultate. Die erbeuteten Gegenstände wurden den Vereinssammlungen, welche sich jetzt im Königskloster in Altbrünn befinden, einverleibt. Derselbe hat auch die sehr interessante Station bei Troubsko untersucht und zahlreiche Gegenstände aus der Bronzezeit entdeckt.

Die prähistorische Station Novislav wurde von den Herren Dr. Dvorský (Präsident des Vereines) und Director Fr. Slovák (Cassier) untersucht und gefunden, dass die dortige Fundstelle bereits erschöpft ist. Die hier im Laufe der Zeit gefundenen prähistorischen Gegenstände (aus der Bronzezeit) wurden zerstreut; die Besitzer derselben jedoch sind unbekannt.

In Obřan bei Brünn wurden die systematischen Ausgrabungen unter der Leitung des Ausschussmitgliedes Herrn Joh. Fila eifrigst fortgesetzt und eine ganze Reihe von Gräbern sowie einige prähistorische „Hütten" geöffnet. In einem dieser Gräber wurden auch Eisenwerkzeuge vorgefunden.

Kleinere Resultate erzielte man in Židenic, da es hier an der zu Ausgrabungen nöthigen Zeit mangelte. Durch Zufall wurde hier eine Gräberstätte aus der Hallstätter Periode entdeckt. Zahlreiche archäologische Gegenstände wurden dem Vereine von Einzelnen geschenkt (darunter manche Prachtexemplare), wie aus Brünn, aus Kralic bei Brünn, aus Náměšt bei Třebíc, aus Mohelno, Senohrad, Prštic, Troubsko etc.

Der uns zugekommene Bericht des Herrn Conservators und Custos Dr. Moritz Trapp über die Thätigkeit des Franzensmuseums in Brünn betrifft eine — leider erfolglose — Grabung zu Nusslau bei Gross-Seelowitz, wo früher in einer Tiefe von $^3/_4$ m Menschengebeine, Thierknochen, Urnen u. s. w. gefunden wurden; ferner über die Acquisition von kelchförmigen Drehscheibengefässen, welche bei einer Grundaushebung in der Johannesgasse in Brünn vorgekommen sind. Die näheren Details seiner Forschungen sind ebenfalls in diesem Sitzungsberichte niedergelegt.

Der Bericht des Herrn Jaroslav Palliardi in Znaim lautet, wie folgt:

„An neu entdeckten Funden habe ich zu verzeichnen:

1. Einen Urnenfriedhof bei Oblas. Von den hierselbst gemachten Funden ist bemerkenswerth: Eine Buckelurne, C-förmige massive Bronzeringe mit ovalem und dreieckigem Körper, von denen einer von der letzterwähnten Form charakteristische, eingravirte Verzierungen zeigt, und eine am plattgehämmerten Ende einfach eingerollte Bronzenadel mit vierkantigem Körper.

2. Skeletgräber mit liegenden Hockern, welche im Riede „na Stínadlech" bei Ober-Dannowitz entdeckt wurden. Bei den bestatteten Skeletten waren kleine Gefässe aufgestellt und einige Schädelbruchstücke zeigen grüne Farbe, welche von ursprünglich beigegebenen Bronzeringen herrührt.

3. Bei Durchlass constatirte ich dicht am nördlichen Ende des Dorfes aschige Schichten mit Scherben vom älteren Burgwalltypus und unweit davon nordwestlich vom Orte im Riede „u vinohrádku" zahlreiche grosse Brandgruben mit Knochenresten von Hausthieren, vielen Topfscherben von Freihandgefässen, von denen einige mit Graphit angestrichen sind, und einer spitz zugeschnittenen Hirschhornzinke.

Von den bereits seit den früheren Jahren bekannten Fundorten lieferten die in der Urbauer Ziegelei befindlichen Gräber mit liegenden Hockern nebst einigen kleineren Freihandgefässen eine dreieckige Dolchklinge aus Bronze mit drei Nieten, dann zwei kleinere, aus Bronzestreifen spiralartig gewundene Ringe.

In der Ziegelei bei Hödnitz wurden in diesem Jahre zwar keine neuen Brandgruben erschlossen, doch fand ich Gelegenheit, hierselbst eine muldenartige Vertiefung der die Lösswände bedeckenden Humusschichte zu untersuchen, welche ein eisernes Messer, dann Scherben vom älteren Burgwalltypus enthielt.

In der zwischen Testitz und Panditz gelegenen Ziegelei constatirte ich eine bienenkorbförmige Wohngrube mit interessanten Scherben von Freihandgefässen, von denen einige halbkugelige Ansätze zeigen und mit einer durchbohrten Steinaxt, deren kurze Schneide aussergewöhnlich scharf ist.

Am Hradisko bei Křepic habe ich in diesem Jahre zwar keine zielbewussten Ausgrabungen angestellt, erhielt jedoch von diesem Fundorte einige bei Feldarbeiten gefundene Artefacte, von denen ich als besonders erwähnenswerth hervorhebe: Einige interessante Bronzenadeln; eine bei Ausrodung des anstossenden Waldes gefundene, kleine, dreieckige Klinge aus Bronze mit drei Nietlöchern und das zweite am Hradisko selbst gefundene bearbeitete Exemplar einer Cyprea moneta.

Von den von verschiedenen Orten der Umgebung von Znaim mir zugekommenen Einzelnfunden führe ich an: eine am Pöltenberg (Hradiště nad Znojmem) ausgegrabene durchbohrte Steinaxt; ein gleiches Steinwerkzeug, gefunden beim sogenannten Judensteine (Židův kámen) im Walde bei Střelic; polirte, undurch-

bohrte Steinäxte, gefunden im Hájek bei Klein-Němčic; ein schönes Bronzemesser mit gerader Schneide, bogenförmigem Rücken und kurzem Dorn, in welchem eine Oese angebracht ist, welches bereits vor mehreren Jahren bei Tajkowitz (Tavikovice) gefunden wurde; einen silbernen Denar der gens Postumia, welcher bei Borotic ausgeackert wurde, und einen silbernen Denar des römischen Kaisers Traianus, welcher beim Bearbeiten eines Feldes am sogenannten „Zendelbrunnen" bei Edlspitz gefunden wurde."

Ferner sei noch der Studien des Herrn J. Knies in Blansko gedacht, welcher gegenwärtig die Wege der römischen Kaufleute auf ihren Reisen von Carnuntum nach dem Baltischen Meere verfolgt, nachdem er schon früher den prähistorischen Burgwall bei Lösch, die Schoschuvkahöhle und eine altslawische Grabstätte bei Bořitov untersucht und beschrieben hatte. Derselbe stellt eine ausführliche Arbeit über die Anwesenheit der Römer in Süd-Mähren während der La Tène-Periode für das nächste Jahr in Aussicht. Der nähere Bericht über seine Forschungen findet sich in diesem Sitzungsberichte.

Die schöne Arbeit des Herrn Prof. Dr. A. Makowsky: Der diluviale Mensch im Löss von Brünn (Mitth. der Anthrop. Ges. XXII) liefert jedenfalls sehr werthvolles neues Material, welches die gerade für Mähren so oft aufgeworfene Frage der Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammut neuerdings anregt, ohne sie freilich in zwingender Weise zu lösen.

Herr Dr. Kulka sendet uns nachfolgende Mittheilung über die in Oesterreichisch-Schlesien erzielten Erfolge:

„Das Jahr 1892 brachte Oesterreichisch-Schlesien eine grössere Anzahl Funde, welche wiederum vorzüglich den Bemühungen des Herrn Ernst Walenta, k. k. Finanzwachrespicient in Kathrein bei Troppau, zu danken sind. Den hervorragendsten Platz nehmen zwei Skeletfunde mit Bronzebeigaben an einer Localität in Kathrein ein, welche bis nun nur durch neolithische Fundstücke charakterisirt war. Bei dem einen der Skelette fand sich an dem einen Arme ein einfacher, unverzierter Ring und eine Beinnadel. In einiger Entfernung von diesem Skelete wurden mehrere Spiralen von circa 4 mm Durchmesser und das Bruchstück von einem Löffelchen mit tordirtem Stiele und einer Verzierung an der Rückseite des Gefässes aufgelesen. Bei dem anderen Skelete fand sich eine Bronzelanzenspitze in der Nähe des Beckens und ein Steinhammer (circa 10 cm lang). Die Skelette scheinen nach den Berichten Walenta's Hocker gewesen zu sein. Spuren von Brandgräbern sollen gleichfalls constatirt worden sein. Nebstdem wurden an dieser Localität, wie früher schon, eine Anzahl von neolithischen Stücken (Steinhammer-Fragmente, Feuerstein-Instrumente etc.) sowie Gefässe und Gefässreste gesammelt.

An diese Funde schliesst sich an Bedeutung die Constatirung einer neuen Localität neolithischen Charakters zwischen Troppau und Gilschwitz an. Ausser einigen Gefässfragmenten, die in der Fractur mit Kathreiner Stücken übereinstimmen, fanden sich eine grössere Anzahl von Feuerstein-Werkzeugen.

Ich hatte Gelegenheit, im Sommer dieses Jahres von Herrn Vincenz Heršůdek, Gutsassistent in Kreuzendorf, unter Anderem eine Anzahl von Grünstein-Werkzeugen zu erwerben, die einige Hundert Schritte vom Gutshofe in südöstlicher Richtung an einer neu constatirten Stelle gewonnen wurden. Diese sowie die von Herrn Walenta gesammelten Objecte sind bereits in den Besitz des k. k. Hofmuseums übergegangen.

Erwähnenswerth wären ausserdem eine circa 30 cm lange Bronzenadel von der Schellenburg, ein exquisiter Flachmeissel aus hellgelbem Hornstein vom Burgberg bei Jägerndorf (gefunden 1891), beide vorläufig in Verwahrung des fürstlich Liechtenstein'schen Forstamtes in Jägerndorf; endlich ein trogähnliches Gefäss aus Kreuzendorf (im Besitze des Grundbesitzers Janotta daselbst), ex 1892, das an den beiden Schmalseiten aus niederen Wülsten gebildete Verzierungen trägt. Der Gefässrand ist gezahnt und auf der Kante an den Schmalseiten ein hahnenkammartiger Steg angebracht. Länge circa 25 cm, Breite und Höhe je circa 5 cm."

Herr Dr. v. Marchesetti in Triest konnte, durch anderweitige Arbeiten in Anspruch genommen, in diesem Jahre keine grösseren Grabungen unternehmen. In der Nekropole von Caporetto wurden weitere 60 Gräber geöffnet, die ihm wieder eine reiche Serie Gegenstände aus Bronze und Eisen lieferten. Interessant erscheint das Vorkommen eines Flintmessers in einem Grabe zugleich mit einer Bronzenadel, da dies der einzige Fall unter mehr als 6600 in diesem und im Gräberfelde von Santa Lucia durchsuchten Gräbern ist.

Obwohl in Santa Lucia nur 30 neue Gräber durchforscht wurden, wurden doch einige Gegenstände erbeutet, die bei den früheren Grabungen vermisst wurden. Zu erwähnen ist hier nur eine schöne polychrome Glasperle in Form eines männlichen Kopfes mit krausem Barthaare, analog den assyrisch-babylonischen Darstellungen.

Die in San Pietro al Natisone, wo 16 Gräber untersucht wurden, gemachten Grabungen bewiesen die Identität dieser Nekropole mit den obengenannten des Isonzothales, da auch hier derselbe Ritus obwaltete und die Beigaben sehr viele Analogien mit ihnen zeigen. Selbst die grossen bereiften Urnen fehlen hier nicht.

In Istrien wurden einige kleinere Forschungen unternommen, so in Vermo, in Draguch, in den Castellieri von Santo Spirito, San Dionisio, Villanova, Leme, etc., wo ausser den Grabungen in den alten Wohnstätten auch einige Tumuli eröffnet wurden.

Ausserdem wurden etliche Höhlen untersucht, die Grotte von San Romualdo am Lemecanal, einige Grotten in der Umgebung von Permani bei Sapiane (wo Reste von Ursus spelaeus constatirt wurden), von Repentabor, Gabrovizza etc. Auch in San Canzian wurden die Arbeiten fortgesetzt und lieferten mehrere werthvolle Beiträge.

In **Kärnten** wurde nach den Mittheilungen des Herrn Baron Hauser das Gräberfeld der Hallstätter Periode beim Forst im Lavantthale gänzlich abgeräumt

und der Cultur zurückgegeben. Die Ausgrabungen des Museums Rudolphinum auf dem Gräberfelde zu Frögg bei Rosegg lieferten viele interessante Gegenstände aus Bronze, Eisen und Blei, auch Thongefässe. Von den bekannten Bleifiguren wurden allein gegen 70 Stück erbeutet.

Aus Krain ist uns kein Bericht zugekommen. Ich entnehme der von Prof. Müllner gegründeten Zeitschrift für krainische Landeskunde die Nachricht von der Auffindung von zwei kleinen Einbäumlern und einem grossen Frachtenschiffe im Laibacher Meere. Aus der Lage des letzteren unter der Torfschichte, welche die im I. Jahrhundert erbaute Römerstrasse von Emona nach Aquilina (Laibach) trägt, der Grösse und der technischen Construction des Schiffes, aus dem Vorhandensein schmiedeeiserner Nägel an demselben ergeben sich Dr. Müllner's sehr interessante Schlüsse über die Aufeinanderfolge der verschiedenen im Laibacher Moore vertretenen Culturepochen von der Pfahlbautenzeit bis zur Römerzeit. Vielversprechend ist auch die Einleitung zu Herrn Müllner's Arbeit über die „Gradišča" in Krain, in welcher alle Culturschichten dieses Landes repräsentirt sind. Weitere Mittheilungen über diesen Gegenstand enthält der angeschlossene Bericht des Herrn Dr. Much.

In Tirol hat sich der k. k. Forst-Inspectionscommissär Herr Alexander Schernthanner um die Erforschung des prähistorischen Bergbaues auf der Kelchalpe in Kitzbühel bemüht. Sie finden die weiteren Ausführungen über diesen Gegenstand sowie über die früheren Arbeiten dieses um die Erforschung der prähistorischen Verhältnisse Tirols hochverdienten Mannes in diesem Sitzungsberichte.

Leider sind wir nicht in der Lage, Ihnen über die in Galizien durchgeführten Arbeiten Mittheilungen zu machen. Doch hoffen wir, dies in unseren Sitzungsberichten nachtragen zu können. Aus einem kurzen Berichte des Herrn Conservators Romstorfer ersehen wir, dass auch das Bukowinaer Landesmuseum bereits seine Thätigkeit eröffnet hat. Dieselbe erstreckt sich vorläufig auf Objecte der historischen Zeit. Hoffentlich wird es uns gelingen, in diesem Jahre die prähistorische Erforschung der Bukowina aus eigener Initiative in Angriff zu nehmen.

Allen Herren, welche mich durch ihre freundlichen Mittheilungen bei dem vorliegenden Berichte unterstützten, sei hiemit der verbindlichste Dank dargebracht.

Ich schliesse hieran die von Herrn Dr. Much verfasste Zusammenstellung der in den Jahrgängen 1891 und 1892 der Mittheilungen der k. k. Central-Commission erschienenen Publicationen auf prähistorischem Gebiete. Die Vergleichung derselben mit unseren eigenen Berichten liefert Ihnen ein ziemlich erschöpfendes Bild über dies Mass von grösstentheils freiwillig im Jahre 1892 mit dem Spaten und mit der Feder geleisteter Arbeit.

„In Niederösterreich sind es zunächst die eingehenden Untersuchungen, welche der Correspondent Ludwig Hans Fischer auf den Fundstätten bei Willendorf, Aggsbach und Vösendorf in der Wachau angestellt hat und welche die eingehendste Aufmerksamkeit verdienen. Es handelt sich hier nicht gerade um sehr zahlreiche, als vielmehr belehrende Funde und Fundverhältnisse der älteren Steinzeit, welche von dem Genannten mit scharfem Blicke erschlossen und in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission (Jahrg. 1892, S. 138) in klarer Weise dargestellt sind. Herr Correspondent Fischer fand auch Beläge einer Ansiedlung der jüngeren Steinzeit und Hinweise auf eine Grabstätte der liegenden Hocker bei Schönbichl a. d. Donau (Mitth. 1892, 127)[1]).

Von den Arbeiten des seither verstorbenen Correspondenten Spöttl kamen die Untersuchungen zur Veröffentlichung, welche er am grossen Tumulus von Unter-Nalb (Mitth. 1891, S. 250) und in Altenmarkt (Mitth. 1891, S. 251) angestellt hat. Der bezeichnete Tumulus ist wiederholt angegraben worden, doch hinderten jedesmal dessen ungewöhnliche Grösse und die dadurch bedingte Höhe der Kosten eine durchgreifende und abschliessende Untersuchung. So viel scheint sicher, dass seine Erbauung in eine Zeit falle, in der die Töpferscheibe und das Wellenornament schon zur vollen Aufnahme gelangt waren. In Altenmarkt sind es ebenfalls Gräber aus frühgeschichtlicher Zeit, welche von Herrn Spöttl erschlossen worden sind.

Ueber einen sehr beachtenswerthen Fund aus der Gegend von Marchegg berichtete Herr Correspondent Custos Szombathy. Es ist dies ein eigenthümlicher, aus einem vollständigen Gitterwerke bestehender, 10 cm im Durchmesser haltender Ring, bei welchem die einzelnen Stäbe des Gitterwerkes an ihren Berührungsstellen durch kleine Kugeln gewissermassen zusammengehalten werden. Das Fundstück entstammt augenscheinlich einem Grabe der La Tène-Zeit (Mitth. 1892, S. 67). Herr Correspondent Custos Szombathy machte auch eine kurze Mittheilung über den Fund prähistorischer, theils schwarz graphitirter, theils roth bemalter Gefässe aus einer Sandgrube unfern von Langenlebarn (Mitth. 1892, S. 121).

Vielverheissende Anfänge für die prähistorische Erforschung der Umgebung von Baden wurden durch Herrn Calliano gemacht. Hier sind es insbesondere die Höhlen, welche der Genannte zum Gegenstande seiner Untersuchung gemacht und, in denen er auch nicht unbedeutende Funde aus der jüngeren Steinzeit und den darauf folgenden Perioden erzielt hat, wenngleich dessen (in den Mitth. 1892, S. 92, veröffentlichten) Anschauungen einiger Richtigstellung bedürfen, da sich unter diesen Funden paläolithische Reste, wie Herr Calliano behauptet hat, sicher nicht vorfinden und die Bestimmung der Funde — Herr Calliano sieht 50 Pfeilspitzen, wo nur eine, 150 Messer, Schaber, Ahlen, wo nur einige wenige, im Uebrigen aber blosse Splitter vorhanden sind — in der Freude der Entdeckung etwas zu enthusiastisch gerathen ist.

Herr Correspondent Propst Kerschbaumer, dessen umsichtiges Wirken für Alterthümer aller Art längst

[1]) Unter „Mitth." sind in dem Berichte des Herrn Dr. Much immer jene der k. k. Central-Commission verstanden. Anm. d. Red.

bekannt ist, sammelte in Krems Gefässreste von der Form der Hadersdorfer Gefässe, die wahrscheinlich einem Grabe angehört haben (Mitth. 1892, S. 122, 189).

Correspondent Pfarrer Karner, dessen glücklichem Einschreiten die Erhaltung der Reste der bekannten Situla von Kuffarn zu danken ist (Fundbericht in den Mitth. 1892, S. 181), verfolgte mit steter Aufmerksamkeit alle Erscheinungen in der Umgebung seines Wohnortes und war dadurch in der Lage, auch die in Mautern, einem altberühmten Fundorte, vorgenommenen Anlagen von Canälen zu überwachen und dadurch Funde von grosser Bedeutung zu machen. Diese stammen wohl zumeist aus der Zeit der Römerherrschaft, allein sie sind deshalb auch für die Forschungen auf unserem Gebiete von grossem Werthe, weil sie zum grossen Theile Zeugen für die früheste Verbreitung des Christenthums sind und also zweifellos auch mit der einheimischen Bevölkerung jener Zeit in engem Zusammenhange stehen.

Aus **Steiermark** wurde der k. k. Central-Commission nur eine Fundstelle zur Kenntniss gebracht, und zwar eine eigenthümliche, bis in die Römerzeit bewohnte Wallburg, welche sich bei dem Dorfe Vranje unfern von Lichtenwald befindet. Eine nähere Untersuchung hat nicht stattgefunden (Mitth. 1891, S. 197).

In **Kärnten** ist es vorzugsweise Conservator Baron Hauser, in dessen Händen die urgeschichtliche Forschung liegt; er hat mit der gleichen Umsicht, wie seit Jahren auch im vergangenen, die Ausgrabungen auf dem so wichtigen Grabhügelfelde in Frögg fortgesetzt und darüber (Mitth. 1892, S. 40) Bericht erstattet. Wir dürfen hoffen, dass nur auch die Erfolg versprechenden Untersuchungen in der Umgebung von Villach wieder aufgenommen werden, wozu Correspondent Director Pliwa mit seinen Mittheilungen über einige Funde — wie es scheint, aus dem Ende der Römerzeit — den Anfang gemacht hat (Mitth. 1892, S. 244).

Es lässt sich im Voraus erwarten, dass auch **Krain** mit seinen unerschöpflichen Ansiedlungen und Gräberstätten mit reichen Beiträgen zur Erweiterung unserer prähistorischen Kenntnisse zu verzeichnen sein wird. So entnehmen wir in der That einem Berichte des Conservators Professor Rutar in Laibach Mittheilungen über die Wallburg in Cesta (Mitth. 1891, S. 196) mit ihren bis in die Pfahlbautenzeit zurückreichenden Funden, über die Grabhügel von Malnice (Mitth. 1891, S. 197), über das der Hallstatt-Zeit angehörige Grabfeld und die Ansiedlung von Strahovlje (Mitth. 1891, S. 197), dessen um das Schloss Gallenegg sich gruppirende Umgebung reich an prähistorischer Verlassenschaft zu sein scheint, was der neu aufgefundene Begräbnissplatz von Šemník (Mitth. 1891, 239) zu bestätigen geeignet ist. Auf der Wallburg von Zagorje fand man prähistorische und römische Reste in grosser Zahl (Mitth. 1891, S. 197). Auch in dieser Gegend befinden sich zahlreiche prähistorische Ansiedlungen und Wallbauten, von denen die Wallburg von Unter-Zemon viele Gegenstände aus späteren Zeitabschnitten, darunter schöne Silberfibeln aus dem IV. Jahrhunderte, lieferte (Mitth. 1891, S. 197).

In dem Gräberfelde bei Rudolfswerth wurden Gräber aus der Hallstatt- und der La Tène-Periode und aus der Zeit der Römerherrschaft eröffnet. Zahlreiche Funde mannigfacher Art wurden gehoben, doch leider meist in einem Zustande schon sehr vorgeschrittener Zerstörung; besser erhalten und sehr beachtenswerth sind die vielen Thongefässe aus römischer Zeit (Mitth. 1891, S. 197). Auf der Höhe von Capitelski marof wurden Reste einer schon zum grössten Theile eingeackerten Umwallung gefunden, die den gesammelten Gegenständen gemäss schon eine vor dem Beginne der La Tène-Periode gegründete Ansiedlung umschlossen haben, welche aber auch noch während der Römerzeit bewohnt war (Mitth. 1891, S. 197).

Eine prähistorische Umwallung besteht auch bei der Kirche auf dem St. Magdalena-Berge nächst St. Marein unterhalb Laibach. Nach den Berichten des Correspondenten Črnologar (Mitth. 1892, S. 127) und des Conservators Rutar (Mitth. 1892, S. 238) ergab eine kurze Versuchsgrabung zahlreiche Scherben von Thongefässen, Webstuhlgewichte, Wandbewurf, Eisenschlacke u. a. m. Diese Wallburg gehört zu den grössten in Krain und verspricht noch viele Funde. Gleich in seiner Nähe befinden sich Grabhügel, von denen einzelne einen bedeutenden Umfang haben; auf einigen fand man Scherben römischer Gefässe. Zunächst oberhalb St. Marein befindet sich eine zweite kleinere Wallburg. Auch bei dem wegen seiner Funde schon bekannten Grosslup kennt man eine Menge derartiger Wallburgen, wie jene von Šenturje, Slokagora, Zelimlje u. a. m. (Mitth. 1892, S. 238).

Ferner berichtet Conservator Rutar (Mitth. 1892, S. 186) über La Tène-Funde aus der Gegend von Polšnik-Billichberg bei Littai. Sie bildeten den Inhalt von vier Gräbern, die zufällig eröffnet wurden, und bestehen aus eisernen Waffen und Werkzeugen und einigem Schmuck.

Ueberaus reich an Funden ist auch die Umgebung des altberühmten Cistercienser-Stiftes Sittich, über die wir ebenfalls Herrn Conservator Rutar einen eingehenden Bericht (Mitth. 1892, S. 202) verdanken. Auf der dem Berichte beigegebenen vortrefflichen Karte fällt zunächst wieder die grosse Wallburg auf, die im Süden und Osten von mehreren Gruppen grosser Grabhügel umgeben ist. Eine römische Strasse führte im Süden durch dieses Gebiet. Die hier gemachten Funde haben übrigens schon seit Jahrzehnten die Aufmerksamkeit erregt, doch wird es erst einer langen und mühsamen, jedenfalls aber auch lohnenden Arbeit bedürfen, um Alles aufzunehmen, was uns hier eine reiche Vergangenheit hinterlassen hat.

Auch die Wallburg und die Tumuli von Malnice bei Gurkfeld und bei dem römischen Neviodunum bieten verheissungsvolle Anhaltspunkte zu künftigen Grabungen und Forschungen. Conservator Rutar berichtet hierüber in den Mittheilungen der Central-Commission (Mitth. 1892, S. 205, 238) mit dem Hinweise, dass schon der verdienstvolle Deschmann hier Probegrabungen vorge-

nommen habe. Einer der grösseren, jedoch nur zum kleinsten Theile angegangenen Grabhügel lieferte Reste der Hallstatt-Periode.

**Küstenland.** Sehr erfreuliche Ergebnisse erzielte die vom Correspondenten Director v. Marchesetti fortgeführte Untersuchung der Gräber von Sta. Lucia, die bis zu dem Augenblicke des Berichtes (Mitth. 1892, S. 60) schon 2922 eröffnete Gräber umfasste. Welch' prächtige Funde die diesmaligen Grabungen lieferten, zeigt ein Blick auf die dem Berichte beigegebene Tafel mit den reich behängten Bogenfibeln, den Bronze- und Thongefässen und dem La Tène-Schwerte, welch' letzteres jedoch nicht aus dem Gräberfelde selbst stammt.

Correspondent Prof. Moser berichtete (Mitth. 1892, S. 64) über die Eröffnung von Gräbern in Kopole bei Planina oder Wippach und über Funde, welche bei der Grundaushebung für das Post- und Finanzgebäude in Triest an den Tag gekommen waren (Mitth. 1892, S. 190).

**Tirol.** Obwohl die k. k. Central-Commission seit Jahrzehnten vor Beginn jedes Bahnbaues mit allem Nachdrucke bestrebt ist, durch die vorgesetzten Behörden auf die bauleitenden und überwachenden Organe dahin einzuwirken, dass den Funden jeder Art die grösste Aufmerksamkeit geschenkt und die weitgehendste Ueberwachung der Arbeiter geübt werde, so waren diese Bemühungen doch nur von wenig befriedigenden, unmittelbaren Erfolgen begleitet, da von den Bauleitungen nur in den seltensten Fällen Anzeigen über vorgekommene Funde erstattet wurden. So geschah es auch bei dem Bau der Bahn von Arco nach Mori in Tirol, wo Conservator Dr. Jenny erst nachträglich den Fund einer römischen Amphora, eines geschweiften Bronzemessers vom Hadersdorfer Typus und einer La Tène-Lanzenspitze ermittelte (Mitth. 1891, S. 247).

Mit jugendlicher Begeisterung und Ausdauer führt der hochbetagte und um die prähistorische Forschung vielverdiente Conservator Dr. Tappeiner seine Untersuchungen im mittleren Tirol fort. Hier ist es vor Allem der Küchelberg bei Meran, wo er seine mühevollen, aber auch lohnenden Grabungen anstellte und auch hier lehrt ein Blick auf die dem Berichte (Mitth. 1892, S. 47) angeschlossenen Tafeln, welch' schöne Funde er an den Tag brachte. Es sind dies vornehmlich reizende Gegenstände der Hallstatt-Periode, die nicht nur wegen ihrer Mannigfaltigkeit, sondern auch wegen der vielen Eigenthümlichkeiten gegenüber den anderweitigen Vorkommnissen dieser Zeit bemerkenswerth sind.

Zwei andere Stellen, welche von Cons. Dr. Tappeiner untersucht wurden, befinden sich auf dem sogenannten Glurnser Köpfl unmittelbar bei der Stadt Glurns im Ober-Vintschgau (Mitth. 1892, S. 51) und auf dem Tartscher Bühel, eine Viertelstunde von Glurns entfernt. Die erstgenannte Stelle lieferte nur geringfügige Funde; auf dem Tartscher Bühel, auf dem eine alte Kirche steht, soll ein Nordamerikaner, Namens Frankfurther, fünf Eisenäxte erschürft haben, womit er seinerzeit viel Lärm machte, doch führte auch hier Tappeiner's Nachgrabung nur das Ergebniss herbei, dass der Hügel einmal bewohnt gewesen sei.

Erfolgreicher waren Tappeiner's Bemühungen auf dem Hippolithügel im Mittelgebirge bei Meran, denn hier fand er zahlreiche Reste der jüngeren Steinzeit, und zwar: Messer, Schaber, Pfriemen, eine schöne Lanzenspitze und eine Pfeilspitze nebst Steinkernen aus Feuerstein, ein Serpentinbeil, Knochen- und Horngeräthe und viele Topfscherben und Knochen der verzehrten Thiere. (Mitth. 1892, S. 52.)

In **Böhmen** ist es Conservator Richlý, welcher mit gleichem Eifer und Erfolg für die Aufgaben der Central-Commission eintrat. Ihm verdanken wir die Nachricht (Mitth. 1892, S. 56) über die Aufdeckung zweier Holzsärge mit Skeletten auf dem Ringplatze zu Patzau, deren einzige Beigaben runde Thonscheiben waren, welche aus Scherben von Graphitgefässen hergestellt sind. Die Abgrabung einiger Hügelgräber nördlich von Budweis ergab nur geringe Funde (Mitth. 1892, S. 56). Weitere noch nicht veröffentlichte Mittheilungen sind über die Hügelgräber in der Umgebung von Bechyn eingelangt.

Interessante Goldfunde wurden zu Lžovic in Böhmen gemacht, die zumeist aus schnurförmig gedrehten und spiralig aufgewundenem Golddraht bestehen, unter welchem die kleinen lockenartigen Spiralröhren wegen ihres, wenn nicht einzigen, doch sehr seltenen Vorkommens bemerkenswerth sind (Mitth. 1892, S. 189).

Mit gleichem Eifer, wie schon seit Jahren, wurden vom Conservator Čermák die Ausgrabungen auf dem Hrádek von Časlau weitergeführt (Mitth. 1892, S. 195). Wenngleich hiebei nicht wesentlich neue Aufschlüsse erzielt wurden, so wurde doch das wissenschaftliche Material, welches diese Fundstätte bisher geliefert hat, in erwünschter Weise bereichert und vervollständigt.

In **Mähren** ist zunächst der Fund eines nicht unbedeutenden Depôts zu Markendorf zu erwähnen. Es besteht ausschliesslich aus Schmuck, unter welchem die Bruchstücke eines Gürtels, 41 scheibenförmige hohle Zierbuckel aus Bronzeblech und eine schöne, aus kantigem Draht bestehende Doppelspirale, deren Bügel und beiderseitigen äussersten Umgänge gekerbt sind, besonders hervorgehoben zu werden verdienen. Correspondent Director Maška, dem die Erhaltung des Fundes zu danken ist, erstattete darüber einen eingehenden Bericht (Mitth. 1891, S. 219).

Bei Jamnitz wurden künstliche Höhlen (Erdställe) aufgedeckt, in welchen eine Anzahl von Gefässen und Gefässscherben enthalten war. Leider haben sich die Hoffnungen, endlich einmal sichere Anhaltspunkte zur Bestimmung des Alters dieser räthselhaften Bauwerke zu gewinnen, nicht erfüllt, da diese Gefässe wahrscheinlich einer Zeit (XII. bis XV. Jahrhundert) angehören, über welche sie gewiss weit hinausreichen (Mitth. 1892, S. 56).

Ueber einen Fund von Bronzeringen in Hobitschau berichtet Herr Fl. Koudelka (Mitth. 1892, S. 171). Es sind ähnliche torquesartige Ringe, wie sie in unseren Ländern und in letzterer Zeit in Mähren ins-

besondere öfters vorgekommen sind. Ueber die zufällige Eröffnung eines Grabes in Ober-Tieschitz, dessen Inhalt an das vaterländische Museum in Olmütz gelangt sein soll, machte Conservator Trapp eine kurze Mittheilung (Mitth. 1892, S. 245). Zufolge einer weiteren Nachricht des eben Genannten fand man in einem Garten zu Altstadt bei Ungarisch-Hradisch zwischen gebranntem Lehmbewurf, Ziegelstücken (?) und graphitirten Scherben vier umgestürzte Gefässe, von denen eines ein Radkreuz und ein anderes Wellenlinien zeigte; eingestreut waren einige Thierknochen und verkohlte Mohnkörner (Mitth. 1891, S. 245). Endlich verdanken wir dem Correspondenten Director Krassnig die Nachricht über die Aufdeckung eines Grabes mit schwarzen, geglätteten Thongefässen und einigen Bronzegegenständen (Mitth. 1892, S. 247). Diese Funde wurden vom Correspondenten Custos Szombathy weiter verfolgt, worüber er zweifellos noch Bericht erstatten wird."

In der physischen Anthropologie haben wir eine Arbeit unseres hochverehrten Vicepräsidenten, Herrn Oberstabsarztes Dr. Weisbach, „Die Deutschen Niederösterreichs" zu verzeichnen. Es wurden 3059 Individuen in Bezug auf Farbe der Haare, Augen und Haut, Körperlänge, grösste Kopflänge und Kopfbreite untersucht, wobei die aus Niederösterreich sich recrutirenden Truppenkörper das Material abgeben. Die mühevolle Arbeit wurde theils von Dr. Weisbach, theils von den bezüglichen Truppen-Chefärzten, den Herren: Stabsarzt Dr. Knöchel und Regimentsärzten Doctoren Eichenwald, Faulhaber, Glassl, Habart, Harmach, Huber, Leibnitz' v. Löbenstein, Carl Majer und Radelmacher, ausgeführt. Ihnen Allen gebührt warmer Dank, ganz besonders aber unserem Herrn Vicepräsidenten, welcher durch das Gewicht seiner Stellung sowie durch seine eigene thatkräftige Initiative Untersuchungen durchzuführen weiss, welche unter anderen Umständen gewiss unterblieben wären. Die in mancher Beziehung überraschenden Ergebnisse werden hoffentlich zur Untersuchung anderer Kronländer nach derselben Methode anregen.

Ausserdem gedenke ich der im XXII. Band unserer Mittheilungen erschienenen Abhandlungen: Die neuentdeckten Gräber von Podbaba und der erste künstlich deformirte prähistorische Schädel aus Böhmen von Dr. Lubor Niederle, ferner Studienbeiträge zur Frage der Horizontalebene des Schädels von Prof. Dr. Aurel v. Török, welche Arbeit durch die darin aufgeworfenen Fragen die Aufmerksamkeit der Fachgenossen in hohem Masse erregt hat.

Uebergehend zur Ethnographie und zu dem Zweige derselben, welcher uns am nächsten liegt, zur heimatlichen Volkskunde, kann ich nur das im vorigen Jahre Bemerkte noch bekräftigen, dass auch in Oesterreich, wie überall in Europa, das Interesse für die Aeusserungen der Volksseele in ihren verschiedensten Gestalten in erfreulichster Weise wächst. Die auf Pflege der Hausindustrien gerichteten Bestrebungen der Gewerbemuseen berühren sich, wie die Ausstellungen beweisen, vielfach mit den unseren. Eine solche fand im verflossenen Jahre zu Czernowitz statt. In Wischau wurde eine die ethnographischen Verhältnisse der Hanaken illustrirende Ausstellung veranstaltet, welche hanakische Trachten und Keramik aus alter und neuer Zeit sehr vollständig brachte. Die ursprünglich rein historischen und naturhistorischen Zwecken dienstbaren Musealvereine der Kronländer betreiben immer mehr neben der Aufsammlung der Kunsterzeugnisse auch jene der volksthümlichen gewerblichen Producte. Das Museum in Czernowitz eröffnete seine Thätigkeit mit der Erwerbung einer höchst interessanten Sammlung alter Huzulengeräthe des Landes-Forstinspectors Herrn Vincenz Eckl.

Wir begegnen aber auch Anläufen zur systematischen Darlegung des Vorstellungslebens unserer Nationalitäten. So hat der böhmische Museumsverein in Brünn unter der Leitung des Herrn Prof. Fr. Dvorsky grosse Vorarbeiten zur Herausgabe einer ausführlichen Heimatskunde durchgeführt, mit deren Druck schon nächstens begonnen werden soll. Den Bemühungen des böhmischen Volksforschers Zibrt und der von ihm gegründeten Zeitschrift „Česky lid" wurde in diesen Blättern schon vielfach gedacht.

In Passeyer hat sich sogar, nach einer Mittheilung des Herrn Dr. W. Hein, ein Verein gebildet, dessen Zweck Wahrung der heimatlichen Tracht und Sitte, Wiederauffrischung des alten Volksgesanges, dadurch Hebung des patriotischen Bewusstseins und nach Möglichkeit Anlegung eines Depôts von Nationalkleidung und Ortsmerkwürdigkeiten ist Die Mitglieder des Vereines müssen sich verpflichten, die Volkstracht zu tragen.

Von Arbeiten auf diesem Gebiete, welche im vorigen Jahre erschienen sind, seien folgende erwähnt: P. Willibald Ludwig Leeb, Sagen Niederösterreichs, erster Band. Fr. Kaindl, Beitrag zur Ethnographie der Zigeuner, Ausland 1891, die Lippowaner, Ausland 1892, Zauberglaube bei den Ruthenen in Galizien und der Bukowina, Globus LXI, Hexenleiber, deutsche Reime aus der Bukowina (Urquell), ebenda Weihnachtsbräuche der Ruthenen in Galizien, über die galizisch-bukowinische Volksüberlieferung vom Jud Selmann, Leipziger Zeit., Nr. 226. Dan, die Zigeuner in der Bukowina (rumänisch in der Gazeta Bucovinei), N. Hurjuin, rumänische Volkslieder in der Gazeta Bucovinei 35 und 36. In der seit März v. J. erscheinenden folkloristischen Zeitschrift „Sezatoarea" werden nur Beiträge zur Volkskunde der Bukowiner, Rumänen veröffentlicht. Auch Schlossar: Sagen vom Schratel in Steiermark (Zeitschrift für Volkskunde, IV, 165) und J. Schmidt-Laibach: der Shkrat (Zeitschrift für Volkskunde, IV, 217—221, 251—254) bleiben zu erwähnen. Eine grössere Arbeit über die Palão-Ethnologie Tirols von Herrn Prof. Fr. Stolz: Die Urbevölkerung Tirols registriren wir mit um so grösserer Befriedigung, als in derselben, anknüpfend an Steub und die neuen prähistorischen und anthropologischen Forschungen, eine Wiederbelebung der Ortsnamenforschung auf Grundlage exacter Philologie angestrebt wird.

Mit Unterstützung unserer Gesellschaft bereiste Dr. Kaindl zum Zwecke der Vervollständigung des Himmel'schen Materiales über die Huzulen das Thal des schwarzen Czeremocz bis Zabie, das Thal des

weissen Czeremocz bis Jablonitza, ging dann durch das Putillathal und Suczavathal, von da über Seletin und Szipot ins Moldavathal bis zur Alpe Luczyna. Unterstützt durch die freundlichen Bemühungen des Fräuleins L. Kisslinger in Uscieryki, des Pfarrers Herrn G. Hanicki in Sergie, Herrn H. Scharf in Seletin gedieh die Arbeit soweit, dass wir deren Veröffentlichung für die nächste Zeit in Aussicht nehmen können.

Lassen Sie mich noch der Arbeiten des Herrn Dr. Heinr. v. Wlislocki gedenken. Unsere Mittheilungen enthalten dessen „Tod und Todtenfetische der Magyaren". Selbstständig hat derselbe im vorigen Jahre „Aus dem inneren Leben der Zigeuner", Szekler und Ungarn in Siebenbürgen (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge, Hamburg 1892) und im Anfang des laufenden Jahres „Aus dem Volksleben der Magyaren" veröffentlichte. Jede derselben bringt Neues, unmittelbar Beobachtetes in mustergiltig-klarer Darstellung. In dem letztgenannten Werke findet auch die magyarischen Publicationen ihre Verwerthung und Einführung in unsere ethnographische Literatur. Herrn v. Wlislocki gebührt dafür warme Anerkennung aller Fachgenossen, besonders aber von Seite seines engeren Vaterlandes, dem seine Arbeiten zur Zierde gereichen.

Wir dürfen einen befriedigenden Erfolg unserer Anregungen zum systematischen Studium des österreichischen Bauernhauses verzeichnen. Das Hauptverdienst fällt dabei den Herren Oberst Bancalari und Prof. Dr. Rudolf Meringer zu, welche nicht blos von ihrem individuellen Standpunkte nur Beobachtungsmaterial herbeischaffen, sondern auch unermüdlich durch Wort und Schrift die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diese Frage lenken. Wir verdanken Herrn Oberst Bancalari den Aufsatz „Vorgang bei der Hausbauforschung". Derselbe übernahm die Führung bei einem von unserer Gesellschaft zum Zwecke der Hausforschung am 5. und 6. Juni veranstalteten Ausfluge von Salzburg nach Mattsee. Gleichwie in früheren Jahren, führte Herr Oberst Bancalari eine Hausforschungsfussreise in Tirol, Oberitalien und Innerösterreich durch und berichtete über deren Ergebnisse in unserer Versammlung vom 8. November.

Anschliessend an die Arbeiten Herrn Bancalari's über das oberösterreichische Haus unternahm Herr Prof. Meringer im verflossenen Sommer mit Unterstützung unserer Gesellschaft die Erforschung der Bauernhäuser Nordsteiermarks in Bezug auf Anlage und Hausrath. Zu diesem Behufe wurden von Payerbach, Mürzzuschlag, Bruck an der Mur, Leoben, Vordernberg, Eisenerz, Admont, Aussee Ausflüge in verschiedenen Richtungen unternommen. Bei Bischofshofen wurde das Gebiet des alpinen Hauses betreten und in Salzburg Einiges über diese bereits vielfach studirte Form nachgetragen.

Die Museen in Eisenerz und Salzburg waren Gegenstand einer eingehenderen Betrachtung. Auf der ganzen Fahrt begleitete ihn Herr Ernst v. Lieben, welcher die photographischen Aufnahmen besorgte. Ausflüge nach dem Leithagebirge, Aspang und in angrenzende Gebiete sollten die Typengrenze finden, führten aber zu keinem abschliessenden Resultate. Die nicht uninteressanten Ergebnisse der Reise werden in einem bereits vollendeten Aufsatze zusammengefasst, welcher in Kürze Ihnen zugänglich gemacht werden wird.

Derselbe hielt ferner zwei gemeinverständliche Vorträge am 23. und 30. April über dieses Thema, deren Inhalt in dem Aufsatze „Das deutsche Bauernhaus" (Sitzungsbericht Nr. 3) zusammengefasst ist. Ausserdem finden Sie in unseren Mittheilungen von demselben Verfasser „Studien zur germanischen Volkskunde". Als eine weitere Frucht seiner an die philologischen Kreise gerichteten Anregungen dürfen wir den werthvollen Beitrag zu unseren Mittheilungen von Herrn Prof. Parsadan Ter-Mowsesjanz, „Das armenische Bauernhaus", betrachten.

Ueber Vorschlag unseres Comités für die Hausbauforschung haben wir die schöne Arbeit des Herrn Prof. Karl Romstorfer, „Typen der landwirthschaftlichen Bauten in dem Herzogthume Bukowina", in Druck legen lassen. Das Material in dieser Richtung ist in so raschem Anwachsen begriffen, dass wiederum neue Aufgaben unser Eingreifen, welches leider durch unsere Mittel beschränkt ist, erheischen. Möge es uns gegönnt sein, Ihnen im nächsten Jahresberichte die glückliche Durchführung derselben melden zu können.

In unseren Literaturberichten finden Sie eine Zusammenstellung der Literatur über die slawischen Bauernhäuser sowie die Inhaltsangabe eines im vorigen Jahre erschienenen polnischen Werkes über die Hausbauten der Podhaler: „Budownictwo ludowe na Podhalu" von Herrn Matlakowsky. Wir sind deren Verfasser Herrn Josef Karásek für dessen freundliche Unterstützung sehr verpflichtet.

Von den Arbeiten über allgemeine Ethnographie erwähne ich zuerst der schönen Arbeit von Dr. Stolpe über „Entwicklungserscheinungen in der Ornamentik der Naturvölker", welche Frau Musealdirector Mestorf eigens zum Zweck der Veröffentlichung in unsere Mittheilungen in's Deutsche übersetzt hat, wofür wir ihr unseren verbindlichsten Dank aussprechen. Ferner Herrn Fr. Heger's „Goldgeräthe aus den Philippinen". Eine andere Arbeit Herrn Fr. Heger's enthalten die „Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums", Bd. VII „Altmexicanische Reliquien aus dem Schlosse Ambras". Ferner verzeichnen wir die unmittelbar bevorstehende Herausgabe des Werkes von Joachim Freiherrn von Brenner, welches die erste Durchquerung der unabhängigen Bataklande beschreibt. Der Massai-Expedition, eines anderen Landsmannes, des Herrn Dr. Oscar Baumann, folgen wir mit voller Theilnahme.

Besondere Erwähnung verdient eine literarische Erscheinung des Vorjahres, nämlich Dr. L. v. Dargun's „Mutterrecht und Vaterrecht", erste Hälfte, welchem als zweiter Theil „Mutterrecht und Vaterrecht bei den Germanen" nachfolgen soll. Dessen Darstellung der Entwicklung der Familie von den ersten Anfängen bis zur Entstehung der agnatischen Verwandtschaft auf Grund einer strengen Unterscheidung zwischen Verwandtschaft und Gewalt bedeutet einen wesentlichen Fortschritt

in der Verwerthung des so rasch anschwellenden ethnographischen Materials zur Beurtheilung der primären Socialformen, zu der allerdings eine Reihe von Vorgängern, deren Namen Ihnen ja Allen geläufig sind, den Grund gelegt hat. Wir begrüssen mit Freude dieses Product der vergleichenden Rechtswissenschaft, jenes kräftig sich entwickelnden, nun auch in Oesterreich einheimischen Seitensprosses der Ethnologie, aus welchem wohl die Sociologie der Zukunft herauswachsen wird.

Ich darf es nicht unterlassen, der Habilitirung des Herrn Dr. Moriz Hoernes für prähistorische Archäologie und des Herrn Dr. Haberlandt für allgemeine Ethnographie an der hiesigen Universität zu gedenken. Bedeutet die Aufnahme unserer Disciplinen in den Lehrplan unserer Universitäten die Erfüllung eines von uns längst gehegten Wunsches, so müssen wir gerade in der Art und Weise dieser Aufnahme — nämlich in der Zuweisung zweier Hauptrichtungen der Anthropologie an erprobte Vertreter derselben — eine Gewähr für eine wirklich fruchtbringende Thätigkeit der neuernannten Docenten erblicken. Möge die Vertretung der dritten unserer Disciplinen bald nachfolgen und der für uns beschämende Umstand, dass die Wiener Universität kein anthropologisches Laboratorium besitzt, bald aus der Welt geschafft werden. Das warme Interesse, welches nach den mir bekannt gewordenen Mittheilungen in Universitätskreisen den angekündigten Vorlesungen entgegengebracht wird, beweist deutlich das selbst für die gelehrten Kreise vorhandene Bedürfniss, von den bisherigen Resultaten der Antropologie Kenntniss zu nehmen. Wir glauben, nur unserer Pflicht zu entsprechen, wenn wir dabei mit lebhaftem Danke des wohlwollenden Interesses gedenken, welches die Organe des hohen Unterrichtsministeriums, vor Allem Se. Excellenz Freiherr v. Gautsch, dieser Angelegenheit von jeher entgegengebracht haben.

Herr Dr. M. Hoernes gedenkt, seine Vorlesungen im nächsten Sommersemester mit einem Colleg „über die vorgeschichtlichen Alterthümer Italiens“ zu beginnen, worauf dann im nächsten Wintersemester ein Ueberblick der vorgeschichtlichen Culturperioden Gesammteuropas mit besonderer Rücksicht auf Oesterreich-Ungarn folgen soll. Geplant sind weiter Specialcollegien über die Vorgeschichte der Länder am östlichen Mittelmeere, über nordische Alterthümer und über einzelne Culturperioden und Erdräume, wie auch Gesammt- und Einzeldarstellungen aus dem Gebiete der Propädeutik, der Systematik und der Typologie der prähistorischen Alterthumswissenschaft. In eigenen Uebersichten sollen auch die ältesten Culturkreise der aussereuropäischen Welt vorgeführt werden.

Herr Dr. Haberlandt gedenkt, zunächst die ethnographischen Verhältnisse Asiens in Specialcollegien darzustellen, wozu die Sommersemester benützt werden sollen; in Hauptcollegien jedoch sollen einerseits die Grundzüge der allgemeinen Ethnologie, wie sie sich auf die wichtigsten Lebenserscheinungen der Völker bezieht, sowie ein vollständiger Abriss der Völkerkunde dargeboten werden. Endlich ist im Programme dieser ethnographischen Vorlesungen eine Serie von Specialcollegien über gewisse Abzweigungen der Ethnologie vorgesehen, welche beim Betrieb anderer Wissenschaften tangirt werden; es sind dies Collegien über vergleichende Religionswissenschaft, über ethnologische Jurisprudenz und ethnologische Kunstgeschichte.

Durch Gewährung einer Subvention aus dem Reisefonde des k. k. naturhistorischen Hofmuseums wurde es Herrn Dr. M. Hoernes ermöglicht, eine Reise nach Italien zu unternehmen und dort in zahlreichen Sammlungen unschätzbar werthvolle Daten zur vergleichenden und genetischen Betrachtung unserer heimischen prähistorischen Funde zu gewinnen. Die Hauptgebiete, über welche sich diese Reise erstreckte, waren das östliche und westliche Oberitalien, dann Mittelitalien und namentlich Sardinien, dessen fremdartige Alterthümer für die europäische Urgeschichtsforschung aus anderen Gründen, aber nicht in geringerem Grade wichtig sind als diejenigen der Poebene und Etruriens.

Der Wunsch, unsere Bestrebungen auf eine etwas breitere Basis zu stellen und neue Theilnehmer sowie Mitarbeiter zu gewinnen, hat unseren Ausschuss zum Beschlusse veranlasst, im Laufe des Winters einige populärwissenschaftliche Vorträge zu veranstalten, welche einen befriedigenden Erfolg aufweisen. Zwei derselben wurden von Herrn Prof. R. Meringer, einer von Herrn Michael Haberlandt übernommen, wofür wir den genannten Herren unseren verbindlichsten Dank aussprechen. Hoffentlich wird es uns möglich sein, auch in diesem Jahre dieselben zur Fortsetzung zu bringen und dadurch Verständniss für die Anthropologie in weiteren Kreisen, für uns aber die so nothwendige innere Erstarkung anzubahnen. Wenn unsere Gesellschaft im verflossenen Jahre einen kleinen Schritt nach vorwärts gemacht hat, so ist dies in erster Linie dem einträchtigen Zusammenwirken des Ausschusses mit den Functionären und dem aufrichtigen Bestreben zu danken, den an uns gestellten Anforderungen gerecht zu werden. Möge dieser gute Geist auch in Zukunft über uns walten!

3. Der Vorsitzende übergibt das Wort Herrn Rechnungsführer Dr. Otto Müller. Derselbe verliest den Rechnungsabschluss der Anthropologischen Gesellschaft für das Jahr 1892. (Siehe folgende Seite.)

Nach Bestätigung der Richtigkeit des vorgetragenen Rechnungsabschlusses durch die beiden Herren Rechnungs-Censoren Dr. Moriz Bruck und Alois Raimund Hein wird dem Herrn Rechnungsführer Dr. Otto Müller sowie dem Herrn Cassier Karl Freiherr v. Schlosser von der Versammlung das Absolutorium ertheilt.

4. Der Vorsitzende theilt der Versammlung mit, dass nach § 19 der Statuten die Mandate folgender Herren erlöschen:

Franz Heger als Secretär,
Dr. Wilhelm Hein als Secretär-Stellvertreter,
sowie der Ausschussräthe:
Dr. Michael Haberlandt,
Dr. Moriz Hoernes,
Felix Kanitz,

Dr. Josef Karabacek,
Felix Karrer,
Dr. Matthäus Much,
Dr. David Heinrich Müller,
Karl Penka,
Josef Szombathy und
Dr. Wilhelm Tomaschek.

Der Ausschuss beantragt die Wiederwahl sämmtlicher Herren.

5. Der Ausschuss beantragt die Wahl des Herrn Geheimrathes und Akademikers

Leopold v. Schrenck in St. Petersburg

zum Ehrenmitgliede, und der Herren:

Josef Baron de Baye in Paris und
Professor Dr. A. Nehring in Berlin

zu correspondirenden Mitgliedern der Gesellschaft.

Dieser Vorschlag wird von der Versammlung angenommen.

## Soll — Rechnungsabschluss der Anthropologischen Gesellschaft in Wien für das Jahr 1892. — Haben

### Soll

*A. Cassa-Conto:*

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1. Subvention Sr. Majestät des Kaisers | fl. 200·— | | |
| 2. „ des k. k. Unterrichtsministeriums nachträglich für das Jahr 1891 | „ 400·— | | |
| „ des k. k. Unterrichtsministeriums für das Jahr 1892 | „ 400·— | fl. 1000·— | |
| 3. Mitglieder-Beiträge: | | | |
| Jahresbeiträge von 40 unterstützenden Mitgliedern à fl. 10·— | fl. 400·— | | |
| Ausserordentl. Beiträge von 2 unterstützenden Mitgliedern à fl. 10·— | „ 20·— | | |
| Jahresbeiträge von 287 wirklichen Mitgliedern à fl. 5·— | „ 1435·— | „ 1855·— | |
| 4. Ersatz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums für Druckschriften pro 1892 | fl. 400·62 | | |
| Verkauf von Druckschriften | „ 523·10 | | |
| Beiträge und Ersatz für Clichés | „ 247·58 | „ 1171·30 | |
| 5. Eincassirte Zinsen vom Anlage-Capitale (Werthpapier-Conto) | | „ 29·40 | |
| | Summe | fl. 4055·70 | |

*B. Fond für praktische Arbeiten:*

| | | |
|---|---|---|
| 6. Spende Sr. Majestät des Kaisers | fl. 1000·— | |

*C. Werthpapier-Conto:*

| | | | |
|---|---|---|---|
| 7. Anlage-Capital: 7 St. Allgem. Staatsschuldverschreibungen à fl. 100·— Nominale Silber zum Courswerthe per 31. December 1892 à fl. 97·40 | fl. 681·80 | | |
| Halbjährige anhaftende Zinsencoupons dieser Werthpapiere per 31. December 1892 | „ 14·70 | fl. 696·50 | |
| | Summe | fl. 5752·20 | |

### Haben

*A. Cassa-Conto:*

| | | |
|---|---|---|
| 1. Cassa-Deficit vom Jahre 1891 | | fl. 475·17 |
| 2. Kosten der gesellschaftlichen Publicationen: | | |
| Druckkosten | fl. 1935·— | |
| Für Clichés und Phototypien | „ 496·38 | |
| „ Zeichnungen | „ 155·75 | |
| Honorare für Literaturberichte | „ 93·— | „ 2680·13 |
| 3. Kanzlei-Auslagen: | | |
| Remuneration für den Beamten | fl. 200·— | |
| Entlohnung des Dieners | „ 96·— | |
| Post-Expeditionskosten für die Publicationen, Einladungen u. dgl. | „ 301·44 | |
| Auslagen des Secretärs | „ 224·66 | |
| „ „ Cassiers | „ 59·90 | |
| An Steuern | „ 1·08 | „ 883·08 |
| | Summe | fl. 4038·38 |

*B. Fond für praktische Arbeiten:*

| | | |
|---|---|---|
| 4. An Herrn Prof. Dr. Meringer für Hausbau-Studienreisen in Niederösterreich und Steiermark | fl. 300·— | |
| 5. An Herrn Dr. Kaindl für eine Reise zu den Huzulen in der Bukowina | „ 100·— | |
| 6. An Herrn Dr. Moriz Hoernes für Ausgrabungen in Istrien | „ 173·45 | |
| 7. An Herrn Prof. Dr. Woldřich für Burgwall-Untersuchungen in Südböhmen | „ 50·— | |
| 8. Für Clichés von Prof. Romstorfer über typische Hausbauten in der Bukowina | „ 200·— | fl. 823·45 |
| | Summe | fl. 4861·83 |
| *A.* Cassarest vom Jahre 1892 | fl. 17·32 | |
| *B.* Ueberschuss des Fonds für praktische Arbeiten | „ 176·55 | |
| *C.* Courswerth des Anlage-Capitales wie neben | „ 696·50 | |
| Zusammen Activ-Saldo vom Jahre 1892 | | „ 890·37 |
| | Summe | fl. 5752·20 |

Wien, am 7. März 1893. Carl Frhr. v. Schlosser, d. Z. Cassier. Dr. Otto Müller, d. Z. Rechnungsführer.

Die Rechnungsausweise geprüft und richtig befunden:

Wien, am 10. März 1893. Dr. Moriz Bruck, d. Z. Censor. A. R. Hein, d. Z. Censor

Herr Felix Karrer stellt den Antrag, dieselben per acclamationem wiederzuwählen, was von der Gesellschaft geschieht.

An Stelle des durch Versetzung von Wien ausgeschiedenen Rechnungscensors Edmund Schmidl hat der Ausschuss Herrn Professor Alois Raimund Hein gewählt.

6. Herr Universitäts-Professor Dr. **Emil Zuckerkandl** hält einen Vortrag

### Ueber Malayenschädel.

Der Vortragende berichtet über 27 Niasschädel aus der Sammlung des Herrn Barons v. Brenner. Von diesen stammen 25 von einer Begräbnissstelle, zwei

andere (ganz recente) wurden an einem anderen Orte acquirirt. Die Schädel sind meist recent, doch dürften einige, nach ihrem Verwitterungszustande zu urtheilen, viele Jahrzehnte, wenn nicht noch länger, unter der Erde gelegen haben.

Von den 25 Schädeln sind 16 dolichocephal, 9 mesocephal, 18 hypsicephal, 7 orthocephal, 12 platyrrhin, 18 mesorrhin, 4 leptorrhin, 17 hypsikonch, 7 mesokonch, 1 chamäkonch. Die Capacität variirt bei 5 zwischen 1000 bis 1200 kbcm, bei 13 zwischen 1200 bis 1400 kbcm und überschreitet nur bei 3 das Maass von 1400 kbcm; bei 4 konnte der Inhalt des Schädels nicht gemessen werden.

Mit Ausnahme der Verschiedenheit der Indices herrscht unter den 25 Schädeln eine solche Gleichartigkeit vor, dass man es höchst wahrscheinlich mit den Schädeln einer ziemlich unvermischt gebliebenen Rasse zu thun hat. Alle Schädel sind durch Lang- und Hochbau ausgezeichnet, aber ein besonderes Charakteristikon findet sich dabei nur am Stirntheil der Hirnschale. Die Glabella ist nämlich flach, mässig vortretend, die Augenbrauenbogen schwach entwickelt, der Nasenfortsatz des Stirnbeines lang; nur 5 Schädel machen hievon eine Ausnahme. Diese eigenthümliche Bildung ist theils von der Ausbildung der Stirnbeinhöhlen, theils von der Formation des Nasenrückens abhängig. Das Gesichtsskelet ist bei einer Hälfte chamäprosop, bei der anderen leptoprosop, bei allen prognath; die Augenhöhleneingänge sind zumeist hoch.

Am meisten Interesse beansprucht die Form des Nasengerüstes. Zum Unterschiede vom Kaukasier mit stark vortretender Nase ist der Nasenrücken, platt, wie eingedrückt, die Stirnfortsätze der Oberkieferbeine sind schmal und nicht sagittal, sondern frontal gestellt, die Nasenbeine kurz und platt und über die Oberkieferstirnfortsätze nur wenig oder gar nicht vorragend. Bei dem Kaukasier lagern die Nasenbeine in der vorderen Verlängerung der Stirnfortsätze, beim Niaser biegen die ersteren gegen die letzteren rechtwinkelig ab. Beim Kaukasier überwölben die Nasenbeine den Spalt zwischen den Oberkieferstirnfortsätzen, beim Niaser füllen sie ihn einfach aus. Aus diesem Grunde ist bei ersterem die äussere Nasenöffnung lang, oval, am oberen Rande mit gebogener Contour abschliessend, bei letzterem dagegen kurz, viereckig und am oberen Rande wie quer abgestutzt. Diese Form des Nasenrückens wirkt nun wieder auf die der Stirne (des Nasenfortsatzes) zurück. Der Nasenfortsatz des Stirnbeines bildet ein Widerlager für den Nasenrücken, je stärker dieser vorspringt, desto mehr muss der Nasenfortsatz vorgebaut sein. Sinkt der Nasenrücken (wie beim Niaser) ein, dann entfällt die Nothwendigkeit eines solchen Vorbaues an der Stirne und der Nasenfortsatz tritt zurück. Es kann die Glabella wohl auch aus anderen Gründen sich wulsten, aber dies spricht nicht gegen die Richtigkeit der aufgestellten Theorie.

Die Länge des Nasenfortsatzes beim Niaser erklärt sich aus der Kürze der Nasenbeine; neben langen Nasenbeinen ist compensatorisch die Pars nasalis ossis frontis kurz. Diese Bildungen sind deshalb sehr interessant, weil sie lehren, wie abhängig die Schädelform, speciell die der Stirne, von jener des Nasengerüstes ist.

Der untere Grenzrand der äusseren Nasenöffnung ist an einzelnen Schädeln defect; doch kommt es nicht zur Etablirung von Fossae praenasales, sondern es geht der Nasenboden ohne Unterbrechung in den schräg gelagerten Zwischenkiefer über und begründet auf diese Weise ein pithecoides Merkmal, zumal auch noch die Spina nasalis fehlen kann.

An den Schädeln mit erhaltenen Zähnen sind die Kronen der oberen Schneide- und Eckzähne amputirt; an allen Köpfen die noch vorhandenen Zähne schwarz gefärbt.

Von den zwei an einer anderen Stelle acquirirten Niasschädeln ist einer brachycephal, der andere dolichocephal; beide sind hypsicephal und stimmen hinsichtlich der Bildung des Gesichtsskeletes mit den früheren überein.

Die Niaser zeichnen sich durch den Langbau der Schädel aus, während alle jene Malayenstämme, die mit anderen Völkern in Verkehr getreten, im Mittel leicht brachycephal sind. Es kommen hiebei hauptsächlich die Chinesen und Indier in Betracht, die sich an den Küsten der malayischen Inseln angesiedelt und mit den ursprünglichen Bewohnern gekreuzt haben. Da die Chinesen hinsichtlich der Bildung des Gesichtsschädels und speciell der Nasenbildung von den Malayen kaum abweichen, so erklärt es sich, dass bei dieser Kreuzung vorwiegend der Hirnschädel seine Form ändert. Die Niaser unterscheiden sich auch in der That von den übrigen Malayen, die zum Vergleiche herangezogen werden könnten, weniger durch die Form des Gesichtes als durch die Form der Hirnschale.

Ob die vorspringenden Nasenrücken an zwei der Niasschädel auf eine Kreuzung mit Indiern zu beziehen sind, wage ich nicht, in Discussion zu ziehen. Mit den Battas, die B. Hagen für Reste der Urmalayen hält, stimmen, soweit es gestattet ist, nach der Kopfbildung allein ein Urtheil zu fällen, die Niaser im Wesentlichen überein.

7. Herr **J. Knies** in Blansko berichtet über

## Forschungen und Funde in Mähren im Jahre 1892.

Im eben verflossenen Jahre beschäftigte ich mich hauptsächlich mit dem Ausforschen der Wege, welche die römischen Kaufleute auf ihren Geschäftsreisen von Carnuntum nach dem Baltischen Meere verfolgten. Aus diesem Grunde besuchte ich Petronell; von da aus begab ich mich zu Fuss nach Mähren und fand, dass sie der Weg gewöhnlich längs des March- und Bečva- (Beczva-) Flusses bis nach Weisskirchen führte, wo sie durch einen Pass in das Thal der Oder übergingen, welcher Fluss ihnen als Leitfaden auf ihrer Reise bis zum Baltischen Meere diente.

Die Richtung dieses Weges kann man nach den Fundorten der römischen Münzen, von denen diejenigen bei Němčic und Křenovic am Hanaflusse die wichtigsten sind, verfolgen.

Im letztgenannten Orte befinden sich unter einem prähistorischen Burgwalle mächtige Culturschichten mit Funden vom La Tène-Typus.

Nicht weit davon wurde ein Brandgrab geöffnet, dessen Inhalt folgender war: 1 Bronze-Armspange; 1 kegelförmige Beinspitze; 1 Scherbenmünze; 3 eiserne Messer, von denen das eine mit einer charakteristischen kreisförmigen Oeffnung zum Anhängen versehen ist; 5 andere eiserne Gegenstände; 1 eiserne Ahle mit einem Griff aus Hirschgeweih; die linke Hälfte eines menschlichen Kiefers; Knochen vom Rehbock, Schwein, Pferd, Ziege, Rind, und Scherben von beinahe 20 Gefässen, sämmtlich auf der Töpferscheibe erzeugt. Nicht weit davon in derselben Schichte wurde eine römische Münze des Kaisers Galba aufgefunden.

Umschrift:

Avers: IMP. SER. GALBA AVG.

Revers: S P Q R (Senatus populus que Romanus)
O B (obsignata)
C. S. (Consensu senatus)

Aehnliche Antiquitäten vom La Tène-Typus mit einer Münze des Kaisers Gallienus fand man auch bei Němčic.

Aus diesen sowie aus anderen, besonders bei Muschau und Lösch schon früher gemachten Funden schliesse ich auf Folgendes:

1. Mähren, besonders Südmähren, war eine gewisse Zeit von Römern occupirt;

2. die Zeit der Occupation durch die Römer fällt in die Zeit der La Tène-Funde;

3. die römischen Kaufleute machten zur Zeit dieser Occupation Geschäftsreisen durch unsere Länder.

Eine ausführlichere Begründung dieser Sache erscheint in der Zeitschrift „Český lid“ 1893.

Von den älteren Funden habe ich publicirt: Den prähistorischen Burgwall bei Lösch, die Schoschuvka-Höhle in Mähren, wo ich einen neuen Fundort des paläolithischen Menschen in Mähren sichergestellt habe, die altslavische Gräberstätte bei Bořitov in Mähren. Hier fand man fünf Menschenskelette, von denen drei Erwachsenen, die anderen zwei Kindern angehören; die ersteren hatten um den Kopf herum (augenscheinlich in den Haaren eingeflochten) kettenförmige, ineinander verhängte, versilberte, schlangenartige Bronze-Ohrgehänge mit S-förmigem Schluss.

Nicht minder interessant ist auch der Telnitzer Fundort, wo ein Ofen zum Brotbacken ausgegraben wurde.

8. Herr k. k. Bezirks-Thierarzt **Florian Koudelka** in Wischau (Mähren) übersendet folgenden

## Bericht über die im Verlaufe des Jahres 1892 im politischen Bezirke Wischau gemachten prähistorischen und archäologischen Funde sowie über die ethnographische Bezirksausstellung.

1. In Habrowan (Gerichtsbezirk Austerlitz) hat der Grundbesitzer Franz Pavelka, Nr. 130, bei der Anlage einer Erdäpfelgrube in seinem Garten „za humny“ im Vorjahre in einer Tiefe von circa 2 m eine aus schwarzer Erde, Asche und Holzkohlenpartikelchen bestehende Culturschichte angetroffen, in welcher vermoderte Knochen und Scherben von Thongeschirren und auch ein ganzes becherförmiges Gefäss, welches mit einem Sturze bedeckt war, ausgegraben wurden. Während der Thondeckel zerbrach, wurde das Gefäss geborgen; dasselbe ist aus feinem Thon aus freier Hand geformt, roth gebrannt, 73 mm hoch, hat nach aussen gebogene Ränder, so dass der Durchmesser der Mündung 90 mm misst; der Boden ragt ebenfalls nach auswärts vor und ist circa 10 mm dick. Das Gefäss enthielt schwarze Erde.

Auf dem Habrowaner Riede „nazadním“ (komorsku) „auf den hinteren Feldern bei Gundrum“ wurde ein hübsch zugeschliffenes Steinbeil von 7·5 cm Länge ausgeackert.

In der Gemeinde Habrowan stiess man wiederholt auf künstliche Höhlen (Mitth. d. Anthropol. Ges. in Wien, XIII. Bd., „Künstliche Höhlen in Mähren“); auch in der Nachbargemeinde Gundrum wurde im Jahre 1882 eine derartige künstliche Höhle aufgeschlossen. So kann man aus dem Hause Nr. 8 (Matthaeus Žalud) in Gundrum durch eine Oeffnung im Keller in einen unterirdischen Gang gelangen, welcher bis unter die Kaiserstrasse führen soll.

2. Am 30. Juni 1892 wurde bei der Anlage eines städtischen Canales in der Stadt Wischau in der Pfarrgasse, unmittelbar vor dem Pfarrgebäude, in der Tiefe von einem Meter unter dem Pflaster, eine Grube von circa 1·20 Meter Durchmesser eröffnet, welche einen Meter tief war, eine abgerundete, gewölbte Decke besass und deren mit Lehm ausgeschmierte Wände fest und hart rothgebrannt waren. Diese Grube war theils mit rothgebrannter Erde, theils mit unzähligen Scherben und auch mit Knochenstücken von Hausthieren gefüllt; nebstdem wurden darin fünf ganze Gefässe, ein grösserer und ein kleinerer Krug, ferner drei urnenähnliche Töpfe gefunden. Erstere sind mit Henkel versehen, letztere henkellos. Die Gefässe sind aus schwärzlichgrauem, feinem Lehm auf der Drehscheibe verfertigt, schwärzlich gebrannt, ohne Glasur, nur mit horizontalen, parallelen Riefen verziert. Derartige Gefässe und Scherben werden auf den als slawischen Ursprunges bekannten Fundstellen „Réna“ (Rheinberg) bei Eibenschitz, Staré zámky bei Lösch, „na Klimentě“ bei Lipůvka, „Potěhova zmola“ bei Řeznowitz etc. öfters gefunden.

3. Sporadische Funde an prähistorischen Objecten, insbesondere an geschliffenen Steinwerkzeugen, machte ich bei Witzomělitz (ein kleines Steinbeil aus Chloritschiefer, dessen Schärfe abgebrochen ist und das der Quere nach stumpf noch nachträglich abgeschliffen wurde, so dass der spätere Zweck dieses Artefactes fraglich erscheint), ferner bei Drnowitz und Ważan K. Ferner wurden mir derartige Steinwerkzeuge zugemittelt, welche bei Morein, Marhöf, Drnowitz und bei Podiwitz gefunden worden waren.

Bei dieser Gelegenheit will ich nicht unerwähnt lassen, dass in der Umgebung von Wischau bereits wiederholt römische Münzen gefunden wurden. Im Früh-

jahre 1892 wurde auf dem herrschaftlichen Felde „horní újezd“ bei Mährisch-Pruss ein kleiner Silberdenar des römischen Kaisers Trajan Optimus (98—117 n. Chr.) gefunden, welcher sich gegenwärtig in meinem Besitze befindet; nebstdem gelang es mir, zwei römische Silberdenare zu erwerben, welche der Grundbesitzer Karl Knapp aus Deutsch-Pruss Nr. 17 auf seinem Felde „dolní odsvégarty“ bei Deutsch-Pruss gefunden hat. Weiter besitze ich einen Silberdenar des römischen Kaisers Antoninus Pius († 161 n. Chr.), welcher auf dem herrschaftlichen Felde bei Prödlitz gefunden wurde. Vor mehreren Jahren wurde ein ähnlicher Denar desselben römischen Kaisers auf dem herrschaftlichen Felde bei Doloplaz ausgeackert.

Im August 1892 wurde in Wischau eine kleine ethnographische Bezirksausstellung arrangirt, in welcher circa 1500 Gegenstände ausgestellt waren, welche die ethnographischen Verhältnisse der Hanaken aus der Umgebung von Wischau recht anschaulich illustrirten. Es war hier eine reiche Collection alter interessanter keramischer Erzeugnisse der bekannten Wischauer Töpferindustrie, Erzeugnisse aus Stein, Metall, Hausgeräthe, alte Handschriften, Druckwerke und eine äusserst hübsche Auswahl von hanakischen Trachtenstücken, welche mit slawischen Ornamenten geschmackvoll und reich verziert (gestickt) waren. Eine kurze Beschreibung dieser Ausstellung in böhmischer Sprache hat der Berichterstatter in Druck legen lassen; dieselbe führt den Titel: Krajinská národopisná výstavka ve Vyškově r. 1892.

9. Herr Custos **Moriz Trapp** in Brünn übersendet nachstehende

### Notizen über einige im Jahre 1892 in Mähren gemachte und ihm gemeldete prähistorische Funde.

1. Zu Nusslau bei Gross-Seelowitz wurden bei Planirung des Hofraumes im Hause des Gastwirthes Solnička in einer Tiefe von $^3/_4$ m mehrere Menschengebeine und Thierknochen, dann 2 Urnen, 2 messerartige Werkzeuge und 2 Ringe gefunden, welche sich im Besitze des dortigen evangelischen Pfarrers und Arztes befinden. Eine im März 1892 vorgenommene Weitergrabung hat kein Resultat ergeben.

2. Am 19. April 1892 hat der Bahnwächter Ertl während der Erdreichgrabung in einer Böschung ein Menschenskelet entdeckt, das vom Lehrer Filla an Ort und Stelle, Maloměřitz bei Brünn, gleich blossgelegt und hiebei 2 Paar Bronze-Ohrgehänge mitgefunden wurden. Der Fund gelangte an den slavischen Museumsverein in Brünn.

3. Der Gemeindevorsteher Lehnhard in Welleboř bei Müglitz fand im August 1892 in seinem Garten verschiedene Topfscherben, die Herrn Dr. Wankel nach Olmütz eingeschickt worden sein sollen.

4. Bei einer auf den Feldern nächst Neu-Raussnitz vorgenommenen Ausgrabung zu einem Ziegelschuppengrunde stiessen die Arbeiter in einer Tiefe von 1 m auf ein Grab, in welchem ausser einigen Menschenknochen auch ein irdenes urnenähnliches Gefäss vorgefunden ward, was am 24. September 1892 geschah. Ich acquirirte das Gefäss für das Franzens-Museum. Es ist auf der Drehscheibe verfertigt, stark gebrannt und mit mehreren wellenförmigen Linien geziert. Seine Höhe beträgt 11 cm; es ist ferner am oberen Ende 12 cm und am unteren 7 cm weit.

5. Zur selben Zeit im Monate September fand man beim Lehmgraben in der Ziegelei zwischen dem Pratzer Berge und dem Satschaner Teiche auf der Herrschaft Šokolnitz circa 1 m unter der Erde ein Menschenskelet mit besonders starken Knochen, dessen Schädel einen tiefen Quereinschnitt hatte. Einige Lederreste lagen dabei. Man hat die Gebeine wieder vergraben.

6. Am 26. October 1892 wurden zu Ober-Tieschitz bei Keltsch mehrere Gräber aufgedeckt, in welchen sich besonders Bronzegegenstände befanden. Der Fund gelangte, wie berichtet wurde, an das slavische Museum in Olmütz.

7. Demselben Museum soll auch der Fund aus Schwilbogen bei Hohenstadt zugekommen sein. Dort hat nämlich der Häusler Nejedly bei Planirung seines Hofraumes 60 cm tief ein menschliches Skelet, hievon Schädel, Fuss und Handknochen stark, die schwächeren Knochen aber gänzlich vermorscht waren, ausgegraben. Im Grabe lagen zwei vergoldete Achselspangen mit erhabenen Verzierungen. In einiger Entfernung fand sich wieder ein solches Skelet, aber ohne Beigaben.

8. Im October wurden beim Grundgraben für den Zubau des Sparcassagebäudes in der Johannesgasse Brünns 12 Stück schlanke, becherartige Gefässe gefunden, welche 18—20 cm hoch, unten zum Halten schmal und im oberen Theile kelchförmig gestaltet und zugleich mit weiten Linien gestreift sind. Dieselben sind auf der Drehscheibe gearbeitet, stark schwarz gebrannt und klingen wie Steinzeug.

In Brünn wurden vor mehreren Jahren solche Gefässe schon öfters gefunden und von den Leuten als Methbecher bezeichnet.

Während derselben Erdaushebung fanden sich auch 3 Stück sehr hübsch geformte, roth und schwarz gebrannte grosse Retorten vor.

Der Fund, aus dem Mittelalter stammend, kam in das Franzens-Museum.

10. Herr k. k. Conservator und Architekt **E. Glocker** in Pilsen berichtet über

### Funde in Franzensbad.

Gelegentlich der Grundaushebung für das neue Brunnenversendungsgebäude der Stadt Eger an der Franzensquelle in Franzensbad wurden Scherben von Gefässen (Thonkrügen) mit rohen Verzierungen, zerhackte Knochen vom Hirsch, Rind und Schwein und auch Zähne dieser Thiere gefunden. Ein etwa 1·50 m langes, ruderförmiges Werkzeug aus Holz scheint, trotzdem es in derselben Moorschichte gefunden wurde, der Neuzeit anzugehören. Die Funde sind Eigenthum der Stadt Eger und werde ich nicht ermangeln, demnächst hierüber einen eingehenden Bericht an Ort und Stelle zu verfassen.

11. Herr k. k. Conservator **Heinrich Richlý** in Neuhaus (Böhmen) berichtet über

## Prähistorische Funde und Fundplätze in der Umgebung von Bechyn (Böhmen).

Die nächste Umgebung der Stadt Bechyn (Tábor, 4 Stunden südwestlich) ist in archäologischer Beziehung sehr ungenügend erforscht; ja es ergibt sich in unmittelbarer Nähe der Stadt eine bedeutende Lücke, wo bis zur Stunde keinerlei prähistorische Alterthümer an das Licht des Tages und zur Kenntniss in massgebenden Kreisen gelangt sind.

Ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, diese bestehende Lücke auszufüllen, indem ich die Umgebung der genannten Stadt möglichst genau durchforschte, und gebe hierüber die diesbezüglichen Resultate:

1. Hügelgräber „Na Hrobech".

Zunächst von Bechyn, in der Richtung gegen den Ort Hvoždan, befinden sich die kaum erkennbaren Ueberreste einer Anzahl von Hügelgräbern, deren eines abgegraben wurde. 15 cm unter der Erde fanden sich zahlreiche in Lehm gebettete, pflasterartig aneinandergereihte grössere Steine, welche einen Flächenraum von 5 □m deckten; an der Ostseite wurden Asche und Fragmente gebrannter Knochen gefunden.

Sowohl der Name „Na Hrobech" (i. e. auf den Gräbern) als die absichtlich aufgeschütteten, nun ganz abgeflachten Hügel, die Tradition, dass selbe vor Jahren noch viel höher gewesen seien, das Vorhandensein von Asche und Knochen sowie einer absichtlich hergestellten Pflasterung lassen mit Gewissheit darauf schliessen, dass auf dem angedeuteten Platze einstens 10—15 Hügelgräber gestanden waren, welche eine kleine Nekropole bildeten.

2. Hügelgräber bei Radětic. (3/4 Stunde nördlich von Bechyn.)

Nördlich vom Orte auf der „Na Hummy" benannten Gemeinde-Hutweide von Ravětic befinden sich ebenfalls 13 Grabhügel, zu denen sich im benachbarten Walde noch zwei andere gesellen.

Die Entfernung der einzelnen Hügel untereinander variirt zwischen 2—12 Schritten, ihr Durchmesser von 7—30 Schritten bei einer Höhe von 1—2 m.

Bei Durchgrabung eines der grösseren Hügel wurden Fragmente von Thongefässen mit dem Wellenornament zu Tage gefördert und in einem anderen kleineren Hügel fanden sich einige zerbrochene Grabgefässe, welche ebenfalls mit dem Wellenornament geziert waren. Auch eine Pferdetrense aus Eisen fand sich in der mit Asche und Knochenresten gemengten Culturschichte.

Vorstehende Nekropole reicht, wie es scheint, nicht hinter das V. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, kann aber auch viel jünger sein.

3. Grabhügel bei Hodonic. (3/4 Stunde südwestlich von Bechyn.)

Westlich vom Orte, in dem an die Hutweide anstossenden Gemeindewalde, fand Berichterstatter einen ganz vereinzelnten Grabhügel von fast vollkommen kreisrunder Form, einem Durchmesser von 10 Schritten und 1/2 m Höhe.

4. Nekropole bei Dražic. (5/4 Stunde westlich von Bechyn.)

3/4 Stunden von Bechyn, gerade auf dem Punkte, wo der Radětic er Gemeindewald mit jenem der Herrschaft Bechyn zusammenstösst, befindet sich ein elliptisch geformter Grabhügel mit dem Durchmesser von 30 und 21 Schritten und einer Höhe von 2—2 1/2 m; dann 200 Schritte von hier eine kleine Nekropole, bestehend aus 8—12 Hügelgräbern, deren Durchmesser zwischen 8 bis 12 Schritten variirt und welche eine Höhe von meist nur 1/2 m besitzen; alle scheinen aus blosser Erde ohne Steine aufgeschüttet zu sein.

5. Hügelgräber bei Koloděj. (1 1/2 Stunden südwestlich von Bechyn.)

Am linken Ufer des Lužnicflusses, unmittelbar neben der herrschaftlichen Jägerei (Forsthaus), fand ich 21 Hügelgräber, von denen einige recht ansehnliche Dimensionen besitzen. Die Anordnung der Hügel, ihre grosse Nähe an der Moldau sowie einige zu Tage liegende Gefässscherben lassen es möglich erscheinen, dass diese Grabhügel der eigentlichen Bronzezeit (?) angehören.

6. Hügelgräber im Hemmer-Revier.

Die hier befindliche Nekropole ist eine der grossartigsten, welche im weiten Umkreise bekannt ist; ihre Anordnung auf dem ebenen Terrain hat die Gestalt einer Ellipse mit dem Durchmesser von circa 500 und 1000 Schritten. Die einzelnen Grabhügel sind oft in ganz regelmässigen Zwischenräumen aufgeschüttet und haben hier einen Durchmesser von 25—30 Schritten (5 Schritte = 2 Klafter) bei einer Höhe von 2—4 m; manche sind in der Mitte muldenförmig vertieft, wohl in Folge des Einstürzens einer ehedem im Inneren vorhandenen Wölbung.

Die meisten Hügel sind vollkommen erhalten, auch scheinen ihre gewaltigen Dimensionen und ihre Situirung inmitten des fürstlich Paar'schen Waldes genügende Bürgschaft zu bieten, dass sie auch fernerhin erhalten bleiben werden. Ihre Gesammtzahl dürfte 30 übersteigen.

7. Prähistorische Wallburg „Hradec". (3/4 Stunde südlich von Bechyn.)

Südwestlich von Bechyn mündet der Bach Židovská stronha in die Lužnic; steile Felsen umsäumen seinen Lauf zu beiden Seiten schroff und unzugänglich, insbesondere bei seiner Mündung. Hier bildet der Bach einen scharfen Winkel und eine auf drei Seiten von senkrechten, wohl an 30 m hohen Felswänden eingeschlossene Erdzunge. Die Natur selbst hat hier für eine feste Zufluchtsstätte schon so reichlich vorgesorgt, dass es nur noch an der vierten zugänglichen Seite eines Walles bedurfte, um hier einen für prähistorische Verhältnisse fast uneinnehmbaren Platz zu schaffen. An der einen Seite die fischreiche Lužnic, an der anderen die Židovská stronha mitten in einer wildreichen Gegend, rings von senkrechten Felsen und hohen

Wällen geschützt, konnte in derselben auch eine grössere Besatzung feindlichen Angriffen gewiss lange widerstehen, da auch Vieh und Vorräthe aller Art in der an 2000 Quadratklaftern fassenden Wallburg genügenden Platz fanden.

Der aus Erde aufgeschüttete Wall ist nur noch theilweise erhalten und erstreckt sich an dem senkrechten Felsabsturz bei der Lužnic im Nordwesten anschliessend in einer Höhe von 1—2 m an der Innen- und 5 m an der Aussenseite bei einem Durchmesser von 8 m (Sohle) in einer Länge von 100 Schritten bis an die Židovská stronha. Ungeachtet der hier steil abfallenden und schon zugänglichen Felsen befand sich ehedem auch hier (im Süden) ein Wall, welcher bis an die Ostseite reichte, wo noch heute ein Theil desselben erhalten ist.

Die Wallburg „Hradec" war also, obzwar an drei Seiten durch steile Felsen fast unzugänglich, dennoch auch durch starke Wälle und, wie die dort befindlichen zahlreichen Kohlen- und Aschenspuren anzudeuten scheinen, durch Pallisaden geschützt.

An der Oberfläche der einstigen Wallburg finden sich vereinzelnte Thonscherben auf einer sehr unbedeutenden Culturschichte. Die vom Berichterstatter an mehreren Stellen vorgenommenen Versuchsgrabungen ergaben blos eine Reihe prähistorischer Thongefässscherben, jedoch keinerlei wie immer Namen habender Artefacte.

Unter den Thonscherben wären zu nennen:

Fragment eines stark ausgebauchten Graphitgefässes;

Fragment, innen glatt, aussen rauh, mit den Fingern roh gefurcht;

Fragment aus feingeschlämmtem Thon mit nach unten convergirenden Strichen verziert;

Fragment mit Dreiecksornament und eingestochenen Punkten in demselben;

Fragment einer Schüssel und eine Anzahl von Randstücken von weisser, rother und bläulicher Farbe.

Alle Gefässe sind Freihandgefässe. — Mit den vorstehenden Fundstätten erscheint die angedeutete Lücke ausgefüllt.

8. Steinbeil aus Platz (Stráž). (2 Stunden südwestlich von Neuhaus.)

Unmittelbar in der Stadt wurde vor etwa 15 Jahren das Fragment eines geglätteten Steinbeiles aus Kieselschiefer von fast schwarzer Farbe gefunden; es hat sich jedoch blos die scharfe Schneide bis an das Bohrloch, dessen Spuren deutlich kenntlich erscheinen, erhalten. Das Fragment hat eine Länge von 11 cm, ist 6 cm breit und $4^1/_2$ cm hoch. Die an Ort und Stelle vorgenommene Nachgrabung ergab keinerlei aufklärende Details über diesen bis zur Stunde in Platz und in hiesiger Gegend überhaupt ganz vereinzelnten Fund; blos Kohle und Scherben neuester Provenienz wurden zu Tage gefördert. Der erst jetzt bekannt gewordene Fund befindet sich im Museum der Stadt Neuhaus.

9. Depôtfund von Bronzen bei Březí. (Sviny Trhové, $^3/_4$ Stunde westlich von Budweis.)

Einer freundlichen Mittheilung des Herrn Domečka aus Neuhaus verdanke ich die Kenntniss eines Depôtfundes, welcher vor etwa 6 Jahren beim Steinbrechen aus einem Felsenspalt hervorgeholt wurde und aus 28 ganzen und einem viermal gebrochenen Bronzeartefact besteht.

Sämmtliche Stücke sind einander ähnlich und jedenfalls für den gleichen Zweck bestimmt, wenn auch ihre Dimensionen einigermassen differiren, und bestehen je aus einem langen und schmalen, nach den beiden Enden sich gleichmässig verjüngenden und zu einer halben Ellipse umgebogenen massiven Bronzestreifen.

Aehnliche Bronzesachen wurden ebenfalls bei Písek in Hradiště gefunden und als eine Art Brustwehre gedeutet, indem sie, auf einem Lederkoller befestigt, Schutz vor feindlichen Angriffen gewähren sollten; man könnte sie aber auch für Armringe — grösserer Gattung — halten, welche erst durch Zusammenbiegen die gewünschte Form erhalten sollten.

In nächster Nähe des Fundortes bei Slavče wurden ebenfalls einige derartige Bronzestreifen gefunden und dürften möglicherweise aus demselben Funde herrühren.

Die ersteren Bronzestreifen befinden sich dermalen im Landesmuseum zu Prag, die letzteren im Museum der Stadt Budweis.

12. Herr k. k. Conservator **Břetislav Jelínek** in Smichov bei Prag übersendet nachstehenden Bericht über

## Prähistorische Forschungen und Funde in Böhmen im Jahre 1892.

Zwischen Lidic und Hřebeč (Bezirk Smichov) erstrecken sich in der Länge von nahezu $^3/_4$ Wegstunden längs des linken Ufers des Hřebeč-Baches vorgeschichtliche Wohnplätze, die an manchen Orten an der Oberfläche des Bodens deutlich wahrzunehmen sind; andere, welche mit der Zeit verweht wurden, zeigen sich beim Nachgraben bis mitunter $1^1/_2$ m tief unter derselben. Solcher soll es hier viele geben. Ich habe deren neun gezählt und bestehen dieselben aus Flächen von 20—30 m Länge und etwa 15—20 m Breite, welche die von Asche und Kohlensplittern schwarz gefärbte Erde gut unterscheiden lässt. In diesen Aschenlagen werden Scherben von rohen, geglätteten, schraffirten und verschiedenartig verzierten Thongefässen, Bruchstücke von Steinwerkzeugen, namentlich von durchbohrten Beilen, von Meisseln, Handmahlsteinen, Reib- und Klopfsteinen, Bronze- und Eisengegenstände, Thierknochen u. s. w. gefunden. Den Grundriss dieser Flächen bilden unregelmässige Ovale, auf welchen die ehemaligen Wohnsitze sich ausgebreitet haben mochten. Soweit ich dieselben habe untersuchen können, mussten diese Ansiedelungen lange bewohnt gewesen sein, und zwar von der neolithischen bis in die La Tène- und mitunter bis in die Burgwalltypus-Periode. Aus der neolithischen Zeit rühren mehrere daselbst gefundene, roh bearbeitete Meissel und Bruchstücke von durchbohrten Steinbeilen, aus der Bronzezeit ein Bronzering, und schraffirte Gefässscherben her; aus der La Tène-Periode stammen namentlich Scherben von den dieser Cultur eigenthümlichen Thongefässen nebst einer Pfeil-

spitze aus Eisen und einer mit Harz umhüllten Kupferdrahtstange. Aus der Periode des Burgwalltypus wurden vornehmlich Gefässscherben gefunden, zumeist aber in der nächsten Umgebung von Lidic, wo bei verschiedenen Erdbewegungen ebenfalls verschiedene, den hier erwähnten Culturen angehörende Objecte gefunden werden. — Jenseits des Baches, gegenüber diesen Wohnplätzen, sind die Ueberreste einer ehemaligen Veste sichtbar, von welcher die Sage geht, dass hier ehemals eine Burg, „Tasov" mit Namen, stand. Dieselbe bildet einen runden, 16 m im Durchmesser betragenden Hügel, umringt mit einem Graben, der heute noch 3—4 m tief und 8—12 m breit ist. Bei der Untersuchung desselben fand ich nebst Scherben von Thongefässen aus der Burgwall-Periode auch Schlacken von gebranntem Thon.

In Königgrätz, in der Prager Vorstadt, werden seit mehreren Jahren beim Ausgraben von Erde verschiedene Objecte gefunden, von welchen Herr Eduard Riedel, ehemaliger Landtagsabgeordneter, eine beträchtliche Collection gesammelt und dem städtischen Museum in Prag zum Geschenke gemacht hat. Es sind namentlich Gefässe und ornamentirte Scherben von solchen aus der Burgwalltypus-Periode und sind dieselben sowohl durch ihre Form als auch durch seltene, dieser Gräberstätte eigenthümliche Verzierungen von anderen dieser Zeit angehörenden Gefässen unterschieden. Ferner wurden hier gefunden: Messer, Schnallen und Bruchstücke von verschiedenen Gegenständen aus Eisen, bronzene S-Ringe, Wirtel aus Thon u. s. w.; Knochen von Hausthieren und auch Menschenknochen. Bei der Untersuchung dieser Fundstätte und namentlich in den neu geöffneten Gruben stellte sich heraus, dass sich daselbst eine Gräberstätte befunden haben muss, welche jedoch durch die Planirung des Terrains zu Festungszwecken und durch die nachher häufig eingetretenen Ueberschwemmungen der Elbe gänzlich zerstört wurde. So viel ich feststellen konnte, waren es Skeletgräber, in welchen ausser anderen Beigaben 2—3 und noch mehr Thongefässe beigesetzt wurden, indem überall Scherben, zerstreute Menschen- und Thierknochen nebst Holzkohlensplittern gefunden werden. Selten nur werden die Gefässe ganz und in der besagten Zahl unversehrt bei einander gefunden; in letzterem Falle kommen bei ihnen Ueberreste von Menschenskeletten vor.

In Hohenbruck (Třebechovice, Bezirk Königgrätz) habe ich die südlich an diese Stadt stossende Gräberstätte untersucht, in welcher Leichenbrand in Urnen zum Vorschein kommt. In einer kesselartigen Grube, die beiläufig 60 cm tief und ebenso breit war, befand sich eine grosse Urne, mit Asche und angebrannten Menschenknochen gefüllt, bei welcher zwei Schüsseln und eine 38·2 cm lange und 2 mm starke, am Kopfe sehr fein gravirte Bronzenadel gefunden wurde. Gegenstände, namentlich Gefässe aus dieser Gräberstätte, habe ich in der Umgebung allenthalben in verschiedenen Sammlungen gefunden, namentlich im Königgrätzer und Pardubitzer Museum und in den Sammlungen der Schule zu Klášter.

Auf der Feldflur „u Křížku" bei Lieben (nächst Prag) wurde beim Sandgraben ein fast vermodertes Skelet gefunden, welches, auf der rechten Seite ruhend, ganz zusammengekauert — wie ein liegender Hocker — lag. Das Grab, und namentlich der Oberkörper des Skeletes, welches mit dem Kopfe gegen Nordwest beigesetzt lag, wurde von den Arbeitern so stark beschädigt, dass ich von dem Schädel blos Trümmer bekommen habe und die Lage der Hände nicht mehr feststellen konnte. So viel konnte ich jedoch ermitteln, dass nahe an dem Kopfe und etliche 40 cm vor dem Gesichte desselben ein kleines Krüglein stand und dass sich somit keine Beigaben mehr im Grabe befunden haben. Der Schädel, den ich mit genauer Noth so weit zusammengefügt habe, dass ich die Messung desselben vornehmen konnte, gehört einem erwachsenen, möglicherweise männlichen (?) Individuum an und erweisen sich dessen Maasse in Millimetern: Länge 171, Breite 131, Ind. ceph. = 76·6.

Durch Herrn Conservator Wiehl auf einige Fundstätten in Smolnic (Bezirk Laun) aufmerksam gemacht, unternahm ich in der Gesellschaft desselben daselbst Nachgrabungen. Auf der Feldflur „nad Sedličkami" liess ich die Humusschichte bis an den Sandfelsen, welcher hier die tiefste Schichte bildet, beseitigen, wobei an einer Stelle Scherben von Thongefässen, eine ganze kleine Schale, ein Wirtel aus Glas und nebst Thierknochen auch zerstreute Menschenknochen zum Vorschein kamen. Bald überzeugte ich mich, dass hier ein, aber bereits vor Zeiten zerstörtes Grab sich befunden hat, welches in den Felsen gehauen war. Beim Oeffnen desselben zeigte sich ein zerdrückter Schädel von einem neugeborenen Kinde, welcher am Becken eines erwachsenen menschlichen Skeletes ruhte. An dem Becken hafteten noch das Steissbein und die an dasselbe anschliessenden Wirbelknochen. Auch die Knochen vom linken Unterarm nebst den Ueberresten des Kinderskeletes, welches gestreckt auf dem linken Oberschenkel des erwachsenen Individuums ruhte und unterhalb dessen auch der rechte Oberschenkel sowie beide Unterschenkel in zusammengezogener Lage sich befanden. Es gelang mir bald, die Knochen aus dem Grabe zu heben. Das Becken und das Steissbein gehörten wahrscheinlich einem älteren Weibe an, wodurch sich der ganze Sachverhalt aufgeklärt hatte. Offenbar wurde hier eine Wöchnerin mit ihrem neugeborenen Kinde beigesetzt. Zu Füssen des Kindes lag eine kleine Schüssel; vor den Knieen des Weibes standen: Ein Henkelgefäss, eine Schüssel, bei welcher ein Thonlöffel lag, und ein Krüglein, welches schief stand. Bei den Füssen desselben wurden ebenfalls ein Henkelgefäss, eine Schüssel und ein schiefstehender Krug gefunden. Das Grab war kesselförmig in den Felsen gehauen, 70 cm tief, oval, die Längenaxe von Nord gegen Süd. Am Boden war es 50 cm breit und 1 m lang, erweiterte sich aber nach oben, und zwar hatte es am Oberrande eine Länge von 150 cm und eine Breite von 1 m. Quer über dasselbe lagen die Knochen von den zusammengezogenen Füssen des Weibes, auf welchen das Skelet des Kindes ruhte. Das Gerippe des Oberkörpers sowie auch der Schädel des Weibes sind wahrscheinlich durch eine bereits vor Zeiten stattgefundene Erdbewegung verloren gegangen; es mochte die Todte, an die westliche Felsenwand

gelehnt, in hockender Stellung beigesetzt worden sein, so dass der Kopf, auf der rechten Seite ruhend und gegen Norden gewendet, den Rand des Grabes berührte. Das Kind lag auf dem Schoosse der Mutter, welche es, wie aus der Lage des Unterarmes hervorgeht, mit der Hand bedeckt hielt. Dasselbe lag aber auf der linken Seite, so dass es, zur Mutter gewendet, gegen Süden hinschaute. Die hier in der unteren Erdschichte hin und her zerstreuten Steine, mit welchen der Obertheil des Grabes umlegt war, so auch die Menschenknochen des Oberkörpers des Weibes, die unter dem Gestein umherlagen, beweisen, dass das Grab ursprünglich mit Steinen umlegt war und bereits vor Zeiten zum Theile zerstört wurde.

Anderthalb Meter von diesem Grabe gegen Westen entfernt habe ich noch eine andere im Sandfelsen gebrochene, 50 cm tiefe und über 90 cm im Durchmesser haltende Grube geöffnet, in welcher der untere Theil einer grossen Urne vorgefunden wurde, wogegen die Scherben von den Gefässwänden um das Grab herum zerstreut lagen, woraus erhellt, dass auch dieses Urnengrab mit dem naheliegenden Skeletgrabe — höchstwahrscheinlich bei einer zufälligen Grabung — zerstört wurde.

Obzwar in diesen beiden Gräbern keine Bronzegegenstände gefunden wurden, kann man deren Alter doch in die Bronzezeit verlegen; denn auf diese weisen der Glaswirtel und die keramischen Erzeugnisse und bekunden bereits einen Fortschritt der Keramik, den man blos in der Bronzezeit vorfindet.

In der Ziegelei des Herrn Žatecký (Nr. 1165), ebenfalls in Smolnic, entdeckte Herr Architekt Wiehl zwei mit Asche, Scherben und Knochen gefüllte Gruben, die bereits durch Abgraben des Lehms zum Theile zerstört waren. Bei näherer Untersuchung derselben fanden wir, dass dieselben beiläufig 150 cm tief, rund und oben im Durchmesser 4 m hatten. Die grösste Breite derselben reichte jedoch nicht tiefer als 40 cm unter die Bodenfläche; denn den wahren Bestandtheil derselben bildeten beiläufig 1 m tiefe und 120 cm am Rande und 65 cm am Boden breite konische Gruben, deren Böden flach und zum Theile mit Steinen belegt waren. Diese Gruben waren gefüllt mit schwarzer Erde, Asche, vermischt mit Scherben von Thongefässen und mit Thierknochen, von welchen mehrere angebrannt waren; auch ein Feuersteinsplitter und zwei Flussmuscheln kamen zum Vorschein. Der Kern derselben dürfte sich jedoch am tiefsten Boden befunden haben, welcher mit reiner Asche gefüllt war. Leider waren diese Gruben bereits zum Theile zerstört, so dass man zu keinem bestimmten Resultate gelangen konnte. Nichtsdestoweniger kann man doch der Vermuthung Raum geben, dass es Kesselgräber sind; denn in der einen Grube, etliche 35 cm tief unter der Humusschichte, kam ein Schädel von einem Kinde zum Vorschein, welcher mit Steinen umgeben und von denselben ganz zerdrückt war. Der Schädel ruhte auf der rechten Schläfe, so dass er gegen Osten hinschaute; ob er aber allein beigesetzt oder ob er als Ueberrest von einem hier begrabenen Kinde, dessen Skelet mit dem Lehm abgetragen sein dürfte, herrührt, konnte ich nicht mehr ermitteln. Jedenfalls spricht dieser Fund für eine Gräberstätte und kann man annehmen, dass die hiesigen Gruben Kesselgräber mit Leichenbrand enthalten und der mittleren neolithischen Zeit angehören; denn die hier gefundenen Scherben, die von rohen und auch geglätteten Gefässen herrühren, sind zumeist mit punktirten Ornamenten — unter welchen namentlich auch ein Mäander hervorgehoben zu werden verdient — und mit vortretenden Nabeln verziert. Der Besitzer dieser Ziegelei versicherte mir, dass daselbst bereits mehrere solcher Gruben aufgebrochen und zerstört wurden, ohne dass man ihnen eine grössere Beachtung beigelegt hätte. Am nördlichen Ende der Lehmbrüche fand ich noch eine solche Grube, die jedoch schon ganz eingestürzt war. Ein weiteres Suchen und Graben nach anderen Gruben, welches daselbst veranstaltet wurde, blieb erfolglos.

Bei Veltěž (Bezirk Laun) auf der Feldflur „na Pískách“, wo nach Sand gegraben wird, wurden öfters verschiedene vorgeschichtliche Objecte gefunden, von welchen die Sage ging, dass sie aus Gräbern herrühren. Ueber Anregung des Herrn Architekten Wiehl liess ich daselbst nachgraben und wurden nach längerem Nachsuchen zwei Gruben entdeckt, die ich gänzlich ausgegraben habe. Dieselben variirten ziemlich in ihrer Form von einander. Die erste Grube war halbkugelförmig in der Erde ausgegraben, erreichte die Tiefe von 70 cm und hatte am oberen Rande 1 m im Durchmesser. Die andere Grube hatte 120 cm Tiefe und 150 cm im oberen Durchmesser, erweiterte sich in der Mitte kugelförmig, so dass sie hier einen Durchmesser von 180 cm besass. Der Boden derselben war fast flach.

Beide Gruben waren mit schwarzer Erde und Asche gefüllt, unter welcher zahlreiche Scherben von allerhand rohen und geglätteten Thongefässen nebst häufig von Feuer angegriffenen Thierknochen zum Vorschein kamen. In der ersten Grube wurde ein Bruchstück (die grössere Hälfte mit der Handhabe) einer Bronzesichel gefunden; dass dieselbe vom Feuer gelitten hat, erhellt aus ihrer gekrümmten Form und der rohen Patina. Auch die Schneide und der Bruch derselben sind abgestumpft, was ebenfalls diese Annahme bekräftigt.

In Stradonic (Bezirk Laun) habe ich die seit wenigen Jahren entdeckte Fundstätte besichtigt, welche sich ganz nahe am Dorfe über mehrere Felder und die Strasse ausbreitet und bis in's Dorf hineinreicht. Es ist, so viel ich habe übersehen können, eine 1—2 m hohe Aufschüttung eines Gemisches von Erde und Asche, unter welcher Scherben von Thongefässen, Thierknochen und verschiedene Bruchstücke von vorgeschichtlichen Gegenständen zum Vorschein kommen; darunter stösst man oft auf ganze Gefässe, auf Wirtel aus Thon, Bronze-, Eisen-, Glas- und Steinobjecte, von welchen das dortige Schulmuseum und der Grundbesitzer, Herr Knott, ganze Collectionen besitzen. Oft werden auch ganze Skelette mit verschiedenen Beigaben gefunden. Zu erwähnen ist namentlich ein Skelet, bei welchem eine Kette von Bronze und ein eisernes La Tène-Schwert gefunden wurde. Was die daselbst gefundenen Objecte

betrifft, gehören dieselben zumeist der alten und mitteleuropäischen Cultur und deren Continuation an, neben welchen sich auch die La Tène-Cultur bemerkbar macht, aber in geringerem Verhältnisse zu den eben erwähnten. Ueber die einstige Bestimmung dieser Aschenlagen ist es bislang noch schwer, ein Urtheil zu fällen, weil in denselben bisher keine systematischen Nachgrabungen stattgefunden haben; nichtsdestoweniger würde ich mich immer der Ansicht hinneigen, dass, nachdem daselbst Skelette mit Beigaben zum Vorschein kommen, wir es hier mit einer Gräberstätte zu thun haben, auf welcher nebst Beisetzung von Leichen auch Leichenbrand in überwiegender Zahl stattfand.

Die Reihe der Forschungsresultate des Berichterstatters, von welchen einige an die k. k. Central-Commission und an die Redaction der „Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft“ in Wien schriftlich gelangten, beschliesst ein im Prager Club abgehaltener Vortrag: „Ueber die Entwicklung des vorgeschichtlichen Menschen in Böhmen“.

13. Herr **Alexander Schernthanner**, k. k. Forstinspections-Commissär in Kitzbühel übersendet folgende

## Beschreibung einiger prähistorischer Ausgrabungen in Tirol.

### I. Im Iselthale (Gerichtsbezirk Windischmatrei).

*A.* Welzelach in Virgen [in einem Getreideacker] (1890 und 1891).

Eine Nekropole mit 56 Flachgräbern (sämmtliche Brandgräber) mit Eisenwaffen und Bronzeschmuck. Darunter eine figurale Bronzesitula. Da Herr Prof. v. Wieser eine Abhandlung über diese Funde publiciren wird, so kann ich von einer näheren Beschreibung Umgang nehmen.

*B.* Zu Obermauer in Virgen (1891).

In einer Weidefläche, wo eine kleine Erdabsitzung erfolgte, fand ich zahlreiche Schmelzschlacken, rohgeformte, dickwandige Thonscherben, Knochen und Zähne (zumeist Wiederkäuer und Pferd), darunter ein Paar abnorm grosse Pferdezähne, ferner ein halbausgehämmertes Bronzestückchen mit deutlich sichtbaren kleinen Hammerschlägen, eine halbe dunkelblaue Glasperle, ein Stück Bronzenadel, auf einer Seite zugespitzt, endlich ein angeschmolzenes Stück eines Gefässhenkels (römisch?, vielleicht auch ein Fibelbügel), viel Kohle und schwarze Erde (circa 50—70 cm mächtig).

Die mächtige, schwarze Erdlage mit Kohle, die zahlreichen kleinen Schmelzschlacken, das halbausgehämmerte Bronzeblechstück, der halbverschmolzene Gefässhenkel veranlassten mich, daselbst eine römische oder prähistorische Werkstätte zu vermuthen. Zu einer grösseren Grabung, die ich beabsichtigte, kam es in Folge meiner Versetzung nicht mehr.

*C.* Zu Mitteldorf in Virgen (1890 und 1891).

In einem Acker, circa 34 cm unter der Oberfläche, fand sich eine 2 cm starke Kohlenschichte, über dieser in der Stärke von circa 30 cm lehmige Erde mit Kohlenresten und vielen Knochen und Zähnen von Pferden und Wiederkäuern, ferner Schmelzschlacken und rohe, dicke Thonscherben. In dieser Schichte fand sich auch eine Gussform aus Speckstein (Talkstein); auch fand ich einen Eberzahn mit einem Loch zum Anhängen. Ueber dieser Schichte fand sich ein erdiger Steinhaufen (Feldabraum), unter der Kohlenschichte fand sich dagegen eine 30—35 cm starke Schichte von röthlich gefärbtem Lehm. Die Gussform zeigte auf drei verschiedenen Seitenflächen verschiedene Formen. Sie war gebrochen und ich halte eine derselben (die grösste) für die Gussform eines Celtes. Gussform, Kohle, Schmelzschlacke und Scherben veranlassten mich, auch diese Stelle wieder für eine prähistorische Werkstätte zu halten.

*D.* Auf dem Glanzerberg bei Windischmatrei (1890 und 1891).

In einem Acker (am Waldesrande) beziehungsweise am Ende eines 5—15 m hohen Rückens von Glacialschutt, wo sich auch eine ziemlich mächtige Schichte von ockerigem Sande befindet, zeigt sich auch eine 20—70 cm starke Kohlenschichte, die sich dem Anscheine nach unter den Glacialschutt hineinzieht. In dieser Kohlenschichte fanden sich manchmal Stellen mit dem Anscheine nach künstlich zusammengelegten grösseren Steinen (Feuerherde?), zwischen denen sich aschige oder reine Kohlenerde reichlich vorfand. In dieser Kohlenschichte fanden sich massenhaft derbe, rohgeformte, grobkörnige Thonscherben (manche nahezu 2 cm stark), nebst sehr vielen Knochen und Zähnen von den verschiedensten Thieren und Schmelzschlacken. Die Thonscherben, nur roh aus freier Hand geformt, zeigen entweder kleine Henkel oder nasenförmige Ansätze, wie zum Aufhängen oder zum Einmauern in gewisser Höhe. Weiter fanden sich Thonscherben mit Schlackenresten mit grünem Anflug (wie von einer Bronze- oder Kupferschmelzung). Ferner fand ich eine einschneidige Bronzemesserspitze. Der Sohn des Grundeigenthümers fand ein circa 30—40 cm langes Stück Bronze, das ich nach seiner Beschreibung für eine zweischneidige Dolchklinge (?) hielt; das Stück wurde leider verworfen.

Alle diese Funde veranlassten mich, auch diesen Ort für eine prähistorische Werkstätte zu halten. Inwieweit diese meine Ansicht richtig ist, weiss ich natürlich nicht und muss ich dies speciell dem Herrn Prof. v. Wieser überlassen, indem ich bisher alle meine Funde dem Tiroler Landesmuseum einsandte, welche daher dort der fachkundigen Prüfung unterliegen.

*E.* Zu Niedermauer in Virgen [in einem Acker] (1891).

Es fanden sich unter einem dem vorigen ähnlichen, aber kleineren Schotterwall (oder Feldraum?) ebenfalls rohgeformte, dicke und auch schwarze graphithältige Thonscherben, ferner massenhaft Knochen und Zähne

aller Art nebst Kohle, aber keine Schmelzschlacken. Nach den Thonscherben zu schliessen, dürften auch diese Funde mit denen in *A* bis incl. *D* beschriebenen in die gleiche Zeitperiode fallen.

### *F.* Zu Obermauer in Virgen (1891).

Als in Obermauer der Friedhof planirt wurde, musste hinter der Kirche eine Abgrabung bis zu circa 3 m gemacht werden, da man glaubte, die circa 600 Jahre alte Kirche sei einstmals verschüttet worden, wobei in 1 und 2 m Tiefe Menschenskelette ausgegraben wurden. Da ich in dienstlicher Angelegenheit zufällig vorbeiging und die Arbeiten sah, besichtigte ich mir die Sache näher und da zeigten mir die Arbeiter, welche fest der Meinung waren, katholische Gräber vor sich zu haben, verschiedene Gegenstände aus Bronze, die ich als Fibeln und Ohrgehänge erkannte; auch sehr dicke Schädel zeigten sie mir (z. B. mit einer Schädeldecke von 8 mm Dicke). Ich habe schnell alle diese Sachen zusammengekauft und einige interessante Schädel in Sicherheit gebracht, begab mich dann zum Herrn Pfarrer und frug ihn, ob ich mir von den offenbar heidnischen Schädeln etc. nicht einige für das Museum zurückbehalten dürfe? Mein Ansinnen wurde aber als nicht minder heidnisch mit Entrüstung zurückgewiesen und bemerkt, dass jede Entnahme von Grabbeigaben etc. aus dem katholischen Friedhofe als Grabschändung angesehen würde. Ich telegraphirte daher sofort dem Herrn Professor v Wieser nach Innsbruck, welcher sogleich kam und durch seine Autorität telegraphisch die bischöfliche Bewilligung einer wissenschaftlichen Ausbeute erwirkte. Im Ganzen wurden circa 40 Skelette gefunden, die aber sehr arm an Beigaben (Fibeln, Ohrringe und Fingerringe) waren, welche nach dem Urtheile des Herrn Professors v. Wieser zwei verschiedenen Perioden angehören, und zwar sind die unteren Gräber, nach den gefundenen römischen Provinzialfibeln zu schliessen, als entschieden römisch und die oberen als aus der Zeit der Völkerwanderung stammend anzusehen. Aus der ganzen Untersuchung des Herrn Professors, die vier bis fünf Tage währte, ging hervor, dass dieser Platz, auf dem die Kirche stand, zuerst zur römischen Zeit als Begräbnisstätte diente, dann vom sogenannten Nillbache circa 1 m hoch verschüttet wurde, da auf den ersten Gräbern Steine von $^1/_2$—1 Kubikmeter darüber lagen und gesprengt werden mussten; dann diente diese Stätte zur Zeit der Völkerwanderung abermals als Begräbnissplatz, wurde aber später vom Nillbache wieder auf circa $^1/_2$—1 m vermuhrt und auf diese Verschüttung wurde endlich im XII. oder XIII. Jahrhundert die Kirche gebaut, was auch ihr terrassenförmiger Sockel bewies, der dem geneigten Terrain angepasst wurde, daher nicht verschüttet worden war, wie man anfänglich glaubte.

Die wenigen Bronzefunde etc. und circa 8—10 Schädel nahm Herr Professor v. Wieser mit sich. Unter diesen Funden fanden sich auch Fragmente von römischen Lanzenspitzen.

### *G.* Zedlach (Landgemeinde Windischmatrei).

In einem Getreideacker wurde 1884 und 1885 bei Wegräumung einer Feldmauer unter derselben eine grosse, schön bearbeitete Platte blossgelegt; unter derselben fand sich Leichenbrand mit reichlichen Beigaben, von welchen der Bauer resp. dessen Kinder Mehreres verschleppten und zerbrachen. So z. B. eine sehr nette Schale aus Bronze; eine schöne grosse Fibula (nach der Beschreibung eine ziemlich grosse Certosafibula) hat der Bauer einem Hadernsammler verkauft.

Zufällig erfuhr ich 1891 von dem Funde, der damals vor 6—7 Jahren gemacht wurde, aber erst nach langer Zeit erfuhr ich erst den Finder selbst, dem ich alsdann Alles, was er hatte, abkaufte. Es waren 5 oder 6 Celte aus Eisen, 2 lange dünne Wurfspiesse aus Eisen mit sehr langen Tüllen, die gedrehten Handhaben von 2 Bronzekesseln, 1 Halsring, 1 Fragment einer Schale (wenn ich nicht irre), diverse andere Bronzefragmente und 1 Schlangenfingerring etc. Alle diese Gegenstände habe ich dem Museum Ferdinandeum zum Geschenke gemacht.

Diverse Einzelfunde im Virgerthale, z. B. römische und Hallstätter (Armbrust-) Fibeln, eine recht gut erhaltene römische Münze von Windischmatrei und eine Bronzehaarnadel (?) kamen ebenfalls geschenkweise dahin.

## II. Kitzbühel (Gerichtsbezirk Kitzbühel).

### *H.* Prähistorischer Bergbau (1892).

Auf der Kelchalpe in Kitzbühel zeigen sich allenthalben die Spuren des „alten Mannes“ (unter welcher Bezeichnung man hier auch deren sichtbaren Bergbaubetrieb versteht). Der prähistorische Erzgräber (Kupferbergbau) auf der Kelchalpe hat auf der Jufenhöhe (circa 1800 m Meereshöhe) überall seine Spuren zurückgelassen und wenn man sich genau umsieht, ist es auch nicht so schwer, zu erkennen, wo er schürfte, wo er den Felsen blosslegte und dem Strich der Erzader nachspürte. Auch die noch vorhandenen reichlichen Funde von Küchenabfällen und Thonscherben an gewissen Plätzen geben Zeugniss, dass er sowohl dies- als jenseits der Jufenhöhe stark thätig war. Die Koch- (Wohnplätze?) und Arbeitsplätze sind häufig wechselnd. An einer Stelle zweifle ich nicht (an einer durch einen Felsen sehr geschützten Stelle), wirklich eine Wohnstätte gefunden zu haben mit zwei Feuerherden, starker Aschenlage, viel Kohle, viel Knochen, Zähnen und massenhaften, roh aus freier Hand geformten, grobkörnigen dicken Thonscherben mit den verschiedenartigsten Ornamentirungen, welche wie mit dem Fingernagel oder aber wie mit Kirschkernen eingedrückt erscheinen. Hin und wieder finden sich auch kleine Bruchstücke von einem ziemlich feingeformten Thongefäss, die innen graphitisch glänzen; 2 Stückchen waren ornamentirt.

Nach den Küchenabfällen zu urtheilen, hat der „alte Mann“ viel Fleisch gegessen, und zwar speciell Schweinefleisch, denn die Mehrzahl der gefundenen Zähne sind Schweinezähne (zahm oder wild?).

Zähne und Knochen sind von den oxydirten Kupfererzen schön grün bis himmelbau gefärbt.

An zahlreichen Plätzen über Tags findet man die Spuren, wo der „alte Mann“ die Scheidung der Erze vornahm, und hin und wieder fand ich noch einen faustgrossen Granit- oder Syenitstein (Scheidestein), womit die alten Bergleute vom Erzgestein das unedle Erz und das taube Gestein absprengten und zerschlugen und Haufen oder Häufchen solcher Splitter zurückliessen, die vom oxydirten Kupfererze an ihrer grünblauen schönen Farbe leicht erkennbar sind.

Ich habe einen grossen Theil des Terrains ziemlich fleissig durchforscht und durchgegraben; auffälligerweise stiess ich aber nirgends auf die geringste Spur eines Metalles. Ein oder das andere Bruch- oder Verluststück hätte ich gewiss gefunden, wenn überhaupt solche zu finden wären.

An zwei Stellen fand ich circa 15—20 cm tief (auf Kochplätzen, wofür ich sie halte) je einen grünen Schieferstein, wie er hier auch als Felsen zu Tage tritt, mit einer künstlichen Grube. In beiden Fällen lagen diese Steine, zufällig oder absichtlich, mit der Grube nach abwärts gerichtet in schwarzer, kohliger Erde mit Thonscherben, Knochen und Zähnen. Ob diese zum Zerklopfen der Steine benützt wurden oder irgend eine Bestimmung in ihrer Küche hatten, wird nicht leicht zu bestimmen sein.

Aber auch im Freien beziehungsweise auf der Oberfläche fand ich verschiedene Granit- und Gneisssteine (Granit, Gneiss und Syenit kommen in diesem Orte nicht vor, müssen also von anderwärts hergeschleppt worden sein) mit mehr oder minder deutlichen Grübchen; immer aber nur Bruchstücke. Diese dürften wohl bei der Zerkleinerung beziehungsweise Scheidung als Unterlage gedient haben. Endlich fanden sich schalenartige Reibsteine aus Granit und Gneiss mit halbkugeligen Reibern dazu, aber auch nur Bruchstücke. Diese grösseren Reib- oder Mahlsteine zeigen an ihrem Umfange eine reifartige Vertiefung, wie zum Zusammenhalten oder Festigen mittelst eines Reifens oder Ringes. An manchen Plätzen zeigte sich ein gelber, griesartiger Sand, der ohne Zweifel künstlich hergestellt wurde, wahrscheinlich durch Rösten der Erze und Zerreiben derselben mit Hilfe der vorerwähnten Reibsteine.

Auch glaube ich an einer Stelle einen solchen Röstplatz gefunden zu haben, d. h. eine zum Theil halbverkohlte Anhäufung von Holzstücken (richtiger Spänen) unter einer kohligen Erdschichte, in welcher spärlich grün und blau gefärbte Knochen und Zähne und einzelne Thonscherben vorkamen. Separat, unmittelbar rechts (resp. südlich) anschliessend, befand sich wieder eine ziemlich starke Lage eisenschüssigen Reibsandes mit zahlreichen Quarzkörnern, wie diese vielleicht theilweise durch Abnützung der Gneiss- und Granitreibsteine entstanden sein mögen.

Auch eine dritte Art von Mühl- oder Reibsteinen aus Granit fand sich vor, die auf ihrer Reibfläche eine sehr flache Wölbung besassen, auf welcher sich mehr oder minder deutlich feine Kerben zeigten und im Ganzen eine glänzend glatte Fläche in Folge der Abnützung bilden. Auch diese Steine zeigen jene reifenartige Vertiefung. Uebrigens war Herr Dr. Much bereits vor mir an Ort und Stelle und liess sich eine grosse Anzahl solcher Steine (darunter angeblich einige noch ziemlich gut erhaltene) schicken, ebenso Knochen, Zähne und Thonscherben. Die besterhaltenen Steinstücke, welche ich nur als Fragmente vorfand, habe ich dem Museum in Innsbruck eingesendet, ebenso Zähne, Scherben etc.

Der „alte Mann“ hat aber seine Erze nicht nur über Tags gegraben, sondern bewies auch, dass er in das Erdinnere einzudringen verstand.

Sicher glaube ich drei Stollen mit Halden entdeckt zu haben; die Halden sind nicht gross, vollständig verrast, die Stollenausgänge eingestürzt und nicht für Jedermann erkennbar. Nur einer derselben ist noch ziemlich gut erhalten und dem Anscheine nach schlufbar.

Als man vor circa 30 Jahren durch den jetzt seit etwa 1878 aufgelassenen Daniel-Stollen des k. k. Bergwerkes auf den „alten Mann“ stiess, fand man noch hölzerne Keile (aus Buchen- und Eichenholz) im Felsen stecken, die man zweifellos durch Anquellen mit Wasser zur Sprengung des Felsens benützte; ferner Bündel von Holzspänen (einige halb verbrannt) und Holzrinnen zur Wasserleitung, um durch Feueransatz die Erze heiss und durch jähes Abschrecken mit Wasser mürb und brüchig zu machen u. s. w.; ferner fand man aus einem Stück gefertigte napf- und kellenartige Holzgefässe u. s. w., auch ein Blockbau (verschoben und eingedrückt) fand sich in der Grube des „alten Mannes“ vor, dessen Holz (wie mir ein Arbeiter versicherte) noch vollkommen frisch war. Die Conservirung aller dieser Gegenstände dürfte ihren Grund darin gehabt haben, dass der von oben nach abwärts geführte Bergbau des „alten Mannes“, welcher die Erzader nach ihrer natürlichen Lagerung (Schichtung) von oben, wo sie ausbiss (zu Tage trat), nach unten verfolgte und ausbeutete, sich später nach und nach mit Wasser füllte, daher den „alten Mann“ ersäufte und so das Holzwerk erhielt. In ihren Stollen und Schächten scheinen diese Erzgräber zugleich die Scheidung (d. h. Sortirung des guten und unedlen Erzes und tauben Gesteines) vorgenommen zu haben, da man solche Anhäufungen von ausgeschiedenen Erzen und förmliche Verschüttungen damit vorfand, während das Edelerz zu Tage gebracht wurde.

Ein alter Bergarbeiter, der dabei war, als man den „alten Mann“ anfuhr, versicherte mir, dass er dort einen gebrochenen Stab fand (ein Bergmass, wie er glaubte, da er in bestimmten Abständen Kerben zeigte); ausserdem befanden sich auf demselben räthselhafte sonderbare Zeichen. Da er nicht wusste, was dies Alles zu bedeuten habe und was damit zu machen sei und sich auch Niemand hiefür interessirte, so hat er den Stab wieder weggeworfen.

Schlackenhalden und Schmelzstätten, wo der „alte Mann“ sein Kupfer ausschmolz, habe ich noch nicht gefunden; vielleicht glückt mir dies aber. Auch habe ich dieses ziemlich umfangreiche Arbeitsfeld auch noch zu wenig erforscht und hoffe, vielleicht noch Einiges aufzudecken, was zur Erforschung dieses alten Bergbaubetriebes von Wichtigkeit ist. Auch Herr Professor

v. Wieser versprach mir, diese Gegend mit mir näher zu untersuchen.

Sehr auffällig erscheinen mir gewisse Gruben (oval oder kreisförmig) mit wulstigen Rändern oder eine Art Wall, die man nicht für natürlich, sondern für künstlich von Menschenhand gemacht, halten kann. Warum sollten dem „alten Mann“ diese Gruben (mit Fellen oder Rinde zeltartig gedeckt etc.) nicht als Wohnstätten gedient haben? Herr Dr. Much hält sie für verstürzte Schächte. Da der „alte Mann“, wie leicht erkennbar ist, diese ganze Gegend anschürfte und genau untersuchte, ob oder wo die Erzader ausbeisst, so könnten diese Gruben wohl vielleicht auch als Schürfgrube anzusehen sein, wo er bis auf den Felsen niederarbeitete, um den Boden beziehungsweise den Felsen auf das Vorhandensein von Erz zu untersuchen.

Auffällig ist auch das Vorhandensein von zahlreichen Wassertümpeln innerhalb des Rayons, wo der „alte Mann“ schürfte.

Sämmtliche Funde wurden vom Berichterstatter dem Tiroler Landesmuseum „Ferdinandeum“ in Innsbruck als Geschenk überwiesen.

14. Herr **Willibald v. Schulenburg** in Charlottenburg übersendet eine Notiz über

## Götternamen in Norddeutschland.

1. In Pewestorf (Provinz Hannover), gelegen am Höhbeck, einem Berge an der Elbe, gegenüber der Stadt Lenzen, theilte mir (1887) der Vater des Fährmannes Schultze mit: „Zu Weihnachten oder zu Neujahr, wenn sie die Hede vom Wocken nicht aufgesponnen haben, sagt man: „Nu kömmt die Fru Gauen . . . .“

2. Der bejahrte, nunmehr verstorbene Gastwirth Borchert, an der Elbe bei Lenzen (Kreis Westpriegnitz) wohnhaft, theilte mir (1887) mit: „Bei Lenzen sagte man früher: „De Drak treckt!“ (Der Drache zieht) oder: „Die Frau Johl treckt!“ Er fügte hinzu: „Wenn sie im Gewölk irgend etwas sehen (nämlich Ungewöhnliches am Himmel), erschrecken sie die Kinder“ (damit).

3. Frau Borchert aus Lenzen theilte mir (1887) mit, dass sie den Namen Fru Goel (zu sprechen Go—el), aber blos den Namen, öfter bei Lenzen gehört habe.

4. Frau Plötz, eine 63 Jahre alte Bäuerin in Korswant, einem Dorfe bei Swinemünde, auf der Insel Usedom in Pommern, sagte mir (1892): „In den Zwölften soll man nicht spinnen, sonst kommen die alte Wul (das u lang gesprochen) ein.“ — Das soll heissen: sie kommen in den Rocken, in den Flachs. Sie erklärte das also: „Da kommen Würmer ein, das ist ein altes Sprüchwort (d. h. eine Redensart von altersher), blos in den Zwölften gebraucht.“ „Sonst,“ sagte sie noch, „braucht man das Wort Wule nicht.“ Diese Frau war die Einzige, so viel ich feststellen konnte, die im Dorfe überhaupt noch von dem Glauben wusste. Auch in der Umgegend habe ich von den Leuten nichts weiter darüber erfahren.

Sehr allgemein noch gilt in Norddeutschland bei den Landleuten als alter Glaubenssatz, dass zwischen Weihnachten und Heiligen drei Könige, in der Zeit der Zwölften oder Dreizehn, nicht gesponnen werden darf, sonst erscheint eine Persönlichkeit, die verschiedentliche Strafen verhängt. Sie ist vielfach mit gutem Grunde zurückzuführen auf eine Gottheit, so auf die Gemahlin des Wode (Wodan). Im benachbarten Mecklenburg [1]) kommt in Ueberlieferungen des Volkes Waul (als Göttername) vor. Deshalb ist anzunehmen, dass auch das von mir aufgefundene Wort Wul auf den Namen eines alten Gottes, im vorliegenden Falle auf den einer Göttin zurückzuführen sei. Man nimmt an, dass Waul sich auf den Wode bezieht. Wodan wurde nach dem Zeugniss des Langobarden Paul Warnefrid [2]) von allen Germanen in Deutschland verehrt. Ganz allgemein ist sein Name den Nachkommen unverständlich geworden, in Korswant sogar zum Begriff von Würmern herabgesunken, wie denn anderwärts in den Zwölften auch Gewürm zur Strafe sich einfinden soll.

Noch in unserem Jahrhunderte kommt in der Ueberlieferung des Volkes der Name Gode neben Wode vor und von den Langobarden ist die Kunde, dass sie vor ihrem Auszuge nach dem Süden an der Elbe wohnten. Deshalb lag es nahe, die Stelle heranzuziehen bei Paul Warnefrid: „Wodan sane, quem adjecta litera Gwodan dixerunt.“ Indessen meinen neuere Germanisten [3]), worauf auch schon Grimm hindeutete, dass die Form Gwodan erst eine Folge von romanischem Spracheinflusse sei, wie z. B. aus warten guardare, aus werra guerra entstanden. In der „Origo gentis Langobardorum“ [4]) wird Wodan ständig Godan genannt. Wie schon erwähnt, findet sich in der Volkssprache unserer Zeit Gode neben Wode. So wäre denkbar, dass auch die von mir aufgefundenen Namen Johl oder Goel einem Wohl entsprechen. Bei Bartsch werden angeführt als Namen (des Gottes Wodan oder der Göttin, seiner Gemahlin), die sich noch jetzt erhalten hatten: Wod, Waud, Wauld, Waul, Wool, Wohl, Wor, Waur, Wauer, Gode, Gauden, Gor, Gauer, Gauerken. Aus dem Alterthum scheint die Form „Wohl“ nicht bekannt zu sein. Im zweiten Merseburger Zauberspruch findet sich nur „Phohl“. Nach Grimm [5]): „Phol ende Wodan vuorun zi holza do wart demo Balderes volon sin vuoz birenkit“ u. s. w., wo „Phohl“ Name des Gottes Balder ist, dessen Pholen zu Schaden gekommen.

15. Herr Dr. **H. Matiegka** in Prag übersendet eine Notiz

## Der Schädel des Samojeden Wasko.

Bis heute stehen wir in der Anthropologie noch immer auf dem Standpunkte, dass Schädelmaasse nur wieder mit Schädelmaassen, Kopfmaasse nur wieder mit Kopfmaassen verglichen werden können. Alle Versuche, eine sichere Umrechnungsmethode zu liefern, sind bis nun als erfolglos anzusehen; denn es scheint wirklich,

[1]) Vgl. Bartsch, Sagen aus Mecklenburg. Wien, 1879, 1880.

[2]) De gestis Langobardorum, I, 9. Wodan . . . qui apud Romanos Mercurius dicitur et ab universis Germaniae gentibus ut deus adoratur. Tacitus, Germania, IX. Deorum maxime Mercurium colunt.

[3]) Vgl. C. Meyer, Sprache der Langobarden. Paderborn 1877.

[4]) C. Mayer, S. 108, 109.

[5]) Grimm, Deutsche Mythologie, 1876.

dass die verschiedenen Altersstufen, Geschlechter und Rassen besondere Berücksichtigung verlangen.

Die seltene Gelegenheit, den Schädel eines Mitgliedes einer fremden Rasse, das zu Lebzeiten studirt, beschrieben und abgebildet wurde, auch post mortem untersuchen zu können, ist sicher eine so seltene, dass ich glaubte, berechtigt zu sein, die folgende Beschreibung eines einzelnen Samojedenschädels hier der Oeffentlichkeit vorlegen zu dürfen.

Es handelt sich um den Schädel des Samojeden Wasko, recte Vasil Kanjukov, der vor einigen Jahren in Begleitung einiger Stammesgenossen sich in Europa sehen liess und in den vorliegenden Blättern (Bd. XVI, 1886, S. 25) von Herrn J. Szombathy beschrieben und abgebildet wurde. Er starb, wie Herr Szombathy schon (l. c.) anführt, in Prag, und zwar am 19. August 1882 im Alter von etwa 60 Jahren. In Folge der nach Verlauf der gesetzlichen Jahre vorgenommenen Exhumirung war es mir durch gütige Vermittlung des Herrn Stadtphysicus Dr. H. Záhoř und des Herrn Friedhofsverwalters A. Peřina möglich, den Schädel einer Untersuchung zu unterziehen, deren Resultat ich nun vorzulegen mir erlaube.

Der Schädel ist der eines älteren Mannes; die Zähne sind ziemlich stark abgeschliffen, einige defect; die Pfeilnaht beginnt zu verwachsen. Im Uebrigen sind die Nähte sehr einfach, blos die Lambdanaht stärker gezackt und in ihrer linken Hälfte durch kleine Schaltknöchelchen unterbrochen; dagegen befindet sich im Bregma ein grösserer, länglicher (19 × 31 mm) Schaltknochen. Der Schädel ist gracil gebaut, fast wie ein weiblicher, und weist nur kleine Augenbrauenwülste und ganz kleine Zitzenfortsätze auf; die Lineae semicirc. temp. und nuchae sind jedoch stärker ausgeprägt. Im Gegensatze zu dem gracilen Hirnschädel erscheint das Gesichtsskelet entschieden männlich und ist mit deutlichen Muskelansatzstellen und namentlich mit kräftigen Kiefern ausgestattet.

Das Schädeldach wurde bei der seinerzeit vorgenommenen pathologisch-anatomischen Section lege artis durchgesägt. An seiner Innenfläche erscheinen alle Nähte verschmolzen.

In der Norma parietalis erscheint die Schädelcontour als ein kurzes, schönes Eioval mit etwas schmälerer Stirn und einem vollen, kurzen Hinterhaupt. Die Norma occip. zeigt einen sehr niedrigen, breiten Bogen mit flacher Wölbung und fast senkrecht abfallenden Seiten. In der Norma later. fällt die flache, etwas zurückfliehende Stirn, die geringe Scheitelwölbung, die im Bogen in das kurze Hinterhaupt übergeht, und die Niedrigkeit des Schädels überhaupt auf. Das Gesicht erscheint orthognath, die Augenbrauenwülste klein, die Nasenbeine lang, schmal und winkelig zu einander gestellt; die Nase im Ganzen ist ziemlich hoch; Fossae praenasal. finden sich schwach angedeutet. Die Augenhöhlen sind viereckig, hoch und wenig schräg gestellt. Der Gaumen und der ganze Kiefer überhaupt ist breit; auch der Unterkiefer erscheint niedrig und breit, seine Winkel etwas auswärts gebogen, das Kinn rund. Um die oberen Mahlzähne ist der Kiefer exostosenartig etwas aufgetrieben. Das Hinterhauptsloch ist länglich, die Gelenksflächen ziemlich weit nach vorne gerückt und auffallend klein, d. h. fast ebenso kurz als breit. Stenocrotaphie findet sich nicht vor.

Die Messung ergab folgende Resultate[1]):

| | |
|---|---|
| Grösste Länge | 175 (179) mm |
| „ Breite | 147 (153) „ |
| Höhe (Basion-bregma) | 126 mm |
| kleinste Stirnbreite | 88 „ |
| grösste „ | 122 „ |
| Stephanionbreite | 118 „ |
| Basislänge | 97 „ |
| Basisbreite (auric.) | 106 (135) mm |
| „ (mastoid.) | 108 mm |
| Circumferenz | 509 (550) mm |
| Querbogen | 315 mm |
| Längsbogen: | |
| Stirntheil | 115 mm |
| Scheiteltheil | 128 „ |
| Hinterhauptstheil | 110 „ |
| im Ganzen | 353 „ |
| Längsbogen (Sehne): | |
| Stirntheil (Nasion-bregma) | 103 „ |
| Scheiteltheil (Bregma-lambda) | 112 „ |
| Hinterhauptstheil (Lambda-opist.) | 93 „ |
| „ (Lambda-basion) | 112 „ |
| Foramen ovale, Länge | 36 „ |
| „ „ Breite | 28 „ |
| Gesichtsbreite (bizyg.) | 132 (140) mm |
| Gesichtshöhe (mentonas.) | 125 (126) „ |
| Oberkieferhöhe (ohne Zähne) | 79 mm |
| Oberkieferbreite | 105 „ |
| Interorbitalbreite | 25 (34) mm |
| Biorbitalbreite | 100 mm |
| Bijugalbreite | 114 „ |
| Augenhöhlenhöhe | 34 „ |
| Augenhöhlenbreite | 35 „ |
| Nasenhöhe | 53 (54) mm |
| Nasenbreite | 24 (41) „ |
| Nasenaperturhöhe | 32 mm |
| Nasenbeine: | |
| Insertionsbreite | 10 mm |
| Grösste Breite | 17 „ |
| Länge | 26 „ |
| Unterkiefer-Höhe | 35 „ |
| „ -Winkelbreite | 103 (105) mm |
| „ -Gelenksbreite | 99 mm |
| Längenbreitenindex | 84·00 (85·5) |
| Längenhöhenindex | 72·00 |
| Breitenhöhenindex | 85·71 |
| Gesichtsindex | 94·69 (90·0) |
| Obergesichtsindex (bizyg.) | 59·84 |
| Oberkieferindex | 75·24 |
| Orbitalindex | 97·14 |
| Nasalindex | 45·28 (75·9) |
| Nasenaperturindex | 75·00 |
| Index des foramen ovale | 77·78 |

[1]) Die in Klammern beigesetzten Zahlen sind die zu Lebzeiten am Kopfe abgenommen Maasse.

Der Schädel ist also brachycephal, orthocephal, zur Chamaecephalie neigend, leptoprosop, hypsikonch und leptorrhin.

Ein Vergleich der Schädelmaasse mit den zu Lebzeiten am Kopfe gewonnenen Maassen, die ich in Klammern beisetzte, ergibt, dass die Differenz für die absolute Länge 4 mm, für die absolute Breite 6 mm beträgt und dass der Schädelindex um 1·5 geringer ist als der Kopfindex. Die Differenz für den horizontalen Umfang beträgt 4·1 mm. Die Gesichtshöhe differirt blos um 1, die Breite dagegen um 8 mm, weshalb der Gesichtsindex am Schädel um 4 steigt. Die Nasenhöhe differirt ebenfalls nur um 1 mm, die Unterkieferbreite um 2 mm. Die übrigen Maasse lassen keinen Vergleich zu.

Der Kopf ist also im Vergleiche zum Schädel brachycephaler und „streift nur an die Grenze der Leptoprosopie".

Wie sich aber Wasko in seinen Maassen und Formen nicht unwesentlich von seinen Reisegenossen unterschied, so unterscheidet sich auch der Schädel von einer Anzahl bekannter Semojedenschädel. Am meisten ähnelt er dem im Museum of R. College of Surgeons aufbewahrten Exemplare (M. G. Busk im „Journal of the Anthrop. Inst." III, 494), der ebenfalls brachycephal (L. = 178, B. = 157, Index = 88·2) und sehr niedrig (H. = 125, H. : L. = 70·22, H. : B. = 79·61) ist und ein sehr wenig prognathes, freilich breites Gesicht, aber eine hohe Nase (L. = 56, B. = 24, Index = 42·85) und ziemlich hohe viereckige Augenhöhlen (H. = 35, B. = 40, Index = 87·50) aufweist.

Neben diesen kurzen Formen kommen aber zahlreich längere Schädel vor; ich verweise hier auf die verschiedenen, Samojedenschädel betreffenden Angaben, die Herr J. Szombathy (l. c.) citirte, und füge noch hinzu, dass W. Mainoff (Priviatskaia Tchoud, Petersburg 1879) den mittleren Index mit 77·69 berechnet und dass die sieben Samojedenschädel im Museum der Akademie der Wissenschaften in Petersburg als mittleren Index 79·88 ergaben. Diese Differenzen im Schädelindex beweisen ebenso wie die Unterschiede in der Gesichtsbildung wohl nur die Richtigkeit der Annahme, dass die Samojeden ein Mischvolk vorstellen, das mongolische mit finnischen Elementen in sich vereinigt. (Vgl. Hamy et Quatrefages, Crania ethnica, S. 414 und 482.)

---

# Vorstand und Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

nach dem Stande der Jahres-Versammlung am 14. März 1893.

## A. Vereinsleitung und Ausschuss.

**Präsident:**

Ferdinand Freiherr v. **Andrian-Werburg.**

**Vice-Präsidenten:**

Dr. Karl **Brunner** Ritter v. **Wattenwyl.**
Dr. Augustin **Weisbach.**

**Secretär:**

Franz **Heger.**

**Secretär-Stellvertreter:**

Dr. Wilhelm **Hein.**

**Cassier:**

Karl Freiherr v. **Schlosser.**

**Rechnungsführer:**

Dr. Otto **Müller.**

**Rechnungs-Censoren:**

Dr. Moriz **Bruck.**
Alois Raimund **Hein.**

**Ausschussräthe:**

Dr. Michael **Haberlandt.**
Dr. Franz Ritter v. **Hauer.**
Dr. Emanuel **Herrmann.**
Dr. Moriz **Hoernes.**
Dr. Karl Theodor v. **Inama-Sternegg.**
Felix **Kanitz.**
Dr. Josef **Karabacek.**
Felix **Karrer.**
Dr. Matthäus **Much.**
Dr. David Heinrich **Müller.**
Karl **Penka.**
Josef **Szombathy.**
Dr. Karl **Toldt.**
Dr. Wilhelm **Tomaschek.**
Dr. Sigmund **Wahrmann.**
Dr. Martin **Wilckens.**
Hans Graf **Wilczek.**
Dr. Joh. Nep. **Woldřich.**
Gundaker Graf **Wurmbrand.**
Dr. Emil **Zuckerkandl.**

## B. Mitglieder.

### I. Ehrenmitglieder.

1. Adolf **Bastian** in Berlin.
2. Anatol **Bogdanow** in Moskau.
3. Ernst **Haeckel** in Jena.
4. Friedrich **Müller** in Wien.
5. J. W. **Powell** in Washington.
6. Franz v. **Pulszky** in Budapest.
7. Wilhelm **Reiss** in Könitz (Thüringen).
8. Leopold v. **Schrenck** in St. Petersburg.
9. J. J. S. **Steenstrup** in Kopenhagen.
10. Praskovja Sergeewna Gräfin **Uwarow** in Moskau.
11. Rudolf **Virchow** in Berlin.

### II. Correspondirende Mitglieder.

1. Richard **Andree** in Braunschweig.
2. Dmitri Nikolaewitsch **Anutschin** in Moskau.
3. Max **Bartels** in Berlin.
4. Josef Baron de **Baye** in Paris.
5. Franz **Boas** in Worcester, Mass. U. S. A.
6. Daniel G. **Brinton** in Philadelphia.
7. Emil **Cartailhac** in Toulouse.
8. Ernest **Chantre** in Lyon.
9. Ernst **Eitel** in Hongkong.
10. A. **Ernst** in Carácas.
11. Otto **Finsch** in Delmenhorst bei Bremen.
12. Oskar **Fraas** in Stuttgart.
13. Alb. S. **Gatschet** in Washington.
14. J. **Girard de Rialle** in Paris.
15. Wilhelm **Grempler** in Breslau.
16. Victor **Gross** in Neuveville.
17. Wilhelm **Gurlitt** in Graz.
18. Theophil **Hahn** in Stellenbosch, Capland.
19. Horatio **Hale** in Clinton, Canada.
20. Josef **Hampel** in Budapest.
21. Ernest **Hamy** in Paris.
22. Jakob **Heierli** in Zürich.
23. Wolfgang **Helbig** in Rom.
24. Theodor von **Heldreich** in Athen.
25. C. **Herbst** in Kopenhagen.
26. Anton **Herrmann** in Budapest.
27. Hans **Hildebrand** in Stockholm.
28. W. J. **Hoffman** in Washington.
29. Abel **Hovelacque** in Paris.
30. Urban **Jarnik** in Prag.
31. Julius **Kollmann** in Basel.
32. G. W. **Leitner** in Woking bei London.
33. A. **Lissauer** in Berlin.
34. Paolo **Mantegazza** in Florenz.
35. Christian **Mehlis** in Dürkheim a. d. H.
36. Johanna **Mestorf** in Kiel.
37. A. B. **Meyer** in Dresden.
38. Oskar **Montelius** in Stockholm.
39. Gabriel de **Mortillet** in St. Germain en Laye.
40. Julius **Naue** in München.
41. Alfred **Nehring** in Berlin.
42. Hermann **Obst** in Leipzig.
43. Paul **Orsi** in Siracus.
44. Antonio **Pascoli** in Mexico.
45. Luigi **Pigorini** in Rom.
46. Gustav **Radde** in Tiflis.
47. W. **Radloff** in St. Petersburg.
48. Johannes **Ranke** in München.
49. Friedrich **Ratzel** in Leipzig.
50. Gustav **Retzius** in Stockholm.
51. J. G. F. **Riedel** in Brüssel.
52. L. **Rütimeyer** in Basel.
53. J. D. E. **Schmeltz** in Leiden.
54. Willibald v. **Schulenburg** in Charlottenburg.
55. W. **Schwartz** in Berlin.
56. Georg **Schweinfurth** in Berlin.
57. C. **Schwicker** in Budapest.
58. Theodor Ritter v. **Stefanović-Vilovsky** in Wien.
59. C. L. **Steinhauer** in Kopenhagen.
60. Ludwig **Stieda** in Königsberg.
61. Hjalmar **Stolpe** in Stockholm.
62. Pellegrino **Strobel** in Parma.
63. Aurel v. **Török** in Budapest.
64. Paul **Topinard** in Paris.
65. W. **Troutowski** in Moskau.
66. E. **Ujfalvy de Mezö-Kövesd** in Paris.
67. Ingvald **Undset** in Christiania.
68. Julien **Vinson** in Paris.
69. Albert **Voss** in Berlin.

### III. Stifter.

1. **Sokolowski,** Julian. Wreschen in Posen.

### IV. Unterstützende Mitglieder [1]).

1. **Abensperg-Traun,** Hugo Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath und Oberst-Jägermeister. Wien, I. Wallfischgasse 13.
2. **Apponyi,** Alexander Graf. Lengyel, Ungarn.
3. **Auspitz,** Theodor, Procurist der pr. Firma S. Auspitz. Wien, I. Schwarzenbergstrasse 3.
4. **Clary und Aldringen,** Edmund Fürst, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath etc. etc. Wien, I. Herrengasse 9.
5. **Daublebsky von Sterneck zu Ehrenstein,** Maximilian Freiherr, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Admiral, Marine-Commandant und Chef der Marine-Section. Wien, IX. Hörlgasse 2.
6. **Delhaes,** Stefan, Historienmaler. Wien, VIII. Schlösselg. 2.
7. **Dumba,** Nikolaus, Mitglied des Herrenhauses etc. etc. Wien, I. Parkring 4.
8. **Dungel,** Dr. Adalbert, Generalabt, Prälat des Stiftes Göttweig, Niederösterreich.
9. **Dzieduszycki,** Wladimir Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Lemberg, Kurkova 15.
10. **Erwein,** Dr. Josef, Landeshauptmann von Kärnten. Klagenfurt.
11. **Figdor,** Karl, Verwaltungsrath der Wiener Rückversicherungs-Gesellschaft. Wien, I. Löwelstrasse 8.
12. **Grünbaum,** Dr. Hermann. Wien, I. Franzensring 18.
13. **Gussenbauer,** Dr. Karl, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Wenzelsplatz 58.
14. **Gutmann,** Max Ritter v., Berg- und Hütten-Ingenieur. Wien, I. Kantgasse 6.
15. **Haas,** Josef, k. u. k. General-Consul. Schanghai.
16. **Harrach zu Rohrau, Prugg und Tannhausen,** Johann Franz Graf, Erlaucht, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Freiung 3.
17. **Hauer,** Dr. Franz Ritter v., k. u. k. Hofrath, Intendant des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Burgring 7.
18. **Kammel Edler v. Hardegger,** Dr. Dominik, Gutsbesitzer. Stronsdorf, Niederösterreich.

---

[1]) Die P. T. Mitglieder werden dringend ersucht, vorkommende Adressenänderungen sofort dem Secretariate der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, I. Burgring 7, anzeigen zu wollen, da nur für diesen Fall die regelmässige Zusendung der Gesellschaftsschriften, Einladungen etc. garantirt werden kann. Den Mitgliedbeitrag wolle man an den Cassier der Gesellschaft, Herrn Karl Freiherr v. Schlosser, Wien, IV. Taubstummengasse 8, einsenden.

19. **Kinsky,** Ferdinand Fürst, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Freiung 4.
20. **Lanckoroński-Brzezie,** Karl Graf, k. u. k. Kämmerer. Wien, IX. Wasagasse 6.
21. **Lanna,** Adalbert Ritter v., Mitglied des Herrenhauses. Prag.
22. **Lieben,** Leopold v., Vice-Präsident der Börsekammer. Wien, I. Oppolzergasse 4.
23. **Lobmeyr,** Ludwig, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Weihburggasse 2.
24. **Mayer,** Dr. Sigmund, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Stephansgasse 28.
25. **Miller zu Aichholz,** Dr. Victor Ritter v. Wien, III. Am Heumarkt 13.
26. **Niederösterreichisches Landes-Real- und Obergymnasium in Horn.**
27. **Osborne,** Wilhelm, Rittergutsbesitzer. München, Leopoldstrasse 36.
28. **Presl,** Johann, Badhausunternehmer. Wien, VI. Gumpendorferstrasse 59.
29. **Reich,** S. & Co., k. k. landesbefugte Glaswaarenfabrikanten. Wien, II. Czerningasse 3.
30. **Rothschild,** Nathaniel Anselm Freiherr v. Wien, IV. Theresianumgasse 14.
31. **Salzer,** Josef, Fabriksbesitzer. Wien, III. Marxergasse 1.
32. **Schadenberg,** Dr. Alexander. Manila, Philippinen.
33. **Schauta,** Karl, Pfarrer. Payerbach, Niederösterreich.
34. **Schoeller,** Philipp Wilhelm Ritter v., Generalrath der österr.-ungar. Bank, Wien, II. Obere Donaustrasse 105.
35. **Schwarzenberg,** Adolf Josef Fürst zu, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, III. Rennweg 2.
36. **Scudier,** Anton Freiherr v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Feldzeugmeister i. P. Wien, I. Friedrichstrasse 2.
37. **Tieftrunk,** Dr. Franz, Advocat. Melnik, Böhmen.
38. **Todesco,** Sophie Baronin v. Wien, I. Kärntnerstrasse 51.
39. **Touristen-Club,** Oesterreichischer. Wien, I. Herrengasse 23.
40. **Wilczek,** Hans Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Herrengasse 5.
41. **Windisch-Graetz,** Ernst Fürst zu, Gutsbesitzer. Wien, III. Strohgasse 11 A.
42. **Wurmbrand-Stuppach,** Gundaker Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Landeshauptmann von Steiermark. Graz, Elisabethstrasse 31.
43. **Zichy v. Vásonykeö,** Edmund Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Weihburggasse 32.
44. **Zwiklitz,** Felix Edler v. Wien, IV. Heugasse 20.

### V. Wirkliche Mitglieder.

1. **Adam,** Dr. Josef. Wien, IX. Liechtensteinstrasse 56.
2. **Akademischer Verein** der Mediciner in Innsbruck.
3. **Albert,** Dr. Eduard, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Maximilianplatz 7.
4. **Alterthumsverein in Worms.**
5. **Andrian-Werburg,** Ferdinand Freiherr v. Wien. I. Kolowratring 5. (Lebenslängliches Mitglied.)
6. **Anthropologischer Verein in Görlitz.**
7. **Anthropologische Section** der Gesellschaft für Physiokratie in Böhmen zu Prag 779-II.
8. **Arneth,** Dr. Alfred Ritter v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Director des k. u. k. Haus-, Hof- und Staats-Archives. Wien, I. Parkring 16.
9. **Arneth,** Dr. Franz Hektor Ritter v. Wien, I. Kolowratring 14.
10. **Arthaber,** Johann Josef Rudolf Edler v., kaiserl. Rath. Wien, I. Löwelstrasse 18.
11. **Auchenthaler,** Dr. Franz, k. u. k. Leibarzt. Wien, I. Habsburgergasse 9.
12. **Bachofen v. Echt,** Adolf. Wien, XIX. Nussdorf, Färbergasse 18. (Lebenslängliches Mitglied.)
13. **Bancalari,** Gustav, k. u. k. Oberst a. D. Linz, Altstadt 30.
14. **Bartsch,** Franz, k. k. Ober-Finanzrath. Wien, III. Salmgasse 14.
15. **Bassanowicz,** Dr. J., Kreisphysicus. Varna, Bulgarien.
16. **Baumann,** Dr. Oskar. Wien, I. Elisabethstrasse 9.
17. **Baumgartner,** Dr. Heinrich, k. k. Gymnasial-Professor. Wiener-Neustadt, Hobelhof.
18. **Beer,** Dr. Adolf, k. k. Hofrath, Professor an der technischen Hochschule. Wien, III./3. Lagergasse 1.
19. **Bellak,** Isidor, Antiquar. Wien, II. Rembrandtstrasse 16.
20. **Benndorf,** Dr. Otto, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX. Pelikangasse 18.
21. **Berchtold,** Sigmund Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Kärntnerring 10.
22. **Bielka Ritter v. Karltreu,** Dr. August, k. u. k. Leibarzt. Wien, I. Reitschulgasse 2.
23. **Binder,** Andreas, Bau-Inspector der Kaiser Ferdinands-Nordbahn. Wien, III. Marokkanergasse 1.
24. **Blasius,** Dr. Wilhelm, Director und Professor. Braunschweig, Gauss-Strasse 17.
25. **Böhmerle,** Karl, Adjunct der k. k. forstlichen Versuchsleitung in Mariabrunn 1.
26. **Bogišić,** Dr. Valtazar, Staatsrath, Professor der Rechte an der Universität in Odessa. Paris, Rue des Saints-Pères 71. (Lebenslängliches Mitglied.)
27. **Bohatta,** Dr. Hans, Volontär an der k. k. Universitäts-Bibliothek. Wien, I. Weihburggasse 8.
28. **Brenner-Felsach,** Joachim Freiherr v., k. u. k. Kämmerer. Gainfarn, Niederösterreich.
29. **Bruck,** Dr. Moriz, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. Wien, II. Czerninplatz 1.
30. **Brunn,** Ferdinand, leitender Ingenieur der Gewerkschaft Rudolfsthal. Mühldorf bei Spitz, Niederösterreich.
31. **Brunner Ritter v. Wattenwyl,** Dr. Karl, k. k. Ministerialrath i. P. Wien, VIII. Trautsohngasse 6.
32. **Brunšmid,** Josef, k. Gymnasial-Professor in Agram.
33. **Bühler,** Dr. Georg Johann, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, XIX. Ober-Döbling, Stephaniegasse 22.
34. **Bugiel,** Wladimir, stud. med.
35. **Buschman,** Dr. Ferdinand Freiherr v., Generalsecretär der k. k. Geographischen Gesellschaft. Wien, I. Bauernmarkt 13.
36. **Campi,** Luigi de. Cles, Tirol.
37. **Chrobak,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Frankgasse 6.
38. **Czerny,** Alois, Bürgerschullehrer in Mährisch-Trübau.
39. **Czoernig,** Karl Freiherr v., k. k. Hofrath, Finanz-Landes-Director in Innsbruck.

40. **Dalla-Rosa,** Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Porzellangasse 2.
41. **Dargun,** Dr. Lothar v., k. k. Universitäts-Professor. Krakau, Basztova 3.
42. **Demuth,** Theodor, Buchhändler. Wien, I. Postgasse 6.
43. **Deutsch,** Joel, kaiserl. Rath, em. Director des israel. Taubstummen-Institutes. Wien, III. Wassergasse 34.
44. **De Vaux,** Karl Freiherr v., k. u. k. Kämmerer und Generalmajor im Geniestabe. Wien, III. Lagergasse 6.
45. **Dillinger,** Andreas, Schriftsteller. Wien, I. Opernring 23.
46. **Döhner,** Richard. Dirna Watra, Bukowina.
47. **Dürrnberger,** Dr. Adolf, Hof- und Gerichtsadvocat, Vice-Präsident des Museums Francisco-Carolinum. Linz.
48. **Duška,** Josef. Josefstadt, Böhmen.
49. **Dworschak,** Dr. Joh., Advocat in Deutsch-Landsberg, Steiermark.
50. **Dzieduszycki,** Thaddäus Graf, Gutsbesitzer. Lemberg, Kurkova 15.
51. **Eigl,** Josef, k. k. Ober-Ingenieur. Salzburg, Neuthorgasse 9.
52. **Elsässer,** Hermann, Ingenieur. Wien, IV. Waaggasse 8.
53. **Epstein,** Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Wenzelsplatz 58.
54. **Erzbischöfliches Knabenseminar** und Ober-Gymnasium in Trawnik, Bosnien.
55. **Faber,** Dr. Karl Maria. Graz, Lichtenfelsgasse 15.
56. **Familien-Fideicommiss-Bibliothek,** k. u. k. Wien, Hofburg.
57. **Faulhaber,** Dr. Eustachius, k. u. k. Regimentsarzt. Wien, VI. Getreidemarkt 3.
58. **Figdor,** Gustav, Grosshändler. Wien, II. Kaiser Josefstrasse 38.
59. **Fillenbaum,** Dr. Anton v., k. u. k. Stabsarzt. Wien, IX. Garnisonsgasse 6.
60. **Finck,** Johann, königl. Rath, Bürgermeister von Oedenburg.
61. **Fischer,** Alois, Liquidator des k. u. k. Hofzahlamtes. Wien, V. Margarethenhof 2.
62. **Fischer,** Dr. Ferdinand, k. u. k. Regimentsarzt in Graz, Rechbauerstrasse 30.
63. **Fischer,** Ludwig Hans, akad. Maler. Wien, VII. Breitegasse 8.
64. **Frischauf,** Dr. Eugen, Notariats-Candidat. Wien, IV. Wiedner Hauptstrasse 22.
65. **Frueth,** Dr. Wilhelm von, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. Mauer bei Wien, Valentingasse 4.
66. **Fuchs,** Dr. Edmund Karl. Wien, VI. Gumpendorferstrasse 47.
67. **Gauster,** Dr. Moriz, k. k. Regierungsrath, Director der Landes-Irrenanstalt. Wien, IX. Lazarethgasse 14.
68. **Gesellschaft für Salzburger Landeskunde** in Salzburg.
69. **Globočnik,** Anton, k. k. Regierungsrath in Laibach.
70. **Gomperz,** Dr. Theodor, k. k. Universitäts-Professor. Wien, III. Reisnerstrasse 9 a.
71. **Grössl,** Franz Xaver, Präparator am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Klosterneuburg, Albrechtsstrasse 70.
72. **Grohmann,** Frl. Anna, Präsidentin des Damen-Comités der I. Prager Volksküche etc., Hausbesitzerin. Prag, Graben 3.
73. **Gross,** Dr. Konrad, Operateur an der III. geburtshilfl. Klinik. Wien, IX. Garnisonsgasse 22.
74. **Gruber,** Dr. Josef, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Freiung 7.
75. **Gschirhakl,** Dr. Johann, k. u. k. Regimentsarzt. Wien, VIII. Florianigasse 7.
76. **Habart,** Dr. Johann, k. u. k. Regimentsarzt, Chefarzt bei der königl. ungar. Leibgarde. Wien, VII. Hofstallstrasse 7.
77. **Haberlandt,** Dr. Michael, k. u. k. Custos-Adjunct am k. k. naturhist. Hofmuseum, Privatdocent an der Universität. Wien, IV. Louisengasse 9.
78. **Haberler,** Dr. Franz Ritter v. Wien, VIII. Skodagasse 8.
79. **Hackenberg,** Dr. Ferdinand, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, IV. Margarethenstrasse 7.
80. **Hacker,** P. Leopold, Secretär der Centralverwaltung des Stiftes Göttweig, Post Furth, Niederösterreich.
81. **Halla,** Max Josef, Kaufmann in Triest.
82. **Hartungen,** Dr. Christoph v. Riva am Gardasee. Villa Christoforo.
83. **Hatschek,** Dr. Rudolf. Wien, VIII. Piaristengasse 62.
84. **Hebra,** Dr. Hans Ritter v., Docent an der k. k. Universität. Wien, I. Kärntnerstrasse 14.
85. **Heger,** Franz, k. u. k. Custos und Leiter der anthropol.-ethnographischen Abtheilung am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, III. Rasumoffskygasse 1.
86. **Hein,** Alois Raimund, k. k. Professor und akademischer Maler. Wien, V. Bacherplatz 13.
87. **Hein,** Dr. Wilhelm, wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Donaufeld bei Wien, Hauptstrasse 2.
88. **Herrmann,** Dr. Emanuel, k. k. Ministerialrath, Professor an der k. k. techn. Hochschule in Wien. VI. Gumpendorferstrasse 58 b.
89. **Herrnfeld,** Heinrich, Schriftsteller. Wien, II. Fischergasse 3.
90. **Herzog,** Jakob, Schriftsteller. Wien, III. Veithgasse 9.
91. **Himmel v. Agisburg,** Heinrich, k. u. k. Oberstlieutenant im Infanterie-Regiment Nr. 6 in Budapest, Herrengasse 66.
92. **Historisches Museum** der Stadt Pilsen.
93. **Hladisch,** Clemens J., Baumeister und Werkstätten-Besitzer. Mährisch-Ostrau.
94. **Hochstetter,** Dr. Arthur Ritter v., Primararzt. Wiener-Neustadt.
95. **Hoelder,** Dr. H. v., k. württ. Ober-Medicinalrath. Stuttgart, Marienstrasse 31.
96. **Hoernes,** Dr. Moriz, k. u. k. Assistent am k. k. naturhistorischen Hofmuseum, Privatdocent an der Universität. Wien, III. Bechardgasse 22.
97. **Hoernes,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Sparbersbachstrasse 29.
98. **Hofmann,** Rafael, Bergwerks-Director. Wien, IV. Heugasse 52.
99. **Hofmeier,** Ernst, Domänen-Besitzer. Pischely bei Prag.
100. **Hohenbruck,** Arthur Schwäger Freih. v., k. k. Ministerialrath im Ackerbau-Ministerium. Wien, I. Nibelungengasse 8.
101. **Holl,** Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Harrachgasse 21.
102. **Holländer,** Dr. Alexander, Privatdocent an der Universität. Wien, IX. Ferstelgasse 6.

103. **Holler,** Dr. Anton, Primararzt der niederösterr. Landes-Irrenanstalt. Wien, IX. Lazarethgasse 14.
104. **Houdek,** Victor, k. k. Ministerial-Vice-Secretär. Wien, III. Landstrasse Hauptstrasse 33.
105. **Houška,** Dr. Alois, städt. Polizei-Commissär in Pilsen, Mannsfeldgasse 7.
106. **Hueber,** Dr. Richard, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, XVII. Hernals, Bergsteiggasse 32.
107. **Inama-Sternegg,** Dr. Karl Theodor v., k. k. Sectionschef, Präsident der k. k. statistischen Central-Commission, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Freiung 6.
108. **Jagić,** Dr. Vatroslav, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor, Mitglied des Herrenhauses. Wien, XIX. Ober-Döbling, Hauptstrasse 18.
109. **Jelínek,** Břetislav, Custos des städt. Museums in Prag. Smichow, Hieronymusgasse 13.
110. **Jenny,** Samuel, Fabriksbesitzer, k. k. Conservator. Hard bei Bregenz.
111. **Jurié Edler v. Lavandal,** Dr. Gustav, Privatdocent an der Universität. Wien. I. Bankgasse 7.
112. **Kaindl,** Dr. Raimund Friedrich. Czernowitz, Neuweltgasse 58.
113. **Kaiser,** Franz, k. Rath, Hilfsämter-Ober-Director im k. k. Finanzministerium. Wien, IV. Favoritenstrasse 17.
114. **Kaltenegger,** Ferdinand, k. k. Regierungsrath. Brixen.
115. **Kanitz,** Felix, Curator am k. k. österr. Handelsmuseum, Wien, I. Eschenbachgasse 9.
116. **Kaposi,** Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Alserstrasse 28.
117. **Karabacek,** Dr. Josef, k. k. Universitäts-Professor. Wien, III. Seidlgasse 41.
118. **Karner,** Lambert, Pfarrer in Brunnkirchen, Postamt Furth, Niederösterreich.
119. **Karrer,** Felix, Erster Secretär des Wissenschaftlichen Club. Wien, XIX. Ober-Döbling, Hauptstrasse 80.
120. **Katholicky,** Dr. Karl, k. k. Sanitätsrath. Brünn.
121. **Kemény,** Dr. Ig., k. u. k. Regimentsarzt. Komorn.
122. **Klarwill,** Dr. Ernst Ritter v. Wien, VIII. Tulpengasse 5.
123. **Knies,** Ján. Blansko, Mähren.
124. **Knoll,** Dr. Philipp, k. k. Professor an der deutschen Universität in Prag.
125. **Koblitz Ritter v. Willmburg,** Hans, k. u. k. Artillerie-Lieutenant. Wien, III. Marokkanergasse 3.
126. **Königswarter,** Moriz Freiherr v., Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Kärntnerring 4.
127. **Könyöki,** Alois Dr., Untersuchungschemiker der k. ungar. chem. Staatsversuchsstation. Budapest, Bajnokgasse 2 b.
128. **Koller,** August Freiherr v., k. u. k. Rittmeister im 14. Dragoner-Regiment in Dobřan bei Pilsen.
129. **Komers,** August, k. k. Professor in Znaim, Mähren.
130. **Kominek,** Alois, Güter-Inspector. Wien, I. Bartensteingasse 13.
131. **Kosanović,** Sava, Erzbischof von Sarajevo, Metropolit von Dabro in Bosnien und Exarch von Dalmatien. Dulcigno, Montenegro. (Lebenslängliches Mitglied.)
132. **Kosmač,** Joh., Werkdirector in Zangthal, Post Voitsberg.
133. **Kostersitz,** Ubald, inf. Propst des Stiftes Klosterneuburg.
134. **Koudelka,** Florian, k. k. Bezirks-Thierarzt in Wischau, Mähren.
135. **Kraus,** Franz, k. k. Regierungsrath. Wien, I. Strauchgasse 1.
136. **Krayatsch,** Dr. Josef, Leiter der niederösterr. Irrenanstalts-Filiale in Kierling-Gugging, Niederösterreich.
137. **Kříž,** Dr. Martin, k. k. Notar in Steinitz, Mähren.
138. **Kubinyi,** Nikolaus v., Oberfiscal der Herrschaft Arva. Arva Váralya, Ungarn.
139. **Kübeck zu Kübau,** Max Freiherr v., k. u. k. Legationsrath a. D. Wien, IV. Wienstrasse 27.
140. **Kulka,** Dr. Richard. Wien, VIII. Laudongasse 18.
141. **Kundrat,** Dr. Hans, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Wien, IX. Maximilianplatz 10.
142. **Kutschera,** Hugo Freiherr v., Administrativ-Director der bosnischen Landesregierung in Sarajevo.
143. **Landesmuseum „Joanneum“** (Antiken- und Münzen-Cabinet) in Graz.
144. **Lanfranconi,** Enea Gracioso, Bauunternehmer in Pressburg.
145. **Leger,** F., Privatier. Kolin, Kuttenberger Vorstadt 182, Böhmen.
146. **Leidinger,** Josef, k. u. k. Rechnungsrath in Sr. Majestät Obersthofmeisteramt. Wien, XIII. Hietzing, Lainzerstr. 70.
147. **Lenz,** Dr. Oskar, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Königliche Weinberge, Sladkovskystrasse 8.
148. **Libicka,** Emma, Malerin. Wien, IX. Fluchtgasse 5.
149. **Linardić,** Dr. Dominik, k. u. k. Garnisons-Chefarzt. Oedenburg, Ungarn.
150. **Linden,** Marie Gräfin. Schloss Burgberg, Post Hermaringen, Württemberg.
151. **Lippmann,** Dr. Eduard, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IV. Karlsgasse 9.
152. **Ludwigstorff,** Anton Freiherr v. Deutsch-Altenburg an der Donau, Niederösterreich.
153. **Lukas,** Dr. Franz, k. k. Gymnasial-Professor. Wien, IX. Maximilianplatz 4/5.
154. **Luschan,** Dr. Felix Ritter v., Directorial-Assistent am Museum für Völkerkunde in Berlin, W., Maassenstrasse 25.
155. **Makowsky,** Alexander, Professor an der k. k. technischen Hochschule in Brünn, Thalgasse 25.
156. **Marchesetti,** Dr. Carlo de, Director des Museo civico di Storia naturale in Triest.
157. **Margulies,** Dr. Joachim. Wien, IX. Liechtensteinstrasse 55.
158. **Marinitsch,** Josef, Kaufmann. Triest, Via del Lazzeretto vecchio 4.
159. **Maška,** Karl Jaroslav, Oberrealschul-Director in Teltsch, Mähren.
160. **Masner,** Dr. Karl, Custos-Adjunct am k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie. Wien, III. Wassergasse 13.
161. **Matiegka,** Dr. Heinrich, praktischer Arzt. Smichow, Havličekgasse 10.
162. **Mattoni,** Heinrich Edler v., kaiserl. Rath. Wien, I. Tuchlauben 14.
163. **Mattula,** Josef, Baumeister in Znaim.
164. **Mattula,** Ludwig, Lehrer in Platt-Zellerndorf, Niederösterreich.
165. **Mauthner,** Dr. Ludwig, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Lugeck 3.

166. **Meringer,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Günthergasse 2.
167. **Miličević,** Dr. Franjo, in Mostar.
168. **Millicsevits,** Dr. Michael, königl. serbischer Hof-Secretär. Belgrad.
169. **Mittler,** Dr. Paul. Wien, I. Elisabethstrasse 16.
170. **Montecuccoli - Polinago,** Rudolf Graf, k. u. k. Linienschiffs-Capitän. Pola.
171. **Mrazović,** Milena, Schriftstellerin in Sarajevo.
172. **Much,** Dr. Ferdinand, k. k. Hofburgtheaterarzt. Wien, IV. Favoritenstrasse 11.
173. **Much,** Dr. Matthäus, Mitglied und Conservator der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- u. histor. Denkmale. Wien, VIII. Josefsgasse 6.
174. **Much,** Dr. Rudolf, Privatdocent an der Universität. Wien, VIII. Josefsgasse 6.
175. **Müller,** Dr. David Heinrich, k. k. Universitäts-Professor. Wien, VIII. Wickenburggasse 24.
176. **Müller,** Dr. Friedrich, k. k. Universitäts-Professor. Wien, III. Marxergasse 24 A.
177. **Müller,** Hugo, Gutsbesitzer. Wien, I. Grünangergasse 1.
178. **Müller,** Dr. Otto, Eisenbahn-General-Secretär a. D. Wien, IX. Berggasse 5.
179. **Musealverein** in Hallstatt, Oberösterreich.
180. **Musejní spolek.** Brünn.
181. **Museum** der Stadt Klattau in Böhmen.
182. **Museum für Völkerkunde** in Leipzig.
183. **Nadenius,** Dr. Joh. Jakob, k. u k. Regierungsrath i. P. Wien, IX. Währingerstrasse 52.
184. **Neugebauer,** Dr. Josef, Secundararzt im Allgemeinen Krankenhaus. Wien, IX. Kolingasse 11.
185. **Neumann,** Dr. Isidor, k. k. Universitäts-Professor in Wien, I. Rothenthurmstrasse 29.
186. **Niederösterreichische Landes - Oberrealschule** und Fachschule für Maschinenwesen in Wiener-Neustadt.
187. **Niedźwiedzki,** Julian, Professor an der technischen Hochschule in Lemberg.
188. **Obersteiner,** Dr. Heinrich, k. k. Universitäts-Professor, Director der Privat-Irrenanstalt in Wien, XIX. Ober-Döbling, Hirschengasse 71.
189. **Oser,** Dr. Leopold, k. k. Sanitätsrath, Universitäts-Professor. Wien, I. Neuthorgasse 20.
190. **Ossowski,** Gottfried, Secretär der anthrop.-archäol. Commission der Akad. d. Wissensch. Krakau, Starowislna 1.
191. **Palliardi,** Jaroslaw, Notariats-Candidat in Znaim.
192. **Pastrnek,** Dr. Franz, Privatdocent an der Universität. Wien, IX. Schwarzspanierstrasse 15.
193. **Pauli,** Hugo, Buchhändler. Wien, I. Rothenthurmstrasse 15.
194. **Paulitschke,** Dr. Philipp, kaiserl. Rath, Privatdocent an der Universität und Gymnasial-Professor. Wien, XV. Neubaugürtel 14.
195. **Peez,** Dr. Alexander, Fabriks- und Realitäten-Besitzer. Wien, I. Opernring 5, 4. Stiege.
196. **Penka,** Karl, k. k. Gymnasial-Professor. Wien, XVIII. Gersthof, Bergsteiggasse 50.
197. **Pfeiffer,** Rudolf, k. k. Oberbergrath. Wien, XVIII. Währing, Gürtelstrasse 39.
198. **Pick,** Dr. Arnold, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Stadtpark 11.
199. **Pièrer,** Dr. F. S. J., Schiffsarzt des österr.-ungar. Lloyd. Triest, Pozzo del mare 1.
200. **Pissling,** Dr. Wilhelm Ritter v., k. k. Statthaltereirath und Professor in Prag, Wenzelsplatz 43.
201. **Plischke,** Dr. Karl. Prag, Karlsplatz 34.
202. **Plohn,** Dr. Sam., Wien, IX. Maximilianplatz 4/5.
203. **Poetsch,** Vincenz, Fabrikant in Randegg, Niederösterr.
204. **Politzer,** Dr. Adam, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Gonzagagasse 19.
205. **Pošepný,** Franz, k. k. Bergrath. Wien, XVIII. Währing, Cottage, Karl Ludwigstrasse 62.
206. **Preen,** Hugo v., akademischer Maler und Gutsbesitzer. Osternberg bei Braunau am Inn, Oberösterreich.
207. **Pudil,** Ján, em. fürstl. Lobkowitz'scher Baudirector. Prag, Königliche Weinberge, Brandlgasse 16.
208. **Püchler,** Wenzel, k. k. Oberbergrath i. P. Graz, Maiffredgasse 5.
209. **Rabl,** Dr. Karl, k. k. Universitäts-Professor in Prag.
210. **Radić,** Fran. Curzola, Dalmatien.
211. **Radimsky,** Wenzel, k. k. Berghauptmann in Sarajevo.
212. **Reischek,** Andreas, Naturforscher. Linz, Klammstrasse 22. (Lebenslängliches Mitglied.)
213. **Richlý,** Heinrich. Neuhaus bei Vesely a. L., Böhmen.
214. **Riegl,** Dr. Alois, Custos-Adjunct am k. k. österr. Museum für Kunst und Industrie. Wien, I. Schottengasse 3.
215. **Rigler,** Dr. Franz Edler v. Wien, III. Seidlgasse 22.
216. **Rixy,** Josef, Baumeister. Prag, Schulgasse 26.
217. **Rohrmann,** Moriz, Gutsbesitzer. Bludowitz, Oesterr.-Schlesien.
218. **Rokitansky,** Hans Freiherr v. Wien, IV. Wiedner Hauptstrasse 51.
219. **Rollet,** Dr. Emil, Director und Primararzt des Erzh. Sophien-Spitals. Wien, I. Giselastrasse 2.
220. **Romstorfer,** Karl A., Architekt, k. k. Conservator, Professor an der k. k. Staatsgewerbeschule in Czernowitz.
221. **Rosenberg,** Leopold. Wien, I. Giselastrasse 11.
222. **Rücker,** Anton, k. k. Oberbergrath. Wien, I. Canovagasse 7.
223. **Sarg,** Karl, kais. Rath, Fabriksbesitzer. Liesing bei Wien.
224. **Schacherl,** P. Gustav, Pfarrer Gobatsburg, Post Hadersdorf am Kamp, Niederösterreich.
225. **Schaffer,** Dr. Ludwig, k. u. k. Regimentsarzt. Wien, III. Rennweg 17.
226. **Schandlbauer,** Dr. Hans. Wien, I. Petersplatz 7.
227. **Scheff,** Dr. Julius, Privatdocent an der Universität. Wien, I. Hoher Markt 4.
228. **Schiff,** Dr. Eduard, Privatdocent an der Universität. Wien, I. Wallfischgasse 6.
229. **Schiffmann,** Louis. Hamburg, Neue Gröningerstrasse 22.
230. **Schlosser,** Karl Freiherr v. Wien, IV. Taubstummengasse 8.
231. **Schmarda,** Dr. Ludwig Karl, k. k. Hofrath. Wien, II. Grosse Pfarrgasse 25.
232. **Schmidel,** Edmund, k. k. Landesgerichtsrath. Steyr, Oberösterreich.
233. **Schmidl,** K. Wien, XIII. Hietzing, Alleegasse 25.
234. **Schmidt,** Dr. Emil, Universitäts-Professor. Leipzig.
235. **Schmidt,** Dr. Josef. Znaim, Bahnhofstrasse 20.
236. **Schmidt,** Theodor, Fabriks-Director. Smichow bei Prag.

237. **Schnapper,** August, Privatier. Wien, VI. Getreidemarkt 17.
238. **Schneider,** Dr. Robert Ritter v., Custos der Antikensammlung des Allerh. Kaiserhauses. Wien, IX. Berggasse 10.
239. **Schott,** Eugen. Wien, VII./2. Burggasse 20, II. Stock, Thür 20.
240. **Schrötter Ritter v. Kristelli,** Dr. Leopold, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Mariannengasse 3.
241. **Schuchardt,** Dr. Hugo, Universitäts-Professor. Graz, Elisabethstrasse 6.
242. **Schulhof,** Dr. Sigmund J. Wien, IX. Allgemeines Krankenhaus.
243. **Schwab,** Dr. Erasmus, Director des Mariahilfer Gymnasiums, Bezirks-Schulrath. Wien, VI. Kasernengasse 20.
244. **Sederl,** Josef, k. u. k. Hof-Steinmetzmeister. Wien, III. Reisnerstrasse 51.
245. **Sieger,** Dr. Robert. Wien, III. Marxergasse 19.
246 **Sitte,** Camillo, Regierungsrath, Architekt, Director der k. k. Staatsgewerbeschule. Wien, I. Schellinggasse 13.
247. **Sonne,** Dr. Eduard. Wien, III. Barichgasse 26, 1. Stock, Thür 8.
248. **Sonnleithner,** Ferd., Oberlandesgerichtsrath. Sarajevo.
249. **Specht,** Jos. Ant., Exporteur. Wien, I. Franz Josefs-Quai 37.
250. **Speyer,** Albert, Commissionswaarenhändler. Wien, I. Neuthorgasse 15.
251. **Spitzer,** Gustav, k. k. Hof-Mode- und Weisswaarenhändler. Wien, I. Kärntnerring 12.
252. **Srbska-Zora,** Akademischer Studenten-Verein. Wien, IX. Mariannengasse 25 A.
253. **Staatsgewerbeschule,** k. k. Wien, I. Schellinggasse 13.
254. **Stache,** Dr. Guido, k. k. Oberbergrath, Director der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III. Oetzeltg. 10.
255. **Steinen,** Dr. Karl von den, Professor. Wannsee bei Berlin, Villa Maria.
256. **Steiner,** Franz, Cand. phil. Schaab bei Podersam, Böhmen.
257. **Steiner Freiherr v. Pfungen,** Dr. Robert, Primararzt im Kaiser Franz Josefs-Spital im X. Bezirke. Wien, I. Schottengasse 3.
258. **Strobel,** Pellegrino, Professor. Parma.
259. **Strohmayer,** Dr. August, Schriftsteller. Rom.
260. **Stubenvoll,** Hugo, Ingenieur. Vukovar, Slavonien.
261. **Suchomel,** Dr. Theodor, Landesadvocat Matzen.
262. **Supljina,** Matthäus, Pfarrer i. P. Pisino, Istrien.
263. **Suttner,** Arthur Gundaccar Freiherr v. Harmannsdorf bei Eggenburg, Niederösterreich.
264. **Svetlin,** Dr. Wilhelm, Director der Privat-Heilanstalt für Gemüthskranke. Wien, III. Leonhardgasse 3/5.
265. **Szczepanowski,** Stanislaus Prus. Lemberg, Ulice Dabrowskiego 8.
266. **Szombathy,** Josef, k. u. k. Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VII. Sigmundsgasse 8.
267. **Tagleicht,** Karl, k. u. k. Hof-Bauschlosser. Wien, II. Czerningasse 6.
268. **Tappeiner,** Dr. Franz. Meran, Tirol.
269. **Ther,** Peter Edler v., k. u. k. Feldmarschall-Lieutenant, Haus-Commandant Sr. Maj. Arcieren-Leibgarde. Wien, III. Rennweg 6.
270. **Thirring,** Julius, Bürgerschullehrer. Wien, V. Bacherplatz 9.
271. **Tietze,** Dr. Emil, k. k. Ober-Bergrath und Chef-Geologe der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III. Ungargasse 27.
272. **Toldt,** Dr. Karl, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Wien, IX. Ferstelgasse 6.
273. **Tolmatschew,** Dr. Nikolaus, Professor an der Universität in Kasan.
274. **Tomaschek,** Dr. Wilhelm, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Nussdorferstrasse 18.
275. **Tonner,** Dr. Wilhelm, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. Pisek, Böhmen.
276. **Trapp,** J. F., Kaufmann. Pilsen, Salzgasse 14.
277. **Trapp,** Moriz, Custos des Franzens-Museums in Brünn.
278. **Treulich,** Dr. Jakob, k. u. k. Oberstabsarzt. Wien, IX. Schwarzspanierstrasse 15.
279. **Treutler,** Dr. Ferdinand, k. u. k. Stabsarzt. Wien, III. Ungargasse 63.
280. **Truhelka,** Dr. Ćiro, Custos am bosnisch-hercegovinischen Landesmuseum in Sarajevo.
281. **Tschudi,** Dr. Arthur, k. u. k. Regimentsarzt. Wien, IX. Maximilianplatz 13.
282. **Valvajec,** Matija, Professor, Mitglied der südslavischen Akademie. Agram, Kuković 6.
283. **Veszelý,** Dr. Karl Constantin, k. u. k. Regimentsarzt. Wien, IX. Schlagergasse 11.
284. **Vukasović,** Vid Vuletić, Professor. Curzola, Dalmatien.
285. **Wahrmann,** Dr. Sigmund, prakt. Arzt. Wien, I. Wollzeile 29.
286. **Wang,** Nikolaus, k. u. k. Custos-Adjunct am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, I. Maximilianstrasse 14.
287. **Wankel,** Dr. Heinrich. Olmütz.
288. **Weinberger,** Isidor, k. k. Commercialrath. Wien, IV. Schwindgasse 20.
289. **Weinzierl,** Dr. Theodor Ritter v., Director der Samen-Controlstation der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft. Wien, IX. Währingerstrasse 46
290. **Weisbach,** Dr. Augustin, k. u. k. Ober-Stabsarzt. Wien, IX. Währingerstrasse 25.
291. **Weiss,** Dr. Johann Baptist v., k. k. Universitäts-Professor. Graz, Stiegengasse 9.
292. **Weiss Ritter v. Tessbach,** Dr. Adolf, Verwaltungsrath der Creditanstalt für Handel und Gewerbe. Wien, I. Nibelungengasse 1.
293. **Weyr,** Rudolf, Professor an der k. k. technischen Hochschule, Bildhauer. Wien, III. Rochusgasse 12.
294. **Wieser Ritter v. Wiesenhort,** Dr. Franz, k. k. Universitäts-Professor, Präsident des Ferdinandeums. Innsbruck, Meinhartstrasse 4.
295. **Wilckens,** Dr. Martin, Professor an der k. k. Hochschule für Bodencultur. Wien, XVIII. Währing, Sternwartestr. 48.
296. **Willner,** Berthold. Wien, IX Frankgasse 6.
297. **Winternitz,** Dr. Moriz. Oxford, 93 Southmoor road.
298. **Winternitz,** Dr. Wilhelm, k. k. Universitäts-Professor, kaiserl. Rath. Wien, I. Wipplingerstrasse 28.
299. **Witlačil,** Dr. Andreas, k. k. Polizei-Chefarzt, Landes-Sanitätsrath. Wien, VIII. Piaristengasse 17.
300. **Wittmann,** Dr. Emil Hugo, Schriftsteller. Wien, I. Weihburggasse 32.
301. **Witzany,** Dr. A., Districtsarzt. Eisgrub, Mähren.

302. **Woldřich,** Dr. Joh. Nep., k. k. Gymnasial-Professor. Wien, III. Neulinggasse 6.
303. **Wolfram,** Alfred, Volontär am k. k. naturhistor. Hofmuseum. Wien, XVIII. Währing, Goldschmiedgasse 19.
304. **Wosinsky,** Moriz, Dechant. Apar, Comitat Tolna, Ungarn.
305. **Zawiliński,** Roman, k. k. Gymnasial-Professor. Krakau, Krowoderska 55.
306. **Zeyer,** Johann, Architekt. Smichow, Inselgasse 91.
307. **Ziller,** Karl, k. u. k. Lieutenant i. d. R. bei der Batterie-Division Nr. 35 in Hermannstadt, Siebenbürgen.
308. **Žitný,** Anton, fürstl. Liechtenstein'scher Forstmeister. Adamsthal, Mähren.
309. **Zsigmondy,** Dr. Otto, Zahnarzt. Wien, I. Reichsrathsplatz 2.
310. **Zuckerkandl,** Dr. Emil, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Günthergasse 1.
311. **Zumbusch,** Kaspar Ritter v., Professor an der k. k. Akademie der bildenden Künste. Wien, III. Jacquingasse 11.
312. **Zwirner,** Hubert, Lehrer an der Volks- und Bürgerschule in Retz, Niederösterreich.

### C. Correspondenten.

1. **Bella,** Ludwig. Oedenburg.
2. **Krahuletz,** J. Eggenburg.
3. **Moser,** L. Karl. Triest.

---

## Ausserordentliche Versammlungen am 17. und 24. März 1893.

In denselben hält Herr Dr. **Moriz Hoernes** zwei aneinanderschliessende Vorträge:

## Geschichte und Kritik des Systems der drei prähistorischen Culturperioden.

### Einleitung.

Das Dreiperiodensystem ist gleichsam der Hauptpfeiler der prähistorischen Archäologie. Hält er Stand, so überblicken wir ein wohlgeordnetes Gebäude von logisch verbundenen Thatsachen, die man im Einzelnen anders gruppiren und deuten, tausendfach vermehren und immer tiefer erkennen mag — aber der Grundplan und die Hauptmauern der Anlage bleiben unverrückt. Wir besitzen ein Haus, ein Heim, wie die anderen Wissenszweige, welche zu wirklichen Wissenschaften erwachsen sind.

Fällt dieser Pfeiler, so stürzt fast Alles durch- und übereinander, was bisher wohlgeordnet schien, und es steht eine Ruine vor uns, die höchstens als Steinbruch für ein neues Gebäude dienen kann.

Unter dem Titel einer Geschichte und Kritik des Dreiperiodensystemes könnte man daher die Gesammtheit der prähistorischen Alterthümer vorführen, ihre bisherige Behandlung zeigen und sie in jenem Lichte darstellen, in welchem sie uns nach dem Ergebnisse aller einschlägigen Untersuchungen erscheinen müssen.

Namentlich seit dem Siege des Dreiperiodensystems in allen europäischen Ländern bewegen sich die neueren Arbeiten nahezu ausschliesslich in dem Rahmen dieses Systems, mit dem ausgesprochenen Bestreben, dasselbe zu begründen, anzuwenden, zu erläutern und voller auszugestalten. Das sagen uns schon die Titel der Aufsätze und Abhandlungen, welche in allen Theilen Europas alljährlich in reicher Zahl über prähistorische Funde erscheinen und kein Wort über die Strittigkeit jenes Hauptpunktes verlieren. Das System gilt heute, wenigstens dort, wo man prähistorische Perioden in einiger Aufeinanderfolge übersieht, als eine ausgemachte Sache.

Aber wie steht es um jenen Sieg? Können wir uns mit dem praktischen Erfolge der Begründer und Anhänger des Systems begnügen? Dürfen wir uns dabei beruhigen, dass die eifrigsten Gegner desselben, Christian Hostmann und Ludwig Lindenschmit, der Eine vor wenigen Jahren, der Andere vor einigen Wochen, gestorben sind und dass sich nun keine ernstliche Opposition mehr regt?

Ich glaube, es ist von der grössten Wichtigkeit, in dieser Cardinalfrage mit eigenen Augen klar zu sehen, die Geschichte derselben kennen zu lernen und durch eigene Kritik der Thatsachen für sich einen Abschluss zu gewinnen. Wie bei so vielen Problemen der Wissenschaft führt die Entwicklung der geistigen Thätigkeit nicht zu einer nackten und kurzen Beantwortung der ursprünglich gestellten Frage mit einem apodiktischen „Ja“ oder „Nein“, sondern zu einem ganzen Complex von Entscheidungen und Unterscheidungen, die bald in die eine, bald in die andere Wagschale zu fallen scheinen, aber eigentlich für sich selbst einen selbstständigen Werth beanspruchen. Wir werden jedoch sehen, dass das Hauptgewicht thatsächlich in die Wagschale der Assertion, des Zugeständnisses der drei Perioden, fällt.

Die Frage, um die es sich handelt, kann vernünftigerweise nur so formulirt werden:

1. Hat sich der Mensch in seinem langsamen Aufschwunge zu höheren Culturstufen, der Metalle anfangs unkundig oder unfähig, sie zu benützen, zuerst — neben anderen naheliegenden Materien, als: Holz, Horn, Knochen — namentlich des Steines zur Anfertigung seiner Waffen und Werkzeuge bedient?

2. Ist er dann, das Eisen zunächst ausschliessend, zur Benützung des Kupfers und insbesondere einer Legirung desselben mit Zinn, d. i. zur Bronze, übergegangen?

3. Hat er schliesslich erst nach diesen Vorstufen das Eisen nicht nur kennen, sondern auch richtig anwenden gelernt, indem er seine Bedeutung für den menschlichen Haushalt in der Natur immer mehr und mehr erkannte und demgemäss handelte?

Ueber die Punkte 1 und 3 der Frage kann eigentlich kein Zweifel bestehen. Jedermann wird wohl geneigt sein, eine metalllose Urzeit des Menschen zuzugeben. Es kann nur strittig sein, wann und wo wir dieselbe zu suchen haben, ob man von einer Steinzeit in Europa sprechen kann, ob die erhaltenen Steinsachen bestimmter Gebiete einer solchen Periode angehören u. dgl.

Ebensowenig kann es zweifelhaft sein, dass dem Eisen in dieser Hinsicht eine posteriore Stellung zu-

kommt. Dass wir mit dieser Gabe der Natur nur langsam vertraut und noch lange nicht fertig geworden sind, zeigt ein Blick auf die Fortschritte der Technik in geschichtlicher Zeit, auf die grossartige Entwicklung, die in unser eigenes Jahrhundert fällt. Schon hat man die Frage aufgeworfen, ob nicht das Aluminium das Culturmetall der Zukunft sein werde; — vorläufig fertigt man daraus allerlei Schmuck und Tand, gerade so wie man einst das Eisen zu Einlagen, Zierrathen u. dgl. verwendet hat.

So spitzt sich die Frage des Dreiperiodensystemes zur Bronzezeitfrage zu. Dieser Punkt erledigt sich nicht von selbst. Der scheinbare Widersinn, der in der Benützung der Bronze vor dem Eisen liegt, reizt den Geist, und der Eine wird darauf ausgehen, die paradoxe Behauptung aus der Welt zu schaffen, der Andere sich bestreben, sie durch Thatsachen zu stützen und durch Vernunftgründe zu vertheidigen.

## I. Geschichte des Systems.

Die Geschichte des Dreiperiodensystems beginnt im fernen Alterthume, wo eine Art dunkle Erkenntniss und Anerkennung desselben geherrscht hat. Diese Thatsache ist zu bekannt, als dass wir hier nochmals darauf eingehen könnten. Wir nehmen unseren Ausgangspunkt dort, wo das System als solches klar gefasst in die Wissenschaft eintritt, um aus derselben nicht mehr zu verschwinden. Dies geschah durch Christian Jürgensen Thomsen (ursprünglich Kaufmann und Amateur, namentlich Numismatiker, aber ohne tiefere literarische Bildung, seit 1816 Director des Museums nordischer Alterthümer in Kopenhagen, gestorben als dänischer Conferenzrath 1865).

Zu Anfang der Dreissiger-Jahre wurden die zahlreichen vorgeschichtlichen Alterthümer des Kopenhagener Museums geordnet, und zwar nach den Materialien, ohne Rücksicht auf den Zusammenhang der Funde, welcher übrigens meist gar nicht oder sehr schlecht bekannt war. So haben sich Fehler eingeschlichen, welche nachträglich berichtigt werden mussten. Denselben Irrthum begeht noch heute so mancher Dilettant, welcher blos mit Rücksicht auf das Material ein Steinwerkzeug der Steinzeit, ein Bronzegeräth der Bronzezeit zutheilt. Die Frucht dieser Arbeit war das Buch „Ledetraad til Nordisk Oldkyndighed“, Kjöbenhavn 1836 (deutsch als „Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde“, Kopenhagen 1837), herausgegeben von der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde. Das Buch erschien anonym. Thomsen ist darin der Verfasser der „Kurzgefassten Uebersicht über Denkmäler und Alterthümer aus der Vorzeit des Nordens“ (S. 25—89 der deutschen Ausgabe). S. 57—64 finden wir „die verschiedenen Perioden, in welche die heidnischen Alterthümer gesetzt werden können“, dargestellt. Die beiden Hauptpunkte sind: 1. die Priorität der Bronze vor dem Eisen und 2. die einheimische Fabrikation der meisten nordischen Bronzen.

Neben Thomsen muss Friedrich Lisch genannt werden. Seine Heimat, Mecklenburg-Schwerin, war lange Zeit gleichsam eine Oase in der Wüste der fürstlichen Kunst- und Raritätenkammern. Schon 1804 vereinigte Grossherzog Friedrich Franz die wissenschaftlichen Sammlungen seines Hauses unter einsichtiger Leitung im Schlosse Ludwigslust. Lisch wurde 1836 Director derselben und gab sogleich das von seinem Vorgänger begonnene Werk „Friderico-Francisceum“ heraus. Der Text, schon 1836 gedruckt, erschien 1837; er ist von Lisch allein verfasst und enthielt ebenfalls das Dreiperiodensystem, aber nicht in so präciser Fassung wie bei Thomsen. Dagegen beschrieb er genau die verschiedenen Classen der Gräber und drang darauf, den Inhalt derselben beisammen zu halten, wie es auch in seinem Museum mit aller Strenge geschah. Das war ein Fortschritt gegenüber dem Werke Thomsen's, der die Funde einfach nach Formenreihen geordnet hatte. Doch muss anerkannt werden, dass Lisch eine starke Aufforderung hatte, Zusammengehöriges nicht auseinander zu reissen. Er verfügte vielfach über die Ergebnisse systematischer Ausgrabungen, während man in Dänemark mehr Zufallsfunde besass.

Chr. Hostmann („Studien“, S. 9, Anm.) behauptet zwar, Lisch habe vor dem Erscheinen des dänischen Leitfadens keine Ahnung von den drei Culturperioden gehabt. Aber Otto Tischler sagt mit Recht in seiner Gedenkrede auf Worsaae, dass diese Entdeckung damals sozusagen in der Luft lag. Danneil in Salzwedel erkannte ebenfalls 1836 die Hauptgliederung, indem er in einem Generalberichte über Ausgrabungen bei Salzwedel (in Förstemann's „Neuen Mittheilungen“) Gräber mit Kupfer beziehungsweise Kupferlegirung und solche mit Eisenbeigaben unterschied.

Uebrigens gibt es, abgesehen von Hesiod, Lucretius, Pausanias und anderen Autoren des Alterthumes, in unserem Jahrhunderte selbst Vorläufer der deutschen und dänischen Entdecker. Der Historiker Vedel-Simonsen gibt im I. Bande einer Uebersicht der ältesten Geschichte Dänemarks, 1813, die Eintheilung in ein Stein-, Kupfer- und Eisenalter. Nur blieb dieselbe damals ohne Wirkung in der Literatur und in den Museen. Und Dr. Büsching spricht in seinem „Abriss der deutschen Alterthumskunde“, Wien 1824, S. 11, allerdings als Opponent, von den Kennzeichen des Alters, „die wir jetzt immer aufstellen: nämlich die Folge von Stein, Erz und Eisen bei Anfertigung von Geräthen und Waffen“. Das Dreiperiodensystem war also schon populär, ehe es wissenschaftlich begründet und mit wechselndem Glücke erläutert wurde.

Nach Thomsen und Lisch musste ein Mann kommen, der mit weiterem Blicke, über die praktischen Bedürfnisse einzelner Museen hinaus, der Forschung ihren Weg bahnte und namentlich die grossen Massen, aus welchen sich die Funde der drei grossen Perioden zusammensetzten, in Unterabtheilungen — womöglich in chronologische Stufen — anordnete.

Dieser Mann war Hans Jakob Asmussen Worsaae (1821—1885), zuerst Thomsen's Assistent, dann Director des Kopenhagener Museums und dänischer Kammerherr, der Schöpfer der vergleichenden prähistorischen Archäologie, deren Grundsätze er in muster-

hafter Weise entwickelte. Worsaae leitete zuerst Ausgrabungen im Inlande und besuchte dann die archäologisch wichtigsten Länder Europas. Ueber „Die nationale Alterthumskunde in Deutschland“ gab er 1846 ein ziemlich abfälliges, aber damals wohlbegründetes Urtheil, das die Gegner der Skandinavier heftig reizte. Von seinen frühesten Werken nennen wir noch die Bücher: „Dänemarks Vorzeit, durch Alterthümer und Grabhügel beleuchtet“ (Kopenhagen 1842, deutsch 1844) und „Nordiske Oldsager i det Kongelige Museum i Kjöbenhavn“, ebenda 1859, ein Atlas in Octav, welcher das Vorbild vieler ähnlicher jüngerer Publicationen wurde.

Worsaae erkannte, dass die Eintheilung der vorgeschichtlichen Zeit in drei grosse Perioden nicht genüge und schuf folgende Unterabtheilungen, zunächst blos mit Rücksicht auf das dänische Fundgebiet:

1. Steinzeit.

*a*) ältere (Zeit der Kjökkenmöddinge),
*b*) jüngere (Zeit der Grabkammern);

2. Bronzezeit.

*a*) ältere (mit Leichenbestattung),
*b*) jüngere (mit Leichenverbrennung und Moorfunden);

3. Eisenzeit.

*a*) ältere (0—450 n. Chr. G.),
*b*) mittlere (450—700 n. Chr. G.),
*c*) jüngere (700—1000 n. Chr. G.).

Die grösste Neuerung in letzterer Periode lag darin, dass Worsaae die Eisenzeit bereits um Christi Geburt beginnen liess, während sie nach den früheren Anschauungen erst um 500 n. Chr. ihren Anfang nehmen sollte. Später erkannte man, namentlich durch Vedel's Untersuchungen auf Bornholm (1869—1883, Gesammtausgabe 1886) und Undset's Buch über das erste Eisenalter, dass die Eisenzeit in Dänemark und ganz Nordeuropa noch viel weiter zurückreiche und auch vorrömische (La Tène) Funde umfasse.

Worsaae's Zweitheilung der Steinzeit wurde von Japetus Steenstrup, der die Kjökkenmöddinge und die megalithischen Denkmäler für gleichzeitig hielt, vergeblich bekämpft. Die Gliederung der Bronzezeit erfuhr Opposition durch Worsaae's Schüler, Sophus Müller, welcher statt zwei aufeinander folgender Stufen lieber zwei topographische Gruppen unterscheiden wollte. Dagegen wurde jene Gliederung in Schweden durch Montelius, in Deutschland durch Tischler u. A., in England durch Evans, in Frankreich durch Mortillet theils acceptirt, theils bestätigt oder weiter ausgeführt.

Ueber den Ursprung der Bronzecultur äusserte sich Worsaae auf Congressen 1871 und 1872 dahin, dass kein neues Volk dieselbe in Europa zur Herrschaft gebracht habe, sondern ein grosser Culturstrom, dessen erste Quelle in Ostasien gesucht wird, in zwei Armen nach Westen vorgedrungen sei, der eine südlich nach Griechenland und Italien, der andere nördlich über Ungarn nach dem Norden. Das nordische Bronzereich hatte eine Dauer von mehreren Jahrtausenden und verfiel, als endlich auch der stärkere südliche Strom nach Norden vordrang, d. h. als die italischen Bronzen ihren Weg in die skandinavischen Länder fanden. In der vergleichenden archäologisch-ethnographischen Studie „Des ages de pierre et de bronze dans l'ancien et le nouveau monde“ (dänisch: Aarböger 1879, französisch: Mém. de la Soc. des Antiq. du Nord 1880) versucht Worsaae, das System über Ostasien bis nach Amerika, also in einer bisher nicht gewagten Weise, über die ganze Welt auszudehnen, und nicht etwa nur einen Parallelismus der Erscheinungen, wie wir ihn heute zuzugeben geneigt sind, sondern geradezu Beziehungen zwischen den Völkern der entlegensten Erdtheile nachzuweisen.

Die Frage nach der Herkunft der nordischen Bronze bezeichnet jene Bahn, auf welche die skandinavischen Forscher mit Nothwendigkeit gedrängt wurden, nachdem die nackte Thatsache der Existenz einer reinen und staunenswerth entwickelten Bronzecultur für sie ausser Frage gestellt war.

Weniger weltumfassend als Worsaae's Ansichten war die Idee Sven Nilsson's. Dieser schwedische Zoologe (gestorben in Lund 1883) schritt zuerst in der Einleitung der zweiten Auflage seines Werkes über die Fauna Skandinaviens, 1834, zu einer historischen Darstellung der Jagd und Fischerei in diesem Gebiete, dann folgerecht 1838—1842 zu einem Werke über die Ureinwohner des skandinavischen Nordens, worin die Steinzeit in vergleichend-ethnologischer Weise musterhaft behandelt ist. Nur am Schlusse wird die Bronzezeit kurz auf die Einwanderung eines keltischen Stammes zurückgeführt, ein Irrthum, der in der damals herrschenden Vorstellung der Kelten als des eigentlichen Bronzevolkes wurzelte, so dass dem Autor daraus kein besonderer Vorwurf gemacht werden kann. Erst in der zweiten Auflage des Werkes „Skandinaviska Nordens Urinvånare“ (1862—1864) bekannte er sich zu der Ansicht, dass die Phönikier die Urheber der Bronzezeit in Europa seien. Das Werk wurde in's Deutsche (1. Theil: Das Steinalter, Hamburg 1868, 2. Theil: Das Bronzealter, Hamburg 1866), Französische und Englische übersetzt und erfreute sich eines grossen Rufes. Die Phönikierhypothese wurde von Friedrich von Rougemont in einem eigenen Werke („Die Bronzezeit oder die Semiten im Occident“, französisch 1867, deutsch 1869) ausgeführt. Heute wissen wir, dass die Phönikier die ihnen zugedachte Rolle an der Ostsee nicht gespielt haben können; den bündigsten Gegenbeweis lieferte Müllenhoff, indem er zeigte, dass dieses Volk in seinen Nordlandsfahrten nicht über die Nordsee hinausgekommen ist.

Wir müssen in unserem raschen historischen Ueberblicke jetzt zu den jüngeren Forschern, deren Lebenswerk grösstentheils noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden kann, übergehen.

Dr. Sophus Müller, Inspector des Nationalmuseums in Kopenhagen, hat nach umfassenden Reisen wiederholt in sehr bemerkenswerther Weise die Frage des

Systems bereichert. In seinem Buche „Die nordische Bronzezeit und deren Periodentheilung“ (1876, deutsch von J. Mestorf, Jena 1878) wollte er der älteren und der jüngeren Bronzezeit Worsaae's vielmehr eine östliche und eine westliche Gruppe derselben substituiren, ist aber neuerdings davon abgegangen und unterscheidet jetzt, der Montelius'schen Theorie sich nähernd, eine ältere und eine jüngere Bronzezeit mit je zwei Unterstufen, also im Ganzen vier Bronzezeitstufen. In vortrefflichen Editionen hat Müller die Summe seiner Ansichten niedergelegt: „Ordning af Danmarks Oldsager“ (Stenalderen 1888, XIV Tafeln, Bronzealderen 1891, XXVIII Tafeln, mit dänischem Texte und französischem Resumé). Der Bronze-Ursprungsfrage ist er in einer sehr bedeutsamen Arbeit: „Ursprung und erste Entwicklung der europäischen Bronzecultur, beleuchtet durch die ältesten Funde im südöstlichen Europa“ (Aarböger 1882, deutsch von J. Mestorf: Arch. f. Anthr., XV, 1884, S. 324—355) vorwiegend kritisch näher getreten. Er zeigt darin, dass Griechenland mit seinen untereinander und mit dem Norden fast gar nicht zusammenhängenden Gruppen von Mykenä und Olympia nicht das Ausgangsgebiet der nordischen Bronzecultur gewesen sein könne, ebensowenig der Kaukasus, dass aber die sibirische und die ungarische Bronzezeitgruppe solche Verwandtschaft zeigen, dass man beide vielleicht als Ausstrahlungen desselben, weiter im Süden zu suchenden Centrums betrachten könne. Wir erblicken darin eine Weiterführung der Ideen Worsaae's.

Ein Forscher, welcher hauptsächlich das Verhältniss der nordischen Bronzezeit zu anderen ähnlichen Culturgruppen in's Auge gefasst hat, ist Prof. Dr. Oskar Montelius, Conservator am historischen Nationalmuseum in Stockholm. Am bekanntesten ist wohl sein in's Französische, Deutsche und Englische übersetztes populäres Buch „Die Cultur Schwedens in vorchristlicher Zeit“ (Original 1873, deutsche Ausgabe 1885). Entgegen älteren Anschauungen vertritt Montelius in seiner Arbeit „Ueber die Einwanderung unserer Vorfahren in den Norden“ (Nordens Tidskrift 1884, deutsch im Arch. f. Anthr., XVII, S. 151 ff.) den Gesichtspunkt, dass die germanischen Vorfahren der heutigen Schweden schon in der jüngeren Steinzeit, etwa 2000 Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung, wahrscheinlich vom Pontus und unteren Donaugebiete her, in den Norden eingewandert sind.

Ein glänzendes Zeugniss für den Weitblick und das immer tiefere Eindringen der skandinavischen Forscher in die archäologischen Verhältnisse sehr entlegener Gebiete liefert eine Reihe anderer Arbeiten von Montelius, zunächst seine hauptsächlich auf italische und griechische Fibeltypen gerichtete Untersuchung „Spännen fran bronsåldern“ (Antiqu. Tidskrift, V, 1880—1882). Ein Atlas der prähistorischen Alterthümer Italiens, worin die Culturstufen und Unterstufen dieses Landes in alle Details hinein ausgeführt erscheinen sollen, ist in Vorbereitung und wurde auf Congressen bereits theilweise vorgelegt. Eine kleinere Arbeit beschäftigt sich mit Sardinien, eine andere mit der Bronzezeit Aegyptens („Bronsåldern i Egypten“, Ymer, Stockholm 1888), die jüngste mit „Der Bronzezeit im Orient und in Griechenland“ (Arch. f. Anthr., XXI, 1892, S. 1—41). Die Existenz einer sehr lange dauernden ägyptischen Bronzezeit wird von Montelius mit aller Entschiedenheit behauptet. Bei der Bedeutung Aegyptens für die ältesten Culturstufen Europas liegt in dieser These eigentlich der Schlüssel für die Erklärung der ganzen paradoxen Erscheinung. Wenn sich die Aegypter so lange Zeit vom Eisen ferne hielten und der Bronze huldigten, die Erbauer der Pyramiden, die Schreiber der „steinernen Bücher“ — dann gibt es eigentlich an der nordischen Bronzezeit nicht mehr viel zu verwundern.

Ueber die nordische Bronzezeit schrieb Montelius die epochemachende Arbeit „Om tidbestämning inom bronsåldern med särskildt afseende pa Skandinavien“ mit einem französischen Resumé (Verhandl. d. königl. Akademie d. Gesch. u. Arch., Stockholm 1885), wodurch die Bronzezeit nicht in zwei Unterperioden, wie Worsaae wollte, sondern in deren sechs mit einer Dauer von je 100—150 Jahren und darüber zerlegt und von 1500—500 v. Chr. angesetzt wird. Die Anfangszahl 1500 ist nicht ohne Anfechtung geblieben; Voss z. B. hält selbst das Datum 1000 v. Chr. noch für zu hoch gegriffen. Montelius stützt sich bei dieser Arbeit vielfach blos auf das Zeugniss der Typen an sich, namentlich der Beilformen, welche gefährliche Methode von S. Müller als „schwedische Typologie“ bekämpft wurde.

Das eigentliche Angriffsobject für den erbittertsten Gegner des Dreiperiodensystems bildete eine Schrift von Dr. Hans Hildebrand, welcher 1879 seinem Vater in dem Amte eines schwedischen Reichsantiquars und Directors der Alterthümersammlung in Stockholm folgte. Die angefochtene Arbeit „Svenska folket under hednatiden“ erschien zuerst 1866 als Promotionsschrift, in zweiter Auflage auch deutsch von J. Mestorf unter dem Titel „Das heidnische Zeitalter in Schweden“, Hamburg 1873. Die Blösse, welche sie bietet, liegt in der Annahme mehrerer Völker, welche einander als Träger verschiedener Culturen auf dem Boden Schwedens gefolgt sein sollen. Hildebrand findet:

1. ein Steinzeitvolk, zwar nicht finnischen (wie man früher gemeint hat), aber auch nicht indogermanischen Stammes;
2. ein Bronzezeitvolk, wahrscheinlich indogermanischen Stammes;
3. zwei Eisenzeitvölker indogermanischen Stammes:
   *a*) die Götar (nicht Gothen),
   *b*) die Svear, von welchen die Götar verdrängt werden.

Diese Aufstellung nennt Hostmann ein ethnologisches Spectakelstück in drei Aufzügen. In der That sind alle ähnlichen Hypothesen rasch wieder von der Bildfläche verschwunden. Für Mecklenburg hatte Lisch eine Zeit lang zwischen dem vorgermanischen Volke der Steinzeit, dem germanischen der Bronzezeit und den Wenden der Eisenzeit unterscheiden wollen, aber diese Idee selbst aufgegeben. Für die Pfahlbau-Alter-

thümer der Schweiz wollte Fred. Troyon (Habitations lacustres des temps anciens et modernes, Lausanne 1860) eine ähnliche Betrachtung einführen, begegnete aber dem Widerspruche Ferd. Keller's im V. Pfahlbauberichte, Zürich 1863, S. 186.

Hildebrand's Mitwirkung am Ausbaue des Dreiperiodensystemes hat dagegen eine der werthvollsten Früchte getragen in der Arbeit: „Bidrag til spännets historia" (Antiqv. Tidskrift för Sverige 1872—1873). Die hohe Bedeutung dieser Arbeit für die Vorgeschichte ganz Europas liegt in der Unterscheidung der beiden grossen Gruppen des ersten Eisenalters, welche man seither als Hallstatt- und La Tène-Periode bezeichnet. Diese Gruppen wurden noch 1881 von Undset als topographische aufgefasst, bis man mehr und mehr erkannte, dass ihnen eine vorwiegend chronologische Bedeutung zukommt. In den letzten Jahren hat sich Hildebrand fast ausschliesslich mit Studien über die Kunst und Cultur Schwedens im Mittelalter befasst.

Dr. Ingvald Undset, Universitäts-Bibliothekar in Christiania, vertritt in glänzender Weise den Antheil Norwegens an der europäischen Urgeschichte. Wie Montelius und Müller ist er im Süden unseres Continentes ebenso zu Hause, wie in Mittel- und Nordeuropa, wozu ihn seine ausgedehnten Reisen und Musealstudien, namentlich aber sein mehrjähriger Aufenthalt in Italien befähigt haben. Er zeigte zunächst („Études sur l'âge de bronze de la Hongrie", Christiania 1880, I. Die Fibeln und die Schwerter) den Zusammenhang zwischen der Bronzezeit Mittel- und Nordeuropas, aber auf rein typologischem Wege, d. h. durch Betrachtung der Formen an sich, was zu irrigen Annahmen führte, welche Undset in einem Artikel der Zeitschrift „Vidar" 1888 zurücknahm. Die grösste Anerkennnng fand das grosse Werk: „Jernalderns begyndelse i Nordevropa", Christiania 1881 (deutsch von J. Mestorf, Hamburg 1882), eine gründliche Darstellung seiner Reisefrüchte, welche die Aufstellung zahlreicher Localgruppen enthält und ausserordentlichen Nutzen gestiftet hat. Der Anfang der Eisenzeit in Nordeuropa wird in das V. Jahrhundert v. Chr. gesetzt.

In die Jahre 1881—1884 fallen Undset's Reisen in Südeuropa, seine Studien der Beziehungen von Hallstatt und La Tène zu Italien, Italiens zu Griechenland und dem ferneren Orient. Ueber die erste Eisenzeit Italiens finden wir eine grundlegende Arbeit in den „Annali dell' Istituto di Corrispondenza archeologica", 1885, S. 1—104, über die vorrömische Metallzeit der Rheinlande eine solche in der „Westdeutschen Zeitschrift" 1886. Seit seinem Aufenthalte in Italien ist Undset leider erkrankt; doch lieferte er noch treffliche Aufsätze über südeuropäisches Material in der „Zeitschrift für Ethnologie" (seit 1889) und „Om den nordiske stenalders tvedeling" in den „Aarbögern" 1889 gegen Steenstrup's Zweifel an dieser Zweitheilung.

Da wir nur die Gipfelpunkte wissenschaftlicher Thätigkeit berühren können, reihen wir dieser Schule skandinavischer Baumeister nur noch zwei Namen an, welche anderen Ländern angehören, vor Allem den Namen Tischler's.

Dr. Otto Tischler (1843—1891), ursprünglich Geologe, wirkte als Bibliothekar und Museumsdirector der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft in Königsberg. Er ist für das Dreiperiodensystem in der Gedächtnissrede auf Worsaae 1886 mit aller Entschiedenheit eingetreten. Seine literarische Thätigkeit ist in lauter kleinen Arbeiten zersplittert, welche zum Theil von der höchsten Bedeutung sind. Tischler war ein ausgezeichneter Formenkenner und unermüdlich im Aufsuchen und Verfolgen leitender Typen. So erkannte er die Bedeutung des sogenannten „echten Schnur-Ornamentes" für die neolithische Periode, gewisser Beilformen für die Unterabtheilungen der Bronzezeit und namentlich der Fibel- und Schwert-Varietäten für die drei von ihm aufgestellten Stufen der La Tène-Periode („Ueber die Gliederung der La Tène-Periode und die Decoration der Eisenwaffen in dieser Zeit", Corresp.-Blatt d. Deutschen Anthr. Ges. 1885).

Die Bronzezeit zerlegte er in drei Stufen:

1. frühe Bronzezeit „Pile-Leubingen" (Pile bei Malmö, Schonen; Leubingen bei Erfurt, Grabhügel) um 1000 v. Chr., im Norden nur durch Depôtfunde vertreten;

2. hohe Bronzezeit „Peccátel": VIII. bis VII. Jahrhundert;

3. späte Bronzezeit (Uebergang zur Eisenzeit): V. Jahrhundert [1]).

Wir haben bisher keine Gelegenheit gehabt, von der paläolithischen Zeit als der ersten und längsten prähistorischen Culturperiode zu sprechen. Sie fehlt im Norden, dessen Eiswüsten dem diluvialen Menschen keinen Standort boten, und darf natürlich nicht mit der älteren Steinzeit Skandinaviens, jener Vorstufe der entwickelten neolithischen Periode, welche durch die Kjökkenmöddinge gekennzeichnet ist, verwechselt werden. Höchstens hätten wir anführen können, dass Japetus Steenstrup in Kopenhagen, der ja auch keine eigene Kjökkenmödding-Periode zugeben will, die Coexistenz des Menschen mit dem Mammuth, namentlich auf Grund autoptischer Untersuchung eines mährischen Fundplatzes in Abrede stellt („Mammuthjaeger-Stationen ved Předmost i Mähren", 1888; deutsch in diesen Mitth. XX, S. 1—31). In dieser Frage hat der greise Gelehrte wohl ganz Europa, namentlich aber das ganze westliche Europa gegen sich.

Indem wir den Namen Gabriel de Mortillet's, Professors an der École d'Anthropologie in Paris, aussprechen und seiner Werke „Musée préhistorique" und „Le préhistorique, antiquité de l'homme" gedenken, müssen wir als das Hauptverdienst dieses Gelehrten, wie überhaupt der meisten französischen Prähistoriker seit Boucher de Perthes, das eingehende Studium der paläolithischen Manufacturen in Frankreich hervorheben. Mortillet ist sehr stark im Schematisiren. Er hat für die Prähistorie ein Gerüste aufgebaut, das 240.000 Jahre seit dem ersten Auftreten des Menschen umfassen soll.

[1]) Eine Zusammenstellung der Bronzezeitstufen Tischler's mit denjenigen Montelius', Beltz' und Lissauer's hat Szombathy in diesen Mitth. XXII, S. 64 ff. gegeben.

Davon entfallen circa 222.000 Jahre auf die ältere Steinzeit mit ihren Unterstufen: Chélleen, Mousterien, Solutréen und Magdalenien. Die jüngere Steinzeit blieb anfangs ungeschieden als Robenhausien, neuerdings wurde sie von Salmon unter Billigung Mortillet's weiter zerlegt. Die Bronzezeit hat Mortillet 32 Jahre nach Worsaae, von dessen Arbeit er wohl keine Kenntniss hatte, in eine frühe (Morgien) und hohe (Larnandien) getheilt und erstere als „Époque du fondeur", letztere als „Époque du marteleur" aufgefasst. Es folgen Hallstattien, Marnien (La Tène), Lugdunien (gute Römerzeit), Champdolien (römische Verfallszeit) und Wabenien (Völkerwanderungszeit). Mortillet's System soll, natürlich nur in den älteren Stufen, womöglich für die ganze Erde gelten, hat aber in seinem originalen Theile, dem paläolithischen Capitel, sowohl in als ausserhalb Frankreichs starke Anfechtung erfahren. Das Uebrige ist eigentlich nur in der Namengebung theilweise neu. Es mag erwähnt werden, dass Alex. Bertrand, Director des Museums nationaler Alterthümer in Saint-Germain bei Paris, die Existenz einer reinen Bronzezeit, wie sie in Skandinavien und Irland geherrscht habe, für Frankreich und die Schweiz, dann auch für Griechenland und Italien leugnet und z. B. die jüngeren Schweizer Pfahlbauten mit ihren Massen reiner Bronzefunde nur als Handelsstationen fremder Metallwaaren-Importeure gelten lassen will.

## II. Kritik des Systems.

Doch es ist Zeit, zu den deutschen Angriffen auf das Dreiperiodensystem überzugehen. Die Skandinavier zeigen heute die Grossmuth der Sieger, welche gerne zugeben, dass der Kampf nicht ohne Nutzen gewesen sei. Im Jahre 1854 wählte die Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine eine Commission zur Prüfung der „dänischen Periodentheilung" und es ergab sich, dass diese fremde Eintheilung auf die heidnischen Gräberfunde in Deutschland keine Anwendung finden könne. Die Namen Derer, welche dieses Gutachten abgaben, sind heute in Deutschland grösstentheils verschollen. Unter ihnen befand sich jedoch Ludwig Lindenschmit, welcher den Kampf nicht bei der Kriegserklärung bewenden liess. Seine Gegenschriften erscheinen seit 1860 im „Archiv für Anthropologie" und in den von ihm herausgegebenen „Alterthümern unserer heidnischen Vorzeit". Man kann mit Hildebrand (in dessen „Bidrag til spännets historia") sagen, dass es ihm vor Allem an hinlänglicher Kenntniss des Systems gefehlt habe.

Seit 1864 nahmen die deutschen Angriffe den Charakter eines nationalen und politischen Streites an. Die Dänen wurden der Ueberhebung geziehen, von welcher nach dem Zeugnisse Tischler's in ihren Schriften keine Spur zu finden ist. Wer auf einem der damaligen Congresse prähistorischer Archäologen den Ausdruck „Bronzezeit" gebrauchte, musste sich wegen dieses „Skandinavismus" förmlich entschuldigen. Ein kürzlich verstorbener populärer Schriftsteller arbeitete ein in erster Auflage ganz vom Dreiperiodensystem getragenes Buch gründlich um, mit gänzlicher Ausmerzung der verpönten Lehre.

Der schärfste und kenntnissreichste Gegner des Systems war Christian Hostmann; seine Angriffe sind jedoch ebenso unglücklich als heftig. Die Form derselben ist geschmacklos und derb und sie erregen schon dadurch unseren Widerwillen, dass er die natürlichen Irrungen und Schwankungen, unter welchen sich der Fortschritt vollzog, nicht auf sich beruhen lässt, sondern mit Vorliebe hervorhebt und daraus seine gegen das System gerichteten Waffen schmiedet. In kleinlicher Polemik erhebt er sich nirgends zu einer höheren historischen Betrachtung des geistigen Processes, den er bekämpft.

Seine Hauptarbeit in diesem Streite betitelt sich: „Zur Geschichte und Kritik des nordischen Systemes der drei Culturperioden" und erschien zuerst im „Archiv für Anthropologie", III, 1875, dann 1876—1877 umgearbeitet in „Studien zur vorgeschichtliche Archäologie", mit einer Vorrede von L. Lindenschmit, Braunschweig 1890, S. 3—150. Die wichtigsten Thesen, welche er darin aufstellt und vertritt, sind folgende:

### 1. Ueber das sogenannte „Steinalter".

Das „Steinzeitvolk" Norddeutschlands und Dänemarks ist nach dem Zeugnisse der Gräberschädel als ein indogermanisches zu betrachten.

Es besass bereits das Eisen und verwendete es zur Herstellung der megalithischen Denkmäler (Kammergräber).

Die in den letzteren enthaltenen Steinsachen sind Reste eines eigenthümlichen Steincultus, welcher dem indogermanischen Urvolke schon vor seiner Zerstreuung eigen war. Diese Annahme, welche sich auf die abergläubische Verehrung der „Donnerkeile" etc. bei Indern, Griechen, Römern, Kelten, Germanen und Slaven stützt, wurde von deutschen und skandinavischen Gelehrten bereits vor 100 Jahren aufgestellt.

Somit gibt es keine factische Steinzeit.

Im Gräberritus herrschte nicht die Bestattung ganzer Leichen, sondern die Verbrennung, welche aber in der Regel nur eine theilweise war.

Die Steinkammern sind nicht immer Gräber, sondern oft Kenotaphien oder Asyle für abgeschiedene Geister. Diese Bauwerke sind vor Allem jung. Die Germanen besiedelten nicht vor dem VI. Jahrhundert v. Chr. Norddeutschland, und die megalithischen Denkmäler reichen etwa vom V. Jahrhundert vor bis in das V. Jahrhundert nach dem Beginne unserer Zeitrechnung.

### 2. Ueber das sogenannte Bronzealter.

Hier urtheilt Hostmann nicht originell, sondern auf Grund folgender Arbeiten: C. F. Wiberg, Einfluss der classischen Völker auf den Norden durch den Handelsverkehr, Hamburg 1867; Derselbe, Ueber den Einfluss der Etrusker und der Griechen auf die Bronzecultur (Archiv für Anthropologie, IV, 1870, S. 11 f.); H. Genthe, Ueber den etruskischen Tauschhandel nach dem Norden (neue Bearbeitung, Frankfurt 1874); L. Lindenschmit, Excurse (im II. Band der „Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit"). Er lehrt hier Folgendes:

Die schönen Bronzen des Nordens sind alle importirt, etwa seit 450 v. Chr. Die Spuren einheimischer Metallarbeit (Gussformen, Gusszapfen, Schmelztiegel u. s. w.) stammen von wandernden fremden Giessern, aber erst seit römischer Zeit. Daneben herrscht jedoch eine einheimische stabile Eisenschmiedekunst, welche nur nebenher ein wenig einfache Bronzetechnik übt. Die grossen Schallhörner, Schwerter, Dolche, Lanzenspitzen, Streitäxte, Hängegefässe u. s. w. sind südländische Fabrikate und gehören in den Bereich der classischen Archäologie. Die localen Verschiedenheiten erklären sich lediglich durch die Verschiedenheit des Exportfabriken, in welchen für die einzelnen Gebiete gearbeitet wurde, und die möglicherweise in derselben Gasse einer und derselben Stadt, aber in verschiedenen Häusern gelegen waren. Die Vermittlung geschah in der Regel durch den Tauschhandel, aber auch durch die „Beraubung eines (!) südlichen Heiligthumes", dessen Votivgaben später als „Sühnopfer" (!) unter erratischen Blöcken oder auf dem Grunde von Seen niedergelegt worden seien.

Der Ausgangspunkt des Nordhandels kann nicht näher bezeichnet werden! Doch denkt Hostmann wegen der Reise des Pytheas (um 335 v. Chr.) an Massilia und das nördliche Etrurien. Er erklärt es als das Ziel der Betrachtung des „nordischen Bronzereiches": „die fremden Culturkreise aufzusuchen, in deren Totalität jene Alterthümer sich naturgemäss einreihen lassen".

Durch die letztere Forderung richten sich Hostmann's Angriffe heute selbst, denn die „fremden Culturkreise", in welchen er die Heimat der nordischen Bronzen sucht, kennen wir jetzt; aber die Totalität jener Alterthümer lässt sich ihnen nicht einfügen. Das ist so wahr und ausgemacht, dass z. B. Montelius sich mit zwei Stück nordischer Bronzen, welche in Schweizer Pfahlbauten gefunden wurden, und Undset mit anderen solchen Stücken, die in Italien aufbewahrt werden, als mit auffallenden Erscheinungen beschäftigen konnte [1]). Es ist in ferner Vorzeit die Bronze als Material von Süd oder Südost nach Norden gekommen; es sind einzelne Stücke und mancherlei Formengut auf diesem Wege verbreitet worden; aber weiter war die Entwicklung im Norden eine selbstständige, und das technische, wie das ästhetische Können der einheimischen Arbeiter steht hoch über der Vorstellung, welche Hostmann von der Metallkunst dieser Barbaren hegt.

Aehnlich verhält es sich mit seinen Ansichten über die erste Eisenzeit, von welcher wir nur die Hypothesen, welche sich auf die erste Stufe der letzteren beziehen, als besonders charakteristisch hervorheben wollen. Es handelt sich um Torfmoorfunde aus der Zeit vom Beginne unserer Aera bis um 450 n. Chr. Nach Hostmann sind diese zahlreichen Gegenstände einstiger Besitz römischer, vielleicht unter Alexander Severus angeworbenen Auxiliartruppen, deren Spolien um 250 von den siegenden Barbaren in Seen versenkt worden seien. Er unterscheidet sogar Waffen aus römischen Staatswerkstätten, welche der schweren Reiterei, und einheimische Erzeugnisse, welche den leichten Fusstruppen angehört haben.

Hostmann ist ein typischer Vertreter jener Kurzsichtigen, welche den engeren Horizont geschichtlicher Zeiträume in der Prähistorie wiederfinden wollen und gewaltsam herbeiführen möchten, wo er eben fehlt. Ihre Anschauungen sind der Ausdruck des Unbehagens, welches ganze Generationen einer Uebergangszeit bei der Zumuthung empfinden: Archäologie ohne literarische Zeugnisse zu treiben, Denkmäler ohne Schriftquellen zu beurtheilen. Ihr Ziel ist, mehr oder minder bewusst, die Vernichtung der Prähistorie, welche sie am liebsten wieder eingraben möchten. Hostmann's Erklärungen zeugen von demselben Geiste, welcher die diluvialen Mammuthknochen für Reste der verendeten Elephanten Hannibal's oder später die Schweizer Pfahlbauten für Stationen südländischer Importhändler ausgab. In diesem Geiste wird auch die Besiedlung der norddeutschen Tiefebenen erst 1—2 Jahrhunderte vor Pytheas von Massilia zugelassen, als wenn dieses Ereigniss nur darum stattgefunden hätte, damit der Reisende aus dem Süden dort jenseits des Rheines die Teutonen antreffen könne.

Eine theilweise Entschuldigung für diesen Eigensinn erblicken wir in den Uebertreibungen, welche hin und wieder auf der Gegenseite begangen wurden. Ebenso unwissenschaftlich als der historisirende Rationalismus Hostmann's und Lindenschmit's ist die im Sinne mancher Naturforscher gelegene Erwartung, höhere, den bekannten historischen Culturstufen ebenbürtige Entwicklungsstadien der Menschheit in der Stille und Ferne abgelegener Welträume ausgeprägt zu finden, ohne dass wir auf anderem Wege, als durch den Spaten des Ausgräbers davon Kenntniss erhalten könnten.

Hostmann hat auch sprachwissenschaftliche Betrachtungen angestellt, um die Schrifttexte, welche für die Priorität der Bronze vor dem Eisen sprechen, zu entkräften oder in seinem Sinne zu deuten. So schreibt er über das homerische χάλκος und das sanskritische ayas, welche beide nicht nur Kupfer, sondern auch Stahl bedeuten sollen. Wir haben jene Schriftquellen nicht herangezogen, brauchen uns daher auch nicht mit diesen Deutungen zu befassen. Nur nebenher sei bemerkt, dass sie tendenziös und gewaltsam sind. Uebrigens liegen die Quellen der Wahrheit für die prähistorische Archäologie nicht in alten Dichtungen, sondern in den concreten Thatsachen, welche die Erde herausgibt.

Am Schlusse der Hostmann'schen „Studien" findet sich ein Aufsatz über „Die Metallarbeiten von Mykenä und ihre Bedeutung für die allgemeine Geschichte der Metallindustrie". Hostmann hat diese Bedeutung gründlich verkannt. Er behandelt jene Arbeiten als Beweis, dass die Schmiedekunst durchaus der ältere, die Giesskunst der jüngere Zweig der Metalltechnik sei; das sollen auch die Anfänge derselben bei den alten Mexikanern und Peruanern lehren. Wir haben keine Ursache, hierauf einzugehen, nachdem es durch Ausgrabungen tausendfach festgestellt ist, dass der europäische Mensch bei dem wirklichen Anfange seiner Bearbeitung

[1]) Montelius: Två nord. bronsålderssaker funna i Schweiz, Akad. månadsbl. Stockh. 1880, S. 141 ff.; Undset: Nordische Bronzen in Italien, Zeitschr. f. Ethn. XVIII, 1886, S. 1 und Taf. I, II.

der Metalle (den wir gewiss in Mykenä nicht suchen dürfen) überall zuerst das Giessen — natürlich nicht ohne eine gewisse Fertigkeit im Kaltschmieden — und dann erst das Treiben der Metalle geübt hat.

Der in Deutschland erhobene Widerspruch gegen das von Skandinaviern und Norddeutschen begründete Dreiperiodensystem ist demnach als überwunden anzusehen. Aber der Sieg ist doch noch lange kein vollständiger. Das System ist durch unanfechtbare Thatsachen gestützt, soweit die prähistorische Forschung den Boden, aus dem ihre Wissenquellen strömen, hinlänglich aufgelockert hat und die chronologische Schichtenfolge der ältesten culturgeschichtlichen Niederschläge auf unserem Erdball genauer kennt. Dass dieses besser erforschte Gebiet mit verschiedenen Graden der Sicherheit ganz Europa umspannt, kann nicht wohl in Zweifel gezogen werden. Mit geringerer, aber vorläufig genügender Zuverlässigkeit sind die Wege und Umstände ermittelt worden, auf und unter welchen der sichtbare Wechsel der Culturstufen sich vollzogen hat; doch bleibt hier im Einzelnen noch sehr viel aufzuklären und die Lösung der Hauptprobleme ist anerkanntermassen ausserhalb Europas zu suchen.

Ausserhalb Europas kennen wir grosse Gebiete, wie das der Südsee, wo der Mensch zum Theile in Folge der Beschaffenheit des Bodens nicht über die Steinzeit hinausgekommen, und wo auf diese letztere erst unter dem Einfluss der europäischen Entdecker, also unter unseren Augen, eine sehr junge Eisenzeit gefolgt ist. Dann zeigt uns die amerikanische Welt Länderräume, wo der Uebergang vom Stein zum Kupfer und zur Bronze sich eben vollzog, als die Europäer dazwischen traten und so hochstrebenden Entwicklungen, wie sie in Mexiko und Peru angebahnt erscheinen, ein Ende bereiteten. In der alten Welt ist das Negergebiet Afrikas grösstentheils von dem Reiche der drei Perioden auszuscheiden; denn dort hat sich in Folge günstiger Lagerung der Eisenschätze des Bodens auf der Basis der Steinzeit sofort eine primitive Eisenschmelz- und Eisenschmiedekunst entwickelt. Der Nordrand Afrikas bildet dagegen zusammen mit ganz Asien und Europa wahrscheinlich jene grosse, in ihrer Tendenz gleichsam um das Mittelmeer gelagerte Continentalmasse, welche als das Herrschgebiet der drei Perioden betrachtet werden darf. In diesem weiten Gebiete werden wir einmal, wenn die unmittelbare Bodenuntersuchung uns ihre letzten Aufschlüsse geboten hat, die reichsten Vermittlungen und die interessantesten Beziehungen im Sinne des Systems überblicken.

Für Europa ist namentlich Aegypten und Vorderasien von Wichtigkeit. Das Nilland und Babylonien sind die Länder einer langen Bronzecultur, in gewissem Sinne vielleicht die Mutterländer der europäischen Bronzezeit, während mit den Assyriern ein Eisenvolk von Norden nach Süden vorrückt. Aber das bedarf Alles noch sehr der Bestätigung. Europa selbst ist von der Forschung vorläufig länderweise zu behandeln, wie es auch der gegenwärtigen Organisation unserer Wissenschaft am besten entspricht. Er zerfällt ersichtlich in einzelne Gebiete, welche grösstentheils noch viel gründlicher studirt werden müssen, als es bisher geschehen ist. Die Skandinavier sind den meisten anderen Ländern in diesem Punkte voraus, darum konnten sie auch als die Ersten ihre Blicke auf das Ganze der Entwicklung werfen. Aber nothwendig scheitert die Beweisführung dort, wo ihr die positiven Grundlagen fehlen, oder sie verliert wenigstens ihren zwingenden Charakter, den ihr die Deutung einzelner, mehr oder weniger zufälliger Funde nicht ersetzen kann.

---

## Ausschuss-Sitzung am 11. April 1893.

Vorsitzender: Herr Hofrath Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl.

1. Als neue wirkliche Mitglieder werden aufgenommen:
Franz Storno jun., akademischer Maler in Oedenburg;
Direction des k. k. Staats-Gymnasiums in Oberhollabrunn;
Dr. Titus Ritter v. Alth, k. k. Director der Staats-Oberrealschule im XVIII. Bezirke in Wien;
Dr. Alois Freiherr v. Pražak, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath in Wien, und
Dr. Leopold Glück, Kreisarzt in Sarajevo.

2. Der Ausschuss beschliesst, das von Dr. R. F. Kaindl in Czernowitz im Verlage von A. Hölder erscheinende Werk über die Huzulen zu subventioniren. Mitgliedern der Gesellschaft ist das Recht eingeräumt, dieses Werk um 60% des Ladenpreises zu beziehen.

---

## Monats-Versammlung am 11. April 1893.

Vorsitzender: Herr Hofrath Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl.

1. Herr Universitäts-Professor Dr. **Rudolf Meringer** hält einen Vortrag

### Zur Geschichte des oberdeutschen Hauses.

Der Vortragende berichtet über die Ergebnisse seiner letzten Reise in Obersteiermark. Dieselbe zerfalle nach Haustypen und dem Hausgeräthe in zwei Theile, deren Grenze etwa bei Admont ist. Ein eigentlich „nordsteirisches“ Haus gibt es nicht. Es gäbe blos Variationen des zweizelligen (Stube, Küche) oder des drei- (Stube, Küche, Flur) und vierzelligen (Stube, Kammer, Küche, Flur) Hauses. Dazu treten gewisse locale Besonderheiten im Hausbau, dem Hausrathe und den dialektischen Bezeichnungen, von denen jedes einzelne Merkmal ein besonderes Verbreitungsgebiet hat. Mehrere solcher Gebiete gehen bei Admont ineinander über, weshalb man von einer sich hier vollziehenden Zweitheilung zu reden berechtigt ist.

Zur Geschichte des oberdeutschen Hauses bemerkt er Folgendes: Die einfachste Grundformel desselben sei das zweizellige Haus, das nur aus Stube und Küche besteht. Man werde wohl richtig urtheilen, wenn man vermuthet, dass daraus das dreizellige entstand, indem in der Küche der Herd abgetrennt wurde, und das vierzellige, indem man in der Stube vor der Bettstatt eine Wand zog.

Schwieriger sei es, zu einer annehmbaren Hypothese über die Entstehung des zweizelligen Hauses zu kommen, denn die älteste Form des oberdeutschen wird gerade so einzellig gewesen sein, wie die Sennhütte, das alte niedersächsische Haus und jedes primitive Haus schlechtweg. Es handle sich also um die Herkunft der Stube und ihre Angliederung an den Herdraum. Die Etymologie des Wortes beweise den engen Zusammenhang und die Verwandtschaft mit der Badestube, die Urform des oberdeutschen Hauses sei durch Angliederung der Badestube an den Herdraum entstanden. Zum behaglichen Wohnraume könne die angegliederte Badestube erst geworden sein, als der Ofen genügte. Die Geschichte des Ofens sei der wichtigste Theil der Geschichte der Stube. Der Kachelofen wäre erst für Wohnräume ausreichend gewesen. Er sei der Nachfolger des alten Steinmantelofens der Badestube, verbessert durch die auf antiker Töpferkunst und Architektur beruhende Fertigkeit, Gewölbe aus Gefässen herzustellen, verbessert auch durch das an das Hypocaustum der Römer erinnernde Princip der Erwärmung durch Speisung der Heizvorrichtung von aussen.

Es sei recht gut möglich, dass römische Bauweise in Süddeutschland eingedrungen und geübt worden sei, aber anzunehmen, dass der einfachste oberdeutsche Typus zweizelliger (Küche, Stube) oder dreizelliger Art (Küche, Stube, Flur) überhaupt und ausschliesslich römischer Herkunft sei, dazu fehle es an jeglicher ausreichenden Begründung.

2. Herr Ministerial-Vicesecretär **Victor Houdek** übersendet eine auszugsweise Uebersetzung seiner in der Zeitschrift „Český lid“, II. Jahrgang (1892—1893), veröffentlichten Abhandlung

## Der hannakische Bauerngrund.

Die im Herzen von Mähren liegende fruchtbare Hanna-Ebene trägt heute hinsichtlich der Wohnhäuser beinahe durchwegs einen modernen, internationalen Charakter zur Schau. Nur die alte Ortsanlage ist geblieben — alle alten hannakischen Dörfer sind Rundlinge —, aber an alten, typischen Häusern weist die Hanna nur mehr ganz vereinzelte Exemplare auf, so dass man heute fast nur von dem ehemaligen Typus des hannakischen Bauernhauses sprechen kann. Derselbe weicht in der oberen Hanna (bei Olmütz und Prossnitz) in einzelnen Dingen von dem südhannakischen Bauernhause (bei Kremsier und Holleschau) etwas ab. Das hauptsächlichste Unterscheidungsmerkmal bildet der massive Thürvorsprung („žudr“) in der oberen Hanna, der die ganze Breite des in alten Häusern sehr geräumigen Flurs einnimmt und auf den Dorfplatz sich mit einem breiten Rundbogen öffnet, dessen untere Partie mit einer Holzbrüstung beiderseits bis auf einen engen Durchgang in der Mitte verschalt ist. Hausvorsprünge sind zwar auch sonst in manchen Gegenden Mährens üblich (so auch in der südlichen Hanna und in der Slovakei), sie sind dort aber viel kleiner und tragen verschiedene Namen. Vor 50 Jahren war ein jedes Bauernhaus der oberen Hanna mit einem solchen Hausvorsprunge versehen, wie es noch die aus den Dreissiger-Jahren dieses Jahrhunderts stammenden Katastralmappen beweisen; heute kann man sie beinahe an den Fingern abzählen.

Das althannakische Bauernwohnhaus besteht aus zwei Theilen: Der eine ist stets mit einem Halbstock versehen und umfasst den Flur sammt dem Hausvorsprung und der seitwärts gelegenen Kammer, im Halbstock befinden sich die Oberkammern; der zweite Theil ist nur ebenerdig und besteht lediglich aus der Stube („izba“), neben der oft noch ein einfensteriges Stübchen liegt. Das Niveau dieses Theiles des Wohnhauses liegt um zwei Stufen höher als jenes des anderen Haustheiles. Nachdem auch der lichte Raum der Stuben beträchtlich höher ist als jener des Flurs und der Kammer, so wird der Unterschied zwischen der Höhe der Stubenmauern und jener des anderen Haustheiles trotz des auf diesem aufgebauten Halbstockes bis auf ein Geringes ausgeglichen; trotzdem merkt man diesen Unterschied auch von aussen, namentlich am Dachfirst, der eine gebrochene Linie beschreibt. Die ursprünglichen Strohdächer sind ausnahmsweise schon vor Zeiten dem Schindeldache gewichen.

Die Mauern des Stubentheiles sind von Holz, und zwar aus wagrecht gelegten, der Länge nach gespaltenen, roh behauenen Baumstämmen (daher „trhanice“ genannt, als wären die Stämme auseinandergerissen) gezimmert und mit eingerammten Holznägeln bespickt, damit der Lehmbewurf daran fester halte. Die Aussenwände sind in der Regel weiss getüncht; oft aber sind nur die Fenster weiss umrahmt, die sonstigen Flächen jedoch grau oder gelb angestrichen. In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts kamen eigenartige Stuccoverzierungen oberhalb der Fenster und Thüren in Uebung, die sich als ländliche Imitation der Barocke, vermischt mit volksthümlichen Ornamentmotiven, darstellen.

Auf der einen Seite vom Hausvorsprung befinden sich zwei, höchstens drei Stubenfenster, auf der anderen aber zwei winzige Kammerfensterchen im Parterre und ebensoviele im Halbstock, oft unsymmetrisch vertheilt. Ebensolche Fensterchen besitzt auch der Halbstock des Hausvorsprunges. Letzterer hat ein aus dem Hauptdache im rechten Winkel auslaufendes Querdach, das entweder mit einem Walm („svisle“) oder auch mit einem geschnitzten und bemalten Holzgiebel vorne abschliesst.

Der geräumige Hausvorsprung ist mit rings herumlaufenden gemauerten Sitzbänken versehen und sonst vollständig leer; es ist ein vor dem Unwetter sowie vor der Sonnengluth schützender halboffener Raum, ein Mittelding zwischen Flur und Laube.

Der Hausflur diente noch vor einigen Decennien zugleich als Herdraum; der Ofen und Backofen in der Stube wurden vom Flur aus geheizt; heute ist der Herd überall in die Küche — einen Zubau an der Hofseite hinter der Stube — verlegt. Die alten offenen Herde sind zumeist neueren Sparherden gewichen. Neben der Küche, hinter dem Flur, ist oft ein kleines quadratisches Vorhaus angebaut („podsiňka“, bei Olmütz

„přísanek“) zum Aufbewahren von Küchengeräthen, die in der Küche keinen Platz finden; hauptsächlich soll es jedoch die Küche vor dem directen Eindringen kalter Luft im Winter schützen. Aus demselben gelangt man auf den Hof; dieser bildet stets ein längliches Viereck, dessen Vorderseite das Wohnhaus, dessen Rückseite die Scheune oder ein Gartenzaun, und dessen eine Längsseite die Ställe bilden, wogegen die zweite Längsseite nie verbaut, sondern durch die Hintermauer der Ställe des Nachbars begrenzt war. Die Ställe schliessen sich an das Wohnhaus unmittelbar, in rechtem Winkel, an; ein durch das vorspringende Dach gedeckter, ehemals gegen den Hof zu ganz offener Gang („náspa“) führt zu den einzelnen Stallthüren. Nächst dem Hause liegt die Häcksel- und zugleich Knechteschlafkammer, die vom eigentlichen Pferdestall nur durch den Futtertrog getrennt ist. Sodann folgt ein kleinerer Pferdestall für Militärpferde in dem früher sehr häufigen Falle der Militäreinquartierung (daher auch in der südlichen Hanna „vojanka“ genannt), hierauf der Kuhstall und eine Futterkammer für die Kühe, schliesslich der Schweinestall und ein gegen den Hof zu offener Wagenschupfen, eventuell die Ausgedingerwohnung.

Das mächtige, mit Stroh gedeckte Walmdach der Scheune liegt auf 10 massiven Pfeilern aus Lehmziegeln, deren Zwischenräume mit gespaltenen Holzstämmen ausgefüllt sind. Links und rechts von der Tenne, die vorne und hinten mit grossen zweiflügeligen Thoren gesperrt wird, werden die Getreidegarben abgeladen. Diese durch Holzbrüstungen von der Tenne („mlat“, „mlatevňa“) getrennten Nebenräume heissen in der oberen Hanna „stodoly“ (d. i. Scheunen), in der unteren dagegen „přístodůlky“ (Scheunenzubau). Hinter der Scheune ist der Obstgarten; oft steht jedoch die Scheuer mitten im Garten oder, wenn dieser von einem fliessenden Wasser nicht begrenzt wird, an der äusseren Grenze des Gartens, so dass die langgezogenen, einen mehr oder weniger regelmässigen Kreis bildenden, aus Lehmklumpen gebauten und mit einem Miniaturstrohdache gedeckten Gartenmauern durch die Scheunen unterbrochen werden. In der südlichen Hanna, wo die Scheunen zumeist nur aus Holz bestehen, sind die Gärten mit aus Reisgeflecht bestehenden Zäunen umgeben. Die ganze hannakische Haus- und Hofanlage bildet in der Regel ein längliches Viereck, das sich an der Rückseite etwas verbreitert.

Das althannakische Wohnhaus macht mit seinem massiven Vorsprunge den Eindruck von Behaglichkeit und ist das Ebenbild des vierschrötigen, phlegmatischen Hannaken selbst. Der Verfasser kann der unbedingten Behauptung Meitzen's, dass in Mähren durchwegs der fränkische Typus des Hauses herrsche („Das deutsche Haus in seinen volksthümlichen Formen“, S. 14), nicht zustimmen; wird jedoch der Vorschlag Bancalari's („Ausland“, 1892, 532), statt „fränkisches Haus“ „Hoftypus“ zu sagen, acceptirt, dann fällt allerdings das althannakische Haus mit dem fränkischen zusammen, unterscheidet sich jedoch vom eigentlichen fränkischen Hause mindestens so, wie das friesische vom sächsichen. Hauptsächlich unterscheidet sich das hannakische vom fränkischen Hause dadurch, dass das erstere stets mit seiner Längsseite dem Dorfplatze zugekehrt ist, an seinen Schmalseiten keine Fenster hat, dagegen aber einen mächtigen Vorsprung in der Mitte der Vorderfront, und dass eine Längsseite des Hofes immer von Gebäuden ganz frei und nur von der Rückwand der Nachbarställe begrenzt ist.

Verfasser versucht sodann aus den Benennungen der einzelnen Haustheile und den geschichtlichen Nachrichten über dieselben ihr Alter und ihren nationalen Ursprung zu bestimmen.

Der Namen des Flurs „siň“, der bereits im Altslavischen vorkommt und mit dem lat. atrium sowie dem griech. μέλαθρον übereinstimmt, entspricht dem Aussehen dieses Raumes in alten Häusern, der fensterlos, daher dunkel ist; er ist der ehemalige Herdraum und ursprüngliche Kern der ganzen Hausanlage; erst mit der Zeit wurde ein Wohnraum daneben („světnice“ = „světlice“, d. i. lichte Stube a contr. des dunkeln fensterlosen Flurs) mit zwei Fenstern („okno“, gewissermassen das „Auge des Hauses“) zugebaut. Ob das Wort „světnice“ durch „izba“ (Stube) verdrängt wurde oder ob „izba“ älter ist, wird dahingestellt gelassen. Bemerkenswerth ist, dass das kleinere Stübchen, das vielleicht erst im Laufe des vorigen Jahrhunderts angebaut wurde, nicht „izbička“, sondern „světnička“ heisst.

Welches Alter dem Hausvorsprunge beizumessen wäre, kann allerdings nicht mit Bestimmtheit entschieden werden. Denkt man sich den Kern des Hauses — den Flur — mit dem Hausvorsprung allein, so bekommt man den Grundriss des altgriechischen Hauses, mit dem auch das nordische in seiner Uranlage übereinstimmt. Der nächste Vertreter des nordischen Typus — das polnische Haus — ist allerdings ziemlich entlegen. Gegen die nordische Abkunft des althannakischen Hauses spricht aber auch der bisher dunkle Namen des Hausvorsprunges „žudr“ selbst. Dieses Wort, welches in der mährischen Slovakei „žoudro“ und auch „žoldr“ lautet, war in dieser letzteren Form bereits im XV. Jahrhundert in Mähren bekannt („Liber informationum et sententiarum“ des Brünner Stadtrathes an den Ungarisch-Hradischer Stadtrath von 1447—1509) und ist identisch mit dem niederländischen „zolder“ und mit dem „Söller“ (auch „Sölder“) der Alpenländer, der vom lateinischen „solarium“ abstammt. Dass dieser mährische Söller schon im XV. Jahrhundert mit einer Oberkammer versehen war, bezeugt eine Stelle in den citirten Schöffensprüchen.

Die Beheizung des Wohnzimmers wurde — wie gesagt — bis vor Kurzem vom Flur aus bewerkstelligt; erst in den letzten Decennien wurde der Herd in einen Anbau an die Rückwand der Stube verlegt („kuchyně“, aus dem deutschen „Küche“). Der Herd („ohnisko“) hat beinahe durchwegs slavische Namen: „čelesno“ (die in den Backofen führende Oeffnung, in der südlichen Hanna „čelustě“ = Kinnbacken), „sopouch“ (Luftzugloch), „peklo“ (Aschengrube), ebenso „pec“ (Backofen); dagegen ist der Ofen „kamna“ und „komín“ (Schlot) fremden Ursprunges.

Die Benennung des Daches in seiner Gesammtheit („střecha“) und seiner Theile („svisle“ = Walm, von „svislý“ herabhängend, „kalenice“ = First, weil die Strohbüschel am First mit Koth = „kal“ beschmiert wurden, „zástřeší“ = Dachtraufe u. s. w.) sowie des Dachbodens („hůra“, etwa so viel wie das alpenländische „Obenauf“) sind slavisch; dagegen heisst das Strohdach „doch“, die Strohbüschel „došky“.

Während die Kammer „komora“ heisst, besitzt der neuere Vorflur („podsíňka“, „přísanek“) einen heimischen Namen; ebenso der Gang vor den Ställen („náspa“, von „nasypati“ = aufschütten). Es ist eine offene Frage, ob der deutsche Name für den Pferdestall („maštal“) nicht etwa einen älteren heimischen verdrängt habe. Originell ist der Name der Häckselkammer: in der oberen Hanna „přikladník“ (wahrscheinlich von „přikládati“, also vom Vorlegen des Futters den Pferden), in der südlichen „řízňa“ von „řezati“ schneiden; ebenso ursprünglich ist „chlév“ (Kuhstall), „kůlňa“ (Schupfen, von „kůl“ = Pfahl).

Die slavische Benennung der Scheune „stodola“ wird gewöhnlich von „Stadel“ abgeleitet. Durch dieses Wort wurde die altslavische Bezeichnung der Scheune beziehungsweise Tenne („humno“) verdrängt; die heutige Bedeutung dieses Wortes ist etwas unbestimmt, indem man darunter Scheune, aber auch den Garten sammt der Scheune versteht. Alle Bestandtheile der Scheune haben bis in die kleinsten Details slavische Benennungen. Der Name der Holzbrüstung zwischen der Tenne und deren Nebenräumen „oploty“, von „oplétati“ = flechten, deutet darauf hin, dass ehemals diese Brüstungen aus Reisig bestanden.

Verfasser gelangt zu dem Schlusse, dass am althannakischen Bauernhause unbedingt fremden, und zwar romanisch-deutschen Ursprunges sind: Der Hausvorsprung, die Kammern, die Küche; einige andere Hausbestandtheile sind entweder nur zum Theile fremden oder aber wenigstens zweifelhaften Ursprunges (Stube, Scheune); bei einer Reihe von Hausbestandtheilen schliesslich ist der heimische Ursprung unzweifelhaft, so beim Flur und Vorflur, Dachboden, Kuhstall, Häckselkammer, Schupfen u. s. w.

Nimmt man an, dass der Hausvorsprung älter als die Stube ist, so müsste die Längsachse des althannakischen Hauses ursprünglich quer auf der heutigen gelegen sein, und erst durch den Zubau von Stube und Kammer, rechts und links vom Flur, müsste sich der Hauptfirst um 90 Grad gedreht haben. Aus der einheitlichen, concentrischen Anlage der Runddörfer schliesst Verfasser, dass diese Wandlung respective Ausgestaltung des althannakischen Hauses schon zur Zeit der Gründung der hannakischen Dörfer mit runder Ortsanlage, vor sich gegangen sein musste, da sonst — wie bei den Deutschen — nicht Rundlinge, sondern wahrscheinlich gassen- oder haufenförmige Dörfer entstanden wären. Die Zeit, aus welcher die Rundlinge stammen, schliesst jedoch mit dem XI. bis XII. Jahrhundert ab, weil zu jener Zeit das deutsche Recht die altslavische Hauscommunion und hiemit auch die durch dieselbe bedingte altslavische Form der Ortsanlage verdrängte.

3. Für die Bibliothek sind als Geschenke eingelaufen:

Houdek, V.: Hanácký grunt. Zvláštní otisk z českého lidu, II., čís. 2. a 3. V Praze 1893. 26 S.

Koudelka, Florian: Krajinská národopisná výstavka ve Vyškově r. 1892. Ve Vyškově 1893. 34 S.

Przybysławski, Władisław: Skarb bronzowy znaleziony na prawym brzegu Dniestru pod Unizem z 11 rycinam w tekscie. Odbitka z „Teki Konserwatorskiej“. We Lwowie 1892. 12 S.

Kollmann, Dr. J.: Die Menschenrassen Europas und die Frage nach der Herkunft der Arier. [Separat-Abdruck aus dem Correspondenz-Blatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft 1892. Nr. 10. S. 102—106.]

Kollmann, M. S.: Les races humaines de l'Europe et la question arienne. [Congrès international d'Archéologie préhistor. et d'Anthropol. Moscou 1892. S. 249—262.]

Budapest: Épitészeti szemle havi szaklap. Szerkeszti Bobula János. II. Evfolyam. 1. Füzet. Budapest 1893. 28 S.

Battle Creek: The bacteriological world and Modern Medicine. Bulletin of The Laboratory of Hygiene, Sanitarium, Battle Creek, Mich. Vol. 1. No. 9. S. 291—322.

Truhelka, Dr. Ćiro: Prilozi rimskoj arheologiji Bosne i Hercegovine. Separatni otisak iz „Glasnika zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini“. Godina 1892. Knjiga IV. Sarajevo 1892. 26 S. Mit 7 Tafeln.

Truhelka, Dr. Ćiro: Arheološko ispitivanje jajačkog grada i najbliže okoline. Separatni otisak iz „Glasnika zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini. Godina 1892. Knjiga IV. Sarajevo 1892. 6 S.

Ernst, A.: Notes on some Stone-Yokes from Mexico. [Separat-Abdruck aus „Internationales Archiv für Ethnographie“. Bd. V. 1892.] 6 S. Mit 1 Tafel.

Lisboa: Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. Fundada em 1875. 11ª Serie. Nr. 3, 4, 5. S. 165—370. Mit 2 Tafeln. Liboa 1892.

Schurtz, Dr. Heinrich: Katechismus der Völkerkunde. Mit 67 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig 1893. XIV + 370 S.

Figueiredo, Candido de: A penalidade na India segundo o Codigo de Manu. Memoria apresentada à 10ª sessão do Congresso internacional dos Orientalistas. Lisboa 1892. 20 S.

Costa, C. R. da: Les communautés des villages à Goa. Mémoire présenté à la 10e session du Congrès international des Orientalistes. Lisbonne 1892. 34 S.

Cordeiro, Luciano: Diogo d'Azambuja. [Descobertas e descobridores.] Memoria apresentada à 10ª sessão do Congresso internacional dos Orientalistas. Lisboa 1892. 86 S.

Assis Clemente, F. d': Le droit Vatoua. Mémoire présenté à la 10e session du Congrès international des Orientalistes. Lisbonne 1892. 14 S.

Vasconcellos-Abreu, G. de: La responsabilité qui revient au Portugal dans la convocation du Xème Congrès des Orientalistes. Lisbonne 1892. II + 48 S.

Vasconcellos-Abreu, G. de: Passos dos Lusíadas. Estudados à luz da mitolojía e do orientalismo. Memoria apresentada à X sessão do Congresso internacional dos Orientalistas. Mit 2 Tafeln. Lisboa 1892. VI + VIII + 88 S.

Godin, O. L.: Princes et princesses de la famille royale de Portugal ayant par leurs alliances régné sur la Flandre. Rapports entre la Frandre et le Portugal de 1094 à 1682. Mémoire présenté à la 10ème session du Congrès international des Orientalistes. Lisbonne 1892. IV + 48 S.

Cordeiro, Luciano: Diogo Cão. [Descobertas e descobridores.] Memoria apresentada à 10ª sessão do Congresso internacional dos Orientalistas. Mit 12 Tafeln. Lisboa 1892. 80 S.

Leite de Vasconcellos, J.: Sur les amulettes Portugaises. Résumé d'un mémoire destiné à la 10ème session du Congrès international des Orientalistes. Lisbonne 1892. 12 S.

Vianna, A. R. Gonçalves: Deux faits de Phonologie historique Portugaise. Mémoire présenté à la 10ème session du Congrès international des Orientalistes. Lisbonne 1892. 12 S.

Leite de Vasconcellos, J.: Sur le dialecte Portugais de Macao. Exposé d'un mémoire destiné à la 10ème session du Congrès international des Orientalistes. Lisbonne 1892. 10 S.

Mendes, A. Lopes: O Oriente e a America. Apontamentos sobre os usos e costumes dos Povos da India Portugueza comparados com os do Brazil. Memoria apresentada à X sessão do Congresso internacional dos Orientalistas. Lisboa 1892. VIII + 128 S.

Kristoffer, Fabricius Adam: La première invasion des Normandes dans l'Espagne musulmane en 844. Mémoire destiné à la 10ème session du Congrès international des Orientalistes. Lisbonne 1892. 22 S.

Leite de Vasconcellos, J.: Sur les religions de la Lusitanie. Abrégé d'un mémoire destiné à la 10ème session du Congrès international des Orientalistes. Lisbonne 1892. 10 S.

Paiva e Pona, A. P. de: Dos primeiros trabalhos dos Portuguezes no Monomotapa. O Padre D. Gonçalo da Silveira, 1560. Memoria apresentada à 10ª sessão do Congresso internacional dos Orientalistas. Lisboa 1892. 102 S.

Kristoffer, Fabricius Adam: La connaissance de la péninsule Espagnole par les hommes du Nord. Mémoire destiné à la 10ème session du Congrès international des Orientalistes. Lisbonne 1892. 12 S.

Abel, Dr. Charles: L'affinité étymologique des langues égyptienne et Indo-européennes. Mémoire destiné à la 10ème session du Congrès international des Orientalistes. Lisbonne 1892. 30 S.

Cinatti, Demetrio: Autoplastia. Transformação do homem em animal estiolamento e atrophia humana, casos de teratologia pelo Dr. Macgowan. [Sociologia chinesa.] Nota destinada à X sessão do Congresso internacional dos Orientalistas. Lisboa 1892. 10 S.

Cinatti, Demetrio: O homem como medicamento. Superstições medicas e religiosas que victimam o homem affinidade d'estas crenças com as crises anti-europeias de 1891 pelo Dr. Macgowan. [Sociologia chinesa.] Nota destinada a X sessão do Congresso internacional dos Orientalistas. Lisboa 1892. 18 S.

Vianna, A. R. Gonçalves: Simplification possible de la composition en caractères arabes. Mémoire présenté à la 10ème session du Congrès international des Orientalistes. Lisbonne 1892. 8 S.

Mac Ritchie, David: The Aïnos. With 19 Plates and 12 Textillustrations. [Supplement zu Band IV des Internationalen Archivs für Ethnographie.] XIV + 72 S. Leiden 1892.

Kiel: Die Heimat. Monatsschrift des Vereines zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck. I. und II. Jahrgang. Kiel 1891 und 1892. IV + 252 + 10 + IV + 268 + 24 S. [Geschenk des Naturwissenschaftlichen Vereines für Schleswig-Holstein in Kiel.]

Jentzsch, Dr. Alfred: Führer durch die geologischen Sammlungen des Provincialmuseums der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg. Mit 75 Textabbildungen und zwei Tabellen, enthaltend eine Uebersicht der Geologie Ost- und Westpreussens. Königsberg i. Pr. 1892. 106 S.

Tomaschek, Wilhelm: Die alten Thraker. Eine ethnologische Untersuchung. I. Uebersicht der Stämme. Wien 1893. II + 130 S.

Steenstrup, J. Japetus S.: Yak-Lungta-Bracteaterne, Archaeologernes „nordiske Gruppe af Guldbracteater" fra den aeldre Jernalder, betragtede som saeregne Minder om en Kultur-Forbindelse imellem Høj-Asiens og det Skandinaviske Nordens Folkefaerd i tidlige Aarhundreder af vor Tidsregning, naermest i Folkevandringstiden. Med 4 Dobbelt-Tavler, I—IV, 3 Enkelt-Tavler, A-C, og mange i Texten indtrykte Figurer. [Vidensk. Selsk., 6. Raekke, historisk og philosophisk Afd. I. 2.] Kjøbenhavn 1893. IV + 140 S.

Koehler, Dr. K. und Erzepki, Dr. B.: Album der im Museum der Posener Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften aufbewahrten prähistorischen Denkmäler des Grossherzogthums Posen. Heft I. Mit 20 Tafeln. Posen 1893. IV + 18 S.

Nicolaysen, N.: Om Ruinerne paa Selje. Med titelbillede og 7 plancher. Udgivet af Foreningen til Norske fortidsmindesmærkers bevaring. Kristiania 1892. II + 8 S.

Zograff, N.: Les types anthropologiques des Grands-Russes des gouvernements du centre de la Russie. [Trudi otdjäla antropologii der kais. Gesellsch. der Freunde der Naturkunde, Anthropologie und Ethnographie, Tom XV.] Moskau 1892. VI + IV + 178 S. Mit 31 Tabellen, 16 Karten und 32 Tafeln. Sammt franz. Resumé. 24 S.

Baye, Baron de: Souvenir du Congrès international d'Anthropologie et d'Archéologie préhistoriques. XIe session. Moscou 1892. I. Allocution prononcée à la séance du 12 août. II. La sculpture en France à l'âge de la pierre. (Séance du 14 août.) III. Origine orientale de l'Orfévrerie cloisonnée. (Séance du 20 août.) Paris 1893. 46 S.

Mortillet, M. Adrien de: Rapport sur les monuments mégalithiques de la Corse. [Extrait des Nouvelles archives des Missions scientifiques et littéraires 1893.] Paris 1893. 36 S. Mit 6 Tafeln.

Lissauer: Ueber einige westpreussische Bronzeringe und deren Verbreitung. [Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 15. October 1892. S. 469—476.] Mit 1 Tafel.

Lissauer: Rudolf Virchow. Crania ethnica Americana. Sammlung auserlesener amerikanischer Schädeltypen. Mit 26 Tafeln und 29 Text-Illustrationen. Ein Band Folio cart. Berlin 1892. A. Asher & Co. Zur Erinnerung an Columbus und die Entdeckung Amerikas. [Zeitschrift für Ethnologie 1892. S. 241—244.]

Danielli, Dott. Jacopo: Studio sui crani Bengalesi con appunti d'Etnologia indiana. Firenze 1893. VI + 129 S. Mit 1 Tafel.

Kříž, Dr. Martin: Die Höhlen in den mährischen Devonkalken und ihre Vorzeit. [Separat-Abdruck aus dem Jahrbuche der k. k. geolog. Reichsanstalt 1892, Bd. 42, Heft 3.] Mit 3 lithogr. Tafeln. Wien 1893. 164 S.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Redactions-Comité: **Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann, A. Weisbach und J. N. Woldřich.**
Redactions-Beirath: **M. Much und E. Zuckerkandl.**
Redacteur: **Franz Heger.**

# MITTHEILUNGEN

der

# Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XXIII. Der neuen Folge XIII. Band.)

**Nr. 3 u. 4. Mai—December. Sitzungsberichte. 1893.**



INHALT: **Monats-Versammlung am 9. Mai 1893.** 1. Heger, Aderlassgeräthe bei Indianern und Papuas; S. [83]. — 2. Hein, Dajak-Objecte und Werk von de Clercq-Schmeltz über Neu-Guinea; S. [87].

**Ausschuss-Sitzung am 20. Mai 1893.** 1. Versammlung in Innsbruck 1894; S. [87]. — 2. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [87]. — 3. Neuer Schriftentausch; S. [88].

**Ausflug nach Fischau und auf die Malleiten bei Wiener-Neustadt.** Bericht von J. Szombathy; S. [88].

**Ausschuss-Sitzung am 14. November 1893.** 1. Weisbach, Woldřich; S. [90]. — 2. Versammlung in Innsbruck 1894; S. [90]. — 3. Arbeiten im Sommer 1893; S. [90]. — 4. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [90].

**Monats-Versammlung am 14. November 1893.** 1. Szombathy, Recognoscirungstour durch die Bukowina; S. [90]. — 2. Hein, Ethnographische Ausstellungen in Mähren 1893; S. [91]. — 3. Schulz, Gräberfeld in Podbaba; S. [91]. — 4. Halaváts, Paläolithischer Fund von Miskolcz; S. [92]. — 5. Zwirner, Prähistorische Funde in Retz; S. [93]. — 6. Matiegka, Böhmische Schädel aus dem XVI. Jahrhundert; S. [93]. — 7. Lissauer, Zwei neue Funde von Hallstatt; S. [94]. — 8. Brincker, Ueber den Gottesbegriff der Bantu-Neger; S. [96]. — 9. Benedikt, Ein Fellah-Gehirn; S. [99].

**Monats-Versammlung am 12. December 1893.** 1. Much, Prähistorische Wandtafel; S. [102]. — 2. Meringer, Eigl's Werk über das Salzburger Gebirgshaus; S. [102]. — 3. Hein, Kaindl's Werk: Die Huzulen; S. [104]. — 4. Weinzierl, Ein prähistorischer Töpferofen; S. [104]. — 5. Fischer, Neolithische Funde in Schönbühl; S. [106]. — 6. Plischke, Ethnographische Ausstellung in Prag 1895; S. [108]. — 7. Geschenke für die Bibliothek; S. [110].

**Verzeichniss der Tauschschriften;** S. [112].

**Ingwald Undset;** S. [113].


## Monats-Versammlung am 9. Mai 1893.

1. Herr Custos **Franz Heger** hält einen Vortrag über

### Aderlassgeräthe bei Indianern und Papuas[1]).

(Mit 2 Text-Illustrationen.)

In der Völkerkunde finden wir oft eine vollkommene Analogie zwischen verschiedenen Gebrauchsgegenständen in Bezug auf deren Form und Anwendung bei Völkern, bei denen durch die Lage ihrer Wohnsitze an ein gegenseitiges Entlehnen oder Ueberkommen von einem gemeinsamen Ausgangspunkte nicht gedacht werden kann.

Oft haben solche Analogien ihre Ursache in den gleichen Grundbedingungen und erscheint daher deren Vorkommen an räumlich sehr weit von einander getrennten Punkten der Erdoberfläche begreiflich und die Annahme mehrerer Entstehungspunkte zulässig. Mitunter betrifft das aber Geräthe und Vorrichtungen, deren Entstehung an verschiedenen Punkten nicht so einfach aus sich selbst heraus erklärlich ist. Schliesst nun die räumliche Verbreitung derselben die Annahme eines Entlehnens oder Uebertragens so ziemlich aus, so stehen wir vor einem kleinen Räthsel, deren uns ja die Völkerkunde so manche bietet. Es bleibt nur dann einfach übrig — an einen Zufall zu denken, wie er ja oft so merkwürdig spielt, oder manche dieser räthselhaften Analogien aus der bis zu einem gewissen Grade gleichen psychischen Grundanlage der Species homo zu erklären.

In neuerer Zeit macht sich jedoch hier das Bestreben geltend, noch einen Schritt weiter zu gehen und selbst den einzelnen Rassen verschiedene, ihnen specifisch eigenthümliche psychische Grundanlagen zu vindiciren, auf Basis welcher man die Aehnlichkeit gewisser Sitten wie Geräthe und Einrichtungen bei einer Rasse, ohne Zuhilfenahme einer Entlehnung als Erklärungsgrund zu beweisen sucht. Diese Idee, welche meines Wissens zuerst von Friedrich Ratzel[1]), wenn auch nicht streng formulirt, ausgesprochen wurde, fand verschiedenenorts Anklang, ohne dass man sich jedoch Rechenschaft über die Tragweite derselben gegeben hätte. Sie hat auch auf den ersten Blick etwas Verführerisches; sie klingt so einfach und plausibel, dass sie so recht geeignet ist, rasch in weite Kreise zu dringen und dort einfach nachgebetet zu werden. Es ist daher wohl an der Zeit, dieselbe etwas zu prüfen, und das geschieht am besten, wenn man Gründe anführt, welche gegen sie zu sprechen scheinen. Es ist nicht meine Absicht, den Gegenstand in seiner vollen Breite und Tiefe anzufassen; es soll hier nur gleichsam eine Anregung zur Discussion dieser interessanten Frage gegeben werden.

Der Kernpunkt der ganzen Frage liegt wieder darin, ob es nach dem heutigen Stande der Forschung zulässig ist, reine Rassenfragen mit Culturfragen zu verquicken, respective beide von einander abhängig zu machen. Es stellt sich daher die Frage so: Hat die von einander unabhängige Erfindung gleicher oder ähnlicher Geräthe und, wenn wir die Frage auf das geistige Gebiet ausdehnen, das Vorkommen gleicher Ideen und Vorstellungen auch einen Grund in der Rasseneinheit oder nicht? Es sind hier nur solche Erfindungen gemeint, die nicht so einfach sind, dass sie gewissermassen die Grundlage des Culturfortschrittes aller Völker bilden und aus der allen Menschen gemein-

[1]) Dieser Vortrag wurde später etwas erweitert und ergänzt.

[1]) Siehe dessen Arbeit: Die afrikanischen Bögen etc., im XIII. Bande der „Abhandlungen der philologisch-historischen Classe der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften", 1891, S. 336 [46].

samen geistigen Grundanlage von selbst hervorgehen. Um einige Beispiele anzuführen, nenne ich hier zum Beispiel den Gebrauch von Bogen und Pfeil überhaupt, die Kunst des Feuermachens, die Töpferei, das Fangen der Fische mit Netzen, die Verwendung und Verarbeitung von passenden Steinen zu Werkzeugen, den Ahnencultus und Geisterglauben etc. etc. Es wären dies alles Bestandtheile einer primären Culturschichte, deren genaue Feststellung und Umgrenzung sich freilich nicht mit voller Exactheit durchführen lässt. Dann kommen Erfindungen und Ideen, welche nicht mehr so einfach sind und deren Ursprung wahrscheinlich von einem Punkte ausging. Beispielsweise führe ich hier die Heilighaltung gewisser Zahlen (drei und sieben), ferner alle Religionsschöpfungen, zahllose Geräthe und Formen derselben an. Es wäre das als eine secundäre Culturschichte aufzufassen, welche die primäre oft überdeckt, ja mitunter zeitweilig ganz verdrängt hat.

Es wird eine der Hauptaufgaben unserer Wissenschaft sein, auf das Genaueste immer zu untersuchen, was dieser primären und was der secundären Schichte angehört. In vortrefflicher Weise hat ja Baron von Andrian diese Methode inaugurirt[1]), und sie müssen wir in Zukunft weiter verfolgen und nach derselben arbeiten. Erst dann bekommt das Vergleichen gleicher oder verwandter Ideen und Erfindungen einen richtigen wissenschaftlichen Werth.

Kommt jetzt dazu ein neuer Factor, nämlich die Rassenfrage, so wird die Sache schon weit complicirter. Es lässt sich nicht leugnen, dass gewisse Völker und Völkercomplexe Fähigkeiten besitzen, welche den anderen entweder ganz abgehen oder doch bei ihnen in viel geringerem Maasse entwickelt sind. Der Sinn für Ornamentik ist bei vielen Völkern geradezu bewunderungswerth; anderen dagegen mangelt derselbe zum Theil vollständig. Dagegen ist wieder mitunter der bildnerische Sinn bei manchen Völkern mehr entwickelt, als bei anderen. Die Ursachen hiefür jedoch in Rassenverschiedenheiten zu suchen, wurde bisher noch nicht versucht. Es ist daher nothwendig, die eingangs erwähnten Bestrebungen genau auf ihre Stichhältigkeit zu prüfen, und da kann nicht sorgfältig und kritisch genug vorgegangen werden.

Um die vorhin berührten Fragen ganz präcise zu fassen, ist es nothwendig, hier auf die betreffenden Stellen der eingangs citirten Arbeit Ratzel's näher einzugehen. Es heisst dort bei Gelegenheit gewisser auffallender Analogien zwischen den Bögen einiger Congovölker sowie von Papuas auf Neu-Guinea auf S. 333 [43] f. wie folgt: „Am weitesten treten diese asiatischen Anklänge in den Formen des südlichen Congobeckens zurück, die wir als Kassaiformen bezeichnet haben, aber dafür zeigen sich hier Spuren einer viel weiter reichenden Verwandtschaft. Wir glauben, dass wir in ihnen zunächst ältere Formen vor uns haben. Sind doch die Bögen des Süd-Congobeckens, besonders die Kassaiform, schon durch die Gestalt und Lage ihres Verbreitungsgebietes als eingeengte, zurückgedrängte gekennzeichnet. Dieses Gebiet ist von der Küste abgeschnitten oder berührt sie höchstens nur noch an einer engen Stelle, und wenn es auch, entsprechend der regen Kunstthätigkeit der Stämme am Kassai und Lulua, eine hübsche Anzahl von verschiedenen Formen geliefert hat, stehen die letzteren doch wesentlich allein."

„Die Aehnlichkeit dieser Kassaiform mit einer der beiden Neu-Guineaformen muss jedem Beobachter sich aufdrängen. Ich suchte sie zuerst als eine äusserliche abzulehnen, doch kann es bei reiflicher Erwägung dabei nicht bleiben. Es ist etwas Tieferes in dieser so auffallenden Aehnlichkeit, die nicht blos auf Einem Grunde ruht, und eine genauere Prüfung kann nicht umgangen werden."

Auf S. 445 [45] f. heisst es dann weiter:

„Während im Allgemeinen südasiatische Anklänge in der Ethnographie der afrikanischen Neger nicht mehr in Erstaunen setzen, da für drei so grosse Gebiete, wie Ackerbau, Viehzucht und Eisenbearbeitung, die Gemeinsamkeit der Grundlagen diesseits und jenseits des Indischen Oceans feststeht, ist man natürlich weniger geneigt, diese östlichen Beziehungen bis nach Neu-Guinea auszudehnen, wiewohl diese grosse Insel durch die indochinesische Kette doppelt mit dem asiatischen Festlande verbunden ist und es in ihrer Ethnographie trotz der Kluft zwischen den Steinländern, zu denen sie gehört, und den gleich westlich davon beginnenden Eisenländern nicht an asiatischen Spuren fehlt. Man würde diesen Spuren wohl längst ernstere Beachtung geschenkt haben, wenn das mehr gewürdigt worden wäre, was Neu-Guinea und zugleich das ganze melanesische Gebiet so eng an Afrika bindet: die Gemeinsamkeit der Rasse. Wir sind heute weniger geneigt, eine scharfe Sonderung zwischen West- und Ostnegern, Afrikanern und Melanesiern anzunehmen, als vor zwanzig Jahren. Die eingehenderen Untersuchungen haben keine Kluft im Körperbau dieser Völker nachgewiesen; es gibt Neu-Guineer und Neu-Mecklenburger, welche mit Congonegern zu verwechseln wären, und nicht blos äusserlich, sondern im Knochengerüste. Wir haben hier wesentlich Eine Rasse auf beiden Flügeln des Indischen Oceans in Ländern, deren abgekehrte Gestade der Stille und der Atlantische Ocean bespülen. In die Lücke zwischen diesen Wohngebieten der West- und Ostneger fallen die negroiden Inselbewohner Madagascars, der Andamanen, der Philippinen und jene in der Vermischung nur noch unsicher erkennbaren Reste auf Ceylon und in Indien. Auf solcher Grundlage gewinnen natürlich ethnographische Verwandtschaften einen viel höheren Werth, von denen wir nun eben glauben, dass er auch der Aehnlichkeit zwischen der Kassaiform afrikanischer Bögen und der einen von den beiden neuguineischen Bogenformen zukommen dürfte."

Soweit Ratzel. J. D. E. Schmeltz hat sich in einer Besprechung der in Rede stehenden Arbeit Ratzel's

[1]) Ferdinand Freiherr v. Andrian: Der Höhencultus asiatischer und europäischer Völker. Eine ethnologische Studie. Wien, Karl Konegen, 1891.

im „Ausland“ 1892, Nr. 44, dieser Auffassung angeschlossen, indem er dort sagt: „Den höheren Werth, den auf solcher Grundlage ethnographische Verwandtschaften gewinnen, spricht Ratzel auch der Aehnlichkeit zwischen der Kassaiform afrikanischer Bögen und der hölzernen der Papuas von Neu-Guinea zu, und zwar unserer Anschauung nach mit vollem Recht.“

Nach Anführung einiger Parallelen, unter denen z. B. der Ahnencultus an so vielen anderen Orten auch noch vorkommt, schliesst Schmeltz daran noch folgende Bemerkung: „Dürfte man nun auch in erster Linie geneigt sein, in diesen Parallelen, denen sich

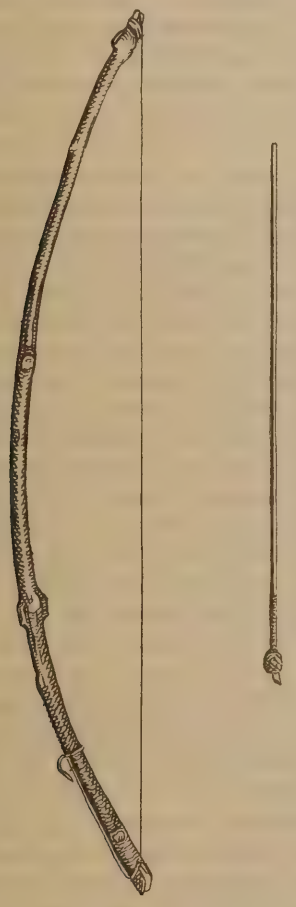


Fig. 27. Bogen und Pfeil zum Aderlassen; im Gebrauche bei den Cayapós in Brasilien. Circa $^1/_3$ nat. Gr.

noch viele hinzufügen liessen, einen Beweis für die nicht an Raum und Zeit gebundene psychologische Einheit des Menschengeschlechtes zu sehen, so lässt sich dennoch nicht leugnen, dass in ihnen ebensowohl solche für eine anthropologische Verwandtschaft verborgen liegen können.“

In beiden Fällen sind nun diese Möglichkeiten mehr angedeutet, als stricte hingestellt. Es ist trotzdem nothwendig, dieser Frage energisch an den Leib zu rücken, und das geschieht vielleicht noch besser durch Anführung von Thatsachen, welche gegen dieselbe zu sprechen scheinen, als durch Anhäufung von Parallelen, welche doch nicht immer ganz gleichwerthig sind. Dazu gehören in erster Linie auffallende Analogien bei Völkern, die nicht einer gemeinsamen Rasse angehören und bei denen auch nicht gut an eine Entlehnung gedacht werden kann. Zudem betrifft es Gegenstände zu einem bestimmten Gebrauche, dessen Art und Weise der Ausführung nicht so von vorneherein auf der Hand liegt, dass die Annahme eines getrennten Ursprunges nicht so selbstverständlich erscheint. Damit komme ich zum eigentlichen Gegenstande meines Themas.

In der grossen brasilianischen Sammlung, welche sich im k. k. naturhistorischen Hof-Museum in Wien befindet,

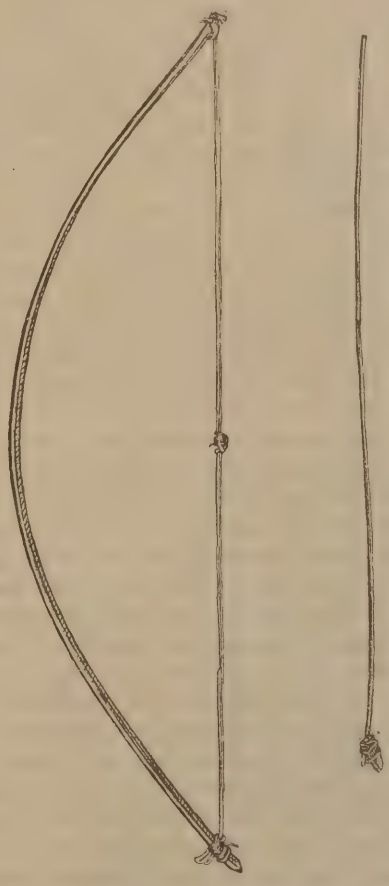


Fig. 28. Bogen und Pfeil zum Aderlassen; im Gebrauche bei den Papuas von Bongu, Deutsch-Neu-Guinea. Circa $^1/_3$ nat. Gr.

sind zwei ganz kleine Holzbögen enthalten; zu jedem derselben gehört ein kleines Miniaturpfeilchen. Ein weiteres Pfeilchen ist beschädigt. Sie tragen die Inventarnummern 660—664. Der erste Bogen (Nr. 660) ist 32 cm lang und besteht aus einem endrindeten, an beiden Enden einfach abgebrochenen Holzstäbchen, an welchem eine Sehne aus brauner Bastfaser befestigt ist. Der zweite Bogen (Nr. 661) ist nur 31 cm lang, das Stäbchen ist nicht entrindet und an beiden Enden zugeschnitten und mit einem kleinen Einschnitte versehen, an dem die feine Sehne aus einer strohartigen Pflanzenfaser befestigt ist. Die zwei completen Pfeile (Nr. 663 und 664) sind jeder 21 cm lang, der kantige

Schaft ist aus Rohr geschnitten, am Ende ist ein kleiner, spitzer Quarzsplitter mittelst eines feinen Rohrstreifens befestigt, so dass der letztere einen kleinen, kugeligen Knoten bildet und der noch ein Stück nach hinten um den Schaft gewickelt ist. Der dritte, unvollständige Pfeil (Nr. 642) ist den vorigen ganz gleich. Die Abbildung eines der Bögen und eines Pfeiles siehe in Fig. 27.

Dieselben stammen von dem Reisenden Dr. J. E. Pohl her, der sie im Jahre 1819 bei den Cayapós in Goyáz sammelte. In seinem grossen Werke über diese Reise[1]) heisst es im ersten Bande auf S. 406 über dieselben: „Bei Kopfschmerzen schröpfen sie die Stirne mittelst eines kleinen Bogens, von welchem ein 8 Zoll langer Pfeil mehrmals gegen den leidenden Theil abgeschnellt wird. Die Pfeile haben am Ende einen Quarzsplitter mit einer knopfförmigen Vorragung, damit der Splitter nicht tiefer als nothwendig eindringen kann. Mit demselben Instrumente, welches ‚Kutuschná' genannt wird, verstehen sie auch gut und richtig zur Ader zu lassen."

Sehr erstaunt war ich nun, als ich zu Beginn dieses Jahres von Herrn Albert Grubauer in Passau, der selbst längere Zeit auf Neu-Guinea weilte, kleine Bögen und Pfeile erhielt, die zu einem ganz ähnlichen Zwecke verwendet werden. In der begleitenden Karte fand sich darüber folgende Bemerkung: „Dieselben werden in dem ganzen Gebiete der Astrolabebai von den Papua-Eingeborenen zum Zwecke des Schröpfens benützt. Diese speciell stammen von Bongu bei Constantinshafen (Deutsch-Neu-Guinea)."

Auf eine Anfrage erhielt ich von demselben Herrn folgende nähere Auskunft über diesen Gegenstand: „Eine Partie ganz kleiner Bögen mit Sehne von Schilfgras, mit Pfeil aus einem Rohrstücke, an dessen Ende ein spitzes Stück Glas befestigt ist. Sehr unansehnlich, aber interessant, da dieses Instrument bei Kranken angewendet wird, indem man die Glasspitze ständig gegen die Brust oder den Rücken des Patienten schnellen lässt und durch die hiedurch hervorgerufenen leichten Blutungen Abhilfe schaffen will. Ich selbst habe oft genug diesen Vorgang beobachtet. Der Mann hockt am Boden und üben die Frauen das Schröpfen meist auf der Brust oder am Rücken aus. Nie sah ich Männer schröpfen, immer nur Frauen. Allgemein ist bei Frauen ferner die Unsitte, bei Kopfschmerzen sich mittelst Glas- oder Muschelscherben tiefe Schnitte am Kopfe oder an der Stirne beizubringen."

Die vier Bögen sind in der Sehne 29—37 cm lang und am Rohre flach geschnitten; die Sehnen bestehen ebenfalls aus dünnen Rohrstreifen und sind an den Enden einfach angebunden. Die Pfeile sind in der Mitte der Sehne an dieselbe angebunden (in der Abbildung Fig. 28 ist der Pfeil jedoch losgemacht und neben den Bogen gestellt); die Schäfte der 25—29 cm langen Pfeile sind ebenfalls aus gespaltenem Rohr hergestellt und an der Spitze ein spitz zugeschlagenes Stück Bouteillenglas einfach angebunden, und zwar wieder mit dünnen Rohrstreifen.

In dem jüngst abgeschlossenen Werke von Dr. Max Bartels: Die Medicin bei den Naturvölkern, Leipzig 1893, findet sich auf S. 268 im Capitel 110: „Der Aderlass" folgende Bemerkung: „Einer originellen Art, die Vene zu öffnen, bedienen sich angeblich die Isthmus-Indianer. Der Operateur schiesst einen kleinen Pfeil mit einem Bogen in verschiedene Theile des Körpers von dem Patienten, bis zufällig eine Vene eröffnet wird. Der Pfeil wird in kurzem Abstande von dem Punkte gehalten, um einem zu tiefen Eindringen vorzubeugen[1]). Jedenfalls steht diese Methode vereinzelt da; nirgends in der Welt findet sich, wie ich glaube, hiefür irgend eine Analogie, und das Verfahren zeigt ohne Zweifel von sehr geringen anatomischen Anschauungen."

Wir sehen daher bei einem anderen Indianerstamme ein ganz gleiches Verfahren der Blutentziehung. Sonderbar ist nur, dass die Anwendung dieses Verfahrens bei den Papuas der Astrolabebai bisher unbekannt blieb. Ich schliesse mich in der Bezeichnung dieses Vorganges Dr. Bartels an, der es als Aderlassen bezeichnet, zum Unterschiede vom eigentlichen Schröpfen, zu welchem immer ein eigenes Instrument, der Schröpfkopf, verwendet wird. Jedenfalls werden hiezu Körpertheile ausgesucht, welche frei von grossen Arterien sind, so die Stirne, gewisse Theile des Rückens und der Brust, so dass für den Patienten keine Gefahr entstehen kann. Der Knopf, welcher die Stein- oder Glasspitze festhält, verhindert überdies, dass der Pfeil mehr als die Haut durchdringt. Ich kann mir übrigens die Entstehung dieses sonderbaren Verfahrens nur bei Völkern denken, welche Bogen und Pfeil als Waffe führen, da sie bei Verwundung durch dieselben genügend Gelegenheit haben, zu beobachten, welche Wirkung schwächere Pfeilschüsse auf verschiedene Körpertheile ausüben. Daraus mag sich allmälig dieses Verfahren des Aderlassens entwickelt haben.

Eine schlagendere Analogie kann nicht leicht gegeben werden, und dies bei zwei ganz rassenverschiedenen Völkern, bei denen an eine Entlehnung nicht gedacht werden kann. Würde ein ähnliches Verfahren zufällig bei einem Negervolke Afrikas gefunden worden sein und dasselbe sonst nur noch bei den Papuas vorkommen, so würde man wieder versucht werden, an eine aus der Rassengleichheit hervorgehende Analogie zu denken, wie dies Ratzel gethan hat. In diesem eclatanten Falle ist dies jedoch vollkommen ausgeschlossen. Und solche Fälle dürften sich noch mehrfach auffinden lassen. Ich erinnere z. B. an das merkwürdige Vorkommen des Mäanderornamentes in Südamerika und in unserem classischen Culturkreise, zwei sowohl räumlich als auch zeitlich weit auseinanderliegenden Gebieten; an das allerdings noch nicht über allem Zweifel

[1]) Reise im Innern von Brasilien. Auf Allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich Franz I. in den Jahren 1817—1821 unternommen und herausgegeben von Johann Emanuel Pohl. Mit Atlas. I. Band. Wien 1832. II. Band in 2 Theilen. Wien 1837.

[1]) Das Citat stammt wahrscheinlich aus dem Werke von Hubert Howe Bancroft, The native races of the Pacific States of North-America. Vol. I. New-York 1875.

erhabene autochthone Vorkommen des Hakenkreuzmotives in Amerika und dann in der alten Welt; an die zahlreichen Analogien zwischen der Baukunst der alten Aegypter und der alten Mexikaner, welche Anlass zu den phantastischesten Hypothesen über den gemeinsamen Ursprung dieser beiden merkwürdigen Culturen gaben; an das Vorkommen der Bronzelegirung in unserem alten classischen Culturkreise, von wo aus sich dieselbe über den grössten Theil Europas und Asiens ausbreitetete, und dann wieder in Amerika [1]). Das sind alles keine so ganz einfachen Dinge, die alle Tage entstehen können und deren von einander unabhängige Entdeckung an zwei oder mehreren Punkten schon merkwürdig genug ist und eine bis zu einem gewissen Grade gleiche psychische Grundlage beim ganzen Menschengeschlechte voraussetzt, die nur gleicher oder ähnlicher Verhältnisse bedurfte, um solche Analogien hervorzubringen.

Mir scheinen die von Ratzel wie von Schmeltz ausgeführten Analogien noch nicht genügend, um aus ihnen eine eigene Rassenpsyche zu construiren. Jedenfalls ist es in Zukunft nothwendig, ein scharfes Augenmerk auf diesen Punkt zu richten. Bei dem schwankenden Charakter des Begriffes „Rasse“ würden wir bei Anerkennung des Standpunktes von Ratzel auch einen sehr unsicheren und schwankenden Factor in die Ethnologie hineinbekommen. So lange hiezu keine zwingende Nothwendigkeit vorhanden ist, scheint es mir besser, mit solchen unsicheren Begriffen nicht das ohnehin schwer entwirrbare Dickicht des ethnologischen Urwaldes noch mehr zu verwirren. Es würde mich freuen, wenn das Vorgebrachte Anlass zu einer eingehenden Discussion dieser interessanten Frage geben würde; wie das Resultat auch ausfallen mag, so wird es jedenfalls zum Fortschritt unserer Wissenschaft beitragen.

2. Herr Dr. **Wilhelm Hein** schliesst daran die

### Vorlage einiger Dajakobjecte sowie des Werkes von de Clercq-Schmeltz über Neu-Guinea.

Die vorgelegten Dajakobjecte stammen aus einer Sammlung, die Herr Dr. Eduard Sonne während seines Aufenthaltes in Britisch-Nord-Borneo [2]) erworben hatte und die aus 93, zum Theile sehr interessanten Stücken besteht.

Zur Besprechung gelangten drei runde Schilde, davon einer mit Bemalung, welche einen ganz besonderen Typus aufweisen, und ein Schild von der gewöhnlichen dachförmigen Art, der auf der Vorderseite die charakteristische Dämonenfigur und auf der Rückseite ein Menschenpaar mit deutlicher Geschlechtsunterscheidung zeigt. Dieser Schild wurde jedoch in Brunai gekauft. Von den vier Haumessern (Mandau) besitzt eines einen reich geschnitzten Griff mit einer vollkommenen Menschenfigur. Interessant ist auch ein Kettenpanzer. Von den übrigen Objecten seien noch erwähnt: ein hübsch ciselirter Armring, mehrere Frauenröcke, zwei Kapuzen, die wahrscheinlich als Trauerkleidung dienten, und ein Amulet.

Auf Grund der besprochenen Objecte kam der Vortragende zu dem Resultate, dass sich in Britisch-Nord-Borneo verschiedene Cultureinflüsse, theils vom Westen, theils vom Norden nachweisen lassen und dass darum gerade dieses Gebiet ein besonderes Studium verdiene. Herr Dr. Sonne habe sich durch das Sammeln dieser Gegenstände ein besonderes Verdienst erworben.

An der Discussion betheiligten sich die Herren Dr. Michael Haberlandt, der einige Parallelen aus benachbarten Gebieten besprach, und Prof. Alois Raimund Hein, welcher den Schilddecorationen und einigen anderen Ornamenten eine ausführliche Besprechung widmete. Die Sammlung Dr. Sonne's wird in diesen „Mittheilungen“ eine weitere Erörterung finden.

Ueber das im Anschlusse an diesen Vortrag besprochene Werk von de Clercq und Schmeltz über die Ethnographie von Nordwest-Neu-Guinea wurde ein Referat in den Literaturberichten auf S. 187 ff. dieses Bandes veröffentlicht.

---

### Ausschuss-Sitzung am 20. Mai 1893.

Vorsitzender: Herr Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Es wird zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestandes der Deutschen und Wiener Anthropologischen Gesellschaft die Abhaltung einer gemeinsamen Versammlung im Sommer 1894 in Innsbruck beschlossen. Der Herr Präsident wird ersucht, im Vereine mit dem Herrn Secretär die Einladung bei Gelegenheit der diesjährigen Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Hannover zu bewerkstelligen. Die Wahl des Zeitpunktes für diese Versammlung wird der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft überlassen und ferner beschlossen, Herrn k. k. Universitäts-Professor Dr. Franz Ritter v. Wieser in Innsbruck zur Uebernahme der Localgeschäftsführung einzuladen.

2. Die Gesellschaft hat den Verlust von drei wirklichen Mitgliedern durch den Tod zu beklagen. Es sind dies die Herren:

Dr. Lothar Dargun, k. k. Universitäts-Professor in Krakau;

Dr. Hans Kundrat, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor in Wien, und

Hermann Theodor Schmidt, Fabriksdirector in Smichow.

Als neue wirkliche Mitglieder werden aufgenommen:

Dr. August Böhm v. Böhmersheim, Privatdocent an der k. k. technischen Hochschule in Wien;

Josef Karásek, Assistent am slavischen Seminar an der k. k. Universität in Wien;

---

[1]) Es sei hier des sehr auffallenden Vorkommens der grossen Lippenstöpsel bei jüngst von Dr. Stuhlmann beschriebenen Völkern gedacht, die in dieser Riesengrösse nur ein ähnliches Analogon bei den Botukuden Brasiliens haben. (Siehe Dr. Franz Stuhlmann, Mit Emin Pascha in's Herz von Afrika. Berlin 1894, S. 381, 385, 406 u. 411.)

[2]) Vgl. dessen Vortrag „Die Bewohner Britisch-Nord-Borneos mit besonderer Berücksichtigung der Badjohs, Tumbanoas und Sundajaks“ in diesen „Mittheilungen“, Bd. XXIII, S. [28].

Dr. Konrad Kuhn in Wien, und
Dr. Wenzel Melzer, k. u. k. Stabsarzt in Wien.

3. Mit der Royal Scottish Society Geographical in Edinburgh und dem Musée Guimet in Paris wird der Austausch der Publicationen eingeleitet.

---

## Ausflug der Anthropologischen Gesellschaft nach Fischau und auf die Malleiten bei Wiener-Neustadt

am 4. Juni 1893.

Bericht von Josef Szombathy.

(Mit einer Text-Illustration.)

Die lehrreiche prähistorische Ausstellung, welche der Badener Musealverein während der ersten Augusthälfte des vorigen Jahres veranstaltete, enthielt neben den durch die thätigen Mitglieder des Vereines zu Tage gebrachten interessanten Funden von der Königshöhle und dem alten Ansiedelungsplatze bei der Ruine Rauheneck, vom Winschloche, von Guntramsdorf, Leobersdorf und anderen Localitäten aus der Nachbarschaft Badens eine sehr ansehnliche Fundserie von der Malleiten, welche Herr Ignaz Hofmann, k. u. k. Militärlehrer zu Fischau, aus seinen eigenen Aufsammlungen zur Ausstellung gebracht hatte. Es war das erste Mal, dass Herr Hofmann mit seinen Malleiten-Funden, von welchen im engeren Fachkreise bereits seit längerer Zeit gesprochen worden war, vor die Oeffentlichkeit trat und die grosse Bedeutung dieses Fundortes zu allgemeinerer Kenntniss brachte. Unter den charakteristischen keramischen Fundstücken, welche Herr Hofmann ausgelegt hatte, fielen besonders grosse, dickbauchige Urnen, grosse Schüsseln mit flachem Rande und geometrischen, in kantigen Wülstchen aufgesetzten Ornamenten, zahlreiche kleinere Schüsseln mit eingebogenem Rande, theils unbemalt, theils im Inneren mit fingerbreiten Graphitstrichen bemalt, breite Schalen mit bandförmigem, hohem, derb verziertem Henkel, verschiedene grobe und daneben auch wieder feinere, gut geglättete, aussen mit zartem, geometrischem Ornamente bedeckte Topfgefässe und endlich zahlreiche, zum Theile ziemlich gut und vollständig erhaltene halbmondförmige Idole in die Augen. Der Fachmann sah, es handle sich um einen Ansiedelungsplatz vom archäologischen Charakter der interessanten Wohnplätze auf dem Warischberge bei Oedenburg, welchen die Anthropologische Gesellschaft im vorigen Jahre einen Besuch abgestattet hat, und der Hauptschichte auf dem berühmten Schanzwerke von Lengyel. Viele Analogien mit den Malleiten-Funden wiesen jene vom Rauheneck auf, welche aber neben zahlreichen ähnlichen Thongefässscherben und einem flachen Halbmondfragmente mit der Darstellung von Hirsch und Hund, auch Scherben von roth gefärbten und mit Graphit bemalten Gefässen, eine Doppelspiralfibula, einen Hohlkelt ungarischer Form und das Bruchstück einer Gussform für Hohlkelte umfassen. Somit zeigte sich hier am Westrande des Wiener Beckens eine bemerkenswerthe Fortsetzung des Gebietes der Hallstatt-Facies vom Warischberge, welches bisher nur durch weiter östlich und südlich gelegene Fundplätze deutlich ausgesteckt war.

Es war daher so gut wie selbstverständlich, dass der heuer von Herrn Hofmann angeregte Plan einer Excursion der Anthropologischen Gesellschaft nach Fischau zum Zwecke der genaueren Besichtigung des Fundplatzes und der Funde von der Malleiten mit Vergnügen aufgenommen und rasch der Verwirklichung zugeführt wurde.

Von Wiener-Neustadt aus, wo sich am Morgen des schönen Frühlingstages neben Mitgliedern der Anthropologischen Gesellschaft und des Wissenschaftlichen Club auch einige andere Freunde prähistorischer Forschung aus Baden und Wiener-Neustadt versammelt hatten, übernahm Herr Hofmann die Führung der Excursion und brachte uns in einstündiger Fusswanderung über die Heide nach Fischau. Dieser sonst so monotone Weg wurde freundlich belebt durch den Ueberblick über das vor uns sich erhebende Ziel des Tages, von dessen charakteristischer Silhouette der Meistergriffel J. Varrone's in der Zeichnung Fig. 29 ein aus geringerer Entfernung aufgenommenes treffliches Bild gegeben hat. An den von felsigen Abstürzen umrandeten Gipfel der Malleiten schliesst sich rechts gegen Norden die von der alten, grossen Ansiedelung occupirt gewesene Plateaufläche an. Das Cliché für diese Illustration hat Herr Hofmann der Anthropologischen Gesellschaft in freundlichster Weise unentgeltlich zur Verfügung gestellt.

Der Vormittag wurde mit der Besichtigung der von Herrn Hofmann in seiner Wohnung veranstalteten Ausstellung von prähistorischen Funden, dem Besuche des Ortsfriedhofes, auf welchem ein altes, hübsch geschmiedetes Eisenkreuz zu sehen ist, der Fischauer Thermen, der ausgezeichnet eingerichteten und geleiteten Militär-Lehranstalt und eines östlich von Fischau, auf dem mit dem charakteristischen Namen Löberfeld oder Leberfeld belegten Abhange errichteten Tumulus ausgefüllt. Das Hauptinteresse concentrirte sich natürlich auf Herrn Hofmann's prähistorische Sammlung, welche übersichtlich ausgebreitet war und uns durch einen lichtvollen Vortrag des Besitzers vortrefflich erläutert wurde. Auf ein näheres Eingehen in diese grosse, reichhaltige und instructive Collection darf hier wohl verzichtet werden, nachdem eine eingehende Publication in nicht zu ferner Aussicht steht. Varrone's Bild zeigt im Vordergrunde eine zum Theile blos durch des Künstlers Griffel gründlich restaurirte Auslese dieser Sammlung. Ausser den bereits oben erwähnten Massen von keramischen Resten sehen wir da noch thönerne Webstuhlgewichte, Spinnwirtel, Gusslöffel, Gussformen, Steinwerkzeuge, besonders eine zugeschlagene Lanzenspitze und einen polirten Steinhammer, Knochenwerkzeuge und einigen Bronzeschmuck. Neben der Hauptsammlung war auf einem besonderen Tische eine hübsche Collection von Malleiten-Funden aus dem Besitze des Herrn Fabriksdirectors Ingenieur Julius Pichler ausgelegt, welche als Ergebniss einer halbtägigen Grabung die Ergiebigkeit der Culturschichte documentirte.

Für die Untersuchung des Tumulus auf dem Leberfelde interessirte sich ganz besonders Herr kais. Rath Dr. Gustav Mayr, welcher auch an Ort und Stelle die Geldmittel hiezu widmete. Es darf hier wohl eingeschaltet werden, dass mittlerweile Herr Hofmann unter der Theilnahme der Herren Dr. W. Hein und Ingenieur J. Pichler die Aufgrabung dieses Tumulus vorgenommen hat, aber leider nicht zu nennenswerthen Funden gelangt ist.

Am frühen Nachmittage wurde auf angenehmen Waldpfaden der Aufstieg auf die Malleiten unternommen.

Das Plateau der Malleiten zeigt schon in den Details seiner Terrainconfiguration, in Terrassirungen und Wallzügen die Spuren uralter Besiedelung. In einem weiten Rundgange rollte Herr Hofmann diese Ueberbleibsel vor unseren Augen auf und mehrere auf Kosten der Anthropologischen Gesellschaft unter Hofmann's und Herrn Ingenieur Pichler's Leitung veranstaltete Probegrabungen entlockten der wenige Decimeter unter der Waldfläche anstehenden Culturschichte eine Fülle charakteristischer Funde, wie Fragmente von Mondidolen und verschiedenartigen Thongefässen, Feuerstein- und

Fig. 29. Funde von der Malleiten; im Hintergrunde die Ansiedelung.

Zwei grossen, tumulusähnlichen Aufschüttungen, welche uns am Waldabhange in der Hälfte des Weges entgegen traten, wurde die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Die Frage, ob sie als Grabhügel zu betrachten sind, konnte damals nicht beantwortet werden. Aber die im Laufe des Sommers Herrn Hofmann gelungene Entdeckung von einem Dutzend kleinerer Grabhügel in ihrer Nachbarschaft und die in nächster Zeit zu gewärtigende, von der Anthropologischen Gesellschaft subventionirte Versuchsgrabung an dieser Stelle wird uns in die Lage setzen, auch diese Frage bald bestimmt beantworten zu können.

Knochenwerkzeuge, Spinnwirtel, Schlag- und Schleifsteine und anderen alten Hausrath. Es ist hier wieder treffend bemerkt worden, wie selten sich in dem Wegwurfe prähistorischer, bereits der Metallzeit angehöriger Niederlassungen Metallreste neben dem übrigen Geräthschutte finden.

Der Abstieg durch den Marchgraben nach Wöllersdorf führte die Excursion an einer kleinen Höhle vorüber, in welcher frühere Versuchsgrabungen deutliche steinzeitliche Culturreste constatirt haben. So reichlich sich die Gesellschaft auch bereits an diesem Tage mit prähistorischem Fundmateriale und fachlichen Aus-

einandersetzungen gesättigt hatte, es gab noch immer einige Herren, welche auch diesen Fundplatz bis in seine letzten Spalten durchschlüpfen mussten und in Wöllersdorf selbst verzichtete eine kleine eifrige Schar auf die nach dem langen Spaziergange so erwünschte Leibesstärkung, um noch der ziemlich grossen Höhle beim Höllthurme einen Besuch machen zu können.

Als endlich die ganze Gesellschaft, an der Eisenbahnhaltestelle Wöllersdorf versammelt, zur Heimkehr rüstete, machte sich die im Laufe des Tages wiederholt laut gewordene ungetheilte Anerkennung für die ausgezeichnete Führung, welche uns Herr Hofmann hatte angedeihen lassen, und für die selbstlose Pflege der prähistorischen Localforschung, welcher er sich mit so gutem Erfolge widmet, in tiefempfundenen Abschiedsreden Luft.

Wir rufen unserem thätigen Freunde ein herzliches „Glück auf“ zu.

---

## Ausschuss-Sitzung am 14. November 1893.

Vorsitzender: Herr Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Der Vorsitzende theilt mit, dass die Gesellschaft durch die Versetzung des Herrn k. u. k. Oberstabsarztes Dr. A. Weisbach nach Sarajevo einen ihrer Vicepräsidenten verloren hat.

Herr Prof. Dr. J. N. Woldřich hat einen Ruf an die čechische Universität nach Prag erhalten.

Der Ausschuss beschliesst, denselben zu ersuchen, seine bisher innegehabte Stelle als Ausschussrath der Gesellschaft auch fernerhin beibehalten zu wollen.

2. Der Einladung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, mit unserer Gesellschaft im nächsten Jahre eine gemeinsame Versammlung in Innsbruck abzuhalten, kam letztere dadurch nach, dass sie den Herrn Secretär nach Hannover entsandte, wo derselbe im Vereine mit dem Herrn Präsidenten die Einladung vornahm. Die Versammlung in Hannover nahm mit lebhafter Acclamation den vom Herrn Präsidenten Freiherr v. Andrian-Werburg gestellten Antrag an und wählte Herrn Universitäts-Professor Dr. Franz Ritter v. Wieser zum Localgeschäftsführer, der auch diese Aufgabe übernahm.

3. Der Secretär berichtet über die im Verlaufe dieses Sommers aus dem Fonde für praktische Arbeiten bewerkstelligten Forschungen. Es wurden folgende Arbeiten durchgeführt:

Von Herrn Custos Szombathy eine Reise nach der Bukowina zur Recognoscirung der prähistorischen Fundplätze.

Von Herrn Prof. Dr. Rudolf Meringer eine Reise nach Steiermark zur Fortsetzung seiner Hausforschungen.

Von Herrn Ignaz Hofmann in Fischau einige Probegrabungen auf der Malleiten.

Von Herrn Dr. Wilhelm Hein der Besuch mehrerer ethnographischer Ausstellungen in Mähren.

4. Seit der letzten Sitzung sind folgende Mitglieder gestorben:

Karl Freiherr v. Czoernig, k. k. Hofrath, Finanz-Landesdirector in Innsbruck;

Dr. Anton v. Fillenbaum, k. u. k. Stabsarzt in Wien, und

Clemens J. Hladisch, Baumeister in Mährisch-Ostrau.

Als wirkliche Mitglieder werden aufgenommen:

Dr. Oskar Hovorka Edler v. Zderas in Wien;

Dr. Hans Koffer, Assistent an der dritten geburtshilflichen Klinik in Wien;

Erasmus Majewski, Director des chemisch-technischen Laboratoriums in Warschau;

Julius Pichler, Director der Sprengmittelfabrik in Brunn am Steinfeld, und

Dr. Otto Stoll, Professor an der Universität in Zürich.

---

## Monats-Versammlung am 14. November 1893.

1. Herr Custos **Josef Szombathy** erstattet

### Bericht über eine Recognoscirungstour durch die Bukowina.

Nach einem Ueberblicke über die prähistorische Cultur des eigentlich russischen Fundgebietes, welche bis in die Culminationsepoche der La Tène-Cultur hinein auf der neolithischen Stufe verharrte, und der dieses Gebiet umgebenden Culturprovinzen Sibirien, Kaukasus, Pontusländer, Ungarn und Norddeutschland mit ihrer verschiedenartigen Ausgestaltung der prähistorischen Metallculturen kennzeichnet der Vortragende die Stellung der Bukowina innerhalb dieses Gebietes und erwähnt der bisher daselbst vorgenommenen Untersuchungen, welche nunmehr in dem kürzlich gegründeten Landesmuseum einen ausgezeichneten Stützpunkt gefunden haben.

Hierauf beschreibt er seine Touren, welche von Czernowitz aus die Punkte Hliboka, Radautz, Horodnik, Suczawa, Hatna, Calinesti, Sereth, Hadikfalva, ferner Schipenitz und Hlinitza berührten, und rühmt die ausgezeichnete Förderung und Gastfreundschaft, deren er sich von Seite aller Personen, mit welchen ihn seine Aufgaben zusammenführten, erfreuen konnte.

Er verweilt unter Vorlage der betreffenden Funde bei der Beschreibung der von ihm geöffneten neolithischen Tumuli von Horodnik bei Radautz, der grossartigen, mit neolithischen Werkzeugen und bemaltem Topfgeschirr bis in die La Tène-Periode reichenden Ansiedelung von Schipenitz, der den Jahrhunderten der römischen Herrschaft zuzuweisenden Tumuli von Hliboka und der Burgwälle von Hliboka und Hlinitza.

Zum Schlusse gedenkt er der Eindrücke, welche er in den auf der Rückreise besuchten Museen von Lemberg und Krakau in sich aufnahm, besonders der bekannten, aber leider noch immer nicht zum Gemeingute der archäologischen Fachwelt gewordenen Schätze des gräflich Dzieduszycki'schen Museums, dessen Schöpfer, Se. Excellenz Graf Wladimir Dzieduszycki,

ihm die ausserordentliche Aufmerksamkeit erwies, einen vollen Tag zur persönlichen Vorführung seiner Sammlungen zu widmen.

2. Herr Dr. **Wilhelm Hein** hält einen Vortrag über

## Die ethnographischen Ausstellungen in Mähren im Jahre 1893,

in welchem er es als einen trefflichen Gedanken erklärt, dass das Comité für die čecho-slawische ethnographische Ausstellung in Prag 1895 auch die Slawen Mährens zur Betheiligung heranzog; denn kaum eine andere Provinz beherberge eine solche Mannigfaltigkeit an verschiedenen slawischen Stämmen als gerade Mähren. Der Verein des vaterländischen Museums zu Olmütz gab zum Zwecke von vorbereitenden Versuchs-Ausstellungen einen umfassenden Fragebogen mit 700 Fragen heraus, der wesentlich zum Gelingen derselben beitrug. Der Vortragende entwarf ein allgemeines Bild der mährischen Volksstämme und besprach in Kurzem die von ihm besuchten Ausstellungen zu Prossnitz [1]), Drzewohostitz, Holleschau, Frankstadt am Radhost und Prerau. Rühmend gedachte er der hervorragenden Gastfreundschaft, die ihm in diesen Orten zu Theil wurde, und sprach der Anthropologischen Gesellschaft für die ihm erwiesene Unterstützung seinen Dank aus.

(Eine ausführliche Besprechung dieser Ausstellungen wird in den „Abhandlungen" erscheinen.)

3. Herr **W. Schulz** in Prag übersendet durch Herrn Custos Josef Szombathy eine Mittheilung über

## Das Gräberfeld in der Mailbeck'schen Ziegelei in Podbaba bei Prag.

Obwohl dasselbe für vollständig ausgebeutet gehalten wird, wurden doch im Jänner 1893 noch drei Gräber entdeckt, deren Inhalt für das böhmische Museum zu erwerben mir gelang. Die Beigaben sind ganz interessant, und deswegen erlaube ich mir, darüber zu berichten.

Die Schädel, von denen einer ganz erhalten, der zweite theilweise beschädigt, der dritte aber fast zertrümmert ist, stimmen mit den früher hier gefundenen überein. Die Beigaben sind folgende:

1. Eine Bronzefibel in Vogelgestalt (ihr am ähnlichsten ist Nr. 13: Taf. 6, in Lindenschmit: Das römisch-germanische Centralmuseum und noch mehr Nr. 13, Taf. 8, im achten Hefte des ersten Bandes von Lindenschmit: Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit), 2·8 cm lang, hat den ganzen Körper durch dreieckige Vertiefungen und Furchen bedeckt. Von anderen derartigen Fibeln dieses Gräberfeldes unterscheidet sie sich dadurch, dass sie nicht nur am Auge, sondern auch am Schwanze eingesetzte rothe Granaten trägt. Von einer anderen derartigen Fibel ist nur die Hälfte erhalten, der Schwanz mit eingelegter violetter Granate verziert.

2. Eine Schnalle aus starkem, kantigem Bronzedraht mit übergelegten Enden, ohne Dorn, hat die Form eines gedrückten Kreises mit den lichten Durchmessern von 2·3—2·7 cm.

3. Eine Bronzeschüssel aus dünnem Blech getrieben, aus ziemlich schlechtem Materiale mit wenigen Spuren einer hellgrünen Patina, ist 10 cm hoch, hat einen nach aussen umgebogenen, etwas verstärkten, 12 mm breiten Rand. Der Durchmesser der Oeffnung beträgt 18·4—19 cm, der des Bodens 9 cm Der Boden ist vollständig abgebrochen und war dann von Neuem mit zwei bis 4 cm breiten Blechstreifen, welche durch 25 Bronzenieten an den unteren Theil der Innenseite der Schüssel angenietet sind, befestigt. Eine sicher interessante Flickarbeit! Im ganzen Gräberfelde wurde neben diesem Gefässe nur noch eine kleine Bronzeschale gefunden. In Selzen (Lindenschmit: Todtenlager bei Selzen, S. 15) kamen wohl mehrere Bronzegefässe, aber von anderer Form, vor.

4. Eine Glasperle von gelb-roth-grüner Farbe, leider sehr beschädigt, ist kugelförmig und von 12 mm Durchmesser.

5. Eine scheibenförmige Bernsteinperle, gut erhalten, mit verwitterter Oberfläche, aus deren Rissen die feuerrothe Masse hervorleuchtet, hat einen Durchmesser von 4 cm bei einer Dicke von 1·5 cm. Das unregelmässige Loch ist 3—4 mm weit.

6. Ein Kamm, 13 cm lang, besteht aus zwei bis 3 mm dicken, ganz gleichen, jetzt 2 cm breiten Knochenplatten, welche auf der einen Langseite mit feinen Zähnen versehen waren, die jetzt leider alle abgebrochen sind. Diese gezähnten Platten sind beiderseits mit gleich breiten und nur ein wenig kürzeren, verzierten Platten belegt; alles das wird durch sechs nicht ganz gleiche und nicht regelmässig vertheilte Bronzenieten zusammengehalten. Die äusseren Platten sind längs der beiden Langseiten mit drei parallel laufenden Furchen verziert, während das freie Mittelfeld mit sechs „Augen" ausgefüllt ist, welche auf einer Seite in drei Paaren, auf der anderen in Gruppen von 1—3—2 „Augen" vertheilt sind. Die Lage dieser „Augen" ist ebenso unregelmässig, wie die der Bronzenieten. Der Kamm ist jetzt gerade in der Mitte, wo die inneren gezähnten Platten sich berühren, gebrochen und etwas beschädigt.

7. Ein in zwei Theile gebrochener, in einer Hälfte sehr beschädigter Biberzahn (?) mit einer Bogenweite von 7·5 cm ist auf der Innenseite in der Mitte mit einer regelmässigen, 1·5 mm breiten und 5 mm tiefen Furche versehen; er diente darnach wahrscheinlich als Handhabe eines halbkreisförmigen Messers (?). Leider ist das Stück so beschädigt, dass man über die muthmassliche Verwendung nicht ganz sicher urtheilen kann. Ein, wie es scheint, ähnliches Stück wurde in dem zehnten Grabe bei Selzen (Lindenschmit: Todtenlager bei Selzen, S. 14 u. grosse Tafel Nr. 10) gefunden, aber auch nicht näher erklärt.

8. Ein starkes Messer aus Eisen mit etwas gebogener Spitze ist in gerader Richtung 35·5 cm lang, wovon 8 cm auf den Griff entfallen. Die Klinge hat eine grösste Breite von 3 cm, der Rücken, soweit er

[1]) Vgl. über diese das Feuilleton in der „Deutschen Zeitung" vom 18. Juli 1893.

gerade ist, eine Stärke von 5 mm. Die Griffzunge ist bis 17 mm breit und 6 mm dick. Die Handhabe war von Holz, von dem kleine Reste noch erhalten sind; sie wurde auf dem einen Ende mit einem Bronzestreifen von 2·5 cm Breite eingefasst und durch drei 5 mm lange Nägelchen an demselben festgehalten. Die Oeffnung des Bronzebeschlages ist auf einer Seite regelmässig oval, 8 mm breit, auf der anderen, der Klinge zugekehrten Seite aber gegen die Schneide zu stark verengt. Das Messer ist gut erhalten und seiner Form nach das einzige Exemplar des ganzen Gräberfeldes. Es ist ziemlich ähnlich der kleineren Art des Sax, welche Lindenschmit in Fig. 107 auf S. 206 seines Handbuches abgebildet hat.

9. Ein kleines Eisenmesser, dem blos die Spitze fehlt, jetzt 7·8 cm lang, wovon 4·6 cm auf die verhältnissmässig sehr starke Griffzunge entfallen. Fragmente eines anderen Messers (?), eines Ringes und eines Eisenstäbchens sind nicht näher bestimmbar.

10. Ein massiver, henkelloser, fast kugelförmiger Topf mit schwarzer Aussenfläche, aus einem sandigen Lehm, ist 11·7 cm hoch bei einem Durchmesser der Oeffnung von 14 cm, des Bodens 10·3 cm. Sein Rand ist schmal, ein wenig eingezogen.

11. Eine Schale aus fein geschlemmtem Thon mit dunkelbrauner, glänzender Oberfläche ist 6·6 cm hoch bei einem Durchmesser der Oeffnung von 11 cm, des grössten Umfanges an den Spitzen 15 cm und des etwas eingedrückten Bodens 6·3 cm. Unter dem geraden Rande, 2·3 cm tief, erweitert sich der Körper zu einer 5—6 mm dicken, bis auf 14 mm abstehenden Platte, welche, durch 2·2 cm weite, bogenförmige Einschnitte getheilt, in 18 Spitzen ausläuft (ähnlich wie in Památky archæologické, XI, Tab. I, Nr. 8, 9, wo aber die Zeichnung nicht besonders gelungen ist). Auf der Oberfläche der Platte laufen ringsum zwei parallele Furchen, oben begleitet von einer dichten Reihe ganz kleiner Punkte. Dieses Gefäss ist das schönste und feinste von allen, die hier überhaupt gefunden wurden, und ist auch sehr wichtig, indem durch dasselbe das Gräberfeld von Podbaba mit jenem von Vinařice bei Schlan (Památky archæologické, XI, S. 23 ff., Tab. I—II), wo Gefässe von demselben Charakter zahlreicher waren und durch dieses auch mit dem reichen Grabe von Uherce bei Laun (Památky archæologické, XIII, S. 321 ff., Tab. XIII) und jenen von Lieben bei Prag (1892) in den engsten Zusammenhang gebracht wird.

Das Gräberfeld von Vinařice muss als das älteste dieser Art in Böhmen angesehen werden, denn in seinen Beigaben findet man noch viele Anklänge an die römisch-provinziale Cultur. Darnach ist dann auch die Partie des Gräberfeldes von Podbaba für die älteste zu halten, in welcher sich Berührungspunkte mit Vinařice finden. Das ist nach den neuesten Funden die unterste Partie des Gräberfeldes, nahe der jetzigen Strasse; von da erstreckte sich das Gräberfeld bergauf. In Podbaba wurde nicht systematisch gegraben, sondern die Funde wurden gelegentlich bei Lehmgewinnung durch Arbeiter gemacht, und es ist nicht mehr möglich, die Reihenfolge aller Gräber genau zu bestimmen. Aber daraus, dass jetzt in der untersten Partie der Ziegelei Gräber mit den oben beschriebenen Beigaben entdeckt wurden, welche als die ältesten des ganzen Gräberfeldes angesehen werden müssen, ergibt sich von selbst, dass das Gräberfeld, im Thale angelegt, auf der Anhöhe seine Fortsetzung fand. Die Arbeiten in der Ziegelei fanden ihren Anfang in den oberen Partien des Lehmfeldes und allmälig gelangte man in die Ebene. Daraus folgt, dass Funde, welche in Podbaba zuerst gemacht wurden, der jüngsten Periode des Gräberfeldes angehören und die Funde der allerletzten Zeit seinem Anfange zuzuweisen sind. Wenn einmal alle Funde des Leichenfeldes beisammen sein werden, wird sich schon aus dem Datum ihres Auffindens ihr gegenseitiges Alter bestimmen lassen.

4. Herr **Julius v. Halaváts**, kön. ung. Sectionsgeologe in Budapest, übersendet einige Bemerkungen

## Zum paläolithischen Fund von Miskolcz[1]).

Otto Herman behauptet in der Beschreibung des Miskolczer paläolithischen Fundes Folgendes: „Soviel steht ausser allem Zweifel, dass der paläolithische Fund unter dem Alluvium lag.“ Diese Behauptung entspricht nicht den Thatsachen, denn das Material, in welchem die Silex-Artefacte gefunden wurden, ist ein recentes Sediment, die Gegenstände wurden in der Alluvialschichte gefunden. Die eben erwähnte Behauptung klingt aber um so eigenthümlicher, als der Autor in der Abhandlung selbst eingesteht, dass L. Roth v. Telegd, kön. ung. Chefgeologe, bei Besichtigung des Materiales, in welchem die Gegenstände eingebettet waren, sich für ein alt-alluviales Alter desselben aussprach, auf diese Weise seine frühere Behauptung, die er machte, als er das Material noch nicht selbst gesehen hatte, corrigirend, dass die Schichte wahrscheinlich diluvial sei.

Es ist aber auch nicht möglich, dass die Schichte älter als alluvial sei, da die Lage des Fundortes selbst eher darauf schliessen lässt. Die auf S. 80 veröffentlichte Karte zeigt, dass das Bársony'sche Haus unmittelbar am Ufer des Szinva-Baches, d. h. im Inundationsgebiete gebaut wurde. Der Punkt liegt nicht an der Hügellehne, sondern in einem Inundationsgebiete. Dass in dem von diesem Punkte weit entfernt abgeteuften Bohrloche über ähnlichem Lehm Gerölle constatirt wurde, beweist noch nichts für das diluviale Alter des Lehms; dasselbe gilt dafür, dass das im Bohrloche befindliche Gerölle jünger sei, als der auf dem Bársony'schen Hofe befindliche gelbe Lehm, denn beide Sedimente können gleichwohl gleichalterig sein. Jedermann, der mit den mechanischen Wirkungen der Flüsse vertraut ist, weiss eben ganz gut, dass das Gerölle in dem Flussbette sich absetzt, die feinen Lehmmassen hingegen im Inundationsgebiete. Und wenn ich noch hinzufüge, dass auch ich den in einem Cigarrenkistchen befindlichen Lehm gesehen habe, welchen Herr Otto Herman in die kön. ung. geologische Anstalt brachte, als von dem Bársony'schen Hofe herstammend, in dem die Silex-Gegenstände gefunden wurden, und ich der Erste war, der den Lehm für

[1]) Siehe diesen Band der „Mittheilungen“, S. 77 ff.

alluvial angesprochen hat, was Herrn Otto Herman gar nicht gefiel, was aber Herr Chefgeologe L. v. Roth bestätigte und erst später nach den Entgegnungen des Herrn Herman dazufügte, es könnte auch älteres Alluvium sein, fühle ich mich berechtigt, betreffs des geologischen Alters den Zweifel zu zerstreuen und den gelben, mit Quarzkörnchen durchsetzten Lehm, der als solcher dargestellt wurde, dass in diesem die Silex-Gegenstände gefunden wurden, für einen recenten, alluvialen zu bestimmen. Gegen ein diluviales (quaternäres) Alter spricht sowohl die Lage des Fundortes, das Terrain, als auch der petrographische Charakter des Materiales.

5. Herr Bürgerschullehrer **Hubert Zwirner** in Retz berichtet über im Monate Juni 1893 gemachte

### Prähistorische Funde in Retz.

Beim Baue des neuen Post- und Telegraphengebäudes stiess man in einer Tiefe von etwa 12 m auf zwei ziemlich ausgedehnte Fundstellen, von denen die eine ganz, die andere, einer zu befürchtenden Erdbewegung wegen, nur theilweise ausgebeutet werden konnte. Merkwürdig ist die erste Fundstelle dadurch, dass man beim Grundausheben zuerst auf eine etwa 2 m im Durchmesser messende, brunnenförmige, 5—6 m tiefe, mit lockerem Sande ausgefüllte Röhre stiess, auf deren Grunde und dem benachbarten, auffallend schwarzaschig durchsetzten Sandboden sich zahlreiche Gefässe, als: Krüge, grosse und kleine Näpfe, Vasen und urnenförmige Gefässe mit dicken, wulstigen Rändern, theils mit, theils ohne Henkel, nebst zahlreichen Speiseresten von verschiedenen Thieren (Hunden, Ziegen, Schafen, Hasen) und viele Scherben etc. vorfanden.

Es war mir leider der rasch vor sich gehenden Arbeiten wegen nicht mehr möglich, bei Ausbeutung der Fundstelle zugegen zu sein, und ist die Bergung der Gefässe dem Herrn Bürgermeister Slabý und Herrn Alois Richter, von welchen ich auch die Situation erfuhr, zu verdanken. Die zweite Fundstelle, welche ich, soweit es die Verhältnisse erlaubten, im Vereine mit Herrn Alois Richter hob, ergab noch einige schöne Urnen und einen grossen, wulstigen Rand einer Kesselurne, sowie eine Menge der verschiedensten Thierknochen, zumeist von Hunden und Schafen. In einem der Gefässe fand sich bei Entleerung des Inhaltes ein Pferdegebiss aus Eisen. Es ist zu bedauern, dass die zweite, dem Anscheine nach bei weitem grössere Fundstelle durch die sich ergebenden Erdrutschungen nicht ganz ausgebeutet werden konnte; gewiss hätte sie noch viel Werthvolles für die Wissenschaft zu Tage gefördert.

Die Gefässe sind zum Theile aus freier Hand, zum Theile aber schon auf der Drehscheibe gearbeitet, ohne Ornamente, meist graphitirt und gut gebrannt. Auffallend sind die in der Form von allen anderen, hier gemachten Funden abweichenden, roth gebrannten Krüge mit flaschenförmigem Halse, drei Ausgüssen (Schneuzeln), nach unten sich verengendem Bauche und einem Henkel. Jedenfalls dienten diese zu Trinkgefässen und Wasserbehältern. Vor einigen Jahren fand man dieselbe Form gelegentlich einer Kellerauswölbung im Hause des Herrn Pappert.

Sämmtliche Funde wurden dem Retzer städtischen Alterthumscabinete einverleibt.

6. Herr Dr. **Heinrich Matiegka** in Smichow übersendet eine Notiz über

### Böhmische Schädel aus dem XVI. Jahrhundert.

Als im Jänner 1890 auf Kosten der Prager Stadtgemeinde die Ueberreste der ehemaligen Marienkirche (neben der jetzigen Teynkirche in Prag) und der unter dieser Kirche befindlichen Gruft aufgedeckt wurden, stiess man auf eine grosse Anzahl von Skeletten, die theils in gemauerten Grüften, zum grössten Theile aber im blossen Schutt, und zwar dicht nebeneinander gelagert waren. Alle Umstände sprachen dafür, dass sie aus einer Zeit stammten, in der Prag von einer Epidemie heimgesucht war, und zwar, nach den Münzfunden zu schliessen, aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts; Herr Ingenieur J. Herain, der den ganzen Befund in den „Památky archæol.“, XV, S. 133 seq“ beschrieb, weist mit grösster Wahrscheinlichkeit auf das Jahr 1520 hin, in welchem eine Pest-Epidemie in Prag herrschte.

Spät verständigt, gelang es mir doch, noch zwanzig Schädel zu untersuchen und zu messen, deren genauere Beschreibung unter dem Titel „Lebky české z XVI. století Crania bohemica sæculi XVI.“ in den „Rozpravy České Akademie Císaře Františka Josefa, Ročník II, Třída II, Čo. 22, 1893 (Abhandlungen der böhmischen Akademie)“ erschienen ist. Ich erlaube mir, hier ein kurzes Resumé zu geben und verweise betreffs der Details und der Maasse auf die Originalarbeit und die derselben angeschlossenen, mit französischen Bezeichnungen versehenen Tabellen.

Zehn von den Schädeln gehören erwachsenen Männern, fünf erwachsenen Weibern, zwei Jünglingen (sechzehn- bis zwanzigjährigen), zwei Mädchen (sechzehn- bis zwanzigjährigen) und einer einem Kinde von zwölf bis vierzehn Jahren an.

Was die Schädelformen betrifft, so wies ein Schädel (5 %) den germanischen Reihengräbertypus, fünfzehn (75 %) den Libčaner (Hölder's sarmatischen) Typus und vier (20 %) den Hradsker (Hölder's turanischen) Typus auf. Im Vergleiche zu dem Verhältnisse, in dem die verschiedenen Schädelformen in böhmischen Grabstätten der Burgwall-Periode vertreten sind, haben die kurzen Schädelformen sehr zu-, die langen sehr abgenommen; ja, die extrem lange Form (Index bis 70), die unter den Schädeln der Burgwall-Periode noch in 4·5 % vertreten war (Crania bohemica. I), fehlt unter den Schädeln des XVI. Jahrhunderts schon vollständig. Diese Abnahme der langen Formen setzt sich bis auf unsere Tage fort, da unter der jetzigen Bevölkerung auch schon jene 5 % vom germanischen Reihengräbertypus verschwunden sind, wenigstens nach den Befunden in einzelnen Beinhäusern zu schliessen, wie nach dem in Senftenberg (vgl. Dr. Niederle, Mitth. d. Anthrop. Ges. in Wien, Sitzungsber. 1892, S. 82), wo nur die

beiden anderen Formen (von Herrn Dr. Niederle als A und B unterschieden) vertreten erscheinen.

Ebenso wie in der Form zeigen sich auch in den Maassen und Indices bedeutende Unterschiede nach Typus und Zeit. Der Schädel Nr. 1 vom Reihengräbertypus weicht in seinen absoluten Maassen bedeutend von den übrigen ab.

Der Längenbreiten-Index ist im Durchschnitt für die Schädel der erwachsenen Männer = 80·77 (74·61 bis 91·18), für die der erwachsenen Weiber = 83·60 (80·45 bis 89·94), der Jünglinge = 87·01, der Mädchen = 87·40, des Kindes = 81·54, im Mittel für die Schädel aller Erwachsenen = 81·72, Aller zusammengenommen = 82·80.

Der Längenhöhen-Index ist im Mittel für die Erwachsenen = 74·94, für Alle = 75·21, der Breitenhöhen-Index für die Erwachsenen = 92·11, für Alle zusammen = 91·08.

Der Index des Obergesichtes ist = 53·76 für die Schädel der Erwachsenen, 52·91 für Alle; der Orbital-Index = 84·48 resp. 91·40, der Nasal-Index = 49·53 resp. 49·92.

Die Schädel sind also im Mittel brachycephal, stehen an der Grenze zwischen hoch und mittelhoch, sind leptoprosop, megasem und mesorrhin.

Einen Vergleich der Indices mit denen der Schädel aus der Burgwall-Periode (Crania bohemica, I) und der modernen Schädel aus dem Senftenberger Beinhause erlaubt folgende Uebersicht:

| | Burgwall-Periode | XVI. Jahrhundert | Senftenberger Beinhaus |
|---|---|---|---|
| Längenbreiten-Index . . . | 78·02 | 81·72 | 84·59 |
| Längenhöhen-Index . . . | 74·69 | 74·94 | 74·70 |
| Breitenhöhen-Index . . . | 96·95 | 92·11 | 88·43 |
| Obergesichts-Index . . . | 53·62 | 53·76 | 51·91 |
| Orbital-Index . . . . . | 82·59 | 89·48 | 86·37 |
| Nasal-Index . . . . . | 50·12 | 49·53 | 49·52 |

Im Anhang („Židovské lebky středověké“, Judenschädel aus dem Mittelalter) sind mit Erlaubniss des Herrn Prof. Dr. Rabl fünf Schädel (im anatomischen Institute der Prager deutschen Universität aufbewahrt) aus dem sogenannten Judengarten in Prag, wo bis zu Vladislav's Zeiten ein jüdischer Friedhof bestand, beschrieben (zwei Erwachsene, drei Kinder). Die zwei Schädel erwachsener Männer weisen Indices von 77·65 und 80·66 auf und weichen in ihren Formen wohl nicht von jenen ihrer christlichen Zeitgenossen ab. Das Gesichtsskelet ist blos an einem Kinderschädel erhalten, so dass in Betreff dessen keine Schlüsse und Vergleiche möglich sind.

7. Herr Dr. **A. Lissauer** in Berlin übersendet eine Mittheilung

## Ueber zwei neue prähistorische Funde von Hallstatt in Oberösterreich.

(Mit 4 Text-Illustrationen.)

Bei meinem letzten Aufenthalte in Hallstatt, im September d. J., erfuhr ich durch gütige Mittheilung des Herrn Seeauer, Vorstandes des dortigen Museal-vereines, von zwei neuen prähistorischen Funden, welche sowohl wegen ihrer Fundstellen als wegen ihrer Typen von besonderem Interesse sind; ich erlaube mir daher der geehrten Gesellschaft hierüber Bericht zu erstatten.

### I.

Der erste dieser Funde betrifft ein Bronzeschwert von ungarischem Typus (Fig. 30), welches im August d. J. von Herrn Josef Kaiser in Obertraun beim Aufsuchen seiner Schafe zwischen dem Krippenstein und dem Däumelkogel gefunden wurde. Nach genauerer Bestimmung seitens des Herrn Obersteigers Neubacher liegt der Fundort etwa 1750 m hoch, am Fusse des Däumelkogel, etwa 500 m östlich von der Däumel-Alm, ungefähr 2 km von dem jetzigen und 1 km von dem älteren Wege zwischen Obertraun und Schladming entfernt. Das Schwert stak in der Erde mit der Spitze nach oben, so dass der Finder es wegen seiner grünen Patina für ein Blatt der sogenannten Hirschzunge hielt, welches er ausreissen wollte, wobei er seine wahre Natur erkannte. Obwohl die nächste Umgebung der Fundstelle von ihm und von Anderen bald darauf abgesucht wurde, so konnte bisher dort nichts

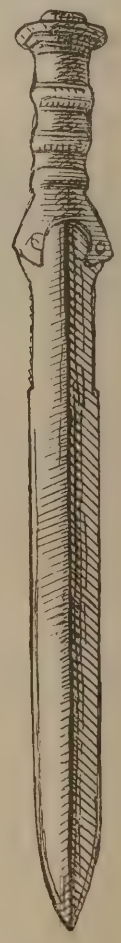


Fig. 30. Bronzeschwert vom Däumelkogel bei Hallstatt. 1/4 nat. Gr.

weiter entdeckt werden. Durch die eifrigen Bemühungen des Vorstandes des Musealvereines wurde der schöne Fund dann vor weiterer Verschleppung gerettet und für das Ortsmuseum in Hallstatt erworben.

Das Schwert besteht ganz aus Bronze, ist vollständig erhalten (Fig. 30), hat eine schöne grasgrüne Patina, welche nur an der Mittelrippe vom Finder blank gescheuert ist, während die Scheide der Klinge schon früher schartig geworden war, wie deren Ueberzug mit der gleichen Patina beweist. Die Länge des ganzen Schwertes beträgt 48·7 cm, davon entfallen 39 cm auf die Klinge und 9·7 cm auf den Griff. Die Klinge zeigt eine scharfkantige Mittelrippe, von welcher das Blatt sich nach beiden Seiten hin in einer schwach concaven Fläche abdacht, um 3—4 mm von der Schneide nochmals eine niedrige Rippe zu bilden und sich dann zur Schneide zu verjüngen. Oben, unmittelbar unter dem Ansatze des Griffes, zieht sich das Blatt auf beiden Seiten etwas ein — dort ist es nur 28 mm breit und hat beiderseits eingekerbte Ränder —, dann springt es plötzlich an beiden Seiten etwas vor und verbreitert sich allmälig, um in dem untersten Drittel, nur 85 mm

Fig. 31. Obere Fläche vom Knaufe des Bronzeschwertes vom Däumelkogel. Nat. Gr.

von der Spitze entfernt, die grösste Breite von 33 mm zu erreichen, so dass man den Eindruck gewinnt, als ob die Klinge ursprünglich länger gewesen und an der Spitze zum zweiten Male abgeschliffen worden wäre.

Der Griff ist voll und umfasst mit einem halbmondförmigen Ausschnitte die Klinge, mit welcher er durch zwei Nieten verbunden ist; doch ist diese Fügung jetzt etwas gelockert. Die Griffsäule zeigt drei flache Wülste, von denen die beiden oberen durch je zwei Fadenlinien eingefasst sind, und endigt mit einer ovalen Scheibe, aus deren Mitte ein niedriger Knauf hervorragt. Die Scheibe selbst ist durchlocht und zeigt an der unteren Fläche drei Furchen und eine Reihe schräger Striche, an der oberen Fläche (Fig. 31) zwei Furchen um den Knauf herum und dazwischen eine Reihe von Grübchen, während der übrige Theil längs der Peripherie in acht Felder getheilt ist, welche mit je drei bis vier bogenförmigen Linien verziert sind. Im Ganzen ist dieses Ornament, wie der ganze Griff, grob und ohne Sorgfalt gearbeitet.

Alle diese Merkmale weisen dieses Schwert dem sogenannten ungarischen Typus und damit zugleich der Vor-Hallstätter Cultur, d. i. der Bronzezeit zu. Da nun der Fundort desselben nahezu auf dem directen Wege zwischen Obertraun am Hallstätter See und Schladming, dem uralten Bergwerke[1]) für Kupfer und Nickel in Steiermark, liegt, so dürfte dieser Fund darauf hinweisen, dass dieser Weg schon in der Bronzezeit begangen worden ist.

II.

Der zweite Fund betrifft eine Bronzefibula (Fig. 32 u. 33), welche Herr Seeauer mir vorlegte. Dieselbe wurde am 16. August am Oetling, der Haltestelle der Eisenbahn, am östlichen Ufer des Sees, nicht weit vom Landungsplatze der Dampfer gefunden, nachdem dort unten einige Erdarbeiten ausgeführt worden waren, um neue Stufen anzulegen. Gerade an diesem Punkte fand der Schiffsführer des Dampfers die Fibula isolirt auf dem Wege liegen, der vom Halteplatze der Eisenbahn zum Anlegeplatze des Dampfers führt, dicht an den neuen Stufen. Herr Seeauer untersuchte alsbald selbst

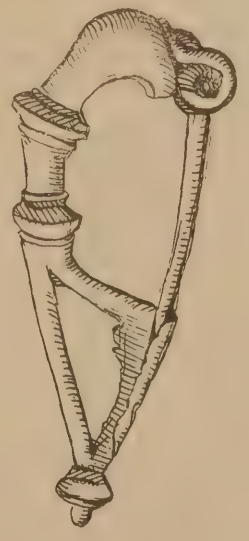


Fig. 32. Bronzefibula von Oetling bei Hallstatt. Nat. Gr.

diese Stelle genauer und fand in der Dammerde, von welcher bei den vorausgegangenen Erdarbeiten die Fibula möglicherweise herabgefallen sein konnte, mehrere Topfscherben. Am 12. September untersuchte ich nun gemeinsam mit Herrn Seeauer diese Stelle und deren Umgebung nochmals; an der letzteren fanden wir unter einer vermorschten Baumwurzel wiederum vorgeschichtliche Topfscherben, ferner zwei Stücke Thon, welche vom Feuer geschwärzt oder roth gebrannt waren, stellenweise sogar wie glasirt erschienen, endlich den Zahn eines kleinen Wiederkäuers und ein Fragment von einem Röhrenknochen. Wir werden daher nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, dass an diesem Punkte einst eine Herdstelle existirt hat, und halten es für sehr wahrscheinlich, dass auch die nahebei an der neuen Stufenanlage gefundenen Scherben und die Fibula mit jener zusammenhängen, zumal die Scherben von beiden Punkten die gleiche Beschaffenheit zeigen.

[1]) v. Sacken, Das Gräberfeld von Hallstatt, S. 142.

Dieselben sind nämlich schlecht gebrannt, von grauer Farbe, sonst aber aus ziemlich feinem Thon gefertigt, der mit feinem Sande gemischt war; darunter ist besonders ein Randstück ausgezeichnet, welches oben einen Eindruck wie von einem flachen Stempel zeigt; ein Ornament liess sich auf den Scherben nicht entdecken.

Von grösserer Wichtigkeit ist aber die Fibula. Sie ist schön erhalten und mit matter Patina überzogen. Während nun der Fuss des Bügels noch ganz den Charakter der jüngeren La Tène-Fibeln zeigt (Fig 32), indem das bei den älteren La Tène-Fibeln als Nadelhalter rückwärts und nach oben umgebogene Stück hier in einen fest angegossenen Rahmen umgewandelt ist — „Fibel mit geschlossenem Fuss“ (Tischler) —, zeigt die Spiralrolle schon vollständig den Mechanismus der ältesten römischen Provinzialfibeln (Fig. 33), d. i. der „eingliederigen Fibeln mit oberer Sehne und Sehnenhaken“ (Tischler); der Fuss endet dann in einem Knopfe.

Ausserdem zeigt der Bügel oberhalb der Stelle, wo der feste Rahmen für die Nadelscheide sich ansetzt,

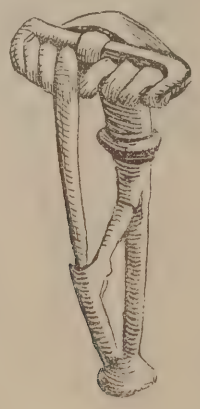


Fig. 33. Die vorige Bronzefibula in anderer Stellung.

noch zwei Kämme von je zwei Fadenlinie eingefasst, gleichsam als Reminiscenz an die Drahtumwicklungen, wie sie für die Fibeln der mittleren La Tène-Zeit so charakteristisch sind. Was die Technik anbelangt, so ist der Guss selbst schön gelungen; doch sind die Unebenheiten an dem inneren Rande des Rahmens und der Nadelscheide, welche von dem Gusse herrühren, nicht abgefeilt, als ob das Stück noch nicht fertig wäre.

Es stellt somit diese Fibula eine jener interessanten Uebergangsformen dar, welche sich aus der La Tène-Zeit unter dem Einflusse der bereits eindringenden römischen Cultur entwickelt haben, aus denen die sogenannten provinzialrömischen Formen hervorgegangen sind [1]). Sie sind von verschiedenen Orten Oesterreichs her bekannt geworden, so von Maria-Rast in Steiermark [1]), vom Hradischte bei Stradonic in Böhmen [2]) und anderen Orten.

Während wir also auf dem Salzberge am westlichen Ufer des Sees die Hallstatt- und La Tène-Zeit, im Südwesten, in der Lahn, die entwickelte provinzialrömische Cultur vertreten finden, haben wir hier am östlichen Ufer des Sees eine Herdstelle, vielleicht eines Fährmannes, aus der Uebergangszeit von der La Tène- zur römischen Cultur, d. i. also etwa aus dem Anfange unserer Zeitrechnung, vor uns.

Zum Schlusse ist es mir eine angenehme Pflicht, dem geehrten Vorstande des Ortsmuseums in Hallstatt für die freundliche Erlaubniss, beide Fundstücke zu untersuchen und zu beschreiben, auch an dieser Stelle meinen Dank auszusprechen.

8. Herr Prof. Ferdinand Blumentritt in Leitmeritz übersendet eine etymologisch-mythologische Studie des Herrn **P. H. Brincker**, Missionär der Rheinischen Missions-Gesellschaft in Stellenbosch, Capland,

## Ueber den Gottesbegriff der Bantu-Neger [3]).

Es fällt mit Recht auf, dass man bei der Bearbeitung der verschiedenen Dialekte der grossen Bantu-Sprachenfamilie so vielen Namen für den Begriff „Gott“ begegnet. Mit dieser Verschiedenheit der Benennung (wenn uns z. B. in dem Dialekte der Ama-sulu: **U-nkúlunkúlu** [4]), in dem der Ama-xósa u. s. w.: **U-tixo** (x als Lateralclick), in dem der Be-tschuana: **Mo-limo (Mo-dimo)**, in dem der Ova-hérero: **Mukúru**, in dem der Ová-mbo: **Ka-lúnga**, in dem der A-mbúndu und Ba-ilúndu: **'Súku**, in dem der Congostämme: **N-zámbi**, in dem der Va-suahéli, Va-nika u. s. w.: **Mu-lúngu** (**M'-lúngu, M'-súngu**) entgegentritt) verhält es sich nun nicht, wie mit jener in unseren arischen oder indo-germanischen, tatarischen und anderen Sprachen, dass man nämlich mit den verschiedenen Namen ein und dasselbe höchste Wesen meint.

Den ersten Missionären, deren Aufgabe es war, für den Gottesbegriff des betreffenden Stammes zu sorgen, unter welchem ein jeder von ihnen die Arbeit zu beginnen hatte und nichts von einer klaren Tradition, geschweige von Geschichte und Schrift vorfand, wurde es in der

[1]) Vgl. hierüber: H. Hildebrand, Bidrag till Spännets histor. Stockholm 1872, S. 105 f. — Undset, Das erste Auftreten des Eisens. Hamburg 1882, S. 48 f. — Tischler, im „Correspondenzblatte der Deutsch. Anthrop. Gesellschaft.“ 1885, S. 159.

[1]) Graf G. Wurmbrand, Archiv für Anthropologie, XI, S. 422.

[2]) W. Osborne, Mittheil. der Wiener Anthrop. Gesellschaft, X, S. 254.

[3]) Herr Brincker ist der Verfasser der ausgezeichneten Werke: „Wörterbuch und kurzgefasste Grammatik des Otjihérero mit Beifügung verwandter Ausdrücke und Formen des Oshi-ndonga-Otj-ambo.“ Leipzig 1886, Lexikon-Octav VIII, 351 und 31 Seiten, und „Lehrbuch des Oshikuánjama“. Stuttgart und Berlin 1891, Octav IX, 136 Seiten. (Lehrbücher des Seminars für orientalische Sprachen in Berlin, Bd. VIII.) F. Müller.

Herr Prof. Dr. Friedrich Müller war so freundlich, diesen Aufsatz einer Durchsicht zu unterziehen und einige Bemerkungen dazu zu machen, wofür ihm der beste Dank ausgesprochen wird. Anm. d. Red.

[4]) In den Bantu-Nominibus sind die Nominalpräformativa durch — vom Stamme, in Verbis die Silben von einander getrennt.

That nicht leicht, einen entsprechenden Ausdruck für „Gott“ zu finden. Man muss dabei bedenken, wie schwach die Gottesidee unter den Bantu im Allgemeinen entwickelt und mit wie vielen Nebenbegriffen dieselbe verdunkelt war, aber auch wie wenig Aufschluss ihnen die betreffenden Eingeborenen selbst darüber zu geben im Stande waren. Was half es z. B., zu fragen (wenn sie überhaupt Fragen verständlich stellen konnten): „Wie nennt Ihr Den, der Himmel und Erde, die Menschen und alle Dinge gemacht hat?“ da dieser Gedanke längstvergangener Zeiten nur noch verworren in den dunklen Sagen der „Alten“ einigermassen bekannt war, deren Ausdruckweise sich schon von der des jüngeren Geschlechtes wesentlich unterschied.

Wir haben nämlich die noch wenig gekannte und beachtete Thatsache vor uns, dass die alten Bantu-Leute einen Dialekt sprechen können, der sich sowohl in Formen als auch in Ausdrücken merklich von dem des jüngeren Geschlechtes unterscheidet. Diese Formen und Ausdrücke sind jedoch meistens in den Trauergesängen und Heldenliedern zu hören, die auch das jüngere Geschlecht nicht mehr versteht. Diese Thatsache ist dem Verfasser oft unter den Ova-hérero und Ova-mbandieru im Damaraland entgegengetreten, sowie er auch Bemerkungen dieser Leute nach Predigten, die er an die Heiden gehalten, öfters hören musste, wie: „Du sprichst von **Mu-kúru** als Dem, der Himmel, Erde, Menschen etc. gemacht hat. Mu-kúru hat aber nur Menschen, Vieh, Regen, Gras etc. gemacht; er gehört speciell den Ova-hérero und nicht Euch, Ovi-rúmbu (Europäern). Was Ihr meint, nannten unsere Alten (ova-kúru) **Ndjambi** oder auch (nach dem Ka-lúnga der Ovámbo) **Ka-rúnga-N-djámbi.**“

Da bei Eintritt der Missionäre unter dieses Volk die eigentliche Gottesidee ganz verblasst war, wusste dasselbe auch nicht, um was es sich im Grunde handelte, denn sie sagten: „Mu-kúru hat die Menschen gemacht und das Vieh, er gibt Regen und Gras“ u. s. w. Dass Mu-kúru jedoch die Menschen und das Vieh gemacht haben soll, stimmte schon nicht mehr mit der Sage vom „hohlen“ Baume Omu-mborombónga, aus dem ja die Menschen und das Vieh stammen sollen. Was lag nun für die ersten Missionäre wohl näher, als zu schliessen: der Name für Gott ist **Mu-kúru,** kommt ihm zum Mindesten sehr nahe. So und ähnlich wird es wohl anderen Missionären unter anderen Bantu-Stämmen ergangen sein. Nach diesen Vorbemerkungen müssen wir nun die oben genannten Namen, die für „Gott“ in der Bantu-Literatur Süd-, Mittel- und Ostafrikas vorkommen, etwas genauer von ihrer etymologischen und mythologischen Seite prüfen.

## U-nkúlunkúlu = Mu-kúru.

Die Sage der Ama-sulu sagt: U-nkúlunkúlu ua (wa) dabúla aba-ntu elu-hlang-eni[1]), der Alte-Alte (Ahnherr) haute, spaltete, schälte, die Menschen aus dem „hohlen“ Stamme (U-hlanga = Bambusrohr, Schilfrohr). In der Sage der Ova-hérero lautet das: Mu-kúru ua meme ová-ndu m'omu-mborombónga: „Mu-kúru haute aus (grub aus) die Menschen aus dem Omumborombónga-Baume“, der nämlich der Sage nach inwendig eine grosse, leere Höhlung hat[1]). In dem Oshi-ndonga-Dialekte heisst dieser Baum omŭ-kúku und der Grossvater (pers. I) tate-kúku, die Grossmutter (pers. I) meme-kúku, welche Worte augenscheinlich mit dem Baume mythologisch in ursprünglicher Verbindung gestanden haben. Die Bantu sind, mythologisch betrachtet, baumgeborene Menschen[2]), daher auch dieser Baum oder das Rohr mit dem Begriffe „hohl sein“ nothwendig verbunden ist, da die Bauchung, woraus die Menschen etc. herausgingen, jetzt leer ist. Fromme Ova-hérero pflegten früher Opfer von Glasperlenschnüren in die Bauchung des echten Omu-mborombónga zu werfen. Dieser und U-hlánga der Ama-sulu ist der mythologische Baumbehälter oder die Baumarche.

Ersterer wird gedacht in der Nähe von Omu-ndjávara, letzterer in den Seendistricten Mittelafrikas. Omu-ndjávara scheint bei den Ova-hérero gleichfalls jenen Seendistrict bedeutet zu haben, wie aus der Sage hervorgeht. Ueber diese Periode hinaus (der Seendistrictsbewohnung seitens der Urväter der Bantu-Stämme) scheint kein Stamm irgend eine mythologische Ueberlieferung behalten zu haben.

Natürlich gab sich jeder Stamm mit der Zeit seinen eigenen Urvater, oder knüpfte vielmehr an diesen seine Entstehung, was gleichbedeutend mit „Schöpfung“ wurde. Derselbe war eo ipso weise, mächtig, kunstfertig, wohlthätig und, gleich den arischen Gottheiten, ein Heros. Als Spiritus familiaris galt ihm aller Ceremoniendienst, in seiner Macht und in seinem Namen handelten die Zauberer als seine Stellvertreter; seine Repräsentanten waren und sind noch die Familienhäupter oder Häuptlinge. Je mehr jener in Vergessenheit gerieth, desto höher stiegen diese. Menschenvergötterung tritt überall da ein, wo man Gott vergisst, gottlos wird.

**U-nkúlunkúlu** und **Mu-kúru** sind im Grunde Eins, nämlich die Urahnen der Ama-sulu etc. und der Ova-hérero, deren Wohnstätte U-hlánga und Omu-ndjávara war, jene Seendistricte Mittelafrikas, mythologisch begriffen, die grosse Weltfluth oder auch die hohle Baumarche, aus welcher der Urvater hervorgegangen war, welche Begriffe den Bantu durcheinander gekommen sind. Die Missionäre unter den Kafir-Stämmen scheinen nachgerade gefühlt zu haben, dass U-nkúlunkúlu auf etwas schwachen „göttlichen“ Füssen steht, daher sind viele von ihnen zu dem folgenden Namen für „Gott“ übergegangen, nämlich zu

## U-tíxo.

Man hat vermuthet, dass dieser Name in Verbindung mit dem Tsŭí-Gŏáb der Hottentotten steht und dass die Stämme der Kafir denselben von den

[1]) hl sprich ähnlich wie hschl.

[1]) Vgl. in Jes. 51, 1 den Ausdruck מַקֵּבֶת (von נָקַב und -xo-búla im Sulu.

[2]) Vgl. Odyssee XIX, 163. F. Müller.

letzteren für „Gott“ adoptirt haben. Wir können uns diese Ansicht ebensowenig wie die Adoption der Clicks (Schnalzlaute) seitens der Kafir von den Hottentotten aneignen. Die Bantu-Stämme haben eine entschiedene Abneigung, ihre Götter (= Ahnen) von einander anzunehmen. Was sollte die Kafir auch genöthigt haben, bei ganz fremden, ihnen noch dazu unsympathischen Menschen einen Namen für „Gott“ zu borgen, da sie doch keineswegs solch' eine deisidämonische Göttersucht hatten, wie die alten Athener? U-tixo ist entschieden in ihrer Idee erst aufgetaucht, als der Gottesbegriff ihnen in der Gestalt des Christenthums näher trat, ebenso wie den Ova-hérero der Ndjámbi unter gleichen Umständen[1]).

Was ist nun aber **U-tixo**? Etymologisch betrachtet, besteht das Wort aus drei Theilen, aus dem Nominalpräformativum hominis personae **U**, der Grundwurzel **-ti** und dem Suff. modificandi **xo**. Die Wurzel -ti ist sehr wahrscheinlich dieselbe wie in umu-ti, „Baum, Medicin“, und xo deutet auf etwas, das an dem Baume geschehen ist, oder in welcher passiven Beziehung das mit ti Begriffene zu dem Nominalpräformativum, das den Begreifer, Besitzer des Begriffenen etc. darstellt, gedacht werden soll, d. h. xo modificirt den Begriff vom Baume als „abgeschält, ausgehöhlt; die Rinde, als Medicin gestampft, gemengt“ und dergleichen (siehe: xo-ba und xo-bula in Sulu).

Hieraus liesse sich nun schliessen, dass U-tixo ursprünglich als ein „Medicinmann“, als ein „weiser Lebensspender“ oder ein „fruchtbarer, sich aufopfernder Baum“ gedacht wurde, der in sich und aus sich durch Saft und Schale Leben und Wohlsein bewirkte.

Eine andere Deutung wäre die der U-tixo als des „Urbaumerzeugers der Menschen“ (Bantu). Das Suffix xo zielte auch in diesem Falle auf etwas, das an dem Baume geschehen ist, als: „behauen, abgeschält, zu einem Gefässe (wie ein Bergungs- und Zufluchtsgefäss, Nachen) zugerichtet“ u. s. w. Beide Deutungen weichen im Sinne der Bantu-Religion nicht weit von einander ab. U-tixo gehört mithin in die Zeit, „wo die Götter noch Menschen und die Menschen noch Götter waren“, und deshalb reicht seine Bedeutung weiter wie U-nkulunkúlu.

### Mo-li-mo (Modimo).

In den Dialekten der Ba-sóto, Ba-tjŭána (Betschuana) u. s. w. steht für Gott der Name **Mo-limo.** Ueber die etymologische Bedeutung herrscht keine Einigkeit. Einige bringen ihn mit ho-limo („oben, hoch“) in Verbindung. Diese Ableitung ist erzwungen und grammatisch nicht zu rechtfertigen. Andere denken an Mo-le-mo“, „Medicin“ (Gut). Es wäre noch festzustellen, ob nicht „Mo-le-mo“ eine besondere (z. B. englische, e = i) Schreibweise von Mo-li-mo ist. Wäre dies der Fall, dann sind wir auf dem Wege zu U-tixo mit der Wandlung von t in l, und m in den Lateralclick x; beide wären dann nur dialektische Nuancen mit gleicher Urbedeutung[1]). Bei dieser Deutung (die wohl die wahrscheinlichste ist) verliert Mo-li-mo nun freilich sein ihm von Europäern beigelegtes Attribut: „höchstes Wesen“ und fällt damit ganz auf sein Bantu-Niveau zurück. Mo-li-mo (abgesehen vom Nominalpräformativum) hat auffallende Aehnlichkeit mit einem Worte der Ovambo-Dialekte, d. i. mit e-sŭi-mo (e-zi-mo) in Oshindonga und e-dimo in Oshikuánjama, welches „Urgeschlecht, Urfamilie, Kaste mit besonderen bürgerlichen Einrichtungen“ bedeutet. Es läge nun in der That nicht weit, in diesem Worte eine innige Beziehung zu Mo-li-mo zu vermuthen. E-sŭi-mo = e-dimo wäre (wie das Präformativum e andeutet) demnach der „Urfamilienstamm mit seinen Gesetzen, Gebräuchen“ etc.; Mo-li-mo hingegen (mit dem Präformativum der Classe: Mensch) der „Urstammmensch, der Urvater der Familie“. So verschieden sich die Bantu-Stämme in Mundarten und Gebräuchen, nach den Umständen (was wohl zu beachten ist) abwärts gehend, entwickelt haben, so haben sie doch in diesem und jenem Punkte immer etwas Gemeinsames und Gleiches in Worten, Wesen, Sitten, Einrichtungen etc. beibehalten, doch so, dass man dieses Gemeinsame und Gleiche hierhin und dahin, oft Hunderte von Meilen auseinander zerstreut finden kann, als hätte ein launiger Kobold die Ursprache der Bantu wie Blätter eines Baumes im Winde auseinander getrieben. Mo-li-mo und U-tixo sind nach obigen Bemerkungen als eine Person aufzufassen. Dies legt die Vermuthung nahe, dass die Kafir- und Batjuána-Stämme vor Alters eine grosse Familie waren.

### Ka-lúnga.

In diesem Worte ist Ka das Nominalpräformativum einer Wortclasse, deren Anschauungen als etwas Kleines, Geringes etc. aufgefasst werden sollen. Der Wortstamm ist lú-nga, verwandt mit ru-ka, „Jemand einen Namen geben, benennen“ und mit lú nga = ru-nga, „im Angesicht die Erregung des Gemüthes zeigen, kühn, tapfer, tüchtig sein“ (wie in lu-ngá-ma in Oshikuanjama). Dass ein so hohes Wesen, wie Kalúnga, mit diesem Nominalpräformativum gebräuchlich ist (was wohl in den Bantu-Dialekten nicht oft vorkommen mag), legt den Verdacht nahe, dass der Name ursprünglich einem puren Menschen beigelegt war, wie die alten Ova-mbándieru auch Ka-kúru statt Mu-kúru zu sagen pflegten.

Man hat Ka-lúnga mit Mu-lúngu (M'lúngu) der ostafrikanischen Dialekte identificiren wollen, was wohl anginge, wenn nur der Sprung von a zu u in der Endung nicht so gross wäre. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, dass dem Ka-lúnga die Bedeutung von lu-ngá-ma[2]) (was in den östlichen Dialekten möglicherweise lu-ngú-ka[3]) mit dem Begriffe von „kühn, tapfer, tüchtig, geschickt sein“ war) zu Grunde liegt, was die Bedeutung von Mu-lúngu,

[1]) Dies müsste wohl erst bewiesen werden. Damit stimmt auch nicht die Bemerkung am Schlusse des Abschnittes.
F. Müller.

[1]) Dies ist eine sehr gewagte Etymologie.
F. Müller.

[2]) ma, Suffix der Verba stativa.

[3]) ka, Suffix der Verba intransitiva.

wie wir bei diesem Namen gleich sehen werden, an die Hand gibt.

Auffallend ist die Aehnlichkeit von Ka-lúnga mit omu-lúnga, „der Fächerpalmenbaum", welcher im Ovamboland der vorherrschende, üppig gedeihende, sehr hoch werdende und reichlich Früchte tragende Baum ist. Wir haben schon auf die Tendenz der Baumapotheose in den Bantu-Sagen hingewiesen. Möglicherweise hat auch der traditionelle Stammvater der Ovámbo einen in die Landesverhältnisse übertragenen ähnlichen Namen gehabt. Nach ursprünglicher Sage soll Ka-lúnga (wie ja auch von Mo-li-mo geglaubt wurde) unter der Erde wohnen. Auch das Grab Mu-kúru's soll irgendwo zwischen Hérero- und Ovámboland sein. Man denkt sich also die Ahnenväter als gestorben, ihren Geist aber noch in dunkler Idee als wirksam und Einfluss übend, um das auch in der stumpfesten Heidenbrust wohnende Suchen und Sehnen durch Zauberei, Opferspende und allerlei Ceremonien in Noth und Tod zu befriedigen. Die Ova-hérero gaben dem Ka-lúnga (in ihrem Dialekte Ka-rúnga) noch den Beinamen Ndjámbi. Ersteren haben sie von den Ovámbo gehört, letzteren aber haben sie mit den Stämmen am Kongo (in deren Nzámbi) gemein. Dieser Name ist in ihrer Erinnerung einigermassen haften geblieben, seit sie (etwa vor 150 Jahren) in das Kaokoland und darauf in ihr jetziges Land vom Norden her einwanderten.

Das Wort o-ndjámbi bedeutet jetzt in ihrer Mundart „Lohn", wird aber nur unter gewissen Umständen für diesen Begriff gebraucht. Früher hat es wohl Zusammenhang gehabt mit uu-jámba der Ovámbo „Glück, Segen". Ndjámbi in apellativer Form mit der Terminatio activa i gibt den Sinn von „Glück-, Segenbringer, Glückgebender". Wir können hier nicht beurtheilen, ob Nzámbi der Kongostämme dieselbe Bedeutung hat; Ndjámbi ist aber gleichfalls die dialektische Anpassung jenes Namens. Karunga Ndjámbi wurde folglich als „Segen- und Glückgebender Karunga" aufgefasst, was dieser auch ursprünglich gewesen sein mag.

## Mu-lúngu, M'lúngu (M'súngu).

Mŭ-lungu (u in dem Präformativum kaum hörbar gesprochen) wird von denjenigen Stämmen der Bantu verehrt, die eine gewisse Stufe von Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit in künstlichen Arbeiten haben. In dem Dialekte der Amaxósa ist Um'-lúngu geradezu ein „Künstler", ein „Genie". Da die Ama-xósa-Kafir die ältesten Stämme der Bantu im östlichen Südafrika zu sein scheinen, so hätten diese die eigentliche Bedeutung von M'lúngu am besten bewahrt, jene aber hätten das „Genie" zu ihrem göttlich verehrten Wesen gemacht. In anderen Mundarten ist der Name M'-súngu dem Europäer als demjenigen, der ihnen das Wesen des M'lúngu am vollständigsten charakterisirte, beigelegt. Dieser Name scheint nach Abwerfung aller Nasallaute bei den A-mbúndu und Ba-ilunda in Angola gleich Suku zu sein [1]). Die Ama-súlu benennen den Europäer nach Art ihres Dialektes mit Um'-lúmbi, die Ova-hérero mit Otji-rumbu und legen demselben den Wortstamm **lu-mba = ru-mba**, „geschickt, kunstfertig, arbeitsam sein", unter (in Oshikŭánjama **lu-ngá-ma**). Merkwürdig ist nun, dass diese Stämme einen Künstler (wie einige Künstler die Kunst) zu ihren Genius rector gemacht haben. Da könnte etwas mehr dahinter gesteckt haben, als jetzt darin gefunden wird und die künstlichen Bauwerke in Südostafrika, welche man asiatischen, schätzesuchenden Völkern zuschreibt, könnten am Ende die Väter der Kafir-Bantu-Stämme zu Miturhebern haben.

[1]) Dies ist wohl eine sehr kühne Behauptung. F. Müller.

9. Herr Professor Dr. **Moriz Benedikt** in Wien beschreibt

## Ein Fellah-Gehirn.

(Mit 5 Text-Illustrationen.)

Es schien anfangs ein unlösliches Problem, die Constructionsideen auf der Gehirnoberfläche der Primaten mit jenen der anderen Säugethiere zu vergleichen und auf dieselben Grundideen zu reduciren.

De facto hat sich aber meine Idee bewährt, durch das Studium von Gehirnen von Degenerirten und von exotischen Rassen den gemeinschaftlichen Schlüssel aufzufinden (siehe meine Abhandlung: „Vergleichende Anatomie der Gehirnoberfläche. [Realencyclopädie der gesammten Heilkunde. 2. Aufl. Urban & Schwarzenberger, 1893.])

Besonders schwierig war es, den Parietallappen des Thieres auf jenen des Menschen zu reduciren und umgekehrt. Als Muster des vollständigen Vierwindungstypus erschienen die Gehirne vieler Raubthiere, z. B. des Hundes mit den drei Urwindungsfurchen von Leuret und Gratiolet, die ich mit $l_s$, $l_m$ und $l_i$ bezeichnet habe. Die Spuren dieser vier Windungen respective der drei Furchen im menschlichen Gehirne konnten ursprünglich nur aus den Trümmern mehr errathen als nachgewiesen werden.

Es waren hauptsächlich zwei methodische Grundsätze, die es mir ermöglichten, den Schlüssel zur vergleichenden Anatomie der Gehirnoberfläche zu finden. (Siehe l. c.)

Der erste lautet: Man müsse beim Studium einer Furche von demjenigen Typus derselben ausgehen, welcher möglichst alle Elemente enthält, welche von ihr bei den verschiedensten Thierclassen inclusive der Primaten vorhanden sind („Idealfurchen").

Der zweite lautet: Man müsse jede Furche in ihre Theile zerlegen, weil jeder dieser Theile für sich auftreten und verschwinden und jeder für sich mit Theilen anderer Furchen sich verbinden kann.

Da das ägyptische Gehirn, dessen Beschreibung Gegenstand dieser Abhandlung ist, vorzugsweise zum Beweise der identischen Constructionsidee des Scheitellappens bei den verschiedensten Thierclassen geeignet ist, so will ich eine kurze Darstellung des Hundegehirnes (Fig. 34) vorausschicken.

Die Zeichnung ist Turner entlehnt und ich habe dieselbe — durch Vergleichung mit anderen Hunde-

gehirnen — nur insoferne „stilisirt“, als ich von der Fissura ecto-lateralis ($el = o_3$) den Bogen weggelassen habe, der sie bei Turner mit der oberen Fissura Leuret ($l_s$) verbindet.

Man sieht die drei Urwindungsfurchen ($l_s$, $l_m$, $l_i$), welche um die Sylvi'sche Furche ($S$), die dem sogenannten aufsteigenden Schenkel der Sylvi'schen Furche des Menschen ($S$ in Fig. 35 und 36) entspricht, herumgeschwungen sind.

Durch die Furchen sind die vier Urwindungen ($I$—$IV$) von einander abgegrenzt.

Die Elemente dieser drei Urfurchen sind schon bei den Thieren vielfach auseinandergerissen oder fehlen, und beim Menschen vereinigen sich oft die Trümmer aller drei Urfurchen zu einer gemeinschaftlichen Furche der sogenannten Interparietalfurche ($ip$), welche massgebend für die anatomische Darstellung des menschlichen Scheitellappens geworden ist.

Wie man aus der Fig. 1 ersieht, habe ich erkannt, dass der hinten absteigende Bogen ($t_1$) der unteren Urwindungsfurche ($l_i$), als erste hintere Parallelfurche,

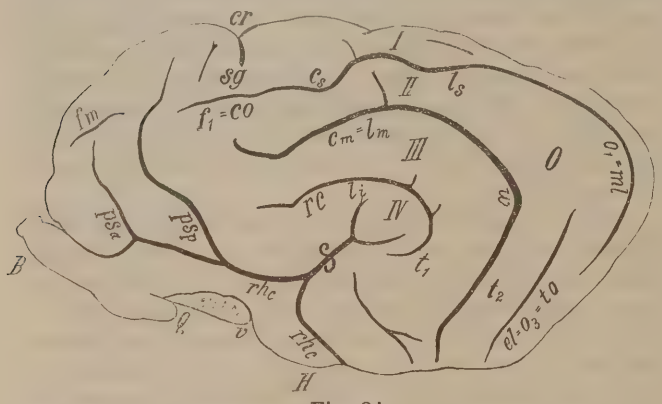



Fig. 34.

der Sylvi'schen Furche, der ersten Schläfenfurche des menschlichen Gehirnes entspricht.

Wegen der analogen Beziehung zur Sylvi'schen Furche entspricht der hintere absteigende Schenkel ($t_2$) der mittleren Urwindungsfurche ($l_m$) der zweiten Schläfefurche des Menschen.

Andererseits muss der vordere absteigende Bogen ($rc$) der unteren Urwindungsfurche ($l_i$) als erste vordere Parallelfurche zu $S$ als analog dem unteren Theile der Retrocentralfurche des Menschen angesehen werden und andererseits der vordere absteigende Bogen ($c_m$) der zweiten Urwindungsfurche — als zweite vordere Parallelfurche zu $S$ — als unterer Theil der Centralfurche des Menschen.

Dass die Querfurche ($c_s$) der ersten Urwindungsfurche ($l_s$) dem oberen Drittel der Centralfurche entspricht, habe ich seit Jahren aus den Thatsachen der Histologie, der experimentellen Physiologie und der Pathologie abgeleitet, und diese Lehre kann heute nach langem, vielseitigem Widerspruche als allgemein giltig angesehen werden.

Zur weiteren Erklärung der Fig. 34 sei noch bemerkt, dass das Bogenstück der mittleren Urwindung, das mit $w$ bezeichnet ist, der von mir als Wernicke'sche Furche bezeichneten entspricht (Fissura parieto-occipitales externa der Autoren), ferner dass die mit $c_s$ in Verbindung stehende Furche $co$ jener Coronarfurche entspricht, welche ich in der vergleichenden Gehirnanatomie als untere bezeichnet habe und die ich mit der ersten Stirnfurche ($f$) der Primaten identificirt habe, ferner dass die Fissura ecto-lateralis ($el$) mit einer constanten Furche ($to$), die von mir beim Menschen nachgewiesen wurde, gleichbedeutend ist, sowie auch die Fissura medio-lateralis ($ml$) ihre Analogie beim Menschen hat. Die kleine mit $fm$ bezeichnete Furche repräsentirt die Fissura fronto-marginalis beim Menschen (Eberstaller), während $ps_a$ und $ps_p$ die vordere und hintere Fissura praesylvica bezeichnet und mit $rh$ die Fissura rhinalis (in der Zeichnung ist irrthümlich der vordere — frontale — Theil dieser Furche mit $rh_c$ statt mit $rh_f$ bezeichnet.

Bevor ich zur Schilderung des ägyptischen Gehirnes übergehe, möge noch die allgemeine Bemerkung Raum finden, dass das Studium verschiedener Rassengehirne seine Bedeutung behalte, unabhängig davon, ob das Endresultat in Bezug auf durchgreifende Verschiedenheit positiv oder negativ ausfalle. Denn sowohl der Endsatz, dass auch das Gehirn durchschlagende Varietäten zeige, als die Antithese, dass das Genus Homo sapiens einen gleichartigen Hirnbau habe, wäre von fundamentaler Bedeutung. Die Schilderung muss weiter in's Detail gehen, weil wir heute nicht beurtheilen können, welches Vorkommniss von Bedeutung sei oder nicht.

Ich gehe nun zur Darstellung des Fellah-Gehirnes über, das ich der Güte der Collegen Sandwith und Kaufmann in Kairo verdanke. Die principielle Bedeutung dieses Gehirnes für die vergleichende Anatomie liegt vor Allem darin, dass es durch die Zusammenstellung beider äusseren Gehirnoberflächen (Fig. 35 und 36) gelingt, den Nachweis zu liefern, dass die Auffassung der dritten Urwindungsfurche und ihrer Bestandtheile beim Thiere und der betreffenden Vorkommnisse beim Menschen correct ist [1]).

Betrachtet man nämlich in Fig. 35 den Verlauf der ersten Schläfenfurche ($t_1$), so sieht man dieselbe sich in einem vollständigen Bogen um den aufsteigenden Ast der Sylvi'schen Furche nach vorne biegen, und nur durch ein kleines Windungsstück von dem unteren Theile der Retrocentralfurche ($rc_i$) getrennt. Vergleicht man dieselbe Furche in der linken Hemisphäre (Fig. 36), so sieht man umgekehrt den unteren Theil der Retrocentralfurche ($rc_i$) sich im Bogen über den aufsteigenden Ast der Sylvi'schen Furche ($S$) herumbiegen, und nur durch ein kleines Windungsstück von der ersten Schläfenfurche ($t_1$) getrennt.

Durch die complementäre Vollständigkeit ist es hier möglich, die dritte Urwindungsfurche ($l_i$) sowie die Umgrenzung der vierten Urwindung ($IV$) vollständig

[1]) Es sei bemerkt, dass in der rechten Hemisphäre der basilare Orbitallappen so steil von der äusseren Fläche abfiel, dass er in einer Ansicht mit der letzteren gezeichnet werden konnte, wodurch freilich die oberen Theile dieser äusseren Fläche in Verkürzung erscheinen.

wie beim Hunde herzustellen. Natürlich ist hier auch dieser Theil im Parietalhirne ungewöhnlich entwickelt, während die oberhalb gelegenen Theile zurückbleiben.

Wenden wir uns nun weiters der äusseren Fläche der rechten Gehirnhälfte (Fig. 35) zu. Wir sehen den Mittelbogen der zweiten Urwindungsfurche ($l_m$), welcher dem mittleren Bogen der Interparietalfurche ($ip_m$) entspricht, stellt. Es ist also hier vollständig möglich, im Parietallappen den Vierwindungstypus ($I$—$IV$) des completen Raubthiergehirnes zu erkennen.

Von höchstem Interesse ist die weitere Betrachtung der äusseren Oberfläche dieser Gehirnhälfte.

Man sieht, dass die sogenannte horizontale Hinterhauptsfurche ($ho$), die merkwürdigerweise als horizontal

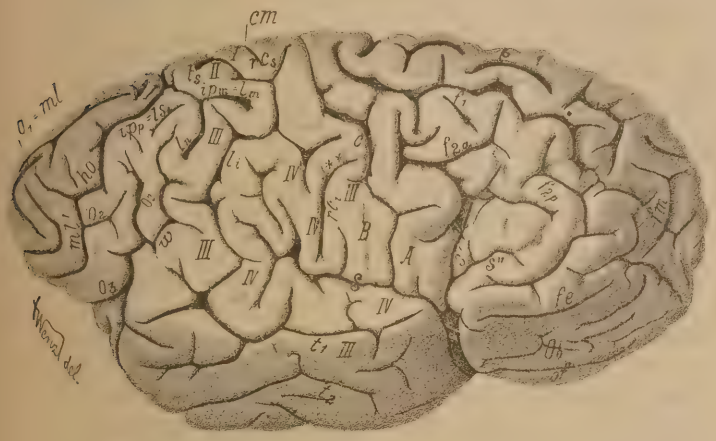


Fig. 35.

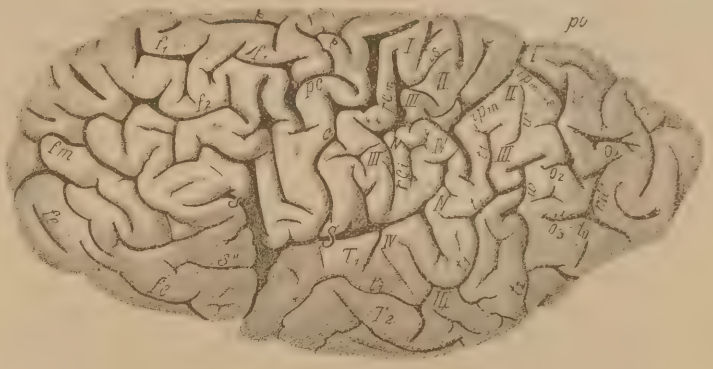


Fig. 36.

sowohl von der Wernicke'schen Furche ($w$) als von dem unteren Theile der Retrocentralfurche ($rc_i$) getrennt und seine Verbindung mit dem hinteren Theile der Interparietalfurche ($ip_p$) demonstrirt eher die Nichtzugehörigkeit zu letzterem Bogen als das Gegentheil. Dass aber die Interparietalfurche des Menschen aus drei Theilen bestehe, hat zuerst Sernof erwiesen, und dass der untere vordere Theil zum Systeme der dritten, bezeichnet wird, weil sie alles nur nicht horizontal, sondern transversal ist, sich zu einer mächtigen Tranversalfurche entwickelt, dessen unteren Theil ich mit $ml'$ bezeichnet habe. Genau dieselbe Entwicklung sieht man (in Fig. 36) auf der anderen Seite. Bis jetzt ist diese Entwicklung beim Menschen nicht beobachtet worden, und sie repräsentirt gewiss eine bedeutsame Varietät, welche viele scheinbar unbedeutsame secundäre transversale

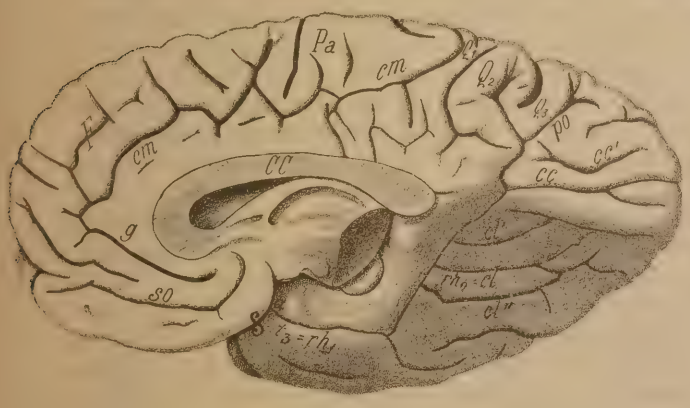


Fig. 37.

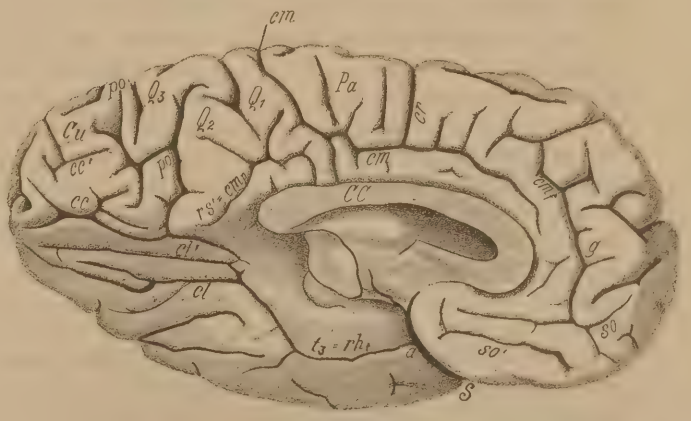


Fig. 38.

der mittlere ($ip_m$) zum Systeme der zweiten und der obere, hintere ($ip_p$) zum Systeme der ersten Urwindungsfurche gehört, habe ich erkannt und wird diese Thatsache durch dieses Gehirn wieder bestätigt.

Man sieht auch hier deutlich, dass der obere Theil der Interparietalfurche ($ip_p$) in der Flucht jener vorwärts gelegenen Secundärfurche des Parietallappens liegt, welche ebenfalls mit $l_s$ bezeichnet ist und mit ihr die erste oder obere Leuret'sche Furche ($l_s$) darFurchenbildungen anderer Gehirne aufklärt. In sagittaler Richtung durchquert diese transversale Furche rechts blos die zerrissene zweite Hinterhauptsfurche ($o_2$), während sie auf der anderen Seite (Fig. 36) auch von der unteren Occipitalfurche ($o_3$) durchquert wird.

Die Centralfurche ($c$) hängt hier wie auf der anderen Seite mit der Sylvi'schen Furche zusammen. Eigenthümlich ist auch rechts (Fig. 35) das Verhalten der zwei vorderen Fortsätze ($S'$ und $S''$) der Sylvi'schen

Furche. Diese dringt nämlich tief in die dritte Stirnwindung ein und gibt die genannten zwei Furchen als gabelige Endtheilung ab.

Bemerkenswerth ist ferner der Zusammenhang der ersten Stirnfurche ($f_1$) durch das obere Stück der Präcentralfurche mit der Centralfurche.

An der linken Hemisphäre (Fig. 36) ist die Interparietalfurche ($ip_m$) ganz verkümmert. In dem Winkel, wo sie mit der unteren Leuret'schen Furche ($l_i$) zusammenfliesst, ist das Parietalhirn nach vorne operculös verkümmert und der obere Abschluss dieses Operculum ist der eigentliche vordere Theil des mittleren Interparietalbogens ($ip_m$).

Die anderen wichtigen Vorkommnisse an der äusseren Fläche dieser Gehirnhälfte sind schon bei der Beschreibung der anderen hervorgehoben worden.

Die innere Fläche der rechten (siehe Fig. 37) und der linken Hemisphäre (siehe Fig. 38) enthalten einige Eigenthümlichkeiten, die auch mehr oder minder als Rasseneigenthümlichkeiten gelten dürften.

Dazu gehört vor Allem, dass beiderseits die Fissurae parieto-occipitales internae ($po$) die äussere Fläche nicht erreichen und einen gabelförmigen Ast in den Quadratlappen schicken.

Auffallend ist ferner wieder beiderseits der Zusammenhang der gabelförmigen Hinterhauptsfurche ($po + cc$) mit der Fissura collateralis ($cl = rh_o$) und mit der dritten Schläfenfurche ($t_3 = rh_t$) und der Zusammenhang dieses ganzen Systemes mit der Fissura fossae Sylvii ($S$) durch die Fissura amygdalina ($a$).

Auffallend ist ferner die grosse Steilheit der Fissura parieto-occipitalis und ihr Abseitsrücken von Splenium corporis callosi, was besonders in der linken Hemisphäre (Fig. 38) zur Bildung einer ausgiebigen secundären Fissura retrosplenica ($rs' = cm_p$) Veranlassung gibt.

In der linken Hemisphäre (Fig. 38) ist die Fissura calloso-marginalis in drei Theile zerrissen, enthält aber alle Elemente der „Idealfurche", wie wir sie beim Pferde und beim Gehirne degenerirter Menschen beobachten und darunter auch die soeben erwähnte Fissura retrosplenica.

Die Bildung und die ganze Art des Zusammenhanges der Hinterhauptfurche mit der Rhinalfurche bis zur Sylvi'schen Furche dürfte umsoweniger als eine individuelle Eigenthümlichkeit dieses Gehirnes, sondern vielmehr als eine Rassenvarietät angesehen werden, als sie gleichmässig auf beiden Seiten vorhanden ist.

Dasselbe gilt von dem beiderseitigen Verhalten der dritten Urwindungsfurche beider Scheitellappen und der Transversalfurche im Hinterhaupte. Die mächtige Abweichung dieses Gehirnes vom Typus der normalen europäischen Gehirne dürfte auch kaum als Ausdruck einer Degeneration anzusehen sein, sondern vielmehr als Ausdruck eines Variationstypus.

Jedenfalls hat sich dieses Gehirn als sehr geeignet bewährt, unseren morphologischen Blick und unsere morphologische Einsicht in die vergleichende Anatomie der Gehirnoberfläche zu erweitern und zu vertiefen und ich hoffe, es wird weiter anspornen, das Studium exotischer Gehirne zu betreiben.

## Monats-Versammlung am 12. December 1893.

1. Herr Dr. **M. Much** legt den Probedruck einer von ihm im Auftrage des hohen Ministeriums für Cultus und Unterricht entworfenen

### Prähistorischen Wandtafel

für Volks- und Mittelschulen und Lehrerbildungs-Anstalten vor.

Der Vortragende führt die Gründe an, welche für die Herstellung einer eigenen Tafel für die Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie massgebend gewesen sind und legt die Grundsätze, welche hiebei die Richtschnur gegeben haben, dar.

So anerkennenswerth das erste derartige Unternehmen, die von dem Freiherrn v. Tröltsch herausgegebene Tafel ist, so war deren unveränderte Annahme für Oesterreich doch nicht möglich; abgesehen davon, dass keiner der auf ihr dargestellten Gegenstände in Oesterreich selbst gefunden worden ist, schien es bei der in den weiten Ländern unserer Heimat doch wesentlich anders als im südwestlichen Deutschland hervortretenden Bedeutung der prähistorischen Culturperioden, wie beispielsweise schon bei der ersten derselben, der Steinzeit, nothwendig, eine andere Auftheilung zu treffen.

Da man sich hiezu einmal entschlossen hatte, liess man überhaupt eine andere Oekonomie mit dem Raume platzgreifen; man schied die Perioden strenger, beschränkte sich darauf, auf der Tafel nur die Figurenerklärung anzubringen, die man der leichteren Lesbarkeit wegen an den Fuss der Tafel setzte, und den auf das kleinste Maass beschränkten Abriss der vor- und frühgeschichtlichen Culturentwicklung und die nothwendigen Verhaltungsregeln, zusammen vier Quartseiten füllend, besonders zu drucken und dem Lehrer als Führer unmittelbar in die Hand zu geben.

Durch diesen Vorgang gewann man Raum zur Darstellung einer grösseren Zahl von Gegenständen und schuf sich die Möglichkeit einer zweckmässigeren Eintheilung. Massgebend für die Aufnahme der Gegenstände war der typische Charakter und die Signalisirung des Eintrittes neuer Culturmittel, neuer Kunstfertigkeiten und die ganze Periode kennzeichnender Erscheinungen.

Es ist beabsichtigt, diese Wandtafel in den verschiedenen Sprachen Oesterreichs erscheinen zu lassen.

Die künstlerische Ausführung derselben lag in der Hand des vortrefflichen Landschaftsmalers Ludwig Hans Fischer, eines Mannes, der sich selbst an unseren Forschungen betheiligt, der also nicht nur seine künstlerische Befähigung zur Verfügung stellte, sondern auch mit eigener Liebe für die Sache seine Aufgabe vollführte und das Werk wenigstens in dieser Beziehung zu einem gelungenen machte.

2. Herr Professor Dr. **Rudolf Meringer** bespricht unter Vorlage das jüngst erschienene Werk von Josef Eigl:

### Das Salzburger Gebirgshaus (Pinzgauer Typus).

Mit dem Werke Eigl's hat die Bauernhausforschung in Oesterreich wieder einen Schritt, und zwar diesmal

einen grossen, nach vorwärts gethan. Der Vergleich des vorliegenden Werkes mit dem von Gladbach drängt sich von selbst auf, und Eigl wird mit Ehren die vergleichende Prüfung bestehen.

Auf das Glücklichste reiht sich das Werk an die anderen, das österreichische Bauernhaus behandelnden Arbeiten. Was diese mit für die technische Seite der Frage ganz unzulänglichen Mitteln versucht haben, ist hier in geradezu mustergiltiger Weise gelöst.

Eigl's Werk soll hiemit blos mit Freuden begrüsst werden. Die Forschung wird es als eines der wichtigsten Hilfsmittel nicht mehr aus dem Auge lassen dürfen, und so wird jedem Mitarbeiter bei der Erforschung des volksthümlichen Hauses noch reichliche Gelegenheit geboten werden, dem Werke in jeglicher Weise gerecht zu werden.

* * *

Wir geben im Anschlusse daran eine eingehendere Mittheilung über den Inhalt dieses Werkes[1]).

Das von der Verlagshandlung Lehmann & Wentzel in Wien herausgegebene Werk „Das Salzburger Gebirgshaus (Pinzgauer Typus)" von Josef Eigl bringt eine eingehende Schilderung der Anlage von Hof und Haus im Pinzgau, in welchem kleinen Gebirgsgaue die Ausbildung der bäuerlichen Bauweise seinerzeit zu einer hervorragenden Entwicklung gelangt ist.

Dieselben Arten der Bauanlagen zeigen sich auch in dem an den Pinzgau angrenzenden Pongau, ferners sehr ähnliche in den, einstmals unter salzburgischem Cultureinflusse gestandenen, angrenzenden Tiroler Gebieten, ja, selbst theilweise in gewissen, nördlich vom Pinzgau und Pongau gelegenen Gebirgstheilen. Es ist demnach mit der vorliegenden Schilderung der Pinzgauer Bauweise auch im Allgemeinen jene des Salzburger Gebirgshauses gegeben, wobei allerdings der zwar politisch zum Kronlande Salzburg gehörige, geographisch und ethnographisch aber keineswegs dahin zu zählende Lungau strenge ausgeschieden bleiben muss.

Wir erblicken in dieser Bauweise jene des altbaierischen Gebirgshauses, welches ja im weiten Umkreise dominirt, im Pinzgau und Pongau einerseits, dann im benachbarten Tirol, insbesondere aber im salzburgischen Flachgau und Vorgebirge constructiv abweichende Entwicklungen gefunden hat.

Von diesen Entwicklungsvarianten hat die im Pinzgau und Pongau typische im Pinzgau eine hervorragend reiche und schöne Ausbildung erfahren, und dürfte nach dem Obigen der Pinzgau-Typus das Salzburger Gebirgshaus in seiner schönsten Blüthe repräsentiren.

Allerdings muss hier gleich im Vorhinein bemerkt werden, dass die Blüthezeit des Pinzgauer Hausbaues längst vorüber ist und sich auch dort — wie fast allerwärts — ein bedauerlicher Rückschritt in der bäuerlichen Bauweise bemerkbar macht. Umsomehr erscheint es angezeigt, dass Dasjenige, was aus guter Bauzeit noch erhalten ist, vor völliger Vergessenheit bewahrt und wenigstens bildlich der Nachwelt überliefert werde.

Der Verfasser hat es sich nun zur Aufgabe gestellt, den Typus des salzburgischen Gebirgshauses in dem angekündigten Werke durch Vorführung von Beispielen bäuerlicher Bauten aus Pinzgau eingehend zu schildern und sich hiebei der grössten Gründlichkeit bemüht, um ein möglichst genaues Bild desselben zu geben.

Nach einem Vorworte, aus welchem wir entnehmen, dass das in Wort und Bild gebrachte Material im Laufe von Jahren an Ort und Stelle und im unmittelbaren Verkehre mit dem Volke gesammelt worden ist, bringt die Einleitung zunächst eine kurze Schilderung des Pinzgaues in geographischer, geognostischer und klimatischer Beziehung, aus welcher hervorgeht, dass dieser fast allseitig abgeschlossene Gebirgsgau, welcher erst vor kaum zwei Decennien durch eine Bahnlinie dem Hauptverkehre eigentlich erschlossen ist, in zwei Flussgebiete zerfällt, mit welcher Zweitheilung auch eine verschiedene Art der Hofanlage in gewissem Zusammenhange steht.

Der Inhalt des Werkes selbst ist in drei Theilen behandelt, von welchen insbesondere der erste Theil, „Die allgemeine Anlage von Hof und Haus" erläuternd, für anthropologische Kreise von Interesse sein dürfte.

Es sind hiebei zweierlei Arten der Hofanlage unterschieden:

*a)* Die Anlage des Hofes als Gruppe von Baulichkeiten („Gruppenhöfe" — welche Anlage der bestbekannte Hausforscher Herr Oberst Bancalari sehr charakteristisch als „Haufenhof" bezeichnet);

*b)* die sogenannte „Vereinigte Hofanlage", bei welcher Wohn- und Wirthschaftsgebäude, unter einem First, zu einem Hauptgebäude zusammengezogen sind (eine Anlage, welche von Bancalari als „Einheitshaus" bezeichnet ist — wobei der Verfasser noch zwei Varianten dieser Anlage, je nach der Anordnung der Tenne, unterscheidet).

Diese beiden Arten von Hofanlagen sind in kleinen Ansichtsskizzen versinnlicht und in der Weise im Detail erörtert, dass die Grundrissanlage und der Aufbau nicht nur von dem Wohngebäude, sondern auch von den wesentlichen Nebengebäuden an der Hand planlicher Darstellungen klar vorliegen.

Ein besonderes Gewicht ist hiebei — wie wohl erklärlich — der Schilderung der Wohntheile beigemessen, wenngleich auch auf die bauliche Einrichtung der Stallungen — soweit dieses der zugemessene Raum gestattet — eingegangen ist.

Auch der Besitz- und Wirthschaftsverhältnisse ist bei Besprechung der vorgeführten Beispiele gedacht und desgleichen der ortsüblichen Benennung der Bautheile und deren Benützung.

In einem dritten Capitel dieses Theiles behandelt der Verfasser:

[1]) Siehe den Literaturbericht Nr. 34, S. 231 in diesem Bande der „Mittheilungen".

*c)* Die „Einzelhäuser“, und zwar unter diesen: das Haus des Kleinbauers, die Sölde, das Miethhaus und die Mauthmühlgebäude.

Der zweite Theil des Werkes gibt ein genaues Bild der üblichen Constructionsweise.

Zunächst wird der gemauerte Unterbau, sodann der Holzbau näher beleuchtet und hiebei insbesondere der Art der Holzgewinnung und Holzverwendung ein näheres Eingehen gewidmet, das uns erkennen lässt, mit welcher Vorsicht und Sorgfalt nach dieser Richtung hin zur Blüthezeit der Bauweise vorgegangen worden ist und wodurch uns auch das hohe Alter vorgeführter Bauten erklärlich wird.

Mit besonderer Ausführlichkeit ist sodann auf die Constructionsdetails eingegangen und sind insbesondere eingehend die Wandconstructionen, sowie das Legschindeldach, dann die Feuerungsanlagen behandelt und hiebei manche bisher selbst in Fachkreisen kaum bekannten Details und ihre Herstellungsweise genau erörtert.

Insbesondere ist auch die Entwicklung der Construction der Glockenthürmchen von ihrer einfachsten bis zur reichsten Form dargelegt, was von erhöhtem Interesse sein dürfte, weil diese originellen Dachzierden anderen Haustypen gänzlich fremd sind und dieselben nirgends zu gleich reicher und mannigfacher Ausbildung gelangt sind, wie im Pinzgau.

Im dritten Theile des Werkes ist die Architektur des Pinzgauer Bauernhauses besprochen, und zwar zunächst am Gebäudeäusseren, sodann am Gebäudeinneren.

Es ist in erster Linie darauf hingewiesen, dass sich die Holzarchitektur dieser Haustype auszeichnet durch: Harmonie in allen Theilen, Zweckmässigkeit, Ersichtlichmachung der Construction und Originalität der Formen.

Bei Erörterung der architektonischen Details werden insbesondere die noch völlig unbekannten, zum Mindesten unbeachteten Verzierungen an den sogenannten Schliessschrotten, die Ausstattung der Giebelaustragung mit an der Fasche angebrachten Malereien und Sinnsprüchen, die mannigfachen Thür- und Fensterverkleidungen, Gitter etc., die reichhaltige Ausbildung der Hausgänge und Altane mit ihren Ständern, Säulen und Blumentischchen, dann die reiche Ausstattung des Dachvorsprunges an der Giebelseite, die Verzierung der Dachpfetten etc., sowie endlich die schon erwähnten Glockenthürmchen gewiss mehrfaches Interesse sowohl in Fach- als auch in Laienkreisen bieten.

Im Gebäudeinneren ist der Decken- und der Wandtäfelungen gedacht, wie auch der originellen Ofen-Hängegerüste etc.

Endlich ist auch der inneren Einrichtung der Räume und des Hausgeräthes kurz erwähnt, soweit dieses eben der Umfang und der Hauptzweck des Werkes gestatteten.

Dank dem Entgegenkommen der Verlagsfirma entspricht die graphische Ausstattung des Werkes allen Anforderungen, indem die Wiedergabe der Zeichnungen in 37 Tafeln auf photolithographischem Wege erfolgt und durch Beigabe einer Farbentafel sowie durch entsprechende weitere Erläuterung der Wirkung der Malerei thunlichst Rechnung getragen ist.

67 in den Text gedruckte Figuren geben überdies dem Leser an passender Stelle erwünschte bildliche Aufklärung.

Der Ladenpreis von 15 fl. ö. W. ist für dieses illustrativ so reich ausgestattete Werk als ein sehr mässiger zu bezeichnen.

3. Herr Dr. **Wilhelm Hein** legt das kürzlich erschienene Werk von Dr. R. F. Kaindl in Czernowitz:

**Die Huzulen**

vor [1]).

* * *

Dieses mit Unterstützung der Anthropologischen Gesellschaft in Wien herausgegebene Werk ist mit 30 Illustrationen und einer Farbendrucktafel ausgestattet und zählt ausser einer Einleitung 17 Capitel. In der Einleitung sind kurze Mittheilungen über die Wohnsitze, Abstammung, die Sprache und den Namen der Huzulen enthalten. Die 17 Capitel handeln aber über folgende Gegenstände: Das Kind. Bursche und Mädchen. Werbung und Hochzeit. Mann und Weib. Die Familie. Haus und Hof. Das Dorf und die Behörden, Rechtsanschauungen. Lebensweise, Nahrung und Kleidung. Beschäftigung. Religiöse Anschauungen und Festkalender. Teufel und Gespenster. Zauberei. Heilkunst. Kosmogonie, Himmelskörper und Naturerscheinungen, das Weltende. Thiere und Pflanzen. Volksdichtung. Der Tod und die Leichenfeier.

4. Herr **R. v. Weinzierl** in Prag-Lobositz übersendet eine Notiz:

**Ein prähistorischer Töpferofen.**

(Mit 3 Text-Illustrationen.)

Im Jahre 1892 wurde bei der Neuanlage des Canales in der Hauptstrasse von Lobositz eine bedeutende Tiefgrabung vorgenommen. Unter dem Pflaster war nur theilweise eine geringe Aufschüttung, darunter die Ackerkrume, welche eine mächtige Lage Ziegelthones deckt.

Längs der ganzen Aushebung reihten sich Aschenlöcher, Feuerherde bis zu 4 m Durchmesser, bei einer Tiefe bis 1·50 m aneinander, wovon jedoch nur erstere wenige rohe Scherben ohne jedes Ornament enthielten.

Die Grabung wurde von der Ausmündung des Canales, also der niedrigsten Stelle angefangen, gegen den höchst gelegenen Theil fortgeführt. Die Ausmündung liegt noch im Inundationsgebiete der Elbe und von da an aufwärts nahmen die Aschenlöcher an Häufigkeit und Volumen zu.

Auf dem höchsten Punkte dieses Canales, in der Mitte der Hauptstrasse gegenüber dem Vincenz Pfannschmid'schen Familienhause, schürften die Arbeiter wieder ein Aschenloch an und brachten mir Stücke ge-

[1]) Siehe den Literaturbericht Nr. 32, S. 225 in diesem Bande der „Mittheilungen“.

brannten Thones, mit Löchern versehen. Vor Jahren schon erhielt ich ein grosses Stück eines solchen mit Getreidespreu vermengten, durchgeglühten und mit Löchern versehenen platten Thonklumpens, welches leicht gewölbt war. Leider war ich damals gelegentlich der Grundaushebung zu einem Hausbau nicht zugegen, weshalb ich weiter nichts mehr constatiren konnte, als eine elliptische Form des Brennofens, bei einem Längsdurchmesser von 1·50 m und einem Querdurchmesser von 1 m. Dieser Rost lag zerstört auf einem Haufen Holzasche; über demselben wurden rohe und feinere Gefässscherben gefunden.

Als mir nun die Arbeiter des Canalbaues ein Stück solchen „Rostes“ brachten, ging ich sofort daran, das

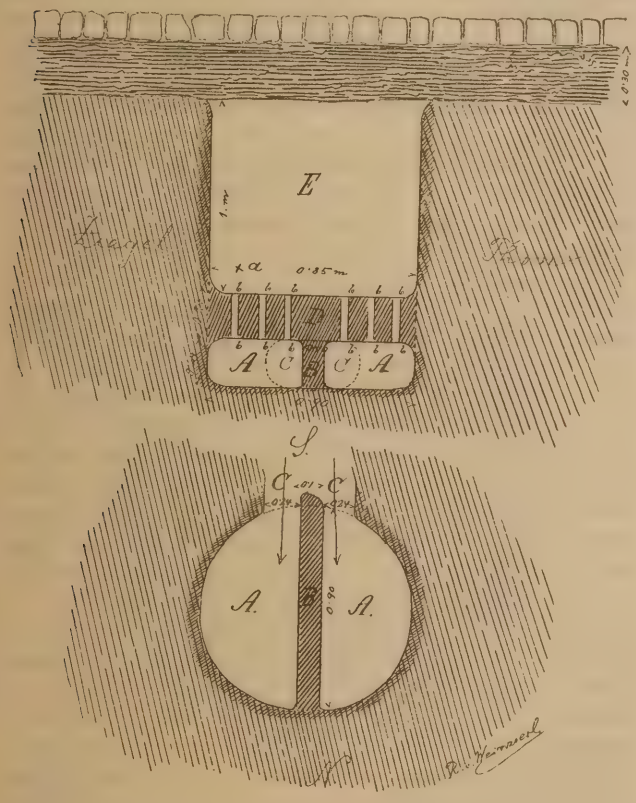



Fig. 39. Durchschnitt und Querschnitt eines prähistorischen Töpferofens in Lobositz.

„Aschenloch“ genau zu untersuchen. Da der Brennofen durch den Canal nur angeschürft wurde, so war es mir möglich, diesen ganz blosszulegen.

Unter dem Pflaster befindet sich eine 30 cm mächtige Schichte Ackerkrume; unter dieser, wie eingangs erwähnt, eine mächtige Schichte Ziegelthon[1]). In diesem, 1·48 m tief, war der „Gefässbrennofen“ eingeschachtet. Er zerfällt in zwei Theile (Fig. 39): den Feuerungsraum (*A*), den Brennraum für Gefässe (*E*), beide getrennt durch den 24 cm starken, ebenen und eingesetzten Rost (*D*)[2]), der in drei concentrischen Reihen ziemlich regelmässig 20—25 bis 5 cm im Durchmesser haltende Zuglöcher (*b*, *b*) hat. Dieser Rost ist gestützt durch eine diametral unterstellte, 10 cm starke Stützwand aus Thon (*B*), die den Feuerungsraum (*A*) in die Hälfte theilt. Der Eingang zum Feuerungsraum, gegen Süden gelegen, ist 58 cm breit, also beiderseits der Stützwand *B* ein Spielraum von 24 cm zum Zufeuern (*C*, *C*).

Die Wände des Brennschachtes (*E*) als auch die des Feurungsraumes (*A*, *A*) sind ausgeschmiert (geglättet) und bis zu 10 cm tief rothgebrannt, ein Beweis, dass der Brennofen viel in Verwendung gestanden hatte.

Der Ofen, im Querschnitt kreisrund, hat im Brennschacht einen Durchmesser von 85 cm, bei einer Tiefe von 1 m; der Feuerungsraum ist 24 cm hoch, bei einem Durchmesser von 90 cm.

Die Anlage des ganzen Brennofens entspricht vollkommen den heutigen primitiven Ziegelbrennöfen und

Fig. 40. Fussschale von Lobositz. 1/3 nat. Gr.

muss derselbe auch bis zuletzt im Gebrauche gewesen sein, da er vollkommen intact war.

Der Feuerungsraum war mit Holzasche und Holzkohlenstücken vollgefüllt; auch der Brennschacht enthielt Holzasche, Erdreich nebst Holzkohlenstücken und rohen Scherben.

Bei *a* in Fig. 39 fand ich eine aus rothgelbem Thon gut gebrannte Schale, deren Standfuss abgebrochen ist (Fig. 40). Die flache Schale ist auf der Drehscheibe verfertigt, ohne Glasur, mit verdicktem Rande.

Oberhalb dieses Bechers, tiefer in der Asche, fand ich eine 13·5 cm lange Nähnadel (Fig. 41) aus Eisen, mit langem Oehr, die beinahe ganz vom Rost zersetzt war und schleunigst conservirt werden musste.

Diese Nadel entspricht genau jenen der La Tène-Zeit. Leider war es mir nicht möglich, unter der Strasse hin den Eingang zur Feuerung näher zu untersuchen.

Etwas weiter aufwärts, gegenüber dem Hôtel „Zum schwarzen Ross“, wurde in einer Aschenlage ein schwacher

[1]) Die örtliche Untersuchung des Brennofens wurde mir in zuvorkommender Weise vom Bürgermeister, Herrn Dr. J. Kolb, gestattet.

[2]) Mit eingekneteter Getreidespreu — wahrscheinlich vom Weizen. Weizen fand ich bereits an vier Orten um Lobositz, in zwei Varietäten, einmal mit Korn gemischt.

Bronzereifen (Ohrring?) mit bommelartigem Anhängsel nebst einem kleinen Bronzenagel mit Kopf gefunden.

Noch muss ich erwähnen, dass beim Beginne des Canalbaues (oberhalb der Ausmündung desselben) ein Skelet aufgedeckt wurde, wovon leider nichts erhalten

Fig. 41. Nähnadel aus Eisen von Lobositz. $^2/_3$ nat. Gr.

blieb und bei welchem ein kleines Eisenmesser[1]), ein flacher, kleiner, gekerbter Bronzering nebst einigen Feuersteinsplittern, welche deutliche Eisenrostspuren tragen, gefunden wurde. Diese Grabstätte konnte ich nicht mehr untersuchen, da dieselbe bei meiner Ankunft bereits übermauert war.

5. Herr **Ludwig Hans Fischer** übersendet einen Bericht über

## Neolithische Funde in Schönbühl an der Donau

(Niederösterreich, Gerichtsbezirk Melk).

(Mit 11 Text-Illustrationen.)

Die Donau in Niederösterreich scheint im frühesten Alterthume eine ganz besondere Bedeutung gehabt zu haben, nicht nur als sicherer Verkehrsweg, sondern auch als Grenzscheide von einzelnen Volksstämmen. Es macht den Eindruck, als ob vom Norden herab und vom Süden hinauf sich hier die Volksmassen gleichsam gestaut hätten, denn die Menge der Ansiedelungen, welche an den beiden Steilufern des jetzigen und einstigen Flussbettes zu finden sind, ist eine auffallende, und stets mehrt sich die Zahl der aufgedeckten historischen und vorhistorischen Ansiedelungen.

Am rechten Ufer, von Melk bis hinab nach Hainburg, zeichnen sich die Ufer durch einzelne vorgeschobene Anhöhen aus, die von der Natur schon zu befestigten Anlagen geschaffen, oft nur geringer Nachhilfe bedurften, um ihre Bestimmung zu erfüllen. Solche Punkte, die in prähistorischer Zeit schon bewohnt waren, weisen in der Regel eine spätere Besiedelung durch die Römer auf, und heute krönen sie Klöster, Burgen oder Städte, wie: Melk, Göttweig, Mautern, Hollenburg u. s. w.

Bei allem guten Willen, etwas zu finden, ist es doch zumeist der Zufall, dem man eine neue Entdeckung zu danken hat, und so liess mich auch der Zufall nahe dem Kloster in Schönbühl bei Melk ein Steinbeil aus Serpentin auflesen, welches mich bald auf die Spur einer prähistorischen Ansiedelung brachte. Der Fahrweg, auf dem ich das Steinbeil fand, durchschneidet, einen kleinen Hohlweg bildend, den Boden einer alten Ansiedelung, wahrscheinlich eines einzelnen Gehöftes, der sich durch die graue Erdfarbe bald verrieth.

Die Terrainschwierigkeiten gestatteten mir vorläufig nicht mehr, als je 3 m² an zwei neben einander liegenden Parcellen abzugraben. Grabungsversuche an mehreren anderen Stellen blieben ohne Resultat; ich musste es daher wieder dem Zufalle überlassen, eine günstige Stelle zu weiteren Grabungen zu finden.

Im Nachfolgenden gebe ich den Bericht über das Resultat meiner Ausgrabungen. Bei dem verhältnissmässig geringen Umfange der aufgedeckten Schichte war das Resultat ein ganz günstiges und gibt ein gutes Gesammtbild dieser neolithischen Ansiedlung.

Die Aschenschichte, in der die meisten Artefacte lagen, war 10—15 cm dick; weiter davon entfernt war die Schichte gegen den darunter liegenden Löss dunkel, bräunlich gefärbt und speckig horizontal blätterig. Alle darin vorkommenden Gegenstände waren bunt durcheinander gestreut, Topfscherben und Bruchstücke von den verschiedensten Artefacten und Knochen.

Die Topfscherben sind $^1/_2$—1 cm dick, von grobem Materiale, an den Aussenflächen von feinerem, lichtbraunem Thon, im Kern aber schwarz, mit groben Sandkörnern gemischt. Die Ränder der Gefässe sind glatt, nicht umgestülpt, oft leicht nach innen oder aussen gebogen. Die Scherben lassen ihrer Krümmung nach auf Gefässe mit einem Durchmesser von 20—40 cm schliessen. Wenn Ornamente darauf vorkommen, so sind es zumeist aufgelegte Wülste, die mit dem Finger oder einem Instrumente in gewissen Abständen eingedrückt wurden (Fig. 42—45).

Bemerkenswerth ist, dass in Göttweig gefundene Gefässscherben denen in Schönbühl sehr gleichen, wie auch das von mir gefundene Steinbeil in Form und Gestein einem in Göttweig gefundenen gleicht.

Aus Thon gebrannt war ferner ein Webstuhlgewicht (Fig. 46) von cylindrischer Form mit einem Loche in der Achse des Cylinders. Der Thon war durch die Feuchtigkeit der Erde ganz mürbe, so dass ich das Webgewicht nur in Stücken erhielt; ich habe dasselbe aber noch ganz gesehen, als es beim Graben zum Vorschein kam.

Zahlreiche unregelmässige Stücke gebrannten Thones, die vor dem Brennen mit Stroh gemengt waren, halte

[1]) Dieser Fund wird im Bürgermeisteramte aufbewahrt.

ich für Reste eines Wandbewurfes. Einzelne Stücke von Ziegeln halte ich für zufällig hinzugekommen.

Unter den Artefacten aus Stein ist zu erwähnen:

Ein Steinbeil, 7 cm lang (Fig. 47), aus Serpentin, polirt, mit seitlich abgeschliffenen Rändern. Ein Bruchstück eines anderen, sehr schmalen Beiles lag in der Aschenschichte.

Eine dreikantige Pfeilspitze aus Feuerstein (Fig. 48).

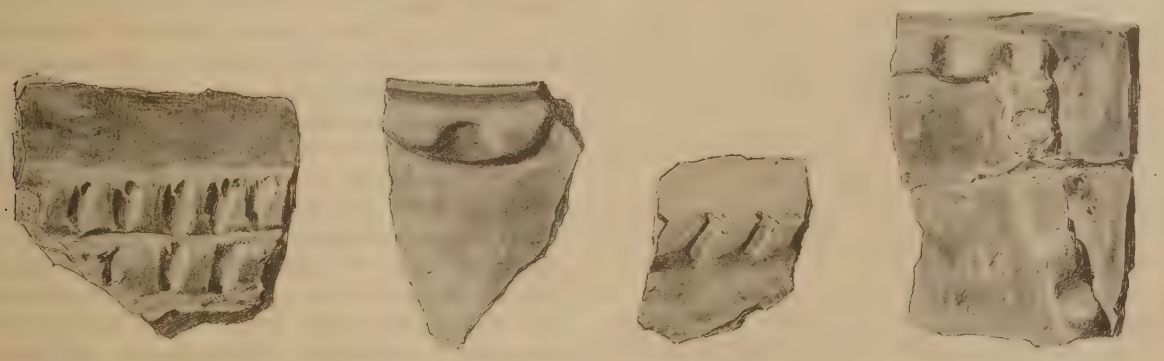


Fig. 42—45. Neolithische Topfscherben von Schönbühl an der Donau (Niederösterreich). $^2/_3$ nat. Gr.

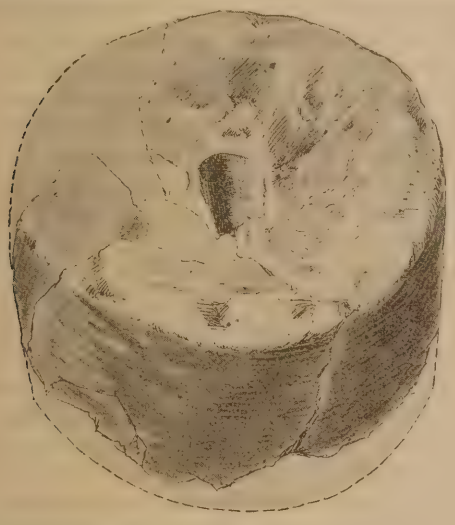


Fig. 46. Webstuhlgewicht aus Thon von Schönbühl. $^2/_3$ nat. Gr.

Ein Steinmesser (Fig. 49), ein Bruchstück eines Steinwerkzeuges und verschiedene Splitter.

Das Vorkommen von Bronze ist nur durch ein kleines Stück verbogenen Drahtes documentirt.

Fig. 48. Pfeilspitze aus Feuerstein von Schönbühl. Nat. Gr.

An Knochen-Antefacten fand ich einen Bohrer, aus einem Knochensplitter gemacht (Fig. 50), und ein 8·5 cm langes cylindrisches Stück aus Hirschhorn mit ziemlich stumpfer Spitze (Fig. 51). An den Seitenflächen ist einerseits die Bearbeitung deutlich erkennbar, andererseits die ursprüngliche Oberfläche des Hirschhornes. Ausserdem fand ich die Hälfte eines kleinen durchbohrten Cylinders aus Hirschhorn (Fig. 52). Hiezu rechne ich auch ein Stück Hirschhorn eines mächtigen Geweihes, das Mittelstück einer Gabelung. Es ist leider nicht daran zu erkennen, ob es bereits einem bestimmten Zwecke gedient hat oder vielleicht nur dazu in Vorbereitung war.

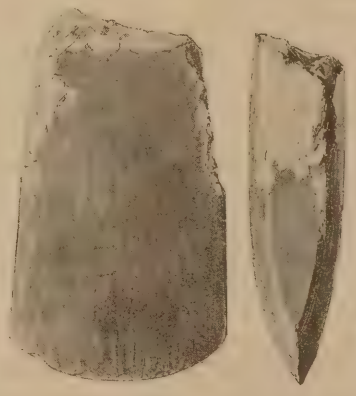


Fig. 47. Steinbeil von Schönbühl. $^2/_3$ nat. Gr.

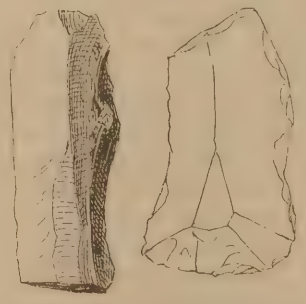


Fig. 49. Steinmesser von Schönbühl. Nat. Gr.

Fig. 50 u. 51. Bohrer aus Knochen und cylindrisches Stück aus Hirschhorn von Schönbühl. Nat. Gr.

An Knochen fanden sich vor: Edelhirsch, Ziege und Schwein.

Ganz in der Nähe der Fundstätte sollen vor dreissig Jahren mehrere Skelette in hockender Stellung ausgegraben worden sein; ob Beigaben dabei waren, konnte ich nicht eruiren.

Prähistorische Scherben habe ich in der Umgebung von Schönbühl an verschiedenen Stellen auf Aeckern gesammelt, besonders auf einem Hügel, der in schöner Rundung gegen die Donau abfällt, dem sogenannten

Fig. 52. Durchbohrter Cylinder aus Hirschhorn von Schönbühl. Nat. Grösse.

Klosterniedel, auf dessen ebener Krönung ein Weingarten des Klosters ist.

Es ist wohl Hoffnung vorhanden, dass hier noch Gelegenheit sein wird, mehr zu finden. P. Lambert Karner, der meine Fundstelle besucht hat, vermuthet aus einigen hier gefundenen Thonscherben, dass diese Gegend auch später durch die Römer besiedelt war.

6. Herr Dr. **Karl Plischke** in Prag berichtet über

## Die Ethnographische Ausstellung in Prag im Jahre 1895.

Als im Jahre 1891 in Prag eine allgemeine Landesausstellung von Gewerbe- und Industrieerzeugnissen veranstaltet wurde, gelangten auch andere Gebiete zur Geltung, so namentlich die bildenden Künste, das Schulwesen, Alterthümer (namentlich prähistorische) und Anderes. Kurz vor Eröffnung der Ausstellung kam noch eine ethnographische Fachausstellung dazu. Für die Sammlungen derselben wurde ein eigenes Gebäude in der Gestalt eines nordböhmischen Bauernhauses errichtet; Einiges kam auch zur Ausstellung auf der Galerie des Industriepalastes. Diese Abtheilung, namentlich das Bauernhaus selbst, erfreute sich eines so massenhaften Besuches seitens der Ausstellungsgäste, dass der Gedanke nahe lag, dieses offenkundige Interesse des Publicums für die böhmische Ethnographie auszunützen. Es fand sich auch bald ein Mann, der, gestützt auf seine mannigfaltigen Erfahrungen, dem Gedanken eine bestimmte Form lieh. Im Monate Juli 1891 wurde eine Versammlung sämmtlicher Fachmänner und Freunde der Ethnographie des böhmischen Volkes einberufen und derselben stellte ihr Einberufer, der Director des böhmischen Nationaltheaters, F. A. Šubert, auf Grundlage eines bereits ausgearbeiteten Programmes den Antrag zur Annahme, dass in Prag im Jahre 1893 eine selbstständige čecho-slavische ethnographische Ausstellung veranstaltet werde. Dieser Antrag fand die ungetheilte Zustimmung der Anwesenden, nur in dem Zeitpunkte der Veranstaltung gingen die Meinungen auseinander und wurde endlich festgesetzt, dass die Ausstellung im Jahre 1893, längstens aber im Jahre 1894 stattfinden solle. Unverzüglich wurde ein Comité gewählt, dem es zur Aufgabe gemacht wurde, alle Vorarbeiten vorzunehmen. Bald wurde dieses Comité zu einem definitiven Ausschusse für die Veranstaltung der Ethnographischen Ausstellung umgewandelt und die Arbeiten nahmen einen regelmässigen Fortgang. Das ursprünglich fast ausschliesslich auf das eigentlich Volksthümliche in dem Leben der Landbevölkerung beschränkte Programm wurde insbesondere durch die Bemühungen des Geschäftsleiters des Ausschusses, des Herrn Universitätsdocenten Dr. Em. Kovář, auf das gesammte physische und psychische Leben des böhmischen Volkes in allen seinen Schichten erweitert und so auf die Grundlage der modernen Ethnographie der Culturvölker gestellt. Auf diese Weise entstand ein sehr umfassendes Programm, zu dessen Ausführung sich die früher festgestellte Frist als unzulänglich erwies und den Aufschub der Ausstellung auf das Jahr 1895 nöthig machte, welcher Aufschub freilich auch durch andere, ausserhalb des Ausschusses liegende Ereignisse allgemeiner Natur wesentlich mitbeeinflusst wurde. Nach dem auf diese Weise entstandenen Programme wird in der Ethnographischen Ausstellung den eigentlichen Kern eine systematische Abtheilung von 15 fachwissenschaftlichen Gruppen bilden. In dem Hauptgebäude werden die Abtheilungen für Geographie, Demographie, Anthropologie, Sprachenkunde, Gebräuche, volksthümliche Literatur, volksthümliches Drama, volksthümliche Musik, Volkstrachten und Stickereien, volksthümliche Baukunst und die volksthümliche Kunst überhaupt enthalten sein. Zum Theile werden daselbst auch collective Regionalausstellungen installirt werden. Die Landescultur, die Viehzucht, Bienenzucht, Fischerei und Schifffahrt, Jagdwesen, Holzindustrie, Kohlenbrennerei, Berg- und Hüttenwesen werden in besonderen selbstständigen Localitäten zur Ausstellung gelangen. Die Häuslichkeit des Volkes wird durch besondere in der Ausstellung errichtete Dorfgebäude veranschaulicht. In selbstständigen Gebäuden werden auch die bildenden Künste und eine Sammlung von Alterthümern, insbesondere der prähistorischen Zeit, untergebracht. Zweck dieser archäologischen Abtheilung ist, ein systematisches Bild der Culturentwicklung des böhmischen Volkes in der vorhistorischen Zeit durch eine Reihe chronologisch zusammengestellter, typischer Funde zu geben. Nebst einzelnen systematisch zusammengestellten Funden werden dieselben auch durch ganze Gräber, durch Bilder, Reconstructionen und ausserdem durch archäologische Karten dargestellt werden. Ein Pavillon wird auch die selbstständige Exposition der Studentenschaft bergen, damit auch die für das Leben des Volkes wichtige Thätigkeit derselben zur Geltung kommt. Im Pavillon der Stadt Prag soll die Abtheilung für das böhmische Kriegswesen und die Geschichte der Waffen in den böhmischen Ländern Platz finden. Dieser Abtheilung wird dann eine heraldische Ausstellung angereiht werden, in welcher sich eine vollständige Sammlung der Wappen böhmischer Geschlechter und Städte, Siegel und Aehnliches befinden soll.

Die untere Partie des Ausstellungsplatzes wird nebst dem böhmischen Dorfe und den Gebäuden für Hüttenwesen, Bienenzucht etc. eine besondere Schulabtheilung enthalten, welche die Schulsection nach ihrem Specialprogramme arrangiren wird.

Weitere Abtheilungen werden die Expositionen der Journalistik und Literatur, des Dramas und der Musik bilden.

Die Abtheilung für Baukunst wird öffentliche und private Stadtbauten, Burgen und Schlösser, Kirchenbauten, welche eine historische Bedeutung oder Kunstwerth besitzen, als: Capellen, Kirchen, Klöster, Glockenthürme, Friedhöfe, Einsiedlerhütten, Rathhäuser, Schulgebäude, Stadtthore, Wälle, Portale, Fontänen und denkwürdige Plätze überhaupt darstellen.

Die Abtheilung für Volkstrachten wird aufweisen: *a)* Reste von Stoffen und Bestandtheile von Trachten (Spangen, Nadeln etc.) und Schmuckgegenstände aus archäologischen Funden, insoferne ihr böhmischer Ursprung sichergestellt erscheint; *b)* anschauliche Skizzen von Trachten böhmischen Ursprunges, sowie auch von Trachten, welche in den böhmischen Ländern üblich waren. Diese Skizzen sollen nach den erhaltenen Denkmalen, nach Miniatur- und Wandmalereien, nach Münzen, Siegeln, Epitaphien, Statuen etc. gezeichnet werden. Dabei werden die einzelnen Zeitalter, welche neue Epochen in der Entwicklung der Trachten bezeichnen, ihrem Charakter entsprechend getrennt werden und es soll das Hauptgepräge jeder betreffenden Zeit und die Hauptzüge der Mode jedes Zeitabschnittes zur Veranschaulichung gelangen.

Die Abtheilung für Religion wird ihrem Wesen nach die Entwicklung der kirchlichen Kunst, ausserdem kirchenhistorische Karten der böhmischen Länder, Karten der Kirchengüter, Bilder aus der Religionsgeschichte, die theologische Literatur etc. enthalten.

In einer Nachbildung eines Theiles von Alt-Prag werden die Abtheilungen für den böhmischen Handel und für die Geschichte der Industrie untergebracht werden.

In erster Reihe wird aber die Sorge des Ausstellungscomités dem Kerne der Ausstellung, nämlich der volksthümlichen Abtheilung, zugewendet werden.

Behufs Ausführung dieses umfassenden Pensums wurde eine rege Thätigkeit entfaltet. Durch gedruckte Aufrufe und Fachprogramme, durch Reisen und Vorträge der Ausschussmitglieder und anderweitige Agitation wurde die Organisation von Localsectionen in Böhmen, Mähren und Schlesien begründet. In Böhmen griff man zu der Institution der autonomen Bezirksvertretungen. Dieselben erwiesen sich auch fast durchwegs dem Gedanken freundlich und errichteten in den Gebieten ihrer Amtsthätigkeit locale Comités und schafften auch in der grössten Anzahl von Fällen die nöthige materielle Basis für die Aufnahme der Thätigkeit. In Mähren und Schlesien, in welchen beiden Ländern keine Bezirksvertretungen functioniren, bildete man Ortssectionen in allen wichtigeren Städten und Orten oder auch Gausectionen für ganze Landstriche (so z. B. für die mährische Slovakei). Die Thätigkeit in den Sectionen wurden nicht überall mit gleicher Intensität aufgenommen. Es waren nur wenige Sectionen, die vom ersten Augenblicke an sich mit Hingabe der keineswegs leichten Arbeit unterzogen. Wenn man bedenkt, welche Unsumme von Arbeit und Mühe nur die Sammlung des bereits bestehenden Materiales aus den Dörfern und die Ueberführung desselben in die Bezirksstadt kostet, so wird man erst ersehen, welch' grosse Aufgabe die vollständige Durcharbeitung des Programmes den Sectionen auferlegt, besonders da es gewöhnlich nur einige wenige Personen sind, welche die ganze Arbeit zu bewältigen haben.

In Mähren, und in der Folge indirect auch in Böhmen, kam der ethnographischen Bewegung der Umstand zu statten, dass bereits vor einer Reihe von Jahren der unterdessen verstorbene Professor der Prager Universität, Dr. M. Tyrš, bestrebt war, den Kunstsinn in Mähren durch Veranstaltung kleiner Kunstausstellungen in verschiedenen Städten zu heben. Das Verdienst, diese Art Agitation auch für die Ethnographische Ausstellung geweckt zu haben, gebührt den Herren P. Ign. Wurm, Consistorialrath in Olmütz und JUC. J. Tuna in Göding, welch' letzterer zu dem Zwecke verschiedene Theile Mährens wiederholt bereiste. Der Erfolg dieser Bestrebung war überraschend, denn bald erkannte man, dass dies der beste Modus war, um in den Localsectionen intensive Arbeit zu erwecken. Ohne die aus der Veranstaltung solcher ethnographischer Sammel-Ausstellungen erflossene Rivalität einzelner Sectionen untereinander würde man in vielen derselben für die Ethnographische Ausstellung kaum die Hand gerührt haben. So aber entstand ein förmliches Ringen um die besten Leistungen in dieser Richtung. Ausser diesem einen Erfolge der Regional-Ausstellungen ist auch noch ein zweiter, nicht minder wichtiger, zu verzeichnen. Es ist dies die Zerstreuung des vielfach vorkommenden Misstrauens der Landbevölkerung und deren Belehrung über den Werth der ethnographischen Denkmale. So manches werthvolle und unersetzliche Stück geht nur deswegen verloren, weil sein Eigenthümer sich dessen Werthes nicht bewusst ist. In Mähren war die Gefahr, auf diese Weise Alles zu verlieren, nicht so gross, wie in Böhmen selbst, denn die mährische Landbevölkerung führt theilweise noch immer, oder hat doch noch vor wenigen Jahren das eigenartige, specifische Leben geführt, während in Böhmen kaum mehr irgendwo die ursprünglichen Sitten und Gebräuche, Trachten und Bauten sich lebendig erhalten haben. Der höhere Grad in der Pflege der Industrie und überhaupt der vorgeschobene Posten Böhmens gegen das Abendland zu haben es bewirkt, dass die Bevölkerung in ihrer äusseren Lebensweise das Eigenartige abgestreift und mehr oder minder die internationalen Formen angenommen hat. Dieser Process hat schon vor einer Reihe von Decennien begonnen und ist zur Stunde derart vorgeschritten, dass man kaum mehr als die Trümmer zu retten hoffte. Das überaus günstige Resultat der Sammel-Ausstellungen in Böhmen hat in Folge dessen sehr überrascht. Der wohl überall bestehende Conservativismus des Landvolkes hat mehr bewahrt, als zu vermuthen war. Selbst in der unmittelbaren Nähe Prags, in den bestcultivirten Bezirken, hat sich eine solche Fülle von ethnographischem Materiale erhalten, so dass fast mit Sicherheit zu erwarten ist, dass noch so ziemlich Alles, was zu der specifischen Lebensweise des böhmischen Landvolkes am Anfange des XIX. Jahrhunderts gehörte, durch

typische Proben wird vorgeführt werden können. Im Anschlusse an mehrere dieser Ausstellungen wurden auch Congresse von Vertretern der einzelnen Sectionen abgehalten und ist namentlich der Congress in Hlinsko zu erwähnen. Dieser Congress verhandelte nicht nur über die weitere Organisation der Vorarbeiten für die Ausstellung, sondern befasste sich auch mit dem Schutze der Ausstellungsobjecte vor Agenten, welche sich gleich bei Gelegenheit der ersten Sammel-Ausstellungen einstellten und ihrer Thätigkeit, an manchen Orten leider nicht ohne Erfolg, eifrig oblagen. Der Congress fasste auch mehrere Beschlüsse in dieser Richtung, von welchen die wichtigsten hier angeführt werden mögen. So zeigte es sich, dass die Sammel-Ausstellungen in Folge der Bezeichnung derjenigen Gegenstände, welche den einzelnen Ausstellungs-Commissionen nur leihweise verliehen wurden, mit dem Namen des Eigenthümers zu förmlichen Adressbüchern für die Agenten geworden sind und es war zu befürchten, dass die grosse Ausstellung in Prag, insoferne diesem Missstande nicht gesteuert werden sollte, einen bequemen Marktplatz für diese Händler abgeben würde. Es wurde also beschlossen, in Zukunft die Namen der Privateigenthümer geheim zu halten; dies ist aber freilich nur eine Präventivmassregel. Die Gegenstände müssen, soferne es möglich ist, in feste Hände kommen. Zu diesem Zwecke soll ein dichtes Netz von Bezirksmuseen gegründet werden, welche einerseits durch ihre eigenen Sammlungen belehrend und conservirend wirken, andererseits aber zu Sammelcanälen für ein grosses Centralmuseum in Prag werden sollen. Für alle diese Museen wird ein gemeinschaftliches Statut ausgearbeitet, in Folge dessen sie nur Glieder einer allgemeinen, einheitlich verwalteten Organisation sein werden. Zu diesem Zwecke werden wohl auch im Wege der Landesgesetzgebung Anstrengungen gemacht werden. Andererseits hat man auch am 28. September 1893 eine Čecho-slavische Ethnographische Gesellschaft in Prag constituirt, welche zwar in den ersten Jahren ihres Bestandes hauptsächlich bei der Rettung und Aufbewahrung von Ethnographicis behilflich sein soll, deren Aufgabe in der Zukunft aber die systematische Sichtung und wissenschaftliche Bearbeitung des gesammelten Materiales bilden wird. Auf diese Weise hofft man, durch diese ausserordentliche Anstrengung des ganzen Volkes in einigen wenigen Jahren ein Werk auszuführen, auf dessen Gelingen man kaum mehr gehofft hat, sobald man des rapiden Schwindens alles des specifisch Eigenartigen gewahr wurde, was das Leben des Volkes aufzuweisen hat.

Die Aufgabe ist nicht leicht, doch wird wohl deren Gelingen nicht nur den erwünschten Erfolg für die Ethnographie des čecho-slavischen Stammes bringen, sondern auch zum Wegweiser für andere Völker werden, wie es auch ohne Initiative des Staates möglich ist, die Rettung der ethnographischen und anderer Denkmale in grossem und erschöpfendem Massstabe in kurzer Zeit zu bewerkstelligen [1]).

[1]) Ausgezeichnete Vorbilder sind dafür schon vorhanden in der grossartigen Thätigkeit, welche Dr. Hazelius in Stockholm seit einer Reihe von Jahren entfaltet, ferner in dem Berliner Museum für Volkstrachten, in der Daschkow'schen ethnographischen Sammlung (im Rumjanzow-Museum) in Moskau und endlich in Oesterreich in dem ausgezeichneten Museum, welches der grosse Patriot Wladimir Graf Dzieduczycki in Lemberg schuf. Anm. d. Red.

7. Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

Bella, Lajos: Jelentés a Sopronmegyei régészeti társulat 1892. évi müködéséről. Sopron 1893. 26 S.

Nehring, Dr. A.: Ueber die Tundren-, Steppen- und Waldfauna aus der Grotte „Zum Schweizerbild" bei Schaffhausen. (Naturwissenschaftliche Wochenschrift. VIII. Nr. 10. S. 91 bis 93.)

Sarajevo: Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini. Urednik Kosta Hörmann. Godina III, 1891. Knjiga IV und Godina IV, 1892. Knjiga IV. Sarajevo 1891. 1892.

Montreal: The Canadian Record of Science. V, 4. Montreal 1892.

München: Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXIV. Jahrg. Nr. 1—4. S. 1—32.

Berlin: Veröffentlichungen aus dem königlichen Museum für Völkerkunde. II. Band. 3./4. Heft. Berlin 1892. VIII + (81 bis 164) S.

Milwaukee: Tenth Annual Report of the Board of Trustees of the Public-Museum of the City of Milwaukee. September 1st, 1891, to August 31st, October 1st 1892. Milwaukee 1891. 74 S.

Melingo, P. v.: Griechenland in unseren Tagen. Studien und Bilder. Wien und Leipzig 1892. XII + 224 S.

Paris: Société d'Anthropologie de Paris Reconnue d'Utilité Publique en 1864 (Rue de l'École-de-Médecine, 15). Catalogue de la Bibliothèque à la date du 31 décembre 1890. Première partie: Catalogue alphabétique. Deuxième partie: Catalogue par ordre de matières. Paris 1891. IV + 352 + IV + IV + 470 S.

Manouvrier, Docteur L.: La détermination de la taille d'après le grands os des membres. [Extrait des Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris. 2e série, t. IV. p. 347—402.] Paris 1892. Mit 6 Tafeln.

Moscou: Congrès internationaux d'Anthropologie et d'Archéologie préhistorique et de Zoologie à Moscou le 10/22—18/30 août 1892. Matérieaux réunis par le Comité d'organisation des congrès concernant les expositions, les excursions et les rapports sur des questions touchant les congrès. Première Partie. Moscou 1893. IV + 158 + 16 + X + 138 + 12 + 36 S. Mit 11 Tafeln.

Boas, Franz: The growth of children. [Science, vol. XX. Nr. 516. S. 351—352.]

Boas, Franz: Notes on the Chinook language. [From the American Anthropologist for January, 1893, p. 55—64.]

Boas, F.: Anthropologie in Amerika. [Separat-Abdruck aus dem Correspondenz-Blatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft 1892. Nr. 11 und 12. (Bericht der XXIII. allgemeinen Versammlung in Ulm a./D.) S. 114—116.]

Brinton, Daniel G.: Address delivered on Columbus Day, October 21, 1892, at the Library and Museum Building of the University of Pennsylvania, Philadelphia. Philadelphia 1892. 8 S.

Brinton, D. G.: Further Notes on Fuegian Languages. [Reprinted June 2, 1892, from Proc. Amer. Philos. Soc. Vol. XXX, p. 249—254.]

Brinton, Daniel G.: Further Notes on the Betoya Dialects; from Unpublished Sources. [Reprinted Jan. 7, 1893, from Proc. Amer. Philos. Soc. Vol. XXX, p. 271—278.]

Brinton, D. G.: The Etrusco-Libyan Elements in the Song of the Arval Brethren. [Reprinted Jan. 30, 1893, from Proc. Amer. Philos. Soc. Vol. XXX, p. 317—324.]

Brinton, D. G.: Reminiscences of Pennsylvania Folk-Lore [The Journal of American Folk-Lore. Vol. V, p. 177—185.]

Brinton, Daniel G.: Analytical Catalogue of works and scientific articles by Daniel G. Brinton. 16 S.

Gatschet, Albert S.: Der Yuma-Sprachstamm nach den neuesten handschriftlichen Quellen dargestellt. Vierter Artikel. [Separat-Abdruck aus Zeitschrift für Ethnologie. Jahrg. 1892.] Berlin. 18 S.

Radde, Dr. G.: Bericht über das kaukasische Museum und die öffentliche Bibliothek in Tiflis für das Jahr 1892. Tiflis 1892. 26 S.

Brinton, D. G.: The Boturini-Aubin-Goupil Collection of Mexicana. — Current Notes on Anthropology. XXIV. The Neanderthal Skull. [Science. Vol. XXI. Nr. 527, p. 127, 133, 136.]

Brinton, D. G.: Current Notes on Anthropology. XXIII. — The Alphabets of the Berbers. [Science. Vol. XXI. Nr. 525, p. 102, 104.]

Brinton, D. G.: Current Notes on Anthropology. XVII, XVIII, XIX, XX, XXI, XXII. [Science. Vol. XX. Nr. 507, p. 232. Nr. 509, p. 260. Nr. 511, p. 285. Nr. 515, p. 339. Vol. XXI. Nr. 521, p. 46. Nr. 523, p. 75.]

Brinton, D. G.: Crania Ethnica Americana. (Book Review.) [Science. Vol. XX. Nr. 510, p. 278.]

Kopenhagen: Nordiske Fortidsminder. Udgivne af det kgl. Nordiske Oldskriftselskab. Avec des Résumés en Français. 2. Heft. S. 35—68. Mit Taf. VI—XIV.

5 Photographien von Perchtenmasken aus dem städtischen Museum Carolino-Augustum in Salzburg. (Geschenk des Herrn Directors Dr. Alexandrr Petter.)

München: Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXIV. Jahrgang. Nr. 5, S, 33—40.

Montreal: The Canadian Record of Science. Volume V. Number 5. S. 261—316. Mit 4 Tabellen.

Battle Creek Michigan: Modern Medicine and Bacteriological World. Bulletin of the Laboratory of Hygiene Sanitarium, Battle Creek, Mich. Vol. II, No. 3. March, 1893. [59—82] + 28 S.

Kellogg, J. H.: Methods of precision in the investigation of disorders of digestion. Read before the Cincinnati meeting of the Mississippi Valley medical Association, Oct 13, 1892. Battle Creek, Mich., 1893. 74 S.

V Brně: Výroční zpráva o činnosti Musejního spolku brněnského za rok 1892. V Brně, 1893. 24 S.

Campi, L.: Das Heiligthum des Saturnus auf den schwarzen Feldern (campi neri) bei Cles. S. 69—75.

Guben: Niederlausitzer Mittheilungen. Zeitschrift der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde. III. Band. 1. und 2. Heft. Guben, 1893. 132 S. Mit 2 Tafeln.

Mies, Dr. Joseph: Ueber die Knöchelchen in der Symphyse des Unterkiefers vom neugeborenen Menschen (Ossicula mentalia). Mit 3 Abbildungen. [Abdruck aus: Anatomischer Anzeiger. VIII. Jahrgang (1893). S. 361—365.]

Talko-Hryncewicza, Dra Julijana: Zarysy lecznictwa ludowego na Rusi południowej. Kraków 1893. IV + 462 pp.

Naue, Dr.: L'age de bronze dans la Haute-Bavière. [Société d'Anthropologie de Lyon, Séance du 5 décembre 1891.] IV + 16 pp. Mit 14 Tafeln.

Campi, L.: Scoperte archeologiche fatte a Vervò nell'Annaunia. Pubblicazione eseguita a cura della Società degli Alpinisti tridentini. Rovereto 1892. 12 pp. Mit 1 Tafel.

Sarajevo: Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini. Urednik: Kosta Hörmann Vladin savjetnik. V. 1893. 1. Sarajevo 1893. 172 S. Mit 5 Tafeln.

Hettner, Dr. Felix: Die römischen Steindenkmäler des Provincialmuseums zu Trier mit Ausschluss der Neumagener Monumente. Mit einem Beitrag von Dr. Hans Lehner und 375 Textabbildungen von E. Eichler und P. Thomas. Ueberreicht von der Gesellschaft für nützliche Forschungen. Trier 1893. VI + 294 S.

Pigorini, L.: La Terramara Castellazzo di Fontanellato nel Parmense. Estratto dalle Notizie degli Scavi del mese di dicembre 1892. Roma 1893. 6 S.

Boas, Franz: Zur Mythologie der Indianer von Washington und Oregon. [Sonder-Abdruck aus dem „Globus". Band 63. Nr. 10, 11 und 12. 10 S.]

Mestorf, J.: Aus der skandinavischen Literatur. [Archiv für Anthropologie. Bd. XXI, S. 455—470.]

Mestorf, J: Urgeschichte und Archäologie. V. Dänemark. VI. Schweden. VII. Norwegen. [Verzeichniss der anthropologischen Literatur; Archiv für Anthropologie. Bd. XXI, S. 23—25.]

Zaborowski, M.: Découverte de deux squelettes à Villejuif et à Thiais. Leurs caractères ethniques. Leur ancienneté d'après la methode de M. Ad. Carnot. 4 S.

Martin, Dr. Rudolf: Zur physischen Anthropologie der Feuerländer. Mit 19 Abbildungen und 2 Tafeln. Braunschweig 1893. IV + 64 S

Rački, Dr. Franjo: Osvrt na 25-godišnje djelovanje jugoslavenske Akademije znanosti i umjetnosti. U Zagrebu 1893. 28 S.

Kasan: Iswjästija obschtschestwa archeologii, istorii i etnografii pri imperatorskom Kasanskom uniwersitet. Tom. IX, Heft 1 und 2; Tom. XI, Heft 1. Kasan 1891—1893.

Kasan: Trudii tchestwertago archeologitscheskago sjäsda w Rossii, biwschago w Kasan s 31 ijulja po 18 awgusta 1877 goda. Tom perwii. Kasan 1884. [Geschenk von Professor Dr. Nikolaus Tolmatschew.]

Lisboa: Boletim da Sociedade da Geographia de Lisboa. Fundada em 1875. 11ª Serie, Nos 6—10. Lisboa 1892.

Berlin: Kunst-Salon von Amsler & Ruthardt. Jahrgang 1892/93. Heft 1—6.

Orsi, P.: Contributi all' Archeologia preellenica Sicula. Parma 1891. 64 S. Mit 3 Tafeln.

Kaindl, Dr. Raimund Friedrich: Zur Alterthumskunde der Bucovina. Das Landesmuseum. Der Serether Museum-Verein. Das Münzen- und Antiquitätencabinet an der Universität Czernowitz. [Separatabdruck aus Nr. 5 der „Romänischen Revue" 1892. Wien. 14 S.]

Jahres-Bericht des städtischen Museum Carolino-Augusteum zu Salzburg für 1892. 88 + XIV S.

Archiv for Mathematik og Naturvidenskab. Udgivet af Sophus Lie, Worm-Müller og G. O. Sars. Trettende Bind. 1.—4. Heft. Kristiania 1889.

Ranke, J.: Professor Dr. Hermann Schaaffhausen, Geheimer Medicinalrath in Bonn. 42 S. (Geschenk von M. Schaaffhausen.)

Schlegel, G.: Messrs. Hoffmann and Serrurier's Japanese Dictionary. [Extrait du T'oung pao.] Leide 1893. 6 S.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

# Verzeichniss

der

**Institute, Vereine und Redactionen,** mit welchen die Anthropologische Gesellschaft in Wien im **Schriftentausch** steht.

(S. bedeutet nur Tausch gegen die Sitzungsberichte.)

**Agram:** Südslavische Akademie der Wissenschaften.
— Kroatische archäologische Gesellschaft.
**Amsterdam:** Königliche Akademie der Wissenschaften.
— Aardrijkskundig Genootschap.
**Athen:** Kaiserlich deutsches archäologisches Institut.
**Basel:** Evangelische Missions-Gesellschaft.
**Batavia:** Genootschap van Kunsten en Wetenschappen.
**Belgrad:** Redaction des Starinar archäologickoi družtva.
**Berlin:** Königliche Akademie der Wissenschaften.
— Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie u. Urgeschichte.
**Bombay:** Anthropological Society.
**Bonn:** Verein von Alterthumsfreunden der Rheinlande.
**Boston:** Redaction d. Journ. of Amer. Ethnol. and Archaeology.
**Braunschweig:** Redaction des Globus.
**Bregenz:** Vorarlberger Museumsverein.
**Breslau:** Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur.
— Museum für schlesische Alterthümer.
**Brünn:** Mährisch-schlesische Gesellschaft für Ackerbau, Natur- und Landeskunde.
— Naturforschender Verein.
**Brüssel:** Académie Royale des Sciences.
— Société d'Anthropologie.
— Société d'Archéologie.
**Budapest:** Ungarisches National-Museum.
— Gesellschaft für die Völkerkunde Ungarns.
**Calcutta:** Asiatic Society of Bengal.
**Cambridge:** Archaeological Institute of America.
— Redaction des Journal of American Folk-lore.
**Chicago:** Redaction d. Amer. Antiquarian and Oriental Journal.
**Christiania:** Foreningen til Norske Fortidsm. mærkers Bevaring.
**Czernowitz:** Bukowinaer Landesmuseum.
**Danzig:** Naturforschende Gesellschaft.
**Demerara:** Roy. Agricult. and Commerc. Soc. of British Guiana.
**Dorpat:** Gelehrte Esthnische Gesellschaft.
**Dresden:** Naturwissenschaftliche Gesellschaft „Isis".
**Dublin:** Royal Society.
**Dürkheim a. H.:** Naturwissenschaftlicher Verein „Pollichia".
**Edinburgh:** Scottish Geographical Society.
**Florenz:** Società italiana di Antropologia etc.
**Frankfurt a. d. O.:** Redaction der Societatum litterae. (S.)
**Genf:** Société de Géographie.
**Görlitz:** Gesellschaft f. Anthr. u. Urgeschichte d. Oberlausitz
**Graz:** Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark.
**Haag:** Koninklijk Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indie.
**Halle a. d. S.:** Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinische Akademie.
**Helsingfors:** Finska Videnskabs Societeten.
— Finnische Alterthums-Gesellschaft.
**Innsbruck:** Museum Ferdinandeum.
**Irkutsk:** Ostsibirische Section der kais. russischen geographischen Gesellschaft.
**Kasan:** Gesellschaft für Archäologie und Ethnographie an der Universität.
**Kiel:** Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein.
**Kiel:** Anthropologischer Verein in Schleswig-Holstein. (S.)
**Klagenfurt:** Naturhistorisches Landesmuseum.
— Geschichtsverein für Kärnten.
**Königsberg:** Alterthumsgesellschaft „Prussia".
— Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
**Kopenhagen:** Kongel. Danske Videnskabernes Selskab.
— Kongel. Nordiske Oldskrift Selskab.
**Krakau:** Akademie der Wissenschaften.
**Laibach:** Musealverein für Krain.
**Leiden:** Internationales Archiv für Ethnographie.
**Linz:** Museum Francisco-Carolinum.
**London:** Royal Society.
— Anthropological Institute of Great-Britain and Ireland.
— Redaction des Journals Folk-Lore.
**Lüttich:** Institut archéologique Liègeois.
— Société du Folklore Wallon.
**Lyon:** Société d'Anthropologie.
— Muséum d'histoire naturelle.
**Mailand:** Reale Istituto Lombardo di scienze e lettere.
— Società italiana di scienze naturali.
**Modena:** Società dei Naturalisti.
**Montreal:** Geological and Natural history-Survey of Canada.
**Moskau:** Kaiserliche Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie.
— Kaiserliche Archäologische Gesellschaft.
**München:** Königliche Akademie der Wissenschaften.
— Redaction der prähistorischen Blätter. (S.)
**New-York:** Redaction der Science.
**Nürnberg:** Germanisches National-Museum.
**Parenzo:** Società istriana di Archeologia e storia patria.
**Paris:** Société d'Anthropologie.
— Redaction des Journals L'Anthropologie.
— Société de Géographie.
— Société nationale des Antiquaires de France.
— Redaction der Mélusine.
— Redaction des Journals La Tradition.
— Redaction der Revue mensuelle de l'École d'Anthropologie.
— Redaction der Revue archéologique.
— Redaction der Zeitschrift „Le Tour du Monde".
— Musée Guimet.
**Philadelphia:** American philosophical Society.
**Posen:** Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.
— Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft in Posen.
**Prag:** Königl. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften.
— Naturwissenschaftlicher Verein „Lôtos".
— Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.
— Lese- und Redehalle der deutschen Studenten.
— Redaction des Český lid.
**Rio de Janeiro:** Museo nacional.
**Rom:** R. Accademia dei Lincei.
— Società geografica italiana.
— Redaction des Bullettino di Paletnologia italiana.
**Salzburg:** Gesellschaft für Landeskunde.
**Santiago:** Deutscher wissenschaftlicher Verein. (S.)

**Schwerin:** Verein für mecklenburgische Geschichte.
**Shanghai:** China branch of the Asiatic Society.
**Singapore:** Straits branch of the Royal Asiatic Society.
**Sophia:** Fürstlich bulgarische literarische Gesellschaft.
**Spalato:** Redaction d. Bullettino di Archeol. e Storia Dalmata.
**Stockholm:** Kon. Vitterhets Historie och Antiqvitets Akademia.
— Svenska Sällskapet för Antropologi och Geografi.
**St. Petersburg:** Kaiserliche Archäologische Commission.
— Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
— Kaiserliche Geographische Gesellschaft.
— Russische Anthropologische Gesellschaft. (S.)
**Strassburg:** Redaction der Antiqua.
**Stuttgart:** Redaction der Württembergischen Vierteljahrshefte.
**Sydney:** Royal Society of New South Wales.
**Tiflis:** Kaukasische Abtheilung der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft.
**Tokio:** Anthropological Society.
— Asiatic Society of Japan.
**Toronto:** Canadian Institute.
**Trient:** Biblioteca e Museo comunali di Trento.
**Trier:** Gesellschaft für nützliche Forschungen.
**Turin:** Redaction der Zeitschrift Cosmos.
**Warschau:** Redaction der Wisła.
**Washington:** Smithsonian Institution.
— United States Geological Survey.
— Anthropological Society.
**Wellington** (Neu-Seeland): Polynesian Society.
**Wien:** K. k. Gesellschaft der Aerzte.
— K. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale.
— K. k. geographische Gesellschaft.
— K. k. geologische Reichsanstalt.
— K. k. naturhistorisches Hofmuseum.
— Verein für Landeskunde von Niederösterreich.
— Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.
— Wissenschaftlicher Club.
**Wiesbaden:** Verein für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung.
**Woking:** Redaction der Asiatic Quarterly Review.
**Zürich:** Gesellschaft für vaterländische Alterthümer.

# Ingwald Undset †.

Nicht unvorbereitet und dennoch überaus schmerzlich trifft uns die Nachricht von dem Heimgange unseres correspondirenden Mitgliedes Dr. Ingwald Martin Undset, der in Christiania am 3. December 1893 einem langwierigen Rückenmarksleiden erlag. Ein tragisches Geschick hat einen der grössten Forscher auf dem Gebiete der prähistorischen Archäologie, welcher seit seiner Jugend seine hervorragenden Geistesgaben mit selbstloser Hingebung der Urgeschichte gewidmet hatte, noch lange, ehe er das Zenith seiner steil ansteigenden Gelehrtenlaufbahn erreicht hatte, gehemmt und ihm nicht vergönnt, seinen ungeheueren, durch systematische und mit den grössten Opfern durchgeführte Studien und Studienreisen zusammengetragenen Schatz von Fachkenntnissen der Wissenschaft vollauf nutzbar zu machen.

Ingwald Undset wurde in Drontheim am 9. November 1853 geboren. Er hat also das 40. Lebensjahr nur wenig überschritten. Es wird berichtet, dass er bereits als Schüler der Lateinschule seiner Vaterstadt bedeutende Anlage und Vorliebe für historische und prähistorische Studien zu erkennen gab. Diese Studien pflegte er denn auch speciell auf der Universität zu Christiania und schon mit 19 Jahren begann er, sie durch selbstständige Forschungen zu vertiefen, indem er zunächst Studienreisen in seinem engeren Vaterlande unternahm, um ihnen später eine auf immer weitere Kreise sich erstreckende Ausdehnung zu geben.

Die skandinavischen Staaten, in welchen die Archäologie mehr als anderwärts auf die seit vielen Generationen systematisch gesammelten vaterländischen, also grossentheils „prähistorischen“ Alterthümer angewiesen ist, haben sich vor dem übrigen Europa den Vorsprung erworben, die urgeschichtlichen Studien schon sehr früh zu einer von staatswegen geförderten Aufgabe zu machen und dieser vorgeschrittenen Auffassung verdankte Undset wiederholte Reisestipendien, welche es ihm ermöglichten, seine Studienreisen der Reihe nach auf die skandinavischen Nachbarländer, auf Norddeutschland (1876, 1879 und 1880), die übrigen mitteleuropäischen Staaten und endlich auf Italien und Griechenland auszudehnen.

Schon im Jahre 1876 machte er sich auf dem Internationalen Congress für Anthropologie und prähistorische Archäologie zu Budapest unter der grossen Schar hervorragender Fachmänner, die da versammelt war, durch seine umfassenden Kenntnisse bemerkbar. Der Aufenthalt in Ungarn regte ihn zu seinen „Études sur l'âge de bronze de la Hongrie“ (I. Theil, Christiania 1880) an, welche aber unvollendet blieben und deren Resultate (Ableitung mittel- und nordeuropäischer Bronzezeitformen von ungarischen) er später, nachdem er Italien kennen gelernt hatte, selbst theilweise richtigstellen musste. Als reife Frucht seiner Musealstudien (er hatte allein 60 nordeuropäische Sammlungen besucht) erschien 1881 sein bedeutendstes Werk, „Jernalderens begyndelse i Nordeuropa“, uns in der von J. Mestorf besorgten vortrefflichen deutschen Ausgabe unter dem Titel: „Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa“, Hamburg 1882, wohl vertraut. In dieser bahnbrechenden, ein grossentheils bis dahin unpublicirtes riesiges Fundmaterial beherrschenden Untersuchung zeigte er ganz im Detail die wohlbekannte, aber niemals vorher so genau studirte Erscheinung, dass das Eisen in den nordeuropäischen Funden, trotz der zahlreichen, von einem dauernden Verkehre zwischen Nord und Süd zeugenden Einzelnobjecte um mehrere Jahrhunderte später als in den südlichen auftritt, und zwar um so später, je weiter man nach Norden geht, so dass es in Norddeutschland während der La Tène-

Periode und in Skandinavien erst während der römischen Kaiserzeit herrschend wird. Mit diesem, seitdem zum Gemeingute aller Prähistoriker gewordenen Hauptinhalte des Buches war unter Anderem auch den Lehrmeinungen von der Priorität des Eisens vor der Bronze (Hostmann, Beck etc.) die archäologische Bedeutung vollkommen abgeschnitten, wenn auch erst ein Decennium später (durch Olshausen) die volle Haltlosigkeit der vorgebrachten Belege nachgewiesen wurde. Ausser diesen Hauptresultaten kam aber den Fachmännern jedes einzelne Capitel im Besonderen zu statten, so dass das Buch zu einer oft und oft ausgebeuteten Fundgrube wurde. Mit vollstem Rechte konnte Undset selbst die nur in einem solchen Werke als nicht unbescheiden zu bezeichnende Ansicht aussprechen, „einen Wegweiser gestellt zu haben, der zur Orientirung in dem Gewirre des grossen Materiales behilflich sein wird"; und zu hoffen, „dass die dadurch gewonnene Uebersicht die archäologischen Verhältnisse Norddeutschlands in der hier behandelten Epoche in neuem, klarerem Lichte zeigen werde, dass die von mir versuchte Zusammenstellung des Materiales den deutschen Collegen nützlich sein und meine Arbeit in mancher Hinsicht ein Ausgangspunkt für neue Untersuchungen werde". Er hat auch, ohne je ein aufdringliches Wort fallen zu lassen, diesen Untersuchungen vielfach die Wege gewiesen. Bald erlebte er die Freude, dass seinem Werke einstimmig der Platz und der Wirkungskreis, den er ihm gewünscht hatte, zuerkannt wurde.

Die Funde der ersten Eisenzeit Italiens und der Ostalpen hatte Undset in „Jernalderens begyndelse i Nordeuropa" als die Basis an den Anfang seiner Untersuchungen gestellt und der genauesten Kenntniss der südeuropäischen Funde galt sein nächstes Bestreben. Ohne Säumen machte er sich noch im Jahre 1881 nach Italien auf, um in diesem Lande sowie in Griechenland das Material für den gross geplanten Ausbau seines Werkes zu sammeln. Drei Jahre widmete er diesem Studium, und kaum eine öffentliche oder Privatsammlung, keine der beachtenswertheren Antiquitätenhandlungen dieser Länder blieb undurchforscht. Einige Nebenproducte dieses im regsten, empfangenden und spendenden Verkehre mit den dortigen Fachgenossen betriebenen Studiums waren schon während dieser Zeit zu finden in der Zeitschrift für Ethnologie (1883, Grabstellen von Pesaro; 1886, Nordische Bronzen in Italien), dem Bullettino di Paletnologia Italiana (1882 und 1883, darunter: Se la fibula esista nella terremare) und den Annali dell' Instituto di corrispond. archaeolog. Aber diese Studien forderten von ihm auch ausserordentliche Opfer — an seiner Gesundheit und an seinem Vermögen. Die classische Arbeit „L'antichissima necropoli Tarquiniese" (Annali dell' Inst. 1885), mit welcher er im Vereine mit Helbig, der die jüngeren Partien (Annali 1884) bearbeitete, ein einheitliches Werk über die Funde von Corneto schaffen wollte, wurde durch eine lebensgefährliche Erkrankung so weit zurückgehalten, dass er sie erst im Jahre 1885 herausbringen konnte.

Von diesen Reisen zurückgekehrt, musste er, anstatt in seiner Heimat oder vielleicht in Deutschland eine Stellung zu finden, welche ihm, dem damals besten Kenner der vorgeschichtlichen Funde Italiens und Mitteleuropas, ermöglicht hätte, ganz der Wissenschaft zu leben, den Posten eines Universitätsbibliothekars in Christiania antreten. Dies hat den grossen Zug seiner Arbeiten unzweifelhaft beeinträchtigt. Wir finden ihn in dieser Zeit mit verschiedenen Themen beschäftigt. Eine Reihe von mehr als einem Viertelhundert wichtiger Publicationen behandelt: Allgemeine Fragen der Urgeschichtsforschung, Die Station La Tène, Rheinländisches, Ungarisches, vornehmlich aber nordische Funde, in welch' letzteren sich seine kritischen Studien bis auf die mittelalterlichen Inschriften erstreckten.

Als aber jene Krankheit, die an seinem Leben zehrte, so bedrohliche Fortschritte machte, dass ihm wohl selbst um die endliche Ausführung seiner grossen Pläne bange werden mochte — er konnte ja seit Jahren die Feder nicht mehr selbst führen und war auf die Secretärsdienste seiner geliebten, aufopferungsvollen Gattin angewiesen — da entschloss er sich, etwas von seinem auf den Südreisen gesammelten Baumateriale in losen Steinen herauszugeben. Es erschienen in der Zeitschrift für Ethnologie die „Archäologischen Aufsätze über südeuropäische Fundstücke" (I. Zu den ältesten Fibeltypen, II. Zu den Bronzen von Olympia, 1889; III. Die ältesten Schwertformen, IV. Antike Wagengebilde, V. Ueber italische Gesichtsurnen, 1890; VI. Alterthümer der Völkerwanderungszeit in Italien, VII. Orientalische Einflüsse innerhalb der ältesten europäischen Civilisation, 1891), wahre Schatzkästchen für den Prähistoriker.

Das, was allen diesen Arbeiten den gemeinsamen Charakter verleiht, ist die mit der eindringendsten Sachkenntniss gepaarte Bedächtigkeit des Gelehrten, welche ihn nicht mit einem einzigen Worte weiter gehen lässt, als das mit seltener Meisterschaft beherrschte Fundmaterial ihn führt. Durch diesen Charakter haben seine Schriften etwas an der ihrem Reichthume gebührenden zündenden Wirkung und an momentanem Erfolge eingebüsst, aber sie haben sich einen für lange Zeit hinaus gleich bleibenden Werth gesichert.

Alle, die mit Undset in nähere Berührung gekommen, rühmen seine echte persönliche Liebenswürdigkeit und die hinter seinem ernsten, ruhigen Aeusseren lodernde helle Begeisterung nicht nur für seine Fachstudien, sondern auch für antike und moderne Kunst und Geschichte, für alles Schöne, Grosse und Edle. Unsere Gesellschaft hat ihm und sich selbst die Ehre der Wahl zum correspondirenden Mitgliede im Jahre 1881 erwiesen und er hat den Verkehr mit Wien seitdem stets aufrecht erhalten. Neben dem Verluste des unersetzlichen Fachgelehrten haben wir den Verlust eines wackeren Freundes zu beklagen.

J. Szombathy.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann, A. Weisbach und J. N. Woldrich.
Redactions-Beirath: M. Much und E. Zuckerkandl.
Redacteur: Franz Heger.

# MITTHEILUNGEN

der

# Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

Redactions-Comité:

DR. FRANZ RITTER VON HAUER, DR. MATTHÄUS MUCH, DR. FRIEDRICH MÜLLER,
JOSEF SZOMBATHY, DR. KARL TOLDT, DR. S. WAHRMANN.

Redactions-Beirath:

DR. M. MUCH, DR. E. ZUCKERKANDL.

Redacteur:

FRANZ HEGER.

Sitzungsbericht Nr. 4, redigirt von DR. JOHANNES RANKE in München.

## XXIV. BAND.

(Der neuen Folge XIV. Band.)

---

*Mit 4 Tafeln und 315 Text-Illustrationen.*

---

WIEN.

In Commission bei ALFRED HÖLDER, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

1894.

Köhler & Hamburger, Wien, VI. Mollardgasse 41.

# INHALT.

## Abhandlungen.


Seite

**Andrian, Freiherr v.** Ueber Wetterzauberei . . . . . 1
**Kříž, Dr. M.** Die Lösslager in Předmost bei Prerau. (Mit 4 Text-Illustrationen) . . . . . 40
**Jelinek, Břetislav.** Materialien zur Vorgeschichte und Volkskunde Böhmens. II. Theil (Mit 71 Text-Illustrationen) . . . . . 57
**Much, Dr. M.** Kelt oder Celt oder keines von beiden? 84
**Boas, Franz.** Der Eskimo-Dialekt des Cumberland-Sundes 97
**Bünker, J. R.** Typen von Bauernhäusern aus der Gegend von Oedenburg in Ungarn (Mit 14 Text-Illustr.) 115
**Hovorka Edler v. Zderas, Dr. Oskar.** Verstümmelungen des männlichen Gliedes bei einigen Völkern des Alterthums und der Jetztzeit, mit besonderer Berücksichtigung der sogenannten Infibulation und Kynodesme. (Mit 12 Text-Illustrationen) . . . 131
**Weinzierl, Robert Ritter v.** Neolithische Gräber einer Nekropole aus verschiedenen Epochen bei Lobositz. (Mit 23 Text-Illustrationen) . . . . . 144
**Hoernes, Dr. Moriz.** Ausgrabungen auf dem Castellier von Villanova am Quieto in Istrien. (Mit 98 Text-Illustrationen) . . . . . 155
**Haberlandt, Dr. M.** Die Eingeborenen der Kapsulan-Ebene von Formosa. (Mit 37 Text-Illustrationen) 184
**Niederle, Dr. Lubor.** Bemerkungen zu einigen Charakteristiken der altslawischen Gräber. (Mit 20 Text-Illustrationen) . . . . . 194
**Heim, Dr. Wilhelm.** Die geographische Verbreitung der Todtenbretter. (Mit 2 Lichtdrucktafeln) . . . 211
**Szombathy, Josef.** Neue figural verzierte Gürtelbleche aus Krain. (Mit einer Tafel in Lichtdruck und einer Text-Illustration) . . . . . 227
**Weisbach, Dr. A.** Die Oberösterreicher . . . . . 232
**Meringer, Dr. Rudolf.** Ueber Spuren römischer Dachconstructionen in Carnuntum. (Mit 6 Text-Illustr.) 247
**Dell, J.** Architektonisches auf den Reliefs der Matres aus Carnuntum . . . . . 251
**Zuckerkandl, Dr. E.** Zur Craniologie der Nias-Insulaner. (Mit einer Tafel) . . . . . 254


## Literaturberichte.


**Časopis** Musea království českého 1891—93 (Zeitschrift des Museums des Königreiches Böhmen) . . . 54
**Černý, Adolf.** Mythiske bytosće łužiskich Serbow (Mythische Wesen der Lausitz-Wenden) . . . . . 55
**Český lid** (Das böhmische Volk). II. Jahrgang . . . 52
**Dörpfeld, Wilh.** Troja 1893 . . . . . 264
**Etnografičeskoe Obozrěnie** (Ethnographische Rundschau) I—III . . . . . 93
**Grosse, Dr. Ernst.** Die Anfänge der Kunst . . . . . 153
**Grünwedel, Albert.** Singhalesische Masken . . . . . 51
**Hager, Dr. Gg.** und **Mayer, J. A.** Kataloge des Baierischen Nationalmuseums. IV. Bd. . . . . 50
**Hauser, Karl Baron.** Die Geschichte Kärntens von der Urzeit bis Kaiser Karl dem Grossen . . . . 210
**Heger, Franz.** Ausgrabungen und Forschungen auf Fundplätzen aus vorhistorischer und römischer Zeit bei Amstetten in Niederösterreich . . . . . 94
**Journal** of the Asiatic Society. Vol. LXII. Part III. Anthropology and cognate subjects. Nr. 1—3 . 96
**Krause, Dr. Ernst** (**Carus Sterne**). Die nordische Herkunft der Trojasage bezeugt durch den Krug von Tragliatella, eine dritthalbtausendjährige Urkunde 210
**Mayer, J. A.** (und **Hager Dr. Gg.**). Kataloge des Baierischen Nationalmuseums. IV. Bd. . . . . 50
**Müller, Fr. W. K.** Beschreibung einer von G. Meissner zusammengestellten Batak-Sammlung . . . . 51
**Naue, Dr. Julius.** Die Bronzezeit in Oberbaiern . . . 266
**Niederle, Dr. L.** Lidstvo v době předhistorické. Se zvláštním zřetelem na země slovanské. Dil. II. (Der prähistorische Mensch; mit besonderer Berücksichtigung der slavischen Länder. II. Theil) . . 50
**O. O.** Sibirische Briefe . . . . . 95
**Ranke, Dr. Johannes.** Der Mensch. 2. Aufl. . . . . 94
**Reichel, Wolfgang.** Ueber homerische Waffen . . . . 268
**Sbornik** za narodni umotvorenija, nauka i knižnina . . 90
**Schurtz, Dr. H.** Die Speiseverbote . . . . . 153
**Slovenské Pohlady.** 1893 . . . . . 55
**Wisła.** Polnische geographisch-ethnographische Zeitschrift. Jahrg. 1890 . . . . . 91
**Živaja starina.** Periodische Zeitschrift der ethnographischen Abtheilung der kais. geographischen Gesellschaft . . . . . 92


## Eingelangte Druckschriften.


[6], [42], [213]


## Todesnachrichten.


**Clary und Aldringen, Edmund Fürst** . . . . . [197]
**Czoernig, Karl Freiherr v.** . . . . . [13]
**Fillenbaum, Dr. Anton v.** . . . . . [13]
**Frueth, Dr. Wilhelm v.** . . . . . [197]

Seite

**Hladisch, Clemens J.** . . . . . [13]
**Königswarter, Moriz Freiherr v.** . . . . . [1], [13]
**Kundrat, Dr. Hans** . . . . . [13]
**Lindenschmit, Ludwig** . . . . . [13]
**Mauthner, Dr. Ludwig** . . . . . [197]
**Schmidt, Hermann Theodor** . . . . . [13]
**Schrenck, Dr. Leopold v.** . . . . . [2], [10], [11], [13]
**Specht, Josef Anton** . . . . . [197]
**Undset, Dr. Ingwald** . . . . . [1], [13]
**Zichy v. Vásonykeö, Edmund Graf** . . . . . [10], [13]

## Sitzungsberichte.

Ausschuss-Sitzung am 9. Januar 1894 . . . . . [1]
1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . . [1]
2. Schriftentausch . . . . . [1]
3. Internationaler Orientalisten-Congress in Genf [1]
Monats-Versammlung am 9. Januar 1894 . . . . . [1]
1. Nachruf auf Dr. Ingwald Undset . . . . . [1]
2. **Peez, Dr. A.** Kirchenpatrone und Volkskunde [1]
3. **Hovorka Edler v. Zderas, Dr. Oskar.** Ueber den bei einigen Völkern vorkommenden Nasenschmuck . . . . . [2]
Monats-Versammlung am 13. Februar 1894 . . . . [2]
1. Nachruf auf Dr. Leopold v. Schrenck . . . [2]
2. **Szombathy, Josef.** Vorlage einiger prähistorischer Werke . . . . . [2]
3. **Riegl, Dr. Alois.** Die Volkskunst vom wirthschaftsgeschichtlichen Standpunkte . . . . [2]
4. **Kulka, Dr. Richard.** Vorgeschichtliche Funde aus Oesterreichisch-Schlesien . . . . . [3]
5. **Niederle, Dr. Lubor.** Ueber die jüngere Steinzeit in Böhmen . . . . . [4]
6. **Niederle, Dr. Lubor.** Ueber einen wichtigen diluvialen Fund in Russland . . . . . [6]
7. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [6]
Ausschuss-Sitzung am 28. Februar 1894 . . . . . [10]
1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . . [10]
2. Ergänzungswahlen für das Redactionscomité . [10]
3. Internationaler Congress für Hygiene und Demographie in Budapest . . . . . [10]
4. Schriftentausch-Angelegenheiten . . . . . [10]
**Heger, Franz.** Leopold v. Schrenck † . . . . . [11]
Jahres-Versammlung am 13. März 1894 . . . . . [13]
1. Jahresbericht für 1893 . . . . . [13]
2. Rechnungsabschluss für 1893 . . . . [22], [23]
3. Wahlen . . . . . [22]
4. Dankesvotum für den Präsidenten . . . . [22]
5. Vertagung der Wahl eines Ehrenmitgliedes [24]
6. **Bella, Ludwig.** Prähistorische Funde bei Oedenburg . . . . . [24]
7. **Much, Dr. Matthäus.** Zusammenstellung der wichtigsten Arbeiten und Funde auf prähistorischem Gebiete im Jahre 1893 . . . [24]
8. **Jelínek, Břestislav.** Bericht über verschiedene prähistorische Funde in Böhmen im Jahre 1893 [26]
9. Arbeiten des städtischen Museums in Budweis 1893 . . . . . [28]

Seite

10. **Richlý, Heinrich.** Prähistorische Funde in der Umgebung von Neuhaus . . . . . [29]
11. **Schneider, Ludwig.** Prähistorische Funde in der Umgebung von Smiřitz . . . . . [30]
12. **Trapp, Moriz.** Prähistorische Funde in Mähren 1893 . . . . . [31]
13. **Palliardi, Jaroslav.** Prähistorische Forschungen in der Umgebung von Znaim 1893 . . . . [32]
14. **Knies, J.** Prähistorische Forschungen und Funde in Mähren 1893 . . . . . [33]
15. **Radimský, Wenzel.** Prähistorische Forschungen in Bosnien und der Hercegovina 1893 . . . [34]
16. Inhalt des Jahrganges 1893 der „Zeitschrift des Olmützer Musealvereines“ . . . . . [34]
Vorstand und Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft in Wien . . . . . [35]
Monats-Versammlung am 10. April 1894 . . . . . [42]
1. **Thomas, Eugène.** Die Gebräuche und Feierlichkeiten bei Verlobungen und Ehen der Völker des malayischen Archipels . . . . . [42]
2. **Hovorka Edler v. Zderas, Dr. Oskar.** Verstümmelungen des männlichen Gliedes bei einigen Völkern des Alterthumes und der Jetztzeit . . . . . [42]
3. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [42]
Ausschuss-Sitzung am 14. April 1894 . . . . . [44]
1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . . [44]
2. Arbeiten im Jahre 1894 aus dem Fond für praktische Arbeiten . . . . . [44]
3. Excursion nach Předmost . . . . . [44]
4. Schriftentausch-Angelegenheiten . . . . . [44]
Sammlungen von der Weltreise Seiner kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Franz Ferdinand im Oberen Belvedere . . . . . [44]
Ausstellung anlässlich der 66. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Wien 1894 . . [44]
Einladung zu der gemeinsamen Versammlung der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck . . . . . [44]
Besichtigung der Lappenkarawane im Wiener Thiergarten . . . . . [45]
Monats-Versammlung am 8. Mai 1894 . . . . . [45]
1. Ausflug nach Předmost . . . . . [45]
2. **Hein, Dr. Wilhelm.** Tänze und Volksschauspiele in Tirol und Salzburg . . . . . [45]
3. **Möwis, Paul.** Tibet und seine Bewohner . . [48]
4. **Peez, Dr. Alexander.** Südostdeutsche Ortsnamen . . . . . [48]
5. **Kříž, Dr. Martin.** Ueber Lehm- und Lösslager [50]
6. **Zuckerkandl, Dr. Emil.** Fossae praenasales. (Mit 10 Text-Illustrationen) . . . . . [57]
7. **Bella, Ludwig.** Ausgrabungen auf dem Burgstall bei Oedenburg. (Mit 7 Text-Illustrationen) [59]
8. Büste des schwarzen Mhogo . . . . . [62]
9. **Gurlitt, Dr. Wilhelm.** Mittheilung über den Tumulus auf dem Leibenberge bei Videm an der Save (Steiermark) . . . . . [62]

Seite

10. **Moser, Dr. L. Karl.** Bericht über die Ausgrabungen in der Felsenhöhle bei Permani in Istrien . . . . . [63]
Excursion der Anthropologischen Gesellschaft am 2. und 3. Juni 1894 nach Předmost . . . . . [63]
Zweite gemeinsame Versammlung der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft . . [65]
Tagesordnung . . . . . [65]
Theilnehmer-Verzeichniss . . . . . [66]
Erste gemeinschaftliche Sitzung . . . . . [68]
**Andrian-Werburg, Ferdinand Freih. v.** Eröffnungsrede . . . . . [68]
**Merveldt, Graf F. v.** Begrüssungsrede . . . . [69]
**Brandis, Graf A. v.** Begrüssungsrede . . . . [69]
**Moerz, Dr. Friedrich.** Begrüssungsrede . . . . [69]
**Ehrendorfer, Dr. E.** Begrüssungsrede . . . . [70]
**Virchow, R.** Eröffnungsrede . . . . . [70]
**Toldt, Dr. C.** Zur Somatologie der Tiroler . . [77]
**Wieser, Dr. v.** Die wichtigsten Ergebnisse der Urgeschichtsforschung in Tirol . . . . . [85]
**Virchow, R.** Dank für Wieser's Vortrag . . . [85]
Zweite gemeinschaftliche Sitzung . . . . . [86]
**Much, Dr. M.** Zur prähistorischen Wandtafel . . [86]
**Virchow R.** Zu Much's Vortrag . . . . . [87]
**Szombathy J.** Bemerkungen über den gegenwärtigen Stand der prähistorischen Forschung in Oesterreich . . . . . [87]
**Virchow R.** Zu Szombathy's Vortrag . . . . . [91]
**Much, Dr. M.** Zu Szombathy's Vortrag . . . . [92]
**Szombathy J.** Entgegnung auf Virchow und Much [92]
**Virchow, R.** Erwiderung auf Szombathy . . . . [93]
**Marchesetti, Dr. C. v.** Ueber die Herkunft der gerippten Bronzecisten . . . . . [93]
**Hoernes, Dr. M.** Zur Chronologie der Gräber von Santa Lucia . . . . . [95]
**Luschan, Dr. Felix v.** Ueber orientalische Fibeln [99]
**Reber, B.** Die vorhistorischen Sculpturendenkmäler der Schweiz und speciell diejenigen des Kantons Wallis . . . . . [102]
**Virchow, R.** Zu Reber's Vortrag . . . . . [105]
**Steinen, von den.** Zu Reber's Vortrag . . . . [105]
**Luschan, Dr. Felix v.** Zu Reber's Vortrag . . . [105]
**Much, Dr. M.** Zu Reber's Vortrag . . . . . [106]
**Schoetensack Dr. O.** Zu Reber's Vortrag . . . [107]
**Much, Dr. M.** Discussion zu Reber's Vortrag . . [107]
**Virchow, R.** Discussion zu Reber's Vortrag . . [107]
**Reber, B.** Erwiderung . . . . . [107]
**Schoetensack, Dr. O.** Discussion zu Reber's Vortrag . . . . . [107]
**Virchow, R.** Schlusswort in der Discussion zu Reber's Vortrag . . . . . [107]
**Hildebrand, Dr. H.** Zur Vorgeschichte Schwedens [108]
**Virchow, R.** Dank für Hildebrand's Vortrag . . [108]
**Löbisch, Dr.** Die Ernährungsfrage in ihrer anthropologischen und ethnologischen Bedeutung . . [108]
**Palacký, Dr.** Zu Löbisch's Vortrag . . . . . [111]
**Kaltenegger.** Die geschichtliche Entwicklung der Rinderrassen . . . . . [111]

Seite

**Virchow, R.** Zu Kaltenegger's Vortrag . . . . [116]
**Palacký, Dr.** Entgegnung zur Frage über das Alter des Menschen . . . . . [116]
Dritte gemeinschaftliche Sitzung . . . . . [118]
**Montelius, Dr.** Ueber die Kupferzeit in Schweden [118]
**Much, Dr. M.** Zu Montelius' Vortrag . . . . . [119]
**Virchow, R.** Zu Montelius' Vortrag . . . . . [120]
**Szombathy, J** Zu Montelius' Vortrag . . . . [120]
**Virchow, R.** Discussion zu Montelius' Vortrag . [121]
**Kaltenegger, F.** Zu Montelius' Vortrag . . . . [121]
**Montelius, Dr.** Vorlage des Werkes: La civilisation primitive en Italie depuis l'introduction des métaux . . . . . [121]
**Virchow, R.** Dank an Montelius . . . . . [122]
**Fiala, Franz.** Ueber einiges Neue vom Glasinac [122]
**Virchow, R.** Zu Fiala's Vortrag . . . . . [124]
**Herrmann, Dr. A.** Mittheilungen über die Zigeunerarbeiten des Erzherzogs Josef . . . . . [126]
**Maška, K. J.** Vorläufiger Bericht über den Fund diluvialer Menschenskelette in Předmost . . [127]
**Virchow, R.** Bemerkungen zu Maška's Bericht . [127]
**Moser, L. Karl.** Ueber Höhlenfunde in der Umgebung von Nabresina . . . . . [127]
**Much, M.** Zu Moser's Vortrag . . . . . [128]
**Moser, L. Karl.** Ergänzung zu seinem Vortrag . [128]
**Montelius, Dr.** Zu Moser's Vortrag . . . . . [128]
**Moser, L. Karl.** Entgegnung auf Montelius . . [128]
**Kříž, Dr. M.** Ueber die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuthe in Mähren . [129]
**Ranke, Dr. Johannes.** Entgegnung auf Kříž . . [133]
**Kříž, Dr. M.** Entgegnung auf Ranke . . . . . [134]
**Virchow, R.** Ueber Zwergrassen . . . . . [134]
**Sergi, Prof.** Ueber die europäischen Pygmäen . [138]
**Waldeyer, Prof.** Ueber einige Gehirne von Ost-Afrikanern . . . . . [141]
**Virchow, R.** Zu Waldeyer's Vortrag . . . . . [144]
**Ranke, Dr. Johannes.** Ueber die aufrechte Körperhaltung der menschenähnlichen Affen und über die Abhängigkeit der aufrechten Körperhaltung des Menschen vom Gehirne . . . . . [144]
**Mies, Dr.** Ueber das Gehirngewicht des heranwachsenden Menschen . . . . . [147]
**Hein, Dr. Wilhelm.** Zur Entwicklungsgeschichte des Ornamentes bei den Slowaken . . . . . [151]
**Herrmann, Dr. E.** Anthropologisches über den Geruchsinn . . . . . [151]
Vierte gemeinschaftliche Sitzung . . . . . [151]
**Hörmann, Constantin.** Ueber Volksspiele und nationale Schaustellungen in Bosnien und der Herzegovina . . . . . [151]
**Virchow, R.** Zu Hörmann's Vortrag . . . . . [151]
**Andrian, Freiherr v.** Ueber einige Resultate der modernen Ethnologie . . . . . [151]
**Voss, A.** Geschenk des Herrn Grafen Enzenberg, Altarsteinchen . . . . . [163]
**Montelius, Dr.** Ueber die älteste Geschichte des menschlichen Wohnhauses . . . . . [164]
**Mesrop,** Archimandrit. Das armenische Bauernhaus [165]

Seite

**Virchow, R.** Zu Mesrop's Vortrag . . . . . [165]
**Eigl, J.** Die Salzburger Rauchhäuser und die bauliche Entwicklung der Feuerungsanlagen am Salzburger Bauernhause . . . . . [165]
**Meringer, Dr. R.** Das oberdeutsche Haus und sein Hausrath . . . . . [169]
**Henning, Dr. R.** Ueber das deutsche Haus . . . [169]
**Bancalari, Gust.** Die Hausforschung in Oesterreich, ihre Ergebnisse und ihre weiteren Ziele . . [170]
**Virchow, R.** Schlusswort . . . . . [173]
**Hildebrand, Dr. H.** Zur Vorgeschichte Schwedens [174]
Allgemeiner Verlauf der Versammlung . . . . . [177]
**Wieser, Dr. Fr. v.** Begrüssungsrede . . . . . [177]
**Waldeyer, Dr.** Antwort auf Wieser's Begrüssungsrede . . . . . [177]
Besichtigung der Lipperheide'schen Bronzesammlung . . . . . [178]
**Virchow, R.** Toast auf Seine Majestät Kaiser Franz Josef I. . . . . [178]
**Andrian-Werburg, Freiherr v.** Toast auf Seine Majestät Kaiser Wilhelm II. . . . . [179]
**Waldeyer, Dr.** Toast auf Innsbruck . . . . . [179]
**Mörz, Dr. Friedrich.** Toast auf die Deutsche und auf die Wiener Anthropologische Gesellschaft [179]
**Hauer, Dr. Franz v.** Toast auf Geheimrath Virchow [180]
**Ranke, Dr. Johannes.** Toast auf Prof. v. Wieser [180]
**Wieser, Dr. Franz v.** Toast auf Prof. Ranke und Custos Heger . . . . . [181]
**Mesrop,** Archimandrit. Toast auf die deutschen Hochschulen . . . . . [181]
Begrüssungen des gemeinsamen Congresses . . [181]
Volksfest und Festabend . . . . . [182]
**Wieser, Dr. Fr. v.** Das Fest der Stadt Innsbruck in der Ausstellungshalle am Abend des 26. August . . . . . [184]
Ausflug nach Meran . . . . . [185]
Ausflug auf den Sinichkopf . . . . . [185]
Fest der Stadt Meran . . . . . [185]

Seite

**Virchow, R.** Schreiben an Professor Ranke über die Tage von Meran . . . . . [185]
**Virchow, R.** Toast auf die Stadt Meran, auf den Alpenverein und auf die Damen . . . . . [185]
**Redwitz, O. v.** An Meran . . . . . [186]
**Zingerle, Anton.** An Dr. Fr. Tappeiner . . . . . [186]
Nachschrift . . . . . [186]
Kassagebahrungs-Ausweis . . . . . [187]
Die dem Kongresse vorgelegten Werke und Schriften . . . . . [187]
Rednerliste . . . . . [188]
**Wieser, Dr. v.** Die wichtigsten Ergebnisse der Urgeschichtsforschung in Tirol . . . . . [189]
**Hörmann, Constantin.** Ueber nationale Volksspiele in Bosnien und der Herzegovina . . . . . [192]
Ausschuss-Sitzung am 13. November 1894 . . . . . [197]
1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . . [197]
2 Festsitzung . . . . . [197]
3. Beglückwünschungen . . . . . [197]
Monats-Versammlung am 13. November 1894 . . . . [197]
1. **Meringer, Dr. Rudolf.** Die typische Ausstattung des oberdeutschen Hauses . . . . . [197]
2. **Hein, Dr. Wilhelm.** Volkskundliche Reisenotizen aus Oesterreich . . . . . [197]
Ausschuss-Sitzung am 11. December 1894 . . . . . [199]
1. Ehren- und correspondirende Mitglieder . . [199]
2. Veränderungen im Stande der Mitglieder . . [199]
3. Sitzungen im Jahre 1895 . . . . . [199]
4. Unterbleiben der Ausgrabungen in Kreuzendorf [199]
5. Schriftentausch-Angelegenheiten . . . . . [199]
Monats-Versammlung am 13. December 1894 . . . . [199]
1. **Szombathy, Josef.** Zweite Recognoscirungstour in die Bukowina . . . . . [199]
2. **Szombathy, Josef.** Die Tumuli auf der Malleiten [201]
3. **Szombathy, Josef.** Die Archäologen- und Anthropologen-Versammlung in Sarajevo, 15 bis 21. August 1894 . . . . . [202]
4. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [213]

# Autoren-Register.

Seite

**Andrian-Werburg, Dr. Ferdinand Freiherr v.** Ueber Wetterzauberei . . . . . 1
— — Nachruf auf Dr. Ingwald Undset . . . . . [1]
— — Jahresbericht für 1893 . . . . . [13]
— — Eröffnungsrede in der Versammlung zu Innsbruck [68]
— — Uebergabe des Vorsitzes in der ersten Sitzung der Versammlung zu Innsbruck an Virchow . . [70]
— — Eröffnung der zweiten Sitzung der Versammlung zu Innsbruck . . . . . [86]
— — Eröffnung der Nachmittags-Sitzung am 27. August 1894 . . . . . [129]
— — Ueber einige Resultate der modernen Ethnologie [151]
— — Trinkspruch auf Seine Majestät Kaiser Wilhelm II. [179]

Seite

**Bancalari, Gustav.** Die Hausforschung in Oesterreich, ihre Ergebnisse und ihre weiteren Ziele . . . . [170]
**Bella, Ludwig.** Prähistorische Funde bei Oedenburg . [24]
— — Ausgrabungen auf dem Burgstall bei Oedenburg [59]
**Boas, Franz.** Der Eskimo-Dialekt des Cumberland-Sundes [97]
**Brandis, Anton Graf.** Begrüssungsrede in der Versammlung zu Innsbruck . . . . . [69]
**Brunner v. Wattenwyl, Dr. Karl Ritter.** Nachruf auf Dr. Leopold v. Schrenck . . . . . [2]
**Bünker, J. R.** Typen von Bauernhäusern aus der Gegend von Oedenburg in Ungarn . . . . . 115
**Dell, Josef.** Architektonisches auf den Reliefs der Matres aus Carnuntum . . . . . 251

Seite

**Ehrendorfer, Dr. Emil.** Begrüssungsrede in der Versammlung zu Innsbruck . . . . . [70]
**Eigl, Josef.** Die Salzburger Rauchhäuser und die bauliche Entwicklung der Feuerungsanlagen am Salzburger Bauernhause . . . . . [165]
**Fiala, Franz.** Ueber einiges Neue vom Glasinac . . . [122]
**Gurlitt, Dr. Wilhelm.** Tumulus auf dem Loibenberge bei Videm a. d. Save (Steiermark) . . . . . [62]
**Haberlandt, Dr. Michael.** Die Eingeborenen der Kapsulan-Ebene von Formosa . . . . . 184
— — Bücherbesprechungen . . . . . 51, 96, 153
**Hauer, Dr. Franz Ritter v.** Trinkspruch auf Geheimrath Dr. Virchow . . . . . [180]
**Heger, Franz.** Leopold v. Schrenck † . . . . . [11]
— — Sammlungen von der Weltreise Seiner kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Franz Ferdinand im Oberen Belvedere . . . . . [44]
— — Ausstellung anlässlich der 66. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Wien 1894 [44]
— — Besichtigung der Lappenkarawane im Wiener Thiergarten . . . . . [45]
— — Ueber die Büste des kleinen Mhogo hadim Kivunja [62]
— — Excursion der Anthropologischen Gesellschaft am 2. und 3. Juni 1894 nach Předmost . . . [63]
**Hein, Dr. Wilhelm.** Die geographische Verbreitung der Todtenbretter . . . . . 211
— — Tänze und Volksschauspiele in Tirol und Salzburg [45]
— — Zur Entwicklungsgeschichte des Ornamentes bei den Slowaken . . . . . [151]
— — Volkskundliche Reisenotizen aus Oesterreich . . [197]
**Henning, Dr. Rudolf.** Ueber das deutsche Haus . . . [169]
**Herrmann, Dr. Anton.** Mittheilungen über die Zigeuner-Arbeiten des Erzherzogs Josef . . . . . [126]
**Herrmann, Dr. Emanuel.** Anthropologisches über den Geruchssinn . . . . . [151]
**Hildebrand, Dr. Hans.** Zur Vorgeschichte Schwedens [108], [174]
**Hormann, Constantin.** Ueber nationale Volksspiele in Bosnien und der Herzegovina . . . [151], [192]
**Hoernes, Dr. Moriz.** Ausgrabungen auf dem Castellier von Villanova am Quieto in Istrien . . . . . 155
— — Buchbesprechung . . . . . 264
— — Zur Chronologie der Gräber von Santa Lucia . [95]
**Hovorka Edler v. Zderas, Dr. Oskar.** Verstümmelungen des männlichen Gliedes bei einigen Völkern des Alterthums und der Jetztzeit, mit besonderer Berücksichtigung der sogenannten Infibulation und Kynodesme . . . . . 131, [42]
— — Ueber den bei einigen Völkern vorkommenden Nasenschmuck . . . . . [2]
**Jelinek Břestislav.** Materialien zur Vorgeschichte und Volkskunde Böhmens. II. Theil . . . . . 57
— — Bericht über verschiedene prähistorische Funde in Böhmen im Jahre 1893 . . . . . [26]
**Kaltenegger, Ferdinand.** Die geschichtliche Entwicklung der Rinderrassen . . . . . [111], [121]
**Karásek, Dr. Josef.** Bücherbesprechungen 52, 54, 55, 90, 91, 92, 93
**Knies, Jan.** Forschungen und Funde in Mähren im Jahre 1893 . . . . . [33]

Seite

**Kříž, Dr. Martin.** Die Lösslager in Předmost bei Prerau 40
— — Ueber Lehm- und Lösslager . . . . . [50]
— — Ueber die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuthe in Mähren . . . . . [129], [134]
**Kulka, Dr. Richard.** Vorgeschichtliche Funde aus Oesterreichisch-Schlesien . . . . . [3]
**Lindner, Adolf.** Ueber die vom Städtischen Museum in Budweis im Jahre 1893 auf prähistorischem Gebiete ausgeführten Arbeiten und gemachten Erwerbungen . . . . . [28]
**Löbisch, Dr. Wilhelm Franz.** Die Ernährungsfrage in ihrer anthropologischen und ethnologischen Bedeutung . . . . . [108]
**Luschan, Dr. Felix v.** Ueber orientalische Fibeln . . . [99]
— — Tiroler Gürtel im Vergleiche mit nordamerikanischen Arbeiten . . . . . [105]
**Marchesetti, Dr. Carlo de.** Ueber die Herkunft der gerippten Bronzecisten . . . . . [93]
**Maška, Karl Jaroslav.** Vorläufiger Bericht über den Fund diluvialer Menschenskelette in Předmost . . [127]
**Meringer, Dr. Rudolf.** Ueber Spuren römischer Dachconstructionen in Carnuntum . . . . . 247
— — Das oberdeutsche Haus und sein Hausrath . . [169]
— — Die typische Ausstattung des oberdeutschen Hauses . . . . . [197]
**Merveldt, Franz Graf.** Begrüssungsrede in der Versammlung zu Innsbruck . . . . . [69]
**Mesrop (Parsadan Ter-Mowsesjanz).** Das armenische Bauernhaus . . . . . [165]
— — Trinkspruch auf die deutschen Hochschulen . . [181]
**Mies, Dr. Josef.** Ueber das Gehirngewicht des heranwachsenden Menschen . . . . . [147]
**Mörz, Dr. Friedrich.** Begrüssungsrede in der Versammlung zu Innsbruck . . . . . [69]
— — Trinkspruch auf die Deutsche und die Wiener Anthropologische Gesellschaft . . . . . [179]
**Möwis, Paul.** Tibet und seine Bewohner . . . . . [48]
**Montelius, Dr. Oskar.** Ueber die Kupferzeit in Schweden [118]
— — Ueberreichung und Besprechung des Werkes: La civilisation primitive en Italie depuis l'introduction des métaux . . . . . [121]
— — Ueber Höhlengrabungen . . . . . [128]
— — Ueber die älteste Geschichte des menschlichen Wohnhauses . . . . . [164]
**Moser, Dr. Ludwig Karl.** Bericht über die Ausgrabungen in der Felsenhöhle bei Permani in Istrien . [63]
— — Ueber Höhlenfunde in der Umgebung von Nabresina . . . . . [127], [128]
**Much, Dr. Matthäus.** Kelt oder Celt oder keines von beiden? . . . . . 84
— — Buchbesprechung . . . . . 94
— — Zusammenstellung der wichtigsten Arbeiten und Funde auf prähistorischem Gebiete im Jahre 1893 [24]
— — Besprechung der prähistorischen Wandtafel für Oesterreich . . . . . [86]
— — Ueber die Kupferzeit . . . . . [92], [119]
— — Ueber sogenannte „Schalensteine“ in Niederösterreich . . . . . [106]

Seite

**Much, Dr. Matthäus.** Ueber einen prähistorischen Mühlstein in Pakosch, Provinz Posen . . . . [107]
— — Ueber Kupferfunde in Höhlen des Küstenlandes [128]
**Müller, Dr. Otto.** Rechnungs-Abschluss für das Jahr 1893 . . . . . [22], [23]
**Niederle, Dr. Lubor.** Bemerkungen zu einigen Charakteristiken der altslawischen Gräber . . . . . 194
— — Ueber die jüngere Steinzeit in Böhmen . . . [4]
— — Ueber einen wichtigen diluvialen Fund in Russland . . . . . [6]
**Palacký, Dr. Johann.** Forschungen zur Ernährungsfrage in Ungarn . . . . . [111]
— — Zur Frage nach dem Alter des Menschengeschlechtes . . . . . [116]
**Palliardi, Jaroslav.** Prähistorische Forschungen in der Umgebung von Znaim im Jahre 1893 . . . [32]
— — Inhalt des X. Jahrganges des „Časopis vlasteneckého muzejního spolku olomúckého“ (Zeitschrift des Olmützer Musealvereines) . . . [34]
**Peez, Dr. Alexander.** Kirchenpatrone und Volkskunde . [1]
— — Südostdeutsche Ortsnamen . . . . . [48]
**Radimský, Wenzel.** Grabungen in Bosnien im Jahre 1893 [34]
**Ranke, Dr. Johannes.** Zur Frage der Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuthe . . . . . [133]
— — Ueber die aufrechte Körperhaltung der menschenähnlichen Affen und über die Abhängigkeit der aufrechten Körperhaltung des Menschen vom Gehirne . . . . . [144]
— — Allgemeiner Verlauf der Versammlung in Innsbruck . . . . . [177]
— — Trinkspruch auf Professor Dr. Franz v. Wieser [180]
**Reber, B.** Die vorhistorischen Sculpturendenkmäler der Schweiz und speciell diejenigen des Kantons Wallis . . . . . [102], [107]
**Redwitz, O. v.** An Meran . . . . . [186]
**Richlý, Heinrich.** In der Umgebung von Neuhaus im Jahre 1893 gemachte prähistorische Funde . . . [29]
**Riegl, Dr. Alois.** Die Volkskunst vom wirthschaftsgeschichtlichen Standpunkte . . . . . [2]
**Schneider, Ludwig.** Verschiedene prähistorische Funde und Arbeiten in der Umgebung von Smiřitz im Jahre 1893 . . . . . [30]
**Schoetensack, Dr. Otto.** Ueber Schalensteine in Nord-Deutschland . . . . . [107]
**Sergi, Giuseppe.** Ueber die europäischen Pygmäen . . [138]
**Steinen, Dr. Karl von den.** Ueber Schalensteine in Amerika [105]
**Stieda, Dr. Ludwig.** Buchbesprechung . . . . . 95
**Szombathy, Josef.** Neue figural verzierte Gürtelbleche aus Krain . . . . . 227
— — Bücherbesprechungen . . . 51, 94, 210, 266, 268
— — Besprechung einiger urgeschichtlicher Werke . [2]
— — Bemerkungen über den gegenwärtigen Stand der prähistorischen Forschung in Oesterreich [87], [92]
— — Zur Frage der Kupferzeit . . . . . [120]
— — Zweite Recognoscirungstour in die Bukowina . [199]
— — Die Tumuli auf der Malleiten . . . . . [201]
— — Die Archäologen- und Anthropologen-Versammlung in Sarajevo 15. bis 21. August 1894 . . . [202]

Seite

**Thomas, Eugène.** Die Gebräuche und Feierlichkeiten bei Verlobungen und Ehen der Völker des malayischen Archipels . . . . . [42]
**Toldt, Dr. Karl.** Zur Somatologie der Tiroler . . . . [77]
**Trapp, Moriz.** Ueber einige im Jahre 1893 in Mähren gemachte prähistorische Funde . . . . . [31]
**Virchow, Dr. Rudolf.** Eröffnungsrede in der Versammlung zu Innsbruck . . . . . [70]
— — Ueber das Museum „Ferdinandeum“ in Innsbruck [85]
— — Ueber die Frage der prähistorischen Wandtafeln [87]
— — Ueber verschiedene Fragen zur Periodentheilung [91]
— — Ueber galizische Funde . . . . . [93]
— — Zur Bezeichnung „Schalensteine“ . . . . . [105]
— — Ueber das megalithische Monument bei Stöckheim in der Altmark . . . . . [107]
— — Zur Frage der Schalensteine . . . . . [107]
— — Ueber das Reichsmuseum in Stockholm . . . [108]
— — Zur Frage der Entwicklung der Rinderrassen . [116]
— — Eröffnung der dritten gemeinschaftlichen Sitzung [118]
— — Zur Frage der Kupferzeit . . . . . [120], [121]
— — Dank an Montelius für die Ueberreichung des Werkes: „La civilisation primitive en Italie depuis l'introduction des métaux“ . . . . [122]
— — Ueber die Rassenfrage in Bosnien, über die Besiedlung des Glasinac und über die Fundstätte von Butmir . . . . . [124]
— — Bemerkungen über den Fund diluvialer Menschenskelette in Předmost . . . . . [127]
— — Schliessung der Vormittags-Sitzung am 27. August 1894 . . . . . [128]
— — Ueber Zwergrassen . . . . . [134]
— — Ueber Abessinier-Schädel . . . . . [144]
— — Dank an Regierungsrath Hörmann wegen seines Vortrages über bosnisch-herzegovinische Volksspiele . . . . . [151]
— — Aufforderung an Dr. Montelius, über die Entwicklung des Wohnhauses zu sprechen . . . [164]
— — Zum Vortrage des Archimandriten Mesrop „Ueber das armenische Bauernhaus“ . . . . . [165]
— — Schlussrede in der Versammlung zu Innsbruck . [173]
— — Trinkspruch auf Seine Majestät den Kaiser Franz Josef I. . . . . [178]
— — Ueber den Besuch des Sinichkopfes und das Fest auf Katzenstein . . . . . [185]
— — Trinkspruch auf die Stadt Meran, auf den Alpenverein und auf die Damen . . . . . [186]
**Voss, Albert.** Geschenk des Herrn Grafen Enzenberg, Altarsteinchen . . . . . [163]
**Waldeyer, Dr. Wilhelm.** Ueber einige Gehirne von Ost-Afrikanern . . . . . [141]
— — Trinksprüche auf die Stadt Innsbruck . [177], [179]
**Weinzierl, Robert Ritter v.** Neolithische Gräber einer Nekropole aus verschiedenen Epochen bei Lobositz . . . . . 144
**Weisbach, Dr. Augustin.** Die Oberösterreicher . . . . 232
**Wieser v. Wiesenhort, Dr. Franz Ritter.** Die wichtigsten Ergebnisse der Urgeschichtsforschung in Tirol [85], [189]
— — Trinkspruch auf die Versammlung zu Innsbruck [177]

Seite

**Wieser v. Wiesenhort, Dr. Franz Ritter.** Trinkspruch auf Professor Ranke und Custos Heger . . . . [181]
— — Das Fest der Stadt Innsbruck in der Ausstellungshalle am Abend des 26. August 1894 . . . [184]
**Woldřich, Dr. Johann Nep.** Buchbesprechung . . . . 50
**Zingerle, Dr. Anton v.** An Dr. Franz Tappeiner . . . [186]
**Zuckerkandl, Dr. Emil.** Zur Craniologie der Nias-Insulaner 254
— — Fossae praenasales . . . . . [57]
— (Tiroler Bote) Volksfest und Festabend der Stadt Innsbruck am 26. August 1894 . . . . . [182]

## Druckfehler-Verzeichniss.

Seite 14, Spalte b, Zeile 19 von unten, liess: Rochenstacheln, statt: Rosenstacheln.
„ 14, „ b, „ 12 „ „ „ in einem, statt: durch einen.
„ 211, „ b, „ 20 „ „ „ „welcher“, statt: „welchen“.
„ 213, „ a, „ 2 „ „ „ „visited the“, statt: „the visited“.
„ 213, „ a, „ 1 „ „ „ were, statt: wer.
„ 213, „ b, „ 5 „ „ „ diese, statt die.
„ 213, „ b, „ 1 „ „ „ „stumm aufgerichtet im“, statt: „stumm im“.
„ 214, „ a, „ 1 „ oben, „ Mondscheine, statt: Mondenscheine.
„ 214, „ b, „ 2 „ unten, „ Hörmann, statt: Hörmhnn.
„ 215, „ b, „ 15 „ „ „ Starnberger- oder Würmsee, statt: Starnbergersee, Würmsee.
„ 216, „ a, „ 22 „ oben, „ „geschnitten“. (Nach K. Gruber), statt: „geschnitten“.
„ 216, „ b, „ 5 „ unten, „ gehört, statt: gesehen.
„ 217, „ a, „ 3 „ oben, „ 50, statt: 80.
„ 218, „ a, „ 14 „ „ „ Am Vorderfager, statt: In Vorderfager.
„ 218, „ a, „ 10 „ unten, „ Hirschbühel, statt: Hirchbühel.
„ 218, „ a, „ 4 „ „ „ Heuscheune, statt Heuscheuer.
„ 219, „ a, „ 4 „ oben, „ Heuscheune, statt: Heuscheuer.
„ 219, „ a, „ 25 „ „ „ Mitter-, statt: Mittel-.
„ 219, „ a, „ 4 „ unten, „ Mitter-Pinzgau, statt: Mittel-Pinzgau.
„ 219, „ a, „ 3 „ „ ergänze nach Notiz: Wie Fräulein Eysn berichtet, geschah dies früher (nach Aussage eines Bauern).
„ 219, „ b, „ 23 „ „ lies: „unter einem alten Baume“, statt: „unter Bäumen“.
„ 219, „ b, „ 14 „ „ „ Marterln, statt: Marteln.
„ 220, „ a, „ 18 „ oben, ergänze nach stehend: und an demselben befestigt.
„ 220, „ a, „ 22 „ „ ergänze: In Anger selbst liegen nächst der Capelle gegenüber der Kirche unter grossen Bäumen viele Todtenbretter, darunter solche aus jüngster Zeit.
„ 223, „ a, „ 7 „ unten, lies: „Gräben“, statt: „Gräber“.
„ 224, „ b, „ 13 „ „ „ Franziszi, statt: Feanzisci.
„ 226, „ a, „ 7—5 von unten haben mit Zeile 3—4 von unten zu tauschen.
„ [44], „ a, „ 20 von oben, lies: Eisenburger, statt: Wieselburger.

# Ueber Wetterzauberei.

Von **Ferdinand Freiherrn v. Andrian.**

## I.

Nach akkadischem Glauben ist die Welt von Geistern, „Zi", bevölkert. Das „Zi" soll aber in der ältesten Auffassung „Leben" bedeuten, welches sich als Bewegung offenbart. Alles, was sich wirklich oder scheinbar bewegt, ist Leben, enthält Leben [1]). Die gefürchtetsten „Zi" waren die Elementargeister, welche mit dem Regen aus der Atmosphäre auf die Erde herabfallen, oder als Krankheiten bringende Winde auftreten, während dagegen die grossen Götter Ana und Hea den wohlthätigen „Zi" angehören.

Nach dem „Çatapatha Brahmana" (XIV, 4, 2) war das ganze Universum einst Seele in der Form von Purusha (Geist, Seele). Bei der Opferung des letzteren behufs der Weltschöpfung entstanden Indra und Agni aus seinem Munde, Vayu aus seinem Athem [2]). Nach dem Vedanta ist das Brâhman (Leben, Athem) [prâṇa] zugleich psychisches und kosmisches Princip; es ist identisch mit dem Weltäther, auf den alle kosmischen Erscheinungen zurückgehen [3]). Çañkara erklärt es als Endzweck der heiligen Ueberlieferung, das Brâhman als Kraft und Materie zugleich hinzustellen [4]). Auch werden von ihm die Elemente aus dem mit dem Brâhman identischen Âtman [5]) (Selbst, Seele) abgeleitet.

Thales betrachtet das Wasser als lebendigen und göttlichen Urstoff, die Welt als beseelt und von Dämonen erfüllt [6]). Anaximander nimmt eine unendliche, beseelte Urgottheit an, welche Urgeist und Urmaterie zugleich ist, aus welcher durch fortgesetzte Ausscheidung Warmes, Kaltes, Flüssiges, Erde, Luft, Feuer und so auch die für luftartig erklärten Seelen entstehen [7]). Noch deutlicher drückt sich Anaximenes aus: Wie unsere Seele, welche Luft ist, uns zusammenhält, so umfasst auch Luft (welche unendlich und in steter Bewegung ist) und Odem die ganze Welt [1]). Heraklit ist das Urfeuer oder die mit ψυχή (Hauch) bezeichnete Wärme (warme Luft), Urstoff, Gottheit, Weltgesetz, dessen Ausfluss auch die Menschenseelen sind. Die trockenste Seele ist ihm die weiseste und beste [2]). Empedocles benennt die Elemente mit Götternamen und nennt sie geradezu Dämonen [3]). Nach der orphisch - pythagoräischen Ueberlieferung sind alle Theile des Kosmos intelligente göttliche Wesen, welche, wie die Menschenseelen, dem göttlichen Aether entstammen. Die Seelen werden aus dem Weltall durch die Winde auf die Erde getragen, nachdem ihnen die Pförtner der Planetensphären deren Thore geöffnet, und dann von den Neugeborenen durch den Athem aufgenommen [4]). Nach der stoischen Lehre ist die Menschenseele der warme Hauch, ein Theil der Weltseele; auf der Einheit des Pneuma, welches Alles durchdringt, beruht die Einheit des Kosmos [5]). Die Erfüllung des Luftraumes und Beeinflussung der Wettererscheinungen durch Seelengespenster wird in der griechischen Philosophie bis zu den Neupythagoräern und Neuplatonikern herab fortwährend gelehrt; spricht doch noch Porphyrius von den Dämonen, welchen die Aufsicht über das Wetter obliegt [6]).

Diese speculativen Ideen weisen schlagende Analogien auf mit jenen der primitiven Völker, welche durchgehends das Leben oder die Seele mit den Vorgängen im Luftraume in sehr nahe Beziehungen setzen. Nicht Armuth der Sprache, sondern Vorstellungen von realer Causalität und weittragende Verallgemeinerung des aus der Selbstbeobachtung

---

[1]) Sayce, Lect. Relig. Anc. Babyl., 326. — Lenormant, Chaldean Magic., 104.

[2]) Rigveda X, 90.

[3]) Deussen, Sûtra's d. Vedanta, 268.

[4]) Deussen, Sûtra's d. Vedanta, 392—394.

[5]) Deussen, Syst. d. Vedanta, 157 f.

[6]) Cicero, De legibus, II, 11, § 26. — Aristoteles, De anima, I, 5.

[7]) Zeller, Phil. d. Griech., I, 169, 172.

[1]) Stobbaeus, Ecl. phys, I, p. 296?

[2]) Zeller, l. c., I, 469, 479, 480.

[3]) Aristoteles, De anim., I, 2. — Zeller sucht allerdings nachzuweisen (l. c., I, 517, 531), dass die Beseelung der Elemente von Empedocles nicht gelehrt wurde, doch sprechen dessen Lehre, dass jedes Element das ihm verwandte empfinde, sein übertriebener Dämonencult, seine magische Praxis entschieden für die Ansicht des Aristoteles.

[4]) Aristoteles, De anim., I, 5. Ueber den Brauch athenischer Brautleute, den Tritopatoren (Himmelspförtnern, Windgeistern) zu opfern, vgl. Suidas.

[5]) Zeller, Phil. d. Griech., III, 1, 176, vgl. Siebeck, Lehre vom Geist (Pneuma) in d. Wissensch. d. Alterth.-Zeitschr. für Völkerpsychol., XII, 361 ff.

[6]) Zeller, Phil. d. Griech., III, 2, 604.

gewonnenen Lebensbegriffes bedingen die Thatsache, dass bei den verschiedensten Völkern die Bezeichnungen für Leben, Seele, Geist (zum Theile auch Gott) auf bewegte Luft (Wind, Athem) zurückführen [1]). Nach Sayce bedeutet im Accado-sumerischen lil (in der Zusammensetzung Mul-lil, Heer der Geister) Staubsturm und Geist zugleich [2]). Im Aztekischen bedeutet Ehecatl Wind, Seele, Leben, Schatten [3]). Bei den Zuñi-Indianern sind Athem und Seele, wie bei den Nicaraguern [4]) (yulio) und in der Netalasprache Californiens (piuts) synonym. Die Bezeichnungen der Yakimas (einer Abtheilung der Columbian-Indianer) für Wind und Leben beruhen auf derselben Wurzel [5]). Die Eskimos gebrauchen silla für Luft, Wind, Geist und Welt [6]). Für dieselben Bedeutungen gebrauchen einige West-Australier waug [7]), die Malayen Javas ñava [8]), die Herero ovimpo [9]).

Nach den Vorstellungen der Balinesen geht die Seele mit dem Rauche der Leichenverbrennung in den Himmel und fällt mit dem Thau wieder zu Boden, um in einen anderen Körper einzufahren [10]). Von den drei Seelen, welche die Malgaschen im menschlichen Körper annehmen, wird beim Tode die eine, aina genannt, in Luft verwandelt [11]). Einige Acagchemems (Californier) glaubten, dass mit zunehmender Gebrechlichkeit des Alters die Seele allmälig in Luft aufgehe [12]). Auch bei den Negern der Loangoküste herrscht die Anschauung von dem Umherfliegen der Seelen in der Luft (Bastian, Loango-Exp., II, 225). Die germanische, auch slavische Vorstellung, welche Grimm unerklärt gelassen hat, dass, wenn sich Jemand aufhänge, Sturmwind entstehe, dürfte auf dem gewaltsamen Entweichen der Seele in die Luft beruhen [1]). Die Wenden öffnen, wie die Deutschen, beim Tode eines Menschen das Fenster, damit die Seele hinausfliegen kann.

Aus der Identität von Luft und Seele folgt mit Nothwendigkeit die Annahme, dass der Luftraum durch Seelengeister erfüllt ist. Nach der Ansicht einiger Pythagoräer sind die Sonnenstäubchen nichts Anderes als Theile der Weltseele [2]). Die Maoris sagten, dass die Seelen einander im Luftraume drängen wie die Mosquitos [3]). Die atmosphärischen Erscheinungen, die Vorgänge der als belebt gedachten Sternenwelt sind ihr Werk. Lehrte doch Pythagoras (Jamblichus, Adhort. ad philos. 21), ἀνέμων πνεόντων τὴν ἦχω προσκύνει. Wenn im Spätherbste, berichtet Boas [4]), die Stürme über das Land brausen, die See von den bisher nur leichten Eisfesseln befreien, wenn die losen Eisschollen aneinanderschlagen, unter lautem Krachen sich vertheilen, sich in wilder Unordnung aufthürmen, glaubt der Eskimo die Stimmen der Geister zu vernehmen, welche die Luft erfüllen; die Geister der Abgeschiedenen klopfen an die Thüren, verfolgen die Hunde, tödten Menschen und Thiere. Die Indianer Nordamerikas fürchten das Fallen einer Sternschnuppe wie das Rauschen der windbewegten Blätter im Walde als Geisterspuk. Wolkenbildungen und Gewitter galten ursprünglich bei allen Völkern als Aeusserungen der Angehörigen jener zahllosen Gespensterschaar.

In dieser animistischen Vorstellungsschichte wurzeln bekanntlich viele Mythen und Mythologien, deren elementares Substrat zuerst von der deutschen Schule der vergleichenden Mythologie richtig erkannt wurde; Grimm's scharfsinnige und feinfühlende Deutungen hatten bereits früher die germanische Mythologie auf denselben Pfad gelenkt. Dass ein weiterer Fortschritt auf demselben in erster Linie von dem Ausbau einer vergleichenden Psychologie abhängt, hat schon Müllenhof eingesehen, welcher Mannhardt die Berücksichtigung von E. B. Tylor's grundlegendem Werke dringend empfahl. Max Müller's Auffassung der Mythologie als quale, nicht als quid, als etwas Formelles, nicht Substantielles, als krankhafte Sprachform wäre niemals aufgestellt worden, wenn nicht eine sogenannte exacte Methode den Mythus hauptsächlich vom sprachlichen Standpunkte aus untersucht und von allen übrigen Aeusserungen der Volksseele

---

[1]) Grimm leitet (D. Myth., I, 382) „Geist" von gîsan = flari, impetu ferri, ab u. s. w. Für die Indogermanen vgl. Kuhn in Haupt's Ztsch., V, 488.

[2]) Sayce, Lect. Rel. Anc. Babyl., 145. Für die Semiten vgl. auch Siebeck, l. c., 389, das hebräische Ruach (Pneuma) bedeutet Wind und Athem.

[3]) Bastian, Culturl. d. alt. Amer., II, 777.

[4]) Oviedo, Ternaux et Compan's Voy. 2. Ser., Bd. III, 36.

[5]) Bancroft, Nat. Races Pacif. Stat., III, 515. Diese Beispiele lassen sich aus den Vocabularien der Nord- und Südamerikaner sehr vermehren. Für die Bakaïris verweise ich auf v. d. Steinen, Zweite Schingu-Exp., 362.

[6]) Bancroft, Nat. Races, III, 515.

[7]) G. F. Moore, Vocab. of W. Austr., 103. — Tylor, Anf. d. Cult. D. Ausg., I., 425.

[8]) Tylor, Anf. d. Cult., I, 425, nach Crawfurd, Mal. Gram. and Dict.

[9]) Hahn, Z. d. Berl. Ges. f. Erdk. 1869. IV, 2.

[10]) Wilken, Animisme, I, 62.

[11]) Prinz Max zu Wied, R. i. d. inn. Nordam., II, 206.

[12]) Bancroft, Nat. Races, III, 525.

[1]) Grimm, D. Myth., I, 524. — Kaindl, Huzulen, 91.

[2]) Aristoteles, De anima, I, 2.

[3]) Taylor, Te Ika a Maui, 104.

[4]) Boas, Centr. Eskim., VI. Rep. Smiths. Bur. Ethn., 603 f.

ohne Berechtigung losgelöst hätte [1]). Der nur künstlich überbrückte Gegensatz zwischen der solaren und nubilaren Richtung der vergleichenden Mythologie ist lediglich eine Folge dieser abstract dogmatischen Methode, welche die Thatsache übersieht, dass die primitive Phantasie siderale und elementare Geister ursprünglich nicht scheidet und überhaupt alle Dinge als wesentlich gleich, weil belebt, die äussere Form derselben dagegen als unwesentlich auffasst [2]).

Der bekannte Gegner der meteorologischen Deutung mythologischer Gestalten, Mr. Andrews Lang [3]), folgert aus der Thatsache, dass viele primitive Völker ihre Göttergestalten in Thieren, besonders in Vögeln, verkörpern, dass diese Gestalten „nur selten oder nie Naturkräfte oder Elemente darstellen". Dieser Schluss ist keineswegs berechtigt. Die primitive Phantasie kennt überhaupt keine feste Schranke zwischen Mensch und Thier, sie fasst insbesonders gewisse Thiere, wie z. B. die Schlangen, gerne als Träger mächtiger Elementargeister auf. Vor Allem gelten die gefiederten Geschöpfe als nächste Verwandte der atmosphärischen Geisterwelt. Nach der Anschauung [4]) der Nordamerikaner werden alle Winde durch Vögel erzeugt; nur der Nordwind kommt von Menabozhu, dem Weltschöpfer. Die Australier behaupten, dass die ersten Stürme und Wirbelwinde von Elsternschaaren erzeugt wurden, welche ein donnerähnliches Geschrei machten [5]).

Die ursprüngliche Bedeutung der zahlreichen Vogelgötter der Australier, Malayen, Nordamerikaner u. s. w. ergibt sich aus der Vorstellung der Sturm- oder Donnervögel, welche nicht blos in der amerikanischen [6]), sondern auch in den arischen, finnischen, semitischen und polynesischen Mythologien eine längst gewürdigte Rolle spielten. In Florida galten die Vögel Tonazulis als Boten der Sonne [7]). Die Aegypter bezeichneten die Sonnengötter durch den hockenden Sperber [8]). Bei den Polynesiern galt der Schrei des Spechtes als Antwort der Götter auf die Gebete der Priester [9]). Der Moavogel wird als die Incarnation Taaroa's betrachtet, welcher das Weltei auf die Fluthen gelegt hatte [1]). In Tahiti frassen die bei den Tempeln versammelten Vögel, welche die Götter beherbergten, die Leichen der geopferten Menschen auf [2]). Auch die Völker Afrikas haben bekanntlich vielfach die Luftgeister unter der Gestalt von Vögeln verehrt. Man denke an den Blitzvogel (Khebioso) der Sclavenküste (Ellis, Ewe-speaking peoples, 95). Die Krähe beeinflusst nach Ansicht der Malakolos den Regenfall (Livingstone, Miss. travels, 599).

Ein starker Beweis dafür, dass zwischen Elementargeistern und Menschenseelen kein Unterschied gemacht wurde, scheint darin zu liegen, dass auch die Seelen der Abgeschiedenen ganz allgemein als in Vögeln, Schmetterlingen und Insecten verkörpert vorgestellt werden. Bezüglich der Arier haben Grimm und E. H. Meyer hierüber das Wichtigste zusammengestellt [3]). Die Huronen lassen die eine von den beiden im Menschenkörper wohnenden Seelen nach dem Tode in eine Turteltaube verwandelt werden, die andere bleibt beim Leichnam und kann unter gewissen Umständen in einem anderen Körper wieder aufleben [4]). Die Seelen der virginischen Häuptlinge erscheinen in Singvögeln, deren Gesang als Botschaft jener Seelen gilt [5]). Nach Torquemada glaubten die Tlascaler, dass die Seelen der Fürsten sich in Wolken, Nebel, bunte Vögel und kostbare Steine verwandeln, jene des Volkes in Insecten, Gewürm, Stinkkäfer, Ratten oder Reptilien (vgl. Bastian, Culturl. d. alt. Amer., II, 544). Die Makassaren und Bugis locken den Lebensgeist (Sumangat) mit demselben Rufe, mit welchem sie die Hühner zusammenrufen und streuen ihm bei gewissen feierlichen Gelegenheiten gerösteten und gefärbten Reis, damit er nicht den Leib hochgestellter Persönlichkeiten auf Einflüsterung böser Dämonen verlasse [6]). Finnen und Lithauer nennen die Milchstrasse den Weg der Vögel, d. i. der Seelen [7]). Bei den Aegyptern wird die Seele „ba" in Gestalt eines Vogels (gewöhnlich mit menschlichen Händen und Kopfe) dargestellt [8]).

Wegen diesen engen Beziehungen zur Geisterwelt werden ganz allgemein den Vögeln übernatür-

1) M. Müller, Essays, D. Ausg., II, 127.
2) Im Thurn, Among the Indians of Guiana, 350.
3) A. Lang, Myth, Ritual and Religion, I, 335.
4) Schoolcraft, Ethn. Res., V, 420.
5) Smyth, Aborig. Victoria, I, 452.
6) Vgl. Grimm's Mythologie, Sayce (Lectures 293—299), sowie Chamberlain (American Anthropologist, III, 51 ff.). In Rarotonga war der Donnergott (Taau) ein grosser Vogel. (Williams, Narr. Miss. enterpris. on the South Sea Islands, 29.)
7) Müller, Amer. Urrelig., 61 f.
8) Tiedemann, Rel. d. alt. Aegypt., 15.
9) Ellis, Polyn. Res, 202.

1) Moerenhout, Voy. aux îles d. Gr. Oc., I, 558.
2) Ellis, l. c., II, 222.
3) Grimm, D. Myth., 4. Ausg., Cap. XXVI, Nachtr., 245 ff.
4) Lafiteau, Moeurs des sauvages Americains, II, 419.
5) Müller, Amer. Urrelig., 67.
6) Wilken, Animisme, I, 19.
7) Grimm, D. Myth., II, 691.
8) Tiedemann, Relig. d. alt. Aegypt., 127.

liche Kräfte, besonders die Gabe der Weissagung[1]), beigelegt. Weitere hierauf bezügliche Thatsachen finden sich in Bastian's „In Sachen des Spiritismus", 37 f., auch dessen „Loango-Exp.", II, 207.

Eine originelle Verwendung finden diese Vorstellungen in den soul-traps Polynesiens (Danger-Island). Sie sehen wie Vogelschlingen aus und dienen dazu, die Seele eines Menschen, welcher den Priester oder Zauberer beleidigt hat, abzufangen. Fliegt ein Insect oder ein Vogel durch eine der Schlingen, so gilt die Seele des Bewohners jenes Hauses, in dessen Nähe der Priester Nachts den Apparat aufgehängt hat, für gefangen. Sie muss ausgelöst werden, wenn der ursprüngliche Besitzer nicht bald elend zu Grunde gehen will[2]). Toangoroa wird auf Rarotonga mit einem Netze abgebildet, mit dem er die fliegenden Seelen der Abgeschiedenen fängt, um sie zu verschlingen[3]).

Unter den vielen anderen Verbindungen, welche die Menschenseele nach dem Verlassen ihrer menschlichen Behausung eingehen kann, ist deren Eintritt in einen Schlangenleib eine der wichtigsten. Den primitiven Formen der Schlangencults liegen ganz analoge Voraussetzungen zu Grunde wie den Vogelcults, zu welchen durch die Vorstellung der geflügelten Schlangen (Drachen) ohnedies eine directe Brücke führt. Bei einigen Nordamerikanern galt die Eule als Königin der Schlangen[4]). Trägt doch auch auf alten chinesischen Abbildungen der Drache einen Menschenkopf[5]). Die Verehrung der Schlange als genius loci, als Agathodämon, als Ahnenseele, geht auch hier Hand in Hand mit deren Bedeutung als Wettergeist, wofür eine Menge von Belegen beigebracht werden kann.

Einiges weitere Material zur Beleuchtung des primitiven „Monismus" wird hoffentlich willkommen sein.

Nach der Anschauung der Wanika weilen die Ahnengeister im Grabe, über der Erde, im Donner und Blitze, und werden vielfach um Regen angerufen[6]). Dasselbe bei den Basutos[7]). Die Tebu (Teda) halten Donner und Blitz für die Kundgebungen der Verstorbenen[1]). Die Buschmänner rufen das Chamäleon um Regen mit Erfolg an[2]). Nun haben aber die Wanyoro in Uganda eine Sage, dass das Chamäleon ursprünglich die Erde bevölkert hat[3]). Das Chamäleon spielt bei Hottentotten und Buschmännern dieselbe Rolle, wie die Schlange bei den Bantu, welche die Seelen der Verstorbenen beherbergt. Die Elementargeister der M'pongwe an der Gabunküste (Inlonghos) sind nach Wilson zugleich Ahnengeister[4]). In Loango soll der erste König die in der Erde wohnenden Ahnenseelen zu nationalen Schutzgöttern erhoben und deren Cult geregelt haben. An der Spitze derselben steht die Geistermutter Bunsi, welche den Regen regiert; eines ihrer das ganze Land bevölkernden Geisterkinder gebietet den Stürmen u. s. w.[5]). Die Gebiete der grossen innerafrikanischen Seen wimmeln von Elementargeistern, welche, nach den sorgfältigen Nachforschungen des Missionärs Josset, nichts Anderes sind als Ahnenseelen[6]). Die Kaffern giessen nach der Todtenfeier einen Aufguss von Zwiebeln auf das Grab und rufen dabei: Pula, Pula! (Regen, Regen!)[7]). Bei Dürre fegen die Wadoë die Erde über den Gräbern der Landeshäuptlinge und bauen dort wohl auch ihre Hütte, in die man Essen und Pombe stellt[8]).

Gleichen Vorstellungen begegnen wir bei den Amerikanern. Nach dem Glauben der Tlasalteken gab es Engel, welche Luftbewohner waren und auf Donner, Wind und andere atmosphärische Erscheinungen Einfluss ausübten. Diese Engel waren die Seelen der Opferkinder, welche im Paradiese von Tlalocan wohnten[9]). Die (mit den Bewohnern von Florida verwandten) Columbusindianer verehrten die Geister ihrer Vorfahren als Regierer der Elemente und der ganzen Natur, welche in der Sonne und in den Gestirnen wohnen, aber auch mit gewissen Steinen in inniger Verbindung stehen[10]). Die Chiquitos (Travasicosis) am oberen Paraguay denken sich Donner und Blitz durch die Seelen der Verstorbenen

---

1) Grimm, D. Myth., II, 945, III, 563. Hieher gehört auch das Taubenorakel von Dodona u. s. w.

2) Gill, Life in the Southern Isles, 180 ff.

3) J. Williams, Miss. enterpris. in the South Sea Islands, 29.

4) Jones, Tradit. N. Amer. Ind., III, 69.

5) Plath, Rel. u. Cult. d. alt. Chines. Abh. d. Baier. Ak. I. Cl., Bd. IX, Abth. III, Fig. 231 a. Die Japaner der Kiûshiû-marschen versetzen die Seelen ihrer Heroen in Frösche. (Murray's Handb. to Central and Northern Japan.)

6) V. d. Decken, Exped., I, 21. — Krapf, R. i. Ostafr., an vielen Orten.

7) Schneider, Rel. afrik. Naturv., 72.

1) Vogel, Peterm. Mitth. 1855, 252.

2) Bleek, Brief acc. of Bushman folklore.

3) Ratzel, Völkerk., I, 409, nach Emin Bey.

4) Citirt bei Schneider, l. c., 125. Vgl. über die Jagas bei Bastian, Culturl. d. alt. Amer., III, 33, nach Cavazzi.

5) Bastian, Loango-Exp., I, 85.

6) Schneider, l. c., 153.

7) Moffat, Dreiundzwanzig Jahre in Südafrika, 194 f.

8) Stuhlmann, Mit Emin Pascha im Herzen von Afrika, 59.

9) Bancroft, Nat. Races, III, 540.

10) Müller, Amer. Urrelig., 175.

verursacht, die sich neben den Sternen am Himmel niederlassen wollen und darüber in Streit gerathen [1]). Die Caraiben versetzen ihre Ahnengeister ebenfalls in die Sterne. Savacon, ein Caraibe, ist in einen Stern verwandelt, erscheint aber auch in Vogelgestalt. Er ist Herr der Orkane, des Donners und hat auch den „grossen Regen" (Fluthsage) gemacht. Andere Ahnen der Caraiben machen Wind, den kleinen Regen und werfen die Canoes um [2]). Von den mit ihnen verwandten Aboriginern Haytis wurde den Himmelsgöttern und den Ahnenseelen (Camis) die Macht zugeschrieben, Regen hervorzubringen [3]). Nach der Erzählung Jamo's betrachten die Indianer Nordamerikas die Winde als frühere Menschen und Brüder [4]).

Die Narrinyeri (Australier) sagen, Puyundu sei einst ein bedeutender Mann gewesen, jetzt verursache er Gewitter und Donner [5]).

Von arischen, hier einschlägigen Vorstellungen sei vor Allem der Maruts gedacht, der Söhne von Rudra und Prišni, welche echte Elementargeister sind. Indra heisst pitâ marutâm = Vater der Winde. Der Hagel heisst marutphala = Frucht der Maruts. Nach Kuhn sind sie aber auch die Seelen der Verstorbenen. Er fasst mârut als ein altes Particip der Wurzel mrî (verstärkt mar) = lat. mori (marat) auf, dessen a sich, wie im Sanskrit in vielen Fällen, nach r in u umgewandelt hat [6]). Auch die Fravashis sind als Seelen der Abgeschiedenen stets aufgefasst worden. Ihre Rolle erhellt klar aus dem Farvardinyast des Khorda-Avesta: „Durch ihren Glanz und ihre Majestät laufen die Wasser vorwärts in Eile bei den Urquellen, den unversiegbaren; durch ihren Glanz und ihre Majestät wachsen von der Erde Bäume hervor bei den unversiegbaren Quellen; durch ihren Glanz und ihre Majestät wehen Winde, welche Wolken vorwärts treiben an den unversiegbaren Urquellen [7])."

Grimm deutet bekanntlich die Elben (besonders die schwarzen Elben), die Zwerge, das wüthende Heer, als Seelen Verstorbener. Er hat aber auch darauf hingewiesen, dass früher ein engeres Verhältniss der Elben zu dem Donnergott bestanden hat, dass sie sich mit den als Schmetterlinge gedeuteten Luftgeistern berühren und vielfach als Wind- und Wassergeister auftreten [1]). Kuhn dehnt das Doppelverhältniss als Manen und Elementargeister auch auf die Walkyrien aus, welche Thau und Hagel durch das Schütteln der Mähnen ihrer Rosse erzeugen [2]).

Die älteren Pythagoräer dachten unter den Dämonen körperlose Seelen, und zwar sowohl abgeschiedene Menschenseelen als Naturgeister [3]). In den orphischen Hymnen heissen die Götter und Dämonen στοιχεῖα; diese Benennung bezieht sich nach Dieterich auf die Dämonenwelt im Allgemeinen, besonders aber auf die Elementar- und Gestirngeister [4]). Sie wird, nach Schmidt, noch heute in Griechenland für die localen Schutzgeister gebraucht, welche mit den Ahnenseelen (Schlangen) einerseits und den Elementargeistern andererseits in engster Verbindung stehen [5]).

Das animistische Gespensterheer wird allerdings verhältnissmässig selten als völlig homogenes Magma angetroffen. Auch die niedrigsten Culturstufen entbehren keineswegs der Ansätze zu höheren Göttervorstellungen. Dieselben bleiben jedoch, im Gegensatze zum primitiven Geisterglauben, ohne jeden Einfluss auf die socialen und religiösen Verhältnisse, abgesehen davon, dass in manchen Fällen der jüngere Ursprung und die Entlehnung dieser höheren Ideen direct nachgewiesen ist. Erst bei höherer Entwicklung der Socialorganismen differenzirt sich entschieden die Geisterwelt durch thatkräftige Verehrung höherer Göttergestalten. Diese letzteren stellen jedoch ebensowenig blosse speculative Verallgemeinerungen der Ahnenseelen dar, als etwa die höheren Staatsformen aus der primitiven Familie hervorgehen. Aus der allgemeinen psychologischen Grundanlage heraus entwickeln sich vielmehr im heftigsten Daseinskampfe jene ethnischen Neubildungen unter Zusammenbruch oder Abänderung und Anpassung der alten Socialformen. Ein Zusammenhang zwischen diesen verschiedenen Entwicklungsstufen wird allerdings dadurch gewahrt, dass auch die meisten dieser exclusiv nationalen Repräsentanten höherer Socialordnungen ursprünglich Elementargötter mit umfassenderen Machtbefugnissen sind. Führen die Namen des indogermanischen Hauptgottes auf den Begriff „glänzen, leuchten" zurück, so werden doch, wie die ältesten

1) Waitz, Anthrop. Naturv., III, 1, 581, nach Charleroix.
2) Bastian, Culturl. d. alt. Amer., III, 44.
3) Bastian, l. c, III, 309.
4) Schoolcraft, Algic Res., I, 96. — Müller, Amerik. Urrelig., 97.
5) Woods, Nat. Tribes of Australia, 233.
6) Haupt's Z. f. d. Alterth., V, 488 ff.
7) Spiegel, Avesta, III, 113.

1) Grimm, D. Myth., 156. 369, 375, 381, 382.
2) Kuhn in Haupt's Z., l. c., V, 488 f.
3) Zeller, Phil. d. Griech., I, 371 f.
4) Dieterich, Abraxas, 60—62.
5) Schmidt, Volksleb. d. Neugriech, Abschn. III.

Cultsymbole des Jupiter beweisen, auch die anderen wichtigen Himmelserscheinungen auf dieselbe grosse Göttergestalt übertragen. Weitere Beispiele für diesen bei allen höher entwickelten Völkern beobachteten psychologischen Vorgang wären wohl überflüssig. Herrschaft über die Elemente bleibt stets ein Hauptattribut der obersten polytheistischen Götter, welches dieselben mit den primitiven Ahnenseelen verknüpft, wie sehr auch sonst der Inhalt der Gottesvorstellung erweitert und vertieft worden sein mag.

Der in den Kosmogonien symbolisirte Durchbruch höherer Gottesverehrung schränkt allerdings den alten Geistercult bedeutend ein, verwischt jedoch niemals gänzlich die psychologische Grundanlage des Menschen. Fortentwicklung bedeutet auch auf psychologischem Gebiete nur einen gesteigerten Wettkampf zwischen höheren und niederen Vorstellungen, aus dem, wie die Geschichte vieler grosser Religionen lehrt, die höheren Denkformen nicht immer siegreich hervorgehen.

Im polytheistischen Pantheon bleibt neben den grossen Nationalgöttern immer noch Platz für die alten Ahnenseelen und Elementargeister, für neue Producte der Volksphantasie oder für fremde Volksgötter. Der mit Unrecht noch immer vielfach verlästerte Folklore beleuchtet aber auch das ununterbrochene Fortleben der primären Phantasiegebilde selbst unter der Decke der höchsten Culturen und der monotheistischen Religionen. Die Belege hiefür aus dem europäischen Volksleben Westeuropas als allgemein bekannt voraussetzend, sei insbesonders auf Russland verwiesen, dessen Orthodoxie von finnischem Zauberwesen geradezu durchtränkt ist. Das neuerliche Aufflackern des alten Geisterglaubens unter directer Anlehnung an tibetanischen oder amerikanischen Schamanismus liefert handgreifliche Beweise, dass eine gewisse Neigung, diesen Phantasiegebilden Realität beizulegen, noch immer, selbst bei hochgebildeten Individuen, vorhanden ist und unter gewissen ethnischen Bedingungen wie im späteren Alterthum so auch heute wieder üppig in die Halme schiessen könnte.

Die Culte der Elemente bieten in ihrem unerschöpflichen Formenreichthum eines der wichtigsten Hilfsmittel für die Beurtheilung der geistigen Entwicklungsstufe einer Menschengruppe. Die Abhängigkeit gegenüber der Natur findet ihren Ausdruck in der Furcht der Naturvölker vor den Seelengespenstern, welche nur bei ängstlicher Beobachtung der hergebrachten Socialordnung, bei steten, oft grausamen Opfern und Gebeten einigermassen günstig gestimmt bleiben. Andererseits gilt aber Rokitansky's tief bedeutsame Ausführung über den aggressiven Charakter der Thierwelt auch vom Menschen. Die primitivste Form menschlicher Aggression gegenüber der Natur ist die Zauberei, welche den Kampf mit der gesammten Geisterwelt aufnimmt. Die erfolgreiche Beschwörung derselben setzt vor Allem überhaupt die Fähigkeit voraus, mit den Geistern direct zu verkehren. Wer dies thun will, muss zuerst gelernt haben oder die natürliche Anlage besitzen, die Geister zu sehen. Er muss epileptische Zustände (morbus sacer) haben oder sich in künstliche Extase versetzen, in welcher nach animistischer Anschauung die eigene Seele den Körper verlässt, um sich in Verbindung mit den übrigen Geistern zu setzen [1]). Dass hiezu höchst reale Mittel, wie: Hunger, Einsamkeit, Narcotica u. s. w., verwendet werden, ist bekannt genug. Zum Schutze gegen die fortwährenden Angriffe der bösen und zur wirksamen Herbeirufung der guten Geister gehört aber auch eine aus der Erfahrung entspringende Kenntniss der Eigenthümlichkeiten jener Wesen, der geheimen Wechselwirkungen aller als beseelt gedachten Naturformen. Selbst die unscheinbarsten Dinge können als Träger oder Ableger der Geistermacht, welche sich in thatsächlichen oder eingebildeten Wirkungen äussert, für den Einzelnen oder die Gesammtheit wichtig werden. Diese primitive, von animistisch-speculativen Leitmotiven geführte Empirie wird vom ethnologischen Standpunkte aus nicht als krankhafter Auswuchs, sondern als eine nothwendige Vorbereitung zur Induction zu gelten haben, in welcher unter dem phantastischen Beiwerk die ersten Keime des Naturwissens verborgen liegen.

Trotz des vielfach mit dieser wilden Naturwissenschaft getriebenen Missbrauches wird Grimm's Definition von der Zauberei als Ausfluss „des bösen Willens, Schaden zu stiften", höchstens für die Zeiten der Entartung des Animismus gelten können. Es lässt sich leicht nachweisen, dass an der Zauberei die wichtigsten Functionen der primitiven Socialgruppen emporranken. Vor Allem beherrscht dieselbe vollständig die primitiven Culte. Nach Grimm bedeuten ἔρδειν, ῥεζειν = facere, wirken, thun, opfern, zaubern. Das niedersächsische wikhen, ags. viccian, fries. wiliga, engl. witch u. s. w. stammen von der Wurzel veihan = facere, sacrare. Die verschiedenen Benennungen

[1]) Vgl. Grimm, D. Mythol., II, 873: „Von der Vorstellung des Zaubers ist die des Fluges und Rittes durch die Luft unzertrennlich."

des Zaubers im Germanischen führen auf die Begriffe: thun, opfern, spähen, weissagen, singen, segnen, geheimschreiben, verwirren, blenden, kochen und losen. Das Cap. XXXIV der „Deutschen Mythologie“ gibt die werthvollsten Aufschlüsse über den Zusammenhang der Zauberei mit dem Opfer, welchen die Beobachtung der Naturvölker in vollstem Masse zu einer allgemein giltigen Thatsache erhebt, so dass in vielen Fällen Beides gar nicht getrennt werden kann.

Mit zunehmender Verehrung der Götter als gütige Wesen, als Väter ihrer Völker bilden Gebet und bedingungslos dargebrachte Opfer die wichtigste Seite des Cultus. Doch verschwindet damit nicht die Vorstellung einer zaubermässigen Wirkung dieser Handlungen. In vielen heiligen Hymnen der Chaldäer waren Hymnen und Zaubersprüche in Einem Texte verbunden [1]). Sayce führt aus, dass viele Hymnen nachträglich als Zaubersprüche verwendet wurden [2]). Dasselbe findet bekanntlich mit den Koransprüchen statt. Der Brahmanismus hat den zaubermässigen Charakter seiner Riten, Bussen, Gebete niemals ganz abgestreift und den Brahmanen sowie den Asketen, welche dieselben ausüben, volle Macht über die Götter zugesprochen. Im Brahmanismus wie im Buddhismus folgen auf eine hochspeculative Ausbildung der Dogmatik die Tantraperioden, in welchen der ganze Schwerpunkt in die Zauberkraft der Gebetsformeln gelegt wird. Die chinesische Geschichte bietet ein Bild von abwechselnder Pflege und Verfolgung des durch den Toismus wie den Buddhismus in's Ungemessene ausgedehnten Zauberwesens, welches neben den officiellen Culten einhergeht.

Das Christenthum hat bekanntlich den Kampf mit dem Zauberwesen mit grossem Nachdrucke geführt, wobei die Wetterzauberer zu dessen hartnäckigsten Gegnern gehörten. Aus Grimm's meisterhafter Darstellung entnehmen wir die stufenweise Herabdrückung desselben im allgemeinen Volksbewusstsein. Trotzdem haben sich bekanntlich sehr viele auf Zauberei bezügliche Gebräuche unter Duldung der Kirche oder im Gegensatze zu der letzteren erhalten. Dass selbst der auf rein ideelle Voraussetzungen aufgebaute Wetterzauber, welcher jeder thatsächlichen Grundlage entbehrt, noch heutzutage bei unseren Culturvölkern fortlebt, wirft ein helles Schlaglicht auf die Unzerstörbarkeit der psychischen Grundanlage des Menschen.

[1]) Sayce, Lect. on the Origin and Growth of Religion of anc. Babyl., Lect. V.

[2]) Sayce, l. c., Lect. V.

## II.

Die nachfolgende Zusammenstellung einiger auf Wetterzauber sich beziehenden Gebräuche bezweckt nur eine beiläufige ethnologische Orientirung. Eine nur einigermassen erschöpfende Darstellung des übereichen, jedoch sehr ungleichmässig erforschten Stoffes würde einen sehr bedeutenden Umfang beanspruchen; sie wäre aber auch heute noch verfrüht. Einige der hier absichtlich übergangenen asiatischen Volksgruppen hoffe ich später einer specielleren Erörterung unterziehen zu können, wie dies für die Altaier [1]) bereits geschehen ist. Ein ähnliches Reservat möchte ich bezüglich der Vorstellung vom „Donnerstein“ machen, welche entschieden eine einheitliche Darstellung verdienen würde und hier nur ganz vorübergehend gestreift wurde [2]).

Diese flüchtigen Stichproben beleuchten gleichwohl genügend die Allgemeinheit und Continuität der animistischen Vorstellungen durch alle Entwicklungsphasen menschlicher Gemeinschaften hindurch. Diese Vorstellungen äussern sich in den Volksgebräuchen, Cultushandlungen und in der mehr zielbewussten Thätigkeit der gewerbsmässigen Zauberer. Die engen Wechselbeziehungen dieser ethnischen Bildungen unter einander verbieten vorläufig eine gesonderte Behandlung derselben. Nähere Uebereinstimmung der zaubermässigen Volksgebräuche in völlig abgetrennten ethnographischen Provinzen sind allerdings vorhanden, doch überwiegen im Allgemeinen die Verschiedenheiten in der praktischen Ausübung des Animismus. Als integrirender Bestandtheil der socialen Verfassung sind die Formen der Zauberei von der individuellen Entwicklung der einzelnen Volksgruppen stark beeinflusst. Wie die Tradition innerhalb stammverwandter Völker, kann andererseits der bei jeder ethnischen Berührung verschiedener Völker eintretende Austausch von Ideen und Machtmitteln auch der Zauberei innerhalb gewisser geographischer Gebiete eine grössere Gleichförmigkeit aufprägen. Diese Beeinflussung findet in doppelter Richtung statt. Höher stehende Völker bedienen sich manchmal mit Vorliebe der Zauberer, welche aus weniger entwickelten, aber dem Naturleben gewissermassen näher stehenden Völkern hervorgehen. Diese letzteren nehmen, wie der sibirische Schamanismus beweist, sehr gerne aus der Praxis ihrer höher gebildeten

[1]) Correspondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie 1893, 57 ff.

[2]) Vgl. beispielsweise: Bastian, Loango-Exped. II, 189.

Collegen für ihre Zwecke Passendes auf. Dabei bleibt aber immerhin persönlicher Geschicklichkeit, der Gabe, Andere suggestiv zu beeinflussen, sowie auch dem Zufalle noch ein unbegrenzter Spielraum für die Aufstellung neuer Combinationen.

Allgemeinere Schlüsse lassen sich bei dem heutigen unvollkommenen Zustande des Vergleichsmateriales wohl kaum ziehen, doch mag immerhin darauf hingewiesen werden, dass bei der Wetterzauberei der europäischen Indogermanen viele Züge auf die allgemeine primitive psychologischen Grundschichte hinführen, wie z. B. das Windfüttern, der Donnerstein, das Beschreien, Bedrohen, thätliche Angreifen mit Waffen, Verhöhnen des Wetters, das Wind- oder Regenpfeifen u. s. w. [1]). Daneben finden wir aber gewisse, vorläufig nur dieser Gruppe gemeinsame Eigenthümlichkeiten, welche vielleicht in weiterer Verfolgung zur Abgrenzung einer zweiten prähistorischen Schichte führen könnten. An dieser gewissermassen „europäisch-indogermanischen" Schichte von Zauberformen würden auch die finnischen Völker Theil haben, wie dies bekanntlich bezüglich der Hochzeitsgebräuche Herr v. Schröder nachgewiesen hat.

Zu diesen aus dem Volksbewusstsein verdichteten, vom Christenthume wesentlich beeinflussten prähistorischen Gebräuchen gesellt sich aber noch die sehr wichtige historische Schichte orientalischer Zauberei, welche durch die orientalische Wissenschaft und den Aberglauben der Gebildeten in die europäische Literatur wie in's Volk gedrungen. Diese letztere konnte hier nicht näher berücksichtigt werden, die Erforschung derselben fällt ohnedies mehr dem Historiker als dem Ethnologen zu, wie wichtig auch deren Ergebnisse für den letzteren wären. Dass dabei auch für den Wetterzauber Manches abfallen würde, wurde in meinem Vortrage über den Wetterzauber der Altaier bereits angedeutet. Weitere hierauf bezügliche Thatsachen werden im Nachfolgenden (Slaven, Finnen) erwähnt.

### Melanesier.

Wenn die Zauberer Neu-Britanniens einen Wind aus einer bestimmten Richtung wehen machen wollen, nehmen sie gebrannten Kalk in die Hände und werfen ihn unter Gesängen in die Luft; dann wedeln sie mit Reisern von Ingwer und anderen Pflanzen, werfen sie in die Höhe und fangen sie wieder auf. Zuletzt zünden sie mit diesen Reisern auf der Stelle, wo der Kalk am dichtesten heruntergefallen ist, ein Feuer an und umwandeln dasselbe, indem sie leise eine paar Töne singen. Dann nehmen sie die Asche und werfen sie in's Wasser [1]).

In Neu-Caledonien gibt es ein anderes Verfahren [2]). Die Priester fungiren als Regenzauberer, wobei sie sich das Gesicht schwärzen; sie graben dann einen Leichnam aus, setzen die Gebeine in einer Höhle zusammen und hängen das Skelet an einem Tarobaume auf. Man giesst dann Wasser über das Skelet, so dass dasselbe über die Blätter des Baumes herabrinnt. Man setzt dabei voraus, dass die Seele des Abgeschiedenen das Wasser auffängt und als Regen wieder herabströmen lässt. Sie müssen fastend in der Höhle bleiben, bis Regen eintritt und sterben manchmal bei dem Experimente. Sie verrichten übrigens dasselbe vorzugsweise in den regenreichen Monaten März und April. Wenn zuviel Regen ist und schönes Wetter gewünscht wird, wird das Skelet durch ein unter demselben angezündetes Feuer gedörrt.

Von der Insel Ambrym (Neue Hebriden) berichtet Lieutenant Boyle T. Sommerville, wie folgt: Bei einer ungewöhnlichen Dürre im Jahre 1890 fertigte der Regenmacher eine Hürde an, von einem wegen seiner regenbringenden Eigenschaften berühmten Baume. Diese Hürde wurde unter Begleitung von Gesängen in dem ausgetrockneten Bette eines Gebirgsstromes aufgestellt und mit grossen Steinen beschwert, worauf sofort ein tropischer Regen eintrat, welcher in seiner Fülle eine Gefahr für die an den Hügelabhängen gelegenen Yampflanzungen zu werden drohte. Nach langen Anstrengungen gelang es den Küstenbewohnern, welche im Schwimmen und Tauchen geschickt sind, die mit Steinen beschwerte Hürde zu entfernen, worauf der Regen sogleich aufhörte [3]).

Ein berühmter, unfehlbarer Regenmacher auf der kleinen Insel Savo der Salomonsgruppe schloss sich für drei Tage in eine kleine Hütte ein, aus welcher die ganze Zeit dichter Rauch und ein sehr übler Geruch hinausdrangen. Nach Verlauf dieser Zeit kam er ganz erschöpft heraus und kündigte an, dass sein Werk gethan sei. Regen trat erst einen vollen Monat danach ein. Wahrscheinlich sind dabei auch Embleme der Tindios (Geister) mit im Spiele, welche die alten Zauberer vielfach verwendeten [4]).

---

[1]) Vgl.: Frazer, Some popular superstitions of the ancients, Folk-lore, I, 146 ff.

[1]) Powell, Unter den Kannibalen Neu-Britanniens. Uebersetzt von Schröter, 148.

[2]) Turner, Nineteen years in Polynesia, 428.

[3]) Journ. Anthrop. Instit. Gr. Brit., XXIII, 2 ff.

[4]) Woodford, A Naturalist among the Head hunters, 25.

In Fidschi wird die Kunst Vaka-drau-ni-kautaka (wörtlich: to effect with leaves) auch für die Beeinflussung des Wetters angewendet. Es werden gewisse Blätter unter geheimen Gebetsweisen verbrannt, womit man regnen oder die Sonne scheinen lassen kann [1]).

## Polynesier.

Die Bewohner von Samoa hielten viel auf ihre Steingötter (Rollsteine aus Wasserläufen). Sie wurden angerufen, um eine Vermehrung der Schweine zu bewirken, um Regen zu machen und zu vertreiben. Ein solcher Stein, von denen einer im District Samoa stand, wurde im letzteren Falle am Feuer getrocknet, bei Dürre jedoch in's Wasser getaucht [2]).

Die Priester der Neuseeländer konnten der Bosheit der Geister entgegentreten, den Zauber zerstören und selbst bezaubern. Es gab Beschwörungen, um den Wind zu erregen [3]). Die Hauptceremonie hiess Whangaihan (Feedwind). Das Ohr und ein Theil des Haupthaares des ersten in der Schlacht getödteten Feindes wurden hiefür aufbewahrt [4]). Dabei wurden Sprüche gesungen, von denen Shortland einige Proben gibt. Handelt es sich dabei wohl in erster Linie um Winde, welche dem Fischfange günstig sind, so hatten sie doch auch Regensprüche, welche an den grossen schwarzen Rangi (Himmelsgott) gerichtet sind. Wenn man Monoabüsche verbrennt, so gibt es Regen. Sie erklären die Monoapflanze für den Vater aller Bäume.

In Pipiriki ist ein Berg, dessen Flanke durch eine lange Spalte durchschnitten wird; an dem einen Ende derselben wurden die Vornehmen, an dem anderen die Sclaven und unbedeutenden Personen behufs Bestattung hineingeworfen. Wenn man diesen Berg bestieg, besonders wenn dies ein Fremder that, gab es Regen. Dies traf auch bei der durch Taylor veranstalteten Besteigung ein [5]).

## Papuas.

Nach Bastian (Der Papua, 25 ff.) fürchten sich alle papuanischen Stämme sehr vor bösen Geistern, besonders vor den Manoin (Landgeistern) und den Salink (Wassergeistern), welch' letztere die Gewitter verursachen. Gegen sie werden Amulette und Beschwörungen gebraucht. Stehen Sturm und Gewitter bevor, so erhebt sich einer der Ruderer und bedroht das Gewölk mit seinem „ai mamoen". Verzieht sich das Gewitter nicht, so machen sie Miene, die hohen Wogen mit der Hand zu besänftigen, speien in das Wasser und werfen wohl auch Tabak hinein.

An der West- und Nordküste von Niederländisch-Neu-Guinea gebraucht man Talismane zum Regenzauber, welche Womindaroi heissen. Es sind Stäbchen, deren oberer Theil als Menschenfigur geschnitzt ist, der untere Theil ist mit rothem Kattun umwickelt. Sie dienen besonders im Kriege, um unter dem Schutze des strömenden Regens sich unbemerkt dem feindlichen Campong nähern und Köpfe erbeuten zu können [1]).

Aehnlich sind die auf Jop Anggar gebräuchlichen Amulette (Mamfarawai), welche die Ruderer gebrauchen, um günstige Winde zu erzeugen; sie bleiben gewöhnlich in den Prauen liegen. Sie sehen ganz den Womindaroi ähnlich. Dasselbe gilt von den Oewoe, welche bei den Beschwörungen um Regen ebenfalls verwendet werden [1]).

Auch die Marfooresen in Nordwest-Neu-Guinea gebrauchen ihre Ahnenbilder (Korwars), um Regen oder Wind zu bannen. Sie rufen dabei: „Vater (im Falle der Horwar den Vater des Rufenden vorstellt, sonst die ihm zukommende Bezeichnung), bestrafe den Regen, bestrafe den Wind." Doch besitzen sie noch andere, von den Zauberern geweihte Amulette, mit denen man Regen und Wind unterdrücken und guten Wind hervorbringen kann [2]).

An der Südküste Neu-Guineas (Golf von Moresby) gibt es ein Geschlecht von sehr gefürchteten Zauberern (Koita-puans, welche auch über Sturm und Regen gebieten. Von dem von ihnen angewendeten Verfahren wird nichts berichtet [3]).

## Malaien.

Die Battak gebrauchen ihre mit Ahnenfiguren geschmückten Zauberstäbe zur Erzeugung von Regen und Sonnenschein [4]).

---

[1]) Berthold Seemann, Viti, 188.

[2]) Turner, Nineteen years in Polynesia, 347.

[3]) Taylor, Te Ika a Maui, 182.

[4]) Shortland, Tradit. and superstit. of New-Zealanders, 248, 135.

[5]) Taylor, Te Ika a Maui, 66 f.

[1]) De Clercq, Ethn. Beschr. v. d. West- en Noordkust van Nederlandsch Nieuw-Guinea, 169. Taf. XXXVII, 1, 2, 4.

[2]) A. B. Meyer, Glaube und Sitten der Papuas des Marfoorstammes (Mitth. d. Ges. f. Erdk., Dresden, XII, 33, 37).

[3]) Chalmers und Wyatt Gill, Neu-Guinea. D. Ausg., 227 f.

[4]) N. van der Tunk, Bataksch-Neederduitsch Woordenbock, Amsterdam 1867, 266. Ich verdanke den Hinweis hierauf Herrn Custos F. Heger.

Eine der eigenthümlichsten Zauberformen sind die Zaubermuster der Sĕmang-Stämme, besonders der Orang Panggang auf Ost-Malâka. Dieselben dienen als Schutzmittel gegen die Winde, welche Krankheiten bringen, und werden auf den Bambukämmen der Frauen, den Köchern für die Pfeile und den Schafttheilen der Blasrohre angebracht [1]).

Herrn F. K. Müller verdanken wir die Verdeutschung einer batak-malaiischen Zauberformel, um Regen zu erzeugen. Bei deren Gebrauch hat man einen Schoss Bambus zu nehmen und dessen Wände dünn zu schaben, doch so, dass das darin enthaltene Wasser nicht ausläuft. Dann stellt man sich in einen Fluss, nimmt in eine Hand den Bambus, in die andere Idjuk (die haarige Faser der Blattachseln der Zuckerpalme) und schwenkt unter Hersagen der Formel beides über dem Kopfe. Dann zerbricht man den Bambus durch einen scharfen Schlag auf den Wasserspiegel, so dass das innere Wasser ausläuft. Bei grosser Trockenheit muss man die Formel drei- bis viermal hersagen.

Dieselbe Formel erzeugt Wind, wenn man beim Hersagen derselben einen Fledermauskopf in einem Niru (Reisschwinge) schwenkt.

Sie lautet, wie folgt:

„Kommt doch, ihr Drache (naga) Balata (grosse Bergschlange), Drache Balatu (zwei grosse Seeschlangen), Drache der Wolken im Gebirge von dort her! Kommt doch, ihr Drachen, weisse, von dort her. Beginne zu regnen, grosse Wolke! Komm' heran, Schlange Djenggina! Balle, winde dich, rufe zum Spielen am Meeresstrand! Triff zusammen mit dem Gebirgsfürsten, der herabkommt, zu streiten! Darum herab, Obergott, steig' hinauf, Untergott, steh' Erdgott! Herab, lieber, geehrter Zauberer, mein Schutzgeist, der Schutzgeist des Guru, zum Schutzgeist des Geisterfürsten! Heran, ihr Wetterwolken, rothen Wolken und Cirrhuswolken und du, Sturm, der du die Blätter der Bataten wendest und die Zäune umwirfst! Komm heran, Eidechsenkönig, grüne Eidechse, schwacher Wind!" Schlussformel: „Es ist aus, Ende."

Um den Regen zu verscheuchen und schönes Wetter herbeizuzaubern, gebraucht man die folgende Formel, welche siebenmal hergesagt werden muss, worauf man pfeift:

„Komm' heran, Herr, im Osten! Nimm von uns deine Wolken, damit nicht Regen aus den weissen Wolken fällt, damit nicht die sich schön färbenden Wolken regnen. Lass' nicht regnen die Donnerwolken und die schwarzen Regenwolken, und uns die Frühstrahlen der Sonne keinen Regen bringen!" [1])

Die Sakai der Malaischen Halbinsel laufen bei Gewittern aus den Häusern heraus und drohen den Dämonen mit ihren Waffen [2]).

Hat sich der Himmel zum Sturme überzogen, nimmt der Matrose einer malaischen Prau weisse oder gelbe Hahnenfedern, bindet sie in eigenthümlicher Weise zusammen und stellt sie in das Forecastle (das Volkslogis unter Deck). Gleichzeitig betet er, dass sich die schwarzen Wolken entfernen mögen. Dann wird der Hahn getödtet. Der Fischer bestreicht seine Hand mit Kalk, deutet mit den geweissten Fingern dreimal in die Wolken und wirft den Vogel in die See [3]).

Wenn es donnert, schneiden auf der Malaischen Halbinsel die Weiber ihre Beine mit Messern, fangen das fliessende Blut mit einem Bambusrohr auf und werfen es in die Luft, um die Geister zu besänftigen [4]).

### Australier.

Der Stamm der Dieyeri am Kupferflusse (Süd-Australien) wird durch den bösen Geist Kutchi geplagt, der nicht blos Krankheit und Tod, sondern auch Donner und Wirbelwind verursacht. Wenn es donnert, stürzt Alles aus dem Lager und macht stossende Bewegungen mit den Händen gegen die Richtung des Donners. Streift ein Wirbelwind das Lager, so sucht man wohl manchmal den Geist mit dem Bumerang zu tödten, doch gilt dies als sehr gefährlich [5]).

Das Regenmachen ist eine ihrer wichtigsten Ceremonien, zu der die Bewohner der verschiedenen Lager an einem bestimmten Orte vereinigt werden. Es wird eine längliche Grube gegraben, über welcher eine konische Hütte errichtet wird für die alten Männer, die jungen sitzen am Eingange. Die Weiber dürfen nur hineinsehen und entfernen sich dann wieder. Nun wird zwei von Mura-mura begeisterten Männern mittelst eines starken Steines die Ader gelassen; das Blut bespritzt die Umsitzenden, während die beiden Männer Hände voll Flaumen in die Luft

[1]) Grünwedl, in der Sitzung der Berl. Anthropol. Ges. vom 11. März 1893.

[1]) Müller, Beschr. einer Batak-Sammlung (Veröff. a. d. k. Mus. f. Völkerk. 1893, 71).

[2]) Journ. of the Indian Archipelago, III, 430.

[3]) Riedel, De sluik- en kroesharige rassen tusschen Selebes en Papua, 412 f.

[4]) Journ. of the Straits Branch R. As. Soc. Nr. 4, S. 48. Cit. in Folk-lore, I, 162.

[5]) Smyth, Aborigines of Victoria, I, 457.

werfen. Das Blut symbolisirt den Regen, die Flaumen die Wolken. Die letzteren werden auch durch zwei grosse Steine dargestellt, welche man im Centrum der Hütte aufgestellt hat. Diese letzteren werden von den beiden Hauptacteuren der Handlung weit weg auf einen möglichst hohen Baum getragen, während die Zurückbleibenden gestossenen Gyps in einen Wassertümpel werfen. Misserfolg erklären sie durch Zorn Mura-mura's oder durch Verhexung von Seiten eines anderen Stammes. Am Schlusse der Ceremonie wird die Hütte mit den Köpfen eingestossen, wobei die Hände nur bei den stärksten Stützen derselben mithelfen dürfen. Das Durchbrechen der Wände mit dem Kopfe symbolisirt das Durchbrechen der Wolken, das Zusammenstürzen der Hütte hingegen den Fall des Regens [1]).

In Gippsland sind die Regenmacher nicht wie im dürren Nord-Australien wohlthätige Künstler, sondern bösartige Personen, welche Regen und Sturm erregen, um die Kurnai an der Ausübung ihrer täglichen Beschäftigung, der Jagd und dem Fischfange, zu hindern. Sie heissen Bunjil-Willung (auch die dicken Ochsenfrösche heissen so, weil sie „nach Regen singen"). Ein Breiakahäuptling hatte die Kraft, schreckliche Westwinde hervorzubringen, indem er sang und dazu ausdrucksvolle Geberden machte. Ein berühmter Negerzauberer des Brataua-Clan rief Regenstürme hervor, indem er aus seinem Munde Wasser gegen Westen spritzte. Auch Frauen konnten die Herrschaft über die Elemente erhalten. Der Bunjil Willung konnte auch Donner hervorbringen, wie z. B. der Häuptling des Brataua-Clan [2]).

Jeder Kurnai-Clan hatte eine Richtung, von welcher der Bunjil-Willung den Regen berief. Die Brataua und Braiaka sangen gegen West oder Südwest; die Tatung gegen Süden, die Babra und Krauatun gegen Südost. Dies entspricht den Richtungen, von welchen den genannten Clans Regen zuzukommen pflegt [2]).

Die Wettermacher der Wotjobaluk übten keine anderen Zaubereien aus. Sie waren Specialisten. Der eine derselben nahm zum Regenmachen einen Büschel seines eigenen Haares, feuchtete ihn mit Wasser an, saugte ihn dann aus und spritzte das Wasser gegen Westen. Oder er wand das Büschel um seinen Kopf, von dem das Wasser abfloss wie Regen [2]).

[1]) Samuel Gason, Dieyeri Tribe (citirt in: Smyth, Abor. of Victoria, I, 467 f.).

[2]) Howitt, On Australian Medicine-man Journ. of Anthrop. Inst, XVI, 34 f.

### Arktiker.

Die „Angekoks" der Eskimos können Stürme erregen und besänftigen, Robben und Vögel anlocken oder vertreiben. Dies geschieht durch Geberden und Beschwörungen, in welchen der Wind oder das Meer direct angerufen werden. Die jungen Angekoks lernen ihre Kunst von den alten. Fast in jeder Familie soll ein Angekok sein [1]).

Bei den Koniagas liegt die Besänftigung der Elementargeister den Schamanen ob; dies geschieht, allerdings in seltenen Fällen, durch Sclavenopfer [2]).

### Amerikaner.

Die Zauberer der Kutschin-Stämme können wahrsagen, Wind machen, sowie bei herannahendem Regensturme durch Aufhängen ihres Medicinsackes an der dem Sturme zugekehrten Seite ihrer Hütte die Richtung der Wolken abändern und den Regen an einer anderen Stelle niedergehen machen [3]).

Auch die Medicinmänner der Loucheux-Indianer lenken gegen Entlohnung die Elemente nach dem Wunsche der Besteller. Hardisty wurde einst von einem solchen Zauberer um die Beschaffung und den Preis eines Schmiedeblasbalges befragt, von dem er sich ausgezeichnete Wirkung zur Erzeugung von Wind für die Jagd auf Elenthiere versprach [4]).

Die Schamanen der Tlinkit-Indianer (Südost-Alaska) lassen sich, um besseres Wetter zu erzielen, an einem Tau auf den Meeresgrund hinab; wenn deren Haar nass wird, soll Regen fallen. Im Allgemeinen gilt bei den Tlinkits jede Abweichung von den herkömmlichen Gebräuchen, jedes Aussergewöhnliche (chlakáss) als Ursache von Missgeschick, Krankheit, Jagdunglück, Unwetter. Um günstigen Wind zu bekommen, schlagen sie mit dem flachen Ruder auf die Wasseroberfläche, so dass das Wasser nach vorne spritzt. Bei drohender Verschlechterung des Wetters wurde ein Feuerbrand unter dem wiederholten Ausrufe: „göss, göss!" umhergeschwungen und dann weit weggeworfen. Als darauf Nebelwetter eintrat, raffte der Tlinkit Pflanzen und Erde auf und warf sie in gebückter Stellung durch die gespreizten Beine hinter sich [5]).

[1]) Ross, Voyage of Discovery, 128.

[2]) Holmberg, Ethn. Skizz., 140 f. — Bancroft, Nat. Races, III, 143.

[3]) Notes on the Tinneh Indians (Ann. Rep. of Smithsonian Instit. 1867, 325).

[4]) Notes on the Tinneh-Indians (l. c., 314).

[5]) Krause, Tlinkit-Indianer, 287, 300.

Erhebt sich ein gefährlicher Sturm, so steigen die Nutkas auf die Dächer ihrer Häuser und rufen den grossen Himmelsgott (Quahutze) an, schlagen die Trommeln, singen und bitten ihn, den Sturm zu stillen. Nach der Rückkehr von der Jagd wurden dieser Gottheit früher Menschenopfer gebracht [1]).

Die Huronen, Irokesen, Algonkin werfen in die Ströme und Seen Tabak und Vögel, welche sie zu diesem Zwecke tödten [2]). Die Zauberer beschwören das Wetter durch Lieder unter Begleitung der Trommel [3]).

In trockener Jahreszeit pflegten die Irokesen dem Donnergott Tabak zu opfern, um Regen zu erlangen. Man liess dem Volke sagen, die Kinder des Donners seien am Horizonte und es müsse für sie Tabak verbrannt werden. Dies geschah theils auf den Hausaltären, theils an den Versammlungsfeuern, welche in dem Versammlungshause (Rathhaus) brannten. Dabei wurde der Regentanz aufgeführt zu Ehren des Hi-an, der dann persönlich das zur Erzeugung des Regens nöthige Gewitter einleitete [4]).

Die Dacotahs (Sioux) haben Tänze zu Ehren der Sonne, des Mondes und des Donners [5]). Beim Durchkreuzen eines Sees rauchen sie und bitten die Geister der Winde um ruhige Ueberfahrt. Im Allgemeinen wird Tabakrauch bei Wetterbeschwörungen verwendet. Das Anblasen des Himmels mit Tabakrauch bringt Regen. Die mit den Dacotahs innig verwandten Winebagos sagen: Als der grosse Geist den Menschen den Tabak gab, belehrte er sie, dass, wenn sie zu den Winden und den Thieren sprechen wollten, sie Tabak verbrennen sollten, dann würden sie die Götter hören [6]).

Die Wakanmänner der Dacotahs (wakan = geheimnissvoll, übernatürlich) erregen oder stillen den Sturm, reden mit Donner und Blitz als wie mit Freunden; wird einer von ihnen vom elektrischen Fluidum getroffen, so führt er dies als Beweis von der Macht des Wankinyan an, dem er ungehorsam gewesen. Noch in den Fünfziger-Jahren schoss ein Dacotah, durch heftige Donner- und Blitzschläge erschreckt und den Zorn des Donnergottes befürchtend, zu dessen Versöhnung seinen eigenen Sohn nieder [1]).

Die Omahas verehren den Donner besonders im Frühling, indem sie die heilige Pfeife mit Tabak stopfen und gegen das Firmament halten. Dabei wird gebetet [2]).

Angehörige des Subclans der Turteltaube bei den Omahas zeichneten, um Nebel zu vertreiben, eine mit dem Kopfe nach Süden gerichtete Turteltaube auf den Boden und legten kleine Stücke eines rothen Hosenstoffes nebst etwas Tabak darauf [3]). Ein anderer Clan der Omahas, „das Windvolk", erregt Winde, um die Mosquitos zu vertreiben, durch Schlagen ihrer Decken [4]).

Catlin gibt eine ergötzliche Schilderung der Regenzauberei bei den Mandanern. Junge Leute besteigen der Reihe nach das Dach der Berathungshütte und beschwören den grossen Geist um Regen ohne Erfolg, bis endlich nach mancherlei Zwischenfällen Wak-a-dah-ha-bih (des weissen Büffels Haar) die Windgeister (Dschi-bi) erweicht und ein Gewitter aufsteigt. Während dieser ganzen Zeit waren die eigentlichen Zauberer im Inneren der Hütte mit geheimnissvollen Manipulationen beschäftigt gewesen [5]). Ausserdem gibt es aber auch bei ihnen Rain-stoppers, welche den Donnergott mit ihren Schildern bedrohen [6]).

Als Elementaropfer ist wohl auch die gräuliche Opferung eines Siouxmädchens durch die Pawnees zur Zeit der Kornaussaat am 22. April 1837 aufzufassen, wobei dem lebenden Opfer das Fleisch in kleinen Stücken abgeschnitten und das daraus ausgepresste Blut auf die Saat fallen gelassen wurde [7]).

---

[1]) Bancroft, Nat. Races, III, 151.

[2]) Krause, Tlinkit-Indianer, 287, 300.

[3]) Charleroix, Journ. d'un voyage dans l'Amérique septentrionale, 347. — Schoolcraft, Ethn. Res., IV, 491.

[4]) Erminnie A. Smith, Myths of the Iroquois (Smiths. Bur. of Ethn. 1893, 72 f.).

[5]) Prescott in: Schoolcraft, Ethn. Res., IV, 63.

[6]) Schoolcraft, Ethn. Res., III, 326; IV, 226.

[1]) Pond in Schoolcraft, Ethn. Res., IV, 644, 647, 51.

[2]) Dorsey, Omaha Sociology (Smiths. Bur. of Ethn. 1884, 227).

[3]) Third, Rep. Bur. of Ethn., 240.

[4]) Third, Rep. l. c. 241. — Frazer, Totemism, 24.

[5]) Catlin, Indianer Nord-Amerikas. Deutsch von Berghaus. 99 ff.

[6]) Bastian, Culturl. d. alt. Amer., II, 816.

[7]) Schoolcraft, Ethn. Res., IV, S. 50. — Das genaue Seitenstück finden wir in den von den Engländern nach vieljährigen Bemühungen unterdrückten Meriahopfern der Kandhs in Indien, welche nur dadurch eine theilweise Abänderung erlitten, dass in einigen Districten das gekaufte Kind langsam geröstet wurde. Das Hauptbestreben war, demselben möglichst viele Thränen zu entlocken, um von der Erdgöttin Tari entsprechend viel Regen zu erhalten (Macpherson, Acc. of Religion of the Kandhs [J. Roy, As. Soc., XIII, 2]). — Dalton, Ethn. of Beng., 285 ff.

Nach der Legende der Acagchemem (Californien) sind die Zauberer derselben Nachkommen des Ouiot, deren Functionen durch den nachfolgenden Menschenschöpfer Chinig-chinich ausdrücklich bestätigt wurden [1]). Die Regenmacher sind besonders einflussreich bei den Yokuts. So erstreckt sich der Ruf des Hop-od'-no zweihundert Meilen nach Norden bis zu den Ufern des San Jonquin. 1870 machte er eine Reise zum King's River, besuchte alle Dörfer und versprach den Leuten, sie von einer schon ein Jahr währenden Dürre zu befreien, wenn sie ihn freigebig entschädigen würden. Er wurde aber ausgelacht und verhiess ihnen zur Strafe ein zweites, noch trockeneres Jahr, was auch eintraf. Als er im zweiten Jahre wiederum diese Ortschaften besuchte, wurde er mit Gaben überschüttet, worauf er dann Regen eintreten liess [2]).

Bei den Ká-rok (Stamm der Klamaths) bezweckt der am 1. September stattfindende „Versöhnungstag" (sif-san-di pik-i-á-vish), alle Geister, darunter auch die Elementargeister, zu versöhnen und Erdbeben, Dürre u. s. w. fernzuhalten. Bezüglich der Details derselben verweise ich auf Powers [3]).

Die Pueblos in Neu-Mexiko verehren als Regengott Montezuma, welcher auch eine Culturgottheit darstellt. Derselbe steht in innigster Verbindung mit dem Culte des Feuers und der grossen Schlange, welch' letztere sehr häufig mit Montezuma abgebildet wird. Noch 1845 existirte ein rohes Idol aus Leder, welches Montezuma's Kopf darstellen sollte. In Zeiten der Dürre wurde dasselbe unter Leitung der Häuptlinge mit Federn bekränzt und unter Tänzen und anderen Riten um Regen angefleht [4]).

Auch die Zuñis haben eine dem Regengott Montezuma, der grossen Gottheit der Pueblos, geheiligte Quelle. Kein Thier darf von derselben trinken. Sie wurde alljährlich mit uralten, hochheilig gehaltenen Gefässen geweiht, auf welchen ein Frosch, eine Klapperschlange und eine Schildkröte aufgemalt waren [5]).

Bei den Zuñis werden Männer ausgewählt, welche, barfuss und nackt bis auf den Lendengürtel, vom Zuñi bis zu einem in der Entfernung von 45 Meilen gelegenen See, den glühenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, wandern müssen, um daselbst Federnstöcke zu opfern und um Regen zu bitten. Sind ihre Herzen rein, so erfolgt bald Regen, im entgegengesetzten Falle bleibt er aus und sie kehren mit versengten Lippen und entzündeter Haut zurück. Die Kōk-kō (ein religiöser Orden) wiederholen die Gebete um Regen und verwenden sich darum bei dem Yä-tō-tka, der Sonne, welcher sie auch mit einer Aragonitfarbe bemalte Federnstöcke opfern [1]).

Die Moquis (ein Stamm der Pueblos in Neu-Mexiko) sandten 1852 dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika eine Gesandtschaft zur Anknüpfung freundschaftlicher Beziehungen. Unter den überbrachten Geschenken befand sich wilder Honig, welcher in das innere Blatt der Hülse des Maises eingewickelt war. Die dazu gegebene Erläuterung bezeichnete dieses Object als Regenzauber. Der Präsident müsse ein Stück davon kauen und auf den Platz spucken, welcher Regen bedürfe, dann würde nach der Versicherung der Moquis Regen eintreten [2]).

Dieselben pilgern übrigens auch zu einer in der Sierra Natary gelegenen Quelle um Regen [3]).

Die Comanches peitschen, wenn ihre Dämone Regen oder Sonnenschein zurückhalten, einen Sclaven; sind dieselben hartnäckig, so wird das arme Opfer lebend fast geschunden [4]).

Den Comanches benachbart sind die Navajos, welche zwar zu den Athapasken gehören [5]), jedoch in cultureller Beziehung viele Berührungspunkte mit den Neu-Mexikanern darbieten. Sie kennen nicht den Regengott der Pueblos, Montezuma. Sie veranstalten Regenprocessionen zu einer in einem tiefen Cañon bei Fort Defiance aufsteigenden Quelle, welcher nur der Gute unter Vollziehung gewisser Ceremonien sich nähern darf. Dabei blasen sie Tabakrauch gegen den Himmel. Zu demselben Zwecke gebrauchen sie gewisse längliche, abgerundete Steine, welche aus den Wolken in einem Donnerwetter gefallen sind, unter verschiedenen Ceremonien. Sonne, Mond und Sterne stehen ihnen in thätiger Verbindung mit Regen und schönem Wetter [6]).

---

[1]) Bancroft, Nat. Races, III, 162 ff.

[2]) Powers, Tribes of Calif., 372 f.

[3]) Powers, Tribes of California Contr. of N. Amer. Ethn., III, 28 f.

[4]) Bancroft, Nat. Races, III, 173 f.

[5]) Bancroft, Nat. Races, III, 121. — Wipple, Pac. R. R. Rep., III, 39.

[1]) Mrs. Tilly Stevenson, Religious life of the Zuñi child. Smiths. Bur. of Ethn. 1887, 543).

[2]) Schoolcraft, Ethn. Res. resp. the red man of Amer., III, 308.

[3]) Schoolcraft, l. c., IV, 82.

[4]) Bancroft, Nat. Races, III, 520.

[5]) Fr. Müller, Allg. Ethnogr., 254.

[6]) Schoolcraft, Ethn. Res., IV, 213. — Bancroft, Nat. Races, III, 171.

Die Navajos haben auch Tänze unter Leitung der Schamanen, um Krankheiten zu heilen und Regen zu erflehen. Der wichtigste derselben, den Dr. Matthews beschrieben hat, der Dsilyidje quaçàl (Mountain chant), dauert neun Tage und wird im Winter gefeiert. Es werden dabei auch symbolische Zeichnungen angefertigt — Nachahmungen von Darstellungen, welche die Götter ursprünglich auf die Wolken gemalt haben sollen. Opferstöcke werden dargebracht und mystische Gesänge gesungen. In einem derselben nimmt der eine der Stammgötter, genannt Dsilyi keyáni (Reared within the mountains), Abschied von ihnen, nachdem er den Tanz ihnen gelehrt hatte, und spricht dabei: „Lebe wohl, jüngerer Bruder, die Götter rufen mich; du wirst mich niemals mehr sehen; aber wenn die Regenschauer kommen und der Donner kracht, wirst du sagen: ‚Dies ist die Stimme meines älteren Bruders'; und wenn die Ernten kommen, die schönen Vögel und die Grasmücken, so wirst du sagen: ‚Es geschieht auf Befehl meines älteren Bruders' [1])".

Die Opatas (in Sonora) feierten das Tanzfest (Sorom raqui) für Regen und gute Ernte [2]).

Die Karaiben hielten den Donner für die Stimme Gottes. Beim Herannahen eines Gewitters eilten sie in ihre Hütten, setzten sich um's Feuer, legten den Kopf in die Hände und fingen an zu brüllen und zu heulen. Bei einem Orkan legten sie sich platt auf die Erde.

Ausser den guten Geistern, welche von den Seelen abstammen, die im menschlichen Herzen sitzen, glauben sie auch an böse Geister (Maboya). Diese letzteren sind Menschenseelen, welche nicht im Herzen, sondern in anderen Theilen des menschlichen Körpers ihren Sitz hatten. Diese letzteren verbreiten sich nach dem Tode in der Luft, halten sich am Meeresufer oder in Wäldern auf, erregen schreckliche Stürme und sonstiges Unheil. Gegen die letzteren hilft der Zauberer (Boya), welcher theils seinen eigenen, theils des betreffenden Individuums Schutzgeist herbeiruft. Eine grosse Rolle für die betreffenden Manipulationen spielt der Tabak. Die Cemes sind Darstellungen der Schutzgeister unter den verschiedensten Gestalten [3]).

[1]) Dr. Matthews, Mountain chant (Bur. Ethn., V, Rep 386 ff.).

[2]) Bastian, Culturl. d. alt. Amer., II, 749.

[3]) Sitten und Meinungen der Wilden in Amerika, II, 27 bis 49, grösstentheils nach Rochefort, Hist. nat. et mor. des Iles Antilles, 486 f., 468 ff.

Auf Hayti waren am Eingange der Höhlen, aus welchen Sonne und Mond hervorgingen, Cemes eingehauen, welche um Regen angerufen wurden und dabei Feuchtigkeit ausschwitzten [1]).

Auf Hayti hatten die meisten Kaziken drei Steine, einen für die Fröste, den zweiten für Geburt der Frauen, den dritten für Wasser und Sonne. Nach Torquemada stammten dieselben aus den Körpern von Kranken [2]).

Rich. Schomburgk beschreibt die Wetterzauberei Clementi's, eines Häuptlings der Warrau in Britisch-Guiana, folgendermassen, wobei bemerkt sei, dass der lästige Regen fortgescheucht werden sollte: Unter heftigen Gesticulationen der Arme, mit aufgeblasenen Backen stand er vor der Hütte, als wollte er mit den ersteren die Wolken zertheilen und durch die zweiten die zertheilten fortblasen. Dann murmelte er Zaubersprüche und begann darauf abermals sein Blasen und Schwingen. Erst nach einigen Stunden stellte sich zu Clementi's grösster Befriedigung ein Erfolg heraus [3]). Dieses Anblasen spielt übrigens auch bei der Heilung von Krankheiten eine Rolle [4]).

Die Guaycurus (Brasilianer) treten beim Nahen eines Gewitters aus ihren Hütten. Die Männer sind bewaffnet, die Weiber schreien aus vollem Halse, um den bösen Geist zu verjagen, der das Gewitter bringt [5]).

Die Zauberer (kahotebädō) der Karaya-Stämme von Rio Araguaya (Goyaz) fungiren auch als Regenbeschwörer und blasen dabei den Tabaksrauch gegen die Wolken, schwingen eine lange, mit Rosenstacheln besetzte Ruthe um den Kopf und führen unter dem Rufe: „bobuto, zerstreut euch!" Stösse nach den vier Himmelsgegenden. Hört der Regen trotzdem nicht auf, so zerkaut der Beschwörer eine Wurzel und speit die Stücke in die Luft [6]).

Die Piaje's der Bakaïri verjagen das Gewitter durch Blasen. Man prustet den Speichel durch einen Sprühtrichter gegen die Wolken [7]).

In Rio Hacha (Columbia) finden sich die Goajires, welche bei Gewitter brennende Holzstücke werfen [8]).

[1]) Bastian, Culturl. d. alt. Amer., II, 305.

[2]) Bastian, l. c., II, 308, 310.

[3]) Rich. Schomburgk, Reisen in Brit.-Guiana, I, 186.

[4]) Rich. Schomburgk, l. c., II, 44.

[5]) Sitten und Meinungen der Wilden in Amerika, I, 260.

[6]) Ehrenreich, Beitr. z. Völkerk. Brasiliens, 33.

[7]) Karl von den Steinen, Zweite Schingu-Exped. 344.

[8]) Bastian, Culturl. d. alt. Am., II, 243.

Die den Kriegsgott Chunchu verehrenden Yuracaru (Bolivia) bedrohen den auf den Höhen wohnenden Donnergott Mororoma beim Donnern mit ihren Pfeilen [1]).

Dobrizhofer erzählt von den Abiponern, dass heftige, mit Hagel und Regengüssen verbundene Gewitter ganz allgemein als das Werk von bösen Menschen betrachtet werden, welche auch die Gewalt besitzen, sich jederzeit in unsichtbare Tiger zu verwandeln. Auch das Aufhören der Gewitter wird den Zauberern zugeschrieben [2]).

Wenn ein Wirbelwind den Staub im Kreise herumtreibt, so werfen die Weiber der Abiponer eilends eine Menge Asche demselben entgegen, damit der Luftgott (Pillan) sich daran sättige und anderswo hinwende. Denn wenn er sich in's Haus einschleichen könnte, müsste sogleich Jemand aus dem Hause sterben [3]).

Die Feuerländer, denen die Anthropologen der französischen Mission am Cap Horn (1882—1883) jedes Gefühl für Religion absprechen wollen, fürchten sich nicht blos vor menschenfressenden Geistern, sie besitzen auch Zauberer und Zauberinnen, welche letzteren besonders früher sehr einflussreich waren. Sie verrichten Windbeschwörungen unter Verrenkungen des Körpers und werfen Muscheln gegen den Wind aus [4]).

## Mexiko.

Trotz der relativ hohen Entwicklungsstufe der mexikanischen Religion beweist doch die wichtige Rolle des Orakelwesens, der Auspicien und Astrologie, dass dieselbe sich noch nicht allzu weit über die schamanistische Grundlage erhoben hat. Die Priester sind, wie Müller treffend hervorgehoben hat, noch zum Theile Zauberer. Der König der Mexikaner hatte bei der Krönung einen Eid zu schwören, dass er die Religion der Vorfahren schützen und bewirken wolle, dass die Sonne ihren Lauf gehe, die Wolken regnen, die Flüsse fliessen, die Früchte reifen [5]). Bezüglich der kosmischen Beziehungen in den Culten der drei grossen mexikanischen Götter Quetzalcoatl (Gott der Luft und der Winde), Huitzilopochtli (Himmelsgott, Gott der belebten Natur), Tezcatlipoca (Weltseele, Gott der Dürre) muss auf die bekannten Quellen verwiesen werden. Von den Culten der Elemente im engeren Sinne hebe ich jene des Feuergottes Xiuhtecutli, des grossen Regen- und Berggottes Tlaloc, des Gottes der Jagd, Mixcoatl (Wolkenschlange, in naher Beziehung zum Gewittersturme [Bancroft]), hervor. Diese letztgenannten sind höchst wahrscheinlich aus ehemaligen Localgottheiten einzelner Volksbestandtheile des mexikanischen Reiches hervorgegangen, wie überhaupt der Antheil der von den Azteken bereits vorgefundenen Culturen (Mayas, Tolteken) an der Ausbildung der mexikanischen Culte gewiss nicht unbeträchtlich ist. Bezüglich der moralischen Urheberschaft der gräulichen Menschenopfer, besonders der den Tlalocs auf vielen Bergen dargebrachten Kinderopfer, muss ein Urtheil noch vertagt werden. Parallelen hiezu finden wir bei den der Mayafamilie angehörigen Aboriginern, den Indianern von Guatemala (besonders den Pipilen) und Nicaraguern [1]), bei den Mayas [2]), bei den Misteken und Zapoteken [3]). Man begreift aber sehr wohl, dass gerade die im erbitterten Kampfe mit den Mexikanern begriffenen Völker, wie z. B. die Totonaken [4]), beim Culte ihres alten Orakelgottes Centeotl Menschenopfer eingeführt haben, um sich die Machtmittel, welche dieser intensiveren Verehrung zugeschrieben wurden, zu sichern. Schon Müller hat den engen Zusammenhang der Menschenopfer mit dem mexikanischen Orakelwesen hervorgehoben. Wir erwähnen noch ein lehrreiches Beispiel von der Verwendung von Menschenopfern für Wetterzauber offenbar auch unter mexikanischem Einfluss bei den Tlaskalanern, welche ihre Unabhängigkeit von Mexiko bis zur spanischen Eroberung zu bewahren verstanden.

Bei der Bekämpfung eines gefährlichen Aufstandes führte Culhua Tecuhtli Quanex, König von Tlascala, ein neues Opfer für den Gott Camaxtli ein. Der erste Kriegsgefangene wurde geopfert und gehäutet. Der Priester drückte aus dem grösseren der beiden Busen eines Mädchens einen Tropfen Milch, der in ein aus Teotetl (Pietra de Dios) gefertigtes schwarzes Steingefäss getröpfelt wurde. Am

[1]) Bastian, l. c., I, 520, nach d'Obbigny.
[2]) Dobrizhofer, Gesch. d. Abiponer, II, 101 f.
[3]) Dobrizhofer, Abiponer, II, 110.
[4]) Mission scientifique du Cap Horn, VII, 256 f.
[5]) Clavigero, II, 114.

[1]) Stolle, Ethn. Indianerst. Guatemalas, 40. — Squier, Nicaragua, II, 353; nach den Berichten des Fray Francesco de Bobadilia di Oviedo.
[2]) Bancroft, Nat. Races, II, 705. Wenn der Regen ausblieb, wurden Mädchen in einen tiefen Brunnen in einem Walde der Stadt Chichen Itza geworfen. — Nach Müller, Amer. Urrel., 492, 496, hiess der Regengott der Maya Quiateo; es wurden ihm junge Knaben und Mädchen geopfert.
[3]) Clavigero, I, 390. — Mühlenpford, II, 194.
[4]) Müller, Amer. Urrel., 491 f.

dritten Tage füllte sich das Gefäss mit Schaum, in welchen die Krieger ihre Pfeile tunkten. Der Priester goss dann den Inhalt des Gefässes über den mit der Menschenhaut bekleideten Menschen aus, worauf sich ein dichter Nebel erhob, durch den die Feinde verwirrt und besiegt wurden [1]).

Freundlichere Formen des Elementarcultus liefern uns die Verehrung des Kreuzes, welches früher als Symbol des Regens, von neueren Forschern als Bezeichnung der vier Windrichtungen gedeutet wird [2]). Dieser durch die Tolteken eingeführte Cult soll von den Aboriginern abstammen [3]). Er findet sich in Mexiko, Yucatan, Central-Amerika, in Cumana und Peru. Die Aufrichtung des ersten Kreuzes in Mexiko wird dem Quetzalcoatl zugeschrieben [4]). Das erste Kreuz, welches die Spanier in Mexiko fanden, stand in einem Tempelhofe auf der Insel Cozumel. Zu diesem Kreuze wurde um Regen gebetet, in Zeiten der Dürre kamen Processionen, um dem vahomche, so nannten sie das Symbol, Wachteln und andere Versöhnungsgaben zu opfern [5]). Bei dem Culte des Tlaloc spielen die Zahl vier, das Kreuz und die Schlange die Hauptrolle.

Ethnographisch bedeutsam ist ferner der Wassercult, welcher sich an die Göttin Chalchihuitlicue, die Göttin des Wassers, die Gemahlin, nach anderen die Schwester der Tlalocs, knüpft. Sie hatte viele Namen. Die Tlascalteken hiessen sie Matlalcueje „in ein grünes Gewand gehüllt". Mit demselben Namen bezeichneten sie den höchsten Berg von Tlascala, auf dessen Gipfel sich die Sturmwolken sammeln, welche häufig die Stadt Puebla überfallen. Zu diesen Gipfel stiegen sie empor, um zu beten und zu opfern. Diese Göttin beherrscht das Meer, die Flüsse, erregt Stürme, macht Schiffe scheitern und Menschen ertrinken. Sie wurde bei einer Art Taufe der Kinder angerufen [6]). Sie lebt im grünen Schilfe beim See von Mexiko [7]) und wird mit einem krugförmigen Gefäss in der Hand abgebildet.

Der Name dieser Göttin bedeutet die Frau der Chalchiuitls. Dieser grüne Stein ist hauptsächlich der Jade. Die Mexikaner, welche eine besondere Verehrung für grüne Steine hatten, hatten verschiedene Benennungen für die verschiedenen Species derselben [1]), ohne jedoch die Unterschiede derselben im naturhistorischen Sinne consequent durchzuführen. Der Schlangengott Votan, der Hauptgott der Mixteken u. s. w., wurde unter Gestalt eines Smaragds (?) verehrt. Sein Bild hiess das Herz des Volkes [2]). Es stand in einer Höhle des Berges Achiutla, welche noch andere Idole auf durch Menschenblut gefärbten Steinen enthielt, und war als Schlange ausgearbeitet, welche gegen einen an der Spitze angebrachten Vogel züngelt [3]). In Mexiko legte man bei Dürre Steine von besonderer Form in's Wasser und wenn dies nichts nützte, andere. Ob dies Chalchiuitl waren, wird nicht gesagt [4]).

Der Chalchiuitl steht aber auch in nahem Verhältnisse zu Quetzalcoatl. Mit Beziehung auf die von der Regenzeit in Mexiko eintretenden starken Winde heisst es, dass der genannte Gott die Wege reinfegt für die Tlalocs, welche die Wolken öffnen [5]). Nach Mendietta verschluckte Chimalma den beim Ausfegen des Tempels gefundenen Grünstein und gebar darauf den Quetzalcoatl (nach anderer Version hingegen den Huitzilopochli) [6]). Quetzalcoatl lehrte die Bearbeitung der Chalchiuitl [7]). Als dessen Tempel in Cholula durch ein Gewitter zerstört wurde, fiel ein Stein in Krötenform vom Himmel herab; so wurde der grüne Stein in roher oder verarbeiteter Gestalt zum Symbol des genannten Gottes [8]).

Bei den Süd-Amerikanern galten allerdings Amazonensteine auch als Schutzmittel gegen giftige Thiere und verschiedene Krankheiten. Die Darstellungen der grossen deutschen Reisenden [9]) hinterlassen jedoch den Eindruck, dass diese Steine als Importartikel von Mexiko zu jenen Naturvölkern gewandert

---

[1]) Bastian, Cultl. Alt. Am., II, 640.

[2]) Bancroft, Nat. Races, III, 135. — Seler, Globus. 1892, 60.

[3]) Humboldt, Monuments des Cordilleres, 318. — Müller, Amer. Urrel., 498 ff.

[4]) Ueber berühmte Kreuze in Mexiko vgl. Clavigero, l. c., II, 16, Anm.

[5]) Bancroft, Nat. Races, III, 496 f., 348.

[6]) Bancroft, Nat. Races, III, 370 f.

[7]) Bastian, Culturl. Alt. Amer., II, 619.

[1]) Bastian, l. c., 500.

[2]) Müller, Amer. Urrel., 486.

[3]) Bancroft, Nat. Races, III, 449.

[4]) Bastian, l. c., II, 628.

[5]) Bastian, Culturl. Alt. Amer., II, 495 nach Torquemada.

[6]) Bastian, l. c., 480, 485.

[7]) Bastian, l. c., 499.

[8]) Bastian, l. c., 485, 486. — Müller, l. c., 584. — Nach Torquemada, Mon. Ind. lib. XIII, Cap. 14, wurde derselbe den verstorbenen Würdenträgern vor dem Begräbnisse in den Mund gelegt (wie in China). Auch in Central-Amerika spielt der Chalchiuitl eine grosse Rolle. Vgl.: Fischer, Nephrit und Jadeit, 227 f. nach Squier.

[9]) Spix, Reise nach Brasilien, I, 379. — Rich. Schomburgk, Reise in Guiana, II, 331—333. — Humboldt, Reise in die Aequinoctialgegenden d. n. C., D. Ausg., III, 392 ff. — Vgl.: Fischer, Nephrit, an mehreren Stellen bez. der spanischen Quellen.

sind. Hiefür spricht auch der Umstand, dass bei letzteren die Beziehungen des Jade zu den atmosphärischen Göttern gänzlich fehlen, während die davon abgeleiteten Vorstellungen eines Zaubermittels gegen verschiedenartige Zufälle Aufnahme fanden. In Nord-Amerika sind diese Steine bis zu den Huronen hinauf verhandelt worden [1]).

## Peru.

Die Elementargötter der kleinen vorincaischen Culturcentren, nämlich der Wassergott Viracocha (Con) und der Feuergott Pachacamac, erhalten durch den Sonnendienst der Incas eine starke Concurrenz, bleiben jedoch immer sehr populär. Dies gilt auch von dem Donnergott Cataquil und dessen Schwester, welche Regengöttin ist. Berg-, Stein- und Thierverehrung richtet sich theilweise auf diese grossen Götter, überwiegend jedoch auf individuelle Erscheinungen des Naturlebens [2]). Den Huacas, welchen die Naturgeister innewohnen, wird umfassende Zauberkraft zugeschrieben. Der Dienst derselben bleibt neben dem Sonnendienste bestehen. Sie bilden die Schutzgeister der Socialgruppen und Individuen. Die Kupferbilder des Donnergottes werden als Amulette getragen. Die neun blauen Guacas der Bewohner von Guamacho werden später als Kinder Catequils erklärt [3]). Etwas Aehnliches scheinen die Compas gewesen zu sein, welche Regen liefern sollten [4]). Auch die Bilder der Incas spielen gewissermassen die Rolle von Huacas, da man sie bei Wetterprocessionen verwendete [5]).

Bei Dürre, im Allgemeinen aber im October, wurde ein ganz schwarzes Schaf gebunden, auf ein flaches Feld gesetzt, ringsum viel Chicha gegossen, demselben aber kein Futter gereicht, bis es regnete [6]). Ob bei dem officiellen Regenfeste Capac Raymi im December Menschenopfer bestanden, ist noch nicht klar [7]). Ein anderes Elementarfest wurde im August gefeiert. Auch gab es nach Acosta noch das Fest Isuraymi, welches nach Erforderniss bei zu viel oder zu wenig Regen (auch bei Krankheiten) gefeiert wurde [8]).

[1]) Bastian und Oviedo, l. c., II, 487.

[2]) Vgl.: Müller, Gesch. d. amer. Urrel. — Stübel und Uhle, Ruinenstätte von Tehuanaco.

[3]) Bastian, Culturl. d. alt. Amer., I, 491.

[4]) Bastian, l. c., 446.

[5]) Acosta, Hist. nat. mor. del India, Buch V. Cap. 6.

[6]) Acosta, Hist. Buch V, Cap. 28.

[7]) Müller, l. c., 392. — Acosta, l. c., V, 28.

[8]) Bastian, l. c., I, 464.

Zum Regenzauber stellte Inca Hueynacapac als Oberpriester des Dämons Zupay auf einem Berge zwei Krüge stinkenden Wassers, um die Dünste herbeizulocken [1]). Sonst wurden auch in Peru die Opfer für Regen auf Pfeilern aufgesteckt.

## Hottentottenrasse.

Die Buschmänner stehen unter dem Banne ihrer guten und bösen Geister, welche von ihnen um Regen, Gras, Honig und Wild angerufen werden. Sie tragen Amulette, um die bösen Geister abzuwehren und Glück bei ihren Unternehmungen sich zu sichern [2]). Der Willen der Geister wird durch Würfel erforscht. Ueber ihre Regenzauber verfolgenden Manipulationen wird nichts Näheres berichtet.

Die Buschleute waren früher bei den Kaffern als Regenmacher sehr angesehen. Man schickte ihnen Vieh, um Regen zu erlangen, und überliess ihnen bei der Ernte eine Gabe als Dank für den Regen, den sie herbeigeführt hatten [3]). Zauberer, welche häufige Misserfolge hatten, wurden umgebracht [4]).

## Bantuvölker.

Die Zauberdoctoren der Kaffern (igquira) [5]) zerfallen in sieben Classen; es kann jedoch Einer mehrere verschiedenen Classen zugehörige Functionen cumuliren. So bereiten die Amatola genannten Zauberer das grosse nationale Opfer und Amulette, um die Krieger unverwundbar zu machen, zugleich aber auch Mittel, um Blitz, Hagel, Rost im Korn, Krankheit abzuhalten. Auch die Mittel für die Diebe.

Die eigentlichen Regendoctoren sind die Amagquira awemoula. Sie verkehren mit den Luftgeistern durch Träume. Begehrt das Volk nach Regen, so schickt der Häuptling, wenn er nicht selbst Regenmacher ist, ein Stück Vieh dem Regendoctor als Opfer und hofft auf Regen am dritten Tage nach dessen Schlachtung. Bei dem Opfer tanzt das Volk und verrichtet die bei anderen Opfern gebräuchlichen Ceremonien. Bleibt der Regen aus, so verlangt der Doctor ein Opferthier von anderer Farbe oder redet sich auf eine böse Hexe aus, welche ausgerochen und getödtet werden muss. Weigert sich der

[1]) Bastian, l. c., 466.

[2]) Th. Hahn, Buschmänner, Globus. 1870, 140.

[3]) Krapf, Xosa-Kaffern, 196.

[4]) Lichtenstein, Reisen, II, 202.

[5]) Krapf, Xosa-Kaffern, 193—196.

Besitzer, das vom Doctor „geträumte“ Opfer herzugeben, so zwingt ihn das Volk dazu. Bleibt dies erfolglos, wird abermals ein Stück Vieh verlangt oder ein (gewöhnlich reicher) Mann denuncirt, der sich mit dem Kopfe auf die Erde gestellt und dem Himmel den Hinteren gezeigt habe, was dessen Tod und die Confiscation seines Viehes zur Folge hat.

Der Hauptregenmacher im Reiche der Rarabe Gqutsi hat auf diese Weise viele Hunderte aus dem Leben geschafft. Allerdings sterben auch die Zauberer selbst selten eines natürlichen Todes. Chachabe, Chlambes Vater, ein grosser Xosa-Häuptling, hat die Zauberer zu Hunderten getödtet. Man zeigt noch beim Flusse Chakun einen Felsabhang, der den Namen Uwa amaghira (Doctorsabgrund) trägt, weil Chachabe dort die Zauberer hinabzustürzen pflegte [1]).

Kam trotz aller Künste kein Regen, so fiel die Schuld auf die Missionäre. Einmal wurde durch die Häuptlinge der Ngquika (Maqoma, Tyali und Sutu) Befehl gegeben, die Missionäre auf einige Jahre auszuweisen, um zu sehen, ob sie schuldig seien oder nicht, als nach einer Gebetsversammlung auf Piri acht Tage lang Regen fiel. Dies wurde Veranlassung, jenen Beschluss wieder aufzuheben [2]).

Die Kaffern halten auch sehr viel auf die Künste des innyanga (Zauberers), welche sie besonders gegen Blitzschlag sichern sollen. Auf der Spitze jedes Kraals befinden sich einige Blitzableiter, roth angestrichene Stäbe, etwa drei Fuss lang; in der Hütte, vor derselben, auf den Hügeln in und in dessen Umgebung ragen Pflöcke (izigongwa) 1—3 Zoll über der Erde hervor, welche der innyanga eingeschlagen und roth angestrichen hat, wofür er ein Honorar von einem Ochsen empfing. Zieht ein Gewitter auf, so werden zwischen den am Eingange der Hütte befindlichen Pfählen gewisse Kräuter verbrannt. In jedem Kraal ist ein mit dem Kraut Intelezi angesetztes Wasser, mit welchem der Kraal und dessen Bewohner besprengt werden. Dasselbe wird vom Doctor um einen Ochsen geliefert. Endlich gehören zur Einrichtung eines jeden Kraals etwa vier Fuss lange, dünne Stöcke (vom Doctor um einen Ochsen geliefert), welche die „Hirtenknaben des Himmels“ heissen. Mit demselben machen sie Kreisschwenkungen in der Richtung, von welcher das Gewitter heraufzieht, und rufen dabei mit lauter Stimme: nampa bafana, „hier sind die Knaben“ [3]).

[1]) Wangemann, Die evang. Missionsarbeit i. Süd-Afrika, 81 f.
[2]) Krapf, Xosa-Kaffern, 193—196.
[3]) Dr. H. Weber, Trappisten-Mission in Süd-Afrika, 41.

Bei den Betschuanen [1]) ist der Häuptling der oberste Zauberer. Er hat den ceremoniellen Genuss der ersten geweihten Feldfrüchte in Person vorzunehmen und die Ausübung der Heilkunde, das Regenmachen und Bezaubern anzuordnen. Zu diesen letztgenannten Zwecken stehen ihm die Linjakas (Priester, auch Njakas genannt) zur Seite. Sie üben die zum öffentlichen Wohle gereichenden Beschwörungsgebräuche aus, unter Anderen jene, welche dazu dienen, die Städte, Heerden und Felder vor Unfällen zu sichern. Es werden dazu Amulette (lipeku) auf geheimnissvolle Weise von den ältesten Linjakas bereitet.

Böse Zauberer, welche Jemanden schaden wollen, oder keinen Erfolg haben, hiessen Moloi, ein Ausdruck der höchsten Verachtung. Der Moloi erscheint den Betschuanen mächtiger als der Linjaka, da ihm ohne Ausübung seiner Zaubermittel selbst die stumme Natur gehorcht; er bewegt sich, klettert über Zäune und Felsen und geht über Flüsse u. s. w. Diese Leute werden gedungen, um Hassgefühle gegen Menschen in Thaten umzusetzen.

Der wichtigste Dienst, der von den Linjakas und dem Oberhaupte gefordert wird, ist die Regenbeschwörung. Da jedoch ein Misserfolg bei dieser öffentlichen Beschwörung zu offenkundig wäre, überträgt man in langen Dürreperioden die Beschwörung des Regens an Linjakas aus regenreichen Gegenden, die am rechten Ufer des mittleren Limpopo wohnen. Die Ma-lokwana werden meist durch ein Geschenk an Vieh dazu gewonnen.

In feuchten Jahren wird diese Arbeit den heimischen Linjakas überlassen; sie begeben sich auf ein speciell dazu bestimmtes fruchtbares Grundstück, „um das Feld des Regens zu graben“. Dies geschieht zeitlich im Frühjahre. Dann folgt das Umgraben der Felder durch die Frauen und das Bestecken der vier Ecken derselben mit geweihten Samen, worauf für diesen Tag alle Arbeit eingestellt wird.

Von diesem Tage ab ist es den Betschuanen verboten, die jungen Zweige der Bäume, besonders jene der allgemein verehrten Wart-an-biahi (Akazie) abzubrechen. Erst zur Kafirkornweihe werden unter Führung der Njaka einige Zweige zur Ausbesserung des Zaunes am königlichen Viehkraal nnd dann der übrigen Kraalzäune abgehauen.

Hat es in der Nacht geregnet und der Regen bis zum Morgen angedauert, so bebaut Niemand an

[1]) Holub, Sieben Jahre in Süd-Afrika, I, 414 ff. — Vgl. auch: Moffat, Missionary labours in Southern Africa.

diesem Tage die Felder, um den Regen nicht aufzuhalten. In der nassen Jahreszeit trachten die Linjakas den Regen auf längere Zeit zu „fesseln", indem sie einsame Orte, meist Höhen aufsuchen, pfeifen, schreien, Zauberformeln hermurmeln und Höhenfeuer anzünden.

Versagen die Zaubermittel und fällt kein Regen, so sucht man irgend einen Verstoss gegen die Landessitten. Witwer und Witwen werden beschuldigt, die vorgeschriebenen Reinigungen unterlassen zu haben. Sie werden in eigenen Hütten von den Linjakas gereinigt. In schweren Fällen werden die Feuer- und Grundsteine gereinigt und gegen frische umgetauscht, auch wird neues Feuer angezündet. Hilft dies auch nichts, so wird allgemeine Reinigung der Stadt durchgeführt. Liegt der Ort in der Nähe des Grabes eines Häuptlings, dessen Lage sehr geheim gehalten wird, so schlachtet man ein Stück Hausvieh, um den vielleicht erzürnten Todten dadurch zu besänftigen. Unter den Auspicien der Regenmacher werden auch Jagden auf gewisse Thiere abgehalten, deren Organe die Linjakas als regenbeschwörende Mittel gebrauchen [1]).

Ein Regenmacher der Betschuanen erzählte, er sei Regenmacher geworden, indem er zu Gott betete und verschiedene Gegenstände verbrannte. Er habe dies von alten Männern gelernt. Will man Regen herbeiführen, so wird ein Ochs geschlachtet; der Talg wird gehackt, mit verschiedenen Holzsorten und Baumblättern vermischt und verbrannt. Die Dürre des vergangenen Jahres erklärte er damit, dass ein Witwer sich wieder verheiratet hatte, ehe das Getreide reif war. Er beklagte sich, dass man ihn öfters beschuldige, den Regen zurückzuhalten. Von den Mahhalatsihlays (den Portugiesen auf Mozambique) ging die Sage um, dass sie gute Regenmedicinen besässen, aber auch Dürre den Völkern brächten, denen sie übel wollten [2]).

Die Bakwena — ein Stamm der Betschuanen — benützen zum Regenzauber die Kohle von verbrannten Fledermäusen, verdickte Nierenniederschläge des Klippdachses, Schakallebern, Pavian- und Löwenherzen, haarige Steine und Rückenwirbel von Schlangen, alle Arten von Knollen, Zwiebeln, Wurzeln und Pflanzen [3]).

Ein Regendoctor sagte zu Livingstone: Gott hat den Weissen so viel verliehen, uns gab er nur den Assagai, Vieh und die Kunst, Regen zu machen. Andere Männer setzen Arzneien um unser Land herum, um den Regen zu finden, damit wir durch Hunger zerstreut werden und uns ihnen anschliessen sollen. Wir müssen daher ihren Zauber durch unsere Arzneien lösen und zerstören.

Der Häuptling Mapoch der Bassuto galt bei diesem Volke als der gewaltigste Regenmacher; das Gebirge, an dem er wohnte, begünstigt nämlich den Regen. Menschenopfer wurden in den gewaltigen Felsenhöhlen dieser Gebirge häufig dargebracht [1]).

Der Bassuto-Häuptling Sekukuni glaubte fest an das Orakel seiner Würfel, an den Erfolg seiner Sprengungen, Opfer und seiner Kunst, Regen zu machen. Wenn er auch gelegentlich auf die Zauberer schimpfte und sie Lügner nannte, so galt dies nicht ihrer Kunst, sondern ihrer Ungeschicklichkeit. Im Geheimen sandte er immer in entfernte Gebiete, um stärkere, klügere Zauberer zu erhalten [2]).

Im Marutse-Mambunda-Reiche, dessen Bevölkerung eine sehr gemischte ist, deren Religion von den Barotse herstammt, werden zum Regenanrufen mehrere Kalabassen im Bereiche eines Ortes oder der Felder auf kleinen Termitenhaufen aufgestellt. Sie liegen mit der Oeffnung nach abwärts, der nach oben liegende Boden ist durchlöchert und ein 40 cm. langes Stäbchen, am oberen Ende in einer Längsspalte ein kleines Querstäbchen festhaltend, in die Oeffnung eingelassen [3]).

Bei den Kimbanda-Völkern am oberen Zambési werden den Göttern nur Thiere geopfert. Menschenopfer finden nur bei der Einsetzung des Fürsten statt, und wenn während der Regenperiode der Regen ausbleibt [4]).

Bei den Ovambo ist die gens der Priester, welche nach dem Norden ihres Gebietes zurückgedrängt ist, in sämmtlichen religiösen Functionen durch den pater familias ersetzt. Nur bei sehr wichtigen Vorgängen wird ihr Rath eingeholt durch eine feierliche Gesandtschaft. Dies ist namentlich der Fall, wenn es sich nach langer Dürre um Einholung des Regens handelt, der nach der Ansicht der Ovambo im Besitze der Ahnen der Ovakuananime (gens der Priester) ist. Die Priester übergeben dann einen allseitig geschlossenen Korb, der einen kleinen

[1]) Holub, Sieben Jahre in Süd-Afrika, I, 422.

[2]) Campbell, Reisen in Süd-Afrika. D. Uebers., 151 f.

[3]) Livingstone, Missionsreisen. D. Uebers., I, 21 ff.

[1]) Merensky, Erinnerungen a. d. Missionsleben in Südost-Afrika, 198.

[2]) Merensky, Erinnerungen a. d. Missionsleben in Südost-Afrika, 188.

[3]) Holub, Culturskizze des Marutse-Mambunda-Reiches. 66.

[4]) L. Magyar, Reisen in Süd-Afrika. Uebers. von Hunfalvy, 338.

unsichtbaren Vogel enthalten soll. Diese Thiere werden in kleinen Hütten von kegelförmiger Gestalt, deren Wände aus dicht aneinanderschliessenden Pfählen bestehen, gehalten; ihr Inneres ist jedem unberufenen Auge bei Drohung der Erblindung verschlossen. Bleibt der ersehnte Regen aus, so ist der Ueberbringer des Korbes schuld, der den Vogel hat entwischen lassen; er muss wieder zurückwandern, um eine zweite Sendung zu holen. Uebrigens constatirte Dr. Schintz, dass in den meisten Fällen die Voraussetzungen der Priester eintreffen, weil sie in zweifelhaften Fällen die Gesandtschaft so lange zurückhalten, bis eine Aenderung in der Witterung wahrscheinlich ist [1]).

Ueber einen erfolgreichen Wettstreit eines Priesters zu Tette, welcher wiederholt Processionen zu Ehren des heiligen Antonius den Zauberern eines einheimischen Häuptlings entgegensetzte, sei auf Livingstone's Bericht verwiesen [2]).

Die Wanika bringen Opfer (Sada, Sadaka) an den Gräbern ihrer Verwandten, um Regen zu erhalten. Sie schlachten ein schwarzes Schaf und sprengen dessen Blut auf das Grab. Auch legen sie Palmwein oder Mischungen aus Welschkorn, Hirse, Reis und Wasser dahin und beten: „O koma (Geist), ich bringe Dir diesen Mfua, damit Du Regen und Wachsthum des Samens gebest. Denn ohne Dich wird nichts wachsen.“ Dabei wird sehr häufig der Muansa (eine Art Brummkreisel) in Bewegung gesetzt [3]).

Sie haben aber auch eigene Regenmacher, deren Amt in gewissen Familien vererbt wird. Dieselben kennen aus langer Erfahrung ungefähr die Zeit, wann der erste Regen fallen wird. Dann fordern sie die Häuptlinge auf, ein Opfer zu bringen, welche dann die Beiträge hiezu von den Einzelnen eintreiben. Kommt der Regen nicht, so wird ein neues Opfer anbefohlen, jedoch die Farbe des Opferthieres so ausgewählt, dass einige Zeit bis zur Auffindung desselben vergeht, so dass der Regen bis dahin meistens eintrifft. Sie sollen eine Art Thermometer haben; auch beachten sie genau die Wolkenzüge [4]).

Die Wanika kennen auch Verhinderungsmittel des Regens. Sie nennen es Zenga und bereiten es durch Rösten gewisser Hölzer, deren Rauch gegen Himmel steigt und dadurch den Regen abhält. Wenn das Zenga zu stark wirkt, so muss es durch ein Zana, ein Schlachtopfer, paralysirt werden. Wirkt das Zana zu stark, so wird der Regen übermässig stark.

In einem solchen Falle sammelten die Wanika auf den Rath einer Wahrsagerin alle Talismane und verbrannten sie, um den Regen aufzuhalten. Die Besitzer derselben mussten noch Hühner opfern. Auch das Trommeln wurde verboten [1]).

Die Werthschätzung der Mission bei den Wanikas richtete sich immer nach dem Regen. Sie glaubten, der Fuss von Krapf bringe Regen; das kam davon, dass es regnete, als der Mounga (Europäer) ihr Gebiet betrat [2]).

Die Leute im Inneren Ost-Afrikas glauben, der Regen komme von den Suahelis, weil sie am Meere wohnen und das Buch Gottes, den Koran, besitzen; die Wanikas sind öfters zum Gouverneur von Mombas gekommen und haben Regen von ihm verlangt. Die Wakamba fürchten sich, die Suahelis zu beleidigen, weil sie sonst den Regen zurückhalten könnten. Die Suahelis drohen immer damit, wenn sie etwas von ihnen erreichen wollen [3]).

Regenmacher werden für Nord-Usegúha meistens aus Usambara geholt. Ein solcher Mann rührte in einem kleinen Loche auf der vor dem Dorfe hergestellten Tenne etwas Wasser um, worauf sofort die Regenwolken erschienen [4]).

Bei den Wadoë fegt man bei Regenmangel die Erde über den Gräbern der Landeshäuptlinge, baut dort auch wohl eine Hütte, in die man Essen und Pombe stellt, und kehrt dann in Erwartung des Regens in das Dorf zurück [5]).

Der Ruwenzóri Stanley's heisst bei den Wanyoro Ru-ndjúru. Njúru bedeutet auf Kinyóro „Regen“ (Nssóro in der verwandten Sprache der Wakóndjo), Ru-nssóro der „Besitzer des Regens“. Als Nssóro ganz speciell bezeichneten Stuhlmann die Eingeborenen die oben auf den Bergen sichtbaren weissen Schneemassen, die nach ihrer wörtlichen Aussage zu Stein gewordener Regen sein sollten. Der Regen käme von dort oben her, von wo man sich einen Stein (Bergkrystall) verschaffe, der überall als sehr wirksame Regenmedicin bekannt sei. Man verhandelt

[1]) Hanns Schintz, Deutsch-Südwest-Afrika, 305 f.
[2]) Livingstone, Neue Missionsreisen. D. Ausg., I, 51.
[3]) Krapf, Reisen in Ost-Afrika, I, 323, 347, 308, 314.
[4]) Krapf, l. c., I, 334.

[1]) Krapf, l. c., I, 433, 444.
[2]) Krapf, Reisen in Ost-Afrika, I, 252, 271,
[3]) Krapf, l. c., I, 209.
[4]) Dr. Franz Stuhlmann, Mit Emin Pascha im Herzen von Afrika, S. 24.
[5]) Stuhlmann, l. c., 39.

diese Krystalle in den ganzen Wahúma-Staaten. Stuhlmann sah einen bei Kakikóndjo als Amulet am Halse und einen westlich vom Albert-See. Das Berliner Museum für Völkerkunde besitzt einen Regenzauber, der aus zahllosen Rauchtopasen gemacht ist und der aus Unyóro stammen soll. Durch die Wanderung der Wahúma von Tóru am Rú-nssóro aus sind mit ihnen diese Steine in alle Wahúma-Staaten gedrungen, allerdings immer noch als sehr geschätzte Seltenheit; überall aber kennt man ihre Herkunft von Tóru (Gambaragára)[1]).

Wenn der Regen ausbleibt, so senden die Wahúma zu den Wawámba am Schneeberge um einen Regenstein. Ein kleiner Kreis von Hölzern wird in den Boden gesteckt und mit Holzstückchen angefüllt. Darauf stellt man einen kleinen, gut gereinigten und ganz mit Wasser gefüllten Kochtopf, wäscht den Stein sorgsam ab, salbt ihn mit Oel und legt ihn in das Wasser[2]).

Bei den Madsamboni ruft der Häuptling Katonsi gegen entsprechende Geschenke den Regen; er kann ihn auch zurückhalten. Beim Regenmachen stellt er einen grossen Thontopf in die Sonne, thut einen dunklen, etwa faustgrossen Stein hinein, den er mit sich gebracht hat, und giesst Wasser auf. Sprudelt dieses leicht auf, so ist der Regen nahe. Der Zauberer thut nun noch zerstossene Pflanzen und das Blut einer schwarzen Ziege in den Topf. In dieses Gemisch taucht er einen Büschel von zauberkräftigen Kräutern und spritzt das daran haften bleibende Wasser gegen den Himmel[3]).

Zu den wichtigsten Beschäftigungen der Latuka-Häuptlinge, aber auch zu den gefährlichsten, gehört die Versorgung ihres Landes mit Regen. Die dazu nöthigen Kenntnisse erben sich gewöhnlich vom Vater auf den Sohn fort. Doch treiben auch andere Leute Regenmacherei. In trockenen Zeiten wenden sich die Einwohner unter Darbringung eines Geschenkes von Schafen, Ziegen, in dringenden Fällen von Rindern oder eines Mädchens, an den betreffenden Chef.

Sind dann endlich genügende Geschenke eingetroffen, so wird ein neuer Topf in den heissen Sand, mitten in die Sonne gesetzt und in ihn die Regensteine, die jeder Regenmacher besitzt, gelegt, nachdem sie zuvor mit Stereospermafett und Butter gesalbt worden sind. Die Steine bestehen aus zwei, etwa thalergrossen, abgeflachten Scheiben; die eine, aus weissem, gewöhnlichem Quarz, wird als „männliche“ bezeichnet, die andere, bräunliche, als „weibliche“. Dann wird kaltes Wasser über die Steine gegossen, so dass sie etwa drei Finger hoch bedeckt werden. Schäumt das Wasser auf, so ist der Regen nahe und Jedermann geht vergnügt nach Hause, bleibt es aber ruhig, so ist der Regen noch ferne und der Regenmacher verlangt neue Geschenke.

Das Geschäft des Regenmachens ist übrigens oft mit grossen Unannehmlichkeiten verbunden. Bleibt der Regen trotz wiederholter Steinbegiessungen aus, werden gewisse, nur dem Regenmacher bekannte Kräuter gesammelt und im Freien, vor Wind geschützt, auf ein kleines Kohlenfeuer gelegt. Steigt der Rauch ganz gerade in die Höhe, so ist der Regen nahe, verbreitet er sich über den Boden, so ist er ferne. Missglückt aber auch dieser Versuch und dauert die Trockenheit fort, dann wird der Regenmacher, falls er ein einfacher Eingeborener ist, als missgünstigen Zauberns verdächtig, unter allerlei Qualen getödtet. Man bestreicht den glattgeschorenen Kopf des angebundenen Mannes mit Honig und setzt ihn der glühenden Sonne aus, ohne dass er sich der herzufliegenden Bienen und anderer Insecten erwehren kann. Manchmal gräbt man ihn auch bis an den Hals in die Erde ein und setzt dann nur den Kopf der Sonne aus. Ist der ungeschickte Regenmacher aber ein Chef, so wird er gewöhnlich bei Nacht überfallen, seiner Habe beraubt und vertrieben, manchmal auch getödtet, stets aber folgt ihm sein Sohn in seiner Würde nach[1]).

Die Burángwa in Bagégere verwenden keine Regensteine, sondern rufen die Wolken durch Pfeifen herab[2]).

### Afrikanische Neger (und Nubas).

In Nubien soll es nicht regnen, weil die den Fungi (Nubas) angehörigen amulettenschreibenden Fuqara dies verhindern, da sonst die Dattelernte ruinirt wird, welche für das Land von grosser Wichtigkeit ist.

Zauberer, welche den Regen nach Belieben hervorbringen und verhindern, finden wir auch bei den Negerstämmen des weissen Nil. Nigella, Häuptling der Bari und Regenmacher (bundit), musste diesen Ruf mit dem Leben bezahlen. Es

[1]) Stuhlmann, l. c., 282.
[2]) Stuhlmann, l. c., 654.
[3]) Stuhlmann, l. c., 588.

[1]) Dr. Emin Pascha, Land und Leute der Latuka, in: Stuhlmann, Mit Emin Pascha, Cap. 32.
[2]) Stuhlmann, l. c., 394.

wurde ihm der Bauch aufgeschlitzt, in welchem er den Regen angeblich verborgen hielt. Auch die Nuehr haben Regenzauberer [1]). Der arabisch sprechende Theil der Bevölkerung nennt die zum Zauber angewendeten Mittel kugur, welche einer unendlichen Variation unterworfen sind. In einem Falle war der zum Regenzauber verwendete kugur ein an der Spitze ösenförmig umgebogener Pfeil [2]).

Auch die Bewohner von Darfur und Kordofan gelten als Sahahir (Zauberer), welche Menschen kugelfest machen, in Thiere verwandeln, giftige Stürme erzeugen, den Smum. Der letztere ist der Athem des von Allah verfluchten Verwandten und grössten Feindes von Muhammed, welcher als durstiger Hund mit weit aushängender Zunge in den Wüsten nach Wasser spähend vergebens herumläuft. Die Spiegelungen des Maijeh Scheitan oder Maijeh Ghasal (Teufels, Gazellen-Wassers) erhöhen seine ewige Qual [3]).

Die (äusserlich muhammedanischen) Barea haben einen Regenmacher (Alfai), der auf einem Berge bei Tembádere lebt. Er ist eine Art König, dessen Amt nach dem Erbrechte auf den Bruder oder Schwestersohn übergeht. Das Volk bringt ihm Abgaben und bebaut ihm ein grosses Feld. Er muss Regen herabbeschwören und die Heuschrecken vertreiben. Bei Misserfolg wird er zu Tode gesteinigt, wobei seine Verwandten den ersten Stein werfen müssen. Auch die Kunáma haben einen solchen. Ein anderer war früher in Algeden und scheint diese Function allen Nuba-Negern gemeinsam zu sein [4]).

Der Fürst der Abarambo (in der ehemaligen ägyptischen Aequatorialprovinz) suchte bei eintretendem Unwetter den Wind aufzuhalten und die Wolken zu zertheilen, indem er mit aufgehobenen Händen gesticulirte nnd mehrmals mit wachsender Kraft in ein Zauberpfeifchen blies [5]).

Oestlich vom Bahr-el-Djebel in den Districten Liria, Okkela wird fleissig Regen durch die Häuptlinge gemacht, welche aber bei Misserfolg häufig das Leben einbüssen. In Okkela wurde Dr. Emin Bey's Hochapparat für Höhenmessungen als Zaubermittel für Regenbereitung aufgefasst. Der Chef Latomé verdankt seinen grossen Besitz und Einfluss dieser Kunst, bei deren Ausübung das Mrissa (Bier) eine Rolle zu spielen scheint [1]).

Die Regenmacher der von Junker zu den Sandéh gerechneten Mákarakà (westlich vom Bahr-el-Djebel) vergraben einen Topf mit Hexenkraut und Zauberwurzeln in die Erde, worauf der Regen sicher kommen muss [2]).

An der Loangoküste erzeugt der Kasi-bakissia Regen aus einem mit Milongho gefüllten Kasten (Lubukulu), die Lukallala (Eisenschraube mit Quadraten) schwingend, unter Beihilfe des Kissiinsie (Erdgeistes) [3]).

Für den Fetisch von Kotamatewe (zwischen Punta negra und Massabe) werden am Anfang der Regenzeit Festlichkeiten veranstaltet; sie bestehen in Rundtänzen und Reinigung des Grundes, wie es allen Inkissi-i-oulo als Regenfetischen zusteht [4]).

Auch der Schlange wurde bei Dürre, wie bei zu grosser Nässe geopfert. Bleibt Regen aus, wird der Fetissero beschuldigt und muss Kassa essen [5]).

Eingeborene Händler der Loango-Küste tragen auf ihren Reisen eine zum Schütteln bestimmte Doppelglocke, den Fetisch Mambili (den Donnergott) darstellend, der mit Blasen und Fingerschnappen bewegt wird. Werden ihm in irgend einem Dorfe Unannehmlichkeiten bereitet, so reibt er seinen Fetisch auf der Erde. Die Anwesenden gerathen dann in Schrecken, recken ihre Arme und schreien: „Jusi yaku tatu" (die ganze Erde ist dein, o Väterchen), um nicht vom Blitze getroffen zu werden. Wird in einem Dorfe ein Haus während eines Gewitters beschädigt, so muss der Eigenthümer sich mit dem Priester des Mambili abfinden. Dieser letztere wird auch gerufen, um einen Nagel in den Hauspfahl desjenigen Negers zu schlagen, der, wenn er sich auf der bevorstehenden Reise untreu zeigt, vom Blitze getödtet werden soll [6]).

In Loango wird der König eines schlechten Herzens beschuldigt, wenn wegen allzu starker Brandung nicht gefischt werden kann. Bei Dürre wenden sich seine Unterthanen an ihn um Abhilfe, worauf er dann den Befehl an einen seiner Minister oder

---

[1]) Marno, Reise i. Geb. d. blauen u. weissen Nil. 198, 350.

[2]) Marno, Reise i. d. ägypt. Aequatorialprovinz. 107 f. In manchen Gegenden von Kordofan u. s. w. bedeutet dieses Wort den Zauberer selbst.

[3]) Marno, Reise i. d. Geg. d. blauen u. weissen Nil, 243.

[4]) Munzinger, Ostafrikanische Stud. 474.

[5]) Casati, Zehn Jahre in Aequatoria, D. v. Reinhardstättner, 123 f.

[1]) W. Junker, Reisen in Afrika, I, 404.

[2]) Emin Bey's Reisen im O. des Bahr-el-Djebel, 1881, Peterm. Mitth. 1882, 267.

[3]) Bastian, Loango-Exped. II, 173.

[4]) Bastian, Loango-Exped. II, 173.

[5]) Bastian, Loango-Exped. II, 229.

[6]) Batsian, Loango-Exped. II, 181 f.

Räthe ergehen lässt, Regen zu machen. Dieser Befehl wird dann bei drohendem Gewölke ausgeführt[1]).

Ganz dasselbe berichtet Casati von den Wanyoro (Bantu) um den Albert Nyanza, welche im Allgemeinen Furcht und Abscheu vor dem Regen und Thau haben[2]).

An der Goldküste wurden bei Dürre oder zu reichlichem Regen die Priester um die Mittel befragt, dem Uebel Einhalt zu thun. Der Bescheid wurde dann den Einwohnern zur strengsten Befolgung mitgetheilt[3]). Weissgekleidete Fetischpriesterinnen mit grünen Zweigen in den Händen ziehen dann durch die Strassen und rufen singend und tanzend ihre Götter an. Dabei werfen sie Opfer von Maisbrot mit Palmöl gemischt auf alle Felsen und alle Hauptfetische. Bleibt der Regen lange aus, so ziehen sie in grosser Procession zum Braffo-Fetisch in Mankassim, der der Hauptgott des Fantilandes ist.

Im Gabongebiete verfügt der Fetissero (Oganga) über die Elemente. Bei grosser Dürre machten einst die Frauen unter seiner Leitung fünf Umzüge im Dorfe, indem sie die linke Hand an die rechte Backe hielten; die Männer hatten sich dabei Hände, Füsse und das Gesicht mit weisser Farbe beschmiert (blanchi); jeder trug auf der Schulter eine kleine Schelle. Am fünften Tage wurden die Plätze vor den Häusern von dem Grase gereinigt, worauf der Regen eintrat, was der Zauberer als Wirkung seines Fetisches bezeichnete[4]).

Der Eingeborene der Kalabarküste opfert den Winden der vier Hauptrichtungen durch Ausspritzen der Opferflüssigkeit[5]).

Bei Sharkpoint in der Nähe des Point Padron (an der Kongomündung) lebt Kukulu unnahbar in einem Walde, dem sich die Neger nur knieend nähern. Dieser vom Fürsten Mani-Malelle in Kimbikabemba eingesetzte Priesterkönig darf keine Frauen berühren und ist auf den Umkreis seiner Wohnung angewiesen, ja in derselben auf seinen Stuhl gefesselt, auf dem er auch Nachts sitzend schlafen muss. Wenn er sich niederlegt, erhebt sich kein Wind und die Schifffahrt ist gehemmt. Er regulirt die Ströme und den gedeihlichen und gleichmässigen Zustand der Atmosphäre überhaupt. Er wird ohne Sarg in einer Grube in hockender Stellung beigesetzt.

[1]) Bastian, Loango-Exped. II, 231.

[2]) Casati, Zehn Jahre in Aequatoria, D. v. Reinhardstättner, II, 52.

[3]) Bosmann, Voyage en Guinée, 155, Cruikshank, Achtzehn Jahre a. d. Goldküste, D. Ueb. 245.

[4]) Barret, L'Afrique Occidentale, II, 169.

[5]) Barret, L'Afr. Occ., II, 171. — Bastian, D. Exped. a. d. Loangoküste, I, 287 f.

## Indogermanen.

### Inder.

Die Anrufung der Elementargottheiten bildet einen grossen Theil des ältesten Literaturschatzes der Indogermanen. Von besonderer Wichtigkeit für die vorliegende Betrachtung ist die schon in diesen ältesten Urkunden hervortretende zaubermässige Bedeutung des indischen Opfers, welches in den meisten Fällen weder Dank- noch Sühnopfer ist, sondern ein Mittel, die Götter zur Erfüllung der jeweiligen Wünsche zu zwingen.

Im Bhagavad-Gîta (3, 14, 15) heisst es: Die Wesen entstehen aus dem Regen, der Regen kommt vom Opfer, das Opfer kommt von der Handlung (den Ceremonien), die Handlung kommt aus dem Brahma und das Brahma aus dem Einfachen, Untheilbaren (akshara), deswegen ist das ewige, allesdurchdringende Brahma stets beim Opfer gegenwärtig. Der Brahmane ist schon im Rig-Veda im Besitze des Brahma, d. h. der Wachsthum und Gedeihen gebenden geheimen Macht (Haug). Sie waren nach Haug ursprünglich hauptsächlich Gewitter- und Regenmacher, haben es jedoch verstanden die Domäne ihrer Thätigkeit bedeutend zu erweitern.

Nach dem (zum weissen Yajurveda gehörigen) Grihyasûtra des Paraskara wird beim Anschirren des Pfluges im Nakshatra Gyeshthâ dem Indra, Parjanya, den beiden Açvins, den Maruts, Udalâkâsyapa, Svâtikârî, Sîta und Anumati, geronnene Milch, Reis, Räucherwerk und geriebenes Korn unter Hersagen von Vedasprüchen geopfert[1]). In (dem zum Sâmaveda gehörigen) Grihya-Sûtra von Gobhila, welches nach v. Schröder zu den ältesten Grihyawerken gehört[2]), heisst es: Unter einem glücklichen Gestirn, koche er eine Topfspeise und opfere folgenden Gottheiten: Indra, den Maruts, Parjanya, Açani (Schleuderstein?): und Bhaga (einem Aditya); ausserdem ehre er mit Opfer: Sîta (Ackerfurche), āçā, aradā und anaghā. Diese Ceremonien geschehen unter Assistenz von Brahmanen[3]). In Behar werden die Opfer zu Ehren des Indra besonders in der Periode des Aufsteigens des Sternes âdrâ dargebracht[4]).

Die Hauptceremonie besteht in der Darbringung des nächtlichen Somaopfers (Atirâtra). Eine Anzahl

[1]) Oldenburg, Pâraskara-Grihya-Sûtra (Sacr. B. of the East) 326.

[2]) Schröder, Ind. Liter. u. Cult., 199, Anm. 3.

[3]) Knauer, Gobhila grihyasûtra II, 111.

[4]) Sarat Chandra Mitra, Journ. Anthr. Soc. Bombay, I. 24 f.

Brahmanen geht nach sorgfältiger Vorbereitung des Nachts an einen Fluss und recitirt unter beständiger Runde (paryaya) des Somabechers und wiederholter Auffüllung der Somakufe folgende Hymne an den Regengott (RV. VII. 102):

1. Auf, singet dem Parjanya nun
Dem gabenreichen Himmelssohn,
Er schaffe uns der Wiesen Gras.

2. Parjanya ist es, welcher Frucht
In Kräutern und in Rossen auch,
In Kühen und in Weibern schafft.

3. Ihm giesset recht in seinen Mund
Den honigsüssen Opferguss,
Er schaffte stete Nahrung uns.

Ausserdem wird das Lied RV. VII, 103 gesungen, welches die Thätigkeit der Brahmanen bei dieser Gelegenheit mit jener der Frösche vergleicht. Ich lasse einige Strophen dieses interessanten Liedes nach der Interpretation von M. Haug folgen:

1. Die Frösche, die das Jahr hindurch ruhig dalagen, liessen ihre durch den Regen geweckte Stimme wieder erschallen, (wie) Brahmanen, die ihrem Gelübde getreu sind.

7. Wie die rings umher erklingende Stimme der Brahmanen beim nächtlichen Somafeste anzeigt, dass die Kufe mit Soma gefüllt, wie ein Teich, so sind wir an dem Tage, wo ihr herumhüpfet, o Frösche, mit Regen gesegnet.

8. Sie (die Frösche) liessen ihre Stimme erschallen, (wie) Brahmanen beim Somaopfer, wenn sie das Wachsthum machen für das ganze Jahr. Sie (die Frösche) erschienen (überall); keiner bleibt verborgen, wie die erhitzten und von Schweiss triefenden Somamundschenken, die beim nächtlichen Somaopfer aufzuwarten haben [1]).

Kaschmir, das glückliche Thal, war von jeher der Sitz von Zaubereien um Regen. Sie sind dort innig verbunden mit dem Nâgacult und der Verehrung der heiligen Quellen. Jüngst hat Dr. Stein ein altes, von Lieutenant Bower in der unterirdischen Stadt Mingai in Kaschgar gefundenes Manuscriptblatt, welches einen Mantra zur Herbeiführung von Regen enthält, auf Kaschmir zurückgeführt [2]). Dessen Bewohner werden noch von Marco Polo als arge Zauberer geschildert, welche das Wetter verändern, Dunkelheit hervorbringen und auch sonst sehr merkwürdige Dinge verrichten [1]). Bernier erzählt von einem alten Eremiten, der auf dem Pir Panjalpasse (zwischen Kaschmir und Lahore) wohnte, dessen Religion Niemand kannte, der Wunder verrichtete, Gewitter, Hagel, Schnee, Regen und Wind hervorbringen konnte. Er verbot den Leuten des Aurangzib, beim Uebergange über den Pass Lärm zu machen, weil sonst fürchterliche Stürme entstünden [2]).

Marco Polo erzählt (Buch I, Cap. 18) von den Caraonas, dass sie, wenn sie Plünderungszüge unternehmen, gewisse teuflische Künste anwenden, mittelst welchen sie Dunkelheit hervorbringen können, so dass man kaum den daneben reitenden Kameraden unterscheiden kann. Diese Dunkelheit können sie sieben Tage andauern lassen, während welcher Zeit sie das ganze Land in eine Wüste verwandeln. Yule hält die Hazaras für Nachkommen der Caraonen [3]).

Die Hindus von Bengalen lassen durch muhammedanische Fakire die Ceremonie pirer gân ausführen. Sie besteht in Gesängen zu Ehren der (auch sonst von den Hindus bei schweren Krankheitsfällen angerufenen) muhammedanischen Heiligen = pirs. Auch Sankirtans oder Processionen zu Ehren der Göttin Hari vertreiben die Dürre wie die Cholera [4]).

Die Hindus von Behar lassen bei Trockenheit die Felder durch Brahmanenfrauen pflügen; nach der Volksanschauung folgt unmittelbar Regen, wenn die Frauen einer so hohen Kaste die ihnen verbotene Handarbeit verrichten. Da kommt es wohl vor, dass diese Frauen der erniedrigenden Sitte früh Morgens durch blosse Berührung des Pfluges sich entledigen, worauf das eigentliche Pflügen von Männern niederer Kaste besorgt wird. Auch durch Singen auf den Strassen suchen die Frauen manchmal Regen herabzulocken [4]), während dies in den nordwestlichen Provinzen und in Oude durch Kinder besorgt wird. In anderen Fällen dringen Schaaren von Kindern in die Häuser und verwandeln deren Höfe durch Aufgiessen von Wasser in grosse Pfützen, in denen sie sich nach Herzenslust herumwälzen [4]).

---

[1]) Ich verdanke die Mittheilung des in der öffentlichen Sitzung der Münchener Akademie, 1871, gehaltenen Vortrages von M. Haug, Brahma und die Brahmanen, denen die vorhergehenden Angaben entstammen, der Güte des Herrn Hofrathes Dr. G. Bühler.

[2]) Wiener Zeitschr. f. Kunde d. Morgenlandes, V, 344 ff.

[1]) Yule M. Polo, I, 175, 177.

[2]) Bernier, Travels in the Mogule Empire, Ed. Constable, 409.

[3]) Marco Polo, Ed. Yule, I, 102, wo auch die betreffende Literatur angegeben ist.

[4]) Sarat, Chandra Mitra Journ. Anthrop. Soc. Bombay, 23–27.

Die mit dem Nagacult verbundenen Ceremonien scheinen bisher sehr wenig bekannt geworden zu sein. Dagegen sind der Sarpabali (Streuopfer für die Schlangen) und die Nâgapañcami, die beiden Hauptfeste im Monate Sravana (der Regenzeit), wohl schwerlich als Elementarcults aufzufassen. Man betet beim Sarpabali allerdings zu den Schlangen des Himmels, den vier Weltgegenden, der Luft und der Erde, man bringt ihnen Augensalbe, Schminke und Kränze dar. In dem dabei recitirten Gebete aus dem schwarzen Yajurveda heisst es von den Schlangen der Himmelsgegenden: „Feuer sind euere Pfeile, Regen sind euere Pfeile, Manen sind euere Pfeile.“ Auch im Atharvaveda ist von Schlangen die Rede, welche im Wasser und im Blitze geboren sind. Eine Stelle im Çatapatha Brahmana hat Weber schon früh zu der Vermuthung geführt, dass gewisse Schlangen mit Stern- und Luftgeistern zusammenfallen könnten. Da aber ihre thätige Mitwirkung bei den atmosphärischen Vorgängen nicht weiter definirt wird, so hat die Auffassung von Dr. Winternitz, welche den Sarpabali als Schutzmittel gegen die Schlangen ansieht, sehr viel für sich. Im Rigveda ist es die Wolkenschlange, ein der Schöpfung feindliches Wesen, dem das wohlthätige Nass erst durch die guten Götter abgerungen werden muss. Die regenbringenden Ceremonien sind daher an Indra, Parjanya oder andere höhere Gottheiten gerichtet. Wie unklar die Entwicklung des indischen Schlangencultus als Elementarcult dermalen noch sein mag, so wird der relativ neuere Ursprung desselben wohl nicht bestritten werden, wie denn auch die Vorstellung der kosmischen Schlange erst in der buddhistischen Zeit aufzutauchen scheint.

Die Stämme von Nagyr und Hunza (nordöstlich von Gilgit) gehören zu den von Leitner studirten Dardus. Ihre Religion ist ein verdorbener schiitischer Muhammedanismus mit unzähligen animistischen Beimengungen. Sie werden eigentlich de facto von Zauberern und Zauberinnen regiert, welch' letztere unter der ekstasischen Einwirkung der Dämpfe von Cedernzweigen weissagen und die Verhältnisse der Umgebung besprechen. Ihre Thams (Radjas) stehen unter dem Schutze des Oberzauberers (Yudeni). Der Tham der Hunza tanzt in einer Moschee und erhält dabei Offenbarungen. Die Thams von Hunza und Nagyr sollen die Gabe besitzen, Regen hervorbringen zu können [1]).

[1]) As. Quart. Rev. 1892, 53 f.

Der Buddhismus hat in seinen späteren Entwicklungsphasen der Beschwörung der Elemente einen hervorragenden Platz eingeräumt. Der Mahâyâna, dessen nahe Verwandtschaft mit dem Çivaismus von Kern hervorgehoben wird, enthält in seinen Hauptbüchern eine Unterabtheilung von Dhârânis oder als Talisman dienenden Formeln, welche aus Vocativen weiblicher Worte bestehen, unter denen die Namen von Svâhâ, der Gattin Agnis, und der mit ihr identificirten Durgâ zu erkennen sind. Es sind Anrufungen der als verschiedene Mütter aufgefassten Elementarkräfte [1]). Es gibt Dhârânis, welche alle Wünsche erfüllen, das Leben verlängern u. s. w., und auch solche, welche Regen und Wind verleihen und auch hemmen. Sie müssen beim Gebrauche in einer verschiedenen Anzahl wiederholt werden [2]). Die Uebungen mit den Universalkreisen oder kosmischen Cirkeln bei den südlichen Buddhisten beruhen auf demselben Principe. Durch die Uebung mit dem Wasserkreise kann der Ascet Regen, Ströme und Oceane schaffen, die Erde und Berge erschüttern. Durch die Uebung mit dem Windkreise kann er sich so schnell bewegen wie der Wind und einen Sturm hervorrufen [3]).

Diese mystische Ausbildung gilt ziemlich allgemein als eine durch fremden Einfluss bedingte Degeneration [4]). Dass der Buddhismus schon früher und wiederholt westasiatische Vorstellungen verarbeitet hat, ist wohl mit Hinblick auf die Meruvorstellung u. s. w. mehr als wahrscheinlich. Nach Kern tritt schon Buddha als Regengott und sein Schüler Ananda als Regenbeschwörer auf [5]). In der aus südlichen Quellen geschöpften Schilderung der Erhabenheit, Schönheit, der Tugenden und Kräfte Buddha's, welche das achte Capitel von Hardy's „Manual of Buddhism“ enthält, vermissen wir allerdings Anspielungen auf eine directe Beherrschung der Elemente. Der Gedanke an eine allmälige Aufnahme von Vorstellungen der niederen Volksschichten liegt gerade hier um so näher, als es fast unmöglich scheint, in den Dhârânis die Parallelen mit dem in ganz Indien so überaus populären Cultus der „Mütter“ abzuweisen, welche meistens sehr bösartige Personificationen von Naturkräften derselben und in innigster Verbindung mit dem animistischen Seelenbegriffe stehen. Ausserdem

[1]) Kern, Buddhismus II, 513.
[2]) Wassiljew, Buddhismus, I, 194 — Beal, Catena 423.
[3]) Kern, Buddhismus, I, 505.
[4]) Wassiljew, l. c, I, 153.
[5]) Kern, Buddhismus, I, 506.

erscheinen in den Sûtren des Mahâyâna [1]) die Nagas gewissermassen als Buddha's Lehensträger unter der Bedingung einer Befolgung buddhistischer Grundsätze und fleissigen Gebrauches der Dhârânis. Die dadurch angedeuteten Compromisse mit den Naturculten finden ihre klare Darstellung bereits auf dem Monumente von Amravati. Der speculativen Rechtfertigung dieser Vorgänge im Mahâyâna folgt die Tantralehre, welche förmliche buddhistische Zauberschulen hervorruft. Kern's Forschungen erhellen nicht blos die Mischformen von Çivaismus und Buddhismus im Norden, sondern auch jene von Buddhismus und Schamanismus, sowie den tiefgehenden Einfluss des buddhistischen Zauberwesens auf alle asiatischen Religionen.

Eine ganz analoge Entwicklung hat der Çivaismus erfahren. Er verfügt über Zauberformeln, welche zum Nutzen der Çudras von Çiva geoffenbart wurden [2]). Die Mantras (den Veden entlehnte Gebete), Bijas (Zaubersilben als Symbole der Gottheiten), Yantras (mystische Diagramme), Kavaćas (Amulette jeder Art) geben Gewalt über die Saktis. Brahmanen treten als Lehrer der Zauberkunst (Mantra-sâstris) auf. Die Dakchinas (Saktas der rechten Hand) begnügen sich mit diesen magischen Uebungen und blutigen Opfern für die Durgâ, während die Vāmācharis (Saktas der linken Hand) zügellose Orgien in geheimnissvollen Zusammenkünften bei den Festen der Durgâ, Kâli und anderer Göttinnen feiern, um sich übernatürliche Macht zu verschaffen [3]). An diesen Zusammenkünften betheiligen sich sehr viele Brahmanen. Die Verehrer der früher durch Menschenopfer versöhnten Devi als Kapālika, die Kiratis, wenden, wenn auch seltener wie früher, das Hackenschwingen zur Hervorbringung von Regen an. Es soll, nach englischen Blättern, noch in den allerletzten Jahren zu diesem Zwecke in Madras stattgefunden haben [4]).

In einigen Dörfern fand Monier Williams professionelle Zauberer (Gārpāgāri), welche den Hageldämon zu beschwören hatten und dadurch die Ernten schützten [5]).

Zur Vergleichung mit der früher erwähnten Ceremonie der Brahmanen möge hier noch der „Froschcultus" folgen, welcher den Aboriginern von Nêpâl, den Nêwârs, die nach Fr. Müller sowie die Leptcha's zur tübetanischen Gruppe gehören, eigenthümlich ist. Sie betrachten den Frosch als Gehilfen der Nâga bei der Regelung der Regenverhältnisse. Während das Hauptfest für die Nâgas am 5. Juli stattfindet, ist jenes für die Frösche am 7. October. Als Ort hiezu wird ein Sumpf gewählt, wo sich Frösche aufhalten. Ein Nêwârpriester bringt nach sorgfältiger Reinigung des Gesichtes und der Hände in fünf Messingschalen Reis, Blumen, Milch, Zinnober, ghi, Weihrauch und Wasser dar und betet dabei: „Heil Dir, Paramêśvara (gemeinsame Ehrung für Nâgas, Frösche und andere Nêwâr-Gottheiten), Bhûmînâtha (Beschützer des Ackerbodens, Specialbenennung der Frösche), empfange diese Gaben, sende rechtzeitig Regen und segne unsere Erndten." Auch dürfen Frösche nicht belästigt werden [1]).

## Griechen.

Bei den Griechen galten Wolkenbildungen, Regen, Blitz und Donner als unmittelbare Aeusserungen des Zeus.

Zeus wurde hauptsächlich auf Bergen verehrt. Im arkadischen Gebirge, dem Mittelpunkte der ältesten Zeiten, wirkte der Priester des Zeus als Regenmacher. Auf dem Berge lag die heilige Quelle der Nymphe Hagno, einer der Ammen des Zeus. Bei Dürre opferte der Priester dem Wasser. Dann berührte er dessen Oberfläche mit einem Eichenzweige, worauf sich eine neblichte Wolke erhob, welche andere Wolken anzog undRegen bewirkte [2]).

Zum Heiligthume des Zeus Aktäos am Helikon ging nach Dikäarch bei Aufgang des Sirius eine Procession um Regen und kühle Winde, wobei die Jünglinge in die Felle der geopferten Widder gekleidet waren. Zur Zeushöhle am Pelion wallten ebenfalls die Jünglinge in Widderfellen [3]).

Das Regengebet der Athener lautet nach Marcus Antonius εἰς ἑαυτόν 5, 7, wie folgt:

„Εὔχῃ Ἀθηναίων, Ὗσον, ὗσον, ὦφίλε Ζεῦ, κατὰ τῆσἀρούρας τῆς Ἀθηναίων καὶ τῶν πεδίων. Ἤτοι οὔ δεῖ εἴκεσθαι, ἢ γὔτως, ἁπλῶς καὶ ἐλευθέρως [4]).

[1]) Avataṁsaka Sûtra. Beal Catena, 48. — Great cloud wheel Rainasking Sûtra. Beal Catena, 416 ff. In der Literatur Nepals findet sich ein Nâgapûja, a manual of worship to the Nágas for rain; Hodgson, Essays, 14.

[2]) Kern, l. c., II, 528.

[3]) Laouenan, Brahmanisme, II, 306 ff.

[4]) Wilkins, Modern Hinduism 94.

[5]) Monier Williams, Religious thought and life in India 241.

[1]) Waddel, Frog-worship. Indian Antiquary 1893, 292 ff.

[2]) Pausanias, VIII, 38, 3.

[3]) Gerhard, Griech. Myth., I, 157.

[4]) Vgl. L. Ross, Inscriptiones Graecae ineditae (Athen. 1842). 2, 61 (Nr. 175): Decret einer Vereinigung zur Feier des Jupiter Pluvius. Sein Altar in Argos (Pausanias, 2, 19, 7), Statue in Lebadia im Haine des Trophonius (ibid., 9, 39, 3). Unter dem Beinamen Ὄμβριος gefeiert auf dem Hymettus-Parnas. Auf

Von den zahlreichen Elementargeistern sei hier nur der Horen und der ursprünglich in rohen Steinen verehrten Chariten gedacht. Athenäus berichtet XIV, S. 656a nach Philochoros, dass den ersteren nur gekochtes, nicht gebratenes Fleisch geopfert wurde. Die an den einst von Menschenopfern begleiteten Thargelien und den Pyanepsien üblichen Umzüge gelten auch den Horen [1]). Die einzelnen Horen hatten besondere Priester.

Seneca erzählt von den χαλαζορύλάκες zu Cleonä in Argolis, welche kommendes Hagelwetter anzuzeigen hatten; dasselbe wird durch Opfer abgewendet. Wer nichts zu opfern hatte, stach sich in den Finger und opferte sein eigenes Blut [2]).

Die Griechen löschten während eines Gewittersturmes die Feuer aus und zischten dabei, um, wie die Pythagoräer erklärten, die Seelen im Tartarus, (die Urheber des Gewitters) [3]) zu schrecken [3]).

Die volksthümliche Wetterzauberei ist durch die orientalische Magie und Astrologie wesentlich beeinflusst worden. Erst in neuerer Zeit wurde die Entwicklung griechischer Mystik und Magie als Folge der Perserkriege klargestellt [4]). Die griechischen Zauberer (ἐπωδοι, βασκανοι, γόητες, Heuler) wussten nach Hippokrates den Mond herabzuholen, die Sonne zu verfinstern. Sie riefen nach Belieben Gewitter und Regen oder auch Dürre hervor [5]). Behauptet doch selbst Pausanias, dass er den Hagel durch Opfer und Beschwörungen von den Menschen abwenden sah. Gleichzeitig berichtet er von einem auf der Halbinsel Methana angewendeten Mittel, um die Weinstöcke gegen die Wirkungen des Südwestwindes zu schützen. Zwei gegenüberstehende Männer zerreissen einen Hahn mit weissen Flügeln, umlaufen jeder mit seiner Hälfte die Weinstöcke und begraben dann, an den Ausgangspunkt zurückgekommen, die Stücke [1]).

Noch heute wenden sich nach H. Schmidt die Bewohner Arachovas bei erwünschtem Regen zu Gott mit den Worten: βρέζε παππού (regne nur zu, Grossvater) [2]). Der einschlagende Blitz heisst bei den Griechen ziemlich allgemein τό αστροπελέκι [3]). Bei Dürre ziehen die Kinder von Haus zu Haus unter Gesängen und Gebeten. An ihrer Spitze befindet sich ein seiner Kleidung vollständig entblösstes, aber mit frischem Laub und Kräutern von Kopf bis zu den Füssen verhülltes Kind, welches zum Gesang der Uebrigen tanzt und bei jedem Haus mit Wasser begossen wird. Das Kind heisst περπεριά (περπερίνα, περπερίτσα). Damit vergleicht Schmidt den (ohne Zweifel mit Gras und Blumen bekleideten) Knaben, der in den religiösen Gebräuchen der Tegeaten eine Rolle spielte [4]). Mannhardt hat dies sowie die Parallelen meisterhaft behandelt.

Auch der Prophet Elias hat nach der Ansicht der heutigen Griechen Macht über den Regen. In Zeiten der Dürre versammelt sich das Volk in dessen Kirchen, um Regen zu erflehen. Wenn es donnert, sagt man, der Prophet fahre in seinem Wagen herum, um die Dämonen zu verfolgen [5]). Diese Dämonen sind aber zum Theile Elementargeister. So gilt der Teufel bei den Arachoviten als Urheber des Wirbelwindes, woher der Gebrauch des Wortes ἀνεμος im Sinne von διαβολος kommt [6]). Noch häufiger werden die Nereiden als Winderzeuger gedacht, welche zum Sammelbegriff der bei den alten Griechen eingehender individualisirten Elementargeister geworden sind. Man bringt ihnen in Höhlen und auf hohen Bergen Opfer dar, bei welchen der Honig nicht fehlen darf. In Athen pflegen alte Frauen bei entstehendem Wirbelwinde den Kopf zu senken und dabei zu murmeln: μέλι καὶ γάλα στόν δρόμο σας (Milch und Honig auf euren Weg) [7]).

## Römer.

In den römischen Tafeln war eine Strafe verhängt wider den „qui fruges excantassit, sive alienam

dem Parnas war auch ein Altar des Jupiter Fulgator Σημαλέον (Pausan., 1, 32, 2). Nach Cl. Welcker soll ein Ζευς Ὑέτιος auch auf Kos verehrt worden sein.

[1]) A. Mommsen, Horteologie, 422. Begiessung der Eiresione als Regenzauber. Mannhardt, Antike Wald- u. Feldculte, 256.

[2]) Seneca, Nat. quaest., 4, 6, 7.

[3]) Aristoteles, Analyt. Post. II, 94b, Berl. Ed. Diese wichtige Stelle lautet in der lateinischen Uebersetzung der Didotschen Ausgabe, I, 162, wie folgt: „.... ut, si tonat, et, extincto igne, necesse est, sibilum et sonitum edi, et, ut Pythagorei dicunt, minationis causa, ut terreantur, qui in Tartaro sunt.“ Nach Mittheilung des Hrn. F. Heger findet das Feuerauslöschen während des Gewitters noch heute in den Alpenländern statt. Weitere Parallelen in Wuttke, D. Volksabergl.

[4]) Maury, Hist. d. Rel., II, 504 ff, Dietrich, Abraxes 1 f.

[5]) Hippokrates, De morbo sacro.

[1]) Pausanias, II, 34, 3, 4. — Mannhardt, Baumcultus, C. IV.

[2]) B. Schmidt, Volksl. d. Neugriechen, 30.

[3]) Schmidt, l. c., 32.

[4]) Schmidt, l. c., 30 f.

[5]) Th. Bent, On insular Greek Customs. Journ. Anthrop. Instit. Lond. XV, 397.

[6]) Schmidt, l. c., 195.

[7]) Schmidt, l. c., 98—130.

segetem pellexerit". Seneca motivirt dies mit den Worten: Rudis adhuc antiquitas credebat et attrahi imbres cantibus et repelli.

Die Haruspices, ursprünglich eine etruskische Zunft, waren Opferbeschauer, Blitzdeuter; sie waren später unter chaldäischem Einflusse auch Astrologen und verstanden Blitze zu erzeugen und abzulenken. Auch die Kunst, Wasser hervorzulocken (aquaelicium), wurde in Rom von Tuskern geübt. Sie beruht zum Theile auf dem Zauberwesen, zum Theile auf Naturbeobachtung. In die erste Kategorie fallen die Manipulationen mit dem manalis lapis, einem Steine, der vor dem capenischen Thore beim Tempel des Mars lag und zur Abwehr von Dürre nach der Stadt gezogen wurde; auch andere cylinderförmige Steine wurden längs der Furchen gezogen (lapides manales verrere). Damit waren Opfer für Jupiter pluvius verbunden [1]).

Man war in Rom der Ansicht, dass der Lorbeer nicht vom Blitze berührt wird. So oft ein Gewitter am Himmel stand, bedeckte sich Tiberius mit einem Lorbeerkranze (Sueton).

Bei römischen Regenprocessionen zogen Matronen mit aufgelösten Haaren barfuss zum Hügel und riefen den Jupiter pluvius an [2]).

Aus Plinius, Hist. nat., 37, ersehen wir aber auch, dass vielfach zum Wetterzauber Steine angewendet wurden. So sollte der Amethyst Hagel und Heuschrecken abwenden, wenn man das dazu passende Gebet gleichzeitig spräche (37, 40). Der Agat soll in Persien gegen Blitz und Stürme angewendet worden sein, indem man ihn anräucherte; der Beweis für dessen Wirksamkeit soll durch die Thatsache herzustellen sein, dass gewisse Agate, wenn man sie in kochendes Wasser wirft, dasselbe schnell abkühlen (37, 54). Es gibt auch Cheloniten, welche den Schildkröten ähnlich sind, aus welchen die Magier Vieles zur Stillung der Ungewitter weissagen; diejenigen aber, welche goldene Punkte haben, sollen die Ungewitter hervorrufen, wenn man sie mit einem Käfer in heisses Wasser wirft (37, 56).

Auf die Häuser pflegten die Römer zum Schutze gegen den Blitz sedum zu pflanzen [3]).

Die Römer hielten einen Spiegel gegen die Hagelwolke, damit sie sich darin sähe und wegziehe. Eine auf den Rücken gelegte Schildkröte oder eine Haut von Krokodil, Hyäne, Seehund, welche um den Hof getragen und an der Thür aufgehängt wird, bewirkt denselben Erfolg; nicht weniger das Aufhängen von Hausschlüsseln um den Acker.

Nach Palladius wird gegen Nebel und Rost Stroh und allerlei Unrath verbrannt. Gegen den Hagel wird der Mühlstein mit rothem Tuch bedeckt. Andere erheben ihre blutigen Beile gegen den Himmel, wie um zu drohen. Auch wird der ganze Garten von weissen Reben eingefasst; oder man muss die Werkzeuge vor der Bearbeitung des Gartens und der Beschneidung der Weinstöcke mit Bärenfett einreiben. Auch eine Nachteule wird mit ausgebreiteten Flügeln aufgehängt [1]).

Ueber eine weitere höchst eigenthümliche Methode, Hagel, Wirbelwinde und Blitze abzuwenden, vergleiche man Plinius, Historia naturalis, XXVIII, 23.

### Celto-Romanen, Provençalen, Italiener.

Der wunderbaren Quelle von Broceliande wird vielfach gedacht, u. A. in dem französischen Meistersänger Crestien de Troyes (1140 — c. 1200?) und in französischen Prosaromanen.

Vicentinus Bellovacensis (1264 †) schreibt darüber [2]) im Abschnitte De miraculis fontium: In Britannia minori asserunt esse fontem, de quo aqua hausta, si projiciatur super lapidem vicinum illi fonti, videtur oriri pluvia repente cum grandine' et vento vehementi.

Diese Sage findet sich auch in Thomas de Apibus, II, 57, No. 28, der aber hinzufügt, der Stein sei wie ein Altar oberhalb der Quelle gewesen.

Die Bretonen haben diese Sage von Britannien herübergebracht; man erzählte ganz dasselbe von dem See Duleno bei dem Berge Snowdon in Wales. Wenn das Wasser auf einen nahen Granitblock, genannt l'Autel rouge, spritzte, entstand Gewitter [3]).

---

[1]) Otte. Müller, Etrusker, II, 340.

[2]) Sepp, Altb. Sagenschatz, 492. Grimm, D. Myth., I, 146, nach Petron., cap. 44.

[3]) Festus-Ausg. von Lindemann 263. Citirt in A Kuhn's Sagen, Bräuche aus Westphalen, II, 90, wo auch die Parallelen für Deutschland angegeben sind.

[1]) Palladii Rutilii de re rustica liber, I, 35, 2, 14. Nach Sueton führte Augustus, nachdem er auf einer nächtlichen Reise durch einen dicht bei ihm einschlagenden Blitz erschreckt worden war, stets die Haut eines Seekalbes mit sich.

[2]) Speculum naturale Vincentii Venetiis 1494 Lib. V. c. 30.

[3]) Liebrecht Gervasius v. Tilbury, Otia imperialia 146 f. Simrock vergleicht diese auch in Hartmann's Iwein verarbeitete Sage mit jenen vom Pilatussee und vom Urdsbrunnen (Altd. Leseb., 229). Weitere Parallelen sind der See von Camerina (Sicilien), der Chiapasee in Mexiko, der Mummelsee u. s. w. Vgl. Grimm, D. Myth., I, 496. Ob das Aufrichten einer Steinsäule am Meeresufer behufs Erzeugung von Wind (Folklore Journ., II, 260) auf derselben Vorstellung beruht, welche zur Sage der Wunderquelle führte, bleibt ungewiss.

Ueber eine andere Art von Wetterzauberei spricht Rabelais im Gargantua IV, 61: Il cà, devant notre venuë, auait inventé art et moyen d'euoquer la pluye des cieux, seulement une herbe decoupant commune par les préries, mais à peu de gens cognuë, la quelle il nous montra: et estimait que fut celle de la quelle un seule branche jadis mettant le pontife Jouial dedans la fontaine Agrie sur les monts Lyciens en Arcadie au temps de seicheresse, excitoit les vapeurs, des vapeurs estoient formées grosses nuës, lesquelles dissoluës en pluye, toute la région estait à plaisir arrousée [1]).

Bérenger Férand berichtet über die bis Mitte dieses Jahrhunderts in der Provence (Calliaz im Arond. Grasse, Collobrières in der Chaines des Maures, zu Signes bei Toulon u. s. w.) gebräuchliche Ceremonie des Badens der Statue des Ortspatrons in einem der nächsten Gewässer. Die Geistlichkeit betheiligte sich daran im Ornate. So in Calliaz die Statue der heil. Maxima. Sie wird dreimal in die ihr geheiligte Quelle getaucht und dabei gesungen:

Maxima, dins sa bouta
Fé sourtir l'aïgo d'sou roucas.

In Collobrières wird die Statue des heil. Fons bis zur Quelle getragen, wenn die Frühlingsregen [2]) stark genug waren. Droht Dürre, so taucht man sie wirklich hinein.

Auch hier sei auf Mannhardt's Forschungen bezüglich der Deutung und der Parallelen verwiesen.

Die Genesis des heil. Fons ist unklar. Manche vermuthen, er sei aus Sancta Fons, einer Quellennymphe, entstanden [3]).

An der französischen Riviera gilt das Hypericum als Zaubermittel gegen Gewittersturm. Die Mönche nennen dasselbe Fuga Dämonum [4]). Auch werden manchmal bei Gewittern geweihte Kerzen angezündet.

In den Provinzen von Treviso und Belluno sind die Wetterprocessionen unter Herumtragen der Reliquien allgemein üblich; doch werden diese letzteren nicht geschlagen, falls kein Erfolg eintritt, wie dies in den südlichen Provinzen geschieht. Die Priester haben die Gewalt, schlechtes und gutes Wetter zu machen, Mäuse, Spatzen und Würmer zu vertreiben u. s. w. Ein Priester, der bei ausbrechendem Gewitter auf der Jagd war und dasselbe nicht beschwören konnte, wurde beim Nachhausekommen von seinen sonst sehr anhänglichen Pfarrkindern insultirt. Ein anderer, welcher durch Segnen den Hagel abwendete, wurde von der Nachbargemeinde belästigt, weil er ihr angeblich den Hagel zugeschoben hatte. Wehe dem Messner, der bei heranziehendem Gewitter nicht mit den Glocken läutet; er bekäme bei der Ernte statt Geschenken Schläge [1]).

Wenn ein Gewitter aufsteigt, läuft in den apenninischen Marken der Messner zur Kirche und läutet mit der Glocke in eigenthümlicher Weise, was man suonare a acqua cativa nennt. Man spricht niemals von Hagel und Blitz direct, sondern nennt den ersteren Acqua cativa, den letzteren Porcheria. Gegen den Blitz wirft man Ofenschaufel und Zange gekreuzt auf die Tenne, oder man brennt Weihrauch, geweihtes Olivenöl und Osterwachs; als das beste Blitzamulet, welches sorgsam verborgen gehalten wird, gilt die Pfeilspitze aus Kiesel. Sie ist ein in die Erde gefahrener Blitz, welcher hundert Jahre gebraucht hat, um wieder an die Oberfläche zu kommen [2]). Gegen den Sturm hängt man im Modenesischen eines Kindes Windel oder die Kette des Herdes hinaus [3]).

Kohle, welche am Morgen des Sabato santo oder des dritten Februar, dem Tage des heiligen Biagio (Blasius), geweiht wurde, entfernt, wenn auf's Fenster oder die Strasse gestellt, Gewitter, Hagel und Blitz [4]). Auch das Glockengeläute vertreibt den Hagel.

In Manduria (Terra d'Otranto) wird bei grosser Dürre eine grosse Processione di penitenza unter Betheiligung sämmtlicher geistlicher Corporationen veranstaltet, wobei ein Bild des heiligen Petrus vom Flüsschen Bevagna nach Manduria getragen wird. Die Theilnehmer hängen sich grosse Steine und Kreuze an, tragen Dornenkronen auf dem Kopfe und andere Marterwerkzeuge. In den Händen halten sie grosse Zweige von Wachholder und Mastix, welche hoch emporgehalten werden. Während des ganzen fünf bis sechs Stunden dauernden Umganges werden Litaneien und andere Gebete hergesagt. Bei der Ankunft in Manduria wird ein vom Sindaco

[1]) Cit. in Holland Chrestien de Troye. K.
[2]) Bull. Soc. Anthr. 4. Sér. II, 305. Globus LXII, 223.
[3]) Bull, Soc. Anthr., 4 Serie, II, 305. Globus, LXII, 223.
[4]) Miss Dempster, Maritime Alps, 27.

[1]) Bastanzi, Superstizioni religiose nelle Prov. di Treviso e di Belluno. Archiv. Anthrop. 1887, 273 ff.
[2]) Cat. Pigorini Beri, Le superstizioni e i pregiudizii nelle Marche Apennine. Archivio Anthrop. Firenze 1890, 40 f.
[3]) Paolo Riccardi, Superstiz. del Popolo Modenese. Archivio Anthrop., Firenze 1890, 110.
[4]) Karusio, Pregiudici popolari Putignanesi. (Bari) Arch. Anthrop. 1847, 319.

unterfertigtes schriftliches Protokoll aufgenommen, in welchem die Stadt sich verpflichtet, das Bild nach acht Tagen dem Santuario di S. Pietro in Besagna unter gleichem Ceremoniell wieder zurückzustellen [1]).

### Germanen.

Wir erhalten durch Grimm zwar die werthvollsten Aufschlüsse über die Elementarverehrung der alten Germanen, doch scheinen die Quellen nichts Näheres über altnordischen Wetterzauber zu berichten, wie klar auch dessen Existenz aus vielen gelegentlichen Aufzeichnungen in den sagas hervortritt. So lässt ein König, der einen Helden verfolgt, eine seidkona (Zauberin) holen, welche durch Erzeugung von Nebel und Unwetter dem Helden Schaden bringt. Ein Zauberer entzieht sich oder seinen Schützling den Nachforschungen, in dem er Regen, Schnee oder Nebel erzeugt.

Die katholische Kirche hat bekanntlich die Gebete um Gewährung von Regen in ihren Cultus aufgenommen. Nachdem noch Tertullian (III. Jahrh.) gegen die Regengebetfahrten geeifert hat, ordnete Papst Leo I. (440—460) dieselben an [2]). In den einzelnen Ländern wendet man sich an besonders populäre Heilige mit der Bitte um ihre specielle Vermittlung in Witterungsangelegenheiten [3]). Dagegen ist der gewerbsmässige Wetterzauber stets von der Kirche bekämpft worden, wie das durch Grimm beigebrachte Material beweist. Die Verordnungen der lex Visigoth. VI, 2, 3 richten sich, ebenso wie jene Karls d. Gr. (789) gegen die immissores tempestatum, die tempestarii. Dies scheint nicht viel genützt zu haben, denn man sieht aus dem Werke des Bischofs Agobard († 840): „contra insultam vulgi opinionem de grandine et tonitruis", dass die Wetterbeschwörer damals förmliche Abgaben einhoben, welche die Leute lieber entrichteten, als den Zehnten und die Almosen [4]). Die Fortdauer dieser Vorstellungen ersehen wir aus der „Sammlung der Decrete" von Burchard von Worms († 1024), in welchen öfters von den immissores tempestatum, sowie von einem am Rhein und in Posen geübten Regenzauber die Rede ist, welcher dem Umherziehen der Dodola und der πυρπηρούνα im Wesentlichen entspricht [5]). Dasselbe gilt auch vom baierischen Wasservogel [1]), vom Laubmann, Maikönig, Pfingst-Maibaum u. s. w.

Beim Wettermachen scheinen Lieder eine Hauptrolle gespielt zu haben. Saxo Grammaticus erwähnt eines Oddo, vir magicae doctus, ita ut absque carina altum pererrans hostilia saepe navigia concitatis carmine procellis evertet [2]). An anderer Stelle spricht Saxo von carminibus in nimbos solvere coelum [3]).

Weit spätere Zeugnisse berichten über die Verwendung von Krügen oder Wannen zu diesem Zwecke [4]), durch deren Ausgiessung Hagel, Donner, Regen und Wind erzeugt wurden. Nach deutschen Acten des XVI. und XVII. Jahrhunderts schlugen die Hexen mit Gerten so lange in das Wasser von Seen und Bächen, bis Nebel aufstiegen, welche sich dann zu schwarzen Wolken verdichteten; auf diesen Wolken fahren sie dann in die Höhe und lenken sie an die Aecker, wo sie schaden wollen [4]). Nach deutschem, keltischem und finnischem Volksglauben [5]) wird Sturm durch Steinwurf in den See oder in Brunnen und Erzürnung der Wassergeister erregt.

Grimm's Angaben über das Schiessen [6]) gegen die Wetterwolken in Kärnten und über die Verantwortung, welche der Volksglaube dem Pfarrer aufbürdet, wenn er dem Unwetter nicht gesteuert, werden durch die aus anderen Theilen der Alpen vorliegenden Thatsachen bestätigt. Sturm und Gewitter machen die Hexen. Man macht sie auch unschädlich, indem man ein Messer der Wolke entgegenschleudert [7]). Gegen die Gewitterhexen helfen geweihte Glocken [8]). Doch haben nicht alle Glocken die gleiche Kraft hiezu. In Baiern war ein allgemein gefürchteter Wettermacher der rothe Lochschuster bei Steingaden. Er soll gesagt haben: „Wenn nicht

[1]) Gigli, Superstizioni in Terra d'Otranto, 100—104.

[2]) Sepp, Rel. d. alt. Deutsch., 80.

[3]) Sepp, l. c., 80. Grimm, D. M., I, 144 ff.

[4]) Grimm, D. M., I, 530 ff.

[5]) Grimm, D. Myth., I, 493, III, 404. 11.

[1]) Grimm, l. c., I, 495, III, 169. — Mannhardt, Wald- und Feldcult, C. V.

[2]) Saxo grammat. 71, 17 nach Grimm, D. M., II, 1028.

[3]) Grimm, D. M., II, 909.

[4]) Grimm, D. M., II, 910. Dies erinnert an den Regenzauber der alten Griechen am Olymp.

[5]) Grimm, D. M., I, 496.

[6]) Grimm, D. M., II, 910 nach Sartori, R. d. Oesterr., II, 153.

[7]) Vonbun, Sagen Vorarlbergs, 153—56. Zingerle, Sitten d. Tiroler Volkes, 63.

[8]) Vonbun, l. c., 156. Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes, 115 f. Vgl. Birlinger, Aus Schwaben, S. 77, wo der Auszug einer Capucinerpredigt (1707) steht: „Da die Hexen mit Hilfe des Teufels erschröckliche Ungewitter, Riffen, Hagel, gewaltige Regen erwecken, um die lieben Feldfrüchte zu vernichten", müssen geweihte Glocken und Gebete angewendet werden, damit des Teufels und der Hexen Bosheit zu Schanden werde.

die Glocken von Denkling murmelten und die Hundeln von Kreuzberg und Unterhausen bellten, hätte ich den dritten Theil der Welt verdorben.“ Er wurde nach München weggeführt [1]).

Das Wetterläuten wurde in Tirol unter Kaiser Josef II. verboten, was beim Landvolke sehr schlechten Eindruck machte. Dieses Verbot besteht noch fort, wird jedoch nicht eingehalten.

Wenn ein Gewitter kommt, zündet man ein Stück von dem am Palmsonntage geweihten Oelzweige an oder man verbrennt drei Palmkätzchen (Alpach) [2]). Men legt auch zwei Brotläden kreuzweise auf den Weg (Zingerle). Wenn es donnert, schreien die Leute immer: Heiliges Kreuz und Wettersegen (Ranggen, Zingerle, l. c., 116, 118). Bei Hagelwetter verbrennt man Hagelkörner oder schlägt sie in den Boden hinein; was man den Hagelkörnern anthut, trifft die Wetterhexe, sie mag noch so entfernt sein [3]).

Wenn der Wind recht stürmisch weht, warf man ihm einen Löffel voll Mehl entgegen [4]). Man vergleiche damit Grimm: Ueber das Füttern des Windes in Oesterreich und Böhmen [5]).

Bei Hagel wurden früher (in Alpach) Sensen, Sicheln, Messer vor die Hausthüre geworfen, damit Schlossen darauf fielen und die Hexen mittelbar verletzt wurden [6]).

Die Sitte des Wettermachens findet sich in Djuisland, Sams, Sejerö, Nexelö und in der Kallundborggegend. Die Weiber in den Dörfern machen in der Regel im Februar „Wetter“, die Männer im März — all' dies in einer bestimmten, seit undenklichen Zeiten feststehenden Ordnung. An vielen Orten geht es nach der Matrikelnummer, so dass der Pastor und die Pastorin den ersten Tag — jedes in seinem Monate — haben; danach folgen die übrigen Einwohner. Können die Männer nicht die Tage des Monates füllen, so geht die Reihe noch einmal um und beginnt mit den Gesellen, so dass z. B. der Grossgeselle am Vormittage Wetter macht, der Lehrjunge am Nachmittage desselben Tages; ebenso die Köchin und die Küchenmagd. Man sagt auf Sejerö, dass der Betreffende „seinen Tag hat“; der Februar heisst der „Hausfrauen-Monat“. Die Reihe beginnt im Pfarrorte; die auf Parcellenhöfen Sitzenden behalten ihren Platz nach ihrer alten Wohnstätte im Dorfe; dann folgt erst eine andere Ortschaft. Die letzte Frau in Krogstrup kann nur jedes vierte Jahr einen Tag bekommen; in Mastrup haben die Frauen nie einen Tag.

Will ein Samsing zu Land oder Wasser reisen, erkundigt er sich, wen das Wettermachen trifft, und ist sehr besorgt, wenn dies eine als böse bekannte Frau ist. Viel bessere Hoffnung hat man, wenn es auf eine sanfte Frau trifft. Kommt ein schöner Tag, so rühmt man die Urheberin, der die Nachbarinnen Kuchen, Wurst oder Kaffee als Dank für das Wetter hinübertragen.

„Was nur dem Hans Lund passirt sein muss, dass wir solchen Sturm haben!“ Die Nachbarn verhöhnen ihn dann, bringen ihm einen Stein auf einem Teller, hängen ihm Werg an den Zaun oder stecken einen Besen mit Werg vor die Fenster, setzen die Betreffenden in's Hühnerhaus oder in's Storchennest, aus welcher Lage sie sich durch eine kleine Bewirthung auszulösen haben [1]).

In Westfalen (in den Kreisen Iserlohn, Altena, Hagen) sind die Weiber in allen Hausstellen Wetterregentinnen [2]).

In Schweden reibt man, wenn beim Segeln der Wind „abflaut“, den Mast mit einer Kupfermünze und spricht dabei: „Blas, Karin, blas!“, worauf die Münze über Bord geworfen wird. Frl. Mestorf, dem ich die Mittheilung dieser Thatsache verdanke, ist geneigt, die Bezeichnung Karin auf Kâri, den Sohn Forniotrs, zu beziehen, der über die Winde herrscht [3]). In Kiel theilte ein alter Schiffer Frl. Mestorf mit, dass man früher den Mast mit der Hand strich, um Wind zu machen. Derselbe kannte einen Capitän, welcher die See abweisen konnte; wenn die Wogen sich überstürzten und über das Fahrzeug sich zu wälzen drohten, winkte er ab und sie zogen sich zurück. Die Nordseeschiffer werfen auch alte Besen über Bord nach der Richtung, aus welcher sie Wind wünschen [4]). An der Ostsee werden dieselben zu gleichem Zwecke verbrannt [5]). Nach dem Glauben der Schiffer auf der Isar und der Donau, auch vieler

[1]) Sepp, Altbaierischer Sagenschatz, 439.

[2]) Zingerle, l. c., 115.

[3]) Zingerle, l. c., 115.

[4]) Aus dem Stubaithal, Zingerle, l. c., 116.

[5]) Grimm, D. Myth., III, 179, 181. Auch im übrigen Deutschland werden Wind und Hagel als gefrässig betrachtet. Ueber das Füttern des Hagels, Wolf, Beitr. z. Myth., II, 362.

[6]) Zingerle, l. c., 61.

[1]) H. F. Fejlberg, „Dänisches Bauernleben“.

[2]) A. Kuhn, Sagen u. s. w. aus Westfalen, III, 91.

[3]) Handschr. Mitth. von Frl. Mestorf. Vgl. Grimm, D. Myth., I, 525.

[4]) Streckerian, Aberglaube aus Oldenburg, I, 106, citirt im „Globus“, LXIV, 216.

[5]) Vgl. Andree im „Globus“, LXIV, 216.

Meerfahrer (Griechen) kann Wind durch Pfeifen erregt werden [1]). Ueber den Donnerstein enthält Grimm's Mythologie interessante Angaben.

Bezüglich des Receptes zur Erzeugung von Gewittern, welches die Schongauer Hexen anwenden, verweise ich auf die einschlägige Literatur [2]). Auch in Baiern sind manche Pfarrer besonders kundig in Bekämpfung der Wetterhexen.

Ein (auf dem Altare nach der Messe geweihter) Benedictuspfennig ist gut „vor die Früchten, dass der von den Hexen gemachte Schauer oder Hagel nicht schade" [3]).

## Slaven.

Bei den Polen von Galizien gibt es ausser den znachory (Wissenden, Wahrsagern) und den kugelfesten charaktarniki, auch planatniki, welche Hagelwetter und Regengüsse beherrschen und dieselben willkürlich heraufziehen können, dagegen vor dem Klange der Kirchenglocken und vor den eingesegneten Palmen zurückschrecken [4]).

Bei den Ruthenen ist der Hagel (hrad, tucza) das Werk des Teufels; man kann ihn ebenso bannen wie den Teufel selbst. Ein solcher Hagelbeschwörer heisst hradowyj; er bezieht manchmal förmliche Abgaben an Getreide. Noch jetzt leben solche. Sobald die Hagelwolke naht, begibt sich der hradowyj auf das Feld, entkleidet sich daselbst ganz oder bis auf's Hemd; sodann nimmt er in die eine Hand den Hut, in die andere Hand eine alte Sense und spricht eine geheimnissvolle alte Zauberformel, mittelst derer der Hagel auf den Weg, Fluss, Wald oder auf den Acker des Feindes abgelenkt wird.

Um Hagel und Sturm unschädlich zu machen, vergräbt man an den vier Seiten eines Ackerfeldes geweihtes Osterbrot. In einigen Ortschaften hat man dazu eigens geweihte Glocken. Auch zündet man Kerzen an, welche am Jordanflusse geweiht wurden; man verbrennt am Palmsonntag geweihte Weidenkätzchen oder wirft eine Schaufel und einen Besen kreuzweise vor die Thüre [5]). Dieses letztere ist nach mündlicher Mittheilung des Dr. Kaindl auch bei den Ruthenen und Rumänen der Bukowina gebräuchlich.

Der polnische Volksglaube kennt ebenso wie der deutsche das Messerwerfen in den Wirbelwind [1]).

Nach dem Volksglauben der Huzulen verursachen die Teufel, Vampyre oder Hexen den Hagel, welchen sie von der Czorna hora holen. Derselbe kann durch Weihwasser vertrieben werden, welches man von einer Anhöhe aus nach der Richtung des nahenden Wetters spritzt. Aber auch durch andere Mittel, wie z. B. mittelst eines Zauberstabes, den man sich verschafft, indem man einen mit einer Schlange kämpfenden Frosch durch Vertreibung der Schlange rettet. Auch eine Sense, ein Beil genügen hiezu. In der Weihnacht wird der Hagel auf freiem Felde von dem ganz ausgekleideten Zauberer für das ganze darauf folgende Jahr beschworen. Frauen schwenken dabei nur die Rockschürze über den Kopf und bitten den Hagel zu einem darauf folgenden Mahle zu Gast. Doch sollen die letzteren bei wirklich eintretendem Hagelwetter auch ganz nackt ihre Beschwörungen vornehmen und dabei wohl auch am Palmsonntage geweihte Weidenzweige, einen Besen, Schürhaken oder eine Ofenschaufel in der einen, in der anderen Hand ein mit der Schärfe nach oben gekehrtes Beil halten. Hilft Alles nichts, so zeigt der Zauberer in gebückter Stellung dem Hagel den Hintertheil, was ein unfehlbares Mittel sein soll [2]). Geweihtes Basilicumkraut, Glockengeläute helfen gegen Gewitter, zu deren Vertreibung man auch ein Horn oder einen Wolllappen in's Feuer wirft [3]). Der Donnergott ist der heilige Elias, der mit dem Teufel kämpft und diesen mit dem Blitze zu tödten sucht. Am Feste dieses Heiligen darf nicht gearbeitet werden [4]).

Um Regen herbeizuführen, wirft man auf dem Friedhofe ein Kreuz um, oder man hängt eine Maulwurfsgrille an einem Faden in die Luft, oder man wirft einen Mohnkopf in einen Brunnen oder eine Quelle. Auch wenn man Gras mit der Hand rauft, wird es regnen. Heftige Regengüsse treten ein, wenn ein Mensch ertrinkt [5]).

Anlässlich der schrecklichen Dürre in Süd-Russland während des Frühjahres und der ersten Sommermonate 1892 haben die Kleinrussen Gebräuche aufleben lassen, welche an Nestors' Erzählungen und

---

[1]) Szuiski, Polen und Ruthenen, 56.

[2]) Kaindl, Ruthenen, II, 37 f. Hexen fahren auf diesen Werkzeugen zu ihren auf hohen Bergen gelegenen Versammlungsorten. — Kaindl, Huzulen, 90.

[3]) Sepp, Altbair. Sagenschatz, 469.

[4]) Dr. Höfler, Volksmedicin und Aberglaube in Oberbaiern, Gegenwart und Vergangenheit, 24.

[5]) A. Birlinger, Aus Schwaben, nach Auszügen aus der Apotheca ecclesiastica Wiblingensis. — Vgl. auch. ib. 123 über die Verbreitung des Hexenglaubens im katholischen, besonders aber im protestantischen Schwarzwald.

[1]) Grimm, D. Myth., I, 526. Anm.

[2]) Kaindl, Huzulen, 90 f.

[3]) Kaindl, Huzulen, 99.

[4]) Kaindl, Huzulen, 79.

[5]) Kaindl, Huzulen, 99.

die gegen solche Praxis gerichteten Bestimmungen des Stoglas (1551) erinnern. So begoss nach einem Correspondenten aus Jampoli des „Odesskij Listok“ die Bevölkerung eines grossen Dorfes nach dem allgemeinen Gebete in der Kirche den Geistlichen im Ornate mit Wasser, nachdem sie ihn vorher auf die Erde geworfen hatte. Keine Stelle seiner Kleidung blieb trocken, so dass der Geistliche eine Klage an die Behörde einreichte. Im Dorfe Srinokrivca war im Frühjahre ein Greis gestorben, der beim Volke als Opyr (Vampyr mit einem Schweife) bekannt war. Man grub dessen Leichnam aus, begoss ihn mit Wasser und vergrub ihn dann.

Am 25. Juni baten die Bewohner einiger Dörfer die Obrigkeit um die Erlaubniss, einen lebendigen Krebs vergraben zu dürfen, da dann Regen kommen müsse. Diese Erlaubniss wurde ertheilt, worauf dann der Krebs lebend in die Erde vergraben wurde.

Am Tage des Ivan Kupalo (Johannes des Täufers) badeten die Weiber in grossen Gruppen im Flusse, ohne die Kleider abzulegen, um Regen hervorzurufen. Beim Baden begossen sie den Kupalo, den sie aus Zweigen und Grün angefertigt hatten. Ueber andere Anklänge an die „Dodola“ bei Kleinrussen und einem Theile der Weissrussen vgl. Bezsonov Bêlorussmia bêsni, 25—27, 45 [1]).

Ueber den Wetterzauber der Slovenen und die demselben zu Grunde liegenden Vorstellungen hat Dr. Jos. Pajek äusserst interessantes Material beigebracht [2]), dessen Verwerthung mir durch die gütige Unterstützung des Herrn Dr. Murko möglich wurde.

Es ist leicht Hagel zu machen; wer ihn zum Zeitvertreib macht, muss Acht geben, dass er ihm nicht aus dem Zimmer kommt, denn sonst hagelt es in neun Pfarren. Hagel können die Studenten der schwarzen Schule, Priester und Zauberinnen machen.

Die Studenten der schwarzen Schule sind die ärgsten Zauberer. Als es im Jahre 1882 in Kleinsonntag und in den Nachbarpfarren (von Luttenberg und Friedau) fürchterlich hagelte, behaupteten die dortigen Einwohner fest, dass ein Student der schwarzen Schule den Lindwurm in die Höhe gebracht und dass dieser Sturm und Hagel hervorgerufen habe.

Wo ein Student der schwarzen Schule den Lindwurm reitet, fällt Hagel und wüthet ein so schrecklicher Sturm, dass er alte Eichen in der Mitte bricht oder sie mit den Wurzeln ausreisst und die Häuser niederreisst. Der Student treibt den Lindwurm dorthin, wo er auf seinem Wege zu ihm keine Nahrung und kein Nachtlager bekam; die Studenten der schwarzen Schule muss man daher immer gut aufnehmen. Die Leute erzählen, dass bei einem jeden Sturm ein Student den Lindwurm reite, und Manche glauben wirklich, dass sie seinen Schwanz oder Fuss gesehen haben (aus Razlag's „Zora“ 1852, 98).

Als im Jahre 1882 ein fürchterliches Ungewitter von Kleinsonntag bis Friedau Alles vernichtete, erzählten die Leute, dass ein Student der schwarzen Schule den Lindwurm geritten habe. Diese ihre Ueberzeugung war um so lebhafter, als sie auf dem Wege nicht weit vom Pfarrhofe in einer Pfütze, tief im Koth, ein schwarzes, lateinisches Buch mit rothem Schnitt fanden, das dem Studenten beim Durchreiten aus der Hand gefallen sei. Der Pfarrer erkannte sofort sein Buch, das er auf dem Fenster vergessen und das ihm der Sturm davongetragen hatte. Aber gerade das wollte man nicht glauben, weil die Pfarrer mit den Studenten der schwarzen Schule in Verbindung stehen und sie deshalb nicht verrathen wollen.

Dunklen Wolken darf man nicht sagen, dass sie schwarz sind, denn sonst würde die Wolke sagen, dass der Mensch schwarz, sie aber dunkel sei. Den Wolken und dem Ungewitter läutet man. Vor einem Ungewitter schiesst man mit geweihtem Pulver, um die Wolken auseinanderzutreiben. Auch sprengt man mit geweihtem Wasser um das Haus herum und legt (am Palmsonntag) geweihtes Holz auf's Feuer, damit das Ungewitter (der Blitz) keine Kraft habe.

Um Regen bitten die Hirten also: sie wählen ein Mädchen und binden ihr auf die Zehe Beifuss (Artemisia). Dann treiben sie es zu einem Bache und besprengen es unbarmherzig mit den Rufen: gib uns Regen, gib uns Regen, oj dodo, dodo le! (Stainztal, Trstenjak in den „Novice“ 1857, 71.)

Wenn die Dürre lange anhält, muss man den Pflug oder den Wagen in's Wasser ziehen und die Dürre hört auf (Pavlovci bei Friedau). Derselbe Erfolg wird erzielt, wenn ein unschuldiges Mädchen in einem Korb Feuer macht und ihn die Mur hinunter lässt, was man nennt „auf der Mur heizen“. (Hubad in Šuman's „Slovenen“ 103).

Wenn Jemand eine Sichel in's Zimmer bringt, so wird Regen die Schnitterinnen vom Felde vertreiben. Wenn die Bewohner des Bachergebirges Regen haben

[1]) Dr. Murko in Jagić Arch. f. slav. Phil. 1859, 640.

[2]) Dr. J. Pajek, Čztice iz duševnega žitka štajerskih Slovencev (Skizzen aus dem geistigen Leben der steierischen Slovenen) 1884.

wollen, glauben sie denselben damit zu erreichen, dass sie einen Kater in den Rifnitzer See werfen.

Am Johannistage suchen die Burschen (beim Johannisfeuer) ein Mädchen mit Wasser zu begiessen.

Wenn Mondesfinsterniss eintritt, muss man die Brunnen zudecken, weil Gift vom Himmel fällt.

Damit es nicht in ein Gebäude einschlägt, ist das beste Mittel ein Schwalbennest, das sich in demselben befindet.

Unter eine Weissbuche floh man, wenn es donnerte; denn in dieselbe schlägt es nicht ein, weil die Jungfrau Maria unter ihr geruht hat (Trstenjak, in den „Novice“ 1858, Nr. 20). Einen Hirschkäfer durfte man nicht in's Haus bringen, weil es dort gerne einschlägt, wo ein solcher Käfer eingesperrt ist (Trstenjak, im „Glasnik“ 1862, 24). Wenn der Blitz einschlägt, muss man mit Milch löschen; Wasser facht das Feuer noch mehr an.

Vor dem Einschlagen des Blitzes beschützen auch Knochen des zu Ostern geweihten Fleisches.

In die Moosbeere schlägt der Blitz nicht ein.

Am Tage der Bekehrung des heiligen Paulus (25. Jänner) laufen Kinder und Erwachsene auf einen Hügel und schreien: „Fliehe, Paul! fliehe, damit Dich der Nebel nicht kriegt.“ Soweit diese Stimme hörbar ist, wird der Nebel das Getreide nicht „austrinken“. Wenn es Vormittags nebelig ist, so wird der Roggen ausgetrunken werden, wenn am Nachmittag, der Weizen, wenn aber den ganzen Tag, beide Getreidearten.

Am Stefanitage giesst man geweihtes Wasser in Quellen, damit sie nicht eintrocknen, und besprengt Felder, damit sie mehr Früchte tragen.

Wenn ein Gewitter naht und es zu donnern beginnt, so macht man am Herde Feuer aus dem am Palmsonntag geweihten Holz; wo man das hat, dort schadet das Gewitter nicht.

Wenn es zu hageln beginnt, muss man Küchengabeln kreuzweise vor die Schwelle legen. Den ersten Hagel, der niederfällt, muss man in den Ofen werfen, dann hört es auf zu hageln (Murfeld). Die Geistlichen können den Hagel von ihrer Pfarre abwehren und die Wolken in eine andere treiben, wenn sie nur die betreffenden Gebete verrichten wollen. Manchmal geben es aber die Geistlichen doch lieber zu, dass der Hagel Alles zusammenschlägt, also auch ihnen, damit die Leute nicht zu übermüthig werden. Als es vor etwa 24 Jahren in Stranice fürchterlich gehagelt hatte, vergriffen sich die Bauern an dem Pfarrer, der sich ihrer mit Mühe erwehrte.

Die Zauberinnen brauchen zum Hagelmachen Flachsabfälle, deshalb will man vor dem 15. August nicht Flachs brechen.

Der von Dr. J. Pajek und Prof. Trstenjak beschriebene Brauch, ein Mädchen mit Wasser zu begiessen, deckt sich vollständig in allen Einzelnheiten mit jenem von Burchardt von Worms aus dem XI. Jahrhundert vom Rhein beschriebenen, welcher bereits von Grimm [1]) mit der Dodola identificirt wurde. In der neuen Ausgabe von Vuk's Wörterbuch heisst der Tanz und das Regenlied prporysche und der Chorführer dabei prpatz [2]). In Dalmatien fungirt ein junger, unverheirateter Mann, in Bulgarien ein Mädchen, welches Djuldjul (dodola, nackt) oder Feperuga [3]) heisst.

Nach Mittheilung des Herrn Custos Szombathy fanden sich noch vor wenigen Jahren in den meisten südslavischen Bauernhäusern Steinmeissel als Schutzmittel gegen den Blitz unter dem Dache aufbewahrt.

In der tschechischen Ausstellung in Zbraslau, (1893) sowie in der Theater- und Musikausstellung in Wien (1892) waren Schneckentrompeten aus Böhmen ausgestellt, welche zum Wetterbeschwören dienten [4]). Herr Franz Racek berichtet hierüber, wie folgt [5]): „In Kučeř, Bezirk Milevsko, wird seit undenklichen Zeiten ‚gegen die Wolken‘ geblasen. Der Gemeindewächter trägt das genannte Instrument stets bei sich, um, falls ein Gewitter droht, gleich eingreifen zu können. Es ist ein grosser Fusus medius, an dessen Spitze ein Mundstück, wie es die gewöhnlichen Hörner besitzen, eingesetzt ist. Dessen Ton ist tief und weit hörbar. Der Trompeter bläst damit die Wolke an, unbekümmert, ob um ihn Blitze einschlagen und er bis auf die Haut durchnässt wird. Die Schwierigkeit besteht in der Wahl des richtigen Augenblickes für den Beginn des Blasens, damit nicht der wohlthätige Regen vertrieben und andererseits der Hagel abgehalten wird. Im Frühjahre, vor dem Gebrauche, wird das Horn mit geweihtem Wasser ausgewaschen und mit geweihtem Salze ausgewischt. Die Function des Blasens dauert bis zur Erntezeit. Der Hüter erhält dafür von jedem Landwirthe eine Garbe Weizen.“

---

[1]) Grimm, D. Myth., I, 493.

[2]) Grimm, D. Myth., III, 169.

[3]) Mannhardt, Baumcultus, 329.

[4]) Věstnik národopisné výstavy českoslovanske v Praze, 1. Jahrg. Nr. 3.

[5]) Český lid, III, 31. Vgl. übrigens auch Woldřich, Mitth. d. Anthr. Ges., Wien, X, 280.

Bei den Wenden wurden die Zauberer unter der Benennung „Doctoren“ zusammengefasst. Sie verfügen über das sechste und siebente Buch Mosis mit seinen Zaubersprüchen. Einer derselben nahm, als bei der Heuernte eine schwarze Gewitterwolke aus Mitternacht drohte, ein Baumstück, stach es in die Kizina (die Ecke, welche die vorstehenden Balkenenden des Blockhauses bilden) und drehte nach Mitternacht. Dabei sprach er furchtbare Flüche aus. Darauf ging die Wolke nach Mitternacht. Ein anderes Mal ging derselbe Zauberer der Wolke entgegen, zog mit der Hand Kreuze durch die Luft nach der Wolke hin, und wies der Wolke mit der Hand den Weg, worauf die Wolke umkehrte und fortzog [1]).

Prof. R. Reichel hat aus einer Handschrift des steierischen Landesarchivs die Bekenntnisse von sechs Hexen [2]) veröffentlicht, welche in einem 1546 zu Marburg durchgeführten Hexenprocesse verurtheilt worden sind. Wir haben es hier offenbar mit einem Gemische von deutschem und slavischem Volksglauben zu thun. Ich entnehme hieraus Einiges, welches sich auf den Wetterzauber bezieht. So gesteht die Hexe Margarethe Schamperl: wenn sie ein Wetter habe machen wollen, hätte sie bei einem Wasser neun Steine genommen und dieselben wohl geputzt. „Welchem End“ sie dieselben in's Wasser geworfen, dahin sei „zur Stund“ der Schauer gegangen. Die Hexen Rosenkranzin und Latschenbergerin haben vor St. Bartholomä im Jahre 1545, als das Getreide zeitig geworden, auf einer „Botting“ in einer Bachmulde gebadet. Dasselbe Badewasser haben sie aus Barmherzigkeit auf eine „Tratte“ geschüttet; hätten sie es aber auf Steine gegossen, so hätte der Schauer Alles in den Grund geschlagen. Sie haben altes Getreide auf einer „Stadelreiter“ gereitert und darunter haben sie getanzt. Dann hat jede ihren Theil Getreide mit sich genommen und sie haben solches in die Nebel und Wolken schicken wollen. Alle Felder, die aus solchen Wolken besprengt, würden keine Früchte tragen. Sie haben das an ihrem eigenen Acker versucht. Sie wollten Hagel erzeugt haben durch Besprechen eines Baches, durch Schlagen und Besprechung eines Lakens (wohl einer Lacke?) an einer Wegscheide, auch durch Verwendung von Splittern aus Crucifixen. Regenlosigkeit erzielten sie, indem sie den Geist „Casperl“ mit Frauenhaaren an der „Gupf“ einer Buche festbanden. Derselbe wurde durch einen Bauern befreit, worauf es gleich regnete. Wind und Wolken vertrieben sie mittelst eines nach den vier Weltgegenden geblasenen weissen Pulvers (Wind füttern). Als die Hexe Latschenbergerin einst Hadern in einer Wasserlacke wusch und Wasser daraus schöpfte, fing das Wasser an zu sieden und sogleich zog ein Schauer und Regenwetter auf. Sie lief heim und schnitt mit einem Messer kreuzweise gegen die Wolken, indem sie ihnen drohte, worauf sogleich das Wetter aufhörte. Weinreben, die im Treiben waren, haben sie genommen und den Geistern übergeben, worauf die Weingärten erfroren u. s. w.

[1]) Schulenburg, Wendische Volkssagen und Gebräuche im Spreewald, 199.

[2]) Mitth. d. hist. Ver. f. Steiermark, Heft 27, 122—129.

## Zigeuner.

Die Zigeuner [1]) sind gesuchte Wettermacher, denen die rumänische und serbische Landbevölkerung Siebenbürgens und Ungarns viel Vertrauen schenkt. Sie haben eine „glückliche Hand“. Gegen Hagelschaden mischen sie gestossene Eierschalen in die Aussaat. Diese letzteren werden auch in die Erde vergraben, um lange andauernden Regen zu vertreiben. Bei anhaltender Dürre vergräbt der Zigeuner an die vier Ecken des Feldes einen Frosch und schlägt darauf sein Wasser ab. Gegen die Frühlingsfröste lässt man einen Zigeuner in der ersten Nacht nach der Aussaat nackt über das Feld laufen. Gegen den Blitz pflanzen sie das Donnerkraut auf die Hausdächer. Die serbischen Zigeunerinnen winden aus neunerlei Kräutern, worunter die Brennessel, einen Kranz und werfen ihn über das Dach ihrer Hütte. (Wo viele Brennesseln wachsen, ist ein geheimer Eingang zu den Erdgeistern.) Ausser Brennesseln werden auch Stechapfelsamen und Tannenzweige in den Grund der Hütte gegen den Blitz eingegraben. Auch Eier einer schwarzen Henne u. s. w., ferner kreuzförmige Mauerziegel mit verschiedenen Emblemen. Diese letzteren sowie Holztäfelchen mit Figuren dienen gegen den Blitz und das dadurch verursachte Feuer.

Feuer wird nach zigeunerischem Volksglauben auch durch verschiedene Vögel, besonders den Specht, sowie durch das Wiesel, im Auftrage böser Geister gelegt. Ebenso durch Hexen. Die Zigeuner haben dagegen eine Menge von Schutzmitteln, löschen das Feuer durch Hineinwerfen der oben erwähnten Holztäfelchen und durch Besprechung des Feuers (Feuersegen).

[1]) Wlislocki, A. d. inneren Leben d. Zigeuner, 159—179.

## Ugrofinnen.

Dass sämmtliche Glieder der Ugrofinnen den Schamanismus und die Zauberei in eifrigster Weise ausgebildet haben, ist eine wohlbekannte Thatsache. Nordische Fürsten und Fürstinnen treten als Schüler der Finnen auf. Fürchteten doch die Russen ganz gewaltig die finnischen im ganzen Norden bekannten Zauberer und befassten sich viele russische Geistliche unter Anleitung der Finnen mit dem Zaubergewerbe, welches im Allgemeinen das russische Christenthum sehr stark beeinflusst hat [1]). Nach der Ansicht competenter Gelehrter fehlt im finnischen Epos und in der finnischen Poesie überhaupt der historische Begriff; der finnische Held ist nicht sowohl Krieger als Zauberer [2]); der nationale Antagonismus zwischen Finnen und Lappen drückt sich in dem Wettstreit der beiderseitigen Zauberer aus [3]). Derselbe beruht aber auf einem Gegensatze zwischen verschiedenen Entwicklungsstufen der Zauberei. Die Vertiefung der finnischen Zauberei unter Berührung mit der europäischen Civilisation [4]) tritt am deutlichsten in der Macht hervor, welche der Kenntniss vom „tiefen Ursprung der Dinge“ zugeschrieben wurde. Der finnische Loitsija (Zauberer) ist ganz wesentlich ein Tietäjä, ein Weiser [5]). Aus dem einfachen Zauberspruche (sana) wird auf höherer Stufe das Zauberlied (laulu) [6]). Die Macht der Runen lässt die Wirkungen der Zaubertrommel gänzlich in den Hintergrund treten [7]).

Als Beispiel für jene höhere Form des Zauberliedes lasse ich die Anrufung des Windes durch Wainämöinen folgen, welcher Ilmarinen zur Anfertigung des Sampo nach dem Nordland entsendet [8]):

Rasch begann da Wainämöinen
Und mit voller Kraft zu singen,
Sang, dass starker Sturmwind brauste,
Wild der Wind die Luft bewegte,
Redet Worte solcher Weise,
Liess auf diese Art sich hören:
„Nimm, o Wind, ihn in dein Fahrzeug,
Trage ihn mit deinem Boote
Rasch davon, dass er gelange
Nach dem nimmerhellen Nordland.“

[1]) Victor Frank, Russisches Christenthum, 222 ff.
[2]) Comparetti, Der Kalewala. D. Ausg., 210 ff.
[3]) Comparetti, l. c., 225.
[4]) Comparetti, l. c., 250.
[5]) Comparetti, l. c., 206.
[6]) Comparetti, l. c., 241.
[7]) Comparetti, l. c., 252 ff.
[8]) Kalewala, D. v. A. Schiefner, Rune, X, 160—168.

Es scheint jedoch, wie so häufig, die primitivere Form in der Werthschätzung der Menge begünstigt gewesen zu sein. Denn die „zauberischen und mageren“ Lappen gelten im ganzen Mittelalter unbestritten als die ersten Meister der Zauberkunst, welche von fremden Potentaten um Rath angegangen werden [1]). Noch im Jahre 1584 liess der durch Erscheinen eines Kometen geängstigte Johann IV. der Grausame sechzig Zauberer aus Russland und Lappland nach Moskau kommen, um sich über die Bedeutung dieses Phänomens mit ihnen zu berathen [2]). Besonders berühmt sind ihre Wettermacher, welche nach Belieben Wind, Donner und Blitz hervorrufen. Nach schwedischem Volksglauben braucht der Lappe nur seinen Handschuh in die Höhe zu werfen, um Unwetter zu machen. Schneit es stark, so heisst es, es schneie Lappenhandschuhe [3]).

Die von Grimm auf Grönland bezogenen Nachrichten über die windverkaufenden Einwohner Vinlands waren im späteren Mittelalter jedenfalls auf die Finnen im Allgemeinen angewendet [4]). Uebrigens soll die Bezeichnung Fenni, Finnen, von Lateinern und Skandinaven zuerst für die Lappen gebraucht worden sein [5]). Nach Mittheilung von Frl. Mestorf spricht man noch heutzutage von Lappen, welche Riemen mit Windknoten besitzen. Löst man deren zu viele, so gibt es Sturm. Ein Anklang an diese Vorstellung findet sich noch heute bei den Esten, und zwar bei den von den Festlands-Esten als Zauberer besonders gefürchteten Insel-Esten auf Oesel [6]).

Die Esten haben ein ganzes Heer von bösen Geistern, ohne bestimmte Namen für die einzelnen. Wenn es donnert, verfolgt Thor die bösen Geister, welche verschiedene Gestalten annehmen, namentlich die eines kleinen schwarzen Thieres oder eines schwarzen Garnknauls. Wenn es donnert, suchen sie sich beim Menschen zu verbergen. Ein Weib hatte, um bequemer gehen zu können, die Schürze aufgehoben. Plötzlich fing es an zu donnern und zu blitzen. Sie liess die Schürze herunter und es fiel ein schwarzer Knaul heraus, der sofort vom Blitze getroffen wurde [7]).

[1]) Keane, The Lapps J. Anthr. Inst. Lond., XV, 231.
[2]) Frank, Russisches Christenthum, 227.
[3]) Handschr. Mitth. von Frl. Mestorf in Kiel.
[4]) Grimm, D. Myth., I, 532.
[5]) Comparetti, Kalewala, 39.
[6]) Wiedemann, Aus dem inneren und äusseren Leben der Esten, 388.
[7]) Holzmayer, Osiliana, Verh. Estn. Ges., III, 22 f. Vgl. wegen weiterer Einzelnheiten Wiedemann, l. c., 457.

Sie befestigen auch Sensen mit aufgerichteter Schneide über ihren Hausthüren, damit die vor dem Donnergott fliehenden Dämonen, wenn sie etwa in den Häusern Schutz suchen wollten, sich die Füsse zerschneiden [1]).

Die Winde werden von den Esten gewöhnlich als persönliche Wesen aufgefasst, und zwar sind die schädlichen Winde böse Geister. Der Tulispä (Wirbelwind) ist die auf Raub ausgehende Seele eines alten Weibes, welche während ihrer Expedition den Körper in todesähnlichem Zustande zurücklässt. Dreht man den Körper während dieses Zustandes um, so kann die Seele bei ihrer Zurückkunft nicht hinein, bis dessen frühere Lage hergestellt ist. Wenn der Wirbelwind die Kornschober auseinander streut, muss man ihm rasch den Hintern zeigen (Mon). Man wirft auch zwischen den Beinen hindurch ein scharfes Werkzeug oder sticht mit der Gabel nach ihm [2]).

Noch in neuester Zeit haben Seefahrer Schlangen mit sich genommen als Schutz gegen Unfälle und zur Herbeiführung günstigen Windes. Auch sonst wird nach der Seite, von welcher man den Wind wünscht, eine Schlangenhaut aufgehängt, oder man schlägt ein Beil in die Wand, oder man pfeift [3]).

Die Esten verehrten Quellgötter, welche Krankheiten heilen sollten und auch das Wetter beeinflussten. Nach einem Berichte aus dem XVI. Jahrhundert ward der Bach Wöhanda im Süden des Dorpater Kreises sorgsam rein gehalten und wegen der kommenden Witterung befragt. Man brachte ihm Opfer von schwarzen Rindern, ja im äussersten Falle von Kindern dar. Unfruchtbare Witterung wurde einmal der Errichtung einer Mühle an demselben zugeschrieben. Wird etwas in den Bach oder in den von ihm durchströmten See Ilmjärw (Wettersee) geworfen, so entsteht Unwetter [4]).

Die nachfolgenden Angaben über das Zauberwesen der Esten beleuchten hell den aus der früheren Entwicklung bei den finnischen Völkern zurückgebliebenen Rest. Es gibt bei den Esten: sõla-targad (Salzweise), sõna-targad (Wortweise), pobi-sejad (Murmler), tũle-targad (Windweise), mana-targad (welche mit dem Todtengott verkehren), kiwi-targad (Steinweise) [1]).

Ueber das Hervorbringen von Wind und Regen durch drei Steine vgl. Grimm [2]). Will man bei starker Kälte das Wetter milder machen, bringt man drei kleine, heisse Steine auf die Spitze einer Schneetribt und nennt dies pakase munna poletama (die Hoden der Kälte verbrennen [3]).

Die südlichen Esten glauben, dass in der Universitätsbibliothek zu Dorpat noch ein sechstes und siebentes Buch Moses aufbewahrt wird, das man den Leuten nicht in die Hände gebe. Darin sollen Zaubersprüche aller Art enthalten sein, zum Besprechen der Rose, der Winde und des Feuers u. s. w. [4]).

Bei grosser Dürre wurde Bier dreimal um das Opferfeuer des Donnergottes kõu (Gewitter) getragen und dann in die Flammen mit der Bitte gegossen, der Donnergott möge doch endlich regnen lassen [5]). Später scheint das Bier einfach getrunken und etwas davon in die Höhe geworfen worden zu sein [6]).

Die Gewittergeschosse (pikse-nõled) haben heilende Kräfte. Man darf sie jedoch erst sieben Jahre, nachdem der Blitz eingeschlagen, wegnehmen [7]).

Wenn es hagelt, so muss man Brotschaufeln, Ofenbesen und Ofenkrücke auf die Nordseite des Daches oder auf einen Zaun legen, oder einen eisernen Kochtopf umgekehrt auf den Rasen hinausstellen; dann zieht der Hagel weg ohne grossen Schaden anzurichten [8]).

Den Sturmwind verfolgen die Esten schreiend und werfen ihm Erdschollen, Steine oder was ihnen sonst in die Hand kommt, entgegen [9]).

Nach magyarischem Volksglauben machen die Hexen Hagel und Sturm durch Ausspritzen von Wasser, Werfen von Stein und Erde, Kräuterkochen. Dürre wurde durch Eingraben des Kopfes eines dreizehnjährigen Raizenkindes hervorgebracht. Die Hexen sammeln am Georgstage den Thau von den Feldern,

---

[1]) Abergläubische Gebräuche der Esten.

[2]) Holzmayer, Osiliana, Verh. Estn. Ges., III, 53 f. — Wiedemann, l. c., 443 f.

[3]) Wiedemann, l. c., 455, 492. Ueber Menschenopfer zu Ehren der Schlangen bei den Esten, 455.

[4]) Kreutzwald und Neus, Mythische und magische Lieder der Esten, 109, 113.

[1]) Wiedemann, l. c., 318.

[2]) Grimm, D. Myth., I, 533.

[3]) Wiedemann, l. c., 390.

[4]) Wiedemann, l. c., 397.

[5]) Wiedemann, l. c., 427, bezeichnet die Vorstellungen vom Donnergott als etwas verworren. Auch der Prophet Elias gilt bisweilen als Donnergott.

[6]) Wiedemann, l. c., 484.

[7]) Holzmayer, Osiliana, Verh. Estn. Ges., VII, 50.

[8]) Wiedemann, l. c., 486.

[9]) Petri, Estland und die Esten, II, 117.

um den Erntesegen zu vernichten und den Regen dann beliebig hervorbringen zu können [1]).

Im Honter Comitat blickt man bei anhaltender Dürre vor Sonnenaufgang gegen Osten, wirft Stahl und Feuerstein in's Wasser und spricht: „Sonnenkönig, ich habe Hitze; behalte Deine Hitze; wenn ich friere, kann ich mir Feuer machen.“ In Oberungarn wird ein nacktes Mädchen in den Brunnen hinabgelassen, wobei sie, Stahl und Feuerstein in's Wasser werfend, dieselben Worte spricht. Man lässt auch ein nacktes Weib auf den Acker für einige Augenblicke sich hinlegen und ihm die Worte zurufen: „Junger Sonnenherr, thue mir und dem, was um mich ist, keinen Schaden.“ Dies thun jedoch meist nur Zigeunerinnen, weil solche Weiber bald am hitzigen Fieber sterben [2]).

Läuft ein Wettermacher zu einer bestimmten Zeit nackt über ein fliessendes Wasser, so gibt es langen Regen. Wirft er Fingernägel u. s. w. eines Todten hinein, entsteht Hagel, Wolkenbruch; durch Verbrennen solcher Theile ruft er Dürre hervor. Wirft er zu gewissen Zeiten aus Weidenruthen geflochtene Knäuel empor, so entsteht schweres Wetter [3]).

## Semiten.

Die Chaldäer haben ein reiches Zauberwesen von den Accadern übernommen. Sie scheinen dasselbe trotz der späteren Ausbildung höherer Religionsanschauungen im Wesentlichen stets beibehalten und in vervollkommneter Gestalt an die benachbarten Völker abgegeben zu haben. Obwohl die religiöse Literatur der Assyrer und Babylonier damit durchtränkt ist, vermissen wir in den einschlägigen Werken von Lenormant und Sayce nähere Angaben über die Zauberei bei einzelnen Gelegenheiten. Zaubersprüche und Amulette waren wohl die mächtigsten Hilfsmittel auch beim Wetterzauber. Die Lenkung der Götter nach menschlichem Willen wird erzwungen durch Aussprechen deren geheimer Namen, welche zum Theile dem Zauberpriester bekannt sind [4]). Magische Incantationen wurden noch spät zu diesem Zwecke verfasst [5]) und wohl auch an den Mâtu-Meri (Rimon), den Gott der Winde, Wolken, Stürme, Gewitter und des Regens, gerichtet, „damit er die Felder der Gottlosen überschwemme und sein erquickendes Nass in das durstige Land trage“ [1]).

Thilo von Byblus berichtet, die Urbewohner Phöniciens hätten bei grosser Dürre ihre Hände gegen den Himmel zur Sonne erhoben; τοῦτον γαρ θεόν ἐνόμιζον μόνον οὐρανοῦ κύριον βεελσάμην καλοῦντες... Baalschamen ist wohl nicht, wie Thilo deutet, Sonnengott, sondern Gewittergott, wie aus einer von Baetgen [2]) citirten griechischen Bilingue hervorgeht, welche dessen Namen mit Διὶ μεγιστῳ κεραυνίῳ übersetzt. Ob dieser Gott mit dem höchsten Gott der Syrier Hadad-Rimon identisch ist, mögen spätere Forschungen entscheiden.

Bei längerer Dürre nehmen die Muhammedaner in Syrien zwei Stöcke kreuzweise, ziehen darüber die Kleider eines Kindes und lassen die Puppe Schoschballi von einem Derwisch durch den Ort tragen. Die Jugend folgt mit dem Rufe hinterdrein: „Schoschballi, wir gehen nicht weg, bis wir nicht nass geworden sind.“ Dreimaliges Umpflügen eines Heiligengrabes durch einen Molla unter Absingen heiliger Lieder hat dieselbe Wirkung [3]).

Die Jerusalemer Juden pilgern zum Grabe der Rachel am Wege nach Bethlehem um Regen [4]).

Die muhammedanischen Araber schrieben dem öffentlichen Gebete um Regen eine grosse Wirkung bei und es sind die verschiedenen Formeln erhalten, deren sich der Prophet bedient haben soll. Es wird besonders erwähnt, dass er hiebei sein Obergewand umzuwenden pflegte. Auch bei Sonnes- und Mondesfinsternissen wurde gebetet [5]).

In den Versen des Umajja b. Abi lçalt findet sich folgende Stelle: „Ein schlimmes Jahr, das die Erwartungen der Menschen täuscht, in welchem man ein Knistern (wie an dürrem Rohre) spürt in den Idâhbäumen; kein Sturm, der Regen brächte, erhebt sich und kein Südwind, und man gewahrt kein Wölkchen; und man treibt die ausgemagerten Rinder von der Ebene zu den Bergen, besorgt, dass sie zu Grunde gehen, indem man Brände bindet an die Behänge ihrer Schwänze, um die (himmlischen) Meere zu erregen; die Brände von Sal'abüschen und ähnlich die Brände von Uschrabüschen sind etwas Peinigendes und sie peinigen dann auch wirklich die Rinder“ [6]).

[1]) Wlislocki, Aus dem Volksleben der Magyaren, 117 f.
[2]) Wlislocki, Volksglaube der Magyaren, 43 f.
[3]) Wlislocki, Volksglaube der Magyaren, 62.
[4]) Sayce, Lect. Anc. Bab. Rel., 334 ff.
[5]) Sayce, l. c., 330.

[1]) Sayce, l. c., 209.
[2]) Baetgen, Beitr. z. semit. Religionsg., 82.
[3]) Abela, Zeitschr. d. deutsch. Palästina-Vereins, VII, 49, citirt in Sepp, Relig. d. alt. Deutschen, 78.
[4]) Sepp, Jerusalem, I, 433, al. 539.
[5]) A. v. Kremer, Culturgesch. d. Orients unter den Khalifen, II, 37 f. Vgl. J. Anthr. Soc. Bombay 1893, 27 f.
[6]) Wellhausen, Reste arabischen Heidenthums, 157.

Bergjuden im Kaukasus. Nahe verwandt mit dem Idor (dem Geiste des Pflanzenwuchses) ist Semirei, der Gott des Regens, des Donners und des Blitzes. Sobald der Regen beginnt, ziehen die Kinder ihre Oberkleider und Mützen verkehrt an und nehmen einen Sack über den Kopf; dann eilen sie auf die Strasse, fassen sich an der Hand, bilden einen Kreis und singen, sich bald nach rechts, bald nach links drehend, ein Lied zu Ehren Semireis, in welchem sie zu Gott bitten, dass er den Regen batmanweise (eimerweise) herunterschicke und die Pflanzenwelt reichlich tränke. Bei Dürre versammelt sich der ganze Aul auf dem Kirchhofe, fastet den ganzen Tag und betet zu Semirei, dass er den Regen sende, während die Kinder mehrere Male um den Kirchhof herumgehen und Semirei anrufen. Unterdessen haben einige Weiber Frösche gefangen und ihnen seidene Kleidchen angezogen. Das ist ein gottgefälliges Werk und der Frosch, der ohne Wasser nicht leben kann, vereinigt sein Flehen um Regen mit den Bitten der Menschen[1]).

[1]) Hahn, Aus dem Kaukasus, 195 f. Nach Aufzeichnungen von Anisimoff.

Bei den Juden findet man schon in älteren talmudischen Zeiten Regenbeschwörer. Omas, der Kreiszieher, pflegte zu diesem Zwecke an dem Orte, wo er gerade stand, einen Kreis zu ziehen und Gott anzurufen, indem er schwur, nicht eher vom Platze zu weichen, bis Gott habe regnen lassen. Im Tractat Thaanith 134 heisst es: Rabbi Chama bar Chanina ordnete ein Fasten an, aber es kam kein Regen. Da sprachen die Leute zu ihm: Siehe, wenn Rabbi Josua ben Levi ein Fasten verfügte, so stellte sich sofort Regen ein. Er entgegnete hierauf: Das bin ich und das ist der Sohn Levi's. Der letztere erreichte seinen Zweck, indem er dem Himmel Vorwürfe über seine Hartnäckigkeit machte. Bei einem solchen Falle kam zwar, wie erwartet, Regen, allein Rabbi Levi wurde lahm[1]). Solche Mittel wurden nur dann angewendet, wenn schon alles Fasten und alle feierlichen Umzüge nichts gefruchtet hatten; allerdings sollen viele Rabbiner mit diesen Wundern nicht ganz zufrieden gewesen sein[2]).

[1]) Segel, Jüdische Wunderthäter (Globus, LXII, 312).
[2]) Wünsche, Babyl. Talmud, I. Halbb., 468.

# Die Lösslager in Předmost bei Prerau.

Von **Dr. M. Kříž** in Steinitz (Mähren).

*(Mit 4 Text-Illustrationen.)*

## 1. Situationsbeschreibung.

Der Bečvafluss begrenzt mit seinem linken Ufer die Stadt Prerau; vom rechten Ufer beginnend, dehnt sich auf mehr als einen Kilometer eine Ebene gegen das an einer mässigen Lehne gelegene Předmost[1]) aus.

Nach Mittheilung des löblichen Stadtrathes Prerau ddo. 15. September 1886 beträgt die Seehöhe des Nullpunktes an dem Bečvapegel (derselbe ist an dem ersten Brückenpfeiler des rechten Ufers angebracht) . . . . . 208·320 m

Bei grossen Ueberschwemmungen steigt das Wasser in der Bečva über diesen Nullpunkt hoch . . . . . 5·200 m

daher zur Seehöhe . . . . . 213·520 m

Nach meinem am 3. August 1893 vorgenommenen Nivellement liegt die Dlažkagasse in Prerau nahe der Bečva bei der Seehöhe . . . . . 213·828 m

also nur um . . . . . 0·308 m[2]) höher als der Wasserspiegel der angeschwellten Bečva.

Nicht weit von dem Eisenbahndamme bei Předmost fliesst der Mühlgraben, genannt Trhanec; die Seehöhe der hier gelegenen Grundstücke beträgt 213·991 m, also nur 0·163 m mehr als der Ufersaum der zwischen der Bečva und Předmost sich ausbreitenden Ebene.

Wenn die Bečva anschwillt, tritt auch der Trhanec aus den Ufern und ergiesst sein schlammiges Wasser über die Ebene, verbindet sich mit den Bečvawässern und es bildet sich ein breiter, zwischen Předmost und Prerau gelegener See, in dem sich Flussgeschiebe und Sand absetzen.

Von dem Eisenbahndamme beginnend, steigt der Boden gegen Předmost hin ziemlich rapid an; bei dem Wirthshause Nr. 2 (der Frau Herrmann), gegenüber der Kirche, beträgt die Seehöhe 217·515 m, also schon um 4 m mehr als die erwähnte Bečva-Trhanec-Ebene besitzt. Zu dieser Höhe steigen niemals die Gewässer der Ueberschwemmungen.

Von dem genannten Wirthshause führt die Strasse durch die Ortschaft nordöstlich gegen Leipnik hin; eine andere biegt gegen Westen nach Roketnic und Brodek ein und führt uns zu den Ziegeleien des Mandl und Žák.

Dieser Knotenpunkt in Předmost hat eine Seehöhe von 220·340 m (Fig. 1).

Diese nach Westen und nach Nordosten führenden Strassen schliessen einen rechten Winkel ein, und in demselben liegt der berühmte Chlumberg oder Hradiskoberg (Chlum = Anhöhe, Hrasdisko = Burgstätte), dessen südliche und östliche Grenze die Strassen bilden; im Westen begrenzt diesen Hügel der neben der Žák'schen Ziegelei zur Vápenka (Kalksteinbruch) führende Weg und im Norden ein Hohlweg, zu dem sich der nördliche Abhang des Chlumberges herabsenkt und von dem die gegen die Sandsteinbrüche von Čekyň sich hinziehende Lehne ansteigt (Popovicer Anhöhe).

Hiedurch erscheint der Chlumberg, dessen Mittelpunkt der am Hradisko befindliche Kalksteinbruch mit der Seehöhe 247·880 m bildet, auf allen Seiten isolirt, was, wie wir sehen werden, für die Frage nach der Lössbildung von eminenter Wichtigkeit

---

[1]) D. h. eine vor der Brücke gelegene Ortschaft (Vorbrücken); es war hier ehemals eine berühmte Mauthstation.

[2]) Ich habe mein Nivellement vom Bečvaflusse nach Předmost auf den Hradiskoberg, dann über diesen und über die nördlich herabgehende Lehne zu dem Hohlwege und in die Ziegeleien des Mandl, Žák und das Lösslager des Chromeček ausgeführt. Es sind hier zwei bekannte Seehöhen, auf die ich meine Seehöhenpunkte reduciren konnte, nämlich: der Hradiskoberg westlich von Předmost mit 246 m und der Nullpunkt des Pegels der Bečva mit . . . . . 208·320 m

Ich reducirte meine Seehöhen auf den letzten Punkt; die Gesammtsteigung von da zum Hradiskoberge beträgt . . . . . 39·560 m

so dass die Seehöhe desselben auf . . . . . 247·880 m

sich beziffert; da aber nach der Specialkarte diese nur . . . . . 246·000 m

beträgt, resultirt eine Differenz von . . . . . 1·880 m

Diese Differenz, um welche meine Seehöhe am Hradiskoberge höher ist, als jene des k. k. militär-geographischen Institutes, lässt sich dadurch erklären, dass ich meinen Standpunkt an den rings um den Steinbruch gehenden erhöhten, jedoch natürlichen Saum angenommen habe, während die militärische Seehöhe im Steinbruche selbst gelegen sein mag; die militärischen Seehöhen differiren übrigens erfahrungsgemäss um 1—2 m von den wahren Seehöhen.

ist. Der Chlum gleicht einem mit der längeren Seite nach Norden gestreckten Vierecke, die südliche und nördliche Seite zählt beiläufig je 600 m, die westliche und östliche je 800 m; die südliche Seite bildet die von Předmost nach Roketnic führende Strasse mit der Seehöhe 220·340 m (in Předmost), 225·582 m (Ziegelei des Mandl), die nördliche der erwähnte Hohlweg mit 238·420 m; im Westen führt der Weg zum Kalksteinbruche mit der Seehöhe 229·063 m (Ziegelei Žák) und im Osten zieht sich

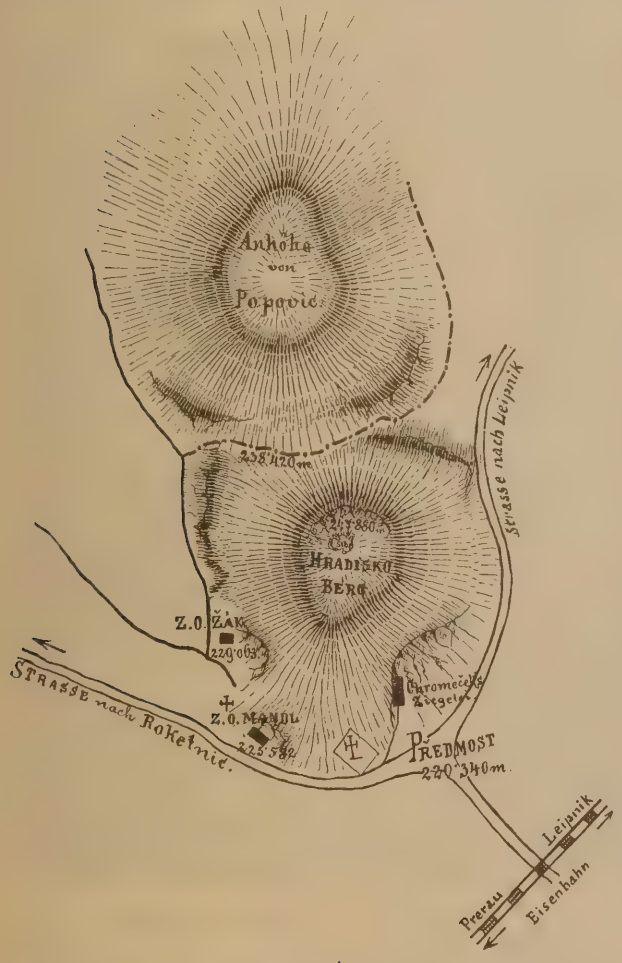



Fig. 1. Der Lösshügel, genannt Hradiskoberg in Předmost. 1 mm = 20 m.

die Strasse durch Předmost bei der Seehöhe 223·225 m. Hier (auf der Ostseite) senkt sich dieselbe noch tiefer gegen die Bečva-Ebene zur Seehöhe von 214 m.

Der Kalksteinbruch am Chlum oder am Hradiskoberge hat die Seehöhe . . . . . 247·880 m
die südliche Seite (Strasse in Předmost 220·340 m, Ziegelei Mandl 225·582 m) liegt bei der durchschnittlichen Seehöhe . . . . . 222·961 m
es senkt sich also hier die Lehne um 24·919 m

Der Kalksteinbruch hat die Seehöhe . 247·880 m
die an der Westseite gelegene Ziegelei Žák besitzt die Seehöhe . . . . . 229·063 m
diese liegt also tiefer um . . . . . 18·817 m
Der Kalksteinbruch hat die Seehöhe . 247·880 m
der Hohlweg im Norden dagegen . . 238·420 m
also weniger um . . . . . 9·460 m
Der Kalksteinbruch hat die Seehöhe . 247·880 m
die Lehne senkt sich zur Bečva-Ebene zur Seehöhe . . . . . 213·991 m
also tief . . . . . 33·889 m

Was die südliche Seite anbelangt, so dehnte sich hier ehemals der Chlumberg ebenfalls bis zur Bečva-Ebene aus und betrug die Senkung ebenfalls über 33 m.

## 2. Die Lösslager.

Die ganze früher erwähnte, den Chlum ausmachende Fläche besteht aus Ziegelerde und devonischem Kalksteine, beide in geologischer und paläontologischer Hinsicht merkwürdig und auf mehreren Stellen aufgeschlossen; wir werden die einzelnen offenen Lösslager näher untersuchen und hiebei des Kalksteines mit erwähnen.

*a*) An der Spitze des Chlumberges am Hradisko. Hier ist ein offener Kalksteinbruch von runder Gestalt mit einem Durchmesser von 30 m; der dunkelblaue Kalkstein senkt sich mit 35° Neigung von Südost gegen Nordwest, also gerade in entgegengesetzter Richtung wie unsere Devonkalke im Höhlengebiete.

An dem westlichen Saume dieses Kalksteinbruches ruht unmittelbar am Kalkfelsen eine Lösspartie mit nachstehenden Profilen auf.

I. Profil in der Mitte:

α) Schwarze Humuserde mit eckigen Kalksteinfragmenten . . . . . 0·20 m
β) lockere, dunkelgelbe Lehmerde . . . 0·50 m
γ) reiner, gelber Löss . . . . . 1·30 m
δ) sandiger, gelber Lehm mit kleinem, eckigem Kalkschotter (pluviatile Schichte) . . 0·10 m
ε) reiner Löss . . . . . 0·40 m
ζ) gelber Lehm mit eckigem Kalkschotter (pluviatile Schichte) . . . . . 0·15 m
η) Kalkfelsen, der sich zum Kalksteinbruche herabsenkt . . . . . 4·00 m
Zusammen . . 6·65 m

II. Profil auf der Südseite:

| | |
|---|---|
| α) Schwarze Humuserde mit eckigem Kalksteinschotter (pluviatile Schichte) . . | 0·20 m |
| β) lockere, dunkelgelbe Lehmerde . . . | 0·50 m |
| γ) reiner Löss . . . . . | 0·60 m |
| δ) Kalkblöcke mit Löss . . . . . | 0·60 m |
| ε) Lehm, Sand, Tegel und eckige Kalksteinfragmente (pluviatile Schichte) . | 0·80 m |
| ζ) Kalkfelsen . . . . . | 4·00 m |
| Zusammen . . | 6·70 m |

Woher, fragen wir, kam die Lehmerde, der Löss, woher der Kalkschotter und die Kalksteinblöcke, wenn der Kalkfelsen 2—3 m tiefer liegt und wenn, wie wir schon früher sagten, der Chlumberg ganz isolirt dasteht, so dass von keiner Seite die Gewässer hieher ein Gefälle haben und in diluvialer Zeit kein Gefälle hatten?

Wäre der Kalksteinbruch aufgelassen und die Sohle mit Lehm, Sand und Schutt bedeckt, dann stünden wir vor einem Räthsel, zu dem der Schlüssel in der Tiefe verborgen liegt.

Jetzt vermögen wir noch mit voller Bestimmtheit die Bildung der erwähnten Profile zu begründen und die Schichtenfolge zu beleuchten.

Einst erhob sich hier eine Kalksteinklippe; hinter diese legten sich nach und nach die vom Spülwasser herabgetragenen Straten mit Kalksteinschotter und wälzten sich zeitweise von der Klippe abgelöste Kalkblöcke herab; so entstanden die im Profile I und II erwähnten pluviatilen Schichten; die reinen Lössschichten konnten nicht vom Wasser herabgeführt worden sein, weil sie keine Steinfragmente tragen, weil sie nicht geschichtet erscheinen und weil das hiezu nothwendige Material nicht auf der Klippe aufgehäuft sein konnte.

Dieser Löss konnte auch nicht durch die Gewässer aus der Umgebung hieher geschwemmt worden sein, weil diese hieher kein Gefälle haben und kein Gefälle hatten.

Nur die Winde vermochten den aus tertiären Sanden, die ehemals die Umgebung bedeckten und theilweise noch bedecken, sich bildenden Löss in den Windschatten hinter die Felsklippe abzusetzen; je nach der Windrichtung änderte sich der Windschatten und die Absetzung des Lösses konnte also auf allen Seiten allmälig erfolgen. Der Löss ist also ein locales Product der Winde. Die dunkelgelbe Lehmerde ist ein von Wurzelfasern durchsetzter Löss.

Selten wird man eine so instructive Stelle finden wie diese, wo uns die Localverhältnisse unbedingt zwingen, diese äolische Bildungsart anzuerkennen. Es kommen hier und sonst in den Lösslagern des Chlumberges kleine Brocken oder platte Stückchen Grauwacke vor; diese rühren von der Grauwackendecke her, die ehemals den Kalkstein bedeckte, und wurden entweder vom Spülwasser herabgeführt oder vom Winde herabgetragen oder fielen mit Kalkblöcken von der Klippe herab.

*b*) Ziegelei des Mandl. Diese liegt an der von Předmost nach Roketnic führenden Strasse und dehnte sich ehemals rechts und links von dieser Strasse aus; jetzt ist das linke Lössdepot bis auf eine kleine Partie erschöpft und die eigentlichen Ziegelarbeiten werden in den rechts liegenden, gegen Hradisko zu gerichteten Ziegelschlage vorgenommen.

Derselbe ist 176 Schritte lang und in der Mitte 73 Schritte breit, d. h. von der Strasse, dem Beginne des Ziegelschlages aus, wurde bereits ein Segment des Chlumberges in dieser Ausdehnung im Laufe der Jahre verarbeitet.

I. Profil auf der Westseite:

| | |
|---|---|
| α) Schwarze Humuserde, mit Pflanzenwurzeln durchsetzt . . . . . | 1·00 m |
| β) reine, gelbe Lösserde . . . . . | 2·00 m |
| Zusammen . . | 3·00 m |

An der Grenze zwischen Löss und Humuserde lag ein Nest von Kalksteinfragmenten.

II. Profil in der Mitte:

| | |
|---|---|
| α) Braune Ackererde . . . . . | 0·20 m |
| β) reiner Löss . . . . . | 3·50 m |
| Zusammen . . | 3·70 m |

III. Profil auf der Ostseite:

| | |
|---|---|
| α) Gestörte, gemischte, schwarz und gelb gefärbte Erde . . . . . | 0·40 m |
| β) reiner, schwarzer Humus . . . . . | 0·40 m |
| γ) reiner Löss . . . . . | 3·00 m |
| Zusammen . . | 3·80 m |

IV. Bildungsart. Die reine, gelbe Ziegelerde ist ein Product der Winde und der Spülwässer, zumeist aber der ersteren.

Die tertiären Sande, die ehemals in der Umgebung lagerten, wurden von Winden auf den Hradiskoberg, und zwar zumeist hinter die Kalksteinklippen abgesetzt.

Nach und nach bildete sich eine, von diesen Klippen gegen die Bečva-Ebene zu sich hinziehende

Lehne, auf der die Spülwässer von Nordost gegen Südwest das Gefälle hatten; diese nun brachten jenes Nest faustgrosser Kalksteinfragmente von jenen Klippen herunter.

V. Einschlüsse. Schnecken kommen sehr selten vor; viel häufiger treten Reste grosser Säugethiere auf, und dies zumeist von Elephas primigenius. Diese Reste liegen nicht in den oberen Lössschichten, wie in der später zu beschreibenden Ziegelei des Chromeček, sondern bedeutend tiefer.

Ist diese paläozoische Schichte in der Mandl'schen Ziegelei älter als jene beim Chromeček, die der glacialen Zeit zuzurechnen ist? Ist also, frage ich hier, jene Schichte präglacial? — Ich glaube, ja.

VI. Liegendes. Der Lössboden in der Ziegelei hat die Seehöhe . . . . . 225·582 m
der hier abgeteufte Brunnen ist tief . 7·000 m
und geht also zur Seehöhe . . . . 218·582 m
und zwar nach Angabe des Ziegeleimeisters Josef Hajný auf Devonkalk und durch reinen Löss.

Fig. 2. Das Lösslager im Garten des Chromeček in Předmost.

Die Seehöhe der oberen Lösswand in der Ziegelei Chromeček beträgt . . . . . 235·990 m
Die Culturschichte mit den Säugethierresten tritt hier auf in der Tiefe von 2·200 m
daher bei der Seehöhe . . . . . 233·790 m

Die Seehöhe des Lössbodens in der Mandl'schen Ziegelei, in welchem ich Reste von Elephas primigenius, Rhinoceros tich., Bos primigenius, Equus caballus und Ursus spel. ausgehoben habe, beträgt . . . . . 225·582 m
und liegen also diese Reste hier tiefer um 8·208 m

c) Die Ziegelei des Žák. An dem von der Roketnicer Strasse zur Vápenka abzweigenden Wege. I. Profil auf der Westseite, wo jetzt die Lösswand am schönsten blossgelegt erscheint:

α) dunkelgelbe Ackererde . . . . . 0·40 m
β) reiner Löss . . . . . 7·00 m
Zusammen . . 7·40 m

Bildungsart und Einschlüsse wie in der Mandl'schen Ziegelei.

Nur eines auffallenden Umstandes muss hier Erwähnung geschehen; es tauchen, wenn auch sehr selten, grössere, nicht abgerundete Kalksteinfragmente

mitten im reinen Löss auf (ich sah ein Stück von Kopfgrösse), ohne dass aquatile Schichten wahrzunehmen wären. Diese können auf doppelte Art herabgelangt sein:

1. entweder rollten sie von der hochragenden Klippe am Hradiskoberge herunter und blieben hier an der mit einem schwachen Gefälle versehenen Lehne liegen oder aber

2. wurden sie von grösseren Spülwässern herabgeführt und hier abgesetzt.

Der Mangel einer aquatilen Schicht findet seine Erklärung darin, dass die Gewässer über die mit Rasen bedeckte Lehne schnell herabliefen, ohne den mitgetragenen Schlamm absetzen zu können.

*d*) Das Lösslager im Garten des Chromeček (Fig. 2). An dieses knüpft sich schon eine Reihe von Abhandlungen; über dessen Bildung, über die darin vorkommenden, Thierreste und Artefacte enthaltenden Schichten wurden sehr verschiedene und, wie wir bald sehen werden, auch sonderbare Ansichten geäussert; es wird daher eine nähere Untersuchung dieses Lösslagers gerechtfertigt erscheinen.

An dem Knotenpunkte, von welchem in Předmost die nach Westen (nach Roketnic) führende Strasse abzweigt, fanden wir die Seehöhe . . 220·340 m
Von da an steigt der Boden zu der nahen Behausung des Ansassen Chromeček an der linken Seite der Předmoster Strasse 3·538 m
und liegt also die Front dieses Hauses in der Seehöhe . . . . . 223·878 m

Durch den Wirthschaftshof gelangen wir in einen ausgedehnten, theils mit Obstbäumen besetzten, theils als Ackerfeld benützten Garten, in welchem uns die aufgeschichteten Kalksteine, die senkrechten Lösswände, die aus diesen herausragenden Thierreste und ehemals noch dazu eine von Weitem wahrnehmbare schwarze Culturschichte zur Besichtigung und Untersuchung einladen.

Die Länge der Lösswände von der Süd- zur Norddecke beträgt 160 Schritte; das ganze Lösslager bildet drei nebeneinander liegende Halbkreise, von denen der nördliche den kleinsten Durchmesser besitzt.

I. Profil im südlichen Halbkreise. Einige Sträucher zieren den mit Rasen bewachsenen Saum der senkrechten Lehmwand, die uns nachstehende Schichten darbietet.

| | Seehöhe des oberen Randes 234·791 m | |
|---|---|---|
| | Mächtigkeit m | Seehöhe m |
| α) Braune Ackererde . . . | 0·30 | 234·491 |
| β) gelbe Lösserde mit eckigen Kalksteinfragmenten (erster Streifen) . . . . . | 0·40 | 234·091 |
| γ) reiner Löss . . . . . | 1·00 | 233·091 |
| δ) gelbe Lehmerde mit Kalksteinfragmenten (zweiter Streifen) . . . . . | 0·20 | 232·891 |
| ε) reiner Löss . . . . . | 0·80 | 232·091 |
| ζ) gelbe Lehmerde mit grösseren Kalksteinfragmenten (dritter Streifen) . . . . . | 0·90 | 231·191 |
| η) reiner Löss . . . . . | 1·20 | 229·991 |
| ϑ) von der Lösswand herabgetragene, die senkrechte Partie bedeckende Lehne . | 7·42 | 222·571 |
| Summa . . | 12·22 | |

Von der jetzt (am 3. August 1893) verschütteten Lösswandpartie per 7·42 m konnte ich im Jahre 1886 einen Theil von 6 m noch untersuchen und als Löss bezeichnen (Fig. 3).

II. Profil in der Mitte, nach dem Stande vom Jahre 1886, da jetzt die Culturschichte abgegraben erscheint.

| | Seehöhe des oberen Randes 235·990 m | |
|---|---|---|
| | Mächtigkeit m | Seehöhe m |
| α) Braun gefärbte Ackererde . | 0·50 | 235·490 |
| β) reine Lösserde . . . . | 1·40 | 234·090 |
| γ) schwarz gefärbter, Holz- und Knochenkohle enthaltender Streifen (Culturschichte) . | 0·30 | 233·790 |
| δ) reiner Löss . . . . . | 3·00 | 230·790 |
| ε) gelbe Lehmerde mit Kalksteinfragmenten . . . . | 0·20 | 230·590 |
| ζ) reiner Löss . . . . . | 3·00 | 227·590 |
| η) in dem von mir im Jahre 1886 bei der Lehmwand ausgehobenen Schachte reiner Löss . . . . . | 2·50 | 225·090 |
| Zusammen . . | 10·90 (Fig. 4). | |

III. Profil in der nördlichen Seite:

| | Mächtigkeit m | Seehöhe m |
|---|---|---|
| α) Schwarze Humuserde, von Wurzelfasern durchsetzt . | 1·00 | 233·080 |
| β) reiner Löss . . . . . | 3·00 | 229·080 |

IV. Bildungsart. Ehe wir auf die Frage über die Bildung des Lössdepots eingehen, wollen wir die in der Lehmwand befindlichen Kalksteinstraten näher untersuchen.

Wir sehen im Garten mehrere Kubikmeter aufgeschlichteten, dunkelblauen Devonkalkes und zugleich die entblösste, felsige Sohle des Kalksteinbruches.

In der Lösswand (Profil I) finden wir jedoch drei übereinander liegende Kalksteinstraten, von denen die unterste 8·60 m über dem Devonkalke (von anderen Punkten 7—8 m), die oberste dagegen 11·92 m über demselben erhoben ist.

Wir wundern uns, woher denn diese Straten gekommen sind, da Kalksteine nur von dem Hradiskoberge hieher das Gefälle haben; von dieser Seite konnten sie aber nicht kommen, da die Straten in der Lösswand von Nordost nach Südwest einfallen, also ein entgegengesetztes Gefälle voraussetzen.

Von der Bečva konnten sie auch nicht gekommen sein; denn die oberste Strate liegt bei der Seehöhe . . . . . 234·091 m
die Bečva dagegen bei . . . . . 208·320 m
sonach also tiefer um . . . . . 25·771 m

Eine solche Höhe konnte die Bečva nie erreicht haben; überdies hätten wir ja hier das Bečvagerölle mit horizontalen oder welligen Schichten.

Erinnern wir uns aber an eine ähnliche Erscheinung am Hradiskoberge; so wie dort ehemals der Devonkalk eine hoch über das Lösslager emporragende Klippe bildete, so war es auch hier der Fall.

Vor einigen Decennien stand im Garten des Chromeček eine mächtige Felsenwand, an welche sich der Löss anlehnte, und ragte, nach Aussage der dortigen Leute, in gleicher Höhe mit der Thurmspitze, d. h. beiläufig zur Seehöhe 243 m, also nur um 4 m tiefer als der Hradiskoberg.

Diesen Devonkalk bedeckte Sand und Grauwackenschiefer, wie wir dies in dem Vápenka-Steinbruche sehen.

Zur Zeit der Bildung des Lösslagers aus den umliegenden tertiären Sanden fielen von der Felsklippe verwitterte Kalksteinfragmente auf die Lösslehne herunter und lagerten sich auf dieser mit dem Gefälle von Nordost nach Südwest. Spülwässer wuschen von dort die kleinen Grauwackenbrocken und die platten Schiefer von der Klippe heraus und trugen sie in die Straten hinein.

So entstanden die Straten, von denen oben gesprochen wurde; ihre Bildungsweise wäre rein unerklärlich, wenn nicht Zeitgenossen von dem bestandenen Kalkfelsen berichten würden.

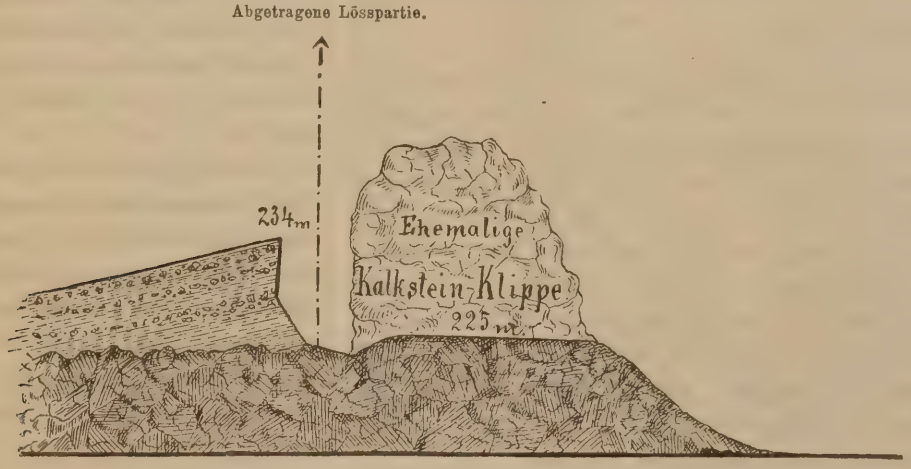



Fig. 3. Profil Nr. I mit der ehemals bestandenen Kalksteinklippe von Nordost nach Südwest. 1 mm = 1 m.

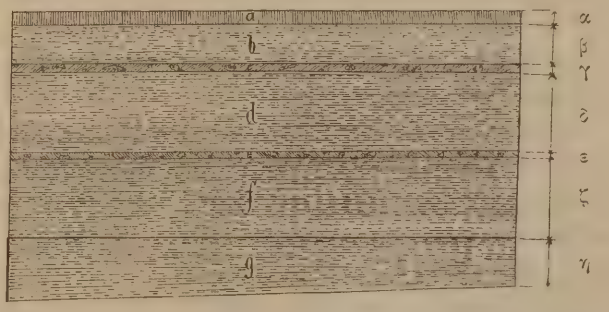



Fig. 4. II. Profil des Lösslagers im Garten des Chromeček in Předmost von Norden nach Süden. 3 mm = 1 m.

V. Thierreste. Reste von Elephas primigenius, alter, erwachsener und jüngerer Individuen (massenhaft), Rhinoceros tich., Bos primigenius, Cervus alces, Cervus tarandus, Equus caballus, Ursus spel., Felis spel., Hyaena spel., Lupus spel., Gulo boreal., Canis lagopus, Ovibos moschatus, Lepus variabilis, Myodes torquatus und Lagopus alpinus; von Hausthierresten ist keine Spur da. Diese Thiere weisen auf den glacialen Abschnitt der Diluvialperiode hin; dagegen waren die von mir in dem Schachte im Profile II ausgehobenen Lamellen von Elephas primigenius, Reste von Ursus spel. und Equus caballus präglacialen Alters.

VI. Reste menschlicher Anwesenheit. Die Culturschichte war früher in Folge des durch Holz- und Knochenkohle geschwärzten Lehmes sehr markant; jetzt ist diese durch erfolgte Grabungen abgetragen und nur hie und da noch wahrnehmbar. Es bestand hier ein Lagerplatz des paläolithischen Menschen. Von ihm rühren die Brand-, Aschen- und Kohlenschichten her; er hinterliess hier Werkzeuge aus Horn und Feuerstein, aus Knochen und Renthiergeweihen, aus Elfenbein, und von ihm stammen die Furchen und Striche auf zurückgebliebenen Mammuthsrippen u. s. w.

### 3. Widerlegung unrichtiger Ansichten.

*a*) J. Steenstrup.

Im Sommer 1888 besuchte der dänische Forscher J. Steenstrup Předmost und besichtigte die Lössablagerung im Garten des Chromeček. Hierauf verglich er die aus dieser Localität stammenden Funde bei K. Maška, damals Professor in Neutitschein, dann jene in den Sammlungen des vaterländischen Olmützer Musealvereines.

Die von Steenstrup in dänischer Sprache verfasste Abhandlung über seine nach Mähren unternommene Reise, über die Funde von Předmost, wurde in einer Uebersetzung von Dr. R. Much in den „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien", Bd. XX, 1890, S. 1—31, unter dem Titel: „Die Mammuthjäger-Station bei Předmost im österreichischen Kronlande Mähren, nach einem Besuche daselbst im Juni—Juli 1888" publicirt.

Steenstrup's Ideengang und der Kern seiner Ansichten ist folgender:

*a*) In Dänemark kommen Mammuthreste nur in den präglacialen Kies- und Geröllschichten vor; in diesen aber liegen die Vertiefungen mit arktischer Flora, die am Schlusse der Eiszeit sich ausbreitete; es besteht also ein ungeheurer Zeitabstand zwischen Mammuthzeit und jener der arktischen Flora mit ihren Renthieren, die sich an das Ende der Eiszeit anschliesst (S. 1—3).

*b*) Denselben gewaltigen Zeitunterschied finden wir auch in Mähren, und dies bezeugen vornehmlich die Funde bei Předmost im Garten des Josef Chromeček.

Dr. Wankel's und K. Maška's Auffassung, dass die Urbewohner Mährens die Mammuthe hier gejagt und bei Předmost verspeist haben, finde seine natürliche Erklärung in einer eigenen Mystification, der die Předmoster Culturschichte ihre Untersucher ausgesetzt hat (S. 9).

Es liegt hier nicht eine einfache, aus derselben Zeit stammende Culturschichte vor, sondern eine zweitheilige Schichte, die weniger dem Raume als der Zeit nach zu scheiden ist. Die obere, mit zahllosen Flint- und Steinwerkzeugen des Jägervolkes und dem Abfall bei ihrer Herstellung, sowie den zahlreichen Thierresten, die den damaligen Menschen als Nahrung dienten, mit denen sie also völlig gleichzeitig lebten (Renthier, Pferd, Moschusochs), und die untere, den grösseren Theil der Culturschichte einnehmende Partie, hauptsächlich aus zahllosen Mammuthresten bestehend, neben denen sich doch auch vereinzelte Reste ihrer Zeitgenossen finden; die obere Schichtabtheilung ist die jüngere, die untere die ältere (S. 19).

*c*) Der Mensch fand hier das Mammuth nur in halb oder ganz fossilem Zustande und lebte also nicht mit ihm gleichzeitig (ähnlich wie die nordsibirischen Völker im Eisboden eingebettete Mammuthe finden [S. 20]); der Mensch jagte es hier nicht und schleppte seine Beute nicht hieher.

Die Mammuthe fanden hier ihren natürlichen Tod in Folge Wassermangels, Frost, Wetterstürmen, starken Schreckens (S. 12); ihre Reste lagen auf dem Lösslager, wurden von Hyänen und anderen Raubthieren benagt, dann von einer Lösslage bedeckt und abermals abgedeckt und entblösst; die Einflüsse der Witterung hatten zur Folge, dass die Knochen geborsten und gesprengt sind, dass die Epiphysen sich ablösten, dass alle blossliegenden Knochen durch Luft und windbewegten Staubsand eigenthümlich an der Oberfläche geglättet sind (S. 20).

*d*) Wölfe kamen an das Aasfeld zum Frasse; vielleicht sind sie Jahrhunderte hindurch auf ihren

nach grossen Zwischenräumen wiederholten, ausgedehnten Streifzügen hier zu Gaste gewesen; im Kampfe um die Beute fielen ihrer viele; ähnlich thaten es die Polarfüchse (S. 21).

*e*) Der Mensch der Renthierzeit hat dieses zu Zeiten ganz oder theilweise blossgelegte Mammuth-Aasfeld aufgesucht, um aus dem Sande oder Löss das Elfenbein zu bergen, zum Gebrauche und zum Tausche, um aus den Knochen oder Knochensplittern der Mammuthe Geräthe und Waffen zu verfertigen, sich Haut und Pelzwerk von Wölfen und Füchsen zu verschaffen (S. 21).

*f*) In der Erwägung der beständigen Täuschungen, die das Studium des Inhaltes der Höhlen uns gebracht hat, fanden es die Forscher für angemessen, hier die Zeugnisse für die Gleichzeitigkeit der Menschen mit dem Mammuth zu suchen; — allein wir haben es hier mit zwei verschiedenen Zeitpunkten zu thun, zwischen denen vielleicht sogar Jahrtausende liegen; die Culturschichte hier ist offenbar missverstanden und missdeutet worden.

*g*) Der Urmensch hinterliess uns hier Strichverzierungen auf Knochen, die in Jedem und Allem unverkennbar dieselben sind, welche die Thonwaaren unseres Steinalters aus Kjökkenmöddingern und Grabkammern schmücken; beide müssen ohne Zweifel von einem gemeinsamen Gedanken ihren Ausgang nehmen (S. 19), obwohl unsere älteste Bevölkerung nur bis zur Zeit der Föhrenwälder hinabgeht und jene der arktischen Flora mit ihren Renthieren nicht erreicht.

Ich will hier ganz kurz die gegen die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuth vorgebrachten Einwendungen widerlegen.

Ad *a*): Die Vorkommnisse in Dänemark darf man nicht auf Mähren ausdehnen; richtig ist es, dass das Mammuth mit den übrigen grossen Gras- und Fleischfressern bei uns schon vor der Eiszeit und vor den Menschen lebte (siehe meine Abhandlung im „Jahrbuche der k. k. geologischen Reichsanstalt", Band XXXXII, S. 610—612 und Mittheilungen der Section für Höhlenkunde des österreichischen Touristenclubs, 1886, S. 9).

Ad *b*): Die im Garten des Chromeček ehemals bestandene Culturschichte war nicht zweitheilig; die untere Schicht (Mammuthschicht) war von den oberen nicht zu trennen, sondern Artefacte und Mammuthreste bildeten eine einzige, aus derselben Zeitphase (glaciale Zeit des Diluviums) stammende Strate; es waren Artefacte oben auf Mammuthresten, sie lagen aber auch zwischen ihnen und unter denselben; ebenso verhielt es sich mit der Holzkohle und den angebrannten Knochen. Die Behauptung Steenstrup's widerspricht den thatsächlichen Verhältnissen. Die Culturschichte war nicht überall 1—1½ Fuss mächtig; es gab Stellen und gibt es auch jetzt noch, wo selbe nur 10 cm betrug, und dennoch lagen hier Artefacte und Mammuthreste beisammen. Renthier, Moschusochs und Pferd kamen und kommen in derselben Strate vor; Renthier, Urochs, Pferd und Mammuth fand ich am 4. August 1893 in der Mandl'schen Ziegelei bei 4 m Tiefe in ungestörtem Löss vor. Hiemit entfällt die Basis für die weiteren Schlüsse Steenstrup's.

Ad *c*): Steenstrup legt ein grosses Gewicht darauf, dass der damalige Mensch die grossen Mammuthleichen nicht hieher hat schleppen können, dass dieselben also da, wo sie liegen, auch umgekommen sein mussten. Das ist aber kein Beweis gegen die Gleichzeitigkeit. Nehmen wir an, die Mammuthherde sei hier umgekommen, da konnte doch der Urmährer sich hieher von anderen Stationen, z. B. den Höhlen eingefunden haben; er fand hier Fleisch, Elfenbein und Knochen vor. Nach ihm oder vor ihm kamen Raubthiere, frassen auch und benagten die Knochen.

Die Hypothese, dass die Mammuthe von einer Lösslage bedeckt, dann wieder aufgedeckt und entblösst wurden, dass die Knochen durch Lössstaub geglättet erscheinen, widerspricht der Bildungsart der Lösslager.

Angenommen also, eine Herde von Mammuthen verschiedenen Alters habe am Lösslager hinter der Kalkwand Schutz gegen strenge Kälte und Wettersturm gesucht und sei hier verendet. Der Zwischenraum zwischen dieser Katastrophe und der Ankunft des Renthiermenschen soll Jahrtausende zählen; dennoch aber finden wir die menschliche Hinterlassenschaft mit der Mammuthschichte vermischt. Hat sich also im Laufe dieser Jahrtausende keine Lössschichte gebildet? Was wäre aber aus den Knochen, den blätterigen Elfenbeinzähnen, was aus den in Lamellen so leicht zerfallenden Backenzähnen geworden?

Wenn wir die verendeten Mammuthe auch nur 50 Jahre lang unbedeckt lassen, so werden die Knochen in Stücke zerfallen, von Zähnen werden nur blätterige Fragmente verbleiben.

Was wäre von den Eckzähnen der Höhlenlöwen, der Höhlenbären, die doch nach vielseitiger Erfahrung so leicht an der Luft in Stücke zerfallen, geblieben? Und dennoch sind die hier gefundenen Exemplare, wenn auch ausgelaugt, doch wohlerhalten.

Steenstrup meint nun, die Thierreste seien heute von Löss bedeckt worden, morgen aber oder nach kurzer Zeit wieder entblösst gewesen; immerhin also mussten sie oftmals und längere Zeit unbedeckt gewesen sein. Die schliessliche Wirkung bleibt dieselbe.

So aber konnten unsere Lösslager nicht gebildet worden sein; die in ihnen vorkommenden charakteristischen Röhren beweisen uns doch, dass sich die abgesetzten Schichten mit Rasen überzogen haben, und war dieser bedeckt, so bildete sich ein neuer u. s. w. Durch eine solche Rasendecke war aber der abgelagerte Löss vollkommen gegen den Wind geschützt.

Wenn es aber zu einer Rasenbildung hie und da nicht gekommen war, welche Wirkung übten dann die Niederschläge auf die abgesetzten Lösslager? Das Wasser sickerte durch, der Löss blieb feucht, setzte sich fester auf die Unterlage und verband sich innig mit seinesgleichen. Winde konnten nur die trocken gewordene oberste schwache Schichte wegtragen; in unserem Falle trugen die Winde den Löss nicht weg, sondern aus der Nachbarschaft hieher, hinter die aus Kalkfelsen bestehende Schutzmauer.

Man darf die Bildung der Lösshügel nicht mit der Anhäufung von Flugsandhügeln verwechseln; Löss entstand aus dem Sande, ist aber selbst nicht mehr Sand, sondern ein plastischer gelber Lehm.

Was schliesslich den Umstand anbelangt, ob die Mammuthknochen nur von Raubthieren angenagt und von den Einflüssen der Atmosphärilien geborsten und gesprengt sind, und ob nicht Schlagmarken an ihnen vorkommen, so hat dies eigentlich mit meiner Untersuchung nichts zu thun. Maška und Wankel, welche die ehemals hier hausenden Urbewohner als Mammuthjäger bezeichneten, mögen darauf antworten.

Ich bemerke aber, dass nach meinen vielseitigen Versuchen es in vielen Fällen nicht möglich ist (insbesondere bei Röhrenknochen), zu unterscheiden, ob sie durch einen vom Menschen mit einem Werkzeuge geführten Schlag in Stücke zersprangen, oder ob die Fragmente von dem Bisse eines Raubthieres herrühren, oder ob selbe an der Luft geborsten sind.

Ad *d*): Gehört eigentlich nicht mehr zu unserer Discussion. Aber, frage ich, wie konnten Wölfe Jahrhunderte diesen Aasplatz besuchen, um hier zu Gast zu sein? War die Mammuthschichte unbedeckt, so verweste das Fleisch am Cadaver und die Knochen wurden an der Luft ausgelaugt; solche Thierreste werden von Wölfen nicht aufgesucht. Waren die Mammuthreste von Löss bedeckt, so verweste doch wohl das Fleisch nach einigen Jahren, die Knochen wurden von dem Sickerwasser auch ausgelaugt, und auch dann kamen die Wölfe nicht; überzog aber die Mammuthe eine Schichte gefrorenen Bodens, so konnte sie wieder der Wind nicht wegtragen und die Wölfe konnten an dem Fleische und den Knochen nicht nagen; thaute aber im Sommer die gefrorene Erde auf, so verfaulten im Laufe des Sommers die entblössten Mammuthleiber und dann mussten die Besuche der Wölfe aufhören.

Ad *e*): Der Mensch war, wie ich schon früher sagte, erst in dem glacialen Abschnitte der Diluvialperiode zu uns eingewandert[1]); die Benennung Renthier-Mensch ist wohl nicht ganz richtig, weil dieses Thier, wenn auch nur auf Wanderungen (im Winter), auch in der präglacialen Zeit bei uns gelebt hat; wir können aber diese Bezeichnung aus dem Grunde belassen, weil das Renthier dem Urmenschen zumeist als Nahrung diente, ihm zu seinen Werkzeugen und zur Bekleidung den Stoff lieferte.

Aber auch dieser Renthier-Mensch sah bei uns noch das Mammuth und lebte mit ihm lange Zeit hindurch; die bei Předmost aufgedeckte Culturschichte bestätigt nur die aus unseren Höhlen geschöpften Resultate.

Ad *f*): In Bezug auf die Höhlen sagt Steenstrup ganz richtig (S. 4), dass man bei Höhlenuntersuchungen jede einzelne Abtheilung und Verzweigung sehr eingehend untersuchen muss und dass die ausgesprochenen Ansichten nur auf diese Räume sich beschränken müssen, nicht aber generalisirt werden dürfen; Steenstrup war auch bekannt, dass in Wien die „Mittheilungen für Höhlenkunde des Oesterreichischen Touristenclub“ erscheinen.

Nun, in diesen, und zwar in Nr. 2, 1882, hätte er aus meinem Summarberichte (S. 10—20) ersehen können, dass meine Höhlenarbeiten sechs Jahre vor seiner Publication auf die von ihm verlangte Weise vorgenommen wurden, und dennoch hat

[1]) Ausführlicher hierüber handelt meine Monographie, Jahrbuch, Bd. 41, S. 541, und Bd. 42, S. 609—613).

Steenstrup auf Grund der Wankel'schen Angaben ein absprechendes Urtheil über die Resultate der Höhlenforschungen gefällt. Es kann aber keinem Forscher gestattet sein, über Gebiete, auf denen er selbst nicht jahrelang thätig war, und über Gegenstände, über die er aus eigener Erfahrung nicht ein klares Bild gewonnen hat, ein abfälliges Urtheil zu fällen.

Ad *g*): Nach der Analogie jenes Urtheiles müsste ich folgenden Schluss ziehen: Aus diluvialen Schichten der Höhle Kostelík besitze ich aus dem Unterkiefer vom Pferde herausgeschnitzte, mit schönen Wellenlinien und Kerben gezierte Fischgestalten, dann einen geglätteten, pyramidal zugeschnittenen Knochen mit einer Gesichtszeichnung mit Wellenornament und Kerben.

Wellenornament und Kerben sind für die von den Slaven stammende Töpferei charakteristisch; also rühren jene diluvialen Fundstücke von Slaven.

Aber welcher zeitliche Abstand besteht zwischen diesen diluvialen Artefacten und der Einwanderung der Slaven? — Tausende von Jahren.

### *b*) Dr. H. Wankel.

*a*) In der „Zeitschrift des vaterländischen Olmützer Musealvereines", Nr. 3, 1884, dann Nr. 26, 1890, und in der letzten im Jahre 1892 in Olmütz erschienenen Schrift: „Die prähistorische Jagd in Mähren" erklärt Dr. Wankel die Bildung des bei Předmost abgelagerten Lösses folgendermassen: „Die Bečva bildet bei Prerau eine Krümmung; dort, wo die Krümmung des Bogens am grössten war, d. i. an dem rechten Ufer der Bečva, mussten sich die Wellen des ehemals reissenden Stromes brechen und alle mitgerissenen Gegenstände abgesetzt haben; dafür sprechen auch die am rechten Ufer entlang gehenden Hügel und insbesondere die in denselben abgelagerten Knochen."

Wir wissen, dass der Löss auch am Hradiskoberge bei der Seehöhe . . . . . 247·880 m
abgelagert erscheint; die Bečva hat aber
die Seehöhe . . . . . 208·320 m
es hätten also deren Gewässer um . . 39·560 m
steigen müssen, um jene Lösspartie abzusetzen; dies ist aber für eine offene Gegend, wie die bis hieher reichende Hanna-Ebene sie darstellt, ein Meer; eine solche Höhe konnten die Bečvagewässer nie erreicht haben.

Wenn die Lösslager bei Předmost durch die Bečvagewässer wären abgesetzt worden, dann wäre ihre Lagerung eine horizontale oder eine wellige und müsste Bečvagerölle enthalten; die in dem Garten des Chromeček im I. Profile wahrnehmbaren Streifen weisen auf ein Gefälle von 12° in der Richtung von Nordost nach Südwest.

*b*) Dr. Wankel schreibt in der erwähnten Olmützer Zeitschrift Nr. 3, 1884, S. 99: „Aus dem fernen Osten kamen die Mammuthjäger hieher (nach Předmost); zur Erlegung grosser Pachydermen hoben sie tiefe Gruben aus und erschlugen dann die hineingerathenen Thiere mit grossen Steinen; die erlegte Beute wurde zerstückelt und in das Lager hineingeschleppt . . . . ."

Später, nach den Publicationen der Steenstrup'schen Arbeit, schliesst sich Wankel an den dänischen Forscher an, verneint die ehemals vertheidigte Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuth (Olmützer Zeitschrift Nr. 26, S. 64, 1890); dasselbe wiederholt Dr. Wankel in der obcitirten Schrift „Die prähistorische Jagd in Mähren", 1892, S. 17, etc.

Wir haben zu dieser Aenderung der Ansicht nun nur Folgendes zu bemerken:

Es gereicht einem Forscher nicht zur Unehre, eine irrige Ansicht aufzugeben und einer späteren, richtigeren sich anzuschliessen; aber sowohl die erstere als auch die letztere müssen begründet sein; die Gründe für die spätere, richtigere Ansicht müssen die früheren Beweggründe ganz entkräften und neue, zwingende Motive müssen an ihre Stelle treten. Geschah dies hier?

Für Dr. Wankel war der Umstand entscheidend, dass der Mensch nicht die grossen Mammuthleiber hat hieherschleppen können; wir haben aber nachgewiesen, dass dieser Umstand ganz irrelevant ist und mit der Frage nach der Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuth eigentlich nicht im Zusammenhange zu stehen braucht.

*c*) Dr. Wankel leugnet also jetzt die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuth, aber gleich darauf, in derselben Schrift („Prähistorische Jagd in Mähren", 1892), widmet er dem Höhlenbären und seinem Verfolger, dem Menschen, den grössten Theil jener Publication (S. 30—81), beschreibt und zeichnet einen vom Menschen verwundeten Höhlenbärenschädel und fügt (S. 77) bei: „Aus dem Angeführten ergibt sich, dass der Mensch nicht nur mit dem Höhlenbären gleichzeitig gelebt hat, sondern auch, dass er mit demselben gekämpft hat", und bemerkt (auf S. 30): „Die Zeit des Mammuths bilde die älteste, die des Höhlenbären die mittlere und jene des Renthieres die jüngste Phase der diluvialen Zeit."

Hierauf antworten aber meine aus der Kulna mit der grössten Sorgfalt ausgehobenen so zahlreichen Funde (siehe „Jahrbuch“, Bd. 41, S. 526—535), dass diese Ansicht unbegründet sei; Mammuth und Höhlenbär treten bei uns gleichzeitig und in bedeutender Menge auf und gehen auch gleichzeitig unter.

Ich bin bereit, in der bei Sloup gelegenen Höhle Kulna[1]), in der die knochenführenden Schichten 16 m mächtig sind und bis auf die felsige Sohle gehen, auf eigene Kosten in Gegenwart eines oder zweier Forscher einen oder mehrere Schächte abteufen zu lassen, um den Nachweis zu liefern, dass Reste von Elephas primig. und Rhinoceros tich. mit Resten von Ursus spel. gleichzeitig auftreten und gleichzeitig verschwinden, und dass das Inventar menschlicher Hinterlassenschaft mit den Resten genannter Thiere in ungestörten Schichten vorkomme (ich habe mir bei meinen Grabungen hier bestimmte Stellen zu diesem Zwecke reservirt, die nicht gestört wurden).

[1]) Grundriss und Durchschnitt derselben sowie die Beschreibung und die Grabungsarbeiten siehe im „Jahrbuch“, Bd. 1, S. 459—460 und 490—503.

# Literaturberichte.

1.

**Niederle, Dr. L.: Lidstvo v době předhistorické. Se zvláštním zřetelem na země slovanské.** Díl II. Doba kovová. Se 318 vyobrazeními a mapou. Praha 1894. (Der prähistorische Mensch; mit besonderer Berücksichtigung der slavischen Länder. Mit 318 Abbildungen und einer Karte. Prag 1894. II. Theil.)

Den Erwartungen, denen wir bei der Besprechung des ersten, die Steinzeit behandelnden Theiles dieses übersichtlichen Werkes (Mittheil. d. Antropol. Ges. Wien, Bd. XXIII, Heft 1, Seite 42) Ausdruck gaben, entspricht der reiche Inhalt des vorliegenden zweiten, die Metallzeit behandelnden Theiles in vollem Masse. Der Vorzug dieses Werkes, dass es die prähistorische Archäologie der slavischen Länder Europas in gleicher Ausführlichkeit behandelt, wie die der übrigen Länder, tritt hier markant hervor; auch die dem Buche beigefügten 361 Literaturcitate gereichen demselben zum Vortheil. Der vorliegende zweite Theil behandelt die Capitel: Die Anfänge der Metallcultur (ein Theil wenigstens der hier besprochenen dänischen Torfmoore wäre allerdings wegen mehrfacher Uebergänge aus der paläolithischen in die neolithische Zeit am Ende des zweiten Capitels des ersten Theiles mehr am Platze gewesen) und die Frage der Kupferzeit in Europa. (Der Verfasser anerkennt die Berechtigung der Kupferzeit für gewisse Theile Europas, so namentlich für Süd- und Ostungarn.) Die Bronzezeit im Orient, in Italien, in Frankreich, in der Schweiz, in England und in Spanien, in Ungarn, in Nordeuropa, in Böhmen, Mähren, in Ostdeutschland, Polen und Russland. (Der Verfasser vertritt die Ansicht, dass die Verbreitung der Bronze in Europa nicht mit der Einwanderung eines neuen Volkes verknüpft sein muss.) Die Anfänge der Eisenzeit in Griechenland, in Italien, in Hallstatt, in Nordeuropa und Südrussland. Blüthe der Eisenzeit, neue Einflüsse von Westen, die Kelten, die La Tènecultur, die Bojer und Markomannen in Böhmen, römischer Einfluss. (Der Verfasser schreibt die Urnenfriedhöfe Böhmens und Mährens slavischen Stämmen zu, welche schon lange diese Gegenden besiedelt hielten; die vorübergehend in einem Theile Böhmens ansässig gewesenen keltischen Bojer wurden in der Herrschaft über diese Stämme durch die germanischen Markomannen abgelöst.) Das Ende der prähistorischen Zeit, Verfall des römischen Reiches, Völkerwanderung, Germanengräber, Ursprung des gothischen Baustiles; die Wikinger, die Slaven und ihre Cultur, arabischer Handel, Beginn des Christenthums, die Völkerstämme am Ende der prähistorischen Zeit; Schädeltypen.

Beigegeben ist diesem zweiten Theile die Vorrede und die Einleitung zum ganzen Werke und zur Steinzeit; die Karte stellt einen Ueberblick über die Eiszeit in Europa dar.

Dem selbstständigen, kritisirenden Standpunkte des Verfassers begegnet der Leser sehr häufig, und wenn wir auch den in diesem Theile enthaltenen Deductionen des Verfassers nicht überall ganz beipflichten können, so steht das Werk doch durchwegs auf der modernen Grundlage wissenschaftlicher Forschung, fusst zumeist auf den neuesten Originalquellen und kann als eine gelungene Arbeit würdig an die Seite hervorragender ähnlicher anderssprachiger Uebersichtswerke gestellt werden; in der böhmischen Literatur füllt es einen ehrenvollen Platz aus. **Woldřich.**

2.

**Hager, Dr. Gg. und Mayer, J. A.: Kataloge des Baierischen Nationalmuseums.** IV. Bd. Die vorgeschichtlichen, römischen und merovingischen Alterthümer. München 1892. IX + 272 S. und 27 Taf. 4°.

Das k. baierische Nationalmuseum besitzt einen sehr werthvollen Bestand an prähistorischen, römischen und völkerwanderungszeitlichen Funden, dessen grösster Theil seit 1886 in den ersten, links vom Eingange gelegenen Räumen des Erdgeschosses untergebracht ist und dort als würdige Vorstufe zu den übrigen Schätzen des in seiner Art unvergleichlichen Museums prangt. Nur ein Theil der Thon- und Glasgefässe ist in den betreffenden Fachsammlungen des I. Stockes aufgestellt. Der sehr zweckmässig angelegte und vortrefflich ausgestattete Katalog hat den dermaligen Bestand in die drei,

im Titel genannten Gruppen getheilt und innerhalb dieser die zusammengehörigen Gräber- und sonstigen Gruppenfunde von den zahlreichen Einzelnfunden getrennt. Die Münzen sind ausgeschlossen.

Mit Ausnahme der von dem k. Conservator Mayer bearbeiteten römischen Steindenkmäler, Bautheile, Töpfe und Glasgegenstände hat Dr. Hager das gesammte Material neu geordnet und beschrieben. Wir finden aber nicht nur die genaue Beschreibung und gute Abbildungen der Funde, sondern auch die aus der Literatur und aus unedirten Aufzeichnungen zusammengetragenen und wohl gesichteten Fundberichte und auch einiges, der wissenschaftlichen Verwerthung der Funde Vorschub leistendes Vergleichsmaterial. Auf diese Weise sind etwas mehr als 2000 Nummern handsam, übersichtlich, mit einem Worte, in jeder Beziehung musterhaft und den Fachmännern jeder Stufe zu Dank katalogisirt. Die zahlreichen Abbildungen sind durchwegs correct, hübsch und von seltener Anschaulichkeit. Somit vereinigen sich alle Factoren, um diesen Katalog als eine sehr werthvolle Bereicherung der archäologischen Fachliteratur erscheinen zu lassen.

**J. Szombathy.**

3.

**Grünwedel, Albert: Singhalesische Masken.** Internationales Archiv für Ethnographie 1893, Bd. VI, mit 5 Tafeln.

Eine sehr schwierige, durch die vorhandene Literatur nur dürftig erhellte Materie ist es, die Grünwedel mit gewohnter Gründlichkeit und aussergewöhnlicher Sprach- und Sachkenntniss hier angreift. Die singhalesischen Masken führten bislang in der Ethnologie und den ethnographischen Museen ein sozusagen anonymes Dasein, das mit dem gebräuchlichen Schlagworte „Teufelsmasken“ blos eine geringe Definition erfuhr. Abgesehen davon, dass nicht alle singhalesischen Masken Culttanzmasken sind, sondern auch eine ganze Reihe von Schauspielmasken existirt (je ein Satz für ein Schauspiel mit festen Typen), was Grünwedel nicht anführt — was ist ein „Teufelstanz“ und wie der Zusammenhang der einzelnen Masken mit dem Tanzzwecke, der Beschwörung von Krankheitsdämonen? Auf diese Fragen ertheilt uns der gelehrte Verfasser im vorliegenden ersten Theile seiner Arbeit mit philologischer Akribie höchst interessante Aufschlüsse. Er kommt zu dem unerwarteten Resultate, dass die bei dem „Teufelstanz“ (speciell beim Sanni-yakun-nāṭîma) zum Ausdruck kommenden Vorstellungen aus der indischen medicinischen Literatur stammen und dass die Formen der Beschwörungen im Wesentlichen die der Tantraschule, also ebenfalls indischer Herleitung sind. Die auf philologisch-linguistischer Basis geführte Beweislegung ist unangreifbar; es scheint mir jedoch, als ob das Wesentliche an dem ganzen Vorgang, wie ihn z. B. Freudenberg beschreibt (S. 15 f.), ein Elementarcult wäre, der allerdings in seinen Einzelnheiten mit den später eingedrungenen sanskritischen Vorstellungen und Begriffen in Verbindung gesetzt worden ist und namentlich in der Terminologie von ihnen beeinflusst scheint. Für das Verständniss der singhalesischen Vorstellungen beim Beschwörungsvorgang ist die Freudenberg'sche Darstellung von Wichtigkeit, der zufolge angenommen wird, dass die Dämonen in den Tänzer fahren, welcher, um sie zu täuschen, nun auf eine Bahre gelegt und als todt aus dem Dorfe auf einen freien Platz getragen wird, wo man ihn verlässt. Hiebei wäre also die Anschauung die, dass der Beschwörer die Krankheitsdämonen mit ihrer speciellen Teufelsmaske aus dem Leidenden herauslockt, dass er sie zwingt, ihr eigenes Bild zu beziehen, eine Vorstellung, die vom Cultbild (so den westafrikanischen Krankheitsfetischen) ebenfalls in vielen Fällen gilt. Die Verwendung von Masken zur Darstellung von Dämonen ist auch in Südindien üblich (vgl. Ziegenbalg, Malab. Göttergenealogie, S. 189, Anm. [man zählt unter den Tululeuten zehn Bhutas: 1. Mundadei (männliche Maske); 2. Djarandei (männliche Maske); 3. Djumadi (weibliche Maske); 4. Kodomandei (männliche Maske); 5. Maledjumadi (männliche Maske); 6. Meissandei (Büffel) u. s. w.]). Wie mir scheint, liegt in dem System der Masken für den Sanni-yakun-nāṭîma eine künstliche Einpassung der übernommenen indisch-medicinischen Begriffe in die Formen von original-ceylonesischen respective südindischen Dämonenmasken vor, und ebenso, dass diese Identificationen von Krankheitszuständen mit bestimmten Masken naturgemäss ziemlich willkürlich vorgenommen worden sind, wodurch sich auch das häufige Schwanken erklärt. Jedenfalls muss man noch mit einem definitiven Urtheil aussetzen, bis der gelehrte Verfasser sich in den beabsichtigten Fortsetzungen seiner inhaltreichen Abhandlung ausgesprochen haben wird. Hoffentlich erfolgt die Publication derselben um so viel rascher, als die Drucklegung des ersten Theiles, der aus dem Jahre 1891 datirt ist, im Archiv sich verzögert hat.

**Haberlandt.**

4.

**Beschreibung einer von G. Meissner zusammengestellten Batak-Sammlung.** Mit sprachlichen und sachlichen Erläuterungen versehen und herausgegeben von Fr. W. K. Müller. (Veröffentlichungen aus dem königlichen Museum für Völkerkunde, Berlin, III, 1./2. Heft.) Spemann, 1893.

Unter den mannigfachen Publicationen, die auf Grund des unvergleichlich reichen ethnographischen Materials des Museums für Völkerkunde in Berlin in den letzten Jahren erschienen sind, nimmt die vorliegende Arbeit eine hervorragende Stelle ein. Der durch wissenschaftliches Interesse ausgezeichnete Administrator der „Deli Maatschappij“ in Deli, Herr Georg Meissner (über dessen wissenschaftliche Reisen siehe J. Fr. v. Brenner: Besuch bei den Kannibalen Sumatras, S. 4), hat eine für das genannte Museum angelegte Sammlung der Batak, welche auf Vollständigkeit der Formen anscheinend Anspruch machen dürfte, mit einem beschreibenden Katalog versehen, dessen der unmittelbaren Anschauung und sorgfältigster Erkundung an Ort und Stelle entstammende Ausführungen, durchwegs auf linguistische Basis gestellt, den Hauptinhalt der vorliegenden Publication ausmachen. Der Herausgeber derselben, Herr Dr. Fr. W. K. Müller, der sich durch mehrfache Arbeiten bereits als ausserordentlich tüchtiger Kenner der malayischen Dinge und Sprache erwiesen hat, ist nun in eine sprachliche Durchforschung der von G. Meissner gebotenen Grundlage eingetreten, welche

das Abhängigkeitsverhältniss der Batak-Cultur gegenüber der allgemein malayischen einerseits und der indischen andererseits in ein volles Licht rückt.

In der Sammlung und somit auch in ihrer vorliegenden wissenschaftlichen Beschreibung sind die Batak-Stämme der Karo, Toba und Pakpak berücksichtigt. Gelegentlich finden auch Geräthschaften der ôrang timor Erwähnung. In dieser weiteren Erstreckung liegt ein Vorzug der Beschreibung, wenngleich die Batak-Cultur als eine sehr einheitliche bezeichnet werden muss. Das vorzüglichste Verdienst der vorliegenden Arbeit erkenne ich darin, dass zum ersten Male auf Grund der sprachlichen Untersuchung das fremde Lehngut reinlich und deutlich aus dem Inventar der Batak-Cultur ausgeschieden scheint. Wie viel jenes beträgt, wird der selbst mit jenen Einflüssen vertraut Gewesene mit Erstaunen bemerken; vorsichtiger freilich muss die Absprechung sein, wenn sie sich nicht auf linguistische Beweise, die unwiderleglich sind, zu stützen vermag; so erscheint mir die Herleitung des Zauberstockes der guru aus dem daṇḍa der Brahmanen (nach v. d. Tuuk) doch etwas gewagt (S. 64). Aeusserst rühmlich ist es, dass jeder besprochene Gegenstand seine Abbildung erhält.

Durch die vorliegende Arbeit und mehrere in der jüngsten Zeit erschienene Reiseberichte, wie derjenige E. Modigliani's: „Fra i Batacchi" und das Buch des Freiherrn v. Brenner: „Ein Besuch bei den Kannibalen Sumatras", ist die Batak-Cultur eine der bestbekannten und durchforschten Enclaven des malayischen Culturgebietes geworden, wenn auch noch immer, namentlich in linguistischer Beziehung, Vieles zu thun übrig bleibt. Die in Rede stehende Arbeit wird künftighin stets als das Fundament einer jeden Untersuchung, die sich mit den Bataks beschäftigt, zu gelten haben; und dies ist in erster Linie der linguistischen Durcharbeitung des Materiales durch Fr. Müller zu danken, eine Basis, welche auf so vielen anderen ethnographischen Gebieten noch schmerzlich vermisst wird. **Haberlandt.**

5.

**Český lid.** (Das böhmische Volk.) II. Jahrgang. Unter der Redaction des Dr. L. Niederle (anthropologischer und archäologischer Theil) und Dr. Č. Zíbrt (culturhistorischer und ethnographischer Theil). Prag, Šimáček.

Wir fassen zunächst die in die Ethnographie und Culturgeschichte einschlägigen Artikel in's Auge. „Český lid" fand in den čechischen Kreisen die freundlichste Aufnahme und zahlreiche Sammler meldeten sich als Beitragende zu dieser Zeitschrift; auch in diesem Jahrgange überwiegt das gesammelte Material, wovon ein Theil ungewöhnliches Interesse zu erwecken vermag; andererseits fehlt es nicht an gründlichen, vergleichenden Arbeiten, unter welchen jene des Herrn Zíbrt besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Der bekannte mährische Ethnograph Bartoš leitet diesen Jahrgang mit seiner Studie „Kout dle obyčejův a pověr lidu moravského" (Die Entbindung nach den Gebräuchen und dem Aberglauben des mährischen Volkes) ein, in welcher er die Gebräuche der Wöchnerin schildert. Professor Klvaňa beschreibt die mährischen Volkstrachten in der „Slovakei" (Kunovice) der Männer, Frauen und Kinder, bei Hochzeiten und Kindstaufen in ihren einzelnen Theilen; eine Reihe Photographien ermöglicht eine vollkommene Anschauung der Trachten. Herr Holuby, dessen wir in dem Referat über „Slovenské Pahlady" rühmende Erwähnung thaten, hat daselbst eine interessante Erklärung des Vogelgesanges bei den Slovaken geboten; die Abhandlung ist in slovakischer Sprache geschrieben. Smutný schreibt: „O malovaném nábytku na Polabí" (Ueber die gemalten Einrichtungsstücke im Elbethal in Poděbrad, Nimburg, Böhmisch-Brod); gelungene Abbildungen ergänzen seine Abhandlung. Šimák bietet eine Relation aus dem Jahre 1749 in Turnau „O blouznivém písmáku z kacířství podezřelém" (von einem überschwänglichen Büchernarren (Bücherwurm), welcher der Ketzerei verdächtig war).

Fachmänner, welche sich mit dem Bauernhause befassen, mache ich auf den äusserst wichtigen Artikel des Herrn Joh. Franz Hruška: „Statek a chalupa na Chodsku" (Bauerngut und Bauernhütte in Chodsko), nämlich aus der Gegend von Taus, aufmerksam, wo sich bis heute die ursprüngliche Tracht und manches Charakteristische unter dem Volke erhalten hat Dieser gründliche Artikel beschreibt nicht nur das chodische Haus, wie es heute besteht, sondern auch wie es früher war, wobei der Verfasser auch ein fesselndes Bild des häuslichen Lebens der Bewohner bietet. An diese Abhandlung reiht sich die Beschreibung eines Maierhofes der Hanna „Grunt Hannácký" von Herrn Houdek an. Herr Dr. Pastrnek theilt uns mit, dass sich das Wort „žudr" auch in alten slovakischen Schriften vorfinde. Ein Auszug aus diesem Artikel findet sich in unseren Mittheilungen vor. Beide Abhandlungen sind mit Abbildungen ausgestattet. Referent Kárásek veröffentlicht hier ein volksthümliches Theaterstück aus der Gegend von Vysoký: „Komedie o Františce, dceři krále anglického, též o Honíčkovi, synu kupce londýnského" (Komödie von Franziska, der englischen Königstochter, und von Hans, dem Sohne eines Londoner Kaufmannes), welches im Jahre 1835 in Tříč aufgeführt worden war. Ein alter Patriot aus Eisenstadt bei Jičín konnte das ganze Theaterstück noch aus dem Gedächtnisse wiedergeben.

Der Referent besitzt noch einige Volksschauspiele aus der Gegend von Vysoký, woselbst er auch Studien machte, aber andere Arbeiten gestatten ihm nicht, sie jetzt zu veröffentlichen. Schade, dass das Stück nicht in Versen veröffentlicht wurde, wie es das Bestreben des Verfassers war. Im Anfange unseres Jahrhundertes wurden im nördlichen Böhmen häufig Volksschauspiele („David", „Salomon", „Leiden Christi", „Genovefa", „Rosenberg" etc.) aufgeführt und noch im Sommer des Jahres 1891 fand in dem Dorfe Jesenné bei Semil eine Theatervorstellung durch das Volk statt. Der Referent besitzt die Photographie einer Vorstellung des „Umučení páně" („Leiden Christi") an welcher sich stets das ganze Dorf betheiligte.

Aus der Umgebung von Jičín bietet Alois Jakubec die Erzählung „Vo diblikoji" (Vom Kobold); der Referent hätte „diblikoj" oder kleines i geschrieben.

„Obraty melodické v lidové písni" (Melodische Wendungen im Volksliede) und „Osnovy hudební lidových tanců na Moravě" (Motive der Volkstänze in Mähren) beschreibt in fachmännischer Gewandtheit die Feder Janáček's. Auch die Noten sind denselben beigegeben.

Die Redaction hatte die glückliche Idee, alle Liebhaber des Volkslebens um Notizen über Gebräuche im Fasching, zu

Ostern und an anderen Jahrestagen anzugehen. Dieser Aufforderung wurde in ungewöhnlich reichem Masse entsprochen; der Localbefund wird dabei strenge festgehalten.

Der Herr Redacteur Zíbrt betheiligte sich an diesem Jahrgange ausser durch Referate mit drei umfassenden Abhandlungen: „Jízda králů o letnicích v zemích československých“ (Fahrt der Könige zu Pfingsten in den čechoslavischen Ländern), welcher auch Photographien beigegeben sind. Der Verfasser sucht nach ähnlichen Festlichkeiten bei anderen Völkerschaften und gelangt zu der Ansicht, dass es eine althergebrachte Sitte zur Feier der Verwandlung des Frühlings in den Sommer sei; beigefügt sind auch die Varianten und Ergänzungen aus jenen Gegenden, wo sich dieser Gebrauch noch erhalten hat.

Die zweite Abhandlung ist eine Polemik gegen Herrn Soukup: „Chození s klibnou“ (Umhergehen mit dem Pferde), welches erzählt, wie nämlich die Leute am Tage vor „Heiligen drei Könige“ zum Andenken an den König Balthasar, der, auf einem weissen Kameele reitend, nach Bethlehem gekommen sein soll, sich vor Christus zu beugen, sich verkleiden; gewöhnlich bedecken sich zwei Männer mit Sackleinwand und der erste trägt einen nachgemachten Pferdeschädel. Die Deutschen sehen hierin ein Andenken an den Wodanscultus (Grimm) oder an den Dämon des Getreides (Mannhardt); schwer ist es, beiden Glauben zu schenken. Der Verfasser stimmt mit der Meinung Veselovskij's überein, dass diese Sitte ein Ueberrest irgend eines Winterbrauches, wobei man sich als Thiere verkleideter Leute bediente, wie bei den Brumalien, Saturnalien, Kalenden. Dieser Studie ist auch die „Klibna“ in Abbildungen beigegeben. Nicht geringeres Interesse erfordert der Artikel „Vynášení smrti a jeho výklady starší i novější“ (Das Austragen des Todes und ältere und neuere Auslegungen dafür), in welchem zahlreiche Beispiele aus den verschiedenen čechoslavischen Ländern aus alter Zeit und der Gegenwart angeführt werden.

Ueber die Benennung der Feldraine (polní mezníky) in alter Zeit berichtet in sehr interessanter Weise Dr. Nováček.

Ein Ueberblick über die čechische folkloristische Literatur des Jahres 1891 stammt aus der Feder von Ferd. Pátek, dessen ähnliche Arbeit lobend zu beurtheilen wir schon im Vorjahre Gelegenheit hatten.

„Drábovny v okolí turnovském“ (Felsen, in denen sich Stuben befinden, aus der Umgebung von Turnau) beschreibt Šimák. Der gefeierte Romanschriftsteller Al. Jirásek schildert hier das eingegangene Fuhrmannswesen („Formany“), dieses früher so wichtige Communicationsmittel, mit grosser Liebe.

Herr Zíbrt gibt ein gutes Bild der Zeichnungen des Senicer[1]) Cancionales, das durch schöne Illustrationen noch vervollständigt ist und gewiss das Interesse der betreffenden Kreise erwecken wird. Von Frau T. Novák befindet sich hier eine gelungene Darstellung („O rozličném nádobí a nářadí na Litomyšlsku“) des Geschirrs und der Geräthe im Kreise Leitomischl in Wort und Bild und von Dr. J. v. Novák ein kleiner Artikel über die Zeit der Leibeigenschaft in Smiřic. Professor Koule liefert einen Bericht über „Starodávné, terrakotové sošky Slováků z lanžhotského okolí“ (Alterthümliche Terracottasäulchen der Slovaken aus der Umgebung von Landshut (im Süden der mährischen Slovakei) und Klvaňa über bemalte Ostereier, deren hier eine Menge abgebildet sind; im Bemalen der Ostereier sieht Klvaňa etwas rein Slavisches (siehe Wisła, IV). Eine fesselnde Besprechung des Flachsbaues in Humpolec und der Bereitung des Leines lesen wir in Jar. Mančala's Artikel.

„Kolední hry jihočeské“ (Weihnachtsspiele in Südböhmen) schildert Jan Zítek, welche von acht Buben aufgeführt werden; „Modlitby lidové“ mit Abbildungen aus der Umgebung von Jilemnic, liefert Smutný. Neue Volkslieder und Varianten aus der Umgebung von Taus (Chodsko) stellt Heinr Baar zusammen (siehe mein Referat über den „Věstník“, H Kuba); über walachische Mühlsteine schreibt Václavek, der sich überhaupt eingehend mit der mährischen Walachei befasst. Besonders interessant sind „Dialektologické pabězky z okolí Žleb“ (Dialektische Nachlese aus der Umgebung von Žleb), welche in lexikaler Hinsicht viel Neues bietet; nun wird es möglich sein, das Gebiet zu constatiren, bis wie weit nach Norden und nach Osten eine Anzahl Wörter gebraucht werden (cf. Studien von Kouble und Jireček); leider sind diese Beiträge nicht alphabetisch geordnet. Culturhistorisch wichtig ist der Aufsatz von Kl. Čermák: „Společenstvo zváčů, muzikantů, družbů a mládenců v Čáslovi r. 1725“ (Die Genossenschaft der Einladenden, Musikanten, Wort- und Brautführer in Čáslau 1725), welcher Beiträge für die damals in dieser Gegend üblichen Hochzeitsgebräuche enthält. Dr. Kameníček lieferte hier einen Auszug aus „Zaklínací knihy rožnovské“ (Beschwörungsbücher von Rožnou) in Mähren; der Referent schrieb ganze Bücher ähnlichen Inhaltes ab, besonders solche, die sich auf das Auffinden von Schätzen beziehen; dieselben fand er in der Jagiellonischen Bibliothek in Krakau und in der Csaploviciana Bibliotheca in Alsó-Kubinyi (Nord-Ungarn), die jedoch noch nicht herausgegeben sind. Mit gelungenen Zeichnungen ist der Artikel Mančala's: „Příspěvek ku poznání ornamentu řemeslnického v Čechách“ (Beiträge zur Kenntniss des gewerblichen Ornamentes in Böhmen) ausgestattet.

Damit schliessen wir die Besprechung des culturhistorischen und ethnographischen Theiles ab und wenden uns dem anthropologisch-archäologischen zu.

Der erste Aufsatz in diesem Jahrgange stammt aus der Feder des Professors an der böhmischen Universität und Mitarbeiters dieser Zeitschrift, Dr. J. Woldřich, und behandelt einige südböhmische „Hradiště“ (über den Bau der Hradiště bei Litoradlic, bei Poněšic, Strakonic), worüber der Herr Verfasser bereits in unseren Mittheilungen 1893, I, geschrieben hat. Auf diesen Aufsatz und diese Frage antwortet Herr Šnajdr: „K otázce o původu spečených valů“ (Zur Frage über den Ursprung der verschlackten Wallburgen), worin er gegen die Ansicht Woldřich's polemisirt, dass diese Wallburgen aus dem V. Jahrhundert nach Christi stammen, und behauptet, dass sie um ganze tausend Jahre älter sind, als Herr Woldřich meine. Redacteur Herr Niederle beschreibt einige für die vorhistorische Anthropologie böhmischer Länder wichtige Objecte, besonders die Schädel in einigen böhmischen Local-Museen; der zweite Aufsatz beschäftigt sich mit der Reconstruction der körperlichen Höhe der vorhistorischen Stämme, wobei er sich an die Methode des Professors Manouvrier hält und die Resultate seiner Forschungen mit Tabellen versieht. Ein nettes Bild über „Starobylé kříže kamenné v okolí Chrudimi“ (Alterthümliche Steinkreuze in

[1]) Aus Senic.

der Umgebung von Chrudim) entwirft Šolta. Dr. Matiegka behandelt vorhistorische Instrumente und aus Knochen oder Geweihen zugespitzte Waffen („O pravěkém užívání nástrojů a zbraní přištípených z kostí nebo parohů"), mit einem Zusatz über vergiftete Waffen; dieser interessanten Abhandlung sind siebzig Bilder beigegeben. Ein Vortrag, den der russische Anthropologe Bogdanow auf einem Congresse der Anthropologen in Moskau über die prähistorische Anthropologie Russlands („O předhistorické anthropologii Ruska") hielt, ist in dieser Zeitschrift in einer Uebersetzung von Niederle veröffentlicht; das Resultat dieser Studie unterstützt die Hypothese von Niederle, dass die Slaven ebenso wie die Gallier und Germanen dem dolichocephalen Typus angehörten, während die jetzige Form des Schädels erst später aufgetreten sei. Archäologen werden auch den Bericht des Herrn Knies: „O římských starožitnostech na Moravě nalezených" (Ueber römische in Mähren aufgefundene Alterthümer) mit Aufmerksamkeit folgen.

Ausserdem befinden sich in diesem Jahrgange des „Český lid" noch einige kleinere archäologische Artikel von Stifter, Červinka, Matiegka, Diviš und Hraše.

Damit wäre der Inhalt des „Český lid" im Grossen und Ganzen erschöpft. Ausserdem müssen wir noch erwähnen zahlreiche kurze Recensionen über einige Bücher und Zeitschriften, die Nachrichten über die ethnographische Ausstellung (obzwar dieselben ziemlich kurz gehalten sind), über einzelne Provinzausstellungen und Congresse etc.

In archäologischer Hinsicht übertrifft „Český lid" sogar die „Wisła" und andere slavische Zeitschriften. Wir schliessen mit vollem Lob unser Referat über diese sorgfältig redigirte Zeitschrift.

**Karásek.**

6.

**Časopis Musea království českého 1891—93.** (Zeitschrift des Museums des Königreiches Böhmen.) Redacteur: Ant. Truhlář.

Diese Zeitschrift, welche schon seit den Dreissiger-Jahren erscheint, nimmt in der böhmischen Literatur eine sehr wichtige Stellung ein; um sie sammelten sich ehedem die čechischen Patrioten und ihre Richtung war hauptsächlich eine literarhistorische. In den Hauptgrundsätzen blieb die Zeitschrift auch unter ihrem neuen Redacteur, Herrn Ant. Truhlář, der bisherigen Tradition treu, aber mit Freuden können wir constatiren, dass sie auch unserem Fache ihre Spalten geliehen hat, obwohl inzwischen in Böhmen neue, rein ethnographische Journale entstanden.

Im Jahre 1891 veröffentlichte Zíbrt einen Artikel „Lidové zábavy, obyčeje a pověry na den sv. Jana Křtitele" (die Volksunterhaltungen, Sitten und der Aberglauben, die sich an den Tag des heil. Johannes des Täufers knüpfen). Der Verfasser gelangt zu dem Schlusse, dass die Feierlichkeiten am Tage des heil. Johannes in die vorchristliche Zeit reichen und die allen indo-europäischen Völkern gemeinsame Feier der Sonnenwende bezeichnen. Dabei führt er die einschlägige alte und neue Literatur nicht nur aller slavischen, sondern auch anderer Völker an, gedenkt auch eingehend der Johannesfeuer, der Tänze um die Feuerstätten, des Aberglaubens, der damit in Verbindung steht, der Feuerräder, der Wirkungen des Johannisthaues, eines Bades an diesem Abende, legt dar, welche Kraft die Blumen haben sollen, die an diesem Tage gepflückt werden, und welche abergläubische Sagen von den Thieren erzählt werden; schliesslich erinnert er daran, dass nach dem Glauben des Volkes sich auch an diesem Tage die Hexen versammeln und führt einige Zauberkünste an.

Ein Kenner des kleinrussischen Lebens in Galizien bietet hier eine Abhandlung: „Lidovo lečba u haličských Malorusův" (Die Heilkunst im Volke bei den galizischen Kleinrussen), in welchem er eingehend alle Krankheiten und die Mittel angibt, welche gegen sie gebraucht werden.

Der fleissige Sammler von volksthümlichem čechischen Aberglauben, Prof. Koštál, bot hier einen Artikel „Můra v podání prosto národním" (die „Trud" in volksthümlicher Ueberlieferung) über eine unkörperliche Menschengestalt, welche die Schlafenden quält oder ihnen das Blut aussaugt. Zum Schlusse führt der Verfasser auch die gebräuchlichen Mittel gegen diesen ungebetenen schlimmen Gast an.

Der Redacteur der Zeitschrift, Herr A. Truhlář, bietet dadaselbst auch eine fesselnde Abhandlung „O některých knihách prosto národní četby české v století XVI". (Ueber einige čechische Volksbücher aus dem XVI. Jahrhundert), in welcher er die Volksbücher aufzählt, welche sich besonderer Vorliebe beim Volke erfreuten; als solche erwähnt er: „Život Ezopův" (Das Leben Aesops), „Markolt a Šalomon" (Markolt und Salomon), „Aniškard a Sigismunda" (Aniskard und Sigismunde), wovon das zweite auch in der deutschen Literatur, und zwar als ein beliebtes Gedicht scherzhaften Charakters als „Salomon und Morolf" im XII Jahrhundert bekannt war und in einer rohen Umarbeitung des Gesprächspieles aus dem XIII. Jahrhundert und in dem Volksbuche „Salomon und Markolf" aus dem XVI. Jahrhundert erhalten blieb.

Aus dem Jahre 1892 lesen wir hier einen durch seine Methode wichtigen Artikel „Studie z literatury lidové" (Studien aus der Volksliteratur — aus den Legenden über die Wanderungen Christi auf der Erde) von Dr. Polívka. Herr Dr. Polívka betrat hier die in den Arbeiten des russischen Gelehrten Veselovský aus Petersburg bezeichnete Bahn. Petrus pilgerte mit Christum auf der Erde umher und leugnete, dass er das dritte Käselaiberl habe. Der Verfasser sucht ähnliche Themen bei anderen Völkern. Der Recensent besitzt selbst eine Variante von dem heil. Petrus und dem Soldaten, die in deutschen Erzählungen bekannt ist; sie stammt aus der Umgebung von Jičín, wo sie mit der Erzählung von dem Müllerburschen, der das Gruseln lernen wollte, verknüpft ist. Hier erinnere ich nur daran, dass die Version bis in Indien zu suchen sein wird; in der deutschen Literatur kommt eine Erzählung vom heil. Petrus schon im X. Jahrhundert in lateinischer Sprache, auf deutscher Grundlage beruhend, vor, wonach ein Landsknecht in einem Lügenschwanke sein Zusammentreffen mit dem heil. Petrus und Christus an dem Himmelseingange und von dem prächtigen Mahle daselbst erzählt. Daran, dass Petrus im Laufe der Zeit zu einer komischen Figur wurde, ist die deutsche Reformation schuld, welche trachtete, Petrus, als das Vorbild eines Papstes, herabzusetzen. Die vorlaute Unklugheit und der gutmüthige Egoismus des heil. Petrus wird besonders in den Dramen und Schwänken des XVI. Jahrhunderts, worunter wir nur an das bekannte „St. Peter mit der Geiss" erinnern, besonders von Hans Sachs mit Humor

gezeichnet (Siehe auch die Literatur der lutherischen und nachlutherischen Polemik.)

Schliesslich theilt Herr Poĕívka die slavische Variation aus dem Nachlasse Šafařík's mit.

Ausserdem bringt diese sorgfältig redigirte Zeitschrift Referate über slavische ethnographische Zeitschriften aus der Feder des genannten Herrn Polívka. **Karásek.**

7.

**Slovenské Pohlady. 1893.** Redacteur: Josef Škultéty. Turč. sv. Martin (Nord-Ungarn).

Aus dem Inhalte dieses slovakischen Journals, welches neben gelungenen Gedichten und Erzählungen auch gelehrte Abhandlungen vorführt, heben wir einige Artikel heraus, die auf unser Fach Bezug haben. Dem übrigen mannigfaltigen Inhalte können wir keine Aufmerksamkeit schenken. Der Archivar Herr Kržko befasst sich eingehend mit slavischen Alterthümlichkeiten, und eine solche Erscheinung bietet er auch hier in der „Pamjatka drievných narodov v slovenskej reči" (Erinnerung an alte Völker in der slovakischen Sprache), in welcher er die Wörter „Chumaj (Kumann), cikan (Zigeuner), čud, flandra, Némec (der Deutsche), Obor (Avar-Riese?), pačmaga (Pečenci-Pečenegen), psohlavec, Turek (Türke), Uher (Ungar), Valach (Walache), Vlach (Italiener), Vítěz, Bur", erklärt und sie mit den Namen dieser Völker in Verbindung bringt, woraus er den Schluss zieht, dass die Slovaken schon uralte Bewohner ihres Landes seien.

Herr Decan Šujanský führt eine Reihe slovakischer Wörter an, welche sich in der ungarischen Sprache erhalten haben.

Ausserdem wird hier eine Reihe reizender Sagen und Legenden aus der mittleren Slovakei in reinster slovakischer Sprache geboten, so dass ihr Inhalt nicht nur für den Fachmann wichtig, sondern es kann auch die Sprache und die Syntax ein dankbarer Gegenstand der Analyse für den Slavisten sein; der Leser wird durch deren Wohlklang beinahe begeistert Von Kržko ist hier ferner ein Artikel über die Bergwerke, worin der Autor die Cotinen und Quaden als Slaven ausgibt; dagegen lässt sich allerdings Manches einwenden. Allein die hier einschlägigen Berichte sind interessant. Einen gewissen Beleg dafür bieten die Alterthümlichkeiten von Dobronic und Pliešov.

Auf das vorhistorische Schlösschen Skala in Šučany lenkt Lochau die Aufmerksamkeit.

Der geachtete Kenner des bošackischen Thales unterhalb Lopeník, Herr Holuby, der sich mit Glück mit der Botanik befasst, so dass sein Name auch ausserhalb der slovakischen Grenze weit bekannt ist, aber auch das Studium des Volkes sich angelegen sein lässt, wobei er ein scharf beobachtendes Talent aufweist, hat hier einen Artikel über die Zauberei vor dem Gerichte in Sillein aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert veröffentlicht. Holuby hat hier auch Sagen aus diesem Thale wiedergegeben, welches er nach dieser Richtung bereits erschöpft hat, so dass er nun seine Schritte nach Trenčin, in das Thal der Waag, lenkt. Im Referate über „Český lid" gedachte ich schon dieses geachteten Encyklopädisten in dankbarer Anerkennung.

Ueber den mythologischen Dualismus schreibt Chorvat. Nach der Arbeit Veselovsky's, Razys k XI. und des Ethnograph. Oboz. V. 1890 lässt sich nicht viel Neues mehr sagen. Der Autor gelangt zu dem Resultate, dass auch in der slavischen Mythologie schon das Princip des Bösen entwickelt und personificirt sein musste. (Siehe Matov „Periodič. Spis. LI—LII Recen. über Živa Starina" v. Marinov.)

Zum Schlusse müssen wir noch der ausserordentlich wichtigen Studie über die slovakische Sprache aus der Feder des Dr. Pastrnek, Docenten an der hiesigen Universität, gedenken, womit dem Studium der verschiedenen slovakischen Dialekte eine neue Aera eröffnet wurde. Es ist wohl leicht begreiflich, dass diese Artikel in den Kreisen der Slavisten gehörige Beachtung und wohlverdiente Anerkennung finden. **Karásek.**

8.

**Mythiske bytosće łužiskich Serbow.** (Mythische Wesen der Lausitz-Wenden.) Napisał Adolf Černý. I. Bd. Bautzen 1893. S. 239 in 4°.

Diese Schrift wurde in Abschnitten schon längere Zeit im „Časopis maćicy serbskeje" veröffentlicht und erschien nun als Separatabdruck im Verlage des hochherzigen Lausitzer Patrioten M. Hornik, dem sie aus Dankbarkeit gewidmet ist. Der Verfasser ist ein geborner Böhme, welcher aber alljährlich beide Lausitzen bereist und sich deren Sprache in Wort und Schrift derart angeeignet hat, dass er in ihr auch Gedichte verfasst. Im Jahre 1889 schrieb er polnisch und lausitzisch über das lausitzische Haus, worüber ich heuer im „Lausitzischen Magazin" (Görlitz) referirte. Herr Černý leitet sein Werk mit einer gelungenen Uebersicht der bisherigen mythologischen Forschungen ein, wobei er die Schule Creuzer's Müller's, Schwartz', Kuhn's, Lang's etc. charakterisirt, und verräth hier, wie in der ganzen Abhandlung, gründliche Kenntniss der einschlägigen Literatur, insbesondere der slavischen.

Von den Sammlungen (Sammlungen von Sagen von Schön) erfuhr ich bei meinem heurigen Aufenthalte in Görlitz, dass sie sich dort nicht befinden. Am Schlusse der Vorrede ist die Literatur angegeben, was dem Folklorist besonders willkommen ist. Herr Černý sagt, Veckenstedt's Sammlung sei unverlässlich; dasselbe behauptet er auch von Schulenburg. In Burg, wo er die Sagen, Märchen etc. veröffentlichte, erfuhr ich, dass man die Märchen und deren Wiedergabe nicht kennt — wahrscheinlich kannte Veckenstedt nicht wendisch.

Die geehrten Leser dieser Zeitschrift wird es interessiren, wenn wir einen ausführlicheren Inhalt dieser Schrift mittheilen, ohne irgend welche Bemerkungen hinzuzuthun.

Der Autor theilte den Stoff in fünf Abschnitte:

I. Kubołčik (Kobold) šotek, skřítek, rus. domovoj, in verschiedener Gestalt als Kapauner, Huhn; putzt Pferde, findet sich in der Mühle.

Zmij, nw. plon., č. plívník — Drache, Gelddrache; twarohowy zmij (Quarck) — Zmij, hilft den Menschen; plon als Kalb; wie kann man einen Zmij in Besitz bekommen oder wegjagen.

Bože sedleško, Boža łosć als ein weisses Kind, wohnt in jedem Haus, besonders beim Ofen; seine Gestalt ist verschieden.

Lutki, palčiki sind kleine kobołčiky, in der Gestalt der schwarzen Leute, manche sprechen schlecht lausitzisch, haben Schätze, verkehren mit den Menschen, waren Feinde des Christenthumes (verdorben Glocken). Ihnen sind ähnlich „diví lidé, divé ženy“, poln. „krasnoludki“, Zwerge, Quexe, und sind zu finden: 1. im Hause; 2. auf dem Felde, in den Bergen, im Walde; 3. sind Wärter der Schätze.

II. Schlafende Ritter, cf., Ritter im Kyffhäuser, Untersberg, Blaník, poln. Błonicka góra, Babia góra, Marko kralević bei den Serben etc. Bei den Lausitzen ist es die „Plonicka gora“, und es ist merkwürdig, dass sie nach einer Version in Böhmen liegt oder bei Lubinje.

III. Hobry (lesní muž, v. lešij), Waldmenschen, Graby (draby), manche haben Pferdefüsse, sind Walddämone.

Dżiwica, schöne junge Waldnixen.

Dżiwja żona, ähnlich der ersteren; von ihnen sind nur wenige Sagen erhalten.

Pripołdnica, Serpownica, böhm. polednice, poln. południca, sucht besonders die Wöchnerinnen auf, um ihnen Kinder zu vertauschen.

Serpašyja, grosses Weib mit Sichel unter dem Arme.

Směrkawa, böhm. klekánice, Vesperweib.

Worawy, wurlawy, Waldnixen, ähnlich den Winterdämonen.

IV. Sudičky (Lit. laumai), Schicksalsgöttinnen.

Zła żona, böses Weib.

Přeměnk, vertauscht Kinder, die ohne Aufsicht sind, wie bei den Polen die boginki und mamuni, bei den Serben vertauschen die Feen Kinder (Wechselbalg).

Kchorosće, Krankheiten.

Mór, Pest, gewöhnlich in weisser Kleidung.

Smjertnica, čech. smrtolka, smrtonoška, gewöhnlich in der Gestalt eines Weibes, in der Regel weiss. — Im Dorfe Werben tragen bei Leichenbegängnissen die nächsten Verwandten des Verstorbenen ein grosses weisses Kopftuch (ich habe selbst eine solche Photographie); smjertnica manchmal als Sensenmann. Bekannt ist, dass der Tod auch Pathe ist.

V. Słončko, měsac, hwězdy, Sonne, Mond, Sterne. Der Mann ist im Monde, das Weib in der Sonne.

Mračele, Njewjedro Wjera = Jagababa.

Wětr, Wiechor, Wind; wohnt in tiefen Wäldern, hat grosse Macht.

Dyterbjernat, Nócny hajnik = divoký lovec cf., der wilde Jäger, Eckhardt, Dietrich von Bern; Dyterbjernat = Ban (Pan) Dietrich.

Der Verfasser dieses umfassenden Buches erschöpfte nicht nur die ganze gedruckte Literatur, sondern sammelte auch selbst und wiedergab es in einer sehr glücklich gewählten Form, nämlich im selben Dialekte, in dem er das Erzählte hörte. So wird diese Schrift zu einem sehr wichtigen Beitrag für die slavische Dialektologie, besonders für die lausitzische. Ich erwähne, dass in manchen Kirchspielen sogar drei bis vier Dialekte vorkommen. Ueberall gibt er auch den Ort und Gewährsmann an

Das weitere Studium wird zeigen, was originell lausitzisch und was von den Deutschen herübergenommen wurde; der deutsche Einfluss ist hier unermesslich. Mögen auch alle Personen und Erzählungen nicht mythisch sein, so muss das dem Autor verziehen werden; der Folklorist kann alles brauchen, wenn es auch der Ueberschrift des Buches nicht entspricht.

Der zweite Band erscheint in einem Jahre.

**Karásek.**

# Materialien zur Vorgeschichte und Volkskunde Böhmens.

Von **Břetislav Jelínek.**

## II. Theil.

*(Mit 71 Text-Illustrationen.)*

### Die Gräberstätte von Vorder-Ovenec.

Bei Gelegenheit der Bauten und Anlage von Gärten, welche für die Landesausstellung in Baumgarten bei Prag (1891) im Jahre 1890 vorgenommen wurden, stiessen die Arbeiter auf Aschengruben, in welchen Scherben von verschiedenen Gefässen enthalten waren. Herr Architekt Ant. Wiehl hatte die Güte, mich von diesem Vorfalle sogleich in Kenntniss zu setzen und war es auch späterhin ermöglicht, jedes Grab, auf welches man stiess, ringsherum umzugraben und unter Aufsicht zu öffnen.

Diese Nachforschungen ergaben als Resultat, dass sich hier eine grosse Begräbnissstätte auf einer Fläche von mehr als 200 Ar ausbreitete. Schon früher waren hier bei Arbeiten in den Parkanlagen verschiedene vorgeschichtliche Objecte gefunden worden, die unter dem Namen „Funde von Vorder-Ovenec und Obora“ [1]) bekannt sind.

Beim Baue der Tramwaylinie, welche in den Park geführt wurde (1884), stiess man wiederholt auf der ganzen Baustrecke auf Gräber; die Bergung des Inhaltes derselben geschah aber ohne jegliche Rücksichtnahme auf die einzelnen Fundstellen, indem sich die Interessenten, welche den Arbeitern die aufgefundenen Objecte abkauften, blos mit diesen begnügten. — Ich wende mich aber gleich zu den systematisch durchgeführten Ausgrabungen, weil den Gerüchten, welche über die eben erwähnten Funde circuliren, nicht viel Glauben beizumessen ist.

Auf einer Fläche von 180 Ar wurden Gräber entdeckt, deren Zahl sich nach den gepflogenen Erhebungen auf 170 belaufen haben dürfte. Von diesen waren zwei Skeletgräber, drei enthielten einen theilweisen Leichenbrand und die anderen waren durchgehends Kesselgräber mit reinem Leichenbrand. Von allen hier entdeckten Gräbern wurden 139 unter Aufsicht geöffnet; die Zahl jener, welche bei verschiedenen Arbeiten gänzlich zerstört wurden, kann man auf beiläufig 30 veranschlagen.

Einen detaillirten Plan von diesem Gräberfelde gelang mir trotz aller Unterstützung, die mir von Seite der daselbst beschäftigten Herren Landesbeamten zutheil wurde, nicht zu entwerfen, weil die Hast, mit welcher wegen der vorgeschrittenen Jahreszeit gearbeitet wurde und da verschiedene private Baumeister sich in ihren pressanten Arbeiten nicht aufhalten lassen wollten, eine specielle Untersuchung aller hier entdeckten Gräber ganz unmöglich machte. Nichtsdestoweniger gelang es mir doch, auf einer Fläche von beiläufig 200 m², und zwar dort, wo vor dem Pavillon des Pilsener Brauhauses, dem Industriepalaste und dem Pavillon des Landesausschusses Sand gegraben, Wege und Gartenbeete angelegt wurden, eine interessante Partie dieser Gräberstätte zu fixiren, welche die zwei erwähnten Skelette, das grösste Kesselgrab und ein Grab mit einem theilweisen Leichenbrand nebst einigen zusammenfügbaren Gefässen aus verschiedenen Kesselgräbern enthielt (siehe Fig. 5). Am dichtesten lagen die Gräber dort, wo die Künstlerhalle errichtet werden sollte, denn längs einer 20 m langen Grundmauer habe ich deren sieben gezählt, welche 2—6 m von einander entfernt, fast in einer Reihe angelegt waren; ebenso verhielt es sich bei der 12 m langen Quermauer desselben Gebäudes, wo fünf Gräber vorgefunden wurden, von welchen zwei ganz nahe aneinander lagen.

Wir schreiten nun zu der Besprechung der einzelnen Gräber und der daselbst gemachten Funde überhaupt und beginnen mit den Kesselgräbern, welche auf dieser Gräberstätte dominiren.

Alle unter besonderer Aufsicht geöffneten Kesselgräber waren rund, nach unten kugelig abgeschlossen und mit Asche vermischter, schwarzer Erde, sehr wenigen kleinen Splittern von verbrannten Menschenknochen, ferner mit Thierknochen, von welchen einige angebrannt waren, und mit kleinen Holzkohlenstücken gefüllt, aus welchem Inhalte nebst Scherben und grösseren Bruchstücken von Thongefässen, mitunter

[1]) Přední Ovenec heisst ursprünglich der heutige Bubeneč und Královská obora (königlicher Thiergarten) der jetzige Baumgarten. Ich behalte die ursprüngliche Benennung dieses Ortes deshalb bei, weil alle in früheren Zeiten daselbst gemachten Funde unter derselben verzeichnet wurden.

auch andere vorgeschichtliche Objecte zum Vorschein kamen. Alle Gräber dieser Art waren von gleicher Construction, nur ihre Maasse variirten ein wenig untereinander, indem die Tiefe derselben 60 bis ausnahmsweise 100 cm und deren Mündung nach oben einen Durchmesser von 70—100, ausnahmsweise von 120—140 cm erreichte; blos ein Grab war 50 cm tief und hatte im Durchmesser ebenfalls nur 50 cm. Bei den übrigen Gräbern verhielten sich die Maasse der Tiefe zum Durchmesser wie: 60 zu

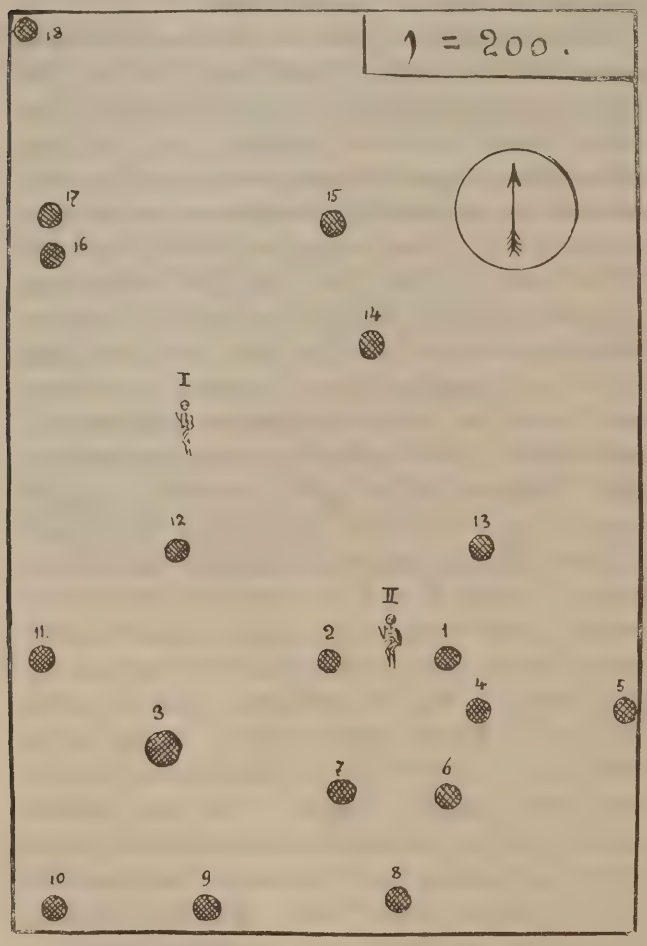



Fig. 5. **Situationsplan eines Theiles der Gräberstätte von Vorder-Ovenec.** 1 : 200.

80—100; 70, 80 und 90 zu 100—120, zweimal 100 zu 120 und einmal 100 zu 140. Diese Gräber waren unregelmässig weit, und zwar 2—18 m von einander entfernt in die Erde versenkt und befanden sich circa 40 cm unter der Humusschichte.

Aus dem Localaugenscheine erhellt, dass die Verbrennung der Leichen nicht an Ort und Stelle, sondern irgendwo anders stattgefunden haben muss, von wo die Asche hieher übertragen und daselbst in die vorbereiteten Gruben versenkt wurde; denn aus allen daselbst gefundenen Scherben liessen sich nur wenige Gefässe zusammenstellen und in der Asche fanden sich häufig gebrannte Lehmklumpen, welche offenbar von der Stelle, auf welcher der Leichenbrand vollzogen wurde, herrührten und beim Zusammenscharren der Asche mit aufgeladen, hieher überführt und mit vergraben wurden. Ausserdem sind viele daselbst gefundene Scherben auch stark vom Feuer angegriffen und mitunter so verbrannt, dass sie förmliche Schlacken bilden, ein Beweis, dass auch Gefässe der Leiche beigegeben und mit derselben verbrannt wurden. Jedes von diesen Gräbern enthielt, wie aus den verschiedenen Scherben zu schliessen ist, 3 bis ausnahmsweise 21 grosse und kleine Gefässe, welche theils roh, theils geglättet waren.

Als Muster dieser Gräber füge ich unter Fig. 6 das Bild eines ideal zusammengestellten Kesselgrabes bei. Dasselbe ist nämlich aus zwei Gräbern zusammengestellt, so dass der obere Theil desselben I (*AC*)

Fig. 6. **Aus zwei Gräbern ideal zusammengestelltes Kesselgrab von Vorder-Ovenec** ($^1/_{20}$ nat. Gr.).

den oberen Theil eines, und der untere Theil II (*CB*) den unteren Theil eines anderen Grabes darstellt. Ich habe diese zwei Gräber deshalb combinirt zur Abbildung gewählt, weil sie allein die zwei einzigen Arten von absichtlicher Beisetzung ganzer Objecte aufweisen.

Das erste Grab I, welches sich in den vertieften Gartenanlagen vor dem Gebäude der retrospectiven Ausstellung befunden hatte, enthielt blos Scherben von verschiedenen (15), rohen und geglätteten Gefässen. Dasselbe war fast 80 cm tief und hatte an der Oeffnung etwas über 90 cm im Durchmesser. Oben auf demselben lag, wie ein Hüter des Grabinhaltes, ein Skelet von einem Hunde (Canis optimae matris Jeit. — Museum Nr. 6129), und zwar in der Richtung von Nordwest nach Südost gestreckt, mit dem Schädel nach letzterer Richtung.

Das zweite Grab II war 90 cm tief und hatte 100 cm im Durchmesser. Dasselbe enthielt Scherben von

18 Gefässen, auf dem Boden stand eine Reibsteinplatte von rothem Sandstein und auf derselben lag ein runder, faustgrosser, leicht handlicher Kieselstein, welcher auf der unteren Seite stark abgewetzt war, offenbar ein Kornreiber oder Klopfstein[1]). Die Reibsteinplatte Fig. 7 ist oval, in der Mitte

Fig. 7. **Reibsteinplatte mit Klopfstein aus den Braudgräbern** ($^1/_{10}$ nat. Gr.).

stark durch das Reiben vertieft, 35 cm lang, 23 cm breit und 8 cm hoch.

Ausser in diesem Grabe befanden sich noch in drei anderen Gräbern in derselben Art beigesetzte Reibsteinplatten mit Reibsteinen. Von diesen ist eine Reibsteinplatte ebenfalls von rothem Sandstein und stark abgenützt. Dieselbe ist 34 cm lang, 26 cm breit und 6·5 cm hoch, die zwei anderen sind von weissem

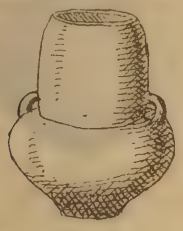


Fig. 8.
Thongefäss ($^1/_{10}$ nat. Gr.).

Fig. 9.
Thonsieb ($^1/_5$ nat. Gr.).

Fig. 10. Thongefäss mit Ausgussschnabel ($^1/_{10}$ nat. Gr.).
**Gefässe aus dem Kesselgrabe 1.**

Sandstein, auf der Reibplatte ganz flach und ist die eine von ihnen 38 cm lang, 23 cm breit und 13 cm hoch; die andere ist 34 cm lang und hat dieselbe Breite und Höhe.

Wenn wir unseren Situationsplan (Fig. 5) ansehen, so finden wir zu beiden Seiten des Skeletgrabes II zwei Kesselgräber, welche von demselben je 1 m entfernt waren.

[1]) Aehnliche Reibsteinplatten und Klopfsteine kamen auch in den Urnengräbern von der Kotlářka vor (vgl I. Theil in diesen „Mittheilungen", Bd. XXI, S. 32).

Das erste Grab 1 war 90 cm tief und hatte am Rande 100 cm im Durchmesser. In demselben wurden Scherben von 11 Gefässen gefunden, von welchen sich zwei Gefässe ganz und ein drittes nur zum Theil zusammenfügen liessen. Es sind dies:

Ein langhalsiges Gefäss (Fig. 8) von grauer Farbe, geglättet. Zwei kleine Henkel verbinden das Halsstück mit dem Gefässkörper. Höhe 23, Durchmesser an der Mündung 12, am Boden 8 cm.

Das zweite Gefäss ist ein Sieb (Fig. 9). Dasselbe ist grünlichgrau von Farbe, geglättet und am Rande mit einem

Fig. 11*a*.

Fig. 11*b*.

**Thonschüssel und deren innere Bodenverzierung aus dem Kesselgrabe 2.**

Henkel versehen, der Boden desselben ist durchlöchert. Höhe 5, Durchmesser an der Mündung 14·5, am Boden 6·2 cm.

Das dritte ist ein breites Gefäss (Fig. 10), am Rande mit einem Schnabel versehen, von rothgrauer Farbe, geglättet und etwas roher als die vorerwähnten gearbeitet. Dasselbe ist 15 cm hoch und hatte im Durchmesser an der Mündung 36 (?) und am Boden 20 cm.

Das zweite Grab 2 war 70 cm tief und hatte 90 cm im Durchmesser. In demselben befanden sich Scherben von 15 Gefässen.

Von diesen habe ich nur mit genauer Noth eine tiefe Schüssel (Fig. 11*a*) zusammenstellen können. Dieselbe ist

Fig. 12. **Henkelgefäss mit Verzierungen** ($^1/_5$ nat. Gr.).

auf der Aussenseite roh und von rothbrauner Farbe, innen aber schwarz geglättet und mit einem in vier Felder getheilten und breit gestreiften Boden versehen (Fig. 11*b*). Ein verhältnissmässig sehr kleiner Henkel ist am Rande derselben angebracht. Höhe 10, Durchmesser an der Mündung 27·5, am Boden 9·5 cm.

Das dritte Grab 3 war eines von den grössten, denn es hatte die Tiefe von 100 und eine Breite von über 140 cm. Dasselbe war 8 m von dem vorerwähnten entfernt und enthielt — wie die meisten derselben — eine Menge Scherben von rohen und feinen Gefässen, welche sich aber nicht zusammen-

stellen liessen; dafür fanden sich hier einige durch Feuer sehr zerstörte Stücke, namentlich vom Rande eines grossen Gefässes, welche zu förmlichen Schlacken zusammengebacken waren.

Ein anderes Kesselgrab, welches in der südlichen Ecke zwischen dem Hauptgebäude der Kunstausstellung und dessem Anbaue situirt war, enthielt:

Ein sehr schönes Gefäss (Fig. 12) von dunkelgrauer Farbe. Dasselbe ist geglättet, auf der Ausbauchung mit fingerbreiten, vom Halse herablaufenden Wülsten verziert. Auf der Ausbauchung ist es kreuzweise mit zwei Henkeln und zwei länglichen, vorstehenden Ansätzen versehen. Diese letzteren sind ihrer Länge nach durchlöchert und ziehen sich von denselben eingedrückte Streifen über die Gefässwand herab zum Boden. Auch der Rand des ausgehöhlten Bodens ist mit zwei Löchern versehen. Höhe 15, Durchmesser an der Mündung 7·5, am Boden 5·5 cm.

Dieses Gefäss stand in dem Grabe und war mit einer länglichen Sandsteinplatte bedeckt, durch die Last derselben und des Erdreiches gebrochen und etwas eingedrückt. Als es herausgehoben wurde, fiel es auseinander und aus seinem Inneren rollten mehrere Bruchstücke von einer zerbrochenen Bronzesichel und von Bronze-Rohguss heraus. Das Gefäss liess sich gut zusammenfügen und ist dasselbe sammt seinem Inhalte im städtischen Museum wohl aufbewahrt (Nr. 6180 bis 6182).

Von sonstigen Thongefässen, welche aus den anderen Kesselgräbern herrühren und sich ganz oder zum grössten Theile zusammenfügen liessen, verzeichne ich:

Einen schwarz geglätteten Napf (Fig. 13). Höhe 5, Durchmesser am Rande 11, am Boden 2·5 cm.

Einen Napf mit einem hinaufgebogenen Henkel (Fig. 14). Derselbe ist ebenfalls schwarz geglättet. Höhe 5·6, Durchmesser am Rande 12, am Boden 2 cm.

Einen Napf von graubrauner Farbe (Fig. 15). Höhe 6, Durchmesser am Rande 7, am Boden 3 cm.

Einen schwarz geglätteten Napf mit einem Henkel (Fig. 16). Höhe 7, Durchmesser am Rande 11, am Boden 5 cm.

Eine graue, geglättete Schüssel (Fig. 17). Höhe 11·5, Durchmesser am Rande 23, am Boden 5·5 cm.

Ein tiefes, grau geglättetes Gefäss (Fig. 18). Höhe 18, Durchmesser am Rande 18, am Boden 9 cm.

Eine Flachschüssel (Fig. 19). Dieselbe ist auf der Aussenseite roh gearbeitet und von grauer Farbe, innen aber schwarz geglättet. Der Rand derselben ist geschweift und der Boden nach innen etwas erhaben. Höhe 5, Durchmesser am Rande 27, am Boden 6 cm.

Ein Gefäss von lichtrothbrauner Farbe (Fig. 20). Dasselbe ist auf dem Gefässkörper unterhalb des Halses quer und auf der Ausbauchung der Länge nach zum Boden herab mit fingerbreiten Streifen verziert. Höhe 16, Durchmesser an der Mündung 13·5, am Boden 6·8 cm.

Fig. 13.
Napf ($^1/_5$ nat. Gr.).

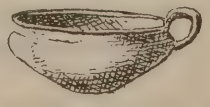


Fig. 14.
Henkelnapf ($^1/_5$ nat. Gr.).

Fig. 15.
Napf ($^1/_5$ nat. Gr.).

Fig. 16.
Henkelnapf ($^1/_5$ nat. Gr.).

Fig. 17.
Schüssel ($^1/_{10}$ nat. Gr.).

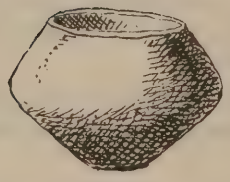


Fig. 18.
Tiefes Gefäss ($^1/_{10}$ nat. Gr.).

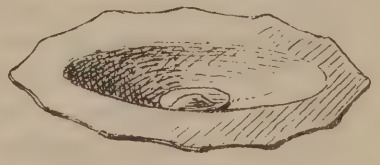


Fig. 19.
Flachschüssel ($^1/_6$ nat. Gr.).

Fig. 20.
Verziertes Gefäss ($^1/_6$ nat. Gr.)

Fig. 21.
Urne ($^1/_{15}$ nat. Gr.).

**Thongefässe aus den Kesselgräbern von Vorder-Ovenec.**

Eine Urne von schmutzig röthlichgelber Farbe (Fig. 21). Dieselbe ist, ähnlich wie beim vorigen Gefässe, mit fingerbreiten Streifen verziert; der flache Rand ist gekerbt. Höhe 38, Durchmesser an der Mündung 29, am Boden circa 15 cm.

Ein vom Halse an nach unten gestreiftes Gefäss mit zwei Henkeln. Dasselbe ist von schmutziggrauer Farbe und sehr ähnlich jenem, welches bei dem Skelete II (Fig. 36) gefunden wurde, ist aber etwas kleiner. Höhe 17, Durchmesser am Rande 15, am Boden 7 cm.

In einem Grabe, welches in den Parkanlagen vor dem Gebäude der retrospectiven Ausstellung geöffnet wurde, befand sich (ausser verschiedenen Scherben) auch ein Bruchstück von einer Schüssel, welche die Form und Grösse des unter Fig. 17 abgebildeten Stückes hatte; dieselbe ist jedoch mit einem Henkel versehen, von grauer Farbe und geglättet.

Verzierte Gefässe kamen auf dieser Gräberstätte sehr sporadisch vor. Ausser wenigen Scherben kann ich blos zwei Bruchstücke von Näpfen (Fig. 22 und 23) verzeichnen.

Der erste Napf (Fig. 22) ist braun und war geglättet, scheint aber durch Feuer gelitten zu haben. Die Verzierung besteht in mit Furchen gestreiften Flächen, welche durch sparrenförmige Zacken von einander abgetheilt erscheinen.

Oben, längs der ganzen Schraffirung, läuft ein punktirter Ring herum.

Der zweite Napf (Fig. 23) ist schön schwarz geglättet und ausserhalb der Schraffirung mit kleinen hervorspringenden Buckeln verziert.

Die Gefässscherben, welche auf dieser Begräbnissstätte massenhaft vorkamen, zeichnen sich besonders durch ihre Mannigfaltigkeit aus und stammen theils von ähnlich geformten Gefässen, wie wir sie in unseren Abbildungen finden, oder von Gefässen, die uns von anderen Fundstätten Böhmens bekannt sind. Von diesen letzteren sind zu verzeichnen:

Kleine Doppelgefässe von der Art des in der Balabenka gefundenen (vgl. im I. Theil dieser „Materialien", Fig. 34), grosse Urnen (vgl. „Funde zu Slup", Mitth. der Anthropol. Ges., Bd. XX, Tab. I, Fig. 1; „Branik", ibid. Bd. XIV, S. 179, Fig. 41) mit glatten und gezackten Rändern u. s. w. Ueberhaupt sind dies Gefässformen, die dieser alten Keramik eigenthümlich sind. Von den vielen Bodenstücken, die hier gefunden wurden, sind mehrere nach innen zu etwas erhaben, nur ein einziger Boden von einem grösseren Gefässe ist mit einer 3 cm im Durchmesser haltenden kreisrunden, vertieften Linie verziert. Zwei Gefässscherben erscheinen am Rande des Bodenstückes gekerbt. — Auch Scherben von gut gebrannten, rothen und harten Gefässen, welche lebhaft an Terra sigillata mahnen, kamen hier vor und ist der Fund derselben in Bezug auf ein anderes aus der Kotlářka (vgl. I. Theil, S. 32) insoferne von Interesse, weil er dort in Gräbern aus der späten neolithischen und hier in Gräbern aus der frühen Bronzezeit constatirt wird. Es ist nur schade, dass man aus den eben gedachten Scherben nicht auf die Form der Gefässe schliessen kann, um weitere Vergleichungen anstellen zu können.

Von anderen Thongegenständen, welche in diesen Gräbern gefunden wurden, ist noch ein kleines Gewicht (Fig. 24) zu verzeichnen. Dasselbe ist kegelförmig, roth von Farbe, 6·5 cm hoch und hat am Boden 4·7 cm im Durchmesser. Das obere Ende ist flach abgeschnitten. Ausserdem wurden hier auch grössere Webegewichte von 12—15 cm Höhe gefunden, welche vierkantig und jenen von Libeň (vgl. I. Theil, Fig. 24) ähnlich sind.

Von grosser Bedeutung ist jedoch der Fund eines Bruchstückes von einem Steinhammer (Fig. 25), welcher aus dem Grabe mit der der Fig. 17 ähnlichen Henkelschüssel herrührt. Es ist die Schneide eines Hammers aus Hornblende, welche an den beiden Stirnseiten mit eingeritzten Furchen verziert und am Mittelstück durchbohrt, mit einem Ansatzloche versehen war.

Die Höhe dieses Bruchstückes beträgt 4·5, die Länge 11 cm, es mochte demnach die Gesammtlänge des ganzen Stückes circa 20 cm betragen haben.

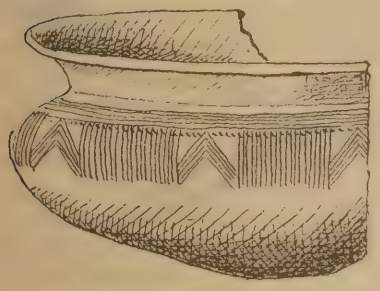


Fig. 22.

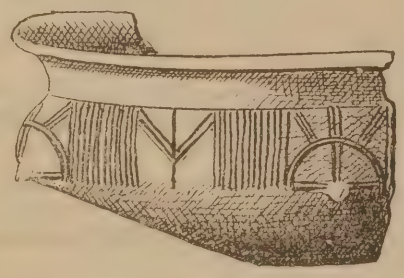


Fig. 23.

**Bruchtheile von verzierten Näpfen** (1/4 nat. Gr.).

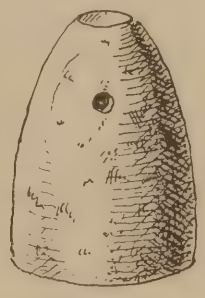


Fig. 24.

**Thongewicht** (1/2 nat. Gr.).

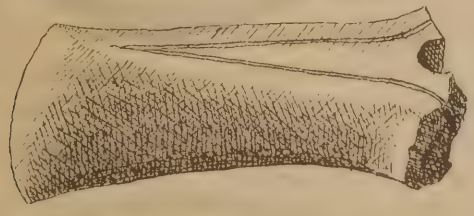


Fig. 25 (1/2 nat. Gr.).

**Steinhammer von Vorder-Ovenec.**

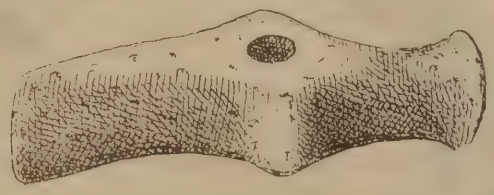


Fig. 26 (1/2 nat. Gr.).

**Steinhammer von Libeznic.**

Zur näheren Beurtheilung und Ergänzung dieses Stückes füge ich unter Fig. 26 die Abbildung eines ähnlichen Hammers bei, welcher in Libeznic (2 Stunden nördlich von unserer Gräberstätte) gefunden wurde und auch in den Sammlungen des städtischen Museums in Prag (unter Nr. 56.981) aufbewahrt wird. Derselbe ist sehr schön aus braunem Serpentin gearbeitet, 12 cm lang, 3·3 cm hoch und in der Mitte 5 cm breit; das Loch, welches mit Knochen durchbohrt wurde, ist konisch, so dass es unten am An-

satze 19 und oben an der Mündung 11 mm im Durchmesser hält.

Der Fund des Bruchstückes eines Steinhammers in einem Kesselgrabe dieser Begräbnissstätte ist insoferne von Interesse, als unsere Localität in die frühe Bronzezeit fällt. Auch die schöne, schlanke und zierlich gestaltete Form dieser Hämmer überhaupt beweist schon an und für sich einen grösseren Fortschritt und entwickelteren Geschmack; man könnte fast glauben, dass die Form dieser durchbohrten Steinhämmer jener von Erz verfertigter Aexte und Beile entlehnt sein dürfte.

Von anderen Funden, welche in diesen Kesselgräbern mit Leichenbrand gemacht wurden, verzeichne ich folgende Objecte:

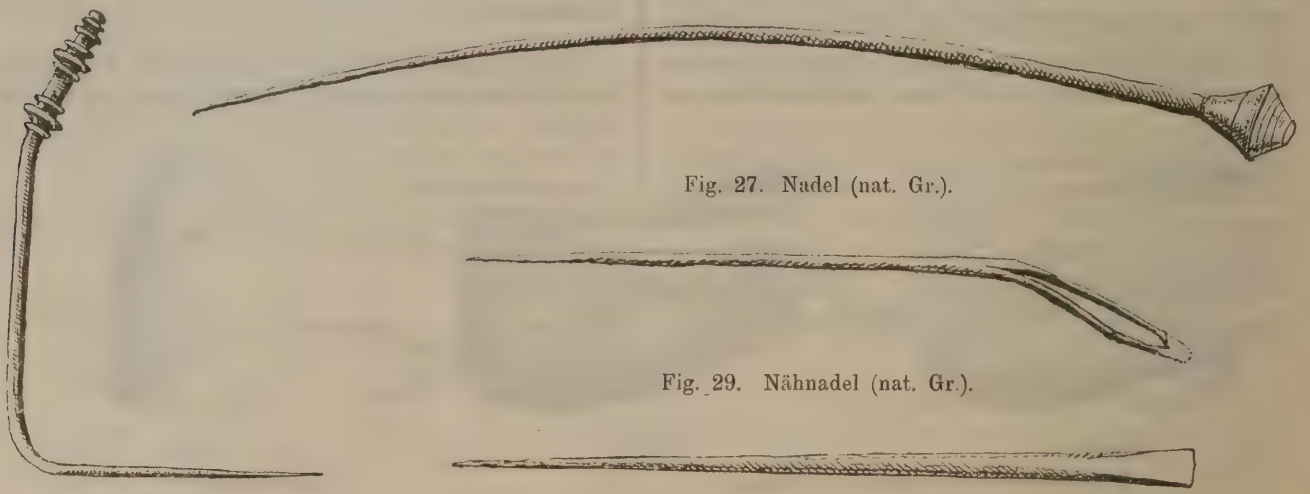


Fig. 27. Nadel (nat. Gr.).

Fig. 29. Nähnadel (nat. Gr.).

Fig. 28. Gebogene Nadel (nat. Gr.)

Fig. 30. Instrument (nat. Gr.).

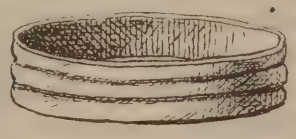


Fig. 31. Geschlossener Ring (nat. Gr.).

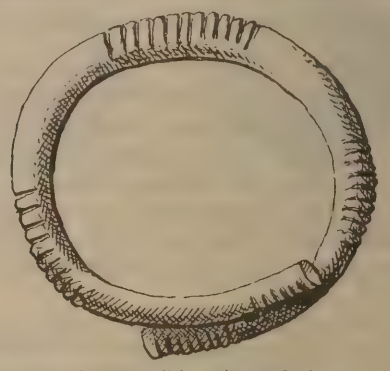


Fig. 32. Ring (nat. Gr.).

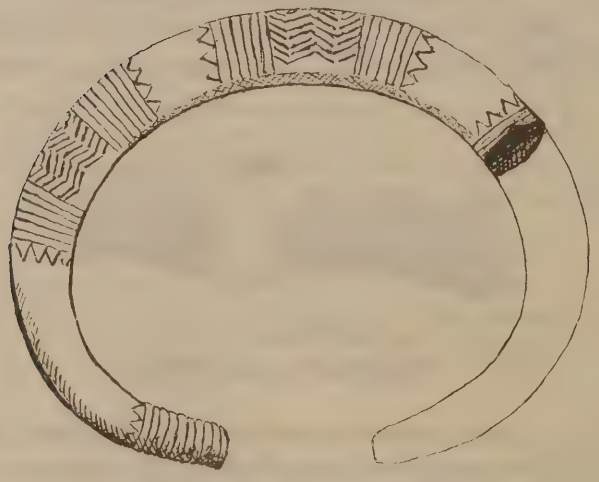


Fig. 34. Bruchtheil eines Armringes (nat. Gr.).

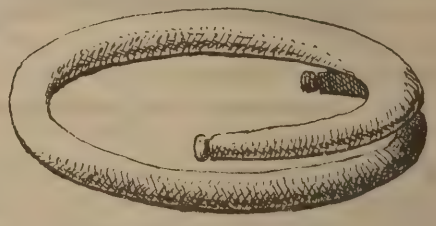


Fig. 33 Ring (nat. Gr.).

**Bronzeobjecte aus den Kesselgräbern von Vorder-Ovenec.**

Eine 14 cm lange Nadel aus Bronze mit einem massiven, einfach gestreiften und punktirten Kopfe (Fig. 27).

Eine 10 cm lange, gebogene Nadel aus Bronze mit fein geringeltem Kopfe (Fig. 28).

Eine 9 cm lange Nähnadel aus Bronze, mit einem über 25 mm langen Oehr (Fig. 29).

Ein 95 mm langes Instrument, welches auf dem breiten Ende flach geschlagen, einen kleinen Spaten und auf dem anderen Ende eine Ahle bildet (Fig. 30).

Ein geschlossener, flacher, drei Streifen bildender Ring aus Bronze; derselbe ist 8 mm breit und hat 35 mm im Durchmesser (Fig. 31).

Ein offener mit den Enden übergreifender Ring aus Bronze (Fig. 32), welcher 5—6 mm stark und an den Enden sowie auch an drei Stellen auf der Aussenseite mit tiefen Einschnitten verziert ist. Durchmesser 4·5 cm.

Ein ebenfalls offener runder Ring aus Bronze, mit weit übereinander greifenden Enden (Fig. 33). Derselbe ist glatt und an den Enden mit kleinen Knöpfen verziert. Seine Stärke beträgt im Körper 6, an den Enden 4 mm, Durchmesser 5·5 cm.

Ein Bruchstück von einem massiven Armring aus Bronze (Fig. 34), welcher auf der Aussenseite rund und gravirt ist. Derselbe ist im mittleren Theile 8 mm stark und mochte 7·5 cm im Durchmesser gehabt haben.

Ausserdem wurden daselbst noch einige Bruchstücke von Nadeln und ein kleiner, glatter und flacher Ring (Alles aus Bronze) gefunden.

Ferner ist hier noch zu erwähnen des Fundes einer unteren Schale einer Austernmuschel. Wirtel- und Knochenwerkzeuge, ausser einem Bruchstücke, das vielleicht von einer Ahle herrühren dürfte, kamen auf dieser Gräberstätte nicht zum Vorschein.

Nun wende ich mich zu den Kesselgräbern, welche nur einen theilweisen Leichenbrand enthielten:

In einem Kesselgrabe (auf unserer Planskizze Fig. 5, Grab 18), welches vollkommen den bisher beschriebenen gleich war und Asche, Gefässscherben und Thierknochen enthielt, wurde ein vom Feuer durchaus nicht angegriffener menschlicher Schädel gefunden, welcher aber durch Unwissenheit der Arbeiter zerschlagen wurde; nur die Hirnschale blieb von ihm erhalten, die anderen Schädeltheile fand ich erst beim Untersuchen der daselbst ausgegrabenen Thierknochen. Sonst kamen hier keine Menschenknochen zum Vorschein, woraus erhellt, dass der Kopf vom Körper getrennt und mit dem verbrannten Leichnam in's Grab beigesetzt wurde[1]).

Derselbe rührt von einem erwachsenen Manne her, welcher das 30. Lebensjahr wohl überschritten hatte.

In demselben Grabe wurde noch ein Ring aus Bronze (Fig. 35) gefunden. Derselbe ist flach und ähnlich dem sub Fig. 31 verzeichneten Ringe, nur mit dem Unterschiede, dass er schmäler und offen ist und in zwei Enden ausläuft, welche schwach durch eingravirte Querstriche verziert erscheinen. Seine Breite beträgt 5 und an den Enden 3 mm und hat derselbe 4—4·5 cm im Durchmesser.

Aus einem anderen Grabe, welches in der oben besagten Ecke des Künstlerhauses geöffnet wurde und welches den besprochenen Kesselgräbern gleiche keramische Objecte aufweist, rührt noch eine menschliche Hirnschale her, welche ebenfalls vom Feuer nicht angegriffen ist. Ich war früher der Meinung, dass dieselbe so beigesetzt wurde, wie sie mir übergeben worden war[1]), weil sie keine frischen Brüche aufwies; allein nach der in dem vorerwähnten Grabe gemachten Erfahrung und, weil dieses Grab unter keiner Aufsicht geöffnet wurde, dürfte auch diese Hirnschale von einem ganzen Schädel herrühren, welcher nur von der Last des Erdreiches zerdrückt wurde und dessen kleinere Bruchstücke, mit anderen kleineren Thierknochen und Scherben vermischt, mit dem Schotter weggeführt wurden.

In einem dritten Kesselgrabe, welches bei den Erdarbeiten unmittelbar vor dem Pavillon des Landes-

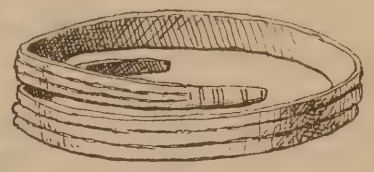


Fig. 35. **Bronzering** (nat. Gr.).

ausschusses geöffnet wurde, befand sich nebst dem in diesen Gräbern gewöhnlichen Inhalte noch ein ganzes männliches Skelet. Leider war ich nicht zugegen, als der Inhalt des Grabes ausgehoben wurde. Alles, der Schädel und selbst auch die Gebeine wurden dabei theils zerschlagen und theils gebrochen, so dass sich der Schädel nicht mehr zusammenstellen liess. Auch gelang es mir nicht, die Lage des Skeletes zu ermitteln; aber nach den Maassen des Grabes, welches wohl die Länge von 150 cm nicht überschritten haben mochte, zu urtheilen, musste die Leiche des Beerdigten in kauernder Lage beigesetzt worden sein.

Ein ähnliches Schicksal ereilte auch das auf unserem Situationsplane verzeichnete Skelet I. Die Arbeiter verscharrten es nämlich aus Furcht absichtlich wieder in den Schotter; beim nochmaligen Nachgraben fand ich nur wenige zerschlagene Menschenknochen und eine Scherbe von einem graugeglätteten Thongefässe vor.

[1]) Aehnliche Schädelbeisetzung in einem Kesselgrabe, welches nebst Leichenbrand auch Skelette enthielt, fand unter Hockergräbern auch M. Wosinsky auf dem Gräberfelde von Lengyel (Das prähistorische Schanzwerk zu Lengyel; Budapest 1888, Heft I, S. 30). — Solche Schädelbeisetzungen in Brandgräbern kommen mitunter auch anderwärts vor (vgl. weiter unten).

[1]) Mitth. der Anthropol. Ges., Bd. XXI, S. [12].

Mehr vom Glücke begünstigt war man bei dem Skelet in Grab II. Kaum 80 cm unter der Bodenfläche lag es in einer etwas kauernden Lage mehr auf die rechte Seite geneigt, mit dem Kopfe gegen Norden gewendet. Näher an der rechten Schulter stand neben

Fig. 36. **Thongefäss aus Skeletgrab II** ($^1/_{10}$ nat. Gr.).

ihm ein Thongefäss. Daselbst wurde auch ein Bruchstück von einer Bronzenadel gefunden; dass auch bronzene Ohrringe vorhanden waren, beweist der linke Warzenfortsatz, welcher ganz grün gefärbt erschien. Diese Ringe mussten aber sehr dünn und ganz zerfallen gewesen sein, weil nichts mehr von ihnen vorhanden war.

Das Gefäss (Fig. 36) ist von grauer Farbe, vom Rande hinab über den Hals und den Gefässkörper roh (wie mit Fingern) gestreift und mit zwei Henkeln versehen, welche unterhalb des kurzen Halses aus dem Gefässkörper hervorragen und am Gefässrande ansetzen. Dasselbe ist 23 cm hoch und hat an der Mündung 17 und am Boden 12 cm im Durchmesser. — Ein ähnliches Gefäss habe ich bereits oben bei den Kesselgräbern verzeichnet.

Was das Skelet betrifft, so ist aus dem Baue sämmtlicher Knochen ersichtlich, dass es einem männlichen Individuum angehörte, und zwar von einem erwachsenen, kräftigen Manne von mittlerer Statur (circa 165 cm) und mittelstarkem Körperbaue. Die Muskelansatzstellen an den Extremitätenknochen sind stark ausgeprägt Das Becken ist entschieden männlich, der Schamwinkel spitzig, die Darmbeinschaufel aufsteigend und der Beckenausgang herzförmig. Hervorgehoben sei, dass die Fovea supratrochlearis perforirt, die Tibia jedoch nicht platyknemisch ist. Auch der Schädel trägt männliche Merkmale. Von den stark abgeschliffenen Zähnen sind einige (vielleicht ein Dutzend) noch bei Lebzeiten verloren gegangen, der obere rechte Backenzahn ist überdies cariös und die nach aussen, mit Ausnahme der Schläfe, durchgehends offenen, nach innen aber obliterirten, ziemlich stark gezahnten Nähte beweisen, dass dieser Mann ein Alter von beiläufig 45 Jahren erreicht haben mochte.

Der Schädel ist nicht gross, aber hübsch geformt.

Von oben gesehen [Norma verticalis] (Fig. 37)[1] bildet der Schädel ein Eioval mit runder Stirn und kurzem vollen Hinterhaupt. Die grösste Breite fällt in die Gegend der Scheitelbeinhöcker.

Die Seitenansicht [Norma lateralis] (Fig. 38). Das Gesicht ist alveolär-prognath, die Spina nasalis vorspringend, der Nasenrücken eingedrückt, die niedrige Stirn steigt im Bogen zu dem wenig gewölbten Scheitel, welcher im starken Bogen in das kurze, runde Hinterhaupt übergeht. Keine Stonokrotaphie. Das Kinn tritt stark vor, der Unterkieferkörper ist lang, der Kieferwinkel stumpf.

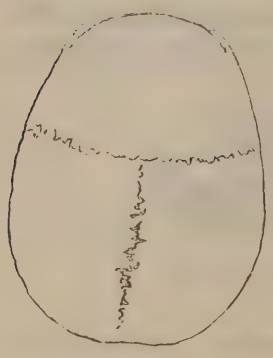


Fig. 37.

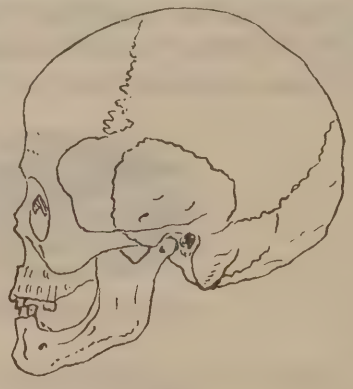


Fig. 38.

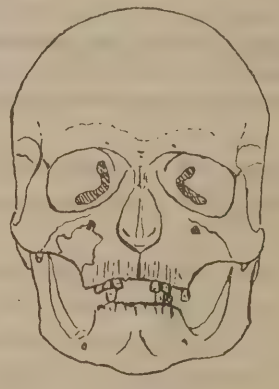


Fig. 39.

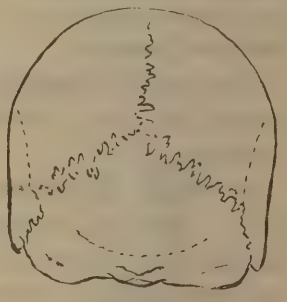


Fig. 40.

**Schädel von Vorder-Ovenec.**

Die Vorderansicht [Norma frontalis] (Fig. 39). Stirne etwas niedrig, das Gesicht kurz, die niedrigen Augenhöhlen schräg gestellt. Die Nase ist mittelhoch, an der Wurzel schmal, die Nasenbeine sind flach gelegt, oben eng und nach unten sich verbreiternd; die Pränasalgruben angedeutet.

Ansicht von hinten [Norma occipitalis] (Fig. 40). Schöner, breiter, niedriger Bogen mit nur wenig abwärts sich nähernden Seiten. Die queren Hinterhauptmuskelleisten sind deutlich markirt.

Von unten angesehen [Norma basilaris] erscheint der Schädel mittellang, die Jochbogen etwas ausgeschweift, der Gaumen mittellang, das Foramen magnum rund, die Zähne standen vermuthlich in einem einfachen Bogen.

[1] Sämmtliche Zeichnungen des Schädels sind nach einer photographischen Aufnahme auf weite Entfernung in $^1/_4$ natürlicher Grösse ausgeführt.

Nach der Messung erscheint der Schädel mesocephal und orthocephal, chamäprosop, chamäkonch und mesorrhin.

Schädelmaasse in Millimetern:

| | | |
|---|---|---|
| Länge | | 173 |
| Stirnbreite | untere | 96 |
| | obere | 120 |
| Grösste Breite | | 137 |
| Hinterhauptbreite | | 116 |
| Mastoidalbreite | | 100 |
| Höhe zum Bregma | | 142 |
| „ grösste | | 144 |
| Horizontalumfang | | 500 |
| Sagittalbogen (von der Glabella nasial bis oppision) | | 370 |
| Querbogen (von einem Ohr zum anderen) | | 315 |

Gesichtsschädel.

| | | |
|---|---|---|
| Gesichtshöhe (vom Kinn bis zur Nasenwurzel) | | 105 |
| Jochbreite | | 133 |
| Orbita | Höhe | 31 |
| | Breite | 40 |
| Nase | Höhe | 50 |
| | Breite | 25 |
| Untere Kieferhöhe (ohne Zähne) | | 35 |
| Kieferbreite | untere | 99 |
| | obere | 128 |
| Untere Kieferwinkelbreite | | 120 |
| Kiefergelenksbreite | | 110 |

Indices.

| | | |
|---|---|---|
| Schädel: | Längenbreite-Index | = '79·09 |
| „ | Längenhöhe-Index | = '82·08 |
| „ | „ | = (83·23) |
| „ | Breitenhöhe-Index | = 95·13 |
| | Facial-Index | = 78·9 |
| | Orbital-Index | = 77·5 |
| | Nasal-Index | = 51 |

Obzwar der Schädel in seinen Maassen sich stark der Brachycephalie nähert, trägt er nichtsdestoweniger einen mesocephalen Charakter an sich; in Hinblick aber auf die Zeitperiode, welcher er angehört (frühe Bronzeperiode), ist er umsomehr beachtenswerth, als es nur wenige ähnliche aus dieser Zeit gibt; es ist daraus zu ersehen, dass die Dolichocephalie schon damals im Abnehmen begriffen war. Die Maasse und die Bildung des Gesichtes verrathen aber jedenfalls am meisten den ursprünglichen Typus jener Zeit.

Von Thieren erscheinen daselbst durch Knochen vertreten:

Der Hund, und zwar: Canis fam. intermed. Woldřich und ein Bastard zwischen einem Canis fam. intermed. Woldř. und einem Canis ladogensis Anučin, nebst dem oben erwähnten Canis optimae matris Jeit.

Das Pferd: Equus caball. minor Woldř.

Das Schwein: Sus scrofa palustris Rüt.

Das Schaf: Ovis aries Linné i juv., Ovis fam. ladog. Anuč.

Das Rind: Bos brachyceros Rüt., Bos taurus Lin. (einige Knochen von demselben sind vom Hunde angenagt).

Der Hirsch: Cervus elaphus Lin.

Bevor ich mich zur näheren Würdigung dieser Gräberstätte wende, muss ich noch die Einzelfunde, die hier gemacht wurden, erwähnen.

Vor dem Pavillon des Pilsener Brauhauses wurde am Boden der Humusschichte, beiläufig 50 cm tief in der Erde, ein Menschenschädel gefunden. Ohne andere Gebeine und ohne Beigaben ruhte er hier ganz allein inmitten der Kesselgräber auf seiner Basis so aufgestellt, dass er nach Osten sah. Derselbe war sehr morsch, gebrochen und zerfiel beim Heben in Stücke. Die Hirnschale war fast vermodert und der ganze Schädel so zerfallen, dass er nicht mehr zusammengestellt werden konnte, um gemessen zu werden; dem Anscheine nach war er jedoch keinesfalls brachycephal. Nur das Gesichtsskelet bietet etwas Studienmaterial.

Dieser Schädel hat einen anderen Charakter und ist auch viel grösser, als der oben besprochene. Wie aus der Stirne, den starken Augenbrauenbogen und überhaupt aus dem ganzen Baue desselben zu ersehen ist, rührt er von einem Manne her; auch die Proc. mastoidei, welche verhältnissmässig nicht gross sind, lassen darauf schliessen. — Das Nasenloch ist an der Basis fast oval, der untere Nasenrand ist scharf, starke Fossae caninae, Alles abgerundet. Das Gesicht flach, das Gebiss stark vorspringend (alveolprognath) und das Kinn schmal und zurücktretend; auch die Backenknochen treten stark hervor, sind aber vorne breit und flach. Die Jochbogen sind in der Norma parietalis sichtbar. Ueberhaupt kann das ganze Gesichtsskelet nicht hübsch genannt werden. Die gesunden Zähne, welche abgenützt erscheinen, und die stark verwachsene Naht, welche blos an der linken Schläfe wahrzunehmen ist, beweisen, dass der Mann das fünfzigste Jahr überschritten haben mochte. — Die Maasse (in Millimetern) sind folgende:

| | | |
|---|---|---|
| Stirnbreite, untere | | 105 |
| Gesichtshöhe | | 139 |
| Jochbreite | | 124 |
| Orbita | Höhe | 36 |
| | Breite | 42 |
| Nasen- | Höhe | 52 |
| | Breite | 22 |
| Gaumen- | Länge | 49 |
| | Breite | 41 |
| Kieferbreite, untere | | 91 |
| Kinn, Höhe ohne Zähne | | 34 |
| „ „ mit Zähnen | | 44 |

Indices.

| | |
|---|---|
| Facial-Index | 89·2 |
| Orbital-Index | 85·7 |
| Nasal-Index | 42·3 |
| Gaumen-Index | 83·6 |

In dem Boden, der hier unter der Humusschichte aus Sand und Flussschotter, den die nahe Moldau aufgeschwemmt hatte, besteht, wurde beim Anlegen der Keller in dem Pavillon des Pilsener Brauhauses eine grosse Urne gefunden. Diese Urne (Fig. 41) stand hier ganz allein aufrecht in den Boden versenkt und war von der Last des Erdreiches, mit welchem sie gefüllt war, in sechs Stücke zerbrochen; sie liess sich jedoch wieder sehr gut zusammenfügen. Dieselbe ist von gelblicher Farbe, roh und vom Rande, welcher mit vier Absätzen versehen ist, hinab zum Boden mit fingerbreiten Streifen verziert. Höhe 50 cm, Durchmesser am Rande 60 und am

Fig. 41. **Alleinstehende Urne** ($^1/_{20}$ nat. Gr.).

Boden 40 cm. Aus welchem Anlasse diese zwei Objecte — nämlich der Schädel und die Urne — so abgesondert in die Erde beigesetzt wurden, finde ich unerklärlich; jedenfalls geschah es aber nicht zufällig.

Der dritte abgesonderte Fund besteht aus einem Steinhammer von grünem Thonschiefer. Derselbe (Fig. 42) ist schön glatt, hübsch gearbeitet und mit einem gebohrten Stielloche versehen. Länge 16 cm, grösste Breite (am Loche) 5·5, die Höhe an der Schärfe 3·5 und am Hintertheile 4 cm. Dieses Beil wurde in reinem Schotter gefunden.

Wenn wir nun die Funde aus diesen Gräbern näher betrachten, so finden wir, dass dieselben der ältesten Bronzezeit angehören. Die keramischen Erzeugnisse bieten für diese Annahme zwar kein verlässliches Material, denn diese Keramik ist eine einheimische, welche sich wohl aus der neolithischen Zeit herleiten lässt und wohl noch lange darüber hinaus erhalten hat. Eine verlässliche Stütze für die Zeitbestimmung bieten uns jedoch die daselbst gefundenen Bronzeobjecte: namentlich die Sichel, die Ringe und Nadeln (Fig. 27 und 28) und auch das Bruchstück des Steinhammers, nach welchen diese Gräberstätte in die besagte Periode zu verlegen ist.

Wenn wir ferner die nahe gelegene, $3^1/_4$ km über dem Moldauflusse hin gegen Osten entfernte Gräberstätte von Libeň mit unserer vergleichen, so finden wir, dass beide zu einer bestimmten Zeit (hier in der frühen Bronzezeit) coexistirten; denn auch dort fanden wir Objecte aus dieser Zeit und von derselben Cultur und auch viele ganz analoge keramische Erzeugnisse, welche durchaus nicht bezweifeln lassen, dass die Bewohner beider Localitäten, welche auf diesen zwei Gräberstätten ihre Todten zur Ruhe brachten, mit einander in Berührung standen[1]).

Hiebei ist nur der Umstand hervorzuheben, dass die Libeňer Insassen ihre Todten vorwiegend in Urnen, jene von Ovenec aber in Kesselgräbern beigesetzt haben. Ein Beweis, dass bei einem Volke

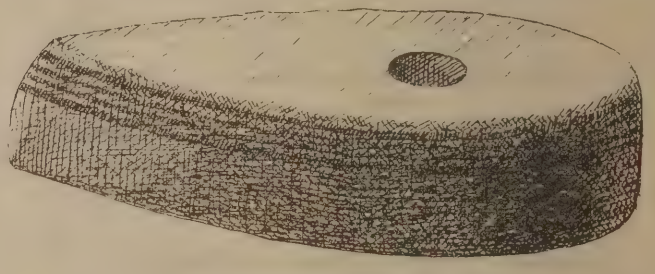


Fig. 42. **Steinhammer** ($^1/_3$ nat. Gr.).

nicht überall nur eine und dieselbe Bestattungsart im Brauche war, sondern, wie vorauszusetzen, dieselbe von anderen localen, rituellen und traditionellen Verhältnissen abhängig gemacht wurde. Dasselbe gilt auch von der Verbrennung der Leichen und von deren Beisetzung, welche wir aus der neolithischen bis in die jüngste heidnische Zeit verfolgen können, und ist deshalb die Behauptung, die wir nicht selten zu lesen bekommen, nämlich, dass in der neolithischen Zeit blos Leichenbeisetzung und in der Bronzezeit Verbrennung der Leichen, dann in der späten Heidenzeit wieder nur Leichenbeisetzung stattfand, keine richtige, noch durch Belege nachweisbare; denn wir finden durch alle hier genannten Zeitperioden diese

[1]) Vgl. unsere Funde von Ovenec mit jenen von Libeň (Mitth. der Anthropol. Ges., Bd. XXI):

| | | | |
|---|---|---|---|
| Ovenec | Fig. 9 | Libeň | Fig. 21 |
| „ | „ 11 | „ | „ 10 |
| „ | „ 12 | „ | „ 32 |
| „ | „ 13 | „ | „ 26 |
| „ | „ 16 und 17 | „ | „ 3 und 8 |

u. s. w.

beiden Arten von Bestattungen hinreichend nachgewiesen [1]).

Noch interessanter erweist sich das Auftreten dieser beiden Bestattungsarten — nämlich der Brand- und Skeletgräber — auf einer und derselben Gräberstätte nebeneinander und oft in einzelnen Gräbern beisammen — wie dies letztere in Glasinac in Hügelgräbern aus der Mittelperiode und in Želinka in Böhmen in einem Hügelgrabe aus der späteren Heidenzeit der Fall ist. — Eine lange Reihe von Gräberstätten wäre hiebei aus verschiedenen Ländern und Culturperioden zu verzeichnen; ich nenne aber nur beispielsweise Watsch, St. Michael in Krain, Videm in Steiermark [2]), Marzabotto in Italien, Býčí Skála in Mähren mit Hinweis auf Deutschland [3]) und füge blos einige Gräberstätten aus Böhmen hinzu, welche diese Erscheinung reichlich ergänzen. Es sind die Gräberstätten von Branik, Bechlin und Slup [4]) von Dejšina, Kyšic, Dobroměřic, Hospozín [5]), Moravěves, Žalan (Schallan) [6]), Lovosic [7]), Chotěšov [8]), Želinka [9]) u. A. m., welchen sich auch unsere Gräberstätte von Vorder-Ovenec anschliesst.

Was den theilweisen Leichenbrand betrifft, kommt derselbe zwar nicht oft vor, ist aber nichts Seltenes. Ich führe nur beispielsweise den Fund aus einem Hügelgrabe von Svareč bei Štahlau an, wo in einem Brandgrabe ein menschlicher Schädel, der auf einem grossen hohlen Bronzering ruhte, beigesetzt war [1]). — Ein anderer Schädel wurde in einem Brandgrabe bei Čelechovic in Mähren gefunden. Derselbe war in einer Urne beigesetzt worden [2]). — In Chrudim wurde in einem Grabe bei einem liegenden Hocker ein beigesetzter menschlicher Schädel gefunden [3]) und auf der Gräberstätte von Dauba schloss sich an einen Schädel, welcher mit S-förmigen Schläfenringen geschmückt war, anstatt eines Skeletes, eine mächtige Aschenschichte [4]). — Auch in Ungarn und Deutschland werden solche Schädelbeisetzungen constatirt [5]).

Das Gegentheil von diesem, nämlich Skelette ohne Kopf, kamen wieder im „Kněží Háj" bei Petersburg in einem Hügelgrabe bei einem Hocker vor [6]). — Ein anderes Skelet ohne Kopf wurde auch in einem Grabe bei Řehnic gefunden [7]) und ein drittes fand ich in Tetin, wo anstatt des Schädels ein kopfgrosser Rollstein (Kieselstein) lag [8]).

Aehnliche Beisetzungen werden auch in Mähren, Thüringen, Luxemburg und anderwärts erwähnt.

Aus Allem, was hier vorgebracht wurde, erhellt zwar nichts Neues, noch Ungewöhnliches, allein ich gebe mich der Hoffnung hin, dass die Gräberstätte von der Obora in Vorder-Ovenec doch einen ergiebigen Beitrag für ein weiteres Studium und zu weiteren Vergleichungen ein erwünschtes Material bieten dürfte.

* * *

---

[1]) Die lange Reihe von Brandgräbern eröffnen beispielsweise nur in Böhmen die Urnengräber von Libeň und die Glockengräber von der Kotlářka aus der neolithischen Zeit (Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien, Bd. XXI, S. 1 und 29) und schliessen dieselbe die Brand- und darunter Hügelgräber von Netolic (Památky Archaelogické, XII, 145), Chedrby (ibid. XII, 358), Ujezd Ostrolov (Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien, XIX, 102), Lomec (ibid. XVI, 89), Plešivec (ibid. XII, 148), Želinka (Wocel's Pravěk 478), Roth-Oujezd (Museum in Budweis) aus der Burgwalltypus-Periode und die Hügelgräber von Bor (Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien, XVI, 90), in welchen noch die S-Ringe zum Vorschein kommen.

[2]) Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien, XIII, 226; XVII, Sitzber., 4; XVIII, 203 und 225.

[3]) Vgl. Wilhelmi, Vierzehn deutsche Todtenhügel bei Linsheim in Baden, S. 19. — Kegelhügel in Mecklenburg (Lisch, Jahrb. des Ver. für mecklenb. Gesch., XXII, 279; XXIV, 269). — Keller, Helvet. Herdengräber (Mitth. der antiq. Ges. in Zürich, Bd. III.) — Bonstetten, Tombelles d'Anet, S. 5. — Adler, Grabhügel, Ustrinen und Opferplätze in Orlagau, S. 8. — Immenstedt in Holstein (Mitth. des Anthropol. Ver. in Schleswig-Holstein, Kiel 1888). — Forster, Ueber Hügelgräberfunde bei Nürnberg (Mitth. der Anthropol. Ges., XVII, 187) u. A. m.

[4]) Jelínek, Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien, XIV, 176, 180; XX, 133.

[5]) Památky Archaeologické, Prag, XII, Smolik, S. 294, Křikava, S. 297, Mertz, ib.; XI, 91; Vondráček, ib.; XIV, 438.

[6]) Foedisch, Mitth. des Ver. für Gesch. der Deutschen in Böhmen, VII, 189, 197.

[7]) Matiegka, Český lid, Bd. I, 45.

[8]) Foedisch, Mitth. der k. k. Central-Commission in Wien, Bd. XIII, S. 17. — Památky Archaeologické, VII, 323.

[9]) Wocel, Pravěk země české, 478.

[1]) Sammlung des Herrn Ernst Karl Grafen v. Waldstein zu Kosel. Die daselbst gefundenen Objecte gehören der alten mitteleuropäischen Cultur an.

[2]) Napřstek's Gewerbemuseum in Prag. Als Beigaben erscheinen hier Duxer Fibeln und Ringe.

[3]) M. L. (Lüssner) in Památky Archaeologické, III, 235 a.

[4]) Ernst K. Graf v. Waldstein, Eine Gräberstätte bei Dauba. Leipa 1893, S. 14.

[5]) Vgl.: „Das prähistorische Schanzwerk zu Lengyel" von M. Wosinský, Budapest 1888, S. 30, und Adler, Grabhügel, Ustrinen etc. in Orlagau bei Reims.

[6]) Památky Archaeologické, VIII, 312; Dr. Födisch, Die heidnische Todtenbestattung in Böhmen, S. 5.

[7]) Vaněnk, Památky Archaeologické, XII, 479.

[8]) Die Beilagen aus diesem Grabe gehören der Burgwalltypus-Periode an.

Ausser der Gräberstätte ist Vorder-Ovenec noch durch den Brunnen „Světice“ (d. i. die Heilige Quelle) berühmt, an welchem bis in die Achtziger-Jahre dieses Jahrhunderts alljährlich ein Frühlingsfest, und zwar am dritten Osterfeiertage (Dienstag) abgehalten wurde und „Strohsack“ hiess. Noch Anfangs dieses Jahrhunderts wurde dieses Fest in grossartiger Weise gefeiert und P. Krolmus, ein Augenzeuge desselben, beschreibt es in seinem „Staročeské pověsti, obyčeje at. d.“ (Bd. II, 89), wie folgt:

„Zu diesem Feste wurde aus weisser Leinwand ein Strohsack verfertigt, welcher mit fünf oder sieben buntfärbigen Bändern behängt war. Ehedem pflegte man auch auf denselben einen Jüngling und eine Jungfrau zu sticken oder solche auszustopfen. Oberhalb dieses Strohsackes — welcher im Laubwerk aufgehängt wurde — wurde ein mit Frühjahrs-, Wald-, Feld- und Wiesenblumen geschmückter Maibaum aufgepflanzt, welcher unter Musikklängen aus Prag hieher zum Brunnen gebracht wurde. Dieser Brunnen befindet sich zwischen der Letná und Podbaba unterhalb des Hügels, auf welchem die St. Gotthardskirche steht, und liegt in Baumgarten, gegenüber von Troja. — Hier wurde der Maibaum aufgepflanzt und um ihn herum getanzt und gezecht u. s. w. Dieses Fest dauerte vom frühen Morgen bis in die Nacht und wurde von den Pragern aller Stände massenhaft besucht.“

Dieser Brunnen war aber schon in der Heidenzeit berühmt und, wie aus dem Sachverhalte erhellt, war er der Frühjahrsgöttin oder der goldenen Mutter Erde geweiht und wurde von wahrsagenden Jungfrauen bewacht. So erwähnt seiner noch Dalimil (1282—1314, C. 19) bei der Schilderung des Lucskischen Krieges, indem er sagt: „Als Štír (der Heerführer) mit den Pragern gegen den lucsker (Saazer) Herzog Vlaslav aufgebrochen war, rief ihnen (den Pragern) im Thale [1]) eine Baba (Wahrsagerin) zu, dass, wenn sie ihren Rath nicht befolgen werden, ihnen ein grosses Unglück begegnen werde. Sie hiess sie an den Brunnen gehen und dort eine Eselin mit dem Bedeuten zu opfern, dass ein jeder von den Kriegern ein Stück von derselben geniessen solle“ u. s. w.

### Hrad bei Komořan.

Südlich von Komořan (bei Königsaal) am rechten Moldauufer, an der Mündung des Březankabaches und gegenüber von Hradiště (bei Březan), erhebt sich auf schroff ansteigenden Berglehnen die einstige Wallburg, „Hrad“ genannt. Kaum würde man die Befestigungswerke dieser Burg für ein Werk von Menschenhand halten, wenn uns die vortheilhafte Lage des Ortes und die auf demselben vorkommenden Flurnamen nicht hinreichend den einstigen Bestand derselben anzeigen würden. Wir finden bei diesem Riesenbaue die sorgfältigste Ausnützung des Terrains. Ohne Schusswaffen dürfte noch heute bei genügender Vertheidigung diese Burgstätte uneinnehmbar erscheinen.

Diese Burgstätte (Fig. 43) lehnt sich im Süden an schroff abstürzende Felsenhänge, welche den Namen „Bok“ (d. i. die Seite) führen. Gegen Ost und Nord schliessen sich steile Berglehnen an dieselben; gegen Westen, wo die Berglehne die Höhe von etwa nur 5—15 m erreicht, befindet sich noch ein Graben, welcher zur besseren Sicherheit des schwächsten Punktes dieser Wallburg und des hier situirten Thores, vor welchem sich das allmälig senkende Hochplateau ausbreitet, daselbst errichtet wurde. Ausser den Felsabhängen im Bok, welche bei geeignetem Widerstande uneinnehmbar erscheinen, ist die ganze Wallburg längs des Randes an den Berglehnen mit 2—4 m hohen und 8—20 m am Fusse breiten, aus Erde und Gestein aufgeworfenen Wällen ($x$—$x$) umzogen, die aber auf der Aussenseite von der anschliessenden Berglehne kaum zu unterscheiden sind. Auf der westlichen Seite, wo sich die verhältnissmässig niedrigste Berglehne befindet, erreichen die Wälle eine Höhe von 4—6 m und auf dieser Seite befindet sich eben auch der Graben $C$, welcher in der Länge von etlichen 500 m diese Burgseite gegen einen möglichen Angriff schützte. Derselbe erreicht die Tiefe von 2—3 m und die Breite von 5—10 m.

Die ganze Wallburg besteht aus zwei noch heute die ursprünglichen Namen führenden Theilen, und zwar aus: 1. dem „Hrad“ (d. i. die Burg), welcher unzweifelhaft die eigentliche Burg bildete, und 2. aus dem „Čihadlo“ (d. i. die Warte), welcher den höchsten Punkt dieser Wallburg bildete, welche beide Burgtheile ziemlich in der Mitte oberhalb der Felsklippen durch einen schmalen, beiläufig 30 m breiten Bergrücken verbunden erscheinen. Nur zwei Einfahrtsthore, welche in diese Wallburg führen, scheinen aus alten Zeiten angelegt zu sein, nämlich bei $A$, heute noch „Vrata“ (d. i. Thor) genannt, und bei $B$. Der dritte Durchbruch auf der östlichen Seite, durch welchen der Weg $D$ nach Točná führt, rührt aus späteren Zeiten her; denn es ist zu sehen, dass man das Material,

[1]) Dieses Thal heisst noch heute „Podbaba“.

welches bei dem Durchbruche des Walles gewonnen wurde, zur Fahrbarmachung des Weges ausserhalb der Wallburg verwendete. Somit wäre die ganze Burg gegen Westen und Süden abgeschlossen gewesen. Das erste Einfahrtsthor *A*, welches unmittelbar in die Hauptburg führte, befand sich oberhalb des Grabens in den Wällen, so errichtet, dass sich dieselben von dem Graben angefangen nach innen in einem 45 m langen Bogen öffneten. Den Eingang in dasselbe, welcher circa 3 m breit ist, bildete sonach ein von beiden Seiten geschützter Einlass, zu welchem der Weg über den Graben und bergauf führte. Der andere Eingang bei *B* führte in den zweiten Theil der Burg unterhalb des Čihadlo, und zwar durch einen zwingerartigen Einlass, welcher durch einen zweifachen Wall geschützt war und zwei Thore hatte. Da jedoch der Weg in das Innere der Burg bergauf führte, wurde aus dem nördlichen Walle ein Ausläufer längs desselben herab zum Aussenthore geführt, so dass dasselbe sowie der etwas über 1 m breite Zwinger von dem westlichen Walle beherrscht, geschützt und durch das innere Thor wieder abgeschlossen werden konnte.

Die Wege, welche die heutige Wallburg kreuzen, verbinden Komořan mit dem Dorfe Točná und ist von denselben der südliche (bei *A*) ein blosser Waldweg.

Eine genaue Messung dieser Wallburg, welche heute mit einem dichten Niederwalde bewachsen ist, habe ich mit Messapparaten nicht durchführen können und musste sie häufig nach Schritten aufgenommen werden, welche, auf das Metermaass übertragen, folgendes Resultat ergaben: Die Gesammtlänge der Wälle beträgt beiläufig 2130 m, die offene Seite gegen den Bok 900 m; der ganze Umfang dieser Burg, welche eine Länge von 1250 m hat, beträgt somit 3030 m und schliesst eine Fläche von beiläufig 2500 Ar (43·4 Joch) ein.

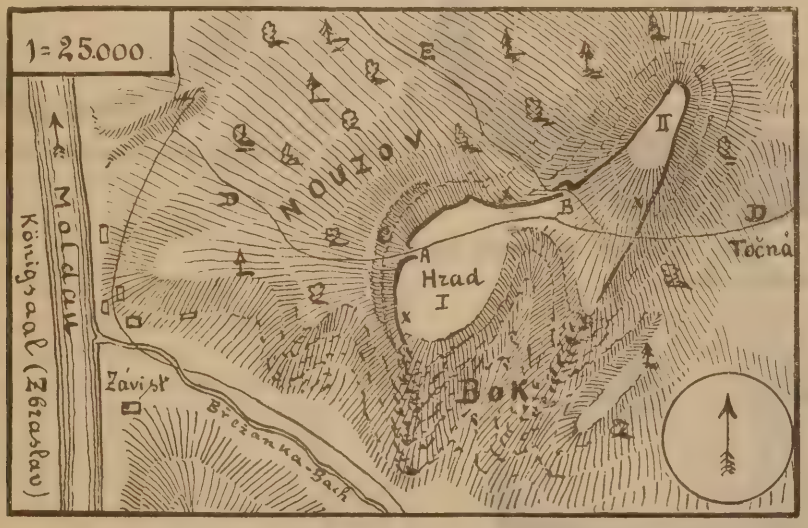



Fig. 43. **Die Burgstätte „Hrad“ bei Komořan** (1 : 25.000).

**Zwei Einzelfunde aus der Umgebung von Königsaal.**

Im Walde bei Radotin wurde beim Holzfällen ein massiver Armreif aus Bronze gefunden. Derselbe (Fig. 44) ist gegossen, auf der einen Seite offen, an den Enden etwas verdickt und auf der gewölbten Aussenseite durch eingravirte Striche, Bogen- und Wellenlinien verziert. Seine Stärke beträgt 1, die Breite 1·6 und der Durchmesser des Ovales, den er bildet, in der grösseren Länge 8 cm [1]).

In Radotin wurden vor Jahren auch Urnen, Steinbeile, eine Steinkeule, Webegewichte aus Thon und verschiedene Beinwerkzeuge gefunden, welche im Nationalmuseum zu Prag aufbewahrt werden. Der genannte Armring befindet sich aber in meiner Sammlung. — Ausserdem ist Radotins Umgebung durch verschiedenen Spuk verrufen; denn bei dem Königsbrunnen (Královská studánka) soll es bei Tag wie bei Nacht umgehen. Bald ist es ein Pferd mit feuriger Mähne, bald wieder ein schwarzer Hund mit feurigen Augen oder ein Wagen, welcher ohne Gespann herumfährt und schliesslich unter furchtbarem Getöse in der Tiefe des Baches versinkt [2]).

---

[1]) Einen ganz ähnlichen, aber kleineren Reif beschreibt und bildet Dr. Hein. Scheidemandel ab (Hügelgräber in Parsberg 1886) aus einem Grabhügel von Darshofen.

[2]) Vgl.: Die Sagen in Wlastimil. Prag 1340, Bd. I, 1, S. 146.

Ein anderer, dem Radotiner ähnlicher, aber etwas kleinerer, schwächerer und einfach gravirter Armreif wurde auch bei Königsaal (2½ Stunden südlich von Prag) gefunden. Derselbe (Fig. 45) ist 1·3 cm breit und seine grösste Ovallänge beträgt 6·6 cm. Derselbe befindet sich in den Sammlungen des Herrn Dr. Stephan Berger in Prag.

### Zwei Armringe aus Bronzedraht von Zlichov.

In Zlíchov (¾ Stunden südlich von Prag) wurden vor Jahren Bronzegegenstände gefunden,

Fig. 44. **Armring aus Bronze, gefunden im Walde bei Radotin** (nat. Gr.).

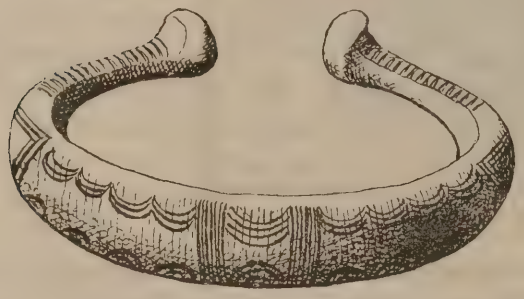


Fig. 45. **Armring aus Bronze von Königsaal** (nat. Gr.).

von welchen zwei Drahtarmringe in die Sammlungen des Herrn Dr. Stephan Berger gelangten. Leider konnte ich über deren Fund keine authentischen Nachrichten einholen. Jeder von ihnen (Fig. 46) besteht aus zwei 1½ mm starken Drähten, welche an ihren beiden Enden das Armband schliessend, umeinander gewickelt sind. Die Länge der aufgewundenen Armbänder beträgt 21 cm.

### Ein Skeletgrab von Poříčan.

In Poříčan bei Böhmisch-Brod stiess man im Jahre 1884 beim Baue der Eisenbahn auf ein Skelet, welches auf dem Schädel einen bronzenen Haarring trug. Derselbe (Fig. 47) ist von Draht, an beiden Enden mit tellerförmigen Köpfen verziert, welche durch Nachguss angebracht erscheinen. Die Länge beträgt im Umkreise 44·5 cm. Ausser dem Haarring wurden daselbst noch andere Gegenstände aus Eisen gefunden, die aber an der Luft zerfielen.

Dass diese Ringe nicht am Halse getragen wurden — wie man öfters dafürhält und sie auch Hals-

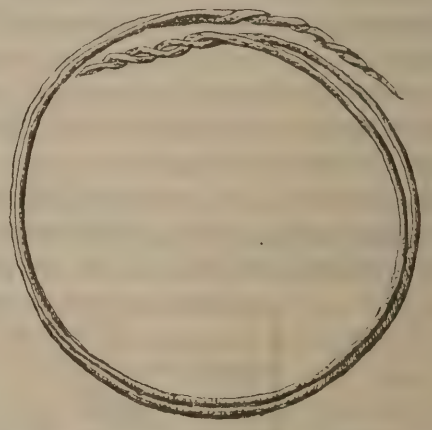


Fig. 46. **Armring aus doppeltem Bronzedraht von Zlichov** (nat. Gr.).

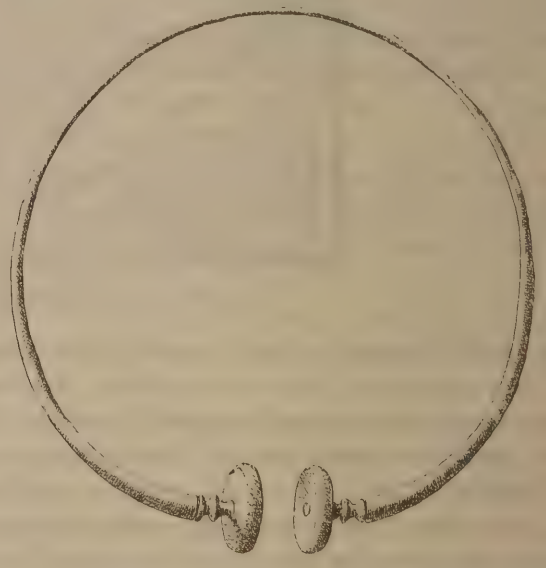


Fig. 47. **Haarring aus Bronze von Poříčan** (½ nat. Gr.).

ringe nennt —, dürfte aus diesem Funde einestheils und anderentheils auch aus dem Umstande erhellen, dass sie sehr häufig aus einem Stücke gegossen erscheinen und somit auf keine Art, ohne zu brechen, an den Hals gesetzt werden konnten[1]).

[1]) Ueber die Cultur, welcher dieser Haarring angehört, vgl. auch meine Abhandlung: Die Funde von Slup (Mitth. der Anthropol. Ges., Bd. XX, S. 141—145).

### Glockengräber bei Vesce.

In Vesce (bei Jičín) wurden Glockengräber entdeckt. Nach einer freundlichen Mittheilung des Herrn Prof. J. Kosina in Prag besteht der Inhalt derselben aus Urnen, die mit angebrannten Knochenresten gefüllt und mit einem grossen umgestürzten Gefäss bedeckt sind. Neben dieser Beisetzung sind in jedem Grabe gewöhnlich noch zwei kleinere Gefässe oder Näpfe ausserhalb des Glockengefässes aufgestellt. Als Beigaben erscheinen Bronzegegenstände, welche der alten, mitteleuropäischen Cultur angehören.

Das städtische Museum in Prag besitzt von dieser Gräberstätte zwei Näpfe und zwei Bruchstücke von bronzenen Brillenspiralen, von denen jede Spirale 5·5 cm im Durchmesser misst. Obzwar die keramischen Producte in der Form den in Böhmen öfters

Fig. 48.

Fig. 49.

**Napf und Schale aus Thon von Vesce** (1/4 nat. Gr.).

vorkommenden gleich erscheinen, sind doch die hier gefundenen Gefässe aus sehr rohem Material.

So ist der Napf (Fig. 48) rothgebrannt, mit einem kleinen Henkel und einem 15 mm hohen Fuss versehen. Derselbe ist 7·5 cm hoch und hat am Rande 11 cm im Durchmesser.

Das andere Stück ist eine kleine Schale von grauer Farbe, die mit einem grossen und ungewöhnlich abstehenden Henkel (von 3·5 cm im Durchmesser) versehen ist. Dieselbe (Fig. 49) ist 5 cm hoch und hat am Munde 7 und am Boden 3 cm im Durchmesser.

### Die Urnengräber von Upohlav.

Bei Upohlav (bei Lobosic) wurden mehrere Urnengräber gefunden, von welchen das eine drei Gefässe und eine verarbeitete Hirschgeweihspitze enthielt. Diese Gefässe sind durchwegs aus freier Hand gearbeitet, gut gebrannt, von schwarzgrauer Farbe und verschiedener Grösse. Ein becherartiges Krügel zeigt eine schwache Glättung. Die grösseren Gefässe wurden zerdrückt aufgefunden, namentlich liess sich eine grosse Urne, welche mit einem Deckel versehen war, nicht mehr zusammenstellen. Den Inhalt derselben bildeten angebrannte Menschenknochen, Asche und eingeschwemmte Erde.

Als Muster bilde ich im Folgenden zwei dieser Gefässe ab: ein becherartiges Krüglein, welches 9·5 cm hoch ist, am Rande 12 und an dem flachrunden Boden 5 cm im Durchmesser hat (Fig. 50).

Ein anderes, dem eben erwähnten ähnliches Gefäss, welches sich nur durch den mehr eingezogenen Hals von diesem unterscheidet (Fig. 51); dasselbe ist 7 cm hoch und hat an der Mündung 6 und an dem flachrunden Boden 2·5 cm

Fig. 50.

Fig. 51.

**Zwei Thongefässe aus den Urnengräbern von Upohlav** (1/4 nat. Gr.).

im Durchmesser. Der Boden dieses Gefässes erscheint in der Mitte etwas eingedrückt.

Sämmtliche Funde aus diesem Grabe gelangten durch die Freundlichkeit des Herrn Friedr. Wachsmann, Historienmaler in Prag, dem ich auch diesen Bericht verdanke, in meine Sammlungen.

Fig. 52. **Lanzenspitze aus Bronze von Sezemic** (1/2 nat. Gr.).

### Eine Lanzenspitze von Sezemic.

In Sezemic (bei Pardubic) wurde vor Jahren beim Anlegen eines Grabens eine Lanzenspitze aus

Bronze (Fig. 52) gefunden. Dieselbe ist 23 cm lang und hat deren Dille, welche mit zwei gegenseitigen Löchern zum Aufnageln versehen ist, 24 mm im Durchmesser. Ungewöhnlich erscheint bei dieser Lanzenspitze deren Länge, Schlankheit und Schärfe der beiden Seiten. Dieselbe befindet sich in der Sammlung des Herrn k. k. Statthaltereirathes Moritz Lüssner in Prag.

### Das Hradiště bei Hostim.

An der Mündung des Kačicebaches in den Beraunfluss (½ Stunde östlich von der Stadt Beraun) erhebt sich am rechten Ufer des genannten Baches die Landzunge von Hostim, deren Plateau steil gegen Süd, Ost und West abfällt. Von Natur nach diesen drei Richtungen durch Felsen und abschüssige Berglehnen befestigt, bot das Plateau einen erwünschten Platz zu einer Burg; denn es erübrigte nichts mehr, als die Nordseite desselben künstlich zu verschanzen, wozu hier auch die Natur eine vortheilhafte Gelegenheit bot, indem eine schwache Senkung, welche die Seitenlehnen dieses Plateaus mit einander verband, sehr leicht zu einer Terrasse sich umwandeln liess. Diese Terrasse bildete die äusserste Verschanzung der Burg, welche in jeder Hinsicht für die Vorgeschichte von grossem Interesse und durch die daselbst gemachten Funde auch von nicht geringerem Werthe ist, indem dieselbe ein Licht auf jene Periode werfen, in welcher der vielfach besprochene, aber bisher wenig durchforschte Burgwalltypus in seiner vollen Ursprünglichkeit auftaucht. Bevor ich mich zu den daselbst gemachten Funden wende, will ich früher die Burg besprechen, welche in ihrer Zusammensetzung eine nicht gewöhnliche Erscheinung bietet, indem, die Steinwälle und Gräben ausgenommen, alle übrigen Verschanzungsarten — mit Ausschluss jener, die aus vergänglichem Materiale hergestellt waren — daselbst vorhanden sind, nämlich: Terrassen, Erd- und Schlackenwälle.

Die Burgstätte von Hostim (Fig. 53) besteht aus drei Verschanzungen, von welchen wohl die innerste „na Kozle“ (d. i. am Bock) genannt, die eigentliche Burg und die zwei anderen blosse Verschanzungen derselben waren.

Von Hostim gelangt man zu der ersten Vorburg, welche durch die besagte Terrasse *AB* befestigt war. Dieselbe lehnt sich auf der Ostseite (bei *B*) an die steile Berglehne, zieht sich in der Länge von 660 m quer über das Plateau und mündet in einen Felsenabhang (bei *A*). Diese Terrasse hat nach aussen eine Höhe von 4—5 m und stellenweise zeigt sie auf ihrem Kamme Erhöhungen, welche ehedem einen nicht hohen (beiläufig ½ m hohen) Wall gebildet und einen hölzernen Zaun oder eine Brustwehr getragen haben mochten. Der heutige Weg führt durch einen neu hergestellten Durchbruch in das Innere dieser Verschanzung; denn das alte Thor befand sich — wie aus der Situation ersichtlich ist — mehr seitwärts gegen Westen (bei *x*) und war die Einfahrt desselben an einem daselbst auf der Westseite

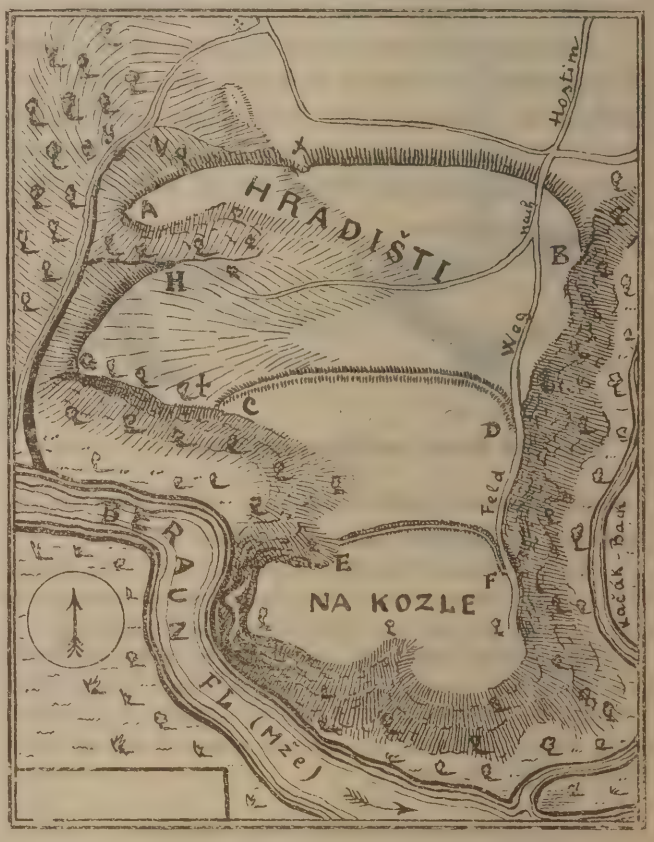



Fig. 53. **Hradiště bei Hostim** (1 : 10.000).

sich befindlichen Bergabhange angelegt, um von dieser Seite vor einem möglichen Ansturm geschützt zu sein.

Eine andere, 165 m lange Terrasse *GH*, welche auf dem westlichen, etwas weniger steil sich senkenden Seitenabhange errichtet war, schützte diese Vorburg auch von dieser Seite hinreichend gegen feindliche Angriffe.

Die östliche Berglehne oberhalb des Kačicethales bedurfte ihrer ganzen Länge nach überhaupt keiner weiteren Befestigung, denn die scharf abschüssige Berglehne, welche überdies durch Felsabhänge schwer zugänglich ist, erleichterte die Vertheidigung dieser Burg.

Die erste Vorburg, welche noch heute den Namen „na hradišti“ (d. i. auf der Verschanzung) trägt, lehnte sich auf der Südseite an den Erdwall *CD* der zweiten Vorburg. Derselbe ist 400 m lang und hat noch heute die Höhe von circa 1·5 m und am Fusse 5—6 m in der Breite. Oestlich, gegen die Berglehne zu, endete er in einen Bogen, mit welchem er den einstigen, noch jetzt intacten Weg in das Innere dieser Verschanzung schützte; westlich aber mündete er in die Felsenabhänge *CG*, welche zugleich auch die Wehr der ersten Vorburg bildeten und an welche sich auch die erwähnte Terrasse *GH* anlehnte.

Die Hauptburg schloss der Schlackenwall *EF*, welcher, ähnlich dem Erdwalle, von Ost gegen West sich hinzog, das Einfahrtsthor auch mit einem Bogen — sowie der Erdwall — deckte und auf der Westseite sich in den Abhang verlief. Derselbe war 134 m lang, 1·2 m hoch, am Kamme 2 und am Fusse 4 m breit und mündete in eine 42 m lange Terrasse (bei *E*).

Die Hauptburg, welche sich auf der Westseite an einen steilen, in den Beraunfluss herabfallenden Felsen lehnte, nahm eine Fläche von beiläufig 160 Ar, die mittlere Vorburg dagegen 200 Ar und die äusserste 560 Ar ein; folglich umschloss die ganze Burgstätte eine Fläche von 820 Ar (14 Joch). Die grösste Länge derselben beträgt 700 m.

Den interessantesten Punkt der hier befindlichen Verschanzungswerke bildet unzweifelhaft die Verschlackung des letzten Walles. Ueber Schlackenwälle habe ich seinerzeit in meinen Schutz- und Wehrbauten (Prag 1885, § 18) ausführlicher gehandelt und kann hier daher darauf verweisen.

Bereits im Jahre 1875—1882 haben die Insassen von Hostim mit dem Abbruche des hiesigen Schlackenwalles begonnen und das aus ihm gewonnene Material zu verschiedenen Bauten abgeführt. Während dieser Zeit fand ich die beste Gelegenheit, denselben genau zu beobachten. Der Wall war fast seiner ganzen Länge nach mehr oder weniger niedergerissen und bot daher von allen Seiten Gelegenheit, das Material gründlich zu durchforschen. Wie schon erwähnt, betrug die Höhe des Walles 1·2 m und die Breite 2—4 m; stellenweise ist sein Fuss mit anderem Erdreich gedeckt. Seine Verschlackung, die aus Lehm, Kiesel und Sand bestand, zog sich ununterbrochen durch den ganzen Wall hin und wies alle Stadien des Brandprocesses auf. Von der Aussenseite erschienen die Schlacken völlig in Klumpen zusammengeschmolzen und von dunkelrothbrauner Farbe; unter ihnen fanden sich mitunter auch kleine, vom Feuer unverzehrte Steine oder, wo Kalksteine mit vermengt waren, weisse Stückchen, die an den Schlacken hafteten und beim Schaben zerstäubten. Nach innen war die Schlackenmasse immer lichter, röther und brüchiger, ein Beweis, dass die Wirkung des Feuers nach innen nicht intensiv gewesen war. Tief, ganz in der Mitte, namentlich am Boden des Walles, fanden sich lockere Massen von gelblicher Farbe. Dieselben waren mürbe und zerfielen beim Brechen in Brocken; angefeuchtet aber wurden sie schmierig[1]). Daraus ist zu ersehen, dass hier das Feuer am wenigsten gewirkt hatte. Der Wall war überall an den Aussenseiten durch Schlacken-

Fig. 54. **Holzabdruck aus einer Schlacke** (nat. Gr.).

schaum abgetropft, nach innen aber weniger angegriffen und nicht selten so löcherig, als wenn er wurmstichig wäre. Stücke von Holzkohle kamen hier selten vor, und zwar nur gegen die Mitte des Walles zu; es scheinen dieselben von kleinen Aesten herzurühren. An den Aussenwänden jedoch und nicht selten im Inneren des Walles konnte man deutlich die Abdrücke von starken, rundlichen Holzstücken wahrnehmen, ja selbst Abdrücke von Knorren und Baumrinde. Daraus ist zu schliessen, dass der ganze Wall auf einmal durch Holz gebrannt wurde. Ob auch Holzkohle bei der Procedur mit benützt wurde, wie es z. B. bei Litoradlic der Fall war[2]), ist nicht festzustellen; denn ich fand keine Abdrücke, die auf diesen Umstand hindeuten könnten. Anbei bilde

[1]) Proben aller Stadien der hiesigen Verschlackung habe ich in meinen Sammlungen aufbewahrt.

[2]) Vgl.: Dr. Joh. Nep. Woldřich, Beiträge zur Urgeschichte Böhmens (Mitth. der Anthropol. Ges., Bd. XIII, S. 7, Taf. II, Fig. 46, und Bd. XXIII, S. 1 ff.).

ich von der hiesigen Verschlackung einen Holzabdruck ab (Fig. 54), von welchen ich mehrere daselbst gefunden habe. Derselbe rührt von einem ab-

Fig. 55. **Boden eines Thongefässes von Hostim** (1/4 nat. Gr.).

gerindeten, trockenen Baumstamme (wahrscheinlich von einer Tanne) her.

Was die auf dieser Burgstätte gemachten Funde betrifft, muss ich erwähnen, dass mein geschätzter Freund, Herr Dr. Stephan Berger, Grossgrundbesitzer in dem benachbarten Orte „St. Johann unter dem Felsen", daselbst Nachgrabungen veranstaltet und die ganze Ausbeute aus denselben nebst anderen Fundobjecten von dieser Wallburg mir gefälligst zur Verfügung gestellt hat, wofür ich ihm meinen verbindlichsten Dank ausspreche.

Herr Dr. Berger liess bei der neu durchbrochenen Einfahrt im Inneren der ersten Verschanzung nachgraben und wurden bei dieser Gelegenheit 1 1/2 m tief unter der Bodenfläche in einer Aschenlage ausser Thierknochen noch nachstehende Objecte gefunden:

Aus Thon:

Verschiedene, zumeist von mittelgrossen Gefässen herrührende Scherben, welche auf der Töpferscheibe verfertigt, gut gebrannt und von grauer sowie gelblicher Farbe sind. Alle gehören dem sogenannten Burgwalltypus an und sind alle, ausser einer grösseren Scherbe, mit eingedrückten Verzierungen versehen, welche sich theils an den oberen Gefässkörpern unter dem Halse oder auf der Ausbauchung derselben befinden. Ein ganzes Gefäss kam hier nicht vor, wie es bei den Burgstätten gewöhnlich der Fall ist.

Die hier vorkommenden Ornamente sind namentlich durch das Wellenornament und durch eingedrückte Punkte, Striche und Kreisfurchen vertreten. Die nach aussen umgelegten Ränder der Gefässe sind nicht stark, die Hälse kurz und übergehen nach geringer Schweifung in die nicht grosse Ausbauchung der Gefässkörper. Von den Böden, von welchen blos zwei gefunden wurden, ist der eine flach und glatt, der andere (Fig. 55) aber in der Mitte mit einer eingedrückten, runden Vertiefung versehen. Gefässhenkel kamen nicht zum Vorschein. All' dies sind Wahrzeichen des älteren Burgwalltypus.

Fig. 56.

Fig. 57.

Fig. 58.

Fig. 59.

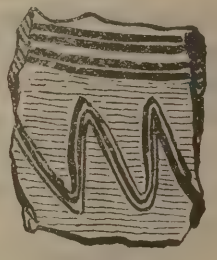


Fig. 60.

Fig. 62.

Fig. 63.

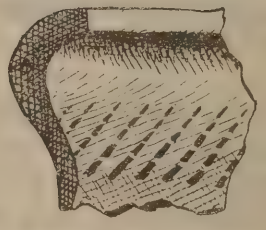


Fig. 64.

Fig. 61.

**Verschiedene Topfscherben von Hostim** (Fig. 56—60 nat. Gr., Fig. 61—64 1/2 nat. Gr.).

Im Hinblicke auf den hier befindlichen Schlackenwall und auf die auf dieser Burgstätte gefundenen keramischen Erzeugnisse bilde ich anbei einige Muster der auf den Gefässen vorkommenden Ornamente ab:

Fig. 56—59 und Fig. 60—64 stellen theils Halsstücke (Fig. 62—64), theils Scherben mit einfachen oder complicirteren Verzierungen vor, welche für die hier vorkommende Ornamentik typisch erscheinen.

Auch zwei Wirtel wurden unter den Scherben gefunden und ist von denselben der eine (Fig. 65) aus feinem Thon gut gearbeitet, schwarz von Farbe und glatt auf der Aussenseite, auf welcher derselbe durch drei vortretende Kanten in vier Ringfelder abgetheilt erscheint. Derselbe ist 18 mm hoch, dessen grösste Breite hat 25 und das Loch 10 mm im Durch-

messer. Die kantige Form der Wirtel wird in späterer Zeit für den Burgwalltypus ganz besonders charakteristisch. Der andere Wirtel (Fig. 66) ist nicht mehr so gut gearbeitet und ein wenig flach gedrückt. Derselbe ist 10 mm hoch, hat 28 und das Loch 8 mm im Durchmesser. Aehnliche Wirtel

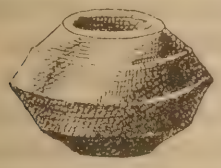


Fig. 65.

Fig. 66.

**Zwei Wirtel aus Thon von Hostim** (nat. Gr.).

kommen auch unter Objecten der alten mitteleuropäischen Cultur öfters zum Vorschein.

Aus Eisen wurden nur wenige Objecte gefunden:

Eine 72 mm lange, 3 mm an der Spitze und 16 mm am Absatze breite Messerklinge.

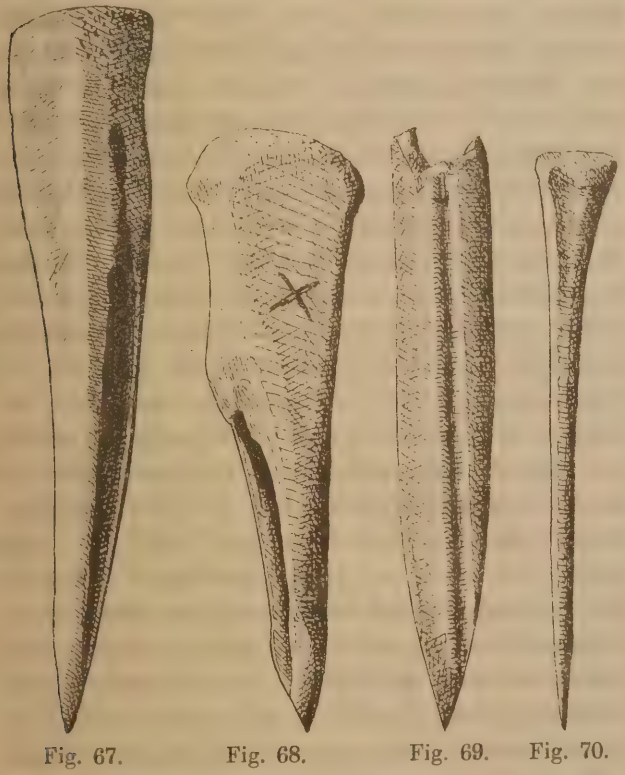


Fig. 67. Fig. 68. Fig. 69. Fig. 70.

**Ahlen aus Knochen von Hostim** (nat. Gr.).

Ein Bruchstück von einer Nadel oder einem Nagel und ein zusammengerollter 1 cm breiter Blechbeschlag, in welchem ein Bruckstück von einer Glasperle steckt.

Aus Knochen wurden in dieser Aschenlage ebenfalls mehrere, theils intacte, theils gebrochene Stechwerkzeuge gefunden, von welchen ich einige zur Vergleichung abbilde:

Fig. 67 eine Ahle, 9·3 cm lang;

Fig. 68 eine Ahle, 7·9 cm lang;

Fig. 69 eine Ahle, 7·9 cm lang;

Fig. 70 eine spitze Ahle, 7·5 cm lang.

Sonst kamen hier auch andere Thierknochen zum Vorschein, wie Abschnitte und Bruchstücke von Hirsch- und Rehgeweihen, Rippen u. dgl., auch Zähne und überhaupt Knochen aller Art, und finde ich daselbst auch folgende Hausthiere vertreten: den Ochsen (Bos und Bos brachyceros Rüt.), das Pferd, das Schaf (Ovis aries Linn.) und das Schwein (Sus scrofa palustr. Rüt.).

Auf dieser Burgstätte, aber nicht in der eben erwähnten Aschenlage, wurden noch andere Funde gemacht, unter welchen wieder mehrere Gefässscherben vom Burgwalltypus zu verzeichnen sind, und fand ich einen von denselben unmittelbar auf dem Schlackenwalle liegen. Ausser demselben wurden jedoch noch andere Gegenstände gefunden, welche eine besondere Aufmerksamkeit verdienen und sind dies namentlich:

Ein heller, durchsichtiger, mit gelben gemalten Streifen verzierter Glaswirtel (oder Perle, Fig. 71). Derselbe ist

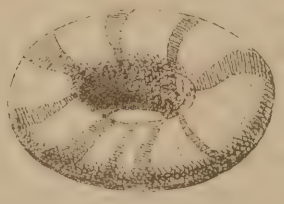


Fig. 71. **Wirtel oder Perle aus Glas von Hostim** (nat. Gr.).

Fig. 73. **Durchbrochener Stein von Hostim** (nat. Gr.).

Fig. 72. **Steinmeissel von Hostim** (nat. Gr.).

13 mm hoch, 11 mm dick und hat 35 mm im Durchmesser. Dieses Glasstück mahnt auffallend an die La Tène-Glasperlen oder Wirtel und dürfte auch ein Product dieser Cultur sein.

Ein 72 mm langer, 17 mm breiter und 14 mm starker Steinmeissel oder Keil aus Thonschiefer (Fig. 72). Derselbe ist auf einer Seite gerundet, auf der anderen flach, am unteren Ende aber von beiden Seiten her zu einer Schneide zugeschliffen. Das obere Ende desselben ist flach. Dieses Werkzeug ist stark abgenützt und dessen Oberfläche rauh.

Ein mit einem Loche versehenes Stück aus schwarzem Serpentin (Fig. 73). Dasselbe ist 34 mm hoch, 26 mm breit und 5—9 mm dick [1]). Ob dieses Stück zum Tragen als Schmuckgegenstand oder zu etwas Anderem gedient haben mochte, ist schwer zu errathen; nachdem aber dieser Stein hier sowie in der Umgebung überhaupt nicht vorkommt, muss angenommen werden, dass dieses Object hieher gebracht wurde.

[1]) In der Sammlung des Herrn Statthaltereirathes Moritz Lüssner.

Schliesslich muss ich noch eines 30 × 13 mm grossen Bruchstückes von einem Gelbgussgegenstande erwähnen, dessen Legirung aber eine hellere und mehr gelbe Farbe hat und auch härter als Bronze ist. Auf der Rückseite ist es spiegelglatt, oben aber mit erhabenen und unregelmässigen Streifen, die sich kreuzen, verziert. Es macht den Eindruck, als wenn es von einem Fehlgusse herrühren würde. Dasselbe ist 2 mm stark, rührt von einem ovalen Gegenstande her und scheint römischen oder La Tène-Ursprunges zu sein.

Nachdem uns nun verbürgte Funde von dieser Burgstätte vorliegen, handelt es sich um die Zeitbestimmung derselben. Ich habe bereits im Jahre 1885 in meinen Schutz- und Wehrbauten diese Frage berührt, aber aus Mangel an verlässlichem Materiale dieselbe keiner genaueren Untersuchung unterziehen können. Seit der Zeit sind mehrere Jahre verstrichen, ohne dass über die Schlackenwälle etwas Bedeutenderes ausgeforscht worden wäre, indem denselben verhältnissmässig wenig Aufmerksamkeit gewidmet wurde; nichtsdestoweniger ist die Sache doch etwas vorgerückt und man kann schon wenigstens einer Vermuthung Raum geben, welcher gemäss für die Benützung und möglicherweise auch für die Errichtung der oder jener Schlackenwälle eine bestimmte Zeit anberaumt werden dürfte. Mit Vorbehalt und ohne das letzte Wort gesagt zu haben, will ich es versuchen, eine bestimmte Zeit für diese und auch einige andere Wallburgen Böhmens anzugeben, wobei ich die Richtigkeit meiner Forschungsresultate weiteren Prüfungen überlasse.

Wenn wir uns in anderen Wallburgen umsehen, wo Schlackenwälle vorkommen und auf welchen Nachgrabungen veranstaltet wurden, begegnen wir Resultaten, welche mit unseren, auf der Burgstätte von Hostim gemachten ziemlich im Einklange stehen.

Prof. Dr. Joh. N. Woldřich stellte in Wort und Bild einige Scherben von Thongefässen dar, welche auf dem Hradistě bei Strakonic gefunden wurden [1]). Dieselben sind sehr roh, schwach gebrannt, tragen aber die dem Burgwalltypus eigenthümlichen Wellen- und Ringfurchen, welche mittelst eines mehrkantigen Werkzeuges eingedrückt wurden.

Prof. Jos. Strnad in Pilsen erwähnt auch einiger, bei der Durchforschung der Burgstätte von Bukovec (Erdwälle mit Gräben und theilweise Verschlackung) [2]) gemachter Funde und führt unter denselben nebst eisernen Messern und Pfeilspitzen mit Widerhaken auch Knochenwerkzeuge, wie Ahlen und Stecher, an, von Thonobjecten Wirtel und namentlich Scherben von Gefässen, welche häufig auf der Aussenseite mit einem rothen [1]) oder schwarzen Anstrich versehen und mit eingedrückten Wellenlinien, Ringfurchen und Punkten verziert sind. Derselbe weist sie dem Burgwalltypus zu und macht dabei auch die Wahrnehmung, dass unter den daselbst gefundenen Gefässscherben keine Henkel vorkommen. Es unterliegt in Folge dieser beiden Berichte keinem Zweifel, dass die auf diesen Burgstätten gefundenen keramischen Objecte dem älteren Burgwalltypus angehören [2]).

An diese systematischen Durchforschungen verdienen angereiht zu werden: Der Bericht des k. k. Conservators Moritz Lüssner über eine Verschlackung, welche unterhalb der alten Wälle der Burg zu Chrudim entdeckt wurde [3]). Unterhalb dieser Verschlackung, welche, mit Erde bedeckt, sich weiter hinzog, stiess man in der Tiefe von 2 Klaftern (3·6 m) auf eine Aschenlage, in welcher Scherben von Urnen, angebrannte Knochen und das Bruchstück eines Steinbeiles aus Schiefer gefunden wurden. Demzufolge wurde offenbar der Schlackenwall später oberhalb dieser Aschenlage errichtet. Auf dem Hradiště bei Lipno (nordwestlich von Pilsen), wo sich ebenfalls ein Schlackenwall befindet, wurden Scherben von Gefässen alter und jüngerer Keramik gefunden, welch' letztere Lud. Schneider [4]) als mittelalterlich bezeichnet. Auch in Olmütz stiess man bei der Renovirung der St. Wenzelskirche auf eine Verschlackung, leider wird aber nicht gesagt, in welcher von den daselbst befindlichen Culturschichten (ob in der vorgeschichtlichen oder in der mittelalterlichen) dieselbe sich befunden hat [5]). — Das häufige Auftreten der beiden erwähnten Arten von Keramik auf den meisten Burgstätten Mitteleuropas verursacht immer grosse Schwierigkeiten beim Studium derselben; denn die Objecte, die auf solchen Stätten überhaupt nicht intact, noch in grosser Zahl gefunden werden, pflegen gewöhnlich durch die immerwährende Erdbewegung von Wald- und Feldarbeiten untereinander gemischt zu liegen und man ist angewiesen, anderweitige Nachforschungen vorzunehmen, um doch einigermassen verlässliche Resultate zu

[1]) Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien, 1875, II. Bericht.

[2]) Mitth. der k. k. Central-Commission, 1890, S. 233.

[1]) Vgl. weiter unten bei „Kotys“ ähnliche Scherben.

[2]) Vgl. über dieses Thema meine Abhandlung: Die Funde zu Slup in Prag (in „Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien“, Bd. XX, S. 145 ff.).

[3]) Památky Archaelogické, Bd. IV, 1, S. 90.

[4]) Počátkové předhistor. místopisu. Pardubic 1891, S. 73.

[5]) J. Havelka, O starožitnostech etc. (in „Časopis Mus. spol. Olomúc.“, Jahrg. 1884, S. 29).

erhalten. Namentlich hier bei den Schlackenwällen erscheint ein endgiltiges Urtheil sehr schwer. Nichtsdestoweniger finden wir doch einen Anhaltspunkt, deren Bestand mindestens noch in die Burgwalltypus-Periode zu verlegen, umsomehr, als wir die Verschlackung auch als Grundvesten bei Bauten gefunden haben, welche späteren Zeiten angehören dürften; wie z. B. bei der Veste in Řeporeje [1]).

Unseren Funden von Hostim scheinen die Funde von Bukovec näher zu stehen als jene von Strakonic und wenn wir einen möglichen localen Einfluss auf die keramischen Producte zulässig erscheinen lassen, dürften alle diese drei Funde zeitlich einander ziemlich nahe stehen; denn alle gehören schon in die Periode, welcher der Burgwalltypus zugeschrieben wird. Trotzdem tragen die Gefässscherben von Hostim den echten Charakter dieses Typus an sich, welcher erst nach einer Umstaltung der Gefässformen als jünger bezeichnet und von den **S**-Ringen begleitet wird. Diese Periode scheint das Hradiště von Hostim nicht erreicht zu haben; denn es sind weder **S**-Ringe, noch etwas, was auf dieselbe hindeuten würde, bisher hier vorgekommen, wohl aber Knochenwerkzeuge, welche nur der älteren Burgwalltypus-Periode eigen sind, und ein Glasring, welchen ich oben als ein mögliches Product der La Tène-Cultur bezeichnet habe. Nebstdem ist auch der Steinmeissel und das Bruchstück von Gelbguss zu erwähnen. Obzwar diese Gegenstände auf den ersten Blick sehr auffallend von den Burgwalltypus-Scherben abstehen, scheinen sie doch nicht so sehr von denselben verschieden, um sie nicht mit den hiesigen Funden in einen gewissen Zusammenhang zu bringen.

Die jüngsten Forschungen bringen unter der La Tène- und der Burgwalltypus-Keramik eine gewisse Analogie zur Geltung, zufolge welcher angenommen werden kann, dass die römische Töpferkunst in der La Tène-Zeit in Mitteleuropa eingedrungen ist und durch die einheimische Fabrikation erst den Umschwung zu der sogenannten Burgwalltypus-Keramik, deren typisches Merkmal das Wellenornament ist, genommen hat. Ich habe bereits im Jahre 1884 auf das Auftreten des Wellenornamentes unter Gefässen der alten und der La Tène-Keramik (aus Stradonic) aufmerksam gemacht und namentlich auf das überwiegende Erscheinen desselben in der Burgwalltypus-Periode hingewiesen [2]). Seit der Zeit verstummte die Frage über die Herkunft dieses Ornamentes, weil man dieselbe nur dem Burgwalltypus als eigenthümlich zuschrieb und diesen Typus entschieden für zu jung hielt. Nach sechs Jahren (1890) brachte ich es wieder zur Rede bei dem Funde von Slup [1]), wobei ich nach gemachten Erfahrungen diesen Typus in zwei Perioden theilte (nämlich in den älteren und in den jüngeren), den Ursprung desselben aber von der römischen Töpferkunst herleitete. Fast gleichzeitig (1891) handelte auch v. Osborne über dieses Thema [3]) und fand sich auch durch seine Forschungen bewogen, den Burgwalltypus in einen älteren und einen jüngeren zu theilen; er vergleicht ihn mit römischen Gefässen. Von anderem Standpunkte betrachtet noch Jos. Szombathy die La Tène-Keramik [3]), indem er namentlich das Wellenornament in's Auge fasst. Demselben sind die kurzen Topfhälse auf den La Tène-Thongefässen nicht entgangen, aber den grössten Nachdruck legt Szombathy auf das Wellenornament, welches er in die Anfänge der La Tène-Periode verlegt und, indem er den römischen Einfluss bei den Gefässen dieses Typus nicht ausser Acht lässt, führt er Belege für das von ihm Gesagte aus verschiedenen Fundstätten an. Namentlich ist es Wies, auf welches er sich stützt, und wohl mit Recht! Denn wenn wir die Thongefässe von dieser Gräberstätte näher betrachten, so finden wir auf den dort gefundenen Gefässen und Gefässdeckeln nicht nur das Wellenornament verschiedenartig vertreten [4]), sondern auch das Punktiren derselben [5]) und auch die Gefässformen, welche auffallend an den frühen Burgwalltypus erinnern [6]).

Wenn wir nun die keramischen Erzeugnisse des Burgwalltypus von La Tène beziehungsweise römischem Ursprunge herleiten, erscheint dieser Typus als eine nach Mittel- und Nordeuropa importirte Technik und musste derselbe in seinen Anfängen, als er sich zu entwickeln begann, mit La

[1]) Vgl. den I. Theil unserer „Materialien", Bd. XXI, S. 35.

[2]) Vgl. darüber in „Gräberstätten der liegenden Hocker" (Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien, Bd. XIV, S. 192 ff.).

[1]) Ibid., Bd. XX, S. 145.

[2]) Jahresfestschrift der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz, 1891, Heft I, und in den „Prähistorischen Blättern", München 1891, S. 3.

[3]) Urgeschichtliche Forschungen in der Umgegend von Wies (Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien, 1890, Bd. XX, S. 187). Vgl. auch: Dr. M. Much, Ueber das Wellenornament (XI. Congress zu Berlin 1880, S. 77).

[4]) Vgl.: Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien, Bd. XVIII Taf. I, Fig. 32; Taf. II, Fig. 38 und 45.

[5]) Ibid., Taf. I, Fig. 10, 11, 12; Taf. II, Fig. 40, 41, 47.

[6]) Ibid., Taf. I, Gefässe: Fig. 1, 5—7, 9, 16, 17, 22, 23, 26, und Taf. II, Schalen: Fig. 27, 28 und 31.

Tène coexistirt und ferner sich weiter fortgepflanzt haben. Somit stünde er auch in engerem Zusammenhange mit dieser (La Tène-) Cultur, welche der alten einheimischen, nämlich der alten mitteleuropäischen Cultur nachfolgte [1]). Wenn nun die keramischen Producte des Burgwalltypus der La Tène-Cultur entsprungen sind, kann man zugleich auch der Vermuthung Raum geben, dass auch andere dieser Cultur entsprungene Erzeugnisse in die Burgwalltypus-Periode übertragen wurden, wie z. B. Schmucksachen, Münzen und andere Objecte aus Silber, verschiedene Eisengeräthe, die in der La Tène- und in der Burgwalltypus-Periode die Bronze aus dem Gebrauche so auffallend verdrängen u. s. w. Und wenn dies bei der Keramik, beim Eisen u. s. w. der Fall ist, kann dann die Möglichkeit bei der Glasindustrie ausgeschlossen werden? Und hier begegnen wir uns mit dem oben erwähnten Glasringe, welcher auf der Burgstätte von Hostim gefunden wurde. Wenn wir auch nicht behaupten wollen, dass dieser Ring zu den auf dieser Burgstätte in der Aschenlage gefundenen Gefässscherben gehört, so bietet er uns doch eine gewisse Fühlung mit La Tène, welches nicht weit von dem älteren Burgwalltypus entfernt sein kann; denn eine Annäherung dieser zwei Culturen kann noch aus den daselbst gefundenen Knochenwerkzeugen und Wirteln hergeleitet werden, welche in Mitteleuropa nicht selten auch unter La Tène-Objecten (wie z. B. Stradonic) gefunden werden, namentlich aber unter Objecten der von mir benannten continuirlichen alten mitteleuropäischen Cultur, welcher die Buckel-, Schnecken- und Knotenringe, die duxartigen und überhaupt alle in diese Periode fallenden Fibeln mit offenem Fuss und andere dieser Culturperiode eigenthümlichen Gegenstände angehören [2]), welche reich von verschiedenen Knochenwerkzeugen begleitet und mit La Tène zu einer bestimmten Zeit coexistent erscheinen. Dasselbe dürfte auch den kleinen Steinmeissel betreffen, welcher daselbst gefunden wurde. Obzwar in den La Tène-Funden (wie z. B. in Stradonic) die Steinwerkzeuge selten zum Vorscheine kommen, weist die continuirliche alte mitteleuropäische Cultur solche öfters auf. Es sind zumeist nur kleine Meissel, Keile und andere Handwerkzeuge, welche im älteren Burgwalltypus ausser Gebrauch gerathen, indem sich diese weiter entwickelnde Cultur blos auf Wetzsteine, Wirtel und dergleichen Gebrauchswerkzeuge aus Stein beschränkt. Der jüngere Burgwalltypus weist ausser den Gebrauchswerkzeugen keine anderen Steinwerkzeuge mehr auf. Auch die hier gefundenen Thonwirteln haben viel

[1]) Vgl. beispielsweise den Hrádek bei Časlau. Auf dieser Burgstätte constatirt Čermak drei Culturschichten, wovon ich mich auch bei meinem Besuche dortselbst (im Jahre 1891) überzeugt habe. Die oberste Schichte enthält den jüngeren Burgwalltypus, die mittlere den älteren Burgwalltypus, begleitet von Knochenwerkzeugen, Thonwirteln und Gefässscherben, welche durch ihre Verarbeitung blos mit jenen aus der La Tène-Periode verglichen werden können. Die unterste Schichte gehört der alten Keramik an. Uebrigens hat Jaroslav Palliardi auch auf dem Hradiště bei Znaim Culturschichten entdeckt, welche dem älteren Burgwalltypus angehören und ebenfalls Knochenwerkzeuge enthalten.

[2]) Vgl. über dieses Thema in meinem Aufsatze: „Funde zu Slup in Prag“ die Schlussbetrachtungen (in den „Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien“, 1890, Bd. XX, S. 141). — Gelegentlich muss ich zur Erörterung dieser meiner Behauptung gegen eine indirecte Anspielung (in den „Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien“, 1892, S. 107) auf die von mir im Jahre 1884 (Aus den Gräberstätten der liegenden Hocker in den „Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien“, Bd. XIV, S. 189) benannte „Duxer Fibel- und Buckelarmringe-Periode“, die ich sechs Jahre später (Funde zu Slup, S. 141) für eine Fortsetzung der von Hochstetter so benannten „alten mitteleuropäischen Cultur“ erklärt habe, nur so viel bemerken, dass ich mich niemals mit der Ansicht befreunden werde, die Objecte des Duxer Fundes, nämlich die Fibeln mit offenem Fuss, die Knotenverzierungen auf diversen Ringen, die bronzene Lanzenspitze und die ebenfalls bronzene Dolchklinge, welche diesem Funde ebenfalls angehören (vgl. den Bericht über diesen Fund von Dr. Stepu. Berger und Jos. Smolik in der „Památky Archaeologické“, Prag 1882, Bd. XII, S. 71—80, 109—122, Tab. III—V), sowie andere dieser Culturporiode eigenthümliche Producte der La Tène-Cultur zuzueignen, welch' letztere Cultur blos Fibeln mit geschlossenem Fuss, Lanzen- und Pfeilspitzen, Dolche, Schwerter, Beile und dergleichen Gegenstände aus Eisen und andere wieder ihr eigenthümlichen Erzeugnisse aufweist (vgl.: „Die Funde von Marin“, Pfahlbautenbericht VI von Dr. Ferd. Keller in den „Mitth. der Antiquar. Ges. Zürich“, 1866, Bd. XV, Heft 7, S. 293); denn eine solche Annahme würde consequenterweise die Erklärung der alten mitteleuropäischen Cultur für La Tène unbedingt zur Folge haben müssen, weil die alte mitteleuropäische Cultur eben dieselben Objecte wie der Duxer Fund aufweist, und müssten somit auch alle bronzenen Lanzenspitzen, Messer, Dolche, Schwerter, Kelte, Palstäbe, Sicheln, gravirten Armbänder, Objecte mit Spiral-, Knoten- und Buckelverzierungen nebst Fibeln mit offenem Fuss, welche unter den eben genannten Bronzeobjecten gefunden werden — wie z. B. in den Brandgräbern von Měnik (Památky Archaeologické, XV, S. 294, Fig. 14), in den Grabhügeln von Husin (ibid., XIV, 7, Taf. I, Fig 10), in den Grabhügeln von Darshofen bei Parsberg (von Dr. Heinr. Scheidemandel, Parsberg 1886, Taf. III, Fig. 13) u. A. m. — der La Tène-Cultur angehören, was, wenigstens meiner Ansicht nach, dem wahren Sachverhalte geradezu widerspricht.

Aehnlichkeit mit jenen von La Tène und der alten mitteleuropäischen Cultur und unterscheiden sich bedeutend von den jüngeren des Burgwalltypus; somit finden wir uns mit denselben auch näher den vorerwähnten Culturen als dem jüngeren Burgwalltypus.

Die zwei erwähnten Culturen — nämlich die continuirliche alte mitteleuropäische und die La Tène-Cultur — fassen in Mitteleuropa Alles in sich, was wir in der ursprünglichen, einheimischen und in importirten römischen, welch' letzterer La Tène ihren Ursprung verdankt, finden. So wie die Stein- und Knochenwerkzeuge durch die Bronze, hat die alte mitteleuropäische Cultur in ihrer Fortsetzung wieder durch den Einfluss der La Tène-Cultur vor allererst die Waffen und bald darauf auch alle Werkzeuge aus Bronze verloren, die durch Eisen ersetzt wurden. Das Auftreten des Eisens führte eine so weittragende Wendung in der bisher herrschenden Cultur herbei, dass Alles eine totale Aenderung erlitt. Allerdings, ein so ergiebiges, billig erzeugbares Material, welches sozusagen auf der Erdoberfläche zu gewinnen war, musste alles Uebrige aus dem Gebrauche verdrängen; denn es bot überdies ein leicht bearbeitbares und nicht so gebrechliches Material zu den verschiedensten Erzeugungsgeräthen, welche ehedem nur mühsam aus Stein, Knochen, Thon u. dgl. und beziehungsweise auch aus Bronze, welche oft aus der Fremde erst herbeigeschafft werden musste, erzeugt worden sind.

Der zweite Stoss, welchen die continuirliche Cultur durch La Tène erlitt, traf die alte einheimische Keramik (sonst auch Lausitzer Typus genannt), namentlich in der Production der Töpferwaare. Die continuirliche alte mitteleuropäische Cultur, welche ich bei den Funden von Slup näher bezeichnet habe, erscheint stets noch von der alten Keramik begleitet; es sind dies, wie wir in den diesbezüglichen Funden finden[1]), rohe, schwächer gebrannte und wieder feine, roth, gelb, schwarz und grau geglättete Gefässe, nämlich dieselben, welche wir überhaupt bei der alten mitteleuropäischen Cultur in Verwendung finden. Und dies sollte doch, als man die Objecte dieser continuirlichen Cultur der von La Tène zuschrieb, aufgefallen sein und beachtet werden; denn das Auftreten dieser Keramik neben den Artefacten von Metall, welche derselben Cultur angehören, ist nicht zu unterschätzen, weil sich die Keramik von allen anderen Fabrikaten als am meisten local erweist, die alte mitteleuropäische Cultur überall begleitet und sehr für die Annahme einer Theilung dieser Cultur von der von La Tène spricht, welche letztere ausser allen ihren eigenthümlichen Producten auch eine Keramik an's Tageslicht fördert, die weit von der alten einheimischen Keramik absteht.

Die La Tène-Keramik brachte von den Römern die Kunst, Thongefässe durch Brennen in abgeschlossenen Räumen fester, dichter und härter zu machen, wieder ein Vortheil, welcher die alte einheimische Töpferkunst überflügelte und dieselbe durch seine vortheilhaftere Verwendung aus dem Gebrauche verdrängte. Die ersten La Tène-Gefässe tragen noch römische Böden und sind sorgfältiger gearbeitet, mit tief eingedrückten oder eingeprägten Ornamenten verziert und auch deren Form für den Hausgebrauch praktischer eingerichtet, was wohl nur die Festigkeit des Materiales zulässig machte. Blos die Glättung an ihnen erscheint noch von der alten Keramik bisweilen entlehnt und wird bei vielen dieser Gefässe noch gebraucht, aber im Allgemeinen nicht auf lange Dauer; denn bald schwindet auch diese und verliert sich auch auf den meisten Artefacten der neuen Töpfertechnik, welche in den Burgwalltypus übergeht. Was noch von Glättung, zuweilen auch vom rohen Anstrich auf den Gefässen dieses Typus, was von Stein- und Knochenwerkzeugen in der Burgwalltypus-Periode vorkommt, sind Alles blosse Ueberbleibsel der verfallenen alten einheimischen Cultur, die schliesslich im Burgwalltypus zu Grabe getragen wird. Was von ihr übrig blieb, übergeht als Eigenthum dieses oder jenes Volkes mit in die historische Zeit und wird deren Gedächtniss heutigen Tages ausschliesslich nur noch bei dem Landvolke tradirt und in der Wissenschaft als „volksthümlich" bezeichnet. Es ist demnach aus Allem ersichtlich, dass der Burgwalltypus k e i n e einheimische, sondern eine fremde — römische — von den Barbaren acceptirte, in einer den Umständen angemessenen, eigenthümlichen Art fortgepflanzte Cultur ist.

Doch genug über dieses Thema, über welches hoffentlich noch viel geschrieben werden wird; wir müssen uns unterdessen in Betreff der Hostimer Burgstätte mit dem Factum begnügen, dass sie einer älteren Periode als der, welche bislang unter dem Begriffe des Burgwalltypus aufgefasst wird, angehört und müssen wir auch noch weitere Forschungsresultate abwarten, welche die Möglichkeit oder Richtigkeit der von uns ausgesprochenen Ansichten

[1]) Z. B. in Slup in Prag, Bečov und Postelberg unter Buckel- und Schneckenarmringen u. s. w.

über den Burgwalltypus bestätigen oder corrigiren werden. Jedenfalls ist diese von mehreren Seiten bereits getheilte Ansicht nicht zu unterschätzen; denn wenn sich der Burgwalltypus zu einer Fortsetzung der La Tène-Cultur gestalten möchte, würde in der Anthropologie wieder ein Sisyphus-Stein aus dem Wege geräumt und die Bahn zu weiteren Forschungen freier gemacht werden.

### Die Wallburg von Kodýs.

Eine Stunde südlich von Beraun erhebt sich bei Koněprus, gegenüber von Tmaň, der mächtige Berg Koňský (Rossberg), dessen gegen Westen sich senkende Bergzunge, die in 42 m hohen Felswänden und steilen Felsklippen in das Thal des Housinabaches ausläuft, den Namen Kodýs, Kotýs oder auch „na Kodýsi“ (d. i. am Kodýs) trägt. Es ist ein Kalksteinfelsen, in welchem sich tiefe Schluchten, Spalten, Klüfte und Höhlen befinden, von welchen viele ohne Leiter und Seile überhaupt unzugänglich sind; allein alle wurden schon vor vielen Jahren von beutelustigen Leuten durchsucht, welche nach den hier angeblich verborgenen Schätzen gefahndet haben, wobei — wie die Sage erzählt — viele Alterthümer, namentlich Gefässe, gefunden worden sein sollen.

Das Plateau, welches sich auf diesem Bergauslaufe gut verschanzen liess, wurde auch zu einer Burgstätte ausersehen; denn die von Natur aus vortheilhafte Lage desselben liess sich zu dem ersehenen Zwecke gut ausbeuten, indem das abfallende Terrain eine erwünschte Terrassenanlage ermöglichte, welche zur grösseren Sicherheit noch mit Wällen befestigt wurde, zu welchen Steine, Schotter und Erdreich, so wie es hier vorhanden ist, Material boten. Nachdem die ganze westliche Fläche dieser Burg (Fig. 74) von Natur aus durch Felsen unzugänglich war, erübrigte nichts mehr, als nur noch die östliche zu verschanzen, und dies geschah auf der Nordseite durch eine Terrasse, auf welcher noch ein niedriger Wall, der ehedem höchst wahrscheinlich das Holzwerk trug, angelegt war; auf der Südseite, wo das Terrain von Natur aus abschüssig war, durch einen Wall. Blos auf der Ostseite, auf welcher die Burg I mit dem übrigen Plateau verbunden war, wurden zur besseren Befestigung derselben zwei Wälle angelegt, so dass sie eine kleine Vorburg II bildeten, welche bis auf die heutigen Tage „na hradě“ (d. i. auf der Verschanzung) genannt wird. Die Sage erzählt, dass hier auf dem Plateau ehemals, noch in vorchristlicher Zeit, eine feste Burg stand, welche nachher verödete.

Wenn wir die Wälle, mit welchen die östliche Hälfte der Burg umzogen ist, näher betrachten, so finden wir, dass:

Der Wall $AC$ 110 m lang, 4—5 m breit und 1·5 m hoch ist.

Der Wall $CB$ ist 130 m lang, 3–5 m breit und 1 m hoch. Derselbe erhebt sich nämlich auf dem Kamme der Berglehne.

Der innere Wall $CD$ ist 110 m lang, 4—5 m breit und 1·5 m hoch.

Die Terrasse $ADH$, auf welcher sich ein niedriger Wall erhebt, ist 220 m lang.

Diese Wälle schliessen nun die Burg mit folgendem Umfange ein:

| | |
|---|---|
| Der Wall $AB$ mit . . . | 240 m, |
| die Terrasse $AH$ mit . . | 220 „ und |
| die Felsklippen $BH$ mit . | 450 „ |
| Zusammen . . . | 910 m. |

Der Flächenraum, den die ganze Burg einnimmt, erweist sich nach Messung:

| | |
|---|---|
| Die Burg I „na Kodýsi“ . . . . . | 4·50 Hektar, |
| die Verschanzung II „na hradě“ . . | 0·36 „ |
| Zusammen . . | 4·86 Hektar. |

Die Senkung des Terrains in der Burg beträgt 14 m auf die grösste ostwestliche Länge von 270 m.

In die Burg führte von der Nordseite der alte Fahrweg $E$, heute nur ein Waldweg; der Weg $F$, mittelst dessen die Wälle auf der Vorburg II durchbrochen wurden, ist neu.

Ausser den Wällen verdient das Felsenthor „ve vratech“ bei $H$ eine besondere Beachtung. Vom Plateau ist nichts als eine 8 m tiefe Schlucht sichtbar; wenn wir aber von der Burgstätte zu $G$ hinabsteigen, überrascht uns hier ein Naturwerk: ein Felsenthor, welches über 4 m hoch, 6 m breit, nach oben aber schmäler wird, so dass der Felsenbogen, welcher sich über dem Thore wölbt, 3 m in der Spannweite hat. Wenn wir durch das Thor in's Innere eintreten, befinden wir uns in einem dachlosen Saale, welcher 12 m lang und 10 m breit ist. Dem Thore gegenüber finden wir einen verschütteten Eingang, welcher in eine tiefe und weit sich hinziehende Höhle führen soll. Derselbe soll erst vor wenigen Jahren, um einem Unglück vorzubeugen, absichtlich verrammelt worden sein. Die Veranlassung sollen dazu die über diese Höhle herrschenden Sagen gegeben haben, und der Letzte, welcher diese Höhle besucht hat, soll ein Studirender gewesen sein, welcher einen Fuchs in dieselbe verfolgte. Er verirrte sich nämlich in dem Labyrinth dieser Höhle, so dass er von 2 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Nachts

in derselben herumlief und von ortskundigen Leuten glücklich erst durch deren Zurufen aus derselben hinausgebracht wurde.

Bevor ich mich zu den diese Wallburg betreffenden Sagen wende, will ich noch der hiesigen Funde Erwähnung thun, welche nur zufällig gemacht wurden, indem die Objecte auf der Burgstätte und deren Umgebung gefunden wurden. Namentlich sind es Scherben von Thongefässen, welche dem älteren Burgwalltypus angehören. Im Wesentlichen lassen sich dieselben in drei verschiedene Gattungen einreihen.

Die einen gleichen vollkommen jenen von Hostim; sie sind stark gebrannt, fest, grau und braun von Farbe, zumeist mit Wellenornamenten, Ringfurchen und punktirten Ornamenten verziert (vgl. bei „Hostim“ Fig. 58, 59 und 64). Das Ornament kommt hier jedoch mitunter auf dem kurzen Halse der Gefässe vor. Auch die Gefässböden sind von der nämlichen Art, wie in Hostim, glatt oder mit einem eingedrückten, runden Grübchen versehen. Gefässhenkel kommen auch keine vor; dagegen sind die Gefässränder etwas stärker und kantiger, als es bei jenen von Hostim der Fall ist.

Die zweite Gattung von Scherben, welche zumeist von grossen Gefässen herrührt, zeigt eine rohe Bearbeitung und mahnt auffallend an die Gefässscherben der alten Keramik, jedoch mit dem Unterschiede, dass die hiesigen Scherben stark gebrannt und fester sind.

Die dritte Gattung sind ebenfalls Scherben von grösseren Gefässen aus schwärzlichem und festem Thon gut gebrannt; diese weisen aber einen 1 bis über 2 mm starken Anstrich von rother Farbe auf, welcher sich oft von dem Gefässkörper ablöst und abblättert. Auf der Aussenseite pflegt dieser Anstrich glatt, auf der inneren Seite jedoch roh zu sein. Auch dieses Verfahren erinnert (die Festigkeit der Thonscherben ausgenommen) auffallend an die alte Keramik.

Von anderen Thonobjecten verdient noch ein Wirtel (oder Perle) erwähnt zu werden. Derselbe (Fig. 75) ist konisch, 19 mm hoch, hat am gezahnten Rande 25 und am unteren Ende 9 mm im Durchmesser; das Loch ist rund und hat 5 mm im Durchmesser. Derselbe ist aus rohem Thon gearbeitet, röthlich von Farbe und mit acht mit dem Finger eingedrückten Zacken verziert.

Von anderen Funden erzählt die Sage, dass in den hier befindlichen Höhlen ganze Gefässe, Eisen- und auch Messingobjecte gefunden wurden; namentlich in der Höhle „ve vratech“ sollen schon werthvolle Gegenstände und Bärenknochen gefunden worden sein.

Fig. 74. **Die Wallburg von Kodýs** (1 : 5000).

Ueber Kodýs und seine Umgebung herrschen viele Sagen. Leider konnte ich während meines kurzen Besuches daselbst und in Tmaň Niemanden zum Erzählen bewegen, denn ein gewisses Misstrauen, um nicht vielleicht ausgelacht zu werden, hinderte die Leute daran. So viel ich erfahren konnte, soll in der grossen Höhle „ve vratech“ ein Schatz in einer grossen Truhe verborgen sein, welcher aber von einem grossen schwarzen Hunde mit feurigen Augen bewacht wird. Aus dieser Höhle soll die hier berüchtigte Bába (Wunderfrau) „Koda“, nach welcher nebst einem Brunnen auch dieser Felsen den Namen Kodýs trägt, ihr goldenes Pferd hinaus

über den Felsen bis in die zweite, eine halbe Stunde von hier entfernte Höhle „u zlatého koně“ (zum goldenen Ross) führen. Es werden hier auch ihre sowie die Fussstapfen des Pferdes, welches sie führt, in dem felsigen Boden gezeigt, die unter anderen wirklich auch die Form eines Frauenfusses und eines Pferdefusses haben. Es sind nämlich verwitterte Steinkerne (oder vielleicht Muschelabdrücke?), wie solche in den Kalken vorkommen [1]). Andere Schatzsagen betreffen den ganzen Berg Koňský. Es wird erzählt, dass in demselben wirklich ein goldenes Ross verborgen sei, aber dieses kann Niemand jemals erlangen. Ausserdem sind in diesem Berge auch Schätze verborgen, welche ebenfalls von Menschen nicht gehoben werden können, weil sie von Bergmännchen (skalní mužičkové), die in diesem Berge hausen, bewacht werden. Ehedem soll man diese

Fig. 75. **Thonwirtel von der Wallburg Kodýs** (nat. Gr.).

Zwerge öfters hier gesehen haben, namentlich des Abends sollen sie sich in den hiesigen Felsabhängen herumgetummelt haben; heute hört man aber fast gar nichts mehr von ihnen [2]).

Unterhalb der Kodýser Burg am Housinabache lebte vor Zeiten ein hübscher, junger Fischer. Derselbe war beim Fischfange immer glücklich gewesen; plötzlich hatte ihm das Glück den Rücken gekehrt und all' sein Bemühen war vergeblich; seit dieser Zeit hörte er immer des Abends aus der Tiefe eines Kumpfes einen wunderschönen Gesang, so dass er darüber sein Unglück vergass. So währte es einige Zeit, bis der Fischer Noth zu leiden anfing. Von Neuem senkte er seine Netze in's Wasser, aber vergebens; leer zog er sie heraus. Traurig setzte er sich am Ufer des Kumpfes nieder und dachte über sein Schicksal nach. Da erscholl der Gesang wieder und, als sich Smîl — so hiess der Fischer — umsah, gewahrte er in dem Kumpfe die Sängerin, eine wunderschöne, rothhaarige Jungfrau, an einen Felsblock gelehnt; sie hatte statt der unteren Gliedmassen einen Fischschweif. Von Liebe zu ihr entbrannt, redete sie der Fischer an, aber die Wasserjungfrau rügte ihn, dass er sie störe, liess sich jedoch durch seine Bitten beschwichtigen und ertheilte ihm Rath, welche Blätter und Pflanzen er in das Wasser werfen solle, um Fische einzufangen; er musste ihr aber versprechen, bis es ihm wieder besser gehe, ihr an dieser Stelle den Dank zu erstatten. So geschah es auch. Smîl's Lage hatte sich bald gebessert; er bedankte sich bei der Nixe, gestand ihr seine Liebe und bald darauf führte er sie als Frau in seine Hütte, musste ihr aber versprechen, dass er niemals mehr Fische mit den ihm genannten Pflanzen fischen werde. Seit der Zeit hob sich sein Wohlstand auffallend und bald beglückte ihn auch seine Frau mit einem Töchterchen, dem man den Namen Května gab. Als das Mädchen heranwuchs, sorgte der Vater um dessen Zukunft und würde sie gerne an einen grossen Herrn verheiratet haben, wozu aber eine ansehnliche Aussteuer nothwendig war. Um dieselbe recht bald zu beschaffen, nahm er sich vor, gegen sein Versprechen und ohne Wissen seiner Frau mit den geheimen Pflanzen zu fischen. Er that dies auch; aber statt Fische fischte er das blosse Laub wieder auf und, als er es dreimal wiederholt hatte, befiel ihn eine düstere Ahnung. Er eilte nach Hause, wo er weder Mutter noch Tochter fand. Während der Fischer wider sein Gelöbniss fischte, wusch nämlich die Mutter mit der Tochter am Ufer des Baches; da erhob sich plötzlich eine Menge von Fischen und die Wasserfrau schrie hell auf. Května eilte zu ihr in der Meinung, es hätte sie eine Schlange gebissen, zur Hilfe, aber die Mutter theilte ihr mit, dass sie nunmehr scheiden müssen, nachdem sie der Vater verrathen habe, und führte die Tochter zu einen Brunnen und gab ihr eine Ruthe mit dem Bedeuten, dass Alles, was sie aus diesem Brunnen mit der Ruthe herausziehen würde, sich in Gold verwandeln werde, warnte sie aber, mit der blossen Hand danach zu greifen. Darauf tröstete sie die betrübte Tochter, gab ihr mütterliche Belehrungen, machte sie auch auf den nahen Tod ihres Vaters gefasst, nahm von ihr Abschied und verschwand für immer. Weinend kehrte Května nach Hause zurück und, als sie all' das, was mit der Mutter vorgegangen war, dem Vater erzählte, lief derselbe auf den Kodýser Felsen hinauf, stürzte sich aus Verzweiflung in den tiefsten Kumpf und

[1]) Gleiche und andere auf die Umgegend sich beziehende Sagen vgl. bei: Krolmus, Staročeské pověsti etc. Prag 1851, Bd. III, S. 15—21.

[2]) Vgl. bei: J. J. Polt, Sagen und Geschichten aus der Vorzeit Böhmens. Prag 1839, Bd. II, „Die Höhle zu Tmaň“.

ertrank darin. Das verwaiste Mädchen ging nun zu der Grossherrin Mikuda, welche die ganze Umgegend beherrschte, in Dienst, und als sie mit derselben vertraut wurde, theilte sie ihr auch das Geheimniss von dem Goldbrunnen mit. Die goldsüchtige Herrscherin nöthigte die Května, sie zum Brunnen zu führen. Es warf dann die Frau Steine in diesen Brunnen und als dieselben zu Gold wurden, griff sie hastig mit der blossen Hand nach denselben, und in dem Augenblicke wurde auch sie zu Gold verwandelt. Května zog aber ihre goldene Herrin mit der Ruthe aus dem Wasser, wurde dadurch reich und übernahm die Herrschaft nach der Mikuda (Krol., III, 23).

* * *

Gegenüber von Kodýs, auf dem linken Ufer des Husinabaches, steht die Friedhofskirche von Tmaň, dem heiligen Georg geweiht. Die Flur, welche sie umgibt, heisst „na Vescích“ (auf den Dörfern) und die Sage erzählt, dass hier ursprünglich das Dorf Tmaň gestanden haben soll. Die heutige Kirche mit dem Friedhofe sind die einzigen Ueberreste von demselben. Tmaň, einer von den Mördern der heiligen Ludmilla, soll der Besitzer des Gutes Tmaň gewesen sein.

Die Sage von dem alten Dorfe „na Vescích“ dürfte wohl auf Wahrheit beruhen, denn ungeachtet des Flurnamens sprechen auch die Funde, welche wiederholt auf dem Friedhofe gemacht werden, dafür. Man stiess nämlich häufig auf Aschengruben, in welchen Gefässscherben zum Vorschein kommen und, wie mich der Todtengräber versicherte, fand er bei der Gruftanlage der Familie Sklenář in der unteren Aschenlage eine überaus lange Nadel aus Messing, deren Handhabe wie die eines Stockes mit Knoten geziert war. Aus dem Gesagten dürfte hervorgehen, dass der jetzige Friedhof an der Stelle des alten, heidnischen angelegt ist.

Ueber den Ursprung der heutigen Kirche wird erzählt, dass an ihrer Stelle ehemals eine Eiche stand, unter welcher eine Jungfrau zu weinen pflegte. Endlich hörte sie auf zu trauern und erbaute an dieser Stelle eine Kirche, welche lange Jahre heidnisch war. Als aber das Christenthum in dieser Gegend Verbreitung fand, verwandelte man dieselbe in eine christliche und soll dieselbe die erste christliche Kirche in Böhmen gewesen sein.

# Kelt oder Celt oder keines von beiden?

Eine Anregung zur Schaffung einer einheitlichen Nomenclatur in der Urgeschichte.

Von **Dr. M. Much.**

Während meines Aufenthaltes zu Salzburg im Sommer des vergangenen Jahres theilte mir der Director des dortigen Museums, Dr. Petter, mit, dass die Bezeichnung einiger Gegenstände mit „Kelt“ statt mit „Celt“ von einem berühmten Besucher beanständet worden sei. Obwohl ich bis zu jenem Augenblicke bei den verschiedenen Autoren eine gewisse Freiheit im Gebrauche der einen oder der anderen Form des Wortes wahrgenommen zu haben glaubte, so regten mich, der ich von jeher die Unsicherheit in der Nomenclatur der deutschen Urgeschichtsforschung unangenehm empfunden habe, die hervorgerufenen Zweifel doch an, der Spur des Wortes nachzugehen. Indem ich das Ergebniss dieser Untersuchung hier niederlege, drücke ich zugleich den Herren Prof. Dr. Kaserer und Bibliothekar Dr. v. Grienberger, die mich hiebei in freundlichster Weise unterstützten, meinen Dank aus.

Ich unterlasse es vorläufig, den wirklichen Bestand des zu prüfenden Wortes beziehungsweise seine Berechtigung auf unsere Anerkennung zu untersuchen, und gehe zunächst an die Erörterung der Frage, ob es „Kelt“ oder „Celt“ zu lauten habe.

Zweifellos ist es, dass dieses Wort von einem Celtis oder Celtes abgeleitet wurde, das jedoch der classischen Latinität in der Bedeutung eines Meissels, oder, wie es richtiger sein sollte, eines Beiles, was wir heute in der Gelehrtensprache darunter verstehen, durchaus fremd ist. Bei Plinius (13, 17, 32) findet sich ein Celtis als eine Art des Lotus, das auch in unsere botanische Nomenclatur übergegangen ist, aber mit unserem, dem gesuchten Celtis nicht das Geringste gemein hat. Dieses erscheint zum ersten Male in einer Stelle der Vulgata des heiligen Hieronymus (385—405), und zwar im Buche Job, Cap. XIX, Vers 23 und 24, welche also lautet: „Quis mihi tribuat, ut scribantur sermones mei? quis mihi det, ut exarentur in libro, stylo ferreo et plumbi lamina, vel celte sculpantur in silice?“

Zum zweiten Male kommt das Wort Celtis in der für uns allein zu berücksichtigenden Bedeutung eines Meissels volle tausend Jahre später auf einer Grabschrift vor, welche ein gewisser Jacobus Baduasius dem Schauspieler Sergius zu Pola im XV. Jahrhundert gesetzt hat. In Gruter's „Inscriptiones“, p. CCCXXIX, heisst es darüber: „Polae in Istria. Grosse Inschrift mit antikisirenden Ausdrücken, wie: quoius, quom, heic, schwulstig und affectirt, vermuthlich parodistisch, mit Wortspielen und Annominationen. Der Bestattete wird redend eingeführt und ladet die Vorübergehenden ein, die Inschrift zu lesen, dann fährt er fort:

vah quid loquor immo sculptum, quum aegre veritas adhuc se mecum conciliat, nam neque hic atramentum vel papyrus aut membrana ulla adhuc, sed malleolo et celte litteratur silex silens adhuc quid hic latet.

Den spasshaften Charakter der ganzen Inschrift, die eine Farce und nichts Anderes ist, zeigt am deutlichsten folgender Passus: si quis sibi vesicam onustam senserit, domum suam onus hoc reportet in cloacam, si vero festinus fuerit citerior vel ulterior hoc loco pro religione se evacuet.“

Im „Totius Latinitatis Lexicon, opera Forcellini, lucubratum auctum et emendatum cura Vicentini de-Vit,“ tom. II., Prasi 1861, findet sich über diese Inschrift folgende Bemerkung: „Putarunt nonnulli, quos inter Forcellinus, hanc vocem (celtis) significasse etiam sculpri genus, quo lapides inciduntur, decepti inscriptione, quae est apud Grut. 329, in cuius versu 23 legitur: malleolo et celte litteratus silex. Sed ea inscriptio recens figmentum est, eumque titulum Jacobus Baduasius, patricius Venetus, Sergio cuidam Polensi in Istria, parasito et histrioni saeculo XV. posuit (V. Taffejum. Art. Crit. Lapid. l. 3, c. 2, col. 183 et cognolatum in praef. huic lexico praemissa § 9).“

Aus diesen Bemerkungen ergibt sich, dass das Wort Celtis zur Zeit der Abfassung der erwähnten Inschrift kein im Gebrauche befindlicher Ausdruck gewesen ist, dass vielmehr ihr Autor in dem deutlichen Bemühen, seinem Machwerke den Charakter hohen Alterthums zu verleihen, absichtlich ein selbst der Gelehrtensprache fremdes Wort gewählt und hiebei zweifellos aus der Vulgata des heiligen

Hieronymus geschöpft hat, welche als die damals allein zulässige Bibelübersetzung als leicht erreichbare Quelle zu Gebote stand, worauf aber ganz insbesondere dieselbe Ideenverbindung: „quis mihi det, ut sermones mei celte sculpantur in silice?“ in der Vulgata und „sed malleolo et celte litteratur silex“ auf der Inschrift hinweist.

In der That findet sich unser Wort Celtis in der so ausserordentlich reichen lateinischen Literatur des mehr als tausendjährigen Zeitraumes von der Bibelübersetzung des heiligen Hieronymus bis zur Inschrift des Baduasius und in dem unmittelbar darauf folgenden Jahrhunderte nirgends.

Wenn wir nun zu der Frage übergehen, wie das Wort Celtis lautet, so liegt zwar kein absoluter Zwang vor, es kann aber die volle Berechtigung nicht bestritten werden, es so zu nehmen, wie es in der Zeit, aus der es uns überliefert worden ist, einzig gelautet haben konnte. Nun stimmen wohl heute alle Philologen darin überein, dass die Lateiner ihr C immer, also auch vor e, i, y, oe und ae wie K und nicht wie Z gelesen und ausgesprochen haben. Es ist an sich unwahrscheinlich, dass das K, wenn es in diesen Fällen wirklich schon damals in ein Z umgelautet worden sein sollte, z. B. in accendere nach candere, caedere nach cado, dicere nach dic—, facio, facere nach fac— u. s. w., dies in jener Zeit nicht auch durch einen anderen, dem Lautwandel entsprechenden Buchstaben ersetzt worden sei.

Abgesehen von dieser blos theoretischen Erwägung wissen wir ganz genau aus dem Munde der Griechen, wie die Lateiner ihr C vor e, i, y, ae und oe gesprochen haben. Für Caesar, Caesarea, Celeres (Beiname der römischen Ritter), Caecubum (Weingegend in Italien), Ciminus lacus (See in Etrurien), Caere (Stadt in Etrurien mit den berühmten Gräbern), Caecilius (Metellus), Caecina, Caesonius, Cicero, Cinna, schrieben die Griechen: Καίσαρ, Καισάρεια, Κέλερες, Καίκουβον, Κιμινία λιμνη, Καίρη, Καικίλ(λ)ιος, Καικίνας, Κικήρων, Κίννας u. s. w., und selbst noch in nachclassischer Zeit wird centurio, census im Griechischen mit κεντυρίων, κῆνσος wiedergegeben. Hätten die Lateiner in diesen Fällen das C wie Z ausgesprochen, so würden die Griechen hiefür sicher ein entsprechendes Zeichen gebraucht haben.

Umgekehrt verwenden die Lateiner bei der Wiedergabe griechischer Wörter auch vor den Vocalen e, i, y, ae und oe ein C, wie z. B. in Cybele, Circe, Centaurus, Celtae, Cyprus, cithara, cymbalum, coenobium, coemeterium, cygnus, cyaneus, cyathus, centrum, circus u. s. w., obwohl sie diese Worte als Κυβέλη, Κίρκη, Κένταυρος u. s. w. sprechen gehört haben; noch im Cod. Just. erscheint ein cimeliarcha (Schatzaufseher) für κειμηλιάρχης.

Dass die Lateiner zur Zeit des heiligen Hieronymus das C ausnahmslos wie K gesprochen haben, erfahren wir endlich aus dem Munde des deutschen Volkes selbst. In allen aus der lateinischen in die deutsche Sprache in voralthochdeutscher Zeit, also vor dem VII. Jahrhundert, übergegangenen Wörtern wurde das C mit dem Lautwerthe des K übernommen, so wurde aus Caesar Kaiser (althochdeutsch keisar), aus carcer Kerker (althochdeutsch karkari, gothisch karkar), aus caerifolium Kerbel (griechisch, dem Deutschen entsprechend, χαιρέφυλλον), aus calix, eigentlich calic-em, Kelch (althochdeutsch kelich), aus cista Kiste (althochdeutsch chista, griechisch, dem Deutschen entsprechend, κίστη), aus radix, eigentlich radic-em, Rettich, aus pix, eigentlich pic-em, Pech, aus cicer Kicher (Kichererbse, althochdeutsch chihhura, griechisch, dem Deutschen entsprechend, κῖχωριον), aus circus, althochdeutsch chirc (Kreis griechisch κίρκος), aus cerasia Kirsche (althochdeutsch chirsa, griechisch, dem Deutschen entsprechend, κεράσιον), aus dem spätlateinischen cellarium Keller (althochdeutsch chellari) u. s. w. Das ist doch ein hinreichender Beweis, dass die Lateiner den Germanen die angeführten Worte noch als kaesar, karker, kaerifolium, kista, kiker, kirkus, kerasia, kellarium u. s. w. vermittelt haben mussten.

Umgekehrt setzen sodann die lateinischen Schriftsteller in Worten, die aus dem Germanischen entnommen wurden, ausnahmslos ein C für germanisches K (gelegentlich auch für das damals noch mit starkem gutturalen Hauche gesprochene germanische H), woraus wir schliessen müssen, dass sie ihr C auch vor e, i, ae, oe und y wie K aussprachen, z. B. in Asciburgium für Askiburgium (aus ask, vgl. griechisch Ἀσκιβούργιον ὄρος), Sciri für Skiri (gothisch Skeirôz, von skeirs, griechisch Σκῖροι), Cimbri für Kimbri (griechisch Κίμβροι), alces (aus Caesar) für alkes (Elch, althochdeutsch elaho). Aus dem Keltischen ist Hercyniae silvae entnommen für Herkyniae silvae (keltisch erchyniad, Erhöhung, griechisch Ἑρκύνιον ὄρος, gothisch fairguni [1]).

[1]) Von den Germanisten wird überhaupt in den von den römischen Historikern überlieferten germanischen Völker- und Personennamen grundsätzlich statt des C auch vor e, i, y, ae und oe ein K, beziehungsweise H, vorausgesetzt, wie z. B. in Turcilingi, Bucinobantes, Bacenis, Caesia silva.

Die hartnäckigsten Zweifel muss die Thatsache beseitigen, dass die Ostgothen während ihres kurzen Heldenlebens in Italien, d. i. mehr als hundert Jahre nach der Bibelübersetzung des heiligen Hieronymus, zufolge einer (jetzt allerdings nur ihrem Inhalte nach) uns erhaltenen Verkaufsurkunde, jener von Arezzo, das lateinische uncia in der Form von unkja in ihre Sprache aufgenommen haben. Mehr als hundert Jahre nach dem nachgewiesenen Gebrauche des Wortes celtis hat man also in Italien das C noch wie K ausgesprochen. Losgerissen von dem Heimatlande und auf dem heissen Boden Italiens verblutend, haben die Ostgothen das neue Lehnwort nicht den übrigen germanischen Stämmen vermittelt; erst während des Mittelalters, als die theilweise Lautwandlung des C in den romanischen Sprachen schon vollzogen war, findet es seinen Weg nach Deutschland, wird aber nunmehr natürlich als „Unze“ aufgenommen.

Bezeugt uns also die gothische Verkaufsurkunde von Arezzo, dass man in Italien das Wort uncia im VI. Jahrhunderte noch wie unkia ausgesprochen hat, so können wir um so sicherer annehmen, dass zur Zeit, als der heilige Hieronymus die Bibel in's Lateinische übersetzte, also reichlich ein Jahrhundert früher, das Wort Celtis (oder Celtes) nicht Zeltis, sondern Keltis gelautet hat. Und da dieses Wort von dieser Lautstufe her und nicht erst aus späterer Zeit, wo es gar nicht mehr vorkommt, entlehnt wird, so müssten wir es eigentlich so nehmen, wie es uns geboten wird und so wie wir nicht Zaiser, Kerzer, Zizer, Zerbel, Kelz, Zirse, Zeller sagen, sollten wir auch nicht Zelt, sondern Kelt sagen, besonders dann nicht, wenn wir dem Worte mit Abstossung des alten Nominativ-Auslautes eine deutsche Form geben. Keinesfalls also begehen Jene, welche Kelt sprechen und schreiben, einen Fehler; ohne Zweifel aber begehen wir einen Fehler, wenn wir Asziburgium, Sziri, Herzynia, alzes statt Askiburgium, Skiri, Herkynia, alkes sagen.

Man könnte freilich einwenden, dass das C in dem Worte „Celte“ zur Zeit der thatsächlichen Entlehnung, also am Ende des XVII. Jahrhunderts, wie Z, nicht wie K gesprochen, demnach Celt, nicht Kelt zu schreiben sei. Zugegeben, dass sich hieraus eine gewisse Freiheit im Gebrauche der einen oder anderen Schreibweise ergebe, lässt es sich, wenn schon die Form des Wortes eine fragliche ist, nicht abweisen, auch seinen inneren Werth und die Berechtigung auf unsere Anerkennung zu untersuchen, und deshalb wenden wir uns nun zur Erörterung der Bedeutung und des wirklichen Bestandes des Wortes Celtis. Was die Bedeutung betreffen könnte, so ist nur die am Eingange dieses Aufsatzes angeführte Stelle der Vulgata des heiligen Hieronymus massgebend. Diese ist übrigens nicht ganz klar; wenn man sich jedoch erlaubt, das stylo ferreo — mit eisernem Griffel — so mit plumbi lamina — Bleiplatte — zu verbinden; dass man anstatt des „et“ sich die Präposition „in“ denkt, so lautet die sinngetreue Uebersetzung: „O wenn doch aufgeschrieben würden meine Reden, wenn sie in einem Buche eingezeichnet würden — mit einem eisernen Griffel auf einer Bleiplatte, oder mit einem ‚Celte‘ auf einem Steine eingegraben würden.“ Das nicht übersetzte Wort Celte (von Celtis oder Celtes) — immer seinen wirklichen Bestand vorausgesetzt — muss hier offenbar die Bedeutung von Grabstichel haben, so dass es dem stylo ferreo, womit die Reden auf Bleiplatten eingegraben werden sollen, gegenüber steht als ein Instrument, womit Buchstaben in Stein eingegraben werden.

Ganz dieselbe Bedeutung ergibt sich aus der Inschrift von Pola, in der es heisst „malleolo et celte litteratur silex“. Die Bestimmung des „Celte“ wird hier noch deutlicher angegeben, da aus jenen Worten hervorgeht, dass es ein Werkzeug, welches nicht für sich allein, sondern nur mit Hilfe eines Malleolus, eines kleinen Hammers, gebraucht werden kann, also ein richtiger Meissel zur Bearbeitung der Steine ist.

In diesem Sinne wird das Wort Celtis auch von den Glossatoren und von jenen Uebersetzern der Bibel aufgefasst, welche als Katholiken sich an die Vulgata des heiligen Hieronymus halten.

Was die ersten betrifft, so findet sich darüber in Du Cange (Glossarium mediae et infimae Latinitatis, Parisiis 1842) folgende Stelle: „Celtis, caelum sculptorium, aut potius λαξευτήριον.“ W. Brito in Vocab.: „celtis, instrumentum ferreum aptum ad sculpendum, cisel gallice, dicitur a caelando“ etc. und in Forcellini heisst es in dem schon oben angeführten Werke bei Celtis: „Fatendum tamen est haec haberi in Vet. Gloss. Philox [1]) Celte, γλυφεῖον.“

Aus allen Quellen, welche uns das Wort Celtis bieten, insbesondere auch aus den Glossen „λαξευτήριον“ (Meissel zum Einhauen in Stein, von λαας und ξέω) „γλυφεῖον“ (Meissel zum Eingraben in Stein oder Holz) „caelum“ und „cisel“ geht hervor, dass die

[1]) Philoxenus, ein sonst unbekannter Glossator.

Interpreten und Glossatoren der Bibelübersetzung des heiligen Hieronymus darunter einen Meissel verstehen, ein an sich unselbständiges Werkzeug, das man mit Hilfe eines anderen, des Hammers, zur Bearbeitung von Steinen oder, strenger genommen, zum Eingraben in Steinen verwendet. Die Urgeschichtsforscher aber verstehen darunter ein Beil aus Bronze oder Eisen mit einer senkrecht zur Schneide stehenden Tülle, das zum selbstständigen Gebrauche, und zwar als Werkzeug zur Bearbeitung von Holz oder als Waffe zu dienen bestimmt, zur Bearbeitung der Steine, insbesondere aber zum Eingraben in sie ungeeignet ist, namentlich dann, wenn man darunter auch ein Beil aus Stein versteht, für welches das Wort oftmals angewendet wird.

Celtis bezeichnet also im Sinne jener Ausleger etwas ganz Anderes, als wir darunter begreifen, und sollte schon aus diesem Grunde aus der prähistorischen Nomenclatur ausgewiesen werden; denn wenn man einmal nach einem fremden, willkürlich herbeigezogenen Worte greift, so sollte es doch den Gegenstand zutreffend bezeichnen.

Die Sache kommt aber noch besser; ein Wort Celtis hat es nämlich nicht einmal in seiner Bedeutung als Meissel wirklich je gegeben, und was die Glossatoren und Interpreten und der spasshafte Verfasser der oben besprochenen Inschrift von Pola dafür gehalten haben, ist nichts Anderes als das Ergebniss der Unkenntniss oder Leichtfertigkeit eines Abschreibers, welcher Celte für: certe gesetzt hat. Es hat sich hierüber schon K. v. Becker umständlich ausgesprochen, da aber sein Aufsatz in einer heute schwer zugänglichen Zeitung („Allgemeine Augsburger Zeitung", 1876, Beilage Nr. 359) enthalten ist, so will ich den Sachverhalt hier noch einmal in Kürze darlegen.

Wenn man mit der eingangs angeführten Stelle der lateinischen Vulgataübersetzung jene Texte vergleicht, aus denen diese Uebersetzung gewonnen worden ist, nämlich den von den Masoreten festgestellten hebräischen Urtext und den griechischen Text der Septuaginta, so findet man merkwürdigerweise in beiden kein Wort, das dem Celte in der Vulgata entsprechen könnte. Deshalb meinten Einige, es dürfte auch in dieser vom heiligen Hieronymus ein anderes Wort gebraucht worden sein, das von späteren Abschreibern für Celte gelesen und so geschrieben worden sei.

Wenn man ein ähnliches classisch-lateinisches Wort dafür setzen wollte, so wäre dieses etwa Caelo, welches Wort (Caelum) Grabstichel heisst; Caelator bedeutet bei Plinius einen Siegelstecher. Allein der merkwürdige Umstand bleibt bestehen, dass weder im hebräischen, noch im griechischen Texte sich ein Wort findet, das übersetzt Caelum oder Celtis = Grabstichel heissen könnte.

Der hebräische Text lautet, wörtlich übersetzt: „Wer gewährt es mir, dass meine Reden niedergeschrieben würden; wer gewährt es mir, dass sie in einem Buche eingezeichnet würden mit einem Griffel von Eisen und Blei, für ewige Zeit in Stein eingegraben würden?" Im masoretischen Texte findet sich also anstatt eines Wortes mit der Bedeutung „Grabstichel" ein Wort, welches „für ewige Zeit", „εἰς τὸν αἰῶνα" bedeutet.

Ebenso lautet auch der griechische Text der Septuaginta, ohne ein dem Celte entsprechendes Wort: „Τίς γὰρ ἂν δοίη γραφῆναι τὰ ῥήματά μου, τεθῆναι δὲ αὐτὰ ἐν βιβλίῳ εἰς τὸν αἰῶνα ἐν γραφείῳ σιδηρῷ καὶ μολίβῳ, ἢ ἐν πέτραις ἐγγλυφῆναι", was in wörtlicher Uebersetzung heisst: „Wer wohl gewährt es mir, dass meine Reden niedergeschrieben würden in ein Buch für ewige Zeit, mit einem eisernen Griffel und Blei, oder dass sie auf Steinen eingegraben würden?"

Also auch im griechischen Texte findet sich kein Wort, dem das nun sehr fraglich gewordene Wort Celte entsprechen könnte.

Auch Luther, dem die Vulgata des heiligen Hieronymus gewiss vorlag, lässt das Wort Celte unberücksichtigt und übersetzt: „Ach, dass meine Reden geschrieben würden! Ach, dass sie in ein Buch gestellet würden! Mit einem eisernen Griffel auf Blei und zum ewigen Gedächtnisse in einen Fels gehauen würden?"

Du Cange endlich sagt in seinem schon bezeichneten Glossarium: „Celtis, caelum sculptorium, aut potius λαξευτήριον." W. Brito in Vocab. celtis, instrumentum ferreum aptum ad sculpendum, cisel gallice dicitur a caelando, sed nusquam est in Biblia, unde Job 19 ubi quidam legunt: vel celte sculpantur in silice, gg. in originali ut antiquae Bibliae habent, certe, et nullus Sanctorum experitorum ponit celte.

Zur Bekräftigung all' des Gesagten diene schliesslich die Bemerkung, dass das Wort Celtis sowie dem Latein der classischen Zeit auch allen Tochtersprachen durchaus fremd ist. Ein so vollständiges Verschwinden dieses Wortes aus einer weit verbreiteten Sprachengruppe und selbst aus dem Kirchen-

latein, wo es gerade durch die Vulgataübersetzung immer wieder in's Gedächtniss zurückgeführt werden und sich leicht hätte erhalten können, wäre kaum denkbar, wenn es wirklich bestanden hätte.

Das Wort Kelt oder Celt, in welcher Form wir es nun anwenden, ist also nicht nur zur Bezeichnung des Gegenstandes, den wir darunter verstehen, ganz und gar ungeeignet, sondern hat auch niemals im Gebrauche irgend einer Sprache bestanden: es ist nur der Schein eines Wortes, und ich denke, dass es Zeit ist, sich seiner zu entledigen.

Man wende mir nicht ein, dass es sich durch den Gebrauch in unserer Zeit eingelebt habe, denn ich halte es für ein sich selbst ausgestelltes Armuthszeugniss, ein Wort beizubehalten, das nur der Unkenntniss oder Leichtfertigkeit eines Abschreibers seine Entstehung verdankt, das nicht nur zu entgegenstehenden Meinungen über seine Aussprache Anlass gibt, sondern auch in Bezug auf die Auffassung der Sache, wie ich noch nachweisen werde, geradezu verwirrend wirkte und selbst zu albernen Ansichten führte, indem es in Zweifel lässt, was es eigentlich bedeute, da es Einige auf das Bronzebeil mit senkrecht zur Scheide führender Tülle einschränken, Andere aber auch ein gleichgeformtes eisernes Beil, selbst den Palstab und das Steinbeil, noch Andere endlich ganz Unsinniges darunter verstehen.

Ich mache mir keine Hoffnung, dass man meinem Verlangen entsprechen werde, doch glaube ich, dass man die Sache nicht zu leicht nehmen solle. Kaum in einer anderen Disciplin von der Bedeutung und dem Range der Urgeschichtsforschung liegt die Nomenclatur so im Argen, wie bei uns im Bereiche der deutschen Sprache. Ein und derselbe Gegenstand wird mit vielerlei Benennungen bezeichnet und eben diese Benennungen werden willkürlich wieder auf einen anderen übertragen, so dass man oft nicht recht weiss, von welchem eigentlich die Rede ist. Welche Verwirrung, welche Missverständnisse dadurch angeregt werden können, brauche ich nicht auseinanderzusetzen, wohl aber will ich zum Nachweise des Gesagten einige Beispiele geben. Bei der aus Anlass der Anthropologen-Versammlung zu Berlin im Jahre 1880 veranstalteten Ausstellung wurde das gewöhnliche Steinbeil ohne Schäftungsvorrichtung mit dreissig verschiedenen Benennungen bezeichnet, und zwar mit Steinbeil (von Bernburg), Beil (von Freiburg), Steinkeil (von Aschaffenburg), keilförmiger Stein (von Landshut), Steinaxt (von München), Feuersteinkeil (von Müncheberg), Feuersteinaxt (von Metz), Queraxt (von Bremen), geschliffene Steinwaffe (von Ems), Handaxt (von Oldenburg), Hacke (von Graudenz), Steinwaffe (von Bonn), Kelt (von Aachen und Haus Jessen), Steinkelt (von Aachen), Feuersteinkelt (von Aachen), Keil (von Dürkheim), Meissel (von Dürkheim), Feuersteinmeissel (von Cassel). Doch nicht genug daran, dass die Bezeichnung der Steinbeile von verschiedener Seite eine verschiedene ist, es wurden auch von einer und derselben Anstalt verschiedene Benennungen für denselben Gegenstand angewendet. So stellte Lüneburg Steinbeile aus unter den Namen: Axt, Doppelaxt, Streitaxt, Flachmeissel und Stossmeissel, Soltau unter den Namen: Beil, Keil, Meissel, Keilmeissel, Graudenz endlich unter den Namen: zweischneidige Hauwaffe, Hammerbeil, Meissel, Axtmeissel und Meisselbeil. Ausser diesen, dem Kataloge der Ausstellung entnommenen Bezeichnungen dürften sich in der Literatur noch einige andere finden[1]); ich will nur diejenige des Streitmeissels noch hinzufügen. Die unterscheidenden Merkmale, welche zu diesem: Kelt, Steinkelt, Feuersteinkelt, und zu dem geradezu unsinnigen: Meissel, Stossmeissel, Flachmeissel, Axtmeissel, Streitmeissel, Meisselbeil und Keilmeissel Anlass geboten haben, liess mich der persönliche Augenschein nicht ersehen.

Nicht ohne Heiterkeitsausbruch wird man mir zugeben, dass die Uebernahme des unglücklichen Celtis als „Kelt oder Celt“ und in seiner Uebersetzung als „Meissel“ geradezu verhängnissvoll gewirkt hat; ich aber habe das Gefühl, dass uns eine solche copia verborum nicht zur Ehre gereicht.

Noch schlimmer steht es mit einem anderen Fundstücke, dem (durchbohrten) Steinhammer. Steinhämmer wurden ausgestellt von Bernburg als Steinhammer, von Freiburg als Schaftbeil, von Dürkheim als Hammeraxt, gelochte Hammeraxt und gelochter Hammer, von Augsburg als Streithammer, von Landshut als hammerförmiger Stein, von Miltenberg a. M. als Hammer, von München als Steinwerkzeug mit Schaftloch, von Gusow als Steinbeil mit Loch, von Braunschweig als Streitaxt, von Wolfenbüttel als Steinaxt, von Merseburg als Steinpicke, von Hannover

[1]) So heisst es z. B. in einem viel gebrauchten Buche: „Lanzenspitze, Kelt genannt“.

als Axt mit Loch, Axthammer mit Loch, Doppelaxt mit Loch, von Posen als (angebohrte) Steinaxt, durchbohrtes Beil und durchbohrtes Doppelquerbeil, von Biere als Axt mit Schaftloch und Keil mit Schaftloch, von Regensburg als hammerförmiger Kiesel, durchbohrter Hammer, durchbohrter Steinhammer, durchbohrtes Hammerbeil und Steinhammer mit Bohrloch, von Lübeck als Steinhammer, Hammer, Axt, Hammeraxt, hammerartiges Geräth und Doppelaxt, von Graudenz als Stielkeil, Spitzhammer und Hauwaffe, von Danzig als Doppelbeil, Beilhammer und Hammerbeil und — damit auch hier der Meissel nicht fehle — von Cassel als durchbohrter Steinmeissel und als Streitmeissel mit Schaftloch.

Aus dieser Aufzählung ersieht man, dass das einfache Steinbeil und der durchbohrte Hammer die Bezeichnungen: Axt, Streitaxt, Steinaxt, Steinbeil, Beil, Keil, Doppelaxt, Hauwaffe, Hammerbeil, Meissel und Streitmeissel, die ersten vier sogar ohne ein unterscheidendes Beiwort gemeinsam zu haben.

Ich habe hier allerdings recht arge und wirksame Beispiele angeführt, auf die ich immerhin durch das unheilvolle Celtis = Kelt = Meissel geleitet worden bin, aber diese Blüthenlese liesse sich aus den gedruckten Katalogen und den Aufschriften in den urgeschichtlichen Sammlungen in Deutschland noch recht ansehnlich, und zwar aus der Bronzezeit und Eisenzeit so gut wie aus der Steinzeit, vermehren. Nur um noch ein kleines Beispiel zu geben, sei auf jenes einfachste, durch die Abnützung gewöhnlich kugelförmig gewordene Werkzeug hingewiesen, welches ich selbst Klopfstein zu benennen pflege, das man aber auch als Steinkugel, Reibstein, Mahlstein, Arbeitstein, Behaustein, Kornquetscher, Schlagstein, Schleuderstein und Fäustel bezeichnet.

Man wird mir entgegen halten, dass seit der Ausstellung in Berlin, bei der alle jene Bezeichnungen officiell zugelassen wurden, 13 Jahre verstrichen sind, innerhalb deren sich Vieles gebessert haben könne; allein ich bin überzeugt, dass bei einer gleich umfassenden Ausstellung auch heute noch nichtssagende, unzutreffende und geradezu irreführende Benennungen an den Tag treten würden; findet man sie doch noch immer in der Literatur, in Aufschriften und Katalogen.

Ich will gerne zugeben, dass diese Unsicherheit und Verwirrung zum grossen Theile durch die Mitarbeiterschaft an der Urgeschichtsforschung, die sich aus allen Berufsclassen einfindet, entstanden ist und durch die Rücksicht auf sie dauernd erhalten wird; aber gerade diese Rücksicht sollte dahin führen, ihr, statt sie immerdar irregehen zu lassen, in festen Begriffen sichere Stützen in die Hand zu geben und dadurch die Fachmänner selbst vor unverschuldeten Irrthümern oder doch vor langwierigen Umfragen zu bewahren.

Eine officielle Regelung und Feststellung der urgeschichtlichen Nomenclatur ist eine unbedingte Nothwendigkeit; sie könnte allerdings nur durch ein von einer bestimmten Autorität genehmigtes und empfohlenes Uebereinkommen geschaffen werden, auf welchem Wege ja schon manches Gute erzielt worden ist.

Die bevorstehende gemeinsame Versammlung der deutschen und österreichischen Urgeschichtsforscher an dem Orte, von dem überhaupt der grosse schöpferische Gedanke der Gründung anthropologischer Gesellschaften und der Aufschwung urgeschichtlicher Forschung in Deutschland ausgegangen ist, könnte sich kein ruhmvolleres Andenken sichern, als dadurch, dass sie die Feststellung der urgeschichtlichen Nomenclatur beschliesst und die hiezu nothwendigen Massnahmen einleitet.

# Literaturberichte.

## 9.

**Sbornik za narodni umotvorenija, nauka i knižnina.** Herausgegeben vom bulgarischen Unterrichtsminister. 4°.

Im Laufe der letzten vier Jahre gab das bulgarische Unterrichtsministerium neun umfangreiche Bücher seines „Sbornik" (Sammelwerk) heraus, wovon jedes etwa 800 bis 900 Seiten enthält. Es ist geradezu bewunderungswürdig, wie rasch diese junge aufstrebende Nation seine culturelle Aufgabe begriff und wie würdig sich sein Unterrichtsministerium dadurch unter den übrigen slavischen Nationen Geltung zu machen verstand. Die Herausgabe des „Sbornik" war ein sehr glücklicher Gedanke, welcher beweist, dass man in Bulgarien systematisch, einem bestimmten Ziele zustrebend, arbeitet. Die ganze wissenschaftliche Thätigkeit wird gewissermassen vom Centrum aus dirigirt.

Der Inhalt jedes Bandes theilt sich erstens in den wissenschaftlichen, zweitens den literarischen (belletristischen und kritischen) Abschnitt; der dritte ist der Volksliteratur gewidmet. In Folge dessen nimmt der „Sbornik" unter den ethnographischen Zeitschriften eine sehr ehrenvolle Stellung ein, hauptsächlich auch deswegen, weil in dem ersten Theile (dem wissenschaftlichen) wichtige Aufsätze vorkommen, welche von bedeutender Kenntniss der Literatur zeugen.

Wir entnehmen dem Inhalte des „Sbornik" nur dasjenige, was sich direct auf unser Fach bezieht.

Der „Sbornik" begann mit einem Artikel des Herrn Dr. Šišmanov „Ueber die Bedeutung und die Aufgabe unserer Ethnographie". Es ist dies eine ungemein wichtige Arbeit, welche nicht nur die bulgarische Literatur anführt, sondern auch einen Ueberblick über sämmtliche europäische Literaturen bietet und die bisherigen Richtungen in der ethnographischen Forschung ihrem Werthe nach beurtheilt. Ueberall zeigt der Verfasser eine grosse Belesenheit, welche unsere Achtung verdient. Herr Šišmanov gibt eine Anleitung, wie man das ethnographische Material sammeln und sondiren müsse und macht auf die Wichtigkeit dieses Studiums für die Literatur aufmerksam. Es ist dies eine der besten und grundlegendsten Abhandlungen ihrer Art.

Im IX. „Sbornik" gab der Verfasser einen sehr gelungenen „Beitrag zu der bulgarischen Volksetymologie" heraus, welcher von gründlicher Kenntniss der Fachliteratur zeugt, dessen wir jedoch später noch besonders Erwähnung thun werden.

Prof. Dragomanov, der bekannte kleinrussische Folklorist, veröffentlicht hier einige umfassende Studien: „Slavische Erzählungen von dem Opfern des eigenen Kindes", wonach der Gastgeber sein eigenes Kind opfert, damit der Gast geheilt werde ; selbstverständlich bleibt das Kind noch ferner am Leben (siehe den Roman von Amis und Amil). Den Ursprung dieser Legende sucht der Verfasser in den Apokryphen, welche durch den Einfluss des Buddhismus entstanden sind. (In dieser Hinsicht verweise ich auf den buddhistischen Katechismus, welcher in Hamburg herausgegeben wurde.) Dieselbe Methode, nach welcher der Autor den Ursprung europäischer (besonders slavischer) Sagen in Indien sucht, treffen wir auch in dem zweiten Artikel (II. und III. Bd.) an: „Ueber die Geburt Constantin des Grossen", welcher die Gründung von Constantinopel und den französischen Roman von Constantin = Čanara gupta bespricht.

Zu den Russen gelangten diese Sagen in Folge Vermittlung durch Tartaren über Sibirien oder über Iranien und den Kaukasus (Všević Müller, Ethnogr. obor. u Ruskaja Mysl.), zu den Südslaven aus Persien, durch die Türken nach Byzanz und aus dem Griechischen zu den Slaven.

Im 5. Hefte erklärt Dragomanov auch die slavischen Varianten einer evangelischen Legende, wie Gott einen Menschen in einen Esel, ein Pferd, einen Ochsen etc. verwandelte.

Karanov gibt uns einen praktischen Ueberblick und eine Ergänzung aller Varianten, welche nach der Ausgabe der wichtigen Sammlung bulgarischer Lieder von Miladinovi (1861) veröffentlicht wurden; da letztere schon sehr selten geworden war, erschien sie vor Kurzem (1891) von Neuem.

Einen Beitrag zur Volksheilkunst (III.) liefert Ginčev; eine fleissige Bearbeitung dieses Themas. Von Iliev lesen wir hier eine Erläuterung über bulgarische Traditionen von Riesen, welche „Jelini, židove, latini" heissen.

Ueber das bulgarische epische Lied („junaški pěsni") schreibt Popov; er charakterisirt besonders die einzelnen Helden (Děte Dukadinče, Goloměše, Miloš, Marko Kralevič, Janko etc.).

Bei den Studien des bulgarischen Epos darf man den Vergleich mit dem serbischen nicht ausser Acht lassen, da man sich sonst eines argen Fehlers schuldig machen würde. Eine umfassendere Studie ist die von Herrn Volkov über die Hochzeitsgebräuche bei den slavischen Nationen, deren Inhalt schwer anzugeben ist. Der Verfasser führt in dieser interessanten Abhandlung nur kleinrussische Gebräuche an, welche sich seiner Meinung nach den ursprünglichen slavischen am meisten nähern.

Das Referat über vier Bände des „Sbornik" beschliesse ich wieder mit Herrn Šišmanov, mit dem ich es begonnen habe. In einem instructiven Aufsatze schildert er eingehend die alten Wege durch Bulgarien, welche sich mit der römischen Strasse von Belgrad nach Constantinopel kreuzten. Ausserdem müssen wir wenigstens die archäologischen Artikel, durch welche die Čechen hier vertreten sind, dem Namen nach anführen: Dobruský (von West-Bulgarien) und die Brüder Škorpil („Ueber die mittelalterlichen Kirchen in Sofia, der Friedhof beim Schwarzen Meer") und Ilijev über die Numismatik.

Zu diesen umfangreichen Abhandlungen sind stets auch Abbildungen beigefügt. Ausserdem befinden sich bei einzelnen Nummern auch gemalte Muster der bulgarischen Nationaltrachten.

Die dritte Abtheilung enthält das ethnographische Material, in jeder Nummer 200—300 Seiten betragend. Der erste Theil enthält Lieder der verschiedensten Art, Weihnachtslieder, Bettellieder, fromme, politische, Hochzeits- und Liebeslieder etc.; der zweite Theil gibt Erklärungen volksmässiger Erscheinungen,

für den Aberglauben, die Arzneien, Erzählungen, Sprichwörter, Räthsel, Kinderspiele, Volksbräuche etc.

Das Material ist phonetisch aufgezeichnet und dient daher gleichzeitig als Stoff zur bulgarischen Dialektologie. Aus ganz Bulgarien sind hier Sammler vertreten; besonders nennen wir: Šalkarov, Matov, Konstantinov, Raduluv, Ginčev, Šiškov, Vajlov, Lžev, Stojkov, Todorov und noch viele Andere.

So viel ist heute sicher, dass man im Süden nicht mehr literarisch arbeiten kann, ohne das ethnographische Material aus dem „Sbornik" zu kennen; der Referent hatte auch schon Gelegenheit, eine Verbindung der rumänischen Gelehrten mit den Bulgaren zu vermitteln, damit diese ihnen einen entsprechenden Stoff aus dem „Sbornik" überliefern.

Es ist selbstverständlich, dass auch die übrigen slavischen Ethnographen den bulgarischen „Sbornik" schon fleissig studiren und citiren. **Karásek.**

## 10.

**Wisła.** Polnische geographisch-ethnographische Zeitschrift. Jahrg. 1890, S. 985. Redacteur Karłowicz.

In dieser Zeitschrift wurde schon über drei Jahrgänge der „Wisła" referirt[1]); wir wollen nach und nach auch die folgenden Jahrgänge ergänzen und so über eine der wichtigsten slavisch-ethnographischen Zeitschriften Bericht erstatten. Wisła (Weichsel) nimmt unter den slavischen Zeitschriften dieser Art einen der ersten Plätze ein, und zwar einerseits wegen ihrer Initiative (sie war gewiss ein Muster für den „Český lid"), andererseits wegen ihres inneren reichen Inhaltes, der von einer sorgfältigen Redaction zeigt.

„Wisła", die in Warschau erscheint, veröffentlicht am Schlusse des Jahres ihren Inhalt auch französisch, so dass die Interessenten bis zu einem gewissen Maasse die ethnographischen Arbeiten bei den Polen controliren können.

Dieser Jahrgang beginnt mit einem Artikel der berühmten polnischen Romanschriftstellerin U. Orzeszkowa: „Ludzie i kwiaty nad Niemnem", cf, V. Jahrgang, Nr. 2 (Leute und Blumen an den Ufern des Niemen). Es sind das einzelne Benennungen von Blumen, wichtig für das polnische Lexikon: 32. Dziewiać sil (böhmisch devěcíl), Volksetymologie. 32. Padbiél (böhmisch podběl). Dann sind hier 161 Volkssprüche, Beschreibungen des Familienlebens, diesbezügliche Lieder und eine Polemik gegen die Abhandlung Mátyás: „Chłopskie serce" (Bauernherz), die ohne jede Phantasie und mit wenig Gefühl ihren Gegenstand bearbeitet. Frau Orzeszkowa nimmt sich ihres Volkes an und gibt auch Dialektproben von „seinem guten Herzen".

Ein Freund des böhmischen Volkes, Herr Bronisław Grabowski, schreibt hierüber: „Podania i legiendy, zapisane u autorów staropolskich" (Die Sagen und Legenden, die bei altpolnischen Schriftstellern vorkommen).

Eine wichtige Arbeit für den Literarhistoriker und Ethnographen; die Spuren der Lieder (besonders der epischen), suchte in der polnischen Literatur schon W. Maciejowski, darüber schrieb auch Jagić (Rad-Gradja . .). Von diesem Schriftsteller erwähne ich noch einen ausführlichen Bericht (15.) über Zibrt's „Staročeské obyčeje výroční" (Altböhmische Sitten und Gebräuche im Verlaufe des Jahres).

Von Smoleńcowa lesen wir hier: „Chłopskie dziecko" (Bauernkind), worin sie die Sorge der Eltern um die Erziehung ihres Kindes schildert; diese interessante Skizze lässt sich vergleichen mit der Arbeit von Bartoš': „Naše děti" (Unsere Kinder), die mehr Rücksicht auf die Kinderspiele nimmt und „Lid a národ".

Dazu gesellen sich passend von H. Matlakowski, über den ich heuer bereits hier referirte, die sehr interessanten „Bajki i gadki dziecięce" (Fabeln und Räthsel der Kinder) cf. Głos (1889, Nr. 6): „Die Kinder am Dorfe." Im Ganzen 47 Stück. Ein gelungenes Bild eines Dorfes: „Krynice" (in dem Gouv. Lublin) von K. Skrzynski. Von Kraus, findet sich hier: „Gonitwy ślubne" (Hochzeitsrennen) und: „Die Rückkehr der Todten auf die Welt", ein Beitrag zu der Leonorensage. Fygm. Gloger berichtet eingehend vom Bug, besonders von der Lebensweise der dortigen Fischer. Ziemba führt hier interessante Spitznamen einzelner Dorfleute an, wie wir sie auch sonst wohl antreffen; desgleichen auch einige Proben von Diebspoesie. Als Supplement zum XX. Heft von Kolberg's „Lud", finden wir hier: „O prawdzie osieckiej" (Wie man nämlich das Recht sucht), von Lubicz. Der unlängst verstorbene Ethnograph Kopernicki beschreibt die Thürornamente bei den russischen Gebirgsbewohnern und fügt einige Bilder hinzu. Der Redacteur der „Wisła", H. Karłowicz, setzt im III. Bande seine Studien über „Die Systematik der polnischen Lieder" fort; über „Jasio und Kasia" führt er 89 Lieder an und bietet uns neue Varianten zu verschiedenen Themen. Im Liede „Jasio und Kasia" entführt der Geliebte seine Braut, die zuletzt in der Donau umkommt. Es ist das ein Nachtrag zu Child's Studie von „Isabel und Elf"; besonders analysirt Karłowicz jene Variante, in der Kasia den Jasio tödtet, und fügt hinzu Child's Varianten aus anderen slavischen Liedern, z. B. „Sušil", S. 777. — Von Karłowicz findet sich gleichfalls noch eine Beschreibung nationaler Musikinstrumente: „Kobza a skrzypce."

S. Adalberg publicirt 580 jüdische Sprichworte; z. B. in Lemberg spielen die Juden in ihrem Jargon Theater und geben Zeitungen heraus, die der Censur wenig Freude machen. Von Ulanowska ist hier ein lettisches Haus beschrieben; drei Illustrationen erläutern dasselbe.

Zahlreiche Beispiele, wie man die Thiere ruft, sind hier aus mehreren Sprachen vertreten.

Auf S. 218—219 sehen wir 48 skizzirte und dann 5 farbige Eier dargestellt. In Böhmen befasst sich mit diesem Gegenstande H. Soukup. H. Ciszewski, der besonders das südslavische Volk studirt, beschreibt hier die slovakische Stickerei auf der Prager Ausstellung und fügt hiezu auch Abbildungen. Derselbe übersetzt auch den Artikel des böhmischen Anthropologen Dr. Niederle: „Uebersicht der Geschichte der Anthropologie", der böhmisch im Athenäum erschien; doch ist hier diese Arbeit bedeutend erweitert; auch eine Erzählung über die Belagerung der Burg durch Schweden hat er hier aufgenommen.

Weryho führt einige Sagen über die Ruinen der Burg Olsztyn an. Dann folgt ein kurzer Artikel über den „Kozik" lit. ragutis, raginiuks cf. slav. roh, es ist das nämlich ein in ein Ziegenhorn eingesetztes Messer.

Der bekannte Ethnograph Zawiliński gibt hier den „Mit o Tantalu i Syzyfie" (Mithus vom Tantalus und Sysiphus),

[1]) Siehe: Mittheilungen, Bd. XXI, S. 37 f.

d. h. die Parallele in den polnischen Sagen, und glaubt mit Krek (Einleitung in die slavische Literaturgeschichte 620 bis 642), dass sie aus uralter Quelle abstammen, als die indogermanischen Sprachen noch nicht getrennt waren, eine Ansicht, die nicht zutreffend ist.

Sehr wichtig ist die Abhandlung Lazega's über: „Chełmińsko-Michołoderska", diesen interessanten polnischen Landstrich, der immer mehr und mehr der Germanisation verfällt; der Studie ist beigefügt eine gründliche Statistik von Ostpreussen, der Städte, Bevölkerung, der nationalen und religiösen Verhältnisse beider Geschlechter etc.

Im II. Bande schreibt Ciszewski: „Lud jako twôrca terminologii językoznawczej i niektónych nazw plemiennych", welche Spitznamen nämlich das Volk seinen Nachbarn beilegt.

Ein interessanter kurzer Bericht von „Klugen Studenten und dummen Herren" (Humoreske von Krakau), einige Notizen, betreffend Volksgebräuche, aus einem Buche vom Jahre 1739 (z. B. die Haferweihe am heiligen Stephanstage, Kerzen- oder Aepfelweihe am Tage des heil. Blasius, Judasbrennen, Gruss beim Niessen); dann vier Ueberlieferungen von der Erschaffung der der Erde, cf. Veseloaski (Razysk. V, und die Zusätze dazu von ihm und Wolner im Ethnogr. Obozrĕnie und Matov im Period. Spir. 52); ferner: „Spinki goralskie" (Spangen der Goralen). Von Volski ist hier ein grösserer Beitrag zu „Bitwa pod Wiedniem" (Die Schlacht bei Wien von Fr. Grabowski), der ganz sicher unsere Wiener interessiren würde, wie Sobieski mit den Polen Wien von den Türken 1683 befreite. Von Wenzel Nalkowski lesen wir eine Uebersicht geographischer Erklärungen für das Jahr 1889, wie ihre Methodik war, die Gebirgsgruppirung, warum sich in den Höhlen Eis bildet, die Winterströmung des Meeres etc.; es ist das aber keine Uebersicht der geographischen Bibliographie, sondern die wichtigsten Ergebnisse geographischer Forschung.

Auf Seite 595 sieht man sechs Illustrationen von Kinderpfeifen, wie sie in Zwierzyniec bei Krakau am Ostermontag verkauft werden. Der russische Ethnograph Sumeov, der seine Arbeiten gewöhnlich in der „Kiewskaja starina" veröffentlicht, bespricht hier die Art, wie man in alter Zeit das Brot und andere Nationalspeisen zubereitete, besonders in Kleinrussland (cf. „Český lid", I, Vykoukal und Sumcovs, 1885, „Obrjadovoe upotcebljenie chlĕba"). Der Freund der böhmischen und lausitzischen Literatur Herr Parczewski schreibt über die Germanisation des Bezirkes Olawa (Schlesien bei der Oder). Zieliński lieferte zwei musterhafte Arbeiten über die Bevölkerung von Basiowka (bei Stryj), ihre Lieder, Gebräuche und ihren Glauben; von Sembrzycki findet sich hier ein Beitrag zur Charakteristik der preussischen Mazuren. Aus den Acten der Stadt Krzyżanowice lesen wir einen Auszug (1528—1772) von einigen Gerichtsaffairen. Ueber die Fabriksleute zu Pabianice schreibt Lorentowicz (Auszug aus der „Bibliotheka Wisły"). Herr Reinstein schildert in einer culturhistorischen Skizze über die Frau Meisterin das altstädtische Leben der Handwerker; gewiss ein wichtiges Sujet. — Sechs Abbildungen stellen Holzäxte vor. — Ueber das Dorf Jurkow (am Dunajec, Bezirk Brzesko), über die dortigen Gebräuche, Aberglauben, Haus- und Familienleben, Wirthschaft, Feiertage, Kinder, Hexen und Krankheiten schreibt Kosiński.

Aus dieser Uebersicht ist zu ersehen, dass „Wisła" zu den wichtigsten slavischen ethnographischen Zeitschriften gehört. Vom „Český lid" unterscheidet sie sich dadurch, dass sie neben dem blossen Rohmateriale auch dessen Verarbeitung liefert, während „Český lid" sich hauptsächlich mit der Sammlung des ethnographischen Stoffes begnügt. Der Redacteur Karłowicz machte mit seinen Mitarbeitern einen Schritt weiter und liefert namentlich mit Rücksicht auf das vergleichende Studium und die Detailarbeiten, die sich blos auf ein Dorf oder eine Tracht beziehen, mustergiltige Abhandlungen. „Český lid" dagegen widmet mehr Sorgfalt der Archäologie und übertrifft hierin die „Wisła".

Zum Schlusse darf ich nicht unerwähnt lassen die eingehenden, gewissenhaften Kritiken, von denen einige zehn bis zwanzig Seiten in Anspruch nehmen, besonders solche aus der slavischen Ethnographie; ausserdem findet sich hier ein sorgfältiger Auszug aus diesbezüglichen Zeitschriften und eine Uebersicht von Büchern, die über Ethnographie und Religion handeln.

Kleinere Arbeiten, z. B. über Volksmedicin, über die polnische Hütte, Sprüche, Rechtsgebräuche, Feuerschüren, Thierbenennungen, über die Juden in der Provinz etc. enthalten gleichfalls werthvolles Material. Diesem Bande ist beigegeben eine colorirte Abbildung einer jungen Frau aus Ozieryczym und eine solche von Ostereiern. **Karásek.**

## 11.

**Živaja starina.** Periodische Zeitschrift der ethnographischen Abtheilung des kaiserl. geographischen Gesellschaft. Redacteur: Herr Ivan Lamansky. St. Petersburg (Imperatorskoe Geografičeskoe Obščestvo).

Diese wichtige Zeitschrift wurde zuerst im Jahre 1890 herausgegeben; je vier Hefte bilden einen Jahrgang; bisher sind 10 Hefte erschienen. Wir wollen vorläufig nur die ersten acht Hefte in's Auge fassen, wiewohl es uns auch da noch unmöglich sein wird, eingehend den Inhalt eines jeden Artikels zu besprechen.

„Živaja starina" unterscheidet sich von dem verwandten „Ethnografičeskoe Obozrĕnie" in Moskau wesentlich dadurch, dass sie dem slavischen Russland und der slavischen Welt überhaupt viel mehr Aufmerksamkeit schenkt als letztere, wie schon aus der Persönlichkeit des Redacteurs zu schliessen ist, wiewohl wir damit nicht sagen wollen, dass sie nicht auch andere, besonders asiatische Unterthanen des russischen Reiches berücksichtigen würde. Der Inhalt der Zeitschrift belehrt uns am besten darüber. Für den Slavisten und die Geschichte der Slavistik sind die Briefe von Preiss, die er nach Russland und an Šafařik über seine Reisen (1836—1846) schrieb, besonders wichtig. Grossen Werth haben auch die Briefe Srezněvsky's (1839—1842), des ersten russischen Slavisten, welche wichtige Beiträge für die Ethnographie, die politischen Zustände und die Literaturgeschichte der Lausitz-Wenden, der Böhmen und der Südslaven umfassen. Diese Briefe, sowie auch die Briefe Šafařik's, Srezněvsky's und die Kritik Srezněvsky's über den „Národopis" hat der Redacteur, Prof. Lamansky, veröffentlicht.

Aus dem Nachlasse Srezněvsky's sind im I. Jahrgange ein serbisch-lausitz-wendischer Kalender und Beispiele des Volksaberglaubens veröffentlicht.

Von Sobolesky befinden sich hier mehrere Abhandlungen, deren wichtigste und jedenfalls die Zierde der Zeitschrift die russische Dialektologie ist (süd- und nordgrossrussisch, weiss- und kleinrussisch mit allen Dialekten). Durch diese Schrift wurde die slavische Ethnographie bedeutend bereichert. Ausserdem befindet sich hier eine ganze Reihe Abhandlungen von Sobolesky: „Gruša i Duňa", „Einige Bemerkungen zu den Eigennamen in den russischen Bylinen (epische Lieder)", „Vom Typus des Ilja Muromec" und mehrere Anzeigen.

Von Volter befindet sich hier eine wichtige Uebersicht lithauischer Werke aus dem Gebiete der Ethnographie von 1879—1889.

Veselovsky, der berühmte Literaturhistoriker, hat hier einen Beitrag zur „Vision der Amfilochius" und „Dekameron", X, 3. Sokolov ist bestrebt, zu erklären, warum man den 23. Juni „kupalo" nennt (eine Streitfrage bei den Slavisten).

Ždanov schrieb über die Lieder, die vom Fürsten Michael handeln. Von Priklonsky befindet sich hier eine Abhandlung über Jakutsk, Lieder und Räthsel von dort. Šavčenkov: „Von Neuem und Altem im Kleide." Bondarenko: „Der Aberglaube der Landsleute im Gouv. Tambovsk." Trusman: „Poluvĕrci" (Pskor-Pečerskykreis). Ueber andere Völkern handeln verschiedene Artikel: Die lithauische und nordwendische Hochzeit, die Sagen, Erzählungen und Legenden der Mandschuren, Lappländer, Kirgisen, das Leben und die Helden der Bylinen bei den Ostjaken. Von Bobčev befindet sich hier die Abhandlung über Verbrüderung (pobratimstvo und posestrimstvo) der Bulgaren und ausserdem bulgarische Nationallieder. Ueber ungarische Russen schrieb H. A. Petrov und über „Die Versöhnung des Blutes in Grblo" der Russe Rovinsky, welcher vortrefflich die montenegrinischen Verhältnisse kennt. Braun: „Mariupolští Řeci" (Griechen); er sucht im Gouv. Jekaterinovsk die letzten Nachkommen der Krim-Gothen. Syromjatnikov: „Die Baltischen Gothen und die Guta-Saga" (mit Uebersetzung); dieser Aufsatz würde die Germanisten interessiren.

Majkov veröffentlicht hier alte Bylinen (Epos). Žukovsky: „Mohammedanismus des Rustem-Dostanović", „Trojčina" (Radnikovsky ujezd), Beschreibung des Lebens, „Einfluss der karelischen Sprache auf die russische im Gouv. Oloneck.", „Ueber die ursprünglichen Rechtszustände im Kaukasus" und die sehr wichtige Bibliographie „Ueber das Motiv von der Leonore" von Kaloš; dabei mache ich diejenigen, welche sich für diese Frage interessiren, auf ein unlängst erschienenes Werk von Sozonovič „Leonore von Bürger und ähnliche Sujets in der europäischen und russischen Volkspoesie" (Warschau 1893), aufmerksam.

Ausserdem befinden sich hier Fragen, Miscellanen und zahlreiche Kritiken, z. B. der Grossrusse bei der Hochzeit und im Hausleben; slavo-finische Beziehungen in der Sprache; die Recensionen von Sokolov, Sobolevsky, Lipovsky etc. H. Polivka lieferte eine werthvolle Uebersicht der böhmischen ethnographischen Literatur 1880—1890. **Karásek.**

## 12.

**Etnografičeskoe Obozrĕnie.** (Ethnographische Rundschau.) Periodische Zeitschrift der ethnographischen Abtheilung der kaiserlichen Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften an der Universität in Moskau. Redacteur N. A. Jančuk, S. 1889. I—III.

Bei Besprechung der ethnographischen Zeitschrift „Živaja Starina" haben wir bemerkt, dass dieses Petersburger Journal zwar auch die nichtslavischen Nationen des russischen Reiches behandelt, aber seine Hauptaufmerksamkeit doch dem slavischen Russland zuwendet. Die andere in Moskau erscheinende Zeitschrift beachtet dagegen hauptsächlich die asiatischen Völker.

Wir wollen hier zunächst den Inhalt des I. Jahrganges berücksichtigen (drei Nummern aus dem Jahre 1889).

Der erste Artikel von Anučin behandelt eingehend die Aufgaben der russischen Ethnographie. Er liefert zunächst einen Ueberblick über die bisherigen Versuche auf diesem Gebiete, bespricht besonders die Arbeiten von Nadĕždin und Pypin und gibt ein Programm für viele Forschungen, wobei besonders auf die asiatischen Völker des russischen Reiches hingewiesen wird. Erschöpfend behandelt ist dieses Thema jetzt auf's Neue durch das ungemein wichtige Werk Pypin's, „Die Geschichte der russischen Ethnographie" (russ. 4 Theile). Charuzin behandelt die früher und noch jetzt gehräuchlichen „nojdy" bei den dem Zauberwesen huldigenden Lappen; früher waren die „nojden" Familienväter, erst später entwickelte sich daraus eine ganze Zunft. Interessant ist die Legende von dem Begräbnisse eines solchen „nojda", der wieder lebendig wurde. Der Kutscher legte ihn dann auf die Seite und das ist das einzige Mittel gegen das Wiederaufleben.

Akimov gibt eine Beschreibung der Hochzeitsgebräuche bei den Armeniern (Achalzich im Gouv. Tiflis). Der Verlobte sieht seine Braut nur im Geheimen und diese zeigt sich bei der Verkündigung nicht auf der Strasse. Vor der Hochzeit wird ein Ochse geschlachtet; einen Theil seines Herzens nimmt sich der Bräutigam in die Scheide seines Kindschals. Die Braut neigt sich vor dem Backofen; die erste Nacht schläft sie bei ihrem Bruder, die zweite bei der Schwester des Bräutigams und erst die dritte bei dem neuen Manne. Die Mutter des Bräutigams zeigt dann am Morgen vestigia castitatis (cf. Sachsenspiegel und die alte Edda).

Von den Nonnen, Bezirk Kupian (Charkow). Eine kränkliche Tochter weihen die Eltern häufig Gott; besonders gerne pilgern sie dann zu heiligen Orten (siehe etwas Aehnliches bei Tolstoj, „Krieg und Frieden" über die „frommen Leute").

Bogajewsky schreibt über die Volksmedicin bei den Wotjaken: es gebe zwölferlei Fieber etc. Kulikowsky über die Spinnabende an den Ufern des Onegasees, bei welchen es gewöhnlich sehr lax zugeht. Kalaš schildert die erste Entwicklung der Familie: die Gemeinschaft, das Matriarchat und Patriarchat. Der in der einschlägigen Literatur wohlbewanderte Verfasser hält sich an die bekannte Gelehrtenschule und legt die Gründe dar, warum die spätere Gesellschaft sich so barbarisch gegen Greise verhielt.

Vševolod Miller analysirt im II. Hefte den Wiederhall der iranischen Sagen im Kaukasus, besonders jene von den persischen Nationalhelden Rustem und Bižen (cf. Rückert). Später werden wir sehen (V.), dass Miller auch den Einfluss anderer orientalischer Sagen auf das russische Epos nachgewiesen hat, was er in einer eingehenden Abhandlung in „Russkaja mysl" dargelegt hat. Bei Gelegenheit werden wir unseren Standpunkt

zu diesem wichtigen Artikel einnehmen und unsere Ansichten darüber eingehender aussprechen, wobei wir analog besonders auf die Parallele zwischen dem altfranzösischen und dem russischen Epos hinweisen werden. Wenn sogar in Frankreich die Charakteristik Karls des Grossen eine Veränderung erfahren hat, z. B. der Unterschied zwischen den Persönlichkeiten Karls im Rolandsliede und in der Fahrt nach Osten — so dürfen wir umsomehr solche Abänderungen in der Phantasie des russischen Volkes, bei den Helden Wladimir und Ilja, zulassen. Ueber die Spaziergänge am Don und über die Gebräuche bei den Kosaken berichtet uns Kasmin.

Das Familienleben („zadruga") bei den Grusiern behandelt Abazadze (siehe auch die Verordnung bei den Südslaven); die Feier des Neujahres bei diesem Volke, welche an indogermanische Gebräuche erinnert, schildert Chachanow; ein anderer Artikel ist dem Fluche der Eltern gewidmet, worin die Volksüberlieferung besprochen wird, dass sich die Kinder dann in Thiere oder Bäume verwandeln und die Erde sie nicht aufnimmt (aus dem Gouvernement von Charkow bei den Kleinrussen).

Chachanow ergänzt die Abhandlung Vševolod Miller's durch Zusätze aus der grusinischen Poesie und beschreibt selbst auch die grusischen Tuschen, ihr Leben, ihre Religion, ihre Rechte, die Stellung der Frauen, ihre Poesie — ein sehr interessanter Artikel. Ueber den Aberglauben des Bauernvolkes „Elatoniskij ujezd" (Tambower Gouvernement) referirt Zwonkow. Der schon erwähnte Kallaš führt viele Varianten zu Volksliedern über „Palij a Mazepa" an. Redacteur Jančuk bringt eine Biographie und würdigt die Verdienste des berühmten polnischen Ethnographen Kolberg.

Romanow, der Sammler weissrussischer Lieder, macht einen Versuch, das Auslegen der Träume bei den Weissrussen zu behandeln. Ueber die Volkslieder bei den Kirgisen und Sarten schreiben Gotowickij und Pfennig, und von einem Helden derselben, Nagozbaj, Wanowsky und von Volksgöttern bei den Syrjanen (Lysolskij ujezd, Wologodsker Gouvernement) Kandinskij. Professor Sumcov (siehe „Živaja Starina") bespricht acht Fragen, und zwar: „sen-trava" (Traungras?), über den Rosmarin, Perlgras, Basalien, über das Erntefest „Spasova boroda", wie man nämlich die Getreideähren nennt, welche nach dem Erntefest auf dem Felde zurückgelassen werden, die Symbolik der rothen Farbe, das Tätowiren bei den Katholiken in Bosnien und der Herzegowina. Ausserdem sind jeder Nummer Referate über einzelne Werke, Zeitschriften und Besprechungen verschiedener Fragen beigegeben. Interessant sind die Berichte über Ilia Murovec (schon aus dem Jahre 1139), siehe „Živaja Starina" (Sobolevskij), Solověv, bogatyr Dunaj, Ćurilo von Kallaš Zum Schlusse sind noch kirgisische Lieder beigefügt.

**Karásek.**

13.

**Ranke, Prof. Dr. Johannes:** Der Mensch. Zweite, gänzlich neu bearbeitete Auflage. I. Bd. Entwicklung, Bau und Leben des menschlichen Körpers. Mit 650 Abbildungen im Texte und 26 Farbendrucktafeln von Dr. W. Etzold, Emil Eyrich, Georg Klepzig, Gustav Mützel, Adrian Walker u. A. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1894. Lex.-8°. XVI + 639 S.

Auf dieses Fundamentalwerk der Anthropologie, welches in jeder Beziehung zu den hervorragendsten Erscheinungen des deutschen Büchermarktes zählt, haben wir bereits bei seinem ersten Auftreten die Aufmerksamkeit unserer Leser mit gebührendem Nachdrucke gelenkt (Mitth. der Anthropol. Ges., Bd. XVI, S. 50). Der grosse Erfolg, welchen das ausgezeichnete Buch errang und welcher sich am deutlichsten in der Nothwendigkeit einer neuen Auflage ausdrückt, lässt erkennen, dass es nicht blos in fachmännischen Kreisen, sondern auch im grossen Publicum die richtige Würdigung und lebhaftes Verständniss fand. Die glänzende Beurtheilung, welche der ersten Auflage allgemein zutheil wurde, kann nur — da eine Steigerung in der That kaum mehr möglich erscheint — für die zweite Auflage vollinhaltlich aufrecht erhalten werden. Das Werk hat in der neuen Ausgabe seinen gediegenen Charakter, seinen hohen Werth als umfassendes Lehrbuch und seine unschätzbare Eigenschaft als angenehm belehrende Lecture vornehmster Art in möglichst enger Anlehnung an die bisherige Form treu bewahrt. Dem Anfänger in der Anthropologie sowie dem gebildeten grösseren Publicum bleibt es nach wie vor die reiche, anziehende und bequeme Fundgrube gründlichen Wissens, dem Fachmanne ein gerne zur Hand genommener Leitfaden in zahlreichen Specialfragen. Die Fachgenossen interessiren sich wohl zunächst für die Bereicherungen, welche in dem zweiten Capitel der „Entwicklungsgeschichte" (durch die Darlegung der neuen Entdeckungen über die Zelltheilung und die Anfänge des Befruchtungsvorganges an der Eizelle), in dem Capitel „Anthropologische Betrachtungsweise der Schädel" (durch die eingehendere Besprechung der Schädelmessung und des craniometrischen Instrumentariums) und an mehreren anderen Stellen des mächtigen Buches eingetreten sind. Auch die ansehnliche, weiter in's Detail führende Vergrösserung des Sachregisters wird mit Vergnügen begrüsst werden.

Das Bibliographische Verlagsinstitut verdient wegen des ungewöhnlich sauberen Feindruckes mit ganz neuem Letternmaterial und der geschmackvollen Ausstattung mit theilweise neuen Abbildungen, durch welche die anerkannt schöne erste Auflage weit übertroffen wird, ganz besondere Belobung.

**Josef Szombathy.**

14.

**Heger Franz: Ausgrabungen und Forschungen auf Fundplätzen aus vorhistorischer und römischer Zeit bei Amstetten in Niederösterreich.** 52 S., 4° und 62 Abbildungen im Texte nebst einer Kartenskizze. Aus den „Mittheilungen der prähistorischen Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften", Wien 1893.

Der Verfasser legt uns mit dieser Arbeit eine späte, aber ausgereifte Frucht, das Ergebniss von Ausgrabungen und Forschungen auf zwei Fundplätzen bei Amstetten vor, welche schon vor Jahren begonnen und, soweit als möglich war, gefördert worden sind. Da aber diese Untersuchungen wegen des geringen Entgegenkommens der Grundeigenthümer nicht in

einem Zuge, also nicht ohne längere Unterbrechungen durchgeführt werden konnten, ja sich in mehreren Fällen auf die Ueberwachung der von den Eigenthümern selbst vorgenommenen Abtragung der Grabhügel beschränken mussten, so waren auch die über die Vorkommnisse in dem oben bezeichneten Fundgebiete veröffentlichten Berichte sehr lückenhaft und an verschiedenen Orten zerstreut, so dass wir dem Verfasser zu Dank verpflichtet sein müssen, dass er es unternommen hat, uns eine zusammenhängende und erschöpfende Darstellung aller daselbst gewonnenen Ergebnisse in die Hand zu legen.

Die gepflogenen Untersuchungen betreffen zwei Grabhügelgruppen, deren eine zwischen Amstetten und Winklarn ziemlich geschlossen beisammen liegt, während die andere auf einer weiteren Strecke zwischen Winklarn und Wassering zerstreut ist.

Die erste Hügelgruppe ergab Bronzegegenstände und Gefässe, und wenngleich diese Funde sich weder durch ihre Zahl, noch durch ihre besondere Erscheinung auffallend machen, so sind doch zunächst einzelne unter ihnen, wie z. B. der schöne, vollständig erhaltene Gürtel, die gewellte Nadel, die Hammeraxt, die Armringe, welche sich auch den schöneren Funden dieser Art an die Seite stellen lassen; ihr Werth liegt aber in ihrer Gesammtheit, durch welche sie neben den vom Verfasser hervorgehobenen anderweitigen Bronzefunden aus Niederösterreich auf's Neue den Beweis für den bis vor gar nicht langer Zeit bestrittenen oder doch angezweifelten Bestand eines reinen Bronzealters auch in diesem Lande liefern.

Die zweite Hügelgruppe gehört der Periode der Römerherrschaft, und zwar dem I. und II. Jahrhunderte an. Auch hier handelt es sich nicht um durch besondere Schönheit oder Seltenheit ausgezeichnete Erscheinungen, die wir ja in dieser Zeit überhaupt nicht allzu oft finden, doch sind auch sie für uns durch die Feststellung der Zeit zweier unserer Provincialfibeln, des Wellenornamentes, das nun auch in Niederösterreich schon in das II. Jahrhundert hinaufgerückt wird, und durch die Beziehungen zu den gleichzeitigen Fundplätzen in unserem Lande beachtenswerth.

Ich habe nur noch beizufügen, dass der Verfasser mit einer ausserordentlichen Sorgfalt an seine Arbeit gegangen ist, die er uns insbesondere durch die erschöpfende Vergleichung mit den bronzezeitlichen Funden in Oberbaiern, in Böhmen und in Ungarn, und durch die auf dieser Grundlage gepflogene Erörterung der Stellung unserer Provinz und ihrer Funde in der Bronzeperiode werthvoll macht.

**M. Much.**

## 15.

**Sibirische Briefe** von O. O. Eingeführt von P. von Kügelgen. Leipzig, Duncker & Humblot, 1893. 327 S.

Die hier an die Oeffentlichkeit tretenden Briefe schildern Sibirien von einer anderen Seite als die in der letzten Zeit erschienenen Beschreibungen Kenan's und Genossen. Während Kenan und seine Nachfolger Sibirien als das Land des Schreckens darstellen und mit Vorliebe die Schattenseiten des sibirischen Lebens wiedergeben, lässt der Verfasser der „Sibirischen Briefe“ dem Lande Sibirien Gerechtigkeit widerfahren; er zeigt, dass auch vieles Gute in Sibirien zu finden ist, er prophezeit dem Lande eine bedeutungsvolle Zukunft. Der Verfasser schreibt:

„Sibirien ist ein schönes und reiches Land, ein Land, dessen unermesslichen Naturreichthum erst künftige Generationen ganz erfassen und genügend schätzen werden. Endlose Urwälder, unabsehbare Steppen, mächtige Ströme und fruchtbare Felder erfordern nur fleissige Menschenhände, um uns ihre Reichthümer in den Schoss zu schütten, Reichthümer, welche, wenn das auch nicht Jeder zugeben mag, weit mehr Werth haben, als alle die anderen im Erdenschosse Sibiriens verborgenen Schätze, die Metalle und Steine, deren Gewinnung den gesunden Einfluss auf Körper und Geist der Menschen nicht haben kann, wie Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fischerei, die beiden letzteren rationell und human betrieben (S. 216).

Der Verfasser der „Briefe“ hat sich nicht genannt. — Soweit aus dem Inhalte derselben sich schliessen lässt, entstammt er einer deutschen Familie der russischen Ostseeprovinzen (Reval?), hat seine Bildung in St. Petersburg im sogenannten Bergcorps erhalten, dann eine Zeitlang in Kaukasien gelebt, bis ihm schliesslich der Auftrag zutheil wurde, von Irkutsk aus grössere Gebiete geologisch zu erforschen. Im Herbst 1888 zieht er mit seiner jungen Frau und einem kleinen Sohne nach Irkutsk, macht von hier aus kleinere Ausflüge und grössere Reisen, die ihn weit nach Osten führen. — Zuletzt, im Sommer 1892, wendete er sich nach China. Die in Sibirien verfassten Briefe sind an die Mutter gerichtet, — sie sollen die Mutter mit den Erlebnissen des Sohnes bekannt machen, aber zugleich der Mutter ein richtiges, wahrheitsgetreues Bild Sibiriens entwerfen, im Gegensatze zu den übertriebenen und falschen Schauergemälden. — Tragen die Briefe in Folge dessen auch den Stempel der Einfachheit, so sind sie gerade nach dieser Richtung äusserst anziehend und fesselnd. Und der Umstand, dass vielfach die Persönlichkeit des Schreibers in den Vordergrund tritt, gibt den Schilderungen einen ganz besonderen Reiz. — Die Briefe sind zuerst in der (deutschen) „St. Petersburger Zeitung“ veröffentlicht worden.

Ganz besonders interessant sind diejenigen Briefe, die sich mit dem Leben auf den Goldwäschereien, daneben diejenigen, die sich mit dem Lose der Verbrecher und der Verschickten beschäftigen. Dazwischen liegen Schilderungen der grossartigen Natur, ethnographische Beschreibungen und wissenschaftliche Erörterungen über Steinkohlengewinnung und dergleichen. Der Verfasser verlässt Europa im Herbste 1888, um direct nach Irkutsk zu reisen. Die beiden ersten Briefe (S 1—14) schildern die Reise und die häusliche Einrichtung in Irkutsk; — bemerkenswerth sind die Mittheilungen der Preise der Lebensmittel. Die folgenden Briefe (der dritte bis siebente S. 14—84) beschreiben Sommerausflüge, die von Irkutsk aus gemacht wurden: die Taiga, d. h. der sibirische Wald, der Baikalsee, das Sajan-Gebirge, die Insel Olchon, ein Besuch bei den Burjäten werden geschildert.

Von grossem Interesse ist der achte Brief (S. 84—120), der die Reise auf den Flüssen Lena und Witim und die Goldwäschereien von Olekma-Witimsk beschreibt. Der Verfasser reiste in Begleitung seiner Frau — bemerkenswerth ist der dem achten Briefe angehängte Abschnitt: „Die Goldwäschereien Ostsibiriens“ aus der Feder der Frau des Reisenden. Ist das Bild, das uns hier entworfen wird, auch keineswegs sehr freundlich, so gibt es die Zu-

stände doch so wieder, wie sie sind, nicht tendenziös entstellt. Wenn der Raum es gestattete, so lohnte es wohl, dieses Capitel von der Goldwäscherei einem grösseren Leserkreise vorzuführen, als dem der „Briefe“. Dem Referenten sind keine ausführlichen Darstellungen der sibirischen Goldwäschereien in deutscher Sprache bekannt, während die russische Literatur zahlreiche Werke besitzt (Stanjukewitsch, Mamin-Sibirjak, Astyrow u. A.). Es wäre von hohem Interesse, das deutsche Publicum mit diesen originellen russischen Erzeugnissen bekannt zu machen.

Wir verweisen ferner auf die Verbrechercolonie (das Salzhüttenwerk) von Ust-Kut, um darzuthun, dass keineswegs alle Verschickten in Sibirien ein so schlimmes Los gezogen haben, als gewöhnlich angenommen wird.

Der zehnte Brief (S. 149—169) handelt von den Heilquellen Ostsibiriens und von der Heilkunst in Sibirien, sowie von einer besonderen, das schöne Geschlecht befallenden Krankheit — einer Art von Verzückung, die jeder Arzenei und jeder gewöhnlichen Behandlung spottet (Krankheit von Anadyr). „Misstrauische Leute geben oft dieser epidemisch auftretenden Krankheit eine sehr rationalistisch-nüchterne Erklärung. Ihrer Meinung nach ist dieses mysteriöse Leiden nichts weiter, als eine List der Weiber, von ihren Männern das zu erlangen, was ihnen unter gewöhnlichen Umständen nicht gewährt wird.“ (S. 167.)

Der elfte Brief schildert das Jenissei-Gebiet (S. 169 bis 198), die englischen Unternehmungen, die Auswanderer, die Zwangsansiedler, die Verbrechertransporte und den Etappendienst — Alles sehr lesenswerth.

Der dreizehnte, vierzehnte, sechzehnte und siebzehnte Brief geben die Erlebnisse des Verfassers auf einer Reise wieder, die er in Begleitung eines ehemaligen Unterofficiers Kirilow abermals in das Gebiet der Lena und des Witim, zum Besuche der Goldwäscherei von Tichow-Sadonskoj, macht. Bei dieser Gelegenheit kommt der Reisende mit dem Volke der Jakuten und Tungusen zusammen, deren Sitten und Gebräuche ausführlich erörtert werden. Fesselnd ist die Beschreibung der Zauberer (Schamanen), anziehend sind die prächtigen Naturschilderungen.

Der achtzehnte Brief beschreibt die sibirische Landwirthschaft, insonderheit die Bauern von Irkutsk, Tomsk und an der Lena.

Mit dem neunzehnten Briefe nimmt der Verfasser Abschied von Sibiren, um nach China zu ziehen.

Wir können die „Sibirischen Briefe“ als höchst anziehende und in hohem Grade belehrende Lecture empfehlen. —a.

16.

**Journal of the Asiatic Society.** Vol. LXII. Part. III. Anthropology and cognate subjects. Nr. 1—3, 1893.

Unseren Lesern bringen wir mit Freude zur Kenntniss, dass sich die „Asiatic Society of Bengal“, eine der um die Orientalistik meist verdienten Gesellschaften, entschlossen hat, von 1893 ab einen eigenen (III.) anthropologischen Theil ihres „Journal“ herauszugeben. Es liegt hierin eine erfreuliche Anerkennung der Wichtigkeit anthropologisch-ethnographischer Studien einerseits, andererseits der Beweis von der Ergiebigkeit dieser Untersuchungen, deren immer mehr anschwellender Zahl nun eine eigene Abtheilung in einer bisher philologisch-historisch und naturwissenschaftlich gegliederte Zeitschrift eingeräumt werden musste. Die drei ersten vorliegenden Hefte dieses anthropologischen Theiles enthalten mehrere sehr belangreiche Arbeiten auf dem Felde der indischen Ethnographie. Dazu gehört vor Allem die inhaltreiche Abhandlung des verdienten Pandit Sarat Chandra Das, dem wir schon so viele wichtige Aufschlüsse über tibetanische Verhältnisse verdanken, über „Die alten Heiratsbräuche in Tibet“. Dieselben werden noch heute in Uebung angetroffen in Purang, Nah-ri, und in der Umgebung des Sees Manasarovara. Der gelehrte Verfasser verfolgt seinen Gegenstand nebst dem eigentlichen Tibet auch über Sikkim und Ladakh, so dass wir einen guten Ueberblick über die einschlägigen Verhältnisse bei allen Bodvölkern erhalten. — Von Risley, dem bekannten Vermesser der indischen Karten, liegen mehrere neue anthropologische Aufnahmen vor, und zwar von den singhalesischen „Moormen“ und Tamils (Heft 1); sodann anthropometrische Instructionen (Heft 3). — Babu Sarat Chandra Mitra, dem die indische Folklore bereits für mehrfache Arbeiten verpflichtet ist, gibt Zusammenstellungen über abergläubische Vorstellungen, welche sich auf Ertränkte beziehen. Ebenderselbe Autor untersucht auch die Mythen von schatzhütenden Dämonen, die in Indien unter der Form der Yakh's (d. i. altindisch yaksha) auftreten. Endlich macht Colonel H. S. Jarrett interessante Mittheilungen über Sitten und Gebräuche der Beduinen von Hauran, der Nachbarprovinz von Syrien und Irak, die sich vorwiegend auf die Ehe und deren Vorbereitungen, auf Gastfreundschaft, Tod und Begräbniss und sonstige Vorkommnisse des Privatlebens beziehen. Wir wünschen eine recht gedeihliche Fortsetzung des so vielversprechend Begonnenen und gratuliren der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen zu ihrem Entschlusse. **Haberlandt.**

# Der Eskimo-Dialekt des Cumberland-Sundes.

Von **Franz Boas.**

I.

Das nachfolgende Material wurde auf einer Reise in Baffin-Land in den Jahren 1883 und 1884 gesammelt. Der Dialekt, auf welchen sich dasselbe bezieht, wird im Cumberland-Sunde und an den wenig nördlicher gelegenen Theilen des Westküste der Baffins-Bay gesprochen. Der Dialekt lehnt sich enger an den von Labrador als an den von Grönland an, was uns nicht Wunder nehmen darf, da die Sitten und Gebräuche der Stämme ebenfalls denen von Labrador ähnlicher sind, als denen von Grönland.

Ich habe lange mit der Veröffentlichung des von mir gesammelten Materiales gezögert, da dasselbe in vielen Beziehungen mangelhaft und unvollkommen ist. Es sind die Resultate einer Erstlingsreise und die mangelnde Erfahrung des Sammlers zeigt sich in den Lücken und Unvollkommenheiten des Materials. Ich war mir der Wichtigkeit sprachlicher Studien während der ganzen Reise nicht klar bewusst, da ich glaubte, die Studien der grönländischen und labradorischen Missionäre gäben ein genügendes Bild der Eskimosprache, und concentrirte meine Arbeit auf geographische und ethnologische Probleme. Es stellte sich erst nach meiner Rückkehr heraus, als ich versuchte, die mitgebrachten Texte übersetzen zu lassen, ein wie interessantes Studium die alterthümlichen Texte, die eigenthümliche Geheimsprache der Angakut und die dialektischen Abweichungen bieten.

Nach reiflicher Ueberlegung scheint mir das gesammelte Material doch genug Neues zu bieten, um eine Veröffentlichung zu rechtfertigen.

Der vorliegende Aufsatz enthält das gesammelte Vocabular, verglichen mit dem Wortschatze von Labrador und Grönland. Ein folgender Aufsatz soll die Texte, Phonetik, Grammatik und eine Discussion des Vocabulars enthalten.

Ich habe das von den grönländischen Missionären aufgestellte Alphabet benützt, doch sind lange Vocale nur durch Längen (—) angedeutet und Accente der Worte mehrfach angegeben. Das velare k ist durch q ausgedrückt, das deutsche ch in Bach durch x. Alle anderen Buchstaben werden wie im Deutschen ausgesprochen.

Abkürzungen: L. = Labrador, G. = Grönland, E. = Eigenname, O. = Ortsname.

## A.

*a* pl. mit Suff. 3. Person, *angin*. Seitenspitze des Vogelspfeils. G. *âq*.

*agia*, pl. *agidjen* Geweihsprosse, pl. auch Ortsname.

*aja* Mutters Schwester L., G.

*ainga, aikolua* seines Bruders Frau. L. *ai*.

*ailang* Schweiss, auch E., L. *ailak*, G. *ailaq*.

*aipa* der andere mit Suff. 3. Person., L., G. *aipaq*;

*aipa — aipa* der eine — der andere, *aipunga* der andere mit Suff.

*aisivarpoq* er geht auf Seehundsjagd im Winter. — *siarpoq* er geht aus nach —

*Aisē'ang* E.

*aisivang* Spinne, auch E., L. *âsivāk*, G. *ausiaq*.

*aisivóluaq* danke (siehe G. *aso* genug!).

*Aisoin* E.

*aiviq* dual. *aiving*, pl. *aivin* Walross, L. *aivek*, G. *auveq*.

*aivoq* er geht zu holen, L. *aivok*, G. *aivâ* er holt es.

*aqpē'it* er trägt sie; *ainiedlaranuk, ai* — gehen zu holen —, *dlarpoq* sehr;

*aitirtoq* gehend nach —, *aititietaminga* wenn er selbst nicht geht und holt;

*aivasima'meta* wenn sie gegangen sind, etwas zu holen, — *simavoq* Perfect.

*ajang* Querholz des Kajak, L. *ajak*, G. *ajâq*.

*ajeqpurpoq*, er stützt sich auf die Hände, G. *ajaperpoq*; *ajagu'tirpoq* es ist ein Regenbogen da;

*aje'gang* Bilboquet, *ajautang* Stock dazu; *ajegü'tang* äusserer Rand der Augenhöhle;

*aje'ksaung* Gabel, Sikosuilaq-Dialekt, O. *ajokitarpoq* ein Spiel, *aju'ktang* Ball;

*aju'ktaun* Stock zum Ballschlagen, *ajuktaq'tung* das Ballschlagen, *aja'rorpoq* er spielt das Fadenspiel.

*Aje'paung* O.

*a'jorang* Spalt im Eise (Sprungspalt, nicht die Spalten am Ebbestrande), L. *ajorak*.

*ajurnapoq* es ist schwierig, *ajurnianigmen* da es nicht schwierig ist (G. — *ngingmat*).

*ajorunga* sein Bruderssohn, L, G. *ujoruk*.

*ajuarng*, Dual. *ajuang*, pl. *ajuan* Beule, L. *ajuak*, G. *ajuaq*.

*agoq*, pl. *again* Hand, L. *aggak*, G. *agssak*;

*a'gaun* Unterarm und Handgelenk, auch O., *aga'paung* Fingerspitze, auch O., *agi'qpit tunua* Dein Handrücken.

*agartsorutika* mein Mittel zur Verwandlung (?).

*agia* Feile, L. *aggiak*, G. *agiaq*.

*Agiara'dlo* E.

*agirpoq* er nähert sich, L. *aggerpok*, G. *aggerpoq*.

*agim* Ente. L. *aggek*, G. *agdleq*;

*Agirtü'jung* reich an Enten O.

*ago* Wetterseite, L. *ago*, G. *agssoq*.

*āgō* er sagt ja (*ā* ja, — *gōq* er sagt —).

*A'gudlung* E.

*ak* hier! nimm es! L., G.
*Akertuā'ping* E.
*ake* gegenüber, Stelle, wo die Töpfe in der Hütte stehen, L., G.
*akea'nē* jenseits.
*akilejumajunga* ich will kaufen — *umavoq* wünscht.
*akileneaqtunga* ich will kaufen — *niaqpoq* ist bestrebt.
*Akiminirn* O. das Hervorragendste (*akimavoq*).
*Aki'tirn* E.
*Ako'maling* E.
*akorō'tang* Spinne.
*a'kpa* Alke, L. *a'kpa*, G. *agpa*.
*a'kpan* Alken O.
*akparaai'ktung* Haken, Harpunenleine zu halten.
*Akpeā'ping* E.
*akpilirpoq* er fängt ein Lied an, L. *akpitsivok*, G. *agpípoq*.
*Akselitau'jang* E. (siehe *aksalikpok* er zerreibt L.).
*aksiakong* Oberarm, L. *aksakok*, G. *agssarqoq*.
*aksut* stark, sehr, wohlan, L. *aksut*, G. *agsut*;
*aksuā'dluk* sehr.
*Aksudlung* E.
*Aktijartū'kan* O.
*aktlunaq* Seil, L. *aklunak*, G. *agdlunaq*;
*aktlunartsirbinga* Loch, quer durch die Harpune gebohrt, zur Aufnahme des Seiles.
*Akudnirn* Zwischenraum O.;
*Akugdle'nguang* das kleine Mittlere O., *Aku'gdlirn* die Mitte, *Akugdlirpā'ng* das mittelste Kind, auch O. das Mittelste, *Akugdliruq* O., *akuglivi'nga* mittelste Spitze des Lachsstechers, *Akuli'aq* Nasenwurzel, auch O., *Akulituā'lung* O., *Akuliaxa'ting* O., *akudning* Griff des zweiblätterigen Ruders;
*akudli'un* mittlere, hintere Zeltstangen.
*akung* Seitenlatten des Bootes, auch E.
*Akū'tuq* E.
*A'qadleng* E.
*a'qai* nein.
*āqaxai'* mag sein!
*ā'qang* zwei, sieben (Nugumiut).
*Aqbeniling* (sechs?) O.
*aqbi'rnarpun* sechs, *a'qbirnang* sechs (Nugumiut).
*aqbiq* pl. *aqbirit* Wal, L. *arvek*, G. *arfeq*;
*aqbang* junger Wal, *arba'qtung* reich an jungen Walen O.
*Aqea'ngirn*, *Axea'nirn*, *Axie'nirn* E.
*aqenga* seines Vaters Bruder, L. *akka*, G. *aka*.
*Aqeroadlung* E.
*aqirn* Kugel, L. *akkitok*, G. *aqerdloq*;
*aqiqssaq* Blei.
*aqoaq* Unterleib, L. *akkoak*, G. *aqayak*.
*axō* Hintertheil des Bootes;
*axō'jang* Hintertheil des Kajak, auch O., *Aqotū'jang* das Steuermannähnliche O.
*Axojartung* O.
*Axoa'qdjung* kleiner Ausfluss eines Sees O.
*aqorutē'* Nordostwind.
*Ā'qotu* E. (wahrscheinlich Steuermann, L. *aqōtoq*, G. *aqugtoq*).
*a'qparpoq* ein Gestirn senkt sich, er geht bergab, von *at* — unten, L. *akparpok*, G. *a'parpoq*.
*a'qsaq* Ball, L. *aksak*, G. *arssaq*.
*aqse'rdnirn* Nordlicht, auch E., L. *aksarnek*, G. *arssarneq* (von *arssaq* Ball).
*aqse'rnang* Ostwind.
*aqseqoq* Ellenbogengelenk und Oberarm, L. *aksakok*.
*Aqserio'rtung* O.
*Aqti'nirn* wo das Eis vor der Flussmündung schmilzt O.;
*Aqtinā'ping* O., *Aqtini'qdjuaq* das grosse, wo — O., *Aqtiniqdjua-u'sirn* das kleinere grosse, wo — O.
*Aqtoroa'qdjung* O.
*A'xa* E.
*axā'go* über's Jahr, L. *akkago* morgen, G. *aqago* morgen;
*axā'nē* letztes Jahr, *axaneqeā'nē* vor mehr als einem Jahre.
*axē'eroq* Magen, L. *akkearok*, G. *aqajavoq*.
*axi'girn* Schneehuhn, L. *akkigek*, G. *aqigsseq*.
*Axigia'qdjung* E. Schneehühnchen, *Axigirte'ling* mit Schneehühnern O.
*axilokoq* weich gefallener Schnee (G. *aqipoq* es ist weich), L. *akkilokāk*.
*Axtsē'kang* E.
*ala'nguk* Schattenreich O., G. *ala'ngoq* (G. *alarpā* er wendet sich ab).
*adla* ein anderer, G. *avdla*, L. *abla*.
*adla* pl. *adlet*, *Adla*, fabelhafter Binnenländer, auch E.
*Ala-u'sirn* O.
*ale'karpoq* er wird sichtbar, L. *alla'karpok*, G. *ala'karpoq* (von *alarpâ* er wendet sich ab).
*adlenaipoq* es ist gut, L. *allianarpok* es ist vergnüglich, G. *alianaipoq* es ist angenehm;
*Adlianang* der Vergnügte E.
*ale'rtsē* Strumpf, L. *allerte*, G. *alerse*.
*aligung* Bergkristall, auch E., L. *alligok*, G. *aligoq*, pl. *ali'kun* O. und E.
*Aliktu'nirn* E.
*Adli'nirn* Unterseite O. (von *at* — unten).
*adlirng*, dual. *adlēing*, pl. *adlin* Harpunleine, L. *allek*, G. *aleq*;
*Ali'qdjuaq* O. grosse Harpunleine (?).
*adlirn* das Untere, Lampe am Fussboden, L. *allek*, G. *atdleq*;
*adli'vun* die unter uns, *adlipa'rmiut* die Bewohner der tiefsten Tiefe;
*adliang* das Untere, Heidekraut unter dem Bettlager.
*adlitiving* Vorrathsraum hinter dem Schneehause.
*agdlu* Seehundsloch, L. *aglo*, G. *agdlo*.
*Alivā'tang* E.
*aluq* Fusssohle, L. *alluk*, G. *aloq*.
*alu'ngajung* Steilabfall, L. *allunganek*.
*alukpoq* Hund leckt, frisst, L. *allukpok*, G. *alugpâ*;
*aluparurterpugme'ta* da sie oft und viel assen;
*adlun* Löffel, L *allupsaut*, G. *alugssaut*.
*Adlua'rtung* O.
*Alu'ki* E.
*agdlang* Bär, auch E, L. *aklak*, G. *agdlaq*.
*agdla'rivoq* es ist klares Wetter, L. *allakivok*.
*agdliaq* kleine Harpune.
*agdlerpoq* er enthält sich gewisser Speisen, darf gewisse Arbeiten nicht verrichten (z. B. Verwandte Verstorbener), L. *aglerpoq*, G. *agdlerpoq*.
*agdlirpoq* er zeichnet, L. *aglakpok*, G. *agdlagpoq*;
*agdlaun* Bleistift, Feder = etwas zum Schreiben, L *aglaut*, G. *agdlaut*.

*Agdlinartung* O.
*Agdliritung* E.
*agdliroq* Unterkiefer, L. *aglerok*, G. *agdleroq*, auch O.;
*Agdiroling* O.
*amaroq* Wolf, L. *amarok*, G. *amaroq* ein fabelhaftes Ungeheuer, auch E;
*Amaroqte'ling* O. mit Wölfen versehen.
*ama'qtung* ein Kind in der Kapuze tragend, L. *amârpok* es steckt etwas in der Kapuze, G. *amârpoq* trägt Kind auf dem Rücken, auch E, O.
*Amari'ktung* O.
*Ama'qdjuaq* O.
*amelang* ja.
*amidlirok* Ulna.
*amirng*, dual. *aming*, pl. *amin* Fell, L. *amek*, *amaek*, *armgit*, G. *ameq*, pl. *amit*.
*amisut* viele, L. *amisut* ein Haufe, G. *amisut* eine Schule Seethiere.
*amipoq* es ist schmal L., G. ebenso;
*Amitoq* das Schmale O., *Amituaqdjuaq* das grosse, einzige Schmale O., *Amituaqdjua-u'sirn* das kleinere, grosse, einzige Schmale O., *Amitua'qdjung* das kleine, einzige Schmale O., *Amitujarā'lung* das grosse Schmale O.
*Amoqā'ng* E.
*anā'na* Mutter, L. *anāna*, G. *anâna* nur in der Kindersprache;
*anānatsie'nga* seine Grossmutter;
*anangilā'* Grossmutter, G. *ānak*.
*ā'nang* Koth, L. *annāk*, G. *anaq*, auch E.
*Anartua'juin* die einzigen Excremente O., *Ana'rnitung* nach Koth riechend O., *Anarnitu'qdjuaq* das grosse, nach Koth Riechende O.
*ana'rtsirn* Nordlicht, auch E.;
*Anarsiariai'tjung* O.
*anivoq* er geht hinaus, L. *annivok*, G. *anivoq*.
*ano* Hundegeschirr, L. *anno*, G. *ano*.
*Anua'rtung* O.
*Anui'ktung* E.
*anu're* Wind, L. *annore*, G. *anore*.
*Anurtse'ling* E.
*angaju'ga* sein älterer Bruder, seine ältere Schwester, L. *angajuk*, G. *anagajo* ältestes Kind desselben Geschlechtes;
*angajuktirpā'ng* ältestes Kind.
*A'ngaling* E.
*a'ngekoq* Schamane, L. *angakok*, G. *anga'koq*.
*Angerlia'qdjung* E.
*angerpoq* er sagt ja, L. *angerpok*, G. *angerpoq*.
*angi'qarpoq* er geht nach Hause, L. *angerarpoq*, G. *angerdlarpoq*;
*angiqa'tut*, pl., nach Hause gehend.
*a'ngivoq* er ist gross, L. G. ebenso;
*A'ngiuq* O., *Angijaralung* das grosse Grosse O., *Angiuqā'q* O.;
*Angiuu'sirn* das kleinere Grosse O.;
*angiju'sia* seine Grösse, *angiju'dlirput* sie fangen an zu wachsen.
*Agnirwā'ping* E.
*ūngmang* Jaspis, auch O., G. *angmâq*.
*Angmā'ling* mit Jaspis versehen O.
*angmalo'rpoq* es ist rund, L., G. ebenso;
*Angmalo'rtung* das Runde O.
*Angmaritung* O. das Offene, nicht Ueberfrorene, L. *angmarpok*, G. *angmavoq*, es ist offen.
*Angui'lirn* E.
*Angukā'ng* E.
*a'ngun* Mann, L. *angut*, G. *angut*;
*anguti'vun* unsere Männer, *angutā'* sein Vater, *Angutia'qdjung* Männchen E., *Anguti'qatang* E., *Angutu'gdjuaq* grosser Mann E., *Angutupa'sang* O., *angununiq* Buhle, G. *angununeq*; *angununirsaq* neuer Buhle, *Angū'jang* Begattungsplatz O.
*angun* kurzes Ruder, L. *angōt*, G. *angût*.
*Angūu'sirn* O.
*angū'viang* Kajakspeer, L. *anguvigak*, G. *anguvigaq* (von *anguvoq* er erlegt Seehunde).
*apā* Klappmütze mit weissem Bauche und schwarzem Rücken, L. *abba*.
*apā'pa* Essen, Kindersprache, G. *apâpa*.
*Apaq* E.
*A'peqan* O.
*A'piglang* E.
*A'piteng* E.
*apu'bmang* oberes Seitenholz im Kajak, L. *apumak*, G. *apumaq*.
*apun* liegender Schnee, L. *aput*, G. *aput*;
*aputja'gung* Schnee ist gut zum Bauen.
*A'ranin* E.
*a'reang* Rücken zwischen den Schultern, L. *āriak*, G. *aŗiak*;
*arearū'tang* Schultertheil des Hundegespanns.
*Arisu'k* E.
*arlu* Delphinus Orca, L. *arlok*, G. *ârdlok*.
*armgoaq* Amulet, L. *arngoak*, G. *arnuaq*.
*arnaq* Frau, L. *arnak*, G. *arnaq*;
*Arnaqoinang* nur eine Frau O., *arnaqoa'qsaq* alte Frau, auch O.
*Arnauā'ping* E.
*Arne'qang* E.
*Arpetua'qdjung* E.
*ase'dlun* Behälter für Kajakleine, L. *assallut*, G. *asaloq*.
*asimau'tang* Holz, über dem Felle geschabt werden, L. *assimautak* (von *assagpâ* er reinigt es).
*asivoq* es ist verloren, L. *asiovok*, G. *asiuvoq* es ist verdorben (abgeleitet von *ase*).
*asuidla* dacht ich's doch, L. *asso* ach so! G. *aso*.
*asōjutī'dlit*, pl. *asōjutidlī'tje* Begrüssung.
*Atai'na* E.
*ā'takō* gewiss! G. *atago* versuche es nur!
*Atangā'dlu(ng)* E.
*atā'ta* Vater, L. *atāta*, G. *atâta* Kindersprache;
*atatatsie'nga* sein Grossvater.
*atau'sirn* eins, L. *attausek*, G. *atauseq*.
*Ata'utak* E.
*atau'tang*, Spitze der Seehundsfellboje.
*a'tē* auf! *atē'dlo* und mehr, L. *attē*, G. *ata*.
*Ategulā'rang* E.
*Ategū'tang* E.
*atemingajung* mässig steil (von *at* unten).
*ati'gi* Hemd, Weiberjacke, L. *attigē*, G. *atigeq*.
*ateing*, dual. *ateiking*, pl. *atirtin* Namen, L. *attek*, G. *ateq*.
*atirta'raing* alter und junger Bär, *atirta-e'ling* alter Bär mit Jungen, G. *atertaq* junger Bär.

*Atēree'ling* O.
*Atira'riaq* E.
*Atitu'qdjuaq* O.
*Atoari'djen* O.
*Atū'tung* E.
*atu'dlirung* singe, von *atorpâ* er gebraucht es. Vom Mackenzie westwärts kommt dieser Stamm nur in der Bedeutung „singen" vor.
*atu'ngang* Sohle, L. *attungak*, G. *atungaq*;
*atungiqsang* Fell für die Stiefelsohle, *atungi'rnirn* Naht zwischen Sohle und Oberleder, *atungni'rbing* dasselbe am Renthierfellstiefel, *atungamiuk* eine Sohle für sich machend.
*Aturaqā'* O.
*atute'lirpoq* er fängt an, es schwer zu finden.
*auja* Sommer, L. *aujak*, G. *aussaq*;
*aujara'tarpoq* es wird endlich Sommer.
*auk* Blut, L., G., *auk*;
*aukpartoq* roth, auch O., *aupaja'ngijuq* braun, *Aukpartuā'lung* das grosse Rothe O., *Aukpalu'ktung* das Rothe O., *Aukpartī'jung* O., *Aukpalu'kisaq* O.
*Auqardne'ling* mit vielen Stellen, wo der Schnee schmilzt O., *Auqarnu'qdjuaq* die grosse Schneeschmelze O., *Auqardna'qdjung* die kleine Schneeschmelze O.
*au'dlirpoq* er reist, L. *aularpoq*, G *au'lavoq*;
*âu'dlirtoq* reisend, *aulaqovait* er befiehlt ihnen, zu reisen.
*audla'tivoq* er dreht um, *audlati'vun* Kaffeemühle.
*Au'qan* E.
*Aulaqē'aq* E.
*aulitiving* Anbau am Schneehause, auch O., G. *aulatsivik*;
*Aulitiviqdjuaq* das grosse Aulitiving O., *Aulitivuaqdjung* das kleine —.
*audnirn* das Rothe, auch O.
*aunerpoq* er kriecht auf dem Eise nach Seehunden, L. *aungniarpok*, *Aune'rbing* wo man nach Seehunden kriecht O., *Aunerbiuau'sirn* das kleinere, wo — O.
*avadloa'tarpoq* Sonne hat einen Ring (von *avat* Umfang).
*avali'juq* er setzt die untere Reihe Blöcke für ein Schneehaus auf (von *avat* Umfang).
*avagna'nirn* Wind längs des Landes, Nordwest, L. *avane* im Norden, G. *ava* Nord.
*Ava'liqong* O., L. *avalerkok*, G. *avalerqoq* ein langer, schmaler, hervorstehender Theil, wie ein Zweig.
*Avaliā'ping* der gewöhnliche Flussarm O.
*avau'tang* Seehundsboje, L. *avatak*, G. *avataq*;
*avautapā'q* Boje für den Walfischfang.
*abau'jaling* zwei Berge mit einer Senke dazwischen, L. *abvaujalik*.
*Avaudje'ling* O.
*avadli'run* Stangen am Zelte, im Halbkreise geordnet (von *avat* Umfang).
*avavoq* er ist immer auf Jagd, L. *avāvavok* er ist unruhig.
*avignaq* Lemming, L., G. ebenso, auch E.
*Avu'dnirn* E.

## I.

*Iai'tē* O.
*Iavoqti'gin* O.
*Idjau'itung* O.
*igjung* Rasen, L. *ivjok*, G. *ivssoq*;
*Idjo'rtung* das Grasreiche O., *Idjorituā'lung* das grosse Grasreiche O., *Idjoritua'qtung* das einzige Grasreiche O., *Idjoritua'qtuin* die einzigen Grasreichen O., *Idjuniving* mit Rasen versehen O.
*idjung* Hoden, L. *ijuk*, G. *igssuk*, auch O.
*Idjuqi'rbing* O.
*Idjunai'tung* O.
*Ije'qdjuaq* das grosse Verbergende O., *ije'qdjung* das kleine — O., *Ijera'qdjung* O. (L. *ijerpok*, G. *isserpoq* er verbirgt).
*iji* Auge, L. *īje*, G. *isse*;
*ijingemut* in die Augen, *ijingit* die Augen, *ijika* meine Augen;
*ijiqdjuaq* wunderbares Auge, *ijie'dlu* grosses Auge, *ijiqā'ng* starkes Auge.
*Ijiredluā'ping* E.
*Ije'lirtung* O.
*Ije'rang* ein sagenhafter Stamm.
*Ije'ving* O.
*Ijiksu'ne* O.
*iga'larng* Fenster, L. *igalak*, G. *igalaq*.
*igiaq* Speiseröhre, L. *igiak*, G. *iggiaq*.
*igimang* Walrossharpune, L. *iggimak*, G. *igimâq*.
*Igonitjen* O.
*igjijug* dick, auch O., dickes Eis, L. *ivjo'vok*, G. *ivssuvoq*.
*igjuk* Knochen zum Feststecken des Zugseiles an der Schlittenkufe;
*igju'rbea* Schlinge am Zugseile für das Obige.
*ika'n* Steinhaufen, auf dem Fleisch aufbewahrt wird, L. *ikāk*, G. *ikât*.
*Ikatū'jang* ähnlich einer Untiefe O. (*ikavoq* flach G.).
*ikē* es ist kalt!
*Ikera* E.;
*Ikerā'ping* E.
*ikera'sang* Durchfahrt, L. *ikkerasak*, G. *ikerasak*, auch O.;
*Ikerasa'qdjuaq* grosse Durchfahrt O., *Iqerasaqdjuau'sirn* die kleinere grosse Durchfahrt O.;
*Ikerasa'qdjung* die kleine Durchfahrt O.
*Ikaro'ling* mit Furt versehen O.
*ikarpoq* er setzt über ein Wasser.
*ikergo* Riff, L. *ikarok*, auch O.
*ikirti'jung* breit.
*ikirn* offenes Meer, Mitte des Wassers, L. *ikek*, G. *ikeq*;
*ikirmut* auf's Meer hinaus, *iki'rtsuq* Seewind.
*ikivoq* er schifft sich ein, L *ikkivok*, G. *ikivoq* thut in einen Behälter.
*ikivoq* er schneidet Schnee in senkrechten Tafeln (von *ikkiva* er spaltet es ab?).
*ikijuq*, *ikivā'* Wind höhlt Schnee aus.
*ikping* Hügel, L. *ikpig*, G. *igpik*, auch O.;
*Ikpingpa'sang* O., *Ikpi'rtō* mit vielen Hügeln O.;
*Ikpia'qdjung* Hügelchen O.;
*Ikpi'qdjuaq* grosser Hügel O., *Ikpirtou'sirn* das kleine Hügelreiche O.
*ikpea'qdjung* Tasche, L. *ikpiarsuk*, G. *igpiarssuk*;
*Ikpeaqtū'jang* E.
*iksarbiri'ktung* mit vielen Landestellen, L. *iksarvik* Landestelle.
*iksekōq* er schneidet Schnee in horizontalen Tafeln.

*Iksirn* O.
*iksia'rbing* Sessel, auch O., L. *iksivautak*;
*iksiva'jung* sich setzend.
*Iksun* E.
*Ikto'rtung* O.
*ikuma* Feuer, L. *ikkoma.*
*Iku'gmang* E.
*iktlirbing* Kiste, G. *iglervik.*
*ikusik* Ellenbogen, L. *ikkusik*, G. *ikusik.*
*iqaba'tung* ein Fest, bestehend aus einem Rundgange der jungen Männer durch das Dorf.
*iqē* Mundwinkel, spitze Bucht, L. *erke*, G. *eqik*, auch O.;
*iqēdliut* Fussrücken.
*iqiq* Zahnfleisch, L. *ikke.*
*iqva* hintere Ecke der Schlittenkufe, L. *erkok*, G. *erqoq.*
*iqomavoq* er ist wach, L. *erkomavok*, G. *erqumavoq.*
*Iqung* E.
*Eqidliq* ein sagenhafter Stamm (Akudnirn-Dialekt).
*iqtsaq* Schläfe, L. *erksak* hinterer Theil der Backe, G. *erssaq*;
*iqtsirpā'q* Backenzahn.
*ixadlung* Lachs, auch E.;
*Ixa'luin* Lachse O., *Ixalua'luin* grosse Lachse O., *Ixaluā'ping* O., *Ixalu'qdjung* Lächschen, *Ixalu'qdjuin* die kleinen Lachse;
*ixaluminakdjaming* Stücke Lachs;
*ixalu'qdjuaq* Hai;
*ixalū'jang* geschnitzter Fisch.
*ixa'qtē* Seehundfell ohne Haare für Stiefelschäfte, L. *erqakte*, G. *eqarte.*
*Ixelea'qdjuin* E. und G.
*ixiqoq* kleiner Finger, L. *erkekok*, G. *eqerqoq*;
*ixiqkinguang* kleine Zehe.
*Ixi'rang* E.
*ixkotin* Tang, L. *erklojak* (?), G. *eqût.*
*idlaijutin* Kamm, L. *illaijaut*, G. *igdlaigutit.*
*igdlarpoq* er lacht, L. *ijorpok*, G. *igdlarpoq.*
*igdlau* Fötus des Seehundes, G. *igdloaq*;
*igdlau'lik* trächtiger Seehund.
*Igdlau'liktung* reich an — O.
*igdlirn* Bettplattform, L. *iglek*, G. *igdleq.*
*igdlu* Schneehaus, L. *iglo*, G. *igdlo*;
*igdlorpē'ing* grosses —, *igdlu'inaq* nur ein —, *igdluqatiging* zwei Frauen in einem Schneehause wohnend, *igdluling* mit Schneehaus versehen, i. e. Vorbau des —, *igdluarn* Seitenraum, *Igdluviaujang* das Hausähnliche O., *Igdluviaq tudlirn* nächst dem Hause O., *Igdlu'qdjuin* die grossen — O., *Igdluteling* mit Schneehäusern O.
*igdlu* beide, L. *iglu*, G. *igdluk*;
*igdlukitarpoq* er gebraucht beide gleichzeitig, *igdlukita'qtung* Ballspiel mit zwei Bällen gespielt, *igdliuktut* beiderseits.
*idluiliving* ein sagenhafter rothhaariger Stamm.
*idluli'nirn* Naht zwischen Sohle und Oberleder, innen.
*idlu'nga* sein Vetter, G. *igdloq.*
*igdlu'ngajung* O-beinig, L. *iblungavok*, auch O.
*Iliqisima'rbing* wo man mit dem Kopfe schüttelt, O., L *illekettarnarpok*, G. *ileqimisarfik* [1]).
*Ili'qojang* O.
*ili'sevoq* er singt einen Zaubersang, L. *ilisēpok* er hext;
*ilisē'jit* singe!
*Iliva'rtang* E.
*ilu'iliq* Festland, G. *iluileq.*
*ilulirpoq* er hat es gefüllt (*iluk* das Innere);
*iludlirpogik* als er beide gefüllt hatte.
*ilupiqā'ng* innerer Fellbezug des Schneehauses (*iluk* das Innere).
*igdlouk* ein Fisch, L. *idlōk.*
*ima* so.
*Imaitung* ohne Seewasser O. (*imaq* See);
*imakti'nirn* Eis auf schmelzendem Schnee, stark genug Schlitten zu tragen.
*imangiak* Eule, pl. *Imangitjen* O., L. *imaingertāk.*
*Imeraqdjuaq* O.
*imiq*, dual. *imēng*, pl. *imēn* Wasser, L *immek*, G. *imeq*;
*imirsa'qdjung* kleines Blechgefäss;
*imii'rtang* Blechbüchse.
*imiqotai'laq* Sterna arctica, L. *immerkotailak*, G. *imerqutailaq.*
*imiquta'nga* sein Unterleib, L. *immerkutak*, G. *imerqutaq* Weichen.
*Imigen O.*, mit Wasser (?)
*Imirglo'rtung* O.
*imiti'jung* das Wassertrinken (auch Name einer religiösen Ceremonie, bei der jeder Theilnehmer Wasser trinkt).
*inang* steil, L. *imnāk* Klippe, G. *ivnaq*, auch O.;
*Inalu'qdjuag* grosse Klippe O.
*inatirpā'* er legt es nieder, G. *i'narpoq* er legt sich.
*i'netang* Rahmen, Zeug zu trocknen, L. *innitak*, G. *initsat* (von *inivâ* er hängt es auf).
*Inirtua'qdjung* O.
*Ini'ujang* E.
*ingi* weibliche Scham.
*ingi* Bergspitze, auch O., G. *ingik* Spitze;
*Ingitirbing* O.
*ingnirn* Feuerstein, Sternschnuppe, auch O., L. *ingnek*, G. *ingneq* Feuer;
*ingni'nga* Vordertheil der Lampe = ihr Feuer;
*Ingnirte'ling* mit Feuerstein versehen O., *Inguirtelua-u'sirn* das kleinere —.
*inung*, dual. *inung*, pl. *inuin*, L. G. *inuk* Mensch;
*inua* sein Eigenthümer, *inu'ksuq* Steinhaufen, auch O., *inu'ksuin* Pl., auch O.;
*inuktau'ja* der Mann;
*Inu'kdjuaq* der grosse — O., *Inu'ling* mit Menschenverstand versehen O.;
*Inu'qdjuin* die grossen Menschen O., *Inukana'qdjung* O.;
*Inū'vang* E., *Inutakā'ping* E., *Inuaro'dling* E., *Inung* E., *Inua'qdjung* Menschlein E., *Inumā'ring* E., *Injū'ang* menschenähnlich E., *Inū'vung* E., *Inū'geang* E.;
*inuaro'dligang* Zwerg.
*inu'dluk* Runzeln der Stirne.
*ipa'rang* Harpunenleine L., *ipperak*, G. *iperaq.*
*iparau'tang* Peitsche, L *ipperautak*, G. *iperautaq.*
*Ipigmang* O.
*ipiksiaut* Schleifstein, L. *ipikpok* ist scharf, G. *ipigpoq.*
*ipingmijipā'* sein Magen ist ganz leer.
*ipiū'ting* Hundestrang, L. *ippiutak*, G. *ipiutak.*

[1]) Bemerke die Umstellung der Laute im Grönländischen.

*ipo'ksang* gestern, L. *ikpeksak*, G. *igpagssaq*;
*ipoksa'ne* vorgestern:
*ipoksa'ne ungaleā'nē* oder *ipoksa'ne ungaleqea'ne* vorvorgestern.
*ipō* Griff, L, G. ebenso;
*ipun* Ruder;
*ipuak* Messergriff, L. *ipuak*.
*Ipu'qsang* O.
*irdnēing*, dual. *irdnēiking*, pl. *irdnitin* Sohn, L. *ernek*, G. *erneq*;
*irdnivoq* sie gebiert, L. *ernivok*, G. *ernivoq*; *irdnutā'ng* Enkel, *irdnuta'ngit* seine Enkel, *irdnute'nga* sein Enkel, *irdnutai'tagoq* seine Enkel, sagt man.
*irmadlin* Fell zum Unterlegen im Kajak, auch O., L. *ermalit*, G. *ermalisaq* (von *imeq*).
*irmisia'qdjung* Becher, L. *ermgusiārsuk*. *Sikosuilaq: irgnosiaqdjung*.
*irnaut* Thran, L. *erngaut*, G. *ernaut* (von *imeq*)
*Irseling* O.
*Irti'ujang* O.
*Isa'rok* E.
*isivoq* er tritt herein, L. *itterpok*, G. *iserpoq*.
*iseri't!* komm herein! *isilā'rin* komm eben herein.
*Isije'rtin* E.
*Isijai'tung* E.
*isigang* Fuss, L *ittigak*, G. *isigaq*;
*isigi'qa* mein Fuss, *isigi'rtin* Dein Fuss.
*ising* Oberleder, L. *ittiksak*, *isidnirn* Naht zwischen Oberleder und Schaft.
*isik* Backenknochen.
*Isiqiminirivang* O.
*isirtsarnang* Wind, der den Fjord heraufbläst, Strömen des Wassers dem Lande zu, G. *isersarneq* (von *iserpoq* hineingehen).
*Isiuā'luk* E.
*iso* Ecke, L. *isso*, G. *iso*;
*i'soa* seine Ecke, *isoarti'jung* Leithund.
*iso'rtung* das Trübe, auch O., L. *issorpok* es ist trübe, G. *isorpoq*;
*Isoī'tung* mit klarem Wasser O., *Isortu'qdjuaq* das grosse Trübe.
*Isuqdjuaq* O.
*Isuglū'tang* E.
*isumavoq* er denkt, wünscht, L. *issumavok*, G. *isumavoq*;
*isumajunga* ich wünsche;
*isumau'tang* Häuptling.
*itaq* vor langer Zeit;
*itā'dlo* vor sehr langer Zeit.
*ita* Fellüberzug des Zeltes, L. *itset*, G. *itsa*;
*ite'lingmut* zu elenden Zelten.
*Itii'tirn* E.
*iteq* After;
*iteqaro'vin* wenn Du einen After hast, *iti'nga* sein After, *iti'rbing* Platz für den —, Querholz hinter der Oeffnung des Kajak, *Itirbiluk*, *Itirbilung* O., *Itiqdjua'ngin* O.
*itidlirn* Pass (von Meeresarm zu Meeresarm), auch O., L. *ittiblek*, G. *itivdleq*;
*Itidliā'ping* der gewöhnliche — O., *Itidlia'qdjung* der kleine — O., *Itidlie'lung* der grosse — O.;
*Itidli'kaleng* O.
*Itijare'ling* wo es hoch ist O.
*iti'naq* Handfläche, L. *ittimak*, G. *itumaq*.
*Itiū'tang* E.
*itung* Grossvater, auch E., *ītoq*, G. *itoq* der älteste im Hause;
*itu'ra* mein —, *itirtse* ihr —, (2. P. pl.) *itua'ta* ihr — (3. P. pl.) *itungagōq* ihr —, sagt man, *itoqoa'qsaq* alter Mann;
*Itū'tang* E., *Itu'qēsan* E., *Itua'qdjuang* alter Mann, *Itua'ngang* E., *Itutālung* E.
*ivadlō* Sehne, L. *ivalo*, G. *ujalo*.
*iving*, dual. *ivēing*, pl. *ivēin* Gras, L. *ivik*, G. *ivik*, auch E.; *Ivi'siang* O., *Ivi'ktung* das Grasreiche O.
*ivissaq* das Rothe, L. *ivitak*, G. *ivisâq* Ocker.
*ivije'ngiq* Brustwarze, L. *iviangek*, G. *iviangeq*.
*ivu'dnirn* Grundeis am Strande, L. *ivuvok* Eis treibt am Strande übereinander.

## H.

*hai?* wie?

## K.

*Kaijo* E.
*Kaidjisi'rtung* kalter Wintermorgen, nach Sonnenaufgang.
*kai'vun* Bogen zum Drillbohrer (= Drehinstrument), L. *kaivipok* er dreht sich um, G. *kâvigpoq*.
*Kaitju* E.
*kaitiqpoq* ein Spiel.
*kaiviti'jung* ein Spiel.
*kadjernalauvoq* er trägt etwas auf dem Kopfe, L. *kabsek* Scheitel.
*kajok* rothhaarig, Suppe, L. *kajok*, G. *qajoq*.
*Kakertū'nang* E.
*kakiang* Gabel, L. *kakkivok* er sticht, G. *kakiak*.
*kakivia'ngajung* X-beinig, L. *kalangavoq?*
*kakilisā'q* eine stachelige Fischart, L. *kakkilasak*, G. *kakilisak*.
*kakī'vang* Lachsstecher, L. *kakkivak*.
*kaki'viaq* Oberlippe, L. *kakkiviak*, G. *kakiviaq* Platz des Schnupfens.
*kakoa* die draussen, L. *kakkoa*.
*kaxajoq* ein Kind ist fröhlich.
*kaxagalua'rpoq* vergnügt sein, L. *kakkavok*;
*kaxaelua'rivoq* das Kind ist fröhlich;
*kaxamajorpoq* mit Frauen Kurzweil treiben.
*kaqakpoq* auf den Nacken tragen, L. *ka'kkakpok*, G. *kakagpoq*.
*kaqu'dlirn* Messing, L. *kachorlek*.
*kaqvaq* Packeis, L. *kachvak*.
*kaxo'dlung* Sturmvogel, L. *kakkuluk*, G. *qaqugdluk*;
*Kaxodloā'ping* E., *kaxodlū'jang* O.
*kelā'ping* E.
*kablia'qdjung* Vielfrass, L. *kabvik* Dachs, G. *qa'pik*.
*Ka'liksu* E.
*Kalirsie'dlu* E.
*kagdluarpā'* er stösst ihn, L. *kaibluarpok*, G. *kagdluarpâ*.
*kale'siq* Nabel, L. *kallasek*, G. *qalaseq*.
*kadlita'rivoq* es gewittert, L *kalluk* Donnerschlag, G. *kagdlaq*
*Ködlu* E.
*ka'ming* Stiefel, L *kamik*, G. *kamik*;
*kami'ngujang* das Stiefelähnliche O., *kaminik* in Stiefeln.
*kana* das da drunten.

*kanajok*, pl. *kanedjin*, Cottus quadricornis, auch E., L *kannaijok*, G. *kanajoq*;
*Kanajo'rtung* reich an — O, *kanajuā'lang* der grosse — O., *kanajuqdjurdje'naq* wo man —, isst O.

*kanaq* Unterschenkel, L. *kannāk*, G. *kanâq*;
*kanā'ra* mein —, *kanā'n* Dein —

*Kania'ping* E.

*Kanga'sung* E.

*Kangnang* E.

*kangirtluk* Bucht, auch O., G. *kangerdluk*;
*Kangertloā'ping* gewöhnliche — O., *Kangirtluā'lung* grosse — O., *Kangirtlu'kdjuaq* grosse — O., *Kangirtlua'qdjung* kleine — O., *Kangirtluqdjuau'sirn* kleine, grosse — O., *Kangirtlū'tang* O.

*ka'ngia* sein oberes Ende, L., G. *ka'nge*;
*Ka'ngenut* auf's Festland, *Kangia'nga* sein oberes Ende O., *Kangiavo'dlang* O., *Kangidlie'lung* das grosse dem Lande nächst Gelegene O., *Kangidliu'ta* O., *kangirn* O., *Ka'ngirtung* O.;
*Kangisirai'tung* O.;
*kangivermigin!* komme weiter herein!

*kango* Gans;
*Kango'qsin* O.

*ka'ntun* Trommelstock, G. *kato*.

*kapivā'* er sticht ihn, L. *kappiva*, G. *kapivâ*;
*kapincq* Stichwunde, *ka'pun* kleine Lanze.

*kapernarpoq* er fürchtet sich, L. *kappiarnarpok*;
*kapernatura ta'ta* wie schrecklich!

*Kape'sung* E.

*Kapījung* E.

*Ke'pignang* E.

*kapitaq* wasserdichte Jacke, G. ebenso, L. *kappitak*;
*kapite'ling* mit einer — versehen.

*ka'teng* Eingang zum Schneehause, L. *kattak*, G. *katak*.

*Katitua'qdjung* O.;
*Katitu'qdjuaq* O.

*Katsa'ng* E.

*katsit?* wie viele, L. *kapsit*, G. *qavsit*;
*katsi'ning*.

*Kaugadleang* E.

*kautaq* Hammer, Diorit, L. *kautak*, G. *kautaq*.

*kēat* Oberkörper, G. *kiat*.

*kiagpoq* es ist warm, L. *kiaekpok*, G. *kiagpoq*;
*Kiagtung* das Warme G.

*kie'siq* Schulterblatt, L *kiasik*, G. *kiasik*.

*kidjirpā'* es ist sehr heiss (?).

*kiguta'ngernaq* Heidelbeeren, L. *kigutangernak*, G. *kigutaernaq*;

*kigut* Zahn, L. *kigut*, G. *kigut*.

*ki'kiang* Nagel, L. *kikkiek*, G. *kikiak*.

*kidla* ein kleiner Fisch, auch E;
*Kidlā'ping* E. (*Kiglā'ping*).

*Kigla'pain* O.

*kidlu'lirn* Lampe hinten in der Hütte, das Hinterste, L. *kikulek*.

*Kiglutaraitung* O.

*Kilaba* E.

*kiglo* Bootpfosten, L. *kiglo*, G. *kigdlo*.

*kilaut* Trommel, L. *kilaut*, G *qilaut*.

*kileq*, dual. *kigdlēing*, pl. *kigdlēin* das seewärts Gelegene, Rand, Grenze, L. *kigle*, G. *kigdlek*;
*kigdli'nga* seine Küste;
*kiglirisirivoq* Eis bildet sich am Strande.

*Kile'kdja* E.

*Kilī'ujang* E.

*kiluk* Naht, L. *killuk*, G. *kiluk*.

*kima'ktun* Griff des Frauenmessers (*ulo*), L. *kimaktūt*, G. *kimagtût*.

*Ki'malo* E.

*kia*, *kina* wer? L., G. ebenso;
*kinau'bin?* wer bist Du? *kina una?* wer ist da?

*Kine'kadlang* E.

*Kiniqirn* E.

*kingiq* ausgefallener Zahn, L. *kingek*, G. *kingeq*.

*Kingertua'qdjung* E.

*Kignait* Hochland O.;
*Kigne'ling* O., *Kignı'tung* O, *Kignitua'lung* O., *Kignituau'sirn* O.

*kingmik* Hacken, L, G. *kingmik*;
*kingmiqoa'nga* kleine Augensprossen am Renthiergeweih.

*kingo* Seefloh, L. *kingōk*, G. *kinguk*;
*kingoaraq* junger —.

*kisie'ne* wenn, L. *kissiane* (G. *kise* allein, *kisiane* in seiner Alleinheit).

*kisu?* wie?
*kisumik pijumavin?* was willst Du haben?

*Kitigtun* die am weitesten seewärts Gelegenen O., L. *kitte*, G. *kit* seewärts.

*Kitingujang* Schlucht O.;
*Kitinguja-u'sirn* O.

*Kitung* E.

*Kiumije'gung* E.

*kiviung* er sinkt unter;
*kivingmigōq* als er ertrunken war, sagt man.

*Koaini'ling* O.

*Koaq* O.

*Kō'ketu* E.

*kokiūt* Gewehr, L. *kukkiut*.

*Koquidlua'qdjung* E.

*Komkau'jang* O.

*Kope'ci* E.

*kopū'vun* Milchstrasse (unsere —), L. *kopput*.

*kō'tujuq* er geht mit einwärts gedrehten Füssen, L. *kōdovok*.

*kōukparmiūtang* Amulet, an der Spitze der Kapuze getragen.

*kōuk* Fluss, auch O.;
*Kouā'lunq* grosser — O., *Koū'kdjuaq* grosser — O., *Koua'qdjung* Flüsschen O., *Koukte'ling* mit einem Flusse versehen O.

*Koua'qdjuaq* O.

*kō'vivoq* es ist ausgeschüttet, L. *kovivok*.

*kujang* Kiel des Kajak, L. *kujak*, G. *kujâq*.

*kukik* Nagel, L, G. ebenso;
*kuki'rbing* Nagelwurzel.

*kudlo* Daumen, L. *kudlo*, G. *kuvdloq*.

*kudlu'luang i'vādlu* Faden, aus Sehnen gemacht.

*Kudlu'ru* E.

*Kumirpā'* O.

*kungisiq* Hals, L. *kungesek*, G. *qungaseq*.

*Kunung* E.;
*Kunuo'sirn* E.
*kutouq* Schlüsselbein, L. *kuttuk*, G. *qutuq*;
*kutu'qdjung* Castor, Pollux und Capella, L. *kuttorsuk*, G. *qutuq*.
*kuti'niq* Kreuzbein, L. *kutsinek*, G. *kutsineq*.

## Q.

*Qadla* O.
*qadleroe'dling* kleine, längliche Spinne.
*qadli'qiung* Schneewehe.
*qadlirqi'tjung* die höheren Reihen des Schneehauses bauen (von *qak* Oberfläche).
*Qadliri'tjen* Glimmerplatten, L. *keblerkijak*.
*Qadlirō'silik* O.
*qadli'seq* Nabel, L. *kallasek*, G. *qalaseq*.
*qa'dlu* Augenbrauen, L. *kablo*, G. *qagdlo*.
*qa'dlunarn*, pl. *qadlunait* Europäer, auch E., L. *kablunak*, G. *qavdlunâq*;
*qadlu'ngajaq* Halbblut-Europäer.
*qa'dnirpoq* es schneit, L. *kannerpok*, G. *qangnertoq*.
*qagi* Singhaus, auch O., G. *qagsse*.
*qagi'a'rpoq* die Sonne hat einen Ring, *Qagilo'rtung* O.
*qagerdluq* Gegend unter dem Kinn, L. *kakkerdluk*, G. *qaqerdluk*.
*qagi'sarpoq* es fällt von einer Kante herunter;
*Qagisa'ktung* O.
*qa'gmang* Steinhaus, mit Fellen gedeckt, L. *karmak*, G. *qarmaq* Mauer;
*Qagmako'luin* die kleinen Steinhäuser O., *Qarma'qdjuin* die grossen — O.
*Qagmau'jang* das Steinhausähnliche O.
*qa'gnaq* Enkel (am Fusse), L. *kangak*.
*qa'jaq*, dual. *qa'jang*, pl. *qai'dnen* Männerboot;
*qaije'nga* sein —, *qaja'ngenut* auf dem —, *qa'jarmut* in einem —;
*Qajarte'ling* mit einem — versehen O.
*Qai'jung* E., *Qai'juin* O.
*qailertē'tang* eine gewisse Maske.
*qairē'tung* flach abfallend.
*qai'rolik*, pl. *qairo'gin* Klappmütze, L. *kairolik*;
*Qairoli'ktung* mit vielen — O.
*qai'rsuq* Klippe, auch O., L. *kairtok*, G. *qaersoq*;
*Qairsuā'lung* die grosse O.
*Qajo'ngnang* O.
*qai'vun* Bohrer, L. *kaiviut* (G. *kavigpoq* er dreht).
*qak* Unterbett, L. *kak*.
*qa'qaq*, dual. *qa'qang*, pl. *qa'qan* Berg, L. *kakkak*, G. *qaqaq*;
*qaqa'qtuaq* grosser —, *qaqaqdju'kulu* Berglein, *qaqa'qdjuq* kleiner —, *qaqa'rujuk* — mit ebener Spitze, *qaqadliarpoq* er geht bergauf, *qaqaqdliartung* bergaufgehend.
(*qaqiarnarpok*, L. unbekannt.)
*qaqbang* mehrjähriges Eis, Packeis (siehe *kaqvaq*).
*qaqdjung* Pfeil, L. *karsok*, G. *qarssoq*.
*Qaqo'djang* E.
*Qaqui'rbing* O.
*qaxo'dluk* Sturmvogel, pl. *qaxo'dluin*, auch O., L. *kakkuluk*, G. *qaqugdluk*;
*Qaqodloā'ping* gewöhnlicher Schneevogel O. E., *Qaxodluā'lung* grosser — O., *Qaxodlū'tang* O.
*qa'lirn* oberstes Fell des Unterbettes, L. *kallek* das Oberste.
*qaliropa'ging* von zwei Stürmen zusammengewehte Schneebank (welche an der Vereinigungsstelle bricht, wenn Blöcke daraus geschnitten werden).
*Qalirosai'ling* O.;
*Qalirosirilia'rtung* O.
*qalü'viang* Walfischlanze, L *kallugiak*, G. *qalugiaq*;
*Qaluviatai'ling* O.
*qama'nirn* seeartige Verbreiterung eines Flusses O., L. *kammanek*;
*Qamani'kulu* kleine — O.
*qa'mun* Schlittenkufe, dual. *qamutik* Schlitten, L. *kammutik*, G. *qamutit*.
*qanaq* Zeltstange, *kaniuk* Band zum Zusammenhalten der Zeltstangen.
*qaneq* fallender Schnee, L. *kannek*, G. *qanik*;
*qa'nerpoq* es schneit;
*qa'ningnang* Ostnordostwind, auch E.;
*qanā'ra* Ost-Nordost [Nettiling-Dialekt] (von *qanaq?*).
*qa'ning* Kajakrippe am Schnabelansatze.
*qa'nipoq* nahe, L. *kannipok*, G. *qanigpoq*;
*qanidju'sia* seine Nähe.
*qa'nirn* Mund; zwei kleine Löcher im Sitze des Iglu, in denen Sachen die trocken gehalten werden müssen, aufbewahrt werden, L. *kannek*, G. *qaneq*.
*qa'nga?* wann? L. *kanga*, G. *qanga*.
*qa'ngane* obenauf (von *qā* oberes).
*Qa'nginang* E.
*qa'nging* ein Knopf.
*qa'ngirn* Luftabzugsloch im Schneehause.
*Qangung* E.
*qanoq* wie, L. *kannok*, G. *qanoq*.
*Qaparokte'ling* O.
*qa'reang* Seitenbau am Schneehause, in dem eine dritte Familie lebt, G. *qarajak*.
*qardling* Hose, L. *karlik*, G. *qardlik*.
*Qa'rsaq* O.;
*Qarsa'qdjuin* O., *Qarsū'qan* O.
*qarū'suit* die Höhlen, L. *kairosuit*, G. *qârusuk*.
*qasī'giaq* Phoca annelata, pl. *qasigi'djen*, auch O., L. *kassigiak*, G. *qasigiaq*;
*Qasigiara'qdjung* kleine — O.
*Qasi'rtsun* E.
*qa'taq* Eimer, L. *katak*;
*qatau'jang* das Eimerähnliche = Fass.
*Qati'ngujang* O.
*qati'garn*, dual. *qatigang*, pl. *qatī'gen* Rücken, L. *kattikak*, G. *qâtigak* Rumpf.
*qating* Zwinge, L. *kātek*, G. *qāteq*;
*qa'tilik* (= mit Zwinge) Speer (Iglulik-Dialekt).
*qatidni'ngin* Vereinigungsstelle (G. *katipai* vereinigt sie)
*qati'dnirn* das Eis am Strande im Herbste, das bei Fluth schwimmt, bei Ebbe strandet, L. *kattinek*.
*qato* Unterlippe, L. *kardlok*, G. *qardloq*.
*Qatui'rbing* O.
*Qa'tjō* E.
*qatu'rang* Stiefelknopf (zum Binden der Bänder), auf dem Frist befestigt.
*Qau'dnang* E.
*qaujivoq* er weiss, L. *kaujivok*.

*qauq* Tageslicht, auch O., L. *kau*, G. *qauk*;
*Qauma'rbing* wo es hell wird O., *Qaumari'ktung* wo es schön hell ist O., *Qaumau'ang* O;
*qau'lirpoq* es beginnt zu tagen;
*qau'mat* Licht (in Sagen);
*qaumate'nga* Wintertage ohne Sonnenlicht, an denen nur Dämmerung herrscht;
*qaumati'vun* unsere Sonne (Angakok-Sprache);
*qauma'vun* unser Mond (Angakok-Sprache), G. *qaumat* Mond;
*qaupen* morgen (= wenn es tagt).
*qauq* Stirn, L. *kauk*, G. *qaoq*.
*Qauma'jung* E.
*Qaupang* O.
*Qautu'qdjuaq* eine sagenhafte Gestalt E., O.
*Qavarausi'rtung* O.
*qavirpi'jung* Grundeis, G. *qaungoq*.
*qedjiq* Scheitel, L. *kavsek*.
*Qēmē* E.
*qerniq* schwarz, L. *kernek*, G. *qerneq*;
*Qernirtung* das Schwarze O., *Qerni'qdjuaq* das grosse — O., *Qerninguau'sirn* das kleinere — O.;
*Qernirnu'qdjuaq* O., *Qerna'qdjung* O.
*Qesi'qtsun* E.
*Qiā'tujang* E.
*qi'avoq* er schreit, L. *kēavok*, G. *qiavoq*;
*qietaronivik* schreiend.
*qiavoq* er erfriert, L. *kēovok*, G. *qîavoq*.
*Qigā'dlang* E.
*qigerpoq* er springt in die Höhe, L. *kiggerpoq*, G. *kigserpoq*;
*qigā'ikpoq* er sitzt nie stille.
*qidja'rung* Wirbel, gebraucht, um Seile am Verwickeln zu hindern (G. *qipivâ* er verdreht es).
*qī'juk* Holz, L. *kejuk*, G. *qissuk*;
*qijukssa* Brennholz, Kohlen;
*qijuktenga* Harpunenschaft.
*qiktoriang* Mosquito, auch O., L. *kiktoriak*.
*Qiqe* E.
*qi'qertaq*, pl. *qiqerten* Insel, L. *kikkertak*, G. *qeqertaq*;
*qiqertomut* nach einer —;
*Qiqerta'kulu* Inselchen O., *Qiqerta'kadlen* O., *Qiqerta'qdjung*, pl. *Qiqerta'qdjuin* Inselchen O., *Qiqerta'qsiang* O., *Qiqertalo'qadlen* O., *Qiqertalo'riaq* O., *Qiqertā'lung* grosse — O., *Qiqerte'lung* grosse — O., *Qiqerte'lum nu'vua* Landspitze der grossen — O., *Qiqerte'ling* mit Inseln versehen O., *Qiqertalu'kdjuaq* sehr grosse — O., *Qiqertā'ping* gewöhnliche — O., *Qiqerta'rnaq* eigenthümliche — O., *Qiqertarna-u'sirn* kleinere eigenthümliche — O., *Qiqertau'jang* Halbinsel O., *Qiqertu'qdjuaq* grosse — O., *Qiqertuqdjua-u'sirn* kleinere grosse — O., *Qiqertunē tōq tudlirn* Rücken der — O.
*Qi'qirn* E.
*Qi'dlaq* E.
*qi'laq* Himmel, L. *killak*, G. *qilak*.
*qilaq* Gaumen, L. *killak*, G. *qilâq*.
*qila'lugang* Weisswal, auch O., L. *kellellugak*, G. *qila'luvaq*.
*qile'ksinang?*
*qilermi'ktung* zwei zusammengebunde Kajaks, L. *killermîk*, G. *qilermiqput*.
*qile'roq* Stirnhöcker.
*qile'rtuang* Spange, um die Buchten der Harpunenleine zusammenzuhalten (G. *qilerpâ'* er bindet mit Knoten).
*qi'dloaq* Damm (zwischen den Beinen), G. *qitdluaq*.
*qidlutaq* Nasenscheidewand.
*Qimakodli'ving* O.
*Qimaroma'jung* O.
*Qimaroma'nirn* O.
*Qimiq* O.
*Qimiqping* O.
*qimi'rgdluq* Wirbelsäule, L. *kemmerdluk*, G. *qimerdloq*.
*qimi'riaq* Augenwimpern, G. *qimeriaq*, O., L. *kemmeriak*.
*Qimise'ngnang* O.
*Qimi'sung* O. Schneewehe (?), Hundsfell (?), (siehe *qimu'qdjung* oder *qingmi'sung*).
*Qimi'ving* O.
*qimu'qdjung* Schneewehe, L. *kimuksuk*.
*Qina'qdjuq* E.
*qingaq* Nase, L. *kingak*, G. *qingaq*.
*Qinga'qdjuaq* grosse — O., *Qingaqtua'qdjung* O. (siehe G. *qingâq* Schienbein, Felsgrat).
*qingang* Loch im Fenster zum Hinausschauen.
*qinga'raq* Schienbein, L. *qingaraq*, G. *qingâq*.
*qingmiaq* Mundstück zum Drillbohrer, L. *kingmiak*, G. *kingmiaq*.
*qingmiq* Hund, L. *kingmek*, G *qingmeq*;
*qingmirtaromajunga akilelunga* ich will einen Hund kaufen, *qingmie'qdjung* mässig grosser Hund, *qingmila'kulu* Hündchen, *qingmie'luk* grosser —, *qingmimarie'luk* grosser —, *qingmi'qdjuaq* grosser —, *qingmiqdjuling* mit Hündchen;
*Qingmipia'qdjung* E.
*Qingmisiving* O.
*qingmi'sung* Hundsfell.
*qi'nqoaq* Wade.
*qingoq* inneres Ende einer Bucht, G. *qingoq*;
*Qi'ngua* ihr — O.
*qiortai'jung* die unterste Reihe Blöcke des Schneehauses schief schneiden, um das Gewölbe zu beginnen (G. *qiorpâ* er beschneidet es).
*qipekū'tang* Stäbchen, das in's Seehundsloch gesteckt wird, um die Annäherung des Seehundes zu zeigen.
*qipe'luaq* innerer Augenwinkel, L. *kepaluak*, G. *qipaluaq*.
*qipikpoq* es ist bedeckt;
*qipik* Bettdecke, L. *kebbik*, G. *qipik*.
*qipingnua'ktung* Zeltstangen hinten am Zelte.
*qipo'rqaq*, pl. *qipo'rqain* Finwal, G. *qiporqaq*.
*qirdlukutak* Keil, der eingeschlagen ist, um einem Gegenstande einen Halt zu geben, L. *kerdlokutak*.
*qi'sing* Seehundsfell, L. *kissik*.
*qisi'rtsiq*, *qiti'rsirn* Mittelfinger, L. *ketterdlek*, G. *qiterdleq*.
*Qitu'lē* O.
*qitu'ngnang*, pl. *qitungin* Kind, auch E., L. *kittorngak*, G. *qitornaq*;
*qitungea'qtung* Frau, die viele Kinder hat.
*Qī'ujang* O.
*Qivi'tung* der Einsiedler O.
*Qoa'qdjung* die Kante O., L. *koaksuk*, G. *quagssuk*.
*qoaq* gefrorenes Fleisch, L. *koak*, G. *qoaq*.
*qobiqoq* er weint, L. *kugviorpoq*, G. *quvdle* Thräne.
*Qō'gnung* die Verengerung O., G. *qôrnoq*.
*qōqsiua'riva* Waschung der Kinder in Urin (G. *qôq* Urin).
*qoqsurtoq* hellgrün, L. *korksukpok* gelb, G. *qorsuk*.

*Qoqtsuk* E.
*Qōmijen* E.
*Qonqasie'lung* E.
*qopernuaq* ein Vogel.
*qoporujung* Strudel.
*qorbik* Nachttopf, L. *korvik*, G. *qugfik*;
*Qobirkun* O., *Qobirna'qdjung* kleiner —, *Qobirnalung* grosser — O., *Qobirse'ling* mit — O.
*qordlorpoq* Wasser läuft in vollem Strome;
*Qordlubing* O.;
*Qordluarai'tung* O.
*qordlu'nirn* Wasserfall, *qordlu'rtung* Wasserfall, auch O., L. *korluktok*;
*Qordlutaa'qdjung* O., *Qorqi'rbing* wo Wasser in zusammenhängendem Strome läuft O.
*Qormanang* E.
*Qorsimi'rtung* E.
*Qotū'kō* E.
*Quai'irnang* O.
*qu'birpoq* er geht bergauf, Gestirn geht auf (G. *qut* oben).
*qudjau'tang* Keil auch O.;
*Qu'djaun* Keile O., *Qudjapiarotang* O., *Qudj'apite'nang* O., *Qudjita'riaq* O.
*qudjuk* Schwan, L. *kogjuk*, G. *qugssuk*;
*Qu'djain* Schwäne (?) O., *Qudji'qdjin* die Schwänchen O.
*qu'djung* weiss;
*Qudju'qan* O.
*qu'gnirn* Spalte im Grundeise, L. *kongnek*;
*Qugni'rtung* mit vielen — O.
*quqa'rtaun* Nadel, Fische aufzuziehen, G. *kukârtût*.
*quqtoraq* Oberschenkel, L. *kōktorak*, G. *qugtoraq*.
*quina* thut nichts! *quinamik* danke! L *kujane* einerlei, G. *qujavoq*.
*qudli* zehn, G. *qule*.
*qudlijī'juq* das Loch oben im Schneehause schliessen.
*qudliq* der Rücken, L. *kollēk*, G. *qutdleq* = das Oberste, weil beim Bücken oben.
*Qudling* O.
*qudlirn* Lampe = das Obere (weil auf der Plattform des Schneehauses);
*Qudlirtaleng* O., *qudliparmiut* die Bewohner der höchsten Höhe = des Himmels, *qudlivun* die über uns.
*qudlitā'q* Oberpelz, L. *kollitak*, G. *qulitsaq*.
*qudluqsiu'ta* Ring am Handgriff des zweiblätterigen Ruders.
*qu'ming* eine kleine, runde Lampe, auch *tumī'ujang* genannt.
*Qumangē'it* E.
*Qumenga'ping* E.
*qunge'sirn* Nacken, L. *kongesek*, G. *qungaseq*.
*qungujut* Grübchen in der Wange, L. *kunjavok* er lächelt, G. *qungujugpoq*.
*qupau'jang* Zwischenraum zwischen zwei Fingern, L. *koppaujak* ein Riss;
*qupi'rdnirn* Scheitel in der Frauenhaartracht (von G. *qupivâ* er spaltet es).
*Qupe'nang* E.
*Qutang* Steilküste O.;
*Qutaa'qdjung* kleine — O.
*quta'rong* Eisfuss an einer Steilküste, G. *qutardloq* Steilküste.
*qutī'uq* Ruf der Möve (siehe L. *kottiorpok* die Möve schreit).
*quvīē'tung* Name eines Festes.

**X.**

*Xirū'djang* E.

**M.**

*Maang* O.
*mane* hier, L. *mãne*, G. *mâne*;
*maunga* hieher, *maungarpoq* er kommt hieher.
*majoarpā'*, *majorarpoq* Thier geht Berg hinauf, L. *majoarpok*, G. *maguarpoq*;
*majora'riaq* wo man bergauf gehen muss, auch O., pl. *Majorari'djen* O., *Majora'riaq tudlirn* nächst dem, wo man — O.
*Mā'ka* E.
*ma'kitaun* Domino = aufgerichtet stehend.
*Ma'kitau* E.
*ma'ksing* Falte im Stiefel, L. *matsuk*.
*Maktā'* E.
*ma'ktak* Walfischhaut, L. *maktak*, G. *matak* oder *maigssak?*
*Ma'kudlū* E.
*ma'qaq* Stelle, an der man das Kajak über Land tragen muss, G. *maqaq*.
*maqi'siq* Hüfte, L. *makkitek*, G. *makiseq*.
*mā'qonq* zwei, L. *magguk*, G. *mardluk*;
*mā'qonit* sieben.
*mā'xatang* sumpfiger, moosbewachsener Thalkessel;
*maxeta'nirtung* Sumpf, nicht von Moos und Gras bedeckt (G. *maqivoq* ist offen);
*maxataksirtoq* Renthier in einem moosbewachsenen, sumpfigen Thalkessel gehend.
*Male'ki* E.
*madling*, dual. *madlēing*, pl. *madlēin* Welle, L. *mallik*, G. *malik*.
*ma'likpok* er folgt, L. *mallikpok*, G. *maligpoq*;
*mali'lirpoq* er beginnt zu folgen.
*Malukai'tung* E.
*Mama'rdnang* E.
*Mamē'tiang* E.
*ma'mi* innere Haut, L. *mamme*, G. *mamik*.
*mana* jetzt.
*Maniā'ping* E.
*maniq* Docht, Moos, L. *mannek*, G. *maneq*.
*manilarā'dlu* sehr uneben, *manilā'raleng* etwas uneben, *manirā'dlu* glatt, *manituā'dlu* hügeliges Land, rauhes Eis;
*maniksē'jug* das Schneehaus glättend (G. *manigpoq* glatt);
*Mā'nitung* das Unebene O., *Manitua'qdjung* das kleine Unebene O., *Manitū'ling* mit Unebenheiten O.
*maning* Ei, L. *mannik*, G. *manik*;
*Maniriktung* mit vielen Eiern O.
*mano* unterer Theil des Halses, L. *manno* Kragen, G. *mano* unterer Theil des Halses;
*manu'ra* sein —.
*manū'kang* Fussballen.
*mardluq* zwei (ist obsolet).
*ma'sing* Querholz im Kajak, vor der Oeffnung, L. *massik*, G. *masik*.
*mase'lirang* dünnes Eis, das sich im Frühjahre auf dem Schnee bildet, nasses Moos, L. *masalerak*.
*matsak* Milz, L. *mapsak*, G. *mavsak*.
*Matsuliqā'* E.
*ma'tu* Deckel, L. *mattu*, G. *matò*;
*Matja* O., *Matarbilang* O., *Mautsau'jang* O.

*mauja* weicher Schnee, L. *maujak* (G. von *mauvoq* er sinkt mit den Füssen ein;
*Maujatung* mit vielem — O., *Maujatuu'sirn* das Kleinere mit — O.
*maunaq* Finger- und Zehenballen, L. die harte Haut an Händen und Fusssohlen.
*mikiuq* klein, L. *mikkivok*, G. *mikivoq*;
*mikiuinaq* nur ein kleiner, *mikilera'* kleiner Finger;
*mikilerang* vierter Finger, L. *mikkilerak*, G. *mikileraq*;
*mikilera'rnuak* zweite Zehe.
*miksiti'ne* diesseits, L. *miksiptingne* vor uns hin, G. *migssik*.
*Miqa* E.
*miqung* Haar, L. *merkuk*, G. *merqoq*;
*miquling* (mit Haar) Renthierstiefel, *miqu'sang* Renthierfelljacke, *miqosai'ling* Jemand, der eine Renthierfelljacke an hat;
*Miqu'siang* E.
*miqun* Nadel, L. *merkut*, G. *merqut*.
*Milia'qdjuin* die kleinen Verschliessenden O. (G. *milik* Verschluss).
*Mili'qdjuaq* das grosse Verschliessende O.
*Milurie'ling* wo man mit Steinen wirft O., G. *milorpa*.
*mingerpoq* er springt mit beiden Füssen zugleich, L. *mingarpoq*, G. von *merpoq*.
*mingong* Käfer, auch O., L. *mingok*, G. *mingoq*
*Misi'rtung* O.
*misō'majung* in's Meer reichender Gletscher, G. *misugpa* er taucht es ein.
*Miti'ma* E.
*mī'tiq* Eiderente, auch E, L. *mittek*, G. *miteq*;
*miti'ling* mit Eiderenten, Name eines Geistes.
*Mī'tu* E., L. *mittuk* Stücke Eis in einem Loche zum Fischen.
*Mui'ngmang* O.
*mu'dling* Ruderschaufel, Brustwarze, L. *mulle*, G. *mulik*.
*mu'mikpoq* er wechselt Stiefel, wendet Stiefel um, L. *mummikpok*, G. *mumikpâ*.
*mu'mipoq* er tanzt, G. *mumerpoq* singt bei der Arbeit;
*mumitū'dlō* tanzend vor Freude.

## N.

*Nabi'raun* O.
*nabi'ring* eine Oese, Schlinge, von *nā'poq* hindert Bewegung.
*Najai'ju* E.
*naja'ngarpoq* er schläft ein im Sitzen, L. *naijangarpok*, G. *najangarpoq*.
*naje'nga* seine Schwester, L. *naja*, G. *najaq*;
*najatama* meine Schwestern.
*naipoq* es ist kurz, L. *naipok*, G. *naipoq*.
*Naivaun* O.
*nagetā'* sein Ende, L. *naggata*, G. *nagatâ*.
*naka'sung* Blase, L. *nakkasuk*, G. *nakasuk*.
*nakdjuga'run* Strick, Hunde festzuhalten, L. *naksugarut*.
*Nakisulā'k* E.
*Nakto'qalin* E. Adler, G. *naktoralik*.
*nāq* Bauch, L. *nāk*, G. *nâq*.
*naqeta'run* Ladestrick für den Schlitten, L. *nakkitarut*, G. *naqitarut* (von *naqigpoq* ist niedergedrückt).
*Naqo'reang* O.
*Naxoja'si* E
*nadlai'jung* niederliegend, L. *nellajok*, G. *nalavoq* er liegt —.
*na'muktoq* genug, L. *namakpok*, G. *namagpoq*.
*nangari'ktung* senkrechter Abfall, L. *nangerpock* steht senkrecht.
*nanijoq* er wird gefunden, L. *nennivok* er findet, G. *nanivâ* er findet ihn.
*nanuq* weisser Bär, L. *nennok*, G. *nano* und *nanoq*;
*nanu'ra* Bärenfell, *Nanuraga'ssain* die an jungen Bären Reichen O., *Nanuqtua'qdjung* der einzige kleine Bär O.
*naparautang* Rückenfinne des Finwales, Mast, L. *nappārutak*, G. *naparut*;
*Naparautasia'rbing* wo man einen Mast macht O.
*Napi'kang* E.
*Napisa'riaq* O.
*na'pun* Querholz am Schlitten, L. *nappo*, G. *napo*;
*napū'liun* Seile zum Festbinden der Querhölzer am Schlitten;
*napuliusi'rpia* Löcher für Seile zum Festbinden der Querhölzer am Schlitten.
*Na'rpaing* O.
*naudlu* ja (Nugumiut-Dialekt), G. *naugdlu* obwohl.
*nauja* Möwe, L., G. ebenso, auch E.;
*Naujan* Möwen O., *Nauja'raq* E., *Nauja'qdjuaq* grosse — O., *Naujarā'luin* grosse — O., *Naujarasaqdjuin* O., *Naujarua'qdjuin* O., *Naujaratu'qdjen* O., *Nauja'vinirn* O., *Naujea'rbing* O., *Nauja'teling* mit Möwen versehen O., *Naujadleq* E., *Nau'ssan* O.
*nau, nauk?* wo? L., G. *nauk*;
*nau taima?* wo denn? *nakin?* woher? *nakinea'rpin?* woher kommst Du? *nane?* wo?
*navunganea'qin?* wohin gehst Du? *namui'dlirtoq?* wohin gehend?
*naulang* Harpunenspitze (zum *ūnang*), L. *naulak*, G. *nauligaq*, auch E;
*Naulā'ling* E., *Nauline'rbing* wo man Seehunde mit der Harpune erlegt O.
*nā'voq* es ist zu Ende, L. *nāvok*, G. *nâvâ*
*neā'k! neā'koluk!* siehe her! (Sikosuilaq-Dialekt).
*Neaqō'ki, Neaxō'ki* E.
*ne'bang* Sprung, Riss der einen Gegenstand durchsetzt, L. *napoak*, G. *nagfaq*.
*ne'glivā'* er liebt ihn, L. *naeglivok* G.
*ne'dlung* Landspitze von der aus Renthiere in's Wasser gehen, L. *nellok*, G. *natdloq*, O.;
*Nedlua'qdjung* kleine — O., *Nedluqseaq* O., *Nedlū'tang* O.
*ne'kdjuq* Geweih, L. *nakjuk*, G. *nagssuk*;
*Negdjo'rtung* reich an Geweihen O.
*ne'goaq* Gelenk, L. *navgoak*, G. *navguaq*.
*negu'ja* Falten in der Hand.
*Ne'ksiang* E.
*ne'tirnk* Seehundsfelljacke.
*Nexemia'rbing* wo man etwas in der Hand trägt O.
*neqisū'naq* Wade, L. *nakkasungnak*, G. *nakasungnâq*.
*ne'xseq* Thal, auch O., L. *naksak*, G. *narssaq*;
*Nexse'qdjuaq* grosses — O., *Nexse'lung* grosses — O., *Nexse'ling* mit einem — O.;
*nexsi'nga* seine, Falte zwischen Nase und Stirne.
*neqtsē'ak* Halskragen, L. *naksiak*.
*neliqirpā'* es ist Zeit, er schiesst zwei Thiere mit einem Schuss, L. *nelliupok* (siehe G. *nale*).
*ne'lovog* er weiss es nicht, L. *nellovok*, G. *naluvoq*;
*nelulidlirpēing?* hast Du es vergessen?

*ne'loang* weiss gegerbtes Fell, L. *nelloak.*
*ne'lukpoq* er schwimmt, fällt in's Wasser, L. *nellukpok*, G. *nalugpoq;*
*nelukvi'nga* Stelle, wo er in's Wasser fällt.
*nepa'reang* Hinterkante der Schlittenkufe und Geweih am Schlitten, L. *nappariak*, G. *napariaq;*
*neparí'djung* Löcher zum Festbinden des Schlittengeweihes.
*nerdjut* grosses Landthier, L. *nergjut*, G. *nerssut;*
*nerdjutiā'lung* grosses —, L. *nerdjuti'kulu* kleines —.
*nerkalu'ktung* auf dem Rücken liegend, L. *nervgalavok* er liegt —, G. *nerfalavoq.*
*ne'sang* Mütze, Kapuze des Männerpelzes, L. *nessak*, G. *nasaq;*
*Nesauje'rdnang* O., *Neseraa'qdjung* E.
*Nesua'dluan* E.
*netaqordnē'in* Hagel, L. *nettarkonak*, G. *natarqornaq.*
*ne'tirn* Fussboden, L. *nettek*, G. *nateq.*
*neti'rdnang* Thalkessel, L. *naternak.*
*netidnang* Ebene, *Neternā'lung* grosse Ebene. O.
*neti'qoaq* Nasenflügel, L. *nettakoak*, G. *natarqoq* Knorpel.
*ne'tirn*, pl. *ne'tin* Seehund (Phoca vitulina), L. *netsek*, G. *natseq;*
*ne'tiang* junger —, *netia'kulu* kleiner junger —, *Netiū'ping* E., *Neti'ling* mit — versehen O.;
*Netirsī'jung* O., *Neti'sin* O.;
*ne'tivang* Klappmütze, *netirtlū'ne* wenn er Seehunde gefangen hatte.
*netiu'rtung* Fussboden des Schneehauses machen, L. *nettek*, G. *nateq* Fussboden.
*nī'aqoq* Kopf, L. *niakok*, G. *niaqoq*;
*niaqoa* sein —, Kopf des Querholzes am Schlitten, *niā'qorpoq* Kopf bricht ab;
*Nia'qongnang* O., *Niaqongna-u'sirn* O., *Niaqongnate'ling* O., *Niaqongnati'kadleng* O., *Nia'qornan* O., *Niaqonau'jang* O., *Niaqongnua'qdjuin* O.
*Niaxō'tang* E.
*nidjua'rpang* Spinne, L. *niksoarpak.*
*Nijua'qduet* E.
*nigirn* Südosten, L. *nigek*, G. *nigeq.*
*niglarpoq* es ist kühl, L. *niglakpok*, G. *nigplerpoq.*
*Nignang* E.
*niksia'qtaung* Angel, L., *niksik*, G. *nigsik.*
*Nikosi'ving* O.
*nikū'ipoq* steht aufrecht, L. *nikkovipok*, G. *nikuipoq.*
*niqū'dlerpoq* er legt sich nieder, L. *nervgalavoq*, G. *nerfalavoq;*
*niqedlirvi'nga* Stelle, wo er sich niederlegt.
*ni'xē* Fleisch, L. *nerke*, G. *nēqē*;
*nixēgsarsia'rpin?* suchst Du Nahrung? *nixeju'qpurpoq* er holt Fleisch, Nahrung.
*nilang* Süsswassereis, L. *nillak*, G. *nilak.*
*n'ilikpoq* er farzt, L. *nillerpok*, G. *nilerpoq.*
*nimirtau'ta* Seil, gebraucht, um etwas fest zu ziehen, L. *nimmertok*, G. *nimeq* Band.
*ningau'nga* sein Schwiegersohn, L. *ningauk*, G. *ningauq.*
*Ningernua'qdjung* E.
*ningiu'nga* seine Grossmutter, L. *ningiok* alte Frau, G. *ningioq* älteste Frau im Hause;
*Ningiupā'ng* E., *Ningiū'ving* E.
*ni'pē* Lärm, L. *nippe*, G. *nipe;*
*nipi'kitu* kleiner —, *nipeā'luk* grosser —, *nipi'tuvoq* hat starke Stimme.
*ni'pepoq* es klebt, L. *nippipok*, G. *nipigpoq.*
*ni'rioq* er isst, L. *nerrivok*, G. *nerivoq;*
*niriopaluktunga* ich esse viel nach kurzer Zeit.
*Nirī'ujang* E.
*nirdling*, dual. *nirdling*, pl. *nirdlin* oder *nirdlirin* Gans, L. *nerlek*, G. *nerdleq;*
*Nirdlona'rtung* reich an Gänsen O.
*nirdluniq* First, L. *nerlornek* (vgl. G. *nerdloq* Vogelrücken).
*nirdniq* Flechten (lichenes).
*ni'rtsun* Seile zum Festbinden des inneren Schneehausbezuges.
*nitatilirpoq* es fängt an sich aufzuklären, L. *niptavoq*, G. *nivtavoq.*
*Nitiluī'tung* E.
*Niujarai'tung* O.
*niō* Bein, L., G. ebenso;
*niu'kitu* mit kleinen Beinchen.
*niū'qtung* Bohrer, auch O., G. *nîortût.*
*niū'tang* Bügel, beim Walfischfang gebraucht, um die Bewegungen des Wales zu hemmen (vgl. G. *niorpoq* ist krumm) L. *niutak;*
*niuta'nga*, Ansatz des Schnabels am Kajak.
*niuvā'* er hebt es, G. *niuvâ.*
*nivia'qdjung* kleine Fliege (vgl. L. *niviuvak* Schmeissfliege, G *niviuvaq*).
*nivia'rsiang*, auch E., Mädchen, L. *niviarsiak*, G. *niviaq.*
*nubin* Oese für die Spangen an den Zugleinen der Hunde, G. *nuvfit* (von *nuivoq* erscheint)
*Nui'jaun* E. (vgl. G. *nui'ssaut* Spange an den Zugleinen der Hunde).
*nū'irn* Vogelpfeil, L. *nuek*, G. *nueq.*
*nuisa'nirn* Weide.
*nuia*, dual. *nujang*, pl. *nutan* Hauptthaar, L. *nujak*, G. *nujak.*
*nujang* Loch am Zelte, wo die Stangen zusammenkommen (vgl. *nuivok* kommt zum Vorschein).
*nujartopoq* er kommt herab.
*Nujera'qdjuq* E.
*Nugliū'tung* O.
*nuglu'ktang* Stechspiel, L. *nugluktak;*
*nuglu'ktaun* Stock zum Stechspiel.
*Nugū'dnirn* E.
*nukang* zweites Kind, L. *nukak* des Bruders jüngerer Bruder, der Schwester jüngere Schwester, G. *nukaq;*
*nukapiga* meine jüngere Schwester (vom Mädchen gesagt);
*nukatirpā'ng* vorletztes Kind;
*nukarpa'ngnang* jüngstes Kind.
*Nu'keluang* E.
*Nū'kerang* E.
*nukik* Sehne, L. *nukke*, G. *nukik.*
*nū'qang* Renthierkalb, L. *nochak*, G. *norraq;*
*Nuqarli'ktung* reich an trächtigen Renthieren O.; *Nuqatoa'qsin* O.; *Nuqatoa'qdjung* das kleine einzige Renthierkalb O.
*nu'qsang* Wurfbrett, L. *noksak*, G. *norrsaq.*
*Nuxi'gnang* E.
*nuliaq* Eheweib, L. *nulle*, G. *nuliaq;*
*nulianitití'jung* Weibertausch.
*nudlung* Gesäss, auch O., L. *nullok*, G. *nuloq.*

*nū'na*, dual. *nū'nang*, pl. *nū'nan* Land, L., G. ebenso;
*nuna'piluk* schlechtes —, *nuna'rujuk* ebenes Land, eben durch Nebel durchscheinend, *nunā'lung* grosses —;
*Nuna'reang* O., *Nuna'seang* neuer Wohnort O., *Nunaseā'lung* grosser — O., *Nunatang* O.;
*Nunase'dnang* E.;
*nunajisa'rtung* ein Fest.
*nuna'ga* mein Bruderssohn (?).
*Nudnirn* O.
*Nunga'run* O. Kluft, G. *nunga'rut*.
*Nunga'rdluk* E.
*Nuratā'* O.
*nusucra'qtung* ein Fest = am Stricke ziehen, G. *nusugpâ* zieht es zu sich.
*nutaraq* Kind, L. *nutarak*, G. *nutaraq* ein junger Hund;
*nutaruā'lung* grosses —, *Nutarlā'* E., *Nutaraa'qdjung* Kindlein E., *Nutarā'lung* E.
*nutidlia'qdjung* Forelle, L. *nutible*.
*nutikpoq* es platzt, zerspringt, L. *nutikpok*, G. *nutigpoq*.
*nuviu'qajuq* er reiht Hundestränge auf das Zugseil (siehe *nubin*), G. *nuiorarpai*.
*nuvujarā'luin* Land mit steilen Gipfeln (von *nuvung*)
*nuvu'ja* Wolke, L. *nuvuja*, G. *nuia*.
*nuvulija* Flügelfeder, auch E.
*nu'vung* Spitze, besonders Landspitze, auch O, L. *nuvok*, G. *nûk;*
*Nuvu'kdjuaq* grosse — O., *Nuvu'kdjen*, grosse Landspitzen O., *Nuvujā'dlung* grosse — O., *Nuvuktirpā'ng* grösste — O., *Nuvuri'tung* O., *Nuvu'ktlirn* O, *Nuvukdjuara'qdjung* die kleine, grosse — O., *Nuvujarā'luin* O., *Nuvua'qdjung* die kleine — O., *Nuvujau'sirn* die kleinen — O., *Nugū'miut* die Bewohner der — O.

## O.

*o'kadliq* Hase, auch E., L. *ukkalek*, G. *ukaleq*.
*ō'kan* Dorsche, O., L. *ōgak*.
*okidli'riaq* schwarz und weiss geschecktes Thier, L. *okkileriaq*, G. *ukaleriaq* weisses Renthier.
*okiak* Spätherbst, L. *okkiak*, G. *ukiaq*;
*okie'kca* Herbst, *okiuk* Winter, *Okiadli'ving* Herbstplatz O.
*o'koa* Thür, L. *upkoak*, G. *uvkuaq*.
*Okosia'qdjung* E.
*okpat* Lende, L. *okpet*, G. *ugpet*.
*Oktso'qarlin* E.
*okuako'lua* Schwiegertochter, Bruders Frau, L. *ukkoak*, G. *ukuaq;*
*okua'nga* seine —.
*ō'qaq* Zunge, L. und G. ebenso;
*ō'xapoq* er sagt, *oqau'siq* Geschäft, *Oxai'tung* zungenlos E. und O.
*oqu'miaq* Bissen, L. *okkomiak*, G. *oqu'miaq*.
*Oqē'* E.
*ō'qo* Leeseite, auch O.;
*ō'qoa* seine —, *oqu'xtsuq* Südostwind (Akudnirn-Dialekt).
*Oxile'jung* O.
*ō'xipoq* es ist leicht, L. *okivok*, G. *oqipoq;*
*oxomai'poq* es ist schwer.
*Oxomē'isilang* E.
*ō'ma* er, jener, transitiv.
*ō'pernang* Frühling, L. *operngak*, G. *upernâq;*
*ōperne'ksa* Vorfrühling, *Operni'ving* Frühlingsplatz O., *Opernivi'kdjuaq* grosser Frühlingsplatz O.
*Opingnē'jung* O.
*o'toq* Seehund auf dem Eise beim Loche liegend, auch E., L. *ōtok*, G. *ûtoq*.
*Ounga'nirn* E.

## P.

*pa* Thüröffnung, Oeffnung des Kajak, Flussmündung, L. *pā*, G. *pâq;*
*pamili'rtung* zur Thüre kommend, *pa'kitoq* mit schmaler Mündung, auch O., *Pa'dli* mit Mündung O., *Para'qdjung* ungewöhnliche Mündung O.;
*partau'jang* Zeltstangen an den Seiten der Thüre.
*Pagbē'nang* E.
*Pa'kaq* E.
*pakijumija'rtung* Spiel, bei dem zwei Leute ihre gekrümmten Arme ineinander verhaken und sie gerade zu ziehen versuchen, G. *paka'ssumigpâ*
*Padlu* E., *Padlo'ping* O., *Padluā'lung* E., *Padloā'ping* E., *Padlu'kulu* E.
*pamiung* Schwanz, hinteres Ende der Harpune, L. *pammiok*, G. *pamioq;*
*Pami'ujang* das Schwanzähnliche O.
*Panijū'nirn* E.
*Pani'ktang* E.
*Panidlu* E.
*pa'nik* Tochter, L., G. ebenso.
*Padni'ngajeng* E.
*Pa'kbing* Name eines Hundes (L. Handgelenk).
*panginierlarpuse* ihr werdet machen (wahrscheinlich *pinniarniarlarpuse*).
*pa'ngnirn* Renthierbock, L. *par'ngnek*, G. *pangneq*;
*Pangnī'rtung* reich an — O., *Pangnirtua'qdjung* der kleine — O.
*Pā'pa, Pā'pang* E. (vgl. L. *pappāk* Nachgeburt).
*papidlerau'tang* Rückentheil des Hundegeschirres, L., G. *papik* Vogelschwanz.
*parti'rang* Knopf, das Zugseil am Schlitten zu schliessen (*parpâ* er trifft es).
*patigpā'* er schlägt ihn, L. *pattikpa* legt flache Hand auf G. *patigpâ;*
*patī'giaq* anfangend zu schlagen.
*pau'kterpoq* er spannt Felle auf, L. *pauktorpok*, G. *pâgtorpâ;*
*pau'ktun* Pflöcke zum Fellausspannen, *Pauktuarta'bing* wo man Felle ausspannt O.
*Paunēaa'qdjnng* E.
*pau'gnang* Schwarzbeere, L. *paungak*, G. *pângnaq;*
*paungnau'jang* Rehposten = beerenähnlich.
*pā'orpoq* er rudert im Kajak, L. *paurpok*, G. *paorpoq;*
*pā'orit!* rudere! *palirtugun* wir fangen an zu rudern, *pauting* Kajakruder.
*pa'na* langes Messer, L. *panna*, G. *pana;*
*pana'qdjung* kleines — (nicht Schneemesser wie in L.).
*Pau'la* E.
*penartuā'dlu* Wasser steht auf dem Eise.
*perpā'* er bringt es fort, G. *perpâ*.
*pia'rang* Kind, auch E., L. *piarak*, G. *piaraq*.
*piegnartoq* der Schnee ist gut zum Schlittentreiben, L. *piarngnarpoq*.

*piirta'rniq* Kniekehle, L. *periakak.*
*piilisariome'na* aber ich bekam viel;
*pissuidle'nga* ich will es nicht haben;
*piqangitu'nga* ich habe nichts;
*piqa'ngituq* es gibt nichts;
*Pi'ling* wo es viel gibt; O.
*pijungmadjangilenga* ich will nicht;
*pijumavoq* er will es haben;
*pijaktujara ta'ta!* o Wunder!
*pinisuagapiga* er versucht etwas zu bekommen, L. *piuna suarpok;*
*piungmangite'nga* ich mag es nicht.
*Pijumi'sang* O.
*Pikiulu'qdjuaq* grosse Eierinsel O.
*pi'xang* Knochenbeschlag der Schlittens, auch E., L. *pergâk.*
*pixalū'jang* Eisberg, L. *pekkalujak;*
*pixalui'rtung* reich an Eisbergen O.
*piqbijilirpoq* er macht eine Wohnstätte.
*pi'rtsirpoq* der Schnee treibt, L. *perkserpok*, G. *persoq.*
*piri'nirn*, Oberrand der Stiefel (das Umgebogene?)
*Piqu'rtung* O.
*pi'laut* grosses Messer;
*pilekpoq* er schneidet, L. *pillekpok*, G. *pilagpâ.*
*piluarpog* er ist mehr — als Andere, L. *piluarpok.*
*pi'ma-in* Häuptling, ein Erfahrener, G. *pimaq.*
*Pineraloā'ping* E. der sehr Schöne.
*pi'ningnang* Südwind.
*pi'ngasun* drei, L. *pingasut*, G. *pingajoq*, *pinga'suang* (Nuguniut-Dialekt);
*pingasonit* acht.
*pingajua'gō* nach zwei oder mehr Jahren;
*pingaguā'ne* heuer.
*pingatirtuangama'nga* als ich es zuerst versuchte, L. *pingârpoq* er thut etwas zum ersten Male.
*pingisik* Knöchel, L. *pingitek* (vgl. G. *pingugpâ* stösst ihn);
*pingisimia'qtung* mit Fäusten schlagen.
*pingo* Berg (Akudnirn-Dialekt);
*Pingoā'lung* grosser — O., *Pingu'qdjuin* die grossen — O., *Pingo'kadlen* O.
*piro* ein Stein zum Beschweren des Zeltes;
*Piroi'rtung* mit vielen losen Steinen O.
*pi'siq*, *pisi'rpē* Lied.
*Pisingne'rbing* wo man etwas kauft O.
*pi'sukpoq* er geht, L. *pissukpok*, G. *pisugpoq;*
*pisuktoq* ein Gehender;
*pisuqā'ng*, *pisuqadlā'* Fuchs (Angekok-Sprache).
*pitī'qsē* Bogen, L. *pittikse*, G. *pisigse.*
*pitī'ulang* Uria grylle (dies ist lateinischer Name eines Vogels), auch O.;
*Pitiula'qdjuin* die kleinen — O.
*Pitiu'qsin* O.
*pitkusi'rarpoq* ein Spiel.
*pi'tsē* trockener Fisch, L. *pipse*, G. *miose.*
*pitu* Seil zum Anspannen der Hunde, L. *pittuk*, G. (von *pitugpâ* er bindet mit einem Bande);
*piturbea* Loch für dieses Seil in den Schlittenkufen.
*piuvoq* gut, brauchbar, G. *piuvoq;*
*piu'ngitoq* schlecht, unbrauchbar.
*Piu'kia* E.
*Piuaai'tuq* E.
*Poai'qdjung* O.
*poadlu* Fausthandschuhe, L. *pualo*, G. *pualâtit.*
*Poalu'kdjuaq* O.;
*Poalu'gnuang* E.
*pō'gtējuq* Taschenmesser, L. *pôktajok.*
*polareapoq* er geht besuchen, L. *pullārpok*, G. *pularoq*, geht durch einen Eingang.
*pōuk*, *pōung*, *pōun* Sack, L. *pôk*, G. *pôq;*
*poru'sirn* Specksack, auch O., L. *pōrusek*, G. *pôruseq.*
*pōviū'tang* Blasloch der Boje, L. *puverpok*, ist aufgeblasen.
*puaq* Lunge, L. *puvak*, G. *puaq.*
*Pua'qsaq* O.
*Pu'djaun* O.
*Pu'djun* E.;
*Pudju'rnang* O.
*puje* Seehund, L. *puije*, G. *puisse* (der auftaucht, um zu athmen);
*Pujetung* reich an — O., *Puja'qdjung* der kleine — O.;
*puivā'* er taucht auf, *puimiktlune* als er wieder zu ihm schwamm;
*puktavoq* er schwimmt, L. *poktavok*, G. *pugtavoq;*
*puktakuta* Schwimmer.
*pukiq* Bauchfell des Renthieres, L. *pukek*, G. *pukeq.*
*puqtujuq* das Hohe, auch O., L. *poktovok*, G. *portuvoq;*
*pukitoq* niedrig.
*Pudla'nginaq* E.
*pudlen* Fuchsfelle, auch O., L. *pullet;*
*Pudlaujang* E., *Pudletaujang* O.
*pu'to* das gebohrte Loch, L. *putto*, G. *puto;*
*pu'tuang* Loch am Stiefel, das Schnürband durchzuziehen.
*pu'tuoq* grosse Zehe, L. *puttugok*, G. *putugoq.*
*pū'vaq* Ohrläppchen, L. *puvak.*

## S.

*Sabuirbing* O.
*Sagdlirn* das Aeusserste O.;
*Sagdlia-u'sirn* das Kleinere — O., *Sagdlirpā'ng* das Grösste — O., *Sagdli'riaq* O., *Sagdlirā'ping* O.
*saglū'juq* Lügner, L. *saeglovok*, G. *sagdluvoq;*
*saglutujuā'luk* grosser —.
*Sagmu*, *Sagmung* E.
*saitoq* dünn, L. *sâpoq*, G. *sâtoq.*
*saipaqut* Spielsachen.
*saketā'n* Roulette (vgl. G. *sakagpâ* er stösst es).
*sakiak* falsche Rippen, auch O.;
*Sakia'qdjung* kleine — O.;
*sa'qaq*, *sakbik* Brust, *sakbī'a* seine —;
*sakiarū'tang* Brusttheil des Hundegeschirres.
*sakiai'tan* Siebengestirn, L. *sakkiaitsiet.*
*saki'nga* seine Schwiegermutter, Schwager, L. *sakke*, G. *sake.*
*sakurpā'ng* Walharpune (vgl. G. *sa'ko* Waffe = grösste Waffe).
*saqīvoq* der Wind geht von Süd nach Nord herum, G. *saqiatdlagpoq.*
*Saming* O.
*Sa'nguja* E.
*sani'ra* Vorderseite seines Leibes.
*sapernarluorqipiva* es ist unangenehm schwer, L. *sappemarpok* es ist zu schwierig, G. *sapemarpoq* es ist schwierig.

*sarbaq* starke Strömung im Meere, auch O., L. *sargvak*, G. *sarfaq*;
*Sarba-u'sirn* die kleinen — O., *Sarba'kulu* die kleine — O., *Sarba'qdjuq* die kleine — O, *Sarbaqdju'kulu* die kleine — O., *Sarbaqduā'lung* die grosse — O., *Sarbā'lung* die grosse — O., *Sarbarti'jung* mit vielen — O., *Sarbu'qdjuaq* die grosse — O.
*Sarqō* die seewärts liegende O.
*Sati'ksun* die seewärts liegenden O.
*Satoa'rtung* das Flache O. (siehe *saitoq*);
*Sā'tung* O., *Satū'jang* O., *Satui'rtung* O, *Satu'qdjuaq* O.
*Sau'dlō* E. der Magere?
*Saudloā'ping* E.
*sau'mia* seine Linke, L. *saumik*, G. *samik*;
*Saumia'qdjung* die kleine — E.
*sau'niq* Knochen, L. *saunek*, G. *sauneq*;
*Sau'nirtung* reich an — O., *Saunirtu'qdjuaq* das grosse — O.
*savik* Messer L., G. ebenso;
*Savīqō'ng* E., *Saviksonī'tung* O., *Savī'ujang* messerähnlich O., *savi'ling* eiserne Harpunenspitze;
*savujuartulirpoq* er schneidet Schnee, L. *saviujarpoq*;
*savujua'rtuang* Schneeblock;
*saviniq* Brustbein.
*sa'vuang* mittlere Spitze des Vogelpfeiles.
*Segdjū'qan* O.;
*Segdjuqa-u'sirn* O.
*se'ksirn* Nebel, L. *ta'ktok*, L. *takserpoq* es ist nebelig.
*Seloā'ping*, *Segdloā'ping* E.
*selivā'* er reinigt ein Fell;
*seligō'ung* flacher Fellschaber.
*Sedna* E., Name einer Gottheit;
*Sednalitatua* O.
*se'nia* seine Seite, L. *senia*;
*senie'ne* an seiner Seite.
*sedning*, *sednē'ing* Staub, L. *sannik*, G. *sanik*.
*Seni'ngin* E.;
*Seni'ngijung* E.
*sedni'run* Raae, auch O., G. *sanerut*;
*sedni'riaq* Knopf am Hundegeschirr, L. *senneroak*.
*sengijuq* stark, L. *sangivok*, G. *sangivoq*.
*Seo'rpadlung* E.
*Sepu'ngaling* E.
*se'rdnang* falb (Hunde, Wölfe).
*serpitī'juq* mit den Hacken zuerst auftretend, L. *sarpitovoq* setzt die Füsse auswärts.
*se'siman* vier;
*se'simanit* neun.
*Se'sirn* O. Teich (siehe *te'sirn*).
*sesunā'ng*, obsoleter Name für den Wind *tunū'veang* ein localer Landwind.
*sia'tkō* Harpunenspitze (Iglulik-Dialekt).
*sie'ktung* Orions Gürtel = in einer Reihe stehend, L. *siaktut*, G. *siagtut*.
*sie'rtaun* Zündhütchen.
*sie'dnirn* Seitenhölzer des Kajak, L. *siannek*, G. *siâneq*.
*Siiqoā'bing* E.
*si'gia* Strand, L. *sigjak*, G. *sigssaq*;
*sigjamili'rtung* anfangend am Ufer zu sein;
*Sigjā'viang* E.
*Sigdluk*, *Sidlo* E., L. *sillo* Leiche eines Seethieres;
*Sidluā'ping* E.
*Signa* E.
*si'goq* Schnabel, auch O., L. *siggok*, G. *sigguak*;
*si'goa* sein —.
*sī'ko* Eis, L., G. ebenso;
*sikoqā'ngenut* über das Eis, *sikō'qoang* 1—1½ Fuss dickes Eis im Herbste, *sī'koaq* dünnes Eis beim ersten Gefrieren, *siku'kulu* kleine Stücke Treibeis, *siku'liaq* dünnes Eis an der Eiskante im Winter, *Sikosū'ilaq* das Eislose O.
*sī'ksik* Eichhörnchen (?), L. *siksik*.
*sikungna'qtung* die Augen schliessend.
*sī'qoq* Knie, L. *serkok*, G. *serqoq*.
*si'la* draussen, L. *silla*, G. *sila*;
*si'lamut* nach —, *sili'qdjuaq* die weite Welt, *silaqotuā'dlung* sehr klar;
*sile'lung* Regen, L. *sillaluk*, G. *sialuk*;
*sile'lirpa*, *siledlita'rivoq* es regnet.
*sileli'riaq* Radius (Armknochen)
*si'likpoq* dick, L. *sillikpok*, G. *siligpoq*.
*simiū'tang* Bootpflock, L. *simmik* Stöpsel, G. *simiutaq*.
*sinā'* seine Kante, Eiskante;
*sinirsuartuarpin* Du läufst das Ufer entlang.
*sinikpoq* er schläft, L. *sinnikpoq*, G. *sinigpoq*;
*sineqata* Schlafkamerad.
*Siniktuā'lung* O.
*sini'vun* elf.
*singipā'* er stösst ihn in's Wasser, L. *singipa*, G. *singipâ*.
*singi'rneq* Fussgelenk; Band, um den Stiefel über den Enkel festzuziehen.
*sī'oraq*, dual. *siorang*, pl. *siorqun* Sandkorn, auch O. *siorak*, G. *sioraq*;
*Siora'qdjung* kleiner — O., *Siora'qdjuin* die kleinen — O., *Siorartī'jung* reich an — O., *Siore'ling* mit Sand versehen O.
*siorpā'lirpoq* Athem gefriert zu Eis.
*si'rdloang* Vorrathsraum am Schneehause, auch O.
*si'rdlaq* ziemlich, L. *serdlaq*.
*si'rming* dünnes Eis, Firn, Gletscher, L. *sermek*, G *sermeq*;
*sirmi'jaung* Kratzer für das Kajak, *Sirmi'ling* mit einem Gletscher versehen O.
*siri'nirn* Sonne, auch E., L. *sekkinek*, G. *seqineq*;
*siri'nirn qa'gia* Ring um die Sonne, *sirinikte'nga* ersten Tage des Jahres, an denen die Sonne wieder erscheint (= neue Sonne), *siri'ngilang* der sonnenlose Schaltmonat (= keine Sonne).
*se'rdnartoq* süss, L. *sernarpok*, sauer, G. *sêrpoq*.
*siromikpoq* es zerbricht, bricht ab, L. *serkomipa* er zerbricht es.
*siū't* Ohr, L, G. ebenso.
*sivuk* Vorderseite, L. *sivuk*, G. *sujo*;
*sivua'rdnin* Deine —, *si'vuaq* Schneidezahn, L. *sivuraq*, G. *sujaraq*, *sivuqai'nirn* Naht vorne am Stiefel, von oben nach unten laufend.
*subau'tung* Pfeife.
*Suka'mirn* E.
*suka'nga* Nebensonne = ihre Stütze.
*su'kavoq* ist schnell.
*Suku'lang* E.

*sōuk* warum? L. *sōg*, G. *sōq*;
*su'va* was will er? was sagst Du? *su'vagō* was sagt er? *su'dle* noch, L. *sulle*, G. *sôrdle*.
*su'qang* Fischbein, auch E., L. *sokkak*, G. *sorqaq*.
*sulubau't* Haarzopf über der Stirne, Augensprosse des Geweihes, L. *sulluvaut*, auch O.;
*sulubau'ta* das längere Geweih am Schlitten, *sulubautarosi'nga* das kürzere —.
*sudloqutī'jung* ein Fluss verschwindet unter Steinen.
*su'lung* Flügel, grosses Messer;
*Sulua'qdjuq* Flügelchen E., *Sulu'rojang* E., *suluī'tung* ein Tanz, *Suluā'ling* E., *Sulōuta-u'sirn* O.
*Suma'jung* E.
*Suna'pignan* E.
*sudnā'logaq* etwas Schlechtes (?).
*suksā'vong! (juksā'vong!)* dacht' ich's doch!
*sunga'ngijuk* gelb, L. *sungarpallukpok*, G. *sungaq* Galle;
*sungarpa'luktoq* hellgelb, *Sungaujarte'ling* mit Gelbem versehen O.
*supivī'jung* loser Tabak (L. *suporosigaun* unbekannt);
*Supiviso'rtung* wo man Feuer anbläst O.;
*supu'tuin* Haar von Eryophorum, als Docht benützt.
*sū'rosirn* Kind, auch O., E., L. *sorrusek*.

## T.

*tabā'* genug, L. *ta'va*;
*tabajuurā'lu* (= ganz genug), Antwort auf die Begrüssung: *asōjutī'dlit!* oder zu Mehreren: *asōjutidi'tje!*
*taba'utit!* lebe wohl!
*taglun* Schneeschuhe, L. *taglut*.
*tagutā'* Leine zum Befestigen des Harpunseiles an der Harpunenstange;
*tagusi'rbing* Oese am unteren Theile des Harpunschaftes.
*Tai'irnang* E.
*tai'ma* so, L. *taimak*, G. *ima* (*ta* — Demonstrativstamm);
*taimaitjut* da es so ist.
*tai'va* er nennt seinen Namen, L. *taiva*, G. *taivâ*.
*takiuq* lang, L. *takkivok* es ist —, G. *takivoq*.
*tuga*, *taika*, *tainga*, *taungna* } da, dort, ohne Bezug auf Himmelsrichtung.
*taka'koa*, L. *takkakoa* die da;
*taka'koa aisiva'rpa?* ist Jemand auf Seehundsjagd?
*taki'ka* die dort, L. *taikikkoa*.
*takirn* Mond, L. *takik*.
*taga'mane* da drinnen (immer?)
*takuvoq* er sieht, L. *taekkovok*, G. *takuvâ* er sieht es;
*takuvigit?* siehst Du sie? *takulekā'* lass' mich sie sehen! *takuleri't* siehe! *takudnejukpā't* wenn sie noch einmal sehen, *takulisagipa'ra* ich werde etwas sehen! *takojartorpu'nga* ich gehe, um zu sehen.
*ta'qang* Adler, L. *takkak*, G. *taqaq*.
*ta'xoang* Reisevorrath, L. *takkoak*, G. *taquaq*.
*ta'qtō* Nieren, L. *ta'ktō*, G. *tarto*;
*ta'rtunaq* Weichen, G. *tartuneq*.
*Taqui'rbing* O.
*Taxuli'tun* E. Schmetterling, L. *sarralikitak*;
*Taxuli'djuin* O.
*taleq* Arm, L. *tallek*, G. *taleq*;
*tali'rpia* seine Rechte, auch O., L. *talerpik*, G. *talerpia*;
*teli'qbing* Spitze zum Halten der Harpune;
*tali'rua* seine Flosse (des Seehundes) auch O., L *tallerok*, G. *taleroq*;
*Tali'rujang* das Flossenähnliche O., *Talirua'qdjung* das Flösschen O.
*talutā'q* Vorhang, auch O.
*ta'marme* ganz, L. *tamarme*, G. *tamarme* seine Allheit;
*ta'marmik* alle, *tamai'nik* aller Art.
*tangera'ngitoq* Sumpf, L. *tangekangitok*, G. *tangeqa'ngilaq*.
*Taniqā'n* O.
*taoq* Mann (Angakok-Sprache).
*tapā'ne* dort oben, L. *takpane*, G. *tagpavna*, von *pava* oben;
*tapau'nga* nach oben.
*tapi'ka* dort oben, L. *pikkanē*, *takpikkanē*, G. *tagpikane*.
*Tapita'riaq* Pass, der zwei zusammenhängende Halbinseln vom Festlande scheidet O., siehe L. *tappitak* zwei Thiere mit einem Schuss erlegt.
*ta'rioq* Salz, L. *tarrijok*, G. *tarajoq*;
*Tarioa'qdjung* das kleine Salzwasser O., *Tarionī'tung* das Salzlose O.
*Tatī'gang* E.
*tatsinang* Weichen (vgl. L. *tapserut* Gürtel).
*tiratirā'k* Larus tridactylus, auch O., G. *tâterâq*.
*tau'manō* Domino (siehe *ma'kitaun*).
*tau'nane* dort unten, L. *taunane* im Osten, G. *tauna* von *uva* der);
*tau'nunga* unten hin.
*Tauto* E. Aussehen, Gestalt, L. *tauto*, G. *tauto*.
*te'dliman* fünf, L. *tellimat*, G. *tatdlimaq*.
*te'dlu* Kinn, L. *tablō*, G. *tavdloq*.
*te'riaq* Hermelin, L. *terriak*;
*Teria'nirn* Hund des Mondmannes, auch O.
*terie'niaq* Fuchs, L. *terriaenniak*, G. *teriangniaq*.
*tesigu'artoq* Hund führt Mann am Seile (zum Seehundsloch), L. *tessiorpoq* er führt ihn, G. *tasiorpâ*.
*te'sirn*, dual. *tesinq*, pl. *se'tin*, Teich;
*Teserā'ling* mit — versehen O., *Tesiq tū'dlirn* das dem Teiche Nächste O., *Tesialu'kdjuaq* der grosse — O., *Tesi'qdjuag* der grosse — O, *Tesiuta'qtuin* O., *Tesiō'rtung* O., *Tesī'ujang* teichähnlich O., *Tesiujavo'dlang* O, *Tesiuja'qdjuaq* das grosse Teichähnliche.
*tesivā'* er spannt es;
*tesi'qun* Schaber für Felle.
*Te'sivang* E.
*Tetau'jang* E.
*te'tirpoq* es ist voll, L. *tettaepok* (von G. *tativâ* macht es zu klein für ihn);
*tetakutā'* ein Füller.
*te'tsmani* einst, L. *taipsomane*.
*Tiga'liqtung* E.
*tī'gang*, pl. *tigain*, männlicher Seehund (Phoca vitulina), L. *tiggak*, G. *tiggak*.
*tiglikpoq* er stielt, L. *tiglikpok*, G. *tigdligpoq*.
*tigdlui'qdjung* das Schlagen mit der Faust (ein Spiel), L. *tiglukpa*, G. *tigdlugpa* er schlägt —.
*tīgusivā'* er nimmt es, L. *tigusivok*, G. *tigusivoq*;
*tigujung* Faust.

*tikirn,* dual. *tikēing,* pl. *tikin* Zeigefinger, Fingerhut, L. *tikkek,* G. *tikeq.*

*tika'gung* Stütze an der Harpune für die Hand, *tika'run* was in die Höhe zeigt, *tikurtipā'* macht, dass es in die Höhe zeigt.

*Tikera'qdjung* kleine Landspitze O., *Tikera'qdjum tū'nua* Rücken der — O., *Tikera'qdjuaq* grosse — O., *Tikeraqdjua-u'sirn* kleinere grosse — O., *Tikere'lung* grosse — O., *Tikere'ling* mit — O., *Tikun* Zeiger O., *Tikuara'qbing* O.

*tikipoq* er kommt an, L. *tikkipok,* G. *tikipoq;*

*tikilertlune* wenn er zu kommen anfängt, *tikitara'ngit* jedesmal, wenn er zu ihm kommt;

*ti'kikusilima* wenn ihr angekommen seid, *tikipi'nga* kommst Du zu mir, *tikipa'gin* ich komme zu Dir.

*ti'kping* Kajakrippe, L. *tikpe,* G. *tigpik.*

*tilu'qtun* Schneeklopfer, L. *tilluktūt,* G. *tilugtût.*

*ti'me* Leib, L., G. ebenso;

*timi'kitung* mit kleinem Körper.

*ti'nepoq* es ebbt, L. *tinnipok,* G. *tinipoq;*

*tini'nirn* Ebbestrand, *Tiniqdjua'rbing* der grosse, wo es ebbt O., *Tiniqdjuarbi-u'sirn* der kleinere — O.;

*Tinini'qdjuaq* der grosse Ebbestrand O., *Tiniqdjuā'lung* grosse Ebbe O., *Tinitoqaja'ng* bei Ebbe trockene Meeresstrasse.

*tinirmiu'ting* Besatz der Weiberjacke aus Elfenbeinglöckchen (vgl. *sina'* Kante).

*tingexau'taq* Segel, L. *tingerautak;*

*tingexautiksā'* Segeltuch.

*ti'ngi* Schamhaar, G. *tinge;*

*Ti'ngin* O.

*ti'ngmiaq* Vogel, L. *tingmiak,* G. *tingmiaq;*

*tingmī'ujang* Schnitzerei in Gestalt eines Vogels.

*tipe* Geruch, L. *tippe,* G. *tipik.*

*ti'rtirpoq* es kocht, L. *tertipoq.*

*Tisū'qan* O.

*Tivuan* E.

*Toalu'kdjuaq* O.;

*Toalu'kulu* E.

*to'kang* Harpunenspitze, L. *tūkak,* G. *tûkaq.*

*Toqā'ving* E, L. Heimat.

*to'qavoq* er ist todt, L. *tokkovok,* G. *toquvoq;*

*toqovā'* er tödtet ihn.

*Toqodlung* E.

*to'qtsung* Vorgebäude, L. *toksūk,* G. *torssôq;*

*toqtsuqati'ging* zwei Häuser mit einem Vorgebäude;

*Toqtsuqa'teng* O.

*to'rnaq,* pl. *to'rnait* Schutzgeist, pl. auch O., L. *torngak,* G. *tôrnaq;*

*Tornate'ling* mit — versehen O.

*touqpā'* er stösst ihn, L. *tōkpa,* G. *tugpoq;*

*tōung* Stosszahn des Walrosses, *tōunga* sein — (der Harpune), *tōu'rbing* Loch in der Harpunenspitze, das auf den Walrosszahn der Spitze passt;

*Toua'qdjuaq* der grosse — O.

*tua'pain* Gerölle, auch O., L. *tuapâk,* G. *tuapaq;*

*Tuapa'ling* mit Rollsteinen O., *Tuapu'qdjuaq* O., *Tuapa'qdjung* O.

*Tū'djan* O. (vgl. L. *tōtjat* Dachbalken, G. *tûssaq*);

*Tudjaraa'qdjung* der kleine — O., *Tudjaqdjuara'lung* der grosse — O., *Tudja'qdjuaq* der grosse — O., *Tudjaqdjua-u'sirn* der kleinere grosse — O., *Tudjeguā'ping* E.

*tudjarluqtuq* das Land ist steinig.

*tue* Schultergelenk, L. *tuē,* G. *tuve.*

*tuglit* Zopf der Frauen, an den Ohren herabhängend, L. *tuglit.*

*tugdliru'nirn,* Sedum radiola, auch O., L. *tuglerunak,* G. *tugdlerunaq.*

*tu'kto* Renthier, L. *tukto,* G. *tugto;*

*Tuktoā'lung* grosses — O., *Tuktone'rbing* wo man — fängt O., *tuktu'qdjung* der grosse Bär.

*Tu'kia* sein hinteres Ende O.

*to'qojaq* Kehlkopf, *torkojāk,* G. *torqussâq;*

*tuqoje'djang* Kehle.

*tujorpā'* er schickt ihn, L. *tujorpa.*

*tujurmi'djen* Besucher, L. *tujormijak.*

*tū'dlimaq* Rippe, L. *tullimak,* G. *tulimak.*

*tū'dlirtoq* flach stampfen (Schneebett im Schneehause), L. *tullerpa,* G. *tugdlarpâ.*

*tu'luaq,* dual. *tu'lugang,* pl. *tu'luqan* Rabe, L. *tullugak,* G. *tuluvaq;*

*Tulugaq* O., *Tuluqan* O.;

*tulu'reaq* Eckzahn, L. *tullugia.*

*tume* Fussspur, L., G. ebenso.

*tumī'ujung* fussspurähnlich (eine Art Lampe).

*tunigā'* er gibt ihm, L. *tunniva,* G. *tunivâ.*

*tuniq,* pl. *tornit,* ein sagenhaftes Volk;

*Tū'nirn* E., O.

*Tuni'qten* O.

*tunoq* Fett des Renthiers, L. *tunnok,* G. *tunoq.*

*tū'nung* Rücken, auch O., L. *tunno,* G. *tunuk;*

*tunu'sung* Genick, auch O.;

*tunu'nirn* Rückenseite, auch O., *Tununiru'sirn* die kleine Rückenseite O., *Tunu'kutang* O.;

*tudni'qdjung* oberes Mittelholz am Hintertheile des Kajak.

*Tū'nirn* das hintere Ende;

*tunū'veang* Nordwind, der grosse Kälte bringt, *tunuvea'qtung* schwacher Landwind.

*tungaju'qtung* blau, L. *tungajoktak,* G. *tungujortoq.*

*Tū'pang* E.

*tū'piq,* dual. *tū'ping,* pl. *tūpēin* Zelt, L. *tuppek,* G. *tupeq;*

*Tupiling* mit — O., *Tubirbi'kdjuin* Zeltplätze O., *Tupirbikdjariai'tung* O.

*tū'pilaq* ein Gespenst, G. *tupilak.*

*tupū'tang* Pflock, Wunden zu schliessen, um das Auslaufen des Blutes zu hindern.

*tusarpoq* er hört, L. *tussa'kpok,* G. *tusarpoq;*

*tusaungile'nga* ich weiss nicht, *tusauri'vin* weisst Du nicht?

*tutang* Schläfe.

*tuta'reang* Knopf, um den Riemen zu befestigen der die Beine des Seehundjägers zusammenhält (siehe L. *tutapok* er zieht straff)

*tutitī'jung* die Schneeblöcke beim Hausbau aneinanderfügen, G. *tutigpa* an die Seite legen;

*tū'tigluk* zwei zusammen liegend, L. *tuttikpa.*

*Tū'tu* E (siehe L. *tutto* verworrenes Haar).

*tū'vang* dickes Wintereis, L. *tuvak;*

*tuvarea'qtung* dickes Eis im Spätherbste.

*tū'vang* Latte an der Innenseite des Frauenbootes, den Ueberzug festzubinden (*tupâ* er macht es fest).

## U.

*ua'dling* Eingangsgewölbe des Schneehauses, L. *oat* Innenseite des Hauses, G. *uvkaq?* Vorderseite des Hauses.
*ua'nga* ich.
*Ua'ngirn* E.
*ua'ngnang* Nordwesten, L. *uarngnak;*
*uangna'ngmiun* die Bewohner des —.
*ua'sipoq* weit, L. *ungasikpok,* G *ungasigpoq.*
*uba* hier, G. *uva.*
*ue'rnarpoq* er ist schläfrig, L. *uerngarpoq,* G. *uernarpoq.*
*uĕ'tjero* nach einer kleinen Weile, L. *ovatsiaro,* G. *uvatsiaq.*
*Uēua'qdjung* E.
*ū'gjuk,* Phoca barbata, L. *ugjuk,* G. *ugssuk;*
*Ugjuk'tung* reich an — O.
*Uglirn* Walrossinsel O.
*ui'djarpoq* er dreht es um, L. *uipjārpok,* G. *uivssarpoq.*
*ui'nga* ihr Gemahl, L. *ue,* G. *uve;*
*uinerlipā'* sie heiratet ihn, *Uinigumisuī'toq* die nicht heiraten Wollende.
*ui'nirn* Vordertheil des Schlittens, L. *uernek.*
*Uisa'qdjung* E.
*Uisī'tiaq* E.
*Ui'vang* äusserste Landspitze O., *Uibā'run* O., *Uiva'riang* O.,
*ū'ivoq* er öffnet die Augen, L. *uipok,* G. *uipoq.*
*u'jaming* Nadelbüchse, Halsband, L. *ujamik,* G. ebenso;
*ujimijartlune* sie um seinen Hals hängend.
*Ujamē'tung* E.
*ujarang,* dual. *ujarang,* pl. auch E. *ujaqā'n* Stein, L., G. *ujarak;*
*uja ra'kulu* Steinchen, *ujarakpē'ing* grosser —, *ujarasu'qdjuq ujaqamigō* mit Steinen, sagt man:
*Ujara'qdjuin* grosse Steine O., *Ujarasuqdjū'ling* mit grossen — O., *Ujaradjiraai'tung* O.
*ujarpā'* er sucht ihn, G. *ujarpâ.*
*ū'jō* gekochtes Fleisch, L. *ōjok,* G. *ûssut.*
*ukadling,* dual. *ukadlīng,* pl. *ukadlin,* auch O , Hase, L. *ukkalek,* G. *ukaleq;*
*Ukadli'ngujang* das Hasenähnliche O., *Ukaline'rbing* wo man — fängt O.
*u'kiak* Herbst, L. *okkiak,* G. *ukiaq;*
*Ukiadli'ving* Herbstwohnplatz O.;
*ukiuq* Winter, L. *okkiuk,* G. *ukioq;*
*Ukiu'qdjuaq* grosser — O.
*ukpi'kdjuaq,* pl. *ukpi'kdjudjen* Eule, L. *okpik,* G. *ugpik.*
*ukusik* Kessel, L. *ukkusik,* G. *uvkusik;*
*ukusi'ksang* Topfstein (Steatit), auch O.;
*Uksusia'qdjung* Kesselchen E.
*Uqitia'ng* E.
*u'qsirn* Oese, die Hundeleine auf das Zugseil zu spannen, auch E., L. *oksek,* G. *orseq.*
*u'xsuq* Speck, L. *orksok,* G. *orssuq;*
*Uxsure'ling* weisser Bär (in der Angekok-Sprache), auch E.
*Udlai'ujang* E.
*Udla'qung* E.
*udl e'ktung* Schwert des Orion = einander folgend, L. *udla'ktut.*
*udli'mavoq* er haut ihn mit der Axt, L. *ullimarpok,* G. *ulimavoq;*
*udlimaun* Beil;
*Udlimaulite'ling* mit Beilen O.
*ulipoq* es ist Fluth, L. *ullipok,* G. *ulipoq;*
*udlutivā'* die Fluth steigt über ihn, L. *ulutsauvoq* G. *ulutarpâ.*
*u'lō* Frauenmesser, L., G. ebenso;
*ulu'qsang* Schiefer = Material für —.
*udlū'aq* Wange, L. *ulloak,* G. *uluaq;*
*Udlua'pang, Udluā'pa'* E.
*udlū'riaq* Stern, L. *uvloriak,* G. *uvdloriaq;*
*udluriā'qdjuaq* Venus = grosser —, *udluriaqdjuarā'lung* Jupiter = sehr grosser —.
*umang* Naht oben an der Schuhsohle, L. *umak.*
*ū'men,* dual. *ū'mating,* pl. *ū'matin* Herz, Frau, L. *omat,* G. *ûmat;*
*Umanaq* O., *Umana'qtuaq* O., *Umana'qdjung* O., *Umana'kulu* O.
*ū'miaq* Weiberboot, L. *umiak,* G. *umiaq;*
*umia'qtuaq* grosses — = Schiff, *umiartatlitovik* rasch mit einem neuen Boote versehen;
*umiavok* er leidet Schiffbruch, L. *umiōvok,* G. *umiuvoq;*
*Umia'ngujang'* das Bootähnliche O., *Umiatō'riaq* O.
*umi'jun* obere, horizontale Zeltstange, G. *umik* Zeltvorhang, *umijusiū'tin,* Band zum Festbinden der *umijun.*
*uming* Bart, unteres Ende der Harpunenspitze, L., G. *umik;*
*Umū'ujang* das Bartähnliche O., *umingmang* Moschusochse.
*una* dieses, er, es.
*unalipilā'roq* einen, dieses!
*Unā'ping* E.
*ū'naq,* dual. *ū'nang,* pl. *unargan* Harpune, L. *ũnak,* G. *unâq;*
*unaqiū'ta* Befestigung der Eisenspitze an dem Harpunenschaft, *unarte'nga* Eisenspitze des Harpunenschaftes;
*Unarsia'rbing* O., *Unartā'bing* O.
*unatarpā'* er prügelt ihn, L. *unatarpok,* G. *unatarpâ;*
*unate'rdnirn* blaue Flecken vom Prügeln.
*unavoq* er ist freundlich, L. *unnavok,* G. *unavoq.*
*udnerpoq* es ist heiss, L. *ōnarpok,* G. *ûnarpoq.*
*unika'rtua* Sage, L. *unipkarpok,* G. *univkâq;*
*unikartualarpoq* er erzählt.
*unikpok* er bleibt, verweilt, L. *unikpok,* G. *unigpoq.*
*udnirng,* dual. *udning,* pl. *udnēin* Achselhöhle, L *unnek,* G. *uneq.*
*unuang* Nacht, L. *unnuak,* G. *unuaq;*
*unung* Abend.
*Ungarng* E.
*ungalea'gō* übermorgen;
*ungaleqea'gō* Tag nach übermorgen;
*unguatā'ne* jenseits.
*unga'tiang* eben geborener Seehund.
*ungi'run* Schnürband am ober. Stiefelrande, L *ungerut,* G *ungerut.*
*Unguje'ling* O.
*Upekdē'naq* O.
*Usa'ngang* E.
*usivoq* er beladet das Boot, L. *ussivok,* G. *usivoq.*
*Usikū'ving* O., *Usikuviarō'tang* O.
*Usitara'lung* E
*ū'suk* Penis, auch E., L. *ussuk,* G. *usuk;*
*Uusā'lung* der grosse — O.; *Usū'jang* Schnabel des Kajak = penisähnlich, *Usū'gang* E., *Usutāping* E.
*Utiqimī'tung* O.
*u'terpoq* er wendet um, L. *utterpok,* G. *uterpoq.*
*utsi'rung* Werg, L. *upserut,* G. *uvserut;*
*utsi'rijuq* Löcher im Schneehause zustopfen.
*ū'tjuq,* vulva, auch E., L. *utsuk,* G. *utsuk;*
*Utitia'q* Gebärmutter, auch E., *Utung* E., *Utuā'luk* E., *Utua'qdjung* E., *Utuai'tiang* E.;
*Utusi'vik,* vulva.
*ū'toq* Seehund auf dem Eise bei seinem Loche liegend, L. *otok,* G. *utoq.*
*uvi'arpoq* ein Gestirn steht hoch.
*uvi'ung,* Klitoris, auch O., E.

# Typen von Bauernhäusern aus der Gegend von Oedenburg in Ungarn.

Aufgenommen und beschrieben von **J. R. Bünker** in Oedenburg.

*(Mit 14 Text-Illustrationen.)*

Obwohl ich mit Sicherheit glaube annehmen zu dürfen, dass die Wohnverhältnisse der Landwirthschaft betreibenden Bevölkerung im westlichen Theile Ungarns, zum Mindesten von dem Höhenzuge an, der sich südlich von der Güns nach Osten erstreckt, bis nördlich zur Donau und darüber hinaus, und zwar so weit die Bevölkerung dieses Theiles von Ungarn die deutsche Sprache ihre Muttersprache nennt, allenthalben dieselben sind, das Bauernhaus hier also überall nach denselben feststehenden Gesetzen aufgeführt und ausgestattet ist, so wird sich meine vorliegende Schilderung des Bauernhauses in dieser Gegend vorläufig doch nur auf ein engeres Gebiet derselben, auf eines, das ich auf Anregung der Anthropologischen Gesellschaft in Wien thatsächlich durchforscht habe, auf das Gebiet der ehemaligen Urbarialherrschaft der königlichen Freistadt Oedenburg beschränken.

Dieses Gebiet umfasst ausser dem Banne der Stadt Oedenburg die Gemarkungen der an diesen sich anschliessenden Dörfer: Wandorf, Agendorf, Loipersbach, Klingenbach, Mörbisch, Wolfs, Kohlenhof und Harkau.

Mit Ausschluss der Bewohner von Klingenbach und Kohlenhof, welche mit ihren Dörfern zwei der in den westlichen Comitaten Ungarns zahlreichen croatischen Spracheninseln bilden, gehören die Angesessenen der anderen genannten Ortschaften seit urdenklichen Zeiten dem deutschen Volksstamme an. Welchem der vielen germanischen Völkerstämme, die zu Beginn der Geschichte dieser Gegend das Land zeitweilig bewohnten, die heutige Bevölkerung als Nachkommenschaft zugerechnet werden kann, müsste sich wohl aus der Erforschung der Mundart, an welche sich bis heute leider Niemand gemacht hat, ergründen lassen. So viel glaube ich aber hier erwähnen zu müssen und behaupten zu dürfen, dass die Mundart der westungarischen Deutschen oder das „Heanzische" im weitesten Sinne nicht eins ist, weder mit der niederösterreichischen, noch mit der steierischen Mundart, wie man in Hinblick auf die angrenzenden Kronländer Oesterreichs vielseitig anzunehmen pflegt.

Weiters vermag ich vielleicht im Vorbeigehen durch Folgendes aufklärend zu wirken und Forschern nach der Abstammung und Zugehörigkeit der westungarischen Deutschen zu ihrer Arbeit Anhaltspunkte zu liefern.

Ich lese im II. Bd. „Niederösterreich" des Werkes „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" in dem Aufsatze „Volksmusik, Dialekt und Dialektpoesie", S. 255, über die Mundart der Bewohner des Viertels unter dem Manhartsberge, wie folgt: „ . . eigen ist diesem Gebiete der Diphthong ui: Muida', er tuit (rein niederösterreichisch: Muatta', er tuat, mit unentschiedenem, das heisst fast consonantischem, in r übergehendem Klange des a); Neigung zur Zerdehnung: muring (morgen), ā solicha' (rein niederösterreichisch: ā so ā); eine ganz merkwürdige Umformung des neutralen Pronomens: si regent und anderes. Es ist das eine räthselhafte Erscheinung; die Sonderstellung dieses Gebietes erscheint unaufgeklärt; von fremdem Einflusse ist keine Spur; im Gegentheile hat sich die Redeweise dieses Stammesbruchtheiles sogar ausgebreitet und herrscht heute noch in den nördlichen Enclaven die alte Reichsstrasse entlang bis auf die Spracheninseln um Brünn".

Wenn ich nun hier mittheile, dass die Mundart der westungarischen Deutschen dieselben Eigenheiten zeigt wie die Mundart der Bewohner Niederösterreichs zwischen Kamp und March, dass man hier ebenso wie dort den Diphthong ui spricht und Muida' und er tuit, ferner Kui (Kuh), Pui' (Bube), Krui' (Krug), huischt'n (husten), schuiss'n (schiessen), guit (gut), g'mui' (genug) u. s. w. sagt, hier ebenso wie dort in der Sprache zur Zerdehnung neigt, auch: muring oder moring, ā solicha' oder sulicha', ferner hiatzat (jetzt), hålbata' (halber), ehenda' (eher), dådarn (da, hier) u. s. w. spricht und ebenso hier wie dort die merkwürdige Umform des neutralen Pronomens: si regn't im Gebrauche ist, so wird man in der vom Niederösterreichischen abweichenden Mundart im Viertel unter dem Manhartsberge keine allzu räthselhafte Erscheinung, im Lande zwischen Kamp und

March keine Sonderstellung eines Gebietes und in den Bewohnern, die dort diese Redeweise führen, keinen Stammesbruchtheil erblicken, man wird da im Gegentheile, wenn man sich die Bewohner des niederösterreichischen Viertels unter dem Manhartsberge mit den über eine Viertelmillion zählenden westungarischen Deutschen durch die gleichartige oder gemeinsame Mundart verbunden als einen Volksstamm zu denken gezwungen sieht, eher von einem Stammesganzen sprechen müssen, das sich jenem Stammesganzen, das die Bewohner Niederösterreichs bilden, deren Mundart von der im Viertel unter dem Manhartsberge abweicht, ebenbürtig entgegenstellt.

Sollte sich diese einer freilich erst durch weitere Forschungen zu erhärtenden Annahme einer Stammeszusammengehörigkeit als unumstösslich erweisen, so wäre damit wohl auch der beste Beweis dafür erbracht, dass die westungarischen Deutschen kein germanisirter Volksstamm sein können, sondern als Abkömmlinge eines wahrscheinlich eigenen germanischen Stammes als urdeutscher Volksstamm zu betrachten sind.

Das westungarische Deutschthum hat sich, gegen Westen auf grosse Strecken durch die Ausläufer der Alpen von seinen Grenznachbarn jenseits des Gebirges fast völlig abgeschlossen und von Osten her durch das magyarische Element eingeengt, durch Jahrhunderte selbstständig erhalten und selbstständig besonders in seinem inneren Leben entwickelt. Es ist darum auch nicht wohl zu denken, dass es in seinen Wohn- und Wirthschaftsverhältnissen von einer oder der anderen fremden Seite beeinflusst worden wäre. Man darf im Gegentheile wohl annehmen, dass auch diese Verhältnisse ureigene der Deutschen Westungarns sind und dass das westungarische Bauernhaus als solches eines urdeutschen Volksstammes ein deutsches Bauernhaus ist.

Bevor wir auf die Beschreibung desselben übergehen, möge uns noch gestattet sein, Einiges im Allgemeinen über die Wohn- und Wirthschaftsverhältnisse des westungarischen Bauern oder, um nun auf das engere Gebiet zu kommen, dessen ländliche Bauten wir schildern wollen, des Bauern in und um Oedenburg zu sagen, da sich ja bekanntlich danach die Ausgestaltung des Hauses richtet.

Die Häuserzahl der Dörfer ist eine sehr verschiedene.

Während z. B. Wandorf 266 Häuser zählt, zählt deren Loipersbach nur 124. Die Dörfer sind ausschliesslich Gassendörfer. Die Gasse führt zumeist in gerader Linie durch das Dorf. Rechts und links von der Gasse laufen die schmalen Parcellen, auf denen die Häuser liegen, rechtwinkelig ab. Grössere Dörfer, wie Agendorf und Wandorf, weisen neben der breiteren Hauptgasse noch schmälere Nebengassen auf. Bei diesem Umstande und bei dem anderen, dass die Parcellen, auf denen die Häuser liegen, sehr schmal sind und sich dem Hause weiter nichts anschliesst als nach rückwärts hinaus ein kleiner Obstgarten, haben die Ortschaften, auch wenn sie zu den grössten gerechnet werden, eine verhältnissmässig nur geringe Ausdehnung.

Was nun die Zahl der Bewohner betrifft, weist deren Wandorf rund 1750, Agendorf 1700, Harkau 1165, Wolfs 970 und Loipersbach 690 auf. Die Einwohnerzahlen der Dörfer Mörbisch, Klingenbach und Kohlenhof konnte ich nicht erhalten.

Die 1165 Einwohner von Harkau bewohnen 179 Häuser. Auf ein Haus entfallen durchschnittlich 6—7 Bewohner. Wohnräume kommen auf ein Haus durchschnittlich 2; auf jeden derselben kommen daher 3—3½ Bewohner.

Der Grundbesitz, den der Bauer in der Gegend Oedenburgs sein Eigen nennt, ist in der Regel kein grosser, da einerseits der Grossgrundbesitz auf Kosten des Besitzthums der Bauern ausgedehnte Flächen einnimmt, andererseits die Waldungen, wo solche vorkommen, und die Hutweiden fast überall Gemeinbesitz aller Bauern sind. Letztere bilden in der Regel einen ziemlich hohen Procentsatz der Liegenschaften eines Dorfes.

Dies zu zeigen, sei in Folgendem eine Zusammenstellung der Bodengattungen nach Katastraljoch, aus denen der Bann des Dorfes Agendorf besteht, gegeben.

Die Liegenschaften des Dorfes Agendorf belaufen sich:

| | | | Katastraljoch | Quadratklafter |
|---|---|---|---|---|
| *a*) | an unproductiven Flächen . | auf | 74 | 16 |
| *b*) | „ Wald . . . . . | „ | 541 | 986 |
| *c*) | „ Ackerland . . . . . | „ | 979 | 1279 |
| *d*) | „ Wiesenland . . . . . | „ | 306 | 591 |
| *e*) | „ Hutweide . . . . . | „ | 36 | 967 |
| *f*) | „ Weingärten . . . . | „ | 84 | 227 |
| *g*) | „ Obst- und Hausgärten . | „ | 56 | 181 |
| | im Ganzen | „ | 2078 | 946 |

Rechnet man von der Gesammtsumme jene Gründe, die das Gemeingut aller Besitzer bilden, ab:

| | Katastral-joch | Quadrat-klafter |
|---|---|---|
| den Wald mit . . . . . | 541 | 986 |
| die Hutweide mit . . . . . | 36 | 967 |
| und die unproductive Fläche, wozu Wege, Gewässer etc. und der Grund gerechnet wird, auf denen die Häuser stehen, mit . . . . . | 74 | 16 |
| im Ganzen also ab | 652 | 269 |
| so bleiben von der Gesammtsumme | 2078 | 946 |
| ab | 652 | 269 |
| | 1426 | 677 |

als productive Fläche übrig, die sich auf den Besitz aller Grundbesitzer vertheilen.

In Agendorf befinden sich nun unter den 266 Hausbesitzern nur 108 solche, die auch über Grundbesitz verfügen. Theilt man also die Summe von 1426 Katastraljoch 677 Quadratklaftern unter diese 108 Grundbesitzenden, so kommen auf einen grundbesitzenden Bauern im Durchschnitte 13 Katastraljoch 326 Quadratklafter.

Weicht gleichwohl der Besitz der einzelnen Bauern in der That von dieser Durchschnittszahl nicht nur nach abwärts, sondern auch nach aufwärts bedeutend ab, so gibt es doch in keinem der acht Dörfer, die vor dem Jahre 1857, zu welcher Zeit die Grundablösung erfolgte, zur Urbarialherrschaft Oedenburg gehörten, auch nur einen Besitzer, der sich einen „ganzen Bauern“ nennen könnte. Der Bauer schätzt hier nämlich, wie auch anderorts, sein Besitzthum nach Achteln, wovon eines beispielsweise in Agendorf zu circa 7 Katastraljoch, in Wolfs zu 5 Katastraljoch und in Loipersbach zu 3 Katastraljoch gerechnet wird. Ein Besitzer von 8 Achteln ist demnach erst ein ganzer Bauer.

Die nachfolgende Zusammenstellung möge nun das wahre Bild der Besitzverhältnisse in Agendorf und zur Vergleichung auch die der eben genannten Dörfer Wolfs und Loipersbach bieten:

| | in Agendorf | in Wolfs | in Loipersbach |
|---|---|---|---|
| 8-Achtler . . . | — | — | — |
| 7-Achtler . . . | — | — | — |
| 6-Achtler . . . | 4 | — | 1 |
| 5-Achtler . . . | 11 | — | — |
| 4-Achtler . . . | 5 | — | 7 |
| 3-Achtler . . . | 45 | — | — |
| 2-Achtler . . . | 33 | 80 | 45 |
| 1-Achtler . . . | 3 | — | 5 |

Ausserdem weist ein jedes dieser Dörfer noch Besitzer auf, die auf den Titel eines „Bauern“ keinen Anspruch erheben können. Sie bilden drei Gruppen:

1. Die „Hofstattler“ verfügen über Haus und Hof, dazu auch über Grundbesitz, der aber das Ausmass eines Achtels nicht erreicht, und haben, wie die Bauern, Wald- und Hutweidenutzniessung.

2. Die „Kleinhäusler“ oder Söldner besitzen Haus und Hof, aber keinen Grund, geniessen jedoch die Rechte eines Achtlers auf Wald und Hutweide.

3. Die „Neuhäusler“ haben kein Recht auf Nutzniessung am Gemeingut und nennen nur ein Häuschen ihr Eigen.

Nachstehende Zusammenstellung soll obige Uebersicht nun ergänzen:

| | in Agendorf | in Wolfs | in Loipersbach |
|---|---|---|---|
| Hofstattler . . . | 7 | — | 21 |
| Kleinhäusler . . | 90 | 73 | 26 |
| Neuhäusler . . . | 68 | 10 | 19 |

Der Umstand nun, dass die Besitzverhältnisse in Hinsicht auf Grund und Boden in der Gegend Oedenburgs beschränkt sind, bringt es mit sich, dass der Betrieb der Wirthschaft hier auch kein allzu grosses Haus erfordert. Das Erforderniss eines grossen Hauses und insbesondere grosser Ställe und Scheunen wird noch verringert durch die Art und Weise des Betriebes der Wirthschaft. Es ist natürlich, dass in Gegenden, wo hauptsächlich Viehzucht betrieben wird, das Haus zur Unterbringung des grösseren Viehstandes und der nothwendig gesteigerten Futtervorräthe sich dehnen muss und an Grösse das solcher Gegenden übertrifft, wo die Viehzucht erst den zweiten oder dritten Rang im bäuerlichen Wirthschaftsbetriebe einnimmt.

Der Haupterwerb der Landwirthschaft betreibenden Bevölkerung Oedenburgs und seiner Umgebung besteht nun hauptsächlich im Ackerbau und Weinbau. Die begütertsten Bauern verfügen gewöhnlich über einen Viehstand von höchstens vier Kühen, einem Paar Ochsen, einem Paar Pferden und einigen Schweinen. Das Unterbringen und die Versorgung dieses Viehstandes beansprucht weder viele, noch grosse Räume. Zumeist stehen Pferde, Ochsen und Kühe in einem Raume beisammen. Die Schweine haben übertragbare Ställe im Hofe. Der Ackerbau kann, wie aus den geschilderten Besitzverhältnissen hervorgeht, auch nicht in so grossem Massstabe betrieben werden, dass er grosse Räume erforderte, und auch der Weinbau stellt keine besonderen Ansprüche auf ausgedehnte Räume an das Haus. Das Bauernhaus sowohl Oedenburgs, als auch das in dessen Umgebung kann darum nur ein kleines genannt werden.

Gehen wir nun auf die Schilderung des Hauses selbst über.

Das Wohnhaus des Bauern in der Gegend Oedenburgs zeigt den oberdeutschen Typus in seinen untersten Entwicklungsstufen.

Fig. 76. Grundriss. 1 : 200.

Fig. 77. Vorderansicht. 1 : 200.

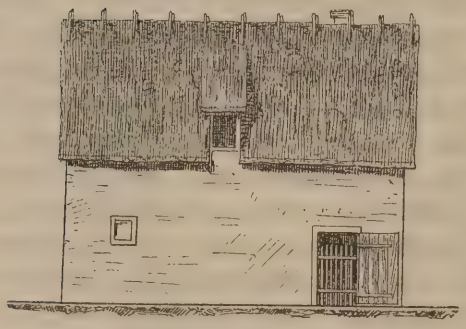


Fig. 78. Seitenansicht. 1 : 200.

Fig. 76—78. **Bauernhaus Nr. 72 in Loipersbach.**

Die einfachste Form des Wohnhauses fand ich im Hause Nr. 72 des Bauern Michael Hauer im Dorfe Loipersbach. Fig. 76 zeigt den Grundriss, Fig. 77 den Aufriss der Giebelseite und Fig. 78 den Aufriss der Hofseite dieses Häuschens. Es kehrt seine Giebelseite, wie dies in den Dörfern um Oedenburg und in Oedenburg selbst auch bei den Bauernhäusern die Regel ist, der Strasse zu. Während jedoch sonst die Lage des Hauses zum Hof allenthalben so gewählt wird, dass entweder die Giebelseite oder die mit der Eingangsthüre versehene Langseite nach Osten oder Süden gekehrt liegt, sieht hier die Giebelseite nach Norden, die Langseite nach Westen, doch wohl nur dem Zwange weichend, der darin besteht, dass das Haus mit dem Nachbarhause — was übrigens keine Seltenheit — einen gemeinsamen Hof besitzt.

Die Wirthschaftsgebäude liegen hier vollkommen vom Wohnhause getrennt, was, wie aus den weiteren Ausführungen sich zeigen wird, ganz gegen allen örtlichen Gebrauch geht.

Obwohl, wie aus dem Gesagten hervorgeht, dieses Haus nicht als Typus der örtlichen Bauart gelten kann, so wird es doch vorgeführt, um an demselben den Urtypus des oberdeutschen Hauses nachzuweisen.

Der Grundriss des Hauses zeigt zwar drei Räume, doch lassen sich diese auf die zwei Räume des oberdeutschen Urtypus zurückführen, denn auch heute noch hat der Bauer für die drei Räume nur zwei Bezeichnungen. Die ersten beiden, die dem Eintretenden meist als Vorhaus und Küche in die Augen fallen, nennt er mit einem Worte Küche (Kuch'l). Er betrachtet sie somit als einen Raum. Bei näherer Besichtigung findet man, dass die beiden Theile dieses Raumes auch nicht in der Weise geschieden sind, wie Theile des Hauses gewöhnlich von einander getrennt werden. Es befindet sich nämlich zwischen denselben keine Thüre. Die Trennung ist durch eine Mauer bewerkstelligt, die Verbindung jedoch in dieser durch einen Durchgang mit einem flachen Bogen darüber. Der Durchgang hat geringere Höhe als eine Thüre, weist aber wohl die doppelte Breite einer solchen auf. Es ist diese trennende Zwischenwand als nichts anderes denn als letzter Rest jenes Mantels (Kobel, Kogel, Hurd) anzusehen, der über der Feuerstelle des alten, oberdeutschen Hauses von oben herabhing. Oft vertritt in älteren Häusern noch heute ein starker eichener Balken den Bogen, der das darüber liegende Mauerwerk zu tragen hat. Dieser Balken führt aber im Munde des Volkes den Namen Månd'lpam, welche Bezeichnung sich wohl nicht anders denn als „Mantelbaum“ deuten lassen wird. Damit wäre die ausgesprochene Ansicht erhärtet und auch die Auffassung des in Rede stehenden Hauses als Urtypus des oberdeutschen Hauses gerechtfertigt.

An der Wand über dem Bogen, welcher die Küche vom Vorhause (ich will diesen Raum der Deutlichkeit wegen so nennen) trennt, hat die Bäuerin als Schmuck den Stolz ihres Hauses, die schönsten Teller, befestigt. Sie lassen nach ihrer Zahl auf die Wohlhabenheit, nach ihrer Sauberkeit auf die Nettigkeit, die im Hause herrscht, schliessen.

In der Küche selbst befindet sich in der rechten Ecke an der östlichen Wand der offene Herd *H* (Hea't); ihm gegenüber an derselben Wand der eingemauerte grosse Kessel *K* (Këss'l; unter ë verstehen wir einen Laut, der zwischen e und ö die Mitte hält). Zwischen beiden steht die Wasserbank *W* (Wåssa'pånk), über dieser in einer geräumigen Wandnische das stets blanke Kupfer- und Zinngeschirr der Hausfrau. Links vom Kessel steht das Küchenkästchen *Ka* (Kuch'l-kast'l), gegenüber, rechts vom Herde, der Küchentisch *T* ('s Kuch'ltisch'l) und darüber der Geschirrständer (t'Stëll'n; st im Anlaut = scht, auch in der Folge).

Die Küche ist gewölbt und lässt den Rauch durch einen gemauerten Schlot (Rau'fång) in's Freie, das Vorhaus ist durch eine Tramdecke (Trampod'n) nach oben geschlossen, beide aber zeigen Lehmfussboden (Flëz).

Einen Lehmboden weist auch das etwa $2^1/_2$ m hohe Zimmer (t'Stub'n) auf, in die wir aus dem Vorhause gelangen. Der Thüre gegenüber befinden sich zwei nahe aneinander liegende Fenster (Feiñsta'; ñ = nasalirtes n). Die Fenster werden während der Nacht durch eiserne Fensterladen (Feiñsta'låd'n) geschlossen. Ein Fenster befand sich ehemals auch in der Westwand, nahe der nordwestlichen Ecke. Es ist wohl deshalb zugemauert worden, weil es das ganze Zimmer dem Wetterwinde ausgesetzt hat. Die nordwestliche Ecke schliesst die einen rechten Winkel bildende stabile Bank (Låañpånk = Lehnbank) ein. Sie umgibt von zwei Seiten den massiven Tisch *T* (Tīsch) aus Nussbaumholz. An der Westwand schliessen sich an die Bank gegen die Thür hin ein Schubladkasten *Sch.-Ka* (Schublå'kåst'n) und eine Kleidertruhe *Tr* (Truija, Trua) an. An der gegenüberliegenden Wand befinden sich die beiden breiten Himmelbetten $B_1$ und $B_2$ (Hīm'lpët'n) mit hoch aufgethürmtem Bettzeug (Pë'g'wånt), das jedoch blaue, geblümte Vorhänge (Fiahëng') verdecken. Das Dach des Himmelbettes wird von gedrehten Säulen getragen, ist massiv aus Brettern gefügt und dient als Stellage. Die Bibel, das Gesangbuch, der Kalender und sonstige Bücher werden dort aufbewahrt. Auch der Bilderschmuck, den das Zimmer aufweist, wird zum grössten Theile vom Himmel getragen. „Weltliche" Bilder, wie die „vier Jahreszeiten", das „Menschenalter", häufig auch die „Herrscherfamilie" etc. finden ihren Platz an der Wand, „religiöse" Bilder jedoch, ein „Haussegen", ein „Christuskopf", das „heil. Abendmahl", „Luther" und „Melanchthon" und auch die Confirmationsscheine der Familienmitglieder haben ihren Ehrenplatz auf dem vorderen Rande des Himmels, wo sie durch eiserne Stützen von rückwärts festgehalten werden. Nebenbei sei hier erwähnt, dass, wie aus der Aufzählung der angeführten Bilder hervorgeht, die Bewohner aller Dörfer, die zur ehemaligen Herrschaft Oedenburg gehörten, mit Ausnahme der beiden Dörfer, deren Insassen Kroaten sind, zum weitaus grössten Theile eifrige Protestanten sind.

Unmittelbar vor den Betten stehen in gerader Reihe die Stühle (Stual, pl. Stial, auch Sëis'l = Sessel).

Die fast freie Ecke im Südosten des Zimmers hat noch vor wenigen Jahren der traute Genosse des offenen Herdes, ein massiger Kachelofen (Kåch'l-of'n) ausgefüllt. Ein kleiner, weniger verschwenderischer eiserner Sparherd, der im Winter die Dienste eines Herdes und Ofens gleichzeitig verrichten muss, füllt gegenwärtig dessen Stelle aus. Ein Kleiderrechen, der hinter dem Herde in der Ecke angebracht ist, trägt die minder werthvollen Kleidungsstücke der Hausbewohner.

Gedeckt ist das Zimmer durch eine Tramdecke. Die Trambalken werden von einem mächtigen Durchzugbaum (Dur'zu') gehalten Er trägt an der gegen die Fenster gerichteten Seite die Jahreszahl 1822.

Die Mauern des Hauses sind etwa 70—80 cm dick und aus Bruchsteinen aufgeführt. Obwohl die Ziegel in der Gegend wohlfeil und gut sind, bilden doch Steine, insbesondere Sandsteine, welche oft weit hergeführt werden müssen und deshalb theuer zu stehen kommen, als solidestes, das beliebteste und allgemein angewendete Baumaterial auch heute noch. Die Mauern sind aussen und innen sorgfältig mit Mörtel (Malta') verputzt und mit Kalkmilch geweisst. Die Erneuerung des Anstriches wird alljährlich zweimal, zur Osterzeit und im Herbste von der Hausfrau oder einer erwachsenen Tochter besorgt. Von den Wänden trägt nur jene, welche der Gasse zugekehrt ist, einigen ihr durch den Maurer verliehenen Schmuck. Dieser besteht in einfacher Flächentheilung durch eingeritzte Linien und durch kräftiges Hervorheben der Fenstergewandung (G'wënd), insbesondere der Sohlbänke und der Gesimse (G'sims)

oberhalb der Fenster. Es sei hier noch als charakteristisch erwähnt, dass die Fenster hier, wie fast allenthaben, nicht in der Mitte der Giebelmauer liegen. Im Zimmer stehen stets an der Seite, die von aussen als die breitere erscheint, die Betten.

Ueber den vier Wänden erhebt sich das Dach. Es ist ein Satteldach (Schā'dâch = Scherendach). zwei Theilen. Der obere Theil reicht etwa bis zum dritten Theile des ganzen Bretterverschlages herab und tritt etwas hervor. Jedes zweite Brett des unteren Theiles ist etwas kürzer. Diese Abstufung in der Bretterlänge und ein darunter hervortretendes Zierbrett (va'zia't's Brëtt = verziertes Brett) ersetzen das fehlende Hauptgesimse. In der dem Hofe zu-

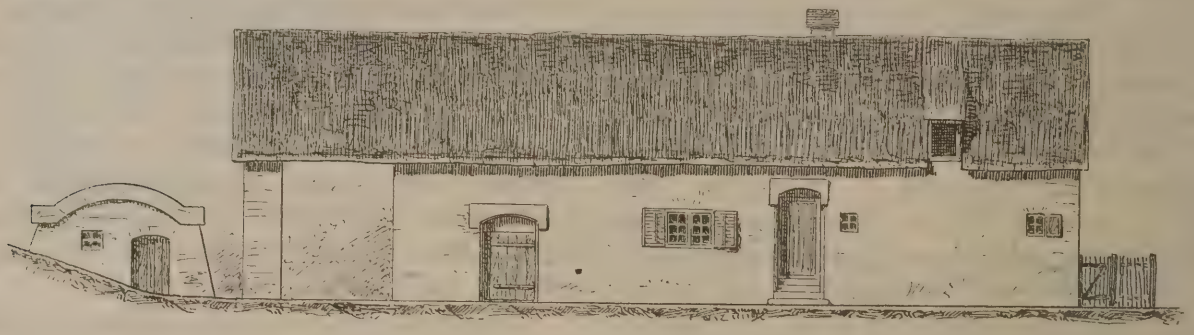


Fig. 79. Seitenansicht (Hofseite). 1 : 200.

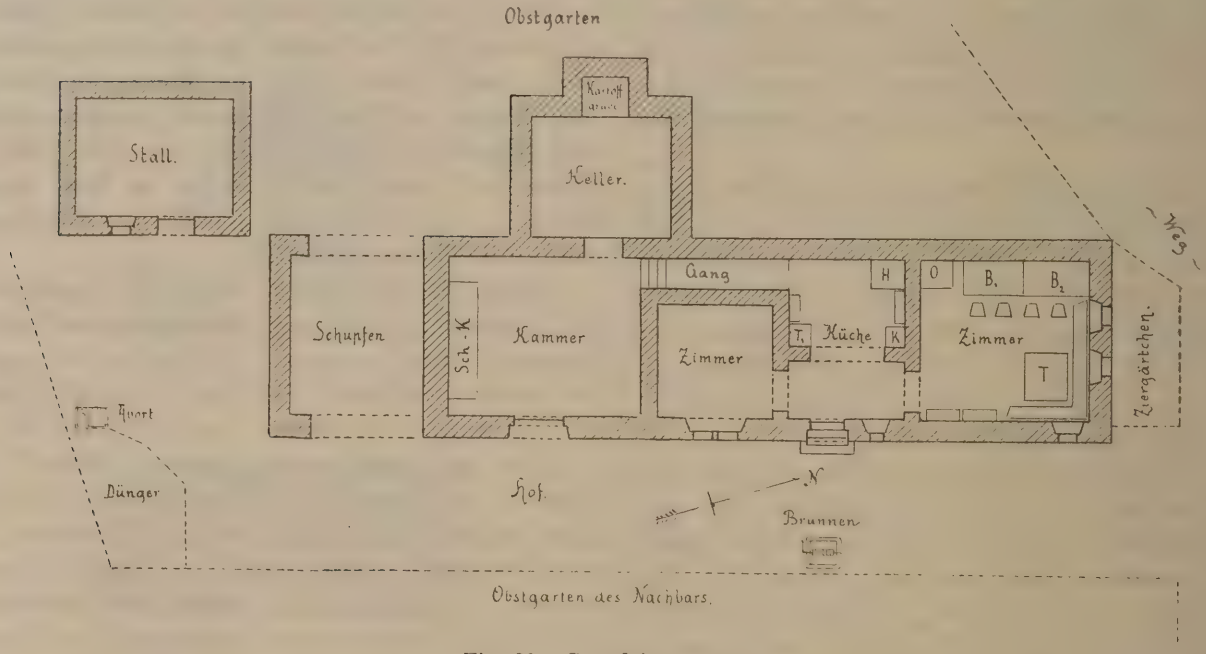



Fig. 80. Grundriss. 1 : 200.

Fig. 79 und 80. **Bauernhaus Nr. 85 in Loipersbach.**

Die geringe Tracttiefe beansprucht nur einen leeren Dachstuhl; derselbe ist mit Stroh gedeckt. Das Dach reicht weder an den Langseiten, noch an den Giebelseiten weit über die Mauern hinaus. Der First wird durch roh gearbeitete, zangenartige Hölzer zusammengehalten. Da die Giebelmauer nur bis zur Dachhöhe reicht, bildet den oberen, dreieckigen Theil der Giebelwand eine Bretterverschalung. Sie besteht aus gekehrten Dachseite befindet sich eine Dachluke, durch welche Futter- und Getreidevorräthe in den Dachraum (Bod'n) geschafft werden. Als Verkehrsmittel zum Bodenraume dient eine Leiter (Lâatta'), die von aussen an das Dach gelehnt wird.

In Fig. 79 und 80 bilden wir den Aufriss einer Längsseite und den Grundriss eines kleinen Bauernhauses ab, dessen Wirthschaftsräume sich in der

ortsüblichen Weise an die Wohnräume anschliessen und so mit diesen vereint das herkömmliche Ganze bilden.

Das Haus bildet das Eigenthum des Bauern Johann Bauer und liegt unter Nr. 85 wie das vorher geschilderte Haus ebenfalls in Loipersbach. Es ist an eine Berglehne gebaut und kehrt seine Langseite dem Sonnenaufgange zu.

Der Aufriss der wieder der Strasse zugewendeten Giebelseite gleicht fast vollkommen dem des schon beschriebenen Hauses, die Vorführung desselben wäre also Wiederholung; ebenso wäre es Wiederholung, die Küche und die gegen die Strasse gekehrte Stube und deren Einrichtung voll zu beschreiben. Ich kann mich darauf beschränken, nur einzelne Abweichungen hervorzuheben.

Zur Eingangsthüre des Hauses führen hier einige Stufen aus Sandstein empor. Ueber der Thüre ist als Verzierung ein stark hervortretender, flacher Bogen angebracht. Die Thüre selbst ist aus grüngestrichenem, starkem Eisenblech. Innerhalb derselben ist eine hölzerne Gitterthüre angebracht. Im Sommer ist die Eisenthüre tagsüber stets offen, die geschlossene Gitterthüre wehrt dann dem Federvieh den Eintritt ab, lässt aber Luft und Licht in das Vorhaus und in die Küche dringen. Licht erhalten diese Räume zudem durch ein kleines Fenster rechts von der Thüre.

Die Einrichtung der Küche und des Wohnzimmers gleicht, was ja auch aus dem Grundrisse ersehen werden kann, ganz der des vorbeschriebenen Hauses, nur ist der Kessel in der Küche an anderer Stelle angebracht und in der Stube steht noch der breite Kachelofen *O*.

Gegenüber der Thüre, die in's Zimmer führt, öffnet sich im Vorhause eine zweite Thüre. Sie führt in ein zweites Zimmer. Dieses Zimmer gibt Zeugniss von dem Bedürfnisse nach gesteigerter Bequemlichkeit, die auch der Bauer mit der Zeit an seine Wohnung stellte. Es ist diese Forderung nach Bequemlichkeit hier wirklich mit der Zeit gekommen, denn anfangs war dieses Zimmer kein Wohnraum, sondern eine Kammer zur Unterbringung von Nahrungsvorräthen und Wirthschaftsgeräthen. Dies beweist der Umstand, dass der Raum gewölbt ist. Auch das sonst an Bauernhäusern ungewöhnliche Doppelfenster mit seinen Eisenjalousien weist auf Umgestaltungen hin, die erst in neuerer Zeit stattgefunden haben. Das Zimmer traf ich unmöblirt an. Es war kurz vorher von einem alten Elternpaare, das hier „in der Ausnahm'" lebte, bewohnt. Die Zimmereinrichtung wurde, da sie jetzt überflüssig war, verkauft.

Im Hintergrunde der Küche, dort, wo in anderen Häusern gewöhnlich der Kessel angebracht ist, befindet sich nun noch eine dritte Thüre. Sie führt in einen kaum meterbreiten Gang, der an seinem Ende über einige Stufen in einen weiteren Raum führt. Er bildet den Ersatz für die zum zweiten Zimmer gewordenen Kammer, war ehemals Stall und ist ebenfalls gewölbt.

Als Kammer enthält der Raum als Hauptsache den grossen Schüttkasten *Sch.-K* (Schittkåst'n), der fast die ganze Länge und über die halbe Höhe einer Wand einnimmt und dessen Fächer zur Aufnahme von Getreide bestimmt sind. Hier werden auch die kleineren Wirthschaftsgeräthe aufbewahrt:

ta' Stessuisch = die Stossmulde;
ta' Rui'stess'l = der Rübenstössel;
's Krautfass'l = das Krautfass;
t'Haigåb'ln = die Heugabeln;
t'Hairëcha' = die Heurechen;
ta' gråssi Rëcha' = der grosse Rechen;
t'Sëg'nst = die Sense.

Bestandtheile derselben sind:

t'Sëg'nst = die eigentliche Sense (Sensenblatt);
ta' Sëg'nstmåri = der Stiel,
's Hamring'l = der Sensenring,
's gråssi und 's klåani Sëg'nstmind'l = die Handhaben;
ti Trisch'l = der Dreschflegel;
t'Håk' = die Hacke;
t'Såg' = die Säge;
ta' Kumpf = der Wetzsteinbehälter;
ta' Wëtzståañ = der Wetzstein;
's Tång'lstëck'l = der Tengelstock;
ta' Tång'lhåmma' = der Tengelhammer;
t'Fail' = die Feile u. s. w.

Von der Kammer führt eine Eisenthüre in's Freie. Auch über dieser Thüre befindet sich ein Bogen. Die Thüre ist so breit, dass sie auch einem grösseren Fasse Durchgang gewährt. Im Hintergrunde der Kammer öffnet sich eine zweite Thüre in den Keller (Këlla'). Der Keller ist hier ganz der Regel zuwider sozusagen ausser dem Hause angebracht. Er ist jedenfalls erst später gegraben worden und verdankt seine aussergewöhnliche Lage wohl nur dem Umstande, dass das Terrain hinter dem Hause steil ansteigt. Vom Keller noch tiefer hinein in das Erdreich liegt

ein kleinerer, etwa 2 m³ fassender Raum, die Krumpiangruib'm (Kartoffelgrube), wie mir der Ort von der Bäuerin genannt wurde. Die Grube dürfte wohl zu einer anderen Bestimmung gegraben worden sein, da der Keller gross genug ist, neben den Runkelrüben, dem Fass Wein und dem dort untergebrachten Grünzeug auch noch die wenigen Kartoffeln zu fassen, welche die kleine, nur aus zwei Aeckern und drei Weingärten bestehende Wirthschaft bringt.

Meiner Meinung nach dürfte die Grube zu Zeiten der Gefahr oder, wie der „Loiperspäcker" sagt, „zu Feind'szeiten" ein Versteck gebildet haben, in dem der Bauer sein Werthvollstes verbarg. Zu dieser Annahme berechtigt mich der Umstand, dass auch in anderen alten Häusern Loipersbachs sich Verstecke vorfanden, die dem gleichen Zwecke gedient haben sollen. Sie waren in Form von etwa 2 m tiefen, sich nach unten flaschenartig erweiternden Gruben unter dem Bretterfussboden der Wohnstube, und zwar stets an der Stelle, die der schwere Tisch einnimmt, angebracht.

Nach dieser Abschweifung, die ich mir erlaube, weil sie nicht ohne Interesse ist, fahre ich nun fort, die Schilderung des in Rede stehenden Hauses zu Ende zu bringen.

An die Kammer schliesst sich noch ein nach vorne und rückwärts offener Schuppen (Schupf'n) an. Er vertritt die Stelle einer Scheune, die die kleine Wirthschaft nicht benöthigt. Auf dem gestampften Lehmboden des Schuppens wird im Herbste das Getreide ausgedroschen; während des übrigen Theiles des Jahres nimmt der Schuppen den Pflug (Pflui'), die Egge (Arnt) und den Wirthschaftswagen (G'rëiñ'-wåg'n, wohl der geringe, leichte Wagen) auf.

Fasst man das Haus in seiner ursprünglichen Ausgestaltung auf, bestehend aus Stube, Küche, Kammer, Stall und Schuppen, so weist es die einfachste hier übliche Form des kleinen Bauernhauses auf, durch die erfolgte Umgestaltung zeigt es die Weiterentwicklung des Bauernhauses hauptsächlich in Hinsicht auf die Wohnräume. Regelwidrigkeiten, die durch die Umgestaltung des Hauses hervorgerufen wurden, finden wir in der Lage des Kellers, wie wir schon erwähnt, und in der Unterbringung des Stalles. Dieser liegt nun in der That ganz gegen allen Gebrauch ausser dem Hause und ist, so wie der Keller, in das ansteigende Erdreich hineingegraben worden. Von aussen ist daher nichts sichtbar als die Frontmauer. Der Stall ist gewölbt, ein Dach wurde daher erspart. Er beherbergt zwei Kühe.

Erwähnt sei hier in Bezug auf das beschriebene Haus noch, dass der Gang, welcher die Küche mit der Kammer, dem ehemaligen Stall verbindet und dazu Veranlassung gibt, dass dieses Haus in seinem ursprünglichen Zustande als Einheitshaus aufgefasst werden kann, eine Ausnahme von der Regel bildet. Ich habe bei meinen Hausforschungen einen solchen Gang, der die Aufführung einer Mittelmauer erheischt, in hiesiger Gegend nirgends mehr wiedergefunden.

An die Westseite des Hauses schliesst sich ein zum Hause gehörender Obstgarten (Oubst- oder Hausgåat'n) an, der die Form eines Dreiecks bildet. Unmittelbar hinter dem Stalle liegt in demselben der Schweinestall (Sauståll, pl. t'Saustall), weiter abseits davon eine Bienenhütte (Peiñd'lhitt'n). Vor der Giebelseite des Hauses liegt ein kleines, durch einen Stackenzaun eingefasstes Blumengärtchen (a' Gart'l).

Das folgende Object, das nun beschrieben werden soll und dessen Vorderansicht, Grundriss der Wohnräume und Grundriss der ganzen Hofstätte (Fig. 81, 82 u. 83) illustriren, befindet sich im Besitze eines der begütertsten Bauern Agendorfs, des Landwirthes Johann Wödl, Haus Nr. 62. Zum Besitze dieses Bauern gehören:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 11 | Katastraljoch | 1282 | Quadratklafter | Ackerland, |
| 2 | „ | 1149 | „ | Wiesenland, |
| — | „ | 1172 | „ | Obstgarten u. |
| — | „ | 341 | „ | Weingarten. |

Das Besitzthum an Ackerland, das früher in 25 Parcellen zerstreut lag, liegt seit der im Jahre 1877 durchgeführten Commassation in drei Stücken beisammen.

Das Haus wurde im Jahre 1837 erbaut und zeigt den Typus der grösseren und grössten Bauernhäuser in der Gegend Oedenburgs. Der Hofraum ist gegen die Gasse zu durch das grosse Einfahrtsthor, neben dem sich eine kleine Pforte ('s Tia'l) befindet, und durch eine mehr als mannshohe Mauer vollkommen abgeschlossen.

Während das vorbeschriebene Haus das zweite Zimmer erst durch eine Umgestaltung erhielt, weist dieses Haus diese Weiterentwicklung in der Bauart des Bauernhauses schon von Anfang an in den beiden durch die Küche getrennten Wohnräumen auf.

Von beiden ist nun nicht mehr das gegen die Gasse gerichtete Zimmer der eigentliche Wohnraum der Familie, sondern das zweite, dessen Fenster gegen den Hof sehen. Die Ausstattung dieses Zimmers ist, wie aus der Zeichnung ersichtlich, jener der schon

beschriebenen Zimmer gleich, nur vertritt hier die Stelle des Lehmbodens ein Bretterboden. Die Decke des Zimmers bildet wieder ein Tramboden, doch gerichtet. Die Truhen sind durch polirte Schränke und eine Commode ersetzt. Polirt sind auch die Betten, der Himmel fehlt ihnen. Die Bilder, welche

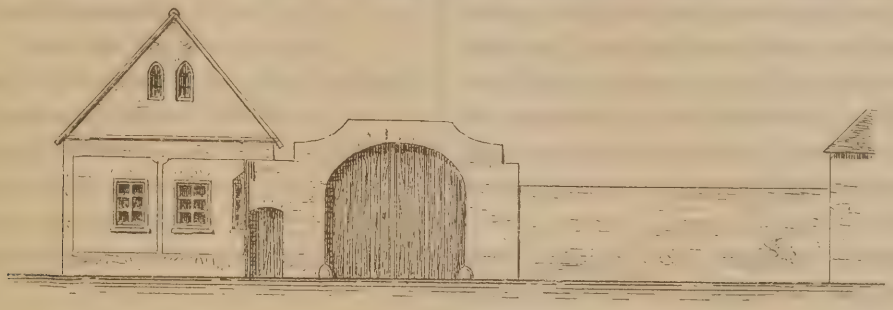


Fig. 81. Vorderansicht. 1 : 200.

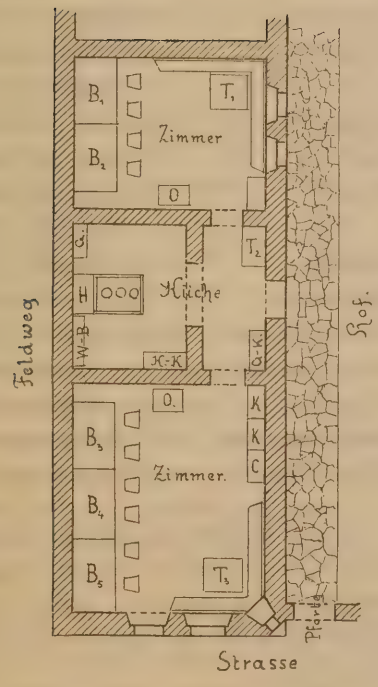



Fig. 82. Grundriss der Wohnräume. 1 : 150.

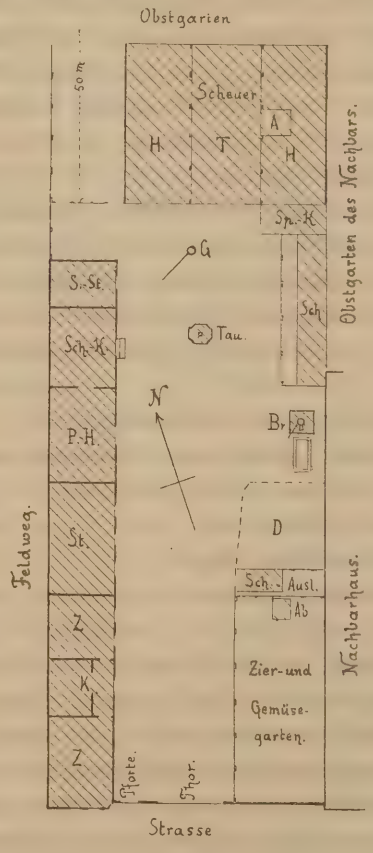



Fig. 83. Grundriss der Hofstätte. 1 : 500.

Fig. 81—83. **Bauernhaus Nr. 62 in Agendorf.**

Erklärung der Abkürzungen zu Fig. 82: $B_{1-5}$ = Betten; $T_{1-3}$ = Tische; $O$ = Oefen; $G$ = Geschirrständer; $H$ = Herd; $W.\text{-}B.$ = Wasserbank; $K.\text{-}K.$ = Küchenkästchen; $G.\text{-}K.$ = Geschirrkasten; $K$ = Kästen; $C$ = Commode.
Erklärung der Abkürzungen zu Fig. 83: $Z$ = Zimmer; $K$ = Küche; $St.$ = Stall; $P.\text{-}H.$ = Presshaus; $Sch.\text{-}K.$ = Schüttkasten; $S.\text{-}St.$ = Soldatenstall; $H$ = Hälbärn; $T$ = Tenne; $A$ = Amstalla'l (Spreuställchen); $Sp.\text{-}K.$ = Spreukasten; $G$ = Göpel; $Tau.$ = Taubenhaus; $Br$ = Brunnen; $Sch.$ = Schweineställe; $D$ = Düngerlager; $Ausl.$ = Auslauf; $A$ = Abort.

sind die Balken hier aus Lärchenholz rein gehobelt und die Kanten mit dem Gesimshobel abgefasst.

Das vordere Zimmer ist als Prunk- und Gastzimmer (Faja'zimma' = Feierzimmer) moderner einsonst durch diesen getragen werden, hängen an den Wänden. Auf den Schränken stehen Gläser und kleineres Geschirr in grosser Zahl. Teller stehen in einem hölzernen Tellerkorbe in der Ecke über der

Bank. An dem Geschirrkorbe hängen ausserdem Krüge und Henkelgläser. Der Kachelofen ist in beiden Stuben durch den eisernen Ofen verdrängt worden.

In der Küche ist hier auch der offene Herd schon verschwunden und ein stattlicher Sparherd, der auch den Backofen in sich schliesst, nimmt dessen Stelle ein. Die Ausstattung der Küche ist im Weiteren die bereits bekannte. Das hier geräumigere Vorhaus zeigt als Einrichtungsstücke ein Küchentischchen und einen Geschirrschrank.

Den Wohnräumen schliesst sich der Stall an. Er erscheint hier den Wohnräumen des Menschen näher gerückt; wohl hat es sich so als zweckdienlicher erwiesen, da sowohl Bauer als Bäuerin im Stalle am häufigsten zu thun haben. Der Stall hat Raum für vier Kühe, ein Paar Ochsen und ein Paar Pferde. Eigenthümlicherweise sind die Kühe mit Stricken (Knëib'lstrick) und die Ochsen mit Ketten (Këdan pl.) am Barren (Påd'n) angehängt, die Pferde mit der ledernen Halfter (Hålfta').

Als Geräthe, die sich im Stalle vorfinden, zähle ich auf: 's Jouh = das Joch; dessen Bestandtheile:

ta' Jouhprig'l = Jochprügel, oberer Jochbalken;
's Unta'jöch'l = Unterjoch, unterer Jochbalken;
t'Jouhschwinga' = die Jochschwingen, Jochsprossen (aus Holz);
t'Jouhspriss'l = die Jochsprossen (aus Eisen);
ta' Jouhnåg'l = der Jochnagel zum Befestigen des Joches an der Deichsel;
ti Mis'gåb'l = die Mistgabel;
ti Mis'kral' = der Mistkrampen;
ti Schaibtrug'n = die Schiebtruhe;
ta' Fuida'kåa' = der Futterkorb, Ruckkorb.

Der folgende Raum ist das Presshaus. Mit einer Kammer allein hat also der grössere Bauer nicht mehr sein Auslangen. Die mächtige, altehrwürdige Balkenpresse (Pamprëss' = Baumpresse) beansprucht für sich selbst einen grösseren Raum und hat diesem den Namen gegeben. Die Presse nimmt die ganze rückwärtige Wand des Presshauses ein Ihre Bestandtheile heissen in der Mundart:

ta' Unta'pam = der untere Balken,
ta' Owa'pam = der obere Balken; dieser bewegt sich zwischen den vier
Stuid'ln = Pfeilern;
ta' Prëssståañ = der Presstein; er hängt in der Grösse und Form eines Mühlsteines als Beschwerung an dem einen Ende des einen einarmigen Hebel bildenden Oberbaumes;
ti Prëssspind'l = Pressspindel und
ti Prëssmuida' = Pressmutter heben den Oberbaum;
ti Gåns = eine Unterlage, auf dem Unterbaume ruhend, dient zur Aufnahme des
Prësskåa' = Presskorb, in den die zu pressenden Trauben gegeben werden;
ta Pfåff = ein in den Presskorb passender Holzklotz wird auf die Trauben gesetzt und auf diesen übt dann der Oberbaum seinen Druck aus.

Im Presshause sind ferner die Gefässe und Geräthe untergebracht, die zur Weinlesezeit und zur Weingartenarbeit benöthigt werden:

ti Poding = grosser Bottich;
's Pëding'l = kleiner Bottich;
ta' Sëitzkåa' = Setzkorb;
ta' Stanta' = grosses, hohes, bottichähnliches Gefäss;
's Låata'l = kleine Leiter;
t'Fås = Fässer mit über 10 Eimer Gehalt;
t'Fass'l = Fässer mit unter 10 Eimer Gehalt;
t'Haunan = die Hauen;
t'Fassschauf'l = Auffassschaufel;
ti Gruibhaunan = die grossen Grubenhauen;
's Waiñjarthack'l [1]) = die Weingartenhacke;
's Mirkhack'l = die Merkhacke;
t'Waiñjartmëssa' = Weingartenmesser, pl.;
t'Waiñjartschā' = Weingartenscheeren.

Ferner werden im Presshause auch die Behelfe und Geräthe hinterlegt, die zur Ausrüstung des Weinlesewagens (Lëis'wåg'n), wozu der kleinere Wirthschaftswagen (G'raiñwåg'n) verwendet wird, dienen; es sind dies:

ti zwåa Waiñpam = zwei Weinbäume; auf diesen ruht:
t'Låat = ein zehneimeriges Fass; vorne und rückwärts am Wagen wird
a' Galing'l = kleiner Galgen aufgerichtet und beide durch
t'Schwëib'n = starke Buchenstangen, die dem Fasse oben zu beiden Seiten Halt verleihen, verbunden;
ti Bau'këtt'n = Bauchkette fesselt das Fass an den Wagen;

[1]) Das a nach dem j ist kaum hörbar.

ta' Råadla' = ein starkes Buchenscheit, dient als Hebel zum straffen Anziehen der Kette;
ta' Trâchta' = ein schaffähnlicher Trichter, wird dem Fasse aufgesetzt.

Zur Ausrüstung des Lesewagens gehören ausser einigen bereits oben aufgezählten Geräthen noch:

's Trëittschaff'l = Tretschaff mit dem
Mostla' = kolbenförmiger Stössel;
ti Puttan' = die Lesebutten;
ta' Schâpfa' = der Schöpfer, und zur Rothweinlese
's Gada' = ein Eisengitter.

Ausser all' dem hat das Presshaus noch Manches aufzunehmen, was in dem vorher geschilderten Hause die Kammer birgt. Es ist darum kein Wunder, wenn der Schüttkasten im Presshause keinen Platz mehr fand. Es wurde ihm ein besonderer Raum eingerichtet, der nun auch von dem Gegenstande, den er in sich schliesst, den Namen angenommen hat und selbst Schütt- oder Fruchtkasten heisst. Dieser Raum schliesst sich im Grundrisse der Länge nach, in Wirklichkeit nicht aber auch in gleicher Höhe dem Presshause an. Er liegt nämlich etwas höher, so dass ein paar Stufen zu ihm emporführen müssen. Unter dem Schüttkasten ist der Keller angebracht, zu dem der Eingang vom Presshause aus hinabführt.

An den Schüttkasten, der eigentlich den Abschluss des Hauses bildete, wurde zur Zeit der Einquartierungen noch ein kleiner Stall angebaut. Er führt noch heute den Namen „Soldatenstall", beherbergt aber keine schlachtenmuthigen Rosse mehr, dafür jedoch, was dem Bauern viel lieber sein mag, zwei breitrückige Mastochsen.

Das Haus deckt ein Satteldach. Es ragt gegen den Hof etwa 1 m weit über die Mauer hervor. Die dabei vortretenden Balken sind durch Bretter von unten verschalt. Im Schutze dieses Dachvorsprunges hängen Kukuruzkolben, Zwiebelkränze und rechts und links von der Stallthüre die Kummete.

Den Dachraum schliesst nach vorne und rückwärts eine gemauerte Giebelwand ab, mehrere Dachluken lassen den Eingang in den Dachraum, der mit Ziegeln gepflastert ist, offen. Das Deckmaterial bilden Ziegel. Das Haus selbst ist aus Sandsteinen erbaut. Die Ställe, das Presshaus und der Keller sind gewölbt.

Nach rückwärts schliesst den Hof die geräumige, quergebaute Scheune (Ståd'l) ab. Nur die Giebelseiten sind gemauert. Diese und vier aus Ziegeln aufgeführte Pfeiler tragen das Satteldach. Durch die Pfeiler und innen durch Holzsäulen wird das Innere der Scheune in drei Theile getheilt. Der mittlere Theil ist die Tenne (ta Tënn, m.), rechts und links davon liegen die Pansen (Hålbårn) zur Unterbringung des Getreides, des Strohes und der Futtervorräthe. In die Tenne und in den linken Pansen führen von vorne und von rückwärts grosse Thore, die den ganzen Raum zwischen den Pfeilern einnehmen und den beladenen grossen Erntewagen (Haiwåg'n) die Durchfahrt gestatten. Im rechts liegenden Pansen befindet sich ein kleiner Bretterverschlag, das Åmstalla'l (Spreuställchen), in welches das aus der Dreschmaschine kommende, noch nicht gereinigte Getreide geworfen wird. Nachdem das Getreide von dort in die Winde gekommen und gereinigt wurde, dient es zur vorübergehenden Aufnahme des Åm (der Spreu). Diese wird nun schliesslich in den „Kåst'n", eine Hütte, die rechts vor der Scheune im Hofe liegt und an diese angebaut ist, befördert. Bedeckt ist der Kasten durch ein Pultdach (Låañdåch = Lehndach). Ein Pultdach, nach vorne von vier Holzsäulen getragen, legt sich auch über die Schweineställe, die an den „Kasten" anstossen.

Die Schweineställe bestehen sozusagen aus zwei Stockwerken, von denen das ebenerdige von Schweinen, das obere vom Geflügel bewohnt wird. Der obere Raum wird 's Hiañpend'l (Hühnerboden) genannt. Vor dem Schweinestall steht der Pumpbrunnen (Prum) mit dem steinernen Brunnentroge (Prumtrou).

Vor der Tenne liegt ein Göpel zum Treiben der Dreschmaschine, vor diesem steht das Taubenhaus (Taub'nkob'l). Den vorderen Theil des Hofes nimmt zur grösseren Hälfte ein Gemüse- und Blumengarten ein, der von einem Stacketenzaune umgeben ist. Zwischen dem Garten und dem Brunnen liegt die Düngerstätte und noch ein zweiter Schweinestall. An letzterem befindet sich ein kleiner „Auslauf", der Szállás, eine allgemein gebräuchliche, aus dem Ungarischen übernommene Bezeichnung.

Hinter der Tenne dehnt sich der Hausgarten aus. Er ist mit Obstbäumen bepflanzt. Dort schichtete der Bauer noch vor kurzer Zeit seinen Ueberfluss an Stroh und Futtervorräthen in grossen Schobern auf, jetzt ist ihm dies, der Feuersgefahr wegen, behördlich verboten, und er ist gezwungen, die Schober auf den zunächst liegenden Feldern anzulegen. Die

Holzvorräthe liegen aber auch jetzt noch im Hausgarten.

Eine noch weiter gehende Entwicklung, nicht zwar in den Wohnräumen, wohl aber in den Wirthschaftsräumen, zeigt das Haus, dessen Beschreibung jetzt folgt. Es ist dies ein Bauernhaus aus Oedenburg selbst (siehe Fig. 84—86).

Uneingeweihten mag es sonderbar erscheinen, dass jetzt von einem Bauernhause aus Oedenburg gesprochen werden soll. Man wird es nicht leicht zusammenreimen können, dass eine anerkannt culturell so hoch stehende und an Einwohnern doch nahezu dreissigtausend zählende Stadt überhaupt Bauernhäuser aufzuweisen haben soll. Während nämlich die Bewohner der Städte in unseren deutschen Nachbarstaaten schon vor Jahrhunderten sich hauptsächlich aus Handel- und Gewerbetreibenden zusammensetzten, bildet heute noch in den meisten Städten Ungarns die Ackerbau betreibende Bevölkerung den Kern der Masse. So ist es auch in Oedenburg, und was der Rathsschreiber der königlichen Freistadt Oedenburg vor 200 Jahren (1694) gesagt, gilt auch heute noch mindestens für den vierten Theil der Bewohnerschaft Oedenburgs: „Das Weinwesen betreffend ist es Gemeiner Stadt und der armen Bürgerschaft einzige Nahrung und gleichsam eine Seele, womit sie sich bei so schwer bekümmerlichen Zeiten und überhäuften Abgaben einzig und allein aus der Noth zu bringen, müssen angelegen sein lassen.“

Die Stadt Oedenburg für sich ist Eigenthümerin eines Grossgrundbesitzes von über 4000 Joch Flächenausmass. Zum Territorium der Stadt gehören ausserdem bei 11.000 Joch Wald und über 700 Joch Hutweide, die Gemeingut aller hausbesitzenden Bürger sind. Ferner gehören dazu noch an 8000 Joch Acker-, Wiesen- und Weingartenland, die sich im Privatbesitze der Ackerbau betreibenden Bevölkerung Oedenburgs befindet.

Die Ackerbauer bilden in Oedenburg einen für sich abgeschlossenen Stand, der gewöhnlich mit dem Namen der „Wirthschaftsbürger“ belegt wird. Der Wirthschaftsbürger Oedenburgs unterscheidet sich nicht nur in seiner Kleidung, sondern auch in seiner Sprache von seinen Mitbürgern. Letztere hat er mit den Bewohnern der umliegenden deutschen Dörfer gemein, in Hinsicht auf die Kleidung weicht er als Städter auch von der der Dörfler ab. Während der Dorfbewohner das dunkelblaue Tuch vorzieht, ist die Farbe des Oedenburger Wirthschaftsbürgers das ernste und würdige Schwarz. Schwarz ist der weiche, niedere Filzhut, mit der nur schwach nach aufwärts geschwungenen Krempe, schwarz ist auch der aus mattglänzendem Tuche gefertigte kurze Rock, schwarz die seidene Weste mit den enggereihten silbernen Knöpfen, schwarz auch das anliegende lederne Beinkleid, das in hohen, bis an die Kniekehle reichenden, blank gewichsten Stiefeln steckt.

Das der Oedenburger Wirthschaftsbürger ein echter Landwirth ist, beweist auch sein Haus.

Das Haus, das die Illustrationen unter Fig. 84 bis 86 veranschaulichen, befindet sich im Besitze der Witwe nach Johann Pohl und liegt in der Kleinen Gasse unter Nr. 15 in Oedenburg.

Die Wirthschaft bilden 25—30 Joch Ackerland, 7 Weingärten, eine kleine Wiese und ein Krautacker. Unter der angeführten Anzahl Joch Ackerland sind jedoch nicht Katastraljoch verstanden. Der Oedenburger rechnet in der Regel nach kleinen Jochen (Jui). Er versteht darunter ein Stück Land, das durch ein Paar Ochsen im Laufe eines Tages umgeackert werden kann und etwa 1200 Quadratklafter umfasst.

In ebenfalls vom gesetzlichen Maasse abweichender Weise berechnet man in und um Oedenburg das Weingartenland. Es wird nach Pfund geschätzt. In Oedenburg rechnet man:

100 Pfund = 4 Joch.

Der Agendorfer rechnet:

1 Pfund = 100 Quadratklafter = 525 Weinstöcke
2 „ = 200 „ = 1050 „
u. s. w.

Die oben angeführten 7 Weingärten machen etwa 40—50 Pfund aus.

Das Wiesenland schätzt man nach „Tagewerk“. Eine Wiese, die an einem Tage aufgearbeitet werden kann, umfasst ein Tagewerk (Tă'weach) = 400 bis 500 Quadratklafter. Die oben erwähnte Wiese beträgt 2 Tagewerke.

Auf die Beschreibung des Hauses nun selbst übergehend, glaube ich, mir ein tieferes Eingehen ersparen zu können, da die Zeichnung für sich das Haus schon erklärt und zudem zeigt, dass es in seiner Anlage und Bauart nur wenig von den bereits beschriebenen Häusern abweicht. Es wird genügen, wieder nur das Abweichende hervorzuheben.

Die Vorderansicht zeigt als Einfahrt ein gemauertes Thor, das oben mit einem kleinen Schindeldache versehen ist. Im Thore selbst befindet sich eine kleine, kaum mannshohe Thüre. Das Dach des

Hauses ist wieder ein Satteldach, zeigt jedoch an der Giebelseite eine Abwalmung (Schopf). Im Allgemeinen ist übrigens am Oedenburger Wirthschaftsbürgerhause auch das volle Walmdach (Schopfdach) nicht selten. In der Giebelverschalung ist ein Thürchen angebracht, das das Verladen des Getreides und Heues auf den Dachboden schon von der Strasse aus ermöglicht. Eigene Dachluken zeigt das Dach an den *f*) Schüttkasten, eine zweite in den darunter liegenden *g*) Keller führt; es folgen dann noch *h*) Stall und *i*) Futterkammer. Gegenüber dem Stalle und der Futterkammer liegt *k*) der Pansen und zwischen beiden und dem Pansen *l*) die Tenne, welche alle vier zusammen den wieder querliegenden, aber nicht freistehenden, sondern mit dem Hause verbundenen Stadel bilden.

Fig. 84. Vorderansicht. 1 : 250.

Fig. 85. Seitenansicht 1 : 250.

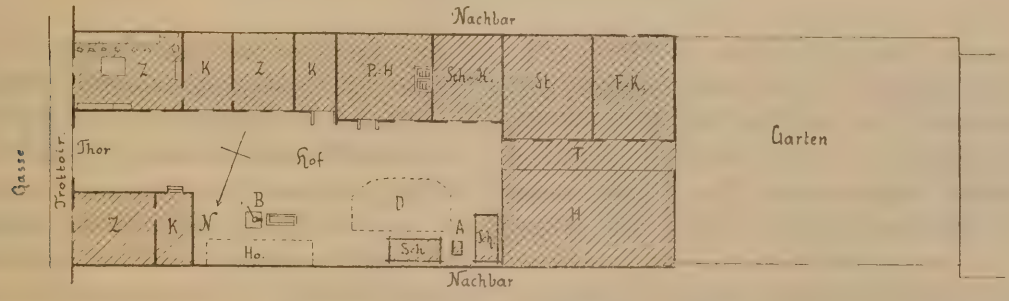



Fig. 86. Grundriss der Hofstätte. 1 : 500.

Fig. 84—86. **Bauernhaus in Oedenburg. Kleine Gasse, Haus Nr. 15.**

Erklärung der Abkürzungen zu Fig. 86: wie bei Fig. 83; dazu noch: *F.-K.* = Futterkammer, *Ho.* = Holzlager.

seiner Langseite ausserdem noch, und zwar vier an der Zahl. Das Deckmaterial besteht aus Schindeln.

Die Reihenfolge der Räume des Hauses ist folgende:

*a*) erstes Zimmer, *b*) Küche mit ehemals offenem Herde, welcher auch heute noch selbst in Oedenburg keine Seltenheit bildet; *c*) zweites Zimmer; *d*) Kammer; *e*) Presshaus, aus dem eine Stiege in

Rechts von der Einfahrt ist ein neuerer Zubau aufgeführt worden, der nöthigenfalls den „Ausnehmer“ aufnimmt, gegenwärtig aber an einen „Holden“ (Miethpartei) verpachtet ist.

Die bereits angedeutete Erweiterung in seinen Räumen, die dieses Haus gegenüber dem vorher beschriebenen aufzuweisen hat, besteht in der eigenen Kammer, die, nachdem sich Presshaus und Schütt-

kasten nicht mehr als ausreichend erwiesen haben mögen, gleich nach der zweiten Stube eingeschoben wurde, und in der Futterkammer, die unmittelbar neben dem Stalle angebracht erscheint.

Als auffallend muss in Bezug auf die Räume des Hauses erwähnt werden, dass dieselben, mit Ausschluss der ersten Stube, des Schüttkastens und der Futterkammer, alle gewölbt sind; auffallend ist weiter die Grösse des Gassenzimmers. Es ist zur Ausnützung des Rechtes zum Weinschank (Buschenschank) so gross angelegt. An Einrichtungsgegenständen enthält das Zimmer an der südlichen Wand drei Betten, die keinen Himmel mehr aufweisen, und ein primitives Ruhebett, welch' letzteres an der Stelle steht, die seiner Zeit der Kachelofen einnahm. An der westlichen Wand steht ein eiserner Ofen und daneben eine Commode; die Nordwand nehmen drei

Neben diesem Typus, den ich den des westungarischen Langhauses nennen möchte, hat sich nun noch ein zweiter Typus, das sogenannte Hakenhaus entwickelt, das ich jedoch nur in Harkau und Oedenburg, und da nur vereinzelt, unter den älteren Häusern gefunden habe. Auch ein solches Hakenhaus will ich noch kurz beschreiben.

Das in Rede stehende Haus ist Besitzthum des Bauern Georg Tullikopf in Harkau und trägt die Nummer 156. Zum Hause gehören 28 Katastraljoch = 4 Achtel Ackerland und 13 Weingärten. Das Ackerland liegt in drei Theilen beisammen, seit in Harkau (im Jahre 1878) die Commassation durchgeführt ist.

Wie aus dem unter Fig. 87 mitgetheilten Grundrisse dieses Hauses zu ersehen, besteht der Hauptunterschied dieses Typus von dem schon bekannten

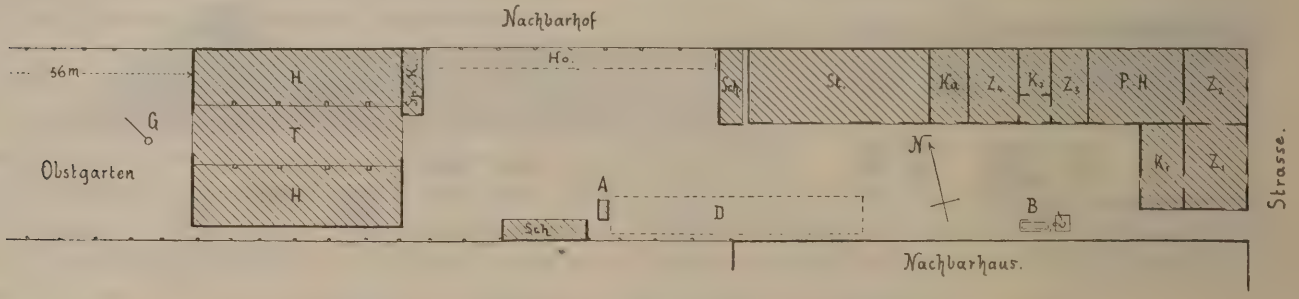



Fig. 87. **Grundriss der Hofstätte des Bauernhauses Nr. 156 in Harkau.** 1 : 500.

Erklärung der Abkürzungen wie zu Fig. 83 und 86.

Schränke ein, die Ostwand ist frei. Der Tisch steht nicht mehr in der Ecke, wie ehedem, sondern, wie in „Herrenhäusern", in der Mitte des Zimmers. Mit der Veränderung der Lage des Tisches ist natürlich auch die Bank verschwunden. Die Stühle stehen nach altem Herkommen immer noch den Betten entlang.

Zu Zeiten des Weinschankes wurde der Familientisch mit einem langen, die ganze Länge des Zimmers einnehmenden Tisch vertauscht, rechts und links wurden an den Tisch lange Bänke ohne Lehnen angerückt, an dem Fenster in der nördlichen Mauer eine Wasserbank angebracht, an der die Gläser gespült wurden, und das „Wirthshaus" war fertig.

Das eben beschriebene Haus bildet den Typus des in seiner Entwicklung am weitesten gekommenen Bauernhauses aus Oedenburg und seiner Umgebung, insoferne als die Entwicklung von Raum zu Raum in gerader Linie, in einer Flucht sich fortbewegte.

darin, dass hier nicht die Giebelseite, sondern eine der Langseiten des Wohnhauses der Strasse zugekehrt ist und sich in Folge dessen die Wirthschaftsräume im rechten Winkel, im Haken, an die Wohnräume anschliessen müssen. Zur Trennung des ersten Zimmers ($Z_1$) von der Küche ($K_1$) und des zweiten Zimmers ($Z_2$) vom Presshause ($P.$-$H.$) ist auch die Aufführung einer Mittelwand zur Nothwendigkeit geworden.

Der Eingang in den Hof des Hauses ist hier offen, der Eingang in das Haus findet durch die Küche statt.

An das Zimmer $Z_2$ schliessen sich die weiteren Räume in gerader Linie an. Der erste dieser Räume das Presshaus, ist mit dem Zimmer $Z_2$ durch eine Thüre in directer Verbindung und liegt in halber Kellertiefe. Vom Presshause aus führen Treppen in zwei Keller, wovon der eine unter Zimmer $Z_2$, der andere unter der Küche liegen. Auf das Presshaus folgt eine kleine Wohnung mit zwei Zimmern ($Z_3$ und $Z_4$), die eine Küche ($K_2$) einschliessen. Diese

Wohnung ist vermiethet. Solche kleine Miethwohnungen finden sich in den Bauernhäusern jener Dörfer, die der Stadt am nächsten liegen, häufig, doch sind sie zumeist erst in neuerer Zeit und durch Verlegung einzelner Wirthschaftsräume entstanden. So bin ich auch der Ansicht, dass die in Rede stehende Wohnung ehemals den Stall gebildet haben wird, da der Stall (*St.*) unbedingt neueren Ursprunges ist; er ist nämlich durch Kappengewölbe, getragen von Traversen, gedeckt. Zwischen der Miethwohnung und dem Stalle liegt eine Kammer. An das Haus lehnt sich ein Schweine- und Hühnerstall an, über den sich ein Pultdach legt.

Das Dach des Wohnhauses ist ein volles Walmdach, das der übrigen Räume ein Satteldach; gedeckt sind beide mit Ziegeln.

Die Scheune liegt hier ziemlich weit ab. Sie zeigt wieder drei Theile. Vor dem rechtsseitigen Pansen ist ein Spreukasten angebracht. Die Scheune hat ein Satteldach aus Stroh. Hinter der Scheune liegt ein 56 m langer Hausgarten.

Die Einrichtung der Zimmer und der Küche gleicht der in den schon beschriebenen Häusern; ein näheres Eingehen darauf ist darum überflüssig.

Beschliessen möge diesen Artikel ein Hinweis auf den unter Fig. 89 abgebildeten Situationsplan

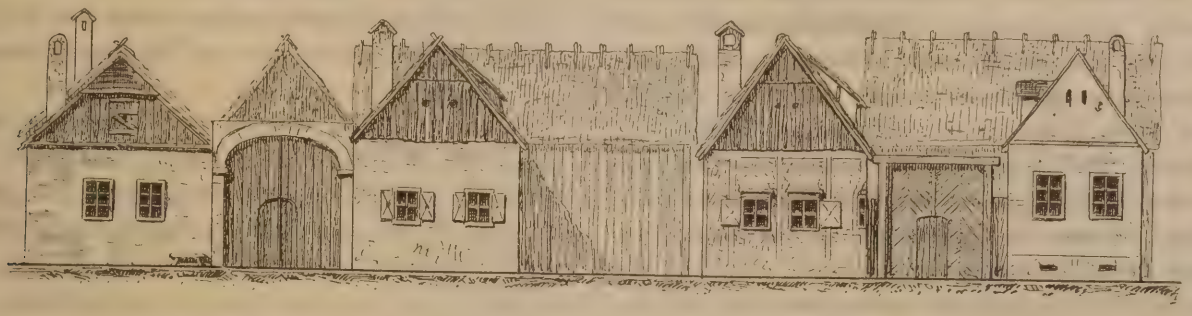


Fig. 88. Vorderansicht. 1 : 200.

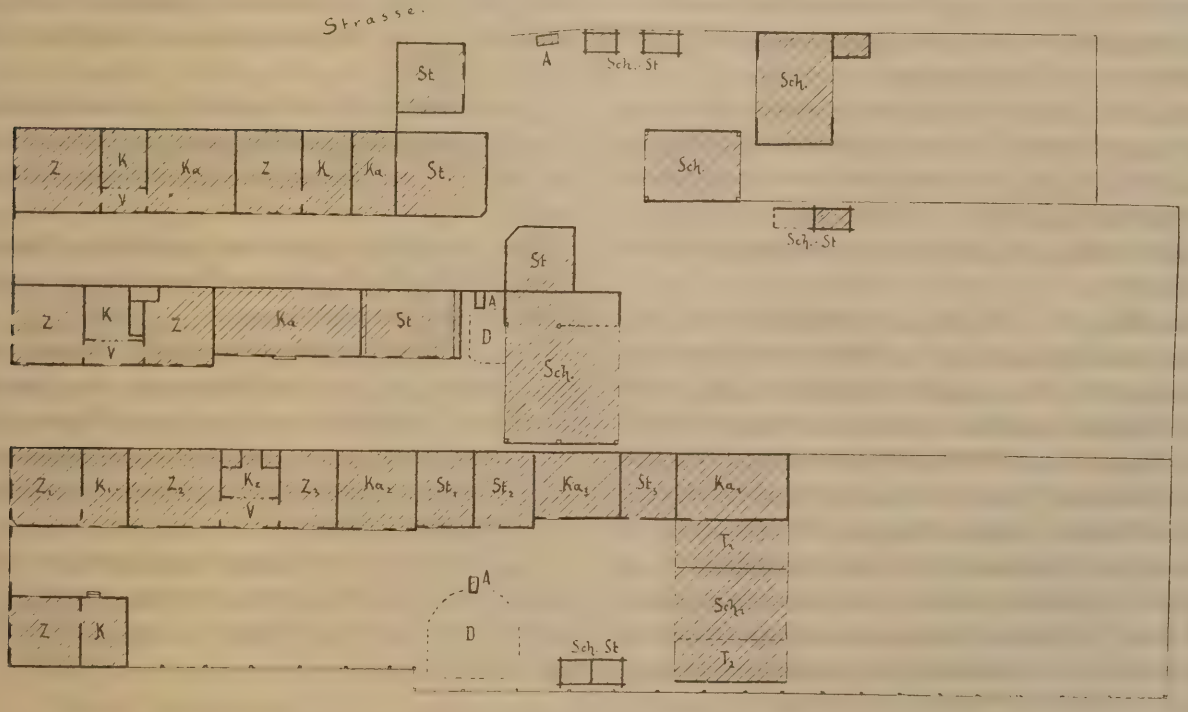



Fig. 89. Situationsplan. 1 : 500.

Fig. 88—89. **Bauernhäuser Nr. 133—136 in Wandorf.**

Erklärung der Abkürzungen zu Fig 89 wie zu Fig. 83 und 86.

und den unter Fig. 88 gegebenen Aufriss von vier Häusern, die unter den Nummern 133—136 einen Theil des Dorfes Wandorf bilden.

Der Plan soll das Aneinanderliegen der Häuser auf den schmalen Hofstätten, wie es die Dörfer um Oedenburg allenthalben zeigen, veranschaulichen. So weit die Häuser nach rückwärts reichen, ist ein die Hofstätte abschliessendes Begrenzungsmittel nicht nöthig, da die eine Mauer des Hauses, welche dem Nachbarhause zugewendet ist, selbst die Grenze bildet. Diese Mauer ist in ihrer ganzen Länge stets fensterlos. Eine Grenzscheide ist erst zwischen den sich den Gebäuden anschliessenden Hausgärten nothwendig. Gegen die Strasse bilden die absperrende Grenze meist übermannshohe Mauern, wie dies beim Hause Nr. 136 gegen die Strasse der Fall ist. Die anderen Grenzen bestehen entweder aus Stackenzäunen, aus einem Flechtwerke aus Birkenruthen, aus lebenden Zäunen oder auch nur aus dem Holzlager (Hulzzail' = Holzzeile), hoch aufgeführt aus Scheiterholz oder Rebenbündeln.

Gegen die Gasse ist der Hof meistens durch ein Thor abgeschlossen. Dies wird entweder durch einen gemauerten Bogen, wie bei Nr. 136, oder durch eine Zimmermannsarbeit, wie bei Nr. 134, gebildet. In vielen Fällen ist jedoch auch der Hof offen, wie bei Nr. 135.

Das Haus Nr. 136 hat zwei Besitzer, den Hofstattler Daniel Knabel und die Erben des Hofstattlers Johann Schöll. Es ist durch Vererbung in die Hände zweier Besitzer gerathen und so aus einem einheitlichen Hause ein „Theilhaus“ geworden. Der Umstand, dass das Haus zwei Eigenthümer bekommen, hat verschiedene Umgestaltungen an demselben zur Nothwendigkeit gemacht, die sich besonders in den gesondert liegenden Ställen und Scheunen zeigen.

Solche Theilhäuser bilden in und um Oedenburg keineswegs eine Seltenheit. Es ist besonders in Oedenburg eher eine Aufgabe, unter den Häusern der Wirthschaftsbürger ein einheitliches, noch ursprüngliches Haus zu finden. So wird das Haus Nr. 13 in der Kleinen Gasse in Oedenburg nicht nur von zehn Eigenthümern besessen, sondern auch von all' diesen bewohnt. Das Haus Nr. 11 in derselben Gasse hat sogar noch mehr, nämlich fünfzehn Besitzer.

Das auf dem Situationsplane unter Nr. 135 angeführte Haus ist ebenfalls ein Theilhaus, besessen von zwei Besitzern.

$Z_1$, $K_1$, $Ka_1$, $St_1$ und $T_1$ besitzt der eine Eigenthümer, $Z_{2 \text{ und } 3}$, $K_3$, $Ka_{2 \text{ und } 3}$, $St_{2 \text{ und } 3}$, $T_2$ und $Sch_1$ besitzt der andere Eigenthümer; davon hat jedoch Letzterer $Z_3$, $K_3$, $St_3$ und die Hälfte seiner Küche, seiner Tenne und Scheune an einen Holden vermiethet.

Das meistens ganz friedliche Zusammenleben mehrerer Familien in einem Hause und auf einem Hofe gibt gewiss ein schönes Zeugniss für die Verträglichkeit der westungarischen Deutschen dieser Gegend.

Das Häuschen Nr. 133 befindet sich im Besitze des zuerst genannten Eigenthümers vom Hause Nr. 134 und wurde von diesem erst in neuerer Zeit aufgebaut.

Das Haus Nr. 135 ist ein einheitliches Haus und zeigt das Gepräge des kleinen Bauernhauses in seiner gewöhnlichen Ausgestaltung.

Das Material, aus dem alle diese Häuser gebaut sind, besteht, so weit es Wohnräume des Menschen bildet, aus Sandstein aus den bischöflichen Steinbrüchen in Kroisbach. Die Wirthschaftsräume sind aus gewöhnlichen Bruchsteinen, die aus unmittelbarer Nähe stammen, gebaut.

Das Aeussere der Häuser zeigt, was der Aufriss wiedergibt, das gewöhnliche Gepräge, Haus Nr. 133 das der neueren, die Häuser Nr. 134, 135 und 136 das älterer Häuser.

# Verstümmelungen des männlichen Gliedes bei einigen Völkern des Alterthums und der Jetztzeit,

## mit besonderer Berücksichtigung der sogenannten Infibulation und Kynodesme.

Von **Dr. Oskar Hovorka, Edl. v. Zderas,**

emer. Assistent am k. k. anatom. Institute zu Wien.

*(Mit 12 Text-Illustrationen.)*

Vortrag, gehalten in der Wiener Anthropologischen Gesellschaft am 10. April 1894.

Die blutigen und unblutigen Manipulationen, welche sich bei den verschiedenen Völkern des Alterthums und der Jetztzeit auf das männliche Glied beziehen, bieten der anthropologischen Forschung das Bild einer ungemein reichhaltigen Mannigfaltigkeit. Schon der eine Umstand ist bemerkenswerth, dass wir nämlich über Gebräuche, von welchen wir z. B. bei den alten Griechen und Römern nur aus den oft dunklen Stellen ihrer Schriftwerke oder aus dem Reste ihrer häufig nur mangelhaft erhaltenen oder doch nur ungenügend darstellenden Kunstdenkmäler Kunde erhalten, eine Aufklärung erhoffen können von heutigen Völkern, bei denen denselben Bräuchen gehuldigt wird, indem wir zu ihnen gehen und sie fragen, warum sie dies oder jenes auf diese oder jene Weise ausführen. Es ist selbstverständlich, dass bei allen diesen Gebräuchen, da ja dem männlichen Gliede ausser der Harnsecretion hauptsächlich die Zeugungsfunction obliegt, insbesondere der Geschlechtsact und die Zeugung als Motive und veranlassende Ursachen dienen müssen; und zwar wird hiebei merkwürdigerweise einmal die Steigerung, ein anderes Mal die Herabsetzung der Wollust beim Cohabitationsacte, ja oft sogar die gänzliche Verhinderung desselben oder auch der Befruchtung beabsichtigt; erst in zweiter Linie sind andere, nicht sexuelle Motive massgebend.

Ich habe nicht im Sinne, den geehrten Herren ein erschöpfendes Bild aller am Penis vorgenommenen Verstümmelungen bei allen Völkern zu bieten, sondern meine Absicht geht blos dahin, Ihnen in einer kurzen Uebersicht die wichtigsten vorzuführen und nur die weniger bekannten hervorzuheben. Man wird es mir wohl auch kaum übelnehmen, wenn ich die bei diesem so delicaten Gegenstande selbst zu errathenden Details mit Stillschweigen übergehe und ebenso auch die Operationen der alten Chirurgen nicht weiter berücksichtige.

Bevor ich aber das specielle Thema behandle, kann ich nicht umhin, zum besseren Verständnisse einige kurze anatomische Bemerkungen vorauszuschicken, welche zur richtigen Erkenntniss und Würdigung der Verstümmelungen unumgänglich nothwendig sind.

Das männliche Glied ist ein Theil des äusseren Sexualorganes des Mannes, welches, abgesehen von der Harnleitung, dazu bestimmt ist, im Zustande der Erection das in den Hoden bereitete Sperma durch den Samenleiter und die Harnröhre (Urethra) in die weibliche Scheide zu bringen*). Der Weg, welchen der Samen nimmt, ist mit dem Harnwege theilweise gemeinschaftlich und man spricht daher von einem gemeinschaftlichen Vorraum des Geschlechtsorganes, dem Sinus urogenitalis. Die Erection oder Schwellung des Gliedes wird durch einen eigenthümlich gebauten Blutgefässapparat, den sogenannten Schwellkörper (corpus cavernosum) bewerkstelligt, dessen Aufgabe der Hauptsache nach darin besteht, um in das reichlich verflochtene Gefässnetz unter dem Einflusse des Nervensystems eine rasche Blutzufuhr und dadurch eine rasche Volumszunahme zu ermöglichen. Von aussen bietet der Penis das Aussehen eines einheitlich gebauten Stumpfes; de facto ist es dem jedoch nicht so; macht man nämlich einen Querschnitt durch den Penis, so erblickt man zunächst die Querschnitte der paarig angelegten Corpora cavernosa penis und unter ihnen den Querschnitt des Corpus cavernosum urethrae; der Schwellkörper der Harnröhre bildet nach vorne eine kegelförmige Anschwellung, die Glans penis oder Eichel. Alles dies besitzt eine Bekleidung von der äusseren Haut, welche sich auch auf die Eichel fortsetzt und als sogenanntes Präputium oder Vorhaut am Sulcus glandis (Eichelrinne) unter Bildung

*) Es werden anatomische Serienschnitte durch den Penis vorgezeigt.

einer Duplicatur in die Schleimhaut der Eichel übergeht. Dabei wirft sie eine Falte auf, das Frenulum praeputii.

Auf Grund dieser anatomischen Verhältnisse theile ich die Verstümmelungen des Penis in solche ein, welche sich auf die Pars cav. urethrae, ferner auf die Pars cav. penis und schliesslich die Vorhaut beziehen.

Wir übergehen nun zu den Verstümmelungen selbst, und zwar sollen nach der anatomisch vorgezeichneten Reihenfolge zuerst die tiefer eingreifenden und dann die leichteren besprochen werden, welche gewissermassen nur als Reste einer barbarischen Sitte dastehen und bei denen die Verstümmelung nur eine unbedeutende und oberflächliche ist. Man darf jedoch nicht in den Glauben verfallen, dass mit der Zunahme der Cultur und Verfeinerung der Sitten etwa auch das Raffinement in sexualibus immer proportional zunehmen muss; denn Gebräuche, welche wir bei sehr tief stehenden Stämmen antreffen, finden wir manchmal auch bei hoch cultivirten Völkern.

### I. Schwellkörper der Harnröhre.

Zu den eingreifendsten Verstümmelungen, welche manche Naturvölker ausüben, gehört die Aufschlitzung der Harnröhre (Discissio urethrae), welche am besten mit der Urethrotomia ext. der heutigen Chirurgie zu vergleichen ist. Es kann die ganze oder nur ein Theil der Urethra gespalten werden. Schon bei dieser Operation werden wir sehen, wie mit ähnlichen oder gar denselben Mitteln ein verschiedenes, ja sogar entgegengesetztes Ziel angestrebt werden kann.

Von Miklucho-Maclay[6] wird uns über eine in Centralaustralien gebräuchliche sogenannte Mika-Operation berichtet, welche darin besteht, dass die untere Wandung der Harnröhre von der vorderen Mündung derselben bis zum Scrotum aufgeschlitzt wird und die Urethra nunmehr keine Röhre, sondern eine Rinne darstellt; man operirt mit einem scharfkantigen Steinmesser, welches aus einem Quarzsplitter besteht und dessen Griff aus dem vertrockneten Safte des Grasbaumes (Xanthorrhea) hergestellt ist. Der Effect dieser so künstlich erzeugten Hypospadie, welche bekanntlich auch angeborenerweise in allen Graden vorkommen kann, ist einleuchtend: zunächst wird der Urin nicht beim Orificium urethrae ext., sondern schon viel früher abfliessen, dort, wo die Rinne beginnt, also hart vor dem Hodensack. Und thatsächlich wird über die Eingeborenen ausgesagt, dass sie beim Uriniren eine eigenthümliche Stellung, ähnlich wie die australischen Weiber, einnehmen, indem sie die Beine spreizen, das Glied emporheben und so den Harn stehend entleeren. Eine fernere Folge der Operation ist eine Gestaltsveränderung des Penis bei der Erection, wobei derselbe nicht gleichmässig abgerundet, sondern breit, von oben nach unten bandartig abgeplattet und flach erscheint; dieses Phänomen wird durch die Störung in der Anordnung der Schwellkörper leicht verständlich. Nach Photographien des H. Purcell in Melbourne[6] zieht sich der operirte Penis in collabirtem Zustande zusammen und hat das Aussehen eines grossen Knopfes. Die wichtigste Folgeerscheinung ist jedoch die Art und Weise, wie das Sperma entleert wird, und hauptsächlich aus diesem Grunde wird auch die Aufschlitzung in Centralaustralien vorgenommen. Sie hat den wohldurchdachten Zweck, bei ungestörter Cohabitationsfähigkeit die Schwängerung zu verhüten, was in der Art erstrebt wird, dass das Sperma noch ausserhalb des weiblichen Genitalschlauches abfliesst; Miklucho-Maclay erzählt, dass es den so operirten Leuten ohneweiters erlaubt ist, im Lager völlig nackt herumzugehen, während sie vor der Operation ihre Geschlechtstheile bedecken müssen. Er lässt zwar die Frage offen, ob solche der Mika-Operation unterzogene Leute die Weiber schwängern können, aber es muss dies vom medicinischen Standpunkte zugegeben werden. Denn in der Mika-Operation können wir nur eine Erschwerung der Befruchtungsfähigkeit, nicht eine Verhinderung derselben erblicken.

Es ist eine Reihe von angeborenen Hypospaden sichergestellt, welche Kinder erzeugt haben, und Albert erzählt sogar einen Fall einer Hypospadia penoscrotalis, wobei der Mann nicht nur schon als Junggeselle das Malheur hatte, ein Mädchen in die Hoffnung zu bringen, sondern dessen eigene Hoffnungen auch dadurch übertroffen wurden, indem ihn seine Gattin mit mehreren Kindern beschenkte; der Coitus ging ganz befriedigend von statten, allerdings unter Anwendung gewisser Kunstgriffe. Selbst Miklucho-Maclay erzählt in dem früher erwähnten Berichte[6] von den Eingeborenen am Port Dawin, dass viele unter ihnen, trotzdem sie operirt waren, Väter reinblütiger Kinder wurden, und setzt mit Unrecht gewisse Zweifel in diese Aussage.

Die Alten hielten merkwürdigerweise Männer selbst mit den leichten Graden der Hypospadie

auch für impotent und man erklärte nur jene für heilbar, deren Rinne ὑπὸ τῷ κυνὶ, d. h. bis zum Frenulum reichte; in diesen Fällen amputirte man einfach den Penis an jener Stelle, bis wohin sich die offene Rinne erstreckte. Auch die Annahme Miklucho-Maclay's, dass die Dauer des Coitus eine kürzere sein müsse, halte ich für unrichtig, da ja die Ejaculation in dem Momente beginnt, wo das Sperma aus dem Hoden in den Samenleiter sich ergiesst; das Wollustgefühl und die sensible Reizung der Genitalien erreicht beim Manne ihren Culminationspunkt in dem Zeitpunkte, wenn das Sperma die Ductus ejaculatorii im Schnepfenkopfe passirt hat, also in einer Region, mit welcher die Mika-Operation in keiner Beziehung steht.

Die Operation, über welche auch Eyre, Taplin, Schürmann und Gason früher berichtet haben, ist nicht nur in Centralaustralien bekannt, sondern auch im Süden dieses Continentes, sowie auch unter den Eingeborenen der Port Lincoln-Halbinsel. Beim Dieyeriestamme wird sie nach Gason „Kulpi" genannt und bei Jünglingen in der Pubertätsperiode vorgenommen. Man führt sie in der Weise aus, dass das Glied auf ein Stück Rinde gelegt und die Urethra vom Orificium bis zum Scrotum mittelst eines zugespitzten Feuersteines gespalten, wonach die Rinde in die Wunde gesteckt wird, um das Wiederzuheilen zu verhindern. Nach Taplin führen die Südaustralier zuvor einen Känguruhknochen in die Urethra als Leitsonde ein und ausser Steinsplittern sind bei den Nasim am Golf von Carpentaria auch scharfe Muscheln gebräuchlich. Interessant sind die Ausführungen von Miklucho-Maclay, welcher die Mika-Operation im Sinne der Darwin'schen Zuchtwahl zu deuten bestrebt ist. Nämlich nicht alle Männer eines Stammes werden der Operation unterzogen, sondern unter circa 300 Operirten sollen sich 3—4 Männer mit unverletztem Gliede befunden haben und einer von den letzteren soll ein besonders stark und kräftig gebauter Mensch gewesen sein; auch die geringe Zahl der Kinder dieses Stammes war auffallend. Während ich die letztere Thatsache als gar nicht auffallend finde und nur als eine natürliche Folge der erschwerten Perceptionsfähigkeit ansehe, möchte ich mir hinsichtlich einer beabsichtigten Zuchtwahl doch eine Mahnung zu einer gewissen Vorsicht erlauben. Es ist ja noch gar nicht ausgemacht, dass alle Nichtoperirten wirklich lauter stattliche, vorzüglich gebaute und auserlesene Kerle gewesen sein müssen, und bei den Nasim werden gerade die stärksten Jünglinge zur Operation bestimmt, welche sie sogar für eine besondere Ehre ansehen.

Im Gegensatze dazu vollführen die Eingeborenen an der Nordwestküste Australiens[6] eine partielle Spaltung der Urethra, und zwar aus dem entgegengesetzten Grunde, um nämlich das Wollustgefühl bei der Cohabitation zu steigern. Man vergleiche hiemit die Ansichten der Römer betreffs der Hypospadie.

Uebrigens wird die Spaltung der Harnröhre von anderen Naturvölkern auch zu rein medicinischen Zwecken ausgeführt; so berichtet Karl von den Steinen[11] über die Trumai in Brasilien, dass sie sich mitunter genöthigt sehen, die Urethra zu spalten, wenn das sogenannte Kandirufischchen (Cetopsis Candiru) beim Baden in dieselbe eindringt; es vermag wegen seiner Flossen nicht mehr zurück und kann unter den unsäglichsten Schmerzen selbst den Tod des Unglücklichen veranlassen. Es erscheint demnach in Erwägung dessen, dass jene Völker mit der Spaltung der Harnröhre verschiedene Ziele verfolgen, die Annahme einer beabsichtigten und vorausberechneten Zuchtwahl doch etwas zu gewagt, und zur Illustrirung dieses Umstandes soll erwähnt werden, dass Schürmann von den australischen Eingeborenen auf die Frage, warum sie es so thäten, zur Antwort bekam, dass es von ihren Voreltern so ausgeübt wurde und deshalb auch von ihnen selbst verrichtet werden müsse.

Eine noch schwerere Verstümmelung des Gliedes ist jedenfalls nur noch die gänzliche Abschneidung desselben, wie sie bei den Verschnittenen im Sudan und von der russischen Secte der Skopzen ausgeübt wird Da sie aber mit der Castration zusammenhängt, soll sie hier nicht weiter erörtert werden.

## II. Schwellkörper des Gliedes.

Die nächste Art der Verstümmelung des Penis ist die Durchbohrung des Gliedes (Perforatio penis). Die Durchbohrung des Corpus cavern. penis ist selten, häufiger wird die Eichel, welche zum Harnröhrenschwellkörper gerechnet wird, perforirt. Im Allgemeinen hat man es dabei auf eine Steigerung der Libido sexualis beim Cohabitationsacte abgesehen. Von den Bisajostämmen auf den Philippinen berichtet Carletti in seinen „Viaggi" am Anfange des vorigen Jahrhunderts, dass sie das Glied „etwas in der Mitte desselben" mit einer Bleispindel durch-

bohren und an deren Enden drehbare Sternchen aus Blei anbringen. Im Geiste seiner Zeit spricht er hierüber als von einer „Erfindung des Teufels“ und will aus den Eingeborenen herausgebracht haben, dass dies zu dem Zwecke geschehe, weil bei den grossen Arbeitsforderungen der dortigen Bevölkerung Gelegenheit geboten wird, die Kräfte zu schonen und so eine Sättigung für eine längere Zeit resultiren soll.

Aehnliche Reizvorrichtungen sind auch bei anderen Völkern beobachtet worden. Bei den Dajaken auf Borneo werden nach Miklucho-Maclay [5] unter dem Namen „Ampallang“ ähnliche Gegenstände in Anwendung gebracht, welche ebenso dazu bestimmt sind, den Geschlechtsgenuss, und zwar besonders den der Frauen, zu erhöhen (Fig. 90). Hier wird aber nicht der Penisschaft, sondern die Eichel mit einer

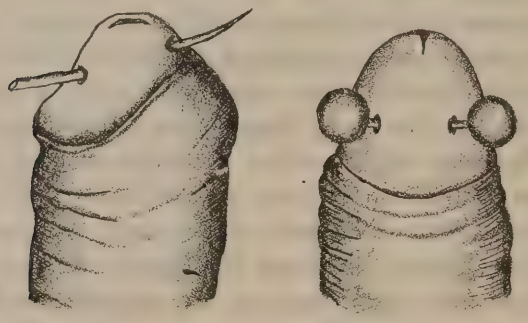


Fig. 90. „Ampallang“ der Dajaken von Borneo. (Nach Miklucho-Maclay.)

silbernen Nadel oder einem spitzen Bambusstäbchen entweder von oben nach unten oder häufiger in der queren Richtung durchbohrt, worauf eine in Oel getauchte Taubenfeder hineingesteckt wird, welche man bis zur definitiven Heilung des Wundcanales täglich wechselt; erst dann wird die Feder durch Stäbchen aus Elfenbein, Messing, Kupfer, Silber oder Gold ersetzt. Oft besitzen solche Stäbchen an ihrem Ende eine Kugel oder Birne aus Achat oder Metall. Bei der Arbeit und auf der Reise steckt der Dajak eine Feder hindurch; vor dem Beischlaf wird der Ampallang angelegt. Diese Ampallangs sind oft behufs Anbringung von Borsten und Haaren mit kleinen Oeffnungen versehen, wodurch dem Apparat das Aussehen einer Bürste verliehen wird. Männer mit solchen Ampallangs erfreuen sich einer besonderen Begünstigung und die Frau gibt ihrem geheimen Wunsche symbolisch auf die Weise Ausdruck, indem sie in die Reisschüssel ihres Mannes eine in ein Sirihblatt gerollte Cigarette von der gewünschten Länge verbirgt. Die Dajakfrauen können auch ihr Scheidungsrecht geltend machen, im Falle der Gatte den gewünschten Ampallang verweigern sollte.

Aehnliche Apparate fand Mayer bei den Malayen von Borneo, welche in dem perforirten Penis einen bürstenartig geformten feinen Draht einfügen. Die Alfuren auf Nordcelebes gebrauchen nach Riedel und Miklucho-Maclay noch complicirtere Vorrichtungen unter dem Namen „Kambi“ oder „Kambiong“, wobei an den üblichen Ampallang noch lange Schnüre befestigt werden, wahrscheinlich zum bequemeren Einstellen des Apparates (Fig. 91); ausserdem wird in die Eichelrinne der Augenlidrand des Bockes mit seinen steifen Wimperhaaren gelegt.

Dieses Streben nach einer Steigerung des Wollustgefühles wird jedoch vielfach auch durch unblutige Manipulationen erreicht; so wird auf Java

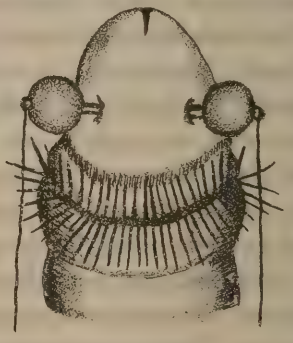


Fig. 91. „Kambi“ der Alfuren von Nordcelebes. (Nach Miklucho-Maclay.)

und bei den Sudanesen nach Ploss [9] der Penis mit Streifen von Ziegenfell umwickelt, wobei die Eichel freibleibt; diese Umwicklung ist nicht mit den später zu erwähnenden Penisfutteralen zu verwechseln. In Hinterindien zu Pegu beobachtete Linschotten am vorderen Theile des Gliedes Schellen von Walnussgrösse und in China wird von Wollüstlingen Aehnliches durch Vogelfedern bewerkstelligt. Im portugiesischen Nationalepos „Die Lusiaden“ wird von Camœns [10, 22] Folgendes hierüber erzählt (Uebersetzung von Wollheim da Fonseca):

„Sieh' Arrakan und von Pegú die Lande.
Einst Ungeheu'r bevölkerten den Staat,
Erzeugt in der Begattung ekler Schande,
Von Weib und Hund, die sich in Brunst genaht.
Hier tragen an des Zeugungsgliedes Rande
Sie einen klangbegabten Erzesdraht:
Ein Mittel, das die Königin erdachte
Und so der Sündenschmach eine Ende machte.“

Weissenberg [18] berichtet über elastische, mit Zähnchen besetzte Ringe, wie sie in Russland vorkommen, und es ist ein Glück, dass die Geheimnisse unserer

Gummiwaarenhändler in Mitteleuropa doch nur einer beschränkten Anzahl von modernen Culturmenschen bekannt sind.

Eine eigenthümliche Sitte wird bei den Batta auf Sumatra von Hagen[4] und Staudinger[10] beschrieben, welche pyramidenförmig gestaltete Steinchen, „Persimbraon“ genannt (Fig. 92), bis zu 10 Stück oder kantige Gold- und Silberklümpchen im Einschnitte der Penishaut implantiren und einheilen lassen (Implantatio). Da man bei dieser Operation wohl nicht immer sehr antiseptisch vorgehen dürfte, so erscheint es als leicht verständlich, dass viele dieser Steinchen herauszueitern pflegen. Die Operation wird von eigenen herumfahrenden Medicinverkäufern ausgeführt. Die Steinchen, welche ziemlich selten sein sollen und angeblich nur in

Fig. 92. „Persimbraon“ der Batta von Sumatra. (Nach dem Original im Wiener naturhistorischen Hofmuseum.)

einer bestimmten Gegend hinter dem Tobahsee vorkommen, bestehen aus einem marmorähnlichen Gestein und werden zugleich als Medicin gegen allerlei innere Krankheiten verwendet. Man legt den Stein auf einige Tage in ein Gefäss mit Wasser und trinkt das Wasser aus.

### III. Vorhaut.

Unter den auf die Vorhaut sich beziehenden Verstümmelungen nimmt die Beschneidung (Circumcisio), d. h. die circuläre Abtragung des Präputiums, einen hervorragenden Platz ein. Ueber die rituelle Beschneidung, auf welche wir hier nicht näher eingehen wollen, soll nur so viel bemerkt werden, dass sie nicht etwa eine nur für die Juden charakteristische Sitte darstellt, sondern sie findet sich auch bei den Mohammedanern, bei vielen afrikanischen Negervölkern, ferner in Australien, ja sogar auch unter den Ureinwohnern Amerikas. Die Mehrzahl der heutigen Ansichten geht dahin, dass sie ausser hygienischen Vorkehrungen eine Steigerung der Zeugungsfähigkeit bezwecken soll.

Die Excision und Incision sind nichts Anderes als eine partielle Beschneidung; bei der Excision wird ein keilförmiges Stück der Vorhaut herausgeschnitten, wie dies z. B. bei den Tartaren geschieht; die Incision — wie sie bei den Nukahiwern in Oceanien und bei den Massai in Centralafrika ausgeübt wird — besteht aus einem einfachen Einschneiden der Vorhaut, wodurch für die Eichel mehr Platz geschaffen wird. Als ein interessantes Detail möchte ich nur hervorheben, dass bei den Batta die Knaben zur Zeit der Pubertät an sich selbst die Operation vornehmen, und zwar heimlich, ohne ihre Eltern davon zu verständigen. Der Einschnitt wird nach Hagen[4] meist mittelst eines Messers ausgeführt; die weniger muthigen und messerscheuen Individuen bedienen sich jedoch eines ungemein einfachen Instrumentes namens „Niapit“, welches aus einem halbgespaltenen Bambusstäbchen und zwei feinen Grasringen besteht; mit diesem „Niapit“ wird die Vorhaut eingeklemmt und in 1—5 Tagen nach und nach zur Usur gebracht.

Als eine noch weniger eingreifende Operation ist die Durchbohrung der Vorhaut (Perforatio praeputii) anzusehen, wie sie bei den alten Römern gebräuchlich und unter dem Namen Infibulatio bekannt war. Da sie heutzutage von keinem Volke der Erde mehr ausgeübt wird, so sind wir hauptsächlich auf die Schriftwerke der alten Römer als Quellen angewiesen. Die Infibulation war eine Verstümmelung des Gliedes, welche in einer Durchbohrung der Vorhaut und Verschliessung derselben mittelst einer Fibel bestand. Ich möchte besonders die Worte „Vorhaut und Verschliessung“ betonen, um die Möglichkeit einer Verwechslung mit den Reizapparaten der Dajaken und Alfuren zu vermeiden, welche an der Eichel angebracht werden und ganz andere, ja entgegengesetzte Zwecke verfolgen.

Vom Scholiasten des Juvenal erfahren wir, dass es kleine Ringe waren, welche die Tragöden und Komöden zur Verhinderung des Coitus am Penis trugen, um die Stimme nicht zu verlieren. Nach Celsus (De medic., VII, 25, 3) wurden die Jünglinge „der Gesundheit halber“ infibulirt; er beschreibt auch ausführlich den Vorgang bei der Operation, wie die Vorhaut vorgezogen und die zu durchbohrende Stelle auf beiden Seiten mit Tinte bezeichnet wird, wie man die Vorhaut mit einer eingefädelten Nadel durchnäht und die beiden Enden des Fadens mit einander verbindet; wie dann der Faden täglich bewegt werden muss, damit sich Narben bilden (donec cicatriculae fiant), der Wundcanal zuheilt und nach Herausnahme des Fadens (excepto filo) die Fibel endgiltig hineingelegt werden kann. Diese Beschreibung ist so klar, dass man über die operative Methode der Infibulation nicht mehr im Zweifel sein kann; nur über die Form und Gestalt der Fibel spricht sich Celsus nicht weiter aus. Aus gewissen Andeu-

tungen einiger römischer Schriftsteller geht hervor, dass bei der unglaublichen Sittenlosigkeit, wie sie zur Zeit des Kaiserreiches in Rom herrschte, die an der Vorhaut angebrachte Fibel den Zweck hatte, den Coitus zu verhindern; es waren dies gewiss nicht immer einfache Ringe, wie sie der Scholiast des Juvenal beschreibt, denn schon der Begriff „Fibel" lässt vielerlei Deutungen zu. Unter Fibel stellen wir uns — wie dies jedem Archäologen und Prähistoriker geläufig ist — eine Vorrichtung vor, welche dazu bestimmt ist, leicht bewegliche Theile eines Gegenstandes mit einander zu knüpfen und zusammenzuhalten. Ihre Gestalt kann die verschiedensten Formen aufweisen. Berg übersetzt das Wort „fibula" an der betreffenden Stelle mit „Heftel" und fügt hinzu, es sei ein Draht aus Kupfer, Silber oder Gold gewesen. Die Fibel konnte aber offenbar keinen vollkommenen Verschluss des Vorhautsackes bewirken, da ja der Weg für den Abfluss des Urins freigelassen werden musste.

Aus den Epigrammen des Martial (IX, 27, 10) geht hervor, dass man zum An- und Ablegen der Fibel sogar die Hilfe eines Schmiedes in Anspruch zu nehmen pflegte:

> Occurit aliquis inter ista si draucus
> jam paedagogo liberatus, et cujus
> refibulavit turgidum faber penem,
> nutu vocatum ducis et pudet fari,
> Catoniana, Chreste, quid facis lingua.

Das Streiflicht, welches durch diese knappe, aber drastische Schilderung auf die damaligen römischen Verhältnisse geworfen wird, ist geeignet, uns geradezu mit Ekel und Abscheu zu erfüllen. Die Ausgelassenheit der damaligen römischen Welt muss eine grenzenlose gewesen sein und die Römerinnen standen in Bezug auf Zügellosigkeit und Verdorbenheit der Sitten den Männern keineswegs nach. Juvenal sagt hierüber in seinen Satiren (VI, 73) ganz offen: „solvitur his magno comoedi fibula", es löst sich die Fibel des Schauspielers um theueres Geld, d. h. den anwesenden Damen, wozu der Scholiast ganz überflüssigerweise bemerkt: „damit sie mit den Komöden Beischlaf treiben, denn alle singenden Knaben haben Fibeln am Gliede zur Verhinderung des Coitus". Man dürfte wohl vielleicht befürchtet haben, dass etwa die Tenorstimme der Knaben in eine tiefere umschlagen könnte. Wie sich die römischen Damen an die Sänger herandrängten, ersehen wir aus einer anderen Satire Juvenal's (VI, 379), wo es heisst: „Wenn sie sich am Gesange erfreut, so dauert keines Sängers Fibel, der seine Stimme den Prätoren verkauft, lange."

Unter den Epigrammen Martial's (IX, 27, 10) findet sich eine Stelle, aus welcher hervorgeht, dass männliche Sclaven mit der Infibulationsvorrichtung in Damenbäder genommen wurden und zugleich erfahren wir eine Bestätigung unserer Annahme, dass die Fibel nicht immer nur einen einfachen Ring vorstellen musste, sondern auch oft einen complicirteren Apparat (hier eine Metallhülse) erforderte:

> Theca tectus aenea lavatur
> Tecum, Caelia, servus; ut quid, oro,
> Non sit cum citharoedus aut choraules?
> Non vis, ut puto, mentulam videre.
> Quare cum populo lavaris ergo?
> Omnes an tibi nos sumus spadones?
> Ergo ne videaris invidere
> Servo, Caelia, fibulam remitte.

Und auf einer anderen Stelle (XIV, 213) platzt Martial direct mit der Erklärung heraus, dass die Fibel eigentlich nur ein Mittel sei, um auf Umwegen Geld herauszulocken. Er apostrophirt den Apparat und fragt:

> Dic mihi simpliciter, comoedis et citharoedis,
> Fibula, quid praestas? carius ut futuant. (!)

Wie man aber jedem Dinge zwei Seiten abgewinnen kann, so benützte der spottlustige Martial in seinen Epigrammen (VII, 82) die Fibel dazu, um auch andere erbärmliche Zustände seines Zeitalters rücksichtslos zu geisseln:

> Menophili penem tam grandis fibula vestit,
> Ut sit comoedis omnibus una satis.
> Hunc ego credideram, nam saepe lavamur in unum,
> Solicitum voci parcere, Flacce, suae.
> Dum ludit media populo spectante palaestra,
> Delapsa est misero fibula; verpus erat.

Es muss hervorgehoben werden, dass hier neben der Infibulation zugleich von der Castration gesprochen wird.

Als die einzige bildliche Darstellung vermag ich nur die Abbildung einer Bronzestatuette eines Musikers im Museo del collegio romano anzuführen (Fig. 93). Winckelmann [14], welcher dieselbe publicirt hat, bemerkt hiezu, es wäre ein Unicum. Die Vorhaut des sehr grossen Gliedes ist stark vorgezogen und vor der Glans geht ein grosser Ring durch.

Im Sprachgebrauche wurde die Fibel auch im übertragenen Sinne angewendet und darauf beziehen sich die Stellen aus dem Lactantius (Div. Inst., I, 16), wo die Redensart „fibulam imponere" so viel bedeutet, als „den Coitus, die Ehe verbieten" und beim Ter-

TULLIAN (De pudicitia, 16; de corona, 11) „fibulam relaxare", gleichbedeutend mit „Coitus, Ehe zulassen".

Die bisher besprochene Infibulation des männlichen Gliedes der Römer wird in der heutigen archäologischen Literatur vielfach mit der sogenannten Kynodesme*) der Griechen und Etrusker verwechselt. So führt PASSOV in seinem Lexikon beim Vocabel Κυνοδέσμη die Worte an: „eine Fibula zur Infibulation, Band, mit dem die Vorhaut an die Eichel gebunden ward" und auch STEPHANI [12], welcher eine Zusammenstellung der diesbezüglichen Belege aus den Schriftwerken bringt und alle hiehergehörigen Kunstwerke anführt, trennt nicht die Infibulation von der Ligatur der Vorhaut.

Seine Ansicht geht dahin, dass man, „um die Begattung unmöglich zu machen, wahrscheinlich auch,

Fig. 93. Infibulation römischer Musiker. (Nach WINCKELMANN.)

um unfreiwilligen Samenabfluss zu verhüten, die Vorhaut zu durchbohren und zunächst durch einen Faden zu verschliessen pflegte, den man später, nachdem sich die Oeffnungen verhärtet hatten, durch eine Metallnadel oder Metallring ersetzte. Dass man das Glied, während man sich des Fadens bediente, mit dessen Hilfe aufwärts gerichtet festband, sagen die Schriftsteller nicht ausdrücklich, geht aber namentlich aus dem etruskischen Wandgemälde von CHIUSI unzweideutig hervor".

Dass die Infibulation vorzugsweise dazu bestimmt war, die Begattungsfähigkeit zu verhindern, ist richtig und wir haben dies aus den früheren Erörterungen entnehmen können. Die Kynodesme der Griechen und Etrusker dagegen musste nach einer näheren Betrachtung der Sache von der Infibulation toto coelo verschieden gewesen sein und musste einen ganz anderen Zweck gehabt haben, als die Verhinderung des Coitus.

Die spärlichen Stellen aus den griechischen Schriftstellern lauten in einem ganz anderen Sinne, als die unzweideutigen Aussagen der römischen Autoren. So erklärt HESYCHIOS die Bedeutung der Κυνοδέσμη mit den Worten δεσμὸς ἀκροποσθίας, d. h. Fessel der Vorhaut, und POLLUX (Onomast, II, 171) bezeichnet sie ebenfalls als Fessel des vordersten Theiles der Vorhaut mit den Worten: ᾧ δὲ τὴν πόσθην ἀπεδοῦντο, τοῦτον τὸν δεσμὸν κυνοδέσμην ὠνόμαζον. In den Anecdota Graeca (BEKKER, S. 49, 17) heisst es auch bei demselben Gegenstande: „dasjenige, womit sie ihre Glieder unterbinden", und ausserdem wird hinzugefügt: οἱ Ἀττικοὶ ἀπεσκολυμμένοι, welche Stelle ich in dem Sinne auffassen möchte, dass darunter nicht etwa „beschnittene Attiker", sondern Attiker zu verstehen sind, „deren Vorhaut sich zurückzieht". Die Vorhaut kann ja bekanntlich angeborenerweise ziemlich lang oder aber auch ziemlich kurz sein. In Bezug auf das Material der Kynodesme findet sich im PHOTIOS (Lexic., 188, 9) eine Stelle, wo als Kynodesme ein Riemchen bezeichnet wird, mit welchem man denjenigen, „welche sich beim Entkleiden unanständig benehmen" (οἱ περὶ τὰς ἀποδύσεις ἀσχημονοῦντες), die Vorhaut unterbindet.

Soweit die Nachrichten, welche uns die griechischen Schriftsteller bis auf unsere Zeiten überliefert haben. Es wird hier immer nur von einem „Band" und „Unterbinden", nie von einer Perforation, wie bei den Römern, gesprochen. Auch an den Gemälden und Bildwerken jener Zeit erscheint die Vorhaut des nicht erigirten Gliedes mit einem Band in Maschenform unterbunden oder man sieht den Penis aufwärts gerichtet und an einer Schnur befestigt, also in einer sonst unnatürlichen Lage.

Als Belege für die erstere Art der Darstellung möchte ich die Malerei an der Innenfläche einer Amphora anführen, welche sich in der Münchener Pinakothek befindet und deren an Ort und Stelle ausgeführte Originalpause mir Dr. JÜTHNER*) gütigst zur Verfügung gestellt hat (Fig. 94). Sie stellt einen jugendlichen, unbekleideten Speerwerfer dar, dessen äussere Genitalorgane mit einer fast scrupulösen Genauigkeit angegeben sind, soweit es bei der Klein-

*) Κύων = Hund, frenulum praeputii, dann im weiteren Sinne: das männliche Glied; δέω = ich binde. Also wörtlich: Gliedfessel.

*) Die Publication bei GERHARD (A. Vas. IV.) ist ungenau und speciell in den uns hier interessirenden Theilen unrichtig ausgeführt.

heit des Objectes möglich ist. Oberhalb des erschlafften Scrotums ist das Glied in fast horizontaler Lage abgebildet und die Vorhaut mittelst einer Schnur in der einfachen Maschenform unterbunden; über dem Gliede sieht man das Schamhaar und die

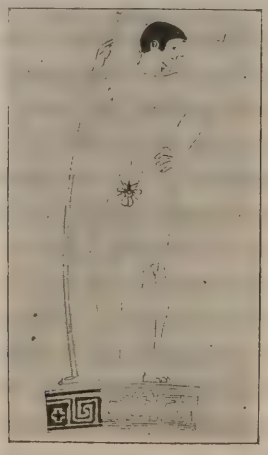


Fig. 94. Speerwerfer mit Kynodesme. (Gemälde von einer Amphora aus der Pinakothek in München.)

Linea alba angedeutet. Ein ähnliches Beispiel ist das von Alex. François [8] im Jahre 1846 in Chiusi aufgefundene etruskische Grabgemälde (Fig. 95), wo man die Vorrichtung noch deutlicher sehen kann, indem der aufwärts gerichtete Penis an einer um die Lenden gehenden Bauchschnur befestigt ist; bei

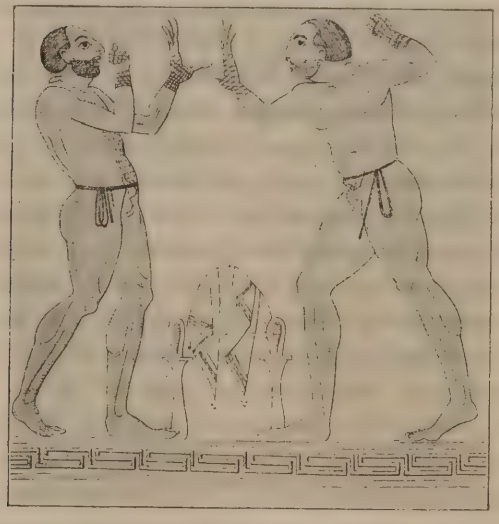


Fig. 95. Faustkämpfer mit Kynodesme. (Etruskisches Grabgemälde von Chiusi.)

einem der Männer steckt er einfach hinter derselben. An einem jetzt in Berlin befindlichen Krater aus Capua [1], wo Scenen aus dem Gymnasion dargestellt sind, sieht man sogar einen Epheben, der soeben im Begriffe steht, die Penisschnur an seinem Gliede anzubringen (Fig. 96); er hält sie in der rechten Hand und mit der linken zieht er die Vorhaut vor.

An den Kunstproducten der antiken Bildhauerei erblickt man ebenfalls das aufwärts gerichtete, nicht erigirte Glied, wobei natürlich die Angabe des Bandes oder Schnur, als den Regeln dieser darstellenden Kunst zuwiderlaufend, von den alten Meistern unterlassen wurde. Solche Gegenstände fand Stephani in dem unter dem Namen der grossen Blissnitza bekannten, im Jahre 1868 in Südrussland ausgegrabenen Grabhügel. Als Beispiel dient uns die Terracottastatuette eines sitzenden, eine ebensolche eines stehenden Komikers in der Rolle des Herakles, ferner die Bronzestatuette eines Diskobols (Fig. 97). Die Frage, ob die Glieder der ersten zwei nicht etwa künstliche Phalloi darstellen, bleibt für die anthropologische Betrachtung irrelevant. Am deutlichsten sieht man die Vorrichtung bei dem Diskobol, dessen Penis lose

Fig. 96. Griechischer Ephebe, im Begriffe die Kynodesme anzulegen. (Gemälde von einem Krater aus Capua.)

aufwärts gerichtet erscheint, als ein Beweis dafür, dass er mittelst einer Schnur an dem über die Eichel gezogenen Präputium in die Höhe nicht hinaufgezerrt, sondern leicht hinaufgebunden wurde. Es ist dies eine Modification der vorhin erwähnten Kynodesme an der Münchener Amphora und sie findet ihre Ergänzung in dem ebenfalls schon angeführten Grabgemälde von Chiusi. Hieraus ergeben sich also bereits drei Arten der Kynodesme: 1. eine, wo die über die Eichel gezogene Vorhaut mit einer Schnur in Maschenform unterbunden wird; 2. eine andere, wo das Glied ausser einer Vorhautschnur noch hinaufgebunden und an einer Bauchschnur befestigt wird, und schliesslich 3., wo der Penis einfach hinter der Bauchschnur steckt.

Es ist nicht meine Absicht, hier eine ausführliche Zusammenstellung aller hiehergehörigen Kunstwerke anzuführen und dieselben in diesem Sinne zu

würdigen, denn das muss ich als die Aufgabe eines Fachmannes in der Archäologie betrachten. Nur die eine Bemerkung sei mir gestattet, dass mir die in dem sorgfältig zusammengestellten Verzeichnisse der hiehergehörigen Kunstwerke (bestehend aus Terracottafiguren, Bronze- und Marmorstatuetten, ferner Vasen- und Wandgemälden) von Stephani gewählte Eintheilung in Schauspieler, Musiker, Agonisten und Schlemmer nicht sehr berechtigt erscheint. Ich war leider nicht in der Lage, allen diesen Belegen nachzugehen und es ist, wie gesagt, auch nicht meine Aufgabe, heute alle diese 24 Kunstgegenstände zu erörtern; aber nur auf den Umstand möchte ich

Fig. 97. Kynodesme (Stephani).
*a*, *b* Terracottastatuetten aus Südrussland (griechische Komiker); *c* Bronzestatuette aus Capua (etruskischer Diskobol).

nebenbei hinweisen, dass man auch bei diesem Gegenstande ersehen kann, wie innig sich zuweilen zwei Disciplinen berühren können und wie es gerade hier die Natur der Sache erheischt, dass die Frage nicht einseitig und nicht nur vom Archäologen, sondern auch vom Anthropologen und Mediciner untersucht wird. Die vorerwähnte Eintheilung von Stephani halte ich darum nicht für vollkommen berechtigt, weil ich überzeugt bin, dass man vielleicht mit der Zeit auch noch Statuen und Bilder anderer Standeskategorien auffinden wird. Schon die Satiren der Silen und der Marsyas, welche er anführt, wollen nicht recht in die vier Gruppen hineinpassen. Auch durch die folgenden Worte versucht Stephani zu einer recht gezwungen aussehenden Erklärung zu gelangen: „Aus den Kunstwerken ersehen wir, dass dieselbe Gewohnheit (Infibulation) auch im Gymnasion und überhaupt bei allen Personen, welche auf die Erhaltung männlicher Kraft besonderen Werth legten, also namentlich bei denen, welche sich durch üppige Lebensweise bereits um einen Theil dieser Kraft gebracht haben, nicht weniger verbreitet war. Was das Gymnasion betrifft, so mag wohl geradezu eine Rücksicht auf die dort so leicht zu erregenden päderastischen Neigungen mitgewirkt haben. Natürlich aber trug die Kunst die Sitte auch auf mythische Personen von ähnlichem Charakter über.“

Als die Hauptursache für diese verfehlte Anschauung ist, wie erwähnt, die Verwechslung der Infibulation mit der Kynodesme anzusehen. Der Unterschied ist uns nach dem Vorhergehenden klar: Die Infibulation war eine durch blutige Operation bewerkstelligte Verstümmelung, die Kynodesme keine Verstümmelung, sondern nur eine unblutige Manipulation mit dem Gliede. Zur Infibulation verwendete man für gewöhnlich eine Metallfibel verschiedener Gestalt, welche durch die vorher perforirte Vorhaut hindurchgesteckt wurde, und zwar zu dem Zwecke, um den Coitus zu verhindern; als Kynodesme hingegen bezeichnete man ein Band zum Aufwärtsrichten oder Unterbinden des Gliedes. Ueber den Zweck der Kynodesme sprechen sich die griechischen Schriftsteller nicht klar aus; es hat vielmehr oft den Anschein, als wie wenn sie bei Erwähnung dieses Wortes an etwas Selbstverständliches gedacht hätten. Die Begattung konnte durch dieselbe gewiss nicht verhindert werden, denn das Glied war nur mehr oder weniger locker angebunden und der Betreffende hatte es ja in seiner Macht, den an seinem Gliede geknüpften Knoten zu lösen, respective das hinter die Bauchschnur gesteckte Glied herabzulassen, wenn er es wollte.

Ein Blick auf die Abbildungen Fig. 94—97 kann uns davon sofort überzeugen. Würde man thatsächlich die Absicht verfolgt haben, durch die Kynodesme die Begattung unmöglich zu machen, so hätte es gewiss viel fester angebrachter Vorrichtungen bedurft, da ja doch nicht die Cohabitation coram publico, sondern nur in camera caritatis in Frage kommen konnte; dasselbe gilt von den päderastischen Neigungen. Zu diesem Zwecke war aber die Infibulation bestimmt. Man vergleiche nur die Fig. 93 mit den früher erwähnten Abbildungen Fig. 94—97.

Und thatsächlich sprechen die römischen Schriftsteller ausdrücklich von Fibeln, Ringen, Hülsen, Zuhilfenahme von Schmieden etc. Wäre die Infibulation identisch mit der Kynodesme, so müsste man doch an den Statuen oder Gemälden der Griechen und Etrusker eine fibelartige Vorrichtung sehen, wie bei

dem von Winckelmann publicirten Musiker; aber man bemerkt an diesen Werken lediglich bandartige Schleifen und die griechischen Autoren sprechen auch nur von Bändern und vom Binden. Wenn jedoch die Fibel dazu bestimmt und geeignet war, die Begattung zu verhindern, so vermochte sie gewiss nicht die Erection hintanzuhalten, da sie ja nur ein Hinderniss der Immissio penis bildete. Die Kynodesme konnte wohl eine Verhinderung des unfreiwilligen Samenabflusses, wenn auch nur indirect, veranlassen, da sie eine beginnende Schwellung des Gliedes zu signalisiren im Stande war. Daraufhin dürfte die Stelle des Photius zu beziehen sein, wo es heisst, dass die Vorhautschnur denjenigen, „welche sich unanständig benehmen", angelegt wurde; ebensogut könnte man aber auch an onanistische Handgriffe denken. Bei jener Anordnung der Kynodesme, wo der aufgerichtete Penis einfach hinter die Bauchschnur gesteckt wurde, musste selbst der Werth der Prophylaxe einer beginnenden Pollution fraglich erscheinen, abgesehen davon, dass es nicht ausgemacht ist, dass man die Kynodesme auch nicht im Schlafe anwendete. Ich glaube demnach nicht, dass der Schutz vor Pollutionen der Hauptzweck der Kynodesme gewesen sein soll. Hieraus erklären sich die Bedenken Stephani's, warum „die Schriftsteller dies nicht ausdrücklich sagen", und zwar die römischen, warum man das infibulirte Glied nicht aufwärts gerichtet band. Sie sagen es darum nicht, weil man das infibulirte Glied überhaupt nie aufwärts festband und das Grabgemälde von Chiusi stellt eben nicht infibulirte, sondern kynodesmirte Faustkämpfer dar. In demselben Sinne verwechselt auch Stephani den durch eine künstlich gemachte Oeffnung der Vorhaut angebrachten, später, „nachdem sich die Oeffnungen verhärtet hätten", durch eine Metallfibel des Celsus zu ersetzenden, also nur provisorischen — mit dem einfach um die Vorhaut gebundenen Faden der Griechen

Aus der Natur der Sache ergibt sich von selbst, dass die Kynodesme, sowie sie die Begattung nicht zu verhindern vermochte, ebensowenig im Stande war, die männliche Kraft zu erhalten. Sie konnte allerdings mittelbar die beginnende Erection signalisiren, einen energischen Willensimpuls auslösen und, wenn ihm seitens der Genitalsphäre Folge geleistet wurde, dadurch einer Pollution vorbeugen; da aber die Schwächung der männlichen Kraft eben in der verminderten Erectionsfähigkeit sich kundgibt, so kann man der Kynodesme keineswegs die Rolle eines direct curativen, sondern nur eines präventiven Mittels vindiciren. Das wäre wohl ein gar zu simples Mittel gewesen, um impotent werdenden Männern aufzuhelfen! Die Thatsache ferner, dass die darstellende Kunst diese Sitte auch auf mythische Personen übertrug, beweist nur, wie verbreitet und vielleicht wie alt die Sitte der Kynodesme der Griechen gewesen sein muss.

Es stehen demnach den dunklen Andeutungen der Griechen über den Zweck der Kynodesme die klaren Aussagen der Römer gegenüber. Mit Hilfe der Infibulation trachteten die letzteren durch Verhinderung des Coitus conservirend auf die Stimme einzuwirken, obwohl Celsus berichtet, dass man manchmal die Knaben „der Gesundheit wegen" zu infibuliren pflegte, und am Schlusse die Bemerkung macht, dass dies eher zu den überflüssigen als zu den nothwendigen Dingen gehört (saepius inter supervacua, quam inter necessaria est). Die Stimme allein ist also jedenfalls auch nicht als die einzige causa movens zu betrachten, da ja die Fibula der römischen Autoren ausserdem nicht nur bei Sängern, sondern auch bei Zitherspielern, Musikern, Sclaven, Päderasten und überhaupt bei Jünglingen erwähnt wird. Sei dem wie ihm wolle, über den directen Zweck der Infibulation, d. h. die Verhinderung des Coitus, kann kein Zweifel obwalten; sie war eben eine geradeso barbarische Gepflogenheit des alten Roms, wie sie von der noch heutzutage in Afrika üblichen sogenannten Infibulation der Mädchen und von dem „Frauenschloss" des Mittelalters repräsentirt wird.

Die Kynodesme dagegen halte ich für eine wohlbegründete Schutzvorrichtung, um die äusserst empfindliche Oberfläche der Eichel vor äusseren Insulten zu schützen, um das durch Reiben, Zerren und Baumeln gefährdete Glied zu immobilisiren, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil die hier in Betracht kommenden Leute ihre Schamgegend unbedeckt liessen und darum diesen Schädlichkeiten in einem erhöhten Masse ausgesetzt waren. Dadurch werden uns die schwer verständlichen Stellen aus dem Photios (οἱ περὶ τὰς ἀποδύσεις ἀσχημονοῦντες) und aus den Anekd. Gr. (οἱ Ἀττικοὶ ἀπεσκολυμμένοι) sofort klar; für diejenigen, welche sich beim Entkleiden unanständig benahmen, war das Anbinden des Gliedes eine ebenso gute Massregel, wie auch die Penisschnur ein einfaches, aber probates Mittel für eine zu kurze Vorhaut darstellte. Dies schliesst natürlich nicht die Möglichkeit aus, dass die Kynodesme auch von bekleideten Personen angewendet

wurde, da ja die Kleidung der Griechen vielleicht auch eine unangenehme Reibung verursachen konnte. Allen Reitern ist es bekannt, dass sie ihr Glied durch Aufwärtsrichten desselben vor Insulten zu schützen trachten.

Nun kommt uns die vergleichende Anthropologie zu Hilfe. Es gibt ja auch in unseren Zeiten Menschen, welche nackt herumgehen. In Anbetracht dessen, dass diese Auffassung der Kynodesme sich nur auf Vermuthungen stützen kann, weil wir eben nicht im Besitze directer Beweise und Belege sind, erscheint uns die Thatsache doppelt willkommen, dass sich noch heutzutage einige Völkerstämme finden, welche die Kynodesme fast in derselben Weise ausführen, wie die alten Griechen, obzwar an eine Vererbung oder directen Contact der Völker wegen ihrer geographischen Entfernung nicht im Mindesten zu denken ist.

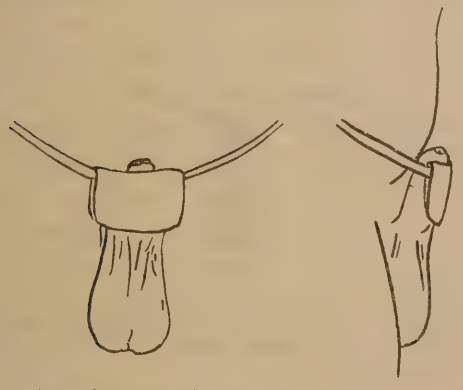


Fig. 98. „Kunokua", Hüftschnur der Paressi in Brasilien. (Nach Karl von den Steinen.)

So berichtet Karl von den Steinen[11], dass bei den Paressi in Centralbrasilien unter dem einheimischen Namen „Kunokua" Perlschnüre oder aus Baumwolle gewebte Gürtelbänder im Gebrauche stehen, hinter welche der Penis gesteckt wird (Fig. 98); um das Glied vor Reibung zu schützen, wird ausserdem noch auf die Berührungsstelle ein kleines Läppchen gelegt. Steinen machte die Beobachtung, dass in Centralbrasilien der Penis bei Jünglingen überhaupt, sobald die ersten Erectionen auftreten, aufwärts an den Leib angelegt und so unter die Hüftschnur geschoben wird, dass das oberste Stück des Präputiums dadurch abgeklemmt erscheint. Aehnlicher Penisschnüre bedienen sich z. B. auch die Bakaíri und Bororo; bei den letzteren heissen sie „Baragara" und bestehen aus Wolle mit aufgereihten Vogelknochenperlen, Samenkernen oder aus gedrehtem Bast und Palmblatt. Wer würde hier nicht sofort an die Worte des Pollux denken: ᾧ δὲ τὴν πόσθην ἀπεδοῦντο! Also eine Art Ligatur, welche wir als die dritte bei der Kynodesme bezeichnet haben. Zum Ueberflusse erfahren wir noch von Steinen, dass die Trumai auch das nicht aufwärts gerichtete Glied mit einem rothgefärbten Baumwollfaden am Präputium zusammenbinden und ausserdem sich das Schamhaar ausraufen. Er konnte hier sogar eine durch den Gebrauch erzeugte Abschnürungsmarke an der Vorhaut bemerken. Auch die Männer der Karayastämme am Rio Araguaya schnüren nach Ehrenreich[2] die Vorhaut vor der Eichel mit einem schwarzen Baumwollfaden wurstzipfelartig zusammen. Die Yamamadi am Purus tragen ein eigenthümliches Suspensorium („Kahanafa"), welches in die Bauchschnur mittelst Baumwollfäden eingeflochten ist und ausser fransenartig herabhängenden Schnürchen eine Schlinge besitzt, von welcher die Vorhaut festgehalten wird (Fig. 99);

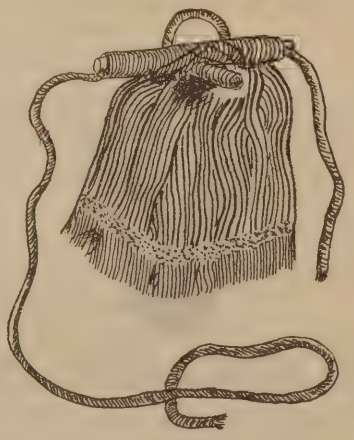


Fig. 99.
„Kahanafa" der Yamamadi in Brasilien. (Nach Ehrenreich.)

ähnliche Vorrichtungen beobachtete Ehrenreich bei den Ipurina am oberen Purus unter dem Namen „pumaki". Als ein wichtiger Umstand mag nebenbei erwähnt werden, dass die Paumari an der Einmündung des Rio Jacaré ebenso diese für die Purusstämme charakteristischen Suspensorien benützen, obwohl sie wegen der furchtbaren, dort herrschenden Insectenplage sehr oft europäische Kleidung, d. h. Hemd und Hose anlegen. Es muss hervorgehoben werden, dass die nackt herumgehenden Menschen in derselben Weise vorgehen, seien sie nun Angehörige eines civilisirten Volkes, wie die Griechen, seien es Naturmenschen, wie die brasilianischen Eingeborenen.

Der Ansicht von Steinen, dass diese Bänder Schutzvorrichtungen darstellen, kann ich nur beipflichten; bei der Erwägung, wie oft der Indianer den Dornen und dem Gestrüppe der Urwälder, ferner den Angriffen der verschiedenen Insecten, Zecken,

Fliegen etc. ausgesetzt ist, erscheint diese Annahme sehr naheliegend. Dafür halte ich die von ihm angenommene „gymnastische Behandlung der Phimose“ weniger plausibel, da ja dadurch die Vorhaut allerdings gezerrt, aber das Kaliber durch Zusammenschnürung der Oeffnung nicht erweitert wird; ferner müsste es nachgewiesen werden, dass die Phimose bei den Indianern thatsächlich so oft vorkommt.

Die Penisschnüre sind jedoch nicht die einzigen Schutzvorrichtungen, welche die nackt herumgehenden Menschen erfunden haben. Mitunter erhält das Glied eine förmliche Hülle. Bei den Bororo wird sie aus einem langen Streifen des ziemlich spröden, gelben und manchettenartig zusammengerollten Palmstrohes hergestellt und in der Weise angewendet, dass in die schmälere Oeffnung der vorderste Theil der Vorhaut hineingezwängt und so zipfelartig abgeschnürt wird (Fig. 100). Solche Penisstulpe führen unter den Ein-

Fig. 100. „Inoba“ der Bororo in Brasilien. (Nach dem Orginal im Wiener naturhistorischen Hofmuseum.)

geborenen den Namen „inoba“, die Portugiesen nennen sie „tacanhoba“. Bei den Botocuden fand sie Neuwied unter dem Namen „giucannu“ aus Cocos- und Issarablättern, Spix und Martius aus Bananenblättern angefertigt. Bei allen diesen Penisfutteralen richtet sich die Aufmerksamkeit vorzugsweise auf den vorderen Theil des Gliedes.

Die Eingeborenen von Neu-Guinea gehen noch weiter, indem sie nach Finsch[3] den in die Vorhaut zurückgezogenen Penis in sogenannte Kalebassen, d. h. getrocknete Flaschenkürbisse, stecken und so ebenfalls das Glied vor äusseren Insulten schützen. Eigenthümliche Peniskalebassen sind auch bei den Kaffern in Südafrika gebräuchlich. Ausserdem ist aber in Neu-Guinea auch eine Art Kynodesme bekannt, denn die Eingeborenen befestigen an einer Bauchschnur („tikini“) ein zwischen den Beinen nach Art der chirurgischen sogenannten T-binde durchgehendes Stück Bast, Liane oder Strick, wodurch der Penis aufwärts gehoben und in den Leibstrick eingeklemmt wird (Fig. 101). Ebenso binden nach Hellwald die Salomoninsulaner einen Faden um die Vorhaut herum oder wickeln die Genitalien in ein Blatt ein.

Die Identität der Absicht aller nackt herumgehenden Menschen ist eine augenscheinliche; die empfindliche Schleimhaut der Eichel wird durch Unterbinden der Vorhaut oder Einhüllen derselben in Blätter, Stulpe oder feste Behälter vor äusseren Schädlichkeiten geschützt. Man muss sich aber dabei hüten, in diesen Dingen sofort etwa ein Product des sich regenden Schamgefühles suchen zu wollen. Aus purem Schamgefühl wird nirgends kynodesmirt und als irrig muss die Ansicht bezeichnet werden, dass sich die Leute schämen, die unverhüllte Eichel den Blicken Anderer zu zeigen. Mit Recht bemerkt hiezu Steinen, er würde gerne von einem etwa derart beobachteten Falle hören, dass ein im Zustande der Nacktheit

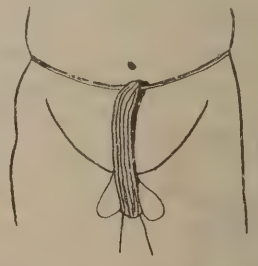


Fig. 101. „Tikini“ der Eingeborenen von Englisch-Neu-Guinea. (Nach Finsch.)

überraschter Mensch sich nicht mit der Hand, sondern nur mit zwei Fingern bedeckt habe. Dadurch soll natürlich nicht in Abrede gestellt werden, dass sich hieraus später allmälig die Schambekleidung entwickelt haben konnte. In den fransenartig herabhängenden Schnürchen der Yamamadi am Purus kann man die Anfänge einer solchen thatsächlich erblicken, wenn sie auch den Hodensack nur nothdürftig „bekleiden“; aber als das Primäre dieses Vorgehens ist das Schamgefühl gewiss nicht aufzufassen. Es berechtigt uns dies zu dem Schlusse, da ja die äusseren Genitalien des Menschen zunächst ungemein empfindlich sind und erst in zweiter Linie eben in ihrer Blösse die Empfindung des Schamgefühles hervorrufen, dass unter die Hauptquellen, aus welchen sich überhaupt die Kleidung des Naturmenschen entwickelt hat, hauptsächlich das Schutzbedürfniss vor äusseren Einflüssen gerechnet werden muss.

Und so wie die Kynodesme des Alterthums und die Penisschnüre der Jetztzeit mit den Futteralen,

Kalebassen etc. einem directen, natürlichen Schutzbedürfnisse entspringen, so war auch die Infibulation der Römer eigentlich auch nur eine Präventivmassregel, aber nicht aus menschlich natürlichen, sondern aus anderen, rein egoistischen Gründen, und zwar auf Kosten der Infibulirten. Dasselbe gilt von den sudanesischen Machthabern, welche ihre Eunuchen nicht nur kastriren, sondern ihnen auch das Glied völlig abschneiden. Während die Beschneidung eine Schutzvorrichtung aus hygienischen Gründen darstellt, liegt die veranlassende Ursache für die Aufschlitzung der Harnröhre bei den Australiern eher in socialpolitischen Momenten — aber mitunter auch in einer diagnostisch erwägenden Behandlungsmethode. Sogar hinsichtlich der Reizvorrichtungen von Sumatra, Borneo, Celebes etc. wird man beinahe verführt, an wirthschaftliche Rücksichten zu denken; denn von den Bisajostämmen haben wir vernommen, dass sie angeblich darum das Wollustgefühl zu steigern versuchen, um ihre eigene und die Kraft ihrer Frauen zu schonen; in der grossen Mehrzahl der Fälle ist die Hauptursache freilich in der starken Sinnlichkeit der Orientalen zu suchen. Dass sich hie und da auch eine pathologische Entartung bemerkbar macht, wie in China, Russland, Mitteleuropa, kann uns gar nicht wundern, ebensowenig wie uns das Benehmen der heutigen, psychopathisch angelegten sogenannten Prohibitionisten in Europa in Erstaunen setzt, welche ostentativ ihr Glied entblössen und zur Schau tragen. Die Ursachen für die Verstümmelungen des männlichen Gliedes finden demnach in verschiedenen Leitmotiven ihre Veranlassung. Als Hauptfactor ist dabei die sexuelle Sphäre anzusehen, und zwar entweder die Steigerung der sinnlichen Reize bei der Cohabitation oder die Verhinderung derselben, respective die versuchte Verhinderung der Befruchtungsfähigkeit; ausserdem kommen auch hygienische und direct curative Absichten in Betracht.

Zum Schlusse gebe ich eine kurze Uebersicht der Penisverstümmelungen:

Amputatio penis (Eunuchen in Sudan, Skopzen in Russland).

I. Pars cavernosa urethrae:

Discissio urethrae
*a)* totalis (Mika-Operation in Australien, Brasilien),
*b)* partialis (Nordwestküste Australiens).

II. Pars cavernosa penis:

1. Perforatio penis
   α) Bisajostämme, Philippinen;
   β) Dajaken, Borneo — „Ampallang". [Glans.]
   γ) Alfuren, Celebes — „Kambi". [Glans.]
2. Implantatio (Batta, Sumatra — „Persimbraon").

III. Praeputium:

1. Circumcisio. (Juden, Neger, Australier, Indianer.)
2. Excisio. (Tartaren.)
3. Incisio. (Nukahiwer, Massai, Batta.)
4. Perforatio. (Infibulatio der Römer.)

Endlich erfülle ich hiemit eine angenehme Pflicht, indem ich den Herren Hofrath Toldt, Custos Heger, Dr. Hein, Dr. Jüthner und H. Heidenhaus für ihre Unterstützung bei meinem Studium dieses Gegenstandes meinen wärmsten Dank ausspreche.

## Literatur.

1. Archäolog. Ztg., Berlin 1879, Jahrgang XXXVII.
2. Ehrenreich, Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens. Veröffentl. aus dem königl. Museum für Völkerkunde, Berlin 1891.
3. Finsch, Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee. Wien 1893.
4. Hagen, Ethnographisches von Sumatras Ostküste. Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, 1880, XI. 5.
5. Miklucho-Maclay, Künstliche Perforatio penis bei den Dajaks auf Borneo. Zeitschr. f. Ethnol. Berlin 1876.
6. Miklucho-Maclay, Mika-Operation. Zeitschr. f. Ethnol. Berlin 1880.
7. Miklucho-Maclay, Bericht über Operationen australischer Eingeborener. Zeitschr. f. Ethnol. Berlin 1882.
8. Monumenti inediti pubbl. dall' Instituto archaeol. di corr. arch. Roma 1849.
9. Ploss, Das Weib. Leipzig 1891.
10. Staudinger, Reizsteine des Penis auf Sumatra. Zeitschr. f. Ethnol. Berlin 1891.
11. von den Steinen, Karl, Unter den Naturvölkern Centralbrasiliens. Berlin 1894.
12. Stephani, Erklärung einiger im Jahre 1868 im südlichen Russland gefundener Gegenstände. Compte-rendu de la commission impériale arch pour l'année 1869. St. Pétersbourg 1870.
13. Weissenberg, Reizringe des Penis. Zeitschr. f. Ethnol. Berlin 1893.
14. Winckelmann, Monum. ant. inediti. Roma 1821.

# Neolithische Gräber einer Nekropole
## aus verschiedenen Epochen bei Lobositz.

Von **Robert Ritter v. Weinzierl.**

*(Mit 23 Text-Illustrationen).*

Das bei Lobositz auslaufende, nördlich von der Elbe und westlich von den Abdachungen des böhmischen Mittelgebirges begrenzte „Paradies von Böhmen“ [1]) birgt im Schoosse der Erde, in seinen mächtigen Lössablagerungen unendliche Schätze prähistorischer Cultur als Zeugen unserer vorgeschichtlichen Bevölkerung. Alle seichten Bodenerhebungen längs der Elbe, dem Modelbache aufwärts, ja selbst die Eruptivkuppen der Mittelgebirgsabdachungen bis zu 250 m waren in der neolithischen Zeitepoche besiedelt. Die weitverbreiteten und dichten Ansiedlungen gewährten hier dem Neolithen bis zu seiner Verdrängung durch die ältere Bronzeperiode in der fruchtbaren, wald- und wildreichen Ebene und dem bewaldeten Mittelgebirge einerseits und der fischreichen Elbe mit ihren weitversumpften Ufern andererseits einen langen, sorgenlosen Aufenthalt. Pferde, Rinder, Hirsche, Rehe, Schweine etc., allerlei Geflügel und Fische, auch Muscheln versorgten die Küche in reichem Masse, sowie ihm auch die Vierfüssler Kleidung gaben; ihre Knochen und Hörner wusste der neolithische Culturmensch zu allerlei Geräthen und Waffen zu verarbeiten. Die hier vorkommenden Gesteine [2]) lieferten das Material zu Meisseln, Hacken, Aexten, Hämmern etc. und den Ziegelthon fand er in vorzüglichster Qualität zur Verfertigung seiner keramischen Erzeugnisse.

Südlich von der Stadt Lobositz, dort, wo der Modelbach sich mit der Schirschowitzer Strasse kreuzt, wird seit vielen Jahren der Ziegelthon zu Baumaterial verarbeitet (fürstlich Schwarzenberg'sche Ziegelei). Das Terrain bildet eine kaum merkliche, knapp am Bache westwärts laufende Bodenerhebung — Terrainwelle —; hier werden seit Eröffnung des Ziegelschlages zerstreute Gräber gefunden, die zwei aufeinander folgenden Culturperioden angehören: 1. der neolithischen und 2. der älteren Bronzeperiode [1]). Ustrinen [2]) oder Brandherde kamen nur sehr wenige vor, so dass man es eigentlich mit einer Nekropole ohne Wohnstätten zu thun hat.

Die neolithischen Gräber treten in drei Formen auf:

1. Gräber von geringen Dimensionen mit sitzenden „Hockern“;

2. Gräber mit liegenden Skeletten, deren Beine nur wenig gegen den Körper angezogen sind, liegende Hocker, und endlich die jüngsten dieser Periode;

3. Gräber mit Leichenasche [3]).

Am häufigsten fand ich Gräber mit sitzenden „Hockern“, und zwar vier, sowohl von Erwachsenen als auch von einem Kinde; zwei Gräber mit liegenden Hockern, zwei Brandgräber; zwei Gräber bleiben der Gruppirung wegen fraglich, da dieselben in meiner Abwesenheit geöffnet, ihres geringen Inhaltes wegen ganz unbeachtet zerstört wurden und ich aus den geringen Mittheilungen der Arbeiter kein Resultat schöpfen konnte.

Da die Gräber in keinerlei Anordnung, nur zerstreut über die Fläche hin gefunden wurden und dieselben auch entfernt von einander stehen, so lässt sich auf eine unzusammenhängende, willkürliche Bestattung schliessen. Auch haben wir es nur mit Flachgräbern zu thun, obwohl einzelne eine Lage

[1]) Die Ebene, mit nur wenigen und kleinen Bodenerhebungen, welche im nördlichen Böhmen im Mittelgebirge ihre natürliche Begrenzung findet, wird ihrer Fruchtbarkeit wegen das „Paradies von Böhmen“ genannt.

[2]) Basalt, Klingstein, Porphyr, Gneis, Sandstein, Plänerkalk, Serpentin etc.

[1]) Ich habe im Verlaufe der Jahre drei Gräber geöffnet, wovon zwei mit liegendem Skelet (Mann und Weib), wenig angezogenen Beinen und reichem Bronzeschmuck und ein Grab mit Leichenasche in Steinkiste, mit dachförmig gestellten Glimmerplatten, worin sich ein kleines, ampelförmiges Gefäss, Bernstein-Korallen und Golddraht befand. (Arch. Památky, XIII, Prag 1885. S. 23, Taf. II.)

[2]) Ustrinen (Schmutzgruben) im wahren Sinne des Wortes sind es nicht, da Wohnstätten hier nicht nachgewiesen sind; ich glaube, wir haben es hier nur mit Feuerherden (Opferplätzen) zu thun.

[3]) Joly N. Der Mensch vor der Zeit der Metalle. Leipzig 1880. S. 157: „So war die Beerdigung im neolithischen Alter eine allgemein verbreitete Sitte; doch wurde schon am Ende der Dolmenzeit die Leichenverbrennung eingeführt. Diese herrschte, wenn auch nicht ausschliesslich während der ganzen Dauer des Bronzealters“, u. s. w.

von Feldsteinen, auch Platten aufweisen. Die Gräber liegen alle unter dem Niveau der Ackerkrume (im Ziegelthon), die hier kaum 30 cm Tiefe erreicht.

### I. Gräber mit sitzenden Hockern.

Im Jahre 1884 stiessen die Arbeiter auf ein kesselförmiges Grab von 1 m Tiefe und 0·80 m Durchmesser (Fig. 102). Dasselbe war mit Holzasche, Holzkohlenstücken nebst Erde ausgefüllt, worin der Hocker, gegen Süden gewandt, sass, und zwar sehr stark zusammengedrückt. Die Knochen waren sehr vermorscht, schlecht erhalten, so dass sich auch der

Fig. 102. Kesselförmiges Grab eines „sitzenden" Hockers.

ganz zerquetschte Schädel nicht conserviren liess. Gefässe oder Scherben waren in diesem Grabe nicht enthalten, dagegen fand man unter den Skeletresten auf der Sohle des Grabes einen prachtvollen Steinhammer (Fig. 103) aus Serpentin mit Schaftloch [1]). Das einseitig konisch gebohrte Schaftloch befindet sich genau in der Mitte zwischen Bahn und Schneide. Der Hammer ist polirt, hat eine nahezu kreisförmige, flache Bahn, die Schneide ist querstehend und beiderseits stark zugeschliffen. Zu beiden Seiten des Schaftloches ist das Stück schwach verdickt. Länge = 15 cm.

[1]) In: „Figuier, L'homme primitif" finden wir unter Fig. 182, 183 „Marteau-hache en serpentin des habitations lacustres de la Suisse" einen unserer Figur ganz gleichen abgebildet.

Der Form und Ausführung nach entspricht dieser prachtvolle Hammer, der tadellos erhalten ist, einer vollendeten Technik.

Einige Meter von diesem Grabe wurde beim „Stürzen" des Lehmes das zweite Hockergrab gestreift und sorgfältig ausgegraben.

Die Form ist wiederum, wie beim vorigen Grabe, kesselartig. Tiefe 1 m, grösster Durchmesser 0·75 m. Das Grab, mit Asche und Erde ausgefüllt, enthielt nebst drei kleinen Beigefässen die zarten, beinahe vollständig vermoderten Knochen eines Kindes. Vom Schädel war fast gar nichts vorhanden. Auch konnte die Richtung, nach welcher hin sich der Oberkörper neigte, nicht sichergestellt werden.

Die Todtengefässe bestanden aus zwei gehenkelten, kleinen, topfförmigen Urnen (Fig. 104, 105) und einer kleinen Schüssel (Fig. 106), gute Knetarbeit aus grauem Thon. Diese niedlichen Formen wählte man offenbar entsprechend dem zarten Alter des beerdigten Kindes,

Fig. 103. Steinhammer aus Serpentin. (2/5 nat. Gr.)

das wohl kaum das 10. Lebensjahr erreicht haben mag. Die grössere Urne (Fig. 105) hat einen massiven, breiten Henkel, der mit dem Rande verbunden ist, während die kleinere Urne (Fig. 104) ohne ausgebreiteten Rand eine kugelige Form besitzt und an ihrem weitesten Umfange einen kleinen, horizontal gestellten Henkel hat, der abgebrochen ist. Das kleine Schüsselchen (Fig. 106) ist massiv geknetet, war aber nur als Fragment beigegeben worden. Diese Grabgefässe standen in der Beckengegend nebeneinander, wahrscheinlich auf einer Seite des Skeletes.

Ein drittes Grab von derselben Gestalt und ebensolchen Maassen enthielt sehr verwitterte Knochen und nahe der Sohle standen zwei Grabgefässe (Fig. 107, 108): eine grosse Urne (Lobositzer Typus) mit horizontalem massiven Henkel [1]), gute Knetarbeit aus grauem Thon, an der grössten Ausweitung abgekantet, stand neben einer flachen Schüssel aus demselben Materiale, mit

[1]) Diese Grabgefässe mit horizontal gestelltem massiven Henkel, die immer einer Form entsprechen und nie ornamentirt sind, fand ich zuerst hier in Lobositz und Gross-Czernosek in neolithischen Gräbern und bezeichne ich sie als „Lobositzer Typus".

vier unter dem Rande angebrachten, nabelartigen Höckern.

Beide Todtengefässe waren zerdrückt; während die Urne sich vollständig zusammensetzen liess, fehlt an der Schüssel etwa $^1/_5$ der Wandung. Da der Grabinhalt sorgfältig durchsucht wurde und das fehlende Stück nicht gefunden werden konnte, so ist anzunehmen, dass die Gefässe vielleicht aus rituellen Gründen zerschlagen dem Hocker beigegeben wurden,

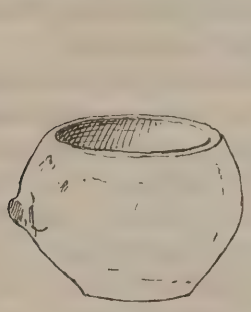


Fig. 104.

Fig. 105.

Fig. 106.

Fig. 104—106. Grabgefässe eines Kindergrabes (sitzender Hocker). [$^1/_2$ nat. Gr.]

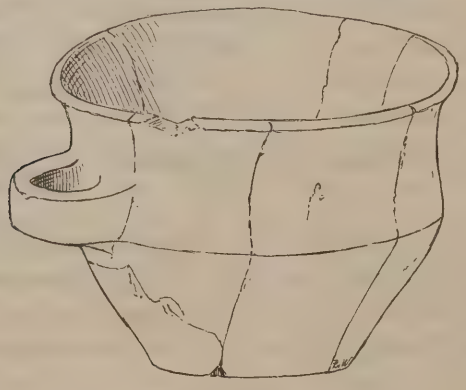


Fig. 107.

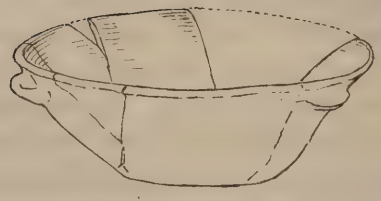


Fig. 108.

Fig. 107, 108. Urne (Lobositzer Typus) und Schüssel eines sitzenden Hockers. ($^1/_3$ nat. Gr.)

wobei der fehlende Scherbe ausser dem Grabe liegen blieb.

Im Jahre 1891 wurde westwärts von diesem Grabe, bachaufwärts am äussersten Ende der Ziegelei, dort, wo sonst nie eine Culturschichte aufgedeckt wurde, ein Grab, das vierte dieser Gruppe, gefunden, von flach kesselförmiger Gestalt, 1 m Durchmesser und 70—80 cm Tiefe. Richtung des aufrechten Hockers ist mir unbekannt, die Knochen waren schlecht erhalten. Die Beigefässe standen in der Mitte des Grabes, und zwar fanden sich: eine flache Urne (Lobositzer Typus) mit einer Absatzkante am grössten Umfange, aus grauem nicht geglätteten Thon; ein kleiner Henkelbecher, ein Napf ohne Henkel und eine zerbrochene Schüssel mit einem nabelartigen Ansatz. Dieselben befinden sich im Besitze des Herrn Dr. Matiegka in Prag [1]).

Wir finden in den Hockern (sitzenden) eine gewisse Uebereinstimmung in der Form und den Dimensionen, wohl auch im Alter der Gräber, da alle Skelette sich in einem gleich vorgeschrittenen Verwesungsstadium befinden. Leider konnte keine Messung deshalb am Körper oder Schädel vorgenommen werden. Wir haben vor uns vier sitzende

[1]) In: Matiegka, Topografie předhistorických osad lovosických (Časopis společ. přátel starožit. Českých, Jahrg. I, Nr. 3) finden wir diesen Hocker unter „C.) Doba bronzová“ (Bronzezeit) unrichtig eingereiht. Dieser Grabfund gehört entschieden in die neolithische Zeit und ist er in die erste Gruppe — die älteste — der sitzenden Hocker einzureihen. Nachdem ich selbst das kesselförmige, ausgegrabene Grab gemessen (auch die Maasse stimmen nicht), so liess ich mir an Ort und Stelle von dem Arbeiter die Lage der Knochen beschreiben und bin zu dem Resultate gelangt, dass dies ein Grab eines „sitzenden Hockers“ — nicht wie Dr. Matiegka schreibt: „es konnte ein liegender Hocker sein“ — gewesen sein muss. Dr. Matiegka sagt weiter: „dle udání nálezce ležely kosti pohromadě na maličkém místě“ (nach Angabe des Finders lagen die Knochen auf einem kleinen Flecken beisammen); schon das spricht ja bei den geringen Dimensionen für meine Annahme. Die Keramik dieses Grabes ist ganz dieselbe und entspricht in jeder Beziehung der früheren, auch gleicht sie jenen neolithischen Grabfunden aus anderen Nekropolen bei Lobositz, sowie der von mir beschriebenen neolithischen Ansiedlung bei Gross-Czernosek. Die Topfurne mit horizontalem Henkel, ein von mir nur in neolithischen Gräbern bei Lobositz bisher gefundener Typus, gibt uns ebenfalls genauen Aufschluss über das Alter dieses „sitzenden Hockers“.

Hocker, und zwar drei Erwachsene und ein Kind. Dem Geschlechte nach kann wohl nur eines bestimmt werden, und zwar sehen wir im ersten Grabe einen Mann, dem sein theuerstes Hab und Gut, sein Stolz, seine Wehr, mitgegeben wurde.

In der Keramik finden wir immerhin vollendete, jedoch einfache Formen ohne Ornament und sind dort, wo Gefässe beigegeben sind, unter den Todtengefässen jedesmal die Schüssel-, die Becher- und die Topfform vertreten [1]).

II. Gräber mit liegenden Skeletten und wenig angezogenen Beinen (liegende Hocker).

Ein sehr seichtes, flaches Grab von 0·75 m Tiefe und beiläufig 1·70 m Länge wurde abgedeckt, worin aber ausser den total vermorschten Knochen nichts als Holzasche gefunden wurde.

Richtung Süd-Nord. Kopf im Süden. Die obere Schichte der Asche war mit Feldsteinen bedeckt.

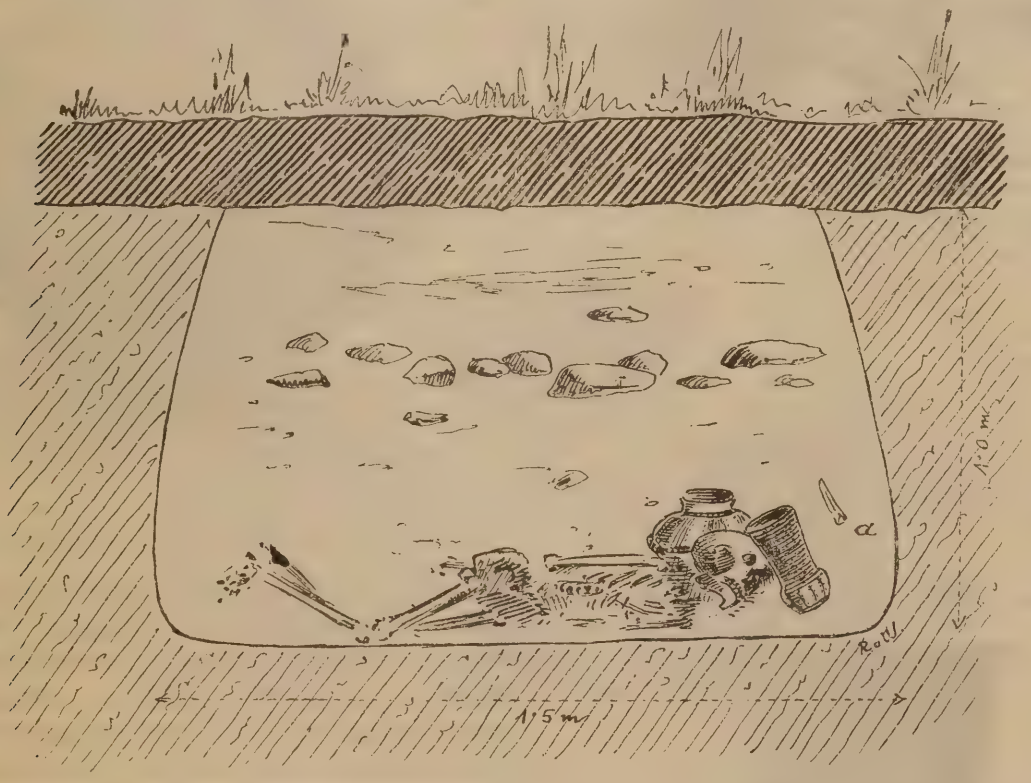



Fig. 109. Flachkesselförmiges Grab eines liegenden Hockers.

Im Jahre 1886 stiessen die Arbeiter auf ein zweites Grab, welches bei einer Tiefe von 1 m eine Länge von nur 1·50 m hatte und in der Richtung West-Ost lag. Der Kopf im Osten (Fig. 109). Die Knochen waren, wie immer, schlecht erhalten, die Kniee angezogen; vom Schädel, der trotz seiner Stärke ganz zertrümmert war, erhielt ich nur den Stirntheil mit der Nasenwurzel (Fig. 110). Die ungemein stark ent-

[1]) Wir finden hierin eine neuerliche Bestätigung und Uebereinstimmung mit „Götze, Die Gefässformen etc. Jena 1891". Unsere Formen sind gleich jenen an der Saale; auch dort entsprechen selbe nur Flachgräbern ohne Kistenbau. Es ist wohl auch aus diesem Grunde und der dichten Besiedelung von Neolithen in Nordböhmen anzunehmen, dass Böhmen in jener Zeit von Norden her bevölkert wurde und dies hauptsächlich durch das Elbethal. Auch Dr. Lubor Niederle in Prag hat in seinem Aufsatze „O mladši době kamené v Čechách", Prag 1894 (Český lid, III)", sich entschieden dafür ausgesprochen, dass ein grosser Theil des centralen und nördlichen Böhmens von Neolithen lange bewohnt war. Meine langjährige Ansicht, dass wir es in Böhmen mit reinen Neolithen zu thun haben, die die Metalle nicht verarbeiteten, sondern ihnen Metallgegenstände nur durch Händler zugekommen sind, und dies in der jüngsten Zeit dieser Culturepoche, findet in dem Aufsatze von Dr. Niederle seine volle Bestätigung. Ich kenne beinahe das ganze Vergleichsmateriale aus dem centralen Böhmen und bin in dieser Richtung schon seit 20 Jahren im Umkreise von Lobositz thätig. Die sorgfältig gesammelten Materialien sind so überzeugend, dass wir ein genaues Bild der Bevölkerung in der neolithischen Culturepoche vor Augen haben. Unbegreiflich ist es, dass besonders in Prag eine getheilte Meinung herrscht, wiewohl gerade hier in der nächsten Umgebung (Scharka, Řivnač, Vokovic etc. etc.) ein so reiches neolithisches Materiale zu Tage gefördert wurde.

wickelten Augenbrauenwülste und die stark abgeflachte Stirn (Fig. 111) erinnern sofort an jene weltbekannten Schädel vom Neanderthal und Brüx und würde sich

Fig 110. Stirntheil mit stark hervorragenden Augenbrauenwülsten. ($^1/_2$ nat. Gr.)

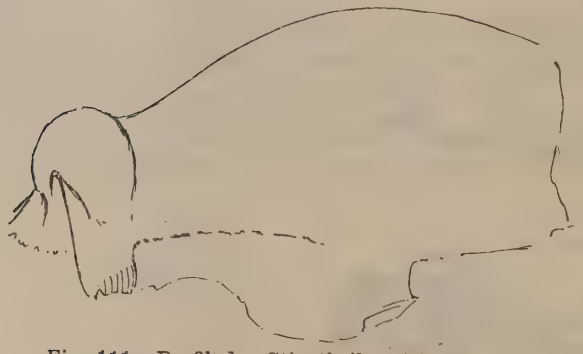


Fig. 111. Profil des Stirntheiles. ($^3/_5$ nat. Gr.)

Fig. 112. Grosser, langhalsiger und reichornamentirter Becher (Fischgrätenornament). [$^1/_4$ nat. Gr.]

uns der Gedanke nahe legen, dass wir es mit einem affenähnlichen Menschen zu thun haben, wie auch seinerzeit die vorgenannten Schädel vielfach in diesen Typus eingereiht wurden, wenn wir nicht die Todtengefässe in Betracht zu ziehen hätten, die eine vollendete Technik in Form und Ornamentik aufweisen und uns den Neolithen in seiner ganzen Intelligenz und immerhin hohen Culturstufe vor Augen führen. Auch muss gerade „dieser" eine gewisse hervorragende Rolle in seinem Stamme gespielt

Fig. 113.
Grosse, rothe Amphore mit Stichornament. ($^1/_4$ nat. Gr.)

haben, da man ihn nach dem Tode mit zwei so prächtigen Todtengefässen auszeichnete. Der Schädel lag, wie gesagt, im Osten, mit dem Gesichte nach Süden gewandt. Allem nach zu schliessen, hatte dieser kräftige Mann das 50. Lebensjahr erreicht. Vor der Stirne stand der prachtvolle, vollauf ornamentirte langhalsige Becher aus grauem Thon ohne Glättung (Fig. 112). Wie unsere Abbildung zeigt, wiederholt

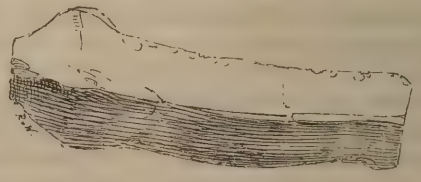


Fig. 114. Feuersteinspan. ($^1/_2$ nat. Gr.)

sich das Fischgrätenornament längs des Becherhalses 13 mal, vom Rande bis zur jähen Ausweitung des Bauches, über welchen es etwa 10 mal vertical in grösseren, aber gleichen Abständen abwärts läuft und über dem Boden rings in einmaliger Umwindung abschliesst. Während das Ornament um den Becherhals sich von rechts nach links bewegt (zwischen jedem Band ist eine Rille), bewegt es sich über die Ausbauchung nach aufwärts und ober dem Boden von links nach rechts. Der Becher ist schadhaft,

doch in seiner Form vollkommen erhalten; der Arbeiter hatte diesen, wie auch die Amphore unvorsichtigerweise zerschlagen.

Hinter dem Schädel stand die grosse Amphore [1]) aus rothem Thon, schwach geglättet (Fig. 113). Die Schnittverzierung des oberen Theiles ist schwach eingetieft, die gekerbten Leisten an der grössten Weitung am Halsgrunde und am Rande sind nicht stark hervortretend. Die massiven breiten Henkel sind stark gekerbt. Obere Oeffnung als auch der Boden sind gleich gross.

Vor dem Schädel bei *a* (Fig. 109) lag ein starker Feuersteinspan (Fig. 114), dessen Querschnitt ein Dreieck ist.

Das Grab war angefüllt mit Holzasche, Erdschichten, Holzkohle [2]) und in der oberen Hälfte mit einigen Feldsteinen, die zerstreut, aber in einer Richtung lagen.

partikel und Zähne gefunden wurden. Um die regellos gestellten Gefässe waren ebenfalls unverbrannte Knochenreste von Menschen sowie von Thieren nebst Pferdezähnen zerstreut. Die Thierreste rühren vom Pferde her, bis auf einige absolut unbestimmbare Knochensplitter. Dem Todten ist also an Ort und Stelle ein Thier geopfert worden, das gleichzeitig mit ihm verbrannt und sozusagen gemeinschaftlich beigesetzt wurde. In einem weiten Umkreise wurde keinerlei Feuerstelle gefunden. Das Grab war mit einigen Feld- und Klaubsteinen gedeckt, jedoch unter dem Niveau der Ackerkrume (diese wird bei den Tiefenmessungen nie berücksichtigt); wir haben es also mit einem Flachgrabe zu thun und finden in den Todtengefässen (ganz übereinstimmend mit Götze) nur die Schüssel-, Napf- und Topfform vertreten — entsprechend den Flachgräbern ohne Kistenbau.

Fig. 115—118. Neolithische Grabgefässe mit Leichenbrand. (1/4 nat. Gr.)

### III. Gräber mit Leichenasche.

Zwischen den oben beschriebenen Gräbern stiessen die Arbeiter auf ein kesselförmiges, wenig ausgebauchtes Brandgrab von geringen Dimensionen. Tiefe = 1 m, grösster Durchmesser 0·75 m. Dasselbe war angefüllt mit weisslicher Asche und enthielt vier Todtengefässe (Fig. 115—118), welche sämmtlich mit Leichenbrand gefüllt waren, in welchem Knochen-

Vor Allem tritt hier wieder der Lobositzer Typus in der topfförmigen Urne mit horizontal gestelltem Henkel zu Tage (Fig. 115). Die grösste Weitung ist gegen den wenig verschmälerten Hals zu abgekantet. Diese Urne ist dickwandig, gute Knetarbeit, grauer Thon ohne Glättung. Die Schüssel (Fig. 116) ist aus grauem Thon, dickwandig geknetet und hat unmittelbar unter dem Rande vier nabelartige Fortsätze, die aber nicht symmetrisch am Umfange vertheilt, sondern, wie die Abbildung zeigt, auf der einen Hälfte angebracht sind.

Ueber dieser lag das kleine, ampelförmige Gefäss (Fig. 117), topfartig gebaucht, ohne Ornament wie die vorigen, massive Knetarbeit aus grauem Thon, mit zwei niedlichen Henkelchen, die ober der grössten Weitung als Zierde angebracht sind.

[1]) Götze, Gefässformen etc., Jena 1891, bildet unter Fig. 3, Taf. I, eine dieser Amphore ganz gleiche ab; verschieden ist die bei Merseburg gefundene nur ein klein wenig in der Schnittverzierung, ferner hat die Lobositzer Amphore am Grunde des Halses eine gekerbte Leiste, die dort fehlt, und massive Henkel, während die bei Götze getheilte Henkel besitzt; auch ist sie etwas grösser.

[2]) Joly, Der Mensch etc., S. 158.

Das vierte Gefäss (Fig. 118), ein Mittelding zwischen Becher und Topf, besteht aus grauem feingeschlemmten Thon, ist sehr dünnwandig und zum Unterschiede von den vorigen gut gebrannt. Ausgezeichnet durch einen stark umgeschlagenen Rand, ist der Hals abdass es nur schwer stehen kann. Ein Stück der Wandung, wo der Henkel sass (der gross gewesen sein soll), ging verloren. Die Gefässe waren ganz und ist nur das zuletzt besprochene von der Hacke lädirt worden.

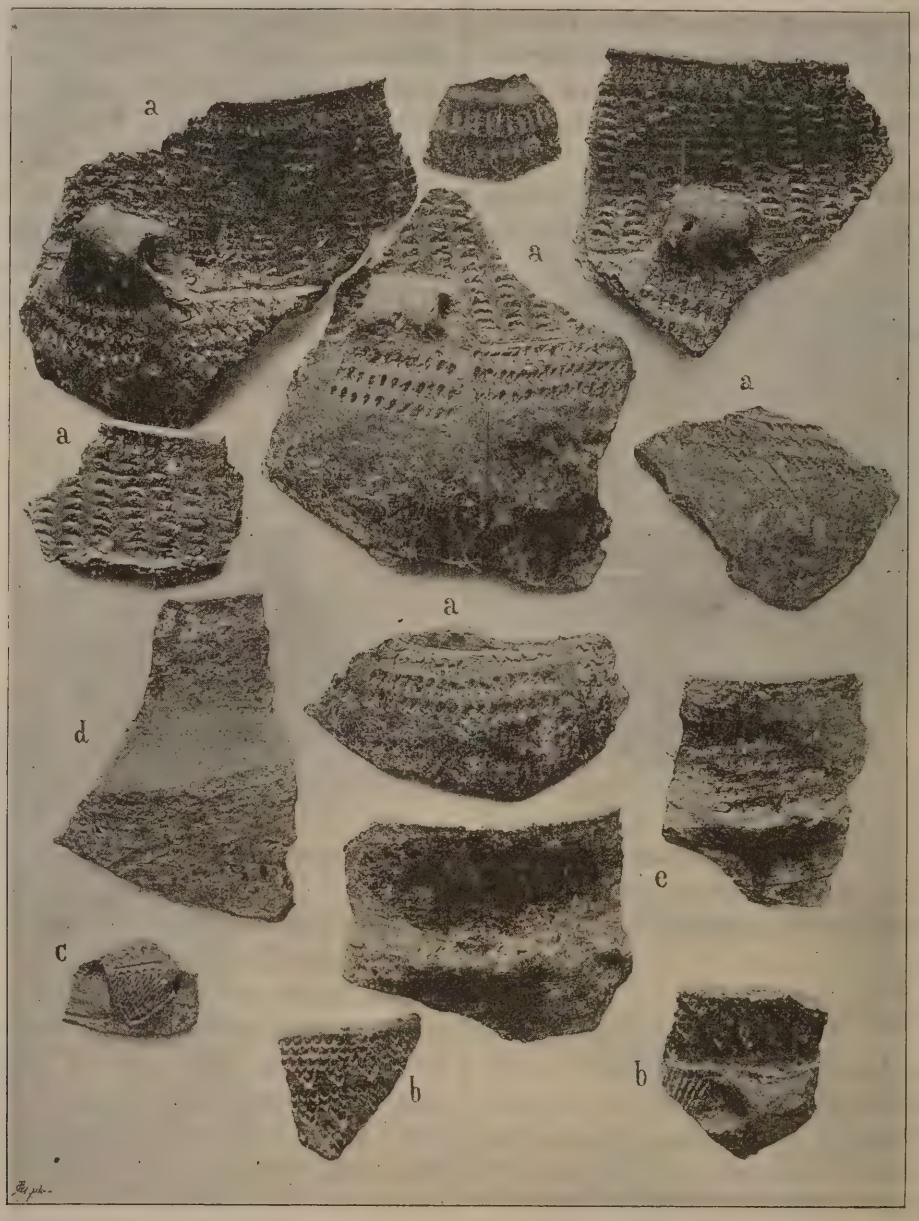



Fig. 119. Urnenfragmente als Beigabe eines neolithischen Brandgrabes. ($^1/_3$ nat. Gr.)

gesetzt durch ein einfaches Bandornament (zwei eingedrückte, parallel ringsum laufende Linien), worauf sich das Gefäss noch bedeutend nach unten erweitert, um darauf, sich plötzlich verengend (der Umbug ist durch eine eingedrückte Linie gekennzeichnet), einen sehr kleinen Boden zu bilden, so

Ein zweites Brandgrab ist dadurch sehr interessant, dass es im Gegensatze zum vorigen nur Gefässfragmente enthielt, die aber bis auf zwei reich ornamentirt sind (Fig. 119).

Das seichte Grab von nur 0·40 m Tiefe und einem Durchmesser von 0·75 m enthielt ausser weiss-

licher Asche keinerlei Knochenfragmente, sondern nur 13 Gefässscherben, die regellos durcheinander lagen. Diese entsprechen fünf Gefässen:

*a*) Einer grossen Topf-Amphore oder Topf-Urne mit reichem Stichornament[1]) und vier Henkeln am Grunde des Halses. Das Stichornament entspricht einem Stempel und sind mit diesem am Rande

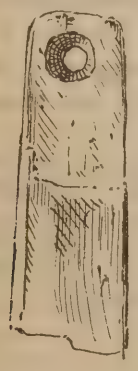


Fig. 120. Fragment eines gebohrten Steinartefactes. (Nat. Gr.)

eine Reihe, am Halse dichte verticale Reihen bis zum Halsgrunde und unter diesem drei Reihen in horizontaler Richtung eingestochen. Das Material besteht aus grobem grauen, stark quarzhältigem Thon. Sieben Scherben.

*b*) Ein wahrscheinlich ebenso gestaltetes, kleineres Gefäss aus demselben Materiale, schwach geglättet, wovon ein Henkel- und ein Randstück vorhanden

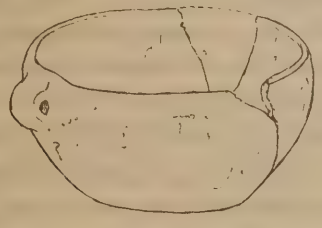


Fig. 121. Kleine Napfurne. ($^1/_2$ nat. Gr.)

ist. Dem Stichornament liegt ein anderer Stempel zu Grunde und ist der Rand mit drei parallelen Reihen, darunter mit Dreiecken und Rhomben combinirt, geziert. Der breite Henkel ist gleich dem vorigen. Unter dem Halsgrunde war das Gefäss mit strichlirt eingestochenen Dreiecken (?) geziert. Zwei Scherben.

*c*) Ein Scherbe mit Henkel, der wie das Gefäss mit Schnurornament geziert war. Material grauer, feiner geschlemmter Thon. Form unbestimmbar.

[1]) Götze bildet auf Tafel I unter Fig. 34 eine ganz ähnliche Topf-Urne und unter Fig. 9 eine ähnliche Topf-Amphore ab.

*d*) Ein massiver, nicht ornamentirter Scherbe, aus grauem groben Thon, weniger gute Knetarbeit. Derselbe entspricht jedenfalls einer grossen, weit offenen Topfform mit ziemlich langem Halse.

*e*) Zwei sehr starke Scherben aus demselben Materiale, beide mit grossen, nabelartigen Ansätzen am Grunde des kurzen, verticalen Halses. Form des jedenfalls grossen Gefässes nicht bestimmbar.

Die Keramik dieses Brandgrabes entspricht ebenfalls wieder den Flachgräbern dieser Periode aus dem Saalegebiete, ohne Kistenbau.

Noch sind zwei Gräber zu erwähnen, aus denen ich Beigaben besitze, die mir aber von unverlässlichen Arbeitern übergeben wurden, deren Angaben ich als zweifelhaft meiner Abhandlung nicht zu Grunde legen kann.

Ich erhielt ein kleines „Steinmeisselfragment", dessen stumpfes Ende durchbohrt ist (Fig. 120); die Schneide ist abgebrochen. Da ich nur erfahren konnte, dass dieses Grab die beiläufigen Dimensionen der Gräbergruppe II hatte, ferner dass es mit Steinen „bedeckt" gewesen sein soll, so nehme ich an, dass wir es mit einem liegenden Hocker zu thun haben und rangire es unter II ein. Dieses gebohrte Steinartefact kann nun wohl auch als Ziergehänge gedient haben.

Hingegen lässt sich mit mehr Sicherheit feststellen, dass die Fig. 121 abgebildete Urne, aus einem „umfangreichen Grabe mit Asche", wie mir berichtet wurde, stammend, wirklich einem Brandgrabe als Todtengefäss angehörte und können wir dieses Grab füglich zur Gruppe III, Brandgräber, einrangiren.

Dieses kleine Gefäss von bauchiger Napfform hat einen nach innen zu stehenden Rand und unter demselben ein massives Henkelchen, dessen kleine Oeffnung wohl nur zum Durchziehen eines Bindfadens gedient haben konnte.

Materiale: feiner, geschlemmter Thon, gute Knetarbeit.

* * *

Wir haben also zwölf Gräber mit dreierlei Bestattungsarten vor uns; alle befinden sich unter dem Niveau der Oberfläche-Flachgräber.

Wenige sind mit Decksteinen versehen und diese sind nur spärlich vorhanden; wiewohl sich eine Schichtung nachweisen lässt, so finden wir doch keinerlei Kistenbau. Da nun die Skelet- wie die Brandgräber diese spärliche Steindecke aufweisen,

so können wir annehmen, dass dieser Brauch jedenfalls nur zur Kennzeichnung des Ortes geübt wurde.

Die auffallende Gleichartigkeit der Keramik in allen drei Bestattungsarten würde uns wieder den Gedanken nahe legen, dass trotz der Verschiedenheit in der Bestattung wir es nicht mit grossen Zeitintervallen zu thun haben.

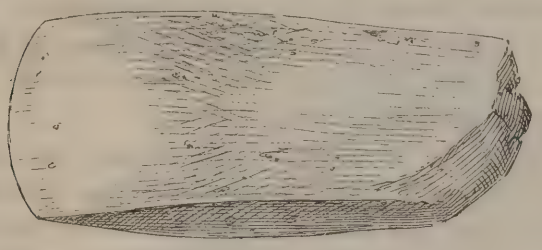


Fig. 122. Beil oder Hacke aus Kieselschiefer. ($^1/_3$ nat. Gr.)

Auch die übereinstimmenden Dimensionen der Gräber würden dafür sprechen und diesen neolithischen Bestattungen reihen sich unmittelbar die unter ihnen zerstreut gefundenen Gräber der älteren Bronzezeit mit den charakteristischen, gelochten Nadeln als jüngste Zeitepoche unserer Nekropole an.

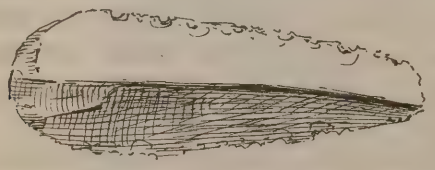


Fig. 123. Messer aus Feuerstein. ($^1/_2$ nat. Gr.)

Hie und da kamen einige wenige „Aschenlöcher" vor, die ich der Anlage und des Inhaltes nach nicht als Ustrinen bezeichnen möchte.

Es sind dies kesselförmige, mehr oder minder tiefe Aushöhlungen im Löss, die in der Regel viel Holzasche, Brandschichten und äusserst wenig Scherben aufweisen. Knochenabfälle kamen darinnen nur einmal vor, und zwar einige vom Rind.

Die Asche ist stets von Bodenschichten durchsetzt. In einem solchen Herd von circa 2 m Durchmesser und 1 m Tiefe wurden nebst einigen kleinen Gefässscherben eine prächtige, grosse Hacke von Kieselschiefer (Fig. 122) und ein abgebrauchtes Feuersteinmesser (Fig. 123) gefunden, von lichtgraugelber Farbe, an den Schneideflächen mit deutlichen Aussplitterungen. Querschnitt dreieckig. Aus zwei anderen Brandherden besitze ich einen Pfriemen aus Bein und einen kleinen Becher ohne Henkel mit Schnurornament (Fig. 124), am Rande und Grunde des

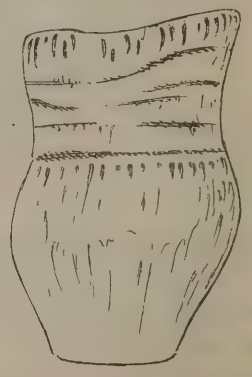


Fig. 124. Becher mit Schnurornament. ($^2/_3$ nat. Gr.)

Halses ringsum mit unregelmässigen, eingeritzten Strichen geziert. Primitive Knetarbeit.

Diese mir vorliegenden Gräberfunde, sowie die zuletzt angeführten Streufunde, deren Besitz ich zum grossen Theile der eifrigen Mitwirkung meines verehrten Freundes Herrn Lehrer Emil Henke bei Erforschung von prähistorischen Wohn- und Begräbnissstätten verdanke, veranschaulichen uns die vorgeschrittene Technik in der neolithischen Keramik, und in den Steinartefacten sehen wir eine ebenso praktische wie auch kunstvolle Verwendung der im engen Umkreise vorkommenden Gesteine.

# Literaturberichte.

17.

**Schurtz, Dr. H.: Die Speiseverbote.** Ein Problem der Völkerkunde. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Neue Folge. Achte Serie. Heft 184.

Der Verfasser nennt die bekannten Arbeiten Richard Andree's und Karl Haberland's über Speisesitten schätzbare Materialsammlungen; seine Studie aber ist „Wissenschaft". Wir wollen sehen, was es damit auf sich hat. Der Verfasser sucht die „Ursachen" ethnologischer Thatsachen und speciell einer weit verbreiteten, der Enthaltung von gewissen Speisen, zu ergründen. Bei dem philosophischen Anstrich, den Schurtz allen seinen Abhandlungen gibt, ist zunächst daran zu erinnern, dass es sich bei ethnologischen Dingen niemals um „Ursachen", sondern um die Gründe gewisser menschlicher Handlungen und Unterlassungen handeln kann; der Begriff „Ursache" ist nur anwendbar bei der Causalität materieller Naturvorgänge; die Causalität tritt in den Handlungen der Menschen als „Motiv" oder „Grund" auf. Doch dies nur nebenbei. Zur Sache ist zunächst zu bemerken, dass das Gesetz vom Wechsel der Beweggründe, welches Schurtz nach Wundt für die Geschichte der Sitten und Gebräuche aufstellt, nichts weniger als neu ist. Der Referent selbst hat es — ohne viel Gewicht darauf zu legen — als eine selbstverständliche Sache bereits vor 10 Jahren in seiner Studie „Ueber den dritten Âçrama der Inder", wo dessen Herleitung aus dem indogermanischen Brauche der Greisenaussetzung verfochten wird, fast mit denselben Worten wie Schurtz ausgesprochen (siehe diese Mittheilungen, Bd. XV, S. 11). Für die Speiseverbote stellt der Verfasser nun demgemäss eine dreifache Schichtung historisch einander ablösender Motive oder Zwecke fest. Als primären Grund macht er für die allererste Entstehung der Speiseverbote den natürlichen Ekel vor ungewohnter Fleischkost verantwortlich (S. 16 f.). „Die Selbstbeobachtung, eines der bedeutungsvollsten Hilfsmittel der vergleichenden Völkerkunde", hat ihn auf diese Hypothese gebracht. Welcher besonnene Ethnologe wird aber aus der Selbstbeobachtung eines heutigen Culturmenschen Aufschlüsse für die Motive, wie sie in der kahlen, bedürftigen Urzeit Herrschaft hatten, zu gewinnen hoffen? Hat Dr. von den Steinen ganz umsonst so eindringlich vor der „Culturbrille" gewarnt, mit der wir Leben und Vorstellungen des Naturmenschen zu betrachten (vgl. „Ausland", Bd. 63, S. 692) uns hüten sollen? Es ist eine bereits in dem „Katechismus der Völkerkunde" desselben Verfassers (S. 20) hervortretende Schrulle von Schurtz, dass der Fleischgenuss (als etwas Unnatürliches) irgendwie den Widerwillen des Primitivmenschen hervorgerufen habe; der primitive Mensch ist, wie die Betrachtung des Wedda, des Buschmannes u. s. w. lehrt, vielmehr ein völlig scrupelloser Allesesser. Ebensowenig stichhältig als der angeführte primäre Grund, sind die (S. 20 ff.) namhaft gemachten secundären Motive, als Gelüste und Widerwillen von Schwangeren oder gar die strengen Diätvorschriften der Couvade (S. 22). Auf diesem Wege konnten sich allgemein giltige Speiseverbote niemals entwickeln, da sich hier doch nur individuelle und temporäre Speiseenthaltung zeigte. Durch die Ausführungen des Verfassers auf S. 27 ff. ist die einheitliche Erklärung, welche der Verfasser geben zu können vermeinte, gründlich durchbrochen und es zeigt sich, was vom Anfange zu vermuthen, dass die Speiseverbote, wie sie die Völkerkunde mannigfach registrirt, überhaupt nicht unter einen Hut zu bringen und aus einer Erklärung abzuleiten sind.

Da das Neue in vorliegender Abhandlung die Theorie sein sollte, indem der Verfasser das Material nicht zu vermehren gewünscht hat, diese Theorie aber selbst zu Boden fällt, so verläuft die Arbeit ohne Gewinn für die Völkerkunde. Sie ist auch methodologisch sehr schwach gefügt, und es wäre schlimm um die wissenschaftliche Ethnologie bestellt, wenn sie, wie der Verfasser zu hoffen scheint, als Muster einer Problembehandlung in der Ethnographie genommen werden könnte. In unserer Wissenschaft fordern wir psychologische Analyse, keine luftige Synthese.

**Haberlandt.**

18.

**Grosse, Dr. Ernst: Die Anfänge der Kunst.** Mit 32 Abbildungen im Texte und 3 Tafeln. Freiburg i. B. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). VII, 301 S. 8°.

Das Fundament der Kunstwissenschaft muss von der Ethnologie gelegt werden: darüber besteht heute wohl kein Streit mehr. Aber diesen Weg der Kunstgeschichte von den primitiven Anfängen an hat bisher noch Niemand wegen seiner Ungangbarkeit gewiesen und beschritten. Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat ihn betreten, und so ist es ihm beschieden gewesen, ein Buch zu schreiben, das Neues bietet. Wie derselbe es selbst sagt, haben nicht alle seine Aufstellungen und Antworten auf die gestellten Fragen Werth, aber seine Fragen haben Werth. Er hat den Weg gelichtet und gebahnt; seine Nachfolger auf demselben werden vielleicht noch mehr und manches Andere sehen, als er; aber er hat zuerst den Weg gesehen und die Nothwendigkeit gefühlt, ihn zu beschreiten.

Als Grundlage des Verständnisses der primitiven Kunst hat der Verfasser mit Recht in scharfsinniger Weise die Wirthschaftsform der Völker aufgefasst; hier liegen die Wurzeln der socialen Lebensform, welche für die Entwicklung und Ausbildung künstlerischer Triebe von grösster Bedeutung ist; hier bestimmt sich der Vorstellungshorizont eines Volkes, die Enge und Weite seiner Anschauungen, die Versilität und Capacität seines Geistes. Die sociologische Betrachtung der Kunst, die sich hieraus ergibt und mit welcher der Verfasser seine Untersuchungen unter den Standpunkt der Entwicklungslehre bringt, ist allerdings kein Novum; nicht die Scheinlehre Taine's vom Zusammenhange zwischen Rasse und Kunst, sondern die social-psychologischen Principien eines Spencer haben hiebei Gevatter gestanden. Das Ergebniss dieser Gedankenreihe in der Betrachtung der

primitiven Kunst ist, kurz ausgedrückt, dies, dass die Kunst als ein Factor des engeren socialen Zusammenschlusses die Widerstandskraft und innere Cohärenz der socialen Gruppe erhöht und somit als ein günstiger Erwerb im Kampfe um das Dasein gelten darf. Dieses Resultat berührt sich auf's Engste mit den unabhängig gewonnenen Resultaten Wallaschek's in seiner kürzlich erschienenen Studie: „Primitive Musik", welcher der socialen Seite des Musikbetriebes der Naturvölker ebenfalls seine Aufmerksamkeit geschenkt hat.

Wenn wir die Einzelcapitel in Grosse's Werk (Kosmetik, Ornamentik, Bildnerei, Tanz, Poesie, Musik) einer kurzen Kritik in den Hauptpunkten unterwerfen wollen, so glauben wir allerdings, dass auf Grund eines umfangreicheren Materiales, als das vom Verfasser untersuchte, manche von den Ergebnissen des Verfassers zu modificiren, andere neu beizubringen wären; die Hauptsache aber bleibt als gesicherter wissenschaftlicher Besitz bestehen. Bei der Untersuchung des primitiven Schmuckes (S. 51—110) vermissen wir eine genügende Würdigung des Gedankens, dass allem Schmuckgeräthe als solchem die praktische Verwendung, die Befriedigung praktischer Bedürfnisse durch den späteren kosmetischen Apparat vorhergängig ist. Dies ist in vieler Beziehung nachweislich der Fall bei der Hautbemalung, bei der primitiven Ausschmückung durch Gurt und Band, an welcher einerseits medicinische, andererseits praktische Rücksichten auf bequemen Transport von Kleinigkeiten Antheil haben; sodann bei einigen Formen primitiver Gewandung, die ebensosehr hygienischen Rücksichten als kosmetischen Zwecken ihre Entstehung verdanken. Mit Nachdruck hat auf diese Vorgeschichte der Kosmetik jüngst Dr. Karl von den Steinen in seinem herrlichen Werke: „Unter den Naturvölkern Brasiliens" hingewiesen (S. 186 ff.). An die Ausführungen desselben Forschers bezüglich der Ornamentik (S. 258 ff.) fühlt man sich durch die Erörterung des Ornamentes in Grosse's Werk nachdrücklich erinnert: es ist derselbe Grundgedanke der Ableitung des geometrischen Ornamentes aus der Zeichnung, wofür auch von anderer Seite her, nämlich aus der Ornamentik der Orang Sëmang von Malāka durch die Erkundigungen Hrolf Vaughan Stevens (siehe: „Die Zaubermuster der Orang Sëmang" von Stevens-Grünwedel [Journal für Ethnologie 71 ff.]) überraschende Belege geliefert worden sind. Allerdings erhebt sich dabei noch immer die Frage, die bei jedem einzelnen Ornamente einzeln zu erledigen ist, ob die von den Zeichnern der Ornamente gegebene Aufklärung auch die ihrer ersten Urheber sei, mit anderen Worten, ob die Tradition diesbezüglich verlässlich sei.

Als eine Lücke, die allerdings aus der Materialbeschränkung des Verfassers auf die Kunstverhältnisse der primitivsten Völker zu erklären ist, müssen wir es bezeichnen, dass von der plastischen Bildnerei auf primitiver Stufe so gut wie gar nicht die Rede ist. Es wird dadurch leicht der Anschein erweckt, als ob die Zeichnung oder Malerei überhaupt den plastischen Gestaltungsversuchen vorhergängig sei, was doch wohl nicht der Fall ist. Eine ähnliche Lücke klafft in dem Capitel Poesie: hier ist es die primitive Dramatik, der, wie sie aus dem mimischen Tanze herauswächst, zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. Und doch ist diese plastische Ausdrucksweise der Empfindungen und Vorstellungen sicherlich primär, ähnlich wie die plastische Bildnerei auf dem Boden der sogenannten bildenden Künste. Die hervorgehobenen Unvollständigkeiten erklären sich nun freilich zum Theile aus der, wie uns scheint, allzu eng gezogenen stofflichen Unterlage des Verfassers, der lediglich die tiefstehenden Völkerschaften: Wedda, Andamanesen, Buschmänner, Australneger und Eskimo bei seinen Untersuchungen herangezogen hat. Wie von den Steinen's, Ehrenreich's, Finsch's u. A. Forschungen darthun, hätte sich aber vielleicht ein eklektisches Verfahren mit einem weiter ausgebreiteten Inductionsmateriale mehr empfohlen, zumal wir mit einigem Erstaunen ein geistig so hochstehendes und im Daseinskampfe materiell so hochentwickeltes Volk wie die Eskimo unter den berücksichtigten Stämmen antreffen.

Höchst beachtenswerthe Ausführungen bringt das Schlusscapitel bei: es stempelt das Werk zu einem solchen, das nicht nur grundlegend für ein wichtiges Capitel der Ethnologie werden dürfte, sondern auch in der allgemeinen Kunstwissenschaft als eine Art Propädeutik, welche den Zusammenhang von Cultur und Kunst in concreter Weise aufzeigt, Giltigkeit beanspruchen kann.

**Haberlandt.**

# Ausgrabungen auf dem Castellier von Villanova am Quieto in Istrien.

Von **Dr. Moriz Hoernes.**

*(Mit 98 Text-Illustrationen.)*

Die sogenannten „Castellieri" gelten in weiterem Kreise als eine archäologische Specialität Istriens. Mit Recht kann dies, wenn man von gewissen eigenthümlichen Elementen in der Mischung der Funde absieht, nur von dem Namen gesagt werden, wie aus den folgenden Darlegungen hinlänglich hervorgehen wird. Es sind mehr oder minder steilabfallende, breitflächige, isolirte oder mit grösseren Erhebungen verbundene, auf ihren Plateaus oder Kuppen zur Bewohnung geeignete Hügel, die häufig von Wällen entweder umzogen oder irgendwie abgegrenzt sind oder auch Mauerruinen tragen, und wo man meist schon an der Oberfläche mit geringer Mühe verschiedenartige bewegliche Funde, Ueberreste alter Besiedelung, einheimsen kann. In Triest und Parenzo sammelten sich solche Funde an. Director Marchesetti (seit 1883) und Dr. Amoroso (1885 und 1889) schrieben über dieselben in italienischer Sprache. Auch deutsche Gelehrte, wie Virchow (1887) und Tischler (1889), kamen nach den beiden genannten Städten und füllten ihre Notizbücher mit Aufzeichnungen über die so manchen besonderen Charakterzug aufweisenden Objecte. Die Literatur der Castellieri ist nicht ausgedehnt, aber titelreich und zersplittert; es genügt, zu sagen, dass es an umfassenden Ausgrabungen und demgemäss an umfangreicheren Mittheilungen über einzelne dieser Fundstätten fehlt. Die ausgebreitetste Kenntniss derselben besitzt derzeit wohl Herr v. Marchesetti; von ihm wäre demnach eine zusammenfassende Darstellung dieser auch im Hinterlande von Triest zahlreich vorhandenen alten Wohnplätze zu erwarten.

Die Anthropologische Gesellschaft in Wien hat in natürlichem Vorrücken an die Grenzen des für prähistorische Forschungen so ergiebigen Ostalpengebietes, im Fortschreiten auf jener Operationslinie, die uns nach Italien, als dem Mutterlande so vieler Formen unserer jüngeren Hallstatt-Cultur, hinweist, einen Theil ihrer Mittel für Ausgrabungen in Istrien bestimmt. Den Anstoss dazu gab die Publication der Pizzughi-Funde 1889 (vgl. diese Mitth. Bd. XIX, S [191] ff.). Auf meine Anfrage erklärte sich der Herausgeber derselben, Dr. Andrea Amoroso, das geistige Haupt der Società Istriana d'archeologia e storia patria in Parenzo, mit grosser Liebenswürdigkeit bereit, die Durchführung unserer Arbeit zu ermöglichen, deren Ergebniss dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum zugute kommen sollte. Die prähistorische Sammlung des letzteren hatte seit der Erwerbung der Funde von Vermo, welche die kaiserliche Akademie der Wissenschaften durch Professor Moser in Triest ausgraben liess (1883) und womit überhaupt erst die Aera der prähistorischen Erforschung Istriens begann [1]), keine nennenswerthe Bereicherung aus diesem Lande erfahren.

Die Ausgrabungen unserer Gesellschaft im November 1890 und im September 1892 beschränkten sich, abgesehen von einer kleinen Versuchsgrabung auf dem Castellier San Martino di Torre (1892),

[1]) Eine Uebersicht der Vorstufen dieser letzteren, worauf natürlich nur in einem engeren Kreise die Aufmerksamkeit gerichtet war, gibt Amoroso (Atti e mem. d. Soc Istr. 1884, S. 55). Der verdiente Kandler kümmerte sich nur um Römisches und hatte für prähistorische Funde kein Interesse. Aber die Herren Cav. Tommaso Luciani und Antonio Scampicchio sammelten in Albona aus der Umgebung dieses Ortes, dann aus Fianona, Vermo, Cherso, Corridico, Pinguente, Ossero u. s. w. eine grosse Menge prähistorischer Objecte, welche sie dann dem archäologischen Provinzmuseum in Parenzo überliessen. Luciani schrieb auch über seine Sammlung in dem Journal „La Provincia" (Capodistria), Jahrgang XI, Nr. 1, und legte dem internationalen Congress für prähistorische Archäologie und Anthropologie in Bologna 1870 eine Reihe neolithischer Funde aus Istrien vor. 1871 besuchte dann, hiedurch angeregt, Capitän Burton den Castelliere „di Cunzi" bei Albona, einen der ansehnlichsten dieser Wohnplätze, und die Castelliere di Sant' Angelo, delle Mordelle, dei Pizzughi und Moncastello bei Parenzo, worauf er seine unten noch zu nennende Arbeit über diese alten Wohnstätten verfasste. — Für Besucher Parenzos sei hier bemerkt, dass der Castellier Sant' Angelo, 107 m hoch, nur 3·3 km südöstlich von der genannten Stadt, einen guten Ueberblick der nächstgelegenen, einst von solchen Ansiedelungen gekrönten Höhen, darunter der drei Pizzughi, die von dort nur mehr 2 km entfernt sind, gewährt. (Monte Mordelle liegt dicht neben Monte Sant' Angelo.) Nur muss man sich hüten, die natürlichen Felsmauern auf dem Gipfel von Monte Sant' Angelo für cyklopische Werke zu halten, welchen sie täuschend ähnlich sehen.

deren Ausbeute noch erwähnt werden soll, auf den Castellier von Villanova bei Verteneglio im Gerichtsbezirke Buje. Diese bereits durch zwei frühere Jahre für das Museum in Parenzo mit Erfolg durchforschte und nach wiederholten Besuchen Marchesetti's auch in Triest ziemlich gut vertretene Fundstelle liegt circa 10 km landeinwärts, nordöstlich von dem auf einer felsigen Landzunge erbauten Hafenstädtchen Cittanova, 1·5 km östlich von dem Dörfchen Villanova, zu dessen Flur sie gehört, und ungefähr doppelt so weit von Verteneglio, von wo man auf einem Umwege über Villanova leicht dahin gelangt. Von Verteneglio nach Villanova führt eine Fahrstrasse, von dort auf den Castellier nur Fusssteige und schlechte Karrenwege.

Der Hügel erhebt sich circa 130 m hoch, dicht über dem innersten Winkel eines direct nach Norden gerichteten Seiteneinschnittes, aus welchem der kleine Canale del Molino zum Quieto abfliesst. Das Ende dieses rechtsuferigen Seitenthales am Fusse des Castelliers hat nur 11 m Höhe über dem nahen Meeresspiegel. Das Quietothal selbst, dessen Mündung eine ansehnliche Bucht, den „Porto Quieto", bildet, ist ein tiefer, gewundener Einschnitt mit steilen Wänden, der die Strasse nach Parenzo zu einem weiten Umwege zwingt, wie es auch bei der projectirten Eisenbahn der Fall sein wird. Heute vollzieht sich der Localverkehr zumeist auf der See. Von der Höhe des Castelliers geniesst man einen gut orientirenden Ueberblick des „Stillen Flusses" und seiner melancholischen Umgebung. Die Thalfläche ist fast vollkommen horizontal — bei Madonna di Bastia oberhalb der erwähnten Seitenbucht hat sie erst 8 m, bei Ponte Grande oberhalb des k. k. Thalforstes von Montona auch nur 13 m Seehöhe — im Durchschnitte etwas über 1 km breit und mit tiefgrünen Sumpfwiesen bedeckt, welche das Wasser des Hauptflusses der Halbinsel in einem geradlinigen Canale langsam durchzieht. Die mannigfaltig vor- und zurückspringenden Felshügelwände, welche das Thal einschliessen, sind schwach bebuscht und setzen meist in einem Winkel von circa 30° sehr scharf gegen die Sohle ab. Den Kamm dieser Randhügel, deren Höhe bei Villanova zwischen 80 und 180 m variirt, krönt hie und da schütterer Wald. Jenseits derselben beginnen in gleicher Flucht die Aecker und steinigen Hutweiden der umliegenden Ortschaften. Ab und zu schlängelt sich ein Fusspfad trübselig von der Höhe in's Thal hinab. In der Tiefe, wo Malaria herrscht, sieht man nur ein einziges Haus, eine Mühle, in der guten Jahreszeit tagsüber auch wohl ein- oder zweimal einen Ochsenkarren oder zu längerem Aufenthalte ein paar weidende Esel. Unterhalb des „Mühlencanals" treten die Höhen des rechten Ufers dicht an den Fluss heran, und hier liegen zwei andere Castellieri: San Dionisio [1]) (123 m) und San Giorgio (62 m hoch), dem letzteren schräg gegenüber; in der Luftlinie nur etwas über 3 km von ihm entfernt erhebt sich auf der anderen, linken Thalseite der oben erwähnte Castellier San Martino der Ortschaft Torre. Er gravitirt aber nicht mehr zum Quietothale, von dem er durch einen kleinen Rücken geschieden ist, sondern direct zur See,

[1]) Von San Dionisio stammt eine Anzahl Funde im Museum Parenzo, die hier, der Vergleichung wegen, erwähnt werden mögen. Es sind: Fischwirbel, Seemuscheln, rohes und angeschnittenes Hirschgeweih, Quetsch- und Glättsteine, ein Schleifsteinfragment, einige Stückchen Feuerstein, Beinpfriemen, das Bruchstück einer Bronzesichel, ein zerbrochenes, schmales, bronzenes Flachbeil mit schwachen Randleisten, zwei zusammengehängte Spiralringe aus Bronzedraht, jeder circa 2 cm Durchmesser, deren Enden in kleinen Spiraldisken zusammengerollt sind, Bronzenadeln, ein radförmiger Bleiknopf (Schmucknadelkopf, circa 2 cm Durchmesser, die Nabe bildet einen runden Buckel, von dem acht Speichen ausgehen), ein Hirschgeweihkronenstück mit gravirter einfacher Punktverzierung, dann eine Reihe von Thongefässen, die ganz andere Formen zeigen wie die Töpfe des Castelliers von Villanova. Eine schöngeformte, bauchige Amphora hat engen Hals und daran zwei ringförmige, verticale Henkel. Ein weitmündiger Topf hat zwei kleine, etwas emporstehende Henkel. Ein Töpfchen mit einem Buckel hat zweitheiligen Henkel, wie einer aus Santa Lucia (Marchesetti, Scavi 1886—1892, Taf. VI, Fig. 17). Eine feine, rothe, bauchige Urne mit kurzem Halse und ausgebogenem Rande zeigt von Kreislinien umrahmte Buckelchen. Ein derbes, becherförmiges, rothes Henkelgefäss, tiefe Schalen mit spitzzulaufendem, hohem Henkel, winzige Näpfchen von äusserster Rohheit u. A. sind unverziert. Eine besondere Erscheinung sind mehrere lange, konische oder trapezförmige Thonstiele, gross und schwer, mit oder ohne Durchbohrung am breiteren (abgebrochenen) Ende, zuweilen auch mit linearer Verzierung. Aehnliche Stiele kommen zahlreich in der neolithischen Station von Butmir bei Sarajevo vor, aber auch hier nur als Bruchstücke. Die Funde von San Dionisio, welche zum Theile (namentlich die ganzen Thongefässe) aus flachen Brandgräbern stammen, sind von denen, die unten mitgetheilt werden sollen, so wesentlich verschieden, dass man bei der geringen Entfernung zwischen beiden Wohnplätzen verschiedene Altersstufen annehmen muss. Der Hauptsache nach werden die Funde von San Dionisio älter sein als die von Villanova. Jene gehören der Bronzezeit und der älteren Hallstatt-Periode an, während die unten zu betrachtenden Funde zumeist aus der jüngeren Hallstatt- und der La Tène-Stufe stammen. Möglicherweise hat das Gesetz, welches die kleineren Wohnplätze allmälig zu Gunsten der grösseren ihrer Bewohner beraubte, schon in vorgeschichtlicher Zeit seine Wirkung geübt.

speciell zum Porto Torre, einer dicht am Fusse des Castelliers endenden, sehr stillen Seitenbucht des Porto Quieto. Zweifellos hat der letztere einst, wie heute der Canale di Leme nördlich von Rovigno, viel tiefer in's Land hineingegriffen, so dass die genannten alten Wohnplätze zu ihrer Zeit sämmtlich am Meere lagen [1]).

Der Castellier von Villanova hat unter denselben die grösste Oberfläche; er bildet ein nach Westnordwest gerichtetes Oblongum von circa 500 m Länge und 250 m Breite, dessen Schmalseiten im Westen gegen Verteneglio, im Osten gegen das erwähnte Seitenthal des Quieto gekehrt sind. Auf der letzteren Seite ist der Abhang steil, ebenso im Norden und Süden, wo tiefe Einrisse den Hügel scharf begrenzen. Die westliche Schmalseite ist vom Nachbarterrain, der Hutweide von Villanova, leichter zugänglich, und hier ist der Castellier durch einen circa 4 m hohen, mit Gebüsch bestandenen Wall, welchen eine (vielleicht alte) Thoröffnung durchbricht, abgeschlossen. Die nicht umwallten Hügelkanten lassen an mehreren Stellen jene, wahrscheinlich künstliche Applanirung erkennen, welche man so häufig an den Rändern nur theilweise von Wällen geschützter alter Wohnhöhen bemerkt. Mir sind so viele Beispiele dieser Erscheinung, namentlich aus dem Binnengebiete an der oberen Adria, bekannt, dass ich gar nicht versuchen will, sie alle aufzuzählen, weil damit doch nur ein kleiner Theil des Vorkommens angeführt wäre. Andere Castellieri sind bekanntlich mit einem ringsumlaufenden oder auch mit zwei bis drei concentrischen Wällen umgeben. Manchmal ist eine mehrfache Umwallung derart angelegt, dass sich an einen Ringwall seitlich ein halbkreisförmiger Wall anschliesst, welchem mitunter ein zweiter ähnlicher vorgelagert ist. Richard F. Burton, einst englischer Consul in Triest und Vicepräsident der Londoner Anthropologischen Gesellschaft, welcher zuerst im Auslande über die istrianischen Castellieri schrieb [2]) — im Inlande hat der verdiente Kandler schon vor vielen Jahrzehnten vergeblich auf dieselben aufmerksam gemacht —, war der Ansicht, dass im letzteren Falle der vom Hauptwall umschlossene Raum als Wohn- oder Zufluchtsstätte der Familien, die Nebenwälle aber zum Schutze der Heerden gedient hätten. Er zeigt dies in einer reconstruirten Ansicht, l. c. Taf. 7.

Die meisten Castellieri erfreuen sich in Folge der zersetzten organischen Substanzen, welche von der ehemaligen Besiedelung herrühren, eines fetten, schwarzen Erdreiches und sind gut bebaut. Dies ist auch bei dem von Villanova der Fall. Das Volk kennt die Castellieri, auch des letzteren Umstandes wegen, sehr genau. Die Slaven nennen sie Gradiše oder Gradac, auch wohl Gomile. Manche werden mit dem Namen der nächsten Ortschaft und vorgesetztem „vecchio“ oder „vecchia“ bezeichnet. Weil man auf vielen derselben auch römische Gegenstände (Mauern, Münzen, Thongefässe, Fibeln, Eisensachen) findet, hielt Kandler sie anfänglich alle für römische Wachtposten, wozu sie sich ja zum Theil wirklich entwickelt haben mögen [1]). Man hat auch oft darauf hingewiesen, dass man von jedem Castellier zu einem oder mehreren anderen gut hinübersehen könne, und an vielen Orten, wo diese Wohnplätze gehäuft auftreten, wie in der Umgebung von Parenzo und Verteneglio hält die Volksmeinung zähe daran fest, dass es Signalposten gewesen sein müssten.

Heute steht wohl ausser Zweifel, dass die ältesten Castellieri nicht erst in Folge der römischen Occupation oder, wie Andere annahmen, einer der letzteren vorausgegangenen gallischen Einwanderung bezogen worden sind, sondern ihre Bewohner in einer Zeit erhielten, die wir mit einem treffenden Ausdruck der Italiener als äneolithisch bezeichnen

[1]) Man schätzt die Alluvionen des Quieto auf 1—1·5 m Höhe in jedem Jahrhundert (Benussi, l'Istria sino ad Augusto, S. 14). — Mons. Tommasini († 1654) schreibt in seinen Commentarî stor.-geogr. della prov. dell' Istria (Archeogr. Triest. IV. 1837) lib. I., cap. 1, über den Quieto: „già a memoria dei nostri padri le galere andavano su otto o dieci miglia; ora però è paludoso ed innavigabile disopra in gran parte“.

[2]) Notes on the Castellieri or Prehistoric Ruins of the Istrian Peninsula (Anthropologia I. 1874). Eine Uebersetzung in's Italienische von Nicolina de Gravisi erschien Capodistria 1877 (zuerst „Provincia“ X, 1876, Nr. 22 bis XI, 1877, Nr. 13).

[1]) Vgl. De Franceschi, l'Istria, Note storiche (Parenzo 1879), S. 19. — Kandler hatte auf seinen archäologischen Streifungen durch Istrien nicht weniger als 321 Castellieri kennen gelernt. Er verzeichnete dieselben in seiner grossen Karte der römischen Fundorte Istriens, welche gegenwärtig im Archivio provinciale aufbewahrt wird. Von der genannten Zahl entfallen 42 auf das Territorium von Triest und die Gerichtsbezirke Castelnuovo und Volosca (das obere), 123 auf die Bezirke Capodistria, Pirano, Pinguente, Montona, Pisino und Albona (das mittlere) und 141 auf die Bezirke Buje, Parenzo, Rovigno, Dignano und Pola (das untere Istrien), 15 liegen auf den drei Inseln im Quarnero: Veglia, Cherso und Lussin, 8 davon allein auf Cherso. Vgl. Amoroso, I Castellieri istriani e la necropoli di Vermo (Atti e mem. soc. Istr. 1884), S. 54.

dürfen[1]). Damals hatte die Halbinsel eine wahrscheinlich illyrische Bevölkerung, welche nicht über das Meer gekommen ist und sich von Jagd, Viehzucht, einigem Ackerbau und Fischerei nährte. Das milde Klima, der fruchtbare Boden, die geschützte Lage so vieler zu Wohnstätten geeigneter Anhöhen muss frühzeitig eine zahlreiche Volksmenge aus dem Ostalpenlande auf diese Halbinsel hervorgelockt haben, und früher als andere binnenländische Stämme ist dann auch dieser in Contact mit dem Süden getreten. Bereits 177 Jahre vor dem Beginn unserer Aera geschah die Unterwerfung durch die Römer, aber schon lange vor dieser Zeit besassen die Histrer importirte griechische und italische Fabrikate.

Wenn man gegenwärtig hügelauf, hügelab durch das Innere der Halbinsel dahinzieht, mahnt der Anblick der noch jetzt bestehenden Ortschaften mit ihren hoch emporragenden Häuserknäueln und Kirchthürmen an die verschollenen Castellieri. Die heutigen Orte liegen nämlich fast alle auf mehr oder minder isolirten Hügeln; manche, wie Buje („la spia dell' Istria", 222 m hoch), sieht man stundenweit vom Meere aus. Die Bewohner sind in gewisser Hinsicht nicht zum Besten daran; sie haben weit zum trinkbaren Wasser, einen mühsamen Weg zu ihren Feldern, und nur der allgemeine Gebrauch des Esels als Trag- oder Zugthier mildert die Unbequemlichkeit dieser uralten Siedelungsart. Die Ortschaften Istriens — mit Ausnahme der Hafenplätze, für deren Lage andere Umstände massgebend waren — sind eben nichts Anderes als jene Castellieri, welchen das längste Dasein beschieden war. Man hat sich, einem Gebote des Culturfortschrittes gehorchend, enge zusammengesiedelt, und so sind aus einigen Hundert mehr oder weniger befestigten Flecken einige Dutzend kleine Städte oder Märkte entstanden. Ausserdem herrscht in Istrien der wohl auch berechtigte Glaube, dass man der bösen Malaria in stärker bewohnten Orten leichter trotzen könne, als in ganz kleinen Dorfschaften.

Aus diesem Grunde ist es schwer, in allgemeinen Worten von dem Alter und der Geschichte der Castellieri zu sprechen. Sie stammen aus verschiedenen Zeiten und haben verschiedene Entwicklungen durchgemacht. Am linken Ufer des Quieto, 7 km südlich von Villanova, heisst ein 238 m hoch gelegenes Dörfchen von 52 Häusern der Gemeinde Visinada einfach „Castellier". Daneben werden Namen wie „Villanova", „Cittanova" u. dgl. verständlich. Im Küstenlande gibt es sechs Villanova, drei Cittanova, von welchen eines, der oben erwähnte Hafenort, schon beim Geogr. Rav. als Neapolis vorkommt[1]). Istrien braucht deswegen nicht, wie man gemeint hat, in älterer Zeit bevölkerter gewesen zu sein als jetzt; ehedem gab es mehr Ansiedelungen (Amoroso

[1]) Aehnlicher Meinung ist Amoroso, l. c., S. 55 ff. Gegen Benussi (l'Istria sino ad Augusto, Triest 1883, S. 137), welcher, gestützt auf Burton's Vergleichung der Castellieri mit ähnlichen Wohnstätten in Anglesea, Wales, Cornwall, Irland, also in altkeltischen Ländern, auch die ersteren für keltische Gründungen hält, erklärt er das Erscheinen der Kelten in den Ostalpen für ein zu junges Ereigniss, um die Besiedelung der Castellieri daran zu knüpfen. Er verweist auf das Fehlen typischer La Tène-Funde in den Gräbern und auf den Anhöhen (vgl. jedoch die unten folgenden neueren Funddaten) und meint vielmehr „che l'origine dei castellieri va ricercata in quella remota età, in cui i prischi abitanti dell' Istria abbandonarono le caverne e le palafitte, le quali ultime ancora forse non avranno fatto difetto nelle maggiori nostre valli del Quieto e dell' Arsa. E questo parmi a sufficienza dimostrato dalle arme di pietra, quali le punte di frecce, le scuri, le ascie ecc. e dai numerosi utensili di osso lavorato, che vennero scoperti nei castellieri, i quali oggetti in unione al più tardo materiale dei bronzi ed a quello delle terrecotte, rappresentano meglio che un determinato stadio tutti i varî gradi di civiltà, pei quali sono passati i popoli dell' Istria attraverso un lungo volgere di secoli sino alla conquista romana". — Es bleibt aber allerdings die Frage, ob die erste Besiedelung der Höhen nicht einer früheren Zeit angehört, als die Umwallung oder Escarpirung der Hügelränder. Dass die ältesten Bewohner Istriens Troglodyten gewesen, war schon die Meinung Luciani's, welche Burton (More Castellieri I. The Seaboard of Istria, Journal of Anthr. Inst. VII, S. 363) bekämpft, wogegen Marchesetti, Boll. Scienc. Nat. IV, in seinem Aufsatze über die Höhlenfunde von St. Daniel am Karst (S. 3 des Separatabdruckes, N. 1) für dieselbe eintritt. Doch sind die Höhlenfunde dieser Provinz von den Castellierifunden durchaus nicht in ihrer Gänze zeitlich geschieden, sondern vielmehr zum Theile evident gleichzeitig, zum Theile selbst noch jünger. Die Vorstellung, dass sie einer älteren Stufe angehören müssten, ist aus dem allgemeinen Gange der menschlichen Cultur abgeleitet und wird von der Wirklichkeit ungemein häufig widerlegt, so z. B. gleich im nahen östlichen Oberitalien, wo die Höhlenfunde sehr oft den gleichen Charakter zeigen, wie die Funde aus Terramaren und von bewohnten Anhöhen. Was aber das Verhältniss der Castellieri zu den Pfahlbauten betrifft, so müssten, wie eben das erwähnte italienische Nachbargebiet lehrt, auch die letzteren, wenn sie in Istrien constatirt wären, durchaus nicht einer Zeit entsprechen, welche vor die Besiedelung der Castellieri fällt, da das Hausen auf Höhen oder über Gewässern keineswegs einer temporären Neigung oder Gewohnheit, sondern einem Sichanschmiegen an die natürliche Bodenbildung seinen Ursprung verdankt.

[1]) Nach Kiepert's Vermuthung (Lehrb. d. a. Geogr., S. 386, Anm. 4) stammt der Name Neapolis aus der Zeit der oströmischen Herrschaft.

zählt im gegenwärtigen Gerichtsbezirk Parenzo nicht weniger als 37 Castellieri), die heutigen sind aber grösser. So war es auch in anderen Ländern, nur dass die ausgezeichnete Lage der alten Wohnplätze und die Funde, welche man dort gemacht hat, die Erinnerung und den Namen, eines in dem anderen, wach und frisch erhalten haben.

War Istrien auch schon vor dem Beginne unserer Zeitrechnung äusserlich romanisirt und seit 12 v. Chr. bis zur Arsa bei Albona Italien einverleibt, so war doch nur seine Italien zugekehrte Stirnseite (die Ostküste von der Arsa aufwärts bleibt bezeichnenderweise von Italien ausgeschlossen und gehört, wie wohl schon früher, zu dem rauheren, inselreichen Liburnien) den alten Verhältnissen entrissen und zu einem classischen Küstenstrich umgeprägt. Gab es doch noch im I. Jahrhundert n. Chr. Leute, welche den Quieto (Ningus)[1] für einen Mündungsarm der Donau hielten (Mela, II, 63)[2]. Bedeutung hatten nur Pola und Tergeste, ausserdem höchstens noch Piquentum und einige der kleinen Hafenplätze zwischen Pola und Triest. Der unserem Ausgrabungsplatze zunächst gelegene Fundort römischer Alterthümer von etwas besserer Beschaffenheit liegt an der Quietomündung links im Territorium von Abrega. Man findet dort dicke Schutzmauern und Grundfesten von Häusern mit Mosaiken und Marmorplatten, Inschriften, Münzen, Spuren von Ziegelfabrikation u. dgl.

Auf die Westküste und was man dort aus dem Inneren der Halbinsel aufstapelte, beziehen sich denn auch die Lobsprüche, welche Istrien im Alterthum zutheil wurden. Vorzügliche Qualitäten liefert es in Wolle, Wein und Oel (Plin.). Cassiodorus (Var. XII, 22) nennt Istrien mit drei Quellen des Wohlstandes (mit Oel, Korn und Wein) begabt, die Fruchtkammer Ravennas — wie später Venedigs und heute Triests —, einen lichtvollen und köstlichen Aufenthalt, dem ein wunderbar mildes Klima beschieden sei. Hier, sagt er, glättet sich das Meer in friedlichen Buchten, wie an den gepriesenen Küsten Neapels. Bunte Seemuscheln, leckere Austern und Fische bilden den Reichthum dieser Buchten. Auf den Hügeln und am Ufer liegen Paläste und Villen anmuthig verstreut, wie Perlen auf einem schönen Frauenkopfe. Er lobt noch die Inseln, die Häfen, die allgemeine Weltlage, kurz Alles, was ein Rhetor und königlicher Secretär an der braven Lieferantin der Residenz seines Herrn lobenswürdig finden kann.

Es ist in antik classischem Geschmack, mit einem Lande in Verkehr zu stehen, ohne es zu kennen; aber auch in unserer Zeit weichen Reisende, wie J. G. Kohl, der die Halbinsel treffend einem nach Westen umgestossenen Fruchtkorbe vergleicht, dem Inneren Istriens aus, abgeschreckt durch die Bescheidenheit der Istrianer selbst, welche (wenigstens dem eben Genannten) freimüthig gestanden: „tutto l'interiore della nostra Istria e brutta". Thatsächlich entspricht dieses Innere nicht ganz dem Bilde, welches die Lobsprüche des Cassiodorus wachrufen[1]. Natürlich erinnert es aber auch nicht an die Schattenseite der antiken Ueberlieferung, welche die Istrer als Seeräuber brandmarkt. Wohl aber kann man sich an einzelne Züge gemahnt finden, welche anlässlich der Unterwerfung durch die Römer zur Aufzeichnung gelangten[2].

Die Histrer wurden zum ersten Male mit Krieg überzogen, weil sie römische Schiffe geplündert hatten, welche Getreide führten (Eutrop. III, 7). Der Krieg war für die Römer verlustreich (Oros. IV, 15), endete aber mit der Unterwerfung des Halbinselvolkes. Dieses wurde tributpflichtig, scheint jedoch keine Abgaben entrichtet und in Folge des zweiten puni-

[1] Das Itinerarium Antonini verzeichnet: Tergeste XXVIII Ningum XVIII Parentium XXXI Pola. Die Distanz führt in die Nähe von Porto Quieto, wo — etwa bei Grisignana oberhalb Villanova — eine Ueberfuhr über die Flussmündung bestanden haben wird (Kandler, Not stor. di Montona, S 22). Der Geogr. Rav., IV, 36, sagt: In Istria sunt diversa flumina; inter caetera, quae dicuntur id est Rusano, Argaone, Nengone et Arsa.

[2] Ueber die Geschichte dieser Meinung: Kandler, De Istro Adriaco und Benussi, l'Istria sino ad Augusto, S. 38. Merkwürdig ist, dass der heutige Name Quieto erst in den letzten Jahrhunderten aufgekommen ist oder vielmehr vom Mündungshafen auf den Fluss übertragen wurde. In Karten des Mittelalters trägt letzterer, nach Kandler, Not. stor. di Montona, S. 22, den Namen Laime oder Layme, eine allgemeine Bezeichnung für ein wasserführendes, im Gegensatze zu einem trockenen Thale, welche am Canal di Leme und an anderen Punkten Istriens (bei Rovigno, Buje etc.) noch heute haftet.

[1] Die Regulirung der Hauptflüsse Arsa und Quieto und die Assanirung der Fiebergegenden sind Aufgaben, welche ebenso hohe Aufmerksamkeit erfordern, wie die Hebung der Culturen, durch welche die Hauptproducte der Halbinsel, Wein und Oel, gewonnen werden. Die istrischen Reben bedürfen der Veredlung, der Oelbaum besserer Pflege und die Zucht der Baumfrüchte überhaupt grösserer Fürsorge, wenn die Landesproducte nicht einer fortschreitenden Entwerthung entgegengehen sollen.

[2] Zippel, Die römische Herrschaft in Illyrien, S. 101 ff.

schen Krieges seine Abhängigkeit völlig aus den Augen verloren zu haben. Ein Streitpunkt war dann (183) die Gründung der Colonie Aquileja, welche die Histrer nicht dulden wollten (Liv. XL, 26, 2); doch brachen die Römer diesen Widerstand, wohl durch Zurückdrängen der nächsten lästigen Nachbarbewohner. Natürlich konnte der blosse Bestand jenes Platzes die Ruhe nicht sichern; er führte wohl eher zu den folgenden Kämpfen. 178 rückte ein Consul bis Triest und schlug dort ein Lager. Dieses wurde von den Histrern überrumpelt und genommen, durch ganz Italien verbreitete sich der Schrecken dieser Nachricht. Der andere Consul wurde mit einem zweiten Heere nach Istrien gesendet. Inzwischen hatten sich die Feinde nach Barbarenart zerstreut — sie waren einfach nach Hause gegangen — und die Consuln bezogen ihr Winterlager bei Aquileja. 177 drangen sie auf der Halbinsel bis Nesactium, wahrscheinlich der Hauptstadt des Landes, vor und belagerten diesen Ort im Süden desselben unfern der liburnischen Grenze. Es muss ihnen leicht geworden sein, so weit vorzudringen, und ihrem Nachfolger L. Claudius blieb nur die Beendigung des Krieges und der Triumph in Rom. Aus Livius (XLI, 1 ff.), dem wir den Bericht über diesen Feldzug verdanken [1]), erfahren wir auch Einiges über den politischen Zustand des Landes zur Zeit desselben.

Es gab damals einen Erbkönig der Histrer. Es war dies ein junger, erst kürzlich zur Herrschaft gekommener Fürst, zu dessen Vaters Zeiten das Volk in Frieden gelebt hatte, der aber jetzt kriegerische Bahnen einschlug und dadurch die Begeisterung der Jugend wachrief. Unter dem König standen „principes“ (Häupter grosser Familien), die ihm Heerfolge leisteten. Ihre Gaue und Grossfamilien heissen bei dem Römer „civitates“ und „populi“, welche nach dem Siege Roms ausnahmslos zur Stellung von Geisseln herangezogen werden und damit ihre Treue verbürgen, während das Königreich erlischt. Dass dadurch nicht mit einem Schlage völlige Ruhe eintrat, sondern noch Klagen über Belästigungen Aquilejas durch die „feindlichen“ Histrer laut werden, versteht sich fast von selbst.

[1]) Eine epigraphische Bestätigung des Berichtes brachte 1892 die Entdeckung eines neuen Fragmentes der Triumphalfasten (Not. d. Scavi 1892, S. 410 f). Es schliesst sich an ein 1888 ebenfalls im Tiberbett gefundenes Fragment an und man liest jetzt: „L. Claudius, Ap. f. P. n. Pulcher Cos. ann. DLXXVI de Histreis et Liguribus.“

An die Seite dieser, wie fast immer, nur spärlichen und gleichsam erst die letzten Athemzüge staatlicher Selbstständigkeit des fremden Volkes berücksichtigenden Mittheilungen tritt nun das Ergebniss der Ausgrabungen an alten Wohnplätzen und zeigt uns viel Aelteres, aber gewiss auch Gleichzeitiges und manches Spätere, so dass wir hier wenigstens nicht von einem Hinabsteigen in rein prähistorische Schichten sprechen können. Nichts hindert uns, anzunehmen, dass die Bewohner des Castelliers von Villanova, für welche der Unterlauf des Quieto sicher nur die Bedeutung eines besonders geschützten Hafens und Piratenschlupfwinkels besass, an den Ueberfällen auf fremde Kauffahrteischiffe theilgenommen haben, dass sie später, dem Aufgebote ihres Gaufürsten folgend, sich dem Heere des jungen Erbkönig anschlossen, dass sie beim Sturm auf das Lager bei Tergeste nicht fehlten, dann den Winter über in verhängnissvoller Unthätigkeit zu Hause sassen und erst wieder aufbrachen, als der Ruf zum Entsatze der bedrängten Hauptstadt die waffenfähige Mannschaft nach Nesactium führte. Nach dem Fehlschlagen des Befreiungskampfes muss dieser an der Westküste gelegene Gau rasch romanisirt worden sein.

Die Funde auf dem Castellier von Villanova gehören vorwiegend jüngeren Perioden an. Die Zeit der frühesten Höhenbesiedelung (Stein- und Bronzezeit) ist kaum kenntlich vertreten. Dagegen besitzen wir in grösserer Zahl neben vielem schwer bestimmbaren Materiale Typen aus der Hallstatt- und La Tène-Periode und endlich Gegenstände aus der Zeit der römischen Herrschaft. So berühren sich hier Vorgeschichtliches und Geschichtliches beinahe enger als anderwärts; sie verschränken sich theilweise mit einander.

Die während der Ausgrabung gemachten Beobachtungen lassen sich kurz zusammenfassen. Der Erdmantel, den das Felsgerüst des Hügels trägt, ist von sehr ungleicher Stärke und auf der Höhe der Hügelkuppe besonders schwach. Wiewohl in demselben fast überall Funde angetroffen werden, konnte doch nicht an eine vollständige Abgrabung gedacht werden. Bei der grossen Ausdehnung des Objectes musste es genügen, zunächst im Anschlusse an die älteren, von Herrn Cappellari aus Verteneglio (derzeit in Fiume) für das Provinzialmuseum in Parenzo veranstalteten, ziemlich umfangreichen Bodenuntersuchungen, mehrere Stellen anzugraben und, je nach ihrer Ergiebigkeit, weiter zu verfolgen oder aufzu-

geben. So wurde der Reihe nach eine grosse Zahl von Schürfen angelegt, von welchen kein Theil des Hügels unberührt blieb. Der Castellier von Villanova gleicht, wie schon geschildert wurde, einer länglich viereckigen Truhe mit gewölbtem Deckel und schrägen Seitenflächen. Wo jener auf dem Rande der letzteren aufruht, waren die Grabungen theilweise am ergiebigsten, weil hier durch Herabschwemmung von der Kuppe tiefere Erdschichten entstanden sind und weil ebenda an den Rändern auch die Gräber angelegt waren.

Im Schutte, den die Arbeiten Cappellari's zurückgelassen, wurde noch manches bessere Fundstück aufgelesen. Seine Ausbeute, die bei dem Umstande, dass auch er nur wenige Gräber gefunden hat, eine beträchtliche genannt werden muss, wird von Herrn Dr. Amoroso publicirt werden, und ich sah schon vor zwei Jahren die hiezu bestimmten vortrefflichen Tafelzeichnungen [1]). Indessen weiss ich nicht, wann dieser Bericht erscheinen wird, und gebe daher nach meinen im Museum zu Parenzo angefertigten Skizzen einen Ueberblick der bemerkenswerthesten Fundstücke von dieser Localität.

1. Hirschhorn und Knochen: Hirschhornhämmer mit querem Stielloche und abgenützter Schneide, ein Stück mit angefangener Bohrung; Geweihzapfen, beiderseits abgeschnitten und am oberen Ende eingebohrt; hohles Hirschhornwerkzeug, an der Spitze stark abgenützt, am anderen Ende zugeschnitzt und zweimal, wie für Nägel oder Schnüre, durchbohrt; plumpe Knochen-Nähnadeln mit Oehr.

2. Metall: Bleiknöpfe (Nadelköpfe) von circa 2·5 cm Durchmesser, in Gestalt dicker Scheibchen mit kurzer, cylindrischer Dülle; oben ein Centralbuckel, umher Reliefverzierung, Ranken und ein Punktkreis (vgl. Soranzo, Scavi Nazari di Este, Taf. II, Fig. 4). — Bronzen: Bruchstücke von Situlen, Brillenspiralfibeln, ein Schmuckstück aus 4 Spiraldisken (oben 3, unten 1, der Stiel mit Spiralrolle umwunden); viele Blechbänder mit gravirter Mäanderverzierung (ähnlich: Amoroso, Necr. preist dei Pizzughi, Taf. VIII, Fig. 4, und Taf. X); Ohrringe mit Schliesshaken und gravirtem Fischgrätenmuster; Nadeln mit Knauf (Schmucknadeln, 2 Stück, wie l. c., Taf. VII, Fig. 10) oder Oehr (Nähnadeln); ein gegossener Fingerring, circa 3 cm Durchmesser, von dreieckigem Querschnitt mit gravirter, gestrichelter Dreiecksverzierung an beiden Rändern; ein Meisselchen mit nagelkopfförmigem Ende.

3. Thon: Bauchiges Gefäss ohne Hals mit Tupfenleiste als Mundsaum (Form wie l. c., Taf. II, Fig. 3, 4, 7); auf der Schulter (wie l. c. 3 und 4, Reliefspiralen, „corrimi dietro") eine Reihe von sechs Thierfiguren (Pferde mit Zackenmähne) en relief. — Aehnliches Gefäss mit Relief-Wellenlinien auf der Schulter. — Bauchige Halsurne, klein; vom breiten Mundsaum zur Schulter läuft ein Henkel, dessen Scheitel eine näpfchenförmige Daumen-Auflageplatte trägt (ähnliche Platten auf den Henkeln importirter bemalter Drehscheibengefässe aus Vermo: Moser, VII. Bericht d. prähist. Comm. d. kais. Akad. d. Wissensch., Taf. III, Fig. 2). — Weitbauchige Halsurne mit eingestochener Kreisverzierung auf dem breiten Mundsaum und der Basis des Halses; Schulterverzierung aus gestrichelten Doppellinien (ähnliches Motiv wie Amoroso, l. c., Taf. IV, Fig. 1 und 3). — Schlanke Halsurne mit Henkel an der Schulter und Schulterverzierung durch Graffito-Wellenband aus gestrichelter Doppellinie. — Kleinere Halsurne mit Schulterhenkel und Schulterverzierung aus mehrfachen gewellten Zickzacklinien (ähnlich l. c., Fig. 6). — Rothe Situla mit kurzem Halse und plumper, hoher, schwarz nachgezogener Wellenfurche (locale Nachahmung eines venetischen Typus mit einheimischem Decorationsmotiv) [1]). — Bruchstücke eines bauchigen Töpfchens mit schräger Strichverzierung an der Schulter und einem die Halskehle überspannenden kurzen Henkel, dann von mehreren Schalen mit eigenthümlichem Henkelansatze: 2 runden Plättchen, die durch einen undurchbohrten Steg verbunden sind (Metallnachahmung); gehörnter Widderkopf (Thongefässansatz); Kuhköpfe mit gabelförmig abstehenden Hörnern (Henkelansätze); einige merkwürdige Henkel: kurze, die Halskehle überspannende mit horizontaler Durchbohrung; dicke, längliche mit gerandeter Durch-

[1]) Die Publication wird sechs Tafeln enthalten: 1. Thongefässe localer Fabrikation; 2. solche mit feineren Verzierungen; 3. Thongefässhenkel; 4. Artefacte aus Knochen und Thon, Bleiknöpfe, Bronzeschmuck; 5. Urne mit Thierfiguren en relief und Thondeckel mit Hakenkreuz und Spiralen; 6. Funde vom Castellier San Dionisio am Quieto: Thongefässe, Bleiknopf, Bronzen, darunter ein Flachbeil mit Randleisten.

[1]) Aus jüngeren (nach Amoroso's Publication erfolgten) Ausgrabungen in den Pizzughi-Nekropolen sah ich im Museum Parenzo die Bruchstücke einer thönernen Situla, an welcher die abwechselnd rothen und schwarzen Bänder nicht horizontal um das Gefäss herum-, sondern vertical vom Rande zum Fuss herablaufen. Die regelmässige Anordnung zeigen acht Stücke im Museum Parenzo (Amoroso, Taf. III, Fig. 5).

bohrung und Platte zum Daumenauflegen; hohe, ohrenförmige Schalenhenkel mit radialem (nicht, wie bei der ansa lunata, peripherischem), krummem Grat u. dgl.; endlich ein Thondeckel, flach, kreisrund, circa 11 cm Durchmesser, im Tremolirstiche verziert: im Centrum ein Hakenkreuz, umher eine Zone liegender S-förmiger Doppellinien, wellenbandartig aneinandergereiht (zerlegte „Spirali corrimi dietro").

Aus dem Angeführten ergibt sich, dass Cappellari eine Reihe von Gräbern aufgedeckt haben muss, die genau der Zeitstufe der Pizzughi-Nekropolen angehört haben. Als diese Gräber erschöpft waren und zahlreiche weitere Versuche, die der Genannte an verschiedenen Stellen des Hügels unternahm, nicht mehr zur Auffindung dieser Schichte führten, gab er die Grabungen auf. In den Bruchstücken spärlichen Hausrathes, welche die anderen Schichten durchziehen, erblickte er kein Aequivalent für seine mit grosser Energie durchgeführten Arbeiten. Cappellari hat übrigens auch an anderen Punkten der Umgebung von Verteneglio gegraben und gesammelt und einen Theil seiner Funde in dankenswerther Weise der prähistorischen Sammlung des Hofmuseums zum Geschenke gemacht.

Es gelang mir nicht, Gräber der Pizzughistufe in grösserer Zahl und namentlich solche mit typischen Beigaben aufzufinden. 1890 wurden am Südostrande des Hügels in der Nähe der Grabungen Cappellari's noch einige mit Leichenbrand gefüllte, plumpe Töpfe und 1892 ungefähr in der Mitte des Nordrandes folgende vier Gräber angetroffen:

I. Urne mit Leichenbrand und einer verbogenen Bronzenadel mit breitgeschlagenem, zurückgerolltem Ende (9·1 cm lang), darüber zwei Kalksteinplatten;

II. Leichenbrand in der blossen Erde, darüber eine kleine Kalksteinplatte;

III. Urne mit Leichenbrand und Kalksteinplatte;

IV. Schüssel mit Leichenbrand, eine Henkelschale als Beigefäss; Kalksteinplatte.

Die Gräber lagen 0·50 m tief in einem Terrain, das starke Aschenschichten mit Thierknochen und Vasenscherben enthielt. Ausserdem wurde 1890 ganz isolirt noch ein kleines Brandgrab angetroffen, welches ausser calcinirten menschlichen Schädel- und anderen Knochenresten eine dickwandige, kleine Thonschale von 4·5 cm Höhe und 11 cm Durchmesser und eine 24·5 cm lange, eiserne Dolchklinge enthielt.

An der südlichen Abdachung der Hügelkuppe wurden Ruinen aus römischer Zeit entdeckt. Es fanden sich da Massen von Dachziegeln, Mörtelstücken, dann Amphorafragmenten, flache, kreisrunde Gefässdeckel aus lichtgelbem oder röthlichem Thon mit kleinen Knäufen, viele durchbohrte, rothe und gelbe Thonkugeln, ein bronzener Spiegelgriff, das Zierstück (Fig. 210) u. A.

Ungefähr in der Längsachse des Hügels liegen unfern des Walldurchbruches mehrere tumulusartige Bodenwölbungen, die sich als Schuttanhäufungen aus römischer Zeit erwiesen. Hier fand sich das Amphorabruchstück (Fig. 220) mit zwei Stempelinschriften (Fig. 221 und 222) auf dem Rande. KANI auf der einen Seite ist deutlich zu lesen; auf der anderen Seite steht die Inschrift auf dem Kopfe. Dr. J. W. Kubitschek, der die Güte hatte, das Stück zu prüfen, las PHILIP (I und P durch zwei Querrisse beschädigt), zusammen Kani(us) Philip(pus). Auch ausserhalb des Walles liegen im Nachbarterrain einige solche runde Bodenerhebungen, die aber nicht untersucht wurden. Tumuli befinden sich auch auf dem oben erwähnten naheliegenden Castelliere von Sto. Spirito. Die istrischen Tumuli sind noch wenig erforscht, aber nach den bisherigen Erfahrungen auch wenig einladend. Sie liegen theils einzeln auf den Gipfeln von Anhöhen, theils in grösseren oder kleineren Gruppen beisammen, so in den Umgebungen von Villa di Rovigno, Valle, Sembie etc. Die meisten sind klein, einige aber so kolossal, dass man Capellen auf ihnen errichten konnte, wie auf dem Tumulus San Marco bei Capodistria und auf einem bei Villa di Rovigno. Der unermüdliche Marchesetti hat auch diese Fundstätten bisher am besten kennen gelernt und bezeugt (Scavi di Sta. Lucia 1885—1892, S. 178 f.), dass sie ausschliesslich Skelette, zuweilen in Steinkisten, enthalten. Wenn Beigabenreste vorhanden sind, bestehen sie in Bruchstückchen grober Thongefässe mit Fingereindrücken. Ein einziger Tumulus enthielt ein Bronzeringelchen. In Folge dieser Armuth werden wir wohl noch lange auf eine umfassende, systematische Erschliessung dieser Gräber warten müssen. Nach dem Bestattungsritus scheinen sie älter zu sein als die Brandflachgräber Istriens und gehören vielleicht derselben Bevölkerung an, welche auch an den Küsten Dalmatiens und in der Hercegovina ihre unverbrannten Todten in zum Theile kolossalen, aber beigabenlosen Steinhügeln niederlegte.

### Verzeichniss der Funde.

1. Stein. — 2. Knochen. — 3. Hirschhorn. — 4. Bronze: *a*) Fibeln; *b*) Nadeln; *c*) Nägel und Nieten; *d*) Fischangeln; *e*) kleine Werkzeuge; *f*) Ringe; *g*) Anhängsel u. dgl.; *h*) Verschiedenes; *i*) Ueberreste von Bronzegefässen; *j*) Belege für Fabrikation von Bronzearbeiten. — 5. Eisen. — 6. Blei, Glas und Email. — 7. Thon: *a*) Verschiedenes; *b*) Gefässe. (I. Grobes Gebrauchsgeschirr. *A*. Töpfe. *B*. Schüsseln. *C*. Schalen. *D*. Pfannen. *E*. Verschiedenes. II. Feineres Thongeschirr. *A*. Unverziert. *B*. Mit vertieften Ornamenten. *C*. Mit Reliefornament. III. Grabgefässe. *A*. Südostrand, 1890. *B*. Nordrand, Mitte 1892.) — 8. Münzen: *a*) vorrömische, *b*) römische.

1. Stein. Hornsteinspan, auf drei Seiten bearbeitet, 2·2 cm lang (Fig. 217). — Ein Schlagstück und zwei kleine unbearbeitete Späne von Hornstein. — Splitter von der Schneide eines polirten Flachbeiles aus grünem Stein, 1·7 cm lang. — 19 Quetsch- und Reibsteine. — Ovale Mahlsteinplatte, 28 cm lang.

2. Knochen. Nadel mit Oehr, 6·5 cm lang (Fig. 132). — Desgleichen ohne Oehr, oben abgebrochen, 5·5 cm lang. — Desgleichen, ebenso, 4·7 cm lang. — Spatel aus einem Röhrenknochen, 11·5 cm lang. — Desgleichen mit abgebrochener Spitze, 10·6 cm lang. — Dünner Röhrenknochen, an einem Ende abgeschnitten und (als Griff?) ausgehöhlt, 9 cm lang (Fig. 133). — Zierstück (Endbesatz) mit geschnitztem Zickzack-Doppelband, 3 cm lang (Fig. 134).

Fig. 125 ($^1/_2$).

Fig. 126 ($^1/_2$).

Fig. 127 ($^1/_2$).

Fig. 128 ($^1/_2$).

Fig. 129 ($^1/_2$).

Fig. 130 ($^1/_2$).

Fig. 131 ($^1/_2$).

Fig. 132 ($^1/_2$).

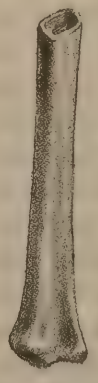


Fig. 133 ($^1/_2$).

Fig. 134 ($^1/_1$).

Fig. 125—134. **Schnitzarbeiten in Hirschhorn und Knochen.**

Fig. 125—131. Werkzeuge aus Hirschhorn. — Fig. 132. Knochennadel. — Fig. 133. Röhrenknochen, als Griff(?) zugerichtet. — Fig. 134. Geschnitztes Beinstück.

3. Hirschhorn. Geweihende, als Griff ausgehöhlt, 9·5 cm lang. — Desgleichen an beiden Enden ausgehöhlt, 8 cm lang. — Unfertiger Griff, 11 cm lang. — 2 röhrenförmig längs durchbohrte Geweihstücke, 12 und 15 cm lang. — Desgleichen mit angefangener Bohrung, 8 cm lang. — 5 Geweihenden zum Aufstecken an Stäbe, unten tief ausgebohrt, 8·5—17 cm lang. — 3 ebensolche mit angefangener Ausbohrung, 10·5—17 cm lang. — 2 abgebrochene spitze Enden, 3·5 und 6 cm lang. — 25 abgeschnittene oder abgebrochene, zum Theile verschieden bearbeitete Geweihenden und Zacken. — 10 grössere Stücke bearbeitetes (zugeschnittenes oder ausgehöhltes) Hirschgeweih. — 44 ebensolche kleinere Stücke, zum Theile Fragmente von Werkzeugen. — 7 Bruchstücke von hohlkeltartigen Werkzeugen. — 13 fertige, hohlkeltartige Werkzeuge, 7—14·5 cm lang (Fig. 125—131)

Die letztgenannten Hirschhornwerkzeuge bilden vielleicht die interessanteste Gruppe unter den Funden von diesem Castellier. Ueberhaupt höchst selten, sind sie noch nirgends so zahlreich vorgekommen wie hier. Das Museum zu Parenzo besitzt eine Reihe derselben aus Villanova und eine zweite von den Pizzughi (wahrscheinlich von den Castellieren und nicht aus den Gräbern), das Museum in Triest ganz gleiche vom Castellier von Cattinara und aus der Ansiedelung von Vermo. Ausserdem kenne ich nur noch ein Stück aus Lengyel (Wosinsky, Taf. XXVII, Fig. 203), dort für den „Stiel eines Werkzeuges" erklärt (was entschuldbar erscheint, da die bei ganzen Stücken stets stark abgenützte Schneide hier defect ist), und ein zweites vom Debelobrdo bei Sobunar-Sarajevo in Bosnien (Glasnik, VI, 1894, S. 116, Fig. 7), beide aus umwallten Wohnstätten, die ausserdem noch manches Andere sowohl untereinander als auch mit istrischen Castellieren gemein haben (z. B. die Bildung geradliniger Ornamente aus zusammengestellten gekerbten Reliefleisten; vgl. Lengyel, Taf. X, Fig. 48, mit Glasnik, l. c., S. 126 [Taf. II], Fig. 8, aber auch mit Lioy, le abitaz. lac. di Fimon, Mem. Ist. Venet. XIX, 1876, Taf. XIV, Fig. 123), wie denn die Höhlen, Pfahlbauten und Terramaren im östlichen Oberitalien das reichste Material zur Vergleichung mit unseren Funden aus Istrien, Bosnien, Hercegovina und Südungarn liefern.

4. Bronze. *a*) Fibeln: Bruchstücke einer Brillenspiralfibel mit 8-förmiger Mittelschleife [1]). — 1 Certosafibel, 6·5 cm lang (Fig. 199). — 12 Bruchstücke von Certosafibeln, bis 7·5 cm lang [1]). — 2 Bruchstücke von Blechbandfibeln (ad arco laminare) mit Kopfscheibe (ohne Kopfschleife), langem Fuss und Schlussknopf (vgl. Vermo, Moser, Taf. V, Fig. 14a, St. Daniel am Karst, Marchesetti, Boll. scienz. nat., IV, Taf. II, Fig. 12). — Bruchstücke unbestimmter Fibeln mit langem Fuss und Schlussknopf. — 1 Mittel-La Tène-Fibel, an Kopf und Fuss verstümmelt, 4·5 cm lang (vgl. Vermo, Marchesetti, l. c., VIII, Taf. III, Fig. 20). — 4 Spät-La Tène-Fibeln mit bandförmigem, längsgefurchtem Bügel (Bruchstücke, sämmtlich ohne Fuss, letzterer wie bei Fig. 200 und 201 [2]). — 2 Bruchstücke ebensolcher Fibeln mit gravirtem, dreieckigem, zu verzierten Platten sich erweiterndem Bügel [3]), 4·2 und 5·9 cm lang (Fig. 205 und 206). — 1 Bügelfragment wie Fig. 205. — Ebensolche Fibel mit dreieckigem, längspunktirtem Bügel und vollem, durchlochtem Nadelhalterblatte, 5·5 cm lang. — Ebensolche Fibel mit dünnerem, dreikantigem Bügel, vollem, durchlochtem Nadelhalterblatte und kleinem Schlussknöpfchen, 7·7 cm lang (Fig. 201) (vgl. Glasnik, V, S. 295, Fig. 7, aus Jezerine). — Gleiche Fibel, 4·7 cm

[1]) Marchesetti, Scavi di Sta. Lucia 1885—1892, S. 260, N. 1, citirt vom Castellier von Villanova Brillenspiralfibeln mit und solche ohne 8-förmiges Mittelstück, sowie ein Stück mit vier in's Kreuz gestellten Spiralen. Andere istrische Brillenfibeln stammen von Vermo und Ossero (sehr gross mit untergelegtem Blechband, Museum Parenzo). An den Pizzughi fehlt dieser Typus.

[1]) Eine Armbrust-Certosafibel von diesem Castellier erwähnt Marchesetti, l. c., S. 250. Ueber die starke Verbreitung der Certosafibel in Istrien (in Sapiane und Jelsane ist sie die einzige, die überhaupt vorkommt), siehe ebenda, S. 248.

[2]) Eine solche Fibel ist Bull. di pal. Ital, X, Taf. III, Fig. 7, abgebildet und verdient hier Erwähnung, weil sie aus der Gegend von Catanzaro in Calabrien stammt, wo man diese Form wohl nicht suchen würde. Sie erscheint mehrmals in La Tène-Gräbern von Jezerine (Glasnik, Sarajevo, V, Taf. XII, S. 295, Fig. 8; vgl. XI, Fig. 9; vereinzelt auch in Prozor, Hercegovina (ebenda S. 312, Fig. 1, 3), in Prozor, Croatien (Ljubić, Popis I, 1. Taf. XIX, Fig. 72), in Gräbern von Idria di Bača neben Sachen, die schon römischen Einfluss verrathen, in der namentlich Mittel- und Spät-La Tène-Fibeln enthaltenden Chiusura Baratela bei Este (Not. d. Scavi 1888, Taf. XIII, Fig. 4. Vgl. ebenda Fig. 3 mit unserer Fig. 200, Fig. 8 mit unserer Fig. 204) und in bojischen Wohnstätten bei Bologna (Zannoni, Arcaiche Abitazioni di Bologna, Taf. XXIII, Fig. 42.)

[3]) Die runde Bügelplatte bei Fig. 205 ist genetisch aus der in der späteren Entwicklung der La Tène-Fibel mit dem (hier dreieckigen) Bügel verschmolzenen, verzierten Scheibe am Ende des zurückgebogenen Fusses zu erklären. Ein ganz ähnliches Stück aus Meclo siehe in diesen Mitth, Bd. XV, Taf. IV, Fig. 31, ein vollkommen gleiches aus dem Fondo Baratela bei Este, Not. d. Scavi, l. c., Fig. 10. (Auch Fig. 11 ebenda ist sehr ähnlich, nur etwas abweichend gravirt und mit langer Armbrustspirale.)

lang. — Gleiche Fibel mit etwas höherem Fuss und stabrundem Bügel, defect, 7 cm lang (Fig. 200). — Mehrere Fuss- und Kopffragmente ebensolcher Fibeln. — 3 Bruchstücke von Tischler's „Vorläufer der Flügelfibel" (Gurina, S. 25 f. und VI, 5) ohne Haken, 3·1—5·5 cm lang (das grösste Fig. 204). — 2 Spät-La Tène-Fibeln mit vertical verbreitertem Bügel und kleinem Kamm am vorderen Ende derselben, die grössere 5 cm lang (Fig. 203).

*b*) Nadeln: 2 Doppelnadeln, 11 und 12·5 cm lang (Fig. 207) [1]). — 6 Nähnadeln, 4 kleinere, 7—9·3 cm lang, 2 grössere (eine der letzteren Fig. 208). — 1 Schmucknadel mit leicht säbelförmig gekrümmter Spitze, schwach verdicktem, feingravirtem Halse und kleinem, hütchenförmigem Kopfe, 11 cm lang. — Dicke Nadel mit bikonischem Kopfe, 6·9 cm lang. — Nadel mit kaum merklich abgesetztem Köpfchen, 9·3 cm lang. — Nadelfragment mit etwas geschwelltem Halse und kleinem, hütchenförmigem Kopf, 5·5 cm lang. — Bruchstück einer eisernen Nadel mit mehreren, nach oben zu grösser werdenden, durch Rillen getrennten bronzenen Knöpfen, 4·4 cm lang (Pizzughiform, vgl. Amoroso, Taf. VII, Fig. 9) [2]). — Schönprofilirter, bronzener Vorstecker einer eisernen Schmucknadel, 4·5 cm lang. — Viele Nadeln mit einfachen oder abgebrochenen Köpfen. — Bruchstück mit scheibenförmigem Kopf, 2·1 cm Durchmesser; darunter ein profilirter Knopf, 6 cm lang. — Nadel mit scheibenförmigem Kopf, 1·5 cm Durchmesser; dicht darunter ein quadratischer Knopf mit scharfen Spitzen, 7·1 cm lang (Fig. 209, Pizzughiform, vgl. Amoroso, Taf. VII, Fig. 10).

*c*) Nägel und Nieten: 2 ganze Nägel mit flachen Köpfen, 8 cm lang, der eine feiner (stabrund und nadelähnlich), der andere roh und vierkantig. — 5 Bruchstücke vierkantiger, flachköpfiger Nägel. — 2 Nieten mit hütchenförmigen Köpfen, 3 und 3·2 cm lang. — Mehrere Niet- oder Nagelköpfe.

*d*) Fischangeln: 7 Stück mit Widerhaken und breitgeschlagenem oberen Ende, 3·6—4·6 cm lang (Fig. 215). — 1 Doppelhaken mit breitgeschlagenem Stielende, 4·7 cm lang (Fig. 216).

*e*) Kleine Werkzeuge: Spatelfragment, 6·1 cm lang. — Bruchstück eines Häkchens (?) mit offener, 3 cm langer Dülle.

*f*) Ringe: Bruchstück eines dünnen, schraubenförmig gedrehten Halsringes, 6·7 cm lang [1]). — Bruchstück eines dünnen, stabrunden, offenen Armringes mit 2 Strichreihen an den Enden, 4·7 cm lang. — Ringförmig gebogener Bronzedraht, mit einer feinen Spiraldrahtrolle umwunden (Armring?). — Bruchstück eines ebensolchen Ringes. — Bandförmiger Ohrring mit Häkchen und Oehr, darauf ein flüchtig eingravirtes Fischgrätenmuster, 4 cm Durchmesser (Fig. 211, Pizzughiform, vgl. Amoroso, Taf. IX, Fig. 6). — Aehnlicher Ohrring, geknickt (Fig. 212). — Dicker, gegossener Ring, kantig, von viereckigem Durchschnitt, aussen gekerbt, 2·7 cm Durchmesser. — 2 dünne, geschlossene Fingerringe, 2·3 cm Durchmesser. — 3 geschlossene Ringe, 2—2·5 cm Durchmesser. — Viele offene Ringelchen aus Draht und schmalem Blechband, von verschiedenen Dimensionen. — 8-förmiges La Tène-Kettenglied, gegossen, 2·3 cm lang.

*g*) Anhängsel (u. dgl.), brillenspiralförmig, 2·4 cm lang (Fig. 214). — Dreieckig mit grossem Ring, Würfelaugen und drei Löchern an der Basis, 4·6 cm lang (Fig. 213, Pizzughiform, Amoroso, Taf. VII, Fig. 19 und 20). — Durchbrochenes Anhängsel, 3 Ringe an der Basis, einer oben, durch drei Stege verbunden, 1·7 cm lang (vgl. Marchesetti, Scavi di Sta. Lucia 1886—1892, Taf. XXIV, Fig. 20). — 4 buckelförmige Knöpfe mit kleinen Oesen im convexen Centrum, 1·3—2 cm Durchmesser (Pizzughiform, Amoroso, Taf. IX, Fig. 16, auch aus Vermo, Marchesetti, Boll. Soc. Adr. 1883, Taf. IV, Fig. 16 und 17).

*h*) Verschiedenes: Gekerbter Stiel (Fragment) mit zwei schwanenhalsförmig gebogenen, in Oesen auslaufenden Enden, 4·5 cm lang (Fig. 210). — Römischer Spiegelgriff, halbmondförmig mit geschweift dreieckigem Stiel, 3·1 cm lang, 6·5 cm breit. — Römische Glocke, pyramidenförmig, mit vier Eckvorsprüngen und Ring, 4·7 cm hoch, 3·5 cm breit (eine eben-

[1]) Doppelnadeln kennen wir während der ersten Eisenzeit (einige bronzezeitliche stammen aus Pfahlbauten von Peschiera, aus dem Bieler See, von Stäffis u. a. O.) nur aus dem ostadriatischen Gebiet und von der Balkanhalbinsel, d. i. aus Sta. Lucia, Villanova di Quieto, Pizzughi im österreichischen Litorale, Sissek und Prozor in Croatien, Blatta auf Curzola und Borović bei Metković in Dalmatien, Glasinac, Jezerine und Debelo-brdo bei Sarajevo in Bosnien (zahlreich), Bilek, Stolac und Rakitno in der Hercegovina, Dodona in Albanien, Tanagra und Theben in Böotien (vgl. Marchesetti, l. c, S. 267). Die genannten mannigfach verschiedenen Stücke sind vielleicht Nachkommen einer Stammform, aus der in äusserst fruchtbarer Abzweigung die Urfibel mit gestrecktem Drahtbügel hervorgegangen ist.

[2]) Noch näher steht Vermo, Moser, Taf. IV, Fig. 2, ebenso aus Eisen und Bronze zusammengesetzt.

[1]) Halsringe fehlen in den Gräbern von Vermo und Pizzughi, aber in der Nekropole des Castelliers Sta. Catterina bei Jelsane enthält fast jedes Grab eine (jedoch stets glatte) Torquis.

solche aus Vermo [Ansiedelung] bei Marchesetti, Boll. Soc. Adr. 1883, Taf. V, Fig. 7). — Gegossenes Beschlagplättchen, rundlich mit fünf Löchern und Verzierungen durch kleine eingeschlagene Kreise, 2·5 cm lang. — Gegossenes, buckelförmiges Beschlagstück mit concentrischer Kreislinie und zwei seitlichen Oesen, 4·3 cm lang. — Ebensolches tutulusförmiges Beschlagstück, 4·6 cm lang. — Unterschenkel und Fuss einer Statuette mit sehr gewissenhaft ausgeführter Fussbekleidung, auch sonst gute Arbeit, 4 cm lang (Fig. 219).

*i*) Ueberreste von Bronzegefässen: Bruchstück eines Siebschälchens, 3·7 cm Durchmesser[1]). — Fragment eines vierkantigen Eimer-Tragreifens. — Ringöse vom Tragreifen-Ansatz eines Bronzegefässes. — Mehrere Nietstellen von Bronzeblechgefässen.

*j*) Belege für Fabrikation von Bronzearbeiten: Metallfragment aus den Canälen einer Gussform, 2 cm lang. — Zahlreiche Blechabschnitzel von verschiedener Grösse und zerhackte oder angehackte, dickere Metallstücke, kleine Gussklumpen u. dgl.

5. Eisen. Dolch- oder Lanzenspitze, flach schilfblattförmig, mit kurzer, flacher (am Ende abgebrochener) Schaftzunge, 24·5 cm lang (aus einem Brandgrabe ohne Urne, neben einem dickwandigen, flachen Thonschälchen, siehe oben. — Fragment einer Lanzenspitze mit Grat, 8·8 cm lang. — 2 Bruchstücke von kleinen Lanzenspitzen mit Düllen. — 2 Pfeilspitzen mit Düllen, die eine blattförmig, 7·1 cm lang, die andere dreieckig mit Widerhaken, 6·5 cm lang (defect). — Bruchstück einer Säge, 5 cm lang, 2·8 cm breit, mit Eisenniete für den (hölzernen oder hörnernen) Rücken und 0·5 cm langen, schrägen Zähnen (dazu gehörte etwa ein Stiel, wie Lengyel, Wosinsky, Taf. XL, Fig. 313). — Bügel mit Nietlöchern für den Tragreifen eines Gefässes. — 14 kurze Nägel mit breiten, hütchenförmigen Köpfen, auf der Unterseite der letzteren meist ein Kreuz mit vier Punkten en relief (vgl. Meyer, Gurina, S. 56). — 12 lange Nägel mit flachen Köpfen. — Klammern, Düllen, Bruchstücke u. dgl. — 1 Stilusfragment, 5·7 cm lang. — 1 Fingerring, ganz (nur die Pasta fehlt), 2·1 cm Durchmesser. — 3 Bruchstücke ebensolcher Ringe, an einem noch ein Stück der dunkelgelben, ovalen Glaspasta.

6. Blei, Glas und Email. Deformirte Bleiperle, 1·1 cm Durchmesser. — 2 kleine Stücke geschmolzenes Blei. — 2 Bruchstücke von dicken Glasgefässen. — Bruchstück einer grossen gelben Schmelzperle mit etwas vorspringenden weissblauen Augen. — 8 winzige Perlen, blaugrün, dunkelblau mit weissen Emailringelchen, gelb. — Halbe, spitze und flache, längsdurchbohrte Perle. (Hier sei erwähnt, dass Director v. Marchesetti, welcher 1892 zugleich mit mir den Castellier von Villanova besuchte, daselbst, ganz an der Oberfläche, in der Nähe des Nordrandes, das Bruchstück eines profilirten gläsernen La Tène-Armringes fand, auf dessen Innenseite ein gelber Emailstreifen aufgetragen war, der durch das farblose Glas hindurchschimmern sollte. Ein ganz gleiches Ringbruchstück fand ich auf der Gurina. Ein drittes stammt aus den jüngeren Gräbern auf der Wies [Museum Wien].)

7. Thon[1]):

*a*) Verschiedenes. Halbe sphärische Perle mit Augenverzierung in „falscher Schnurtechnik", 2·7 cm Durchmesser (Fig. 140). — Konische Wirtel, an der Basis sternförmig verziert, 3·3 cm Durchmesser (Fig. 138, 139). — 41 sphärische, konische oder doppelkonische Wirtel. — 1 durchbohrtes konisches Knöpfchen, 2 cm Durchmesser. — 1 Spule, 2 cm lang (Fig. 142). — 7 undurchbohrte Kügelchen (zum Spielen?). — 1 solches mit Tupfen, 2·5 cm Durchmesser (Fig. 141). — Ein dicker Thonring (Kochring), 10 cm Durchmesser. — 2 Bruchstücke solcher Ringe. — 1 Backsteinknollen mit sich kreuzenden Rinnen (Schnurrillen, Netzsenker?, vgl. Zannoni, Arcaiche Abitazioni di Bologna, Taf. XXIII, Fig. 40), 7·5 cm Höhe (Fig. 135). — 27 Netzkugeln. — 1 vierkantig pyramidales Webstuhlgewicht (Fragment), mit Muschelabdrücken verziert, 11·5 cm hoch (Fig. 136). — Löffelförmiges Schälchen (Lampe?), 8 cm lang (Fig. 145). — Geschlossenes, wärmepfannenförmiges Geräth mit einer oberen grösseren und einer kleineren seitlichen Oeffnung (Lampe?), 6·5 cm lang (Fig. 146). — Bruchstück einer oblongen Backsteinplatte mit vertiefter, hakenkreuzähnlicher Verzierung, 8·5 cm lang und breit (Fig. 137). — Bruchstück eines Deckels mit Bügelhenkel und peripherischer Tupfenleiste, 9·9 cm Durchmesser (Fig. 144, vgl. Lengyel, Wosinsky, Taf. XXI, Fig. 163).

Hier sei auch das merkwürdige, Fig. 163 abgebildete Bruchstück angeführt, für welches ich im

[1]) Aus der Pizzughi-Nekropole stammt ein grösseres beckenförmiges Siebgefäss

[1]) Mit Ausschluss der römischen Gefässbruchstücke, die keine locale Besonderheit darbieten, als dass neben vielen Fragmenten spitzfüssiger Amphoren, einigen Scherben flaschenförmiger Henkelgefässe, kleinerer Schalen u. dgl., sowohl terra sigillata als das bekannte schwarzgraue Bauerngeschirr zu fehlen scheint.

Augenblicke (ausser einem mit einer grösseren Zahl von Durchbohrungen versehenen Stücke aus Kameese, Schlesien bei Undset, Erstes Auftreten des Eisens, auf dem Boden den Beginn einer radialen Tupfenleiste. 9 cm oberhalb des Bodens befindet sich in der Wand eine Durchbohrung von 2·5 cm Durch-

Fig. 135 (1/2).

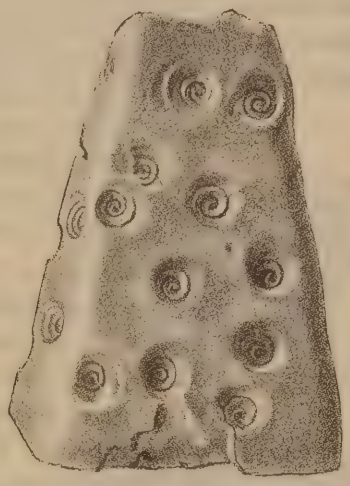


Fig. 136 (1/2).

Fig. 137 (1/2).

Fig. 138 (1/2).

Fig. 139 (1/2).

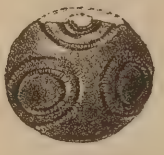


Fig. 140 (2/3).

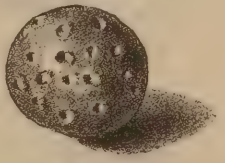


Fig. 141 (2/3).

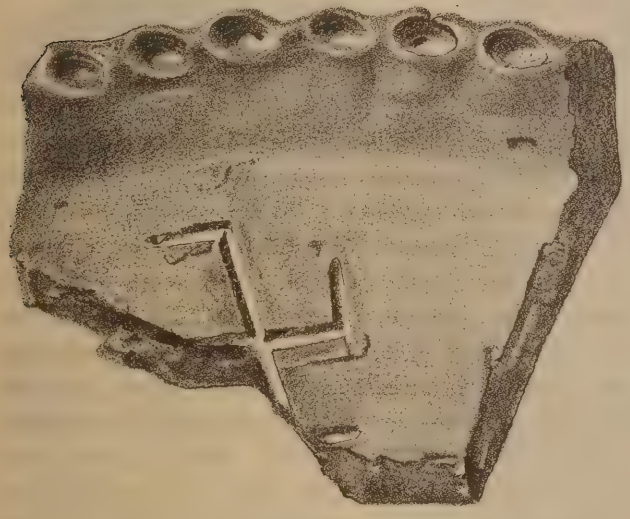


Fig. 143 (1/2).

Fig. 142 (1/2).

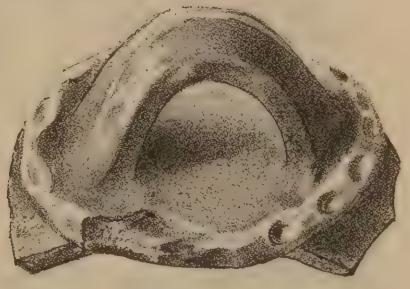


Fig. 144 (1/2).

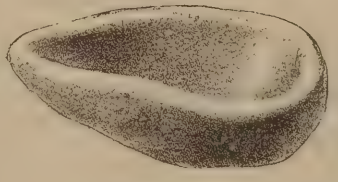


Fig. 145 (1/2).

Fig. 146 (1/2).

Fig. 135—146. **Verschiedene Arbeiten in Thon.**

Fig. 135. Klötzchen mit gekreuzten Schnurrillen. — Fig. 136. Pyramide mit Schneckenabdrücken. — Fig. 137. Platte mit vertieftem Ornament. — Fig. 138—139. Verzierter Wirtel. — Fig. 140. Perle. — Fig. 141. Kügelchen mit Tupfen. — Fig. 142. Spule. — Fig. 143. Bruchstück einer grossen Pfanne. — Fig. 144. Deckel mit Bügel. — Fig. 145 und 146. Lampen (?).

Taf. IX, Fig. 17) keine Analogie beizubringen vermag. Es stammt von einem wannenförmigen, ausgebaucht cylindrischen, nach oben etwas eingezogenen, also beinahe kegelstutzförmigen Thongeräth von 22·5 cm Höhe und circa 32 cm Durchmesser; der etwas vorspringende Bodenrand ist gekerbt; innen sieht man

messer. Das Stück war möglicherweise ein Kochgeräth [1]).

[1]) Aus Vermo sah ich im Museum Parenzo mehrere äusserst rohe Thonarbeiten, die als Herdgeräthschaften gedeutet werden können. So eine ungemein plumpe und schwere Schale mit drei zapfenförmigen Füssen, sicher kein Gefäss,

*b*) Gefässe. Wir unterscheiden: I. Grobe Gebrauchsgefässe. II. Feiner geformte und entsprechend verzierte Gefässe. III. Grabgefässe. Die Classen I. und II. sind fast nur in Bruchstücken, aber in grosser Zahl erhalten, von I. geradezu unzählbare Massen. Es konnte nur eine Auswahl derselben conservirt werden, aber auch diese bildet noch eine erdrückende Menge. Jahrhunderte müssen dahin gegangen sein, während dieser unbrauchbar gewordene Hausrath zur Ablagerung gelangte. Die

Fig. 147 ($^1/_8$).

Fig. 148 ($^1/_8$).

Fig. 149 ($^1/_8$).

Fig. 151 ($^1/_{10}$).

Fig. 150 ($^1/_8$).

Fig. 153 ($^1/_{10}$).

Fig. 152.

Fig. 154 ($^1/_{10}$).

Fig. 155.

Fig. 156.

Fig. 157.

Fig. 147—157. **Unverzierte Thongefässe.**

(Fig. 147—150 aus Gräbern.)

Fragmente römischer Gefässe verschwinden dagegen. Alles Aeltere ist ohne Anwendung der Drehscheibe mit einer auffallenden, nicht durch den blossen Zweck dieser Gefässe erklärbaren Neigung zum Schwerfälligen, Robusten, Massiven, auch in den eintönigen und barbarischen Zieraten, geformt.

sondern blos der Untersatz für ein solches; dann einen circa 16 cm hohen, runden Ständer (oben abgebrochen, unten erweitert) mit einer Aushöhlung im Centrum der Basis; zu dieser inneren Aushöhlung führen schräge Canäle von drei etwas höher angebrachten Löchern; endlich zwei Thonringe von ungewöhnlicher Grösse und Schwere.

## I. Grobes Gebrauchsgeschirr.

*A*. Töpfe. Die überwiegende Mehrzahl der Bruchstücke stammt von grossen, wenig ausgebauchten Vorraths- und Kochgefässen mit schräg ausgebogenem Rande. Bei vielen ist die Form nicht mehr genau bestimmbar. Sie haben Henkel oder zum Aufheben dienende Ansätze unterhalb des Randes und verschiedene plumpe, niemals vertiefte lineare Verzierungen. Marchesetti (Scavi di Sta. Lucia, S. 181, Anm. 13) hält die grossen Vorrathsgefässe, deren Reste man auf den istrischen Castellieren so zahlreich findet, für Wassergefässe, wie man sie in einer oft langen, Trockenperioden ausgesetzten Landschaft besitzen musste.

Verticale Henkel breit (röhrenförmig) oder schmal (bandförmig), erstere manchmal durch einen Steg von der Gefässwand getrennt (Fig. 168) oder etwas nach abwärts gekrümmt, mit erweiterten Oeffnungen, häufig gar nicht durchbohrt (blosse Ansätze, wie Fig. 170 und 171), aber mit Andeutung der Bohrrichtung; die bandförmigen Henkel sind zuweilen leicht gestreift oder durch eine Rückenkante gehoben.

Einer der röhrenförmigen Henkel (Fig. 167) ist von auffallender Plumpheit und erweitert sich nach innen. Unter den bandförmigen sind einige wenige Stücke, welche auf Beziehungen dieser Keramik zu der Töpferei weitabliegender Gegenden hinweisen. Sie haben das gemeinsam, dass sie auf dem Bügel, der zum Durchstecken eines oder zweier Finger dient, dem Daumen derselben Hand noch eine bestimmte Stelle zum Auflegen bieten. So die Henkelform Fig. 166, von welcher bei unseren Ausgrabungen nur dieses eine Exemplar gefunden wurde, während Marchesetti von demselben Castellier eine grössere Anzahl solcher Stücke besitzt. Dann die der „ansa lunata“ verwandten Stücke, Fig. 164 und 165 (im Ganzen nur drei Fragmente; Aehnliches, aber von Schalen, was bei unseren Stücken nicht so ganz sicher[1]) aus Sobunar, Glasnik, VI, 1894, S. 125, Taf. I, Fig. 1 und 2). Endlich ein paar Stücke, wie Fig. 169, von einem weitmündigen, grauen Topfe. (Aehnliches aus den Bronzezeitgräbern von Gemeinlebarn in Niederösterreich, Museum Wien.) Ein dreitheiliger Henkel (Fragment) hatte wohl ebenfalls eine Daumen-Auflageplatte, wie sie bei zwei solchen

[1]) Dass auch Töpfe solche Henkel haben, zeigt Vermo, Moser, Taf. III, Fig. 62. Ein besseres Gefäss mit zwei solchen Henkeln von dort im Museum Parenzo, Nr. 23.

Henkeln an einer villanovatypischen Fussurne in Este (Soranzo, Scavi Nazari, Taf. V, Fig. 5) vorkommt. Ein ähnlicher, aber viertheiliger Henkel mit Näpfchenplatte erscheint viermal auf einer grossen Thonurne in Sta. Lucia (Marchesetti, Scavi 1885—1892, Taf. II, Fig. 1).

Horizontale Henkel, rundlich oder viereckig, häufig blosse, von oben herab durchbohrte, lappenförmige Ansätze, aber auch mächtige, drehrunde, etwas nach oben gerichtete Bügel (ein solcher ist Wosinsky, Taf. VII, Fig. 12], auch mit anderen Ansätzen combinirt, Fig. 184), meist halbkreisförmig, tief unterschnitten, gut zum Anfassen geeignet. An sehr dickwandigen Gefässen sind auch diese Leisten sehr stark ($2^1/_2$ cm sammt der Gefässwand). Eigenthümlich sind einige nicht blos getupfte, sondern in Intervallen ganz flachgedrückte Leisten, welche ein wellenförmiges Ornament bilden (Fig. 187 und 192). Letztere erscheinen ganz ebenso auf neolithischen Topfscherben aus Butmir bei Sarajevo. Das Vorkommen

Fig. 158 ($^1/_8$).

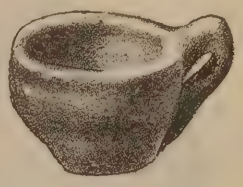


Fig. 159 ($^1/_2$).

Fig. 160 ($^1/_8$).

Fig. 161 ($^1/_4$).

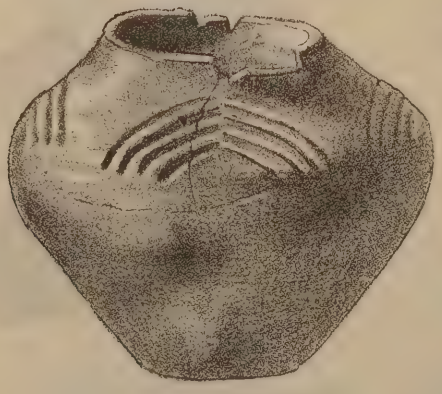


Fig. 162 ($^1/_4$).

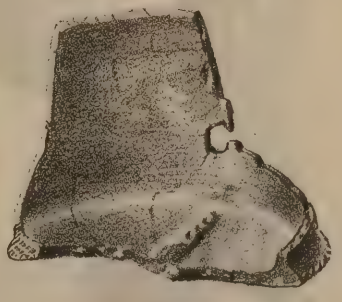


Fig. 163 ($^1/_{10}$).

Fig. 158—163. **Thongefässe.**

Fig. 158. Urnenförmiges Töpfchen mit eingeritzten Zickzackbändern. — Fig. 159. Plumpe Henkeltasse. — Fig. 160. Plumpes Töpfchen. — Fig. 161. Tiefe Schüssel mit sogenannter Schnurverzierung. — Fig. 162. Bauchiger Topf mit plumper Strichverzierung. — Fig. 163. Bruchstück eines cylindrischen Gefässes mit radialer Tupfenleiste auf der Innenseite des Bodens, Tupfen am äusseren Bodenrande und durchbohrter Wandung.

13·5 cm lang, einige andere sind mit Schraubenwindungen verziert, wie Fig. 172). Bei einem Stück (Fig. 173) ist der horizontale Henkel durch Zusammenkleben zweier Aermchen hergestellt.

Ansätze, horizontale Lappen, rundlich oder viereckig, häufig mit hörnchenartig vorspringenden Enden (Fig. 188), oft sehr gross; so misst ein viereckiger Ansatz 9 cm Länge, 4·5 cm Breite. Glatte Leisten (Reifen, cordoni) oder Tupfenleisten um das ganze Gefäss sind seltener, als kürzere, gerade oder verschiedenartig gekrümmte, glatte oder Tupfenleisten (Fig. 191 und 193 [mit letzterem vgl. Lengyel, mehrerer anderer oben beschriebener Ansatzformen auf dem Castellier von Kićin bei Mostar hat Radimský nachgewiesen (Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien, II, S. 24, Fig. 29—33). Vgl. auch die Keramik der Pfahlbauer von Ripač bei Bihać in Bosnien, Glasnik, Sarajevo, V, 1893, S. 163 ff. (Henkel und Ansätze, S. 136, Tupfenleisten u. dgl. S. 137 f., rohe „ansa lunata", S. 136, Fig. 9, herzförmige Einstiche, l. c., Fig. 5, hängende Dreiecke in falscher Schnurtechnik, S. 137, Fig. 3, 4; über die letztgenannten Verzierungen siehe unten *E* und II *B*). Nach den noch unedirten Bronzen von Ripač,

die ich in Sarajevo sah, scheint diese Flussstation der Periode der Gräber von Jezerine (letzte Hallstattstufe und La Tène-Zeit) zu entsprechen. Die

l. c., S. 464 ff. (Thierfigur, S. 464, Fig. 1, Spirale, ebenda, Fig. 2, Henkel mit näpfchenförmiger Platte, S. 465, Fig. 4, rohe ansa lunata, ebenda, Fig. 10).

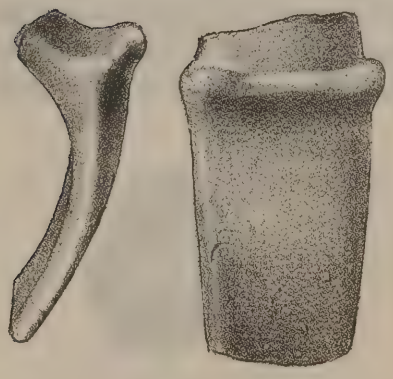


Fig. 164.

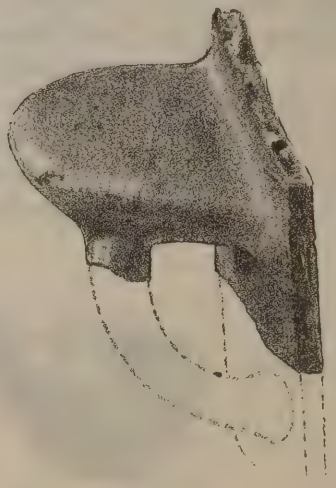


Fig. 166.

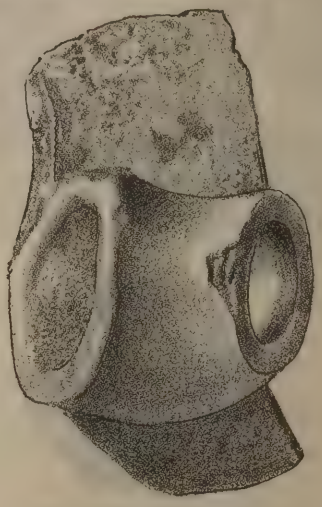


Fig. 167.

Fig. 165.

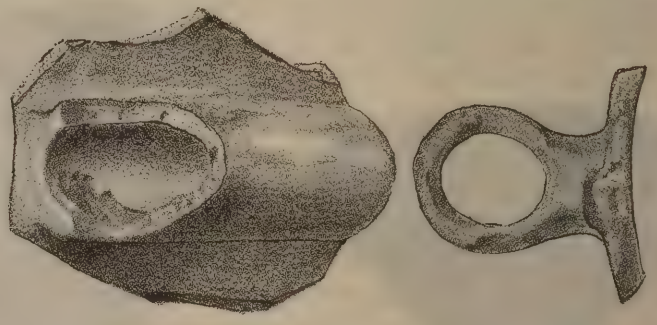


Fig. 168.

Fig. 169.

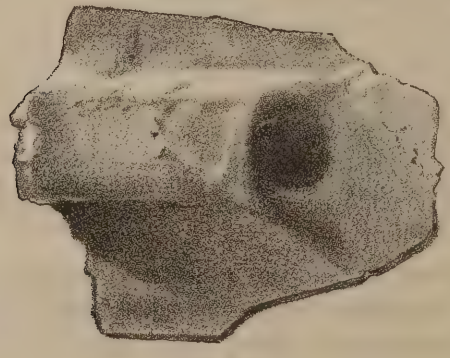


Fig. 170.

Fig. 171.

Fig. 164—171. **Vertical gestellte Henkel von Thongefässen** ($^1/_2$).

Fig. 164 und 165. „Ansae lunatae." — Fig. 166. Henkel mit Daumen-Auflegeplatte. — Fig. 167. Unförmiger Henkel mit innerer Ausweitung. — Fig. 168. Gestielter, röhrenförmiger Henkel. — Fig. 169. Spitzzulaufender Henkel. — Fig. 170 und Fig. 171. Undurchbohrte Henkel.

Thongefässe von Jezerine selbst bieten gleichfalls manche Analogie mit den Funden von unserem Castelliere, insbesondere die reliefverzierten Bruchstücke,

Bei den Ossuarien (S. 449—462) überwiegt jedoch, obwohl sie auch manche in Krain und Istrien häufiger vorkommende Urnenform zeigen, der aus der itali-

schen Villanovaform hervorgegangene bauchige Halsurnentypus.

Ränder. Den getupften oder gewellten Ansätzen und Reifen entsprechen Gefässränder mit ähnlichen Tupfen, Wellen (Fig. 189) oder groben, schrägen Strichen auf dem Mundsaum (Fig. 187). Unter dem letzteren erscheint, als einfachste einzige Verzierung, zuweilen ein Kranz von flachen, rundlichen, unmittelbar in die Gefässwand eingedrückten Tupfen.

Henkel steht dicht unter dem Rande oder mehr gegen den Boden hin und ist klein, oft nur ein durchbohrter Knopf oder Lappen. Es erscheinen verticale und horizontale Henkel; unter den letzteren trifft man zuweilen zweimal von oben herab durchbohrte, lappenförmige Ansätze (Fig. 174 und 175). Eine dieser Schalen misst 7 cm Höhe, 18 cm Durchmesser. In den Pizzughi-Nekropolen sind sie, wie in den italischen Culturgruppen von Este und Villa-

Fig. 172.

Fig. 173.

Fig. 174.

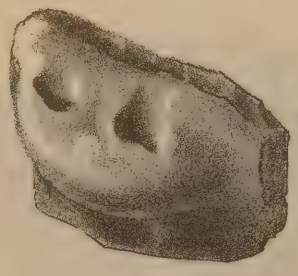


Fig. 175.

Fig. 176.

Fig. 172—176. **Horizontal und vertical gestellte Henkel von Thongefässen** ($^1/_2$).

Fig. 172. Strickförmig gewundener Henkel eines grösseren Thongefässes. — Fig. 173. Topfhenkel aus zwei Theilen zusammengebogen. — Fig. 174 und 175. Doppelt durchbohrte Henkelansätze von Schalen. — Fig. 176. Schalenhenkel, vertical.

*B.* Schüsseln. Seltener sind grosse, tiefe Schüsseln mit sehr breitem Mundsaum und kleinem, verticalem Bandhenkel unter dem letzteren.

*C.* Schalen. In unzählbarer Menge und meist sehr grober Ausführung finden sich Bruchstücke schwarzer, selten röthlicher Schalen mit eingebogenem Rande (Fig. 155—157). Sie sind meist innen geglättet, aussen rauh; oft erscheinen auf dem Mundsaum lange und flache, schräge Furchen, die wie Schraubengänge nebeneinander liegen (Fig. 176). Andere Verzierungen kommen nicht vor. Der stets vorhandene

nova-Tarquinia, zuweilen umgestürzt als Urnendeckel verwendet.

Hieher gehören auch die selteneren Bruchstücke rother Schalen mit hohlem, konischem Fuss; sechs davon weisen auf kleinere Gefässe hin, während mehrere andere von grossen Aufsatzschalen herrühren, wie sie namentlich häufig in Este, dann in Sta. Lucia und Lengyel gefunden wurden. In Este stammen sie ebenfalls zahlreich aus der Ansiedelungschichte. Marchesetti (Scavi di Sta. Lucia, S. 211, Anm. 13) kennt aus Istrien keine solchen Fussschalen und

deutet nur ein Bruchstück von den Pizzughi in diesem Sinne.

*D.* Pfannen. Eine Specialität des Castelliers von Villanova, für welche ich im Augenblicke nur ein schlagend ähnliches Vorkommen von dem verwandten Wohnplatze Sobunar bei Sarajevo anführen kann (Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien, I, S. 41), bilden die nicht ganz seltenen Bruchstücke grosser, flacher Thonpfannen (Backpfannen für fladenförmiges Brot?), mit niederem Rand, welcher ringsum durch rundliche Eindrücke oder längliche Kerben gegliedert ist. Der Boden dieser Pfannen war bis 3 cm stark, der Rand nicht höher als 4·7 cm, der

Mehrere Bruchstücke rother Gefässe mit parallelen, glatten Leisten (cordoni) erinnern an die Keramik von Este und Sta. Lucia.

Das Bruchstück eines bauchigen Gefässes mit langen, schrägen, flachen Furchen erinnert an die Urnen des Flachgräberfeldes von Hadersdorf am Kamp.

Das Bruchstück einer flachen, geradlinig begrenzten Thonplatte zeigt den Rest eines kreisrunden, nach innen schalenförmig verlaufenden Reifens, 8·5 cm lang (Fig. 183).

Ausserdem liegt das Randbruchstück einer dickwandigen Siebschale mit Henkelansatz, 8·4 cm lang, und sieben Bruchstücke anderer Siebgefässe vor.

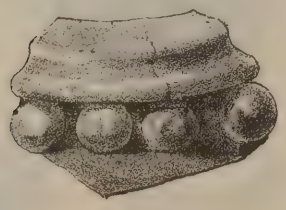


Fig. 177.

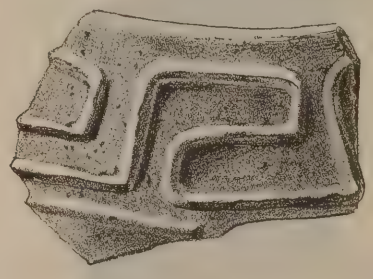


Fig. 178.

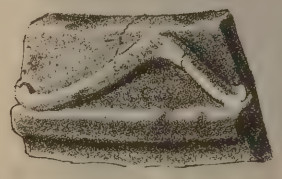


Fig. 179.

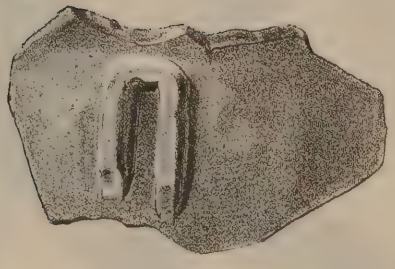


Fig. 180.

Fig. 181.

Fig. 182.

Fig. 177—182. **Thongefässbruchstücke mit Relief-Ornament** (1/2).

Fig. 177 mit Buckelreihe. — Fig. 178 mit Mäander. — Fig. 179 mit Zickzacklinie. — Fig. 180 mit hufeisenförmigem Ornament. — Fig. 181 mit Schlangenlinie. — Fig. 182 mit Wellenband (?).

Durchmesser nicht unter 60—70 cm. Eines der Fragmente zeigt am Boden innen unfern des Randes ein eingegrabenes Hakenkreuz (Fig. 143).

*E.* Verschiedenes. Einige Gefässe von kleineren Dimensionen sind nahezu ganz erhalten. So: 1 plumper Becher mit einigen Warzen und schwach ausgebogenem Rande, 7·4 cm hoch (Fig. 151); 1 plumpe, tiefe Schale mit Warzen, 5·2 cm hoch, 9·7 cm Durchmesser; 1 winziges Henkelschälchen, 3 cm hoch, 4·5 cm Durchmesser (Fig. 159); 1 ganz rohes, flaches Schälchen (Spielzeug), 2·7 cm hoch, 5·4 cm Durchmesser; 1 cylindrisches Näpfchen, 4 cm hoch, 5·4 cm Durchmesser.

Einige Bruchstücke zeigen singuläre, aber dem Stile dieser Keramik angemessene Verzierungen: Reihen dichter, konischer Wärzchen (Fig. 185) oder regellos angebrachte herzförmige Spateleindrücke (Fig. 190).

## II. Feineres Thongeschirr.

Die Bruchstücke der Gefässe, die wir in diese Classe rechnen, sind viel seltener als die vorgedachten. Die bessere Ausführung dieser Arbeiten liegt vielfach nur darin, dass es kleinere Gefässe sind, die nicht als Vorraths- und Küchengeschirr, sondern, wenn man so sagen darf, als Tafelgeschirr

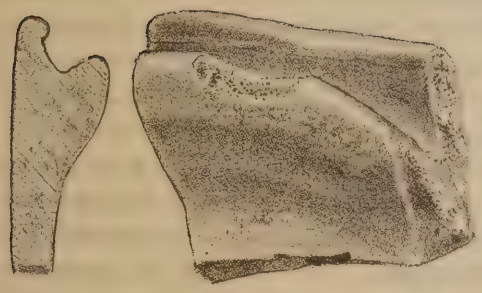


Fig. 183.

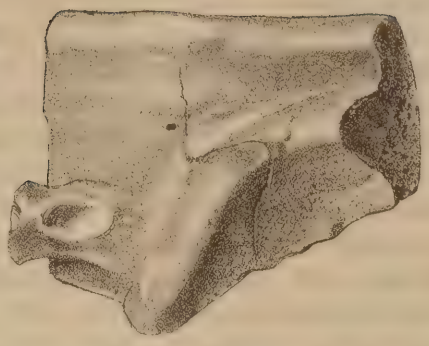


Fig. 184.

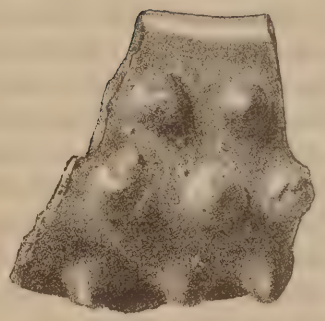


Fig. 185.

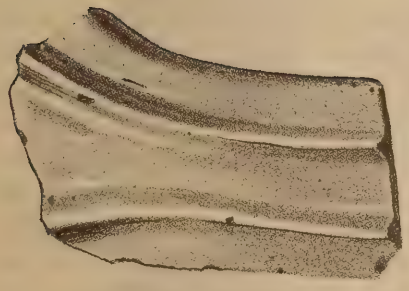


Fig. 186.

Fig. 187.

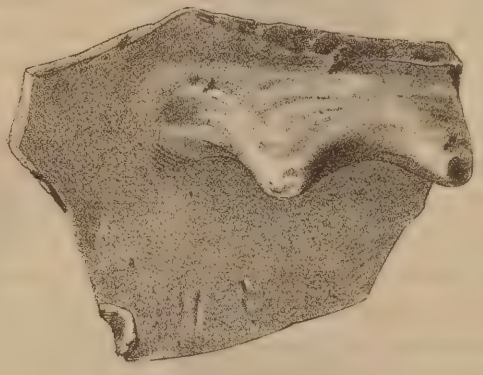


Fig. 188.

Fig. 189.

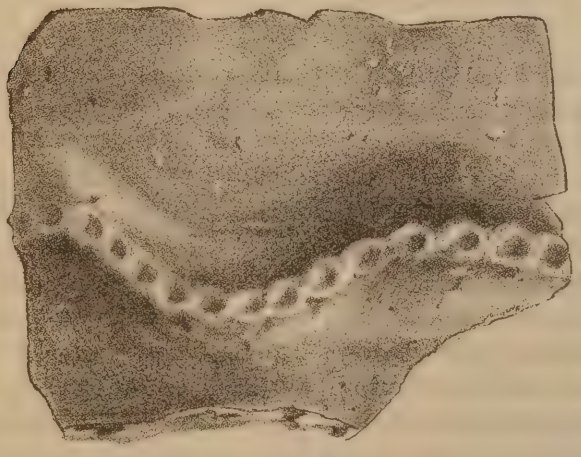


Fig. 191.

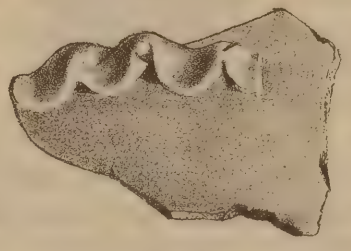


Fig. 192.

Fig. 190.

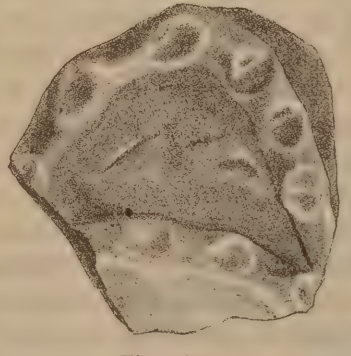


Fig. 193.

Fig. 183—193. **Thongefässbruchstücke mit Relief-Ornament** ($^1/_2$).

Fig. 183. Bruchstück einer flachen Thonplatte. — Fig. 184 mit glatter Bogen- und gerader Tupfenleiste. — Fig. 185 mit Warzen. — Fig. 186 mit divergirenden Leisten. — Fig. 187 mit Randtupfen und gewellter Bogenleiste. — Fig. 188 mit zweizackigem, horizontalem Ansatz. — Fig. 189 mit gewelltem Mundsaume. — Fig. 190 mit herzförmigen Grübchen. — Fig. 191 mit getupfter Wellenleiste. — Fig. 192 mit kurzer gerader Wellenleiste. — Fig. 193 mit getupfter gerader und emporstehender Bogenleiste. (Vom unteren Rande eines Gefässes.)

gedient haben. Es sind meist Näpfe, Schalen, Schüsseln, Becher, Tassen u. dgl.; die Formen sind sehr verschieden, die Verzierungen, wo solche vorhanden, von grosser Einfachheit. Da die ersteren häufig nicht mehr erkennbar sind, theilen wir die Bruchstücke in *A.* unverzierte, *B.* solche mit vertiefter und *C.* solche mit Reliefdecoration.

*A.* Unverziert ist eine Anzahl schwarzer oder röthlicher, bauchiger Schälchen mit geglätteter Wandung und scharfer Kante unterhalb des gekehlten Bei zwei Bruchstücken, von welchen eines einer Schale mit eingebogenem Rande angehört, ist dieses Muster nicht mit einem Instrumente, sondern aus freier Hand erzeugt und (an dem Schalenfragment) wieder weiss incrustirt. Ein Henkel ist auch auf dem Scheitel, wie Fig. 196, gemustert.

Dieselben Ornamente finden wir, gröber oder feiner, auch in ungebrochenen Linien an derselben Stelle anderer schwarzer Schälchen angebracht. So Fig. 194 in Combination mit einem von concentri-

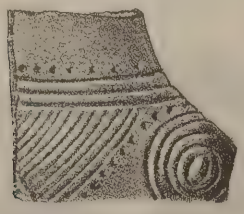


Fig. 194.

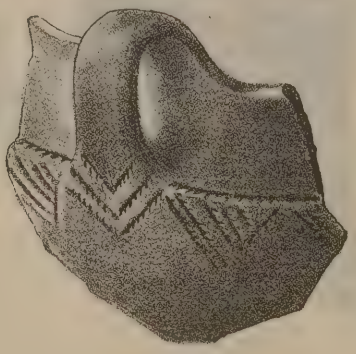


Fig. 196.

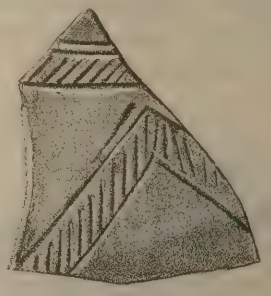


Fig. 195.

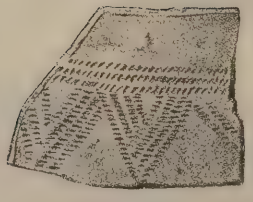


Fig. 197.

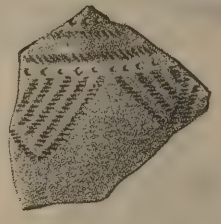


Fig. 198.

Fig. 194—198. **Thongefässbruchstücke mit eingeritzter Verzierung** ($^3/_5$).

Fig. 194 mit Buckelchen und schraffirten Dreiecken. — Fig. 195 mit gestrichelten Bändern. — Fig. 196—198 mit sogenanntem „Schnur-Ornament".

oder cylindrischen Halses; eines dieser Stücke ist 6 cm hoch, 10 cm breit. Einzelne Bruchstücke (so Fig. 152) zeigen hohe, verticale Henkel.

*B.* Die vertieften Ornamente sind sehr häufig mit einem Instrumente erzeugt, welches gerade Linien aus schnurförmig gereihten, schrägen Strichelchen hervorbrachte. Damit verzierte man schwarze Schälchen der oben erwähnten Art und legte in die Vertiefungen eine weisse Füllmasse. (Weiss ausgefüllte Graffiti erscheinen in Istrien auch an anderen Fundorten, so in Vermo, Pizzughi, San Dionisio.) Diese Ornamente sind seltener einfache Umlauflinien, als von der Halskante herabhängende (zuweilen auch emporgerichtete) Dreiecke, die entweder schräg gestrichelt oder mit anderen Dreiecken ausgefüllt sind (Fig. 196—198). Oben ist diese Dreieckzone zuweilen durch eine Punktreihe abgeschlossen (Fig. 198). schen Kreisen umrahmten Buckelchen. Meist sind auch Punktreihen den Dreiecken gesellt.

Andere Muster, wie Fig. 195, sind selten. Zwei Henkelfragmente zeigen ineinander gezeichnete, rautenförmige Liniengruppen; dann kommen schräge und verticale Strichelchen in Reihen mit parallelen Zickzacklinien u. dgl. combinirt vor. Die Einritzungen sind manchmal sehr tief und kräftig, manchmal aber so flach und stumpf, dass sie unmöglich eine Füllmasse festgehalten haben und kaum gut sichtbar oder, besser gesagt, wirksam gewesen sein können. Ein einziges Bruchstückchen zeigt den Rest einer eingeritzten, schrägen Mäander-Decoration, wie die Pizzughitöpfe bei Amoroso, Taf. IV, Fig. 1, 3, 5, stammt aber von einem Näpfchen mit eingebogenem Rande.

*C.* Während sich die vertieften Ornamente mit bemerkenswerther Ausschliesslichkeit fast ganz auf

das Zickzack- und Dreiecksornament beschränken, herrscht in den plastischen grössere Mannigfaltigkeit. Die Gefässe, welche so verziert wurden, waren tiefe, unseren Suppennäpfen ähnliche Schüsseln, d. h. bauchige Gefässe mit stark eingebogenem Mundsaum, unten konisch, oben sphärisch, wie bei Amoroso, Pizzughi, Taf. II, Fig. 3, 4, 7 (auch Fig. 10 gehört noch hieher). Die Verzierung besteht in aufgeklebten Thonleisten, welche Mäander (Fig. 178), Zickzack- (Fig. 179) oder Wellenlinien (Fig. 181) bilden. Auch Reihen von hemisphärischen Buckelchen werden zwischen zwei Reliefleisten aufgeklebt (Fig. 177, wo die Spur der abgebrochenen, unteren Leiste von dem Zeichner nicht wiedergegeben wurde; vgl. jedoch Amoroso, l. c., Taf. VI, Fig. 5). Von einem Gefässe anderer Form stammt Fig. 182 mit Rest eines Wellenbandes, der ästhetischen Auflösung der tangential verbundenen Spirale (wie Vermo, Marchesetti, Boll. Soc. Adr. 1883, Taf. I, Fig. 10). Die höchste Leistung dieser Keramik, die in jeder Hinsicht ein ausgesprochener locales Gepräge zeigt als die vertieft verzierten Töpfe, ist das eben erwähnte Grabgefäss von unserem Castellier (im Museum Parenzo), welches an Stelle der linearen Ornamente eine Reihe von Relief-Thierfiguren zeigt. (Eine Skizze desselben haben wir in den Mitth. d. prähist. Comm., I, 3, 1893, S. 109, Fig. 51 f., mitgetheilt und zur Vergleichung daselbst Fig. 50 die Abbildung eines ähnlich verzierten Thongefässes aus Este nach Soranzo, Scavi Nazari, Taf. VII, Fig. 1, wiederholt.)

Die feinere, zum Theile auch die gröbere Keramik von unserem Castellier zeigt eine solche Fülle von Uebereinstimmungen mit den auch ähnlich (d. h. in zahllosen Fragmenten) überlieferten Thonsachen aus den ältesten Ansiedelungen um Este, dass an einem ursprünglichen Zusammenhange der Cultur dieser beiden illyrischen Stämme, der Histrer und der Veneter, nicht zu zweifeln ist. Vgl. Prosdocimi, Avanzi di antichissime abitazioni nell' agro Atestino. Bull. di paletn. Ital. XIII, 1887, S. 156 ff., 185 ff. und Taf. VII—IX. Die Graffitoverzierungen zeigen dieselben Muster in ungebrochenen Linien (Taf. VIII, Fig. 13—16; IX, 6) oder in falscher Schnurtechnik (VIII, 3, 12, 18, 22; IX, 5, 9—11). Andere eingeritzte Muster entsprechen den Verzierungen der bauchigen Urnen von den Pizzughi (so Taf. VIII, 5, 10; IX, 1, 4). Noch auffallender ist die Aehnlichkeit der Reliefornamente, nicht nur der einfacheren, wie halbmondförmige Leisten (VIII, 21), eckig gebrochene (VIII, 35), Tupfenleisten (VIII, 25; IX, 16, 17, 19, 20, 25), sondern auch der complicirteren, wie Mäander (VII, 15, 16; VIII, 27, 32; IX, 26, 32). Aeusserst ähnlich oder vielmehr ganz gleich sind auch die Henkelformen: horizontale (VII, 7; IX, 27, 28), verticale, röhrenförmige (VIII, 33) u. s. w., sowie die ganzen Gefässformen (Schale VII, 11; Topf VIII, 19). Dass Thonringe, Wirtel, Webstuhlgewichte, wie auch zahlreiches geschnitztes Hirschgeweih, Mahlsteine u. dgl. ganz wie in Villanova vorkommen, will weniger besagen als einige Metallsachen (bronzene Lanzenspitze, halbkreisförmige Drahtfibel mit gewundenem Bügel und kurzem Fusse), welche darauf hindeuten, dass diese Funde aus Este älter sind, als die Hauptmasse der aus den dortigen Gräbern gehobenen Beigaben.

### III. Grabgefässe.

Die Grabgefässe der istrischen Nekropolen sind im Allgemeinen (und zwar nicht nur die seltenen Beigefässe, sondern auch die Ossuarien) klein und in Form und Verzierung zum Theile den feineren Gebrauchsgefässen ähnlich. Ihre geringen Dimensionen sind namentlich auffällig, wenn man sie mit den Riesenurnen der Gräberfelder des Isonzothales (Sta. Lucia, Karfreit) vergleicht; auch sonst zeigt sich die istrische Keramik in den Gräbern gegenüber der Masse gut gearbeiteter Thongefässe aus dem letzteren Gebiete inferior; die Dickwandigkeit und Schwere der kleinen Töpfe und Schalen, die man in die Gräber stellte, geht zuweilen über jedes sonst beobachtete Maass hinaus. Entsprechend dem geringen Raumgehalte der Urnen übte man, wie um Este und Bologna, das Ossilegium und bedeckte die Urnen häufig mit umgestürzten Schalen, was in Sta. Lucia nicht vorkommt, wo auch keine Knochenlese stattfand, sondern alle Brandreste in die Urne geschüttet wurden.

In den von uns aufgedeckten wenigen Gräbern waren mit Ausnahme einer Nadel keine Bronzen enthalten; doch stammt wahrscheinlich ein Theil der oben aufgezählten, kleineren Artefacte (und wohl auch eine Anzahl Topfscherben) aus zerstörten Gräbern, die dem Feldbau oder der transportirenden Wirkung der Meteorgewässer zum Opfer gefallen sind. Thatsächlich haben sich, so viel wir selbst beobachten konnten, nur an den Hügelrändern hie und da intacte Gräber erhalten. Es sei deshalb gestattet, nach Marchesetti (l. c., S. 306) anzuführen, was den Nekropolen der istrischen Castellieri an kleinen Beigaben so gemeinsam ist, dass es auch hier vorausgesetzt werden darf. Fibeln sind im Vergleiche zu anderen

Gräberfeldern überhaupt selten, und es fehlen ganz die halbkreisförmige Bogenfibel, die Halbmondfibel und die Brillenscheibenfibel, also, mit Ausnahme der (jedoch seltenen) Brillenspiralfibel, gerade jene Formen, die wir ihrem Ursprunge nach als althallstättische bezeichnen müssen, wenn sie auch, namentlich weiter im Norden und im Osten — entfernter von Italien —, noch in junghallstättischen Schichten vorkommen.

Fig. 199.

Fig. 203.

Fig. 204.

Fig. 205.

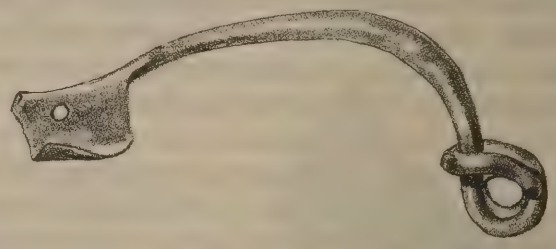


Fig. 200.

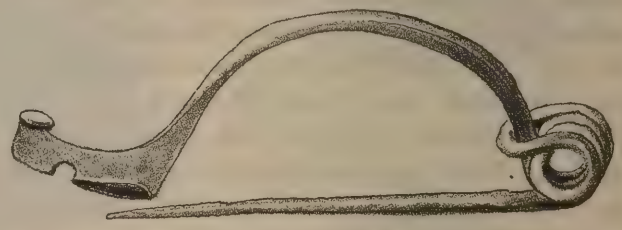


Fig. 201.

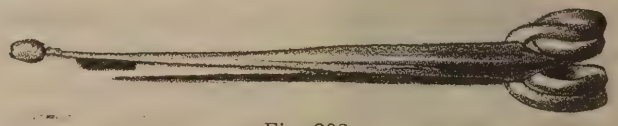


Fig. 202.

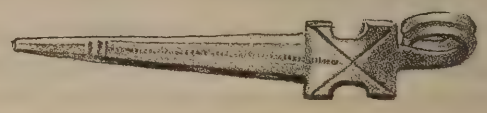


Fig. 206.

Fig. 199—206. **Fibeln aus Bronze** ($^1/_1$).

Fig. 199. Certosafibel. — Fig. 200—202. Zwei Spät-La Tène-Fibeln mit durchbohrtem Nadelhalterblatte. — Fig. 203. Spät-La Tène-Fibel mit viereckigem Fussrahmen. — Fig. 204. Spät-La Tène-Fibel (Stammform der Flügelfibel). — Fig. 205—206. Spät-La Tène-Fibeln. (Bruchstücke; Fuss wahrscheinlich wie bei Fig. 200 und 201.)

Dagegen sind vorherrschend die junghallstättischen, ihrem Ursprunge nach italischen Typen der Schlangen- und der Certosafibel, letztere stets mit Kopfschleifen, zuweilen selbst mit Armbrustkopf. Ferner erscheinen mehrknöpfige Nadeln, ein nordischer Typus, der bei Bologna fast gar nicht, um Este nur in der zweiten Periode vorkommt und dann verschwindet, der aber in Sta. Lucia nicht nur in den älteren, sondern auch in den jüngeren Gräbern auftritt nnd hier, wie in Istrien, jene Resistenz zeigt, welche althallstättische Typen nördlich von Italien häufig verrathen [1]). Häufig sind sodann Finger- und Armringe aus Bronzespiralen; es kommen auch bandförmige Armringe mit Schliesshaken vor, die im Isonzothale fehlen. Endlich trifft man gravirte (nie mit getriebenen Mustern verzierte) Gürtelbleche und kreisrunde, meist ganz glatte Bronzeblech-Ohrringe.

Folgende Thongefässe stammen aus den von mir geöffneten Gräbern:

*A.* Südostrand (1890):

I. Bauchige Urne (Hals und Mundsaum fehlen), plump geformt, dunkelbraun, an der Schulter mit fünf Gruppen äusserst grober, kielbogenförmiger Furchen verziert, 17 cm hoch, 22 cm Durchmesser (Fig. 162, für Form und Verzierung vgl. Vermo, Moser, Taf. III, Fig. 10 und 14).

II. Feineres, starkbauchiges Gefäss (oben wie I defect), dunkelbraun, an der Schulter mit ein-

[1]) Ich werde demnächst in einer grösseren Arbeit zu zeigen suchen, dass man — entgegen der Ansicht Marchesetti's — schon jetzt sehr wohl eine ältere und eine jüngere Gräberschichte von Sta. Lucia unterscheiden kann und dass sich dieselben, bei mancher Verschiedenheit im Einzelnen, zu einander im Allgemeinen so verhalten, wie die Schichten II und III bei Este.

ander gehackten, liegenden, S-förmigen Liniengruppen („Spirali corrimi dietro", vereinfacht) zwischen doppelten Umlauflinien, Alles in „falscher Schnurtechnik" (mit Zackenrädchen), verziert, 11·2 cm hoch, 19·4 cm Durchmesser (Fig. 161). Für die Form vgl. Pizzughi, Amoroso, Taf. II, Fig. 3, 4, 7.

(Die folgenden vier Gefässe stammen wahrscheinlich aus zerstörten Gräbern in der Nähe der vorigen.)

V. Plumpe Napfurne, mit stark eingebogenem Rande, gelbbraun, 15·5 cm hoch, 16·8 cm Durchmesser (Fig. 149).

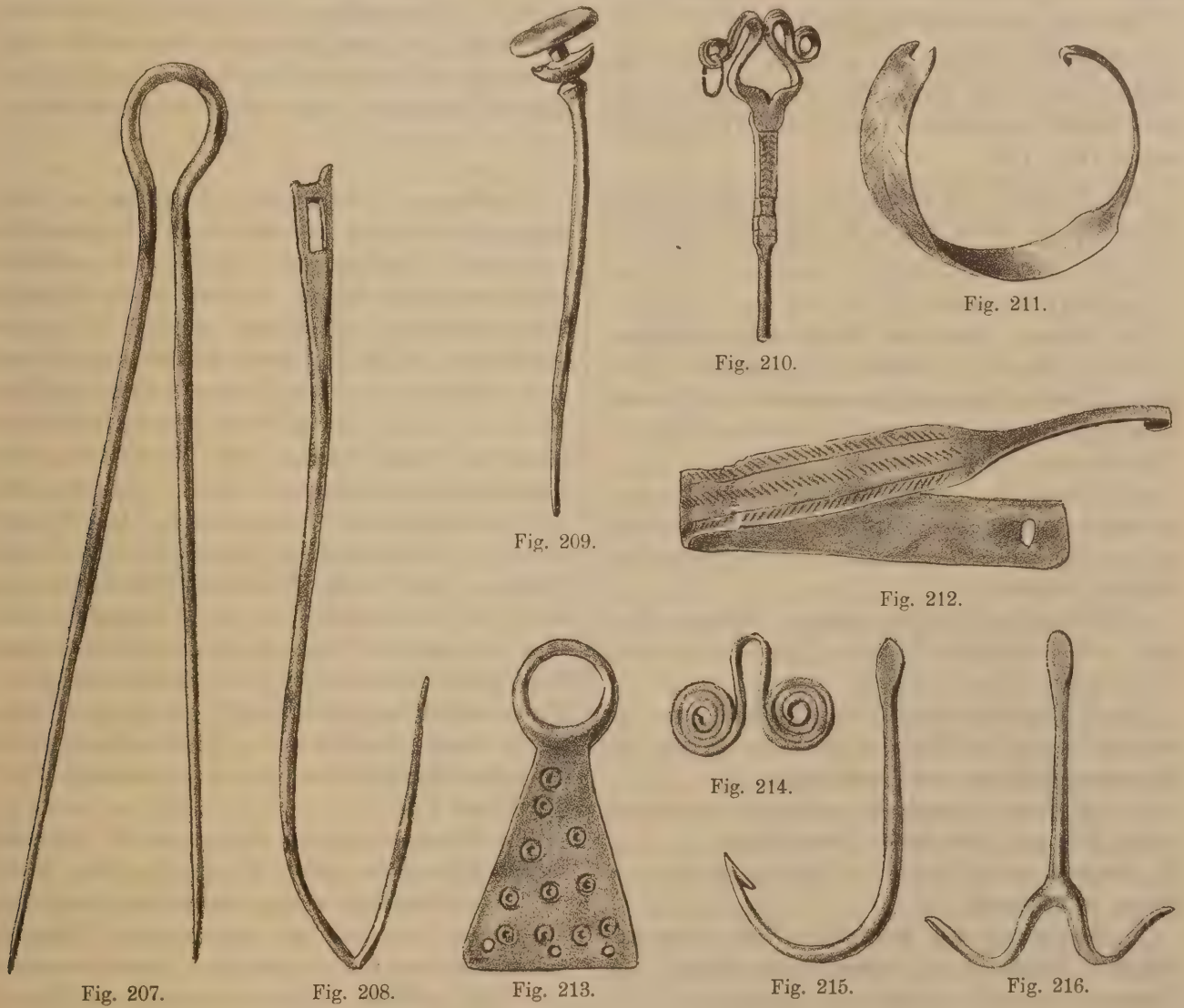


Fig. 207. Fig. 208. Fig. 209. Fig. 210. Fig. 211. Fig. 212. Fig. 213. Fig. 214. Fig. 215. Fig. 216.

Fig. 207—216. **Verschiedene Bronzegegenstände** (1/4).

Fig. 207. Doppelnadel. — Fig. 208. Nähnadel. — Fig. 209. Schmucknadel. — Fig. 210. Zierstück. — Fig. 211—212. Ohrringe. — Fig. 213. Dreieckiges Anhängsel. — Fig. 214. Brillenförmiges Anhängsel. — Fig. 215. Angelhaken. — Fig. 216. Angel mit Doppelhaken.

III. Sehr dickwandiges, bauchiges Töpfchen (edlere Form, plumpe Ausführung), mit kurzem Halse, an der Schulter zwei kleine, horizontale Henkel, dazwischen zwei Buckelchen, rothbraun, 17·5 cm hoch, 19·2 cm Durchmesser (Fig. 148).

IV. Plumper, urnenförmiger Topf, graubraun, Form wie Fig. 158, aber gröber und ohne Verzierung, 17 cm hoch, 20·8 cm Durchmesser.

VI. Becherförmige Topfurne, plump, rothgelb, 16·5 cm hoch, 13·8 cm Durchmesser (Fig. 150). Für die Form vgl. Vermo, Moser, Taf. III, Fig. 5.

VII. Henkelschale (Beigefäss), schwarzbraun, 6·5 cm hoch, 9·8 cm Durchmesser (Fig. 154).

VIII. Desgleichen, ganz roh, gelbgrau, 5·5 cm hoch, 8 cm Durchmesser (Fig. 153).

*B.* Nordrand, Mitte (1892):

I. Plumpe, äusserst dickwandige Urne, schwarzbraun, 15·5 cm hoch, 17·3 cm Durchmesser. Die Mündung hat 7·3 cm lichte Weite, der Boden dagegen 10·5—11 cm Durchmesser (Fig. 160); enthielt ausser dem Leichenbrande eine Bronzenadel.

(II. Ohne Urne und Beigaben.)

III. Rothe Halsurne, etwas besser geformt, aber schwer, unter dem Halse eine dreifache Zickzacklinie flüchtig eingerissen, 18 cm hoch, 21 cm Durchmesser (Fig. 158).

(IV. Schüssel [als Ossuarium] und Henkelschale dieses Grabes waren nur in Bruchstücken erhalten.)

8. Münzen[1]),

*a)* Vorrömische:

1. Bronze. Unbärtiger Kopf n. r. Randschr. l. ΛΛ, r. Μ — R. Reiter n. r., darunter <Σ F (cse = Cissa in Hispania Tarraconensis) vgl. Hübner, Monumenta linguae Ibericae, 1893, S. 31 u. f. 7·17 gr. (VII. Jahrh. a. u. c.)

2. Kleinkupfer. Barbarische Nachbildung massaliotischer Prägung. Weiblicher Kopf, bediadem, n. r. — R. Löwe n. r., darüber ENEC (bisher aus England bekannt).

3. Kleinkupfer. Barbarenmünze. Bärtiger Kopf n. r. — R. Artemis mit Fackeln. (Typus von Pharos.)

*b)* Römische:

4—7. Republikanische Victoriaten mit mehr oder weniger verwischter Prägung. Einer davon zeigt als Münzmeisterzeichen eine Lanzenspitze.

8. AR Denar, durchlocht und schlecht erhalten (noch 3·02 gr). Behelmter Minervakopf n. r. — R. Gespann, wohl Biga, n. r. Von der Legende ist nichts zu erkennen.

9. Bronze mit den Münzmeisternamen Regulus, Pulcher, Taurus; zwei verschlungene Hände, den Caduceus haltend. — R. S.C. und III vir a. a. a. f. f. = Babelon II. 146, 15. 2·7 gr (745—750 a. u. c.).

10. Stück (fast ein Drittel) eines Uncial-As; nur der linke Theil des Schiffsgebälkes der Rückseite ist erkennbar.

11. Bronze [Divus A]ugustus pater. Kopf n. l. — R. S. C., Altar u. provident. = Cohen, Augustus 228. As. 9 gr.

12. Bronze. [Drusus] Caesar Ti. Aug. fil. di-[vi Aug. n.] Kopf n. l. — R. Pontif. trib[un. potest.] iter. Im Felde S. C. = Cohen, Drusus, Tibers Sohn, n. 2. As.

13. Grossbronze. Imp. Nero Caesar Aug. pont. max. tr. pot. p. p. Belorbeerter Kopf Neros n. l. — R. S. C. Triumphbogen mit Quadriga und Standbild Neros. = Cohen, Nero 309. Sesterz, 24·45 gr.

Einige andere Münzen waren ihres gänzlich verwischten Gepräges wegen nicht mehr bestimmbar.

* * *

Die Formen, welche uns der Castellier von Villanova geliefert hat, gehören einem illyrischen oder adriatischen Culturkreise an, den wir östlich bis an die Drina, westlich bis in die Mitte von Oberitalien, südlich und nördlich in grosser Ausdehnung an der Westküste der Adria hinab und in den Ostalpen bis zur Donau hinauf verfolgen können. In diesem Kreise finden wir Erscheinungen primitiver Cultur, welche früher auf einem noch grösseren Gebiete geherrscht haben, mit einer gewissen Beharrlichkeit fortentwickelt. Die Stammformen sind ursprünglich Gemeingut in weiterem Umfange; erst in der Evolution differenziren sich die Illyrier von den benachbarten Völkergruppen und auch die einzelnen Stämme der ersteren schlagen zum Theile getrennte Bahnen ein. Sie erfahren in ungleichem Masse den Einfluss stammfremder und stammverwandter Nachbarn, bewahren aber auch darin eine deutlich erkennbare Sonderstellung als ein vorwiegend alterthümliches Volk.

Die beiden wichtigsten Facten, welche sich aus der Betrachtung der obigen Fundliste ergeben, sind:

1. Die Uebereinstimmung zahlreicher specifischer Formen mit solchen, die wir aus den Pizzughi-Nekropolen und den Gräbern von Vermo kennen.

2. Die zeitliche Uebereinstimmung der Münz- und der Fibelfunde untereinander, welche beiden gleichmässig in die letzten Jahrhunderte der römischen Republik oder, was dasselbe besagt, in die spätere La Tène-Periode weisen.

Die drei römischen Kaisermünzen des August, des Drusus und des Nero kommen daneben so wenig in Betracht, wie die paar Stückchen von Steinartefacten. Wir besitzen von Villanova kein Stück, welches mit Sicherheit der neolithischen Periode zuzurechnen wäre, und ebenso fehlen uns alle späteren römischen Münzen und alle specifisch römischen Fibeln. Das letztere erklärt sich aus der Lage des

[1]) Nach der gefälligen Bestimmung durch Herrn Professor Dr. J. W. Kubitschek, der auch die Freundlichkeit hatte, die am Schlusse dieses Aufsatzes angeführten Münzen aus einigen anderen Fundorten in der Umgebung von Villanova zu bestimmen.

Fundortes an der Westküste der Halbinsel. Hier gab es nach der Romanisirung Italiens keine Barbaren mehr, welche Uferhöhen an zurückgezogenen Meerschlupfwinkeln bewohnten und die das Gewässer zu ihren Füssen, wenn es nicht Fischfang oder Seeraub galt, mit gleichgiltigen Blicken betrachteten. Um den Beginn unserer Aera hatte sich die Bevölkerung dieses Küstenstriches gewiss schon in Städten und Flecken am Meere gesammelt oder tiefer in's Land zurückgezogen. Das Römische vom Castellier von Villanova gehört daher einer verhältnissmässig frühen Zeit an, wahrscheinlich eher dem ersten und vielleicht selbst dem II. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, als dem I. Jahrhundert nach dem Beginne derselben. Es lässt sich denken, dass die römische Occupation des Landes in den Verhältnissen eines solchen Wohnplatzes zunächst keine einschneidende Veränderung hervorgebracht hat. Die Umwandlung, welche zur Verödung führen musste, vollzog sich unaufhaltsam, aber allmälig.

Aber auch die der Hauptsache nach doch wohl älteren Funde, die mit Beigaben aus den Pizzughigräbern übereinstimmen, erscheinen uns nach den jüngsten Entdeckungen an diesem Orte in einem neuen Lichte. Die nahe verwandten Gräber von Vermo reichen, wie man weiss, in die Mittel-La Tène-Periode hinein oder, richtiger gesprochen: die Hallstatt-Cultur mit ihren Schlangen- und Certosafibeln und allerlei sonstigem typischen Apparate reicht um Vermo, wie an so mancher Stelle am Ende der Ostalpen, in die Zeit hinein, welche schon Mittel-La Tène-Fibeln besitzt. Am Fusse der Pizzughi geht das aber noch weiter. Im Grabe Nr. 61 wurde dort eine Spät-La Tène-Fibel, genau von der Form unserer Fig. 204 (zufällig auch ungefähr ebenso fragmentarisch erhalten)[1]), zusammen mit einer Schmucknadel, einem gegossenen eimerförmigen und einem hohlen, dreieckigen, punktirten Bronzeblechanhängsel gefunden. Aus anderen Gräbern stammt eine kleine, bronzene Oinochoe oder Olpe mit kreisrunder (nicht kleeblattförmiger) Mündung, dann gebogene, lange, eiserne Haumesser (wie St. Michael, diese Mitth. 1888, Taf. IV, Fig. 4—6); dieselben lagen aussen auf steinernen, situlaförmigen Deckelurnen, die im Inneren beim Leichenbrande kleinere hallstättische Beigaben bargen. Es zeigt sich demnach auch die Spät-La Tène-Periode von der junghallstättischen durch keine Zeitkluft geschieden. Die Gräber mit La Tène-Sachen sind zweifellos jünger als die ungemischt hallstättischen; aber sie scheinen sich ihnen in unmittelbarer Aufeinanderfolge anzuschliessen, wie in Jezerine, Prozor, Idria u. s. w., und selbst das Römische erscheint, wie in organischem Wachsthum, an das Prähistorische angeschlossen.

Während sich die jüngeren Perioden so eng aneinander schliessen, besitzen wir vom Castellier von Villanova keinen einzigen Fund, der mit voller Sicherheit auf eine Besiedelung während der Bronzezeit oder auch nur während der älteren Hallstattstufe gedeutet werden könnte. Die Gräber sind, trotz des Fortlebens einiger althallstättischer Formen, wie der Brillenfibel, der mehrknöpfigen Schmucknadel, gewiss alle jünger; allein ich verkenne nicht, dass die vielen Hirschhornwerkzeuge, die Knochennadeln und Aehnliches auf den ersten Blick eine viel höhere Datirung zu fordern scheinen. Man ist eigentlich gewöhnt, solche Mengen von Arbeiten aus Hirschgeweih in neolithischen Schichten zu finden oder bei fraglicher Herkunft dahin zu versetzen. Davon kann nun hier schon aus dem Grunde nicht die Rede sein, weil sie ausnahmslos mit Metalllamellen zugeschnitten sind. Namentlich an den typischen, hohlkeltförmigen Werkzeugen findet man zuweilen an der Grenze zwischen Dülle und Schneide (so bei Fig. 127) tiefe Einschnitte, die nur von einem Messer oder einer Säge aus Bronze oder Eisen herrühren können. Immerhin war dies eine Zeit, in der man die Jagd auf den Edelhirsch in ausgedehntem Masse, daneben aber auch den Feldbau betrieben haben muss; denn diese Hirschhornwerkzeuge werden doch wohl nur als Ackergeräthe aufzufassen sein[1]). Zugleich war

[1]) Weiter südlich kommt diese Form einmal in der Gegend von Perugia vor (Montelius, Spännen, S 186, Fig. 188), ein zweites Exemplar befindet sich im Museum Reggio. Tischler bezweifelt (Gurina, S. 26), dass dieser „nordisch-pannonische" Typus in alter Zeit nach Italien gekommen sei. Das wiederholte Erscheinen in Istrien spricht doch wenigstens für die Möglichkeit dieser Annahme.

[1]) Die Fauna des Castelliers von Villanova umfasst folgende Nahrungsthiere: Hirsch (sehr viele Geweihstücke, dann Schädelfragmente, Klauen und andere Knochentheile). — Reh (Geweihfragmente, zum Theile mit Hiebspuren, darunter ein 16 cm langes, sehr gerades und spitziges Stück, das vielleicht als Werkzeug gedient hat). — Rind (viele Hornzapfen und Zähne einer kurzhörnigen Rasse). — Schaf (mehrere Hornzapfen, einer davon in der Mitte glatt abgesägt). — Ziege (Knochen und viele Hornzapfen, zum Theile mit Schnittspuren). — Bezoarziege (? Hornzapfen). — Kleines Pferd (Zähne). — Schwein (viele Zähne). — Fische (Wirbel). — Schnecken und Muscheln (Gehäuse und Schalen von Murex brandaris, Cerithium vulgatum,

dies eine metallarme Zeit; es ist überhaupt auf dem Castellier von Villanova meines Wissens keine bronzene oder sicher vorrömische Eisenwaffe gefunden worden Nur ein paar bronzene Meisselchen oder Spatel befinden sich in den Museen von Wien und Parenzo.

Aehnlich verhält es sich mit jenen Arbeiten in Thon, deren Zeitstellung sich nicht durch Parallelen aus der Gräberschicht von Vermo und Pizzughi bestimmen lässt. Sie geben uns, wie die Trümmer wohner der Castelliers, aber sie lassen uns im Dunkeln über die Zeit, aus der sie stammen.

Ich sehe jedoch keinen Grund, warum wir diese scheinbar uralten, jedenfalls zum Theile urrohen Dinge, zu denen sich meinetwegen auch noch ein paar zugeschlagene Steingeräthe gesellen können, nicht den junghallstättischen Bewohnern des Castelliers zur Zeit der älteren Vermo- und Pizzughigräber zuschreiben sollten. Es war ja doch noch die

Fig. 217 (1/1).

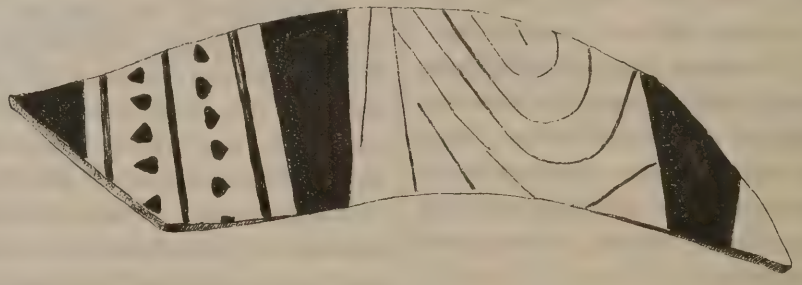


Fig. 218 (1/1).

Fig. 219 (1/1).

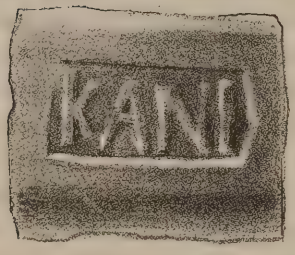



Fig. 221 (1/2).

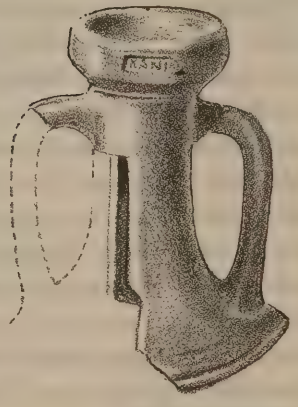


Fig. 220 (1/7).

Fig. 222 (1/2).

Fig. 217—222. **Diverse Fundstücke.**

Fig. 217. Schaber aus Hornstein. — Fig. 218. Bruchstück einer rothfigurigen griechischen Vase vom Castellier San Martino di Torre. — Fig. 219. Bruchstück einer Bronzestatuette. — Fig. 220—222. Bruchstück einer römischen Amphora mit zwei Stempelinschriften auf dem Rande.

riesiger Vorrathsgefässe oder der oben als Backpfannen gedeuteten kolossalen Teller, manchen Aufschluss über die Lebensgewohnheiten der alten Be-

Pectunculus pilosus, Cardium edule, Spondylus gaederopus, Patella nnd Tapes. — Ostraea edulis wurde, wohl nur durch Zufall, nicht hier, hingegen auf dem Castellier San Martino gefunden). Zwischen diesen Thieren und jenen, welche schon in der neolithischen Zeit von den Anwohnern der oberen Adria gehalten, gejagt, gefangen oder aufgesammelt wurden, ist kein wesentlicher Unterschied; vgl. z. B. die Liste der Nahrungsreste aus der Theresienhöhle bei Duino, Mitth. d. prähist. Comm. d. kais. Akad. d. Wiss., I, 1, S. 14 f.

Zeit vor jenem grossen Umschwunge, der aus der waldigen, wildreichen, von Gaufürsten beherrschten, von Jägern und Ackerbauern bewohnten Halbinsel, dem Anhängsel der Ostalpenzone, ein sonniges, südliches, zu Italien gerechnetes Oel- und Weinland schuf. Was bedeutete die Weltlage Istriens in jener Zeit für die Istrianer? Nicht mehr, als die schöne Bildung mancher meerumflossenen Insel oder Landspitze, die wir auf den Karten aussereuropäischer Erdräume mit Wohlgefallen betrachten, und die noch viele Jahrhunderte länger gebraucht hat, ehe das

ungenossene Geschenk der Natur zu einem Besitze der Menschheit umgeprägt wurde. Istrien hatte weit weniger zu bieten als die tiefen Alpenthäler, die sich von den Ebenen Italiens nach Norden öffnen. Darum blieb es ärmer als diese, wenn es auch — dies der einzige Gewinn, den es aus seiner Lage zog — manches Strandgut auffing und ihm manche Brosamen vom unteritalisch-griechischen und vom venetischen Culturbesitz, wie es der Verkehr auf der Adria mit sich brachte, in den Schooss fielen. Erst die römische Eroberung hat hier Wandel geschaffen und einen Zustand begründet, den gleichsam die Natur selbst vorgezeichnet, den sie jedenfalls sanctionirte und der darum von längerer Dauer sein musste, als die Romanisirung angrenzender nördlicher Länder.

---

## Anhang.

### Der Castellier San Martino di Torre.

Während man die Veneter als Halbbarbaren bezeichnen kann, glauben wir, die Histrer, wenigstens auf dem Castellier von Villanova, als ganze und echte Barbaren erkannt zu haben. Sie stehen wohl in vorrömischer Zeit den benachbarten und stammverwandten Bewohnern der dalmatinischen Küsten und des bosnisch-hercegovinischen Hinterlandes auch in cultureller Beziehung sehr nahe, und die Aehnlichkeit der Castellierifunde am Quieto und der Arsa einerseits, an der Bosna und Narenta andererseits dürfte auch eine ungefähr zeitliche Gleichstellung dieser Funde zulassen, während die formell nahe verwandten Culturschichten Oberitaliens — für die wir nur beiläufig auf Lioy's Arbeit über die Pfahlbauten von Fimon bei Vicenza, Prosdocimi's citirten Aufsatz über die Ansiedelungen von Este, Scarabelli's Publication der Anhöhenfunde von Monte Castellaccio bei Imola und Brizio's Mittheilungen über die Höhle del Farnè bei Bologna verweisen — der Hauptsache nach absolut älter sein werden. In den Gräbern dieser zurückgebliebenen Barbaren finden wir nun vereinzelte griechische Thongefässe (Vermo, Moser, Taf. III, Fig. 2; Pizzughi, Amoroso, Taf. III, Fig. 4, 7, V, Fig. 1, 2) und Fragmente solcher (in zerstörten Gräbern, Pizzughi, l. c., S. 26), die zum Theile alte Flickstellen aufweisen. Die in Mattmalerei geometrisch decorirten, grossen, gelben Vasen hält Orsi (Bull. corr. arch. 1885) für apulische Arbeit aus der Zeit um 400 v. Chr.; einige Fragmente scheinen ihm ebenfalls aus demselben Gebiete, aber aus jüngerer Zeit zu stammen, und andere erklärt er für Ueberreste etruskisch-campanischer Keramik aus dem Ende des III. oder dem II. Jahrhundert (Bull. pal. Ital. 1885). Orsi hat daraus den Schluss gezogen, dass tarentinische Seefahrer auch das obere Ende der illyrischen Gegenküste besucht hätten, was Florus, I, 18, zu bestätigen scheint.

Ueber den vorrömischen Seeverkehr an den Ostküsten der Adria oder, was dasselbe besagen will, über Griechisches in Illyrien sind wir wenig unterrichtet. Jetzt lüften sich die Schleier ein wenig in Folge eifriger und exacter Studien in Bosnien und der Hercegovina. Auf dem Glasinac sind nicht nur bronzene Beinschienen und getriebene Schalen von classischer Form, sondern auch kleine, rothfigurige Thongefässe (Skyphoi) in Gräbern der Barbaren gefunden worden. Das Landesmuseum in Sarajevo besitzt über 100 aus illyrischem Boden stammende Münzen griechischer Städte und Herrscher und illyrischer Könige. Aus Dalmatien kannte man dergleichen schon früher (vgl. O. Hirschfeld und R. v. Schneider, Bericht über eine Reise in Dalmatien, Arch.-ep. Mitth., IX, 1885, S. 31 ff.). v. Schneider findet unter der römischen Schichte in Dalmatien nur spärliche Reste griechischer Kunstübung, verweist aber für die Einfuhr griechischer Topfwaare in die illyrischen Länder auf Theopomp, Fr. 140 (Fragm. hist. gr. I. ed. Müller) und Pseudo-Aristot. περὶ θαυμασίων ἀκουσμάτων, c. 104. Zu seiner Bemerkung, dass (nach Petter, Dalmatien, I, S. 136) wie in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten Dalmatien auch heute noch sein Thongeschirr aus Apulien bezieht, darf ich vielleicht erwähnen, dass ich an der Marina von Macarsca überrascht Haufen armseliger, halbglasirter Thonlampen und Henkelnäpfchen zum Verkaufe ausgestellt sah, die von daneben schaukelnden Trabakeln aus Unteritalien herübergebracht waren.

Diese Bemerkungen mögen dazu dienen, den einzigen neuen Fund, welchen unsere Probegrabungen auf dem Castellier von San Martino geliefert haben — das Bruchstück eines grösseren rothfigurigen (attischen?) Gefässes von schöner Zeichnung in besseres Licht zu setzen. Der genannte Castellier hat eine ganz ähnliche Lage, wie jener von Villanova. Ein Oblongum mit abgerundeten Ecken, circa 0·5 km lang, 0·3 km breit, erhebt er sich steil über dem innersten Winkel des Porto Torre, 1·6 km nördlich von der Ortschaft Torre, in deren Gebiet er

gehört. Die westliche Schmalseite ist dem Meere zugekehrt, an der südlichen Langseite senkt sich der Weg von Torre zum Hafen, an der nördlichen liegt eine enge Schlucht, an der östlichen Schmalseite hängt der Hügel mit dem Nachbarterrain zusammen; hier ist der Zugang und auch der obligate Wall. Der Castellier liegt in der Einsenkung zwischen zwei grossen Höhenrücken, beherrscht aber den Abstieg zum Porto Torre, von wo noch jetzt ein ziemlich reger Verkehr (mit Holz und Steinen) nach Italien stattfindet. Der unförmliche und sehr hohe, aus Steinen aufgethürmte Wall ist durch die Anlage der neuen Fahrstrasse zum Hafen theilweise beseitigt worden. Eine weitere Umwallung ist nicht zu bemerken, doch läuft um den Hügel ein flacher, breiter Rand, der künstlich angelegt scheint. Innerhalb dieser Randzone, welche allwärts Scherben von römischen und prähistorischen Thongefässen, Quetschsteine u. dgl. enthält, erhebt sich die felsige, jetzt grösstentheils mit Dorngestrüpp bedeckte Hügelkuppe, deren höchste Stelle unfern des erwähnten Walles von der unvollendeten Capelle San Martino eingenommen wird. Von hier geniesst man einen weiten Ausblick über das Meer, das Vorgebirge, die Quietomündung und das jenseitige Ufer bei Cittanova.

An dieser Stelle soll ehedem ein Friedhof gelegen haben. Beim Baue der neuen Capelle wurden Gräber der Vermo-Pizzughistufe aufgefunden, deren Inhalt, soweit er gerettet ist, in das Museum zu Parenzo gelangte. Die Hauptstücke desselben sind: 2 mittelgrosse Bronzesitulen, Fragmente einer Cista a cordoni; 1 flacher Bronzedeckel (vielleicht von der Ciste); Bruchstücke schwarzer, mit Bronzenägelchen (borchie) verzierten Schalen, die einzigen, die bisher in Istrien gefunden wurden, dann Schlangen- und Certosafibeln, mehrknöpfige Schmucknadeln, Drahtspiralrollen. Nach den Fibelformen und der ebenso gut chronologisch bestimmten Reifenciste gehören diese Gräber dem V. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, wahrscheinlich der II. Hälfte oder dem Ende desselben an.

Ich liess, im Vereine mit Herrn Bezirksarzt Dr. Bernardo Schiavuzzi, dem verdienten Vicepräsidenten der Società Istriana di archeologia e storia patria, durch nur vier Arbeiter an fünf Stellen des Castelliers Gräben ziehen. Zunächst an zwei Stellen in der nördlichen Randzone. Unter der lockeren, circa 0·25 m tiefen Ackerkrume, welche, wahrscheinlich in Folge ihrer Abschwemmung von der zum Theile denudirten Hügelkuppe Bruchstücke römischer und prähistorischer Thongefässe enthielt, zeigte sich eine metertiefe, dichtere Humusschichte, in welcher sich bis zu 0·50 m Tiefe das Gemenge prähistorischer und römischer Reste fortsetzte, worauf in gleicher Mächtigkeit eine rein prähistorische Schichte folgte. Erst hier in der Tiefe fanden sich die zwei Scherben eines rothfigurigen, griechischen Gefässes, von welchen der eine Fig. 218 abgebildet ist. Darunter trat der todte Schotterboden zu Tage. Noch weniger ergiebig waren mehrere Stellen in der Nähe der Capelle, wohin die Arbeit dann verlegt wurde, um eventuell noch Gräber der Hallstatt-Periode aufzufinden. Hier war die Bedeckung des Felsbodens entweder sehr schwach oder sie bestand in der Tiefe aus Steinschutt, über dem die Erde nur unbedeutende Topfbruchstücke enthielt. Wenn nicht der Zufall eine günstige Wendung herbeiführt, darf man demnach die Culturschichte dieses Castelliers als nicht abbauwürdig bezeichnen. Die Funde waren:

1. Metall: 1 Victoriat ohne Münzmeisternamen (Münzmeisterzeichen ein Eber); 2 Bronzeblechfragmente, das eine sehr stark, nicht von einem Gefässe; 1 dreikantige eiserne Pfeilspitze mit Dülle; 1 eiserner Schlüssel mit Ring.

2. Glas: Spitziger Boden eines kleinen Gefässes.

3. Thon: Bruchstücke römischer Amphoren mit spitzem und kleinerer Gefässe mit flachem Boden; Reste schwarzgrauer, stark gebrannter, henkelloser Drehscheibentöpfe mit scharf profilirtem Rand und Umlauffurchen (römisches Bauerngeschirr); Randstück eines ähnlichen Gefässes mit getupftem Mundsaum; durchbohrte, blassgelbe Thonkugeln (Netzkugeln).

Dann aus älterer Zeit: Zwei Bruchstücke, wohl von einem und demselben griechischen Gefässe (das nicht abgebildete ist etwas stärker und zeigt nur den Rest eines breiten, rothen Horizontalstreifens, sonst den gleichen innen und aussen etwas verschiedenen schwarzen Firnissfarbanstrich). Auf dem einen Splitter (Fig. 218) sieht man den Ueberrest einer Mantelfigur, dahinter ein Stück von der Einrahmung des Bildes, rothes Band mit schwarzen Innenlinien, zwischen welchen Reihen gegenständiger Epheublätter erscheinen. Diese Einrahmung ist charakteristisch für die Uebergangszeit vom schwarzfigurigen zum rothfigurigen Vasenstil, wie sie etwa in den Amphoren des Nikosthenes unserer Anschauung zugänglich ist. Demnach würde das Gefäss aus dem Anfange des V. Jahrhunderts stammen. Bruchstücke riesiger, flacher (Back-?) Pfannen mit niederem Rande; sehr grosser (Vorraths-) Gefässe mit unförmlichen,

horizontalen Henkeln; feinerer, bauchiger Gefässe mit ausgebogenem Rand und Reliefleisten; derbe, horizontale Henkelstücke; Randstück einer Schüssel mit Tupfenleiste; durchbohrte Topfscherben; Bruchstücke plumper, schlecht gebrannter Thonringe und Thonkegel.

4. Thierknochen und Seemuscheln.

* * *

Aehnliche Funde, wie wir oben vom Castellier von Villanova nachgewiesen haben, bewahrt das Museum in Parenzo u. A. vom Castellier von Corridico im Gerichtsbezirke Mitterburg (Pisino). Wir nennen: 1 Bleiknopf (Schmucknadelkopf, wie aus Villanova und San Dionisio), junghallstättische und La Tène-Bronzen (darunter eine Thierfibel), sehr viel rohes oder bearbeitetes Hirschhorn, Nähnadeln, Pfriemen, Hämmer, Harken aus Bein und Geweih, viele Thonwirtel. Eine ansa lunata von echtem Terramaratypus ist aus schwarzgrauem, buccheroartigem Thon, eine tiefe Schale hat gröbere ansa lunata und Buckelchen auf dem Bauche. (Skizzen der beiden letzteren Stücke gab ich Mitth. d. prähist. Comm., I, 3, 1893, S. 97, Fig. 9 und 10 [1]). Dann bemerkten wir eine Reihe kleiner, ganzer eimer- und urnenförmiger Gefässe mit Graffito-Zickzacklinien; Bruchstücke reliefverzierter Thongefässe mit glatten Schlangen- und Zickzack-Tupfenleisten; ein enorm dickes Randstück eines riesigen Topfes mit Relief-Mäander; einen widderkopfförmigen Thongefässansatz u. A.

Durch die Freundlichkeit des Herrn Cappellari erhielt die prähistorische Sammlung des Hofmuseums anlässlich der oben geschilderten Ausgrabungen einige kleinere, von dem Genannten in der Umgebung von Verteneglio gesammelte Fundstücke, und zwar von

*a)* Smergo, Anhöhe (170 m hoch) zwischen Verteneglio und dem Castellier von Villanova, l. von der Strasse nach letzterem Orte; sieben römische Kupfermünzen:

1. republ. As, verwischte Darstellung, 32·30 gr.
2. republ. As, Darstellung nicht erkennbar, 34·25 gr.
3. Vielleicht ein Semis, von der Darstellung nicht das Geringste zu erkennen, 15·95 gr.
4. Ti. Claudius Caesar Aug. p. m. tr. p. imp. p. p. Kopf n. r. — R. S. C. u. Krieger n. vorn, den behelmten Kopf n. l. gewendet, in der L. die Lanze, die R. im Redegestus erhoben. Umschrift: Constantiae Augusti = Cohen, Claudius, n. 14 (11·2 gr.).
5. Numerianus. Kopf n. r. — R. Figur u. principi juventut. = Cohen VI$^2$ p. 376 n. 76.
6. Constantin M. Kopf n. l. — R. Figur und Soli invicto comiti. = Cohen VII$^2$ p. 291. n. 533.
7. Ganz unkenntlich gewordenes Stück.

Ferner eine frührömische Charnierfibel, ähnlich Gurina (Taf. VI, Fig. 12), aber mit schlitzförmig durchbrochenem Bügel, 5·5 cm lang; ein gegossenes Bronzebeschläge, 4·3 cm lang, und einen hohlen, henkelbecherförmigen, blauen Glastropfen, 2·5 cm lang.

*b)* Baredine bei Crassiza, circa 3·5 km. östlich von Verteneglio: eine römische Bronzemünze.

Imp. Caes. M. Aur. Sev. Alexander Aug. Büste des Kaisers mit Lorbeerkranz. — R. Romae aeternae. Roma sitzend n. l., mit der L. das Scepter, auf der R. eine Victoria haltend, neben (hinter) der Göttin ein Rundschild; im Abschnitte S. C. = Cohen, Alexander Severus, n. 523. Sesterz, beschnitten.

Dann ein bronzener Schnallenring, kreisförmig, mit viereckigem Dornrahmen, gekerbt, 6 cm lang, und ein gravirtes Zierbeschläge mit Nietlöchern, 5 cm lang.

*c)* Einer Fundstelle zwischen Verteneglio und Turini (letzterer Ort liegt nur 0·8 km westlich von dem ersteren): Bronzener Delphin, rohe Arbeit, 7 cm lang.

*d)* Gromazzi, einem Castellier im Gemeindegebiete von Verteneglio: Bronzene Glocke, eiförmig, mit Ring, 7·5 cm hoch.

*e)* Pedrola, 1·5 km südlich von Verteneglio; drei römische Bronzemünzen: 1. Titus mit provident. S. C. u. Altar, Cohen I$^2$ p. 444, vgl. n. 173—176. — 2. Antoninus Pius. — 3. Marc Aurel (?).

[1]) Die Schale Fig. 10 scheint eine plumpe Nachahmung estensischer Thonschalen mit ähnlichem Henkel wie Soranzo, Scavi Nazari, Taf. I, Fig. 4 (vgl. Not. d. Sc. 1882, Taf. IV, Fig. 16).

# Die Eingeborenen der Kapsulan-Ebene von Formosa.

Von **Dr. M. Haberlandt,**

k. u. k. Custos-Adjunct der ethnogr. Sammlung des k. k. naturhist. Hofmuseums und Privatdocent an der k. k. Universität in Wien.

*(Mit 37 Text-Illustrationen.)*

## 1.

Ueber Formosa und seine Einwohner besitzen wir eine verhältnissmässig reiche Literatur, deren Inhalt indessen in keinem rechten Verhältnisse zu ihrem Umfange steht. Ueberblickt man die langen Literaturnachweise, die Terrien de Lacouperie in seinen belangreichen „Formosa Notes on MSS., Races and Languages“ (The Journ. of the R. Asiatic Society of Gr. Britain and Ireland, N. S. XIX, Vol., p. 459) über die Linguistik und Ethnologie der Formosaner beigebracht hat, durchmustert man vollends die von Henri Cordier in C. Imbault-Huart's neuestem Standardwork über Formosa („L'île Formose, histoire et description“, Paris 1893) zusammengestellte Bibliographie, welche nicht weniger als 55 Quartseiten füllt, so sollte man glauben, dass diese Insel zu den bestbekannten Gebieten der Erde gehören müsste. Trotzdem verdient Formosa eigentlich noch heute seinen einstigen Ruf einer geheimnissvollen Insel. Sowohl die Geographie wie die Ethnologie derselben ist keineswegs mit ihrer Aufgabe fertig geworden und die Beobachtungen und Theorien der Reisenden und Forscher widersprechen sich in vielen wichtigen Punkten derart, dass eine endgiltige Klärung zahlreicher Fragen noch nicht möglich ist und der Zukunft vorbehalten bleibt. Namentlich über die Zusammensetzung und Herkunft der eingeborenen Bevölkerung sind die verschiedensten Ansichten laut geworden. Die Ansichten und Volksnamen, welche die Herren der Insel, die Chinesen, in ihrer geographischen Literatur hierüber beibringen, sind wissenschaftlich belanglos (Terrien de Lacouperie, l. c., p. 444). Die Mehrzahl der Linguisten und Ethnologen, welche sich mit der eingeborenen Bevölkerung beschäftigt haben, sind für die malayische Abstammung der Eingeborenen eingetreten, so Swinhoe, Taintor, Dodd, Warburg und viele Andere. Dagegen hat Arnold Schetelig für die Bergbevölkerung des Innern nicht-malayischen Charakter behauptet („On the Natives of Formosa“ in „Transactions of the Ethnolog. Society“, London, 1869, Vol. VII, pp. 292—297, und Zeitschr. f. Sprachw. u. Völkerpsychologie, Vol. V, p. 435 ff.) und Hamy hat in seiner Abhandlung: „Les Négritos à Formose et dans l'archipel Japonais“ (Société d'Anthropologie, Paris, Bullet., 2e série, VII, p. 843 ff.) diese Ansicht acceptirt und erweitert. Der bekannte Sinologe Terrien de Lacouperie wieder hat in seiner gedachten Abhandlung die Bevölkerung von Formosa mit der Aboriginerbevölkerung des südlichen China, den Miao-tse, den Gyarung, den Thu-man in Kweitschou, den Toungthus von Birma u. s. w. zusammengebracht und stützt diese Identificirung auf Glossar (§ 102), morphologische Analogien in den betreffenden Sprachen (§§ 105—107), auf Verwandtschaft der Sitten (§ 58) und auf anthropologisches Material (§ 59). Ohne in diese Streitfragen nach ihrem ganzen Umfange eingehen zu wollen, beabsichtige ich, im Folgenden nur einige Beiträge zur Ethnographie eines Theiles der Insel zu liefern, die sich auf concrete Dinge stützen, indem sie relativ recht vollständige ethnographische Sammlungen von Formosa zur Basis haben. Zwei dieser Collectionen befinden sich im Besitze der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien, für welches sie von Dr. Friedrich Hirth, gegenwärtig in Tschungking, früher in Tamsui auf Formosa, und von Herrn Stefan Tisljar an Ort und Stelle erworben worden sind. Eine ziemlich reiche Sammlung formosanischer Objecte hatte ich im Vorjahre im Berliner Museum für Völkerkunde Gelegenheit zu studiren, wenn auch die Provenienzangaben der verschiedenen Sammler (Aichberger, Schnepel, Kleinwächter, Joest) hier nicht überall von der wünschenswerthen Genauigkeit waren. Die Generalverwaltung der königl. Museen zu Berlin, und speciell der Vorstand der betreffenden Abtheilung, Herr Professor Dr. Alb. Grünwedel, gestatteten mir die Benützung und Publication dieser Sammlung in der liberalsten Weise, wofür ich hier

öffentlich meinen aufrichtigsten Dank abstatte. Ebenso bin ich Herrn Director Dr. L. Serrurier, dem Vorstande des Ethnograph. Rijksmuseums zu Leiden, zu lebhaftem Dank verpflichtet für die gewährte Unterstützung, indem derselbe die formosanischen Objecte der Leidener Sammlung freundlichst für mich photographiren liess. Das wichtigste und reichste Material bildeten freilich für meine Arbeit die Wiener Sammlungen mit zusammen 124 Nummern, deren Publication mir vom Vorstande der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung, Herrn Custos Franz Heger, bereitwilligst gestattet wurde. Durch dieses Material wird es mir, wie ich glaube, möglich sein, für die oben berührten Streitfragen eine Reihe neuer Indicien zu gewinnen, die auf einer sicheren Basis ruhen. Das linguistische Material, soweit es erhoben und gerettet worden, ist erschöpfend untersucht worden und hat wohl kaum mehr etwas Neues zu entdecken; die ethnologische Schilderung und Beobachtung ist ebenfalls vorläufig beendet und bietet in allen Berichten ähnliche Züge, die indessen zu allgemein und schwankend sind, um aus ihnen sichere Kriterien für die ethnographische Stellung der Inselbevölkerung zu gewinnen. Dagegen ist die ethnographische Ausstattung, der concrete Lebens- und Culturapparat der Formosaner, eine noch unausgeschöpfte Quelle und durch die Bestimmtheit aller hier einschlagenden Details geeignet, als Unterlage zur ethnischen Charakterisirung zu dienen. Zu diesem Zwecke versuchen wir, auf der Grundlage unserer Sammlungen eine ethnographische Schilderung der formosanischen Eingeborenen, und zwar derjenigen Stämme, welche die weite Ebene von Kapsulan im Nordosten der Insel bewohnen.

2.

„In grösster Reinheit," sagt Dr. Arnold Schetelig („Sprachen der Ureinwohner Formosas", Zeitschr. f. Sprachw. u. Völkerpsychologie, V, p. 440), „sind die Shekwans auf der Dünenreihe anzutreffen, die sich an der Ostküste von Sao-Bay nach Norden hin erstreckt und die fruchtbare Ebene von Kapsulan gegen die Gewalt des anströmenden Stillen Oceans schützt." Die Eingeborenen sind vor den eingewanderten chinesischen Colonisten, welche die fruchtbare Ebene für sich in Anspruch nahmen, auf die kahlen Dünenstrecken zurückgewichen, welche die chinesischen Siedler bisher verschmäht haben. Bezüglich der anthropologischen Beschaffenheit dieser Gruppe bin ich in der Lage, das dürftige kraniologische Material, das uns bisher über die Formosaner vorliegt [1]), durch Mittheilungen über zwei in der Wiener Sammlung befindliche Schädel zu bereichern. Herr Professor Dr. Emil Zuckerkandl, welcher die zwei Schädel besichtigt und untersucht hat, hatte die Güte, mir hierüber folgende Bemerkungen zukommen zu lassen:

1. Männlicher Schädel.

„Maasse: Länge 182, Breite 132. Höhe nicht messbar. Ohrhöhe 108, Gesichtslänge 120, Gesichtsbreite 134, Oberkieferlänge 73, Breite des Oberkiefergerüstes 99, Höhe der Orbita 33, Breite der Orbita 36, Nasenlänge 57, Nasenbreite 27, Capacität nicht messbar.

Indices:

| | |
|---|---|
| Längenbreitenindex . . . | 72·5 |
| Gesichtsindex . . . . . | 88·0 |
| Nasenindex . . . . . | 47·4 |
| Augenhöhlenindex . . . . | 91·7 |

Schädel kräftig gebaut, schwer, dolichocephal, chamaeprosop, hypsi- beziehungsweise mesokonch, mesorrhin und leicht prognath. Auf der rechten Seite des Schädels findet sich eine ausgebreitete ausgeheilte Lochfractur.

Supraorbitalgegend leicht gewulstet, Nasenfortsatz des Stirnbeines breit, seitlich lang und weit lateralwärts ausgreifend. Augenhöhleneingang viereckig und hoch, seine Form wesentlich beeinflusst von der Breite des frontalen Nasenfortsatzes. Nasenrücken flach; Nasenfortsätze der Oberkieferbeine schmal und frontal gestellt, die Nasenbeine wohl lang, aber flach, nur wenig über die Stirnfortsätze der Oberkieferbeine vorspringend, überdies leicht sattelförmig eingebogen. Aeussere Nasenöffnung breit.

„Zähne kräftig gebaut und nicht durch Feilung deformirt.

2. Schädel eines 7—8 Jahre alten Kindes, von dem ich, seines fragmentarischen Zustandes halber, keine Maasse gebe. Auch er war aber durch Langbau ausgezeichnet."

„Da ich der Meinung bin, dass der typische Malayenschädel durch Langbau ausgezeichnet war, so repräsentiren die zwei Kranien den Typus reiner als viele Malayenschädel, die in unseren Sammlungen aufbewahrt werden."

[1]) Schetelig, On the Natives of Formosa, hat vier Schädel von formosanischen Eingeborenen publicirt und abgebildet. „Transactions of the Ethnolog. Society", London, VII, p. 215 ff.

Auch auf Photographien von Eingeborenen, die in Tokoham (Nordformosa) 1891 aufgenommen wurden und die sich ebenfalls in der Wiener Sammlung befinden, springt der malayische Typus in Gesichtsbildung und Haarbeschaffenheit, soweit derselbe aus den Bildern beurtheilt werden kann, in die Augen. Auffallend ist das Fehlen der Zahnfeilung, welche durch den Schädelbefund sichergestellt ist und die auch in der Literatur nirgends erwähnt wird. Dagegen ist das Ausschlagen der Augenzähne, das an Kindern im Alter von 6—8 Jahren vor-

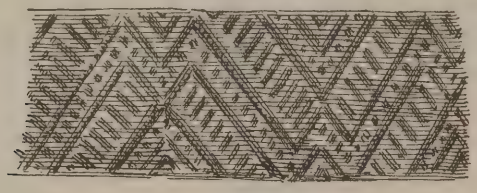


Fig. 223.

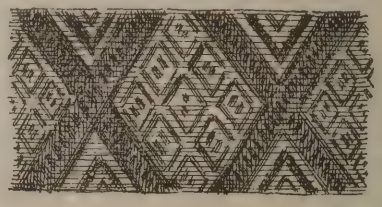


Fig. 224.

Fig. 225.

Fig. 226.

Fig. 227.

Fig. 228.

Fig. 223—228. Bordürenmuster von formosanischen Geweben ($^1/_1$).

genommen wird, die Regel, wie von verschiedenen Beobachtern [1]) übereinstimmend berichtet wird. Die Motive für diese Sitte, welche ursprünglich, wie die Zahnfeilung, sicherlich ihre Bedeutung für die Stammeszugehörigkeit gehabt hat, sind der Bevölkerung nicht mehr deutlich. Taintor gibt als Grund der Sitte den Glauben an, ihre Schnelligkeit und ihr Glück beim Jagen damit zu erhöhen. Joest erfuhr auf Befragen (l. c., p. 58), das Zahneinschlagen geschehe, „damit mehr Wind in sie hineinkomme", was mit ersterem Motive übereinstimmt.

Das chinesische topographische Werk: „Thai wan futschi" (Fragm., übersetzt von Dr. Friedrich Hirth, Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien, XXII, p. [91], auch Z. f. E., Berlin, Vol. XXV, p. [333]) gibt auch die Mittheilung, dass sich die Eingeborenen die Zähne mit frischen Kräutern schwarz färbten, was an japanische Sitten erinnern würde, wenn nicht vielleicht die natürliche Schwärzung der Zähne in Folge des Betelgenusses damit verwechselt ist.

Die von mehreren Berichterstattern, Taintor, J. Dodd (Journal of the Straits branch, 1885, p. 76), Joest (p. [58]), erwähnte und beschriebene Tätowirung ist auf einer unserer Photographien auf's Deutlichste erkennbar. Die von Taintor angegebene Differenz zwischen der Tätowirung der Mädchen und der verheirateten Weiber, bei welch' letzteren ein breiter Tätowirstreifen von Ohr zu Ohr quer über das Gesicht läuft, findet vollständige Bestätigung.

Das Barthaar der Männer wird ausgerupft. (Ogilby's Atlas Chinensis.)

Die Kleidung der Eingeborenen gehört der subtropischen Tracht an. Theilweise sind es genähte, theilweise umgeschlagene Kleidungsstücke, die zur Verwendung kommen. Es sind Erzeugnisse der eigenen Arbeit mittelst kleiner Webstühle, genau, wie sie von den Philippinen bekannt sind. Zwei unserer Photographien zeigen Weberinnen von Nordformosa bei der Arbeit. Mit den Füssen hält die auf einer Matte am Boden sitzende Frau den Endpflock des Webstuhles, um welchen die Kette läuft, während sie mit einer um ihren Rücken gehenden Schnur das andere Ende der Kette spannt [1]). Der Webeapparat, welchen E. Taintor ausführlich beschrieben

[1]) Taintor E., N. China br., 1874, p. 22; Joest, Z. f. E. 1882, p. (53).

[1]) Ganz ähnlich die Beschreibung bei Taintor.

hat (l. c., p. 16), ist mit dem Webstuhl der Tinguianen vollständig identisch. Die Gewebe werden mit eingewirkten Mustern in rother und blauer Wolle decorirt. In den Fig. 223—228 sind einige der gewöhnlichsten Bordurenmuster abgebildet, welche mit malayischen, z. B. batakschen Gewebeornamenten die grösste Aehnlichkeit haben. (Vgl. die Abbildungen 66—71 in Meissner-Müller's Beschreibung einer Batak-Sammlung. Veröffentl. aus dem k. Museum f. Völkerk. Berlin. III. $^1/_2$.) Erwähnenswerth erscheint die Vorliebe der Frauen für blaue Decoration, da in der Mehrzahl der zum speciellen Gebrauche der Weiber bestimmten Kleidungsstücke die blaue Musterung festgehalten ist.

Unter den Kleidungsstücken, von welchen in den Sammlungen Jacken mit und ohne Aermel (chōlus, vgl. malay. „ulas", Hülle), Röcke, Schürzen, Umlegtücher, Bauchbinden begegnen, sind ethnologisch die selbstständigen Doppelärmel mit Stegverbindung und die Einzelbeinkleider der Frauen bemerkenswerth. Jedes Bein, und zwar der Unterschenkel, wird für sich mit Baumwollzeug umwickelt, wahrscheinlich zum Schutze gegen das Gestrüpp, das die Waden der Männer arg zerkratzt (Joest, l. c., 58, 59), und bei der Feldarbeit (Transactions of the Ethnol. Soc. N. S. VI, p. 140 nach Dr. Collingwood). Uebrigens besitzen auch die Weberinnen auf unseren Photographien diese Beinbekleidung.

Bemerkenswerth ist, dass die Tracht der Häuptlinge und ihrer Familien wenigstens durch die Decoration der Kleidung von der gewöhnlichen abweicht[1]). Wir haben in unserer Sammlung einige Häuptlingsröcke und -Jacken, die an den Säumen nebst der Bordure Besatz mit eigenthümlichen Muschelperlen von gelblich-weisser Farbe besitzen, die auch im Schmuck eine gewisse Rolle spielen. Diese „pulatsu" genannte Perlensorte, über welche unten noch ausführlicher zu handeln sein wird, ist als Kleiderschmuck ein Prärogativ der Häuptlingsfamilien, wenn auch vielleicht gegenwärtig dasselbe bereits vielfach verwischt erscheint.

Die Kopfbedeckung bietet manches Bemerkenswerthe. Die Männer tragen eigenthümliche, aus Rottan geflochtene Kappen mit einem Schirm nach Art der Jockey-Mützen, der indessen gegen den Nacken gerichtet ist und denselben schützt. Ob hier vielleicht eine Nachahmung alter holländischer Matrosenmützen vorliegt, oder ob es sich um einen primitiven Helm nach Art der japanischen handelt, vermag ich nicht zu entscheiden. Die schirmlosen Rottang- und Rehfellkappen erinnern ganz an die ähnlichen Mützen der Dajaken auf Borneo. Die Weiber umwickeln ihren Kopf mit einem Baumwollzeug, bei dessen Schlingung zwei lose Zipfel hörnerartig nach oben zu stehen kommen (Atlas Chinensis von Ogilby; auch auf den Photographien ersichtlich). Diese Art Kopfbedeckung ist derjenigen bei den Bataks üblichen (Brenner, Unter den Kannibalen Sumatras, p. 273) recht ähnlich, allerdings überhaupt aber eine sehr natürliche Schlingung.

Zwei erwähnenswerthe Ausrüstungsstücke unserer Sammlung sind endlich ein Lederkoller oder

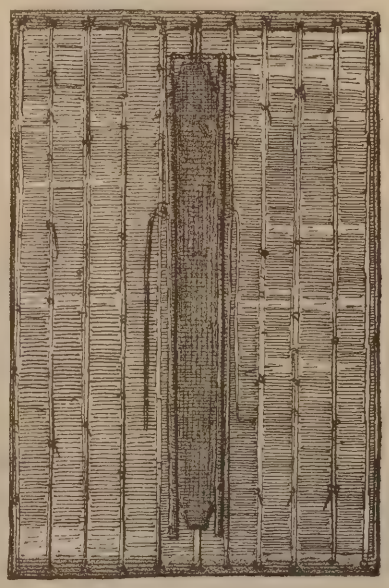


Fig. 229. Rückenschirm ($^1/_{15}$).

Brustschurz, der zum Schutze gegen feindliche Angriffe um den Hals gelegt und daselbst festgemacht wird, und ein Sonnendach, das zum Schutze gegen Sonne oder Regen bei der Feldarbeit über Kopf und Rücken gebunden wird. Die nächsten Analogien zu ersterem bieten einerseits die chinesischen Brustpanzer, welche die Chinesen von den Mandschus erhalten haben, andererseits auf malayischer Seite die Kriegsjacken und -Brustpanzer der Dayak. Der Rückenschirm gegen Sonne und Regen (abgebildet in Fig. 229), besteht aus einem grossen, viereckigen Holzgerüst mit Rohrfüllung, das mittelst Schnüren um die Schultern festgebunden wird. Es erinnert an die primitiven Regen- und Sonnendächer verschiedener Stämme auf den Philippinen, wie der Calingas (in Nordluzon), welche eine Matte über den Rücken binden, „Ausland" 1893, p. 329, oder

[1]) Siehe auch Taintor, l. c., 21.

der Banane (Bontoc), von welchen kapuzenförmige Regendächer aus Palmblattstreifen über den Kopf gestülpt werden.

Die Schmuckformen der Eingeborenen von Nordformosa sind mannigfaltig entwickelt und in unserer Sammlung besonders zahlreich vertreten. Was zunächst den Ohrschmuck betrifft, so sind neben den in der Literatur [1]) häufig erwähnten Bambusstäbchen mit Quaste von Wollfäden (Fig 230) oder

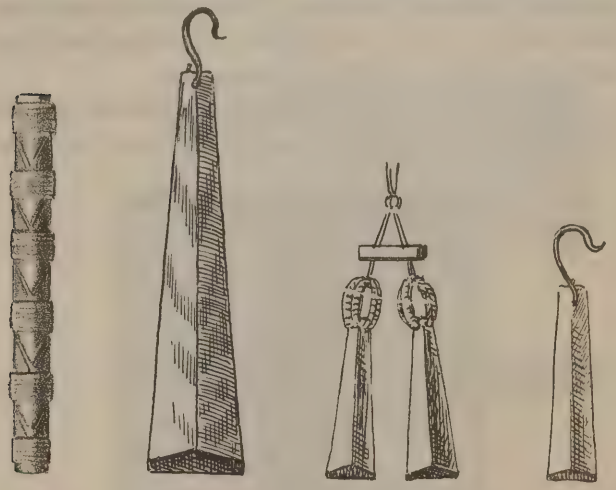


Fig. 230. Fig. 231. Fig. 232. Fig. 233.

Fig. 230—233. Ohrgehänge von Nord-Formosa ($^1/_2$).

Kettchen von Glasperlen, sowie den runden Ohrbommeln aus Muschelschale oder Metall, die in dem erweiterten Ohrläppchen getragen werden, die obenstehend abgebildeten Ohrgehänge (Fig. 231—233) aus zugeschliffenem Marmor, an Messinghäkchen, für viereckigen verzierten Beinstückchen (Fig. 234), mit welchen auch mitunter die Häuptlingsröcke verziert werden.

Eine andere, durch ihre feine Arbeit ausgezeichnete Form ist die unter Fig. 235 abgebildete, welche aus weissen Marmorplättchen, die durch mehrreihige Glasperlenschnüren (von chinesischen Glasperlen) untereinander verbunden sind, besteht.

Sehr häufig ist auch Halsschmuck aus wilden Eberzähnen und sonstigen Zähnen, mit welchen sich besonders alte Männer und junge Krieger zu schmücken lieben (J. Dodd, l. c.). Sie werden oft als Erbstücke, hauptsächlich aber als Zeichen individueller Tapferkeit getragen. An diesem Halsschmucke werden häufig auch als Zeichen der Tödtung eines Chinesen ein oder mehrere Haarbüschel von dessen Zopf angehängt. Das Gleiche ist Sitte beim Armschmuck aus Eberzähnen (Fig. 236), der aus vier mit einander

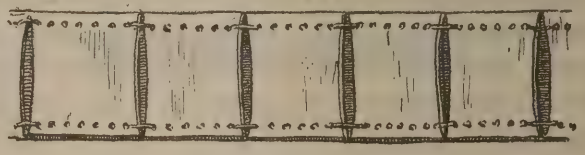


Fig. 234. Halsband ($^1/_1$).

zirkelrund verbundenen Eberzähnen besteht, an welchen fünf Haarbüschel (eines Chinesen) angeknüpft sind. Diese von vielen Gewährsmännern berichtete Sitte findet ihre genaue Parallele auf den Philippinen, von wo Dr. A. Schadenberg über die Guinanen, Z. f. E. 1887, p. (148), mittheilt: „Bei

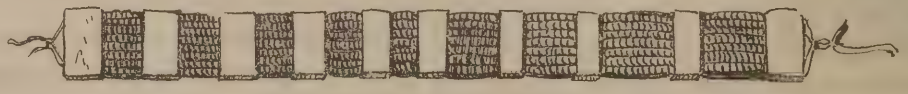


Fig. 235. Halsband ($^1/_3$).

Nordformosa charakteristisch. Diese Formen sind es wohl, von welchen das Thai wan futschi berichtet, dass ein Stück Elfenbein (hsiang-tzu) an einem hölzernen Ringe (mu-huan) im durchlochten Ohre getragen werde (Hirth, l. c , p. [91]). Um den Hals werden gegenwärtig von Männern und Weibern Schnüre mit chinesischen und europäischen Glasperlen, Samenperlenketten, Flanellstreifen mit Porzellanknöpfen benäht getragen ; als ältere originale Formen bietet unsere Sammlung Halsbänder aus

[1]) Joest, l. c., p. 59 f.; Taintor, l. c., p. 22; R. Swinhoe, R. Geogr. Soc., London, Proceedings X, 1866, p. 122 f.

Festlichkeiten tragen sie an den Oberarmen Ringe, bestehend aus zwei Schweinshauern, die durch einen nach aussen stehenden Aufsatz mit Haarbüscheln, meist Menschenhaar, verziert sind.“ (Auch die Tinguianen haben solche Armringe.)

Neben derartigen Armringen, Armschmuck aus Metall und Muschelschale, Glasperlen u. s. w. erwähne ich noch zwei bemerkenswerthe Stücke unserer Sammlung, die umstehend in Fig. 237 und 238 abgebildet sind.

Sie sind aus feingespaltenem Rottan geflochten, und zwar Fig. 237 derartig, dass bei ovalem Quer-

schnitt des Flechtwerkes nach aussen zu eine Rinne schlitzartig verläuft. Wir haben es hier zweifellos mit einem Rasselring zu thun, in dessen Höhlung rasselnde Samen oder Steinchen zum Rollen gethan

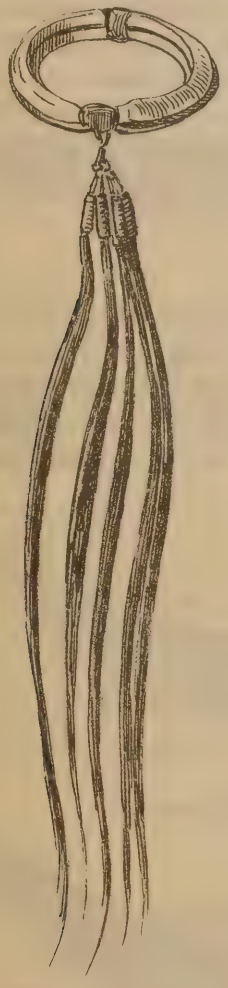


Fig. 236. Armschmuck (1/3).

wurden, um wahrscheinlich beim Tanzen den Tactschall zu erzeugen. Fig. 238 zeigt dieselbe Form in degenerirter Entwicklung. Der Schlitz hat sich er-

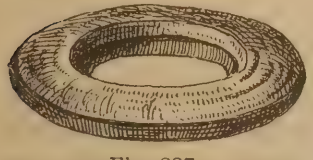


Fig. 237.

Fig. 238.

Armringe aus Rottan (1/4).

weitert und ist daher hier der ursprüngliche Zweck der Form vollständig vergessen und verfehlt.

Ganz besondere Aufmerksamkeit erfordern und verdienen zwei seltene Schmuckstücke der Wiener Sammlung: ein Bräutigamskopfputz und der Hüftenschmuck der Braut, welche untenstehend in Fig. 239 und 240 abgebildet sind.

Der erstere ist durch ein Flechtwerk aus gespaltenem Rohr gebildet und mit zahlreichen Schnüren von aufgefassten gelblich-weissen Muschelperlen überzogen. Der zweitheilige Hüftenschmuck der Braut besteht in Gehängen von Muschelperlenschnüren, welche am unteren Ende jede ein Messing-

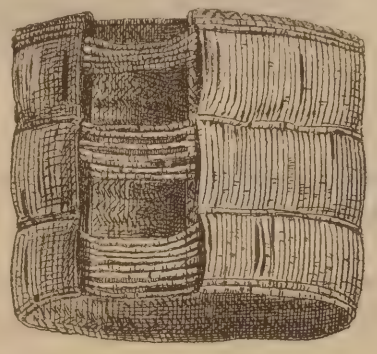


Fig. 239. Kopfputz des Bräutigams (1/4).

schellchen tragen. Ein sehr ähnlicher Frauenschmuck ist von Schadenberg auch von den Bagobos („Saya", Z. f. E. 1885, p. 11) bekannt gemacht worden. Das Interessanteste an diesen zwei Schmuckformen ist das Material, die Muschelperle, Namens „pulatsu". Taylor theilt hierüber in seinem „Charakteristic traits of the Island Formosa and its aboriginal in-

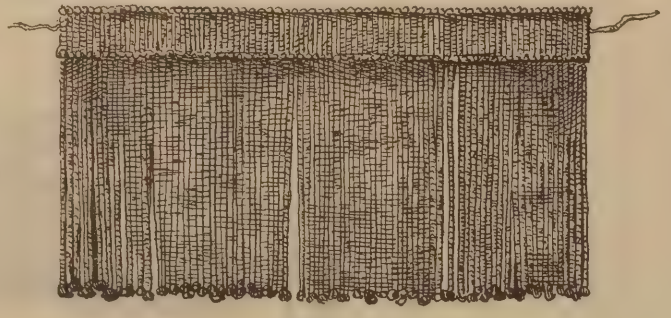


Fig. 240. Hüftenschmuck der Braut (1/4).

habitants", London, Roy. Geogr. Soc. Proceedings XI, 1889, p. 233, das Folgende mit:

„Death also follows careless handling of the sacred bead pulatsoo. Pulatsoo is a bead, formed out of very fine clay, and is much used by priestesses in their divinations. Strings of these beads are worn by the chiefs and head priestesses, but to others the wearing of them is forbidden. A tiara of pulatsoos forms the crown of the supreme chief of the Southern Paiwans. The chief wears this crown only once in his lifetime on the day of his accession." Aus diesen

Angaben erhellt der geheiligte und prärogative Charakter jener Muschelperlen, von welchen blos irrthümlich angegeben wird, dass sie aus sehr feinen Thon gefertigt seien. Die Häuptlingskrone aus diesen Perlen, von welchen oben die Rede ist, ist wohl ähnlich wie unsere Bräutigamsmütze zu denken, wenn sie nicht mit derselben gänzlich identisch ist. Auch

Fig. 241. Messer (1/4).

John Dodd hat jedenfalls solche Perlen im Auge, wenn er p. 73, l. c., darüber folgende Mittheilung macht:

„It seems to be quite a common article of barter amongst them. They use strings of small beads made of cuttle-fish bone (?) not only as ornaments for their heads and necks, but as a circulating medium. Necklaces, earrings and trinkets of various kinds are made of it. The aborigines of the northern and central mountains are immensely fond of all sorts of trinkets."

Daraus geht hervor, dass diese Muschelperlenschnüren als eine Art Geld angesehen und verwendet werden, was mit der Bedeutung unserer Schmuckgegenstände bei der Eheschliessung gut übereinstimmen würde. Es ist schon vorhin bemerkt worden, dass mit diesen Perlenschnüren auch die Häuptlingskleider ausschliesslich verziert werden.

Weniger Originelles bietet die Bewaffnung der Formosaner dar, die bei dem kriegerischen Charakter der Eingeborenen übrigens in der Regel eine sehr vollständige zu sein pflegt.

Der unzertrennliche Begleiter des Formosaners ist das Messer lalāo, mit Eisenklinge, dessen Griff aus Holz geschnitzt und häufig wie die Pfeifenköpfe figural verziert ist. Die obenstehende Fig. 241 bildet ein solches Messer aus dem Besitze des königl.

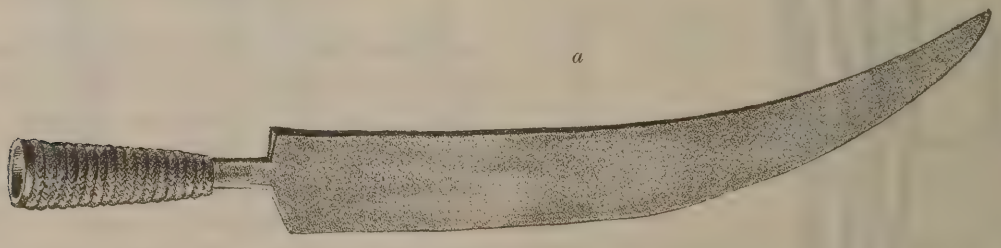



Fig. 242. Messer (1/4).

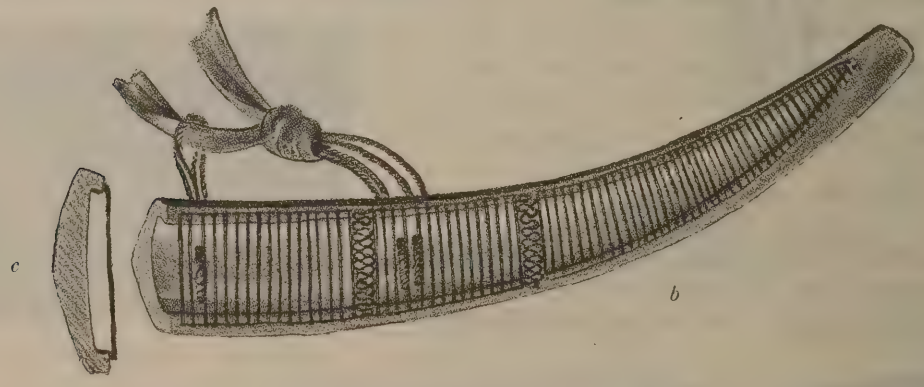



Fig. 243. Scheide (1/4).

Museums für Völkerkunde in Berlin (Sammlung Kleinwächter, Nr. 5346, 1/4 der natürl. Grösse) ab.

Die Klinge wird meist durch eine Scheide geschützt, die auf einer Seite offen und durch Drahtgeflecht verziert ist. Sehr häufig wird am Ende der Scheide ein Haarbüschel, ähnlich dem an Hals- oder Armringen, befestigt. Die Klinge ist meist chinesisches Fabrikat und wird wie die Speer- oder Pfeilspitzen im Tauschhandel von den Chinesen erworben. Das Messer dient als Buschmesser für das Dickicht, für

die Jagd zum Tödten und Zerlegen der Beute, zum Holzspalten, zum Kopfabschneiden, dieser eminent malayischen Unsitte. Unter Fig. 242 findet sich umstehend die Abbildung der typischen Messerform (*a*) von Nordformosa, mit einseitiger Scheide Fig. 243 (*b*), deren Querschnitt dieselbe Figur *c* darstellt.

Die Klinge ist wie beim obigen Stück chinesisches Fabrikat und dient, auf eine Stange aufgesteckt, auch als Speerklinge. Die einseitige Scheide ist charakteristisch; sie findet sich nach Kreitner (Im fernen Osten) im südlichen China, in Katschin, verbreitet. Sie ist für die Messer und Schwerter von Sikkim und Bhotan bezeichnend, sie findet sich auch auf Borneo bei den Dusun-Dayak von Britisch Nord-Borneo. Die Messer werden nach malayischer Sitte hinten im Gürtel eingesteckt getragen (Roy. Geogr. Soc. Proceedings X, 1866, p. 126).

Demnächst sind die Speere als Hauptwaffen zu nennen. Die eisernen Speerklingen werden einfach mittelst gespaltenem Rottan oder Bambus an den Holz- oder Bambusschaft festgebunden. Auch für Speerklingen existiren einseitige Scheiden ähnlich denjenigen für Messer; ein Stück im Berliner Museum für Völkerkunde, Nr. 4512, Coll. Dr. W. Joest. Die abgeschlagenen Köpfe der Feinde werden auf den Speer gesteckt und so heimgebracht. Nach dem Thai wan futschi, übersetzt von Dr. Fr. Hirth, sind sie über 5 Fuss lang, und treffen die Eingeborenen auf 100 Schritte damit sicher ihr Ziel.

Mit den Speeren zugleich führen die Formosaner Bogen und Pfeil, in deren Verwendung sie von ihrer frühesten Jugend an geübt werden. Die Bogen sind zumeist aus Bambus gefertigt, manchmal beflochten, besitzen in der Mitte eine Verdickung mit Mittelrinne zum Einlegen eines Reserve-Pfeiles [1]) und eine Pflanzenfaserschnur, deren Befestigung an den beiden Enden aus den obenstehenden Fig. 246 u. 247 ersichtlich. Die Pfeile tragen Eisenspitzen von verschiedener Form (siehe Fig. 248—250) von chinesischem Fabrikate. Die Schäfte derselben bestehen aus knoten-

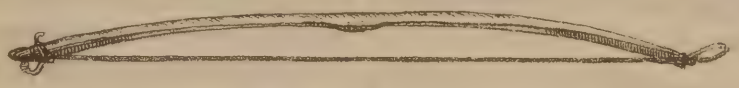


Fig. 244. Bogen ($^1/_{14}$).

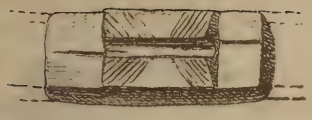


Fig. 245.
Mittelstück des Bogens mit Pfeilrinne ($^2/_3$).

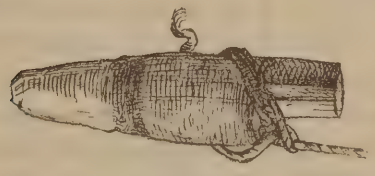


Fig. 246.

Fig. 247.
Endstücke des Bogens ($^1/_2$).

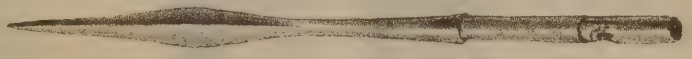


Fig. 248.

Fig. 249.

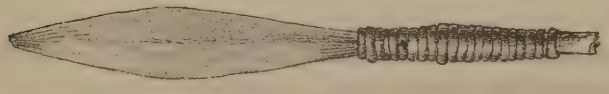


Fig. 250.
Fig. 248—250 Pfeilspitzen ($^1/_2$).

[1]) Ich ersehe dies aus einer Photographie, welche einen Eingeborenen in Schiessbereitschaft zeigt. Nach einer Notiz in Roy. Geogr. Soc. Proceedings X, p. 126, dient diese Rinne zur Aufnahme der abgespannten Sehne: „Bows are made of though wood and have a notched rest in the middle for the string, when loose, to rest in.“

losem Rohre und sind hinten befiedert oder glatt; das Endstück des Rohrschaftes ist zuweilen durch eingeschnittene Zeichnungen verziert und besitzt manchmal eine Kerbe zum Ansetzen an die Sehne. Man ersieht diese Details aus den untenstehenden Fig. 251—253. Der oben abgebildete Bogen und

Fig. 251.

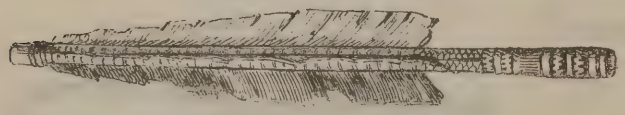


Fig. 252.

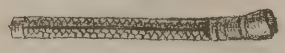


Fig. 253.

Fig. 251—253. Pfeilenden, theilweise befiedert ($^1/_2$).

die nebenstehenden Pfeile kamen aus der Gegend von Chipchipkoi (Inneres Changua), Mittelformosa.

Die Eingeborenen spannen den Bogen mit den zwei ersten Fingern und dem Daumen und schiessen über den gekrümmten Zeigefinger der Linken, welche den Bogen hält. Zum Einstecken der Pfeile dient nach John Dodd, p. 74, l. c., ein Thierhautstreifen, den sich die Männer um den Leib binden, oder ein Pfeilgehänge. In unserer Sammlung befindet sich nur ein ganz moderner, aus einer europäischen Blechbüchse hergestellter Pfeilköcher.

Bogen und Pfeil dient zum Kampfe, zur Jagd und auch zum Schiessen von Fischen. (J. Thomson, Journal of the Roy. Geogr. Soc., London, Vol. XLIII, 1873, pag. 104.) In diesem Falle werden wahrscheinlich die dreispitzigen Pfeile (mit Bambusspitzen) verwendet, von welchen das Berliner Museum für Völkerkunde mehrere Exemplare (Nr. 4497—4500, Coll. Joest) besitzt. In neuerer Zeit werden auch chinesische Luntenflinten gebraucht.

In Bezug auf Lebensweise, Nährgewerbe und damit Zusammenhängendes bietet unsere Sammlung ein recht kärgliches Material. Zur Bestellung der Felder dienen Hacken mit oval geformtem Eisenblatt, die ausdrücklich als Schmiedearbeit der Wilden bezeichnet werden. Die Fischerei wird, ausser mit Bogen und Pfeil, Netz und Angel, mittelst Reusen betrieben, die aus gespaltenem Rohre erzeugt, mit 1—2 trichterförmigen Eingängen nebst Schiebthüre aus Holz versehen sind und den malayischen Reusen völlig gleichen. Dabei dienen den Fischern kleine, den malayischen Booten ähnliche Kähne aus einem mit Feuer ausgehöhlten Baumstamme (Proceedings of the Roy. Geogr. Soc., XXII, 1878), sowie auch Flösse, von welchen das Berliner Museum für Völkerkunde ein Modell besitzt (Nr. 5292, Coll. Joest). Zum Kochen der Speisen dienen nach Joest (p. 60) thönerne, selbstgefertigte Gefässe, von welchen keine Sammlung meines Wissens bisher Exemplare besitzt; gegessen wird aus Strohschüsseln und Strohtellern und rohen Holznäpfen (Coll. Kleinwächter, 5361—5364, 5366—5369, Berlin). Auch verzeichnet Kleinwächter's Sammlung sub Nr. 5370 hölzerne Löffel.

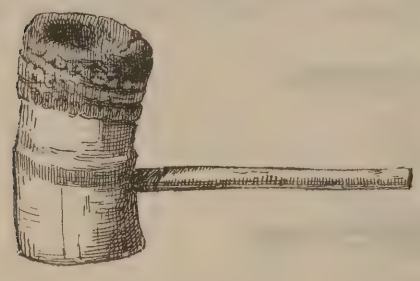


Fig. 254.
Bambuspfeife ($^1/_3$).

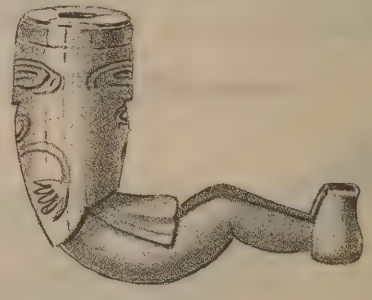


Fig. 255. Holzpfeife ($^1/_2$).
Vorderansicht. Seitenansicht.

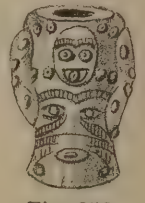


Fig. 256.
Holzpfeife ($^1/_2$).

Beide Geschlechter der Eingeborenen sind leidenschaftliche Tabakraucher. Der Tabak wird aus Bambus- und Holzpfeifen geraucht, deren Formen beide für Formosa charakteristisch sind. Fig. 254 bildet eine Bambuspfeife, Fig. 255—256 Holzpfeifen ab. Die Bambuspfeife besteht aus einem Bambusstück, das nahe der Wurzel abgeschnitten wurde, an welchem die abgeschnittenen Wurzelansätze natürliche Knopfreihen bilden. Fig. 255 (Coll. Kleinwächter, Nr. 5353, Berlin) bildet eine Holzpfeife ab, die eine männliche Figur darstellt. Die Ideen- und Stilverwandtschaft dieses Schnitzwerkes

mit den Schnitzfiguren auf den Pfeifen, Löffeln, Speiseschüsseln etc. der Igorroten auf Luzon ist wohl unabweislich. Desgleichen ist Fig. 256 (Coll. Kleinwächter, Nr. 5354, Berlin), mit Köpfen und Augennägeln verziert (vgl. J. Thomson, Journal of the Roy. Geogr. Soc., London, XLIII, p. 103, über die Verzierung der Pfeifen in Südformosa), nicht unähnlich dem Stil der Verzierung von Metallpfeifenköpfen der Tinguianen. Auch die Gewohnheit der Frauen, die Pfeifen, falls nicht daraus geraucht wird, in's Haar des Hinterkopfes zu stecken (J. Dodd, l. c., 75), ist eine malayische.

Ein für Formosa charakteristisches Object ist die unter Fig. 257—259 abgebildete Maultrommel

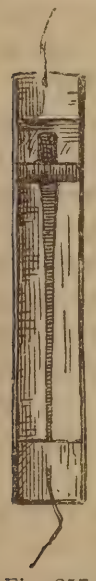


Fig. 257. Maultrommel mit Messingzunge (1/2).

Fig. 258. Maultrommel mit Bambuszunge (1/2).

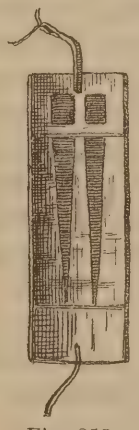


Fig. 259. Maultrommel mit zwei Kupferzungen (1/2).

aus Bambus mit Metallzungen. Dieselbe ist das einzige Musikinstrument der Formosaner. Sie wird beim Musiciren mit der gewölbten Fläche an den Mund zwischen die obere und untere Zahnreihe gelegt, die Schnur auf der rechten Seite festgehalten, während auf der entgegengesetzten Seite der Faden bewegt und gleichzeitig stark gehaucht wird, wodurch brummige Töne entstehen. Nach dem Thai wan futschi (Hirth, l. c., p. 91) bringt der Bewerber um ein Mädchen demselben auf der Maultrommel (k'on-ch'in) ein Ständchen. „Ist es ihr angenehm, so kommt die Jungfrau heraus, um sich mit ihm zu vereinigen." Nach Joest (Die Ainos auf der Insel Yesso, Z. f. E., XIV, 1882, p. [191]) besitzen die Ainos in ihrer Maultrommel, mokorri, ganz dasselbe Musikinstrument. Die malayischen Parallelen von den Dayak, Batak, Sundanesen, Javanen sind allbekannt.

3.

So kärglich und lückenhaft das Material ist, auf welches fussend im Obigen einige Mittheilungen über die ethnographische Ausstattung der nördlichen Formosaner versucht worden sind, so ist doch das Gesammtbild ein sehr bestimmtes und durchaus malayisches Gepräge verrathendes. Im Besondern sind es die Analogien zwischen den Eingeborenen von Formosa und den malayischen Stämmen der Philippinen, die dabei gehäuft hervortreten. Webstuhl, Kleidungsstücke, Regen- und Sonnendach, Schmuckgegenstände, wie Hals- und Armringe aus Eberzähnen, Brautschmuck, Pfeifen- und Griffschnitzereien u. A. m. weisen neben allgemein malayischen Anklängen zunächst auf Objecte philippinischer Stämme hin. In ähnlicher Weise ist in linguistischer, sowohl glossarischer wie morphologischer Beziehung das philippinische Sprachmaterial als das beziehungsreichste gegenüber dem Formosanischen erkannt worden. (Siehe Friedr. Müller, Sprachwissenschaft, II, pp. 87—160; Abbé Favre: Nôtes sur la langue des Aborig. de l'île de Formose; J. Morgan, Ethnology of the Indo-Pacific Islands: Language, Part. I, ch. III, § VIII, p. 150.) Dies Verhältniss näherer und gehäufterer Beziehungen zu der malayischen Bevölkerung der Philippinen würde in der geographischen Lage ausreichende Erklärung finden. Von den umliegenden kleineren Inseln haben die Bashee-Islands eine den Tagalen von Luzon ähnliche Bevölkerung; auch im Südosten von Formosa hat Botel Tobago eine wilde Malayenbevölkerung, deren Culturzustand am meisten dem der centralen Malayenstämme auf den Philippinen entspricht. Mit den soeben betonten Analogien zwischen den sogenannten Chekwans und Chinwans von Formosa und den philippinischen Malayenstämmen soll nun aber keineswegs die Herkunft der Formosaner von der Gruppe der Philippinen behauptet werden; es ist indessen anzunehmen, dass in den Eingeborenen von Formosa eine der nördlichsten Bevölkerungswellen erkannt werden müsse, die, von dem Centrum der malayischen Rasse ausgehend, ehedem auch über die Philippinen hinweggegangen ist. Zur wissenschaftlichen Befestigung aller hier einschlägigen Fragen fehlt uns freilich noch das Meiste, neben dem linguistischen namentlich auch das anthropologische Material.

# Bemerkungen zu einigen Charakteristiken der altslawischen Gräber.

Von **Dr. Lubor Niederle** in Prag.

*(Mit 20 Text-Illustrationen.)*

## I. Die Schläfenringe.

Seit dem Jahre 1877, als Sophus Müller seine Abhandlung über slawische Schläfenringe veröffentlichte, ist, soweit mir bekannt, keine grössere Abhandlung über denselben Gegenstand erschienen, obwohl Müller's Arbeit die slawischen Fachgenossen förmlich zu einer Controle und Ergänzung seiner Arbeit aufforderte.

Erst im Jahre 1891 widmete ich in meiner Schrift „Beiträge zur Anthropologie der böhmischen Länder I." (Prag 1891) einen grösseren Aufsatz der Bedeutung und Verbreitung der S-förmigen Schläfenringe, hauptsächlich jener Formen, die in Böhmen und Mähren gefunden wurden[1]); später ergänzte am Congress der deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Danzig Dr. Lissauer die Arbeit Müller's durch die neuen Funde aus Ostdeutschland und den österreichisch-ungarischen Ländern. Seine Abhandlung erschien auch in ungarischer Sprache[2]). Dieser ausgezeichnete Aufsatz Lissauer's bewog mich auf meiner vorjährigen Reise, welche ich behufs Studiums der bedeutenden Museen Russlands unternahm, zu berücksichtigen, wie weit die verschiedenen Arten der Schläfenringe, zumal die S-förmigen, im Osten Europas verbreitet sind. In dieser Abhandlung will ich nun die Resultate meiner Studien vorlegen.

Zunächst aber erlaube ich mir, meine ältere Arbeit sowie jene Lissauer's auf Grund unserer neueren in Böhmen gewonnenen Erfahrungen zu ergänzen.

In den böhmischen Gräbern vom Ausgange der prähistorischen Zeit, datirt durch die Münzen vom X. bis XII. Jahrhundert, kommen an den Schläfen der Schädel drei Arten von Ringen vor.

Der Ring selbst bleibt stets offen, aber seine Enden ändern sich in dreifacher Weise:

1. entweder berühren sich die freien Enden oder überragen sich ein wenig (Typus *a*, Fig. 260 u. 261), oder

2. es ist ein Ende flach und zu einer einfachen Schlinge umgeschlagen (Typus *b*, Fig. 262), oder

3. es biegt sich ein Ende zweimal um in der Form eines einfachen S (Typus *c*, Fig. 263).

Die erste Art findet man häufig, die zweite seltener, die dritte am häufigsten. Dies sind die typischen, S-förmigen Ringe, bei denen zuweilen das Ende noch doppel-S-förmig (Typus *d*, Fig. 264) ausgebildet erscheint[1]). Die typische Form für die böhmischen Gräber bleibt aber die einfache S-Form. Manchmal, besonders an den grösseren Ringen, kommt die S-förmige Schlinge an beiden Enden vor (Fig. 266); so z. B. bei den von Dauba, Votic, Flöhau, Slatina, Vyšehrad, Vysoký Ujezd, Hrušic, Řepořyje, Kladno.

Selten erscheint der Ring verziert mit einer Perle aus Bernstein oder Glas; ich führe nur einen Ring an, der sich in der Sammlung weiland Ritter v. Neuberk, jetzt im Prager Rudolfinum befindet[2]). Dafür sind die tordirten Schläfenringe häufiger vertreten. Diese bestehen aus zwei zusammengebogenen Drähten, welche so tordirt sind, dass am freien Ende eine gepresste Schlinge entsteht (Fig. 267). Aehnliche Stücke wurden bei uns auf den Burgstätten Řivnáč und Levý Hradec bei Prag, in Gräbern

[1]) Příspěvky k anthropologii zemí českých, I. (Beiträge zur Anthropol. der böhm. Länder. I. Die Skelettgräber am Ende der vorhistor. Zeit in Böhmen.) Prag 1891. S. 26—29, 33—41.

[2]) Dr. Lissauer, Ueber den Formenkreis der slawischen Schläfenringe (Correspondenzblatt der deutschen Anthropol. Ges. 1891. S. 138). A szláv halánték gyűrűk idomairól (Archaeologiai Ertésitő 1891, S. 333). Cf. auch seine frühere Abhandlung „Ueber die hakenförmigen Ringe oder Hakenringe der Slawen" (Zeitschrift für Ethnologie, 1878, S. 107).

[1]) In einigen Gräberstätten sind zwei und auch alle drei Formen vertreten, z. B. bei Flöhau unweit von Podersam, in Libic, Rataje, Letky, Radonic. Die vierte Form (Fig. 264) kommt nur vereinzelt vor, so z. B. in Želenic (zweimal). Einmal wurde die Schlinge noch complicirter vorgefunden, und zwar bei Neštěmic. Dieser Ring (Fig. 265) befindet sich jetzt im Prager Landesmuseum (Katalog-Nummer 1260).

[2]) Aehnliche Ringe kenne ich aus Bayern aus den Gräbern an der Burg Lengenfeld (Museum der Akademie in München), dann aus einigen Gouvernements in Russland. Wahrscheinlich stammt auch ein ähnlicher Hakenring, der sich im Berliner Museum befindet und die Etiquette „aus Oesterreich" führt, aus Böhmen. Seine Perle ist aus feinem Silberdraht geflochten.

von Mukařov, am Velis und dann in Prag selbst in der Karpfengasse „na Kocandě“ (Nr. 71/I) gefunden. Ein kleiner, massiver, aus vier Drähten tordirter Ring kam in den Gräbern von Želenic vor.

Die Schläfenringe dienten zweifellos zum Kopfputz. Die Art des Tragens war aber, den verlässlichen Funden nach, verschieden. Somit ist meiner Ansicht nach die Annahme unrichtig, dass sie blos, wie wir häufig lesen, frei an jeder Kopfseite an einem leinenen oder ledernen Bande herabhingen. Das war vielleicht nur die häufigste Art des Tragens. Für diese Art sprechen unwiderruflich die Reste der Lederbänder, die z. B. am St. Laurenziberge bei Caldus in Westpreussen, bei Szubin und Slaboszewo in Posen, bei Książenice unweit von Warschau und mehrmals auch im eigentlichen Russland (beim Dorfe Olešpol in Wilenskaja sloboda, Gouv. Kiew, bei Žitomir u. s. w.), in Böhmen bei Hoch-Oujezd, Ječovic (?), Königgrätz, Dauba (mehrere) vorgefunden wurden. Auch ist es manchmal an der auf dem Ringe befindlichen Patina ersichtlich, dass der Ring an einem Bande angebracht war (Fig. 268). Solche Beispiele kenne ich an Schläfenringen von Lobositz, Zbuzany, Libochovan u. s. w. Andere Funde zeigen jedoch eine abweichende Tragweise. So wurden in Přemyšlení, Žloukovic, Bořitov Schläfenringe vorgefunden, von denen mehrere — einer in dem anderen — eingehängt waren, und in zwei Gräbern bei Bořitov in Mähren fand endlich Herr Knies ein ganzes Gehänge von Ringen am Schädel so gelagert, dass es von der einen Schläfe zu der anderen unter dem Kinne hinweglief[1]). Wie mir Herr Knies mittheilt, wurde ein ähnlicher Fund bei Bayreuth in Bayern constatirt[2]). Aber auch Böhmen weist etwas Aehnliches auf. Denn im Grabe Nr. III in Libic fand man neuestens auf dem Schädel 10 Schläfenringe, die nach der Angabe des Prof. Píč „so gelagert waren, als wenn sie von dem einen Ohre zu dem anderen, unter dem Kinne hinweggehend, getragen worden wären“[3]).

Möglich ist auch die Annahme von Beltz, dass sie als Verzierung der Mütze dienten in derselben Weise, wie heute noch manche Völker auf der Balkanhalbinsel und in Russland den Kopfschutz mit verschiedenen glänzenden Klapperblechen und Flitterwerk behängen[4]).

Fig. 260. Typus *a*. Fig. 261. Fig. 262. Typus *b*. Fig. 263. Typus *c*. Fig. 264. Typus *d*.

Fig. 260—264. **Die typischen Formen der böhmischen Schläfenringe** ($^1/_1$).

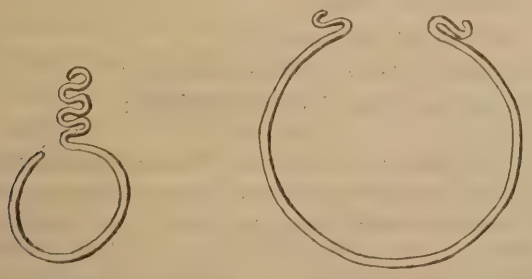


Fig. 265. Ring von Neštěmic ($^1/_1$). Fig. 266. Ring von Votic ($^2/_3$).

Fig. 267. Ring von Mukařov ($^2/_3$).

Desgleichen scheint mir nichts der Annahme zu widersprechen, dass die S-förmigen Ringe auch als wirkliche Ohrgehänge getragen wurden, besonders jene, welche sehr dünn und am freien Ende zuge-

[1]) Čas. muz. spolku olom. 1892. S. 13. Vier von den Bořitover Ringen weisen die Eigenthümlichkeit auf, dass ihr mit einem Löchelchen versehenes Ende einen Schlangenkopf mit einem Auge vorstellt, während der Bogen nach Knies mit eingravirten Schüppchen verziert und das Ende S-förmig eingebogen ist.

[2]) Nach einer briefl. Mitth. des H. Seyler in Bayreuth.

[3]) Památky archaeologické, Bd. XV, S. 691, 702.

[4]) R. Beltz, Wendiche Alterthümer (Schwerin 1893). Separatabdruck aus dem Jahrbuche des Vereines für Mecklenburg. Geschichte und Alterthumskunde, LVIII, S. 180.

spitzt sind [1]). Früher dachte ich noch, dass die grossen (besonders die tordirten) Ringe auch am Arme getragen wurden. Heute aber bin ich von dieser Meinung abgegangen; alle dienten gewiss nur als Kopfschmuck und die angeblichen Funde, welche nicht in der unmittelbaren Umgebung des Kopfes gemacht worden sein sollen, halte ich bis jetzt für nicht sichergestellt [2]) und bedeutungslos [3]).

Die Grösse der Schläfenringe ist verschieden. Am häufigsten sind sie klein (dünn oder stark) und dann 1·5—2 cm im Durchmesser; die grösseren sind dünn und, wie wir schon bemerkt haben, oft an beiden

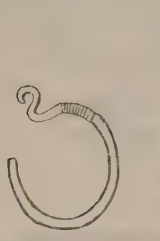


Fig. 268.
Ring von Lobositz.

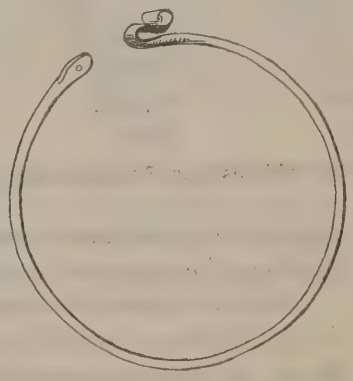


Fig. 269. Ring von Mukařov (1/1).

Enden gebogen oder tordirt. Am häufigsten sind die Ringe aus massivem Draht verfertigt. Die hohlen Schläfenringe führt Müller nur aus dem Książenicer Funde an. Sie kommen jedoch in Norddeutschland ziemlich häufig vor (siehe weiter), so dass wir in ihnen eine typisch nordslawische Form anerkennen müssen. Mir ist bis heute kein ähnlicher Fund von einem anderen Orte bekannt.

Das Material besteht gewöhnlich aus Bronze, seltener aus Silber [4]). Dafür sind die bronzenen Ringe häufig mit Silber oder Gold plattirt. Ringe aus reinem Gold sind äusserst selten. Ich kenne bei uns nur einen solchen Schläfenring, dessen Fundort unbekannt ist, der sich in der kunsthistorischen Sammlung des Prager Rudolfinums befindet (aus dem Nachlasse des Ritters v. Neuberk) [1]). Auch anderwärts sind sie selten; wenigstens erfuhr ich nur von einem solchen Funde aus Schleswig-Holstein [2]), einigen aus Ungarn [3]) und einem von Keuschberg bei Halle [4]). Oefter wurden schon Ringe aus Blei oder Zinn angeführt: aus ersterem Material von Hrádek (Prag), von Lipany und Sellovic in Mähren, aus letzterem von Libějic und Sellovic [5]).

Der böhmische Archäologe Vocel kannte im Jahre 1855 nur 8, im Jahre 1868 11 Fundorte von S-förmigen Schläfenringen in Böhmen. Diese Zahl übernahm von ihm auch S. Müller im Jahre 1878. Ich selbst hatte zur Zeit der Herausgabe meiner „Příspěvky“ schon 59 böhmische Fundstellen notirt, wo sich Schläfenringe bei Skeletten vorfanden, und 14 andere von unsicherer Provenienz, zusammen 73 Fundorte. Jetzt bin ich in der Lage, 124 Fundstätten aus Böhmen anzuführen, und zwar sind es alphabetisch geordnet folgende [6]):

Běchary bei Kopidlno;
Boreč bei Jung-Bunzlau;
Budeč bei Prag;
Bukačov bei Kouřim;
Bydžov Nový (Neu-Bidschau);
Bydžov Starý (Alt-Bidschau);

[1]) Das Loch, mit dem manchmal das freie Ende der Schläfenringe versehen ist, diente nach meiner Ansicht zum Durchstechen eines feinen Drahtes, welcher dieses Ende mit der S-förmigen Schlinge verknüpfen sollte. Für eine solche Verknüpfung der beiden Enden sah ich manche Analogien bei russischen Funden. Solche mit einem Loche versehene Ringe sind mir nur aus Böhmen und Mähren bekannt von Mukařov, Rataje, Flöhau, Lipno, Chrudim, Bořitov (Fig. 269).

[2]) Einen Fund citirt Lissauer (Die prähistorischen Denkmäler der Provinz Westpreussen, S. 172, 179) aus Kawenczyn (Hakenringe zu beiden Seiten des Beckens).

[3]) Einmal fand man ein Halscollier aus Bronzezieraten, an dessen Ende ein S-förmiger Ring angehängt war — in dem Depôtfund beim Dorfe Martynowka unweit von Smjäla (Graf A. Bobrinskij, Kurgany etc. bliz mjästečka Smjäly (St. Petersburg 1887), Bd. I, Taf. XVIII, Fig. 3, 5.

[4]) Silberne Schläfenringe wurden in Böhmen gefunden z. B. bei Libějic, Sušic, Netolic, Želenic, Neu-Bidschau, Sovenic, Želčany, Úherce, Rataje, in Mähren bei Cholína, Vranovic.

[1]) In meinem oben citirten Werke („Příspěvky“, S. 29) führte ich auch einen goldenen Ring von Cholina in Mähren an. Als Anhaltspunkt diente mir hiefür eine Nachricht (abgedruckt in der Zeitschrift des patriot. Musealvereines in Olmütz i. J. 1884, S. 128), die sich später als unrichtig erwies.

[2]) Müller, l. c., Lissauer, Verhandlungen der Berliner Anthropol. Ges. 1893, S. 475 (bei Alt-Lübeck gefunden).

[3]) Von Gran, Szabad Bathyan und Sós Hartyan. — Der letzte Ring bestand aus Elektron und wurde mit einer Münze des Theodosius II. (408—450) gefunden.

[4]) Beschrieben von Kruse (Deutsche Alterthümer. Halle 1824, Bd. I, Heft 3, Tab. I, S. 51).

[5]) Aus einer Mischung von Blei und Zinn (90 : 10) waren die Schläfenringe von Klein-Tinz (Kr. Breslau) hergestellt. (Nach Dr. Crampe in „Schlesiens Vorzeit“, IV, S. 568.)

[6]) Bei dieser Aufzählung führe ich, wo die deutsche Benennung des Ortes von der böhmischen abweicht, beide an, damit in Zukunft ein und derselbe Ort nicht zweimal gerechnet werde. Die wirkliche Anzahl ist aber weit grösser; denn gewiss gehören hieher auch manche Gräberstätten, deren Beschreibung auf dieselbe Periode hinweist und unter deren Inventar auch „Ringe bei Skeletten“, leider nicht näher bezeichnet, vorkamen.

Bystřic bei Libáň;
Dašic bei Pardubitz;
Dobrá Voda (Hořejší) bei Hořic;
Dobříč bei Smichow;
Doudlebce bei Pilsen;
Drahelčic bei Smichow;
Dražkovic bei Pardubitz;
Družec bei Unhošt;
Dubá (Dauba);
Dymokury bei Kopidlno;
Filipov bei Časlau;
Flöhau bei Podersam;
Hradec Levý bei Prag;
Hrádek bei Časlau;
Hrádek in den Prachower Felsen bei Jičin;
Hrádek am Slupy in Prag;
Hradsko bei Mšeno;
Hrusic bei Prag;
Hředly bei Rakovnik;
Chotiněves (Kuttendorf) bei Leitmeritz;
Jaroměř;
Ječovic bei Libochovic;
Klatovy (Klattau);
Kluky bei Kolin;
Kopidlno am „na Kopečku“;
Kouřim (an mehreren Orten);
Krašovic bei Přeštic;
Křeštovic bei Písek;
Libeň (Lieben) bei Prag;
Libic bei Poděbrad;
Libochovan bei Leitmeritz;
Libšic bei Prag[1]);
Libušín bei Kladno;
Lipany bei Böhmisch-Brod;
Lipno Velké (Gross-Lipno) bei Postelberg;
Lišné bei Beraun;
Liteň bei Beraun;
Lovosic (Lobositz);
Malín bei Kuttenberg;
Máslovic bei Prag;
Mněňany bei Beraun;
Mukařov bei Prag;
Nakří bei Budweis;
Nalžovic bei Selčan;
Osic bei Königgrätz;
Otmiky bei Hořovic;
Otruby bei Schlan;
Otvojic bei Kralup;
Panenská vinice bei Prag;
Pečky (Peček);
Písek bei Chlumec;
Podbaba bei Prag;
Postoloprty (Postelberg);
Předměstí Pražké (Prager Vorstadt) bei Königgrätz;
Přemyšlení bei Prag;
Převoz bei Prag;
Radměřic bei Kouřim;
Rataje Hražené;
Ratboř bei Kolin;
Rejšic bei Neu-Benatek;
Řepořyje bei Prag;
Řepov bei Jung-Bunzlau;
Slatina bei Zvoleňoves;
Sovenic („na Moráku“) bei Münchengrätz;
Spikaly bei Jung-Bunzlau;
Stodůlky bei Prag;
Stradonic bei Laun;
Sušic (Schüttenhofen);
Svinčany bei Pardubitz;
Šebířov bei Tábor;
Šlovic bei Bürglitz;
Štítary bei Bischofteinitz.
Tasnovic bei Hostaun;
Telce bei Laun;
Tetín (Burgstätte an der Beraun);
Třebenic (bei Leitmeritz);
Úherce bei Laun;
Ujezd Vysoký (Hoch-Aujezd) bei Opočno;
Veleliby bei Poděbrad;
Velím bei Kolin;
Větrušic bei Prag;
Volenic bei Laun;
Votic bei Selčan;
Vožice Mladá bei Tábor;
Vřetovic bei Smichow;
Všelisy bei Jung-Bunzlau;
Zakolany bei Prag;
Zbuzany bei Beraun;
Zdislavic (welches?);
Žalov bei Prag;
Želenic bei Schlan;
Želiv bei Časlau;
Žloukovic bei Rakovnik.

Bei nachfolgenden Fundstätten bin ich mehr oder weniger unsicher, ob es sich da um Gräber handelt oder nicht. Manche Vorkommen sind gewiss nur Einzelfunde. Es ist auch möglich, dass einige

[1]) Dieselbe Fundstätte wird auch nach dem benachbarten Orte Letky bezeichnet.

Schläfenringe des Prager Museums, die mit der Etiquette: „Kladno, Zbečno“ u. A. bezeichnet sind, aus einer schon oben genannten Gräberstätte stammen.

Hradec Králové (Königgrätz);
Chrudim;
Chotoviny bei Tábor;
Kladno;
Kněžic bei Časlau.
Kocanda in Prag;
Korno bei Hořovic;
Neštěmic bei Aussig a. E.;
Ouřiněves bei Prag;
Radnic bei Pilsen;
Rejkovic bei Hořovic;
Řivnáč (Burgstätte) bei Prag;
Šárka (Burgstätte bei Prag);
Václavic (welches?);
Vyšehrad bei Prag;
Zbečno (aus der Umgebung dieses Ortes);
Žleby bei Časlau.

Sechsmal wurden die Schläfenringe in Böhmen in Brandgräbern gefunden, und zwar: 1. im Urnenfelde am Berge St. Johann bei Netolic[1]); 2. in einem Brandhügelgrabe im Walde „Bor“ bei Libějic[2]); 3. an zwei Stellen bei Rataje (nach Hraše). Einer kam in einer Urne vor, die auf der Flur „na vyšinkách“ im Felde aufgefunden worden ist, die anderen in Hügelgräbern auf der Flur „na homoli“ in den Jahren 1862—1863[3]). Nach einer brieflichen Mittheilung Hraše's stammen auch die Ringe im Prager Museum, welche mit „Chýnov“ bezeichnet sind, aus den Hügelgräbern. Nach einer älteren Nachricht[4]) fand Lüssner einen Hakenring in einer Urne des bekannten Urnenfeldes am Fusse des Kuněticer Berges bei Pardubitz. Herr L. Schneider machte mich aber aufmerksam, dass dieser Fund nicht hinreichend beglaubigt ist.

Endlich stammen einige Schläfenringe aus Münzendepôts her. So wurde bei Želčany unweit Blovic ein Schatz von Silberdenaren der Herzoge Oldřich I. (1012—1037) und Břetislav (1037—1055) sammt 10 Schläfenringen aus Silber[1]), und bei Zadražany nächst Neu-Bidschau viele Denare des Fürsten Svatopluk (1107—1109) und Bořivoj II. sammt 9 Silberringen gefunden[2]).

Die Gesammtzahl aller Fundorte ohne Rücksicht auf die Fundumstände beträgt demnach 124.

Es ist daraus ersichtlich, dass uns Böhmen durch seinen ausserordentlichen Reichthum an Funden dieser typischen Art von Schläfenringen überrascht. Ich kenne kein anderes Land, das sich in dieser Hinsicht mit Böhmen messen könnte. Schon das benachbarte Mähren ist an solchen ungleich ärmer. Meines Wissens sind es im Ganzen nur 18 Fundstätten, auf welchen in Mähren S-förmige Ringe vorgekommen sind, und zwar sind es folgende:

Bořitov (Skelettgräber);
Cholina bei Litovel (Skelettgräber);
Dunajovic Horní (Ober-Danowic) (Skelettgräber);
Kroužek bei Němčany (Skelettgräber);
Mährisch-Krumau[3]);
Maloměřic bei Brünn;
Mikulovic (Niklovic) bei Znaim (Skelettgräber);
Náklo (Nakel) bei Olmütz;
Réna (Burgstätte) bei Eibenschütz;
Ryběšovic bei Raigern (Skelettgräber);
Vedrovic bei Krumau (Skelettgräber);
Vranovic (Branovic) (Skelettgräber);
Vrchoslavic bei Prerau;
Zábrdovic bei Brünn;
Znaim (am Burgwall);
Židlochovic (Sellovic) (Skelettgräber).

Aus Brandgräbern wurden solche nur aus dem Polešovicer Urnenfelde (?) gemeldet[4]); aber auch unter den Beigaben des Urnenfeldes von Tršic befindet sich im Wiener Hofmuseum ein Ring, den man entweder für einen beschädigten Schläfenring oder offenbar für einen Hakenring vom Typus *b* Fig. 262 halten muss[5]).

Dass diese echten S-förmigen Schläfenringe im eigentlichen Westeuropa vorkämen, ist mir gänzlich

[1]) Durchforscht von Prof. Dr. Woldřich (Památky archaeologické, XII, S. 145)

[2]) Woldřich, Beiträge zur Urgeschichte Böhmens, III, in den Mitth. der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, XVI, S. 87, 90.

[3]) Vocel, Pravěk země české, S. 10; Památky archaeologické, VI, S. 211. Ob ein silberner Schläfenring, den Hraše mit „Rataje“ bezeichnet und dem Prager Landesmuseum schenkte, von demselben Fundort stammt, ist mir unbekannt.

[4]) Vocel, Pravěk země české, S. 508; Pam. arch., IV, S. 88.

[1]) Památky archaeologické, XII, S. 483, 503, 556.

[2]) Památky archaeologické, XV, S. 780; Časopis spol. přátel star., 1893, S. 18.

[3]) Nach der Angabe des Prof. Dr. J. Woldřich befindet sich ein Schläfenring in der Sammlung des Brünner Polytechnicums mit der Etiquette „von Krumau“. Es ist aber wahrscheinlich, dass derselbe von dem benachbarten Fundorte bei Vedrovic stammt.

[4]) Časopis muz. spolku olomuckého, 1890, S. 75.

[5]) Saal XI, Vitr. 64 (im Jahre 1890).

unbekannt [1]). Nur aus dem an Böhmen grenzenden deutschen Gebiete, welches einmal von Slawen bewohnt war, liegt eine kleine Anzahl von Funden vor. In Bayern traf man sie bei Burg Lengenfeld, bei Grossbreitenbronn, Bayreuth und bei Aischgrund in Skelettgräbern [2]); in Thüringen kommen sie an der Saale vor (Camburg, Keuschberg bei Halle, Ober-Oppurg bei Gera, Ketten), westlich davon bis Erfurt und Gotha (Bischleben, Molschleben, Umpferstedt).

Gleichwie in den westlich von Böhmen gelegenen Ländern werden sie auch im Süden plötzlich seltener. Im Landesmuseum zu Laibach habe ich im Jahre 1891 keine ähnlichen gesehen. Die in Croatien gefundenen Ringe dieser Art würden, nach den mir zugekommenen Nachrichten [3]), der ungarischen Typenprovinz zuzuzählen sein, was wir später besprechen werden. Nur aus Niederösterreich sind wieder einige Fundorte bekannt; so von Kettlach (bei Gloggnitz) und Thunau (bei Horn).

Fig. 270. Ring aus dem Museum zu St. Germain ($^1/_1$).

Aber auch im Norden von Böhmen und Mähren sind die S-förmigen Schläfenringe lange nicht so häufig wie in Böhmen selbst.

Schon im Königreich Sachsen und in der Lausitz fehlen sie ganz. Einer der besten Kenner der lausitzischen Alterthümer, H. Jentsch, schrieb im Jahre 1892: „Metall ist nicht zu Tage gekommen, wie sich denn namentlich von Schläfenringen in der ganzen Nieder-Lausitz bisher noch keine Spur ergeben hat [4])."

Häufiger sind sie schon in den Provinzen Brandenburg (Platiko, Reitwein), in Schlesien und Posen. In Schlesien sind sie dreimal in Gräberstätten mit Skeletten gefunden worden: am Kreuzberg bei Klein-Tinz (Kreis Breslau), bei Schwanowitz (Kreis Brieg) und bei Gross-Rakwitz unweit Löwenberg [5]); ferner traf man sie mit einem Münzfunde bei Gnichwitz an, der aus der Zeit um das X. Jahrhundert datirt ist [1]).

Ueber das Posener Museum schrieb im Jahre 1878 Feldmanowski an den Redacteur Dr. Luchs, dass dort die S-förmigen Ringe sich zwar ziemlich häufig, aber nur aus Urnengräbern stammend befinden, am meisten aus dem Gräberfelde von Nadziejewo [2]). Indessen fand man sie auch in Skelettgräbern in Posen, z. B. bei Szubin, Slaboszewo, Miloslaw u. s. w.; ferner in einigen Hacksilberfunden (Bromberg, Rackwitz).

In Holstein, Mecklenburg und Pommern sind sie auch häufig zu finden. Dort entstand auch eine eigenthümliche, schon früher erwähnte, locale Form: der Ring ist hohl, aus dünnem Blech zusammengebogen und an der Oberfläche gravirt. Prof. Píč bezeichnet diesen Typus irrthümlich als einen nur auf der Insel Rügen vorkommenden [3]). Sind doch solche auch aus Mecklenburg [4]), Pommern [5]), Westpreussen, der Altmark [6]) und aus Russisch-Polen [7]) bekannt. Ueber die Funde von S-förmigen Schläfenringen in Preussen äussert sich Dr. Lissauer folgendermassen: „Es ist hier von Wichtigkeit zu constatiren, dass diese Hakenringe bisher nur dort gefunden worden sind, wo auch einst Slawen ansässig gewesen; im Gebiete unserer Karte sind sie nur im östlichen Theile der Provinz Westpreussen nördlich der Ossa nicht gefunden worden, sonst in allen Theilen des Landes [8])."

Im Ganzen sind diese Ringe aber in Ostdeutschland im Verhältniss zu Böhmen als nicht

[1]) Nur zwei ähnliche Ringe aus Bronze (Fig. 270) bemerkte ich im numismatischen Saale der Sammlungen in Saint-Germain-en-Laye.

[2]) In der prähistorischen Sammlung der Akademie in München und im germanischen Museum zu Nürnberg. Ueber den Fund von Grossbreitenbronn cf. Correspondenzblatt der deutschen Anthropologischen Gesellschaft, 1887, S. 132.

[3]) Nach Památky archaeologické, XIV, S. 667, und bei Kříž „Kůlna a Kostelík" (Brünn, 1892), S. 332.

[4]) Verhandlungen der Berl. Anthropolog. Ges., 1892, S. 277.

[5]) Auch in schlesischen Urnengräbern kommen sie vor. Im III. Bande „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift" veröffentlichte H. Luchs folgende Anmerkung, die sich auf die Fig. 71 der Taf. III (Abbildung eines Schläfenringes) bezieht: „Ring. Haarring? Aus Glockschütz, Rackschütz und öft. Bez. B. c. 77, 4295 und 6718. Siehe Bericht Nr. 22". Auch Biefel sagt an einem anderen Orte, die Schwanowitzer Ringe besprechend: „Diese Ringe gleichen völlig einigen später in den Reihengräbern zu Klein-Tintz und Rackwitz und anderen in Urnen gefundenen." Den Bericht über die drei oben genannten Skelettgräberstätten siehe in „Schlesiens Vorzeit", II, S. 201.

[1]) Zeitschrift für Ethnologie, 1884, S. 277, Correspondenzblatt der deutschen Anthropologischen Gesellschaft, 1885, S. 85.

[2]) Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, III, S. 411.

[3]) In seinem „Archaeologický výzkum v středních Čechách", Prag 1893, S. LXXXIX.

[4]) Nach R. Beltz (Wendische Alterthümer, S. 182). Dort sind folgende Fundorte aufgezeichnet, von welchen sich hohle Schläfenringe im Schweriner Museum befinden: Gnoien, Pinnow, Bartelsdorf und Hohen-Viecheln.

[5]) Cf. den Vortrag des Dr. Lissauer am Anthropologen-Congress zu Danzig und die sich daran schliessende Debatte (Correspondenzblatt der deutschen Anthropologischen Gesellschaft, 1891, S. 141), und seine Notiz in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, 1893, S. 475.

[6]) Bei Kaldus in Westpreussen, bei Mehrin in der Altmark (ibidem).

[7]) Nach S. Müller, l. c., von Książenice bei Warschau.

[8]) Lissauer, Die prähistorischen Denkmäler der Provinz Westpreussen (Leipzig 1887), S. 172.

häufig vorkommend zu betrachten. Und doch müssten wir dieselben, wenn sie ein so typisches Merkmal einer slawischen Bevölkerung vorstellen würden, dort gewiss häufiger antreffen.

Noch mehr müssen uns aber die eigentlichen polnischen und westrussischen Funde interessiren. Es unterliegt wohl keinem Zweifel mehr, dass man am oberen und mittleren Dnjepr die eigentliche Wiege der Slawen suchen muss.

Haben die typischen Schläfenringe hier an der Wiege der Slawen auch ihren Ursprung genommen, oder sind sie anderswo hergebracht worden (woher?), und wurden sie bei dem Auseinanderströmen der Slawen mitgenommen und weiter verbreitet? Für den letzteren Fall entscheiden sich z. B. die bekannten Theorien, welche die Schläfenringe als durch den arabischen Handel den Slawen zugebrachte Artikel betrachten. Die Untersuchung dieser Gegenden sollte uns deshalb Verschiedenes über den Ursprung und „das Slawische" dieser eigenthümlichen Ringe klar legen.

Diese Gedanken bewogen mich im vorigen Jahre bei meiner Anwesenheit in Russland, diesen Verhältnissen eine grössere Aufmerksamkeit zu widmen. Es musste mir hiebei, da es mir nicht möglich war, das ganze Land zu bereisen und besonders die Sammlungen der kleineren Provinzialstädte zu besichtigen, der Besuch der öffentlichen und einiger Privatsammlungen in Kiew, Moskau, Twer und St. Petersburg, und endlich das Material, welches ich bei dieser Gelegenheit den heimischen literarischen Quellen entnahm, genügen. Dass da Manches fehlt, wird jeder Kundige entschuldigen, und ich selbst gebe diese Bemerkungen nur in der Hoffnung heraus, dass die ausgesprochenen Gedanken Andere zu weiterer Arbeit aneifern werden, denen dieses grosse und weit zerstreute Material leichter zugänglich ist, als mir.

In Vorhinein muss ich bemerken, dass ich viel mehr erwartete, als ich sah.

Bei dem kolossalen Umfange des Landes, in dem sich schon in der zweiten Hälfte des I. Jahrtausendes n. Chr. Slawen angesiedelt hatten, und im Verhältnisse zu der ziemlich grossen Anzahl durchforschter Gräber aus dieser Periode fand ich von S-förmigen Ringen nur wenige. Um gleich ein markantes Beispiel anzuführen:

In der Gegend am mittleren Dnjepr, wo Slawen von altersher bis heute wohnen, sind die S-förmigen Schläfenringe äusserst selten. In der grössten Sammlung aus diesem Gebiete, jener im Museum der Universität zu Kiew, sah ich solche nur einmal, und zwar unter den Artefacten aus den Kurganen bei Žitomir (mehrere S-förmige Stücke, eines mit einfacher Schlinge, viele einfache ohne Schlinge).

In der Privatsammlung des Prof. Wlad. B. Antonowič erinnere ich mich nur eines Schläfenringes aus dem Kurgane beim Dorfe Zimno in Wolhynien (Kreis Wladimir). Und nimmt man das neueste Werk des Wladimir Bonifacéwič zur Hand, in welchem er die Resultate seiner Forschungen über 245 slawische Kurgane aus der Gegend der alten Drewljanen niederlegte, so findet man dort nur 12 Exemplare von Schläfenringen verzeichnet [1]).

Und noch ist es zweifelhaft, ob es sich bei sämmtlichen dieser Stücke um unsere typischen, S-förmigen Ringe handelt; denn der Verfasser spricht auch von Ringen, deren eines Ende nur „zurückgebogen ist". Unter den abgebildeten Schläfenringen gehören nur die vom Dorfe Buki an der Rastawica und von der Flur „Grubsk" bei Chodorkowo (Kreis Skwirsk) dem Typus *c* (Fig. 263) an [2]). Dafür werden mehrmals die einfachen Ringe erwähnt [3]).

Weiteren literarischen Quellen entnehme ich noch ein Vorkommen. S-förmige Ringe kamen nämlich auch an der Burgstätte „Fürstlicher Berg" (Knjaža Gora) unweit von Kiew vor [4]).

Aus all' dem geht die Seltenheit der S-förmigen Ringe im Kiewer Land klar hervor und ich glaube kaum, dass spätere oder mir unbekannt gebliebene Funde an diesem Verhältnisse etwas ändern werden.

Nicht häufiger sind die Funde von Schläfenringen in den nördlicheren und westlicheren Gouvernements, in Russisch-Polen und in Weissrussland.

In der prähistorischen Sammlung der Akademie der Wissenschaften in Krakau befinden sich S-förmige Ringe aus den Gräbern von Krugło (Kreis Bielsk) und Nowamyśl (Inflanty), von Urbanice (Kalisz), Rzewin bei Płońsk (aus einem Silberdepôt); weiters sind solche bekannt aus den Funden Łuniewski's und Anderer von Łużki, Żarnówka, Popów [5])

[1]) Wł. B. Antonowič, Materiały po archeologiji Rossiji. Drewnosti jugozapadnago kraja (St. Petersburg 1893), S. 17.

[2]) l. c., S. 27, 41.

[3]) Diese einfachen Schläfenringe sind überhaupt in Russland häufiger zu finden; uns handelt es sich hier aber um die typische, S-förmige Art.

[4]) Siehe die Zeitschrift „Kijewskaja Starina", 1892, Taf. II, und die Abbildung (S-förmiger Ring nebst anderen Ohrringen vom speciell sogenannten Kiewer Typus) in meinem Werke: „Lidstvo v době předhistorické" (Prag 1893, S. 654).

[5]) In den Gräbern von Popów wurden fünf bis sechs Schläfenringe an zwei Holzbrettchen haftend, in denen von Żarnówka auch solche vom Typus *d* aufgefunden.

(alle drei im Gouvernement Siedlce). Aus derselben Gegend stammen noch einige Ringe in der Sammlung Samokwassow's (Grembkówskij mogilnik). Weiter südlich in Galizien sind dieselben auch nicht häufig. Als Beispiele führe ich die Gräberstätte von Czołhaczyzna, Hluboczek Wielki (Ringe in der Sammlung der Krakauer Akademie) an; ferner traf man sie in Myszków am Flusse Sereth, bei Bybło und bei Podhorce am Flusse San. In der Zaścianka fand man Ringe vom Typus *a*, aber mehrere ineinandergehängt. Typus *a* ist überhaupt sehr häufig in Galizien (Źnibrody, Chocimierz, Żywaczow, Semenow u. A.).

In Weissrussland, namentlich im Gouvernement Minsk, scheinen mir die S-förmigen Ringe häufiger zu sein (neben Typen *a* und *b*, die noch häufiger auftreten), aber nur da, wo es sich um slawische und nicht finnische Gräber handelt. In den Funden von finnischem Typus wurde, soweit mir bekannt, kein echter, S-förmiger Schläfenring vorgefunden [1]). Im Kreise von Borisow und Minsk trat Typus *c* nur ausnahmsweise auf (an menschlichen Haaren).

In den Hügelgräbern am Gute Guščina unweit von Lepel (Gouvernement Witebsk) kamen drei Ringe von besonderer Art vor [2]), die ich sonst nirgends mehr bemerkte (Fig. 271). Aus dem Gouvernement Mohilew sah ich meines Erinnerns in russischen Museen keinen Schläfenring.

Auch in der altslawischen Gegend von Černigow treten sie nur einzelnweise auf. Der Director des Staatsarchives in Moskau, D. Samokwassow, durchforschte neben Prof. Antonowič die meisten Kurgane im westlichen Russland, besonders im Gouv. Černigow.

Seine Sammlung wurde vorigen Jahres vom Staate angekauft und in das historische Museum in Moskau übertragen. Bei meiner Anwesenheit war diese Sammlung noch nicht zugänglich (in Kisten verpackt) und konnte ich deshalb diese nur oberflächlich und theilweise durchmustern. Aus dem, was ausgestellt war, entnahm ich wieder, dass da der Typus *c* in Funden entweder ganz fehlt oder sich verliert gegenüber den Typen *a* und *b*. In dem reichen Inventar der berühmten slawischen Kurgane „Gulbišče" und „Čornaja mogila" (IX. Jahrhundert n. Chr.) sucht man vergebens Ringe vom Typus *c*, sowie vom Typus *b*. Dafür wurden S-förmige Ringe nebst den anderen in Kurganen bei Černigow, dann in jenen von Starodub und Dorfe Karažiči (Kreis Suraž) vorgefunden. Zu diesen müssen wir, obwohl schon in einem anderen Gouvernement gelegen, einreihen die Funde aus den Kurganen von Perejaslaw (Gouvernement Poltawa) und vielleicht auch die Ringe an Schädeln aus dem Funde T. V. Kibalčič's bei Lipowoje (Kreis Romny).

Bei der Betrachtung der Funde aus dem Gouvernement Kursk habe ich die Wahrnehmung ge-

Fig. 271.
Ring von Guščina (Gouv. Witebsk) ($^2/_3$).

Fig. 272.
Ring aus dem Gouv. Minsk ($^1/_1$).

macht, dass hier eine neue, eigenthümliche locale Form von Ringen (Schläfenringe?) in den Vordergrund tritt, bei welcher die Schlinge dieselbe Grösse wie die des Ringes selbst aufweist und spiralförmig eingewunden ist. Möglich, dass das eine Umgestaltung des Typus *b* darstellt. Neben dem kommen dort auch die Typen *b* und *c* vor, z. B. in Kurganen von Bjälogorod. Auch aus den Gräbern von Sudža, die aber für nicht slawische erklärt werden, beschrieb man „bronzene und silberne Drähte (1—6) an Schädeln". Von welchen unserer Typen die Rede ist, wurde mir nicht bekannt.

Dies ist Alles, obzwar es sich da immer um ein Land handelt, das wahrscheinlich seit jeher von Slawen bewohnt war.

In dem Masse, als wir weiter nach Osten vordringen, verlieren sich die typischen, S-förmigen Schläfenringe immer mehr und mehr.

In dem reichen Schatze, den das historische Museum in Moskau aus unzweifelhaft slawischen Fundstellen des Gouvernements Smolensk aufbewahrt, suchen wir sie vergebens. So sind dieselben nicht einmal in den Kurganen bei Gnězdowo (Kreis Smolensk), die von Wl. I. Sizow aufgedeckt wurden,

[1]) Auch die Berichte J. E. Vocel's über die livländischen Funde (Archäologische Parallelen I, 1855, Sitzungsbericht d. Wiener Akad. d. Wissensch. XVI, S. 197, und im „Pravěk země české", S. 26, 30) sind als unrichtig anzusehen.

[2]) Siehe Sementowskij, Bjälorusskija drewnosti (St. Petersburg 1890), S. 25. Unter den slawischen Funden derselben Gegenden sah ich in Moskau und St. Petersburg auch einen anderen Typus, der in Fig. 272 abgebildet ist (historisches Museum, Nr. 940—942). Es ist interessant, dass diese zweimal gewundenen Ringe auch in Norddeutschland sporadisch vorkommen. So befinden sich zwei solche aus Rossharden (Oldenburg) im Berliner Museum, welche mit den Münzen deutscher Herrscher (Heinrich I., Otto III.) gefunden wurden.

sowie in der grossen Gräberstätte von Juchnowo vorgekommen. Unter den Funden des Kreises Bjäloje (Selce, Ugrjumowo, Prudjanka, Zaozerje) trifft man nur den Typus *a* und *b*, wie auch in jenen von Duchowčyna und Gžatsk [1]). Und doch betrachtet man auch das Land am oberen Dnjepr mit Recht als die Wiege der Slawen!

Unter den zahlreichen Funden im Flussgebiete der Moskwa bemerkte ich einige S-förmige Ringe vom Typus *a* und *b*, und zwar einen vom Dorfe Kossino (Kreis Moskau) und mehrere von Obuchowo (Kreis Bogorod, Gouv. Moskau). Auch aus dem Gouv. Kaluga kenne ich einige aus den Funden Bučylow's bei Bogoslowije (Kreis Mosal).

Dagegen sah ich unter den zahlreichen Funden des Flussgebietes der Spa, Oka, der mittleren und unteren Wolga, also in den Gouvernements von Rjazan, Wladimir, Jaroslaw, Kostroma, Nowgorod, Pensa, Tambow, Saratow, Simbirsk, Astrachan in sämmtlichen russischen Museen nicht einen einzigen, typisch S-förmigen Schläfenring. Nur der Typus *a* und *b* kommt vor, besonders häufig der zweite im Gouvernement Jaroslaw (Kreise Rybinsk, Mologa und Jaroslaw), das wie die Gegend von Wladimir einst vom Volke der Merjanen bewohnt war [2]). Nur aus der Gegend an der oberen Wolga, aus dem Gouvernement Twer, das dem von Pskow, Smolensk und Moskau benachbart ist, stammen wieder einige S-förmige Ringe neben solchen vom Typus *a* und *b* im Museum zu Twer, und zwar aus dem Kreise Běžeck. In Folge dessen wird man auch in den Funden vom Ural und aus Sibirien vergebens den Typus *c* erwarten. Nur hie und da erscheinen die beiden anderen Typen. Ich war daher sehr überrascht, als ich in der Petersburger Eremitage unter den Funden von Saraj auch zwei S-förmige Ringe ausgestellt sah. Bei genauerer Untersuchung ergab sich jedoch, dass hier ein Irrthum unterlaufen war und beide Ringe gewiss nicht hieher gehören [1]).

Uebergehen wir nun zu den Funden im südlichen Russland. Nur ein einziges Beispiel fand ich in dem gesammten Inventar, das entschieden skythischen Ursprunges ist, nämlich einen kleinen Bronzering, dessen eines Ende S-förmig gebogen war, aber nicht in der Fläche des Ringes, sondern senkrecht darauf. Derselbe rührt aus dem Kurgan „Opišljanka" im Gouvernement Charkow (vom Jahre 1889) her. Zu unserem Typus *c* wird man ihn aber schwerlich der Form und Datirung nach zurechnen können. Sonst kamen mir mehrere Ringe vom Typus *a* und *b* zu Augen unter den Funden aus der Krim (Kertsch), aus Taurien und aus dem Kaukasus.

Aus dem Gesagten geht meiner Meinung nach genügend klar hervor, dass, je mehr wir vom westlichen Russland nach Norden, Osten und Südosten vordringen, desto mehr der S-förmige Typus der Ringe in Abnahme begriffen ist. Unter den vorhandenen Stücken treten die Typen *a* und *b* hervor. Die Form *b* ist überhaupt in Russland häufig vertreten, mitunter so gestaltet, dass an dem Ringe einige (gewöhnlich drei) verzierte Kügelchen angebracht sind (Fig. 273). Diese sind über ganz Russland verbreitet, von Galizien bis zum Ural und zum Kaukasus und ausnahmsweise noch weiter. Dieselbe Verzierung kommt aber zuweilen auch an dem Typus *c* vor.

Das Verhältniss zwischen den Typen *b* und *c* bietet uns ein interessantes typologisches Problem dar. Ist die erste einfachere Form auch älter, ursprünglicher als die zweite, wie neuestens auch Dr. Píč annimmt [2]), oder sind beide nur locale, von einander unabhängig entstandene Formen?

---

[1]) In den Berichten über die Kurgane, welche Frau Čebyšewa am linken Ufer des Dnjepr aufdeckte, wird von Schläfenringen, welche an Bändern zwischen dem Haare befestigt waren, gesprochen. Diese Grabhügel sind jedoch wahrscheinlich nicht von slawischer Herkunft; übrigens weiss ich nicht genau, um welche Form es sich hier handelt (Izwjästija obščestva ljubitelej jestestvoznanija, antropologiji w Moskwjä, Bd. 49, Heft 3, S. 14).

[2]) Graf A. S. Uwarow spricht auch in seinen Berichten öfter (er hat 7729 Merjan'sche Kurgane durchforscht) von Schläfenringen (1, 2—8 und mehr an einem Schädel). Siehe sein Werk: „Merjane i ich byt po kurgannym raskopkam (Moskau 1872), S. 102 ff Ich muss überhaupt bemerken, dass in den Berichten der russischen Archäologen, so z. B. von Prof. Wl. Antonowič, T. Sopodźko, A. P. Kelsijew, J. A. Ušakow, L. P. Sabanjejew, T. W. Kibalčič, A. S. Gacisskij, F. D. Nefedow, P. Bogdanow, N. G. Kercelli u. A., häufig die Rede ist von Ringen, die an den Schädeln aufgefunden wurden. Aber über die Form wird gewöhnlich nichts Bestimmtes angeführt. Deshalb unterliess ich es hier ganz, diese Nachrichten anzuführen. Ich bin aber davon überzeugt, dass auch eine genauere Nachforschung über die betreffenden Funde nichts an den hier geschilderten Verhältnissen ändern wird.

[1]) Diese zwei Ringe fanden sich unter den Funden von Saraj in einer Vitrine der Abtheilung der Sammlungen (im Arsenal), die im Mai 1893 noch nicht dem Publicum eröffnet war. Die Etiquette trug die Inschrift „Funde von Saraj und unbekannten Fundortes". Es ist ersichtlich, dass diese Ringe wahrscheinlich zu jenen Gegenständen gehören, deren Provenienz nicht bekannt ist. Der eine, grössere Ring ist mit drei Metallperlen verziert; der zweite ist tordirt, aber ohne Perlen.

[2]) Píč, Archaeologický výzkum (Prag 1893), S. LC.

Diese Fragen interessirten mich sehr, denn die Beantwortung gibt zugleich eine Antwort auf die Frage über den slawischen Ursprung der S-förmigen Schläfenringe überhaupt. Aber obwohl ich mir hiemit viele Mühe gab, gelang es mir doch nicht, zu einem präcisen Resultate zu gelangen. Die Ursache davon liegt darin, dass obwohl es sehr viele Gräberstätten in Russland gibt, welche bisher untersucht und für slawisch erklärt worden sind, doch ihre chronologische Aufeinanderfolge noch viel zu wünschen übrig lässt. So war es mir manchmal unmöglich, zu entscheiden, welche Gräberstätte eigentlich älter ist als die andere, um hieraus zu schliessen, wie sich auch das Alter der verschiedenen Artefacten zu einander verhält. Aber soweit ich im Stande bin, diese Frage zu beurtheilen, glaube ich, zu der Annahme berechtigt zu

Fig. 273.
Ring mit Silberperlen verziert aus dem Gouv. Jaroslaw (1/1). (Mus. zu Moskau, Katalog-Nr. 2447.)

Fig. 274. Kopf einer Burjatin im Rumjanzow-Museum in Moskau.

sein, dass der Typus *b* wirklich auch älter ist und dass sich aus diesem an einem bestimmten Orte der Typus *c* entwickelte. Ich stelle mir die ganze Sache etwa so vor: Der älteste Typus ist Typus *a* welchem wir an vielen Orten Europas schon während der ersten Metallzeit begegnen. Derselbe charakterisirt auch ältere slawische Gräber, so z. B. die westslawischen Urnengräber, die ich in Ostdeutschland, Polen sowie in Böhmen und Mähren für slawisch halte — wofür hauptsächlich, und zwar sehr schwerwiegend das geographische Moment spricht[1]). Den Typus *b* betrachte ich als eine weitere Entwicklungsstufe. Dabei nehme ich, allerdings unter Vorbehalt und eingedenk der oben erwähnten Reserve, an, dass der Typus *b* sowie die Art und Weise des Tragens schon früh von den finnischen Stämmen im Osten an die slawischen Nachbarvölker übergegangen ist[1]). Als sich diese nach Westen und Südwesten verbreiteten, nahmen sie diese Form schon mit. Deshalb finden wir sie vorläufig in den Urnengräbern, bei uns z. B. in den Gräbern von Měník, Mohelnic (Müglic), Tršic, Obřany, Číčovic (?), dann im Urnenfelde von Kwaczala in Galizien und sicher noch an mehreren anderen Orten.

Wo der Ursprung der typischen S-förmigen Schläfenringe zu suchen ist, darüber vermuthe ich Folgendes: Sie sind bei den Westslawen am häufigsten vertreten, besonders in Böhmen, und wir können deshalb diese Form als speciell westslawische, ja direct als böhmische bezeichnen. Aber das sagt freilich nicht, dass auch ihr Ursprung dort zu suchen ist.

Wollen wir nun das weniger Wahrscheinliche bei Seite lassen, so können wir nur folgende zwei Theorien ernst nehmen:

1. Die bekannte Theorie Virchow's, die neuerdings auch Beltz[2]) aussprach, nämlich dass diese Ringe orientalischer Herkunft seien, dass die silbernen Ringe, von arabischen Händlern im Osten gefertigt, hergebracht und hier dann vielfach nachgeahmt wurden. Diese Annahme scheint uns eine Reihe von Funden S-förmiger Ringe zusammen mit orientalischen Münzen und Hacksilber aus Ostdeutschland zu bestätigen. Dagegen sprechen jedoch sehr stark zwei Momente. Erstens ist das Gebiet der Hacksilberfunde mit solchen Ringen zu sehr begrenzt, während doch das Gebiet der Hacksilberfunde viel grösser ist und sich auf Gegenden erstreckt, wo überhaupt nie ein Hakenring gefunden worden ist[3]). Zweitens kommen die eigentlichen S-förmigen Ringe, von welchen diese Theorie annimmt, sie kämen aus dem Orient, daselbst überhaupt nicht vor. Wie schon erwähnt, weist uns der Kaukasus oder Südostrussland diese typischen Ringe überhaupt nicht auf. So könnte nur der Typus *b* auf orientalische Herkunft Anspruch haben.

2. Die zweite Theorie ist jene, nach welcher der Ursprung der S-förmigen Schläfenringe bei den westslawischen Völkern zu suchen sei. Von dort aus verbreiteten sie sich wieder nach Osten, wozu Handelsverbindungen gewiss Gelegenheit boten.

[1]) Ich theile hier im Ganzen die Meinung von Píč (daselbst, S. XCVII). Ausführlicher darüber schrieb ich in meinem Werke „Lidstvo v době předhistorické", S. 491 ff.

[1]) Es wird interessiren, wenn ich hier eine Skizze eines ähnlichen modernen burjatischen Kopfschmuckes vorlege, welchen ich an einer Figurine im Rumjanzow-Museum in Moskau sah (Fig. 274).

[2]) Beltz, l. c., S. 181.

[3]) Lissauer, „Ueber den Formenkreis der slawischen Schläfenringe", S. 141.

Aber wo sind sie da entstanden? In Böhmen selbst, wo sie auch zahlreicher vorkommen, oder anderswo? Lissauer sagt darüber, ohne ihre Verbreitung im Osten zu kennen: Es „erscheint hienach Oesterreich-Ungarn als die Wiege dieser Ringform“ [1]). Ich freue mich sehr, in Folge meiner eigenen Forschungen dieser Meinung beipflichten zu können, und würde dabei weiter noch am wahrscheinlichsten Ungarn selbst annehmen. Ich kenne bis jetzt die ungarischen Sammlungen aus eigener Anschauung nicht und bin daher nur auf die in dieser Beziehung etwas dürftigen Berichte Pulszky's, Hampel's, Lissauer's und Anderer angewiesen. Aber wenn es wahr ist, dass dort die Ringe mit complicirtem, gebogenem Ende schon im IV. und V. Jahrhundert vorkommen, dann spricht dieses chronologische Moment entschieden für die Annahme, dass die S-förmigen Ringe dort auch ihren Ursprung nahmen und von dort sich nach Norden und Nordosten ausbreiteten. In Böhmen und Mähren kann man solche Funde höchstens in das VII. bis VIII. Jahrhundert setzen — die meisten gehören gewiss dem X. bis XI. Jahrhundert an, wie uns die häufig mitgefundenen Münzen lehren [2]). In Polen und Russland sind manche Gräberstätten, wie ich schon früher gesagt habe, schwer zu datiren; doch weisen die Münzfunde auch da auf eine spätere Zeit [3]) hin.

Dagegen sind die ungarischen Funde von Schläfenringen zum Theile noch viel älter als die unsrigen. Die Funde von Alpár, Orosháza, Nemes-Ocsa, Karász und mehrere im Comitate Fejér gehören wahrscheinlich in eine spätere Zeit; die Funde von Orosháza gehören nach L. Bella in das X. bis XI. Jahrh. [1]), in Karász (Szabolcs) ist ein S-förmiger Schläfenring nebst einem Kreuzchen mit Christusbild aufgefunden worden [2]), in Alpár eine Münze des König Andreas [3]); auch die Gräberstätte von Hódmezövásárhely stammt aus einer späteren Zeit [4]). Aber in anderen Funden kommt der Typus *c* oder dessen weitere Entwicklungsformen noch mit typischen Objecten aus der Völkerwanderungszeit vor. So tritt z. B. in Nagy-Várad Tyrus *a* und *c* neben orientalischen Ohrgehängen auf [5]). Bei Sós-Hártyán wurde ein Schläfenring zusammen mit einer Goldmünze Theodosios II. (408—480) aufgefunden [6]). Auch die Funde von Letenye gehören nach Lissauer noch in das VI. Jahrhundert [7]). Am wichtigsten erweisen sich hier die Ausgrabungen Lipp's bei Keszthély. Dort wurden zwei ausgedehnte Gräberstätten entdeckt und planmässig ausgebeutet. Die Gräber enthielten fast durchwegs Skelette mit verschiedenen Objecten, meistens Schmucksachen im Style der Völkerwanderungszeit. Lipp verlegt sie in das IV. bis V., Hampel mindestens in das V. Jahrhundert nach Christi [8]). In dem Inventar fanden sich auch Schläfenringe vor, und zwar nicht nur vom Typus *a*, sondern auch solche vom Typus Fig. 265 und ähnliche, sowie noch eine eigenthümliche Form, bei der die einfache Schlinge nicht nach aussen, sondern nach innen umgebogen erscheint [9]).

[1]) Lissauer, l. c., S. 141.

[2]) Die Ortschaften, wo in Böhmen und Mähren Münzen zusammen mit Schläfenringen vorgefunden wurden, sind folgende: Chrudim (bei der Kirche), Želčany, Hrádek bei Časlau, Schüttenhofen, Otmiky, Všelisy, Levý Hradec, Dauba, Želenic, Zadražany, Alt-Bydžow, Hrádek zu Slupy in Prag, Petrovic, Řepov, Radonic, Tasnovic in Böhmen, Ober-Dannowic und Vranovic in Mähren. Die älteste Münze, ein Denar Boleslaw's II. (967 bis 999), stammt aus Řepover Gräbern. Alle anderen gehören schon in das XI. bis XII. Jahrhundert.

[3]) Z. B. die Gräber von Borek am Flusse Bug (Münzen aus dem XI. Jahrhundert), Płońsk in Polen (XI. Jahrhundert), Slaboszewo in Posen (XII. Jahrhundert), Urbanice bei Wieluń (XII. Jahrhundert), Körlin in Preussen (XII. Jahrhundert), Podhorce in Galizien (Datum mir unbekannt) und Andere. Im Silberfunde von Karowane (Schlesien) kamen neben den Münzen aus dem X. Jahrhundert zwei eigenthümliche Silberplättchen vor, deren eines Ende S-förmig umgebogen war (Schlesiens Vorzeit, III, S. 226).

[1]) Archaeologiai Ertésitő, 1890, S. 417.

[2]) Ebenda, 1892, S. 171, Fig. 274. — Ueber andere Funde aus dem Comitate Gran siehe Prähistorische Blätter 1892, S. 69. S. Müller und Lissauer erwähnen in ihren Abhandlungen noch andere Fundorte.

[3]) Archaeologiai Ertésitő, 1884 (III), S. 156, 158.

[4]) Ebenda 1894, S. 137.

[5]) Archaeologiai Ertésitő, 1893, S. 140, Fig. 22, 27, 28.

[6]) Ebenda, 1887, S. 433.

[7]) Lissauer, l. c., S. 140.

[8]) Archaeologiai Ertésitő, 1883, S. 145. Ungarische Revue, 1886, S. 1 ff., 1887, 251, 314.

[9]) In diese Gruppe können wir auch die ähnlich gestalteten Ringe aus einigen süddeutschen Reihengräbern einreihen. Ich erinnere hiebei nur an die Formen (Fig. 275), die sich von Reichenhall in Berlin befinden. Vgl. auch Lindenschmit, Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, Bd. IV, Taf. 47. Hier führe ich noch zwei interessante Ringfragmente aus dem Comitate Fejér an, deren Form uns die Abbildungen zeigen (Fig. 276 u. 277, nach Archaeologiai Ertésitő, 1892, S. 305). Es sind mir noch einmal ähnliche Ringe vor Augen gekommen, und zwar aus den Gräbern von Redkin-Lager in Russ. Armenien (Fig. 278, nach Chantre, Recherches anthropologiques dans le Caucase, Bd. II, S. 175; mehrere sah ich noch in der Ausstellung der kais. archäol. Commission für das Jahr 1892 in St. Petersburg). Freilich wage ich es nicht, beide Funde in ein näheres Verhältniss zu bringen.

Auch die croatischen Funde werden in die frühe Zeit gesetzt. Ich selbst kenne sie nicht, aber der ehemalige Director des Museums zu Agram, S. Ljubić, verlegt die aus den Gräbern bei Gross-Bubovec und zwischen Gjurgjevec und Pitomać gefundenen Schläfenringe in das IV. bis VII. Jahrhundert nach Christi [1]). Auch in Bosnien kommen einige eigenthümliche (ungarische?) Formen vor [2]).

Diese complicirte frühe ungarische Form drang auch nach Norden vor und es ist begreiflich, dass man die Funde längs der Donau in eine ältere Zeit verlegt, als jene aus Böhmen [3]); denn diese Form konnte erst über die Donau, über Oesterreich nach Böhmen gelangen, wo sie sich verbreitete und zu einer speciell böhmischen wurde. Allerdings geschah dies früher als im X. Jahrhundert, wahrscheinlich schon im VII. bis VIII., und mit Unrecht wird daher das Auftreten der S-förmigen Ringe in Böhmen von böhmischen Archäologen erst in das X. bis XII. Jahrhundert verlegt [4]).

Nach all' dem Gesagten glaube ich berechtigt zu sein, mich für die Theorie erklären zu können, nach welcher der Ursprung der S-förmigen Schläfenringe nicht im Orient, sondern unter den westlichen Slawen zu suchen sei. Dabei schliesse ich, zwar weniger sicher, aber doch genügend begründet, dass Ungarn jenes Land gewesen sei, wo sich der einfache Typus *b* schon in der ersten Hälfte des I. Jahrtausends nach Christi verschiedenartig auszubilden begann, und dass eine dieser neuen Formen — der S-förmige Ring — nach Böhmen gedrungen ist und hier im Grossen vervielfältigt wurde. Der Handelsverkehr, welcher seinerzeit zwischen den Städten Prag, Krakau, Nowgorod, Jumneta und Kiew sehr lebhaft betrieben wurde, bewirkte ihre Verbreitung in diesem ganzen von Slawen bewohnten Gebiete.

[1]) Nach einer von Dr. Kříž (Kůlna a Kostelík, S. 332) mitgetheilten schriftlichen Notiz.

[2]) Glasnik zemaljskog muzeja, 1893, S. 300.

[3]) Kettlach, Thunau, Reichenhall, Aischgrund.

[4]) Die meisten unserer Archäologen verlegen die Gräber mit Schläfenringen insgesammt in jene Zeit, wo dieselben mit heimischen Münzen vorgefunden werden, also zuerst in das X. Jahrhundert. In Folge der oben angeführten Nachweise meine ich aber, dass ein Theil der Gräber, in welchen Münzen nicht vorgefunden wurden oder welche auch nach anderen Merkmalen als Gräber älteren Datums angesehen werden können, gewiss schon vor das X. Jahrhundert zu verlegen sei (Zakolany, Žalov, Neštěmic und die übrigen Brandgräber).

## II. Die Wellenlinie.

Einige ähnliche Bemerkungen will ich hier vorbringen über ein anderes Charakteristikon der altslawischen Funde, nämlich über die Wellenlinie. Selbstverständlich handelt es sich um die eingeritzte, in der Regel mehrfache Wellenlinie an den auf der Töpferscheibe gefertigten Gefässen von dem bekannten Burgwalltypus — also um typische slawische, mit Wellenlinien ornamentirte Keramik, über deren Aussehen ich mich nicht weiter äussern muss [1]).

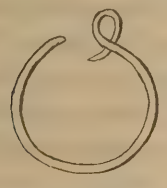


Fig. 275. Silberner Ring von Reichenhall ($^2/_3$).

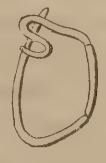


Fig. 276. Schläfenringe aus dem Comitate Fejér ($^1/_1$).

Fig. 277.

Fig. 278. Ring aus den Gräbern vom Redkin-Lager in Russ. Armenien ($^1/_3$).

Diese Keramik kommt, wie allbekannt, im ganzen Mitteleuropa an den Burgstätten aus der letzten prähistorischen Zeit vor, die grösstentheils gewiss slawischer Herkunft sind. Man findet sie überall vom Baltischen Meere über Deutschland und Oesterreich hin bis zur Balkanhalbinsel verbreitet.

Während meiner Reise in Russland lenkte ich meine Aufmerksamkeit darauf, wie weit diese typische Keramik nach Osten verbreitet ist, und ich habe hiebei Folgendes wahrgenommen:

Diese Keramik ist im westlichen Russland und Polen überall in den Burgstätten zu finden, so im Flussgebiete der Warta und des Dnjestr, wie auch im Flussgebiete des Dnjepr, Pripet, der Desna u. s. w. [2]). Nach Norden zu reicht dieselbe bis Twer, wo sie in den Hügelgräbern der Kreise Rżew, Zubcow, Twer aufgefunden wurde [3]), und bis Jaroslaw (in

[1]) Soweit mir bekannt, war Fr. Kruse der Erste, der diesen Typus der Keramik als slawisch erkannte, dann Kalina, Lisch, Vocel u. A.

[2]) Ich führe da auch die grosse slawische Gräberstätte von Gnězdowo (Gouvernement und Kreis Smolensk) an.

[3]) In den Sammlungen von Twer befindet sich ein interessanter Fund: Ein Münzendepôt, welches sich in einem

den Kreisen Jaroslaw und Rybinsk). Ostwärts begegnet man sie häufig im Gouv. Kaluga, von wo ich nur die Burgstätte „Spasskij Gorodec“ (Kreis Mosal) anführe, und auch im Gouv. Moskau (an der Kljazma). Den reinen Typus dieser Keramik sah ich am weitesten gegen Osten in dem Inventar der Gräber, die Seliwanow beim Dorfe Borki unweit von Rjazan aufdeckte. Sporadisch trifft man die Wellenlinie noch weiter im Gouv. Nižnij Nowgorod (Kreis Makarjejew), Kostroma (Funde am Ufer des Flusses Lyškanka). Dort nimmt aber schon die Keramik einen anderen Charakter an; die Wellenlinie ist hier nämlich mit dem Tupfenornament verbunden.

Ich forschte in Russland auch nach den modernen Resten dieser altslawischen Keramik, aber lange vergebens. Auf den Märkten von Kiew, Twer und Moskau suchte ich sie erfolglos; nur in Moskau am Sucharewplatz gelang es mir, alte typische Formen zu finden, jedoch ohne Verzierung. Erst als ich den berühmten Wallfahrtsort Sergiewo (70 km von Moskau entfernt in der Richtung gegen Jaroslaw) besuchte, fand ich dort zu meiner Freude einige moderne Gefässe, welche aber auch ganz der alten typischen Form und Verzierung entsprachen [1]).

Die Wellenlinie kommt schon in der Kunst der Periode von Madeleine vor [2]), häufiger im Neolith, wo sie schon mehrfach gezogen erscheint [3]). Auch später in der Bronzezeit und der Hallstatt-Periode, dann in den gallischen Funden und in unseren flachen Brandgräbern erscheint sie; in den älteren Urnenfeldern nur ausnahmsweise, in den jüngeren, wo sich indessen schon der römische Einfluss bemerkbar macht, häufiger [1]). Als typisches Ornament tritt sie erst bei der römischen provinzialen und bei der altslawischen Keramik auf, und zwar ist dieselbe stets eingeritzt und regelmässig mehrfach mittelst eines Kammes gezogen.

Es ist also sichergestellt, dass die sogenannte „slawische Wellenlinie“ auch ausserhalb des eigentlich slawischen Gebietes typisch vorkommt.

Auf die Frage nach ihrer Herkunft antwortete unlängst Dr. Buschan Folgendes: „Als ihren Ausgangspunkt dürfen wir den Orient mit Fug und Recht ansehen. Alte Verbindungen der Rheingegenden mit Byzanz, beziehungsweise zwischen sächsischen und fränkischen Häusern und byzantinischen Kaisern mögen zur Verbreitung dieses orientalischen Ornamentes beigetragen haben. Diese Beziehungen nahmen den oben beschriebenen Weg. Auf diese Weise dürfte das Vorkommen des Wellenornamentes in süd- und westdeutschen Gegenden zu erklären sein [2]).“

Ich habe schon früher die Meinung Much's und Anderer getheilt [3]), dass dieses slawische Ornament römischer Herkunft sei, und zwar auf Grund vorgefundener römischer Gefässe in den österreichi-

typisch slawischen, mit Wellenlinie verzierten Topfe vorfand, aus dem Kreise Ostašow stammend. Sämmtliche Münzen (gegen 800) sind böhmische Silbergroschen aus dem XIV. Jahrhundert. Cf. auch A. K. Žizněwskij, „Twerskij Muzej 13. juna 1892 goda“ (Twer 1892), S. 31.

[1]) Auch anderswo im Gebiete der Slawen kommt die Wellenlinie nur sporadisch vor. In Mährisch-Budweis werden nach Palliardi (Časopis olom. muz., 1894, S. 30) ähnliche Töpfe aus Kynic auf den Märkten verkauft; diese sind aber glasirt und die Wellenlinie ist in Farben angebracht. Häufiger scheint die eingesetzte mehrfache Wellenlinie in Slavonien vorzukommen, auf Gefässen, welche zur Zubereitung von Essig und Rakija dienen Eine Reihe solcher Gefässe sah ich im Rumjanzow-Museum in Moskau. Wie mir Dr. Matiegka mittheilt, findet man zuweilen die einfache Wellenlinie auch in Prag.

[2]) S. G. de Mortillet, Le Préhistorique. Antiquité de l'homme, S. 415. Musée préhistorique, n. 178. — Auch in Předmost in Mähren fand sie K. Maška (Mittheil. der Wiener Anthropol. Ges., XXI, Sitzungsberichte, S. 15).

[3]) Ich sah sie an einem kugeligen Gefässe von Plusha (Dorsetshire) im Ashmolean-Museum zu Oxford, ferner auf der Keramik aus den Megalithen von Carnac (St. Germain-en-Laye). Sie ist auch aus der Schweiz bekannt (Robenhausen, Fenil u. A.). Bei uns in Böhmen fand sie Čermák in der letzten neolithischen Schichte der Burgstätte „Hrádek“ bei Čáslau (Verhandl. der Berl. Anthropol. Ges., 1887, S. 478). Aus Russland verzeichnete sie Graf A. Uwarow (Archeologija Rossiji, II, Taf. 25, Fig. 4118, neolithisch?).

[1]) Z. B. in Böhmen: Dobřichov, Bylany, Kostomlaty, Burgwall Doudlebec; in Mähren: Obřany. Herr Custos Heger sagt zwar (Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, Bd. V, Heft 4, S. 11), dass das eingeritzte Wellenornament auf Gefässen erst nach Einführung der Töpferscheibe entstanden sein kann. Dafür spricht ihm der ganze Charakter des Ornamentes und die Art und Weise seiner Herstellung. Ich möchte lieber sagen, dass es sich erst dann als typisches Ornament entwickeln konnte, denn gewiss hängt es mit der Scheibentechnik auf's Innigste zusammen.

[2]) Dr. G. Buschan. Germanen und Slawen (Münster 1890), S. 11.

[3]) Siehe meine „Příspěvky k anthropologii“, I, S. 42, und den Aufsatz „Ein Beitrag zur Verwerthung der Wellenlinie an unseren Gefässen“ (im Časopis muz. spolku olom., 1891, S. 101). Much's Meinung siehe in den Verhandlungen des Congresses der deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Berlin im Jahre 1880 (S. 74 ff). Derselben Meinung war auch P. Senf in seinem Artikel „Wiener Legionsziegel und Wellenornament“ (Mitth. der Wiener Anthropol. Ges., XIV, Sitzungsberichte S. 47), W. Osborne (ibid., X, S. 248, und in den Prähistorischen Blättern, 1891, S. 3), und Bř. Jelinek (cf. seine Materialien zur Vorgeschichte und Volkskunde Böhmens. II. Theil in den Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien. 1894, S. 77). Neuestens schliesst sich auch J. Palliardi derselben Meinung an (Časopis muz. spolku olom., 1894, S. 27).

schen Ländern. Diese und ähnliche Funde werden von Tag zu Tag zahlreicher und bestätigen diese Annahme. Den bekannten Gräberfunden von Winklarn in Niederösterreich, von Wies in Steiermark, von Birglstein in Salzburg, dann den in Salzburg (Stadt) beim Linzer Thore aufgedeckten reihen sich neue Funde an: ein römischer Töpferofen in Helpfau[1]), römische Gräber von Laab bei Pettau[2]).

Auch die ungarischen Hügelgräber, die der römischen Periode zeitlich nahe stehen, weisen schon die typische Wellenlinie auf, so z. B. die von Nagy-Falvu, welche Hampel in das V. Jahrh. setzt[3]), die Gräber von Keszthély, nach Lipp aus dem IV. bis V. Jahrh.[4]).

Aus diesen Funden ersehen wir, dass die typische Wellenlinie der römischen Keramik eigen ist. Aber Eines war mir früher unsicher: ob dies ein Charakteristikon der römisch-provinzialen Keramik überhaupt oder ob dies nur ein speciell österreichisches Merkmal darstellt. Denn sonst könnte das obige Urtheil umgekehrt angenommen werden, dass die Wellenlinie in die römische Keramik von den Slawen übergegangen ist, welche schon in dieser Periode nach Ungarn bis zur Donau vorgedrungen sind, wie dies einige topographische Namen sicher verrathen. Eben deshalb habe ich dieser Frage meine Aufmerksamkeit beim Besuche der verschiedenen Museen gewidmet und gebe hier meine Erfahrungen.

Soweit ich die ältere italische Keramik (zumeist griechischer und etruskischer Herkunft) verfolgen konnte, kann ich mit Bestimmtheit behaupten, dass bei ihr die mehrfache eingeritzte Wellenlinie überhaupt nicht vorkommt. Nur in der ältesten griechischen Keramik vom mykenischen Styl in Mykenae, Tiryns, in Hissarlik, auf Cypern können wir hie und da eine einfache, gemalte Wellenlinie sehen; eingeritzt kam sie in der vierten Schichte auf Hissarlik (Schliemann's lydische Stadt) vor[5]). Unter einigen Hundert etruskischen Gefässen, die im Louvre aufbewahrt werden, fand ich gemalte Wellenlinien nur auf einigen kleinen Gefässen, auf grossen aber nie. Der italischen Keramik der Römerzeit ist daher die eingeritzte Wellenlinie fremd.

Etwas anders verhält sich die Sache in den römischen Provinzen. Unter den heute österreichischen Ländern ist in den ehemaligen römischen Provinzen die mehrfache eingeritzte Wellenlinie, wie wir gesehen haben, ein gewöhnliches Charakteristikon grösserer Gefässe römischer Arbeit.

Im römischen Gallien und Britannien kommt sie auch vor, aber bei weitem nicht so häufig wie bei uns. Im Musée des Antiquités nationales zu St. Germain-en-Laye, welches das Centralmuseum für die römischen Alterthümer Frankreichs ist, fand ich im Jahre 1891 nur folgende Belege: In den grossen Bulliot'schen Funden von Mont Beuvray (dem alten Bibracte) drei Scherben und ein ganzes Gefäss (Alles im „Salle d'Alésia"). Im grossen Kirchensaale, in den Sälen Nr. XIV, XV, XVI, XVII, welche alle Denkmäler römischer Keramik enthalten, fand ich nichts mehr.

Im British Museum zu London fand ich unter mehreren Hundert provinzial-römischen Gefässen nur acht mit einer einfachen (bis auf eines) eingeritzten Wellenlinie verzierte Gefässe. Im Ashmolean-Museum zu Oxford befindet sich unter vielen römischen Gefässen nicht eines mit einer Wellenlinie. Dabei können wir sie hie und da auf den Gefässen aus anglosächsischen Gräbern bemerken, z. B. unter den Funden von Barrows bei Taplow und Bucks[1]).

In Frankreich und Britannien sah ich die Wellenlinie wie bei uns, nur auf nicht lackirten (gewöhnlich grauen) Gefässen; unter mehreren Tausend verzierten, rothen und glasirten Gefässen fand ich sie nicht einziges Mal vor.

Ueber die Verbreitung des Wellenornamentes im mittleren Rheingebiet (von Strassburg bis zum Taunus) hat Mehlis Bericht erstattet[2]).

So viel weiss ich über die westeuropäischen römischen Provinzialfunde; von unseren österreichischen haben wir oben gesprochen[3]). Ob man in anderen ehemaligen römischen Provinzen weitere Belege finden wird, kann ich heute nicht angeben. Vielleicht lenkt dieser Artikel die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand und dürften von anderwärts Belege hiezu beigebracht werden.

---

[1]) Mittheilungen der k. k. Central-Commission, 1893, S. 99.

[2]) Ebenda, 1893, S. 248.

[3]) J. Hampel in der „Ungar. Revue", 1886, S. 652.

[4]) Ebenda, S. 27, 1887, S. 365.

[5]) Schliemann, Ilios, S. 257, 658.

[1]) British Museum, Anglosaxon-Room. — Vgl. auch Th. Wright, The Celt, the Roman and the Saxon (London, IV. Aufl., 1885), S. 493.

[2]) Im Kosmos, II, S. 492, nach Buschan, l. c., S. 10. Vgl. auch Cochet, La Normandie souterraine, S. 231.

[3]) Zu dieser österreichischen Gruppe müssen wir augenscheinlich auch die Denkmäler römischer Herkunft rechnen, die sich in Bosnien und der Hercegovina befinden. Gefässe mit Wellenornament kamen dort z. B. in einem römischen Grabe, das südlich von Mostar aufgedeckt wurde (Glasnik zemaljskog muzeja, 1891, S. 165), dann bei Domavija (ebenda VI, S. 6) vor Ob aber der Fund am Naklo bei Vojkoviči (wahrscheinlich handelt es sich hier um Reste eines Pfahlbaues), wo auch Scherben von demselben Typus vorkamen, der römischen oder schon der späteren slawischen Periode angehört, wage ich nicht zu entscheiden (Glasnik 1892, S. 213, 229).

Ich bin der Meinung, dass noch eine östliche Gruppe dieser römischen Provinzialkeramik einzureihen ist oder, besser gesagt, unter ihrem Einflusse stand. Ich meine die alten kaukasischen, mit dem typischen Wellenornamente verzierten Gefässe, von denen ich eine hübsche Reihe in verschiedenen Museen sah.

In den älteren, vorchristlichen Funden des eigentlichen Russland und der Krim kommen sie nicht vor [1]), erst im Kaukasus trifft man sie und, wie gesagt, denke ich auch da an römischen Einfluss.

Denn obwohl das mehrfache Wellenornament im alten Assyrien wohlbekannt war, wie uns mehrere grosse Urnen von den Ausgrabungen Dieulafoy's im Louvre belehren, so reihen sich chronologisch die uns interessirenden kaukasischen Funde der römischen Zeit an und würde man hiebei sehr unrecht thun, bei diesen an mesopotamischen sowie an den viel späteren slawischen Einfluss zu denken. Beide sind zeitlich zu weit auseinander gelegen. Man könnte sie höchstens als eine selbstständige Gruppe betrachten. Gefässe, mit typischen, einfachen sowie mehrfachen Wellenlinien verziert, wurden in jüngeren Gräbern zu Koban [2]), dann in Samthawro [3]), Tschmy in Ossetien [4]), Kamunta [5]), Redkin-Lager [6]), in Ausgrabungen bei Suchum [7]) und an anderen Orten vorgefunden [8]). Auf dem Kirchhofe der Tschetschenzen bei Tchaba-erda fand sie Wšev. Miller [9]).

Es kommt also die Wellenlinie auch in anderen vom Wohnorte der Slawen weit entfernten römischen Provinzen vor. Obzwar sie nun ausserhalb Oesterreichs viel seltener auftritt, so ist doch dieses Factum eine genügende Stütze für die Ansicht, dass dieses typische Ornament in die prähistorische slawische Keramik aus der provinzialrömischen überging und nicht umgekehrt. Buschan irrt gewiss, wenn er derselben orientalischen Ursprung zuschreibt. Wir sehen dieses Ornament ja in Böhmen häufiger schon auf den Stradonicer Scherben, welche gewiss römischen Ursprunges sind [1]). Allerdings fand es dann in den von Slawen bewohnten Gegenden eine allgemeine Verbreitung, am frühesten in Ungarn [2]).

Ungarn scheint also für beide besprochene slawische Charakteristika gewissermassen ein Ausgangspunkt oder besser die erste Station (im IV. bis VII. Jahrhundert) zu bilden, von wo sie sich zu den westlichen Slawen verbreiteten. Wenn sich dies bestätigen sollte, so ist das für die Palaeoethnologie der westlichen Slawen sehr wichtig.

### III. Geflügelte Lanzenspitzen.

In einigen Funden an der Donau, die durch die S-förmigen Schläfenringe charakterisirt sind, kommt zuweilen eine besondere Art von Lanzenspitzen vor, die wir „geflügelt" nennen können (Fig. 279), so z. B. bei Burg Lengenfeld in Baiern, in Gräbern von Thunau bei Gars in Niederösterreich [3]).

Der Fund von Burg Lengenfeld bewog Professor Dr. J. Ranke, sich im Jahre 1889 zu mir zu äussern, dass diese Art von Lanzenspitzen slawischer Herkunft sein könnte. Ich weiss nicht, ob mein hochgeschätzter Lehrer noch heute derselben Meinung ist. Ich meinerseits habe im Laufe der letzten Jahre dieser Frage meine Aufmerksamkeit zugewendet, inwieweit sich diese Form in Funden der slawischen und nichtslawischen Länder vorfindet, und habe die Wahrnehmung gemacht, dass die Funde gar nicht auf slawische Herkunft hinweisen.

Im westlichen Europa sind die geflügelten Lanzenspitzen ziemlich häufig, obwohl sie hier nur meist

[1]) Unter den zahlreichen keramischen Resten der südrussischen griechischen Colonien fand ich im Moskauer Museum nur ein kleines, rothes Krüglein, das mit einer einfachen horizontalen Wellenlinie verziert war.

[2]) Mehrere Krügel und Töpfe werden im Museum zu Berlin und im historischen Museum zu Moskau aufbewahrt.

[3]) Vgl. E. Chantre, Recherches anthropologiques dans le Caucase (Paris 1885—1887), Bd. II, Taf. 54, Fig. 6. Bd. III, Taf. 16, Fig. 2.

[4]) Nach Virchow (Verh. der Berl. Anthrop. Ges., 1890, S. 433).

[5]) Im historischen Museum zu Moskau (Saal III).

[6]) Im historischen Museum zu Moskau (Saal VI).

[7]) Sizow in den „Materialy po archeologiji Kawkaza" (Moskau 1889). Bd. II, Taf. VI, Fig. 4.

[8]) Aus der Umgebung von Kislowodsk, Tli-si, aus Digorien u. s. w. (in Moskau und Wien).

[9]) Materialy po archeologiji Kawkaza (1888), Bd. I, Taf. IV, Fig. 1, Taf. V, Fig. 1, 2.

[1]) In der Sammlung Berger's zu Prag. Vgl. auch N. Lehmann, Mon. varia populorum, I. Efossa de Stradonic, Taf 1.

[2]) Ich erlaube mir nebenbei auch einige moderne Beispiele seiner aussereuropäischen Verbreitung anzuführen. Ich sah eine mehrfache eingeritzte Wellenlinie auf der nilaghirischen (Vorderindien) und auf japanischer Keramik an einer ganzen Reihe von im britischen Museum zu London aufbewahrten Stücken. Ein kugeliges Gefäss aus dem Fidji-Archipel (in demselben Museum) ist mit einigen Reihen von Wellenornamenten auf der oberen Hälfte geziert; auf modernen ägyptischen Gefässen kommt eine mehrfache verticale Wellenlinie vor (Beispiele von verticaler Wellenlinie sind auch aus der prähistorischen Zeit bekannt. Vgl. den Artikel von Jentsch in den Verhandlungen der Berliner Anthropol. Ges , 1881, S 29). Im Berliner Museum (Nr. 647) befindet sich ein mit einer mehrfachen Wellenlinie verziertes Gefäss, angeblich aus einem Grabe auf Island stammend.

[3]) Der erste Fund wird in der Sammlung der Akad. in München, der zweite im Wiener naturhistor. Hofmuseum aufbewahrt.

sporadisch vorkommen. Ich will hiemit die ältere Aufzählung Lindenschmit's durch einige von mir beobachtete Funde ergänzen. Lindenschmit äussert sich über ihre Verbreitung folgendermassen: „Obgleich in den Gräberfeldern aller deutschen Stämme aufgefunden, ist diese Form doch verhältnissmässig eine seltene. Das Mainzer Museum besitzt zwei solcher Speereisen (Fig. 71 u. 74). Fig. 72 u. 73 [1]) stammen aus Bessungen und befinden sich im grossherzoglichen Privatcabinet zu Darmstadt. Namur hat aus den Gräbern von Greisch ein solches veröffentlicht und v. Bonnstetten ein gleiches aus burgundischen Gräbern bei Severy im Waadt. Baudot bringt zwei weitere aus den Gräbern von Charnay und Abbé Cochet fünf aus den von ihm untersuchten Gräberfeldern der Normandie [2])."

Fig. 279. Geflügelte Lanzenspitze von Thunau.

Zu dieser Aufzählung füge ich noch hinzu den Speer von Amiens und vier in der Themse gefundene, die sich im British Museum zu London (Anglosaxon-room) befinden, einen von der Burgstätte der alten Alésia (Alise St. Reine, Côte d'Or) im Saale Nr. XIII, zwei mir unbekannten Fundortes in der „Salle de numismatique" aus der Merowinger Zeit im Musée des Antiquités nationales zu St. Germain-en-Laye [3]), einen aus Andernach, einen aus Mertloch bei Polch, einen aus Kaltenengers (Rheinland), einen aus den Reihengräbern bei Thalmässig [4]) und fünf unbekannten Fundortes (siehe Nr. G. F. 1027) im Hofe des Germanischen Museums zu Nürnberg. Dazu kommen auch die oben angeführten Funde von Burg Lengenfeld (in München) und Thunau (in Wien).

In den Museen zu Oxford, Paris (Louvre), Bologna, Florenz u. a. m. erinnere ich mich nicht, ähnliche Waffen bemerkt zu haben.

In den slawischen Ländern fehlen aber die geflügelten Speere fast vollkommen. Soweit mir bekannt ist, fand sich in Böhmen ein einziger kleiner Speer, aus Bronze gearbeitet, bei Křesťovic [1]); aber ich zweifle sehr, dass seinem Erzeuger die typischen deutschen Lanzenspitzen dieser Art als Muster gedient haben. Ein anderer typischer (aus Eisen) befindet sich mit der Etikette „Unbekannten Fundortes" im Prager Museum. In Polen und Russland sind sie auch nicht bekannt. Im Museum zu Moskau (Saal der Denkmale von Chersonesus) existirt nur ein einziges derartiges Stück, welches irgendwo am Schwarzen Meere gefunden wurde und offenbar gothischer Herkunft ist. Auch einen in der Hercegovina, im Bilečer Kreise, aufgefundenen Speer könnte man schwerlich zu Gunsten der „slawischen" Herkunft anführen [2]).

Wie bekannt, verbreitete sich in der Neuzeit die geflügelte Waffenart auf's Neue während des XV. bis XVII. Jahrh. in Deutschland und Frankreich in der Form der sogenannten Hellebarden und Partisane [3]). Dieselben haben wahrscheinlich nichts gemein mit der alten Lanzenform. Demin sagt in seinem Buche: „es reiche ihr Ursprung nicht über das Jahr 1400 hinauf" [4]).

An diese neueren Formen reihen sich dann die Waffen an, die ich noch in einigen russischen Museen sah, z. B. in Moskau, in Twer, und welche nicht zu der alten, vorhistorischen zu zählen sind.

---

[1]) Aus dem folgenden Werk citirt.

[2]) Handbuch der deutschen Alterthumskunde, I. Theil, S. 176. Daselbst spricht sich der Verfasser über den Zweck dieser Lanzen folgendermassen aus: „Bei den vorliegenden Formen aber sind offenbar die seitwärts vorstehenden Haken bestimmt, das Eindringen des Speeres weiter als bis zu der Hemmung, die sie bieten, unmöglich zu machen."

[3]) In derselben Sammlung, Saal Nr. V (La Gaule après les métaux. Bronzes), befinden sich merkwürdigerweise unter einer Reihe von Lanzenspitzen der Bronzezeit auch zwei Abgüsse von bronzenen Speeren von der oben besprochenen geflügelten Form, und zwar einer abgegossen nach einer bei Gimmeldingen gefundenen Gussform (Original in Speier); der zweite Abguss ist von einem unbekannten Fundorte (aus der Schweiz?). Vgl. auch S. Reinach, Cat. du musée (Paris 1891), S. 137.

[4]) Derselbe ist ähnlich gebildet, wie die bei Lindenschmit in Fig. 72 abgebildete Lanze, die nach dem Verfasser „ganz ungewöhnlich und bis jetzt noch nirgend anderswo beobachtet war". Freilich stammt der Fund von Thalmässig schon aus dem Jahre 1889. Ueber den Fund von Mertloch und Andernach s. Mitth. aus dem German. Museum Nürnberg, I (1884—1886), S. 106.

[1]) Woldřich, Beiträge zur Urgeschichte Böhmens, IV, S. 27.

[2]) Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni a Hercegovini, 1893, S. 497.

[3]) A. Demin, Die Kriegswaffen in ihrer historischen Entwicklung (Leipzig 1886 [2]), S. 609, 613.

[4]) Demin, l. c., Eine Art von Partisane korsischen Ursprunges hiess Korseke (Roncone).

# Literaturberichte.

19.

**Hauser, Karl Baron: Die Geschichte Kärntens von der Urzeit bis Kaiser Karl dem Grossen, neu aus Quellen bearbeitet.** Klagenfurt 1893. III + 147 S. und 2 Kärtchen. 8°.

Der zur Darlegung der prähistorischen Perioden und der alten Geschichte Kärntens berufenste Gelehrte bietet uns in diesem Büchlein unter sorgfältiger Abwägung der älteren Lehrmeinungen einen schön gerundeten Abriss der zuverlässigen Resultate der neuesten Forschungen. Das Skelet der ganzen Abhandlung construirt er mit der kritischen Treue des Historikers ausschliesslich aus dem für Kärnten thatsächlich vorliegenden Materiale und opfert dieser Grundregel manch' kleineren, dankbaren Absatz. So kommt es, dass er von der Steinzeit und der eigentlichen Bronzeperiode, welche in Kärnten nur unzureichend durch vereinzelte Funde vertreten sind, kaum spricht und das erste Capitel des Buches sofort mit „Hallstätter Zeit" überschreibt. Für diese Periode hat Kärnten bekanntlich neben einer Anzahl kleinerer Fundorte das überaus wichtige Tumulus-Grabfeld von Frögg bei Rosegg mit seiner Specialität der Bleifigürchen. Dieses Capitel, sowie die folgenden, „Keltenzeit" und „Römerzeit", dürfen auf den ungetheilten Beifall aller Fachmänner rechnen. Mit dem vierten Absatze, „Bajuvarenzeit", weicht er von der durch Baron Ankershofen inaugurirten Ansicht von den in Kärnten während des frühen Mittelalters herrschenden nationalen Verhältnissen ab und kehrt, von vielen guten Gründen unterstützt, zu der älteren Ansicht Muchar's zurück, dass die Deutschen überall dort, wo sie heute, sowohl in Steiermark als in Kärnten, in dichten Beständen wohnen, seit jeher, jedenfalls aber früher als die Slawen angesiedelt sind, dass sich Slawen in den deutschen Gegenden zwar in zerstreuten Ansiedelungen niedergelassen, aber im Laufe der Zeit von der Ueberzahl der deutschen Bewohner wieder aufgesaugt worden sind, und dass die slawischen Ortsnamen in deutschen Gebieten nur Ueberbleibsel solcher zerstreuter Ansiedelungen, nicht aber Beweise für eine der deutschen Occupation vorausgegangene compacte slawische Besiedelung sind. Durch die sorgfältige Verwerthung aller diese Lehrmeinung stützenden Facten wird dieses Capitel zu dem wichtigsten des Buches. Eine Anzahl von Text-Illustrationen und die beiden Kärtchen, „Kärntens Römerstrassen" und „Kärntens Sprachengrenze", unterstützen die übersichtlichen Ausführungen vortrefflich.

**Josef Szombathy.**

20.

**Krause, Dr. Ernst (Carus Sterne): Die nordische Herkunft der Trojasage bezeugt durch den Krug von Tragliatella, eine dritthalbtausendjährige Urkunde.** Glogau 1893. 48 S. 8°.

Der Hypothese von der nordischen Herkunft der Arier ist heute die Aufmerksamkeit der Anthropologen ganz besonders zugewendet. Speciell aus unserer Gesellschaft ist der bedeutendste Verfechter derselben, Prof. Karl Penka, hervorgegangen. Mit wahrem Feuereifer stellt sich Dr. Krause in ihren Dienst. Während aber der Philologe Penka ein grosses Gewicht auf die Mitverwerthung des specifisch anthropologischen Materiales legt, bevorzugt der Naturhistoriker Krause in seinen Darlegungen (die bekannten Artikel in der Vossischen Zeitung, dann Tuisko-Land, der arischen Stämme und Götter Urheimat, und Die Trojaburgen Nordeuropas) die philologischen Hilfsmittel als Stützen der neuernden Hypothese. Von Seite der prähistorischen Archäologie, deren Beistimmung am wichtigsten wäre, sind bis jetzt keine ausreichenden Stützen heranzuziehen gewesen. Wie könnte dies auch nur erwartet werden, wenn Verf. den Ursprung der Trojasage in den kleinen, nördlich des Polarkreises liegenden Theil von Europa versetzt und es sich also darum handelt, die Urheimat der Arier in dem nach dem Ende der Eiszeit zu allerletzt bewohnbar gewordenen, immerdar unwirthlichsten Theile Europas zu suchen. Auch der bekannte, figural verzierte etruskische Thonkrug von Tragliatella wird trotz der den Fernerstehenden verblüffenden Menge philologischen Rankenwerkes, welches Verf. um ihn geschlungen hat, die ihm zugemuthete Rolle als Zeugniss für die nordische Herkunft der Trojasage nicht ausfüllen. Man müsste ihn gänzlich aus seinem archäologischen Zusammenhange entfernen, um eine solche Zumuthung an ihn stellen zu können.

**Josef Szombathy.**

# Die geographische Verbreitung der Todtenbretter.

Von **Dr. Wilhelm Hein.**

*(Mit 2 Lichtdrucktafeln.)*

Wie ich schon in meiner Abhandlung: „Die Todtenbretter im Böhmerwalde“ (Mitth. d. Anthropol. Ges. in Wien, Bd. XXI, S. 85 ff.) hervorhob, sind die Todtenbretter nicht allein auf den Böhmerwald beschränkt, sondern sie kommen auch in Bayern, Salzburg, Oberösterreich und im Braunauer Ländchen (Böhmen) vor. In Folgendem will ich nun die verschiedenen Berichte und Publicationen, die mir in den letzten drei Jahren zukamen, zusammenstellen, um die topographische Verbreitung der Todtenbretter etwas genauer zu begrenzen, wiewohl ich mir klar bewusst bin, dass ein Abschluss in dieser Sache noch lange nicht erreicht ist und dass eine Schlussfolgerung aus der Verbreitung der Leichladen auf ethnologische Verhältnisse noch verfrüht wäre.

Eine solche ist erst dann möglich, wenn die Hauptzüge in den Eigenthümlichkeiten nicht nur der den Todtenbrettercultus betreibenden Bevölkerung, sondern auch ihrer Nachbarn, welche dieser Sitte nicht huldigen, klar gelegt sind. Es müssen vorher also noch manche historische, dialektische und ethnologische Fragen gelöst werden, bevor an einen Abschluss der hier fortgesetzten Forschungen gedacht werden kann. Im Böhmerwalde, wo zwei schon sprachlich ganz verschiedene Völker aneinander stossen, liegt die Sache viel einfacher als z. B. im Herzogthume Salzburg, wo die ganze Bevölkerung eine deutsche ist und doch nur in einzelnen Gegenden den Todtenbrettercultus kennt. Es wird daher in Folgendem besonderes Gewicht auf das örtliche Vorkommen der Leichladen gelegt, weil erst nach Feststellung ihrer Verbreitung weiter gebaut werden kann.

Zunächst sei es mir gestattet, einige Berichtigungen und Nachträge zu der oben genannten Abhandlung zu geben: Herr Pfarrer Mathias Essl in Depoldowitz schreibt: „S. 96 wird Padraska als tschechisch angeführt, ist aber noch rein deutsch, und der angeführte Spruch ist auf einem Friedhofskreuze in Depoldowitz. S. 99 heisst es, dass Depoldowitz aus vier deutschen und zwei tschechischen Orten besteht, was ebenfalls unrichtig ist. Der Pfarrsprengel Depoldowitz ist ganz rein deutsch, daher auch Diwischowitz und Padraska, wenn sie auch ehemals zur tschechischen Pfarre Drosau gehörten. Durch die uralte Verbindung mit Drosau ist wohl in diesen zwei Orten der deutsche Gebrauch der Todtenbretter verloren gegangen, wie auch in anderen rein deutschen Orten hier an der Sprachgrenze, die zu tschechischen Pfarren eingepfarrt sind.“ Zu den auf S. 97 beschriebenen hölzernen Laden mit der Aufschrift „Denkmal des N. N.“ auf dem Friedhofe in Lam, in welchen ich trotz ihrer grossen Aehnlichkeit mit Todtenbrettern keine Leichladen vermuthete, bemerkt Herr Singhofer, Pfarrer in Lam: „Selbe sind nicht jene Bretter, worauf der Leichnam während der 42stündigen Rast im eigenen Hause gelegen[1]); denn diese werden an eigenen Orten aufgestellt, gewöhnlich rings um ein Feldkreuz in der Nähe des Gehöftes oder der Ortschaft. Die am Kopfende der Gräber befindlichen Bretter bilden den Ersatz eines Grabmonumentes und heissen hierorts „Sarg“, im Dialekte „Zoar“, werden ebenfalls vom Schreiner verfertigt und entweder von ihm selber oder einem ländlichen Maler bemalt.“ Nach demselben Gewährsmanne ist die schönste Todtenbrettergruppe jene von Lambach, von welchen ich in meinem Feuilleton „Todtenbretter“ im „Neuen Wiener Tagblatt“ vom 6. August 1891 schrieb: „Nie werde ich jenes Augenblickes vergessen, da ich von der Wallfahrtskirche auf dem Mariahilferberge herab gegen Lambach stieg und plötzlich vor mir Brett an Brett zu beiden Seiten eines Riesenkreuzes in einem Halbkreise stand, innerhalb dessen eine Reihe von Betstühlen zur Andacht rief; den Hintergrund bildete der düstere Wald, über den sich die Felsenkanzel des Osser erhob; gleichsam im Abschlusse des Thales lagen die freundlichen Häuschen von Lambach, aus denen das Geräusch der Glasschleifereien herüberdrang.“

[1]) Es beruht daher auf einem Irrthume, wenn im „Český lid“, I. Bd. (Prag 1892), S. 522, auf Grund meiner Abhandlung gesagt wird, dass die Bretter nach der Beerdigung der Todten am Grabe aufgestellt werden („V německých končinách Šumavy jest zvykem klásti mrtvé na prkna, která se po pohřbeni postaví na hrobě“).

Dass es unmöglich wäre, von den Einheimischen Todtenbretter zu erlangen (vgl. S. 98), scheint nicht durchgehends richtig zu sein; wenigstens machte sich Herr Adolf v. Scheure in Seewiesen erbötig, mir ein rohes, blos mit den eingeschnittenen drei Kreuzen versehenes Brett zu verschaffen, „da die Scheu vor den Todtenbrettern nur einigen besonders abergläubischen Weibern innewohnt". Herr v. Scheure hat bestimmte Personen bezeichnen hören, welche Todtenbretter stehlen, um sie zu verbrennen oder anderweitig zu verwenden. In Seewiesen soll ein dem Trunke ergebener Tischler gelebt haben, der die Särge aus Todtenbrettern verfertigte, welche er Abends, wenn er aus dem Wirthshause ging, entwendete. Ein Insasse von Seewiesen nagelt, weil erfahrungsgemäss ein gutes Brett nicht lange liegen bleibt, jene Laden, auf welchen Angehörige seiner Familie lagen, am Orte der Aufbewahrung mit grossen Holznägeln fest. Nach stärkeren Regengüssen werden die Bretter oft auch fortgeschwemmt, in den unteren Gegenden aufgefangen und als Brennholz verwendet. Trotz dieser Gleichgiltigkeit gegen die Leichladen gelang es Herrn v. Scheure nicht, von den Leuten selbst ein derartiges Brett zu erlangen, da sie, wie er meint, ein Geldgeschäft mit ihm machen wollten, und er nicht gewillt war, etwas dafür zu bezahlen. Doch bleibt zu bedenken, dass die Bretter wohl nur zum Verbrennen oder an sumpfigen Stellen als Gehsteige verwendet werden, zuweilen auch wieder als Sargbestandtheile dienen müssen, kaum aber im Hausrathe eine Benützung finden; es ist daher wohl erklärlich, wenn die Leute sich scheuen, ein Brett zu ihnen ganz unbekannten Zwecken auszuliefern, wobei es nicht durch Naturkräfte (Feuer, Wasser) vernichtet wird.

Zu dem letzten auf S. 93 gebrachten Spruche macht Herr Prof. Dr. Paul Wolters in Athen die Bemerkung: Das mehrfache gleichlautende Vorkommen desselben erkläre sich daraus, dass er aus der Literatur stammt. „Mir ist er als Kirchenlied bekannt in dieser Form:

Wenn junge Himmelserben
In ihrer Unschuld sterben,
Verlieret man sie nicht.
Sie werden nur dort oben
Vom Vater aufgehoben
Und schauen Jesu Angesicht. u. s. w. u. s. w.

Ob dies die originale Fassung ist, kann ich hier nicht nachprüfen. Als Dichter wird Joh. Andr. Rothe genannt. — Ob nicht überhaupt Mancherlei aus der Literatur in diese Sprüche eingedrungen ist? Die Analogie der antiken Kirchhofspoesie würde durchaus dafür sprechen." Auch Prof. Dr. Julius Euting in Strassburg bezeichnet diesen Spruch als ein Begräbnisslied, welches in verschiedenen Gesangsbüchern, z. B. in württembergischen, vorliegt. Dass der grösste Theil dieser Sprüche, soferne sie nicht das Volksthümliche unverkennbar an der Stirne tragen, auf Kirchenlieder zurückgehe, betonte mir persönlich Herr Dr. Haberlandt, der es auch als wünschenswerth bezeichnete, den Quellen der verschiedenen Verse nachzuspüren. Das ist eine Aufgabe, die vorläufig noch der Erledigung harrt, da deren Durchführung nicht in den Rahmen der vorliegenden Zusammenstellung gehört.

Auf S. 96 vermuthete ich, dass die Bretter mit der Uhr, welche die Sterbestunde anzeigen, von Prof. Sepp in der Gegend von Dachau gefunden wurden. Sie kommen aber auch in der Umgebung von Cham vor, wie Herr Mathias Weixlgartner, Stadtpfarrcooperator daselbst, meldet: „In dem ganzen Chamgau herrscht der Gebrauch der Todtenbretter. Aufgestellt werden sie gewöhnlich bei Dorfcapellen, Feldkreuzen, im Walde durch Annageln an Bäumen. Besonders gebräuchlich ist es, auf das Todtenbrett eine Uhr zu zeichnen, mit Angabe der Sterbestunde." Auf Taf. II, Fig. 4, ist eine Photographie von der Dorfcapelle in Prenzing (Gemeinde Willmering, Pfarre und Bezirksamt Cham, Oberpfalzer Regierungsbezirk), welche von Herrn Cooperator Weixlgartner aufgenommen wurde, reproducirt. An der Aussenwand dieser Capelle sind mehrere Todtenbretter, darunter vier mit Uhren, aufgehängt. Derartige Bretter mit der Uhr erwähnt auch Rev. S. Baring-Gould in „The Family Friend", Nr. 277, January 1893 (London), in dem Artikel „Martyr-Tables" (p. 4—6): „The most peculiar martyr-tables, if so they may be called, are those seen in the Bavarian and Bohemian Forest. There, when any one dies, he or she is laid on a board rudely shaped to the human form, and with a sort of shelf for the feet to rest against. The body lies on this till burial, and after burial the board is painted and furnished with a sort of penthouseroof. Where the head was is a circular picture representing the deceased kneeling upright in prayer, and in the sky are representations of the Trinity. Sometimes, instead of a picture, the circle is painted to look like a clock dial, with the hands pointing to the hour and minute of death. Below, where the back of the corpse rested, an inscription is painted recording the name,

date of death, age, dignities and virtues of the deceased. Then this board is erected either by the side of the road leading to the church, or at cross roads, or even in the depth of the woods. As the bases decay, these boards lurch, and the effect by night or in the evening is startling in the extreme. One sees near the road ranges of apparently drunken soldiers, or one comes in the forest suddenly on figures that one fancies are bandits in waiting. Not only those who die violent deaths are provided with these horible backboards and memorials, but every man, woman and child who dies, so that there are literally crowds of them. At Neukirch (Neukirchen, Oberpfalz), under the Hohenbogen, where the church is a mile from the village, the whole way is lined on both sides with these lurching, staggering „dead-boards". I can conceive of nothing more trying to the nerves than a walk between them on a night with just sufficient light in the sky to show their ontlines, and illumine their flat, white faces. The artist who paint the martyr-tables is either some poor man who takes up the business in adition to his usual trade, or, more frequently, it is done by the sculptor of headstones."

Wie man sieht, ist diese Schilderung eine vollkommen sachgemässe; doch hat die Bemerkung „rudely shaped to the human form" den Zeichner der beiden Bilder „Group of dead-boards near Cham" und „Dead-board", Herrn A. Fairfax Muckley, verleitet, den dargestellten Todtenbrettern leibhafte Menschengesichter zu verleihen[1]). Meines Wissens kommen, mindestens bei Cham, derartige ganz in Menschengestalt ausgeschnitzte Leichladen nicht vor. Dieselben Illustrationen brachte die Familien-Zeitschrift „Zur guten Stunde" im 16. Heft des VI. Jahrganges 1892—1893 (Berlin), S. 114, 118, zu welchen Herr Dr. Karl Ritter v. Heigel in Riva am Gardasee eine Skizze „Zwischen Feldmoching und dem Gardasee" schrieb; auch dieser Schriftsteller erinnert sich nicht, ähnliche Todtenbretter gesehen zu haben (nach brieflicher Mittheilung).

Eine gute Abbildung von Todtenbrettern aus dem Lamer Winkel (Bayern) findet sich als Illustration zu den Reiseerinnerungen Hans Schreiber's in Trautenau: „Kunterbuntes aus der Böhmerwald-Heimath" in der Zeitschrift „Bayerisch Land und Volk", III. Jahrg. 1892 (Augsburg), Nr. 14, S. 109.

Von den vier daselbst (S. 110) aufgezeichneten Sprüchen ist folgender mir neu:

„Staub ist es, was wir sind auf Erden,
Mein Gatte war es ach! zu früh;
Doch er wird dort selig werden,
Die Guten sterben nie."

Herr Schreiber erzählt in seinen Erinnerungen die Geschichte eines Wilddiebes, der vom Förster erschossen und dessen Geliebte darüber irrsinnig wurde und täglich vor dem Todtenbrette des Wilderers kniet und weint.

„Nirgends," schrieb mir Herr W. Gruber, Expositus in Hohenwarth bei Kötzting (zwischen Cham und Neukirchen, Niederbayern), „wird man den Gebrauch und so lange Reihen aufgestellter sogenannter Todtenbretter häufiger finden, als im bayerischen Walde; sie sind ein Zeichen der Pietät gegen die Verstorbenen, an die durch die Bretter, auf denen Todte vor der Aussegnung gelegen sind, gedacht wird. Inmitten einer solchen Reihe von Brettern steht das Zeichen der Erlösung, das Kreuz mit dem Sieger über den Tod; es gibt sogenannte heilige Wege, an welchen mehrfach das Bild des Gekreuzigten steht. Was die Anfertigung der Todtenbretter selbst betrifft, so ist sie nur ganz gewöhnliche Schreinerarbeit: eine vielfarbige Malerei, Aufschrift der nöthigen Daten über die Verstorbenen und ganz gewöhnliche Verse. Etwas Besonderes ist freilich der häufig im Bilde ausgeführte Gedanke: der Engel senkt die erloschene Lebensfackel zur Erde, die Sanduhr ist abgelaufen und liegt zertrümmert auf dem Boden; der Engel führt den Verstorbenen aufwärts, der mit einem Kreuze auf dem Haupte, mit gefalteten Händen und schwarz oder, wenn es eine Jungfrau ist, weiss gekleidet abgebildet wird; der Fussboden ist getäfelt, ähnlich dem Kirchenpflaster, und das ganze Bild umgibt ein Kranz. Aussen steht: Heute mir, morgen dir. Was ich bin, müsst ihr auch bald werden. Oft ist der Gedanke an ein Wiedersehen im Jenseits ausgedrückt.

Auch K. Gruber, „Marterl und Taferl" (citirt in v. Heigel, „Zwischen Feldmoching und dem Gardasee", S. 117), sagt: „Ganz besonders dicht, zu Hunderten beisammen, stehen die Leichenbretter im bayerischen Vorwalde zwischen Straubing und Cham. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, geht man Nachts durch den Wald und es steht mitten zwischen den Bäumen eine solche Schar bleich und stumm im

[1]) Auf eine diesbezügliche Anfrage schrieb Herr A. Fairfax Muckley (Alexandra Villa, Wraysbury Bucks): „The drawings I made were not from the places, but from the Rev. S. Baring-Gould's sketches and notes. I have not the visited country from whence the sketches wer taken."

Mondenscheine.“ Von den Leichenbrett-Inschriften im bayerischen Walde gibt Karl v. Reinhardstoettner, „Land und Leute im Bayerischen Walde“ (Bamberg 1890), S. 76, einige Proben: „Interessant ist es, hier das Volk seine Ansichten aussprechen zu hören. ‚Tod, du fuhrst mir durch den Sinn‘, klagt einer bei Arnschwang; ein anderer findet, entgegen den Worten des Psalmisten, achtzig Lebensjahre für eine kurze Zeit; bei Dalking wird von einer mit 75 Jahren (1871) verstorbenen Frau gesagt:

Kaum als Du die Welt gesehen,
In der schönsten Blütezeit,
Musstest Du von hinnen gehen!

Neben der ‚ehrsamen Jungfrau von drei Jahren‘ ruht der ‚ehrengeachtete Jüngling von 60 Jahren‘; oft aber erblicken wir auch in diesen Dichtungen fremden Einfluss und poetische Erinnerungen. Es war ohne Zweifel ein jugendlicher Tenor, ein Schulgehilfe, der Josephs Arie aus Méhul's Oper fleissig studirt hatte, um auf das Brett eines (1884) gleichfalls in Dalking Verstorbenen die Verse zu schreiben:

Ich war noch nicht hoch an Jahren —
Vierzig zählte kaum ich nur;
Noch dachte ich nicht an's Sterben,
Doch der Tod verfolgte meine Spur.

Auf einem anderen Brette lässt sich die verschiedene Gattin mit den tröstlichen Worten vernehmen, die gewiss bald verwirklicht wurden:

Weine nicht, lieber Mann;
Nimm Dir eine andre an!“ [1])

Nur der Vollständigkeit halber mögen hier die Leichenbrett-Inschriften aus dem bayerischen Walde verzeichnet werden, welche B. Köhler in „Leichenbreter und Leichenbretpoesie im Bairischen Wald“ in der „Illustrirten Zeitung“, 1875, S. 96, bringt:

1. Mein Kind, das war ein Rosenknopf (=Knospe),
Wollte eine Rosen werden,
Da kam der Tod und roch daran
Da wars nicht mehr auf Erden!

2. Gatte, Kinder, weinet nicht,
ich hab ausgelitten,
Sterben das ist Menschenpflicht
ach da hilft kein Bitten!
Lebet wohl, beim Aufersteen
werden wir uns wiedersehen.

3. Im letzten Jahr da starb mein Mann
Wie that ich ihn bewein
Und jetz ach starb mein einzig's Kind —
Nun bin ich ganz allein!

4. Denket meiner im Gebet
sprecht an meiner Grabesstätt:
Mutter ruh' in Frieden hier,
und der Himmel leuchte Dir.

5. Du unerbittlig grausamer Tot
Was machst Du uns vir Schmertz und Not.
Ach könnten wir ganz in Schmertz zerfliessen,
Die gute Mutter hast du uns entrissen.
Da sank, die uns so libete hinab
Auf ewig in das kille Grab.

6. Ob die ganze Welt Dich nennt
Oder blos Dein Nachbar kennt,
Ob Du arm bist, oder reich,
Ob Du roth bist, oder bleich,
Dieses ist zuletzt ganz gleich.
Jeder Mensch auf Erden,
Muss zu Staube werden!

7. Ich lieg im Grab und muss verwesen,
Was Du jetzt bist, bin ich gewesen!
Was ich jetzt bin, das wirst auch Du! —
Drumm steh, und bett für meine Ruh.

8. Hör liber Christ geh nicht vorbei
Bett mir 1 Vater Unser oder auch 2
Bedenke, es vergelts Dirs Gott!
Diess ist an Dich mein letzt Geboth.
Und zum Schluss, gieb ich dir den Gruss:
Gelobt sei Jesus Christus [1]).

In Bayern dehnt sich das Todtenbrettergebiet von der Oberpfalz südwärts über die Donau bis zu den Alpen aus; die westliche Grenze bildet der Lech. In der Oberpfalz (Fr. Schönwerth, Aus der Oberpfalz, S. 245ff.) liegt der Todte auf dem Brette „mit dem Gesichte nicht gegen Aufgang, nicht gegen Niedergang. Rötz. Die Füsse sind meist gegen die Stubenthüre gerichtet; denn der Gestorbene hat nicht seines Bleibens im Hause. Neunburg. Um Tiefenbach schaut der Kopf von der Thüre weg gegen das Fenster. „Der Todte gehört nicht mehr in's Haus, schaut nur mehr grüssend zur Thüre herein.“ „Ist der Todte an einer hitzigen Krankheit verstorben, so kommt er gleich in den Sarg und wird in den Gang hinausgestellt“ (S. 245). „Das Todtenbrett vererbt sich“ (S. 250, um Auerbach, Erbendorf, wo schon slawische Einflüsse sich bemerkbar machen). Das Todtenbrett, auf dem die Leiche lag, wird auf die Stelle, wo das Stroh verbrannt wurde, zum Oefteren aber auf Gangsteigen und Wiesen über Bäche hingelegt und mit hölzernen Nägeln angenagelt,

[1]) In Reinhardstoettner's Buch befindet sich auf S. 76 eine gute Abbildung von Todtenbrettern, gezeichnet von Otto E. Lau.

[1]) Zu der genannten Abhandlung gibt B. Köhler eine vortreffliche Originalzeichnung (vgl. auch Globus, Bd. LIX, 1891, S. 185). Vgl. zu diesen Sprüchen die Sammlung bei Ludwig v. Hörmhnn „Grabschriften und Marterlen“ (Leipzig 1890), S. 8—39.

damit die Vorübergehenden des Verstorbenen mit einem Vaterunser gedenken. Doch darf man nicht darauf treten, sonst bekommt man Fussweh. Falkenstein, Fronau, Oberviechtach. — Gewöhnlich erhält das Brett den Namen dessen, dem es gehörte, und die Jahreszahl; um Falkenstein sind die Laden blau bemalt. — An manchen Orten werden sie mitsammt dem Stroh verbrannt (S. 252—253).

Für die Oberpfalz findet sich noch ein Beleg in einer ganz kurzen Notiz in dem Roman „Die Fahrt nach der alten Urkunde“ von August Sperl (München 1893), wo von Todtenbrettern bei Hohendress am Flüsschen Luhe gesprochen wird: „den Strassengraben entlang stehen viele Todtenbretter, neue und alte“ (S. 58).

Das Vorkommen der Leichladen in der Umgebung von München bestätigt Karl v. Heigel in der erwähnten Schrift „Zwischen Feldmoching und dem Gardasee“, S. 114. In Feldmoching, einige Kilometer nördlich von München, lehnen aussen an der Mauer der Brückencapelle „mehr oder minder morsche Bretter, Holzschilde mit Todtenschädeln und Inschriften bemalt:

> Auf diesem Brett ist gelegen die
> ehr- und tugendreiche Frau N. N.
> Lieber christlicher Wanderer
> bet für die armen Seelen ein
> Vater unser und Ave.

So oder ähnlich lauten die Aufschriften alle, nur die Namen und das Geschlecht verschieden. Es sind die Bretter, auf denen die Leichen der Genannten aufgebahrt gelegen; Todtenbretter, im Volksmunde Rechbretter vom mittelhochdeutschen rê, Leichnam, aber auch Grab und Todtenbahre“.

W. H. Riehl, Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Socialpolitik, I. Bd. Land und Leute (Stuttgart und Tübingen 1854), S. 175, 176, spricht von den Leichladen östlich vom Lech: „Auf dem rechten Lechufer sind bis zur Donau hinab buntbemalte ‚Todtenbretter‘ an allen Strassen aufgestellt, und überall prangt noch in den Dörfern der altbayerische Kirmesbaum, statt des Laubes und der Zweige mit Hunderten von geschnitzten und übermalten kleinen Figuren geziert. Auf der linken Lechseite wird man so wenig ein einziges Todtenbrett oder einen Baum der Art finden, als einen Ortsnamen, der auf ‚ing‘ statt auf ‚ingen‘ auslautete. Es bekunden aber die Todtenbretter sowohl wie die Kirmesbäume einen eigenthümlichen monumentalen Sinn bei den altbayerischen Bauern. Ist Jemand gestorben, so wird ein Brett von Manneshöhe bunt bemalt mit den Sinnbildern des Todes, die Leiche wird eine Weile auf das Brett gelegt und dasselbe nachher mit einer Inschrift versehen, die gewöhnlich anhebt: ‚Auf diesem Brett ist todt gelegen der ehrengeachtete N. N.‘ etc. Diese Bretter werden an Feldwegen, bei Crucifixen und Heiligenhäuschen, an einem Acker des Verstorbenen oder auch an seinem Lieblingsplatze, wo er sich in Wald oder Feld auszuruhen pflegte, aufgestellt. Mehrentheils findet man sie an Grundstücken der einzelnen Familien, und zwar familienweise, zusammen gruppirt. Der Bauer hat keine Familiengruft, aber die ‚Monumenta‘ seiner Familie, wie sie auch oft ausdrücklich genannt sind, stehen bei einander auf dem ererbten Grundstück. Der Cultus der Leiche, welcher darin liegt, dass der entseelte Körper durch unmittelbare Berührung das Brett, auf dem er ‚todt gelegen‘, sich zu eigen weihen muss, hat etwas Schauererregendes, und wenn der einsame Wanderer des Nachts am Saume des Waldes oder der Feldflur sich plötzlich von einem solchen Brette mit dem hellgemalten Todtenkopfe angegrinst sieht, so weckt das gerade nicht die behaglichste Stimmung. Und doch wohnt diesen bunten Brettern zugleich etwas Ehrwürdiges bei; sie sind einer der Uranfänge aller monumentalen Kunst, die in der vollen Naivetät des grauen Alterthumes hier in unsere civilisirte Welt hereinragt. Ein roh bemaltes Brett, das sich in seinen Umrissen sogar oft der menschlichen Gestalt nähert, zum Gedächtniss eines Verstorbenen an seinem Acker aufgestellt, könnte ebenso auf einer Südseeinsel landesüblich sein, als in Altbayern.“

Nach einer Mittheilung des Fräuleins Marie Eysn in Salzburg werden die Todtenbretter am Ammersee, Starnbergersee, Würmsee u. s. w. in der „Illustrirten Chronik der Zeit“, Jahrg. 1887, S. 712, unter dem Titel „Ueber Rêbretter in Oberbaiern“ (mit Abbildung) behandelt.

Die Verbreitung der Todtenbretter in Südbayern wird angegeben in der „Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreiches Bayern“, I. Bd. Oberbayern, Abschnitt „Volkssitte“ von Felix Dahn (München 1860), S. 413: „Fast durch ganz Oberbayern — besonders häufig im Land an der Amper, im Flachland zwischen Lech und Isar, aber auch im Traungau — ist die Sitte verbreitet, die Bretter, auf welchen die Leiche getragen worden, an den Gangsteigen, zumal auf Kirchwegen, an die Bäume zu heften, oder auch über kleine Gräben, oder platt

auf den schmalen Feldweg zu legen. Der Name des Verstorbenen und ein R. I. P. — requiescat in pace — findet sich darauf gemalt."

In dasselbe Gebiet, obwohl bereits in Tirol gelegen, gehören die Todtenbretter in der Gegend von Lermoos. Die Zeitung „Der Burggräfler" vom 17. Juli 1892 (Meran) bringt einen Bericht von Lermoos, in welchem es heisst: „Stirbt jemand, so wird in der Stube ein menschenlanges Brett auf zwei Stühle und der Leichnam darauf gelegt. Nach Beerdigung des letzteren wird in das Brett der Name des Verstorbenen sammt der Jahrzahl des Sterbejahres eingeschnitzt und dasselbe über einen Wasserdurchlass eines Feldweges gelegt, den die Weginteressenten passiren müssen. Jeder Passant liest den Namen des Verstorbenen und betet ein kurzes Gebet für dessen Seelenruhe." Auch K. v. Heigel kennt diese Leichladen und bemerkt darüber (a. a. O., S. 117): „Ueber die Moorgründe bei Lermoos sind Bohlen gelegt, in welche man Namen von Abgeschiedenen mit Todtenkreuz und Jahreszahl eingeschnitten."

Dies ist die einzige Localität in Tirol, welche meines Wissens den Gebrauch der Todtenbretter in unserem Sinne kennt; es konnte dahin, wie vielleicht auch im tirolischen Lechthale diese Sitte mit den Einwanderern von Bayern aus leicht thalaufwärts vordringen, da die völkertrennende Wasserscheide weiter südlich verläuft [1]). Dagegen muss festgestellt werden, dass diese Sitte dem Laufe des Inn entgegen durch die Enge von Kufstein nicht Boden gewann und dass ferner der Pass Strub, sowie die ganze Grenze zwischen Tirol und dem Mittel-Pinzgau der Verbreitung der Todtenbretter von Salzburg aus ein unüberwindbares Hemmniss entgegensetzten. Auch im Ober-Pinzgau sah ich von Zell am See ab bis zum Gerlospasse wenigstens an der Strasse keine Leichladen. (In meiner Abhandlung „Die Todtenbretter im Böhmerwalde", S. 99, 2. Spalte, Zeile 7 von oben, ist statt Ober-Pinzgau „Mitter-Pinzgau" zu lesen.) Herr Oberst Gustav Bancalari in Linz bestätigte mir, dass mit der salzburgisch-tirolischen Grenze auch das Todtenbrettergebiet bezeichnet sei.

Für das Herzogthum Salzburg und die eng benachbarten Gebiete von Bayern hat Fräulein Marie Eysn in unermüdlicher Arbeit ein ausgezeichnetes Material zusammengestellt. Nicht weniger als 39 photographische Aufnahmen der verschiedenen Arten von Todtenbrettern aus dem ganzen Gebiete des Herzogthumes Salzburg stellte sie mir zur Verfügung; von diesen Aufnahmen sind sieben Bilder auf den Tafeln I und II in Lichtdruck reproducirt. Ausserdem stellte Fräulein Eysn einen ausführlichen Fundbericht zusammen und trug alle Localitäten je nach der Verschiedenheit der Aufbewahrungsart der Leichladen in verschiedenen Farben auf einer Karte ein, die, wenn sie einmal vollständig abgeschlossen sein wird, ein sehr klares Bild der Verbreitung der Todtenbretter geben wird.

Fräulein Eysn berichtet: Auf dem Heuberg (bei Salzburg), in Plainfeld, Anthering u. s. w. werden noch alle Todten auf ein Brett gelegt, das später aufgestellt oder richtiger hinausgelegt wird. Auch in Werfen, St. Johann, Lend [1]), Rauris geschieht wohl das erstere, aber das Brett wird weiter nicht beachtet. In den anderen Gegenden werden die Aermeren auf der um die Stube herumlaufenden Bank, die Wohlhabenderen auf den Betten aufgebahrt. Die ältesten Bretter haben nur drei eingeschnittene Kreuze und die Anfangsbuchstaben der Namen des Verstorbenen; später werden die Kreuze, der volle Namen, das Todesjahr und R. I. P. mit schwarzer Oelfarbe auf das rohe Brett gemalt. Sie haben die Form eines länglichen Trapezes, das am Fussende die Schmalseite, am Kopfende die Breitseite hat; letztere ist an den Ecken ziemlich stark abgestutzt. In neuester Zeit sind die Bretter länglich rechteckig, mit schwarzem Rande verziert oder zuweilen ganz mit schwarzer Oelfarbe bestrichen und mit weissen oder blauen Buchstaben bemalt; um Unken ist die Schrift auch grün oder roth [2]). Diejenigen der letzteren Jahre tragen Verse und Sprüche, um Leogang in der Mitte sogar ein gemaltes Bild, als: die Madonna, den Namenspatron des Verstorbenen, Palmzweige, einen Todtenkopf, Handwerkszeug u. s. w. Meist kommt der Verstorbene (in letzterer Gegend) gar nicht mehr in Berührung mit dem Brette und dieses ist eigentlich ausschliesslich nur eine Gedenktafel [3]). Die Bretter werden stets nahe der Wohnung

[1]) In der Ortschaft Emmersberg im Gsiessthal (Pusterthal, Tirol) werden die Leichen auch auf dem Laden aufgebahrt; vgl. Dr. Thomas Hell: Auf einem Bauernhofe im Gsiessthal in Tirol, S. 77: „Die Nândl (Grossmutter) ist vor etlen Jahren auf dem Rêchbretl (Leichenbrett) gelegen."

[1]) Herr Ernest Müller, Cooperator in Wien, schrieb mir, dass er in Gastein Leichenbretter gesehen habe.

[2]) In Leogang sah Herr Ernest Müller blaue und gelbe Bretter.

[3]) Auch Hörmann sagt a. a. O., S. 11: „In früheren Zeiten waren es die wirklichen Rechbretter, auf welchen die Leichen

des Verstorbenen an vielbegangenen Wegen und Pfaden angebracht. In Anthering (zwischen Salzburg und Laufen), wo sie auf vier niederen, 30—80 cm hohen Pflöcken ruhen, sind sie grösstentheils in einer Ecke oder am Rande des Hausgartens untergebracht (vgl. Taf. II, Fig. 3). Im Pinzgau sind sie stets an Häusern, Scheunen (vgl. Taf. I, Fig. 4), Zäunen (vgl. Taf. I, Fig. 3) oder Bäumen (vgl. Taf. II, Fig. 1) befestigt, im Flachgau fast nur auf dem Boden liegend (Taf. I, Fig. 1, 2; Taf. II, Fig. 2), auch hier wieder am vielbegangenen Kirchweg, meist an feuchten, nassen Stellen, so dass der Fuss gerne das Brett betritt und der Darüberschreitende damit die Verpflichtung übernimmt, ein Vaterunser für den Verstorbenen zu beten. Liegen die Leichladen an einem Hange, so befindet sich stets die Kopfseite bergwärts. Die Bretter bleiben so lange liegen, bis sie vermodern. Ein alter Leoganger erzählte, dass er sich wohl erinnere, in seiner Kindheit gehört zu haben, welche Strafen an Leib und Seele Jenen treffen, der solch' ein Brett verunehrt, entwendet u. dgl. Im Thalgau sagt man, dass die Bretter aufstehen, wenn man des Nachts an ihnen vorübergeht. Im Lungau und im Pongau wurde bisher der Brauch, die Todtenbretter hinauszulegen oder irgendwo aufzustellen, noch nicht beobachtet. Das Centrum des Todtenbretter-Cultus liegt für Salzburg in der Gegend von Leogang und Unken; im Flachgau beginnt der Brauch bereits merklich aufzuhören. Bis jetzt lässt sich folgende Topographie der Todtenbretter im Herzogthume Salzburg feststellen:

1. Am Wege von Hüttenstein nach St. Gilgen: 3 Bretter.

2. Am Wege zwischen Dorf Fuschl und dem See liegen 5 Bretter.

3. Auf dem Wege von Obertrum zur Kaiserbuche, 1 km von Obertrum, auf dem sogenannten Altenberge befinden sich im Walde 3 Bretter, eines stehend, die anderen auf 20 cm hohen Pflöcken liegend.

4. Auf derselben Strasse zur Kaiserbuche steht beim Hofe „Haselstädt" ein Wetterkreuz, neben welchem ein Todtenbrett aufrechtstehend an eine Säule genagelt ist; es ist gelb angestrichen und mit grüner Schrift und ebensolchem Kreuze bemalt; oben auf der Säule ist ein Bild befestigt.

5. Auf demselben Wege im Orte Schönstrass liegt links vom Wege ein Brett mit grüner Umrandung und grün gemaltem Kreuze; die Schrift ist schwarz.

6. Im nächsten Orte Schörgstädt liegen am Wege unter einem Baume 6 Bretter, die bereits vermorscht und verwittert sind; an diese schliesst sich ein neues aus dem Jahre 1892 mit schwarzer Schrift.

7. Auf dem halben Wege zwischen Staffl am Trumersee und Spitzesed liegen 4 Bretter auf einem aus Pflöcken bestehenden Untergestell [1]).

8. An der Strasse von Kothgumprechting nach Seekirchen liegen am Beginne des Waldes etwa 20 Bretter, jedes auf vier Pflöcken ruhend [2]).

9. Bei Irrsdorf, Bezirk Strasswalchen, 2 Bretter.

10. Beim Feldkreuz an dem Wege von Asten nach Lamprechtshausen 6 Bretter.

11. Von der Station Seekirchen zu den Kellern hinauf dicht am Bache 1 Brett auf vier Pflöcken.

12. Links vom Wege von Seekirchen nach Ursprung unter einem Kreuze 1 Brett.

13. Am Kirchwege zwischen Hallwang und Eugendorf 8 Bretter am Boden liegend.

14. Am Kirchwege von Hallwang gegen die Linzerstrasse 5 Bretter am Boden.

15. Am Rennerberg nächst Mayerwies bei Hallwang, von der Schmiede die Strasse hinan, bei einem „Bildstöckl" 22 Bretter; darunter die seltene Form mit ausgeschnitztem Kopf.

16. Am Kirchweg von Prossing nach Hallwang (nächst der Eisenbahnstation) 3 liegende Bretter.

17. Auf einer nassen Wiese vom „Nussdorfer" (Bauernhof) nach Söllheim 2 Bretter.

18. Auf dem Wege von Strass an der Linzerstrasse nach Kalham und Roppenwang je einige Todtenbretter.

19. Bei Koppl hin und wieder an feuchten Stellen der durch das Moor führenden Kirchwege liegende Bretter.

20. Von Ursprung gegen Elixhausen links von der Strasse 3 liegende und 1 stehendes Brett (vgl. Taf. I, Fig. 1).

im Hause aufgebahrt waren und die dann, mit Namenszug des Verstorbenen und Jahreszahl versehen, an häufig begangenen Wegen, besonders Kirchwegen, aufgestellt oder sogar auf dem Wege niedergelegt wurden. Jetzt sind es meist später vom Schreiner gemachte Bretter von primitivmonumentaler Form, auf denen Bilder und Kreuze mit Inschriften gemalt sind."

[1]) Die sub 3—7 angeführten Fundstellen verdanke ich einer Mittheilung des Herrn k. u. k. Artillerie-Majors Franz Ressel in Salzburg. Alle anderen Angaben, wenn nicht ausdrücklich eine andere Quelle vermerkt ist, lieferte Fräulein Marie Eysn.

[2]) Diese Bretter sah ich selbst im Jahre 1892, von Herrn Anton Breitner in Mattsee aufmerksam gemacht.

21. In Anthering sowohl am Wege mehrere Bretter liegend, als auch in den meisten Hausgärten oder am Wiesenrande Bretter, die auf vier Pflöcken ruhen (vgl. Taf. II, Fig. 3).

22. An dem Kirchwege des Gschwandtbauer in Heuberg 2 Bretter.

23. Ueber einer nassen Stelle zwischen Reitbauer und Dachslueg in Heuberg 1 Brett.

24. Am Kirchwege von Fischach nach Bergheim 6 Bretter.

25. Am Kirchwege des Weichselbauer auf dem Gaisberg nach Aigen 3 Bretter mit Kreuz, Jahreszahl und Anfangsbuchstaben der Namen.

26. In Vorderfager nächst dem Gute Schwaitl 3, beim Hiersteig 4 und bei Schinau 3 Bretter.

27. Auf dem Gitter beim Eingangsthore des Friedhofes zu Elsbethen liegen 3 Bretter.

28. Am „Todtenweg“ von Ludwigsbad nach Morzg. Vor Kurzem ist das letzte Brett auf diesem sumpfigen Wege vermodert.

29. Bei einem „Marterl“ am Kirchwege des Weissbachers (am Fusse des Untersberges) nach Gross-Gmain 3 Bretter mit Kreuz und Anfangsbuchstaben.

30. Am Wege von Dorf Unken zur Kirche Scheunen mit 23, 12, 6 und 5 rechteckigen, färbigen Brettern mit weisser Schrift.

31. An der Strasse von Unken nach Lofer zwei Scheunen mit 6 und 4 Brettern.

32. An der Strasse von Lofer nach St. Martin zwei Scheunen mit 7 und 5 Brettern.

33. Kurz vor St. Martin eine Scheune mit 3 Brettern.

34. Neben dem Schulhause in St. Martin ist eine Scheune ganz mit Brettern bedeckt.

35. An einem Waschhause bei St. Martin (am Kirchwege) 5 Bretter.

36. An einem Zaune an der Strasse von St. Martin zum Pass Luftenstein 8 Bretter.

37. Am Wege von St. Martin nach dem kleinen Hirchbühel an dem „Stadel“ für Brückenholz, am linken Saalachufer, 7 Bretter, rechteckig, mit zierlicher schwarzer Umrandung, alle aus den letzten Jahren.

38. Vom Pass Luftenstein nach Ober-Weissbach an einer Scheune 9 Bretter.

39. Bei Frohnwies eine Heuscheuer am linken Saalachufer mit 5 Brettern.

40. Bei Pabing, nördlich von Saalfelden, drei Scheunen mit 21, 8 und 5 Brettern.

41. An einer Scheune am Fusswege von Saalfelden zum Bahnhofe 3 Bretter.

42. In Schmiding und Pfaffing, östlich von Saalfelden, ist fast jede Scheune mit Todtenbrettern bedeckt, die in der Regel nicht bemalt sind, sondern nur drei Kreuze, die Jahreszahl und die Anfangsbuchstaben des Namens in folgender Form zeigen: 18 † K † R † 89. Sehr hübsch ist das häufig erscheinende Monogramm für die Jungfrau Maria ausgeführt. Hie und da ist ein Crucifix angenagelt; einmal fand ich es darauf gemalt. Es wechseln auch Andreas- mit lateinischen Kreuzen auf demselben Brette: 18 J H 78 × † ×. Die Form der Bretter ist meist rechteckig, doch auch an beiden Seiten abgerundet oder verjüngt (Hein).

43. Am Wege von Saalfelden nach Ramseiden bei einem Kreuze an einem Zaune 11 Bretter (vgl. Taf. I, Fig. 4).

44. An einer Scheune zwischen Saalfelden und Alm.

45. Am südlichen Ende von Saalfelden, wo der Weg zur Schwalbenwand abzweigt, sind an den Scheunen Todtenbretter mit ziemlich ausführlichen Aufschriften und mit Versen. Man findet dort „Leichbretter“, „Leichladen“, „Andenken“ und „Christliche Andenken“. Ein Brett aus dem Jahre 1884 zeigt ein aufgeklebtes, gedrucktes Bild der heil. Katharina mit darüber gemalter Blätterkrone (Hein).

46. Zwischen Saalfelden und dem Kollingwald zwei Scheunen mit 1 und 10 Brettern.

47. Im Kollingwalde sind die Bretter quer an den Bäumen befestigt, wiederholt unter einem Heiligenbilde (Kreuzweg)[1]) (vgl. Taf. II, Fig. 1).

48. Bei Pfaffenhofen an einer Scheune 14 Bretter, darunter einige mit Versen aus der Bibel.

49. Bei Schützing an einer Scheune 4 schwarzgestrichene Bretter mit gelber oder weisser Schrift.

50. Bei Mitterhofen eine Capelle mit 6 Brettern.

51. Bei Maishofen an einer Scheune des Saalhofes 4 Bretter.

52. Bei Atzing (zwischen Maishofen und Prielau) an einem Häuschen 3 Bretter.

53. Bei Leogang an einer Scheune viele Bretter.

54. An der Strasse bei Leogang unter einem Kreuze viele Bretter durch den Zaun gesteckt.

55. An einem Häuschen zwischen Leogang und Pass Griessen.

---

[1]) Diese Todtenbretter, die ich bereits in meiner Studentenzeit kennen lernte und die mir einen unauslöschlichen Eindruck machten, sind es, die mich veranlassten, dieser Art von Ahnencultus weiter nachzuforschen.

56. Vor mehreren Jahren noch fand Fräulein Eysn an einem Häuschen südlich von Zell am See ein Todtenbrett [1]).

57. An einer Heuscheuer bei Haus, östlich von Bruck, fand ich das letzte Todtenbrett in der Richtung gegen Taxenbach; von da ab bis über den Pass Lueg hinaus scheinen keine Leichladen auswärts angebracht zu werden; ebenso im Ober-Pinzgau und im Lungau. Die Aufschrift auf diesem letzten Brette lautet:

Leichenbreth.
Der Barbara Brindlinger geborne Maier
geweste Bauerstochter von Voderkasbichl,
In Saalfelden Hiesbeierin von St: Georgen dahier
starb im 61ten. Jahr 1885.
Gedenket der verstorbenen.
Sellig die Barmherzigen O Christ, Bedenk das
dein Zill der Himmel ist. (Hein.)

58. In Gastein hat, wie bereits bemerkt, Herr Ernest Müller Bretter gesehen; ich selbst kann mich nicht erinnern, im Gasteiner Thale, das ich seiner ganzen Länge nach durchwanderte, ein Todtenbrett angetroffen zu haben.

Die Verbindung zwischen dem Todtenbretter-Bezirke im Salzburger Flachgau und jenem im Mittel-Pinzgau liefert die folgende Zusammenstellung derjenigen Orte in Bayern, bei welchen sich dieser Ahnencultus nachweisen lässt. Die Angaben stammen sämmtlich von Fräulein Marie Eysn.

59. An einer Capelle oberhalb Laufen 1 Brett.

60. Am Wege von Abtsdorf nach Laufen bei der Capelle von Froschham ungefähr 20 Todtenbretter liegend (vgl. Taf. II, Fig. 2).

61. Am Wege von Triebenbach nach Laufen unter je zwei Fichtenbäumen 14 und 9 Bretter.

62. Am Waldrand von Steinbrünning nach Saaldorf liegen viele Bretter.

63. Beim Brechlbad bei Saaldorf 4 liegende Bretter.

64. Ausserhalb der letzten Häuser von Saaldorf liegen am Wege nach Breitenloh bei einem kleinen Kreuze 22 Bretter, darunter viele vermorschte.

65. Bei Breitenloh liegen am Wege 4 Bretter.

66. Nächst Niederstrass bei Teisendorf (beim Ederbauer) unter Bäumen liegend; ein Betschemel dabei.

67. An der Strasse von Rossdorf nach Teisendorf 16 Bretter.

68. Von Freilassing nach Hofham liegen vor einer alten, mächtigen Eiche vermoderte Reste von Todtenbrettern.

69. Am Wege von Hofham nach Scheiding nächst dem Bauerngute Heidenpoint vor einer Säule.

70. Am Wege von Scheiding nach Eschlberg ein „Marterl“ mit 2 liegenden Brettern.

71. Von Eschlberg nach Ainring am Waldrand 21 Bretter.

72. Bei Ainring unter Bäumen viele Bretter; dabei ein Betschemel vor einem Kreuze.

73. Nächst dem Schulhause in Ainring 26 liegende Bretter.

74. An einer Capelle zwischen Rapolding und Thundorf ein „Marterl“ mit Brettern.

75. Am Wege nach Thundorf bei einem Kreuze 8 Bretter.

76. Am Wege nach Thundorf eine Capelle mit drei Marteln und etwa 10 liegende Bretter.

77. Am Bache bei Thundorf.

78. Nächst Thundorf bei einem Marterl unter einem Baume etwa 10 Bretter liegend.

79. In Thundorf mehrere Bretter rings um einen Baum befestigt, aber stehend.

80. In Thundorf selbst 18 Bretter.

81. Bei einem Kreuze nächst Thundorf liegende Bretter.

82. Von Thundorf nach Vachenlueg bei einer Capelle 9 liegende Bretter.

83. Von Vachenlueg nach Rossdorf 15 Bretter.

84. Auf dem Ulrichshögel nächst Rabling am Fusse eines „Bildstöckls“ 3 Bretter.

---

[1]) Für die Gegend von Zell am See liefert August Silberstein in der Erzählung „Der Kernschuss“ im „Oesterreichichen Volkskalender, Volksbuch zur Unterhaltung und Belehrung“ (Wien) 1875, S. 47, einen Beleg: Ein Wildschütze hatte bei einem Scheibenschiessen den Zieler Franz erschossen und kam nach vieljähriger Abwesenheit wieder in die Heimat. „Er fürchtete förmlich, am Zaune oder an einer Wand ein sechs Fuss langes Brett zu sehen, ein schwarzes Kreuz und den Namen des Franz darauf, dabei auch Tag und Jahreszahl, wann derselbe auf diesem Laden gelegen, wie derlei Gedenkzeichen an den Häusern, Scheunen, Zäunen und Umfriedungen hier allgemein üblich sind, zur Erinnerung an die aus ihrem Heim Geschiedenen. So viele ‚Leichbretter‘ auch rings zu sehen waren, ob er auch bei manchem Todten-Laden stand und zählte und sann; ob er über einen solchen wie über eine Schwelle schreiten musste, ihn zur Seite an oder über einer Thüre hatte; doch keiner erweckte ein Gefühl bei ihm und keiner machte ihn weichen, wie jener, welcher bei der Zielerhütte sein musste, und den er sicher war, dort zu finden!“

Dass im Mittel-Pinzgau die Bretter über sumpfige Stellen gelegt werden, ersehe ich erst aus dieser Notiz. Beachtenswerth ist, dass die Laden an den Häusern, in welchen die Verstorbenen selbst gewohnt haben, angebracht werden.

85. An einem Rain an der Strasse von Hammerau nach Piding 6 Bretter.

86. Bei dem ersten Hause nächst der Station Piding stehende und liegende Todtenbretter bei einem Feldkreuze.

87. Von der Station nach dem Dorfe Piding bei einer Feldcapelle stehende Bretter.

88. Von der Station nach dem Dorfe Piding bei einem Feldkreuze nächst der Brücke viele stehende und liegende Bretter.

89. Am Mühlgraben bei Piding 4 liegende Bretter.

90. Am Eingange in das Dorf Piding bei einem eisernen Kreuze viele Todtenbretter stehend, an welche einige angelehnt sind, und liegend [1]).

91. Bei einem „Bildstöckl" nächst Piding ein stehendes und viele liegende Bretter.

92. Ausserhalb Piding am Wege nach Anger um einen Baum stehend.

93. Am Wege von Piding nach Anger bei einem Feldkreuze über 30 liegende Bretter.

94. Am Wege von Anger nach Teisendorf liegende Bretter.

95. An der Strasse von Piding nach Mauthhausen beim „Wetterkreuz".

96. An der Strasse bei Mauthhausen unter einem Baume 2 Bretter.

97. An derselben Strasse unten an einem Kreuze lehnend 2 Bretter.

98. An der Kirchhofmauer von Mauthhausen viele Bretter angelehnt und liegend.

99. An einem Feldwege bei Mauthhausen unter einem Baume an einem Bildstöckl lehnend 1 Brett.

100. An der Capelle zwischen Mauthhausen und der Saalachbrücke viele Bretter angelehnt.

101. Nächst Unter-Jettenberg an der Strasse von Reichenhall zur Schwarzbachwacht liegende Bretter.

102. An einer Fichte nächst der St. Antons-Capelle bei Ramsau 1 Brett.

103. Am Wege zur Wallfahrtskirche Kunterweg bei Ramsau an einem Baume 1 Brett.

104. Oberhalb des Bauernhauses „Preiss" bei Ramsau 1 Brett.

105. An einer Scheune bei Melleck, nördlich von Unken, an der Grenze, 3 Bretter.

Aus der obigen Zusammenstellung ergibt sich, dass es im Herzogthume Salzburg zwei wesentlich von einander unterschiedene und auch geographisch getrennte Todtenbretter-Gebiete gibt; das östliche umfasst den Thalgau, Mattiggau, Flachgau und den Bezirk Salzburg mit den Grenzpunkten St. Gilgen-Hüttenstein im Osten, Trumersee im Norden und Elsbethen im Süden [1]); das westliche Gebiet umfasst den Mitter-Pinzgau, dessen südliche Grenzpunkte bei Zell am See im Westen und bei Haus nächst Bruck im Osten sind. Die Verbindung zwischen den beiden Gebieten wird durch das bayerische Saalachthal und das Berchtesgadener Ländchen hergestellt.

Das östliche Gebiet charakterisirt sich durch liegende Bretter, die zum Theile, wo Moorgründe sind, als Stege dienen müssen (Söllheim, Koppl, Heuberg, Morzg); eine besondere Eigenthümlichkeit bieten jene Bretter, die auf vier Pflöcken ruhen (Altenberg, Staffl, Kothgumprechting, Seekirchen, Anthering; in letzterem Orte befinden sie sich ausnahmsweise in Hausgärten oder am Wiesenrande [vgl. Taf. II, Fig. 3]; sonst pflegen sie an den Kirchwegen angebracht zu werden). Ganz vereinzelt sind sie an Pflöcken aufrecht stehend angenagelt, was sonst im Böhmer- und im Bayerischen Walde die Regel ist; so aufgestellt sind sie in Altenberg (1 Brett), beim Hofe Haselstädt (1 Brett), bei Elixhausen (1 Brett) [vgl. Taf. 1, Fig. 1]; in Bayern ist dies häufiger der Fall, namentlich in und um Piding. An Kirchhofumfriedungen findet man sie nur in Elsbethen und in Mauthhausen. Die Bretter sind der Quere nach beschrieben und tragen die Aufschrift im oberen Theile gegen das Kopfende zu. Im Mitter-Pinzgau dagegen werden sie stets horizontal entweder an Scheunen, was das Häufigste ist, an Wohnhäusern, an Zäunen (St. Martin, Ramseiden, Leogang; vgl. Taf. I, Fig. 4) oder an Bäumen (Kollingwald; vgl. Taf. II, Fig. 1) befestigt und daher immer der Länge nach beschrieben [2]).

Häufig findet man die Bretter unter bestimmten Bäumen oder im Walde, und zwar in beiden Gebieten, vornehmlich in Bayern. Solche Plätze sind

[1]) Die Mehrzahl der bei Piding befindlichen Todtenbretter sah ich selbst, von Fräulein Evsn aufmerksam gemacht.

[1]) Dieses Gebiet ist in der Literatur, so viel ich weiss, nur in der Abhandlung von Dr. Walz: Besondere Sitten und Gebräuche bei Begräbnissen, S. 29, flüchtig behandelt:

„Nicht unerwähnt soll hier auch jene Sitte bleiben, welche selbst in den Gehöften in unmitelbarer Nähe der Stadt Salzburg bis heute gepflogen wird, dass nämlich der Todtenladen, ein entsprechend grosses Brett oder Laden, worauf man den Verstorbenen vor dem Einsargen legt, an einer auffallenden Stelle des Hofes oder seiner nächsten Umgebung durch ganze Generationen aufbewahrt wird."

[2]) Es dürfte wohl auf einem Irrthume beruhen, wenn Herr Dr. Walz: Besondere Sitten und Gebräuche bei Begräbnissen, S. 29, sagt: „Im salzburgischen Pinzgau finden sich solche Laden zu Dutzenden an der Hauptstrasse aufgestellt".

Schörgstädt (Nr. 6 der Zusammenstellung), Kothgumprechting (Nr. 8), Kollingwald (Nr. 47), Triebenbach-Laufen (61), Steinbrünning-Saaldorf (62), Niederstrass (66), Hofham (68), Eschlberg (71), Ainring (72), Thundorf (79), Piding (92), Mauthhausen (96, 99), Ramsau (102, 103). Ich führe dies vornehmlich in Rücksicht auf Mannhardt an, der den Todtenbretter-Cultus mit dem Baumcultus in Verbindung bringt [1]).

Im Allgemeinen sind die Todtenbretter im östlichen Gebiete Salzburgs viel schmuckloser als die im Mitter-Pinzgau und haben gewöhnlich nur die einfachsten Angaben über Namen und Jahr. Sprüche finden sich selten. Eine der längsten Aufschriften zeigt ein Brett nächst Ursprung an der Strasse:

Christliches Andenken
von
Mathias Bitner
Müller und Gutsbesitzer im Mühllehen dahier,
welcher am 19. Nov. 1881 4 Uhr früh versehen mit
den heilg. Sterbesacramenten selig im Herrn
entschlafen ist.
Vergesst mich nicht ihr meine Lieben
Die ihr dort zurückgeblieben
Lebet immer, doch recht fromm
Liebt die Arbeit stets und betet viel
Gönnt mir den ewigen Frieden
Der mir war von Gott beschieden
Denkt stets, dass Gott einst ruft euch ab.
Das ist eine schwere Reiss wenn
man den Weg nicht weiss. Frage Jesus
Maria und Josef, diese drei heilg. Leuth
zeigen dir den Weg zur ewigen Seligkeit.
Lieber Leser ich bitt um ein Vaterunser.
(Kreuz im Kreise)
Herr gib ihm die ewige Ruhe. (Vgl. Taf. I, Fig. 1.)

[1]) Wilhelm Mannhardt: Wald- und Feldkulte. I. Theil: Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme. Mythologische Untersuchungen. Berlin 1875, S. 40: „In der Höll (Oberpfalz) hängt man an dem Orte, wo Jemand gewaltsamen Todes starb, eine Tafel mit einer Gedächtnissinschrift an einen Baum. Bei Tag soll dann die arme Seele des Getödteten im Baume hausen, Nachts aber entbunden sein und in einem gewissen Umkreise frei schalten dürfen (Schönwerth, Aus der Oberpfalz, I, 291.)“ Und in Anmerkung [4]) dazu: „Näheres über diese Sitte in anderen Baierischen Landschaften liest man in Ludw. Steub's Bairischem Hochland, S. 60. Man legt den Verstorbenen sogleich nach dem Tode auf ein Brett, das Rehbrett. . . . . Diese Andenken werden dann auf der Flur oder im Walde, wo die Fusssteige vorübergehen, an Feldkreuzen oder Baumstämmen festgemacht und bleiben dort, bis sie verwittern.“ Ein sehr interessantes Beispiel gibt Willkomm, Der Böhmerwald, S. 87: Am Wege von Jägershof nach Warzenried (in Bayern, zwischen Neumark und Neukirchen) steht „auf der Höhe einer eine prächtige Aussicht darbietenden Plateauwelle eine uralte, starkstämmige Linde, deren Stamm ringsherum bis in die Aeste der Krone hinauf mit Leichenbrettern förmlich gepanzert ist“.

Ein einziges Brett zeigt eine ausgeschnitzte Kopfform; dieses befindet sich nebst 21 anderen Laden am Fusse des Rennerberges nächst Mayerwies.

Im Mitter-Pinzgau sind die Todtenbretter, wie in der Zusammenstellung (Nr. 42, 45) bereits bemerkt wurde, ziemlich reich verziert, bemalt und sehr häufig mit Sprüchen, auch mit solchen aus der Bibel (Nr. 48) versehen.

Fräulein Eysn notirte folgende 11 Sprüche (der 12. wurde von mir aufgezeichnet):

1. Lieber Gatte und auch ihr Kinder gute Nacht;
Mein schweres Leiden und Leben ist vollbracht.
Ich werde bitten bei Gott für euch,
Wenn ich komm in's Himmelreich.
(Maria Brugger von Nieder-Land, 1888. Unken.)

2. O Jugend denke oft daran
Dass man früh auch sterben kann.
Darum lebe allezeit
Dass du bist zum sterben bereit.
(Anna Erlacher, 1891. Pass Luftenstein.)

3. Vater, Mutter, Göthenleut, Blutsfreund und Nachbarleut
Wir lohnen euch im Himmelreich.
(Georg und Peter Marchner, 1867. Saalfelden.)

4. Kinder, Jüngling, Männer, Greise
Eure Stund ist ungewiss,
Der Tod er kommt nach seiner Weise
Bald früh, bald spät, doch im Geleise.
Bleibt fromm in Euren Lebenstagen
So wird die Stund euch fröhlich schlagen.
(Saalfelden.)

5. Glücklich habt ihr überwunden
Eure Bitteren langen Leidenstunden
Dass Ihr schon so früh, das hätten wir nicht gemeint
Darum haben wir euch nicht genug nachgeweint.
(Saalfelden.)

6. Lerne O Mensch was du bist
und was dein Leben ist,
ein Leichenkleit und ein Leichenbreth
ist dir nach dem Tod bereith.
(Maria Gschwandtner, 1884. Schützing.)

7. Junge Leute spiegelt euch
Wie mir ist es ergangen
Ich war gesund und frisch wie ihr,
Der Tod hat mich gefangen.
(Kollingwald.)

8. Die beste Gattin treu und gut
Und Tag für Tag voll Arbeitsmuth
Dass ich verlor dich edles Herz
Ist meines Lebens grosser Schmerz.
(Pfaffenhofen.)

9. Was lebt lobet Gott den Herrn
und die Verstorbenen lassen wir in Frieden ruhen.
(Pfaffenhofen.)

10. Der schönste Lohn für edles Streben
Ist im Bewusstsein uns gegeben
Es löscht des Lebens Fackellicht
Nur edle Thaten löschen nicht.
(Pfaffenhofen.)

11. Wer jung ist kann bald sterben
Wer alt ist stirbt gewiss
Der Greis, der Knab kann erben
Des Himmels Paradies.
(Schützing.)

12. Ach Alles ist hier nichtig
Mensch! Eines ist nur richtig
Drum kehr dich ganz von Allem ab
Du nimmst das Eine mit ins Grab.
(Pfaffing.)

Einige wenige Sprüche von Leichenbrettern im Pinzgau kann man auch bei Hörmann, Grabschriften und Marterlen, nachschlagen.

Die gebrachten Beispiele dürften genügen, um einen Vergleich mit den Spruchversen aus dem Böhmerwald und dem bayerischen Walde zu gestatten; es lässt sich dabei kein Charakteristikon feststellen, welches für die Denkweise und Auffassung von dem Tode für eines dieser beiden Gebiete besonders bezeichnend wäre.

Bemerken möchte ich noch, dass ich die Bezeichnung „Rêbrett“ nirgends fand; in der Gegend von Unken und St. Martin nennt man die Todtenbretter „Gedenkladen“, sonst „Leichladen“, „Gedenkbretter“ und „Leichbretter“.

In Oberösterreich dringt der Gebrauch der Todtenbretter vom Salzburgischen über Thalgau gegen Mondsee, über St. Gilgen gegen Scharfling und über die Richtung Salzburg-Oberwang gegen den Attergau vor, sich auf diesem Wege allmälig verflachend. In Oberwang macht diese Sitte plötzlich Halt, ist aber dort noch allgemein verbreitet. Das Todtenbrett wird in dieser Gegend nicht verziert, sondern nur mit dem Zeichen JHS (Jesus hominum salvator) und mit der Jahreszahl versehen. Das Brett wird nach der Beerdigung des Verstorbenen auf Wiesen und Wege (Kirchensteige) gelegt und als Fusspfad benützt. Im Attergau selbst ist dieser Brauch, soweit die Erinnerung von drei Generationen reicht, stets unbekannt gewesen. Hier kommt der Todte zwar auf den Laden, wie auch anderwärts; der Laden wird aber nicht weiter als „Todtenbrett“ behandelt, sondern gelegentlich verbrannt [1]).

[1]) Nach einer brieflichen Mittheilung des Herrn Professor Alois Raimund Hein, der noch folgenden interessanten Brauch erwähnt: „Nach dem Tode wird der Strohsack geöffnet, der im Bette des Todten war, und die Sitte verlangt, dass das Stroh auf offener Strasse verbrannt und die Asche den Winden preisgegeben werde. Dieser Sitte wurde in Aich (bei Nussdorf am Attersee) noch im letzten Sommer (1893) trotz strengen behördlichen Verbotes gehuldigt.“

Die letzten Ausläufer des Todtenbretter-Cultus in Oberösterreich begegnen wir in der Nähe von Ebensee, wo nach Herrn Oberbergrath Heinrich Prinzinger in Salzburg Leichladen zuweilen auf nassen Wiesen liegen [1]).

In der Gegend von Kremsmünster und im Umkreise von mehreren Stunden davon besteht der Gebrauch der Todtenbretter insoferne, als die Todten auf gewöhnliche Laden gelegt werden, welche nach dem Begräbnisse in der Nähe des Hauses durch ungefähr 5—6 Wochen an einen Baum gelehnt werden, zugleich mit den zwei einfachen Stühlen, über welche sie gelegt waren [2]). Diese Sitte erinnert sehr an den Baumcultus.

Um Wels und Linz werden, wie mir Frau Elise Lázár in Linz mittheilt, die Todten über der Bettstatt auf Laden aufgebahrt. Stirbt aber eine Frau im Wochenbette oder ein Mensch an der Wassersucht, so werden zwei Bretter über zwei „Zimmerstöcke“, jedoch nicht eng aneinander, gelegt, damit das Wasser in eine unter den Brettern stehende „Saumuke“ (ein schaffähnliches Gefäss zum Füttern der Ferkel) abfliessen kann. Die Laden werden nachher wieder verwendet.

Ueber das Vorkommen der Todtenbretter in Böhmen ausser dem Böhmerwalde liegen Berichte von vier Localitäten vor, aus dem Planer und Tepler Bezirk, aus dem Egerlande, aus dem Erzgebirge und aus dem Braunauer Ländchen.

In der Zeitschrift „Das Riesengebirge in Wort und Bild“, Heft 28 (Trautenau 1888), S. 73, berichtet Dr. M. Urban in Plan: „Sobald Jemand gestorben, wird der Tischler verständigt, welcher kommt, um für den Sarg an dem Todten die Maasse zu nehmen, zumeist aber schon ein entsprechend grosses Brett mitbringt, in das er der Länge nach drei Kreuze und die Anfangsbuchstaben des Namens des Verstorbenen eingeschnitten. In manchen Dörfern versieht das Herrichten des Leichenbrettes ein Verwandter oder sonstiger Freund, wenn kein Tischler im selbigen Orte ist. Bevor die Leiche auf ‚das Brett‘ gelegt wird, wird sie durch die ‚Owaschern‘ gereinigt; ist dies geschehen und liegt der Leichnam auf dem Brette, so wird, nachdem mittelst eines Tuches der Unterkiefer fest aufgebunden und die Augen mit

[1]) Briefliche Mittheilung von Fräulein Marie Eysn.

[2]) Briefliche Mittheilung von P. Hugo Schmid in Kremsmünster.

einem in Wasser oder verdünntem Essig, ja auch Branntwein getauchten Leinwandlappen belegt worden sind, derselbe mit einem Bettuche bedeckt, daneben ein brennendes Oellämpchen und ein Glas mit Weihwasser gestellt, in welch' letzterem drei zusammengebundene Kornähren stecken. Mir aber ist es als Todtenbeschauer vorgekommen, dass das Gesicht der Leiche mit Flachs oder Werg bedeckt und die Leiche mit Hanfstricken oder Strohbändern auf das Brett gebunden worden war, ja, ich habe Leichen in diesem Zustande in Backöfen (auch Kellern) gefunden und mussten dieselben, damit die Todtenbeschau vorgenommen werden konnte, mit dem Brette (das hier gleichsam als ‚A(n)schöissschö(d)l' functionirte) aus dem Ofen gezogen werden. Am Morgen der ‚Leiche', d. i. des Begräbnisses, wird der oder die Todte angezogen und dann in den Sarg gelegt, wo er, beziehungsweise sie mit Preiselbeersträusschen und Heiligenbildchen geschmückt wird. Das Leichenbrett wird von einem Knechte oder einer Magd auf den Rücken genommen, vor's Dorf getragen und hier an einen Weg (Fusssteig) oder als Steg über ein Bächlein oder einen Graben gelegt, damit die ‚arme Seele' gewinne; denn es ist eine fromme Sitte, dass Jedermann, der über einen solchen Steg schreitet, ein ‚Herr, sei dieser armen Seele gnädig!' betet. Man gibt auch genau acht, dass man auf keines der eingeschnitzten Kreuzchen trete, weil man sonst auf das Herz der ‚armen Seele' seinen Fuss setzen würde. Die Bretter bleiben am Orte liegen, bis sie selbst den Weg alles Irdischen beschreiten, d. i. bis sie verfault sind; doch kommt es vor, dass solche Bretter in der Nacht von der Stelle getragen und in die Krautfelder gelegt werden, weil dann, wie der Volksglaube sagt, die ‚Würmer', d. s. Raupen von diesem Felde wandern müssen. . . . . In Untergramling (Tepler Bezirk) wird mit der Leiche an einem Kreuze vor dem Dorfe am Wege nach dem Pfarrdorfe Pistau Halt gemacht, hier zuerst ein kleines hölzernes Kreuzchen in die Erde gesteckt, dann aber für den Todten ein Gebet verrichtet. Diese Kreuzchen bleiben, bis sie verfaulen. Bei Tepl legt man die Leichenbretter gleichfalls an Fusssteigen über Gräber; in die Bretter sind der ganze Name und zumeist Bibelsprüche sauber eingeschnitten. — Der Volksglaube sagt auch in unserer Heimat: Wer ein Leichenbrett mit den Füssen tritt und nicht dabei betet, dem erscheint die ‚arme Seele' im Traume; deswegen sind wir als Buben stets neben den Brettern über die Gräben gesprungen."

Im Egerlande ist der Todtenbretter-Cultus seit etwa 30 Jahren erloschen. Das Brett war ausschliesslich aus weichem Holze und enthielt neben dem Kreuze noch Geburts- und Sterbejahr; es wurde als Grabenüberbrückung verwendet. (Briefliche Mittheilung von Herrn Rudolf Mayerhöffer, Hofbesitzer in Taschwitz bei Karlsbad.)

Auch im Erzgebirge verwendet man schon seit 30 Jahren keine Leichladen. Sie bestanden aus einem rechteckigen, ungehobelten Brette, in das drei Kreuze eingeschnitten waren, und wurden über Gräben als Brücken gelegt, damit die darüber Schreitenden verpflichtet würden, für den betreffenden Verstorbenen ein kurzes Gebet zu sprechen. In einigen Ortschaften am südlichen Fusse des Erzgebirges besteht der Brauch heute noch. Im Hocherzgebirge legte man die Todten vor 30 oder 40 Jahren deshalb auf den Laden, um sie darauf anzuschnallen, damit die Gliedmassen eine gestreckte Lage erhielten. Die Bretter wurden, wenn sie nicht als Brücken dienen sollten, zerhackt und unter das Brennholz geworfen. Wenn die Leiche angekleidet wird, so ruft man sie noch heute dreimal mit ihrem Namen, damit sich die Glieder besser biegen und legen lassen [1]).

Für das Braunauer Ländchen liegt ein sehr beachtenswerther Bericht von Herrn Künzel, Lehrer in Barzdorf vor (vgl. „Das Riesengebirge in Wort und Bild", VII. Jahrgang, 26. Heft, Marschendorf IV, 31. December 1887, S. 123—124): „Kurz nach eingetretenem Tode einer Person wird ihre Leiche auf ein der Länge derselben entsprechendes Brett gelegt und von der ‚Owäscherin' (Abwäscherin) an Händen, Gesicht und Hals gereinigt, die Haare geordnet, bekleidet, überhaupt zum Einsargen hergerichtet. So bleibt die Leiche auf dem Brette mit einem weissen Tuche bedeckt liegen bis zum Vorabend oder Morgen der Beerdigung. (Die Leichenbeschau findet erst statt, wenn die Leiche auf dem Brette liegt.) Nach erfolgter Einsargung wird das Leichenbrett zu dem Tischler getragen, der den Sarg verfertigte, von diesem auf der Seite, wo der oder die Verstorbene nicht gelegen, abgehobelt, worauf mit schwarzer Farbe der Name, Geburts- und Sterbetag, manchmal auch nur das Alter des oder der Verewigten geschrieben wird. Darunter werden gewöhnlich irgend ein frommer Wunsch und drei Kreuze angebracht. Oftmals ist auch der Name mit einem Kranze umgeben. Wenn das Leichenbrett so fertig

[1]) Briefliche Mittheilung der Herren Wenzel Peiter in Stolzenhan und Josef Reinl in Tiefenbach, Erzgebirge.

gestellt ist, wird es den Angehörigen übergeben und diese bringen dasselbe an einem geeigneten Platze an. Meistentheils findet man diese Leichenbretter an den Kirchsteigen, an Wegen und Stegen, welche von den Leuten viel benützt werden, dann bei Kreuzen. — In früheren Jahren fand man viel mehr solche Bretter im Dorfe selbst, heutzutage aber werden sie meist an solchen Fusssteigen angebracht, welche nach benachbarten Orten führen, und ausserhalb des Dorfes bei irgend einem Kreuze oder auch dort, wo sie gleichzeitig als Stege über Gräben dienen können. Ueberall bleiben die Leichenbretter so lange liegen, bis sie verfault sind. — Bemerken will ich noch, dass auch Bretter, worauf an höchst ansteckenden Krankheiten Gestorbene gelegen, im Freien befestigt werden."

Nach einer Notiz im „Globus", Bd. 62 (1892), S. 157, von Dr. Ed. Hawelka, „Leichenbretter im Braunauer Ländchen", werden sie überall im Braunauer Gebiete gefunden, besonders zahlreich aber bei den Dörfern Schönau, Dittersbach, Barzdorf und Weckersdorf. „Bezüglich der Ausschmückung der Bretter herrschen zwei Grundtypen vor. Erstens: die Vorderseite des Brettes ist entweder mit drei der Länge nach untereinander stehenden Kreuzchen von verschiedener Form versehen und die Aufschrift ist nach Thunlichkeit in den Zwischenräumen untergebracht, und zwar wird hier immer der Name und das Sterbedatum etc. voll ausgeschrieben — oder zweitens: die Vorderseite des Brettes enthält als figuralen Schmuck ein grosses Kreuz auf einem Postamente aufgemalt. Zu beiden Seiten des Längsbalkens des Kreuzes stehen dann die Anfangsbuchstaben des Namens. unter dem Postamente wird dann das Sterbejahr eingezeichnet."

Als Beispiel für die Aufschrift auf einem einfachen Brette gab Herr Hans Schreiber in Trautenau folgendes:

$$\begin{matrix} \mathrm{P} + \mathrm{Z} \\ 18\,\frac{24}{3}\,91. \end{matrix}$$

P. Beda Zocher, Pfarrer in Märzdorf, ergänzte in einer brieflichen Mittheilung die obigen Berichte dahin, dass nach dem Leichenschmause ein Sohn oder der nächste Verwandte des oder der Verstorbenen das Brett zum Tischler trage, um es von diesem „zurichten" zu lassen. Der Tischler schreibt nun auf das gehobelte Brett mit lateinischen Lettern zuerst ein + obenan, dann darunter den Namen des Verstorbenen, sein Alter, seinen Sterbetag und das Jahr, dann zu unterst wieder ein + und „Gott gebe ihm die ewige Ruhe!" oder „Betet für mich!" Dieses so zubereitete Brett wird entweder neben dem Hause beim Hausgärtchen oder am Kirchensteige mit Holzkeilen befestigt. P. Zocher's Mutter unterwies ihre Kinder dahin, dass sie bei kleinen Leichenbrettchen, d. h. solchen, auf welchen Kinder aufgebahrt lagen, sagen sollten: „Bitt für mich!", weil die verstorbenen Kleinen Engel im Himmel sind; bei grossen Leichenbrettern aber sagt man: „Herr! gib ihnen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen. Herr, lasse sie ruhen in Frieden!" Hat man Zeit, so betet man vor dem Leichenbrette eines Verwandten oder Bekannten ein Vaterunser mit dem Ave Maria und denkt an seine eigene Sterbestunde.

In Folge der hohen Holzpreise nimmt der Todtenbretter-Cultus sehr ab.

Bemerkenswerth in diesem Berichte ist die Gepflogenheit, die Bretter neben dem Hause beim Hausgärtchen mit Holzkeilen zu befestigen, da sie sehr an den in Anthering (Salzburg) geübten Gebrauch erinnert.

Auch in der Bukowina, und zwar bei den Zipsern im südlichen Theile, sollen, wie Herr Dr. Raimund Friedrich Kaindl in Czernowitz berichtet, zur Aufbahrung Bretter verwendet werden; der Leichnam wird auf einen Laden gebettet, der auf zwei Stühlen ruht; wie das Brett genannt wird, wusste der Gewährsmann Dr. Kaindl's nicht anzugeben.

Selbst für die Provinz Krain erhielt ich von Herrn Custos Alphons Müllner in Laibach eine Mittheilung: „Wenn aus einem Leichladen ein Ast ausfällt und man durch das dadurch entstandene Loch während der Messe, welche nach acht Tagen für den Verstorbenen gelesen wird, gegen den Altar blickt, so kann man den Verstorbenen am Altare sehen. Die Bretter selbst werden nicht weiter beachtet."

Es liegt hier offenbar eine Anlehnung an den von Franz Feanzisci, Culturstudien über Volksleben, Sitten und Bräuche in Kärnten (Wien 1879, S. 81), gemeldeten Glauben vor: „Wer ein Brett mit einem Astloche aus dem frisch aufgeworfenen Grabe erhascht, der soll, wie es heisst, während des Leichenzuges damit in den Thurm hinauf eilen und vom Schallfenster durch das Astloch herabschauen. Da kann er die Hexen im Zuge sehen; gewöhnlich gehen sie zuletzt und sind durch das ‚Gelterle' (Melkschäffel) kenntlich, das sie am Kopfe tragen." Von Leichenbrettern in unserem Sinne, d. h. von Brettern, auf welchen der Todte aufgebahrt war, dürfte hier kaum die Rede sein.

Kurz sei noch darauf verwiesen, dass die Dajaken in Südwest-Borneo nach Ableben eines Menschen im Hause desselben ein Brett aufstellen, das mit den Darstellungen der Seelenschiffe, welche die Seelen nach dem Jenseits führen, bemalt ist. Dieses Brett dient der umherirrenden Seele, die bis zum Todtenfeste keinen festen Wohnsitz im Jenseits hat, zum vorläufigen Aufenthaltsorte [1]). Ich habe zwei derartige „Seelenbretter" gesehen, das eine im Museum für Völkerkunde in Berlin, das andere im ethnographischen Museum in Amsterdam.

Wenn wir uns erinnern, dass man in der Umgebung von Plan nicht auf die eingeschnitzten Kreuzchen treten darf, um nicht auf das Herz der armen Seele zu steigen (in der Oberpfalz bekommt man sonst Fussschmerzen), so müssen wir annehmen, dass auch in diesem Falle das Brett als Aufenthaltsort der Seele gedacht wird. Wir haben also auf Borneo und in Böhmen zwei wesensgleiche Erscheinungen in der Vorstellungswelt der Menschen gefunden, und ich zweifle nicht, dass bei fortgesetzten genauen Nachforschungen es sich herausstellen wird, dass überall, wo Todtenbretter ausserhalb aufbewahrt werden, damit der Glaube verbunden ist, dass in denselben der Repräsentant der entschwundenen Seele so lange in der Nähe des Wohnortes zurückgehalten wird, so lange das Brett besteht.

Man scheut sich daher, es zu vernichten, und überlässt es dem natürlichen Verwesungsprocesse. Wie Herr Pfarrer Beda Zocher bemerkt, „betrachtete man die Seelen der Verstorbenen als Schutzgeister", die man gerne so lange als möglich in der Nähe der Ansiedelung zurückhält. Darum spricht man beim Ueberschreiten eines solchen Brettes ein kurzes Gebet, damit die Seele einestheils Fürbitte einlege, wenn sie die Seele eines unschuldigen Kindes war, oder man betet für den Verstorbenen, dass ihm Gott die ewige Ruhe verleihen möge, da die sündhafte Seele diese nicht so bald findet. Je mehr Menschen über das Brett schreiten, desto mehr wird für die Ruhe der Seele gebetet, desto mehr wird das Brett abgenützt. Ist es ganz vermodert, so dürfte wohl die Seele zur ewigen Ruhe eingegangen sein. Dieser Gedanke spiegelt sich in manchen Sagen wider und ich werde, sobald mir das Material in genügendem Masse zugeflossen ist, die Bedeutung der Todtenbretter einestheils als Merkzeichen eines bestimmten Volksstammes, andererseits als sichtbaren Ausdruck der Vorstellung von der abgeschiedenen Seele behandeln.

Zum Schlusse sei hier noch einer Parallele zu den Todtenbrettern gedacht, die sich insoferne enge an dieselben anschliesst, als diese in manchen Gegenden zu blossen „Gedenkladen" geworden sind; diese Parallele findet sich in einem romänischen Dorfe Pojána bei Reussmarkt in Siebenbürgen, wo aussen an der Kirchhofmauer eine lange Reihe von Andenken steht, welche Bildsäulen nicht unähnlich sind und zum Schutze ein kleines Dach tragen (gerade so, wie es bei den Todtenbrettern im Böhmerwalde vorkommt). Das sind in gewissem Sinne auch „Gedenkladen" an jene Romänen, welche als Hirten oder Herdenbesitzer auszogen und in der Fremde starben [1]). Derartige Erinnerungszeichen an in der Fremde Verstorbene fand ich auch im Herzogthume Salzburg zu Buch, Oberalm und Hallein in den Todtencapellen; doch waren sie auf tragbaren schwarzen Gestellen in Kreuzesform angebracht. Auch hier dürfte der Glaube, dass die Seele des Verstorbenen einestheils Schutzgeist sei, anderentheils ruhelos bleibe, wenn nicht für sie gebetet werde, den Anstoss gegeben haben; und das Gebet ist der Seele um so gewisser, wenn ein sichtbares Zeichen, gewissermassen eine Verkörperung ihrer selbst, dazu auffordert.

* * *

Zum Schlusse erfülle ich eine angenehme Pflicht, allen Damen und Herren, die mich in meinen Todtenbretter-Studien durch sachliche Mittheilungen oder Hinweise auf vorhandene Quellen unterstützten, meinen wärmsten Dank auszusprechen; ich verbinde damit die öffentliche Bitte, mir auch fürderhin bis zum Abschlusse der Untersuchungen hilfreich zur Seite stehen zu wollen.

[1]) Vgl. F. Grabowsky, Der Tod, das Begräbniss, das Tiwah oder Todtenfest und Ideeën über das Jenseits bei den Dajaken (im Internationalen Archiv für Ethnographie, Bd. II, 1889, S. 183—185; dazu die Abbildungen auf Taf. VIII, Fig. 1 und 2).

[1]) Die ethnographische Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien besitzt zwei Photographien von diesen Gedenksäulen, Nr. 2929 und 2930, welche Herr k. u. k. Hauptmann Otto Křifka in Wien aufnahm.

## Quellen-Nachweis.


Baring-Gould, Rev. S.: „Martyr-Tables“ in „The Family-Friend“, Nr. 277, S. 4—6 (London 1893).

Bendel, Josef: „Die Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien“ (II. Bd. zu: Die Völker Oesterreich-Ungarns), Wien und Teschen 1885; S 158, 159.

„Český lid“, I. Bd. (Prag 1892); S. 522.

Dahn, Felix: „Volkssitte“ im I. Bd. „Oberbayern“ zu „Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern“ (München 1860); S. 413.

„Der Burggräfler“ vom 17. Juli 1892 (Meran): Todtenbretter in Lermoos.

Eysn, Marie: 39 photographische Aufnahmen von Todtenbrettern in Salzburg und Bayern.

Francisci, Franz: „Culturstudien über Volksleben, Sitten und Bräuche in Kärnten“ (Wien 1879); S. 81.

„Führer durch den Böhmerwald (österr. und bairische Antheile) und das deutsche Südböhmen.“ Herausgegeben vom deutschen Böhmerwaldbunde (Budweis 1888); S. 20.

Gareis, J.: „Gotteszell“ in „Das Bayerland“, Jahrg. 1892 (München).

Grabowsky, F.: „Der Tod, das Begräbniss, das Tiwah oder Todtenfest und Ideeën über das Jenseits bei den Dajaken“ im „Internationalen Archiv für Ethnographie“, Bd. II (Leiden 1889); S. 183—185.

Gruber, K.: „Marterl und Taferl“ in „Zeitschrift des Deutschen und österreichischen Alpenvereines“, Bd. XIX, 1888, S. 129.

Hawelka, Dr. Ed.: „Leichenbretter im Braunauer Ländchen“ in „Globus“, Bd. LXII (Braunschweig 1892); S. 157.

Heigel, Dr. Karl Ritter v.: „Zwischen Feldmoching und dem Gardasee“ in „Zur guten Stunde“, VI. Jahrg. (Berlin 1892/93); S. 113—118.

Hein, Dr. Wilhelm: „Die Todtenbretter im Böhmerwalde“ in „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“, Bd. XXI (Wien 1891); S. 85—100.

Hein, Dr. Wilhelm: „Todtenbretter“ in „Neues Wiener Tagblatt“ vom 6. August 1891.

Hell, Dr. Thomas: „Auf einem Bauernhofe im Griessthal in Tirol“; in „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde“, IV. Jahrg. (Berlin 1894); S. 77.

Höllrigl, Franz: „Aus dem Böhmerwalde“. Eine deutsch-böhmische Fahrt. Wien 1884, S. 85, 86

Köhler B.: „Leichenbreter und Leichenbretpoesie im Bairischen Wald“; in „Illustrirte Zeitung“ (Leipzig) Nr. 1649, 6. Februar 1875, S. 96, 97.

Hörmann, Ludwig v.: „Grabschriften und Marterlen“ (Leipzig 1890); S. XI.; 8—39.

„Illustrirte Chronik der Zeit“, 1887: „Ueber Rêbretter in Oberbaiern“; S. 712.

Křifka, Otto: Zwei Photographien von Gedenksäulen in Pojána bei Reussmarkt (Siebenbürgen).

Künzel: Ueber Todtenbretter im Braunauer Ländchen; in „Das Riesengebirge in Wort und Bild“, VII. Jahrg. (Marschendorf 1887); S. 123, 124.

Lauseker, Friedrich (L . . s . . . r): „Skizzen aus dem Böhmerwalde“. VI. Eisenstein und der Arber; in „Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen“, VII. Jahrg. (Prag 1869); S. 17.

Mannhardt. Wilhelm: „Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme. Mythologische Untersuchungen“. (I. Theil zu „Wald- und Feldkulte“; Berlin 1875); S. 40.

Reinhardstoettner, Karl v.: „Land und Leute im Bayerischen Walde“ (Bamberg 1890); S. 76.

Riehl, W. H.: „Land und Leute“ (I. Bd. zu „Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Socialpolitik“; Stuttgart und Tübingen 1854); S. 175, 176.

Schönwerth, Fr.: „Sitten und Sagen“ (I. Theil zu „Aus der Oberpfalz“, Augsburg 1857); S. 245—253.

Schreiber, Hans: „Kunterbuntes aus der Böhmerwald-Heimath“ in „Bayerisch Land und Volk“, III. Jahrg. (Augsburg 1892); S. 109

Silberstein, August: „Der Kernschuss“ in „Oesterreichischer Volkskalender. Volksbuch zur Unterhaltung und Belehrung“ (Wien 1875); S. 47.

Sperl, August: „Die Fahrt nach der alten Urkunde“ (München 1893); S. 58.

Steub, Ludwig: „Das bayerische Hochland“ (München 1860); S. 60.

Urban, Dr. M.: Ueber Todtenbretter bei Plan und Tepl; in „Das Riesengebirge in Wort und Bild“, VIII. Jahrg. (Trautenau 1888); S 73.

Walz, Dr.: „Besondere Sitten und Gebräuche bei Begräbnissen“, III. Abschnitt im II. Theil zu „Die Grabdenkmäler von St. Peter und Nonnberg zu Salzburg“ (Salzburg 1875); S. 29.

Wenzig, Josef und Krejčí, Johann: „Der Böhmerwald. Natur und Mensch“ (Prag 1860); S. 173.

Willkomm, Dr. Moriz: „Der Böhmerwald und seine Umgebungen“ (Prag 1878); S. 86.

Zillner Franz: Volkscharakter, Trachten, Bräuche, Sitten und Sagen“; in „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“, Band: Oberösterreich und Salzburg, Wien 1889, S. 439.


Die übrigen Literaturangaben sind in meiner Abhandlung „Die Todtenbretter im Böhmerwalde“ (a. a. O.) S. 100 verzeichnet.

# Neue figural verzierte Gürtelbleche aus Krain.

Von **Josef Szombathy.**

*(Mit einer Tafel in Lichtdruck und einer Text-Illustration.)*

Angesichts der ganz besonderen Wichtigkeit, welche den figural verzierten Fundobjecten aus der vorrömischen Metallzeit in ihrer Eigenschaft als hervorragende Zeugen für sehr belangreiche Cultureinflüsse und Handelsbeziehungen zukommt, darf es wohl gerechtfertigt erscheinen, der Innsbrucker Anthropologen-Versammlung hiemit eine (der in Vorbereitung begriffenen Hauptpublication vorauseilende) Mittheilung über die jüngsten Funde von figural verzierten Bronzegürtelblechen zu machen.

Die vier vorliegenden Stücke wurden in Unterkrainer Grabhügeln gefunden. Die Gürtelbeschläge Tafel III, Fig. 1 und 2 und Textfigur 280 kommen aus einem Riesentumulus auf dem Magdalenenberge bei St. Marein, Gerichtsbezirk Laibach, das Fragment Tafel III, Fig. 3, aus einem ebenfalls ziemlich grossen Tumulus von Brezje bei Hönigstein, Gerichtsbezirk Rudolfswerth. Diese Hügel sind nach der Art der von Deschmann und v. Hochstetter publicirten Tumuli von St. Margarethen, St. Marein, Rovišče etc. Sammelgräber, deren jedes eine grössere Zahl unter einander unabhängiger Begräbnisse beherbergt. Diese Begräbnisse sind theils Skelet-, theils Brandgräber, welche ihrer Hauptmenge nach der jüngeren Stufe der Hallstatt-Periode zuzurechnen sind. Zu Nachbestattungen, welche sich den älteren Gräbern äusserlich vollkommen anschliessen, wurden diese Tumuli aber bis in die Mittel-La Tène-Periode benützt Diese Bestattungsweise in Collectivgrabhügeln ist räumlich und zeitlich nicht weit verbreitet. Sie nimmt nur einen Theil des illyrischen Gebietes der jüngeren Hallstattstufe, dem unser Fundbezirk angehört, ein und beschränkt sich auf das Gebiet von Unterkrain und die enger angrenzenden Theile der Nachbarländer, ohne übrigens daselbst ausschliesslich zu herrschen. Dieses Gebiet ist nicht nur durch die grosse Zahl der darin nachgewiesenen Fundstellen, sondern noch mehr durch die von der Dichte und dem Wohlstande der einstigen Bevölkerung zeugende Reichhaltigkeit der einzelnen Localitäten bemerkenswerth.

Der Magdalenenberg bei St. Marein trägt ein ganzes System prähistorischer Fundstellen. Seinen Gipfel umschliesst ein ansehnlicher Ringwall; auf einer etwas tieferen, ebenen Stelle seines breiten Rückens sind Flachgräber der jüngeren Hallstatt-Periode und auf seinem Südwestabhange sowie an seinem Ostfusse sind ergiebige Tumuli aus derselben Periode gefunden worden. Der grosse Tumulus, welcher die drei Gürtelbleche lieferte, gehört der Gruppe auf dem Südwestabhange an. Er bildete eine längliche Erhebung von 5 m Höhe, 30 m Länge und 12 m Breite und enthielt mehr als 150 Gräber, welche von dem eifrigen und geschickten Scavatore Bartholomäus Pečnik vollständig und gewissenhaft ausgegraben wurden. Die Gesammtzahl der Gräber ist nicht genau anzugeben, da es verabsäumt wurde, jene Begräbnisse, welche gar keine Beigaben enthielten, zu zählen. Die erste Hälfte der ungewöhnlich reichen Funde kam in das Museum Rudolfinum zu Laibach, die zweite, den Inhalt von 88 Gräbern umfassende Hälfte in die Prähistorische Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. In der ersten Serie befanden sich bereits zwei figural verzierte Situlen, deren eine von Alphons Müllner in Argo II, S. 129, Tafel III, in Umrissen abgebildet wurde. Diese zeigt vier figural verzierte Streifen, deren erster Scenen eines festlichen Aufzuges, deren zweiter ebenfalls einen Theil eines Aufzuges und die bekannte Faustkämpfergruppe neben vereinzelnten Figuren eines Festgelages, der dritte und vierte aber verschiedene Thiergestalten enthält. Die Composition schliesst sich also enge an die der bekannten analogen Fundstücke an. Die zweite Situla ist meines Wissens noch nicht restaurirt. In der zweiten Serie befanden sich unter 20 grösseren Bronzegürtelblechen die drei hier abgebildeten.

Das Gürtelblech Tafel III, Fig. 1 (Inventar-Nummer 22.962), gehört dem Skeletgrabe Serie II, Nr. 46, welches die Reste eines Kriegers beherbergte, an. Es ist eine 24·6 cm lange, 10·4 cm breite, rechteckige Bronzeblechtafel, welcher an einer Schmalseite, zur Rechten des Beschauers, der bronzene Gürtelhaken angenietet ist. Seine Bildfläche zeigt in ihrer rechten Hälfte die Faustkämpfergruppe: zwei nackte, ithyphallische, nur mit einem Lendengürtel

geschmückte und an beiden Fäusten mit hantelförmigen Schlaggeräthen bewaffnete Männer stehen sich mit einer vorstossenden Armbewegung gegenüber, zwischen ihnen auf einem Ständer der mit hohem Kammbusche gezierte Preishelm. Die linke Hälfte zeigt einen nackten Reiter auf einem nach rechts schreitenden Pferde, in der einen Hand den Zügel, in der anderen eine Gabelruthe haltend. Der Rest des verfügbaren Raumes am linken Bildende ist mit einem palmenähnlichen Gewächse gefüllt, auf dem ein Vogel, der eine Schlange im Schnabel hält, sitzt. Die Bordüre des Bildes ist an den Längsseiten aus einem von zwei feinen Perlenschnüren eingesäumten Flechtbande, an den Schmalseiten aus einer Reihe grösserer Perlen, die von zwei feineren Perlenschnüren eingesäumt ist, gebildet. Die ganze Darstellung ist en basrelief herausgetrieben und sowohl in allen Umrissen, als auch in vielen Innendetails mit einem feinen Punzirmeissel nachgezeichnet. Die Arbeit zeugt von grosser mechanischer Fertigkeit des Toreuten; die Zeichnung selbst aber trägt den Charakter einer höchst flüchtigen und rohen Copie.

Da Herr Pečnik das Stück mit dem ganzen Lager von Lehm, in dem es lag, einsendete, konnte es im Laboratorium genau auf die Details seiner Befestigung geprüft werden. Es war auf dem Ende eines dicken Lederriemens von 10·5 cm Breite mit Hilfe eines unter den Riemen gelegten Metallrahmens festgenietet, so dass das Leder zwischen das Gürtelblech und den Widerlagsrahmen eingeklemmt war. Vom Riemen sind einzelne mit Rost imprägnirte Partien erhalten. Der Widerlagsrahmen besteht aus drei eisernen Längsleisten von 1·4 cm bis 1·6 cm Breite und zwei ebenso breiten bronzenen Querleisten. Letztere liegen links und rechts unter dem Schmalrande und sind mit dem Gürtelbleche durch je fünf kugelköpfige Nieten verbunden; erstere, unter der Mitte und unter den Längsrändern verlaufend, sind durch je drei Nieten befestigt. Das Gegenende des Riemens trug ein oder zwei bronzene Einhängeringe von 2·7 cm Durchmesser, deren jeder mittelst einer kreuzförmigen, mit getriebenen Perlenreihen verzierten Bronzeblechschleife von 11·8 cm Länge und 1·8 cm Breite befestigt war. Dieser Ledergürtel lag quer über die Körpermitte.

An weiteren Beigaben enthielt das Grab noch: zwei gleiche 8·1 cm lange Schlangenfibeln mit hochsitzender Kopfscheibe und starkem, in einen kelchförmigen Fortsatz auslaufendem Schlussknopfe, zwei eiserne Lanzenspitzen mit starker Rippe und schmalem Blatte, 40 cm und 42 cm lang, einen schlanken, eisernen Hohlcelt von 17·2 cm Länge und vier thönerne Prunkgefässe. Zwei von diesen sind schwarze Doppelvasen in Gestalt zweier übereinander gestellter tiefer Schüsseln mit gebuckeltem Bauche und senkrechtem, wenig ausgeschweiftem Randtheile, welcher an der oberen Hälfte ein Zickzackornament, an der unteren ein Mäander- oder Reifenornament aus Punktreihen trägt. Die Dimensionen dieser Doppelvasen sind: *a*) Höhe = 25 cm, Durchmesser = 32 cm, *b*) Höhe = 23 cm, Durchmesser = 29·5 cm. Beide waren mit flachkegeligen Gefässdeckeln aus Bronzeblech bedeckt. Diese Deckel sind getrieben, mit einem geschmackvollen Ornamente (Kyma) bedeckt, tragen einen kugeligen Knauf aus zwei Bronzeblechschalen und sind am Rande mit dreieckigen Bronzeblechanhängseln behängt. Die zwei anderen Gefässe sind hohe Fussvasen. Eine, mit gebuckeltem Bauche und hohem, durch einen gerippten Knauf unterbrochenem Fusse, ist schwarz, 37 cm hoch, 29 cm breit, die andere rothbraun, von ähnlicher Gestalt und Grösse. Auch zu einer dieser beiden Vasen ist ein hübsch verzierter Bronzedeckel in der oben beschriebenen Ausstattung gefunden worden.

Das zweite Gürtelblech Tafel III, Fig. 2 (Inventar-Nummer 22.083), entstammt dem reichen Kriegergrabe Serie II, Nr. 13, welches an der Sohle des Tumulus, fast 6 m tief unter dem Gipfel lag und die Skelette von Reiter und Pferd enthielt. Das rechteckige Blech ist 33 cm lang und 6·8 cm breit. Der Gürtelhaken ist wie gewöhnlich an seiner rechten Schmalseite angebracht, in der Abbildung aber durch den Rand gedeckt. Es scheint ebenso wie das vorige Gürtelblech mit Hilfe eines Widerlagsrahmens an dem Ledergürtel befestigt gewesen zu sein; doch waren die Details wegen der zu weit vorgeschrittenen Patinirung des Ganzen nicht mehr zu untersuchen. 9·6 cm vom rechten Ende war das Blech einst entzwei gebrochen und durch Uebereinandernieten der Bruchenden geflickt worden. Seine Bildfläche enthält die Darstellung von vier geflügelten Fabelthieren und der Vorderhälfte eines fünften, für dessen Hinterleib am linken Bildende nicht mehr Platz war. Der Vordertheil der zweiten Figur ist durch die Flickstelle überdeckt. Die Thiere sind seltsam componirt. Ihr Löwenkörper ruht auf schwächlich gestalteten, gelassen schreitenden Beinen. Sein Vordertheil erhebt sich zu einem vogel- oder pferdeähnlichen Halse, auf welchem bei dem ersten und dritten Thiere ein Menschen-

kopf, bei dem vierten ein überaus schlanker Pferdekopf und bei dem fünften ein Vogelkopf sitzt. Die Umrisslinien des Halses sind von einem gestrichelten Ornamente begleitet, welches an die Stachelmähne der Greifen des freien griechischen Stiles erinnert. Die nach griechischem Vorbilde stilisirten Flügel sind schön aufgebogen, die Füsse mit sehr langen Krallen bewehrt, der Schweif in die Höhe geschwungen. Im Maule scheinen sie alle eine Ranke oder — das erste Thier — vielleicht ein zur Charakterisirung der Raubthiernatur dienendes Bein zu halten. Der Raum zwischen dem zweiten und dritten, sowie zwischen dem dritten und vierten Thiere ist durch ein hängendes, lanzenförmiges Blatt ausgefüllt. Die Endtheile des Bleches sind in einer Länge von 5 cm und $5^1/_2$ cm mit je neun verticalen Reihen von Perlen, die durch feine Perlenschnüre von einander gesondert sind, verziert. Die Längsbordüre bildet eine solche Perlenreihe. Die ganze Ornamentirung ist wieder en basrelief getrieben, mit ziemlich sauberer Nachciselirung der Umrisslinien und der Details.

Von dem weiteren Inhalte des Grabes sind anzuführen: Ein zweites, nur mit geometrischem Ornamente bedecktes Gürtelblech, ein Bronzehelm mit horizontal abstehender, ringsumlaufender Krempe und doppeltem Kamme, ein 20·5 cm langer, eiserner Hohlcelt, drei eiserne Lanzenspitzen (sehr beschädigt, gegen 40 cm lang), 87 dreiflügelige Pfeilspitzen aus Bronze und eine flache Pfeilspitze mit zwei Widerhaken, alle in einem Köcherbündel vereinigt, eine 20·2 cm lange, bronzene Schmucknadel mit flachsphärischem Kopfe und bis gegen die Spitze hin polygonalem, geometrisch verziertem Körper, ein Reifchen von 4·2 cm Durchmesser aus einem längsgerieften, gegen die Enden spitz zulaufenden Bronzebande mit nahezu zwei Umgängen, 16 zinnerne Zierstücke von S-ähnlicher Grundgestalt, rückwärts mit Schleifen zum Aufziehen auf Riemen, 1·4—2·1 cm lang, und 14 Zinnornamente in Gestalt kleiner Ochsenköpfe, ebenfalls rückwärts mit kleinen Bügeln zum Aufreihen, 1·4 cm lang, ein 28 cm langer, schlanker, durchbrochener Schleifstein, ferner ein Bronzebecken mit doppelten Tragreifen, 23·5 cm breit, die Reste eines mit Bronzeblech beschlagenen Holzgefässes und der 22·5 cm lange, bandförmige Bronzestiel eines Schöpfbechers. Von der Beschirrung des Pferdes ist erhalten: das eiserne Gebiss mit getheilter Stange und bogenförmigen Seitentheilen, welche der Darstellung auf dem hier Tafel III, Fig. 1, abgebildeten Gürtelbleche, dem Watscher Gürtelbleche und verschiedenen Situlen vollkommen entsprechen, dann vier grössere, 8·2 cm breite Riemenzierscheiben und zwei kleinere, 2·8 cm breite Knöpfe aus Bronze. Hufeisen, Sporen oder gar Steigbügel kommen nicht vor. Schmuckperlen, welche sowohl aus Bernstein wie auch aus Glasemail in den Frauengräbern so ungemein häufig sind, fehlen in diesen Kriegergräbern.

Das dritte Gürtelblech (Textfigur 280) entstammt sowie die beiden zuerst angeführten dem Riesentumulus auf dem Südwestabhange des Magdalenenberges. Es fand sich in dem Skeletgrabe Serie II, Nr. 58. Da war es vergesellschaftet mit zwei schlanken, langdülligen, eisernen Lanzenspitzen von 39·5 cm und 37 cm Länge, einem starken, eisernen Hohlcelte von 21 cm Länge mit Resten des Holzstieles, einem concaven Eisenmesserchen, zwei einfachen Fibeln mit bandförmigem Bügel, kleiner Kopfscheibe und langem, durch einen kugeligen Knopf abgeschlossenem Fuss (eine in unserem Fundgebiete häufige, junge, der Schlangenfibel nahestehende Form) und vier Thongefässen. Die Gefässe waren leider so schlecht erhalten, dass ihre Reconstruction aus den Scherben nicht möglich war. Das wichtigste von ihnen ist eine Kylix aus blassrothem Thon. An den Scherben sind geringe Spuren einer dunkelbraunen Bemalung zu sehen. Das Material weist nach Furtwängler's gefälliger Bestimmung sowie auch bei mehreren anderen roththonigen, feinen Gefässen vom Magdalenenberge, ferner einer Kylix aus Sta. Lucia und einer bauchigen Urne aus Vermo nicht auf griechische, sondern auf unteritalische Provenienz. Dies ist für uns von besonderem Interesse, weil es uns Einblicke eröffnet in unmittelbare und lebhafte Beziehungen unseres Fundgebietes mit der Cultur Grossgriechenlands, an welcher ja die von der Balkanhalbinsel nach Apulien ausgewanderten, mit den illyrischen Bewohnern unseres Gebietes stammverwandten japygischen Völkern participirten.

Die anderen drei Gefässe sind einheimische Erzeugnisse: ein rohes, schwarzes Schüsselchen mit konischem Boden, eine etwas feiner gearbeitete, schwarze Schüssel mit gebuckeltem Bauche und eine grosse, schwarze Fussvase mit gebuckeltem Bauche und hohem, durch einen grossen, gerippten Knopf verstärktem Fuss. Diese Vase war mit einem braunen, glatten Thondeckel verschlossen, welcher in seiner Form — flachkegelig mit einem Knaufe am Gipfel — die oben angeführten Deckel aus Bronzeblech nachahmt.

Das Gürtelblech aus dem Grabe Nr. 58 weicht bezüglich seiner Ausführung von den drei übrigen

ab. Seine Ornamente sind einfach in die ebene Platte eingeschnitten und diese selbst ist dicker als die getriebenen Bleche. Auch an diesem Stücke ist eine Bruchstelle durch Uebereinandernieten der Bruchränder geflickt worden. Dadurch wurde seine Länge auf 14·6 cm verringert. Die Breite schwankt zwischen 6·7 und 7·2 cm. Von dem kleinen, diesmal aus Eisen gefertigten Gürtelhaken ist am linken Rande ein Theil erhalten. Unter dem rechten Schmalrande ist das 1·1 cm breite, bronzene Widerlagsplättchen, welches mit Hilfe der vier grossen Nieten das Ende des Gürtelriemens fasste, gut erhalten; es lässt Raum für einen 4 mm dicken Lederstreifen. Der Riemen ging nicht so wie bei dem Gürtelbleche Inv.-Nr. 22.962 bis an das andere Ende der Bronzeplatte; die fünf kugelköpfigen Nieten am linken Rande sind nur zur Verzierung, die mittlere eventuell zum Festhalten des Gürtelhakens angebracht. Die Darstellung beschränkt sich auf zwei Thiergestalten, von welchen die linke ein reissendes Thier (welches vielleicht ein am Boden liegendes Thier anfällt — dieser Theil ist durch die Flicke verdeckt), die rechte einen Bock oder eine Gazelle, die eine Blase im Maule hält, zum Vorwurfe hat. Diese Blase ist durch den Ansatz eines Vogelkopfes sinnwidrig erweitert. Der Unterschied zwischen diesem Gürtelbleche und den drei anderen liegt nicht nur in der Technik der Zeichnung, sondern auch im Stile. Dieser nähert sich dem der jüngsten Stufe dieser Metalltechnik eigenen La Tène-Stile, in welchem die Thiergestalten sich förmlich in Schnörkel auflösen.

Der Tumulus von Brezje, welcher das Tafel III, Fig. 3, abgebildete Fragment lieferte, enthielt — abweichend von den übrigen Vorkommen — durchwegs Skeletgräber. Während der Fertigstellung dieses Berichtes war er noch nicht bis zur Hälfte ausgegraben und hatte bereits 42 Gräber ergeben. Leider wurde er bereits in früherer Zeit durch die Entnahme von Erdmaterial angegriffen, wodurch verschiedene Gräber, darunter auch das, in welchem das Gürtelblech enthalten war, zerstört wurden. Ausser dem abgebildeten Blechfragmente ist keine Beigabe dieses Grabes erhalten. Es konnte nur noch constatirt werden, dass das Skelet in einer Tiefe von 90 cm unter der Oberfläche des Tumulus lag und mit dem Kopfende gegen Osten gerichtet war.

Unsere Abbildung zeigt uns nicht viel mehr als den vierten Theil des ursprünglichen Gürtelbleches. Das Stück ist vor alters gebrochen und dann derart geflickt worden, dass ein Theil des Mittelstückes, welcher Fragmente von zwei Figurengruppen enthielt, der Bruchstelle untergelegt und ein noch weiter nach rechts gehöriges Stück über den Bruchrand genietet wurde. Das rechte Ende mit dem Gürtelhaken ist gänzlich in Verlust gerathen. Die Scene, welche auf dem erhaltenen Fragmente in drastischer Realistik nachgebildet ist, stellt ein Symplegma, bei welchem die Frau auf einem Lehnstuhle sitzt und der Mann vor ihr kniet, dar. Der Mann ist mit einem kurzen und kurzärmeligen, gemusterten Leibrocke und einer kronenähnlichen Kopfbedeckung bekleidet. Die Frau trägt ein anliegendes Unterkleid mit einfacher Bordüre, einen das Hinterhaupt, die Brust und die Arme umhüllenden, gemusterten Ueberwurf und am linken Fusse, welcher hinter dem Arme des Mannes rechts hervorsieht, eine Verzierung, welche am leichtesten als wulstiger, gekerbter Fussring gedeutet werden kann. Der Lehnstuhl ist identisch mit dem auf der Situla von Watsch im Epulum (zweiter Streifen, linke Hälfte der bekannten aufgerollten Zeichnung) viermal wiederkehrenden und auf der oben citirten neuen Situla von Marein im zweiten Streifen einmal angebrachten Lehnstuhle. Es lässt sich constatiren, dass sich auf dem vollständigen Gürtelblech diese Gruppe in einander gegenüberstehenden Zeichnungen mindestens dreimal wiederholte. Auf der Vorderfläche sieht man noch rechts von unserer Gruppe, knapp neben dem übergelegten Bruchrande, den Frauenfuss einer zweiten, gegenüberstehenden Gruppe hereinragen und das auf der Rückseite untergelegte Blechfragment lässt zwei mit den Lehnen gegen einander gekehrte Stühle sammt den dazu gehörigen Theilen der Figuren deutlich erkennen. Die Bronze scheint weiterhin noch eine Festmahlscene gezeigt zu haben. Der schmale Blechstreifen, welcher das rechte Viertel unserer Abbildung einnimmt, lässt zwischen den drei flachen Nietköpfen die Umrisse einer grossen Dreifussvase, wie sie auch in der zweiten Zone der Situla von Watsch und in der dritten Zone der Situla von der Certosa bei Bologna gezeichnet ist, erkennen.

Dieses Gürtelblech gehört seiner ganzen Mache nach so wie die beiden erstbeschriebenen Stücke vollkommen in das Bereich der specifisch venetischen Toreutik. Die Darstellung selbst im engeren Sinne steht bis jetzt in unserem Fundgebiete vereinzelt da, wenn auch auf dem Spiegel von Castelvetro derselbe Act, aber auf einer Kline sich vollziehend, dargestellt ist und bei der Sitzfigur am linken Ende der dritten Reihe der Situla Benvenuti von Este

trotz des Beiwerkes (sie bläst das Horn, während sie von einem mit zwei Speeren bewaffneten Manne angegriffen wird) in Erwägung gezogen werden könnte, ob ihre Stellung nicht etwa der Zeichnung eines Symplegmas nachgeahmt ist. Von älteren etruskischen Arbeiten wäre vor Allem der schwarz bemalte Krug von Tragliatella (Annali dell Inst. Bd. 53, 1881), welcher zwei Symplegmata zeigt, anzuführen. Die schwarzfigurigen griechischen Vasen älteren Stiles tragen Vieles zu diesem Thema bei und zahlreiche entferntere Beispiele geben bekanntlich die alten orientalischen Bildwerke. Die näheren Vorbilder können aber im Augenblicke nicht aufgewiesen werden; sie sind, da die Publicationen mit solchen Beispielen sehr zurückhaltend sind, wohl erst in den Museen aufzusuchen. Zweifellos gebührt dem Stücke ein bevorzugter Platz in der Reihe der Belege für die orientalischen Einflüsse auf die Entwicklung jener eigenthümlichen barbarischen Bildkunst, deren Schwerpunkt nach dem heutigen Stande der Funde im Lande der Veneter zu suchen ist.

Fig. 280. Magdalenenberg ($^3/_4$ nat. Gr.).

# Die Oberösterreicher.

Von **Dr. A. Weisbach,** k. u. k. Oberstabsarzt (Sarajevo).

Im Anschlusse an meine Arbeit über „Die Deutschen Niederösterreichs“ (Wien, Hölder, 1892) habe ich die gleichen Aufnahmen und Messungen bei den aus Oberösterreich sich ergänzenden Truppenkörpern vornehmen lassen und ist es mir eine angenehme Pflicht, hiefür den Herren Kameraden Regimentsärzten DDr. Blaschek Albert, Della Torre Emil, Fessler Theodor, Gregorievič Dušan, Haas Franz, Lonauer Peter, Pavlečka Karl, Queiss Edmund, Spiegel Adolf, Tauber Michael, Zeisberger Wilhelm und Zimmert Ferdinand, welche dieselben durchführten, an dieser Stelle meinen Dank auszusprechen.

Die Aufnahmen wurden insoferne etwas vereinfacht, als sowohl bei den Haaren als auch bei den Augen die früher aufgestellten Farbentöne braun und dunkelbraun in eine Kategorie „braun“ zusammengefasst wurden, weil es für's Allgemeine gewiss ganz gleichgiltig bleibt, ob diese Farbe mehr oder weniger dunkel vorhanden ist. Demnach wurden bei jedem Individuum nachfolgende Aufnahmen und Messungen vorgenommen:

1. Namen, 2. Alter, 3. Geburtsort, Bezirkshauptmannschaft und Land.

4. Farbe der Haare in folgenden Nuancen: roth, blond (der lichtesten Farbe, stets in's Gelbliche ziehend), hellbraun, braun (in allen dunkleren Abstufungen) und schwarz (wirklich schwarz bei jeder Beleuchtung); krause Haare sind anzumerken.

5. Farbe der Augen: blau (müssen immer wenigstens bläulichen Schimmer haben), grau, weiters graubraun (die Iris am Skleralrande grau, am Pupillarrande gelb oder braun, gleichmässig ringförmig oder überhaupt gefleckt), hellbraun, braun (in allen dunkleren Abstufungen) und schwarz (dann die Iris von der Pupille kaum zu unterscheiden).

Sollten grünliche oder irgendwie anders gefärbte Augen vorkommen, so sind dieselben als solche besonders zu bezeichnen.

6. Farbe der Haut (am Stamme): weiss, gelblich, bräunlich, hellbraun, braun.

7. Körperlänge in aufrechter, militärischer Stellung, barfuss, mit Recrutenmaass.

8. Grösste Kopflänge, mit Tasterzirkel, in der Sagittalebene von der Mitte zwischen den arc. supercil. oberhalb der Nasenwurzel zum vorragendsten Punkte des Hinterhauptes.

9. Grösste Kopfbreite, mit Tasterzirkel in horizontaler Ebene, wo immer sie ist.

Pathologische Schädelformen sind als solche anzumerken.

Oberösterreich ist nur von Deutschen bewohnt, trotzdem wurden einige wenige Individuen mit slavischem oder italienischem Namen ausgeschlossen, so dass nur Deutsche den nachstehenden Untersuchungen unterzogen worden sind.

Als active Soldaten standen sämmtliche Männer meistens im Alter von 21—23 Jahren und gibt es nur wenige mit 20 und über 23 Jahre; solche mit pathologischen Schädelformen wurden in die Untersuchung nicht weiter einbezogen.

Im Alterthume gehörte das Land zwischen Inn, Donau und Enns zu Noricum, von den Norikern bewohnt, die ihr keltisches Volksthum grossentheils bewahrten, wenngleich längs der Donau und in den südlichen Gegenden der römische Einfluss überwog. Trotz der Auswanderung der romanischen Bevölkerung unter Odoaker muss doch ein ansehnlicher Theil derselben zwischen Enns und Inn zurückgeblieben sein, da in Urkunden noch bis in's VIII. Jahrhundert hinein „Romanen“ angeführt werden.

Später hatten sich Slaven zwischen Enns und Traun im Gebiete der Steyr, entsprechend ungefähr dem Bezirke Kirchdorf, angesiedelt, wo noch heute theilweise slavische Benennungen (z. B. Windischgarsten) existiren; spärlich war das slavische Element westlich der Steyr, noch spärlicher, in blos vereinzelten Niederlassungen, von Linz an stromabwärts längs des linken Donauufers (Kämmel, Die Anfänge deutschen Lebens in Oesterreich. Leipzig 1879).

Zur besseren Uebersicht der in Nachfolgendem gegebenen Daten sei hier die politische Eintheilung des Landes kurz skizzirt. Dasselbe zerfällt in acht Bezirkshauptmannschaften südlich, drei nördlich der Donau und den Stadt- und Landbezirk von Linz, welcher sich an beiden Flussufern ausdehnt, südlich der Donau, den Bezirk Steyr von der Donau fernhaltend, bis an die niederösterreichische Grenze

vordringt, nördlich aber den Bezirk Freistadt von der Donau abdrängt.

Von den acht südlichen Bezirkshauptmannschaften liegt die von Steyr, ohne den Strom zu berühren, im Osten, theils an Niederösterreich (östlich), theils mit einem Gebietsstreifen längs der Enns im Hochgebirge an Steiermark grenzend; im Süden folgen dann von Ost gegen West der Bezirk Kirchdorf (an Steiermark grenzend), Gmunden (im Westen und Süden an Salzburg, im Osten an Steiermark grenzend), Vöcklabruck und Braunau, welche südlich Salzburg, Braunau, ausserdem westlich Baiern (Innfluss) berühren; im Westen befinden sich die von Ried und Schärding, durch den Inn von Baiern geschieden, und im Landesinneren der Bezirk von Wels.

Nördlich der Donau ist der westlichste Bezirk Rohrbach, im Westen von Baiern, im Norden von Böhmen begrenzt; an ihn schliesst sich, abseits der Donau, im Nordosten der von Freistadt (nördlich an Böhmen, östlich an Niederösterreich grenzend), südlich von welchem an der Ostgrenze gegen Niederösterreich der Bezirk von Perg liegt.

## I. Körperlänge.

Die Oberösterreicher besitzen die durchschnittliche Körperlänge von 1667 mm (3573 Männer mit der Gesammtsumme von 5,958.760 mm), welche zwischen den Extremen von 1531 und 1898 mm, beide bei Blondhaarigen, schwankt und zugleich um 11 mm der Statur der niederösterreichischen Deutschen (1678 mm) nachsteht.

Kleine Männer, mit Staturen von 1599 mm abwärts, sind darunter 368 (10·29%), mittelgrosse mit solchen von 1600—1699 mm dagegen die weitaus grösste Zahl, ähnlich wie in Niederösterreich, nämlich 2152 (60·22%), endlich grosse mit einem Wuchse von 1700 mm an aufwärts 1053 (29·47%), unter welch' letzteren sich ausserdem 55 (1·53%) übergrosse mit Körperlängen von 1800 mm und mehr befinden.

In Oberösterreich gibt es daher mehr kleine und mittelgrosse, dafür aber weniger grosse Männer als in Niederösterreich (in gleicher Reihenfolge 7·42%, 58·05% und 34·51%); auch die übergrossen sind seltener als im genannten Nachbarlande (2·51%), mit welchem jedoch darin Uebereinstimmung besteht, dass die grossen Staturen beträchtlich an Zahl die kleinen überwiegen.

Wie sich die einzelnen Maasse je nach ihrer Vertreteranzahl gruppiren, zeigt die folgende Reihe:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 153 cm . . . | 2 | 160 cm . . . | 132 |
| 154 „ . . . | 7 | 161 „ . . . | 192 |
| 155 „ . . . | 28 | 162 „ . . . | 194 |
| 156 „ . . . | 48 | 163 „ . . . | 210 |
| 157 „ . . . | 76 | 164 „ . . . | 204 |
| 158 „ . . . | 93 | 165 „ . . . | 247 |
| 159 „ . . . | 114 | 166 „ . . . | 269 |
| | 368 | 167 „ . . . | 242 |
| | | 168 „ . . . | 237 |
| | | 169 „ . . . | 225 |
| | | | 2152 |
| 170 cm . . . | 186 | 180 cm . . . | 24 |
| 171 „ . . . | 181 | 181 „ . . . | 11 |
| 172 „ . . . | 164 | 182 „ . . . | 4 |
| 173 „ . . . | 129 | 183 „ . . . | 5 |
| 174 „ . . . | 88 | 184 „ . . . | 3 |
| 175 „ . . . | 84 | 185 „ . . . | 3 |
| 176 „ . . . | 55 | 186 „ . . . | 1 |
| 177 „ . . . | 52 | 187 „ . . . | 2 |
| 178 „ . . . | 35 | 188 „ . . . | 1 |
| 179 „ . . . | 24 | 189 „ . . . | 1 |
| | 998 | | 55 |

In derselben fällt das Maximum der Individuenzahl auf die Körperlänge von 166 cm, welcher auch die Durchschnittsgrösse entspricht und die nächstfolgenden Staturen von 165 und 167 cm an Häufigkeit nur wenig nachstehen; nachher nimmt die Zahl der Individuen in beiden entgegengesetzten Richtungen anfangs langsamer, dann rascher ab.

Zwischen der Bevölkerung am rechten (mittlere Statur von 2359 Männern = 1669 mm) und linken Donauufer (769 Männer = 1664 mm) und jener des Bezirkes von Stadt und Land Linz (445 Männer = 1663 mm), welches sich auf beide Donauufer erstreckt, macht sich nur ein geringer Unterschied in der Körperlänge zu Gunsten des rechten Ufers ersichtlich.

Mehr bemerkbar werden die einzelnen Bezirkshauptmannschaften rücksichtlich der durchschnittlichen Körperlänge ihrer männlichen Bewohner: Perg hat die kleinsten (216♂ 1659 mm), dann folgt Freistadt (206♂), Linz (445♂) und Kirchdorf (155♂) mit 1663 mm, Vöcklabruck (323♂) und Braunau (319♂) mit 1664 mm, Steyr (299♂) mit 1665 mm, weiters Rohrbach (347♂) mit 1668 mm und Gmunden (134♂) mit 1669 mm, endlich mit dem grössten Wuchse Ried (335♂), Wels (484♂) mit 1672 mm und Schärding (310♂) 1679 mm.

Sondern wir die einzelnen politischen Bezirke nach der Bodenerhebung in solche des Hochgebirges und Hügellandes, so ergibt sich für die drei Bezirke im Hochgebirge (Kirchdorf, Gmunden und Vöcklabruck) die durchschnittliche Körpergrösse von 1665 mm (612♂), für jene des Hügellandes (Ried, Braunau, Schärding und Wels, 1448♂) die von 1672 mm, so dass demnach die Bewohner des Hochgebirges im Allgemeinen etwas kleiner sind, als jene des Hügellandes am rechten Donauufer; die Bewohner des Hügellandes von Linz (1663 mm) und am linken Donauufer (1664 mm) gleichen hierin den Bergbewohnern.

Der Bezirk Steyr, als beide Bodengestaltungen umfassend, musste ausser Sicht gelassen werden, wenngleich er dieselbe Mittelstatur (1665 mm) mit jenen des Hochgebirges besitzt.

## II. Farbe der Haare.

Unter unseren oberösterreichischen Männern gibt es 62 rothhaarige (1·73%), 1197 blonde (33·50%), 747 mit hellbraunen (20·90%), 1501 mit braunen (42%) und blos 66 mit schwarzen Haaren (1·84%), demnach lichthaarige (rothe und blonde) 1259 (35·23%) und dunkelhaarige (braune und schwarze) 1567 (43·85%).

Sonach besitzen die meisten Männer braune und diesen zunächst blonde Haare, viel weniger hellbraune und die wenigsten rothe oder schwarze Haare.

Die beiden Extreme, rothe und schwarze, kommen fast in gleicher Anzahl vor, erstere etwas öfter, letztere seltener als in Niederösterreich (rothe 1·37%, schwarze 2·68%); die blonden Haare sind in Oberösterreich viel häufiger, daher auch die lichten Haare insgesammt, dagegen sowohl die hellbraunen als auch ganz besonders die dunklen Haare viel seltener als in Niederösterreich (19·42% blonde, 20·79% lichthaarige, 23·54% hellbraune, 55·65% dunkelhaarige).

In's Einzelne eingehend, finden wir die meisten rothen Haare in Linz (15 = 3·37%) und im Bezirke Perg (7 = 3·24%); daran reiht sich mit einer geringeren Zahl Kirchdorf (4 = 2·58%) und Rohrbach (7 = 2·01%) und nehmen die Rothköpfe allmälig ab durch die Bezirke Vöcklabruck (6 = 1·85%), Braunau (5 = 1·56%), Freistadt (3 = 1·45%), Steyr (4 = 1·33%), Schärding (4 = 1·29%) und Wels (5 = 1·03%) bis zu ihrer Minimalzahl in Ried (2 = 0·59%); aus dem Gmundener Bezirke gab es keine rothhaarigen Individuen. Demgemäss hat Linz mit seinem Landbezirke die meisten rothhaarigen Männer, weniger das linke Donauufer (17 = 2·21%), die wenigsten das rechte (30 = 1·27%). In Niederösterreich fanden wir das Gegentheil, nämlich mehr am rechten (1·91%) als am linken Donauufer (0·92%).

Noch mehr veränderlich zeigt sich das Vorkommen der blonden Haare. Die meisten sind im Bezirke Schärding (148 = 47·74%), in welchem sie auch, allein in ganz Oberösterreich, die dunklen weit überwiegen; diesem schliesst sich jener von Rohrbach (141 = 40·63%) zunächst an, als sein nördlicher Nachbar; dann folgen Steyr (118 = 39·46%), Wels (186 = 38·42%), Freistadt (79 = 38·34%), Kirchdorf (57 = 36·77%), Linz (152 = 34·15%) und Perg (73 = 33·79%), in welchen Landschaften sie überall noch mehr als ein Drittel der Bevölkerung umfassen, — weiters Ried (79 = 23·58%), Vöcklabruck (69 = 21·36%), Braunau (67 = 21%) und Gmunden (28 = 20·89%) mit den wenigsten, die hier bis auf ein Fünftel der Bevölkerung sich herabmindern.

Unter den Bewohnern am rechten Donauufer gibt es daher weniger blonde Männer (752 = 31·87%) als am linken (293 = 38·1%), wie in Niederösterreich, dessen entsprechende Gruppen niedrigere Zahlen ausweisen.

Recht interessant ist es, dass in den oben benannten Bezirken des Hochgebirges die Blonden (154 = 25·16%) ansehnlich seltener sind, als in jenen des benachbarten Hügellandes (480 = 33·14%), so dass man behaupten kann, die Menge der blonden Männer nimmt vom Hochgebirge nach Norden hin immer mehr zu.

Auch die hellbraunen Haare treten in den einzelnen Bezirken in wechselnder Stärke auf, am zahlreichsten in Braunau (94 = 29·46%) und Ried (98 = 29·25%), dann in Vöcklabruck (88 = 27·30%), vermindern sich in jenen von Linz (93 = 20·89%), Perg (44 = 20·37%) und Gmunden (27 = 20·14%), noch mehr in Freistadt (41 = 19·9%), Wels (91 = 18·8%), Kirchdorf (25 = 16·12%), Schärding (49 = 15·8%) und Rohrbach (53 = 15·27%), um im Bezirke Steyr (44 = 14·71%) auf ihr Minimum herabzusinken.

Entgegen den Blonden hat das rechte Donauufer mehr Hellbraunhaarige (516 = 21·87%) als das linke (138 = 17·94%); Linz liegt wieder in der Mitte

zwischen beiden, lehnt sich jedoch mehr an's rechte Ufer an.

Mit dem Vorkommen der braunen Haare verhält es sich entgegengesetzt wie bei den Blonden. Im Bezirke Gmunden (75 = 55·97%) gibt es die meisten, weniger in Vöcklabruck (151 = 46·74%), Braunau (148 = 46·39%), Ried (152 = 45·37%), Kirchdorf (68 = 43·87%), Steyr (126 = 42·14%), Perg (88 = 40·74%), Rohrbach (141 = 40·63%) und Linz (180 = 40·44%), noch weniger in Wels (193 = 39·87%) und Freistadt (78 = 37·86%), die wenigsten in Schärding (101 = 32·58%). In allen Bezirken sind sie zahlreicher als die blonden Haare, blos jenen von Schärding, wo das Umgekehrte der Fall ist, ausgenommen. Obwohl das rechte Donauufer (1014 = 42·98%) mehr braunhaarige Bewohner als das linke (307 = 39·92%) aufweist, ist der Unterschied doch nicht so grell vortretend wie bei den Blonden, übrigens dem Befunde in Niederösterreich ganz gleich.

Im Hochgebirgslande (294 = 48·03%) finden sich im Gegensatze zu den Blonden mehr Braunhaarige als im Hügellande (594 = 41·02%) und unterliegt es keinem Zweifel, dass die Braunhaarigen vom Hochgebirge gegen Norden hin stetig abnehmen.

Die durchaus seltenen schwarzen Haare differiren in ihrem Vorkommen nur wenig — Kirchdorf (1 = 0·64%), Linz (5 = 1·12%), Ried (4 = 1·19%), Rohrbach (5 = 1·44%), Braunau (5 = 1·56%), Wels (9 = 1·85%), Perg (4 = 1·85%), Steyr (7 = 2·34%), Freistadt (5 = 2·42%), Schärding (8 = 2·58%), Vöcklabruck (9 = 2·78%) und Gmunden (4 = 2·98%), und stimmen beide Ufer der Donau (rechts 47 = 1·99%, links 14 = 1·82%) hierin überein.

Die Landschaften südlich, am rechten Ufer der Donau, besitzen demnach unter ihrer Bevölkerung im Allgemeinen weniger Lichthaarige (33·14%), dafür mehr Hellbraun- und Dunkelhaarige (letztere 45%) als jene nördlich der Donau (lichte 40·31%, dunkle 41·74%), dasselbe Verhalten wie in Niederösterreich, wenn auch die Unterschiede wegen der grösseren Anzahl der Blonden in Oberösterreich nicht so ansehnlich sind.

In Niederösterreich fanden wir die lichthaarigen Deutschen (1681 mm) etwas grösser als die dunkelhaarigen (1676 mm); in Oberösterreich ist das Gegentheil der Fall, indem die lichthaarigen (1259 Männer) eine durchschnittliche Körperlänge von 1664 mm (Gesammtsumme 2,095.792 mm), die dunkelhaarigen (1567 Männer) die von 1670 mm (Gesammtsumme 2,617.527 mm) berechnen lassen; beide Gruppen sind übrigens, gleich dem allgemeinen Mittel, kleineren Wuchses als die gleichen in Niederösterreich (lichte 1681 mm, dunkle 1676 mm).

Die verschiedenen Haarfarben gehen mit nachstehenden Staturen einher:

| | | | |
|---|---|---|---|
| rothe Haare . . | 62 | Mann | 1652 mm |
| blonde Haare . . | 1197 | „ | 1665 „ |
| hellbraune Haare . | 747 | „ | 1667 „ |
| braune Haare . . | 1501 | „ | 1671 „ |
| schwarze Haare . | 66 | „ | 1655 „ |
| lichte Haare . . | 1259 | „ | 1664 „ |
| dunkle Haare . . | 1567 | „ | 1670 „ |

Die roth- und schwarzhaarigen Männer sind also die kleinsten, in Niederösterreich die grössten — etwas grösser die blonden und hellbraunen, die braunen aber die grössten, in Niederösterreich im Gegentheile die kleinsten.

Unter allen Männern sind nur 45 (1·25%) Krausköpfe, welche also noch seltener als in Niederösterreich (1·92%) vorkommen, übrigens ebenfalls bei den rothhaarigen (3 = 4·83%) am öftesten, bei den blonden (14 = 1·16%) und besonders bei den hellbraunen (5 = 0·66%) am seltensten, etwas häufiger bei den schwarzen (1 = 1·35%) und braunen Haaren (22 = 1·46%).

### III. Farbe der Augen.

Mit blauen Augen, ohne Rücksicht auf die Farbe der Haare, zählen wir 1179 Männer (32 99%), mit grauen 702 (19·64%), graubraunen 841 (23·25%), mit grünlichen blos 4 (0·11%), mit hellbraunen 245 (6·85%), braunen 601 (16·82%), endlich mit schwarzen nur 1 (0·02%); nach abnehmenden Zahlen geordnet folgen den meist vertretenen blauen Augen also die graubraunen, dann die grauen und mit viel geringeren Zahlen die braunen und hellbraunen; grünliche und schwarze finden sich ganz vereinzelt. Demnach sind in Oberösterreich vielmehr blaue und graue, dafür weniger Augen aller übrigen Farben als in Niederösterreich, was auch, zusammengefasst, bezüglich der lichten (1881 = 52·63%, in Niederösterreich 42·15%), welche mehr als die Hälfte ausmachen, und dunklen Augen (847 = 23·7%, in Niederösterreich 31·55%) seine Giltigkeit beibehält.

Ebenso wie in Niederösterreich überwiegen die lichten Augen an Zahl die lichten Haare, wogegen die dunklen Augen den dunklen Haaren weit nachstehen; die Mischfarben der Augen (graubraun und

grünlich, zusammen 23·36%) sind wieder zahlreicher als die Uebergangsfarbe der hellbraunen Haare.

Aehnlich wie bei der Haarfarbe gestaltet sich das Vorkommen der Augenfarben recht verschieden in den einzelnen Bezirken.

Die blauen Augen sind sowie die blonden Haare am zahlreichsten im Bezirke Schärding (142 = 45·8%), zunächst in dem von Wels (205 = 42·35%), Kirchdorf (65 = 41·93%) und Steyr (120 = 40·13%), minderhäufig im Bezirke Rohrbach (122 = 35·15%), Freistadt (70 = 33·98%), Linz (148 = 33·25%) und Perg (70 = 32·4%), bedeutend seltener in jenem von Gmunden (36 = 26·86%), Ried (87 = 25·97%) und Vöcklabruck (65 = 20·12%) und am seltensten im Bezirke Braunau (49 = 15·36%), welcher dem nördlich angrenzenden von Schärding hierin um 30% nachsteht und sammt den drei vorgenannten Bezirken auch die wenigsten Blonden besitzt.

Die Männer der drei im Hochgebirge gelegenen Bezirke Kirchdorf, Gmunden und Vöcklabruck haben seltener blaue Augen (166 = 27·12%) als jene des Hügellandes (483 = 33·35%) und gibt es überhaupt am rechten Donauufer etwas weniger blaue Augen (769 = 32·59%) als am linken (262 = 34·07%).

Bei den grauen Augen wird die Reihenfolge eine ganz andere; zu oberst steht mit den meisten der Bezirk Braunau (107 = 33·54%) und Vöcklabruck (106 = 32·81%), welchen Ried (84 = 25·07%), Gmunden (28 = 20·9%) und Linz (89 = 20%) mit schon beträchtlich geringerer Zahl folgen; noch mehr vermindert sich deren Vorkommen in den Bezirken Rohrbach (63 = 18·15%), Freistadt (33 = 16·01%), Wels (68 = 14·04%) und Steyr (42 = 14·04%), denen sich mit den wenigsten grauen Augen Kirchdorf (19 = 12·25%), Perg (26 = 12·03%) und Schärding (37 = 11·93%) anschliessen.

Dort, wo also viel graue Augen, gibt es weniger blaue, und umgekehrt. Entgegen den blauen Augen sind unter den Bewohnern des Hochgebirges mehr Männer mit grauen Augen (153 = 25%) als unter denen des Hügellandes (296 = 20·44%); auch unter den Bewohnern des rechten Donauufers (491 = 20·81%) finden sich mehr grauäugige als am linken (122 = 15·86%).

Beide als lichte Augen zusammengefasst, ergeben, da sich die Unterschiede in den einzelnen Bezirken so ziemlich ausgleichen, nur geringe Verschiedenheiten zwischen der Bevölkerung am rechten (1260 = 53·41%) mit etwas mehr lichten Augen und linken Donauufer (384 = 49·93%) mit weniger; die Hochgebirgsbewohner (319 = 52·12%) und jene des Hügellandes (779 = 53·79%) unterscheiden sich hierin wohl kaum von einander.

Selbst bezirksweise schwankt die Anzahl der lichten Augen viel weniger, als blaue und graue gesondert; denn in Schärding (179 = 57·74%) mit den meisten, in Wels (273 = 56·4%), Kirchdorf (84 = 54·19%), Steyr (162 = 54·18%), Rohrbach (185 = 53·31%), Linz (237 = 53·25%), Vöcklabruck (171 = 52·94%), Ried (171 = 51·04%) und Freistadt (103 = 50%) machen sie mindestens die Hälfte und etwas mehr aus, während sie in Braunau (156 = 48·9%), Gmunden (64 = 47·76%) und Perg (96 = 44·44%) mit den wenigsten nicht viel unter die Hälfte herabsinken.

Im Ganzen genommen finden sich 1881 Männer mit lichten Augen (52·63%), mehr als die Hälfte und zugleich mehr als in Niederösterreich (42·15%).

Die graubraunen Augen treten am öftesten auf im Bezirke Perg (71 = 32·87%), wo sie den blauen an Häufigkeit ganz gleichen; dann vermindern sie sich bedeutend in den Bezirken Rohrbach (96 = 27·66%), Freistadt (54 = 26·21%), Kirchdorf (40 = 25·8%), Braunau (80 = 25·07%), Ried (82 = 24·47%), Schärding (72 = 23·22%), Linz (103 = 23·14%), Gmunden (31 = 23·13%) und Steyr (64 = 21·4%) und erreichen in Wels (89 = 18·38%) und Vöcklabruck (59 = 18·26%) ihre Minimalzahl.

Während zwischen den Bewohnern des Hochgebirges (130 = 21·24%) und des Hügellandes (323 = 22·31%) rücksichtlich der Anzahl graubrauner Augen fast kein nennenswerther Unterschied obwaltet, fällt derselbe um so bedeutender aus zwischen den Männern am rechten und linken Donauufer; denn unter ersteren sind viel weniger graubraune Augen (517 = 21·06%) als am linken Ufer (221 = 28·73%).

Die grösste Anzahl der dunklen Augen — in allen Bezirken ansehnlich weniger als ein Drittel und zugleich im Allgemeinen (847 = 23·7%, in Niederösterreich aber 31·55%) viel weniger als lichte Augen — gibt es im Bezirke Gmunden (39 = 29·9%), weniger in Vöcklabruck (93 = 28 79%), Braunau (83 = 26·01%), Wels (120 = 24·79%), Ried (82 = 24·47%), Steyr (72 = 24·08%), Freistadt (49 = 23·78%), Linz (105 = 23·59%), Perg (49 = 22·68%) und Kirchdorf (31 = 20%), die wenigsten in Schärding (59 = 19·03%) und Rohrbach (66 = 19·02%), welche beiden Nachbarbezirke hierin einander vollkommen gleichen.

Unter den Hochgebirgsbewohnern (163 = 26·63%) finden sich sonach etwas mehr dunkle Augen als im Hügellande (344 = 23·75%), gleich wie auch südlich der Donau (579 = 24·54%) mehr als nördlich derselben (164 = 21·32%).

Aehnlich wie in Niederösterreich sind also auch in Oberösterreich trotz der vorwiegenden Zahl von dunkelhaarigen Männern (43·85%) doch die lichten Augen viel häufiger als die lichten Haare, die dunklen Augen dagegen wieder viel seltener als die dunklen Haare; die Anzahl der mischfärbigen Augen — graubraun und grünliche zusammen (845 = 23·36%) — entspricht ungefähr der Zahl der hellbraunen Haare (20·9%).

| Haare | Zahl | Augen | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | blaue | | graue | | graubraune | | grünliche | | dunkle | |
| | | | % | | % | | % | | % | | % |
| Rothe . . . . . | 62 | 20 | 32·25 | 17 | 27·42 | 18 | 29·03 | — | — | 7 | 11·29 |
| Blonde . . . . . | 1197 | 660 | 55·14 | 252 | 21·05 | 208 | 17·37 | — | — | 77 | 6·43 |
| Hellbraune . . . . . | 747 | 230 | 30·78 | 184 | 24·63 | 200 | 26·77 | 2 | 0·26 | 131 | 17·53 |
| Braune . . . . . | 1501 | 265 | 17·65 | 240 | 15·98 | 401 | 26·71 | 2 | 0·13 | 593 | 39·50 |
| Schwarze . . . . . | 66 | 4 | 6·06 | 9 | 13·63 | 14 | 21·21 | — | — | 39 | 59·09 |
| Summe . | 3573 | 1179 | 32·99 | 702 | 19·64 | 841 | 23·25 | 4 | 0·11 | 847 | 23·70 |

Was das Zusammenfallen von Augen- und Haarfarbe anbelangt, lehrt die vorstehende Tabelle, dass, ganz wie in Niederösterreich, die blauen Augen vorzüglich mit blonden Haaren (55·14%), schon bedeutend seltener mit rothen (32·25%) und hellbraunen (30·78%), noch seltener mit braunen (17·65%), am seltensten mit schwarzen Haaren (6%) vereint vorkommen.

Die grauen Augen haben ihre grösste Ziffer bei den rothen Haaren (27·42%), hinter welchen die hellbraunen (24·63%), dann erst die blonden (21%) kommen; mit braunen (15·98%) und schwarzen Haaren (13·63%) vereinigen sie sich viel seltener.

Auch die graubraunen Augen sind am zahlreichsten bei rothhaarigen (29%), minder bei braunen (26·71%) und hellbraunen (26·77%), noch seltener bei schwarzen Haaren (21·21%), am seltensten aber bei blonden Männern (17·37%).

Die wenigen grünlichen Augen fanden sich blos bei braunen und hellbraunen Haaren.

Im vollsten Gegensatze zu den blauen finden sich die dunklen Augen am allerhäufigsten bei schwarzen Haaren (59%), bei braunen (39·5%) noch bedeutend häufiger als bei hellbraunen (17·53%) und rothen Haaren (11·29%), bei blonden (6·43%) aber am seltensten.

Untersuchen wir die Augenfarben rücksichtlich der mit ihnen vorkommenden Körpergrössen, so finden wir bei den Blauäugigen die Statur von 1671 mm, bei grauen Augen jene von 1666 mm, bei graubraunen die von 1664 mm, endlich bei den dunklen Augen jene von 1655 mm; demgemäss haben die blauäugigen Männer den grössten Wuchs, die dunkeläugigen den kleinsten, im Gegensatze zu den Staturen der licht- und dunkelhaarigen, und stehen die mit grauen und graubraunen Augen, deren Statur ganz gleich ist, in der Mitte zwischen beiden.

Selbst dann, wenn graue und blaue als lichte Augen zusammengenommen werden, weisen diese immer noch eine höhere Statur (1669 mm) auf als die dunkeläugigen Männer, ein Ergebniss, das dem in Niederösterreich gefundenen nicht entspricht, wo die Körperlängen für diese beiden die gleichen sind.

## IV. Farbe der Haut.

| Haare | Zahl | Hautfarbe | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | weiss | | gelblich | | bräunlich | | hellbraun | | braun | |
| | | | % | | % | | % | | % | | % |
| Rothe . . . . . | 62 | 56 | 90·32 | 6 | 9·67 | — | — | — | — | — | — |
| Blonde . . . . . | 1197 | 1001 | 83·62 | 163 | 13·61 | 25 | 2·08 | 7 | 0·58 | 1 | 0·08 |
| Hellbraune . . . . . | 747 | 487 | 65·19 | 172 | 23·02 | 81 | 10·84 | 6 | 0·80 | 1 | 0·13 |
| Braune . . . . . | 1501 | 892 | 59·42 | 362 | 24·11 | 205 | 13·65 | 29 | 1·93 | 11 | 0·73 |
| Schwarze . . . . . | 66 | 31 | 46·96 | 17 | 25·75 | 18 | 27·27 | — | — | — | — |
| Summe . | 3573 | 2468 | 69·07 | 720 | 20·15 | 329 | 9·20 | 42 | 1·11 | 13 | 0·36 |

Wie vorauszusetzen war, ist die allgemeinste Farbe der Haut die weisse (2468♂ = 69%), gegen welche die übrigen derart zurücktreten, dass sie nicht ganz das Drittel aller erreichen; denn mit gelblicher Haut, welche nächst der weissen noch am öftesten vorkommt, waren nur 720 Männer (20·15%) ausgestattet, mit bräunlicher 329 (9·2%), mit hellbrauner 42 (1·11%) und mit brauner 13 (0·36%), so dass die eigentlich dunklen Schattirungen (bräunlich, hellbraun und braun) in blos sehr geringer Zahl (384 = 10·67%) sich vorfinden.

Im Vergleiche mit Niederösterreich sind die dunklen Hautfarben in Oberösterreich etwas häufiger (7·41% in Niederösterreich), die weisse etwas weniger seltener (71·9% in Niederösterreich), während die gelbliche Hautfarbe in beiden Gebieten in gleicher Stärke verbreitet ist.

Aehnlich wie in Niederösterreich haben die rothhaarigen Männer fast durchgehends weisse (56 = 90·32%), höchstens noch selten gelbliche Haut (6 = 9·67%), nie eine dunkle Hautfarbe. Die Blonden besitzen ebenfalls noch weit vorherrschend weisse (1001 = 83·62%), jedoch schon häufiger gelbliche (163 = 13·61%), auch noch bräunliche (25 = 2%), hellbraune (7 = 0·58%), ja sogar auch braune Haut (1 = 0·08%).

Noch mehr nimmt ab die Zahl der Weisshäutigen bei den Männern mit hellbraunen Haaren (487 = 65·19%), wogegen die Zahl derer mit gelblicher (172 = 23%), bräunlicher (81 = 10·84%), hellbrauner (6 = 0·8%) und brauner Haut (1 = 0·13%) ansehnlich zunimmt, was in noch mehr gesteigertem Maasse von den Männern mit braunen Haaren gilt (weisse Haut 892 = 59·42%, gelbliche 362 = 24·11%, bräunliche 205 = 13·65%, hellbraune 29 = 1·93% und braune 11 = 0·73%).

Bei allen bisher Angeführten macht die Anzahl der Weisshäutigen ansehnlich mehr als die Hälfte aus, was von den schwarzhaarigen Männern nicht mehr gilt, bei welchen die mit weisser Haut (31 = 46·96%) unter die Hälfte sinken, jene mit gelblicher (17 = 25·75%) und mit bräunlicher (18 = 27·27%) die andere Hälfte beanspruchen.

Im Allgemeinen kommt man zu derselben Erfahrung wie in Niederösterreich, nämlich je lichter die Haarfarbe, desto häufiger ist die Haut weiss und seltener dunkel, und je dunkler die Haare, desto häufiger die dunklen Schattirungen und seltener die weisse Farbe der Haut.

Sowie sich herausgestellt hat, dass die Bewohner des rechten Donauufers und jene des Hochgebirges häufiger dunkle Haare und dunkle Augen besitzen als jene des linken Ufers und des Hügellandes, so verhält es sich auch bezüglich der Hautfarbe. Unter den rechtsuferigen Oberösterreichern gibt es nämlich 282 (11·95%) mit dunkler Hautfarbe, am linken Ufer nur 63 (8·19%), welchen die Linzer (39 = 8·76%) vollständig gleichen; bei den Hochgebirglern haben 90 (14·7%) dunkle Haut, unter den Bewohnern des Hügellandes blos 164 (11·32%), welch' letztere aber immer noch öfters dunkelhäutig sind, als die Bewohner des nördlichen Ufers (8·19%).

Die Statur der Männer mit dunkler Haut (bräunlich, hellbraun und braun) berechnet sich im Durchschnitte auf 1668 mm, genau wie das allgemeine Mittel; nehmen wir von ihnen wieder die dunkelsten heraus, nämlich die mit braunem und schwarzem Haar (263 Mann), so finden wir wohl bei diesen einen etwas höheren Wuchs (1673 mm), als bei den dunkelhäutigen mit blondem und hellbraunem Haar (121 Mann 1666 mm), ohne dass aber der Unterschied ein augenfälliger wäre.

## V. Typen.

Dem hellen Typus mit rothen oder blonden Haaren bei blauen und grauen Augen gehören 949 Männer (26·56%) an, dem dunklen Typus mit braunen und schwarzen Haaren bei hellbraunen, braunen und schwarzen Augen nur 632 (17·68%), welch' letzterer daher dem ersteren an Zahl bedeutend nachsteht, im Gegensatze zu Niederösterreich, wo der dunkle Typus (23·25%) den hellen (14·22%) um ebensoviel überwiegt. In Oberösterreich sind daher viel mehr Männer des hellen und weniger des dunklen Typus als in Niederösterreich.

Alle übrigen 1992 Männer (55·75%) fallen in die Reihen der Mischtypen, also wie in Niederösterreich (62·52%) die meisten. Unter diesen ist der häufigste der graubraune Mischtypus, Augen dieser Farbe bei allen Haarfarben (841 Mann, 23·53%), ihm zunächst der hellbraune mit Haaren dieser Farbe und allen Augenfarben ausser graubraunen (545 Mann, 15·25%) und der dunkle Mischtypus mit dunklen Haaren und lichten Augen (518 Mann, 14·49%); der seltenste ist der lichte Mischtypus mit lichten Haaren und dunklen Augen (84 Mann, 2·35%) und der grünliche (Augen dieser Farbe, 4 Mann, 0·11%).

Am rechten Donauufer ist der helle Typus (608 = 25·77%) weniger als am linken (213 = 27·69%), in Linz (128 = 28·76%) am stärksten, und umgekehrt der dunkle Typus nördlich der Donau (115 = 14·95%) am schwächsten, südlich derselben (436 = 18·48%) stärker vertreten; Linz (81 = 18·20%) gleicht hierin dem rechten Ufer.

Die Mischtypen sind zahlreicher am linken Ufer (441 = 57·34%), minder am rechten (1315 = 55·74%), am wenigsten zahlreich um Linz (236 = 53%), wenn auch bedeutende Unterschiede nicht obwalten.

Die verschiedenen Bezirke unterscheiden sich hinsichtlich der Verbreitung der einzelnen Typen mitunter recht ansehnlich.

Der helle Typus erreicht seine grösste Ausbreitung in Schärding (39·35%) und zunächst in Wels (32·43%) und Kirchdorf (32·25%); dann folgen die nördlich gelegenen Bezirke Rohrbach (29·39%), Freistadt (29·12%) und Linz (28·76%), weiters Steyr (27·75%) und Perg (23·61%), welchen sich mit bedeutend geringeren Zahlen Ried (18·8%), Vöcklabruck (18·57%) und Gmunden (17·16%) anschliessen; seine niedrigste Zahl hat dieser Typus im westlich gelegenen Bezirke Braunau (15·91%). Sonach ergibt sich das ganz interessante Resultat, dass der reine helle Typus im Süwesten (Bezirke Gmunden, Vöcklabruck, Ried und Braunau) am schwächsten (16 bis 18%) vertreten ist, in der Mittelzone am meisten (Kirchdorf, Wels und Schärding 32—39%) und in den übrigen Landestheilen um Steyr, Linz und nördlich der Donau (23—29%) immer noch viel häufiger vorkommt als im Südwesten.

Der dunkle Typus wieder hat im südlichsten Bezirke um Gmunden (25·37%) und im nachbarlichen von Vöcklabruck (21%) seine grösste Dichtigkeit; spärlicher ist er in den Bezirken Wels (19·21%), Steyr (18·39%), Linz (18·2%), Ried (17·91%), Braunau (17·24%) und Perg (17·12%), noch mehr in Kirchdorf (16·77%) und Freistadt (16·50%), um endlich in den westlichen Bezirken von Schärding (14·51%) und besonders Rohrbach (12·68%) auf seinen geringsten Antheil herabzusinken. Daraus lässt sich im Allgemeinen entnehmen, dass der dunkle Typus von Süden nach Norden, sowie auch von Osten nach Westen abnimmt.

Im Hochgebirge gibt es weniger Männer des hellen (21·73%), aber mehr des dunklen Typus (20·91%) als im Hügellande (helle 27%, dunkle 17·47%).

Mit den Mischtypen gelangt man zu ähnlichen Ergebnissen; dieselben sind am häufigsten um Braunau (66·78%), welchen die zwei Nachbarbezirke Ried (63·29%) und Vöcklabruck (60·38%) zunächst stehen; sie vermindern sich in Perg (59·27%), Rohrbach (57·93%), Gmunden (57·47%), Freistadt (54·38%), Steyr (53·86%), Linz (53%) und Kirchdorf (50·98%) und sind am seltensten in Wels (48·36%) und Schärding (46·14%). Dieselben scheinen das Gegenstück zur Ausbreitung des hellen Typus zu bilden: im Südwesten eine Zone mit weit vorherrschenden Mischtypen (66—60%), im Norden und Osten eine solche mit mehr als der Hälfte (59 bis 51%) und zwischen beiden, von Westen her eingeschoben, die zwei Bezirke Schärding und Wels (48—46%) mit den wenigsten.

Unter den Hochgebirgsbewohnern sind etwas mehr Mischtypen (57·36%) als im Hügellande (55·46%).

Wie gestaltet sich die Körperlänge bei den einzelnen Typen? Die beiden reinen Typen, der helle (1666 mm) und dunkle (1667 mm), lassen hierin keinen Unterschied wahrnehmen, gleichwie auch sämmtliche Mischtypen zusammen (1668 mm), was genau mit dem Befunde in Niederösterreich übereinstimmt, dessen gleiche drei Abtheilungen durchaus eine grössere Statur besitzen (1681 mm heller, 1678 mm dunkler Typus und 1677 mm die Mischtypen).

Nehmen wir aber die Mischtypen einzeln, so zeigt der graubraune (841 Mann, 1664 mm) und lichte (84 Mann, 1665 mm) den niedrigsten Wuchs, der hellbraune (545 Mann, 1670 mm) einen höheren und der dunkle (518 Mann, 1674 mm) den höchsten, während in Niederösterreich der lichte Mischtypus die grösste Statur besitzt; übrigens sind die Unterschiede zwischen den Staturen der Mischtypen in Oberösterreich bedeutender (10 mm) als im östlichen Nachbarlande.

## VI. Kopfmaasse.

Als durchschnittliche grösste Länge des Kopfes erhalten wir 186 mm, die aber im Einzelnen innerhalb der weiten Grenzen von 165 mm (bei einem Manne mit hellbraunem Haare und braunen Augen) bis 209 mm (bei einem blonden mit graubraunen Augen), also ähnlich weit schwankt, wie in Niederösterreich (166—215 mm).

Sowohl zwischen den Bewohnern des rechten Donauufers und jenen des linken, als auch zwischen

denen des Hochgebirges und Hügellandes herrscht hier nicht der geringste Unterschied; alle, auch die im Bezirke Linz, haben die gleiche Kopflänge von 186 mm.

Die durchschnittliche grösste Breite beträgt 154 mm mit derselben Schwankungsweite zwischen den Extremen von 136 mm (bei zwei Männern mit braunem Haar, grauen und graubraunen Augen) und 179 mm (schwarze Haare, graue Augen). Auch hier gibt es fast keinen Unterschied, indem die Kopfbreite am rechten Donauufer und um Linz, sowie die der Hochgebirgs- und Hügellandsbewohner dem allgemeinen Mittel genau gleicht und blos am linken Donauufer (155 mm) um ein Geringes grösser ist.

Die Oberösterreicher haben mit den Niederösterreichern die gleiche Kopflänge gemeinsam, jedoch eine etwas grössere Kopfbreite als die letzteren (153 mm); übereinstimmend ist in beiden Ländern die grössere Breite des Kopfes bei den Bewohnern des linken Donauufers.

Der aus beiden Maassen berechnete Breitenindex von 827 reiht die oberösterreichischen Deutschen zu den Brachycephalen ein, worin sie ihren östlichen Nachbarn (822) genau gleichen.

| Indices | Rothe Haare | | | Blonde Haare | | | | Hellbraune Haare | | | | | Braune Haare | | | | | Schwarze Haare | | | Summe |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | lichte | graubraune | dunkle | blaue | graue | graubraune | dunkle | blaue | graue | graubraune | grüne | dunkle | blaue | graue | graubraune | grüne | dunkle | lichte | graubraune | dunkle | |
| | Augen | | | Augen | | | | Augen | | | | | Augen | | | | | Augen | | | |
| 71 | — | — | — | — | — | — | — | — | 1 | — | — | — | — | — | 1 | — | 1 | — | — | — | 3 |
| 72 | 1 | — | — | 2 | — | — | — | — | 1 | — | — | — | — | 1 | — | — | 2 | — | — | — | 7 |
| 73 | 1 | — | — | — | 1 | — | 1 | — | 1 | — | — | — | 1 | 1 | 1 | — | 2 | — | — | — | 9 |
| 74 | 1 | — | — | 1 | 1 | — | — | 1 | 1 | 2 | — | 2 | 1 | 1 | — | — | 4 | — | — | — | 15 |
| 75 | 3 | 1 | — | 7 | 4 | 2 | 1 | 2 | 2 | 2 | — | 5 | 1 | 3 | 7 | — | 10 | — | — | — | 50 |
| 76 | — | 1 | — | 10 | 9 | 1 | 3 | 6 | 5 | — | — | 4 | 7 | 6 | 10 | — | 8 | — | — | 2 | 72 |
| 77 | 2 | — | — | 20 | 3 | 4 | 1 | 14 | 11 | 5 | — | 5 | 1 | 11 | 13 | — | 19 | — | — | 1 | 110 |
| 78 | — | 2 | — | 33 | 18 | 9 | 4 | 12 | 7 | 8 | — | 6 | 15 | 10 | 25 | 1 | 40 | — | 1 | 1 | 192 |
| 79 | 3 | 1 | — | 59 | 13 | 17 | 8 | 19 | 8 | 20 | — | 7 | 23 | 18 | 37 | — | 35 | 1 | 1 | 6 | 276 |
| 80 | 1 | 1 | 3 | 59 | 24 | 15 | 8 | 25 | 21 | 18 | — | 13 | 25 | 25 | 34 | — | 44 | 3 | 3 | 4 | 326 |
| 81 | 4 | 1 | 1 | 60 | 33 | 22 | 7 | 23 | 25 | 21 | 1 | 11 | 21 | 29 | 37 | 1 | 67 | 1 | 1 | 6 | 372 |
| 82 | 2 | 1 | — | 75 | 35 | 22 | 5 | 21 | 20 | 28 | — | 11 | 25 | 21 | 45 | — | 69 | 1 | — | 2 | 383 |
| 83 | 6 | 3 | 1 | 69 | 17 | 25 | 7 | 23 | 21 | 15 | — | 19 | 29 | 22 | 38 | — | 59 | — | — | 7 | 361 |
| 84 | 3 | 3 | 1 | 61 | 15 | 18 | 9 | 24 | 16 | 17 | — | 12 | 31 | 21 | 49 | — | 65 | 2 | 1 | 2 | 350 |
| 85 | 4 | 3 | — | 47 | 27 | 18 | 5 | 20 | 11 | 18 | 1 | 7 | 19 | 19 | 40 | — | 51 | 1 | 2 | 2 | 295 |
| 86 | 2 | — | — | 45 | 19 | 23 | 7 | 16 | 11 | 18 | — | 13 | 19 | 17 | 18 | — | 52 | — | 4 | 4 | 268 |
| 87 | 1 | — | — | 37 | 15 | 9 | 3 | 9 | 10 | 12 | — | 6 | 16 | 16 | 15 | — | 24 | — | — | — | 173 |
| 88 | — | — | 1 | 30 | 8 | 7 | 4 | 4 | 4 | 6 | — | 4 | 12 | 8 | 13 | — | 14 | 1 | — | — | 116 |
| 89 | 1 | — | — | 12 | 4 | 5 | 2 | 6 | 4 | 3 | — | 3 | 9 | 3 | 11 | — | 14 | — | — | 2 | 79 |
| 90 | — | — | — | 14 | 2 | 2 | — | 3 | 2 | 5 | — | 2 | 3 | 3 | 4 | — | 3 | — | — | — | 43 |
| 91 | 1 | 1 | — | 7 | 2 | 7 | 1 | 1 | — | 1 | — | — | 3 | 4 | 1 | — | 7 | 1 | 1 | — | 38 |
| 92 | — | — | — | 6 | 1 | 2 | — | — | 1 | 1 | — | 1 | — | — | — | — | 2 | — | — | — | 14 |
| 93 | — | — | — | 2 | 1 | — | — | — | 1 | — | — | — | 4 | 1 | 1 | — | — | 1 | — | — | 11 |
| 94 | — | — | — | 2 | — | — | 1 | — | — | — | — | — | — | — | — | — | 1 | 1 | — | — | 5 |
| 95 | — | — | — | 1 | — | — | — | — | — | — | — | — | — | — | 1 | — | — | — | — | — | 2 |
| 96 | 1 | — | — | — | — | — | — | 1 | — | — | — | — | — | — | — | — | — | — | — | — | 2 |
| 97 | — | — | — | 1 | — | — | — | — | — | — | — | — | — | — | — | — | — | — | — | — | 1 |

Der Breitenindex zeigt an den einzelnen Individuen eine ungemein grosse Veränderlichkeit, indem er von 717 bei je einem Manne mit hellbraunem Haar, grauen Augen und einem mit braunem Haar und graubraunen Augen beginnt und mit 972 bei einem blonden mit blauen Augen schliesst, mithin selbst noch mehr abändert als in Niederösterreich (72—96).

Freilich sind die einzelnen Indices nicht in gleicher Anzahl vertreten, am spärlichsten die extremsten sowohl gegen die Dolicho- (von 74 abwärts 34), als auch gegen die Brachycephalie hin (von 91 aufwärts 73).

Der häufigste Index ist der von 82 (383 Mann), dem sich jene von 81 (372 Mann), 83 (361), 84

(350) und 80 (326) anschliessen; auch die Indices von 85 (295), 79 (276) und 86 (268) sind noch sehr zahlreich, wogegen die von 78 (192), 87 (173), 88 (116) und 77 (110) schon in bedeutend minderer Zahl, alle übrigen bei noch viel weniger Individuen vorkommen.

Im Ganzen genommen haben wir 734 Männer mit Indices von 79 abwärts (20·54%), also nicht brachycephale und kurzweg dolichoide, — weiters 698 (19·53%) mit den Uebergangsindices von 80 und 81, endlich 2141 (59·92%) mit den brachycephalen Indices von 82 aufwärts; diese letzteren bilden unzweifelhaft die überwiegende Mehrheit, ähnlich wie in Niederösterreich (55%).

In Oberösterreich gibt es unter der männlichen Bevölkerung mehr Brachycephali, dafür weniger Dolichoide als in Niederösterreich (55% und 25%).

E. Zuckerkandl (Beiträge zur Kraniologie der Deutschen in Oesterreich, Mitth. d. Anthrop. Ges. in Wien, XIII. Bd., 1883) ermittelte an 195 Schädeln aus dem Salzkammergute (Bezirkshauptmannschaft Gmunden) bei einer Länge von 179 mm (von der Glabella) und Breite von 149 mm den Index von 832; auf die grösste Länge (2 mm dazu = 181 mm) gebracht, ergäbe sich der Breitenindex von 823 mit unserem allgemeinen Mittel am Lebenden, sowie mit jenem der lebenden Gmundner (822) ganz gleich.

Die westlichen Nachbarn der Oberösterreicher, die Baiern, haben nach J. Ranke (Beiträge zur physischen Anthropologie der Baiern, München 1883) auf Grund von Messungen an 1000 Schädeln eine mehr ausgesprochene Brachycephalie (Index 832) und ausserdem unter sich weniger dolichoide (17·1%), aber mehr brachycephale Formen (82·9%) als die Oberösterreicher (von Index 80 an 79·45%), bei welchen sich unsere Messungen nur auf den Lebenden erstrecken. Es war mir leider nicht vergönnt, durch ausreichende Messungen an Leichen die Differenz der Maasse des Kopfes und des Schädels festzustellen; es lässt sich jedoch mit grösster Wahrscheinlichkeit annehmen, dass in dieser Hinsicht Ober- und Niederösterreicher einander vollständig gleichen dürften und daher der Kopfindex im Allgemeinen um 1% grösser ist als der Schädelindex, der mithin für dieselben 817 betragen würde und ansehnlich kleiner ist, als jener der baierischen Schädel.

Halten wir die Gebiete dies- und jenseits der Donau auseinander, so finden wir für die Bevölkerung südlich der Donau den Breitenindex von 827, den gleichen auch für Linz, für jene nördlich derselben 833, wonach, wie in Niederösterreich, die Bevölkerung des linken Donauufers mehr brachycephal ist, als jene des rechten.

Hochgebirge und Hügelland bieten hierin keinen Unterschied; beide haben den Index von 827.

Obwohl die Bevölkerung aller Bezirke nach den Durchschnittszahlen brachycephal ist, lassen sich doch bezüglich des Grades der Brachycephalie einige Unterschiede aufstellen, welche jedoch nicht so auffällig sind, wie in Niederösterreich. Den niedrigsten brachycephalen Index besitzt der südlichste Bezirk Gmunden (822), dann Wels und Perg (823), Vöcklabruck, Ried, Braunau und Linz (827), einen etwas mehr brachycephalen Steyr, Freistadt (832), Schärding (833) und den meist brachycephalen Rohrbach und Kirchdorf (837). Die grösste Brachycephalie herrscht also im Norden und Westen (Freistadt, Rohrbach, Schärding), gleichwie auch im Südosten (Steyr, Kirchdorf), welche beiden Gebiete durch einen breiten Streifen Landes mit etwas minder brachycephaler Bevölkerung von einander geschieden sind.

Die angrenzenden Bezirke von Niederösterreich mit ebenfalls durchschnittlich brachycephaler Bevölkerung entsprechen nach dem Grade ihrer Brachycephalie ihren Nachbarn nicht; denn Kirchdorf und Steyr mit Index 83 grenzen an den Bezirk Amstetten mit geringerer (Index 82), die nördlichen Bezirke Perg und Freistadt an jene von Zwettl und Waidhofen a. Th. (84) mit höherer Brachycephalie.

Die prähistorischen Schädel von Hallstatt im Salzkammergute sind durchaus dolicho- oder mesocephal, also jenen der jetzigen Bevölkerung vollständig entgegengesetzt.

Auslassend die Individuen mit den Indices von 81 und 82, deren Einreihung in die Schädelformen strittig sein könnte, rechnen wir als Brachycephali die mit Indices von 82 aufwärts und als Nichtbrachycephale, Dolichoide, die vom Index 79 abwärts.

Dieser Gruppirung nach zeigt sich die Vertheilung der beiden Kopfformen, trotzdem, dass die Brachycephali in allen Bezirken ausnahmslos überwiegen, doch recht mannigfaltig.

Die wenigsten Brachycephali hat Gmunden (66 = 49·25%), der einzige Bezirk, wo dieselben unter die Hälfte herabsinken, dann Perg (109 = 50·46%), Linz (235 = 52·8%), Wels (281 = 58·05%) und Ried (200 = 58·8%), bedeutend mehr Braunau (192 = 60·18%), Vöcklabruck (197 = 60·99%), Freistadt (130 = 63·10%), Steyr (190 = 63·54%) und

Kirchdorf (101 = 65·16°/₀), die meisten Rohrbach (233 = 67·14°/₀) und Schärding (210 = 67·74°/₀), wo sie mehr als zwei Drittel der Bevölkerung ausmachen; im Allgemeinen lässt sich behaupten, dass, wie in Niederösterreich, die Anzahl der Brachycephali von Osten gegen Westen zunimmt.

Zwischen den Landschaften nördlich der Donau (472 = 61·37°/₀) und südlich derselben (1437 = 60·91°/₀) lässt die Zahl der Brachycephali keinen Unterschied bemerken; Linz besitzt ansehnlich weniger.

Die Dolichoiden haben ihre geringste Verbreitung im Bezirke von Rohrbach (50 = 14·40°/₀), Vöcklabruck (52 = 16·09°/₀), Schärding (52 = 16·77°/₀), Kirchdorf (27 = 17·41°/₀), Steyr (58 = 19·39°/₀) und Braunau (62 = 19·43°/₀); zahlreicher treten sie auf in Wels (103 = 21·28°/₀), Ried (75 = 22·32°/₀), Freistadt (49 = 23·78°/₀), Linz (109 = 24·49°/₀) und Gmunden (33 = 24·62°/₀) und erreichen ihre grösste Zahl im östlich gelegenen Bezirke von Perg (62 = 28·70°/₀), ohne aber je auf ein Drittel der Bevölkerung sich auszudehnen.

Auch bezüglich der Dolichoiden unterscheidet sich die Bevölkerung des linken Donauufers (161 = 20·93°/₀) kaum von jener des rechten (462 = 19·58°/₀); um Linz freilich sind mehr Dolichoide als in den angeführten Landschaften. Uebrigens sind beide Kopfformen in Oberösterreich viel gleichmässiger vertheilt als in Niederösterreich.

| | Dolichoide | Mesocephali | Brachycephali | Haare: lichte | Haare: dunkle | Dolichoide: lichte | Dolichoide: dunkle | Mesocephali: lichte | Mesocephali: dunkle | Brachycephali: lichte | Brachycephali: dunkle |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Oberösterreich . | 1673 | 1670 | 1665 | 1670 | 1676 | 1667 | 1674 | 1661 | 1667 | | |
| Niederösterreich . | 1687 | 1677 | 1675 | 1695 | 1684 | 1679 | 1674 | 1674 | 1674 | | |

Die einzelnen Kopfformen gehen auch mit verschiedenen Körperlängen einher; denn für die gesammten Dolichoiden finden wir eine grössere (1673 mm) als für die Brachycephalen (1665 mm); die Mittelköpfe kommen mit ihrer Statur von 1670 mm den Dolichoiden ganz gleich.

Betrachten wir mit der Kopfform zugleich die Farbe der Haare in ihren Hauptabtheilungen als lichte und dunkle rücksichtlich der Körpergrösse, so sehen wir, dass den höchsten Wuchs die dunkelhaarigen Dolichoiden (1676 mm) und Mesocephalen (1674 mm) besitzen, hinter welchen erst die lichthaarigen Dolichoiden (1670 mm) kommen; etwas kleinerer Statur sind die lichthaarigen Meso- und dunkelhaarigen Brachycephali (1667 mm), während die lichthaarigen Brachycephali (1661 mm) den kleinsten Wuchs besitzen.

Abgesehen davon, dass, wie im allgemeinen Mittel, jede dieser Abtheilungen in Oberösterreich eine geringere Körperlänge als in Niederösterreich und die Dolichoiden eine höhere Statur als die Brachicephali besitzen, bietet sich das Auffallende dar, dass bei allen drei Kopfformen die dunkelhaarigen höheren Wuchses sind als die lichthaarigen, wogegen in Niederösterreich die lichthaarigen grösser sind, als die dunkelhaarigen.

Was die Kopfmaasse anbelangt, lässt die folgende Reihe Nachstehendes beobachten:

| | Dolichoide | Mesocephali | Brachycephali | Haare: lichte | Haare: dunkle | Dolichoide: lichte | Dolichoide: dunkle | Mesocephali: lichte | Mesocephali: dunkle | Brachycephali: lichte | Brachycephali: dunkle |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Kopflänge | 191 | 188 | 183 | 191 | 191 | 188 | 188 | 183 | 184 | | |
| Kopfbreite | 149 | 152 | 156 | 150 | 149 | 152 | 152 | 156 | 157 | | |
| Index . . . | 780 | 808 | 852 | 785 | 780 | 808 | 808 | 852 | 853 | | |

Die Dolichoiden im Allgemeinen haben genau dieselbe Kopflänge (191 mm) und Breite (149 mm, Index 780), ebenso die Mesocephalen (188 mm, 152 mm, Index 808) wie in Niederösterreich, die Brachycephalen bei geringerer Länge (183 mm, Niederösterreich 185 mm) dieselbe Breite (156 mm), daher den etwas grösseren Index von 852 (Niederösterreich 843).

Die Maasse des Kopfes können bei den licht- und dunkelhaarigen dieser drei Kopfformen als die gleichen angesehen werden, demnach auch ihre Indices.

Die 45 kraushaarigen Männer, mit einer Statur von 1670 mm, also dem allgemeinen Mittel (1667 mm) fast ganz gleich, haben die Kopflänge von 186 mm und Breite von 155 mm (Index 833), sind demnach etwas mehr brachycephal als die Bevölkerung im Allgemeinen (827) und zugleich viel mehr als die Krausköpfe in Niederösterreich (818).

Ihre Indices schwanken zwischen 77 und 93, jedoch so, dass nur 5 Dolichoide (11·11°/₀), 9 Mesocephale (20°/₀), aber 31 Brachycephale (68·88°/₀), also die letzteren in grosser Mehrheit vorkommen, und zwar häufiger, die Dolichoiden dagegen seltener als unter der Bevölkerung überhaupt.

Von diesen 45 Männern haben blos 7 dunkle Haut (15·55°/₀, nämlich 6 bräunliche und 1 hellbraune), 14 gelbliche (31·11°/₀), die übrigen 24 (53·33°/₀), also etwas mehr als die Hälfte, weisse; diese letztere ist daher bei ihnen seltener, dunkle Haut häufiger als im Allgemeinen.

Bei ihnen kommen dunkle Augen (15 = 33·32°/₀) selbst öfters als die blauen (14 = 31·11°/₀), graue (9 = 20°/₀) und graubraune (7 = 15·55°/₀) seltener vor; trotzdem überschreiten die lichten Augen (23 = 51·11°/₀) doch die Hälfte.

Dem hellen (12 = 26·66°/₀) und dunklen Typus (11 = 24·44°/₀) gehören fast gleichviel Individuen an, die übrigen den einzelnen Mischtypen. Gleichwie also die dunklen Hautfärbungen, die dunklen Augen, sind auch die Individuen des dunklen Typus unter den Kraushaarigen häufiger.

Untersuchen wir nun, wie sich Statur und Kopfform bei den 384 Männern mit dunkler Haut (bräunlich, hellbraun und braun) gestaltet.

Für alle zusammen berechnet sich die Körperlänge mit 1668 mm, die Kopflänge mit 186 mm und die Kopfbreite mit 153 mm (Index 822), welche Maasse sämmtlich dem allgemeinen Mittel nahezu gleichen. Die dunkelhäutigen Oberösterreicher erscheinen demnach ebenso brachycephal wie die Bewohnerschaft überhaupt, worin sie auch vollständig mit den dunkelhäutigen in Niederösterreich (187 mm, 154 mm, Index 823) übereinstimmen.

Unter ihnen gibt es etwas mehr Dolichoide (91 = 23·69°/₀) und Uebergangsformen (86 = 22·39°/₀), aber weniger Brachycephale (207 = 53·95°/₀), als im Allgemeinen, ein Befund, der dem bei den Dunkelhäutigen Niederösterreichs vollkommen entgegengesetzt ist. Dies berechtigt wohl zu dem Schlusse, dass die dunkle Hautfarbe weder mit einem bestimmten Typus, noch auch mit einer bestimmten Kopfform im Zusammenhange steht.

| Typus | Körperlänge | Kopf- | | |
|---|---|---|---|---|
| | | Länge | Breite | Index |
| Heller . . . . . | 1666 | 186 | 154 | 827 |
| Dunkler . . . . . | 1667 | 186 | 154 | 827 |
| Lichter Misch- . . . | 1665 | 186 | 154 | 827 |
| Dunkler Misch- . . | 1674 | 186 | 155 | 833 |
| Hellbrauner Misch- . | 1670 | 186 | 154 | 827 |
| Graubrauner Misch- . | 1664 | 186 | 154 | 827 |
| Alle Mischtypen zusammen . . . . | 1668 | 186 | 154 | 827 |

Nach vorstehender Tabelle differirt die Statur der einzelnen Typen nur so wenig, dass man dieselbe als bei allen nahezu gleich gross ansehen kann, obgleich der dunkle Mischtypus, im Gegensatze zu den Niederösterreichern, die grösste (1674 mm), der graubraune die kleinste (1664 mm) aufweist, ein Unterschied, welcher verschwindet, wenn alle Mischtypen zusammengenommen (1668 mm) den zwei reinen entgegengehalten werden.

Die grösste Länge des Kopfes ist bei allen Typen genau gleich (186 mm), ebenso wie die Kopfbreite (154 mm), mit alleiniger Ausnahme wieder des dunklen Mischtypus, der, mit grösserer Breite (155 mm) ausgestattet, auch einen etwas grösseren Index (833), eine stärker ausgeprägte Brachycephalie besitzt als alle übrigen (827).

Demnach haben alle die verschiedenen Typen unter den Oberösterreichern bei derselben Statur auch die gleiche brachycephale Kopfform, ausgenommen den dunklen Mischtypus, dessen Angehörige die grössten und meist brachycephalen Individuen sind.

| Typus | Dolichoide | | Mesocephale | | Brachycephale | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | Ober-österreich | Nieder-österreich | Ober-österreich | Nieder-österreich | Ober-österreich | Nieder-österreich |
| Heller . . . . . | 20·02 | 24·12 | 19·07 | 21·31 | 60·90 | 54·56 |
| Dunkler . . . . . | 20·47 | 27·38 | 19·20 | 18·54 | 60·31 | 54·06 |
| Lichter Misch- . . . | 21·42 | 27·27 | 22·61 | 14·77 | 55·95 | 57·95 |
| Dunkler Misch- . . . | 19·49 | 24·68 | 20·07 | 19·08 | 60·42 | 56 22 |
| Hellbrauner Misch- . | 22·01 | 24·85 | 21·46 | 17·51 | 56·51 | 57·62 |
| Graubrauner Misch- . | 20·33 | 23·38 | 18·19 | 23·26 | 61·47 | 53·35 |

Die Betheiligung der Typen an den verschiedenen Kopfformen erscheint viel gleichmässiger als in Niederösterreich. Die meisten Dolichoiden zählt der hellbraune Mischtypus (120 = 22·01°/₀), ihm zunächst der lichte Mischtypus (18 = 21·42°/₀), der graubraune (171 = 20·33°/₀), der dunkle (129 = 20·47°/₀) und der helle Typus (190 = 20·02°/₀) unbedeutend weniger, der dunkle Mischtypus (101 = 19·49) die wenigsten.

Die meisten Brachycephalen sind unter dem graubraunen Mischtypus (517 = 61·47°/₀), etwas weniger beim hellen (578 = 60·90°/₀), dunklen Typus (380 = 60·31°/₀) und dunklen Mischtypus (313 = 60·42°/₀), die wenigsten beim hellbraunen (308 = 56·51°/₀) und lichten Mischtypus (47 = 55·95°/₀).

Die Mesocephalen wieder finden sich am zahlreichsten beim lichten Mischtypus (19 = 22·61°/₀),

dann beim hellbraunen (117 = 21·46°/₀), etwas minder beim dunklen Mischtypus (104 = 20·07°/₀), beim dunklen (121 = 19·20°/₀) und hellen Typus (181 = 19·07°/₀), schliesslich beim graubraunen Mischtypus (153 = 18·19°/₀) am seltensten.

Vergleichen wir diese Procentzahlen in Ober- und in Niederösterreich, so fällt vor Allem die durchwegs geringere Anzahl der Dolichoiden in Oberösterreich auf, während dessen Brachycephalen bei jedem Typus zahlreicher sind, blos mit Ausnahme des hellbraunen Mischtypus, bei welchem das Gegentheil stattfindet; auch die Mesocephalen sind bis auf den hellen Typus und graubraunen Mischtypus in Oberösterreich zahlreicher.

| Typus | Dolichoide | | | | Mesocephale | | | | Brachycephale | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Körperlänge | Kopf- | | | Körperlänge | Kopf- | | | Körperlänge | Kopf- | | |
| | | Länge | Breite | Index | | Länge | Breite | Index | | Länge | Breite | Index |
| Heller . . . . . | 1673 | 192 | 150 | 781 | 1664 | 188 | 153 | 813 | 1664 | 183 | 156 | 852 |
| Dunkler . . . . . | 1674 | 191 | 149 | 780 | 1670 | 188 | 152 | 808 | 1665 | 184 | 156 | 847 |
| Lichter Misch- . . . | 1672 | 191 | 149 | 780 | 1671 | 187 | 152 | 812 | 1660 | 183 | 157 | 857 |
| Dunkler Misch- . . | 1684 | 191 | 150 | 785 | 1680 | 188 | 152 | 808 | 1669 | 183 | 157 | 857 |
| Hellbrauner Misch- . | 1672 | 190 | 148 | 778 | 1673 | 188 | 152 | 808 | 1667 | 184 | 156 | 847 |
| Graubrauner Misch- . | 1667 | 191 | 149 | 780 | 1669 | 188 | 152 | 808 | 1661 | 183 | 156 | 852 |

Die einzelnen Typen besitzen für die verschiedenen Kopfformen folgende Maasse:

Die Dolichoiden des hellen Typus haben eine Statur von 1673 mm, die Kopflänge von 192 mm und Breite von 150 mm (Index 781); seine Brachycephali sind niedrigeren Wuchses (1664 mm), deren Kopf 183 mm lang, 156 mm breit (Index 852); ebenso kleiner Statur sind seine Mesocephali, die mit ihren Kopfdurchmessern (188 mm und 153 mm, Index 813) in der Mitte zwischen den beiden ersteren stehen.

Auch beim dunklen Typus haben die Dolichoiden eine grössere Statur (1674 mm), die Brachycephalen die kleinste (1665 mm), beide jenen des vorigen Typus gleich; die Mesocephalen aber (1670 mm) erreichen fast die ersteren. Seine Dolichoiden besitzen bei etwas kleineren Kopfmassen (191 mm, 149 mm) denselben Index (780), seine Brachycephalen (184 mm, 156 mm) einen etwas kleineren (847), sowie auch die Mesocephalen (188 mm, 152 mm, Index 808).

Der lichte Mischtypus hat ebenfalls bei den Dolichoiden die grösste Körperlänge (1672 mm), deren Kopf die gleichen Maasse wie beim vorigen, welchen die Mesocephalen (1671 mm) ganz gleichen; ihr Kopf hat etwas kleinere Maasse (187 mm, 152 mm) als beim hellen Typus, mit diesen aber den gleichen Index (812); die ebenfalls dem hellen Typus ganz ähnlichen Brachycephali (183 mm, 157 mm, Index 857) sind auch hier die Männer der kleinsten Statur (1660 mm).

Beim dunklen Mischtypus sind die Staturen aller drei Kopfformen (Dolichoiden 1684 mm, Mesocephalen 1680 mm, Brachycephalen 1669 mm) die grössten unter allen und wie bisher immer die Dolichoiden die grössten, die Brachycephalen die kleinsten. Die Köpfe der Dolichoiden (191 mm, 150 mm, Index 785) gleichen jenen der vorhergehenden Typen, die der Mesocephalen (188 mm, 152 mm, Index 808) genau jenen des dunklen Typus und die der Brachycephalen (183 mm, 157 mm, Index 857) vollständig denen des lichten Mischtypus.

Die Dolichoiden des hellbraunen Mischtypus sind bei gleichem Wuchse (1672 mm) wie bei den drei erstgenannten Typen durch die schmälsten Köpfe unter allen ausgezeichnet (190 mm, 148 mm, Index 778), seine Mesocephalen ebenso gross (1673 mm) mit ganz denselben Kopfmaassen wie beim dunklen Mischtypus, seine Brachycephalen wieder die kleinsten (1667 mm) mit der ganz gleichen Kopfform wie beim dunklen Typus.

Beim graubraunen Mischtypus haben die Dolichoiden (1667 mm) und Brachycephalen (1661 mm) den niedrigsten Wuchs unter ihresgleichen, die Mesocephalen (1669 mm) nur einen höheren als die desselben Typus. Die Kopfform der Dolichoiden gleicht in Allem genau jenen des dunklen Typus und lichten Mischtypus, die der Mesocephalen jener der zwei vorstehenden Mischtypen und die der Brachycephalen vollständig jener des hellen Typus.

Ebenso wie in Niederösterreich sind auch in Oberösterreich die dolichoiden Männer immer grösser

als die brachycephalen, zwischen welchen beiden die mesocephalen sich einschalten, die an Statur fast immer den dolichoiden näher stehen als den brachycephalen.

Unter den dolichoiden Männern sind jene des dunklen Mischtypus durch den höchsten, die des graubraunen durch den niedrigsten Wuchs ausgezeichnet, welche Extreme in Niederösterreich auf den lichten Mischtypus und dunklen Typus fallen, ausserdem aber auch stärker ausgeprägt sind.

Die einzelnen Typen haben in jeder Abtheilung nahezu die gleiche Kopfform, blos der hellbraune

| Haare | Augen | Rechtes Donauufer | | | | | | | | | Linz | Linkes Donauufer | | | | Gesammtsumme |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | Kirchdorf | Gmunden | Vöcklabruck | Ried | Braunau | Schärding | Wels | Steyr | Summe | | Perg | Freistadt | Rohrbach | Summe | |
| Roth | blau | 2 | — | — | — | 3 | 2 | 1 | 1 | 9 | 6 | 1 | 1 | 3 | 5 | 20 |
| „ | grau | — | — | 3 | 1 | 1 | 1 | — | 1 | 7 | 7 | 1 | 1 | 1 | 3 | 17 |
| „ | graubraun | 1 | — | 1 | 1 | 1 | 1 | 3 | 1 | 9 | 1 | 5 | 1 | 2 | 8 | 18 |
| „ | hellbraun | 1 | — | — | — | — | — | — | — | 1 | 1 | — | — | — | — | 2 |
| „ | braun | — | — | 2 | — | — | — | 1 | 1 | 4 | — | — | — | 1 | 1 | 5 |
| Blond | blau | 39 | 13 | 29 | 35 | 16 | 98 | 128 | 67 | 425 | 81 | 38 | 45 | 71 | 154 | 660 |
| „ | grau | 9 | 10 | 28 | 27 | 31 | 21 | 27 | 14 | 167 | 34 | 11 | 13 | 27 | 51 | 252 |
| „ | graubraun | 9 | 3 | 6 | 10 | 11 | 23 | 19 | 25 | 106 | 30 | 21 | 15 | 36 | 72 | 208 |
| „ | hellbraun | — | 1 | 2 | 3 | 5 | 1 | 6 | 6 | 24 | 4 | 1 | 4 | 5 | 10 | 38 |
| „ | braun | — | 1 | 4 | 4 | 4 | 5 | 6 | 6 | 30 | 3 | 2 | 2 | 2 | 6 | 39 |
| Hellbraun | blau | 9 | 12 | 17 | 34 | 17 | 21 | 36 | 20 | 166 | 26 | 15 | 6 | 17 | 38 | 230 |
| „ | grau | 5 | 7 | 36 | 22 | 35 | 4 | 22 | 9 | 140 | 22 | 4 | 9 | 9 | 22 | 184 |
| „ | graubraun | 7 | 5 | 18 | 27 | 23 | 16 | 18 | 10 | 124 | 30 | 16 | 17 | 13 | 46 | 200 |
| „ | grün | — | — | — | — | — | — | 1 | 1 | 2 | — | — | — | — | — | 2 |
| „ | hellbraun | 1 | 1 | 10 | 10 | 8 | 5 | 8 | 1 | 44 | 8 | 4 | 6 | 10 | 20 | 72 |
| „ | braun | 3 | 2 | 7 | 5 | 11 | 3 | 6 | 3 | 40 | 7 | 5 | 3 | 4 | 12 | 59 |
| Braun | blau | 15 | 11 | 18 | 17 | 13 | 20 | 40 | 32 | 166 | 35 | 16 | 17 | 31 | 64 | 265 |
| „ | grau | 5 | 11 | 37 | 34 | 40 | 11 | 18 | 16 | 172 | 23 | 10 | 10 | 25 | 45 | 240 |
| „ | graubraun | 23 | 23 | 33 | 44 | 43 | 28 | 47 | 28 | 269 | 42 | 27 | 20 | 43 | 90 | 401 |
| „ | grün | — | — | — | — | — | — | 1 | — | 1 | 1 | — | — | — | — | 2 |
| „ | hellbraun | 3 | 7 | 18 | 15 | 17 | 7 | 13 | 12 | 92 | 17 | 5 | 8 | 9 | 22 | 131 |
| „ | braun | 22 | 23 | 45 | 42 | 35 | 35 | 74 | 38 | 314 | 62 | 30 | 23 | 33 | 86 | 462 |
| Schwarz | blau | — | — | 1 | 1 | — | 1 | — | — | 3 | — | — | 1 | — | 1 | 4 |
| „ | grau | — | — | 2 | — | — | — | 1 | 2 | 5 | 3 | — | — | 1 | 1 | 9 |
| „ | graubraun | — | — | 1 | — | 2 | 4 | 2 | — | 9 | — | 2 | 1 | 2 | 5 | 14 |
| „ | hellbraun | — | — | 1 | — | — | — | — | — | 1 | 1 | — | — | — | — | 2 |
| „ | braun | 1 | 4 | 4 | 3 | 2 | 3 | 6 | 5 | 28 | 1 | 2 | 3 | 2 | 7 | 36 |
| „ | schwarz | — | — | — | — | 1 | — | — | — | 1 | — | — | — | — | — | 1 |
| | Summe . . | 155 | 134 | 323 | 335 | 319 | 310 | 484 | 299 | 2359 | 445 | 206 | 216 | 347 | 769 | 3573 |

Mischtypus bei den Dolichoiden den schmälsten, ebenso der dunkle Typus bei den Brachycephalen einen etwas minder breiten Kopf.

Die Kopfformen eines jeden Typus in Oberösterreich gleichen denen in Niederösterreich nahezu vollkommen, wenn auch die Maasse bei einzelnen um ein Geringes (1 mm) differiren.

Das Ergebniss unserer Untersuchungen lässt sich in Folgendem zusammenfassen:

Die Oberösterreicher sind mittelgross (1667 mm), unter ihnen eine nicht unbedeutende Anzahl kleiner (10%), aber doch viel mehr grosse Männer (29%), selbstverständlich die meisten des Mittelschlages (60%); sie haben öfter dunkle (44%) als lichte Haare (35%), wenn auch beide Schattirungen einander an Zahl nicht viel nachgeben, seltener hellbraune (21%); rothe und schwarze Haare sind ebenso selten wie gekrauste.

Ihre Augen sind im Gegensatze zu den Haaren vorherrschend licht (52·6%), darunter viel öfters blau (33%) als grau (19·6%), gegen welche die dunklen (23·7%) weit zurücktreten.

Ihre Haut ist meistens weiss (69%), wenn auch gelbliche (20%) in ansehnlicher, dunklere Schattirungen (10·6%) dagegen in minderer Zahl vorkommen.

Der helle Typus (26·5%) ist bedeutend häufiger als der dunkle (17·6%), beide jedoch stehen den Mischtypen (55·7%), die am zahlreichsten sind, weit nach.

Die grösste Länge ihres Kopfes misst 186 mm, die grösste Breite 154 mm, weshalb sie mit ihrem Index von 827 den Brachycephalen zugezählt werden müssen, ohne aber einen hohen Grad der Brachycephalie zu erreichen; trotzdem finden sich unter ihnen doch noch 20·5% Dolichoide.

Sämmtliche Typen, ob reine oder gemischte, haben dieselbe durchschnittliche brachycephale Kopfform bei nahezu gleicher Körpergrösse; blos der dunkle Mischtypus zeichnet sich bei grösster Statur auch durch die meist ausgesprochene Brachycephalie aus.

Die dolichoiden Männer sind bei allen Typen höheren Wuchses als die brachycephalen, die dolichoiden des dunklen Typus die grössten.

Die Bewohner des Hochgebirges sind im Vergleiche mit denen des Hügellandes etwas kleineren Wuchses, haben weniger blonde, mehr braunhaarige Individuen, ferner weniger blauäugige, dafür mehr mit grauen und dunklen Augen und auch mehr Individuen mit dunkler Haut; überhaupt ist unter ihnen der helle Typus seltener, der dunkle aber häufiger.

Am rechten Donauufer gibt es weniger lichte, mehr dunkle Haare, weniger blaue und graubraune, aber mehr graue und dunkle Augen; ferner mehr Individuen mit dunkler Haut und mehr des dunklen, weniger des hellen Typus als am linken Ufer, dessen Bevölkerung auch etwas mehr brachycephal ist — Alles in voller Uebereinstimmung mit Niederösterreich.

Im Vergleiche mit den Deutschen Niederösterreichs sind die von Oberösterreich kleinerer Statur, häufiger blond, seltener dunkelhaarig, besitzen öfter lichte, seltener dunkle Augen und gehören mehr zum hellen, weniger zum dunklen Typus. Unter ihnen gibt es weniger dolichoide, mehr brachycephale Individuen und sind die dunkelhaarigen einer jeden Kopfform höheren Wuchses als die lichthaarigen (siehe vorstehende Tabelle).

# Ueber Spuren römischer Dachconstructionen in Carnuntum.

Von **Dr. Rudolf Meringer,** k. k. a. o. Professor an der Universität Wien.

*(Mit 6 Text-Illustrationen.)*

Im Heiligthume der Kreuzweggottheiten in Carnuntum fanden sich eine Anzahl von kleineren Votivreliefs oder Täfelchen, von denen sechs nach einer Photographie, welche Herr Dr. Karl Masner anzufertigen die Güte hatte, in natürlicher Grösse in den Fig. 281—286 (siehe die folgende Seite) abgebildet sind.

Die Täfelchen zeigen alle ähnliche Bildungen: drei weibliche Gestalten (offenbar die Göttinnen), umrahmt von einem architektonischen Gerüste. Von diesem erkennt man zwei Säulenschäfte (mehrfach mit Capitälen) und darauf einen architektonischen Abschluss von dreieckiger oder kuppelartiger Form. Die Giebel- und Kuppelfüllungen sind verschieden.

Es fragt sich nun, was denn diese auffallenden Giebel- und Kuppelverzierungen eigentlich vorstellen. Dass sie jedes weiteren Sinnes entbehrende, ornamentale Elemente sind, ist nicht recht glaublich. Auch für blos technische Behelfe zur Verstärkung der Randlinien der Täfelchen wird man sie nicht halten können, obwohl solche Versteifungsstäbchen vorhanden sind, und zwar bei den Figuren, welche durch solche nach oben an den Balken der architektonischen Umrahmung gehalten werden. Man bemerkt aber, dass diese letzteren durch ihre schwankenden, ungeraden Linien sich sofort als technische Behelfe zu erkennen geben.

So bleibt denn nur übrig, dass die Giebelfüllungen sinnvolle Gebilde sind, dass sie etwas nachbilden; ist man einmal so weit, so erkennt man sofort, dass wir bei Fig. 281—284 die Umrisse eines Häuschens vor uns haben, dessen Dachgiebel offen ist, so dass die Balken der Dachconstruction zu Tage treten.

Die Sache wird ganz einleuchtend, wenn man bedenkt, dass diese Dachconstructionen in ihrer Mehrzahl sich heute noch vorfinden. Zu meiner Freude haben mir Fachleute, wie Herr Architekt Dell in Wien und Herr Baumeister Schlott in Mürzzuschlag, die ich zu befragen mir erlaubte, ohne Zögern darin zugestimmt, dass auf unseren Täfelchen Dachstühle nachgebildet sind. Fig. 281 ist ohneweiters verständlich und bedarf keines Nachweises. Ueber die Construction von Fig. 282 schrieb mir Herr Baumeister G. Schlott, dass sie heute noch angewendet wird bei kleiner Spannweite, wo man nur eine Firstpfette zu unterstützen nöthig hat und der untere Balken durchaus auflag. Bei Semper (Der Stil, Bd. II, Taf. XVII und XVIII) findet man einen Dachstuhl von der Kirche S. Miniato a monte aus dem Jahre 1357, welcher dem von Fig. 283 vollkommen entspricht. Fig. 284 zeigt in der Mitte eine doppelt verspreizte Säule, eine Holzconstruction, die ich am Bauernhause oft gesehen zu haben mich erinnerte. Herr G. Schlott schreibt darüber, Fig. 284 „zeigt eine Dachconstruction, wo der untere Bundbalken seiner Länge nach ganz unterstützt ist; die schiefen Hölzer gegen die Sparren halten letztere steif; die Hauptlast des Daches erscheint gegen die Mitte des Bundbalkens vertheilt".

Schwieriger sind die Dachconstructionen der Kuppeln von Fig. 285 und 286. Fig. 286 erinnert lebhaft an den Dachstuhl, welchen G. A. Breymann (Allgemeine Bauconstructionslehre, II. Theil, Taf. 33, Fig. 4) verzeichnet. Vgl. auch Karl Reymann, Technische Vorkenntnisse zur Hausforschung (Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien 1893, Bd. XXIII, S. 13, Fig. 25).

Es springt wohl in die Augen, dass die heute noch gebräuchliche Construction, welche Breymann bringt, im innersten Wesen identisch ist mit der Construction von Fig. 286. Dagegen ist mir die Construction von Fig. 285 unklar. Hier muss fachmännische Prüfung einsetzen; der Laienblick steht dieser Bildung vollkommen rathlos gegenüber [1]).

Man kann in der Deutung der Votivtäfelchen noch einen Schritt weiter gehen. Die Zusammensetzung des Götterbildes und eines Gebäudes ist durchaus nicht sinnlos. Wenn man bedenkt, dass heute noch in Wallfahrtsorten auf Bildern die wunder-

[1]) Ueber die Constructionen von Fig. 285 und 286 vgl. den folgenden Aufsatz J. Dell's und seine Reconstructionen Fig. 291 und 292. Dell stimmte früher meiner oben dargelegten Meinung über den Dachstuhl von Fig. 286 zu, ist aber jetzt anderer Ansicht geworden. Siehe unten.

Fig. 281.

Fig. 282.

Fig. 283.

Fig. 284.

Fig. 285.

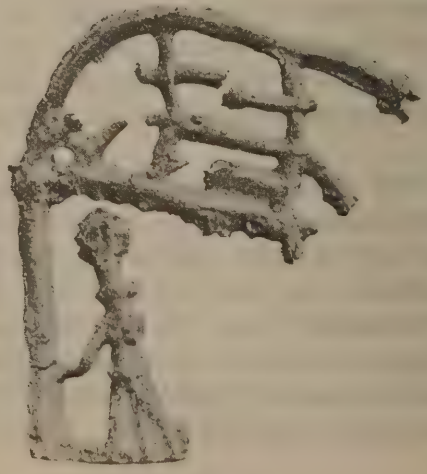


Fig. 286.

Fig. 281—286. **Römisches Votivrelief aus Carnuntum.**

thätige göttliche Person immer im Vordergrunde, die Kirche aber im Hintergrunde dargestellt wird, so wird man den Werth und Sinn dieser architektonischen Einrahmung bei unseren Bleitäfelchen wohl richtig so erfassen, dass es den Tempel oder die Capelle, den Ort der Wirksamkeit der Götter darstellt — denn die Emanation der übernatürlichen Kraft ist an bestimmte Orte gebunden.

So viel wird sich mit ziemlicher Sicherheit sagen lassen.

Man wird auch weiter sagen können, dass unsere Votivtafeln nicht auf ein einziges Heiligthum sich beziehen, denn die Verschiedenheiten der Dachconstructionen zeigen verschiedene Capellen oder Tempel an. Die Wanderer, welche hier diese Gaben weihten, haben sie vielleicht von verschiedenen Orten mitgebracht. Jedenfalls hat es viele derartige Capellen gegeben, die wohl alle, wie es heute noch der Fall ist, eine ziemlich weitgehende Familienähnlichkeit hatten.

Wie haben aber nun die Heiligthümer oder, vielleicht besser gesagt, die Capellen selber ausgesehen?

Was von Constructionstheilen sich klar erkennen oder wenigstens vermuthen lässt, hat Herr Architekt J. Dell in seinem anschliessenden Aufsatze darzulegen und bildlich darzustellen versucht.

In Bezug auf die Anlage der Capellen bestehen — so viel ich sehe — drei Möglichkeiten.

1. Die Capellen waren kleine Holzhäuser, Stehwerk, mit einem offenen Giebel, sonst allseitig geschlossen. Die Thüre unter dem Giebel. Die offenen Giebel sieht man an Bauernhäusern, namentlich an kleinen, einzelligen, noch häufig genug. Es ist das die älteste Constructionsart des Hauses; bei dem offenen Giebel zieht der Rauch des Herdes ab. Man vergleiche die Rauchlöcher an dem Dache des sächsischen Hauses. Sogar viele aus Stein gebaute Bauernhäuser lassen heute noch erkennen, dass der Giebel nicht ganz frei war, denn er erscheint jetzt noch oft blos mit einer Bretterwand verschalt, während die sonstigen Theile des Hauses (mit Ausnahme des Daches) aus Stein hergestellt sind.

Eine geschlossene Capellenanlage könnte man dort annehmen, wo der Dachstuhl eine Unterlage voraussetzt, z. B. bei Fig. 282 und 284.

Die Sichtbarkeit der Figuren im Rahmen des Tempels spräche durchaus nicht gegen diese Deutung. Ich erinnere nur an unsere modernen Mariazeller Bilder. Auch hier steht das Gnadenbild Mariens im Vordergrunde, im Hintergrunde die Kirche, in welcher es sich in Wirklichkeit befindet.

2. Anderes weist auf Capellen hin, welche mindestens in der Front ganz offen waren. Diese Bauart kann man dort annehmen, wo der Dachstuhl keine Unterlage braucht, also bei den Fig. 281 und 283. Auch unsere heutigen in den Donau- und Alpenländern so häufigen Capellen zeigen oft ganz entsprechende Anlagen, setzen also vielleicht eine alte Tradition fort.

3. Eine weitere Möglichkeit wird sich aus der Betrachtung der rheinischen Matronensteine ergeben.

Dass die Kreuzweggottheiten mit den Matres nahe verwandt sein müssen, das hat M. Ihm, „Der Mütter- oder Matronencult und seine Denkmäler“, Bonn 1887 (S.-A. aus Jahrbücher des Vereines von Alterthumsfreunden im Rheinlande, Heft LXXXIII), S. 76, hervorgehoben. Dass die Mütter als Schützerinnen der Kreuzwege gedacht wurden, darüber vgl. Ihm, a. a. O., S. 90.

Die Bildnisse der Matres haben mit unseren Bleitafeln der Quadriviae eine bemerkenswerthe Aehnlichkeit. Die Matronenreliefs haben dieselbe architektonische Umrahmung wie die Bleitafeln. Die Matres sitzen in einer Nische, welche von zwei Säulen flankirt ist, während sie nach oben entweder durch ein dreieckiges Giebelfeld oder durch eine Muschel abgeschlossen wird.

Es scheint, dass hier dieselben Capellenformen vorbildlich waren, die auch die Bleitafeln zeigen, nur dass uns bei diesen die Holzconstructionen des Daches sofort in die klare Wirklichkeit versetzen. So entsprechen also die Matronenreliefs mit Giebelabschluss der Nische unseren Fig. 281—284 (vgl. Ihm, a. a. O., Fig. 7), jene mit Muschelabschluss unseren Fig. 285 und 286 [1]).

Sehr interessant ist der Rödinger Stein, welchen F. Haug, Archaeol. Ztg. XXXIV (1876), S. 62, abbildet. Die drei Matres sitzen auf einer Bank mit Polstern; zu beiden Seiten der Nische sieht man eine Säule, während eine dritte hinter der mittleren Göttin erscheint. F. Haug erklärte, es handle sich um die Darstellung einer Säulenhalle, in deren Hintergrunde die Matronen auf einem Lectus sitzen. (Vgl. Baumeister, II, S. 892).

Man sieht sofort den Zusammenhang mit den Tafeln aus Carnuntum. Aber eine neue Möglichkeit

[1]) Das Relief von Newcastle bei Ihm (Fig. 6) zeigt auch die gewundenen Säulen, welche bei unserer Fig. 285 erscheinen.

der Deutung führt uns der Rödinger Stein zu: Jene Capellen, welche unterstützten Dachstuhl voraussetzen, können statt einer ausgebauten Vorderwand auch eine oder mehrere Tragsäulen ohne sonstige Verschalung gehabt haben.

Noch anderes Interessante zeigen die Votivtafeln, was zweifellos zu fruchtbaren Forschungen Veranlassung geben wird:

Die Quadriviae von Carnuntum zeigen dieselbe wulstige, turbanähnliche Kopfbedeckung wie die rheinländischen Matronen. Aber während bei diesen gewöhnlich nicht alle (sondern nur die zwei äusseren oder die mittlere; vgl. die Tafeln I, II, bei Ihm) den Kopfputz tragen, haben ihn alle Quadriviae, was man am deutlichsten bei Fig. 281 ersehen kann. Ihm, a. a. O., S. 45, hat wohl mit Recht davor gewarnt, diese Tracht als etwas für die Matres Charakteristisches anzusehen.

Sollte sich in den modernen Volkstrachten der in Frage kommenden Landstriche keine Spur dieser Kopfbedeckung mehr nachweisen lassen?

Dass wir es nämlich wirklich mit einer Kopfbedeckung und nicht mit einer Haartracht zu thun haben, das scheint nur das Relief von Zatzenhausen (Ihm, Taf. II) genau zu zeigen — wenn anders die Abbildung verlässlich ist. Hier haben die seitlichen Matres klar gekennzeichnete Locken, während auf dem Wulste der mittleren keine Spur einer Haarschlichtung angedeutet zu sein scheint. Vielleicht bringt eine neue Besichtigung der Denkmäler volle Gewissheit.

In einigen Punkten unterscheiden sich die Quadriviae von Carnuntum von den Matres.

1. Die Figürchen tragen keinerlei Körbe, Früchte, Aehren oder Aehnliches. Allerdings findet sich das bei sehr rohen Darstellungen der Matres auch (Ihm, Fig. 6, S. 42).

2. Während die Matres gewöhnlich in würdevoller Haltung sitzen (oder seltener stehen), verschränken sie (vgl. Fig. 281 und 283) auf unseren Tafeln die Hände, als wollten sie sich zu einem Reigen anschicken. Vgl. den Stein von Aviglia (Ihm, Fig. 11), wo fünf Frauen so dargestellt sind, woraus folgt, dass man es höchstens mit einem Reigen zu Ehren der Matres zu thun haben kann.

Nur auf dem Rödinger Steine legt eine Mater die Hand auf den Korb der anderen.

Dass die Täfelchen die Matres Quadriviae darstellen, hat Bormann zuerst erkannt. Er hat auch die Is. C. J. L., III, 4441, welche aus Carnuntum stammt (vgl. Ihm, Nr. 108, S. 121), auf den Fundort der Tafeln bezogen. Murus cum suo introitu et porticus cum accubito heisst wohl nichts Anderes als: Eine Umfassungsmauer mit ihrem eigenen Eingange und ein Porticus mit Accubitum. Die eigentliche Capelle ist der Porticus. Accubitum nimmt Ihm, S. 52, als Ruhebank. Murum cum suo introitu fasst er als gleichbedeutend mit circumsaeptum et portam einer Coblenzer Inschrift auf (Ihm, Nr. 192, S. 134) [1]).

Wie der Befund der Ueberreste zu dieser Deutung sich stellt, bleibt abzuwarten.

Nachdem meine obigen Ausführungen (Anfang November 1893) abgeschlossen waren, erhielt ich im April 1894 durch Prof. Fr. Studniczka's Güte die Dissertation seines Schülers Theodor Wiegand über „Die puteolanische Bauinschrift". S.-A. aus dem XX. Supplementbande der Jahrbücher für Philologie. Studniczka hatte schon bei seinem Besuche in Wien Antheil genommen an meinem Versuche, die angedeuteten Dachstühle zu erklären, und machte mich nun auf Wiegand, S. 699, aufmerksam, wo Dachstühle erscheinen, „die aber nicht wohl als offene gedacht werden, sondern nur Decoration bedeuten können" (vgl. Wiegand, S. 699, Fig. 1, und Anm. 1 und 8 zu § 17).

Wie sich das auch verhalten mag, daran glaube ich festhalten zu sollen, dass bei den Mutterreliefs aus Carnuntum die Wahrscheinlichkeit für die Annahme offener Giebel und vielfach auch offener Fronten der Heiligthümer spricht.

Was mich am meisten berührt, ist die Frage, ob das Bauernhaus unserer Gegenden oder, besser gesagt, die volksthümliche Baukunst Süddeutschlands, soweit es römischem Einflusse unterworfen war, noch Erinnerungen an diese römische Holztechnik bewahrt. Das stünde nun zu erforschen.

Herr Architekt J. Dell ist so freundlich, einige fachmännische Aufklärungen über die auf den Reliefs angedeuteten architektonischen Gebilde und Constructionen anzuschliessen.

---

[1]) Die Arbeit von F. Haverfield, „The Mothergoddesses", S.-A. aus der „Archaeol. Aeliana", Vol. XV, 1892, S. 314ff., worüber Ihm in den Jahrbüchern des Vereines der Alterthumsfreunde im Rheinlande, Heft LXXXXIV, Bonn 1893, berichtet, habe ich nicht zu Gesichte bekommen.

# Architektonisches auf den Reliefs der Matres aus Carnuntum.

Von Architekt **J. Dell,** Assistent am Polytechnicum in Wien.

*(Mit 7 Text-Illustrationen.)*

Wenn man die auf den Bleitäfelchen dargestellten Tempelchen in constructiver Hinsicht einer Betrachtung unterzieht, so muss man vorerst die Relation derselben zu ihrer absoluten Grösse in's Auge fassen. Anhaltspunkte zur Ermittlung der letzteren liefern die Grundmauern des Denkmales, in dessen unmittelbarer Nähe sich die Täfelchen vorfanden und auf welche sich wohl die eine oder die andere Darstellung beziehen dürfte. Wenn schon die nahezu gleiche Grösse der Täfelchen allein genommen keinen Beweis abgeben kann, dass die räumliche Ausdehnung der Heiligthümer in allen Fällen ebenfalls eine nahezu gleiche sein musste, so liegt doch eine mässige Grösse im Wesen und der Bestimmung der Baulichkeit. Die einzelnen Verbindungsstheile der Blättchen sind hie und da verbogen; aber auch ohne dass man sich dieselben in ihre ursprüngliche Lage zurückdenkt, bemerkt ein aufmerksames Auge sofort, dass Holzconstructionen dargestellt sind, wobei die Wände Ständer- oder Riegelbauten oder vielleicht auch hie und da Mauern gewesen sein dürften. Alle Darstellungen weisen auf ein Dach hin, dessen Construction an der frontal gestellten Giebelwand im einfachen Linienschema wohl vielleicht nur typisch, aber doch in sehr charakteristischer Weise eine mannigfaltige Reihe von Durchbildungsformen zum Ausdrucke bringen. In vier Fällen tritt ein Satteldach auf, in zweien eine gekrümmte Dachdecke.

Die Satteldächer deuten auf einen rechteckigen, vielleicht quadratischen Grundriss, die gekrümmten Dächer auf eine Conchenform; denn es ist ja ganz natürlich, dass man im ersteren Falle nicht unnöthig complicirte Constructionen aufsuchte, wenn einfache genügten, die Nische aber nach oben nicht gut anders als rund abgeschlossen werden konnte, es wäre denn durch ein Zeltdach.

Das Wesen des Daches (und auf die Untersuchung desselben kommt es uns am meisten an) besteht darin, dass geneigte Flächen den Regen und Schnee nicht durchlassen und so rasch wie möglich ableiten.

Diese geneigte Dachdecke liegt auf einem genügend kräftig gebauten und stabilen Stuhle, um dem Winddrucke, der Schneelast u. dgl. erfolgreich Widerstand leisten zu können. Der Stuhl selbst liegt auf dem oberen Theile der Mauer, der Holzwand oder den Stützen, auf einer sogenannten Mauerbank. Die einzelnen Hölzer des Dachstuhles sind zumeist gerade Balken, deren Dimensionirung sich nach der jeweiligen Beanspruchung richtet; sie bilden unter Beobachtung eines fachmännisch durchgeführten Verbandes womöglich fixe Dreiecke, jedenfalls aber untereinander ein starres System. Diesen Anforderungen werden alle Typen gerecht [1]).

Die Dachdeckung kann auf die mannigfaltigste Weise durchgeführt worden sein, was auf den Täfelchen nicht zu ersehen ist.

Und nun wollen wir die Dachstuhlconstructionen hinsichtlich einer möglichen Ausführbarkeit und der dabei erforderlichen Dimensionirung und Verbindung der einzelnen Constructionstheile untersuchen. Alle Dachstühle sind symmetrisch, so dass die eingeschriebenen Bezeichnungen der einen Hälfte auch für die andere gelten.

Die einzelnen Typen sind wesentlich von einander verschieden. In Fig. 287 (siehe die nächste Seite) bemerken wir ein Spitzbalkendach. Es ist das einfachste aller Dächer. Auf Standsäulen $a$ liegen Mauerbänke $m$, darüber der Bundtram $b$ und die Sparren $s$. Die beiden letzteren bilden das fixe Dachprofil, welches mit dem nächsten durch die Pfetten $p$ und $f$ verbunden ist. Nachdem nun die Sparren mehr beansprucht werden als der Bundtram, so müssen sie verstärkt werden, und dies geschieht durch Anbringung von zweiten Sparren $s_1$. Diese verstärkte Construction dürfte auch auf den Plättchen angedeutet sein. Die Giebelfläche schien offen gewesen zu sein, die Vorderwand gänzlich gefehlt zu haben, das Denkmal selbst nur in sehr bescheidenen Dimensionen in dieser Form bestanden zu haben.

In Fig. 288 sehen wir die Type eines stehenden Dachstuhles dargestellt von eigenthümlicher Con-

[1]) Es ist hier nicht der Ort, Untersuchungen über die hier wirkenden Kräfte anzustellen, und es kann nur auf die entsprechenden Capitel der Hochbauconstruction, welche dieses Thema eingehend behandeln, verwiesen werden.

struction, die heute nicht angewendet wird. Der Bundtram $b$ trägt einen zweibeinigen Bock $c$, welcher oben die Firstpfette $f$ aufnimmt und der seinerseits wieder die Sparren am Firstende unterstützt. Soll die Construction den hier auftretenden Ansprüchen genügen, so muss der Dachstuhl ausser am Saume noch überdies unterhalb der Streben $c$ durch Stützen $a$ getragen worden sein, was in der Darstellung zwar nicht zu ersehen, was aber anzunehmen wohl unumgängliche Nothwendigkeit ist. Wahrscheinlich sind diese Streben nur der Figuren wegen weggelassen.

Fig. 289 zeigt uns eine bekannte Form, jene des typischen italienischen Daches, welches Vitruv auch Art angewendet wurden, und da schiene es doch bedenklich, jenes Dach als ein combinirtes zu erklären, wie es sein müsste, wenn man die Balken $k$, $c_2$, $c_3$ analog der Fig. 289 als italienisches Hängewerk, die Streben $c_1$ aber einem Bockdachstuhle zuweisen würde.

Hiebei würde die Hängesäule $k$ auf den Bundtram nach aufwärts, die Strebe $c_1$ aber nach abwärts wirken, so dass diese Kräfte eine wellenförmige Durchbiegung des Bundtrames anstreben würden, was nicht sein soll. Fasst man noch den Umstand in's Auge, dass zur Herstellung und zum Aufrichten einer derart complicirten Dachconstruction geschickte

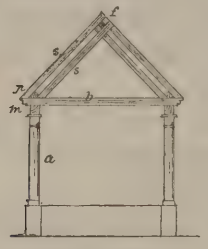


Fig. 287.

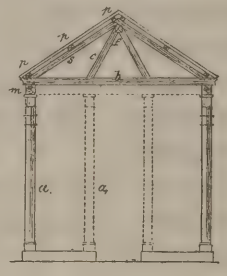


Fig. 288.

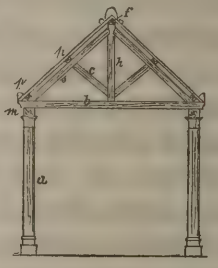


Fig. 289.

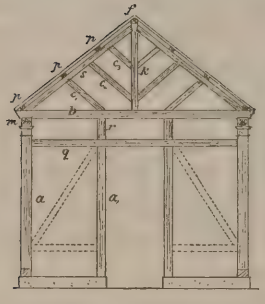


Fig. 290.

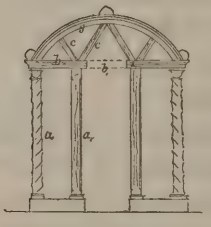


Fig. 291.

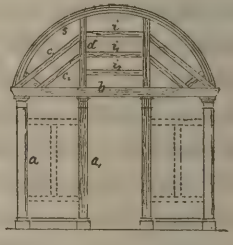


Fig. 292.

Fig. 287—292. **Theilweise Reconstructionen eines Wegheiligthums in Carnuntum.**

schon erwähnt. Das Dach liegt auf den Mauerbänken frei auf. Es wird aus dem Bundtram $b$ und den Sparen $s$ gebildet. Man wendet diesen Typus nur bei grösserer Spannweite an. Durch die Hängesäule $h$ wird der Bundtram in der Mitte gegen ein Durchhängen versichert, die Sparren durch sogenannte Bockstreben $c$ unterstützt. Die Dacheindeckung liegt auf den Pfetten $p$, $p$, $f$. Es versteht sich von selbst, dass dieser Dachstuhl keiner mittleren Unterstützung bedarf, in Folge dessen die Vorderwand offen blieb, vielleicht ebenso wie die Giebelfläche.

Im vierten Beispiele (Fig. 290) stossen wir auf ein Dach mit Fachwerksgespärre. Es ist ja selbstverständlich, dass nur Constructionen der einfachsten Arbeiter erforderlich sind, so muss man dieselbe als eine in Carnuntum unwahrscheinliche erklären.

Man nähert sich der richtigen Lösung, wenn man die Spuren zweier Constructionsglieder $q$ und $r$ berücksichtigt, indem dieselben auf eine Unterstützung des Bundtrames schliessen lassen.

Hiedurch wird das Gespärre zu einem stehenden Stuhle mit Fachwerk, der Balken $k$ zum Ständer. Die Streben $c_1$, $c_2$, $c_3$, welche ein Durchhängen der Sparren verhindern, stützen sich theils mittelbar, theils unmittelbar auf den Bundtram und die beiden Mittelstützen $a_1$.

Die Vorderfront und die Giebelfläche blieben augenscheinlich offen, der Giebel jedenfalls.

Die Dachdeckung wurde auf Pfetten gelegt. Aeusserst interessant ist der Umstand, dass eine vollkommen gleiche Giebelwandconstruction bei einigen modernen, englischen Villen in Verwendung steht und die Möglichkeit und Brauchbarkeit unserer Reconstruction bekräftigt.

Das nächste Beispiel, in Fig. 291 dargestellt, ist nur sehr schwer und mit Zuhilfenahme einer Voraussetzung zu verstehen; schon die gekrümmten Sparren dieser wie der folgenden Type lassen keine sichere Deutung zu. Es ist kaum anzunehmen, dass Constructionen ähnlich denen von Philibert de l'Orme und von Emy damals bekannt waren, aber dieselben müssen ebenso einfach als natürlich sein, um Glauben zu erwecken. Man konnte ganz gut schwache Aeste verwendet haben, die, nachdem sie gekrümmt worden waren, auf dem Dachstuhle befestigt wurden. Bedenkt man, dass in Carnuntum sowohl Decken wie Wände aus Flechtwerk erwiesenermassen vorkommen, die, mit Mörtel beworfen, eine solide Construction bildeten, so ist eine ähnliche Ausführung auch hier nicht unmöglich.

Am schwierigsten ist die Erklärung der Type Fig. 291. Der gekrümmte Sparren ruht auf einem System von Bockstreben, die aber einen durchgehenden Bundtram $b_1$ voraussetzen; derselbe fehlt zwar in der Darstellung, ist aber vielleicht ebenso wie die Stützen weggelassen worden, um die Trivien besser darstellen zu können. Bemerkenswerth ist in dieser Type wie in jener von Fig. 289 das Vorkommen von akroterienähnlichen Ansätzen, welche wohl bei den anderen Typen im Gusse ausgelassen worden sind.

Auf Type 291 scheinen auch gewundene Säulen oder Ständer dargestellt zu sein.

Die letzte Tempelform ist in Fig. 292 gegeben. Auf den ersten Blick glaubt man, im Dachstuhle ein doppeltes Sprengwerk zu erkennen, welches nur auf den seitlichen Stützen aufruht. Aber auch die schwere Durchführbarkeit dieser Type nöthigt uns, ein Fachwerkssystem anzunehmen, bei dem mittlere Ständer $a_1$ in Verwendung kamen.

In beiden Fällen, 291 wie 292, waren die Giebel offen, das Fachwerk zugleich ein Gittermotiv, die Frontwände unterhalb in einem oder dem anderen Falle geschlossen und mit einer Thüre versehen.

Ganz geschlossen waren jedenfalls die halbnischenförmigen Tempel, welche eine Halbkuppel trugen, ebenso auch die Rückwand mit dem rückwärtigen Giebel der Satteldächer. Die Seitenwände konnten, wenn freie Stützen an der Vorderfront standen, zum Theile offen bleiben.

Wenn man sich die Innenwände noch bemalt, stuckirt oder in irgend einer entsprechenden Weise ausgeschmückt vorstellt, so dürfte man ein ziemlich getreues Bild (siehe den Reconstructionsversuch eines Quadriviums in Fig. 293) des ehemaligen Zustandes bekommen, den diese kleinen und primitiven Wegheiligthümer, über die wir jetzt durch Auffindung der Bleitafeln wenigstens in gewisser Hinsicht neue Nachrichten erhielten, zur Schau trugen.

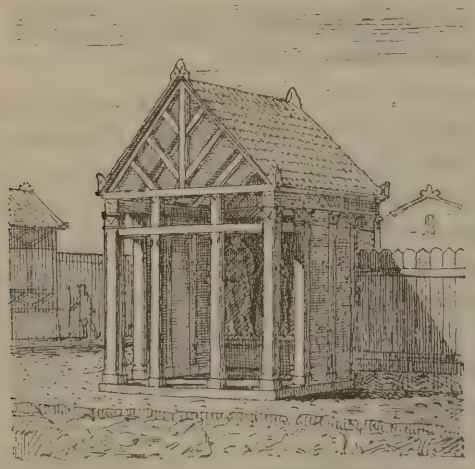


Fig. 293. **Reconstructionsversuch eines römischen Wegheiligthums.**

# Zur Craniologie der Nias-Insulaner.

Von **Prof. Dr. E. Zuckerkandl.**

*(Mit einer Tafel.)*

Die folgenden Seiten enthalten einen Bericht über 28 auf der Insel Nias erworbene Cranien, die mir vor längerer Zeit Herr Baron Brenner zur Untersuchung übergeben hat, sowie die Beschreibung von zwei Niasschädeln, die sich im Besitze eines hiesigen Naturalienhändlers befinden.

Da bislang nur wenige Mittheilungen über Niasschädel vorliegen, dürfte die ausführliche Behandlung des mir zur Verfügung stehenden Materiales einen nicht unwillkommenen Beitrag zur physischen Anthropologie der Nias-Insulaner bilden.

In der Literatur habe ich folgende Angaben über Cranien der Niaser gefunden:

Van der Hoeven schreibt über einen brachycephalen Schädel: „Cranium feminae ex insula Nias. Cranium globosum, fronte prominente, eleganter rotundum. Facies vix prognatha, Ossa nasi plana

Der von mir im Jahre 1875 [1]) untersuchte Niasschädel war brachycephal, asymmetrisch und mit abgeplattetem Hinterkopfe versehen. Die Capacität betrug 1285 C. Das Stirnbein zeigte eine lange Pars nasalis ossis frontis und schwach entwickelte Augenbrauenbogen. Der Nasenrücken war eingedrückt, das Kiefergerüste hochgradig prognath, die nasale Grenzkante des Zwischenkiefers defect, die Frontzähne flach gefeilt."

Von A. B. Meyer [2]) liegen Angaben über drei Niasschädel vor, von welchen einer dolichocephal ist; zwei sind mesocephal. Orthocephalie zeigt sich in zwei Fällen, Hypsicephalie in einem Falle.

Der von Brösicke [3]) herausgegebene Katalog des Berliner Museums enthält die Beschreibung von zwei Niasschädeln. Einer ist hypsimesocephal; seine Capacität beträgt 1460, die Kronen der Frontzähne sind amputirt, die Spina nasalis ist abgestossen. Der andere zeigt Hypsibrachycephalie (L.: B. 81·2); die Capacität beträgt 1600 C., die Nasenbeine überragen die Stirnfortsätze um 6 mm. Der untere Rand der Nasenöffnung ist scharf, die Spina nasalis stark.

H. Schaaffhausen [4]) führt in den von ihm herausgegebenen Katalogen die Mittel von drei Niascranien an. Der eine ist hypsidolichocephal (L.: B. 72 9), der zweite hypsimesocephal (L.: B. 78·0), der dritte hypsibrachycephal (L.: B. 82·9). Die Capacität der einzelnen Schädel beträgt 1425, 1480 und 1240 C. Eine nähere Beschreibung von Merkmalen, die für die Rassenanatomie wichtig sind, fehlt. Es heisst blos, dass bei einem der Hinterkopf nicht abgeflacht und die Crista nasalis schwach sei, und bei einem anderen, dass die Crista nasalis fehle.

Schmidt [1]) beschreibt einen hypsibrachycephalen, (L.: B 81·2) platyrrhinen und mesokonchen Niasschädel. Nasenrücken flach, Ossa nasalia schmal, Zähne nicht gefeilt.

N. Rüdinger [2]) erwähnt eines männlichen orthodolichocephalen, hyperplatyrrhinen und chamaekonchen Niasschädels (L.: B. 72 9) mit Fossae praenasales und Asymmetrie der Nasenbeine.

Von vier Niascranien, die Bleeker [3]) untersucht hat, waren zwei mesocephal, je einer brachycephal, beziehungsweise hyperbrachycephal.

Swawing [4]) berichtet über fünf Niasschädel. Von diesen sind je zwei dolichocephal, beziehungsweise brachycephal und einer mesocephal.

Der Pariser Niasschädel [5]) ist dolichocephal (L.: B. 71·0); seine Capacität beträgt 1410 C.

Das Vrolik'sche Museum [6]) zu Amsterdam enthält einen Niasschädel; derselbe ist hypsimesocephal und prognath.

Ueber das grösste bisher vorliegende Material verfügt J. Danielli, der Gelegenheit hatte, 27 Niascranien zu untersuchen. Von diesen gehörten 13 Männern, 8 Frauen und 6 Kindern an.

Unter den männlichen Schädeln sind dolichocephal 5, mesocephal 7, brachycephal 1.

Unter den weiblichen Schädeln dolichocephal 5, mesocephal 2, brachycephal 1.

Unter den kindlichen Schädeln dolichocephal 1, mesocephal 5.

[1]) Die Cranien der Novara-Sammlung.

[2]) Verzeichniss der Race-Skelette etc. Dresden 1878.

[3]) Arch. f. Anthrop. Braunschweig 1881.

[4]) Katalog VI. Arch. f. Anthrop., Bd. 14, u. Katalog IX. ibid.

[1]) Katalog ibid. 1888.

[2]) Katalog. Arch. f. Anthrop. 1891—1892.

[3]) J. Danielli, Stud. craniol. sui Nias. Arch. p. L'Anthrop. Firenze 1891.

[4]) Danielli, l. c.

[5]) Danielli, l. c.

[6]) Danielli, l. c.

Es sind demnach Alles in Allem:

| | |
|---|---|
| dolichocephal | 11 |
| mesocephal | 14 |
| brachycephal | 2 |

Orthocephalie zeigte sich in 10, Hypsicephalie in 13 Fällen.

Den Nasenindex anlangend, sind:

| | |
|---|---|
| leptorrhin | 2 |
| mesorrhin | 5 |
| platyrrhin | 11 |

Nach dem Orbitalindex sind:

| | |
|---|---|
| megasem | 11 |
| mesosem | 9 |

Mit Bezug auf die Capacität gruppiren sich die Schädel in nachstehender Weise:

Männlich:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| zwischen | 1300 | und | 1400 | C. | 5 |
| „ | 1400 | „ | 1500 | „ | 3 |
| gerade | 1500 | | | | 1 |
| zwischen | 1500 | und | 1600 | C. | 3 |
| „ | 1700 | „ | 1800 | „ | 1 |

Weiblich:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| zwischen | 1000 | und | 1100 | C. | 1 |
| „ | 1100 | „ | 1200 | „ | 1 |
| „ | 1200 | „ | 1300 | „ | 3 |
| „ | 1400 | „ | 1500 | „ | 2 |
| gerade | | | 1500 | „ | 1 |

## Beschreibung der Niascranien aus der Brenner'schen Sammlung.

Von den 28 Schädeln dieser Sammlung gehören 26 einer, die 2 übrigen einer anderen Grabstelle an. Die der ersteren sind vielfach stark verwittert, die der letzteren recent.

1. Männlich: Der Unterkiefer fehlt.

C. 1450, L. 184, B. 134, H. 135, Oh. 112, Stb. 110, Bl. —, Bb. 117, Hu. 500, Su. —, Qu. 310, Gl. —, Gb. 132, Kl. 63, Kb. 97, Nl. 46, Nb. 25, Ol. 34, Ob. 39, Prof. ∢ 96·5 [1]).

| | |
|---|---|
| Längenbreitenindex | 72·8 |
| Längenhöhenindex | 73·4 |
| Nasenindex | 54·3 |
| Augenhöhlenindex | 87·2 |

Schädel orthodolichocephal, mässig prognath, chamaeprosop, platyrrhin und hypsikonch. Glabella flach, Arcus superciliares blos angedeutet. Jochbeine gross, Jochbogen breit und stark ausgreifend. Nasenrücken platt, obgleich die Nasenbeine unter einem stumpfen Winkel aneinander schliessen. Zwischenkiefer schräg gelagert, seine nasale Grenzkante fehlend, Spina nasalis rudimentär, Fossae praenasales vorhanden.

2. Männlich:

C. 1320, L. 170, B. 131, H. 134, Oh. 110, Bl. 94, Bb. 112, Hu. 490, Su. 365, Qu. 290, Gl. 107, Gb. 121, Kl. —, Kb. 79, Nl. 46, Nb. 22, Ol. 33, Ob. 36, Prof. ∢ 89·5.

| | |
|---|---|
| Längenbreitenindex | 77·1 |
| Längenhöhenindex | 78·8 |
| Nasenindex | 47·8 |
| Augenhöhlenindex | 91·7 |

Schädel hypsimesocephal, chamaeprosop, ziemlich stark prognath, mesorrhin und hypsikonch. Glabella flach, Augenbrauenbogen blos angedeutet. Nasenrücken plattgedrückt, kaum über die schmalen Stirnfortsätze vorragend. Apertura pyriformis viereckig. Zwischenkiefer schräg gelagert, seine nasale Grenzkante fehlend. Spina nasalis rudimentär. Unterkiefer prognath, rechtwinkelig, der aufsteigende Fortsatz kurz und breit; der obere linke Weisheitszahn ist dreiwurzelig und trägt an der buccalen Fläche, entsprechend der proximalen Wurzel, einen durch eine Rinne scharf begrenzten Höcker, welcher der Krone eines Zapfenzahnes ähnelt. Dem Höcker entsprechend springt die betreffende Wurzel stärker vor. Rechts hinter $m^3$ eine trichterförmige Alveole in der möglicherweise das Rudiment eines 4. Molaris lagerte.

3. Männlich? Senil.

C. 1270, L. 178, B. 136, H. 130, Oh. 111, Stb. 113, Bl. 96, Bb. 122, Hu. 495, Su. 370, Qu. 300, Gl. —, Gb. 125, Kl. —, Kb. 97, Nl. 51, Nb. 26, Ol. 36, Ob. 40.

| | |
|---|---|
| Längenbreitenindex | 76·4 |
| Längenhöhenindex | 73·0 |
| Nasenindex | 51·0 |
| Augenhöhlenindex | 90·0 |

Schädel orthomesocephal, mesorrhin und hypsikonch. Glabella flach, Arcus superciliares blos angedeutet, Nasenrücken plattgedrückt.

4. Wahrscheinlich männlich:

C. 1390, L. 177, B. 127, H. 134, Oh. 115, Stb. 107, Bl. 95, Bb. 115, Hu. 497, Su. 382, Qu. 310, Gb. 100, Gb. 124, Kl. 61, Nl. 46, Nb. 24, Ol. 35, Ob. 38, Prof. ∢ 83·5.

| | |
|---|---|
| Längenbreitenindex | 71·8 |
| Nasenindex | 52·2 |
| Augenhöhlenindex | 92·1 |

Schädel schwer, hypsidolichocephal, Prognathie mässig ausgeprägt, chamaeprosop, platyrrhin und

[1]) C. = Capacität, L. = grösste Länge, B. = grösste Breite, H. = grösste Höhe, Oh. = Ohrhöhe, Stb. = grösste Stirnbreite, Bl. = Länge der Basis, Bb. = Basisbreite, Hu. = Horizontalumfang, Su. = Sagittalumfang, Qu. = Querumfang, Gl. = Gesichtslänge, Gb. = grösste Gesichtsbreite, Kl. = Oberkieferlänge, Kb. = Oberkieferbreite, Nl. = Nasenlänge, Nb. = Nasenbreite, Ol. = Orbitalhöhle, Ob. = Orbitalbreite, Profilwinkel = dem Winkel der Profillinie mit der Horizontalen.

hypsikonch. Glabella mässig gewölbt, Arcus superciliares deutlich entwickelt. Nasenrücken flach, aber leicht sattelförmig eingesunken. Zwischenkiefer mehr senkrecht gestellt, seine nasale Grenzkante scharf markirt.

5. Männlich?

C. 1370, L. 175, B. 139, H. 138, Oh. 114, Bl. 91, Bb. 114, Hu. 500, Su. 312, Qu. 305, Gl. —, Gb. 121, Kl. 70, Kb. 92, Nl. 48, Nb. 23, Oh. 36, Ob. 38, Prof. ∢ 94.

| | |
|---|---|
| Längenbreitenindex . . . | 79·4 |
| Längenhöhenindex . . . . | 79·4 |
| Nasenindex . . . . . | 47·9 |
| Augenhöhlenindex . . . . | 94·7 |

Schädel hypsimesocephal, rhombocephal, ziemlich stark prognath, mesorrhin und hypsikonch. Accessorische Höcker an der Pars basilaris ossis occipitis. Glabella flach, Augenbrauenbogen blos angedeutet, Nasenrücken plattgedrückt, am freien Rande ein wenig erhoben. Zwischenkiefer schräg, seine nasale Grenzleiste fehlend. Ein im Oberkiefer vorhandener Schneidezahn ist amputirt. Unterkiefer prognath und rechtwinkelig.

6. Männlich: Sehr defect.

L. 182, B. 128, Stb. 106, Hu. 495, Ol. 31, Ob. 39.

| | |
|---|---|
| Längenbreitenindex . . . | 70·3 |

Schädel dolichocephal, chamaekonch. Glabella leicht vortretend, Arcus superciliares schwach entwickelt, Nasenrücken ein wenig vortretend.

7. Männlich:

C. 1320, L. 177, B. 132, H. 137, Oh. 117, Stb. 111, Bl. —, Bb. 122, Hu. 505, Su. 385, Qu. 315, Gl. —, Gb. 135, Kl. 69, Kb. 100, Nl. 49, Nb. 29, Ol. 33, Ob. 40, Prof. ∢ 98·5.

| | |
|---|---|
| Längenbreitenindex . . . | 74·6 |
| Längenhöhenindex . . . . | 77·4 |
| Nasenindex . . . . . | 59·2 |
| Augenhöhlenindex . . . . | 82·5 |

Schädel schwer, hypsidolichocephal, stark prognath, hypsiplatyrrhin und mesokonch, os interparietale, seine Naht knapp oberhalb der Protuberanz verlaufend. Glabella mässig vortretend. Augenbrauenbogen mittelstark, Nasenrücken ein wenig gewölbt, Nasenbeine kurz, breit, platt. Zwischenkiefer schräg gestellt, seine nasale Grenzkante fehlend. Gesicht auffallend breit, die Jochbeine sehr gross, die oberen Schläfenlinien über die Tubera parietalia emporgerückt.

8. Männlich:

C. 1970, L. 181, B. 158, H. 147, Oh. 122, Sb. 125, Bl. 98, Bb. 127, Hu. 540, Su. 405, Qu. 345, Gl. 111, Gb. 137, Kl. 66, Kl. 99, Hl. 46, Hb. 25, Oh. 35, Ob. 40, Prof. ∢ 98·5.

| | |
|---|---|
| Längenbreitenindex . . . | 87·3 |
| Längenhöhenindex . . . . | 81·2 |
| Nasenindex . . . . . | 54·3 |
| Augenhöhlenindex . . . . | 87·5 |

Schädel hyperbrachycephal, hypsicephal, mässig prognath, chamaeprosop, platyrrhin und hypsikonch. Accessorische Höcker an der Pars basilaris ossis occipitalis. Glabella flach. Augenbrauenbogen mässig entwickelt. Nasenrücken am Ansatze eingesunken, am freien Ende vorspringend. Zwischenkiefer ein wenig schräg gelagert, seine nasale Grenzkante deutlich ausgeprägt, Fossae praenasales vorhanden. Unterkiefer rechtwinkelig, aufsteigende Fortsätze kurz und breit.

9. Wahrscheinlich männlich:

C. 1320, L. 176, B. 137, H. 133, Oh. 106, Stb. 113, Bl. 100, Bb. 118, Hu. 500, Su. 370, Qu. 310, Gh. 103, Gb. 130, Kh. 65, Nl. 49, Nb. 27, Ol. 33, Ob. 38, Prof. ∢ 96.

| | |
|---|---|
| Längenbreitenindex . . . | 77·8 |
| Nasenindex . . . . . | 55·1 |
| Augenhöhlenindex . . . . | 86·8 |

Schädel hypsimesocephal, Prognathie ziemlich stark, platyrrhin, hypsikonch. Glabella leicht gewölbt. Arcus superciliares mässig stark, Gesicht kurz, breit. Nasenrücken ein wenig vortretend. Die flachen Nasenbeine im stumpfen Winkel dachartig geneigt. Zwischenkiefer schräg gestellt, seine nasale Grenzkante fehlend, Spina nasalis äusserst rudimentär. Seichte Fossae praenasales. Unterkiefer rechtwinkelig, sein aufsteigender Fortsatz breit.

10. Männlich: Der Unterkiefer fehlt.

C. 1220, L. 178, B. 131, H. 130, Oh. 108, Sb. 102, Bl. —, Bb. 119, Hu. 490, Su. 365, Qu. 300, Gl. —, Gb. 128, Nl. 52, Nb. 25, Ol. 34, Ob. 41, Prof. ∢ 95.

| | |
|---|---|
| Längenbreitenindex . . . | 73·6 |
| Längenhöhenindex . . . . | 73·6 |
| Nasenindex . . . . . | 48·1 |
| Augenhöhlenindex . . . . | 82·9 |

Schädel orthodolichocephal, wenig prognath, mesorrhin und mesokonch. Augenbrauenbogen mässig ausgebildet, Nasenrücken vorspringend, Nasenbeine breit und dachartig aneinanderstossend. Jochbogen stark ausladend. Zwischenkiefer senkrecht gelagert, seine nasale Grenzkante undeutlich.

11. Männlich: Kiefer senil, atrophisch.

C. 1440, L. 186, B. 136, H. 138, Oh. 113, Sb. 110, Bl. 100, Bb. 120, Hu. 520, Su. 393, Qu. 310, Gl. —, Gb. 129, Kl. 68, Kb. 92, Nl. 53, Nb. 26, Ol. 36, Ob. 39.

| | |
|---|---|
| Längenbreitenindex . . . | 73·1 |
| Längenhöhenindex . . . . | 74·2 |
| Nasenindex . . . . . | 49·1 |
| Augenhöhlenindex . . . . | 92·3 |

Schädel orthodolichocephal, mesorrhin und hypsikonch. Glabella flach, Augenbrauenbogen sehr schwach entwickelt, Nasenrücken ein wenig vortretend, Nasenbeine kurz, platt. Jochbeine gross, Jochbogen stark ausladend, keine Grenzkante zwischen Intermaxillare und Nasenboden.

12. Männlich: Der Unterkiefer fehlt.

C. 1440, L., 182, B. 130, H. 136, Oh. 115, Stb. 110, Bl. 106, Bb. 117, Hu. 500, Su. 380, Qu. 315, Gl. —, Gb. 126, Kl. 92, Kb. —, Nl. 54, Nb. 27, Ol. 38, Ob 41, Prof. ∢ 83.

| | |
|---|---|
| Längenbreitenindex . . . | 71·4 |
| Längenhöhenindex . . . . | 74·7 |
| Nasenindex . . . . . | 50·0 |
| Augenhöhlenindex . . . . | 92·7 |

Schädel orthodolichocephal, orthognath, mesorrhin und hypsikonch. Torus frontalis, da die gut entwickelten Augenbrauenbogen an der Glabella ineinanderfliessen. Nasenrücken mässig vorspringend, Nasenbeine gross und gewölbt. Zwischenkiefer senkrecht stehend, seine nasale Grenzkante gut entfaltet.

13. Männlich?

C. 1210, L. 172, B. 130, H. 131, Oh. 103, Bl. 101, Bb. 120, Hu. 480, Su. 355, Qu. 300, Gl. —, Gb. 126, Kl. 71, Kb. 96, Nl. 54, Nb. 23, Ol. 34, Ob. 40, Prof. ∢ 96·5.

| | |
|---|---|
| Längenbreitenindex . . . | 75·6 |
| Längenhöhenindex . . . . | 76·2 |
| Nasenindex . . . . . | 42·6 |
| Augenhöhlenindex . . . . | 85·0 |

Hypsimesocephal, mässig prognath, leptorrhin und hypsikonch. Zweigetheiltes Incabein. Glabella leicht gewölbt. Arcus superciliares etwas vorspringend, Nasenrücken wie an europäischen Schädeln vortretend. Zwischenkiefer schräg gelagert, seine nasale Grenzleiste gut entwickelt, Unterkiefer rechtwinkelig, der aufsteigende Fortsatz kurz und breit.

14. Weiblich?

C. 1160, L. 169, B. 126, H. 128, Oh. 111, Stb. 101, Bl. —, Bb. 113, Hu. 470, Su. 353, Qu. 295, Gl. 106, Gb. 116, Kl. 70, Kb. 87, Nl. 49, Nb. 23, Ol. 34, Ob. 37, Prof. ∢ 98·5.

| | |
|---|---|
| Längenbreitenindex . . . | 74·5 |
| Längenhöhenindex . . . . | 75·7 |
| Nasenindex . . . . . | 46·9 |
| Augenhöhlenindex . . . . | 91·9 |

Schädel hypsidolichocephal, stark prognath, leptoprosop, leptorrhin und hypsikonch. Glabella flach, Augenbrauenbogen kaum angedeutet. Nasenrücken plattgedrückt, Zwischenkiefer schräg gelagert, seine nasale Grenzkante stumpfkantig. Spina nasalis rudimentär, die oberen Schneide- und Eckzähne deformirt, ihre Kronen grösstentheils amputirt. Die einwurzeligen Zähne des Unterkiefers ausgefallen.

15. Weiblich: Senil, Unterkiefer fehlt.

C. 1200, L. 172, B. 125, H. 127, Oh. 106, Stb. 103, Bl. 95, Bb. 111, Hu. 465, Su. 360, Qu. 295, Gl. —, Gb. 120, Kl. —, Kb. 90, Nl. 42, Nb. 25, Ol. 30, Ob. 37.

| | |
|---|---|
| Längenbreitenindex . . . | 72·6 |
| Längenhöhenindex . . . . | 73·8 |
| Nasenindex . . . . . | 59·5 |
| Augenhöhlenindex . . . . | 81·1 |

Orthodolichocephal, hyperplatyrrhin und mesokonch. Accessorische Höcker an der Pars basilaris ossis occipitis. Glabella flach. Arcus superciliares schwach entwickelt, Nasenrücken breit, eingedrückt, die Nasenbeine nicht über die Stirnfortsätze vorspringend.

16. Weiblich?

C. 1200, L. 169, B. 125, H. 129, Oh. 102, Stb. 100, Bl. 97, Bb. 112, Hu. 475, Su. 345, Qu. 290, Gl. 108, Gb. 119, Kl. 68, Kb. 89, Nl. 50, Nb. 26, Ol. 32, Ob. 39, Prof. ∢ 96.

| | |
|---|---|
| Längenbreitenindex . . . | 73·9 |
| Nasenindex . . . . . | 52·0 |
| Augenhöhlenindex . . . . | 82·1 |

Schädel hypsidolichocephal, Prognathie ziemlich stark, chamaeprosop, platyrrhin und mesokonch. Glabella flach. Arcus superciliares blos angedeutet. Nasenrücken plattgedrückt, Zwischenkiefer schräg gelagert, seine nasale Grenzkante defect. Unterkiefer rechtwinkelig. Die Kronen der oberen Schneide- und Eckzähne fast vollständig amputirt. Die Schneidezähne des Unterkiefers ausgefallen, die unteren Eckzähne vorhanden und gleichfalls amputirt.

17. Weiblich?

C. 1360, L. 176, B. 129, H. 136, Oh. 110, Stb. 113, Bl. 100, Bb. 116, Hu. 490, Su. 380, Qu. 300, Gh. 103, Gb. 123, Kl. 65, Kb. 92, Nl. 42, Nb. 24, Ol. 32, Ob. 39, Prof. ∢ 95·0.

| | |
|---|---|
| Längenbreitenindex . . . | 73·3 |
| Nasenindex . . . . . | 57·1 |
| Augenhöhlenindex . . . . | 82·1 |

Schädel hypsidolichocephal, Prognathie nicht auffallend, chamaeprosop, hyperplatyrrhin, mesokonch. Glabella flach. Augenbrauenbogen kaum angedeutet, Nasenrücken flach, Nasenbeine nur ein wenig über die Stirnfortsätze vorragend, am Ansatze leicht sattelförmig vertieft. Zwischenkiefer schräg. Spina nasalis rudimentär. Grenzkante zwischen dem Intermaxillare

und dem Nasenboden fehlend. Unterkiefer weniger rechtwinkelig als in anderen Fällen und schwächer. Der dritte obere rechte Molar dreihöckerig retinirt, horizontal gelagert, so dass die Krone nach hinten sieht.

18. Weiblich: Senil, Unterkiefer fehlt.

C. 1080, L. 166, B. 127, H. 126, Oh. 105, Stb. 103, Bl. 95, Bb. 112, Hu. 455, Su. 338, Qu. 280, Gl. —, Gb. 123, Kl. 65, Kb. 93, Nl. 51, Nb. 26, Ol. 35, Ob. 39, Prof. ∢ 92.

| | |
|---|---|
| Längenbreitenindex . . . | 76·5 |
| Längenhöhenindex . . . . | 75·9 |
| Nasenindex . . . . . | 51·0 |
| Augenhöhlenindex . . . . | 89·7 |

Hypsimesocephal, mässig prognath, mesorrhin und hypsikonch. Accessorische Höcker an der Pars basilaris. Glabella flach. Augenbrauenbogen mässig entwickelt, Nasenrücken eingedrückt, aber doch ein wenig vorspringend, in der Mitte sattelförmig ausgehöhlt. Zwischenkiefer schräg, seine nasale Grenzleiste fehlend. Spina nasalis rudimentär. Fossae praenasales vorhanden.

19. Weiblich:

C. 1140, L. 170, B. 123, H. 125, Oh. 110, Stb. 104, Bl. 89, Bb. 99, Hu. 475, Su. 357, Qu. 295, Gl. 94, Gb. 111, Kl. 57, Kb. 82, Nl. 45, Nb. 23, Ol. 34, Ob. 36, Prof. ∢ 97.

| | |
|---|---|
| Längenbreitenindex . . . | 72·3 |
| Längenhöhenindex . . . . | 73·5 |
| Nasenindex . . . . . | 51·1 |
| Augenhöhlenindex . . . . | 94·4 |

Schädel hypsidolichocephal, leicht prognath, chamaeprosop, platyrrhin und hypsikonch. Accessorische Höcker an der Pars basilaris ossis occipitis. Glabella flach. Arcus superciliares angedeutet, Nasenrücken eingedrückt, blos am freien Rande etwas gehoben. Zwischenkiefer schräg gelagert, seine nasale Grenzkante fehlend. Spina nasalis rudimentär, kaum angedeutet. Unterkiefer prognath, aufsteigender Fortsatz ziemlich breit.

20. Weiblich?

C. 1340, L. 171, B. 128, H. 131, Oh. 116, Stb. 116, Bl. 95, Bb. 111, Hu. 485, Su. 365, Qu. 305, Gh. 112, Gb. 125, Kl. 70, Nl. 52, Nb. 28, Ol. 32, Ob. 40, Prof. ∢ 91.

| | |
|---|---|
| Längenbreitenindex . . . | 74·8 |
| Nasenindex . . . . . | 53·8 |
| Augenhöhlenindex . . . . | 80·0 |

Schädel hypsidolichocephal, chamaeprosop, Prognathie nicht auffallend, platyrrhin und chamaekonch. Glabella flach. Arcus superciliares angedeutet, Nasenrücken flach, Nasenbeine unter sehr stumpfem Winkel dachartig aneinanderstossend. Zwischenkiefer schräg gestellt, seine nasale Grenzkante fehlend. Spina nasalis ohne Seitentheile. Wangenbein gross. Unterkiefer rechtwinkelig, sein aufsteigender Fortsatz auffallend breit.

21. Weiblich: Unterkiefer fehlt.

C. 1040, L. 170, B. 128, H. 136, Oh. 112, Bl. 96, Bb. 116, Hu. 470, Su. 365, Qu. 305, Gl. —, Gb. 123, Kl. 92, Kb. 92, Nl. 42, Nb. 24, Ol. 32, Ob. 39, Prof. ∢ 94·5.

| | |
|---|---|
| Längenbreitenindex . . . | 70·6 |
| Längenhöhenindex . . . . | 80·0 |
| Nasenindex . . . . . | 57·1 |
| Augenhöhlenindex . . . . | 82 1 |

Schädel hypsidolichocephal, etwas prognath, leptoprosop, platyrrhin und mesokonch. Glabella flach. Arcus superciliares blos angedeutet. Nasenrücken kurz, am Ansatze plattgedrückt, am freien Ende etwas vorspringend. Zwischenkiefer schräg, seine nasale Grenzkante rudimentär.

22. Weiblich?

C. 1300, L. 165, B. 131, H. 134, Oh. 112, Stb. 110, Bl. 90, Bb. 116, Hu. 480, Su. 360, Qu. 300, Gl. 105, Gb. 126, Kl. 58, Kb. 88, Nl. 46, Nb. 25, Ol 33, Ob. 36. Prof. ∢ 102.

| | |
|---|---|
| Längenbreitenindex . . . | 79·4 |
| Längenhöhenindex . . . . | 81·2 |
| Nasenindex . . . . . | 54·3 |
| Augenhöhlenindex . . . . | 91·7 |

Schädel hypsimesocephal, prognath, platyrrhin und hypsikonch. Accessorische Höcker an der Pars basilaris ossis occipitis. Links ein grosser Processus frontalis der Schläfenbeinschuppe, der mit dem Stirnbein articulirt. Glabella flach. Augenbrauenbogen kaum angedeutet. Nasenrücken am Ansatze eingedrückt, am freien Rande ein wenig erhoben. Zwischenkiefer trotz der gut erhaltenen Alveolen abnorm niedrig, seine nasale Grenzkante infantil geformt. Unterkiefer rechtwinkelig, sein Fortsatz kurz und breit.

23. Weiblich:

C. 1190, L. 167, B. 131, H. 128, Oh. 106, Bl. 90, Bb. 114, Hu. 480, Su. 354, Bu. 290, Gl. —, Gb. 122, Kl. 90, Kb. 109, Nl. 46, Nb. 25, Oh. 34, Ob. 36, Prof. ∢ 97.

| | |
|---|---|
| Längenbreitenindex . . . | 78·4 |
| Längenhöhenindex . . . | 76·6 |
| Nasenindex . . . . . | 54·3 |
| Augenhöhlenindex . . . | 94·4 |

Schädel hypsimesocephal, ziemlich stark prognath, leptoprosop, platyrrhin und hypsikonch. Glabella flach, Augenbrauenbogen angedeutet, Nasenfortsatz

des Stirnbeines lang, Nasenrücken ein wenig vorspringend, Zwischenkiefer schräg gelagert, seine nasale Grenzleiste fehlend. Spina nasalis rudimentär, Unterkiefer typisch weiblich geformt, prognath, d. h. die Schneidezahnalveolen sind nach vorne umgekrämpt.

24. Jugendlich; die zweiten Molaren bereits durchgebrochen.

C. 1190, L. 179, B. 119, H. 126, Oh. 104, Sb. 101, Bl. 89, Bb. 103, Hu. 475, Su. 370, Bu. 290, Gl. —, Gb. 126, Kl. 56, Kb. 82, Nl. 42, Nb. 23. Ol. 31, Ob. 34, Prof. ∢ 97.

| | |
|---|---|
| Längenbreitenindex . . . | 66·5 |
| Längenhöhenindex . . . | 70·3 |
| Nasenindex . . . . . | 54·8 |
| Augenhöhlenindex . . . | 91·2 |

Schädel orthodolichocephal, mässig prognath, platyrrhin und hypsikonch. Nasenrücken flachgedrückt, die Nasenbeine in der Mitte des Nasenrückens gar nicht über die Stirnfortsätze vortretend. Apertura pyriformis viereckig, Zwischenkiefer schräg gestellt.

25. Jugendliches Cranium. Die zweiten Molaren sind bereits durchgebrochen.

C. 1240, L. 169, B. 132, H. 126, Oh. 112, Stb. 108, Rl. 91, Bb. 116, Hu. 470, Su. 355, Qu. 305, Gh. 98, Gb. 119, Kl. 60, Kb. 90, Nl. 46, Nb. 24, Ol. 33, Ob. 36, Prof. ∢ 90·5.

| | |
|---|---|
| Längenbreitenindex . . . | 78·1 |
| Nasenindex . . . . . | 52·2 |
| Augenhöhlenindex . . . | 91·7 |

Schädel hypsimesocephal, chamaeprosop, Prognathie gering, platyrrhin und hypsikonch, Glabella flach, Arcus superciliares noch fehlend, Nasenrücken flach, im oberen Theile kaum über die schmalen Oberkieferstirnfortsätze vortretend. Apertura pyriformis viereckig, Zwischenkiefer wenig schräg gelagert, seine nasale Grenzkante fehlend. Aufsteigender Fortsatz des Unterkiefers breit. Ein im Oberkiefer noch enthaltener Schneidezahn ist nicht deformirt.

26. Kindlich: Die zweiten Molaren bereits durchgebrochen, aber ihre Wurzeln noch incomplet. Rechterseits der erste Molar wegen des noch im Kiefer steckenden ersten Milchmolaren nicht herausgetreten.

C. 1240, L. 165, B. 123, H. 132, Oh. 107, Stb. 107, Bb. 104, Bl. 126, Hu. 475, Su. 300, Bu. 300, Nl. 53, Nb. 26, Oh. 36, Ob. 39, Prof. ∢ 90·50.

| | |
|---|---|
| Längenbreitenindex . . . | 74·5 |
| Nasenindex . . . . . | 46·3 |
| Augenhöhlenindex . . . | 88·9 |

Schädel hypsidolichocephal, leptorrhin und hypsikonch. Nasenrücken flach, gar nicht vortretend, Prognathie gering. Zwischenkiefer ein wenig schräg gestellt, seine nasale Grenzleiste deutlich markirt. Unterkiefer rechtwinkelig, sein aufsteigender Fortsatz breit.

27. Kindlich: Der erste bleibende Molar nicht durchgebrochen, von der Stirnfontanelle noch ein kleines Stück erhalten.

C. 1170, L. 170, B. 120, H. —, Oh. 102, Stb. 105, Bl. —, Bb. 100, Hu. 470, Su. 348, Qu. 300, Gl. —, Gb. 97, Nl. 37, Nb. 21, Ol. 34, Ob. 35.

| | |
|---|---|
| Längenbreitenindex . . . | 70·6 |
| Nasenindex . . . . . | 57·0 |
| Augenhöhlenindex . . . | 97·1 |

Dolichocephal, wenig prognath, platyrrhin und hypsikonch. Nasenrücken eingedrückt, Nasenbeine nicht über die Stirnfortsätze vorspringend, Zwischenkiefer mehr senkrecht gestellt. Apertura pyriformis viereckig.

28. Fragment eines extrem dolichocephalen Schädels:

L. 185, B. 130, L. : B. 70·3,

ferner zwei Unterkiefer, die durch Kürze und Breite der Fortsätze ausgezeichnet sind.

## Anhang.

29. Männlich:

C. 1490, L 177, B. 140, H. 137, Oh. 110, Stb. 117, Gl. 114, Gb. 132, Kl. 68, Kb. 98, Nl. 49, Nb. 25, Oh. 38, Ob. 37, Prof. ∢ 96.

| | |
|---|---|
| Längenbreitenindex . . . | 80·1 |
| Längenhöhenindex . . . | 77·4 |
| Nasenindex . . . . . | 49·0 |
| Augenhöhlenindex . . . | 97·4. |

Schädel hypsibrachycephal, stark prognath, chamaeprosop, mesorrhin und hypsikonch, Stirne hydrocephalisch geformt, Glabella flach, Augenbrauenbogen schwach entwickelt, Nasenrücken plattgedrückt. Unterkiefer rechtwinkelig, seine Fortsätze kurz und breit, Zähne nicht deformirt.

30. Männlich: Capacität 1320. Schädel hypsimesocephal, der Hinterkopf abgeplattet, Worm'sche Knochen in der Lambdanaht, Augenbrauenbogen schwach entwickelt, Glabella flach. Gesicht prognath, Orbita hoch, viereckig contourirt. Nasenrücken flach, Zwischenkiefer schräg gestellt, die vorhandenen Fossae praenasales zeigen die infantile Form. Unterkiefer kräftig entwickelt, rechtwinkelig, die aufsteigenden Fortsätze kurz und breit. Die Schneide- und die Eckzähne sowohl im Ober- wie im Unterkiefer amputirt. In Folge dieser doppelseitigen Amputation klafft zwischen den beiden Zahnreihen, entsprechend den Frontzähnen, eine grosse Lücke.

Resumé:

Hirnschale. Von den 28 Schädeln der Brenner'schen Sammlung sind:

| | |
|---|---|
| dolichocephal | 18 |
| mesocephal | 9 |
| hyperbrachycephal | 1 |

Der Längenhöhenindex liess sich an 25 Cranien bestimmen und wir haben es nach diesem vorwiegend mit Hypsidolichocephalen zu thun.

Der Hyperbrachycephalus ist recent und gehört gleich einem Dolichocephalus der zweiten Grabstelle an. Die zwei Niasschädel sind hypsimesocephal; demnach im Ganzen:

| | |
|---|---|
| dolichocephal | 18 |
| mesocephal | 11 |
| brachycephal | 0 |
| hyperbrachycephal | 1 |

Der Charakter der Dolichocephalie zeigt nichts Eigenthümliches. Die Sagittalcurve beginnt in der Mitte oder ein wenig hinter dieser ziemlich steil abzufallen, insbesondere bei den Mesocephalen, während bei den extrem dolichocephalen die bezeichnete Curve in flacherem Bogen verläuft, wodurch der Hinterkopf sich mehr zuspitzt; Verhältnisse, die jedoch auch an kaukasischen Langköpfen zur Beobachtung gelangen.

Von anthropologisch interessanten Varietäten habe ich beobachtet:

Das typische Os interparietale einmal;
ein kleines, an Stelle des Lambdawinkels einmal;
den Stirnfortsatz der Schläfenbeinschuppe einmal;
accessorische Gelenksfortsätze [1]) der Pars basilaris ossis occipitis sechsmal.

Wenn nicht der Zufall mitspielt, so ist der letztere Befund für die geringe Anzahl von Schädeln ein auffallend häufiger.

Vom Stirnbeine möchte ich erwähnen, dass die Glabella auch bei den männlichen Schädeln nur schwach vortritt, die Augenbrauenbogen nicht stark entwickelt und die Nasenfortsätze oft lang sind.

Gesicht. Von 14 auf den Längenbreitenindex des Gesichtes bestimmbaren Cranien sind:

| | |
|---|---|
| chamaeprosop | 10 |
| leptoprosop | 4 |

Die Prognathie ist bei den meisten deutlich ausgesprochen, bei einzelnen mehr, bei anderen weniger auffallend. In den höheren Graden der Prognathie springt die Zahnregion schnauzenartig vor, zumal der Zwischenkiefer und auch der Unterkiefer an der Prognathie Antheil nehmen.

[1]) A. Friedlowsky, Sitzungsbericht der kaiserl. Akademie, Bd. 60, 1869. Diese Abhandlung enthält auch die einschlägigen Literaturangaben.

Nasenregion. Der Nasenindex ist:

| | | |
|---|---|---|
| leptorrhin | in 3 | Fällen |
| mesorrhin | „ 7 | „ |
| platyrrhin | „ 12 | „ |
| hyperplatyrrhin | „ 3 | „ |

demnach in der Mehrzahl der Fälle platyrrhin.

Charakteristisch für die meisten Schädel (20) ist die Abplattung des Nasenrückens.

Zwei Fälle schlagen ganz aus der Art, indem der Nasenrücken wie beim Kaukasier vorspringt; an sieben Cranien tritt der Rücken ein wenig vor.

Der abgeplattete Nasenrücken tritt in zwei Formen auf. Die eine zeigt mittelgrosse, nahezu rechteckige und ganz flache Nasenbeine, an welchen der mediale Rand nicht wie bei uns beträchtlich kürzer ist als der laterale; die beiden Nasalia schliessen auch nicht dachartig aneinander, sondern liegen in einer Ebene, daher sie über die Stirnfortsätze nur unbedeutend vorspringen. In den ausgesprochenen Fällen dieser Art tritt die Mitte des Nasenrückens gar nicht, die Nasenwurzel und der distale Theil der Nasenbeine so wenig aus der Gesichtsebene vor, dass sie im Profil eben noch sichtbar werden.

Die Stirnfortsätze sind verschmälert, insbesondere an ihren Wurzeltheilen, und dabei am nasalen Rande horizontal umgelagert.

Beide Momente (die Schmalheit und Umlagerung der Stirnfortsätze, ferner das Eingesunkensein der sonst von den Nasenbeinen hergestellten Wölbung) erklären zur Genüge die eingedrückte Form des Nasenrückens.

Bei der zweiten Art (hieher zählen fünf Fälle) verhält sich der Nasenansatz und die Mitte des Nasenrückens wie vorher, die distalen Stücke (der freie Randtheil) der Nasalia hingegen sind mehr oder minder stark in die Höhe gehoben, wodurch die Nasenbeine eine sattelförmige Biegung acquiriren. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass diese Form secundär aus der ersten hervorgegangen, da alle vier Kindercranien einen seiner ganzen Länge nach eingedrückten Nasenrücken zeigen [1]).

An den Gesichtsskeletten mit wenig vorspringendem Nasenrücken sind die Stirnfortsätze breiter,

[1]) Ob und wie weit dabei künstliche Deformation im Spiele ist, kann ich nicht entscheiden. Jagor, Ueber die Andamanen, Zeitschrift für Ethnologie, Berlin 1877, gibt an, dass bei diesen der Schädel des Neugeborenen durch Pressen mittelst der Hand umgeformt und die Nasenwurzel mit dem Zeigefinger gedrückt wird. Dagegen bemerkt Hagen, dass die von ihm über die Nasendeformation befragten Malayen mitleidig über solche Erzählungen gelächelt hätten.

mehr sagittal gestellt und die flachen Nasenbeine stossen unter einem mehr oder minder stumpfen Winkel in der Mitte zusammen.

Bei den Schädeln mit kaukasisch gebildetem Nasenrücken verhalten sich die Stirnfortsätze wie oben und die besser entwickelten und gewölbten Nasenbeine bedingen mindestens zur Hälfte den Vorsprung des Nasenrückens.

Apertura pyriformis. Die Architektur des Nasenrückens wirkt auf die Form der Apertura pyriformis zurück. Bei den Kaukasiern liegen die Seitenflächen der Nasenbeine in der vorderen Verlängerung der Stirnfortsätze und überdachen in Form eines Tonnengewölbes den Einschnitt zwischen den Stirnfortsätzen. Beim Niaser füllen die Nasenbeine die zwischen den Stirnfortsätzen befindliche Lücke einfach aus und reichen median auch tiefer herab. Die so häufig vorkommenden Ausschnitte am freien Rande fehlen bei vielen oder sind nur schwach entwickelt. (Besser entfaltet erweisen sie sich an den Schädeln mit vorspringendem Nasenrücken.) Aus diesem Grunde ist beim Kaukasier die äussere Nasenöffnung längsoval und schliesst am oberen ausgeschnittenen Rande mit gebogener Contour ab, während beim Niaser die kleinere Apertura pyriformis am oberen Rande förmlich quer abgestutzt und daher häufig mit viereckigen Rahmen versehen erscheint.

Die vorher erwähnte Länge des Nasenfortsatzes findet ihre Erklärung in der Kürze der Nasenbeine, da neben langen Nasenbeinen die Pars nasalis ossis frontis compensatorisch verkürzt ist.

Unterer Nasenrand. Der untere Nasenrand ist an vielen Schädeln unvollständig oder fehlt ganz. Dies hat eine Rückbildung der Spina nasalis zur Folge, da deren Seitenflügel sich an der Bildung dieses Randes betheiligen. Eine scharfe untere Begrenzung fand ich vorwiegend in jenen Fällen, wo der Nasenrücken stärker vorsprang; an Schädeln mit eingedrücktem Nasenrücken nur in zwei Fällen.

Zwischenkiefer. Der Zwischenkiefer bildet zumeist ein Planum inclinatum.

Augenhöhlen. Die Orbitae sind in der Mehrzahl der Fälle hypsikonch. Unter 27 Schädeln, an welchen die Orbitalmaasse abgenommen werden konnten, sind:

| | |
|---|---|
| chamaekonch | 2 |
| mesokonch | 6 |
| hypsikonch | 19 |

Die Cranien mit stark vorspringendem Nasenrücken erweisen sich als mesokonch. Der Rahmen der Orbita ist bei den meisten viereckig contourirt, was zur langen Pars nasalis ossis frontalis in Beziehung steht.

Unterkiefer. Der Unterkiefer ist kräftig entwickelt, sein aufsteigender Fortsatz kurz, breit und mehr unter einem rechten Winkel vom Körper abzweigend. An einigen Unterkiefern ist eine deutliche Prognathie vorhanden, d. h. die Alveolen der Frontzähne sind nach vorne umgekrämpt.

Zähne. Die Zähne sind zumeist schwarz gefärbt und an einzelnen Cranien deformirt.

Die Deformation besteht in der Amputation der Schneide- und Eckzahnkronen und werden, wie die Fälle 16 und 30 zeigen, auch die des Unterkiefers dieser Procedur unterzogen. Ueber die Häufigkeit der Deformation, ferner darüber, ob nur die eine Form geübt wird, vermag ich nichts auszusagen, da bei den meisten Schädeln die Zähne entweder intra vitam oder postmortal ausgefallen sind.

Verglichen mit den Resultaten Danielli's, der bisher die grösste Zahl von Niasschädeln untersucht hat, ergibt sich Folgendes:

| | Niasschädel | |
|---|---|---|
| | Danielli's | Brenner's |
| dolichocephal | 11 | 19 |
| mesocephal | 14 | 8 |
| brachycephal | 2 | — |
| hyperbrachycephal | — | 1 |
| hypsicephal | 13 | 16 |
| orthocephal | 10 | 7 |
| leptorrhin | 2 | 4 |
| mesorrhin | 5 | 7 |
| platyrrhin | 11 | 15 |
| chamaekonch | — | 2 |
| mesokonch | 9 | 6 |
| hypsikonch | 11 | 19 |

Hinsichtlich der Capacität sieht man die Mehrzahl in die Gruppe zwischen 1300 und 1500 C. fallen. Da Danielli bemerkt, dass auch in seinen Fällen der Unterkieferfortsatz kurz und breit ist, so lässt sich, Alles zusammengefasst, nicht bestreiten, dass im Grossen und Ganzen unsere Resultate übereinstimmen. Die bemerkbaren Unterschiede sind offenbar auf die immerhin noch zu geringe Anzahl der untersuchten Schädel zurückzuführen.

Fasst man schliesslich die Hauptmaasse aller 80 Niasschädel zusammen, die bisher beschrieben wurden, so sind:

| | | |
|---|---|---|
| dolichocephal | 36 | 45·0% |
| mesocephal | 32 | 40·0% |
| brachycephal | 10 | 12·5% |
| hyperbrachycephal | 2 | 2·5% |

Demnach stehen 85% Langköpfe 15% Kurzköpfen gegenüber. —

| | Dolichocephal | Mesocephal | Brachycephal | Hyperbrachycephal | Dolichocephal | Mesocephal | Brachycephal | Hyperbrachycephal | Hypsicephal | Orthocephal | Chamaecephal | Summe |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | | in Procenten | | | | | | | |
| Javanesen . . . . . | 13 | 56 | 106 | 72 | 5·26 | 22·67 | 42·91 | 29·15 | 179 | 21 | 2 | 247 |
| Borneo-Insulaner . . . . . | 35 | 33 | 29 | 5 | 34·31 | 32·33 | 28·43 | 4·9 | 33 | 5 | 2 | 102 |
| Darunter [1]) Dajaken . . . . | 28 | 15 | 19 | — | 45·17 | 24·19 | 30·63 | — | 5 | 1 | — | 62 |
| Sumatraner . . . . . | 8 | 9 | 7 | 2 | 30·76 | 34·61 | 26·92 | 7·69 | 16 | 4 | — | 26 |
| Darunter Battas . . . . . | 3 | 2 | — | — | 60·0 | 40·0 | — | — | 2 | — | — | 5 |
| Niaser . . . . . | 36 | 32 | 10 | 2 | 45·0 | 40·0 | 12·5 | 2·5 | 7 | 3 | — | 80 |
| Philippinen-Insulaner . . . . | 14 | 39 | 27 | 13 | 15·05 | 41·94 | 29·02 | 13·97 | 7 | 2 | — | 93 |
| Celebes-Insulaner . . . . . | 5 | 12 | 26 | — | 11·63 | 29·90 | 60·46 | — | 28 | 7 | — | 43 |
| Sunda-Insulaner, unbestimmt . | 4 | 9 | 14 | 16 | 9·3 | 20·93 | 32·56 | 37·20 | 28 | 10 | 1 | 43 |
| Amboinesen . . . . . | 2 | 5 | 10 | 2 | 10·52 | 26·31 | 52·32 | 10·52 | 6 | — | — | 19 |
| Balinesen . . . . . | 3 | 6 | 4 | 3 | 18·75 | 37·5 | 25·0 | 18·75 | 8 | 2 | 1 | 16 |
| Einzelne Schädel [2]) der kleinen Inseln . . . . . | 7 | 9 | 8 | 3 | 25·92 | 33·33 | 29·63 | 11·11 | 12 | 2 | — | 27 |
| Summe [3]) . . . | 127 | 210 | 241 | 118 | 18·27 | 30·23 | 34·67 | 17·26 | 324 | 60 | 6 | 696 [4]) |

Vergleicht man die Procentsätze der vorangesetzten Tabelle I untereinander, so zeigt sich, dass:

1. auf allen Inseln Dolichocephale und Brachycephale vorkommen [5]);

2. die Kurzköpfe (52%) im Allgemeinen etwas überwiegen;

3. manche Inseln, craniologisch genommen, keine gleichmässig gemischte Bevölkerung aufweisen, sondern auf einer, beziehungsweise in bestimmten Districten derselben die Brachycephalen, auf einer anderen hingegen die Dolichocephalen prävaliren. Als Beispiele führe ich an, dass unter den Javanesen 72% brachycephal sind, während bei den Dajaken die Dolichocephalie in 69% der Fälle beobachtet wird. Auf den Philippinen herrschen die Langköpfe unter den Igorroten und den Tinguianen vor:

| | dolicho-beziehungsweise mesocephal | brachy-beziehungsweise hyperbrachycephal |
|---|---|---|
| Javanesen [1]) . . . . . | 27·93 | 72·06% |
| Dajaken . . . . . | 79·36 | 30·63% |
| Philippinen-Insulaner [2]) (keine Negritos) . . . | 56·99 | 42·99% |
| Niaser [3]) . . . . . | 85·00 | 15·00% |

[1]) Einbezogen sind 47 Cranien aus einer Zusammenstellung Virchow's (Zeitschrift für Ethnologie. Bd. 17, Berlin 1885).

[2]) Engano, Flores, Timor u. A.

[3]) Die nach van der Hoeven's Angaben berechneten Indices (von 44 Javanesen, 2 Dajaken, 4 Celebes-Insulanern und von je einem Schädel eines Niasers, Amboinesen und Timor-Insulaners) sind etwas zu hoch, da van der Hoeven die grösste Länge des Schädels von der Nasenwurzel aus misst.

[4]) Die Tabelle wurde hauptsächlich auf Grundlage der in den deutschen craniologischen Sammlungen, in dem Catalogus craniorum diversarum gentium von J. van der Hoeven, dem Catalog of the spec. illustrat. the osteology and dentition, Bd. I, London 1879, von W. H. Flower beschriebenen und den in den hiesigen Sammlungen enthaltenen Schädeln von Sunda-Insulanern zusammengestellt.

[5]) Unter den malayischen Schädeln, namentlich unter den javanesischen, findet sich häufig eine hypsibrachycephale Form mit stark abgeplattetem Hinterhaupte. Inwieweit hiebei künstliche Deformation eine Rolle spielt, ist schwer zu entscheiden, da deutliche Merkmale einer solchen gewöhnlich fehlen. Ich selbst habe unter vielen Schädeln dieser Art nur einen (Sulu) mit einer deutlichen Schnürfurche an den Warzenwinkeln der Scheitelbeine gefunden, die sich auch auf die Schuppen der Schläfenbeine fortsetzt. Aus A. B. Meyer's Schrift: Ueber künstlich deformirte Schädel von Borneo und Mindanao, Leipzig und Dresden 1881 (siehe auch Swoboda: Int. Arch. f. Ethnol., Bd. V, 1892, und Baron von Hoëvell, ibid., Bd. VI, 1893), geht hervor, dass die Deformation des Schädels auf den Sundainseln sehr verbreitet ist; doch enthält diese Schrift nur eine kaum verwerthbare Angabe über Java. Halbertsma führt die Abplattung des Hinterhauptes darauf zurück, dass die Malayen auf harter Unterlage schlafen. Die nicht auf Synostose beruhende Plagiocephalie der Malayenschädel ist ähnlich wie jene anderer Rassenschädel auf abnormen Geburtsmechanismus zu beziehen.

[1]) Diese Angaben stimmen ziemlich gut mit jenen Hagen's (Anthrop. Studien aus Insulinde. Natu urk. Verh. d. kon. Akad. deel 28) überein, der unter 63 Javanesen über 77% brachycephal fand.

[2]) Siehe auch Virchow (Zeitsch. f. Ethnol., Bd. 4 und 9), wo Bemerkungen über die Dolichocephalie der Igorroten enthalten sind.

[3]) Nach der Schilderung Danielli's (Crani ed ossa lunghe di abitanti dell' Isola D'Engano. Arch. p. L. anthrop. e. l. ethnol. 1893) scheinen auch auf der Insel Engano viele Langköpfe vorzukommen.

Am stärksten scheint die Dolichocephalie unter den Nias-Insulanern verbreitet zu sein, von welchen, nach der Tabelle, 85% in die Gruppe der Langköpfe fallen. Es lässt sich ferner nicht verkennen, dass zwischen den Cranien der langköpfigen Indonesier, der Nias-Insulaner, Dajaken, Battas und einzelner Igorroten eine grosse Aehnlichkeit vorhanden ist.

4. Die Dolichocephalen zeigen zwei Typen, einen mehr orthognathen mit vorspringendem und einen prognathen Typus mit plattgedrücktem Nasenrücken; letzterer scheint in der Majorität zu sein.

Welcher Typus steht nun der Urform am nächsten, der brachycephale oder der dolichocephale? Sehen wir davon ab, dass die Dolichocephalie der Dajaken von jeher aufgefallen ist und dass z. B. Schadenberg [1]) auf den Philippinen die langköpfigen Malayen den kurzköpfigen Negritos gegenüberstellt, so kann man sich nicht verhehlen, dass die von Retzius propagirte Angabe, die Malayen seien brachycephal, noch allgemein Beachtung findet. Zum Beweise führe ich blos nachstehende Schilderung des malayischen Typus an, welche in Topinard's Anthropologie enthalten ist. Er schreibt: „Ihre kurze, breite, platte Nase ist an der Spitze dünn und zeigt weite Nasenlöcher. Sie sind mesorrhin (51·47) und besitzen eine für sie beinahe charakteristische Anlage des unteren Randes der Nasenöffnung und des Os vomeris, weit auseinanderstehende Wangenvorsprünge und ein fast ebenso breites als langes Gesicht (van Leent). Ihr Profil ist gerade, der Zwischenraum zwischen den Augenhöhlen breit und flach; die Arcus superciliares sind vereinigt, fehlen übrigens beinahe vollkommen. Die Stirne . . . ist erhaben und tritt nach vorne, umgekehrt ist ihr Hinterhaupt abgeplattet, geht senkrecht herab, nicht über die Halslinie hinaus. Sie haben . . . den stärksten Prognathismus, den wir bei der gelben Rasse fanden. Sie sind brachycephal. 28 Javanesen ergeben nach Prof. Broca einen mittleren Index von 81·6 . . . . Van Leent nimmt zwei Arten von Malayen an, eine, die den gelben Rassen nahe steht, und eine zweite mit einem Gemische von kaukasischen Zügen. Zu diesen letzteren gehören die Battaks auf Sumatra, die Macassaren und Bugis auf Celebes, die Dajaks auf Borneo u. s. w.

Von Interesse wäre es, zu wissen, ob die dolichocephalen Schädel, welche in unseren Sammlungen als malayische verzeichnet sind, nicht etwa diesem besonderen Typus entsprechen. Auch kann man sich fragen, ob derselbe nicht aus Indien stammt.“

Wir ersehen aus diesem Citate, dass die dolichocephalen Indonesier nur so nebenbei behandelt werden; dies ist aber keineswegs gerechtfertigt, denn eine Form, die unter 696 Schädeln 48% für sich in Anspruch nimmt und auf einzelnen Inseln sich auf 70—85% erhöht, darf nicht als interessante Ausnahme hingestellt werden. Wenn die Behauptung Hagen's [1]), dass die Dajaks, Battas und Alfuren die Urmalayen in reinster Form repräsentiren, sich bestätigte und die Niaser Langköpfe mit den bezeichneten Indonesiern verwandt sein sollten, so müsste man sogar zur entgegengesetzten Annahme gelangen, zur Annahme, dass die plattnasigen Langköpfe typisch sind und die Brachycephalen durch Kreuzung mit allophylen Elementen importirt wurden. Ob diese fremden Elemente Negritos sind, wie dies Danielli für die Niaser als wahrscheinlich hinstellt, oder aus China beziehungsweise aus Indien stammen, will ich nicht discutiren, zumal nach den bisherigen Vorlagen bei solchen Erörterungen nichts herauskommt. Ich will zur Bestätigung des eben Gesagten nur ein Beispiel anführen. Danielli hält es für wahrscheinlich, dass die Niaser das Product der Kreuzung von Battas mit Negritos darstellen, während nach Hagen die Negritos auf Sumatra niemals eine Rolle gespielt haben.

Ich beschränke mich auf die Bemerkung, dass bei einer Kreuzung der dolichocephalen Indonesier mit Negritos das Gesichtsskelet weniger als die Hirnschale eine Abänderung erfahren haben dürfte, da beide plattnasig und prognath sind. Auch der Einfluss der Chinesen wird wegen der verwandtschaftlichen Bildung kaum ein bedeutender gewesen sein; es sei denn, dass durch sie auch ihnen selbst fremde brachycephale Elemente mit vorspringendem Nasenrücken zugeführt worden wären. Dagegen können die mehr orthognathen Dolichocephalen mit vortretender Nase immerhin auf indischen Einfluss zu beziehen sein.

[1]) Zeitsch. f. Ethnol., Bd. 15.

[1]) l. c. Hagen's Untersuchungen ergaben für die Battas 47·2% Dolichocephale beziehungsweise Mesocephale. Nach Ten Kate (Danielli, Niasschädel) sind die Battas langköpfig. Virchow (Zeitsch. f. Ethnol., Berlin 1889) fand unter 17 Alfurenschädeln 6 dolichocephal, 7 mesocephal und nur 4 brachycephal.

# Literaturberichte.

21.

**Dörpfeld, Wilh.:** Troja 1893. Bericht über die im Jahre 1893 in Troja veranstalteten Ausgrabungen. Unter Mitwirkung von Alfred Brückner, Max Weigel und Wilhelm Wilberg. Mit 2 Plänen und 83 Abbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus 1894, 140 pp. 8°.

Das hauptsächlichste Ergebniss der Grabungen von Mai bis Juli 1893 wurde nach Dörpfeld's vorläufigem Berichte (in den „Athenischen Mittheilungen", XVIII, 199) in dieser Zeitschrift, XXIII, 212, bereits besprochen. Nun liegt der Frau Sophie Schliemann als Dank für die zur Fortsetzung der Arbeit gewährten Mittel gewidmete Hauptbericht vor, in welchem Dörpfeld namentlich die Ausgrabungen in der sechsten Schicht, dem Troja der mykenischen Zeit, S. 9—60 eingehend, hierauf die Ausgrabungen in den übrigen Schichten S. 61—87. Brückner die keramischen Funde und die troischen Gräber schildert und die gefundenen Inschriften mittheilt. Weigel konnte bei dem Berichte selbst nicht mehr Hand anlegen. Sein Katalog der Funde, sowie seine Beobachtungen über die prähistorischen Schichten und über die Gräber, deren Ausgrabung er leitete, wurden, so weit dies möglich war, von den Herren Dörpfeld und Brückner verwerthet. Wilberg hat als Architekt bei der Ausführung der Pläne mitgewirkt und die Zeichnungen des Buches hergestellt.

Die Entdeckung des „mykenischen Troja" rührt noch von Schliemann's eigener letzter Arbeit her, der vor dem Südwestthore der zweiten Burg einen tiefen Schacht bis auf den Felsen niedertreiben liess, weil er dort nach der Analogie von Mykenä die Königsgräber als Felsgrüfte zu finden hoffte. Bei dieser Gelegenheit wurde ein guter Schichtendurchschnitt gewonnen und man erkannte die sechste früher lydisch genannte „Stadt" als die Ansiedlung der mykenischen Zeit, somit als die homerische Pergamos. Bei seinen früheren Grabungen hatte Schliemann in dieser Schicht keine Bauwerke und auch keine Burgmauer angetroffen. Doch schon 1890 kamen in derselben die Ruinen eines Paares tempelähnlicher Gebäude zum Vorschein, und jetzt ist zweifellos constatirt, dass die mykenische Ansiedlung eine stattliche Burg mit vielen grossen Bauwerken im Inneren und eine überaus mächtige Ringmauer besass. Die Burg der zweiten Schicht ist viel älter und lange vor der Zeit des trojanischen Krieges mehrmals zerstört worden.

Die Bauten des mykenischen Troja — sieben an dem Mauerring liegende Häuser von ungleicher Orientirung — bilden nicht, wie z. B. diejenigen von Tiryns, eine zusammenhängende Gruppe, sondern stehen einzeln und zeigen in ihrem Grundrisse grosse Aehnlichkeit mit dem Megaron der mykenischen Zeit und dem einfachen griechischen Tempel. Die Raumdimensionen und Wandstärken sind auffallend gross: es sind u. A. drei Säle von 105, 129 und circa 175 m² erhalten, während in Tiryns nur ein grosser Saal von 116 m² und in Mykenä nur ein solcher von 149 m² constatirt ist. Uebrigens sind die Häuser in der Mitte der Burg schon seit dem völligen Umbau der Akropolis in römischer Zeit zerstört und können noch grösser gewesen sein. Auch die Bauart ist besser als in der Argolis, wo die Wände aus wenig bearbeiteten Steinen mit Lehmmörtel oder aus Lehmziegeln und vereinzelten Hausteinen aufgeführt sind. In Troja bestehen nur die Grundmauern aus rauhen Steinen, die aufgehenden Wände aber aus gut bearbeitetem Steinmaterial. Die Parastaden und hölzernen Säulen der Vorhallen fehlen dagegen. Die Grundrissform ist so gleichmässig, dass wohl alle Gebäude dieselbe Bestimmung gehabt haben dürften: es werden einfache Wohnhäuser gewesen sein, die aus einem geschlossenen Zimmer und einer offenen Vorhalle bestanden. Nur eines der Bauwerke mit einer Reihe von Säulen in der Mitte des Saales und einer auffallend schmalen, zu praktischen Zwecken ungeeigneten Vorhalle war möglicherweise ein Tempel. Es lag nicht weit von der Mitte der Burg und der Stelle, wo in römischer Zeit der grosse Athenatempel stand, und hatte einen eigenen mauerumschlossenen Bezirk vor der Vorhalle. Tempel sind in Tiryns und Mykenä allerdings unbezeugt, aber nach Homer gab es mindestens zwei solche in Troja.

Die Burgmauer der homerischen Pergamos war circa 5 m stark und so solid gebaut, dass sie nach Dörpfeld's Ausspruch als eine der stärksten Festungsmauern bezeichnet werden darf, die diesseits und jenseits des Aegäischen Meeres erbaut worden sind. Sie ist aus grossen, flachen, nicht regelmässig bearbeiteten Steinen, die etwas nach innen geneigte Schichten bilden, zusammengefügt und aussen glatt abgearbeitet. Die Aussenseite ist im Verhältnisse von 10 : 3 geböscht, die Innenseite bildet entsprechende Absätze, die auf stufenförmigen Terrainausschnitten aufruhen. An der Nord- und Nordwestseite, gegen Sigeion hin, ist die Ringmauer total zerstört, was die bei Strabo überlieferte Nachricht, dass die Mauern der Stadt Sigeion aus Steinen von Troja erbaut sind, in eigenthümlich schlagender Weise bekräftigt. Der Flächeninhalt der Burg betrug mit 20.000 m², genau so viel wie der von Tiryns und nur um 5000 m² weniger als der der alten Akropolis von Athen, um 1000 m² weniger als der von Mykenä. Hier sei beigefügt, dass die zweite oder „verbrannte" Stadt, welche Schliemann einst für das homerische Troja gehalten hatte, nur 8000 m² Flächenraum mass. Bekanntlich hatten die ältesten Ansiedlungen von Hissarlik einen kleineren Umfang; durch die Schuttmasse der zerstörten Häuser und Ringmauern ist der Hügel allmälig grösser geworden. Die Erweiterungen des Burghügels, welche natürlich an den niedrigeren Hügelrändern mehr Raum einnehmen als an den höheren, lagen selbstverständlich tiefer als die Mitte des Hügels. Eine Planirung erfolgte nur bei der Anlage der zweiten und der neunten (römischen) Burg; bei der Gründung der sechsten beschränkte man sich darauf, den runden Schutthügel in einzelne Terrassen abzutheilen. Auch Tiryns, Mykenä und die Akropolis von Athen waren ja auf terrassenförmigem Boden erbaut. Als dann die Römer

eine horizontale Burgfläche herstellten, fielen die Ruinen der Centralgebäude des mykenischen Troja dieser letzten Erweiterung zum Opfer.

An der Nordostecke der mykenischen Burgmauer, da, wo sie vom Plateau zur Simoeisebene hinuntergeht, erhob sich ein mächtiger Thurm, der etwa 8 m vor die Mauerflucht vorspringt, 18 m breit und wahrscheinlich über 13 m hoch war. Die Bauart desselben ist eine ganz ausgezeichnet sorgfältige, harmonirt aber mit der an den übrigen mykenischen Bauten Trojas. Die Aussenseiten bilden vollkommen glatte Flächen; die jetzt fehlende Krönung bestand vermuthlich aus einem senkrechten Aufbau, darunter befanden sich zwei ungleich stark geböschte Theile, so dass die Grundgestalt des Ganzen ungefähr die bekannte Form des Eiffelthurmes hatte, also genau diejenige Form, welche nach statischen Gesetzen als die festeste und widerstandsfähigste erscheint. Die Innenräume des Thurmes sind noch nicht vollständig untersucht; die Thüre, durch welche man in denselben gelangt, war seit der griechischen Zeit vermauert. Aus derselben Zeit stammt auch eine grosse, schlecht gebaute Treppe dicht nördlich neben dem Thurme, von der noch 40 Stufen erhalten sind. In der Gegend des grossen Thurmes übersieht man, wie die photographischen Abbildungen zeigen, mit einem Blicke den gewaltigen Zeugen einer glänzenden alten Epoche, daneben die elenden Mauern und die Treppe, Ueberbleibsel einer ruhmlosen und dunklen Periode der Stadt, deren damalige Bewohner nicht daran dachten, mächtige Burgmauern zu errichten, sondern sich nur unter theilweiser Benützung der alten Mauerreste eine wenig stattliche Festung herstellten, und endlich oben in der Höhe die imposanten Ruinen mächtiger Quadermauern, die den grossen Aufschwung der alten Priamosstadt unter den julischen Kaisern bezeugen.

Kurz erörtert Dörpfeld auch den wichtigen Punkt der Uebereinstimmung dieser Ruinen mit der homerischen Schilderung Trojas. Dieses war nach dem Dichter auf unebener Fläche erbaut, hatte Häuser aus geglättetem Stein, und zwar einzelne Gebäude, theils Wohnhäuser, theils Tempel, die anscheinend gesondert neben einander lagen. Ein Wohnhaus (des Alexandros) besteht aus Thalamos (Schlafsaal und Herdraum), Doma (Vorhalle) und Aule (Hof). All' das passt auf die Entdeckungen in der mykenischen Schicht von Hissarlik, nicht aber z. B. auf Tiryns oder Mykenä. Aber auch ohne das hält es Dörpfeld für bewiesen, dass hier das von Homer besungene Troja gestanden. Natürlich bekennt er sich zu der heute fast allgemein getheilten, durch Reichel's Untersuchungen über homerische Waffen jüngst wieder kräftig gestützten Ansicht, dass es die mykenische, nicht, wie Helbig zu zeigen gesucht, eine jüngere Cultur sei, welche der allgemeinen Zeit- und Sittenschilderung in den homerischen Gedichten zu Grunde liegt. Er lässt es dahingestellt, was aus dieser Thatsache für die genannten Epen folgt, hofft aber, dass es so gelingen wird, die Forschung über Entstehung und Entwicklung des griechischen Epos auf neue, sichere Grundlagen zu stellen.

Ist nun dies das homerische Troja, so gewinnt die zweite Schicht, auf welche noch drei ärmliche Ansiedlungsschichten folgten, ehe die Sonne der mykenischen Cultur über dem Hügel aufging, an Alter, was sie an dichterischem Reize einbüsst. Blühte die homerische Burg zwischen 1500 und 1000, füllen die Schichten III—V den Zeitraum von 2000—1500, so rückt die stattliche zweite Burg mit ihren Ringmauern und Thoren, Wohnhäusern und Propyläen in's dritte Jahrtausend hinauf. Auch in diesen ehrwürdigen Ruinen wurden einige neue Entdeckungen gemacht, so die Verstärkung der steilgeböschten Thurmmauern durch Holzanker nachgewiesen u. dgl. Ausserdem wurde an einem kleineren, bisher von den Ausgrabungen noch ganz unberührten Platze eine schichtweise Abdeckung vorgenommen, um die Zahl und den Charakter der einzelnen Schichten möglichst genau festzustellen. In einer Tafel der neun Schichten (S. 86 f.) und einem schematischen Durchschnitt (S. 35, Fig. 7) ist das Gesammtergebniss der Schichtentrennung übersichtlich dargestellt.

Wir übergehen die neuen Funde im griechischen und römischen Ilion und wenden uns zu Brückner's Bericht über die keramischen Objecte aus den älteren Ansiedlungen. Die Thongefässe aus III und IV gleichen denen aus II; noch ist viel Freihandarbeit, meist geglättete Schalen, oft mit eingebogenem Rande und kleinem, derbem Randhenkel, ganz wie in unseren einheimischen Fundschichten, wo auch das aufgemalte Bodenkreuz häufig vorkommt. Zugleich erscheinen hohe zweihenkelige Becher, viele winzige Becherchen, bauchige Krüge mit durchbohrten Ansätzen, Schnabelkannen und Bruchstücke grosser Vorrathsgefässe allerrohester Form. In den folgenden Schichten machen sich auffällige Fortschritte bemerkbar: die Schalen bekommen horizontale, bogenförmig über den Rand emporsteigende Henkel; auch die anderen Typen differenziren sich nicht unerheblich.

In der mykenischen Schichte zeigt sich die Entwicklung der localen Keramik noch weiter fortgeschritten. Das alte Politurverfahren tritt zurück gegenüber dem matten Glanze, welcher das ganze Gefäss überzieht. Der Farbton erscheint reiner und durch bessere Handhabung der Drehscheibe wird eine saubere Profilirung erreicht. Daneben erhält sich aber die grobe Freihandarbeit. Einfache Ornamente wurden durch die Striche eines polirenden Werkzeuges hervorgebracht. Die Gefässformen ändern sich. Die Schalen erhalten feinere Profile und hohe Füsse. Die für die zweite Stadt charakteristischen schmalen, hohen Becher, Gesichtsvasen, Krüge mit anzuschnürenden Deckeln, Schnabelkannen verschwinden allmälig, und mit den jüngeren Formen zugleich treten in griechischer Weise bemalte Gefässe auf; doch war bei weitem die Mehrzahl der in Troja benützten Gefässe jederzeit monochrom, d. h. locales Fabrikat. Dieses letztere scheidet Brückner in drei Gruppen und Epochen: 1. eine „alttroische" (Glanz durch Politur hergestellt, ungleicher Brand und daher verschiedene Färbung der einzelnen Theile, hin und wieder aufgemalte und dann polirte Streifen, ornamentale Buckel, durchaus Handarbeit in grobem Thon); 2. eine „entwickelte troische" (gefärbter reiner Thon, Drehscheibenarbeit, schärferer Brand, Ueberzug mit einer farbigen Thonschlemme; diese Arbeiten gleichen unbemalt gelassenen mykenischen Gefässen, der Technik — nicht den Formen — nach. Das Ornament beschränkt sich auf Riefelungen der Gefässfläche); 3. eine monochrome geometrische Gattung (das Ornament ist meist eine mit einem drei- bis fünfzackigen Kämmchen während des Drehens erzeugte Wellenlinie, wie sie bei uns für spätrömische und slavische Scherben charakteristisch ist, ausserdem Tangentenspiralen u. dgl., die erst am Ende der mykenischen Periode aufgekommen zu sein scheint. „Es ist ein Ergebniss von allgemeinerem Inter-

esse, dass etwa um das Jahr 1000 herum auch hier in der Troas ein Zug zu reicherer linearer Decoration durchbricht, und zwar dass es auch hier das so weit verbreitete Ornamentsystem der Tangentenspiralen ist, welches eingewirkt hat.“)

Auch auf die Gräbersuche ist man 1893 ausgegangen und, wie es auch anderwärts geschieht, begannen die Erfahrungen damit, dass man an der Südseite der Burg weit über 100 hellenische und römische Gräber von den Bauern ausgeplündert fand. Es gelang nur, zwei recht arme Gräber aus mykenischer Zeit aufzudecken; sie enthielten bauchige Urnen, die eine mit Leichenbrand, zwei Thonwirteln und zwei Bronzeringfragmenten, die andere in Steinpackung mit den Knöchelchen zweier menschlicher Fötusse.

Weitere Ausgrabungen waren für April 1894 geplant. Man versprach sich von ihnen mancherlei Aufschluss über die Anlage der mykenischen Burg, über die Lage der Thore, weitere Thürme, über die Ausdehnung und Beschaffenheit der Unterstadt, deren Existenz wahrscheinlich, aber noch nicht gesichert ist. Nach Vollendung dieser letzten Untersuchungen soll ein neues grosses Werk über Troja erscheinen.

**M. Hoernes.**

22.

**Naue, Dr. Julius: Die Bronzezeit in Oberbaiern.** Ergebnisse der Ausgrabungen und Untersuchungen von Hügelgräbern der Bronzezeit zwischen Ammer- und Staffelsee und in der Nähe des Starnbergersees. Mit Unterstützung des hohen königl. bayerischen Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten herausgegeben. XV + 292 S. mit 163 Abbildungen im Texte und einem Album mit 1 Karte und 49 Tafeln. 4°. München 1894.

Der Verfasser hat seine ausgezeichnete Kraft mit einer ganz ungewöhnlichen, nimmermüden Ausdauer seit anderthalb Decennien vorzugsweise der Erforschung der oberbaierischen Tumuli, Hochäcker und sonstigen prähistorischen Fundstätten gewidmet und kann nun mit Recht von sich sagen, dass es seine Arbeiten sind, welchen wir die eingehende Kenntniss der bronzezeitlichen und der Hallstätter Cultur dieses Gebietes verdanken. Dabei hat sich der, ähnlich wie einst Lindenschmit, aus dem Gebiete der Kunst in das der Archäologie übergetretene Autor seit seiner ersten grossen Publication über diesen Landestheil (Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee, Stuttgart 1887; siehe d. Ref. in diesen Mittheilungen, XVIII, S. 56) mit solcher Gründlichkeit in das Studium aller gelehrten Details vertieft, dass er uns heute als einer der gewiegtesten Fachmänner und als Autorität entgegentritt, wenn auch das grosse, neue Werk noch manchen sympathischen Zug, der den Künstler verräth, bewahrt hat.

Die materielle Grundlage der vorliegenden Publication haben 22 Tumulusgruppen mit zusammen 306 bronzezeitlichen Grabhügeln, von welchen bis zum Jahre 1887 nur 32 untersucht waren, geliefert. Von diesen Gruppen liegt die Mehrzahl auf Anhöhen oder Hochebenen mit weiter Fernsicht, in fast unmittelbarer Nähe von Ortschaften, die gewiss zum Theile noch die Stelle der prähistorischen Ansiedlungen inne haben. Diese alten Tumuli liegen in ihren Gruppen dicht aneinandergeschaart, ihre Grössenmaasse (15 cm. bis 2 m. Höhe und 15—80 Schritt Umfang) sind geringer als die der späteren hallstättischen Grabhügel. Das zum Bau der Tumuli verwendete Material besteht im Norden des durchforschten Gebietes meist aus Bruchsteinen, im Süden dagegen aus runden Kieseln und Rollsteinen, von welchen Naue fand, dass fünf verschiedene Grössen verwendet und mit grosser Sorgfalt ausgewählt worden sind. Der Aufbau ist meist gewölbeartig, in mehreren Schichten und mit einer gewissen Genauigkeit der Ausführung. Manchmal kommen auch Tumuli aus abwechselnden Lagen von Steinen und Lehm, dann solche mit Steinkisten und mit Steinkränzen vor. In der Regel handelt es sich um Einzelgräber; aber es sind auch fünf Tumuli mit Familienbegräbnissen (darunter zwei, in welchen die einzelnen kleineren Steingewölbe von einem gemeinschaftlichen grösseren überspannt waren) und ein Massengrab (in Form einer 80 Schritte langen und circa 2 m. breiten Erhöhung, welche aus je fünf Stein- und Lehmlagen errichtet war) zur Untersuchung gekommen.

Naue unterscheidet, wie bereits aus seiner ersten Hauptpublication bekannt ist, zwei Unterabtheilungen. Der älteren Bronzezeit (einschliesslich der Uebergangsperiode zur folgenden) werden 134 Tumuli, der jüngeren 172 Tumuli zugezählt. Dem Bau der Gräber und der Bestattungrart nach gibt es da folgende Unterschiede: In der älteren Bronzezeit herrscht die Leichenbestattung. Der vollkommen bekleidete und vermuthlich in ein Tuch gehüllte Leichnam wurde in gestreckter Lage (nicht geknickt, als „liegender Hocker“, wie in den acht neolithischen Grabhügeln bei Ludwigsried im gleichen Fundgebiete, S. 42) beigesetzt, mit einer Schichte feinen Lehms bedeckt, darüber eine primitive Steinwölbung gelegt, über diese wieder eine Lehmschichte, eine zweite Steinschichte u. s. w., so dass man zwei bis fünf solche Schichtfolgen findet. In der Uebergangszeit verlieren sich die Lehmzwischenlagen und hin und wieder tritt Leichenbrand auf. Eine Gruppe lieferte auch Beispiele von einer Art theilweiser Verbrennung. „Es fanden sich da nämlich auf starken Brandplätzen liegende Skelette vor, bei denen viele Knochen eine verhältnissmässig lange Berührung mit dem Feuer zeigten“, als ob die Leichen auf den noch in voller Gluth stehenden Platz des Leichenopferfeuers niedergelegt worden wären. In der jüngeren Bronzezeit wird die Leichenverbrennung fast allgemeine Regel. Beim Aufbau der Tumuli kommt nur mehr Steinmaterial, aber in bedeutend grösserer Menge als früher zur Verwendung. Die verbrannten Knochenreste werden meist auf dem Boden des Tumulus niedergelegt, seltener in eine kleine Grube, eine kleine Steinkiste oder eine Urne gesammelt.

Nach den Beigaben charakterisiren sich die beiden Unterabtheilungen in Kürze etwa folgendermassen:

Die Bronzen der älteren Zeit sind gering an Zahl, dünn gegossen, von einfacher Form, mit seicht eingeschlagenen Ornamenten. Schwerter, Lanzenspitzen und Messer fehlen bis jetzt, ebenso das Gold. Bernstein tritt sehr häufig auf. Der Mann trägt keinerlei Schmuck. Eine einzige Nadel hält sein Gewand auf der Brust oder der Achsel zusammen. Als Waffen besass er nur die in Holzscheiden verwahrten flachen Dolche ohne Griffzunge, deren breites Ende mit zwei bis vier Nieten in den Griff eingefügt war, und Flachbeile mit langen Randleisten oder mit zusammenlaufenden, in der Mitte einen spitzen Absatz bildenden Randleisten. Die Frau besitzt häufig auch einen kleineren oder grösseren Bronzedolch. Ihr Obergewand war

auf oder unter der Brust mit zwei grossen Bronzenadeln, die mit ihren Köpfen nach abwärts sahen, zusammengehalten. Es sind besonders die bekannten Formen mit angeschwollenem und durchbohrtem Halse und jene mit starker, flacher Kopfscheibe, beide am Halse mit feinem, verschiedenartigem Reifelornamente verziert. Ausserdem gab es Leder- oder Zeuggürtel, die mit convexen Zierscheiben besetzt waren. Vom Kopfschmucke ist ein Bronzediadem, dessen blattförmige Enden in Drahtschleifen und Spiralscheiben ausgehen, gefunden worden. Den Unterarm schmückten offene Armreifen, entweder rund (glatt oder pseudotordirt) mit zugespitzten Enden oder häufiger bandförmig, in der Mitte etwas verbreitert, mit Endstollen und Längskerbung oder mannigfaltigem zarten Streifenbandornament. Brust und Hals wurden mit Ketten aus Bronzespiralröhrchen, herzförmigen Anhängseln, kleinen Brillenspiralen, sehr selten mit blauen Glasperlen, besonders häufig und massenhaft aber mit Bernstein geschmückt. Der Bernsteinschmuck bestand aus meist röhren- oder scheibenförmigen, seltener linsen- oder kugelförmigen Perlen nnd rechteckigen, flachen, drei- bis siebenmal durchbohrten Schliessplättchen zum Zusammenhalten mehrerer Perlenschnüre. An Thongefässen besitzt jedes Grab in der Regel ein bis zwei, selten drei bis vier Stück. Es sind meist rohe Topfgefässe von verschiedener Grösse, manchmal mit kleinem, plumpem Henkel und primitivster Verzierung von Fingernageleindrücken u. dgl.

Die Uebergangsperiode bringt schon neue Formen und stärker vertiefte Ornamente.

Die jüngere Bronzezeit excellirt im Giessen der Bronze und liebt energische Profilirungen. Das Grabinventar ist sehr reich und enthält (als Seltenheit) auch Goldsachen. Der Bernstein ist jedoch sehr selten geworden, vielleicht nur, weil er dem Leichenfeuer nicht Stand halten konnte. Zur Bewaffnung der Männer dienten Dolch, Messer, Schwert, Lanze, Bogen und Pfeile. Auch zwei Bronzebeile mit Schaftlappen werden hieher gerechnet. Die Dolche und die meist convexrückigen, seltener geflammten Messer setzen kleine Griffzungen an. Die Schwerter besitzen entweder eine Griffzunge mit Randleisten oder den gegossenen Griff der ungarischen Schwerter. Auch die wohlhabende Frau trägt manchmal Messer und Dolch. Im Uebrigen hat sie so wie früher das alleinige Anrecht auf Schmuck. An Hals und Brust trägt sie Schnüre von Bronzespiralröllchen und Bronzeblechhülsen mit eingeschlagenem Spiralornament, grössere Brillenspiralen, zwei oder mehrere (meist mit kreuzförmigen Durchbrechungen gegossene) Zierscheiben und auch grosse, reichverzierte Bronzebrustbleche. Der Gürtel besteht aus Bronzeblech mit eingeschlagenen Spiralornamenten. Die grosse Gewandnadel hat sich zu der kugelköpfigen Form mit manchmal sehr kräftig ornamentirtem Kopf und Hals entwickelt. Häufig sind mehr als zwei Stücke bei einer Person gefunden worden. Auch die Armbänder, welche im Allgemeinen eine kräftigere Ausgestaltung der älteren Formen darstellen und in derb gerippte, schwere, offene Reifen übergehen, wurden zu zwei und noch mehreren an jedem Unterarme getragen. Diese Beigaben wurden zum Theile mit der Leiche des Verstorbenen, zu dessen Bekleidung sie gehörten, dem zerstörenden Feuer ausgesetzt, zum Theile erst als Liebesgaben in's Grab gelegt. Dies bedingt einen sehr verschiedenen Erhaltungszustand. Die Thongefässe zeigen so wie die Bronzen einen wesentlichen Fortschritt. Material und Bearbeitung werden besser, Formen (meist Schalen und bauchige Gefässe mit weitem Halse) und Ornamente (Dreiecks-, Zickzack- und andere Muster) mannigfaltiger.

Zusammen mit den Funden aus anderen prähistorischen Perioden gaben die hier kurz skizzirten Verhältnisse dem Verfasser alle Anhaltspunkte zu der Annahme, dass es sich in der von ihm untersuchten Gegend nicht um eine Folge von gewaltsam importirten Culturen handelt, sondern dass diese Gegend eine von der neolithischen Periode an durch alle Wandlungen der prähistorischen Metallzeit hindurch ununterbrochen fortdauernde, diese Wandlungen nach und nach willig aufnehmende Besiedlung hatte. Nicht nur die allmälige Entwicklung in den Formen der Beigaben, sondern auch die äusseren Beziehungen der verschieden alten Begräbnissstellen zu einander weisen darauf hin. Die Tumuli der älteren Culturstufen wurden während der folgenden, bis zur Hallstatt- und Römerzeit hin und wieder zu Nachbestattungen benützt oder es wurden die alten Tumulusgruppen durch die Neuerrichtung von Grabhügeln nach dem Plane der bestehenden Anlage vergrössert. Freilich steht diese Auffassung in einem gewissen Widerspruche mit dem Gemälde, welches Verfasser S. 252 und 253 von der Einwanderung der Ansiedler längs der Donau und ihren Nebenflüssen entwirft.

Ueber die physischen Eigenschaften der alten Bevölkerung ist leider wenig zu sagen. Die Skelette befanden sich meist in einem zu weit vorgeschrittenen Zustande der Zersetzung. Die wenigen Messungen, welche an Ort und Stelle gemacht werden konnten, und das geringe Material, welches Naue Herrn Professor Virchow zur Untersuchung vorlegen konnte, zeigen dolichocephale Menschen von kleinem Wuchse, ganz ähnlich jenen, welche wir aus den Bronzezeitflachgräbern von Gemeinlebarn kennen.

Ein irgendwie befriedigendes Eingehen in die überreichen Details des Buches ist an dieser Stelle nicht möglich. Nach dem Fundprotokolle (S. 1—43) nimmt besonders die vergleichende Einzelnbeschreibung der Funde (Waffen S. 60—100, Werkzeuge und Geräthe S. 100—119, Würdeabzeichen S. 119 bis 120, Schmuckgegenstände S. 120—198 und Thongefässe S. 198—226) die Aufmerksamkeit des Fachmannes in Anspruch. In diesen die einzelnen Gegenstände, Beil, Dolch, Schwert u. s. w. speciell besprechenden Capiteln, sowie in den folgenden Abschnitten (Material und Technik S. 226—234, Form, Ornamentik und Stil S. 235—249, Import S. 249—256 und Zeit S. 256—263) ist ein unglaublicher Schatz gründlichen Wissens zusammengetragen und ausführlich dargelegt.

Der Ursprung unserer Bronzecultur aus dem Orient und der Import einzelner Formen aus Italien resp. Ungarn wird eingehend begründet.

Bezüglich der Altersbestimmung stellt sich Naue zwischen die im Süden und Norden vorangegangenen Untersuchungen und nimmt als deutlichsten Fixpunkt das Auftreten der Bronzeschwerter mit flacher, durch Randleisten eingesäumter Griffzunge. Das analoge Schwert aus dem kyklopischen Hause auf der Akropolis von Mykenä wird, da es den Bügelkannen des III. mykenischen Stiles und den Kuppelgräbern zeitlich gleichgestellt ist, dem XIII. bis XII. Jahrhunderte zugerechnet. Da nun diese Schwertform, „die wir von Aegypten über Cypern bis nach Griechenland und von da nach der Balkanhalbinsel durch Ungarn und das Donauthal herauf bis nach dem Norden, wo sie eine Weiterbildung erfuhr, verfolgen können“, eine längere Zeit gebraucht haben mag, bis sie mit Hilfe von

Freundschafts- und Handelsbeziehungen diesen Weg zurücklegte, so ist Naue „geneigt, den Import dieser Schwerter nach Oberbaiern für circa 1000 v. Chr. anzunehmen". Danach gestaltet er (unter allem Vorbehalte) seine Periodeneintheilung folgendermassen:

Aeltere Bronzezeit, erste Periode von circa 1400 bis 1250 v. Chr.

Aeltere Bronzezeit, zweite Periode von circa 1250 bis 1150 v. Chr.

In das Ende dieser und den Anfang der nächsten Periode fällt die „Uebergangszeit" mit verändertem Grabinventar, aber noch nicht mit Leichenbrand. (Siehe dagegen S. 48 unten, wo der Beginn der Leichenverbrennung hieher verlegt wird.)

Jüngere Bronzezeit, erste Periode von circa 1150 bis 1050 v. Chr.

Jüngere Bronzezeit, zweite Periode von circa 1050 bis 950 oder 900 v. Chr.

Hieran reiht sich die Uebergangsperiode zur Hallstattzeit, die „älteste Hallstattzeit", von 900—800 v. Chr.

Indem Referent diese Uebersichtstabelle reproducirt, glaubt er doch anmerken zu müssen, dass er in den Details des Buches und in den vom Verfasser selbst an verschiedenen Stellen gegebenen Zusammenfassungen die genügenden Anhaltspunkte für die erst am Schlusse des Buches proclamirte Abgrenzung der vier Unterabtheilungen vermisst. Es hat den Anschein, dass in früheren Capiteln des Buches eine andere Abgrenzung geplant gewesen. Besonders der Umstand, dass die „Uebergangszeit", von welcher an so vielen Stellen des Buches (am deutlichsten S. 57) die Rede ist, schliesslich ohne Motivirung in zwei andere Unterabtheilungen hinein zerschlachtet wird, muss befremden. Der hochgeehrte Verfasser wird gewiss noch Gelegenheiten finden, uns hierüber aufzuklären. Dann ist auch eine eingehendere, übersichtliche Zusammenstellung, in welcher jedem Fundstücke sein Platz in den Unterabtheilungen angewiesen ist, zu wünschen. Nur das einzige Capitel über die Gewandnadeln führt dermalen eine hier annähernd verwendbare Trennung der Formen durch.

Den Zeichnungen des Albums und des Textes sieht man den charakteristischen Zug der Malerhand Naue's an. Sie geben, obwohl manchmal nur in Umrissen gehalten, ein überaus anschauliches Bild der Funde und des in Betracht gezogenen Vergleichsmateriales.

Vielleicht noch nie hat ein Autor die Fähigkeiten zum Gewinnen, Beschreiben, Vergleichen und Darstellen seiner Funde in solchem Maasse in sich vereinigt, als Naue. Durch dieses Zusammenwirken von Fähigkeiten ist denn auch ein Werk geschaffen worden, das sich den bedeutendsten Specialpublicationen, welche die prähistorische Literatur besitzt, würdig an die Seite stellt. **J. Szombathy.**

23.

**Reichel Wolfgang: Ueber homerische Waffen.** Archäologische Untersuchungen. Abhandlungen des archäologisch-epigraphischen Seminars der Universität Wien, herausgegeben von O. Benndorf und E. Bormann, Heft XI. Wien 1894, Alfred Hölder. 8°, 151 S. mit 55 Abbildungen im Texte.

Der Autor hat den Alterthümern des mykenischen und des anschliessenden Dipylonstiles im Wiener archäologisch-epigraphischen Seminar, wo diese wichtige Richtung die dankenswertheste Pflege findet, ein ganz specielles Studium gewidmet und war in der glücklichen Lage, es während eines zweijährigen Aufenthaltes in Griechenland vor den Originalen selbst zu Ende führen zu können. Durch die Ausarbeitung eines Kataloges sämmtlicher mykenischer Alterthümer griechischen Fundortes, welchen jetzt im Centralmuseum zu Athen ein vortrefflicher Vereinigungsplatz bereitet ist (auch die Schliemann'schen Ausgrabungen sind bekanntlich aus der Sammlung der Archäologischen Gesellschaft im Polytechnicum, wo sie bisher aufgestellt waren, in das Centralmuseum übertragen worden), wurde er zum genauesten Kenner dieser Monumente. Referent glaubt, dies erwähnen zu sollen, da der Studiengang nirgends so sehr wie auf dem hier betretenen Grenzgebiete von Philologie und Archäologie für den Standpunkt des Verfassers massgebend ist. Diese intensive Beschäftigung mit den seinerzeit von Schliemann theilweise als unmittelbare Hinterlassenschaft bestimmter homerischer Helden betrachteten Funden führte Reichel in der glücklichen Richtung, welche die Archäologie zu immer grösserer Beachtung der vorhellenischen Fundschichten bringt, weiter als irgend einen Archäologen vor ihm und trieb ihn zu der Ueberzeugung, dass die mykenischen Alterthümer für das Verständniss der homerischen Cultur viel massgebender sind, als bisher angenommen wurde. „Nicht blos hie und da," sagt er, „wenn es gerade zu passen scheint, sondern überhaupt und grundsätzlich sind sie als Ausgangspunkt der Betrachtung zu wählen. Sie lehren für die Lebensweise dieser Epoche mehr und Wichtigeres, als alle Darstellungen, die man aus späteren Zeiten und fremden Völkern für die Homer-Erklärung heranzuziehen pflegt." Dadurch unterscheidet er sich nicht nur wesentlich von allen älteren Erläuterern der homerischen Realien, sondern auch von Wolfgang Helbig, dessen werthvolles Buch (Das homerische Epos aus Denkmälern erläutert) neben der archaisch-griechischen Kunst in ihrem vollen Umfange auch phönikische, altitalische und selbst nordische Alterthümer zur Illustrirung des homerischen Zeitalters heranzieht. Aeusserlich kommt somit Reichel wieder dem Punkte nahe, von welchem der Enthusiasmus Schliemann's ausging; im Wesen aber haben wir etwas ganz Anderes vor uns. Unsere bisherigen Vorstellungen von den ursprünglichen Vorbildern der homerischen Helden, wie sie sicher auch Schliemann theilte, werden gänzlich umgestaltet, und die Aenderung ist so gross, dass Reichel es für angemessen hält, auf die ältere Literatur so gut wie keine Rücksicht zu nehmen, denn „es muss das Gebäude auf neuen Grundlagen errichtet werden". Den Anfang zu diesem Neubaue macht die vorliegende Abhandlung mit den homerischen Schutzwaffen.

Verfasser nimmt mit gleich kritischer Genauigkeit die Monumente und die einschlägigen Stellen der Epen zu Hilfe und es darf wohl als der Hauptwerth der schönen Arbeit bezeichnet werden, dass das Verständniss des Epos aus den archäologischen Funden und die Erklärung dieser aus dem alten Texte gleichen und ganz unerwartet grossen Nutzen ziehen und gewissermassen eines aus dem anderen heraus die Stützen zur Umwandlung oder richtiger Neubildung unserer Anschauungen erhalten. Zunächst bleibt nun wohl abzuwarten, welchen Widerstand Verfasser bei den Philologen finden wird. Für den Archäologen und Prähistoriker ist die eingeleitete Revolution gross genug. Es handelt sich um nicht

weniger als darum, ein Gebiet, welches wir bisher mit den Gestalten und dem Inventar der Hallstattperiode auszustatten gelernt hatten, nunmehr mit einer um mehr als ein halbes Jahrtausend älteren, nicht einmal stammesgleichen Gesellschaft zu beleben. Dazu kommt noch die Schwierigkeit, dass uns der Verfasser zunächst nur mit einem kleinen, wenn auch besonders wichtigen Theile der homerischen Realien beschäftigt und wir gewissen Hauptschwierigkeiten (z. B. bezüglich des Eisens im Epos, welches ja im mykenischen Inventare keinen Platz findet) noch führerlos und rathlos gegenüberstehen.

Ein genaueres Eingehen in die entscheidenden Theile der Untersuchung, zu welchen auch zwei interessante Beiträge Otto Benndorf's zählen, gestattet der verfügbare Raum nicht. Wir begnügen uns daher, die Hauptergebnisse kurz zu skizziren.

Die wichtigste Schutzwaffe, ja so zu sagen die Hauptrüstung der Helden war der grosse, männerdeckende mykenische Schild, wie er z. B. auf der berühmten Dolchklinge aus dem vierten Schachtgrabe von Mykenä in vier Exemplaren dargestellt ist. Es gab zwei Formen desselben. Die eine viereckig, der Hälfte eines grossen Cylinders gleichend, bisweilen mit einem zum Schutze des Gesichtes dienenden Vorsprunge in der Mitte des oberen Randes, die andere, in den Darstellungen und als Ornament häufiger wiederkehrende gerundet und gewölbt, mit einer starken Einziehung an der Mitte der Längsseiten oder etwas oberhalb derselben. Diese seitliche Einbiegung ist mit den Ausschnitten, wie sie die späteren Dipylonschilde zeigen, nicht zu verwechseln. Beide Formen waren etwa $1^1/_2$ m. hoch. Das Hauptmaterial für diese grosse Deckwaffe war ungegerbte, über einer Form getrocknete Rindshaut, deren die Schilde hervorragender Helden mehrere Schichten hatten. Die Aussenseite konnte mit einem Randbesatze oder ganz mit Erz bekleidet, sowie mit Sternen, Ornamentstreifen und Mittelstücken verziert sein. Zu den letzteren sind vielleicht die goldene Löwenmaske aus dem dritten Schachtgrabe und der berühmte silberne Rinderkopf von Mykenä zu zählen. Diese Schilde hatten natürlich ein bedeutendes Gewicht, die Helden setzten sie während der Kampfpausen ab, und ein solcher, aus acht Schichten bestehender Schild ist selbst für den gewaltigen Aias eine drückende Last. Daher hatten sie auch nicht die Handhaben der späteren kleinen Rundschilde. Sie waren im Inneren durch Holzrippen versteift, deren eine, Kanon genannt, quer über die Mitte (die beiden Einbiegungen verbindend) ging und bei der Führung des Schildes diente. Getragen wurden diese Ungethüme an einer Schlinge, einem Tragriemen (Telamon), welcher über die linke Schulter des Kriegers hing und gestattete, dass der Schild am Rücken mitgetragen und zum Kampfe unter der rechten Achsel hervorgezogen werden konnte. Während des Kampfes hing der Schild frei nieder, Rumpf und Beine vorne und zu beiden Seiten schirmend, und gestattete den Gebrauch beider Hände. Er leistete somit die Dienste eines Panzers. Auf diese Art gab es keine besondere „Schildseite", wie bei der späteren Bewaffnung, bei welcher der Rundschild stets am linken Arme getragen wurde. Der mykenische Festungsbau brauchte daher bei der Anlage der Thore noch nicht die in der Folgezeit so wichtige Rücksicht zu nehmen, dass der Angreifer gezwungen wurde, mit der rechten, unbeschildeten Seite die Mauer entlang zu kommen.

Der mykenische Schild war ursprünglich die allgemeine Herrenschutzwaffe. Erst in späterer Zeit, im VIII. Jahrhunderte, kam der Bügelschild auf und die wenigen Stellen des Epos, in welchen ein solcher anzunehmen ist, sind als jüngere Zuthaten zu betrachten.

Ein besonders anziehendes Capitel (S. 41—52) ist dem berühmten Schilde des Achilleus gewidmet. Der Autor zeigt, dass wir uns auch diesen nach dem mykenischen Typus vorstellen müssen und dass auch der wunderbare Bilderschmuck, mit welchem der göttliche Schmied ihn bedeckte, in jeder Beziehung, technisch, räumlich und inhaltlich, ganz vortrefflich für einen mykenischen Schild passt. Für die volle Realität der prächtigen Waffe, welche dem Dichter zu seiner Beschreibung vor Augen war, werden neue Stützen beigebracht.

Mit dem schwer transportablen mykenischen Schilde ist der Gebrauch des Kriegswagens enge verbunden. Das aus dem Orient übernommene Fahrzeug wird aber im Epos nicht so wie in Asien und Aegypten als eigentlicher Schlachtwagen, von dem aus die Krieger kämpfen, verwendet; die Helden benützen ihn blos, um das ermüdende Tragen des Schildes zu ersparen und zur Kampfstätte zu fahren. Dort steigen sie ab und kämpfen zu Fuss. Die Inselfürsten Aias und Odysseus, sowie die ohne Schild ausrückenden Bogenschützen Alexandros, Pandaros, Teukros besitzen keinen Wagen. Dem Aias wird der Wagen durch Schildknappen ersetzt.

In der Zeit, in welcher der mykenische Schild aufhört, die allgemein gebräuchliche Schutzwaffe zu sein, wird der Kriegswagen entbehrlich und verschwindet. Gleichzeitig mit dem kleineren Bügelschilde beginnt die Benützung des Reitpferdes. Die homerischen Helden reiten nicht; der mykenische Schild und das Reitpferd passen nicht zusammen.

Das gemeine Kriegsvolk trug als Schutzwaffe keinen Schild, sondern ein behaartes Thierfell (Laiseion), in welchem wohl die Vorstufe des mykenischen Schildes zu erkennen ist. Auch die Schutzwaffe der (stets als die Bewahrer der alten Tracht erscheinenden) Götter, die Aigis, ist nichts Anderes als das Laiseion, in späterer Zeit durch Stilisirung verändert.

Die Beinhüllen, welche den Achaiern das Epitheton Euknemides eintrugen, waren in der alten Zeit eigentlich Gamaschen aus Leder oder Zeug, vornehmlich bestimmt, das Schienbein vor der unsanften Berührung mit dem unteren Rande des grossen Schildes zu bewahren. Sie wurden durch besondere Gamaschenhalter, wie solche aus Gold in den Schachtgräbern von Mykenä gefunden wurden, befestigt. Die ehernen Beinschienen treten mit Sicherheit erst mit der Verallgemeinerung des ehernen Rundschildes auf.

Von besonderem Belange ist, dass für die ältere Zeit des Epos die Existenz des metallenen Panzers (Thorex) vollständig bestritten wird. Nach den Monumenten kann das Alter des Harnisches nicht über das VII. Jahrhundert hinaus angenommen werden. Auf den Vasenbildern des eigentlichen schwarzfigurigen Stiles ist zwar der Bügelschild durchgängig, der Panzer aber noch nicht regelmässig bei den Hopliten anzutreffen. In älteren Bildern, sowie unter den Beigaben älterer Gräber ist er nicht aufzuzeigen. Mit diesem unleugbaren Thatbestande scheint zwar das Epos im Widerspruche zu stehen. Reichel's eingehende, alle einzelnen Stellen kritisirende Untersuchung kommt aber zu einem anscheinend vollkommen befriedigenden Resultate. Zunächst ist an-

zumerken, dass die Odyssee, das jüngere Epos, den Harnisch überhaupt nicht kennt. In der Ilias sind es im Ganzen 17 Krieger, welchen ein Thorex zugetheilt ist. Die interessante, geistreiche Analyse weist nun zahlreiche Widersprüche, Unklarheiten und kritische Anstösse in den einzelnen Stellen nach, welche alle zu dem Schlusse hinleiten, der homerische Plattenpanzer sei eine späte, etwa im Anfange des VII. Jahrhunderts v. Chr. vollzogene, wahrscheinlich im grossen Ganzen einheitliche Interpolation. Diese Interpolation ist jedoch nicht als simple Fälschung zu betrachten. Das Wort Thorex muss im Epos viel älter sein und früher die weitere Bedeutung von „Leibschutz", „Rüstung", im Allgemeinen gehabt haben. Es werden solche Stellen, in welchen nur diese ältere Bedeutung gelten kann, nachgewiesen. Damit ist das Motiv der Interpolation gegeben: Die Zeit, in welcher der Panzer zum unumgänglichen Rüstzeuge der Schwerbewaffneten gehörte und in der sich der Begriff Thorex auf den Panzer als speciellsten Leibschutz eingeengt hatte, musste sich versucht fühlen, die geringe und unklar scheinende Rolle, welche das Wort im alten Texte spielte, wenigstens einigermassen durch die nicht immer geschickte Einschaltung einzelner Verse oder kleiner Episoden an passend scheinenden Stellen zu erweitern.

Wenn wir somit den Panzer als ausgeschlossen betrachten, so bleiben für die Rumpfbekleidung der homerischen Helden folgende Stücke übrig: der lange Leibrock (Chiton), welcher mit Hilfe des Gürtels (Zoster) aufgeschürzt wird, die Mitre, ein mit starkem, breitem Erzbleche beschlagener Bauchgurt, welcher ausdrücklich als Rüstungsstück zu gelten hat, und der alterthümliche Lendenschurz (Zoma).

Auch unsere Vorstellung von der Kopfbedeckung, dass sie ein sogenannter Visirhelm war, ist nicht mehr haltbar. Der homerische Helm schützte nur die Stirne und den Oberkopf, nicht aber Nase, Wangen, Schläfen und Ohren. Er war also der Hauptsache nach eine Kappe, wohl häufiger aus Leder als aus Metall, mittelst eines um den Rand herumlaufenden ehernen Reifes, der Stephane, manchmal auch durch Metallscheiben (Phalara) gefestigt. Auch geflochtene Helme gab es. Der hauptsächlichste Helmschmuck war der Lophos, ein Helmbusch aus Rosshaaren, welcher entweder auf der Helmspitze selbst oder auf einer besonderen Stütze befestigt war. Eine weitere Zier war der Phalos, ein von der Stirne aufragendes Horn, das bei manchen Helmen auch in zwei oder vier Exemplaren angebracht war. Zur Befestigung des Helmes auf dem Kopfe diente der Himas, das Sturmband.

Im grossen Ganzen sehen wir also, dass diese Abhandlung Alles, was wir als charakteristischen Bestandtheil der jonischen Hoplitenrüstung kennen, Visirhelm, Plattenpanzer, Rundschild und eherne Beinschienen, aus dem homerischen Zeughause eliminirt. Daneben sind freilich nicht alle neuen Details mit gleicher Festigkeit begründet und beispielsweise für den Helm ist noch manche von den Monumenten zu liefernde Sicherung, welche im ersten Anlaufe nicht zu Stande gebracht wurde, zu wünschen. Dies beeinträchtigt aber nicht die grosse Tragweite der Untersuchung.

Zum Schlusse fühlt sich der Prähistoriker bei ungeschmälerter Aufrechthaltung aller Anerkennung doch zu der Frage verlockt, ob die intensivere Beschäftigung mit den einheimischen prähistorischen Alterthümern dem Archäologen nicht einigen Nutzen für diese Forschungen abwerfen könnte. Denn gewisse alterthümliche Formen, welche Anklänge an Homerisches geben, haben sich unter den „Barbaren" unserer Gegenden noch weit länger und gründlicher erhalten, als in den conservativsten Gauen Griechenlands. Helbig hat auf diesen Nutzen theilweise reflectirt. Dem Verfasser hätten sich bei einigen wenn auch nebensächlichen Punkten, wie bei Hektor's Panzer (S. 83) und bei den Helmen günstige Streiflichter zur Verfügung gestellt und dann würde ihm, ganz nebenbei bemerkt, wohl auch ein so mangelhaftes Citat, wie das zu seiner Fig. 46, nicht passirt sein.

Reichel hat es unternommen, an einen der schönsten und meistbearbeiteten Bausteine unseres Wissens und Denkens, der alle Gebildeten interessirt, neuerdings den Meissel anzusetzen, um die Errungenschaften der nach Schliemann zu benennenden Epoche der Archäologie vollständig daran zu verwerthen. Der Prähistoriker verfolgt mit ganz besonderem Interesse diese Untersuchungen, welche darauf ausgehen, mit Hilfe der Ausgrabungen die Kenntniss der griechischen Epen auf einen Grad von Richtigkeit zu bringen, von welchem die Alten selbst weit entfernt waren. **J. Szombathy.**

# MITTHEILUNGEN

der

# Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XXIV. Der neuen Folge XIV. Band.)

**Nr. 1. Januar u. Februar. Sitzungsberichte. 1894.**



INHALT: **Ausschuss-Sitzung am 9. Januar 1894.** 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [1]. — 2. Schriftentausch; S. [1]. — 3. Internationaler Orientalisten-Congress in Genf; S. [1].

**Monats-Versammlung am 9. Januar 1894.** 1. Andrian, Nachruf auf Undset; S. [1]. — 2. Peez, Kirchenpatrone und Volkskunde; S. [1]. — 3. v. Hovorka, Ueber Nasenschmuck; S. [2].

**Monats-Versammlung am 13. Februar 1894.** 1. Brunner v. Wattenwyl, Nachruf auf Schrenck; S. [2]. — 2. Szombathy, Vorlage einiger prähistorischer Werke; S. [2]. — 3. Riegl, Volkskunst; S. [2]. — 4. Kulka, Vorgeschichtliche Funde aus Oesterreichisch-Schlesien; S. [3]. — 5. Niederle, Jüngere Steinzeit in Böhmen; S. [4]. — 6. Niederle, Diluvialer Fund in Russland (Kiew); S. [6]. — 7. Geschenke für die Bibliothek; S. [6].

**Ausschuss-Sitzung am 28. Februar 1894.** 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [10]. — 2. Ergänzungswahlen für das Redactions-Comité; S. [10]. — 3. Internationaler Congress für Hygiene und Demographie in Budapest; S. [10]. — 4. Schriftentausch-Angelegenheiten; S. [10].

**Leopold von Schrenck †.** Von Franz Heger; S. [11].


## Ausschuss-Sitzung am 9. Januar 1894.

(Auszug aus dem Sitzungs-Protokolle.)

Vorsitzender: Herr Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Seit der letzten Ausschuss-Sitzung sind verstorben:

das correspondirende Mitglied Dr. Ingwald Undset in Christiania und

das wirkliche Mitglied Moriz Freiherr v. Königswarter in Wien.

Das unterstützende Mitglied Dr. Sigmund Mayer, Universitäts-Professor in Prag, wird auf eigenen Wunsch in die Zahl der wirklichen Mitglieder aufgenommen.

Als wirkliche Mitglieder werden aufgenommen die Herren:

Erich Kolbenheyer, Professor an der k. k. Staatsgewerbeschule in Czernowitz;

Dr. Theodor Puschmann, Professor an der Universität in Wien;

Sigmund Egon Schlesinger in Wien und

Dr. Sima Trojanović, Gymnasial-Director in Loznica, Serbien.

2. Mit der Redaction des „Internationalen Archivs für Ethnographie“ wird der Schriftenaustausch eingeleitet.

3. Zur Vorlage gelangt die Mittheilung über die Constituirung des Comités für den X. internationalen Orientalisten-Congress in Genf, welcher dort vom 3. bis 12. September 1894 tagen wird.

## Monats-Versammlung am 9. Januar 1894.

Vorsitzender: Herr Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Der Vorsitzende widmet dem verstorbenen correspondirenden Mitgliede Dr. Ingwald Undset einen warmen Nachruf [1]).

[1]) Siehe den Nachruf von J. Szombathy in den Sitzungsberichten des Bandes XXIII dieser Mittheilungen, S. [113] f.

2. Herr Dr. A. Peez hält einen Vortrag über

### Kirchenpatrone und Volkskunde.

Unter den Quellen, welche Licht auf den Culturzustand der Deutschen zur Zeit der Völkerwanderung werfen, trete neben Geschichte, Sprache und Ausgrabung auch die Beachtung der Gegenwart immer mehr in den Vordergrund. Es gebe auf den friesischen Inseln Hollands, etwa der Insel Mark, Orte, wohin seit Menschengedenken nie ein Fremder gekommen, wo daher Ueberlieferungen und Sitten sich seit der Urzeit nur wenig verändert hätten. Auch von manchen Gebieten unserer Alpenländer gelte Aehnliches. Der Rückschluss aus der Gegenwart auf die Vergangenheit biete demnach, in Verbindung mit den anderen Quellen, guten Anhalt. Fast unveränderlich aber sei die Religion. „Ein Volk wechselt seine Götter nicht“, heisst es schon in der Bibel. Aenderungen seien oft nur ein dünner Schleier, hinter welchem das alte Bild deutlich hervorblicke. Papst Gregor habe den Sendboten des Christenthumes bei den alten Deutschen bekanntlich ausdrücklich empfohlen, sich den heidnischen Bräuchen möglichst anzupassen und erst allmälig den Uebergang zum Christenthum zu bewirken. Dieser Uebergang aber war bei den alten Deutschen, einem hartnäckigen Volke, das sich als Sieger über das grosse Rom fühlte, schwer, und meistens blieb es beim Alten, nur dass die heidnischen Götter und Halbgötter umgetauft wurden. Sie wurden ein wenig zugestutzt und erhielten christliche Namen. Daher sei die Bedeutung der Kirchenpatrone als der örtlichen Schutzgötter eine so grosse für Erkenntniss des Glaubens und der Weltanschauung der alten Deutschen.

Die Hauptgötter (Wodan, Donar, Freia) finden sich in den Kirchenpatronaten als St. Martin, Petrus, Georg und S. Maria wieder, daneben noch zahlreiche Halbgötter, die wir erst aus der Heiligengeschichte kennen lernen. Es sind überwiegend Nothhelfer; so St. Florian gegen Feuer, St. Nikolaus, der Patron der Schiffer, gegen Wassergefahr, St. Rochus gegen Pest. Bei dem Landvolke sind die Viehpatrone sehr volksthümlich. So habe St. Leonhard in Krain 40 und St. Veit (letzterer besonders in slavischen Gegenden oder solchen, die

einst slavisch waren) 27, beide zusammen also nicht weniger wie 67 Kirchen, Capellen oder Altäre; ebenso in Kärnten der heil. Leonhard 30, der heil. Veit 14, zusammen 44 Andachtstätten; in Niederösterreich der heil. Leonhard 15, Veit 23, zusammen 38 Heiligthümer. Wo Heilquellen zu Tage treten, sei oft Quirinus Patron (in Kärnten wiederum der heil. Leonhard), wo Höhlen sich finden, der heil. Cantian, so dass, wo man eine Ortschaft des Namens „Sanct Cantian" begegnet, regelmässig auf Vorhandensein von Höhlen geschlossen werden kann. So biete die Beachtung der Kirchenpatrone für Ortskunde und Touristik ganz annehmbare Winke. Weit wichtiger aber seien die Beziehungen zur Geschichte, zumal der Religions- und Stammesgeschichte. Der Weg, den die Einführung des Christenthumes genommen habe, müsse sich aus einer Nachforschung über die Kirchenpatrone ergeben. Von Salzburg erstrecken sich in diesem Sinne die Rupertskirchen bis nach Wien. Ob auch vom Osten und Süden christliche Missionen gekommen, sei gleichfalls durch die Patrone nachzuweisen. Es scheine ferner, dass die verschiedenen deutschen Stämme verschiedene Patrone gehabt, so die Franken den heil. Martin. Dies Gebiet verspreche daher vielseitig reiche Ausbeute und eine Sammlung der Patrone der alten Kirchen durch die Anthropologische Gesellschaft etwa in Verbindung mit den Geschichtsvereinen der Kronlande werde sich sehr empfehlen.

3. Herr Dr. **Oskar v. Hovorka** hält einen Vortrag

### Ueber den bei einigen Völkern vorkommenden Nasenschmuck.

Nach einer kurzen Einleitung über den an der Nase angebrachten Schmuck und die dadurch bewirkten Veränderungen derselben, bespricht der Vortragende an der Hand einiger von ihm im anatomischen Institute verfertigten Präparate und Gypsabgüsse jene Theile der äusseren Nase, welche hiebei in Betracht kommen. Die Nasenzieraten theilt er ein in cylinderförmige, ringförmige Nasenknöpfe und complicirtere Schmuckgegenstände.

Nach einigen Bemerkungen über das Material, aus welchem der Nasenschmuck verfertigt wird, folgt unter Demonstration einiger aus der ethnographischen Sammlung des Hofmuseums entlehnten Objecte die Besprechung ihrer geographischen Ausbreitung. Den primitivsten Schmuck findet man in Australien, complicirter wird er schon auf Neu-Guinea und den benachbarten Inseln, soweit sie von der papuanischen Rasse bewohnt sind. In Indien gewinnt der Nasenschmuck eine gewisse künstlerische Bedeutung und trotzdem hier eine Tendenz zu übergrosser Prunksucht vorherrscht, kann man ihm Geschmack nicht absprechen. Auch in Afrika ist der Nasenschmuck stark verbreitet, und zwar von den primitivsten Formen im äquatorialen Afrika bis zu den complicirtesten in Aegypten. In Amerika tritt hie und da auch eine absichtliche Deformation der Nase hinzu. Nach einer Beschreibung der Operation übergeht der Vortragende zur Würdigung des Nasenschmuckes im Allgemeinen und versucht auch Anhaltspunkte für den Ursprung und Motive desselben zu finden.

Der Vortrag wird als Abhandlung in den Mittheilungen erscheinen.

---

## Monats-Versammlung am 13. Februar 1894.

Vorsitzender: Herr Hofrath Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl.

1. Der Vorsitzende gedenkt des am 20. Januar d. J. in St. Petersburg verschiedenen Ehrenmitgliedes der Gesellschaft Dr. Leopold von Schrenck. (Siehe den Nachruf am Schlusse dieses Sitzungsberichtes.)

2. Herr Custos Szombathy legt folgende in letzterer Zeit erschienenen Werke vor:

1. „Die Bronzezeit in Baiern" von Dr. Julius Naue in München;

2. „Die Bronzezeit in Böhmen" von Heinrich Richlý in Neuhaus (Böhmen), und

3. das dritte Heft der „Mittheilungen der prähistorischen Commission der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien",

und bespricht dieselben. Dieselben werden in den Literaturberichten eine eingehende Würdigung erfahren.

3. Herr Dr. **A. Riegl** hält einen Vortrag über

### Die Volkskunst vom wirthschaftsgeschichtlichen Standpunkte.

Der Vortragende hatte es sich zur Aufgabe gemacht, zu zeigen, dass unter die Kriterien, die man bisher behufs Beantwortung der Frage, ob ein bestimmtes Kunstwerk der Volkskunst zuzuzählen sei, zu Rathe zu ziehen pflegte, auch die Betrachtung der wirthschaftlichen Art seiner Herstellung aufgenommen zu werden verdient. Die Voraussetzungen für eine erfolgreiche wissenschaftliche Anwendung dieses Kriteriums, die man allerdings bis in die jüngste Zeit vermisste, erscheinen nunmehr gegeben durch Prof. Karl Bücher's (Leipzig) bahnbrechende Arbeiten. Eine Parallele zwischen dem Verlaufe der Wirthschaftsgeschichte und demjenigen der Kunstgeschichte im weitesten Sinne (einschliesslich der Volkskunst) hat der Vortragende in einer kürzlich erschienenen Schrift über „Volkskunst, Hausfleiss und Hausindustrie" (Berlin, G. Siemens) durchzuführen versucht, auf welche er für alles Einzelne verweist. Nachdem man nun für die Beurtheilung volkskunstmässiger Erscheinungen bereits über vier massgebende Kriterien — Kunst-, Rohstoff-, Technologie- und Wirthschafts-Geschichte — verfügt, so mussten die Ausführungen des Vortragenden naturgemäss in einen erneuerten Mahnruf ausklingen, die Erfüllung der uns Oesterreichern obliegenden Ehrenpflicht einer streng wissenschaftlichen, einheitlichen und erschöpfenden Bearbeitung und Publication der in unseren Ländern in so einzigem Masse erhaltenen Volkskunst baldmöglichst in Angriff zu nehmen. Dass an geeigneten Kräften hiefür kein Mangel mehr herrscht, beweisen u. A. die auf einzelnen Gebieten so erfolgreichen Arbeiten

der Wiener Anthropologischen Gesellschaft; es verbleibt somit nur mehr die Frage nach Beschaffung der Mittel, deren Lösung vom unanzweifelbaren Patriotismus der hiefür massgebenden Kreise doch wohl erwartet werden darf.

4. Herr Dr. **Richard Kulka** berichtet unter Vorlage einer Anzahl von Objecten über

## Vorgeschichtliche Funde aus Oesterreichisch-Schlesien.

Anlässlich der Herstellung von Illustrationen für das Werk: „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" wurden eine Anzahl vorgeschichtlicher Objecte aus Oesterreichisch-Schlesien meiner Obhut anvertraut, deren Vorlage ich aus dem Grunde nicht unterlassen zu dürfen glaube, weil einige derselben zu den selteneren Funden gehören und vorgeschichtliche Gegenstände in Oesterreichisch-Schlesien überhaupt nicht häufig zum Vorschein kommen.

Unter den Oertlichkeiten, welche hier zu nennen wären, möchte ich allen voran Kathrein bei Troppau anführen. Die Fundstelle liegt auf der Hügelkette, welche sich im Rücken des Dorfes Kathrein hinzieht und gegen das linke Oppaufer verläuft. Die eigentlichen Fundstellen wurden gelegentlich des Abbaues des hier in mächtigen Schichten lagernden Lehmbodens aufgedeckt, in welchem sich dieselben mit ihrer dunklen, holzkohlehältigen Ausfüllung trichter-, flaschen- oder sackförmig von ihrer helleren Umgebung abzeichnen. Am häufigsten tritt die sich nach unten erweiternde Sackform auf. Die Breitendimension derselben beträgt 1—3 m, die Länge 4—5 m und die Tiefe 1·5—2·5 m. In dieser Form dürften die Ueberreste von Wohngruben zu erblicken sein.

Die beiden anderen Typen dagegen weisen lediglich die gleiche Breite auf, unterscheiden sich aber durch geringere Längenausdehnung und sind gegenüber der ersteren wohl als Herdgruben zu betrachten. Mitunter finden sich die Gruben in 3—4 Reihen angeordnet, indem sie hiebei in Abständen von 5 m der West-Ost-Richtung des Hügels folgen und sich zugleich mit 4—5 m Distanz gegen die Flusssohle erstrecken.

Der Inhalt der Gruben besteht aus einem Gemenge von Gefässresten, Spinnwirteln, Feuersteinwerkzeugen, Klopfsteinen, Flachmeisseln, Hüttenlehm und spärlich vorkommenden Thierknochen. Bein- oder Knochenwerkzeuge wurden bis heute noch nicht gefunden. Im Allgemeinen war die Auflese in den einzelnen Gruben nur sehr bescheiden.

Unter den Gefässresten fallen vor Allem jene röhrenförmigen Stücke auf, welche sich in ihrer Reconstruction auf aufsatzartige Gefässe mit hohem, hohlem Fusse zurückführen lassen. Sie erscheinen deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil sie uns die vorzüglichste Handhabe zur Vergleichung mit Funden von anderen Oertlichkeiten bieten. Bemalung wurde an ihnen bisher nicht beobachtet. Der alleinige Zierat besteht entweder in zäpfchen- oder warzenförmigen Buckeln unterhalb des Tellerrandes.

Interesse erwecken ferner jene Thongebilde, welche anscheinend von dem Henkeltheile der Gefässe herrühren. Was sie jedoch nicht als blosse Bruchstücke von solchen erscheinen lässt, ist der Umstand, dass die Bruchränder nach allen Seiten sorgfältig abgeschliffen sind. Auch die Henkel selbst unterscheiden sich von den sonst vorkommenden Formen insoferne, als sie mehr oder weniger die Bezeichnung von Griffhenkeln verdienen und, wenn von kleinerem Durchmesser, mit dem Rückentheil nach einer Seite ein wenig ausgezogen sind. Auch diese gehenkelten Stücke treten sowie die vorerwähnten Fussgefässe an anderen Orten, so z. B. in frappanter Uebereinstimmung unter den Funden aus dem Lengyeler Walle auf.

Während jedoch Wosinsky in denselben eine Art Netzsenker erblicken möchte, neige ich mich der Anschauung hin, dass wir es hier mit einem Instrument zu thun haben, das bei der Fabrikation der Gefässe zum Glätten derselben verwendet wurde.

Noch eine Thatsache bietet uns einige Analogie zu dieser berühmten Oertlichkeit. In einem der Ziegelschläge, welche das hier besprochene Material lieferten, wurden einige Skelette, den Kopf gegen Osten, das Fussende gegen Westen gekehrt, in Hockerlage gefunden. Bei einem derselben waren die Knochen des einen Unterarmes von einem glatten Bronzering umschlossen, bei einem anderen fand sich (in der Nähe des Beckens) ein Bronzedolch ohne Griffzunge und ein Steinhammer.

Ferner wurden in demselben Ziegelschlage ein Fingerring aus dünnem Bronzedraht, eine Haarspirale und ein Löffelchen mit abgebrochenem gedrehten Stiel und auf der Rückseite fächerförmig verziertem Gefässe, offenbar südländischer Provenienz, aufgesammelt.

Zu den eben charakterisirten Kathreiner Fundstellen ist noch ein anderer Punkt am rechten Oppaufer hinzuzurechnen, welcher südlich von dem vorigen circa $1^1/_2$ km entfernt auf dem hügeligen Terrain unmittelbar beim Troppauer Nordbahnhofe gelegen ist. Auch hier zeigen sich Wohngruben mit ähnlichem Inhalte.

Die Richtung, in welcher sich die Vergleichung der Kathreiner Funde zu bewegen haben wird, hatte ich bereits Gelegenheit, kurz anzudeuten. Sie weist vornehmlich nach dem Lengyeler Schanzwerke, und sofern wir in den Zeugnissen der an diesem Orte vertretenen Cultur die Producte südlicher beziehungsweise südöstlicher Beeinflussung erblicken dürfen, darüber weiter hinaus nach dem Südosten. Ungeachtet des sich zwischen diesen beiden Localitäten ergebenden culturellen Zusammenhanges wird es jedoch nicht am Platze sein, sie auch zeitlich gleichzuhalten. Manches, was das Lengyeler Schanzwerk noch aufweist, wie die Bemalung an den Füssen der Standgefässe, ist an den Kathreiner Gefässen nicht erkennbar und auf dem weiten Wege bis zu denselben verloren gegangen. Dagegen hat sich Anderes, wie das Löffelchen von südlichem Habitus hinzugefunden und spricht dafür, dass bereits der Verkehrsweg über die Alpen mit dem italischen Gebiete eröffnet war. Berücksichtigt man nun noch, dass der Bronzedolch zwar eine ältere Form zeigt, dass aber gerade Schlesien durch seine Abgeschlossenheit

es verstanden hat, alte Formen und primitive Culturstadien lange festzuhalten, so dürfte die Annahme gestattet sein, dass die Kathreiner Ansiedlungen dem Ausgange der mitteleuropäischen Bronzezeit angehören.

Der nächste Ort, von welchem ich mir zu sprechen erlaube, ist Kreuzendorf, dessen Ansiedlung bereits im Jahrgange 1889 dieser Mittheilungen geschildert wurde. Auf derselben wurden im vorigen Jahre noch einige besonders gut erhaltene Gefässe gefunden, welche ich hier gleichfalls vorzulegen im Stande bin. Unter denselben erscheint besonders merkwürdig das trichterförmige Geräth, welches jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach als Dampfabzug beim Kochen diente; ein zweites, minder gut erhaltenes Exemplar trägt anstatt der Henkelchen drei Zäpfchen.

Von hervorragendem Werthe ist die Entdeckung eines Urnen-Gräberfeldes in der Nähe der Ansiedlung. Anzeichen für die Existenz eines solchen traten bereits vor einiger Zeit auf, aber erst unmittelbar am Schlusse des vorigen Jahres gelang es, dasselbe mit Sicherheit zu constatiren. Das Feld, welches den vorgeschichtlichen Bewohnern Kreuzendorfs als Beerdigungsstätte diente, liegt circa 300 m nordwestlich entfernt, knapp an der Eisenbahn-Haltestelle Kreuzendorf. Bis nun wurden auf einem Raume von circa 100 m² 11 Gräber, leider nicht alle in systematischer Weise, aufgedeckt. Hiebei wurde die Beobachtung gemacht, dass in der Tiefe von 30—40 cm, zuweilen aber auch von 1 m umgeben von kohlehältiger Erde ein Aschengefäss ruht, als welches entweder eine Urne im strengen Sinne oder eine Schüssel mit nach innen gebogenem Rande, mitunter auch ein henkelloses Töpfchen verwendet wurde. Regelmässig dient eine Schüssel als Deckgefäss. Um das Hauptgefäss herum, oft so nahe, dass der Zwischenraum kaum 1 cm beträgt, stehen sodann 3—4 Beigefässe, deren Inhalt aus calcinirten Knochensplittern und Bruchstücken kleiner Bronzen oder Eisengeräthe besteht. Während jedoch der eigentliche Aschenträger in seinen Formen abwechselt, bestehen die Beigefässe constant in einhenkeligen, vorzüglich gearbeiteten Schalen von halbkugeliger Gestalt.

Als eigentliche Grabbeigaben fungiren Feuersteinmesser und, wie bereits erwähnt, Bronze und Eisen. So wurden eine Fingerspirale, Bruchstücke eines einfachen Ohrringes, zweier glatter Armringe, eines Armtorques aus Bronze und zwei Eisennadeln gefunden, von denen die eine einen kugeligen Kopf, die andere mit geradem Kopf am Halse drei Wülste besass. Die Feuersteinmesser lagen stets ausserhalb der Gefässe. Thierknochen, welche auf Speisebeigaben deuten würden, fanden sich nicht, dagegen ein Klümpchen verkohlter Hirse.

Ueber die zeitlichen Beziehungen zwischen der rein neolithischen Ansiedlung im Gutshofe und dem Gräberfelde lässt sich zur Stunde noch kein bestimmtes Urtheil fällen. Manches, wie der gänzliche Mangel des Metalles an der einen Fundstelle, scheint gegen die Zusammengehörigkeit zu sprechen. Es mag jedoch nicht ausgeschlossen sein, dass wir es bis nun nur mit dem jüngsten Theile des Gräberfeldes zu thun hatten und der zeitliche Abstand bei weitergehender Nachforschung verschwindet.

Zum Schlusse meiner Mittheilungen möchte ich noch kurz das Urnenfeld nächst der Schellenburg bei Jägerndorf berühren. Einiges über dasselbe ist gleichfalls bereits aus den Mittheilungen unserer Gesellschaft aus den Jahren 1886 und 1889 bekannt geworden. Am lebhaftesten in der Erinnerung dürfte das Gürtelblech stehen, von dem damals eine Abbildung erschien. Ich freue mich ganz besonders, dasselbe nebst einigen zu Beginn dieses Jahrhundertes aufgesammelten und von mir bereits beschriebenen Gefässen heute im Original vorlegen und Ihrer eingehenden Beurtheilung unterwerfen zu können. In seiner Art dürfte das Gürtelblech wohl zu den grössten Seltenheiten aus dem nördlichen Donaugebiete gehören. Für Schlesien ist es von besonderer Wichtigkeit deshalb, weil es nebst den beiden ausgelegten Nadeln eine der wenigen Bronzen ist, welche uns überhaupt von der Nekropole bei der Schellenburg erhalten sind und Anhaltspunkte für die Zeitbestimmung bieten. Nach den Berichten, welche aus der Zeit vor deren Auffindung datiren und nur von steinzeitlichen Beigaben sprechen, müsste man nämlich das Jägerndorfer Gräberfeld noch in die neolithische Periode einbeziehen. Diese Bronzen jedoch sowie die mitausgestellten Gefässe von derselben Localität sprechen entschieden für die Annahme der Hallstatt-Periode.

5. Herr Dr. **Lubor Niederle** in Prag übersendet den folgenden Auszug aus seiner in böhmischer Sprache erschienenen Abhandlung[1])

## Ueber die jüngere Steinzeit in Böhmen.

Schon seit vielen Jahren herrscht unter den böhmischen Archaeologen eine Meinungsdifferenz, ob es in Böhmen einmal eine reine neolithische Cultur oder Periode gab oder nicht. Besonders war es Professor Smolík, der die Existenz einer neolithischen Periode bis in die letzte Zeit entschieden in Abrede stellte, während sie von anderen, z. B. Woldřich, Bř. Jelínek, L. Šnajdr u. A. m., anerkannt wurde.

Die von Prof. Smolík angeführten Argumente waren aber nicht zahlreich und unzulänglich. Erst als in letzter Zeit Prof. Píč sich den Ansichten des Professors Smolík, obwohl nüchterner und vorsichtiger, anschloss[2]), gestaltete sich der Streit etwas ernster und bewog auch den Autor dieser Zeilen zu einer Vertheidigung des böhmischen Neoliths. Prof. Píč ist der Meinung, dass das Volk, welches zuerst Böhmen nach der Diluvialzeit betrat, schon die Kenntniss der Metalle besass, aber noch traditionell Spuren aus seiner einstigen Neolithcultur erhielt, was wir daraus ersehen, dass in den Gräbern neben Bronzewaffen und Geräthen auch Steinwerkzeuge vorkommen, und daraus, dass man neben Gräbern mit Bronzeobjecten in den zugehörigen Abfallsgruben keine Spur von Metallen findet.

[1]) O mladší době kamenné v Čechách. Prag 1894. Separat-Abdruck aus der Zeitschrift „Český lid“, III.

[2]) In seiner Arbeit: Výzkum archaeolog. ve středních Čechách, S. 44, 62.

Prof. Pič leugnet so die Existenz einer reinen Neolithperiode und den Bestand von Gräbern von rein neolithischem Typus ab.

Dagegen sammelte ich in meiner Arbeit alle wichtigeren bisher bekannten Funde aus der Neolithperiode und der Uebergangsperiode zur Bronzezeit. Es zeigte sich, dass wir eine beträchtliche Zahl von Fundorten entschieden der reinen Steinzeit zurechnen müssen, auch wenn hie und da die ersten Metallspuren auftreten.

Ich stehe auf dem Standpunkte, dass ein Stückchen Metall in einem Grabe oder einer Grube noch nicht den Typus einer ganzen Cultur zu verändern im Stande ist. In einer Gegend konnte ganz wohl noch lange eine rein neolithische Cultur herrschen, auch wenn schon die ersten vereinzelten, bedeutungslosen Bronzeobjecte, besonders Schmuckgegenstände, durch Handelsbeziehungen dahin verschleppt worden waren. So hat sich hie und da ein Metallobject in einen Fund eingeschlichen, ohne dass dadurch sein neolithischer Typus verwischt worden wäre; denn den Typus einer Cultur besimmt nicht ein einziges Merkzeichen, sondern eine Reihe solcher, und zwar: hier neben dem Gebrauch von Steinwerkzeugen und Waffen, besonders der Typus der Keramik[1]). Und da solche Ansiedlungsreste und Gräber, welche derart charakterisirt und entschieden neolithischen Funden in anderen Ländern Europas analog sind, auch bei uns genug zahlreich vertreten sind, behaupte ich, dass in Böhmen eine neolithische Periode existirte, dass daselbst eine Zeit lang ein Volk lebte, das noch nicht Metalle zur Anfertigung seiner Waffen und Werkzeuge verwendete. Aus der grossen Zahl der hieher gehörigen Funde führe ich hier nur die wichtigsten an[2]).

Zu den neolithischen Abfallsgruben zähle ich besonders die Gruben im Flussgebiete der Úslava im Pilsener Kreise bei Bzy, Lopata, Stiahlawitz (von Herrn Fr. Franc durchforscht), bei Časlau, in Bydžov, Nymburg, am Berge Řivnáč bei Prag, bei Bukvice, eine ganze Reihe in der Gegend westlich von Prag, die Professor Woldřich beschrieb, dann die Culturschichten in den Burgstätten bei Časlau, am Schlaner Berge, bei Kuttenberg, in der Šárka, am Rubinberge.

Die Gräber bergen ausgestreckt liegende oder zusammengekrümmte Skelette, sehr oft in massiven Steinkisten. Neolithische Brandgräber sind selten und überhaupt nicht sicher constatirt. Von den neolithischen Gräbern wären hervorzuheben die von Kojetic bei Melnik, die von Weboschan, Sulovic, Hospozín bei Welwarn, von Schalan, Brüx, Raudnitz, Lobositz, Klein- und Gross-Černosek, Gross-Přílepy, Kozel bei Laun u. s. w.

In Böhmen hat man hinlänglich Funde; umsomehr muss es überraschen, dass man in Mähren nur drei oder vier Funde verzeichnen kann.

Aber abgesehen von Mähren, nehme ich für Böhmen die neolithische Periode als erwiesen an und stelle mir die Vorkommnisse der ältesten Periode Böhmens folgenderweise vor.

In der paläolithischen Zeit war Böhmen nur spärlich bewohnt, und diese Bewohner blieben da und entwickelten ihre eigene Cultur. Aber während der neolithischen Zeit Europas kam ein neuer, zahlreicher Stamm, wahrscheinlich von Norden, aus den sächsischen und thüringischen Gauen durch den Elbepass und siedelte sich in ganz Nordböhmen, und zwar längs der grösseren Flüsse an. Zu dieser Annahme sehe ich mich berechtigt dadurch, dass man in Nordböhmen die meisten neolithischen Funde trifft, während sie im Süden nur gering vorkommen und dass diese Funde viele Analogien zeigen mit den Funden von Thüringen und Sachsen (besonders in der Keramik). Dieser neue Stamm kam schon mit der neolithischen Cultur, in welcher er noch eine Zeit lang in Böhmen lebte. Die neue Bronzecultur kam später und wurde in Nordböhmen nicht durch neue Ansiedler, sondern durch Handelsbeziehungen hergebracht.

Hierin besteht der Unterschied meiner Anschauung gegenüber der des Herrn Pič. Herr Pič lässt seine neuen Ansiedler mit der Bronzecultur kommen, woraus folgt, dass er sich Böhmen während der neolithischen Zeit unbewohnt vorstellt. Alle rein neolithischen Funde verwirft er.

Wie ich bereits angeführt habe, ist aber das Auftreten der Bronze-Industrie auf Handelsbeziehungen zurückzuführen. So glaube ich, dass sich die älteste Bronzecultur in Nord- und Centralböhmen (die sogenannte Uněticer Cultur) langsam aus der Cultur der neolithischen Ansiedler entwickelte[1]).

Daraus ist ihre Originalität erklärlich; denn wir finden zu ihr keine Analogien in den Nachbarländern, was unbedingt vorkommen müsste, wenn diese Cultur von irgendwo dort herstammen sollte. Sie ist speciell böhmisch.

Dieser neu angesiedelte neolithische Stamm war zweifellos indo-europäischer Herkunft, denn zu dieser Zeit waren schon die nördlichen Länder Europas und so auch Norddeutschland sicher durch diese Rasse bewohnt. Ob aber damals diese Rasse schon in ihre Gruppen, in Germanen, Gallier, Slaven u. s. w. vertheilt war und ob dieser neu angesiedelte Stamm schon zu einer dieser Gruppen eingereiht werden kann, kann nicht festgestellt werden.

Dafür spricht auch die Anthropologie.

Wohlerhaltene Schädel, aus der neolithischen Zeit herrührend, sind in Böhmen selten. Aber selbst diese wenigen weisen denselben Typus auf, der in Europa unter der Bezeichnung „der dolichocephale neolithische Typus“ bekannt ist. Sicher neolithische Schädel kenne ich von Raudnitz, Kojetic, Blažím (Ploscha), Hospozín, Řepín, Kozel und Lobositz. Alle

[1]) Die böhmische neolithische Keramik weist mehrere Gruppen auf: 1. Kugelförmige rohe Gefässe, grob ornamentirt; 2. Keramik vom Monnsheimer Typus; 3. Keramik vom Typus der Gefässe in den Thüringer Kistengräbern; 4 Einige besondere Typen. Es treten aber auch die ersten Anfänge des späteren, zarteren Typus auf.

[2]) Das Literaturverzeichniss siehe in der Originalabhandlung S. 12 ff.

[1]) Ich führe ausdrücklich an, dass ich hier nicht von den südböhmischen Hügelgräbern spreche.

zeigen einen Typus, der sich auch in die Metallzeit erhält (cf. z. B. die Gräber des Únětícer Typus [1]).

An den Schädeln ist gewöhnlich nur das Schädeldach messbar, das Gesichtsskelett ist selten erhalten. Nach den Messungen, die ich selbst vorgenommen hatte (oder andere Autoren: Weisbach, Woldřich, Matiegka), variirt der Längenbreiten-Index bei sicher neolithischen Schädeln von 62·65 (Raudnitz) bis zu 76·6 (Blažím), also bis in die Mesocephalie. Aber die Mehrheit der Schädel oscillirt doch um 70, und ich würde die Mesocephalie eher für die Varietät des dolichocephalen Typus halten, als für ein Kreuzungsproduct zwischen der dolichocephalen und einer anderen brachycephalen Form. Auch sind sie immer dolichoid, mit hervorragendem Hinterbeine. Vom Gesichte lässt sich nicht viel sagen, da seine Maasse an einigen besser erhaltenen Schädeln im Ganzen sowie im Detail stark variiren. Ein Merkmal habe ich doch mehrmals constatirt: die Adlernase; die Nasenbeine ragen dann unter der Sutura nasofrontalis fast horizontal hervor (an den Schädeln von Raudnitz, Kobylisy, Chlum, Lyskovice). Dasselbe hat, wie bekannt, Lissauer an den neolithischen Schädeln von Polen, Bogdanow an denen von Utkina in Russland constatirt. — Andere Skelettheile wurden bis jetzt nicht gemessen. Mehrmals hat man die Platyknemie bemerkt.

Was ich fand, berechtigt mich zu dem Schlusse, dass Nord- und Centralböhmen (abgesehen von den Resten älterer paläolithischer Ansiedler) von einem einzigen Typus bewohnt war, und zwar von dem, dem die primitiven Arier überhaupt angehörten. Vom brachycephalen Typus, den man im übrigen Europa trifft, ist bei uns derzeit keine feste Spur vorhanden. Denn das neolithische Alter eines brachycephalen Schädels von Türmitz (Index 82·7) halte ich für unsicher.

6. Herr Dr. **Lubor Niederle** in Prag macht folgende Mittheilung

## Ueber einen wichtigen diluvialen Fund in Russland.

Herr Č. Chwojka berichtet in einem längeren, an mich adressirten Schreiben aus Kiew über einen hochwichtigen Fund, welcher in Kiew in der Kirillowskaja-Gasse (Vorstadt Podol) im Garten des Eigenthümers H. Zíval (eines Landsmannes) entdeckt wurde.

Der Auffindungsort besteht aus einer sehr mächtigen Schichte diluvialen Thones, die sich längs des rechten Ufers des Dnjepr erhebt und durch frühere Funde schon längst bekannt ist. Ich führe nur die wichtigen diluvialen Funde des Prof. Antonovič, die er oberhalb Kiew seinerzeit entdeckte, längs des Dnjepr, und zwar zwischen den Ortschaften Mežigorje und Monastyrka (hauptsächlich bei dem Kirillowskij Monastyr), an.

Der vorangeführte Fund scheint mir nach der Beschreibung des Herrn Chwojka von grösster Wichtigkeit zu sein; denn er bringt uns begründete Nachweise über die Existenz des diluvialen Menschen, richtiger über sein gleichzeitiges Erscheinen in der Gegend von Kiew mit dem Mammut, was bis jetzt nicht nachgewiesen war.

Herr Chwojka verspricht mir baldigst eine eingehende Beschreibung jener Funde sammt genauen Photographien und Plänen einzuschicken, so dass ich mich dermalen nur auf einen kurzen Bericht beschränke.

Bei den Ausgrabungen in der erwähnten diluvialen Uferschichte traf man eine Menge Mammutknochen vor, wie z. B. Zähne, Beinknochen, Kieferknochen (etliche absichtlich gespalten) u. A., unter ihnen fast 100 Feuersteinartefacte, Holzstäbchen von Menschenhand bearbeitet, Holzkohle, Nuss- und Mandelschalen (?) und andere Gegenstände, die das Vorhandensein des Menschen beweisen.

Die Ausgrabungen werden in Folge des angebrochenen Winters im Frühjahre fortgesetzt. Aber schon das Vorgefundene liefert, wie uns scheint, den untrüglichen Beweis für die oben angeführte Annahme. Dieses Resultat, mit dem auch Prof. Antonovič und Prof. Armaševskij übereinkommen, erscheint um so wichtiger, als alle bisherigen aus einer jüngeren Zeit herrühren. Denn die älteren Funde Antonovič's zeigten uns nicht die Coexistenz des Menschen mit dem Mammut, sondern führten uns in die Zeit, in welcher das letztere schon ausgewandert war.

Die Schichte, in der die Artefacte lagen, war unberührt, und die Beschreibung des Herrn Chwojka ist so präcise und wahrheitsgetreu, dass mir kein Zweifel obliegt, diesen Fund zu den wichtigsten in Russland zu rechnen. Die erste Mittheilung darüber machte Prof. Armaševskij am vorjährigen Geologen-Congresse in Moskau.

7. Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

Jentzsch, Dr. A.: Bericht über die Verwaltung des Provincialmuseums im Jahre 1892. [Sonder-Abdruck aus den Schriften der Phys.-ökon. Gesellsch. in Königsberg i. Pr. XXXIII. Jahrg. 1892. S. 61—75. Mit Taf. V—VIII.]

Sergi, Prof. G.: Varietà umane microcefaliche e pigmei di Europa. [Estratto dal Bollettino della R. Accademia Medica di Roma. Anno XIX — Fascicolo II.) Roma 1893.

Matiegka, Jindřich: Lebky české z XVI. století. Crania Bohemica saeculi XVI. [Rozpravy české Akademie Císaře Františka Josefa pro vědy, slovesnost a umění v Praze. Ročník II. Třída II. Číslo 22.] V Praze 1893.

Majewski, Erazm.: Słownik nazwisk zoologicznych i botanicznych polskich, zawierający ludowe oraz naukowe nazwy i synonimy polskie, używane dla zwierząt i roślin XV-go wieku aż do chwili obecnej źródłowo zebrane i zestawione z synonimami naukowemi łacińskiemi w podwójnym porządku alfabetycznym i pomnożone porównawczym materyałem, zaczerpniętym z innych języków słowiańskich. Warszawa 1890—1893, Band 1, 1—11; Band II, 2—5.

Lisboa: Sociedade de Geographia de Lisboa. Indices e Catalogos. A Bibliotheca. I. Obras impressas. Primeiro annexo. Lisboa 1893. 104 pp.

Boas, Franz: The doctrine of souls and of disease among the Chinook Indians. [Journal of American Folk-Lore. 1893. S. 39—43.]

[1]) Aber auch diese Gräbergruppe lieferte in Böhmen wenig anthropologisches Material. Besser verhält es sich in Mähren, wo neuestens Herr Palliardi zwei ergiebige Grabstätten bei Oblekovice (Oblas) und Vrbovec entdeckte und zwanzig erhaltene Schädel rettete. Alle sind dolichcephal, der mittlere Index steigt bis zu 69·54 herab, und auch sein Oscillationspunkt steht auf derselben Zahl.

Baye, Le Baron de: Le Congrès international d'Anthropologie et d'archéologie préhistorique de Moscou en 1892. [Extrait des Mémoires de la Société nationale des Antiquaires de France, t. LIII.] Paris 1893. 26 S.

Niederlausitzer Mittheilungen. Zeitschrift der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes. III. Band. 3. Heft. Guben 1893.

Katalog über die Erwerbungen für die Anton Petermandl'sche Messer-Sammlung der k. k. Fachschule und Versuchs-Anstalt in Stadt Steyr im Schuljahre 1892/93. Mit Abbildungen: Tafel I, II und III.

Bollettino della Società Veneto-Trentina di scienze naturali, redatto dal segretario Sicher Dottor Enrico. Tomo V, N. 3. Padova 1893.

Hauser, Karl Baron: Die alte Geschichte Kärntens von der Urzeit bis Kaiser Karl dem Grossen, neu aus Quellen bearbeitet. Klagenfurt 1893. VIII + 148 S. Mit 2 Karten.

Bergemann, Dr. P.: Die Verbreitung der Anthropophagie über die Erde und Ermittelung einiger Wesenszüge dieses Brauches. Eine ethnographisch-ethnologische Studie. Bunzlau 1893. VIII + 54 pp.

Schulenburg, W. v.: Die Lutchen der Niederlausitz. [„Brandenburgia." Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin. Nr. 3. — Juni 1893. S. 48—62.] Berlin 1893.

Boehmer, George H.: Prehistoric naval architecture of the North of Europe. [From the Report of the U. S. National Museum, 1891, p. 527—647.] Washington 1893.

Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini. Urednik Kosta Hörmann vladin savjetnik. V. 1893. 2. Sarajevo 1893.

Nehring, Dr. A.: Ueber pleistocäne Hamster-Reste aus Mittel- und Westeuropa. [Jahrbuch der k. k. geolog. Reichsanstalt, 1893, 43. Band, 2. Heft. S. 179—198.]

Radimský, W.: Die Alterthümer der Hochebene Rakitno in der Hercegovina. Mit 24 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus: Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. I. Band.] Wien 1893. 12 S.

Radimský, W.: Die römische Befestigung auf der Crkvenica und das Castrum bei Doboj. Mit 32 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus: Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. I. Band.] Wien 1893. 12 S.

Radimský, W.: Prähistorische und römische Ruinen und Bauwerke im Flussgebiet der Sana. Mit 6 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus: Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. I. Band.] Wien 1893. 6 S.

Radimský, W.: Die Gradina von Majdan, ein neuer Fundort von La Tène-Bronzen in Bosnien. Mit 13 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus: Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. I. Band.] Wien 1893. 6 S.

Radimský, W.: Römische Gräber bei Han Potoci nächst Mostar. Mit 7 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus: Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. I. Band.] Wien 1893. 6 S.

Radimský, W.: Skeletgräber der Hallstattperiode im Bezirke Visoko. Mit 9 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus: Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. I. Band.] Wien 1893. 6 S.

Radimský, W.: Vorläufiger Bericht über die Ausgrabungen in der Nekropole von Jezerine bei Bihać. [Separat-Abdruck aus: Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. I. Band.] Wien 1893. 8 S.

Radimský, W.: Generalbericht über die bisherigen Ausgrabungen der römischen Stadt Domavia in Gradina bei Srebrenica. Mit 2 Tafeln und 70 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus: Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. I. Band.] Wien 1893. 38 S.

Zaaijer, T.: Der Sulcus praeauricularis ossis ilei. [Verhandelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen te Amsterdam. (Tweede Serie. Deel I. N° 8.)] Mit 2 Tafeln. Amsterdam 1893. 24 S.

Regàlia, E.: Sulla nuova classificazione umana del Prof. G. Sergi. [Estratto dall'Archivio per l'Antropologia e l'Etnologia. Volume XXIII, Fascicolo 1° — 1893.] 64 S.

Benedikt, Maurice et Hermann: Les grands criminels de Vienne. Étude anthropologique des cerveaux et des cranes de la collection Hofmann. [Documents de criminologie et de médecine légale. Lyon, Paris. VI + 18 S.

Rudolf Virchow: Sein Wirken für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. [Sonder-Abdruck aus der Berliner klin. Wochenschr., 1893, Nr. 43a.] 20 S.

Verwaltungs-Bericht über das Märkische Provinzial-Museum für die Zeit vom 1. April 1892 bis 31. März 1893. Separat-Abdruck. Berlin 1893. 34 S.

Laurent, Dr. Émile: L'Anthropologie criminelle et les nouvelles théories du crime. Deuxième édition revue et très augmenté avec nombreux portraits hors texte de criminalistes français et étrangers. Paris. [Geschenk des Herrn Professors Dr. Moriz Benedikt.]

Unghvári, Peter: Ueber die Zähne der Schulkinder. [Separat-Abdruck aus der Oesterr.-ungar. Vierteljahrsschrift für Zahnheilkunde. IX. Jahrgang, Heft III.]

Waldstein, Ernst Carl Graf: Eine Gräberstätte bei Dauba. Mit zwei Tafeln. Sonder-Abdruck aus den „Mittheilungen des Nordböhmischen Excursions-Clubs". Leipa 1893.

Trudi VII archeologitscheskowa sjäsda w Jaroslawl 1887. Pod redakziej Grafini Uwarowoj. 3 Bde. Moskwa 1890—1892. [Geschenk der kais. Archäolog. Gesellschaft in Moskau.]

Trudi wosmowa archeologitscheskowa sjäsda w Moskwjä 1890. Tom perwij. S.-Peterburg 1892. [Geschenk der kais. Archäolog. Gesellschaft in Moskau.]

Materiali po archeologij wostotschnich guwernij Rossij, sobranni i isdannie imperatorskim Moskowskim archeologitscheskim obschtschestwom na wjisotschajsche darowannija sredstwa. Wjipusk I, pod redakziej D. Anutschina. S. 13 fototipijami i 2 tablizami. Moskwa 1893. [Geschenk der kais. Archäolog. Gesellschaft in Moskau.]

Hoffmann, G. Christian: Catalogue of Section one of the Museum of the Geological Survey embracing the systematic collection of minerals and the collections of economic minerals and rocks and specimens illustrative of structural geology. Ottawa 1893. [Geschenk der Geological Survey of Canada.]

Journal and Proceedings of the Hamilton Association for session 1892—1893. Number IX. 1893.

Census Bulletin: N° 167, 170, 177. 186—192. Washington, D. C. 1892.

Transaction of the Academy of Science of St. Louis. Vol. VI. N° 2—8. 1892—1893.

Proceedings of the American Academy of arts and sciences. Vol. XXVII. Boston 1893.

Bulletin of the United States National Museum. N° 39, A—G. 40. Washington 1891, 1892.

Transactions of the Wagner Free Institute of Science of Philadelphia. Vol. 3. Part. II. Philadelphia 1892.

Brinton, Dr. D. G.: The International Congress of Anthropology. [Science. Vol. XXII. p. 150, 151.]

Zwanzigster Bericht des Museums für Völkerkunde in Leipzig 1892. Leipzig 1893.

Transactions of the American Philological Association 1892. Vol. XXIII. Boston.

The Proceedings of the Royal Society of Queensland for Session 1892—1893. Vol. IX.

Transactions of the Royal Society of South Australia. Vol. XVI., Part II. Vol. XVII., Part I. Adelaide 1893.

Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. 11ª Serie, No. 11, 12. Lisboa 1892.

Rego Lima, J. M. do: Les Collections minéralogiques et géologiques installées à la Société de Géographia de Lisbonne. Lisbonne 1892.

Gatschet, Albert S.: Report of an Indian visit to Jack Wilson, the Payute Messiah. [Journal of American Folk-Lore, p. 108—111.]

Gatschet, Albert S.: Medicine arrows of the Oregon Indians. [Journal of American Folk-Lore, p. 111—112.]

Gatschet, Albert S.: Some mythic stories of the Yuchi Indians. [From the American Anthropologist for Juli, 1893, p. 279—282.]

Gatschet, Albert S.: Bibliographic Notes. [From the American Antiquarian, March, 1893.]

Williams, Harold: Vocabulary of the language of Niue (Savage Island). II. [Journal of the Polynesian Society, p. 9—14.]

Dan, Dimitrie: Lujenii. Biserica, proprietarii moşiei, satul şi locuitorii lui. [Schiţă istorică, topografică şi etnografică.] Cernăuţi, 1893.

Dan, Demeter: Die Völkerschaften der Bukowina. III. Heft. Die Zigeuner in der Bukowina. [Separat-Abdruck aus den „Bukowiner Nachrichten".] Czernowitz 1893.

Schröer, K. J.: v. Wlislocki, Heinrich, Aus dem Volksleben der Magyaren. [Aus der Zeitschrift des Vereines für Volkskunde. 3. Heft. 1893. S. 346—348.]

Hongi, Hare: He waiata whangai ariki, a chant at the offering of First-Fruits. [Journal of the Polynesian Society. p. 119—124.] (Geschenk von Elsdon Best.)

Alexander, W. D.: Specimens of ancient Tahitian poetry. [Journal of the Polynesian Society. p. 55—59.] (Geschenk von Elsdon Best.)

McGuire, J. D: On the evolution of the art of working in stone. [From the American Anthropologist for July, 1893. p. 307—319.] Washington, D. C. 1893.

Schlieben, Adolf: Das Schwein in der Kulturgeschichte. Wiesbaden. [Geschenk des Vereines für Nassauische Alterthumskunde.]

Pilling, James Constantine: Bibliography of the Athapascan languages. Washington 1892.

Australian Museum. (Report of Trustees for the year 1892.)

Groot, J. J. M. de: Le Code du Mâhayâna en Chine, son influence sur la vie monacale et sur le monde laïque. [Verhandelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen te Amsterdam. Afdeeling Letterkunde. Deel. I. N° 2.] Amsterdam 1893.

Gatschet, Albert S.: Der Yuma-Sprachstamm nach den neuesten handschriftlichen Quellen dargestellt. [Zeitschrift für Ethnologie, Jahrg. 1892.] Berlin 1892.

Kaindl, Dr. Raimund Friedrich: Ein deutsches Beschwörungsbuch. Aus der Handschrift herausgegeben. [Sonder-Abdruck aus der „Zeitschrift für Ethnologie" 1893.] Berlin 1893.

Bartels: Copien von Felszeichnungen der Buschmänner. [Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Ausserordentliche Sitzung vom 9. Januar 1892.] Mit 2 Tafeln.

Kaindl, Dr. Raimund Friedrich: Kleine Studien. [Der Buchenwald. Nr. 5.] Czernowitz 1893.

Morse, Edw. S.: A curious Aino Toy. [Bulletin of the Essex Institute, Vol. XXV, pp. 1—7. Salem, Mass., U. S. A.]

Morse, Edward S.: On the Older Forms of Terra-Cotta roofing Tiles. [From the Essex Institute Bulletin, Jan.—Feb.—Mar., 1892.]

Bartels, Dr. Max: Die Medicin der Naturvölker. Ethnologische Beiträge zur Urgeschichte der Medicin. Mit 175 Original-Holzschnitten im Text. Leipzig 1893.

Aston W. G.: Messrs. Hoffmann and Serrurier's Japanese Dictionary. [Extrait du T'oung pao, 1893.] Leide 1893.

Svoboda, Dr. W.: Die Bewohner des Nikobaren-Archipels. Nach eigenen Beobachtungen, älteren und neueren Quellen. [Separat-Abdruck aus: „Internationales Archiv für Ethnographie", Bd. V u. VI.] Leiden 1893. Mit 9 Tafeln.

Kaindl, Dr. Raimund Friedrich: Die Altgläubigen in Russland. [Wissenschaftliche Beilage der „Leipziger Zeitung", 1893, Nr. 23.]

Lukas, Dr. Franz: Die Grundbegriffe in den Kosmogonien der alten Völker. Leipzig 1893.

Seventh Report on the North-Western Tribes of Canada. [British Association for the Advancement of Science. Cardiff Meeting 1891.] London.

Congrès provincial des Orientalistes. Compte rendu de la troisième session Lyon 1878. 2 Bde. Lyon 1880. [Geschenk des Musée Guimet.]

Proceedings of the Royal Irish Academy. Third Series. Vol. II. N° 4 u. 5. Dublin 1893.

Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. 12ª Serie— N° 1. 2. Lisboa 1892, 1893.

Baye, Le Baron de: Rapport sur les découvertes faites par M. Savenkov dans la Sibérie orientale. Lecture faite a l'Académie des Sciences dans la séance du 27 février 1893. Paris 1894 Mit 4 Tafeln.

Hovorka Edler von Zderas, Dr. Oskar: Die äussere Nase. Eine anatomisch-anthropologische Studie. Wien 1893.

München: Correspondenz-Blatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXIV. Jahrgang. Nr. 8 u. 9. August und September 1893.

Kovář, Dr. Em.: Národnopisná výstava československá v Praze. Druhá zpráva o cinnosti výboru (od března 1892 až do konce března 1893). Se 36 vyobrazeními a polohopisným plánem výstavním. V Praze 1893.

Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums 1893. Czernowitz 1893.

The Journal of the Polynesian Society. Vol. 2. N° 2. Wellington, N. Z., 1893.

Ranke, Dr. Johannes: Der Mensch. Zweite gänzlich neubearbeitete Auflage. I. Band, 1. Heft. Leipzig u. Wien 1893.

Kaindl, Dr. Raimund Friedrich: Die Huzulen. Ihr Leben, ihre Sitten und ihre Volksüberlieferung. Mit Unterstützung der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Mit 30 Abbildungen im Text und einer Farbendrucktafel. Wien 1894.

Melingo, P. v.: Griechenland in unseren Tagen. Studien und Bilder. Wien und Leipzig 1892.

Památky archaeologické a mistopisné. XV, 9—12. XVI, 1—2. Prag 1892, 1893.

Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni i Hercogevini. V. 3. Sarajevo 1893.

Corrrespondenz-Blatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXIV, 10.

Dagh-Register gehouden int Casteel Batavia Anno 1664. Batavia 1893.

Nederlandsch-Indisch Plakaatboek 1602—1811. Elfde Deel. 1788—1794. Batavia 1893.

Records of the Australian Museum. Vol. II, N° 5. Sidney 1893.

The Journal of the Polynesian Society. II, 3. Wellington, N. Z. 1893.

Ferrier, Walter F.: Catalogue of a stratigraphical collection of Canadian Rocks prepared for the World's Columbian Exposition Chicago, 1893. [Geschenk von der Geological Survey of Canada, Ottawa.]

Modigliani, Elio: Fra in Batacchi indipendenti. Seconda Edizione. Roma 1892.

Katalog des Prussia-Museums im Nordflügel des königlichen Schlosses zu Königsberg i. Pr. Theil I. Steinzeit-, Bronzezeit-, Pfahlbau-Funde, aufgestellt im Zimmer Nr. I. Mit 68 Abbildungen. Königsberg 1893.

Haeckel, Ernst: Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft. Glaubensbekenntniss eines Naturforschers, vorgetragen am 9. October 1892 in Altenburg beim fünfundsiebzigjährigen Jubiläum der Naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes. Vierte Auflage. Bonn 1893.

Haeckel, Ernst: Die Urbewohner von Ceylon. [Separat-Abdruck: Deutsche Rundschau. XIX. Jahrgang, Heft 12.] Berlin 1893.

Chantre, E.: L'Ararat. [Extrait des Annales de Géographie 1893]. Paris.

Cincinnati Museum Association. Twelfth annual report for the year ending december 31, 1892. Cincinnati 1893.

Brinton, Daniel G.: The Native Calendar of Central America and Mexico. Philadelphia 1893.

Mies, Dr.: Ueber einige seltene Bildungen am menschlichen Schädel. [Separat-Abdruck aus dem „Correspondenz-Blatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft". Nr. 10. 1893.]

Veröffentlichungen aus dem königlichen Museum für Völkerkunde. III. Band. 1./2. Heft. Berlin 1893.

Mies, Dr.: Ueber das Gewicht des Rückenmarkes. [Sonder-Abdruck aus dem „Centralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie". November-Heft 1893.]

Niederlausitzer Mittheilungen. Zeitschrift der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes. III. Band. 4. Heft. Guben 1893.

Benedikt, Dr. M.: Moral insanity (Folie morale, moralisches Irresein). (Separat-Abdruck aus „Diagnostisches Lexikon für praktische Aerzte".)

Koganel, Dr.: Beiträge zur physischen Anthropologie der Aino. I. Untersuchungen am Skelet. (Aus dem II. Bande der Mittheilungen der medicin. Facultät der kaiserlich japanischen Universität zu Tokio.) Tokio 1893.

Proceedings of the Royal Irish Academy. Third Series. Volume III. — Nr. 1. Dublin 1893

The Transactions of the Royal Irish Academy. Volume XXX. Part. V—X. Dublin 1893.

Tomaschek, Wilhelm: Die alten Thraker. Eine ethnologische Untersuchung. II. Die Sprachreste. I. Hälfte. Glossen aller Art und Götternamen. (Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-historische Classe. Band CXXX.) Wien 1893.

Szombathy, Josef: Ein Tumulus bei Langenlebarn in Niederösterreich. Mit 23 Abbildungen. (Aus den Mittheilungen der prähistorischen Commission der kais. Akademie der Wissenschaften, I. Band, Nr. 3, 1893, separat abgedruckt.) Wien 1893. 12 S.

Hoernes, Dr. Moriz: Zur prähistorischen Formenlehre. Bericht über den Besuch einiger Museen im östlichen Oberitalien. I. Theil. Mit 63 Abbildungen im Texte. (Aus den Mittheilungen der prähistorischen Commission der kais. Akademie der Wissenschaften, I. Band, Nr. 3, 1893, separat abgedruckt.) Wien 1893. 28 S.

Heger, Franz: Ausgrabungen und Forschungen auf Fundplätzen aus vorhistorischer und römischer Zeit bei Amstetten in Niederösterreich. Mit 62 Abbildungen im Texte und 1 Kartenskizze. (Aus den Mittheilungen der prähistorischen Commission der kais. Akademie der Wissenschaften, I. Band, Nr. 3, 1893, separat abgedruckt.) Wien 1893. 52 S.

Naue, Dr. Julius: Die Bronzezeit in Oberbayern. Ergebnisse der Ausgrabungen und Untersuchungen von Hügelgräbern der Bronzezeit zwischen Ammer- und Staffelsee und in der Nähe des Starnbergersees. Mit Unterstützung des hohen königlich bayerischen Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten herausgegeben. Mit 163 Abbildungen im Texte und einem Album mit 1 Karte und 49 Tafeln. München 1894. II + XVI + 292 S.

Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz. Namens der Gesellschaft herausgegeben von ihrem Vorsitzenden L. Feyerabend, Oberlehrer des ärztlichen Pädagogiums zu Görlitz. Drittes Heft. Görlitz 1893, S. 143—212. Mit Tafeln IV—VI.

Török, Dr. Aurel v.: Der paläolithische Fund aus Miskolcz und die Frage des diluvischen Menschen in Ungarn. (Sonderabdruck aus „Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn". III. 1893. 1.—3. Heft.) 24 S. Mit 6 Figuren.

Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. Fundada em 1875. 12ª Serie, Nos 3—6. Lisboa 1893 (139—312) + 48 S.

Woldřich, Dr. J. N.: Reste diluvialer Faunen und des Menschen aus dem Waldviertel Niederösterreichs in den Sammlungen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien. Mit 6 Tafeln und 9 Textfiguren. (Besonders abgedruckt aus dem LX. Bande der Denkschriften der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.) Wien 1893. II + 70 S.

Congrès international d'Archéologie et d'Anthropologie préhistoriques. Oncième Session à Moscou, du 1./13. — 8./20. août 1892. T. II. Moscou 1893. VIII + 368 + 66 + 24 S.

Congrès international de Zoologie. Deuxième Session, à Moscou du 10./22.—18./30. août 1892. Deuxième Partie. Moscou 1893. XC + 298 + 84 pp. Mit 7 Tafeln.

Orsi, Paolo: Di due sepolcreti Siculi nel Territorio di Siracusa. Palermo 1893. 20 S., 3 Tafeln.

Jahreshefte des Vereins für Mathematik und Naturwissenschaften in Ulm a. d. D. Sechster Jahrgang. Ulm 1893, 84 S.

Proceedings of the Davenport Academy of Natural Sciences. Volume V, Part II, Jan. 1885 — Jan. 1889. Davenport, Jowa 1893. VI + (185—370) S. Mit 2 Tafeln.

Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXIV. Jahrgang, Nr. 11 und 12. November und Dezember 1893. IV + (119—128) S. XXV. Jahrgang, Nr. 1. Januar 1894. 8 S.

Pilling, James Constantine: Bibliography of the Chinookan Languages (including the Chinook Jargon). Washington 1893. XIV + 82 S. (Von der Smithsonian Institution.)

Pilling, James Constantine: Bibliography of the Salishan Languages. Washington 1893. XIV + 86 S. (Von der Smithsonian Institution.)

Jordan, Dr. Paul: Ueber meine Reisen in Paraguay. (Separat-Abdruck aus den Mittheilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft, Nr. 11 und 12.) Wien 1893. II + 30 S.

Transactions of the Royal Society of South Australia. Vol. XVII, Part II. For 1892—1893, including Proceedings and Reports. Edited by Professor Ralph Tate. [With Eight Plates.] Issued December 1893. Adelaide. IV + (227—380) S.

Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini. Urednik: Kosta Hörmann vladin savjetnik. V. 1893. 4. Sarajevo 1893. II + (565—770) S. Mit 5 Tafeln.

Atti della Società Veneto-Trentina di scienze naturali residente in Padova. Organo degli Istituti di Scienze Naturali della R. Università di Padova. Ser. II, Vol I, Fasc. II. Anno 1894. Padova 1894. II + (275—468) S. Mit Taf. 17—19.

Morse, Edward S.: Latrines of the East. [Reprinted from the American Architect of March 18, 1893.] 18 S.

Morse, Edward S.: If public libraries, why not public museums? [Reprinted from The Atlantic Monthly for July 1893, Vol. LXXII, p. 112—119].

The Journal of the Polynesian Society containing the transactions and proceedings of the Society. Published under the Authority of the Council, and edited by the Hon. Secretaries. Vol. 2, No. 4. Wellington, N. Z. 1893. II + 10 + (195—282) S.

Schütz, Cosmas: Musterplan für landwirthschaftliche Bauten in Kärnten. I. Wohnhaus und Wirthschaftsgebäude für eine mittelgrosse Landwirthschaft. Mit erläuterndem Texte. Herausgegeben vom bautechnischen Bureau der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft für Kärnten. Preis 50 kr. ö. W. Klagenfurt, Wien 1894. 22 S. Mit 1 Tafel.

Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. Fundada em 1875. 12ª Serie, Nos 7, 8, 9 e 10. Lisboa 1893. (315—456) + (49—208) S.

Commission de Géologie du Canada. A.-R.-C. Selwyn, C. M. G., LL. D., F. R. S., Directeur. Rapport annuel (Nouvelle série). Volume V, 1890—1891. Ottawa 1893. XIV + 92 + 98 + 74 + 244 + 102 + 82 + 90 + 30 + VIII + 230 + 100 + 66 + 216 + 202 + LX S. Mit 53 Tafeln und 5 Karten. 2 Bände.

Radimský, V.: Nekropola na Jezerinama u Pritoci kod Bišća. Separatni otisak iz „Glasnika zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini“, 1893. Sarajevo 1893. 242 S. Mit 50 Tafeln.

Richlý, Heinrich: Die Bronzezeit in Böhmen. Mit LV Tafeln und einer Karte. Wien 1894. VIII + 216 pp.

Ranke, Dr. Johannes: Der Mensch. Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage. Erster Band. Entwicklung, Bau und Leben des menschlichen Körpers. Mit 650 Abbildungen im Text und 26 Farbendrucktafeln von Dr. W. Etzold, Emil Eyrich, Georg Klepzig, Gustav Mützel, Adrian Walker u. A. Leipzig und Wien 1894. XVI + 640 pp.

Best, Elsdon: Prehistoric Polynesia. Relics of an Old-Time Race of Stone Builders Throughout the Isles of the Pacific. 2 S.

Bendixen, B. E.: Nonneseter klosterruiner. Med tegninger af Stadskonduktør G. Bull, Architekterne P. Blix og Schak Bull. Udgivet af Foreningen til Norske Fortidsmindesmærkers bevaring. Medfølger Foreningens aarsberetning for 1892. Bergen 1893. 8 S. Mit 5 Tafeln.

Lissauer: Drei bronzezeitliche Funde aus dem Kreise Konitz in West-Preussen. [Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 18. November 1893. S. (409)—(418).]

Kanitz, F.: Die Huzulen, ihr Leben, ihre Sitten und ihre Volksüberlieferung. Von Dr. R. F. Kaindl. Wien, Hölder, 1894. (Monatsblätter des Wissenschaftlichen Club in Wien, XV. Jahrgang, S. 61—62.) Wien, 1894.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

## Ausschuss-Sitzung am 28. Februar 1894.

(Auszug aus dem Sitzungs-Protokolle.)

Vorsitzender: Herr Hofrath Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl.

1. Gestorben sind: Das Ehrenmitglied Leopold v. Schrenck in St. Petersburg[1]) und das unterstützende Mitglied Edmund Graf Zichy in Wien.

Dr. Dominik Kammel Edler v. Hardegger in Stronsdorf und der Oesterreichische Touristenclub in Wien sind aus der Zahl der unterstützenden Mitglieder ausgeschieden und in jene der wirklichen Mitglieder eingetreten.

Als neue Mitglieder werden aufgenommen:

Dr. Georg Bühler, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor in Wien;

Geographisches Institut der k. k. Universität in Wien;

Dr. Otto Schoetensack in Heidelberg und

Robert v. Weinzierl in Prag.

2. An Stelle der durch Aenderung ihrer Wohnsitze aus dem Redactions-Comité ausgeschiedenen Herren Dr. A. Weisbach und Dr. J. N. Woldřich werden die Herren Hofrath Dr. C. Toldt und Custos J. Szombathy in dasselbe gewählt.

3. Der Secretär legt das vorläufige Programm des VIII. internationalen Congresses für Hygiene und Demographie vor, welcher in der Zeit vom 1. bis 9. September d. J. in Budapest stattfinden wird.

4. Der Schriftentausch mit der Aardrijkskundig Genootschap in Amsterdam wird aufgehoben, der Antrag auf Einleitung des Schriftentausches mit der Société scientifique du Chili in Santiago und der Redaction der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ in Berlin abgelehnt.

[1]) Siehe den folgenden Nachruf.

# Leopold von Schrenck †.

Wieder hat der Tod eine Lücke in die Reihe jener Männer gerissen, welche an der Wiege unserer Wissenschaft gestanden sind und denen es vergönnt war, selbst wichtige Bausteine zum Aufbau einer wissenschaftlichen Völkerkunde beizutragen. Dr. Leopold von Schrenck, der berühmte Erforscher des Amurlandes, ist am 20. Januar in St. Petersburg gestorben. Mit ihm ist eine Zierde der Petersburger Akademie der Wissenschaften dahingegangen. Die Lücke wird unausgefüllt bleiben, denn immer geringer wird die Zahl der Männer, denen es beschieden war, die Reste der vielen Völkerstämme, welche das weite russische Reich in seine Grenzen fasst, in ihrer letzten Ursprünglichkeit zu sehen und zu studiren.

Peter Leopold von Schrenck [1]) wurde am 24. April (6. Mai) 1826 auf dem Landgute Chotenj im Gouvernement Charkow geboren, wo sein Vater Verwalter der Buturlin'schen Güter war. Früh verwaist, kam er im Alter von 12 Jahren nach Moskau in die Schule, die er im Alter von 16 Jahren mit dem Zeugnisse der Reife für die Universität verliess. Zu jung, um in die Universität aufgenommen zu werden, machte er von 1842—1844 in Dorpat noch einmal die obersten Gymnasialclassen durch und bezog dann die Universität, um Naturwissenschaften zu hören. Unter seinen dortigen Lehrern sind der Zoologe Dr. Grube, der Physiologe Dr. Friedrich Bidder und der Botaniker Dr. Alexander v. Bunge zu erwähnen. Im Jahre 1848 wurde er Cand. philos. (Zool.), 1850 Mag. philos. auf Grund der Arbeit: „Ueber die Luchsarten des Nordens und ihre geographische Verbreitung", Dorpat 1849. Noch in demselben Jahre begab er sich zur weiteren wissenschaftlichen Ausbildung nach Berlin. Aus dieser Zeit stammen seine Beziehungen zu Karl Ritter und Leopold v. Buch; ersterer nahm mächtigen Einfluss auf Schrenck's Auffassung der Erdkunde. Im Jahre 1852 erwarb er den philosophischen Doctorgrad zu Königsberg. Aus dieser Zeit stammt seine Schrift: „Ideen zu einer Hydrographie der Landseen mit besonderer Rücksicht auf die Seen der Alpen", Dorpat 1852.

Bald darauf wurde Schrenck von der Universität Dorpat zum Professor der Geographie gewählt, konnte aber seine Lehrthätigkeit dort nicht ausüben, da dieser Lehrstuhl kurze Zeit nachher vom Curator aufgehoben wurde. Er wandte sich nun nach St. Petersburg, wo er bei seinem Bruder, dem Reisenden Alexander von Schrenck lebte. Hier trat er in Beziehung zu den berühmten Petersburger Gelehrten Baer und Helmersen, namentlich aber zu Middendorf [2]).

Es folgte nun der wichtigste Abschnitt in Schrenck's Leben, indem er im August 1853 mit den Rechten eines Adjuncten der kaiserl. Akademie der Wissenschaften von derselben zu wissenschaftlichen Zwecken nach dem Amurlande geschickt wurde. Zu diesem Behufe wurde ihm ein Zeichner und ein Präparator beigegeben. In einem Segelschiffe, der Kriegsfregatte „Aurora" schiffte er sich am 12. August ein. Nachdem die Expedition im Skager-Rack einen argen Sturm durchzumachen hatte, dessen Beute 28 andere Schiffe wurden, nahm sie ihren Weg über Portsmouth nach Rio de Janeiro. Während das Schiff hier mehrere Wochen vor Anker lag, machte Schrenck Excursionen in die brasilianischen Urwälder. Hierauf nahm die Expedition ihren Weg um das Cap Horn nach Callao. Den dortigen Aufenthalt benützte Schrenck, um von Lima aus eine Excursion nach alten, aus der Incazeit stammenden Gräbern zu machen, wo er Ausgrabungen durchführte und auch eine schöne Sammlung von Alterthümern anlegte. Von Callao ging die „Aurora", den Grossen Ocean schräg durchquerend, direct nach Kamtschatka, wo Schrenck im Peter-Paulshafen die Fregatte verliess und sich durch das Ochotskische Meer, dessen Strömungen er studirte (er schrieb über seine Beobachtungen später ein Werk), an die Amurmündung begab. Durch zweieinhalb Jahre (1854—1856) hatte Schrenck hier sein Standquartier im Nikolajew'schen Posten, von wo aus er seine Reisen im Amurlande und nach Sachalin unternahm. Gegen Schluss des Jahres 1856 erfolgte die Rückreise durch Sibirien und Russland nach St. Petersburg, wo er am 6. Januar 1857 nach mehr als dreijähriger Abwesenheit eintraf.

Die Frucht dieser grossen und umfassenden Reisen bildet das grossartig angelegte, von der Petersburger Akademie der Wissenschaften herausgegebene Werk: „Reisen und Forschungen im Amurlande". Die zwei ersten Bände desselben sind meist zoologischen Inhaltes; erst der dritte Band wendet sich den Bewohnern dieses Gebietes zu. Wir hatten im Vorjahre Gelegenheit, in diesen Blättern die zwei ersten Lieferungen dieser grundlegenden Monographie anzuzeigen [1]) und können hier darüber hinweggehen. Die Klarheit des Stiles, die Tiefe der Gedanken, die zwingende Logik der Schlüsse, sowie die vollkommene Beherrschung der einschlägigen Literatur stempeln dieses Werk zu einem der der ersten seines Ranges. Leider ist dasselbe unvollendet geblieben; doch soll das druckreife Manuscript des Schlusses, welches die psychische Seite der Völker des Amurlandes zur Darstellung bringen soll, vollendet liegen. Wir hoffen recht bald Gelegenheit zu haben, diesen Schluss, ohne den das ganze Werk ein Torso bliebe, hier anzeigen zu können.

Es folgten nun die Jahre der wissenschaftlichen Verarbeitung des mitgebrachten reichen Materiales.

[1]) Die nachfolgenden Daten verdanke ich der Güte der Witwe des Verblichenen, Frau Geheimrath Julie v. Schrenck, und dessem Sohne Cand. theol. Erich v. Schrenck, sowie meinem lieben Freunde, Herrn Friedrich Russow in St. Petersburg. Ich statte den Genannten an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank ab.

[2]) Letzterer ist ebenfalls in den letzten Wochen gestorben.

[1]) Siehe Band XXIII, S. 89—95.

Wir lassen hier Schrenck's wissenschaftliche Leistungen als Zoologe und Geograph ganz bei Seite und würdigen ihn hier nur in seiner Eigenschaft als Ethnograph. Es ist bezeichnend für den weitblickenden Geist des Dahingeschiedenen, dass er zu einer Zeit, als das Wort Ethnographie noch kaum bekannt war und obwohl seine wissenschaftlichen Aufgaben in einer ganz anderen Richtung lagen, dennoch auf dieser Reise ein so ungemein wichtiges Material zusammengetragen hat, welches sich auf die Eingeborenen der bereisten Gebiete bezieht. Zur wissenschaftlichen Bearbeitung desselben ist er über seinen Hauptaufgaben freilich erst spät gekommen. Erst im Jahre 1881, also 24 Jahre nach Vollendung der Reise, erschien die erste Lieferung der „Völker des Amurlandes", welche den dritten Band seiner Reisen und Forschungen ausmachen sollte; im Jahre 1891 erst folgte die zweite Lieferung. Wer das Werk aber durchgearbeitet hat, der wird es begreifen, dass eine solche Arbeit nicht so schnell fertiggestellt werden konnte. Geradezu erstaunlich ist die erschöpfende Benützung der einschlägigen Literatur, welche für diesen Fall freilich nur in St. Petersburg in dieser Vollständigkeit zusammenzubringen sein dürfte. Die peinlich genauen Literaturangaben lassen aber immer erkennen, was Schrenck selbst beobachtet hatte und wo er aus den Beobachtungen Anderer schöpfte.

Erst im Jahre 1862 gelangte Schrenck zu einer festen Stellung, indem er zum Adjuncten der Akademie (für Zoologie) gewählt wurde. Schon im darauffolgenden Jahre erfolgte seine Ernennung zum ausserordentlichen und zwei Jahre später (1865) zum ordentlichen Mitglied der berühmten Akademie. Das Jahr 1873 brachte ihm die Ernennung zum wirklichen Staatsrath (mit dem Titel Excellenz) und das Jahr 1888 jene zum Geheimrath, welche Würde in Russland der III. Rangsclasse der Staatsbeamten entspricht.

Es erübrigt mir noch, einer der wichtigsten Schöpfungen Schrenck's zu gedenken, nämlich des anthropologisch-ethnographischen Museums der Akademie der Wissenschaften. Schon früher hatte der berühmte Linguist Anton Schiefner die ethnographischen Sammlungen der Akademie zu einem Museum vereinigt und diesem später auf Anregung Karl Ernst v. Baer's eine anthropologische und prähistorische Sammlung beigefügt. Dieselbe war jedoch in einem sehr ungünstigen Locale aufgestellt und nicht für den allgemeinen Besuch bestimmt. Als ich im Jahre 1887 zum ersten Male St. Petersburg besuchte, wurde mir zwar mit grösster Liberalität der Zutritt gewährt, an ein regelrechtes Studium der Sammlungen war aber absolut nicht zu denken, denn dieselben waren in dem unzureichenden Raume nur magazinirt. Schon im Jahre 1878 wurde auf Antrag Schrenck's das durch Baer begründete anatomische Cabinet mit der ethnographischen Sammlung zu einem Museum für Anthropologie und Ethnographie vereinigt und er zum Vorstand desselben ernannt. Seine unausgesetzten Bemühungen gingen nun dahin, demselben ein würdiges Heim zu schaffen, was erst im Jahre 1889 gelang, indem das erste Stockwerk eines neu erbauten Gebäudes für dasselbe bestimmt wurde. Durch den Custos der Sammlung, Herrn Friedrich Russow, wurden die Sammlungen in kurzer Zeit in trefflicher Weise in den neuen schönen Räumen aufgestellt, so dass ich das Vergnügen hatte, dieselben bei meinem zweiten Besuche im Februar 1890 bereits vollständig geordnet zu finden. Seit dieser Zeit sind noch die wichtigen ethnographischen Sammlungen der kaiserl. russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg hinzugekommen.

Die Stärke des nun für den allgemeinen Besuch geöffneten Museums liegt erstlich in seinem vortrefflichen Schädelmaterial, namentlich auf Sibirien und Ostrussland Bezug nehmend, dann in seinem unübertrefflichen ethnographischen Sammlungen aus Sibirien (zum grossen Theile von Schrenck selbst gesammelt) und aus dem ehemaligen Russisch-Amerika (Alaska u. s. w.). Daran reihen sich reiche Collectionen aus dem oberen Nilgebiete (Sammlung Dr. Junker's, eines gebürtigen Petersburgers), aus China, Brasilien und der Südsee, aus letzterem Gebiete viele Unica und treffliche Stücke aus Polynesien von den russischen Seefahrern enthaltend. Das Museum bildet heute nicht nur eine Sehenswürdigkeit für Jedermann, sondern auch eine reiche Fundgrube für den Fachmann; es ist ein bleibendes Denkmal für den zweiten Schöpfer und Organisator desselben.

In der Monatsversammlung am 8. April 1884 hatte die Anthropologische Gesellschaft die Ehre, Schrenck in ihrer Mitte zu sehen. In derselben überreichte er die erste Lieferung seines Werkes: „Die Völker des Amurlandes". Am 11. März 1890 wurde Schrenck zum correspondirenden Mitgliede und am 14. März 1893 zum Ehrenmitgliede unserer Gesellschaft gewählt. Dieselbe wird dem Verstorbenen immer ein treues Andenken bewahren, als einem leuchtenden Vorbilde, dem alle Jünger unserer Wissenschaft nachstreben sollten.

Franz Heger.

Redactions-Comité: **Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, J. Szombathy, K. Toldt, S. Wahrmann.**
Redactions-Beirath: **M. Much und E. Zuckerkandl.**
Redacteur: **Franz Heger.**

# MITTHEILUNGEN

der

# Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XXIV. Der neuen Folge XIV. Band.)

**Nr. 2.** März und April. **Sitzungsberichte.** **1894.**



INHALT: **Jahres-Versammlung am 13. März 1894.** 1. Jahresbericht für 1893; S. [13]. — 2. Rechnungs-Abschluss für 1893; S. [22, 23]. — 3. Wahlen; S. [22]. — 4. Dankesvotum für den Präsidenten; S. [22]. — 5. Vertagung der Wahl eines Ehrenmitgliedes; S. [24]. — 6. Bella, Prähistorische Funde bei Oedenburg; S. [24]. — 7. Much, Arbeiten der k. k. Central-Commission im Jahre 1893; S. [24]. — 8. Jelínek, Prähistorische Funde in Böhmen, 1893; S. [26]. — 9. Arbeiten des Städtischen Museums in Budweis, 1893; S. [28]. — 10. Richlý, Prähistorische Funde in der Umgebung von Neuhaus; S. [29]. — 11. Schneider, Prähistorische Funde in der Umgebung von Smiřic; S. [30]. — 12. Trapp, Prähistorische Funde in Mähren, 1893; S. [31]. — 13. Palliardi, Prähistorische Forschungen in der Umgebung von Znaim, 1893; S. [32]. — 14. Knies, Prähistorische Forschungen und Funde in Mähren, 1893; S. [33]. — 15. Radimský, Prähistorische Forschungen in Bosnien und der Hercegovina, 1893; S. [34]. — 16. Inhalt des Jahrganges 1893 der „Zeitschrift des Olmützer Musealvereines"; S. [34].

**Verzeichniss des Vorstandes und der Mitglieder;** S. [35].

**Monats-Versammlung am 10. April 1894.** 1. Thomas, Gebräuche und Feierlichkeiten bei Verlobungen und Ehen der Völker des malayischen Archipels; S. [42]. — 2. v. Hovorka, Verstümmelungen des männlichen Gliedes; S. [42]. — 3. Geschenke für die Bibliothek; S. [42].

**Ausschuss-Sitzung am 14. April 1894.** 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [44]. — 2. Arbeiten im Jahre 1894 aus dem Fond für praktische Arbeiten; S. [44]. — 3. Excursion nach Předmost; S. [44]. — 4. Schriftentausch-Angelegenheiten; S. [44].

**Besuch der Ausstellung im Oberen Belvedere;** S. [44].

**Naturforscher-Versammlung in Wien;** S. [44].

**Einladung zur Anthropologen-Versammlung in Innsbruck;** S. [44].


## Jahres-Versammlung am 13. März 1894.

Vorsitzender: Herr Hofrath Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl.

Schriftführer: Herr Secretär Franz Heger.

1. Nach Constatirung der Beschlussfähigkeit ertheilt der Vorsitzende dem Herrn Secretär Franz Heger das Wort. Derselbe verliest den vom Herrn Präsidenten Ferdinand Freiherrn v. Andrian-Werburg verfassten

### Jahresbericht für 1893.

Hochverehrte Versammlung!

Der Stand unserer Gesellschaft hat sich während des verflossenen Jahres nicht wesentlich verändert. Wir zählten mit Schluss Februar 1894 319 ordentliche und 40 unterstützende Mitglieder gegen 357 im Vorjahre, worunter 44 unterstützende Mitglieder.

Wir beklagen das Ableben unseres berühmten Ehrenmitgliedes, des Herrn Leopold v. Schrenck in St. Petersburg, ferner unserer correspondirenden Mitglieder, der Herren Ingwald Undset in Christiania und Ludwig Lindenschmit in Mainz. Herr L. v. Schrenck starb am 20. Januar 1894. Noch vor Kurzem hat er uns den III. Band seines ausgezeichneten, von Herrn Heger in unseren „Mittheilungen" besprochenen Werkes: „Reisen und Forschungen im Amurlande in den Jahren 1854 bis 1856" übermittelt, welches seinen Namen auf lange Zeiten hinaus erhalten wird. Ich verweise hier auf den Nachruf, der ihm in dem letzten Sitzungsberichte von Herrn Heger gewidmet wurde, welcher wiederholt Gelegenheit hatte, ihn in Petersburg zu besuchen und zu sehen, welches Ansehen L. v. Schrenck dort in wissenschaftlichen Kreisen genoss. Mit ihm ist einer der Letzten aus jenem älteren Kreise von Anthropologen geschieden, welche, wie Baer, Helmersen, Middendorf und Andere, einen grossen Einfluss auf die Entwicklung dieser Wissenschaft in Russland ausgeübt haben. Auch Undset's Name wird stets mit der Erinnerung an grosse und bleibende Erfolge in der prähistorischen Archäologie verknüpft bleiben. Bezüglich der Einzelheiten seines Wirkens kann ich auf Herrn Szombathy's Darstellung im Bande XXIII unserer „Mittheilungen" verweisen.

In Ludwig Lindenschmit schied uns am Beginne des Jahres ein Mann von erstem Range unter den Erforschern der heimischen Urgeschichte. Seine überaus lange und vielseitige Thätigkeit in der Literatur und in dem von ihm verwalteten berühmten Centralmuseum zu Mainz lebt noch zu frisch im zeitgenössischen Gedächtnisse, als dass wir nöthig hätten, an Einzelheiten zu erinnern. Jedermann kennt aus dem „Archiv für Anthropologie" seinen Kampf gegen die nordischen Prähistoriker und ihre Auffassung der drei vorgeschichtlichen Culturperioden. Er stritt für den Begriff germanischer Vorzeit und germanischer Cultur, wie er ihn aus den Denkmälern der Völkerwanderungszeit, die er wie kein Zweiter kannte und uns in seinen Publicationen vertraut machte, gewonnen hatte. Das war sein Ausgangspunkt, und hier liegt der Hauptwerth dessen, was er geschaffen. Fundgruben, wie seine „Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit" und Darstellungen, wie der I. Band seines „Handbuches der deutschen Alterthumskunde", werden in der Geschichte der Wissenschaft nie ihren Platz verlieren; sie haben ihrem Schöpfer ein unvergängliches Andenken geschaffen.

Wir haben durch Ableben folgende Mitglieder verloren: den k. k. Hofrath Freiherrn Karl v. Czörnig, Herrn k. u. k. Stabsarzt Dr. Anton v. Fillenbaum, Herrn Clemens J. Hladisch, Moriz Freiherrn v. Königswarter, Hofrath Dr. Hans Kundrat, Fabriksdirector Hermann Theodor Schmidt und endlich Grafen Edmund Zichy, dessen Hinscheiden uns im Hinblicke auf seine vielseitigen Anregungen und seine langjährigen freundschaftlichen Beziehungen zu Ihrem Vorsitzenden besonders hart trifft. Wir werden ihnen stets ein dankbares Andenken bewahren.

Vor Allem sei unser ehrerbietiger Dank Sr. Majestät dem Kaiser dargebracht, welcher uns auch in dem verflossenen Jahre 200 fl. für unsere allgemeinen Ausgaben und 1000 fl. für praktische Arbeiten und deren Veröffentlichung gewährt hat. Auch dem k. k. Unterrichtsministerium schulden wir wärmsten Dank für die Aufrechterhaltung der für uns unentbehrlichen Staatssubvention.

Unsere verfügbaren Mittel wurden für prähistorische und ethnographische Arbeiten verwendet. Die Angriffnahme der prähistorischen Studien in der Bukowina wurde längst von unserem Specialcomité für praktische Arbeiten als eine der dringendsten Aufgaben unserer Gesellschaft bezeichnet. Herrn Custos Szombathy, dem thätigsten Mitgliede dieses Comités, gebührt das Verdienst, dieses Postulat durchgeführt zu haben. Von Behörden und Privaten in reichstem Masse unterstützt, besuchte derselbe von Czernowitz aus die Punkte Hliboka, Radautz, Horodnik, Suczawa, Hatna, Calinesti, Sereth, Hadikfalva, Schipenitz und Radautz. Er eröffnete die neolithischen Tumuli von Horodnik bei Radautz und die grossartige, durch verschiedene Perioden reichende Ansiedelung von Schipenitz und untersuchte die römischen Tumuli von Hliboka, sowie die Burgwälle von Hliboka und Hlinitza. Als besonders werthvoll erwies sich dabei die Mithilfe des Herrn Conservators C. Romstorfer, durch dessen Localkenntniss eine rasche Orientirung behufs Eröffnung von aussichtsreichen Grabungen ermöglicht wurde. Dank diesem einträchtigen Zusammenwirken der verschiedenen berufenen Factoren wurde in relativ kurzer Zeit ein Forschungsgebiet erschlossen, welches sich viel ergiebiger zeigte, als man früher anzunehmen geneigt war. Sollte Herr Szombathy, wie wir hoffen, auch in diesem Jahre seine Arbeiten in der Bukowina fortzusetzen in der Lage sein, so wird bei dem lebhaften Interesse aller Kreise in der Bukowina ein Centrum für methodische und prähistorische Forschung entstehen, welches die Entwicklung des Landesmuseums auch nach dieser Richtung hin kräftigst fördern kann.

Wir haben ferner Herrn Ignaz Hofmann in Fischau behufs Vornahme einiger Probegrabungen auf der Malleiten unterstützt. Einige Details über die Resultate derselben sind in Herrn Szombathy's Bericht: „Ausflug der Anthropologischen Gesellschaft nach Fischau und auf die Malleiten bei Wiener-Neustadt am 4. Juni 1893“ enthalten.

Herr Professor R. Meringer hat im verflossenen Jahre mit Unterstützung unserer Gesellschaft seine Hausbaustudien fortgesetzt. Seine Reise hatte den Zweck, die früheren Arbeiten über das volksthümliche Haus Steiermarks durch die Erforschung der südlichen Theile Steiermarks und Kärntens zu vervollständigen. Für Kärnten war durch die Arbeiten Bancalari's alles Nöthige bereits geschehen und auch Südsteiermark bot unerwarteter Weise wenig Neues. Dass man trotzdem schätzbares Material fand, welches in sehr erwünschter Art ergänzend zu dem bis jetzt bekannten hinzu trat, soll eine voraussichtlich noch heuer erscheinende Arbeit zeigen.

Herr Dr. Wilhelm Hein hat mit unserer Unterstützung die mährischen ethnographischen Localausstellungen zu Prossnitz, Drzewohostitz, Holleschau, Frankstadt am Radhošt und Prerau besucht. Lag es doch im dringendsten Interesse der Anthropologischen Gesellschaft, von diesen Versuchsausstellungen für die čecho-slavische ethnographische Ausstellung in Prag 1895 Kenntniss zu nehmen. Herr Hein gedenkt eine ausführliche Besprechung derselben in unseren „Mittheilungen“ zu veröffentlichen. Eine vorläufige Darstellung der Ausstellung von Prossnitz findet sich in der Nummer der „Deutschen Zeitung“ vom 18. Juli 1893.

Zur Vervollständigung der Darstellung unserer Arbeiten bleibt nur noch der Unterstützung zu gedenken, welche unsere Gesellschaft für die Herausgabe der Arbeit des Herrn Dr. Fr. Kaindl über die Huzulen aufgewendet hat.

Unserer Gepflogenheit gemäss, schliesse ich an diese pflichtmässige Berichterstattung weitere uns zugekommene Mittheilungen über die im verflossenen Jahre auf prähistorischem Gebiete ausgeführten Arbeiten. Dieselben werden wesentlich ergänzt durch die von Herrn Dr. Much uns seit einer Reihe von Jahren freundlichst dargebotenen Zusammenstellungen der in den „Berichten der k. k. Central-Commission“ 1893 veröffentlichten Arbeiten, welche in unseren „Sitzungsberichten“ enthalten sind.

Die prähistorische Commission der kais. Akademie der Wissenschaften concentrirte ihre Mittel auf die Vollendung der Ausgrabungen auf dem Loibenberge bei Videm in Untersteiermark. In ihrem Auftrage grub Herr Professor Dr. Rudolf Hoernes aus Graz den letzten der dort bekannten grossen Tumuli durch. Derselbe enthielt, ähnlich wie seine Nachbarn, wiederum zahlreiche, zum Theile sehr interessante Gräber der Hallstatt-Periode. Als Anhang zu dieser grossen Arbeit wurde noch ein kleinerer Tumulus bei Rožno in der Nähe von Lichtenwald, welcher ebenfalls mehrere der Hallstatt-Periode angehörige Begräbnisse enthielt, untersucht.

Nach dem Berichte des Herrn Dr. Petter wurden im verflossenen Jahre im Kronlande **Salzburg** sowohl prähistorische Grabhügel als römische Ansiedelungen, und zwar die ersteren in einem Walde zwischen Armsdorf und Nussdorf, die letzteren an der Strasse salzachabwärts gegen Laufer in der Nähe von Muntigl constatirt. Auch lieferte die 1892 von Herrn Petter entdeckte prähistorische Ansiedelung am Rainberge (Ofenlochberge) im Gebiete der Vorstadt Salzburg mehrere hübsche Bronzeobjecte, während die Bauten in der Stadt fortwährend römische Dinge zu Tage fördern. Aus den bisherigen, alljährlich erweiterten Funden erhellt jedenfalls, dass die Gegend salzachabwärts am rechten Ufer sowie östlich gegen das Innviertel in prähistorischer Zeit ziemlich bevölkert war und dass die Römer den prähistorischen Einwohnern überall auf dem Fusse folgten.

In **Oberösterreich** wurde nach Mittheilung der Verwaltung des Museums Francisco-Carolinum bei den Erdarbeiten zur Herstellung der Militärschiessstätte zu

Alharting bei Linz, am südlichen Abhange des Kürnberges, in der Tiefe von circa 3 m eine grössere Menge rothgebrannter Lehmstücke mit Rillen gefunden. Dieselben sind als Bruchstücke prähistorischen Lehmbewurfes von aus Flechtwerk hergestellten Hütten anzusehen, die durch Feuersbrunst, welche die Hütten verzehrte, hart und rothgebrannt wurden und dadurch die Eindrücke der Ruthen, aus denen das Flechtwerk bestand, bewahrt haben. Diese Ueberreste waren inmitten von Schotter und sandigem Gerölle gelagert; eine Culturschichte war nicht vorhanden.

Dieser Umstand und die geologische Beschaffenheit des Bergabhanges, an dessen Fuss die erwähnten Gegenstände in so beträchtlicher Tiefe gefunden wurden, lassen vermuthen, dass die Hütten, deren Verkleidung sie einst bildeten, ihren Standort an der Lehne des Kürnberges hatten, durch Abrutschen des lockeren Gerölles weggerissen und durch Abschwemmungen von der Höhe des Berges herab verschüttet wurden.

Ende October d. J. wurde in Hagland bei Nöfing, Gemeinde St. Peter bei Braunau am Inn, gelegentlich der Bearbeitung eines Feldes ein Bronzeschwert ausgeackert. Bei sorgfältiger Untersuchung der Fundstelle zeigte sich in geringer Tiefe eine 35 cm mächtige Lehmschichte im Durchmesser von 5 m in der einen und 4 m in der anderen Ausdehnung. Ueber diese Schichte waren kugelförmige Steine gehäuft. Nach Aussage des Grundbesitzers waren in früherer Zeit diese Steine in so grosser Menge aufgehäuft, dass sie einen auffälligen Hügel bildeten, zugleich aber die Bearbeitung des Ackers erschwerten, daher sie nach und nach beseitigt wurden.

Das vollkommen gut erhaltene Bronzeschwert lag auf der untersten, auf dem Lehmboden lagernden Steinschichte.

In der gleichen Lage fanden sich noch eine glatte Bronzenadel ohne Knopf, eine Bronzemesserklinge, ein Fragment eines Bronzedolches, ferner ein Bruchstück vom verzierten Griffansatze eines Bronzeschwertes, ausserdem noch Scherben verschiedener meist kleiner Thongefässe, darunter solche mit Umbo, und weiters Asche, gebrannte Knochenreste und Kohlen.

Herr Heinrich Richlý in Neuhaus hat im vorigen Jahre Grabhügel neben dem Bahnhofe bei Veseli a. L. untersucht. Die Ergebnisse seiner Arbeit finden Sie in den „Sitzungsberichten“. Ich verweise besonders auf die von diesem thätigen Mitgliede in den letzten Wochen herausgegebene grosse Prachtpublication: „Die Bronzezeit in Böhmen“.

Herr Conservator Ludwig Schneider in Smiřic hat auch im verflossenen Jahre die neolithische Wohnstätte von Zderatz im Auge behalten. Bemerkenswerth ist, dass die Auffindung des ersten Bronzegegenstandes in unmittelbarer Nähe derselben stattfand. Nicht weit davon wurde im verflossenen Sommer der alte Eisenbahnschnitt zwischen Trotina und Lochenitz erweitert, wobei auf der ganzen Strecke Scherben, Feuersteinartefacten und Getreidereibsteine zum Vorschein kamen. Die Scherben zeigen die Ornamentik der in der Vypustekhöhle gefundenen. Die Resultate dieser Studien, Herrn Schneider's Untersuchung des Bezirksmuseums in Hořic, ferner die Ergebnisse des Ausfluges desselben nach der Oberlausitz bringen unsere „Sitzungsberichte“.

Dasselbe ist auch der Fall bezüglich der reichhaltigen Mittheilungen des Herrn Conservators Břetislav Jelínek, welche zahlreiche vorgeschichtliche Funde aus der Umgebung von Laun besprechen; so die Gräberstätte von Nad Sedlickami bei Smolnic, die Grabhügel von Smolnic, Toužetin, die Gräber von Dobroměřic und die Funde aus Prag.

Herr Professor und Conservator Dr. Müller theilt uns mit, dass im westlichen Böhmen in der Ortschaft Petersburg am Abhange eines grösseren Hügelzuges im Lehmboden ausser den jüngstgefundenen Schädelknochen und Zähnen eines Hippopotamus schon vorher Hirschgeweihe, Urnen, ein grosser, bronzener Halsring, bronzene Armspangen, Gewandschliessen u. A. m. ausgegraben wurde

Nach Mittheilung des Herrn Professors Dr. E. Hibsch in Tetschen haben auch die am Südfusse und Ostabhange des böhmischen Mittelgebirges sich ausbreitenden Gegenden im heurigen Jahre einige prähistorische Gegenstände zu Tage gefördert. So wurden in der Umgebung von Ploschkowitz und Pitschkowitz Steinbeile (im April 1893 und noch welche im Herbste desselben Jahres) gefunden. Diese Fundgegenstände sind in der Schule zu Pitschkowitz nebst anderen prähistorischen Gegenständen, aus früheren Ausgrabungen herstammend, in einem „Localmuseum“ aufbewahrt.

Auch die Umgebung von Krzeschitz hat Steinbeile, Bronzen und Urnen geliefert. Desgleichen wurden beim Abtragen der „Alten Schanzen“, nördlich des Nordwestbahnhofes bei Leitmeritz, Urnen aufgefunden.

Im Juni 1892 wurde im Daubaer Gemeindewald, Flur „Zaukenkippe“ ein Bronzekelt ausgegraben.

In den „Mittheilungen des nordböhmischen Excursionsclubs“, XVI. Jahrgang, 1893 (Böhm.-Leipa), berichtet Herr Ernst Karl Graf Waldstein über seine im Jahre 1887 bei Dauba vorgenommenen Ausgrabungen, durch welche Reihengräber slavischen Ursprunges aus dem XI. Jahrhundert aufgedeckt worden sind.

Von den uns zugekommenen Mittheilungen über die in **Mähren** im Sommer 1893 ausgeführten Arbeiten erwähne ich vorerst eines vom Custos des Franzensmuseums in Brünn, Herrn Moriz Trapp, gütigst übersendetes Fundverzeichnisses aus dem ihm zugetheilten Conservatorbezirke. Daran schliesse ich die Besprechung der Arbeiten des Herrn Jaroslav Palliardi in Znaim. Derselbe hat in der Vorstadt Neustift bei Znaim neolithische Töpferwaaren aus dem gelegentlich des Baues des städtischen Versorgungshauses aufgedeckten Gruben gesammelt, auch die Gräber bei Urbau, Durchlass, die prähistorischen Ansiedelungen bei Ober-Dannowitz, Testity, beim Schattauer Bahnhofe, in den Ziegeleien von Gnadersdorf und Hödnitz untersucht und das bereits früher entdeckte Hradisko Křepic neuerdings ausgebeutet. Die „Zeitschrift des Olmützer Musealvereines“ enthält ausführliche Beschreibungen dieser Funde. Der in unseren „Sitzungs-

berichten“ mitgetheilte Inhalt des Bandes X dieser Zeitschrift gibt ein gutes Bild der mährischen Prähistorik.

Der Verwaltungsausschuss des städtischen Museums in Budweis theilt uns mit, dass Herr Hauptmann Adolf Lindner auch im verflossenen Jahre einige in der Umgegend von Budweis befindlichen Hügelgräber durchforscht hat, welche zu der Nekropole von Plaben (35 Tumuli) gehören. Derselbe hat ausserdem untersucht: die Hügelgräber bei Gross-Čekan und ein ausgedehntes Aschenlager am östlichen Abhange des Domek-Waldes bei Budweis.

Herr Oberlehrer Eduard Peck untersuchte 15 Gräber im Kosteletzer Walde bei Holeschowitz. Aus den erbeuteten Topfscherben konnten 50 Gefässe zusammengesetzt werden. Ausserdem kamen Beigaben aus Bronze, Perlen aus Glas und Bernstein vor. Eine Beschreibung des Fundes wird in der Zeitschrift des Olmützer Vereines erscheinen. Herr Peck hat noch andere prähistorische Localitäten in der Umgegend von Prerau constatirt, welche bei ihrem Reichthume an vorgeschichtlichen Ueberresten ein dankbares Gebiet für den Forscher bietet.

Herr J. Knies in Blansko hat die bereits im vorigen Jahresberichte angedeuteten Gesichtspunkte weiter verfolgt und über die Anwesenheit der Römer in Mähren eine Reihe von wichtigen, bisher wohl nicht im Zusammenhange gewürdigter Thatsachen gesammelt. Derselbe hat überdies seit einer Reihe von Jahren zahlreiche bis dahin unberührte Höhlen der mährischen Schweiz untersucht und in einer derselben, der Höhle Sklep-Heller bei Vratikow unweit Boskowitz Spuren des paläolithischen Menschen gefunden. Auch die Burgwälle von Naporky und Dvorka bei Oslavan lieferten ihm interessantes Material. Einige Details über die Arbeiten dieses eifrigen Prähistorikers finden Sie in unseren „Sitzungsberichten“.

Dr. Martin Kříž, der sich 30 Jahre hindurch mit der wissenschaftlichen Untersuchung der Höhlen in den mährischen Devonkalken befasst hat, beendete im verflossenen Jahre seine Höhlenarbeiten und publicirte im „Jahrbuche der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien“ die geologisch-paläontologischen Resultate seiner Untersuchungen unter dem Titel: „Die Höhlen in den mährischen Devonkalken und ihre Vorzeit“ (Jahrbuch 1891, Bd. XLI, S. 443—570 und Jahrbuch 1892, Bd. XLII, S. 463—626). Es sind dies umfangreiche, mit Karten und Profilen versehene Monographien, die die Grundlage für jede weitere Forschung auf diesem Gebiete bilden werden und die eine grosse Fülle von urgeschichtlichen und prähistorischen Daten enthalten.

Das in den ungestörten Erdschichten eingebettete Inventar menschlicher Hinterlassenschaft kann nur dann richtig beurtheilt werden, wenn zugleich die wahre Beschaffenheit dieser Erdschichten und ihre Bildungsart sach- und wahrheitsgemäss begründet erscheint; in dieser Beziehung findet der Leser in den erwähnten Abhandlungen eine Menge belehrender Beispiele.

Dr. Kříž hat 130 Schächte mit einer Gesammttiefe von 568 m ausgehoben, 88mal die felsige Sohle angefahren und 4021 m³ Ablagerungsmassen ausgehoben und untersucht.

Nebst den in den Höhlen abgesetzten diluvialen und alluvialen Ablagerungen beschäftigte sich Dr. Kříž mit den aus dieser letzten geologischen Epoche (Quartär) stammenden, aber ausserhalb der Höhlen befindlichen Gebilden, insbesondere mit den Löss- und Lehmlagern Mährens.

Er untersuchte die Lösslager in Předmost bei Prerau, die den classischen geologisch-urgeschichtlichen Stationen beizuzählen sind und worüber unsere „Mittheilungen“ im I. Hefte dieses Jahrganges von dem genannten Autor eine Abhandlung gebracht haben, dann sämmtliche Lösslager bei Brünn (14 an der Zahl) und überdies 50 andere, in den verschiedenen Theilen Mährens gelegene Lössdepôts, und zwar vom geologisch-urgeschichtlichen Standpunkte.

Schliesslich sei erwähnt, dass die von Dr. Kříž in böhmischer Sprache verfasste archäologisch-ethnographische Monographie, die nach den wichtigsten Höhlen den Titel: „Kulna und Kostelík“ führt, am 3. December 1893 von der böhmischen Akademie der Wissenschaften den Jubiläumspreis von 500 fl. erhalten hat.

Ueber die Thätigkeit in **Oesterr.-Schlesien** während des vorigen Jahres lasse ich hiemit die Mittheilung des Herrn Dr. Kulka vollinhaltlich folgen:

„Die Thätigkeit auf prähistorischem Gebiete beschränkte sich, gleichwie im Vorjahre, auf die Aufsammlung von Funden. Herrn Ernst Valenta, k. k. Finanzwach-Respicienten in Kathrein, gelang es neuerlich, eine Anzahl Gegenstände Kathreiner Provenienz dem k. k. Naturhistorischen Hofmuseum zuzuführen (Messer aus Silex, Steinhämmer, Flachmeissel, Spinnwirtel, ein konisches Webegewicht, einige ganze Gefässe, Reste von Gefässen mit hohem, hohlem Fusse etc.). Dieselben schliessen sich den bereits von dieser Localität stammenden Objecten enge an und bilden eine neuerliche Bestätigung für den vornehmlich neolithischen Charakter derselben. Die eifrigen Bemühungen des genannten Sammlers um die Erhaltung der ihm erreichbaren Funde sind um so anerkennenswerther, als nur wenige Persönlichkeiten der Vorgeschichte Oesterr.-Schlesiens ihr Augenmerk zuwenden und der Mangel eines Fundgesetzes sich auch in diesem Kronlande immer mehr fühlbar macht.

Die bedeutendsten Ergebnisse in diesem Jahre lieferte jedoch Kreuzendorf. Von der bewährten Fundstätte im Gutshofe ist zunächst eine Reihe grösserer Gebrauchsgefässe mit geradem oder konischem Halse und sphäroidem Körper zu nennen, der an der Mitte entweder drei sehr kleine, quere Schnurhenkel oder ebenso viele nach aufwärts gerichtete, niedrige Zäpfchen trägt. Von den kleineren Gefässen, unter denen einigen derb gearbeiteten offenbar nur die Bedeutung als Spielzeug zukommt, ist insbesonders eines von dem bekannten schlesischen Typus mit eingeritzten Halbkreisen über den (fünf) Buckeln und zwischen denselben laufenden Liniengruppen zu erwähnen. Interessant sind ausserdem zwei trichterförmige Thongeräthe mit nach ein-

wärts gekrümmten Wänden, von welchen das eine drei kleine Schnurhenkel, das andere drei spitze Warzen in der halben Höhe besitzt; ferner zwei einhenkelige, krugartige Gefässe. Die Ausbeute an Werkzeugen an dieser Stelle besteht aus einer grossen Anzahl flacher Beinpfriemen, einigen grossen, keilförmigen Glättwerkzeugen aus Knochen, mehreren Flachmeisseln und Hämmern aus Stein (von ersteren zwei, von letzteren ein Miniaturstück) und zwei Thonperlen. Unter den Thierresten ist ein Bärenzahn und der Unterkiefer eines Bibers nennenswerth. Metallgegenstände wurden auch dieses Mal nicht gefunden.

Allem Anscheine nach ist dies die letzte Ausbeute auf dem für die Vorgeschichte Oesterr.-Schlesiens so wichtigen Gutshofe. Erfreulicher Weise hat die prähistorische Forschung daselbst durch Herrn Vincenz Herudek, Gutscontrolor in Kreuzendorf, dessen Aufmerksamkeit auch die Aufsammlung der oben erwähnten Funde zu danken ist, mit der Entdeckung eines Urnengräberfeldes in nächster Nähe des Dorfes und nur 300 m nordwestlich vom Gutshofe entfernt, einen neuen Angriffspunkt gewonnen. Die Localität selbst liegt am rechten Oppaufer, unmittelbar bei der Haltestelle Kreuzendorf und wird südlich von dem Fahrwege in das Dorf, westlich von der Bahntrace begrenzt. Bis nun wurden 11 Gräber geöffnet, von denen Herr Herudek acht aufdeckte, während drei andere noch am Schlusse des Jahres von mir untersucht wurden. Nach den von mir gemachten Beobachtungen liegen unregelmässig in Entfernungen von $1^1/_2$—3 m situirte Flachgräber vor, welche in der Tiefe von 30 cm bis 1 m gewöhnlich zwei mit Knochenasche gefüllte, über einander gestürzte Schüsseln mit einwärts gebogenem Rande als Hauptgefäss nebst drei bis vier halbkugelförmigen, selten verzierten, kleinen Schalen als Beigaben bergen. Die sonstige Ausstattung bestand bisher aus Feuersteinwerkzeugen, welche jedoch nicht unmittelbar bei den Gefässen lagen, hie und da aber auch aus Bronze (eine 3 cm weite Spirale aus dünnem Draht, zwei zerbrochene, glatte Armreifen) Bruchstücke eines Torques und Eisen (Nadel mit kugeligem Kopf und gerader Nadelkopf mit zwei Wülsten). Von Speiseresten fand sich lediglich ein walnussgrosser Ballen verkohlter Hirse, wogegen Thierknochen bis nun fehlen. Um die Gefässe ist in der Regel von Holzkohle geschwärzte Erde gestreut. Steinpackung oder Pflaster wurde nicht constatirt.

Ein definitives Urtheil über die Cultur des Gräberfeldes wird sich erst nach Erzielung umfangreicherer Ausgrabungsergebnisse abgeben lassen. Doch sprechen bereits jetzt viele Anzeichen dafür, dass die Benützung desselben der Zeit der neolithischen Ansiedelung im Gutshofe angehört. Das Vorkommen der Bronze und des Eisens in den Gräbern, welches sich gegen diese Annahme geltend zu machen scheint, wäre nur als Anhaltspunkt für die nähere Zeitbestimmung der Ansiedelungscultur aufzufassen. Die Ergründung des voraussichtlichen Zusammenhanges beider Localitäten, sowie die Seltenheit intacter Gräberfelder in Oesterr.-Schlesien machen den Wunsch nach einer systematischen Untersuchung lebhaft rege.“

In **Kärnten** wurde im verflossenen Jahre ein bedeutender Depôtfund zu Augsdorf bei Velden gelegentlich des Strassenbaues am Südufer des Sees gemacht. Es fanden sich ungefähr 60 cm unter der Oberfläche auf dem flachen Felsengrunde eine grosse Menge Bronzegegenstände der Hallstattcultur, wovon durch die Sorgfalt der k. k. Gendarmerie im Wege der k. k. Landesregierung über 40 Stücke in den Besitz des Kärntnerischen Geschichtsvereines gelangt sind. Die Mehrzahl der Fundstücke waren Bronzesicheln, theils ganze Exemplare, theils Bruchstücke, im Ganzen 18 Stücke, ausserdem mehrere ganze und gebrochene Bronzebeile, ein schwerer Hammer aus Bronze, das Stück einer Schwertklinge, mehrere grosse und kleine Bronzekuchen und verschiedene Gegenstände von unbestimmbarem Gebrauche.

An wichtigeren Publicationen über die Vorgeschichte Kärntens sind erschienen: In den „Mittheilungen der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale: Besprechung über das Lavantthal und der Schlussbericht über die Ausgrabungen in Frögg; ferner in der Zeitschrift „Carinthia: Aeltere römische Strassenzüge“ und in Commission bei F. v. Kleinmayr: „Die alte Geschichte Kärntens“, sämmtliche von dem Vereinssecretär Baron Karl Hauser.

Herr Dr. v. Marchesetti hat auch heuer die Ausgrabungen auf dem Todtenfelde von St. Lucia fortgesetzt und weitere 166 Gräber eröffnet. Sämmtliche waren Brandgräber, wie die in den Vorjahren durchsuchten. Als neu ist die Auffindung eines römischen Grabes zwischen den prähistorischen zu verzeichnen. Relativ häufig (26·6%) war die Asche in grossen Ossuarien beigesetzt. Unter diesen fand man ein Ossuarium — leider nur in Fragmenten — aus Bronzeblech mit Verzierungen in getriebener Arbeit.

Es wurden neun kleinere Bronzegefässe ausgehoben, nämlich sieben Situlen, eine zertrümmerte Cyste und ein prächtiger zweihenkeliger Lebes von 245 mm Durchmesser. Die beigegebenen Töpfe zeigen ziemlich viel Mannigfaltigkeit, obwohl die Kelch- und Tassenform vorherrschend ist.

Wie gewöhnlich bestand der Hauptschmuck aus Fibeln, wovon weitere 150 gesammelt wurden. Am häufigsten sind darunter die Schlangenfibeln (49), sodann Certosa-, a sanguisuga- und Bogenfibeln. Von den Ersteren sind zwei vergoldete Exemplare hervorzuheben. Eine schöne Beinfibel trägt in der Mitte die Figur eines Cerviden. Aber das Prachtstück dieser Fibeln ist eine in Form eines Dreigespannes, ähnlich derjenigen, die bei den ersten Grabungen im Jahre 1850 gefunden wurde. Ohne näher auf die Nadeln, die mannigfaltigen Finger-, Arm-, Hals- und Ohrringe etc. einzugehen, sei noch eines grossen Brustschmuckes aus Bernstein gedacht.

Die anderen Forschungen Marchesetti's betrafen Castellieri und Höhlen. Interessante Funde wurden besonders im Castelliere di San Dionisio am Quieto und in den neuentdeckten Ringwällen von Contovello in der nächsten Nähe von Triest gemacht, wo die Ausgrabungen bei günstiger Jahreszeit fortgesetzt werden.

Eine in der Nähe von Samotorza am Karste gelegene, ziemlich weitläufige Grotte wurde in diesem Jahre in Angriff genommen, wobei Herr R. Seemann sich fleissig betheiligte. Die Grabungen lieferten interessante Objecte aus der Steinzeit, besonders grosse Hornsteinmesser, bearbeitete Knochen und Hirschgeweihe, ansehnliche Mengen Scherben, Mahlzeitenreste etc. Auch zwei andere Höhlen bei Slivno und bei Brisce wurden unter Mithilfe des Herrn Perko untersucht und ergaben mehrere neolithische Ueberreste. Dank dem Eifer des Herrn J. Marinitsch, des rastlosen Erforschers der unterirdischen Labyrinthe der Recca, wurde die St. Canzianer Höhle weiter durchforscht und manches Neue erbeutet. Ausserdem hat Marchesetti noch zahlreiche Reste von Ursus spelaeus in einer Höhle im Tribussathale entdeckt, wo derselbe einen recht gut erhaltenen Schädel dieses Höhlenthieres aushob.

Schliesslich sei noch des zufälligen Fundes eines mit schönem Bronzeschmucke ausgestatteten menschlichen Skeletes in einem 33 m tiefen Abgrunde in der Nähe von Pevir gedacht.

Nach freundlicher Mittheilung des Herrn Dr. Amoroso in Parenzo wurden im verflossenen Jahre die Ausgrabungen in Pizzughi fortgesetzt. Sie ergaben als Ausbeute 55 Thongefässe mannigfaltiger Form, darunter mehrere mit eingegrabenem Ornament und Vogelfiguren und bronzenen Beigaben, als: Fibeln, Ringe, Haarnadeln, Armringe, Gürtelbleche etc. — Auch ist man auf die Spur der prähistorischen Nekropole des Castelliere San Martino bei Torre gekommen, wo im vorigen Jahre Dr. Hoernes einen Ausgrabungsversuch gemacht hat.

Schliesslich wurden neun Tumuli in der Gemeinde Villa di Rovigno geöffnet, die aber blos einige Leichenreste und sehr rohe zertrümmerte Thonmassen ergeben haben. Die Orientirung der Tumuli richtet sich durchaus von Nord nach Süd. Die Leichen wurden in ummauerten, sechsplattigen Steinkisten und in sitzender Stellung bestattet, mit gesenktem Kopfe gegen die gehobenen Kniee und das Gesicht gegen Norden gewendet.

Als Nachtrag zu dem bereits früher Bemerkten über die Arbeiten in der **Bukowina** gedenke ich der Untersuchung eines auf dem Gute des Herrn Demeter Ritter v. Kostin in Stupka gelegenen Tumulus durch Herrn Professor Kolbenheyer, wobei Asche und kleine (vorläufig nicht näher bestimmte) Knochenreste gefunden wurden. Bei dem lebhaften Interesse, welches Herr v. Kostin diesen Studien entgegenbringt, dürfen wir wohl eine Fortsetzung derselben zuversichtlich erwarten.

Die von Herrn Dr. Truhelka im **Occupationsgebiete** 1893 durchgeführten Ausgrabungen waren folgende:

1. Varvara (Bezirk Prozor) ein Kolossal-Tumulus von 40 m Durchmesser, 4 m Höhe, welcher im Baue von den bisher bekannten abweicht. Der Tumulus ist nicht als Grabdenkmal, sondern als Nekropole gedacht. Ein künstlich angelegter Steinhügel wurde als Massengrab in der Weise benützt, dass man die Leichen auf der Oberfläche niederlegte und mit einer Steinschichte bedeckte.

So lagen auf dem Tumulus circa 40 nach Osten orientirte Leichen. Nur sehr wenige darunter hatten Beigaben — kleine Bronzen und einzelne Eisenstücke.

Nicht weit davon wurde eine prähistorische Ansiedelung entdeckt. Obwohl nur wenige Tage an die Untersuchung derselben verwendet werden konnten, wurde eine reiche Ausbeute an Thongefässfragmenten, Wirteln, Knochenartefacten, Gussformen für Kelte und Lanzen und 24 Urnen nach Hause gebracht. Ausgedehnte Spuren von Feuerungsanlagen lassen dort eine industrielle Niederlassung vermuthen. Für das nächste Jahr wurde die Fortsetzung der Arbeiten bei dieser Gradina in's Programm genommen.

In Vitina (bei Ljubuski) wurde ein römisches Wohnhaus ausgegraben. Das interessanteste Fundstück war ein Ziegel der „LEG IIII (Fl.)“, welche wir nur in Mösien und Pannonien in Garnison wissen.

Im Lašvathale wurde zunächst bei M. Mošunj ein römisches Wohnhaus blossgelegt, bei Putičevo eine Fundschichte mit zahlreichen römischen Urnen und Werkstücken untersucht und schliesslich in Varošluk (bei G. Turbe) eine frühchristliche Basilica, deren Bau, nach Funden zu schliessen, in's IV. Jahrhundert zu verlegen wäre.

Herr Franz Fiala hat im Jahre 1893 im Occupationsgebiete folgende Ausgrabungen ausgeführt:

1. Glasinac. In den Nekropolen von Iliak, Miošići, Loznik, Ćitluci, Borovsko, Podpećine, Šenkovići, Taline, Vražići und Sokolačkopolje wurden zusammen 140 Tumuli geöffnet. Die grössere Hälfte derselben enthielt Skeletgräber, der übrige Theil Brandbestattungen; in einzelnen Fällen kamen auch beide Bestattungsarten nebeneinander vor. An Nachbestattungen wurden sowohl mittelalterliche als auch römische einige Male constatirt. Interessant war die Auffindung eines Tumulus mit nur römischen Beisetzungen, der nach einer mit vorgefundenen Münze des Licinius pater ungefähr datirt werden konnte; das Material des Hügels bestand aus Schlägelschotter und wenig Erde.

Die Gesammtausbeute an Eisen-, Bronze-, Silber-, Stein-, Knochen- und Thonartefacten betrug 1000 Stück. Einem ganz neuen Formenkreise angehörig waren die in der Nekropole von Iliak gefundenen Artefacte, unter denen folgende hervorzuheben wären: 2 Pateren, aus Bronzeblech getrieben, 3 Paar Beinschienen aus Bronzeblech, mit gravirten und getriebenen Decorationen, 1 grosse aus Bronzeblech getriebene Schüssel, 2 Schleifsteine in bronzenen, zum Aufhängen eingerichteten Kapseln gefasst, 6 Eisenschwerter, darunter eines mit bronzenen Griffschalen und bronzenem Knaufe, 2 eiserne Kelte, 1 bronzene Schale „à godrons“, am Haupte eines Skeletes gefunden, etc. An Wallburgen wurden im Fundgebiete drei neue, und zwar bei Iliak, Loznik und Miošići entdeckt.

2. „Debelo brdo“ bei Sarajevo. Diese in der nächsten Nähe des im Vorjahre bereits erforschten Sobunar gelegene Höhenansiedelung hat Artefacte aus nahezu allen Culturperioden geliefert.

Am besten und interessantesten sind die La Tène-Fibeln vertreten, unter denen eine 220 mm lange Mittel-

La Tène-Form aus versilberter Bronze besonders hervorragt. Steinerne Keile, Hämmer und Meissel, Messer und Lanzenspitzen aus Hornstein und Obsidian, Knochenpfriemen, knöcherne Harpunen, Schnitzereien aus Hirschhorn und Knochen, mannigfach verzierte Wirtel und Thongefässe, Gussformen für diverse Bronzen, bronzene Nadeln, Knöpfe, Meissel, Pincetten, Kelte, 1 bronzener Dolch, 2 kleine bronzene Wagen (Goldwagen?), bronzene Bogen- und Schlangenfibeln und zahlreiches, theils der römischen, theils der La Tène-Periode angehöriges Eisengeräth bildete die einige Hundert Nummern zählende Ausbeute.

Das Plateau der Höhenansiedelung umgibt eine jedenfalls aus römischer Zeit stammende Mörtelmauer, deren Material roh behauene Bruchsteine bilden.

Die Ansiedelung muss von der jüngeren Steinzeit angefangen bis in die spätrömische Periode bewohnt gewesen sein.

Am Fusse des Berges wurde ein interessanter Depôtfund an älteren Bronzen (nämlich: 5 Hohlkelte [ungarische Form], 1 einschneidige Streitaxt und 1 massiver Fussring) gemacht.

Hieran möge sich die Erwähnung einiger Publicationen unserer Mitglieder auf prähistorischem Gebiete anschliessen, welche im Vorhergehenden nicht berührt wurden. Herr Franz Heger hat seine Ausgrabungen und Forschungen auf Fundplätzen aus vorhistorischer und römischer Zeit bei Amstetten (Mitth. der prähistorischen Commission 1893) veröffentlicht. Ebendaselbst finden wir von Dr. Moriz Hoernes: Zur prähistorischen Formenlehre; Bericht über den Besuch einiger Museen im östlichen Oberitalien, I. Theil, sowie von Herrn J. Szombathy: Ein Tumulus bei Langenlebarn. Herr Professor Dr. Woldřich hat die „Reste diluvialer Faunen und Menschen aus dem Waldviertel Niederösterreichs in den Sammlungen des k. k. Naturhistorischen Hofmuseums“ in dem LX. Bande der Denkschriften der mathem.-naturw. Classe der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien beschrieben. Die Berliner Zeitschrift für Ethnologie enthält Herrn Dr. C. v. Marchesetti's Arbeit über die „Ausgrabungen in Caporetto und Santa Lucia, in San Pietro al Natisone in Castellieri und Höhlen“.

Das Werk von Dr. Niederle: „Lidstvo v době předhistorické. Se zvláštním zřetelem na země slovanské“ wurde bereits in unseren „Mittheilungen“ gewürdigt. Dasselbe beleuchtet deutlich den Fortschritt der prähistorischen Forschung in Böhmen. Bei dessen sorgsamer Berücksichtigung der vor- und frühgeschichtlichen Alterthümer des slavischen Ostens dürfte eine deutsche Uebersetzung dieses Werkes wohl auf allgemeinen Beifall der Fachwelt rechnen.

Von einem neu in's Leben getretenen periodischen Organe, welches in ausgedehntem Masse auch den anthropologischen Fächern eine Heimstätte bietet, sind im abgelaufenen Jahre die beiden ersten Bände erschienen. Es sind dies die „Wissenschaftlichen Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina, herausgegeben vom bosnisch-hercegovinischen Landesmuseum in Sarajevo, redigirt von Dr. M. Hoernes“ (Bd. I mit 30 Taf. und 760 Abbildungen, 593 pp. und Bd. II mit 9 Taf. und 238 Abbildungen, 692 pp. Lex.-8°).

Von den in unser Forschungsgebiet einschlagenden Abhandlungen erwähnen wir aus dem I. Bande Fiala's Höhlenforschungen in Bosnien; Prähistorische Wohnstätten in Sobunar bei Sarajevo; Untersuchung der Grabhügel auf dem Glasinac im Jahre 1892. — Truhelka, Depôtfunde von Šumetac und Vrankamen; Hügelgräber und Ringwälle auf dem Glasinac. — Radimský, Skeletgräber von Visoko (Hallstatt-Periode); Alterthümer der La Tène-Zeit von Rakitno und Majdan; Vorläufiger Bericht über die Nekropole von Jezerina. — Dann aus dem ethnographischen Theile: Delić, Beiträge zur Landes- und Volkskunde. — Zovko, Ursprungsgeschichten und andere Volksmeinungen. — Marković, Volksmärchen und Volkswahrsagerei. Im II. Bande finden wir archäologische Aufsätze, die auch Prähistorisches enthalten, von Radimský, Hörmann und Truhelka, dann aber eine gehaltvolle Reihe volkskundlicher Aufsätze von Truhelka, Ueber die bosnische Volksschrift und die Heilkunde nach volksthümlicher Ueberlieferung. — Glück, Ueber Volksmedicin und medicinischen Aberglauben, dann über Tätowirung. — Sax, Bosnische Musik. — Lilek: Gottesurtheile und Eidhelfer; Ippen, Hörmann, v. Thallóczy u. A.

Der „Glasnik“ des bosnischen Landesmuseums, auf dessen Inhalt die in deutscher Sprache erscheinenden Mittheilungen hauptsächlich aufgebaut sind, zeigt uns in seinem eben vollendeten Jahrgange 1893 den raschen Fortschritt der archäologischen und ethnographischen Landeserforschung in der allerjüngsten Zeit. Auch umfassende, mit aller Gründlichkeit ausgeführte somatisch-anthropologische Untersuchungen stehen seitens des Sarajevoer Landesmuseums in naher Aussicht, und für das Jahr 1894 ist wieder ein umfassendes Ausgrabungsprogramm entworfen. Bosnien und die Hercegovina bieten uns reiche Ernten und werden noch lange nicht aufhören, das Interesse an der so gründlich inaugurirten wissenschaftlichen Exploration wachzuhalten.

Auch die einheimische Ethnographie hat für das verflossene Jahr schöne Erfolge zu verzeichnen. Die Nationalitäten Böhmens und Mährens wetteifern in dem Studium ihres Volksthums. Die Thätigkeit der Deutschen bewegt sich vorwiegend auf literarischem Gebiete, in der Sammlung von Material an Sitten, Brauch und Sagen. Ich erwähne besonders: Willibald Müller, Beiträge zur Volkskunde der Deutschen in Mähren. Die Localausstellungen der genannten Länder stehen dagegen fast ausschliesslich im Dienste slavischer Volkskunde; sie tragen die Begeisterung für die Producte der Volksseele in immer ausgedehntere Kreise. Man bewundert daselbst nicht blos die zahlreichen und originellen Producte slavischer Hausindustrie, sondern auch die lebensvolle Vorführung von alten Tänzen und sonstiger Gebräuche. Dass auch das wissenschaftliche Studium dabei eifrig gefördert wird, möge die nachfolgende Mittheilung eines der thätigsten slavischen Volksforscher, des Herrn Professors Josef Kvaňa in Ungarisch-Hradisch, beweisen:

„Wie in den früheren Jahren trachtete ich, womöglich viele Daten über die Nationaltrachten der mährischen Slaven zu bekommen. Deshalb unterliess

ich selbst auf meinen petrographischen Wanderungen durch das westliche Mähren nicht, nach diesen Daten zu fahnden.

So bekam ich gute Nachrichten über westmährische Trachten auf der Ausstellung zu Tischnowitz, in Křižanov und auf der Ausstellung zu Austerlitz. Ein Besuch der Croatendörfer bei Nikolsburg bot reichliches Materiale zur Sicherstellung der absoluten Verwandtschaft des Ornamentes und der Tracht der hiesigen Croaten mit jenen der Podlužáken bei Lundenburg.

Die folkloristischen, das Studium der Tracht bezweckenden Wanderungen wurde womöglich mit gleichzeitigem Photographiren (Photographien 13 × 18 cm) vorgenommen.

Es wurde im Jahre 1893 photographirt:

1. In Tlumatschau (Hannaken); 2. Dřevohostitz auf der Ausstellung (Hannaken und Záhoraken); 3. Újezd bei Ungar.-Brod (Slovaken); 4. Popov bei Brumov (Walachen); 5. Alt-Hrozenkau (Slovaken ältesten Typus); 6. Březová bei Ungar.-Brod (Slovaken ältesten Typus); 7. Hroznová Lhota bei Veselí a. d. M. (Slovaken), alles in Sommer- und Winteranzug und Hochzeitstracht; nebstdem viele Einzelbilder. Dem alterthümlichen und bis in's XV. Jahrhundert, mit einigen Elementen in noch frühere Zeiten reichenden Kopfschmuck der Bräute und Kranzeljungfern wurde, wie früher, eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

Auch das Ornament, das von den Trachten nicht getrennt werden darf, wurde weiter studirt und besonders diejenigen Sachen photographirt, welche den Einfluss der Gothik, des Renaissance- und Barockgeschmackes auf unsere Ornamente zeigen. Dazu gesellte sich dann weiter das Photographiren von typischen Ostereiern aus der Slovakei und Walachei und die Untersuchungen an Dorfmajoliken slovakischer Provenienz.

Veröffentlicht wurden von mir im Jahre 1893 folgende kleinere Abhandlungen:

1. Ueber die Kunowitzer (slovakische) Tracht (Český lid), mit Photozinkographien.

2. Ueber slovakische Ostereier (Český lid), mit Photozinkographien.

3. Ueber die Tracht der Záhoraken und Hannaken in der Holleschauer k. k. Bezirkshauptmannschaft (Denkschrift der Holleschauer volksbeschreibenden Ausstellung 1893).

4. Ein Bericht über meine Ferialarbeiten (Časop. Olom. Musea).“

Einen weiteren Beleg für den Aufschwung slavischer Volksforschung bildet das von Herrn Docenten Niederle gegründete, von ihm im Vereine mit Herrn Dr. Zibrt erfolgreich fortgeführte „Český lid“, dessen Inhaltsangabe Sie in unseren „Mittheilungen“ finden.

In dem äussersten Osten unserer Monarchie, in der Bukowina, hat sich ein neues Centrum für Volkskunde, unter Anregung des Herrn Dr. Fr. Kaindl gebildet. Im verflossenen Jahre ist Herrn Kaindl's im Auftrage des und mit Unterstützung unserer Gesellschaft verfasstes Werk über die Huzulen erschienen. Ich lasse hier ein Verzeichniss der ausserdem in diesem Jahre erschienenen ethnographischen Arbeiten zur Kunde der Bukowina folgen:

C. A. Romstorfer, Die landwirthschaftlichen Bauten im Herzogthume Bukowina (Mitth. der Anthropol. Ges.).

Dr. R. F. Kaindl im „Urquell“: Geheimsprachen, Hufeisenglaube, Teufelsei, Zwiebelkalender, Mann im Mond, Katzenspor, Maikicker, Eid im Volksleben.

Derselbe im „Ausland“ 1893, Nr. 3: Die Huzulen.

Derselbe in „Ethnolog. Mitth. aus Ungarn“ über die Baba Jeudocha-Dochia (Ueberlieferungen und Deutungsversuch).

Derselbe, „Globus“ LXIV, Nr. 3: Vergleichende Bemerkungen über die Bukowiner Lippowaner und die ostpreussischen.

Derselbe, ebenda Nr. 6: Aus dem Volksglauben der Ruthenen in Galizien.

Derselbe in „Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung“ Nr. 122: Wetterglaube und Wetterzauber bei den Ostslaven.

Derselbe „Leipziger Zeitung“ vom 25. November: Jüdischer Todtenglaube.

Derselbe in „Kleine Studien“ (Pardíni, Czernowitz 1893): Die Lippowaner, Zauberglaube bei den Ruthenen, Die Ueberlieferung vom Jud Selman.

Derselbe in „Mittheilungen des Bukowiner Landesmuseum“ 1893: Die Anthropologische Gesellschaft in ihrem Verhältnisse zur Bukowina.

Ludmilla Kaindl-Kisslinger im „Urquell“: Geheimsprachen, Vexirverse, ABC-Spiele; ausserdem Beiträge zur Huzulenarbeit Kaindl's.

Michael C. Kaindl im „Urquell“: Schimpfwörtersammlung aus Czernowitz.

Olga Kaindl im „Urquell“: Starbeschwörung.

Dr. J. Polek in „Zeitschrift des Vereines für Volkskunde“ (III): Regenzauber in Osteuropa.

D. Dan in „Bukowinaer Nachrichten“: Die Zigeuner in der Bukowina.

T. G. in „Gazeta Bucovinei“, Nr. 6: Rumänische Volkslieder aus dem Radautzer Bezirke.

S. Fl. Marian, ebenda, Nr. 50—52 und 56 f.: Ueberlieferungen über die Tartaren.

In der Hausforschung dürfen wir namhafte Fortschritte verzeichnen. Ein Theil der 1892er Forschungen des Herrn Oberst Bancalari, die Fortsetzung der 1893 im „Ausland“ erschienenen, findet sich im „Globus“, Bd. LXV, Nr. 9, Februar 1894. Er enthält Volkskundliches aus der Vall arsa, den 13 und 7 Gemeinden mit besonderer Betonung der „cimbrischen“ Behausung, welche aber nichts ist als die ältere Form des oberitalienischen Bauernhauses jener Epoche, welche dem Maisbau vorausging. Einst war dort das Strohdach heimisch (die Eremitanikirche in Padua besass 1305 noch ein mächtiges Strohdach). Das hohe Strohdach ist in Südtirol eingedrungen und ist in abgelegenen, erst jüngst besser zugänglich gewordenen Gegenden, z. B. oberes Giudicarien, Val Ampola, Gegend von Asiago-Roana, Rozzo u. s. w., den 13 Gemeinden dann oberhalb Primolano in Canal di Brenta etc. stellenweise erhalten geblieben.

Dann ist eine neue, 1890 von Virchow flüchtig bemerkte Hausform beschrieben: Die hochdachigen, stroh- und schilfgedeckten „Casoni“ der Provincia d'Udine und di Padova, und besonders zwischen Piove und Chioggia. Ihre Herkunft — vielleicht südslavisch — ist inzwischen noch unsicher. Sie passen nicht in den „oberdeutschen“ oder von Bancalari „Flurhallentypus“ genannten Typus.

Im Jahre 1893 ging Bancalari, grösstentheils wieder als Fusswanderer, durch den Böhmerwald von Aigen bis Taus, dann durch Theile des Frankenwaldes, Thüringen: *a)* von Hof über Schleiz nach Saalfeld; *b)* von Sonneberg längs des Rennsteigs durch den Thüringerwald bis Eisenach; *c)* durch die Rhön; *d)* von Donaueschingen längs der Donau bis Regensburg. Ausserdem fuhr er die Rheingegend bis Köln und die meisten Städte Mitteldeutschlands ab. Eine Woche in österreichischen Landen gibt mehr Typisches als ein Monat in Deutschland. Es ist schwer, draussen die volksthümliche Grundform unter den modernen Baumeisterformen herauszufinden. Frühzeitig hat die bürgerliche Baukunst ihre Wirkung auf Land und Stadt erstreckt.

Er hat ferner die Ergebnisse seiner Arbeiten zu einem vorläufigen Abschlusse gebracht, in seinem Werke: Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen 1893.

Herr Oberingenieur Josef Eigl hat uns mit einem überaus werthvollen Werke über „Das Salzburger Gebirgshaus (Pinzgauer Typus)“ beschenkt, dessen Herausgabe durch Unterstützung des k. k. Unterrichtsministeriums und des k. k. Ackerbauministeriums ermöglicht wurde. Dasselbe findet ein würdiges Gegenstück in einer in unseren „Mittheilungen“ von Herrn Kárasek besprochenen Publication: Budownictwo ludowe na Podhalu puer W. Matlakowski (Volksbauart in der Tatra von L. Matlakowski). Herrn Ingenieur Valeryan Dzialewski verdanken wir ferner die Mittheilung, dass der galizische Landesausschuss eine gründliche Beantwortung unserer auf die „Hausforschung“ bezüglichen Fragebogen vorbereitet, wofür wir ganz besonders dankbar sind. Herr V. Houdek veröffentlichte im Bande II des „Český lid“ eine schöne Studie über das hannakische Bauernhaus, deren Auszug unser Sitzungsbericht vom 11. April 1893 bringt.

Unser Vorhaben, die praktische Hausforschung noch auf andere Kronländer, wie z. B. auf Schlesien, auszudehnen, musste wegen Mangel an Mitteln vorläufig zurückgestellt werden.

Herr Professor Kolbenheyer in Czernowitz, welcher ein grösseres Werk: „Ornamente der Hausindustrie in der Bukowina“ vorbereitet, hat, wie er uns mittheilt, im verflossenen Jahre die Aufnahme der Ornamente beendet und ist nun mit dem Studium und der Sammlung der Recepte beschäftigt, nach welchen die Bäuerinnen die zur Herstellung ihrer Kleidungsstücke bestimmten Stoffe färben.

Wir verdanken Herrn Heinrich v. Wlislocki neue Beiträge über den Volksglauben und Volksbrauch der Siebenbürger Sachsen und der Magyaren. Dessen Publicationen über die Magyaren bieten nicht weniger wichtiges Material für die vergleichende Forschung, wie seine frühere über die Zigeuner. Wlislocki's Antheilnahme an der von Herrn Professor Herrmann geleiteten, unter hoher Aegide frisch erblühenden Zeitschrift „Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn“ begrüssen wir freudig als Unterpfand für eine ernstere Würdigung der Leistungen dieses unermüdlichen Ethnographen in seinem Vaterlande.

Das Gebiet der Hausforschung hat in letzter Zeit eine bedeutende Erweiterung durch Heranziehung der Hausgeräthe erfahren. Die in unseren „Mittheilungen“ enthaltenen „Studien zur germanischen Volkskunde“ von Herrn Professor R. Meringer verfolgen diesen Gesichtspunkt in anziehendster Weise unter Verwerthung der sprachlichen Thatsachen. Auch hier, wie in so vielen anderen Fällen, findet die ethnographische Forschung in den parallelen Bestrebungen des Oesterreichischen Museums für Kunst und Industrie, dessen Director, Herr Hofrath v. Falke, im verflossenen Jahre eine Specialausstellung mittelalterlichen Hausrathes veranstaltete, willkommenste Unterstützung. Da die Lösung der zahlreichen schwebenden Fragen über Genesis und Zusammenhang der verschiedenen Gerätheformen vor Allem von der Herbeischaffung von gutem Vergleichungsmaterial abhängt, müssen wir der Anregungen zu weiteren Sammlungen, welche Herr Dr. Meringer gelegentlich seiner Wanderungen überall ausstreut, mit grösster Dankbarkeit gedenken.

Von sonstigen ethnographischen Arbeiten unserer Mitglieder seien nur folgende erwähnt:

Dr. M. Haberlandt, Ueber das Silber, die indische Malerei, buddhistische Kunst in Indien, eine indomalaiische Mischcultur (Oesterr. Zeitschrift für den Orient 1893). Dr. Franz Lukas, Die Grundbegriffe in den Kosmogonien der alten Völker. Leipzig 1893. Dr. Felix v. Luschan, Ein zusammengesetzter Bogen aus der Zeit Ramses II.; Trinkschalen aus menschlichen Schädeln in Ober-Guinea; Ein Knabe aus Deutsch-Guinea (Zeitschrift für Ethnologie. Berlin 1893). Professor Dr. David Heinrich Müller, Die altsemitischen Inschriften von Sendschirli (Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes 1893). Professor Dr. Friedr. Müller, Das Lautsystem der siamesischen Sprache; Beiträge zur Erklärung der altpersischen Keilinschriften (Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes 1893). Dr. Friedr. Paulitschke, Ethnographie Nordost-Afrikas; Die materielle Cultur der Danâkil, Galla und Somâl. Berlin 1893; Stand der Forschungsarbeiten auf der Somâl-Halbinsel 1893 (Oesterr. Monatsschrift für den Orient 1893). Professor Dr. Karl von den Steinen, Die zweite Schingu-Expedition. — Wichtig mit Rücksicht auf die ethnographischen Verhältnisse des alten Ost-Europas sind die Untersuchungen von Herrn Professor W. Tomaschek über die alten Thraker (Abhandlungen der kais. Akademie der Wissenschaften. Wien 1893).

Ueber die Fortschritte der somatischen Anthropologie während des verflossenen Jahres kann ich leider nur

wenig berichten. Unser unermüdlicher Arbeitsgenosse, Herr Oberstabsarzt Dr. Weisbach, theilt uns mit, dass die Bearbeitung der Oberösterreicher (in Bezug auf Körperlänge, Kopflänge, Kopfbreite, Haar-, Augen- und Hautfarbe), welche durch seine Transferirung nach Bosnien lange Unterbrechung erlitt, nunmehr fortgesetzt und bis zum Frühjahre druckfertig sein wird. Die gleichen Aufnahmen sind bei Steiermärkern und Kärntnern theils schon gemacht, theils noch im Zuge und sollen bei den bosnischen Bataillonen während des Winters durchgeführt werden.

Herrn Dr. Niederle verdanken wir nachfolgende Mittheilung über die Thätigkeit der anthropologischen Section der ethnographischen Ausstellung in Prag im Jahre 1895.

Die anthropologische Section plant, für diese Ausstellung eine Reihe von Objecten (Schädel der verschiedenen Typen und verschiedenen Perioden, ganze Skelette), Mappen und Diagrammen vorzubereiten, durch welche die somatischen Verhältnisse der jetzigen Einwohnerschaft der böhmischen Länder sowie ihre Entwicklung seit den ältesten Zeiten klargelegt werden. Zu der Ausarbeitung dieser Aufgabe haben sich bereit erklärt die Herren: Universitäts-Professor Dr. Reinsberg, Docent Dr. Hellich, Docent Dr. Niederle und Dr. Matiegka. — Dr. Reinsberg will die Erhebungen der Recruten-Commissionen behandeln, Dr. Hellich die in hiesigen Irrenhäusern befindlichen Zöglinge messen und statistisch darstellen. Dr. Niederle wird sich mit prähistorischer Anthropologie und Dr. Matiegka mit der Erhebung der Schulkinderstatistik befassen.

Im Laufe der Jahre ist allerdings viel somatologisches Material über die Völker Oesterreichs beschafft worden. Andererseits lässt sich das Vorhandensein bedeutender Lücken nicht in Abrede stellen, ebensowenig die Thatsache, dass die Reihe der Arbeiter auf diesem Gebiete in bedenklicher Weise gelichtet ist. Die somatische Anthropologie hat leider bei uns nicht so feste Wurzeln gefasst, wie die anderen anthropologischen Disciplinen. Dass der Abstand, der uns in dieser Beziehung von unseren deutschen Nachbarn trennt, immer grösser zu werden droht, lehrt ein Blick auf die Leistungen des von Herrn Professor J. Ranke geleiteten anthropologischen Seminars der Universität in München; er wiederlegt aber auch zugleich das Vorurtheil, dass diese Richtung für den Anatomen vom Fach keinen entsprechenden Wirkungskreis biete. Die jüngst erfolgte Wahl des Herrn Professors Ranke zum Mitgliede der Münchener Akademie bedeutet eine öffentliche Anerkennung des Werthes seiner Arbeiten von Seite der älteren naturwissenschaftlichen Disciplinen. Sie mag als Sporn für junge österreichische Anatomen dienen, sich der Anthropologie zu widmen. Angesichts des wohlwollenden Verständnisses, mit welchem das k. k. Unterrichtsministerium allen Strömungen und Bedürfnissen des wissenschaftlichen Lebens entgegenkommt, würde eine methodisch geschulte Kraft wohl unzweifelhaft sehr bald die ihr gebührende Stellung finden.

Ihr Ausschuss hat Herrn Heger und mich beauftragt, die Deutsche Anthropologische Gesellschaft gelegentlich ihres Congresses in Hannover zur Abhaltung eines gemeinschaftlichen Congresses in Innsbruck für das laufende Jahr einzuladen. Dieser Antrag begegnete der allgemeinen Zustimmung. Wir werden somit die Freude haben, Ende August mit unseren verehrten Fachgenossen gemeinschaftlich in Innsbruck zu tagen und dürfen, den gegebenen Zusicherungen zufolge, auf eine starke Betheiligung von deutscher Seite rechnen. Das Gleiche erhoffe ich von unserer Seite umsomehr, als die mit diesem Congresse verbundene Feier des 25jährigen Bestandes der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft auch mit unserem 25jährigen Jubiläum sehr nahe zusammenfällt, wodurch der Anthropologentag zu Innsbruck auch für uns eine besondere Bedeutung erhält.

Ich schliesse meinen Bericht, indem ich unseren Herren Functionären, vor Allem den Herren Secretären, ferner unseren Correspondenten und Mitarbeitern den herzlichsten Dank für ihre werkthätige und aufopfernde Unterstützung ausspreche. Durch die nie versagende wohlwollende Theilnahme des Herrn Intendanten Fr. Ritter v. Hauer, des Herrn Hofrathes Dr. Jagić, der Herren Dr. Murko und Dr. Karásek sind wir in den Stand gesetzt worden, den vielseitigen Anforderungen, welche an uns gestellt werden, einigermassen gerecht zu werden. Die Fortdauer dieser freundlichen Beziehungen ist eine wesentliche Bedingung für ein kräftiges Gedeihen unserer Disciplinen. Mögen dieselben der Anthropologischen Gesellschaft auch in Zukunft erhalten bleiben.

2. Der Vorsitzende übergibt das Wort Herrn Rechnungsführer Dr. Otto Müller. Derselbe verliest den Rechnungs-Abschluss der Anthropologischen Gesellschaft für das Jahr 1893. (Siehe folgende Seite.)

3. Der Vorsitzende theilt mit, dass nach § 19 der Statuten die Mandate folgender Herren des Vorstandes und des Ausschusses erlöschen:

Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg als Präsident;

Dr. Karl Brunner Ritter v. Wattenwyl als Vice-Präsident;

Dr. Otto Müller als Rechnungsführer;

Karl Freiherr v. Schlosser als Cassier, und der Herren Ausschussräthe Ministerialrath Prof. Dr. Emanuel Herrmann und Prof. Dr. Martin Wilckens.

Der zweite Vice-Präsident, Herr k. u. k. Oberstabsarzt Dr. Augustin Weisbach, ist durch seine Uebersetzung nach Sarajevo aus dem Vorstande der Gesellschaft ausgeschieden.

Auf Antrag des Herrn Ausschussrathes Felix Karrer werden alle die genannten Herren in ihren bisherigen Functionen wiedergewählt. Statt des ausgeschiedenen Herrn Dr. A. Weisbach wird Herr Sectionschef Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg zum zweiten Vice-Präsidenten gewählt.

4. Herr F. Karrer beantragt ein Dankesvotum für Herrn Baron v. Andrian, der seit dem Jahre 1882 der Gesellschaft als Präsident vorsteht. Dasselbe wird mit lebhafter Acclamation angenommen.

# Soll Rechnungs-Abschluss der Anthropologischen Gesellschaft in Wien für das Jahr 1893. Haben

## Soll

*A. Cassa-Conto:*

| | | | |
|---|---|---|---|
| Cassa-Rest vom Jahre 1892 . . . . . | fl. | | 17·32 |
| 1. Subvention Sr. Majestät des Kaisers | fl. | 200·— | |
| 2. „ des hohen k. k. Unterrichtsministeriums . . | „ | 400·— | „ 600·— |
| 3. Mitglieder-Beiträge: | | | |
| Jahresbeiträge von 44 unterstützenden Mitgliedern à fl. 10·— . . . | fl. | 440·— | |
| Ausserordentliche Beiträge durch Ueberzahlungen . . . . . | „ | 56·— | |
| Jahresbeiträge von 310 wirklichen Mitgliedern à fl. 5·— . . . . . | „ | 1550·— | |
| Vorauszahlungen . . . . . | „ | 14·70 | |
| Eincassirte Rückstände . . . . . | „ | 37·05 | „ 2097·75 |
| 4. Verkauf von Druckschriften . . . | fl. | 355·31 | |
| Erlös für Photographien von Dr. Kulka | „ | 2·— | |
| Ersatz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums für Tauschschriften | „ | 519·45 | |
| Ersatz der k. k. Hofbibliothek desgleichen . . . . . | „ | 6·60 | „ 883·36 |
| 5. Eincassirte Zinsen-Coupons vom Anlage-Capitale (Werthpapier-Conto) . . . . | „ | | 29·40 |
| Summe . . | fl. | | 3627·83 |

*B. Fond für praktische Arbeiten:*

| | | | |
|---|---|---|---|
| Cassa-Rest vom Jahre 1892 . . . | fl. | 176·55 | |
| 6. Spende Sr. Majestät des Kaisers . | „ | 1000·— | fl. 1176·55 |

*C. Werthpapier-Conto:*

| | | | |
|---|---|---|---|
| 7. Anlage-Capital: 7 Stück Allg. Staatsschuldverschreibungen à fl. 100·— Nominale Silber zum Courswerthe per 30. December 1893 à fl. 97·50 | fl. | 682·50 | |
| Halbjährige anhaftende Zinsencoupons dieser Werthpapiere per 31. December 1893 . . . . . | „ | 14·70 | fl. 697·20 |
| Summe . . | fl. | | 5501·58 |

## Haben

*A. Cassa-Conto:*

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1. Kosten der gesellschaftlichen Publicationen: | | | |
| Druckkosten . . . . . | fl. | 1956·37 | |
| Für Clichés . . . . . | „ | 377·83 | |
| „ Zeichnungen . . . . . | „ | 112·50 | |
| Honorare für Literaturberichte . . | „ | 155·70 | fl. 2602·40 |
| 2. Kanzlei-Auslagen: | | | |
| Remuneration für den Beamten . . | fl. | 200·— | |
| Entlohnung des Dieners . . . . | „ | 96·— | |
| Post-Expeditionskosten für die Publicationen, Einladungen u. dgl. . . | „ | 315·02 | |
| Auslagen des Secretärs . . . . . | „ | 201·64 | |
| „ „ Cassiers . . . . . | „ | 55·60 | |
| An Steuern . . . . . | „ | 1·08 | „ 869·34 |
| 3. Reisekosten des Secretärs Herrn Custos Heger zur Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Hannover . . . . | „ | | 150·— |
| Summe . . | fl. | | 3621·74 |

*B. Fond für praktische Arbeiten:*

| | | | |
|---|---|---|---|
| 4. An Herrn k. u. k. Militärlehrer Hofmann in Fischau für Grabungen auf der Malleiten bei Wr.-Neustadt | fl. | 25·— | |
| 5. An Herrn Prof. Dr. Meringer für Hausbauforschungen in Steiermark | „ | 200·— | |
| 6. An Herrn Custos Szombathy für eine Recognoscirungsreise und Ausgrabungen in der Bukowina . . | „ | 456·87 | |
| 7. An Herrn Custos Heger für eine Recognoscirungsreise nach Hallstatt | „ | 6·83 | |
| 8. An Herrn Dr. Hein für eine Reise nach Mähren zum Besuche der ethnographischen Ausstellungen . | „ | 31·— | |
| 9. Druckkosten-Beitrag zu Dr. Kaindl's Werk über die Huzulen . . . . | „ | 150·— | |
| Für Zeichnungen zu demselben Werke | „ | 14·— | fl. 883·70 |
| Summe . . | fl. | | 4505·44 |

*Vermögensstand:*

| | | | |
|---|---|---|---|
| *A.* Cassa-Rest vom Jahre 1893 . . | fl. | 6·09 | |
| *B.* Ueberschuss des Fondes für praktische Arbeiten . . . . . | „ | 292·85 | |
| *C.* Courswerth des Anlage-Capitales (wie neben) . . . . . | „ | 697·20 | |
| Zusammen Activ-Saldo vom Jahre 1893 . . . | fl. | | 996·14 |
| Summe . . | fl. | | 5501·58 |

Wien, am 27. Februar 1894. Carl Frhr. v. Schlosser, d. Z. Cassier. Dr. Otto Müller, d. Z. Rechnungsführer.

Die Rechnungsausweise geprüft und richtig befunden:

Wien, am 1. März 1894.

Dr. Moriz Bruck, d. Z. Rechnungscensor. A. R. Hein, d. Z. Rechnungscensor.

5. Die beabsichtigte Wahl eines Ehrenmitgliedes wird von der Versammlung bis auf Weiteres vertagt.

6. Herr Prof. **Ludwig Bella** aus Oedenburg hält einen Vortrag über

**Prähistorische Funde bei Oedenburg.**

Derselbe wird in einem späteren Hefte der Mittheilungen zum Abdrucke kommen.

7. Herr Dr. **Matthäus Much** übersendet eine

**Zusammenstellung der wichtigsten Arbeiten und Funde auf prähistorischem Gebiete im Jahre 1893,**

wie sich dieselbe aus der Thätigkeit der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale ergibt.

In gleicher Weise wie in den früheren Jahren setzte die k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale ihre Thätigkeit auf dem Gebiete prähistorischer Forschung auch im abgelaufenen Jahre fort. Dank dem Eifer ihrer Organe war sie in der Lage, in dieser Zeit eine weitere Reihe von Fundorten und Funden zur Kenntniss zu bringen, sie war aber in gleichem Maasse bestrebt, die ersteren so viel als möglich vor unwissenschaftlicher Ausbeutung zu schützen, den letzteren eine bleibende Stätte in den öffentlichen Museen zu sichern.

In Folgendem wird eine allgemeine Uebersicht über die hauptsächlichen Vorkommnisse gegeben.

Niederösterreich. Aus Wolfsthal bei Hainburg berichtete Freiherr v. Walterskirchen über die Aufdeckung dreier Skeletgräber, deren spärliche Beigaben aus je einem Topfe bestanden (Mitth. der k. k. Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 74). Hierauf beschränken sich diesmal die Mittheilungen über die Funde in Niederösterreich, um so lebhafter wurden anderweitige Vorkommnisse in diesem Lande besprochen, man möchte sogar sagen umstritten, da sie zum Gegenstande von Interpellationen im Reichsrathe und im Landtage gemacht wurden, woran sich dann weitere Erörterungen knüpften. Es sind dies die im Viertel ob dem Manhartsberg zahlreich vorkommenden sogenannten Schalensteine, welche man als germanische Opfersteine ansah und deren Schutz man verlangte, da in den letzten Jahren viele derselben zerstört und zu Bauzwecken verwendet worden waren. Dr. Much, der diese Steine am Orte ihres Vorkommens in Augenschein nahm, erklärte sie nach eingehender Prüfung und mit Berücksichtigung anderwärtiger Vorkommnisse dieser Art als natürliche Gebilde; auch von Steinkreisen und ähnlichen Erscheinungen, von denen so lebhaft die Rede war, hat er nichts gefunden. Seine Meinung geht dahin, dass die Schalensteine des Waldviertels keinen Gegenstand urgeschichtlicher Forschung bilden. Immerhin aber ist die Thatsache, dass im Interesse urgeschichtlicher Alterthümer Interpellationen in den Vertretungskörpern eingebracht werden, sehr erfreulich, da sich daran die Hoffnung knüpfen lässt, dass man diesen Denkmalen von Seite der gesetzgebenden Gewalten eine grössere Aufmerksamkeit zuwenden werde, auch wenn es sich um Dinge handeln sollte, die anscheinend keine nationale Bedeutung haben (vgl. Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 192).

Aus Oberösterreich berichtete Conservator Straberger über einen Steinhammer, welcher an der Mündung der Traun in die Donau gefunden wurde (Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 74). Derselbe veröffentlichte auch eine wichtige Abhandlung über eine römische Töpferei mit einem Töpferofen, welche er bei Helpfau unweit von dem wegen seiner Funde aus der Hallstatt-Periode bekannten Uttendorf aufdeckte und untersuchte. Wenngleich es sich hier zunächst um eine Töpferei aus der Zeit der Römerherrschaft handelt, so ist der Gegenstand doch auch für die Erforschung der frühgeschichtlichen Zeit von Bedeutung, da derartige Oefen, wenn sich auch nicht gerade nachweisen lässt, dass sie von der einheimischen Bevölkerung hergestellt und benützt worden sind, doch bald in den allgemeinen Gebrauch gekommen sein werden. Das Alter der Fundstätte wird durch das Vorkommen des Bruchstückes einer Schale aus Terra sigillata zweifellos gemacht; von besonderer Wichtigkeit ist aber die Thatsache, dass sich unter den Scherben auch solche mit dem Wellenornamente vorfanden, womit ein neuer Beweis dafür gegeben ist, dass dieses Ornament bei uns weitaus früher erscheint als im Norden (Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 99).

In Kärnten wurden die Ausgrabungen auf dem wegen seiner eigenartigen Bleifiguren bekannten Grabhügelfelde von Frögg von dem eifrigen Conservator Freiherrn v. Hauser mit dem erwarteten Erfolge fortgesetzt und zu Ende gebracht. Wenngleich diese Gräber nicht als reich bezeichnet werden können, so hat die nunmehr abgeschlossene Arbeit ihrer systematischen Aufdeckung doch zu beachtenswerthen Ergebnissen geführt. Abgesehen von der nur dieser Fundstätte zukommenden Eigenthümlichkeit, den Bleifiguren, bildet dieselbe ein Verbindungsglied zwischen den süd- und nordalpinen Funden der Hallstatt-Periode, wobei sie doch auch ihre eigenartige Stellung bewahrt (Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 84).

Wie alljährlich, so hat Krain auch im Jahre 1893 durch die Zahl und Bedeutung seiner prähistorischen Funde die übrigen Provinzen unseres Reiches übertroffen. Hier ist es insbesondere der St. Magdalensberg bei Marein (unweit von Laibach), welcher an Menge und Bedeutung geradezu erstaunliche Funde liefert. Es ist eigentlich ein riesiger Grabhügel, in welchem sich die Gräber (meistens Skeletgräber) mit ihrem reichen Inhalte befinden. So sei nur vorübergehend erwähnt ein Grab mit Resten von Kleidern, welche von mehreren Tausenden der buntesten und mannigfaltigst gestalteten Glasperlen übersäet, also offenbar benäht waren. In anderen Gräbern fanden sich Helme aus Ruthengeflecht mit Bronzenägeln besetzt, Bronzehelme mit doppeltem Kamme, eine grössere Zahl von Bronzesitulen, darunter zwei mit figuralen Darstellungen, eben solche Gürtelschliessen, Fibeln, Arm- und Fussringe, Pferdegeschirr, mannigfaltige Gefässe u. s. w. In einem weiteren Grabe fand der mit einem natürlichen

Spürsinn ausgestattete, dabei aber doch mit aller Sorgfalt vorgehende Erforscher dieser Gräber, Bartolmä Pečnik, den Mann und sein Pferd gemeinsam bestattet; der Mann unten, das Pferd am Rücken darauf. Bei der leider fast ganz vergangenen Leiche lagen ein Bronzekessel, ein zerdrückter Bronzehelm, zwei Gürtelbleche, Nadel, Kelt, zwei Lanzen, 40 Pfeilspitzen, Schleifstein, Schmuckstücke, viele Gegenstände aus Thon und Reste der Pferderüstung. Die Leiche scheint in einem Sarge aus starken Holzbohlen gelegen zu sein (Mittheil. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 138 und 198). Wir können mit Sicherheit noch manche überraschende Kunde über prähistorische Funde aus Krain erwarten.

Aus Böhmen berichtet Conservator Břetislav Jelínek über merkwürdige Culturgruben in einer Ziegelei bei Smolnic, welche mit schwarzer Erde, Asche, Gefässscherben und Thierknochen erfüllt waren und sich bei näherer Untersuchung als „Kesselgräber" aus der jüngeren Steinzeit herausstellten. Auf einer anderen Feldflur desselben Ortes werden nicht selten Stein- und Bronzegeräthe gefunden; eine Nachgrabung führte zur Aufdeckung des Grabes einer Wöchnerin mit beigegebenen Thongefässen und mit einem eigenthümlichen Löffel aus Thon (Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 54).

Mit ungeschwächtem Eifer wurden die Arbeiten auf dem Hrádek in Časlau fortgesetzt. Conservator Čermak berichtet hierüber, dass sich hier die aufsteigende Cultur von der Terramarazeit in ununterbrochener Folge bis in die Zeit des jüngeren Burgwalltypus verfolgen lasse. An einem anderen Orte seiner Nachforschungen, in der Gemeindeziegelei, fanden sich Grubenwohnungen der jüngeren Steinzeit mit Topfscherben, Feuersteinmessern, Mahlsteinen, Lehmbewurf und Thierknochen. Die Verhältnisse erinnern an die Funde von Lengyel. In der Ziegelei der Vorstadt Koželuk in Časlau fand sich eines der bekannten typischen becherförmigen Gefässe mit einem Hammer aus Hirschhorn (Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 69). Nach einer Mittheilung desselben Conservators fand man in Brozánek bei Melnik grosse Feuerherde und Gruben mit ganzen und zerschlagenen Gefässen, mit vielen beinernen Pfeilspitzen, Mahlsteinen, steinernen Hämmern und einem mit Würfelaugen verzierten Kamme. Im Bereiche des Fundplatzes wurden zwei menschliche Skelette aufgefunden (Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 70).

Conservator Prof. Pič berichtet über die von ihm vorgenommene Eröffnung von Gräbern der Völkerwanderungszeit in Podbaba, aus welchen ausser Gefässen besonders schöne Kämme, Fibeln, Perlenschnüre, Speer- und Lanzenspitzen, Schnallen, ein Schildbuckel und sonstige Kleinigkeiten gehoben wurden. — Ein dem X. bis XI. Jahrhundert angehöriges Leichenfeld bei Libic, wo Conservator Pič mehr als 100 Gräber eröffnete, zeigte Bestattungen in vollständiger oder theilweiser Steinpackung, auf oder unter Brettern, in ausgehöhlten Baumstämmen oder Särgen. Die Beigaben bestanden aus wenigen Perlenschnüren, Schläfenringen, eisernen Messern und Gefässen. Derselbe Berichterstatter stellte bei Michle und Libšic Siedlungen fest, welche, nach den Scherben zu schliessen, ununterbrochen vom III. oder IV. Jahrhundert bis in's XI. Jahrhundert bewohnt waren. An beiden Orten wurden auch Gräber der Völkerwanderungszeit gefunden. Bei Ohrad wurde ein der La Tène-Zeit angehöriges Skeletgrab mit einem bronzenen und einem eisernen Armbande geöffnet (Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 74).

Zufolge eines Berichtes des Conservators Strnad erhielt das städtische Museum in Pilsen einen bronzenen Palstab ohne Lappen, der bei Kralovic gefunden wurde (Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 74).

Conservator Richlý untersuchte einen Theil der Hügelgräber in der Umgebung von Bechyn, die dort in zahlreichen Gruppen vorkommen. Einer dieser Hügel unfern vom Orte Hvoždan ergab nur Kohlen und Spuren von verbrannten Knochen; in zwei anderen, der Hügelgruppe von Radětic angehörigen Gräbern fanden sich Kohle, Asche, eine Pferdetrense und Scherben von Gefässen mit dem Wellenornamente. Diese Gräber dürften dem V. Jahrhunderte angehören. Nahe bei dieser Hügelgruppe befinden sich zwei grössere, die noch nicht untersucht zu sein scheinen. Westlich von Wodonic fand Richlý ein kreisrundes Hügelgrab und ebenfalls in der Nähe dieses Ortes auf einer zungenförmigen Terrasse mit abfallenden Rändern Reste einer mittelalterlichen Ansiedlung. Auch bei Dražic und Kolodej konnte Richlý derartige Grabhügelgruppen feststellen. Westlich von Bechyn endlich constatirte derselbe Forscher eine Wallburg (Hradce) am Židovskabache mit starken Wällen, mit zahlreichen Gefässscherben frühprähistorischer Beschaffenheit, mit Kohlen- und Aschenspuren u. s. w. (Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S 141). Noch berichtete Conservator Richlý über ein eigenthümlich geformtes Steinbeil, welches bei einem Canalbaue in der südböhmischen Stadt Platz gefunden wurde und deshalb merkwürdig ist, weil Steinwerkzeuge im südlichen Böhmen zu den archäologischen Seltenheiten gehören. Schliesslich erwähnt er eines vor mehreren Jahren bei Březi gemachten Depôtfundes, der aus 28 massiven, umgebogenen Bronzestreifen besteht (Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 186).

Aus Mähren wird von Conservator Rosmael der Fund von Thongefässscherben auf einem Hügel bei Helštin nächst Walachisch-Meseritsch gemeldet, unter denen sich jene einer schönen, graphitirten, zweifellos der Hallstatt-Periode angehörigen Schale bemerkbar machen (Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 77). Conservator Sterz berichtete über den Fund eines Steinhammers in Mühlfraun bei Znaim, eines Serpentinbeiles nebst Feuersteinsplittern und Topfscherben bei Neustift, dann über Funde von Thongefässen im Krepitzer Burgwall und eines kupfernen Flachbeiles in Tvozehraz. Bei Possitz wurde ein Grab blossgelegt, in dem sich ein bronzener Armring, eine Fibel und eine Anzahl Gefässe befunden haben. Das kupferne Flachbeil ist von geraden Schmalseiten begrenzt, fast quadratisch und eines der grössten und

best erhaltenen dieser Art; durch diesen beachtenswerthen Kupferfund wird der ohnehin ansehnliche Reichthum Mährens an prähistorischen Kupfergegenständen auf's Neue vermehrt (Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 198).

In einer ungemein fleissigen und erschöpfenden Abhandlung bespricht Correspondent Franz „Alte Steinkreuze und Kreuzsteine in Mähren" (Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 106). Man ist auf diese ganz roh ausgeführten, nur in seltenen Fällen sich mehr als 1 m über die Bodenfläche erhebenden Steinkreuze längst aufmerksam gemacht worden. Von vielen Seiten wurden sie mit dem Namen „Cyrillische Kreuze" bezeichnet und als die ältesten, einer byzantinischen Grundform folgenden Symbole des Christenthums in Mähren und Böhmen erklärt, demzufolge sie als frühgeschichtliche Denkmale noch in das Bereich prähistorischer Forschung fallen würden. Durch die vorliegende Abhandlung ist aber nachgewiesen, dass diese Kreuze dem spätesten Mittelalter angehören, ja zum Theile selbst bis in das XVII. Jahrhundert hineinreichen. Sicheres lässt sich über ihre Bedeutung nicht sagen; mit einiger Wahrscheinlichkeit aber kann man annehmen, dass sie verschiedenen Zwecken gedient haben, bald als Grabkreuze, bald als Sühnkreuze für Mordthaten, bald als Gedenkzeichen an Unglücksfälle oder vollzogene Todesstrafen; so viel aber ist gewiss, dass sie nun keinen Gegenstand prähistorischer Forschung mehr zu bilden haben. Auf denselben Gegenstand bezieht sich auch eine Mittheilung des Conservators Richlý über verwandte Vorkommnisse in Böhmen (Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 78).

Conservator Romstorfer berichtet über den Fund eines Goldschmuckes aus Merezei in der Bukowina, in welcher Gegend schon früher Goldgegenstände an den Tag gekommen sind. Bemerkenswerth an diesem Funde ist wesentlich die technische Herstellung der Ornamente, welche aus in Zellen eingefügten Almantinplättchen bestehen und lebhaft an den Goldfund auf der Puszta Bákod bei Kalocza in Ungarn und an den berühmten Fund von Petreosa in Rumänien erinnern (Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 65).

8. Herr Conservator **Břetislav Jelínek** in Smichow bei Prag übersendet einen

## Bericht über verschiedene prähistorische Funde in Böhmen im Jahre 1893.

### Vorgeschichtliche Funde aus der Umgebung von Laun.

*a*) Die Gräberstätte von „Nad Sedličkami" bei Smolnic.

Bereits im Jahre 1892 veranstaltete ich auf dieser Feldflur Nachgrabungen, deren Resultat ich theils in den Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien (Bd. XXIII, Sitzungsber. S. 57) und theils in den Mitth. der k. k. Central-Commission (Bd. XIX, S. 54) veröffentlicht habe. Heuer (1893) setzte ich meine Untersuchungen daselbst fort und war darüber sehr erfreut, dass auch der Herr Baurath Ant. Wiehl, bei welchem ich während meines Aufenthaltes daselbst Gastfreundschaft genoss, sehr eingehend sich mit der Durchforschung seines Sommersitzes beschäftigt hatte.

Bereits im Frühsommer unternahm es der genannte Herr, auf der Feldflur „Nad Sedličkami", und zwar auf dem Felde des Herrn Pruša, Nr. 474, Nachgrabungen zu veranlassen, die abermals eine reiche Collection von vorgeschichtlichen Objecten an's Tageslicht förderten. Man fand Skelet-, Urnen- und Kesselgräber auf dem Felde untereinander zerstreut. Die in denselben gefundenen Gegenstände gehören der späten Steinzeit und der frühen Bronzeperiode an und wurden von dem genannten Herrn dem städtischen Museum in Prag geschenkt.

Besonderes Interesse erweckt ein Grab, in welchem zwei liegende Hocker gefunden wurden und, wie aus der Lage deren Gebeine hervorgeht, wurde in das Grab, in welchem bereits ein erwachsenes weibliches Individuum ruhte, ein zweites, von einem ebenfalls erwachsenen Manne, beigesetzt, wodurch der Oberkörper des ersteren auseinander geworfen wurde, so dass von demselben blos die zusammengezogenen Beine vorgefunden wurden; die übrigen Knochen desselben lagen theils unterhalb und theils um das zweite Skelet herum zerstreut. Da aber das untere Skelet — wie aus der Lage der Füsse desselben zu schliessen ist — mit dem Kopfe gegen Norden und das zweite (männliche) in verkehrter Richtung mit dem Kopfe gegen Süden beigesetzt wurde, so dass der später Beigesetzte mit seinem Oberkörper den Oberkörper des früher Beerdigten deckte, erreichte das Grab, dessen beide Enden die zusammengezogenen Füsse der zwei hier Bestatteten bildeten, eine Länge von mehr als 2 m.

Etliche 12 m von diesem Grabe stiess ich bei meinen Nachgrabungen auf ein Kesselgrab, welches 60 cm tief war und 170 cm im Durchmesser hatte. In der Mitte desselben befand sich ein durch die Last des Erdreiches gebrochener, roh gearbeiteter urnenförmiger Kessel aus sehr schwach gebranntem Lehm, dessen Wände stellenweise bis über 6 cm stark waren; der Rand desselben, welcher in der Art der Gefässränder geformt, nach aussen sich öffnet, ist fast 10 cm dick. Dieser Lehmkessel, welcher 120—126 cm im Durchmesser hat und ursprünglich 40—50 cm hoch sein mochte, war mit Asche und Scherben von kleinen Gefässen gefüllt. Andere Scherben nebst verschiedenen Thierknochen lagen, gebettet in mit Asche gemischter Erde, um den Kessel herum zerstreut. — Ein diesem ähnliches Grab hat daselbst auch Herr Wiehl nebst mehreren Kessel- und zwei Urnengräbern ausgegraben. In einem von den Urnengräbern befanden sich neun Thonschüsseln.

Von den Kesselgräbern, die hier vorherrschen, will ich nur eines, welches sich auf dem benachbarten Felde des Herrn Wiehl, Nr. 456, befand, erwähnen. Dasselbe war, die circa 48 cm hohe Humusschichte abgerechnet, in Sandfelsen gehauen, 85 cm tief, rund und hatte 93—95 cm im Durchmesser, enthielt Asche mit Scherben von Thongefässen, Thierknochen und ein Bruchstück von einem Bronzegegenstande. Da aber

über der Asche ein angebranntes Stück von einem Kiefer eines jungen Geschöpfes zum Vorschein kam, dürfte dieses ein Kindesgrab gewesen sein.

*b*) Ein Grabhügel bei Smolnic.

Nordöstlich vom Dorfe Smolnic, auf der Feldflur „Na Pohlavině“ und auf dem Felde des Gemeindevorstehers Herrn J. Petržilka, Nr. 942, wurde eine hügelartige Erhöhung zur Ebnung des Feldes abgetragen. Es geschah öfters, dass beim tieferen Pflügen die Pflugschar an dieser Stelle auf grosse Steine stiess, wodurch das Ackern erschwert wurde. Der Besitzer des Feldes liess demzufolge die Steine aus dem Boden herausgraben, bei welcher Arbeit auch einige Scherben von Thongefässen zum Vorschein kamen. Der Zufall wollte es, dass ich eben an jenem Tage in Smolnic anwesend war und, hievon verständigt, habe ich in Gesellschaft des Herrn Conservators Wiehl daselbst systematische Nachgrabungen unternommen, deren Resultat ich in Kürze folgen lasse.

Der Hügel war mit einem beiläufig 70 cm hohen und ebenso breiten Steinkreise umzogen, dessen Durchmesser 16 m betrug. Ich liess von dem Steinkreise gegen die Mitte bis zum Urboden graben, aber es wurde nicht das Geringste gefunden; erst in der Mitte des Steinkreises deckten ein grosser und zwei kleinere Steinblöcke, die mühsam beseitigt werden mussten, den eigentlichen Inhalt des ganzen Grabhügels.

Gleich beim Beseitigen der Steinblöcke wurden Scherben von zwei zerdrückten Thongefässen gefunden, die sich nicht mehr zusammenstellen liessen. Nach Beseitigung der Steinblöcke und völliger Abräumung der Fundstelle zeigte sich hier ein Kesselgrab und gleich beim ersten Nachgraben kam nebst der Rippe von einem Rinde die abgebrochene Handhabe einer grossen Bronzenadel zum Vorschein, die vom Feuer angegriffen und am Nadelstengel etwas gebogen war. Bei weiterem Graben kamen noch ein vom Feuer ebenfalls angegriffenes Stück von der Nadel nebst Scherben von verschiedenen rohen und geglätteten Thongefässen zum Vorschein, unter denen zwei hübsche Henkel sich befanden. Sonst enthielt das Grab nichts mehr als Asche, hie und da zerstreute grössere und kleinere Splitter von verbrannten Menschenknochen und Holzkohle.

Das ganze Kesselgrab war am Boden flach abgerundet, 50 cm tief und hatte an der Mündung 140 cm im Durchmesser.

Der Grabhügel stammt, wie aus dem Funde der Bronzenadel hervorgeht, aus der frühen Bronzezeit (alte mitteleuropäische Cultur), und ist wegen seiner Zusammenstellung für die Wissenschaft von hohem Werthe; denn er liefert abermals einen Beleg für die überwiegende, jedoch oft angefochtene Ansicht, dass die Beisetzung von verbrannten Leichen nach dem Leichenbrande sehr häufig in eigens zu diesem Zwecke ausgegrabenen Gruben oder Kesseln stattfand. Durch diesen Fund werden nachdrücklichst so manche Ansichten widerlegt, welchen man in jüngeren Zeiten oft begegnet, wo solche ähnliche Gruben, in welchen auch Menschenknochen und auch ganze Skelette zum Vorschein kommen, für Cultur- und Abfallsgruben oder für Erdwohnungen und auch für Vorrathskammern (auf Gräberstätten!) bezeichnet werden.

*c*) Grabhügel bei Toužetín.

Kaum 3 km von dem vorerwähnten Grabhügel (bei Smolnic) gegen Osten entfernt, befand sich auf der Feldflur „Na Velikým“ auf dem Felde Nr. 172 bei Toužetin, bis zum heurigen Jahre (1893) ein Grabhügel, von welchem die Sage ging, dass in demselben ein Feldherr oder General begraben liege, welcher in einer in dieser Gegend geschlagenen Schlacht gefallen war und hier begraben wurde, worauf ein jeder von den Kriegern seinen Helm mit Erde gefüllt, auf sein Grab aufschüttete, wodurch der Hügel entstanden sein soll[1]). Auch geht hier die Sage, dass auf dieser Feldflur Nachts ein Reiter ohne Kopf sich herumtummle. Diese Sagen führten, wie wir weiter unten sehen werden, unzweifelhaft auch die vorzeitige Zerstörung dieses Hügels herbei.

Der Grabhügel, welcher wegen Bebauung des Platzes, den er einnahm, zum grossen Theile abgetragen wurde, erreichte noch vor seiner jetzigen Oeffnung in seiner ovalen Form 16 × 22 m und die Höhe von fast 150 cm. Herr Franz Zink, fürstlich Schwarzenberg'scher Ingenieur in Citolib, war so freundlich, die Aufgrabung dieses Hügels während meiner Anwesenheit in Smolnic einzuleiten und unter wechselseitiger Aufsicht, an der auch die Herren Wenzel Malovec, Oberverwalter in Toužetin, Franz Brod, dirigender Lehrer daselbst, und Baurath Wiehl sich betheiligton, wurde durch zwei Tage die Arbeit fortgesetzt, welche folgendes Resultat ergab.

Das eigentliche Grab befand sich ziemlich in der Mitte dieses Hügels; es hatte die Form eines nach unten stumpf abgerundeten Kessels, welcher, etwas über 1 m tief und 5 m im Durchmesser hatte. Die Eröffnung des Grabes war vielversprechend, denn man stiess auf der südlichen Seite auf einen Steinkreis, bei welchem einige Steinmeissel und unweit vom demselben einige Thongefässe gefunden wurden. Allein bei weiterem Vordringen in das aschenhältige Grab fing die Sache an, unklar zu werden; denn es lagen daselbst nebst Scherben von verschiedenen Thongefässen auch zerbrochene und zerschlagene Menschenknochen umher, unter welchen über 200 aus Muschelschalen verfertigte Ringelchen und etwa 16 durchbohrte Wolfszähne zerstreut vorgefunden wurden. In der nordöstlichen Seite dieses Grabes zeigte sich noch ein ovales, 1·25 m langes Grab; aber auch hier waren die Menschenknochen nur in Fragmenten vorhanden, Schädel- und andere Knochentheile mit Thierknochen und Gefässscherben lagen wirr durcheinander.

Alles, was ich hier gewahrte, führt mich zu der Ueberzeugung, dass dieser Grabhügel bereits vor Zeiten ausgeplündert wurde; was — wenn ich meiner Vermuthung Raum geben darf — im vorigen Jahrhundert oder am Anfange dieses Jahrhunders geschehen sein

[1]) Eine ähnliche Sage herrscht auch über den grossen Grabhügel von Dušnik bei Prag.

dürfte, da nach dem siebenjährigen Kriege oder nach den napoleonischen Kriegen das Schatzgräberthum in Aufschwung kam. Ueberhaupt hat die Schatzgräberei schon viele geschichtliche und auch mittelalterliche Andenken vernichtet, besonders wo die örtlichen Sagen unzweifelhaft noch Anregung hiezu gegeben haben.

Was den erhaltenen Inhalt aus diesem Grabhügel betrifft, so ist es offenbar, dass hier zwei Leichen beigesetzt wurden, was aus den Ueberresten der Skelette hinlänglich ersichtlich war, nämlich ein Mann und ein Weib (dieses in dem nordöstlichen Grabe). Ob hier auch Leichenbrand, worauf die Menge der Asche hinweisen dürfte, stattgefunden hat, darüber kann ich in Folge der Verwüstung des Grabes kein Urtheil abgeben.

Die Funde aus diesem Grabhügel weisen ferner auf:

Von Steinwerkzeugen: 1 durchbohrtes Beil aus Nephelin-Basalt, 1 Meissel aus Serpentin nebst noch einem anderen Meissel. — Aus Thon: 3 Henkelgefässe, unter welchen ein hübsch geformter Krug mit eingedrückten Ornamenten besonders erwähnt zu werden verdient; 2 Schüsseln, 2 Näpfe und noch andere rohe und feinere Scherben von Gefässen. Ferner die vorerwähnten Ringe aus Flussmuschelschalen und die durchbohrten Wolfszähne, welche offenbar auf einer Schnur aufgefädelt waren.

Dieser Grabhügel gehört bereits der frühen Bronzezeit an, da die Schläfe des männlichen Schädels von Edelrost grün angelaufen war. — Sämmtliche hier gefundenen Objecte gelangten in die Sammlungen Seiner Durchlaucht des Herrn Adolf Josef Fürsten zu Schwarzenberg.

* * *

Smolnic mit seiner Umgebung ist überhaupt sehr reich an prähistorischen Fundplätzen. Im Dorfe selbst, sowie auch auf den benachbarten Feldern stiess man jedes Jahr auf vorgeschichtliche Objecte, die von alten Ansiedlungen herstammen, denn sie wurden theils zerstreut, theils in mit Asche gemischter Erde und stellenweise auch Fragmente von denselben beisammen gefunden.

Was die an Smolnic grenzenden Ortschaften betrifft, sind hervorzuheben:

Hříškov, wo Kessel- und Urnengräber nebeneinander gefunden wurden und deren Inhalt bislang keine Bronzegegenstände aufgewiesen hat.

Im Dorfe Nová ves auf der Feldflur „Na Skeepech“ kommen Gegenstände aus der Burgwalltypus-Periode vor.

Auf dem Berge „Pšanský“ bei Chlumčan befinden sich Aschenlagen, in welchen Scherben von Thongefässen alter Keramik, verschiedene Thon- und Steinobjecte und Thierknochen gefunden werden.

*d*) Gräberstätte von Dobroměřic.

Während meines Aufenthaltes in Smolnic machte ich auch einen Ausflug nach Laun, um die unlängst entdeckten Gräber von Dobroměřic zu untersuchen.

Nahe bei dem Dorfe wird nämlich Schotter für Bahnzwecke gegraben. In diesem sehr harten Schotter kommen Urnen- und Skeletgräber gleich unter der Humusschichte vor; dieselben sind aber, so viel ich gesehen habe, sehr arm. Die Urnen, der alten Keramik angehörig, sind roh und gewöhnlich mit Steinplatten umlegt. Die Skelette liegen gestreckt auf dem Rücken. Eines dieser Gräber habe ich untersucht. Dasselbe war muldenförmig ausgegraben, circa 40 cm tief, 2 m lang und kaum 1 m breit. In diesem Grabe lag ein weibliches Skelet auf dem Rücken mit dem Kopfe gegen Osten, hatte aber das Gesicht gegen Norden gewendet. Beigaben kamen keine vor.

*e*) Funde aus Prag.

Bei der Regulirung des VII. Bezirkes von Prag (Holešovic-Bubna) stiess man an verschiedenen Stellen auf vorgeschichtliche Objecte, von welchen einige erwähnt zu werden verdienen.

Auf der Čertouška (Katastral-Nr. 588/1) wurden in der Tiefe von 1 m in einer mit schwarzer Erde gefüllten Kesselgrube Scherben eines grossen und rohen urnenförmigen Gefässes gefunden.

Bei der Planirung des Ringes nächst der Rudolfstrasse (Katastral-Nr. 554/1) musste ein grosser Granitblock (70 × 40 × 30 cm), welcher früher im Felde lag, beseitigt werden. Als dies geschehen war und der Boden planirt wurde, stiessen die Arbeiter auf einen Menschenschädel, den sie unversehens zerschlugen. Hierauf wurde achtsamer gegraben und es zeigte sich in dem rothsandigen Boden eine mit Erde und Sand gefüllte Grube, aus welcher zuerst Knochen vom Brustkorbe und schliesslich ein Knäuel von Knochen gehoben wurde. Als ich denselben untersuchte, fand ich, dass es ein männliches Becken sei, in welchem noch Bruchstücke der beiden Oberschenkel staken; weil aber dieselben nach vorne gerichtet waren, erhellt daraus, dass der Todte im Grabe hockte und musste demnach derselbe etwas auf dem Rücken liegend in sitzender Stellung beigesetzt worden sein.

In der Kostelnígasse, unterhalb der Gemeindeschule, wurden, als neben dem Friedhofe der Kindergarten zu einer Gasse umgewandelt wurde, ganz nahe an der Kirchhofsmauer in der Tiefe von 1 m drei Gefässe, in schwarze Erde gebettet, gefunden. Dieselben gehören bereits dem Burgwalltypus an.

Einige Schritte von hier weiter unten, wo sich das Terrain senkt, stiessen die Arbeiter in der Tiefe von 2 m abermals auf eine Mulde, in welcher ein Skelet lag, wobei dessen Schädel zertrümmert wurde. Ein weiteres Nachgraben konnte ich jedoch nicht veranstalten, weil das Skelet sich unter die Friedhofsmauer hinzog. Es scheint, dass der christliche Friedhof an Stelle des alten heidnischen angelegt wurde oder, besser gesagt, dass die heidnische Gräberstätte auch von den Christen zur Beerdigung ihrer Todten weiter benützt wurde.

9. Der Verwaltungsausschuss des **Städtischen Museums in Budweis** übersendet einen Bericht über

die von denselben im Jahre 1893 auf prähistorischem Gebiete ausgeführten Arbeiten und gemachten Erwerbungen.

Im Verlaufe des heurigen Sommers wurden vom Leiter der natur- und culturhistorischen Abtheilungen des hiesigen städtischen Museums, Herrn Adolf Lindner, k. u. k. Hauptmann d. R., wieder einige von den in der Umgebung von Budweis noch befindlichen Hügelgräber der Durchforschung unterzogen.

Aus den über das Resultat derselben vorliegenden Berichten ist zu entnehmen, dass am 8. und 9. Juli l. J. zuerst ein noch zur Nekropole bei Plaben nächst Budweis gehöriger grosser und mit einem Steinkranze versehener länglicher Hügel untersucht wurde, in welchem am Naturboden nebst Kohlenstückchen, Asche und Brand sehr viele Gefässreste, wie auch eine innen schön verzierte, aus freier Hand geformte und schwach gebrannte Schale ohne Henkel vorgefunden wurde. Höhe des Hügels 2, Durchmesser 12—15, Umfang 46 m.

Ausserdem wurden noch mehrere grössere Uebereste von bereits schon früher durchforschten Hügeln dieser Hügelgruppe zur Gänze umgegraben, wobei ebenfalls eine grössere Anzahl Bruchstücke von verschiedenen Freihandgefässen vorgefunden wurde.

Mit diesen Grabungen dürfte nunmehr die Untersuchung der in das Ende der Hallstatt-Periode fallenden und im Ganzen 35 Hügel umfassenden Nekropole bei Plaben so ziemlich als abgeschlossen zu betrachten sein.

Am 10. und 11. August l. J. wurden vom genannten Herrn Hauptmann drei runde, elliptisch geformte Hügelgräber, welche sich in dem etwa 15 Minuten südlich vom Pfarrdorfe Gross-Čekau (Bezirk Budweis) entfernten und dieser Gemeinde gehörigen Walde befinden, durchforscht.

Diese aus sandigem, steinigem Lehmboden bestehenden Hügel waren ziemlich gut erhalten, jedoch nur einer derselben mit einem Steinkranze versehen. Bei deren Abgrabung fanden sich ausser verstreuten Kohlenresten und schwachen Spuren von Brand und Asche nur wenige Bruckstücke von aus freier Hand geformten und wenig gebrannten Gefässen vor, darunter ein Wandfragment, welches wellenförmig verziert ist.

Weiteres constatirte der genannte Herr Hauptmann am 8. August l. J. oberhalb der Lehmgrube der am östlichen Abhange des der Stadt Budweis gehörigen Domekwaldes befindlichen Ziegelei ein unmittelbar unter der Humusschichte auf dem Lehme ruhendes Aschenlager, welches jedoch durch die fortgesetzte Abgrabung des von der Thalsohle bei 16—17 m hoch anstehenden Lehmes seitens der Ziegeleiarbeiter, ebenfalls auch schon zum grössten Theile, abgegraben ist. Das Aschenlager ist über 5 m breit, 80—85 cm tief und wurden bisher von den erwähnten Arbeitern in der in die Lehmgrube abgerollten Asche wiederholt schon Fragmente von dünn- und dickwandigen, aus grobsandigem Thon geformten, mit Graphit geschwärzten und wenig gebrannten Freihandgefässen vorgefunden.

Die folgende Uebersicht lässt jene prähistorischen Fundobjecte entnehmen, welche vom hiesigen Museum im Laufe des Jahres 1893 bisher erworben worden sind.

### Uebersicht

über die vom obigen Museum im Jahre 1883 erworbenen prähistorischen Funde.

Aus den Hügelgräbern nächst Albrechtic bei Moldauthein, Böhmen:

1 offene Armspange aus Bronze, 11 cm lang, fein verziert und blaugrün patinirt.

Ausgegraben in Kollowitz, Bezirk Netolitz, Böhmen:

1 Urne aus grauem Thon mit schwach ausgebogenen Rande, aussen rippenartig verziert, 2·3 cm hoch, Durchmesser des Mundes 15·5, des Bauches 18, des Bodens 11·4 cm.

Aus dem Aschenlager bei Schaab, Bezirk Podersam, Böhmen:

1 Fibel aus Bronze mit gewölbtem flachen Rücken und spitz verlaufendem Schlussstücke.

1 Anhängsel aus Bronzeblech, länglich-kugelig, hohl, mit Bügel (Oehr), dessen beide Enden mit je einem kleinen Bronzekügelchen verziert sind.

1 kleiner offener, spiralförmiger Ring aus Bronzedraht, 0·3 cm stark und rinnenartig verziert.

1 Stift aus Bronze, vierkantig, glatt und 4 cm lang.

1 Netzsenker aus röthlichem Sandstein, kugelig, in der Mitte gelocht, Durchmesser 5 cm.

1 grosse Fibel aus Bronze, aus zwei miteinander verbundenen Scheibenspiralen bestehend, 9·5 cm lang und unverziert.

1 kleiner offener Ring aus Bronzedraht, unverziert.

1 kleiner geschlossener Ring aus Bronze, vierkantig.

3 Wirtel aus Thon, gelocht und verschieden geformt.

1 kleiner Napf aus röthlichem Thon, schwach gebrannt, nach unten konisch verlaufend; Höhe 2·5, innerer Mündungsdurchmesser 3 cm.

Im Walde bei Mazalow, Bezirk Lomnitz, Böhmen, beim Ausroden der Baumstöcke vorgefunden:

2 Kelte aus Bronze, ziemlich gleich geformt, mit oben ausgeschweiftem Schaft und schwachen Seitenleisten, welche nach der Mitte sich verengen. Länge 15·4, Schaftbreite 2·7, Breite der Mitte 2 cm.

10. Herr Conservator **Heinrich Richlý** in Neuhaus (Böhmen) berichtet über verschiedene im Jahre 1893 in der Umgebung von Neuhaus gemachte prähistorische Funde.

Unmittelbar neben dem Bahnhofe bei Veselí a. L. befindet sich in dem fürstlich Schwarzenberg'schen Walde „Klobasna" eine grössere Anzahl von Grabhügeln, welche in zwei Grabstellen angeordnet sind.

Eine davon befindet sich $^1/_4$ Stunde östlich vom Jägerhause auf einer mässigen Anhöhe und besteht aus etwa sieben Hügelgräbern und einer 30 Schritte langen, wallartigen Erdaufschüttung.

Die bereits aus früherer Zeit bekannten und theilweise angegrabenen Grabhügel besitzen eine Höhe von $1^1/_2$—2 m und einen Durchmesser von 5—8 Schritten. Das zu ihrer Erbauung verwendete Material besteht aus Quarzitgestein und Erde.

Die Anordnung der einzelnen Hügelgräber ist keine regelmässige; ihre Entfernung unter einander beträgt 5—10 Schritte.

Am 14. Juli l. J. wurden zwei dieser Hügelgräber systematisch durchforscht:

1. Hügelgrab: Umfang 30 Schritte, Höhe 2 m, vollkommen erhalten.

Unter einer schwachen Erddecke grössere Steine in Erde gebettet, mit Asche und Kohlenresten von Eichenholz durchsetzt; die folgende etwa 50 cm betragende Lehmlage deckte die eigentliche Culturschichte, welche jedoch auch nur Kohle und Asche enthielt und auf einer 50 cm dicken, festgestampften Lehmlage aufgetragen war. Diese letztere reichte unter das umgebende Terrain in den gewachsenen Boden.

2. Hügelgrab: Höhe 30 cm, Durchmesser 2 m, Steinkranz sehr sorgfältig angeordnet; darin kleine Steinkammer mit Lehm ausgefüllt; enthielt einen Thonscherben von rother Farbe.

Innerhalb des Steinkreises war eine $1^1/_2$ m hohe Lehmschichte festgestampft.

In der zweiten, ausgedehnteren und bis an den Waldrand reichenden Nekropole wurden diesmal keine Grabungen vorgenommen, bei einer früheren Versuchsgrabung jedoch ein Stück Eisen und ein Wetzstein vorgefunden.

11. Herr Conservator **Ludwig Schneider** in Smiřic berichtet über verschiedene prähistorische Funde in der Umgebung von Smiřic und die von ihm im Jahre 1893 durchgeführten Arbeiten.

In meiner nächsten Umgebung habe ich die neolithische Wohnstätte von Zderaz im Auge behalten. Auch heuer machte ich hier Funde. Doch werden dieselben von Jahr zu Jahr spärlicher. Bezüglich des in meinem Berichte pro 1891 erwähnten Scherbens mit rothen Tiefzeichnungen stellte es sich durch Vergleiche von Form und Zeichnung heraus, dass es das Bruchstück eines thönernen Trinkhornes sein dürfte, von der Art, wie Píč in seinem „Archaeologický výzkum", Tab. XIII, Fig. 9 *a*, *b*, aus den Urnengräbern von Svijan eines abbildet.

Ein Hüttenplatz bei Zderaz war heuer insoferne bemerkenswerth, als beim Tiefackern in demselben, ausser Feuersteinartefacten und Werkzeugen aus geschliffenem Stein, der erste Bronzegegenstand, nämlich das zu einem Fingerringe zusammengerollte Bruchstück eines flachen (in der Bruchstelle nur $1^1/_2$ mm starken) Armbandes mit glänzend blaugrüner Patina zum Vorschein kam. Der Reif (Abbildung des aufgerollten Stückes in der Beilage) gleicht am meisten einigen von den Armbändern des Minicer Massenfundes, welche im letzten (3.) Hefte der heurigen „Památky archaeologické" abgebildet sind.

Nicht weit von Zderaz wurde im heurigen Sommer der alte Eisenbahneinschnitt zwischen Trotina und Lochenic erweitert und dabei kamen in der ganzen Länge des Einschnittes die Reste einer neolithischen Ansiedlung mit Scherben, Feuersteinartefacten und Getreidereibsteinen zum Vorschein.

Bemerkenswerth ist, dass die Ornamentik der neolithischen Scherben von Zderaz, von Trotina und von Holohlavy ganz der Ornamentik auf Scherben aus der Vypustekhöhle in Mähren gleicht.

Weiter südlich, an dem scharfen Buge, welchen der von Předměřic nach Spravčic führende Weg bildet, und wo sich eine seit Jahren aufgelassene Schottergrube befindet, wurden anlässlich abermaligen Schotterausheben Urnengräber von bekanntem nordostböhmischen (Lausitzer) Typus zerstört; mir gelang es nur, Bruchstücke von Gefässen mit verbrannten Knochen zu erhalten, da die Arbeiter trotz meines Ersuchens von den gesprengten Gefässen nur einzelne Stücke bei Seite legten; eine ganze Urne, welche Bronzegegenstände enthielt, erwarb Herr Piša, Besitzer des benachbarten Gutes Spravčic.

Meinen diesjährigen Urlaub benützte ich theils zur Untersuchung des Bezirksmuseums von Hořic, theils zu einem wissenschaftlichen Ausfluge in die Oberlausitz.

Die von dem Vorschusscassabeamten Herrn F. Pokorný mit grosser Liebe gepflegte archaeologische Abtheilung des Hořicer Museums besteht hauptsächlich aus der reichen Ausbeute, welche dem Museumsvereine das Urnenfeld von Dobrá voda lieferte. Hochinteressant, aber leider sehr spärlich, sind die Scherben aus slavischen Brandgräbern (Tumuli) von Bašnice. Sie stammen von Gefässen, die auf der Töpferscheibe geformt und mit Kammeindrücken (wie diejenigen von Chedrby bei Časlau) verziert waren.

Von einzelnen, im Museum befindlichen Gegenständen sind bemerkenswerth:

*a)* Ein Flachbeil aus Kupfer, gefunden bei Entwässerungsarbeiten zwischen Jeřice und Chvalina in der Flur „Meziluží". Der wackere Dorfschmied, in dessen Hände das seltene Object zunächst gerieth, trat dasselbe dem Museumsvereine um das gleiche Gewicht von Kupferkreuzern ab.

*b)* Eine starke, rechtwinkelig gebogene Nadel mit grossem Kopfe und angegossenem Ringe, entsprechend der Nadel von Kounic in den „Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien", X, S. 299, und VIII, Tab. 7.

*c)* Ein merkwürdiges Flachbeil, hinten zugespitzt, von ausserordentlich feiner Glättung (spiegelglatt) und lebhaft grüner Färbung, welches auch in seiner Form ganz den Jadeitbeilen gleicht und deswegen einer näheren Untersuchung unterzogen werden sollte. Gefunden wurde dasselbe bei Jeřic.

*d)* Fünf Bronzeringe aus einem vor 15 Jahren gemachten Massenfunde unterhalb des Burgwalles von Holovousy. Das ganze, viel bedeutendere Depôt war in einem grossen Gefässe enthalten.

Ein weiterer Ausflug galt dem bisher unbekannten Hradiště von Benešov bei Semil. Prof. Kouble hatte in der Zeitschrift des böhmischen Museums 1864

in einem Artikel „Podřečí severních Čech“ darauf aufmerksam gemacht, dass die Bewohner der Gegend an der oberen Iser zwischen Semil und Přichovic einerseits, Držkov und Hohenelbe andererseits sich durch ihren Dialekt scharf von ihren Nachbarn unterscheiden, und dabei die Ansicht ausgesprochen, dass hier die einen von den beiden „Charvati“ der Gründungsurkunde des Prager Bisthums vom Jahre 970 sitzen. Ich war auf diese Thatsache aufmerksam geworden, als ich bei weiterer Verarbeitung des somatologischen Materiales vom Jahre 1880 fand, dass sich die Bewohner dieser Gegend auch physisch von ihren südlichen und westlichen Nachbarn gleicher Nationalität unterscheiden, und zwar durch grosse Häufigkeit blauer Augen (430‰). Als ich dann in der Generalstabskarte bei Benešov einen Einzelhof mit der Bezeichnung „Hradiště“ fand, beschloss ich, diese Gegend auch in archaeologischer Beziehung zu untersuchen.

Das Resultat war sehr erfreulich. Südlich von Benešov fliesst die Iser rings um einen mächtigen Melaphyrstock, welcher mit dem oberhalb Benešov sich erhebenden Massiv derselben Gebirgsart blos durch eine 160 Schritte lange und 4—10 Schritte breite Felszunge in schwindeliger Höhe über der Iser zusammenhängt. Da, wo diese natürliche Brücke endet, liegen noch heute theils auf ihr aufeinander gehäuft, theils nebenan auf dem sanfter abfallenden, westlichen Abhange grosse Melaphyrblöcke, welche einst zur Verbarrikadirung des Einganges in den Burgwall, dessen ganze Fläche zu dem unten an der Bezirksstrasse liegenden Hofe gleichen Namens (Hradiště) gehört, dienen mochten. Das Hradiště bildet ein Dreieck, welches von dem höchsten Punkte am Eingange gegen Süden sich senkt, aber doch fast an allen Seiten entweder von senkrechten Felsen oder doch von schroffen Abhängen begrenzt ist; nur an der Westecke ist der Abhang wohl auch steil, aber weniger hoch, so dass die späteren Besitzer hier eine Zufahrt angelegt haben. Von Wällen ist nichts zu bemerken, es waren aber auch keine nöthig; höchstens ein Palissadenwerk in der Nachbarschaft der Westecke. Die ganze Fläche des Hradiště misst ungefähr 100.000 m². Von Culturresten fand ich keine Spur, nicht einmal einen Scherben, so dass ich, da ich auch in den Erdrissen, Einschnitten und Steinhaufen nichts fand, das Hradiště für ein unbewohntes Refugium ansehen muss; freilich war die ganze Fläche mit Getreide und Kartoffeln bebaut, trotzdem glaube ich, dass man allfällige Funde höchstens auf der kleinen Feldparcelle oberhalb vom Eingange, welche eine Art Warte bildet, erhoffen dürfte. In neuerer Zeit wurde die Bezirksstrasse von Sitová nach Semil rings um das Hradiště angelegt und dabei durch Sprengen der Felsen die östliche Ecke des Hradiště von der Hauptfläche desselben abgeschnitten. Ein Theil der Strasse ist in die südliche Böschung des Hradiště eingegraben und liegt hier hoch auf dem senkrecht in die Iser abstürzenden Melaphyrfelsen.

Meine Reise in die Oberlausitz, welche ich anlässlich der divergirenden Ansichten von Conservator Strnad (Mitth. der Central-Comm.), Prof. Woldřich (Český lid, II) und mir (Český lid, II) über die Entstehungszeit der böhmischen Schlackenwälle unternahm, war insoferne ohne Resultat, als ich in dem ganz kleinen Walle des Stromberges und in dem ziemlich grossen Blumberger Burgwalle wohl frappante Analogien mit böhmischen Schlackenwällen, aber keine älteren Artefacte, namentlich nicht Scherben von Freihandgefässen auffand.

Beim Aufsteigen zu dem Steinwalle auf dem Schafberge bei Löbau fand ich wohl ein kleines, sägeartig retouchirtes Feuersteinmesser, am Abhange unterhalb des Stromberger Schlackenwalles ein Feuersteinstückchen mit Schlagmarke, desgleichen zwei in dem kleinen Acker an der Blumberger Wallburg, aber die innerhalb der Umfriedungen (Stromberg, Blumberg und Rothstein) gefundenen spärlichen Scherben sind insgesammt frühmittelalterlich. Die Untersuchung der Landeskrone bei Görlitz und der Zittauer „Burg“ musste ich wegen eines eingetretenen Fussübels aufschieben, was auch von den Schlackenwällen von Striegau und Jägerndorf gilt.

12. Herr Conservator **Moriz Trapp** in Brünn berichtet über einige in seinem Conservatorenbezirke im Jahre 1893 gemachte prähistorische Funde.

1. Bei dem Baue der Strasse von Gurcin nach Kinitz, Bezirkshauptmannschaft Brünn, wurden im März 1893 beim Ausheben des Erdreiches zwischen dem Pfarreigarten und dem Kirchenhügel einige Bronzeobjecte und ein zugespitzter Knochen mit durchbohrtem Loche und eingekerbten Verzierungen gefunden. Die Gegenstände sind sämmtlich verschleppt worden, blos zwei spiralförmige Bronzestücke haben sich erhalten, wovon das eine 4 und das zweite 7 cm Länge zeigt, welche beide Objecte im Besitze des dortigen Lehrers sich befinden.

2. Am 18. April 1893 stiessen Arbeiter bei einer Grabung zu einer Ziegelei auf den Feldern nächst Neuraussnitz, Bezirkshauptmannschaft Wischau, in der Tiefe von 1·3 m auf ein Grab, in welchem das Skelet eines grossen Menschen mit dem Kopfe gegen Osten lag. Bei denselben wurde in der Nähe des Schädels eine 10 cm lange, ganz rostige, messerartige Klinge, dann an den Fussenden links ein 12 cm hohes, mit Wellenlinien verziertes, irdenes Gefäss, in welchem sich eine Partie Holzkohlen und etwas verkohltes Stroh befanden, dann rechts eine eiserne, mit einer Kalkschichte bedeckte, 20 cm lange Lanzenspitze, aufwärts gerichtet, aufgefunden. Diese Gegenstände sind dem Franzens-Museum zugekommen. An den Altraussnitzer Feldern dehnt sich eine prähistorische Grabstätte aus, wo vor mehreren Jahren in der umgeackerten Erde oberflächlich schon Funde zu Tage kamen.

3. Im Juli 1893 sind auf einem Felde der Zuckerfabrik in Doloplass, Bezirkshauptmannschaft Prerau, eine patinirte, oben S-förmig gewundene Bronzenadel von 15 cm Gesammtlänge und ein kleiner Fingerring aus Bronze mit einer Glasschmelzperle, zu deren beiden Seiten je drei kleine erhabene Kreise sich anschliessen, dann eine keltische Silbermünze ausgeackert worden.

Der dortige Beamte Herr F. Franck übergab die Fundstücke dem Franzens-Museum.

4. Knapp bei dem Bahnwächterhause Nr. 50 an der Strecke Eywanowitz-Nezamislitz der Kaiser Ferdinands-Nordbahn hat der Bahnwächter W. Salinger am 14. August 1893 fünf Urnengräber eng beisammen, auf dem hart am Rande des hier befindlichen Bahneinschnittes gelegenen, ihm zur Benützung überlassenen Felde ausgegraben, darin verschiedene aus freier Hand verfertigte, leider ganz zerbrochene Gefässe, welche theilweise mit irdenen Schüsseln zugedeckt waren und Asche, Holzkohlenpartikelchen, auch angebrannte und zerbrochene Menschenknochenstücke nebst Beigaben aus Bronze enthielten, lagen. In nicht zu grosser Entfernung von dieser Stelle, in der Richtung gegen das Wächterhaus Nr. 51, wurde wieder ein Skeletgrab mit zwei in zusammengekauerter Seitenlage befindlichen Skeletten (die gleich vergraben wurden) und einem irdenen Gefässe ausgegraben. Diese Gräberstätte, welche im „Grossen Lahn“ in der Nähe des Meierhofes Eywanowitz, Bezirkshauptmannschaft Wischau, liegt, musste schon seinerzeit beim Bahnbaue 1868 aufgedeckt worden sein. Die hier gewonnenen Fundstücke, welche durch Vermittlung des Herrn k. k. Bezirks-Thierarztes Fl. Koudelka in Wischau von dem Bahnwächter Salinger dem Franzens-Museum zukamen, bestehen aus folgenden Objecten (8 Stück): Eine grosse, so ziemlich erhaltene, unverzierte Urne, 24 cm hoch und 30 cm im Durchmesser, aus schwärzlichgrauem Thon verfertigt, war mit Asche, Kohlenstückchen und Knochentheilchen vollgefüllt. In ihrer Mitte lag ein kleiner, offener Bronzering von 5 cm Durchmesser und 3 mm Drahtstärke, dann eine hübsche, 16 cm lange Bronzenadel mit verziertem Kopfe. Die Urne war mit einer grossen Schale bedeckt, auf welcher rings herum kleine Kieselsteinchen gelegt waren. Die Schale ist ganz zertrümmert. In der Nähe dieser Urne stand ein kleines Näpfchen aus weisslichgelbem Thon, 5 cm hoch und 7 cm an der Oeffnung im Durchmesser. In einer anderen Urne befanden sich 11 Stück grün irisirende Glasschmelzperlen von $1^1/_2$ cm Durchmesser, welche mit einer weissen, abbröckelbaren Masse umhüllt sind. Die Urne selbst ging aber verloren, sowie ein kleines, kupfernes, rundes Plättchen. Weiters eine 12 cm lange Bronzenadel, oben gebogen, dann ein 3 cm messender, von einer Bronzenadel abgebrochener Kopf und ein kleiner Bronze-Ohrring, 4 cm im Durchmesser, sämmtlich patinirt.

5. In der Gemeinde Luk nächst Malenowitz, Bezirkshauptmannschaft Ungarisch-Hradisch, wurde auf einem Felde an einer sanften Lehne, „Svaty háj“ genannt, eine Gräberstätte aufgedeckt im September 1893. Dieser Feldcomplex ist eine Fortsetzung des Feldriedes „Kamené dílce“, wo schon im Jahre 1878 (vide: Mittheilungen der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale 1879, S. CVII) Forschungen vorgenommen wurden. Die heurige, wohl sehr geringe Durchforschung unternahm der Malenowitzer Oberlehrer Herr Adam Kříž und deckte blos zwei Gräber auf, in welchen nur Urnen, Schalen ohne jedwede andere Beigaben lagen. Die Gruppe im ersten Grabe zeigte eine hübsche Form. Leider sollen durch Unvorsichtigkeit Unberufener beim Graben circa 13 Urnen zertrümmert worden sein.

6. Am 22. November 1893 haben Arbeiter bei Aushebung des Erdreiches für einen Keller des Hausbesitzers W. Paterna aus Gaya nächst dem städtischen Friedhofe zu Gaya 4 menschliche Skelette, und zwar von 2 Erwachsenen und 2 Kindern, welche in einer Tiefe von 3 m mit dem Kopfe gegen Osten und mit dem Rücken nach unten lagen, vorgefunden. Die Länge der Skelette der Erwachsenen betrug je 2 m. Hiebei fand man 1 Paar irdene Topfgefässe, mit Asche gefüllt, Ohrgehänge und 2 Schnallen aus Bronze, 2 Degen und 1 Paar Sporen, welche Gegenstände bei dem Besitzer des Kellers sich in Aufbewahrung befinden, während die Gebeine in die Todtenkammer hinterlegt wurden.

13. Herr Notariats-Candidat **Jaroslav Palliardi** in Znaim berichtet über seine prähistorischen Forschungen im Jahre 1893.

Gelegentlich des Baues eines neuen Hauses in der Vorstadt Neustift in Znaim untersuchte ich mehrere Gruben mit Culturresten, welche zu der beim Baue des städtischen Versorgungshauses und des Landes-Zwangsarbeitshauses im Jahre 1888 aufgedeckten prähistorischen Ansiedlung gehören. In den Gruben wurden polychrome, nämlich mit in rothen, braunen und gelben, lose aufgetragenen Erdfarben ausgeführten geometrischen Mustern ornamentirte Gefässscherben gefunden und meine letzten Funde sind insoferne von Wichtigkeit, als dieselben einen näheren Aufschluss über die zeitliche Stellung der interessanten polychromen Töpferwaare gewähren. In engem Zusammenhange mit derselben wurde nämlich ausser zugeschlagenen und polirten Steinwerkzeugen auch charakteristische neolithische Töpferwaare gefunden, und zwar insbesondere Theile von grossen, bombenförmigen, dickwandigen Kesseln mit knopfartigen Ansätzen, wie solche aus der Höhle „Výpustek“ bekannt sind, ferner Scherben von bombenförmigen kleineren Gefässen, welche mit seichten, durch gerade Linien verbundenen Grübchen an der ganzen Oberfläche verziert waren und welche in Begleitung der mit punktirten Bändern verzierten neolithischen Keramik vorzukommen pflegen. Von den sonstigen Funden aus den besprochenen Gruben finde ich noch nennenswerth das Bruchstück einer thönernen, mit gelber Farbe übertünchten menschlichen Figur (ein Fuss mit Gesäss). — In der Ziegelei bei Urbau untersuchte ich mehrere Gräber mit in kauernder Lage bestatteten Skeletten („liegende Hocker“), darunter ein Massengrab mit Ueberresten von vier Individuen, welche jedoch offenbar nicht gleichzeitig begraben wurden. In diesem Grabe war ein Schädel mit charakteristischen Schmuckringen und Halsspiralen aus Bronzedraht ausgestattet und in allen Gräbern wurden zahlreiche kleine, aus freier Hand geformte Thongefässe vorgefunden. Die Skelette liegen hier in blosser Erde, und zwar auf der rechten Seite. — Dieselben sind mit einer dunklen Culturschichte, in welcher auch einzelne Steinwerk-

zeuge vorkommen, bedeckt und ausgefüllt, so dass es keinem Zweifel unterliegt, dass die Gräber in die bereits bestandene Culturschichte eingegraben sind und daher jünger als diese sein müssen. Diesem Umstande ist auch das sporadische Vorkommen von einzelnen Steinwerkzeugen in einigen Gräbern zuzuschreiben.

Durch meinen Freund Herrn Leopold Ambrož, Oberlehrer in Durchlass, welcher der prähistorischen Forschung reges Interesse entgegenbringt und eifrig bemüht ist, prähistorische Fundstätten in Durchlass und nächster Umgebung ausfindig zu machen, wurde meine Aufmerksamkeit auf ein bisher nicht in gehöriger Weise gewürdigtes Forschungsgebiet, nämlich die Gemeinde Durchlass (Tvořihráz) mit der nächsten Umgebung gelenkt. Hieselbst wurde zunächst ein Urnengrab mit zahlreichen Beigefässen und einem kleinen Bronzeringe entdeckt, welches der späteren Periode der Urnenfriedhöfe angehört. Weiter wurden hier Gruben mit Thierknochen und Topfscherben vom Hallstatt-Typus untersucht. — Ferner constatirte ich eine neue prähistorische Ansiedlung bei Ober-Dannowitz (Horní Dunajovice) und in der Ziegelei bei Testiz (Těšetice) eine Wohngrube, in welcher neben interessanten Topfscherben eine unversehrte, durchbohrte Steinaxt gefunden wurde, untersuchte neolithische Wohngruben in der beim Schattauer Bahnhofe befindlichen Ziegelei, Wohngruben aus der Hallstatt-Periode in der Ziegelei zu Gnadlersdorf und ähnliche Gruben aus derselben Periode nebst einer Mulde mit Scherben vom Burgwall-Typus in der Ziegelei bei Hödnitz, welche ich bereits seit mehreren Jahren meinen Nachforschungen unterziehe.

Das in meinen früheren Berichten oft besprochene Hradisko bei Křepic lieferte auch in dem letztverflossenen Jahre sehr bemerkenswerthe Funde und namentlich eine Anzahl von grossen und kleinen Freihandgefässen, darunter auch ein kleines, kugelförmiges Näpfchen, welches an der Oberfläche mit warzenartigen Vorsprüngen besäet ist und in dieser Hinsicht einigen im Bd. XX, S. 72 der „Mittheilungen“ unserer Gesellschaft abgebildeten Gefässen von Ziersdorf in Niederösterreich gleichkommt. Von den sonstigen neueren Funden vom Hradisko bei Křepic sind hervorzuheben: Pfeilspitzen von Hornstein und Bronze, eine flache, dreieckige Dolchklinge mit drei Nietlöchern, wahrscheinlich aus Kupfer, ferner zahlreiche, zumeist verzierte Bronzenadeln mit verschiedenartig geformten Köpfen u. A.

Von der in den früheren Berichten gleichfalls schon besprochenen wichtigen prähistorischen Ansiedlung am „Mírovec“ bei Gröschelmauth erwarb ich zahlreiche Steinwerkzeuge, darunter eine interessante, roh zugeschlagene, dreieckige Pfeilspitze aus Hornstein und sogenannte Spinnwirtel aus Thon.

In der oberen Vorstadt in Znaim untersuchte ich Culturschichten mit mittelalterlichen Gefässen und Gefässscherben aus dem XIII. bis XIV. Jahrhundert.

Von den mir im Jahre 1893 zugekommenen Einzelfunden sind bemerkenswerth zahlreiche polirte Steinwerkzeuge von verschiedenen Orten der Umgebung Znaims, ein massives, kupfernes Flachbeil mit einem Gewichte von 850 gr, welches zu den grössten bis nun bekannten Exemplaren gehört und im Riede „Hájek“ bei Durchlass gefunden wurde, ein kleiner Kupfermeissel, gefunden bei Křepic, ein schöner Palstab aus Bronze, gefunden bei Ratišovic, und ein Bronzemesser, gefunden bei Stiegnitz (Křtěnice).

14. Herr **J. Knies** in Blansko berichtet über Forschungen und Funde in Mähren im Jahre 1893.

Wie schon im vorigen Berichte erwähnt (siehe: Mittheil. der Anthropol. Ges. in Wien, 1893, Sitzungsberichte, S. 52—53), machte der Gefertigte vor drei Jahren auf die Wichtigkeit der Funde der römischen Münzen und anderer Alterthümer in Mähren aufmerksam. Aus diesen Funden, besonders aus den Alterthümern, welche in ihrer Nähe gefunden wurden, suchten wir die Richtigkeit einiger für die Urzeit Mährens wichtigen Punkte sicherzustellen:

1. dass die Römer auf ihren Geschäftsreisen gewöhnlich den Weg durch unsere Gebiete längs den Flüssen zum Baltischen Meere einschlugen;

2. dass die Römer eine gewisse Zeit Süd-Mähren besetzt hielten;

3. dass die Römer im Jahrhundert um Christi Geburt ihre mährischen Nachbarn mit der Töpferscheibe bekannt machten;

4. dass durch das Bekanntwerden der Töpferscheibe ein allgemeiner Umschwung in der älteren Hallstatt-Periode, welche sich durch besondere Merkmale an den Gefässen auszeichnet, entstand;

5. dass der langjährige Umgang der Römer mit den alten Mährern in die La Tène-Periode fällt (siehe: „Ueber römische Alterthümer, welche in Mähren gefunden worden sind“ [Český lid, 1893, Bd. Vbis VI] und „Prähistorische Funde bei Křenovic“ [Zeitschrift des Patr. Museums in Olmütz, 1894, Nr. 41]).

Am Ende dieser früheren Berichte forderten wir auch andere mährische Archaeologen auf, durch Veröffentlichung ähnlicher Berichte weitere Beweise zur Sicherstellung obgenannter Punkte zu suchen. Die Aufforderung blieb nicht ohne Erfolg. Mit Hilfe der Herren J. Červinka, Director Maška und Jar. Palliardi wurde unser Verzeichniss durch weitere Funde ergänzt, so dass bis heute 64 Fundorte bekannt sind, wo römische Münzen, deren viele in Schichten oder wenigstens in der Nähe von prähistorischen, der La Tène-Periode angehörenden Schichten gefunden worden sind.

Diese Fundorte sind:

Blažovice, Bojkovice, Borotitz, Brünn (Alt-), Brodek, Břeclava Stará, Cimburg, Čelčice, Dörfel, Eyvaň, Edelspitz, Herotice, Hohlstein, Hradiště Uher, Hrdibořice, Hukvaldy, Cholina, Chropíň, Ivanovice, Jedovnice, Jevíčko, Jičín Starý, Irritz, Joslowitz, Klenovice, Konice, Kounice Dolní, Kralice, Křenovice, Lhota Hrozná, Líšeň, Lundenburg, Maloměřice, Mařatice, Moskovice, Muschau, Našetice, Němčice, Olmütz, Oslavany, Otaslavice, Pavlovice Velké, Podivín, Polehradice, Prusy Německé, Přerov, Ptení, Pustoměř, Rajhrad, Seloutky, Skalice, Strážnice, Sakvice, Tesswitz (Klein-), Těšetice, Titschein (Neu-), Tovačov, Vacanovice, Vážany, Wisternitz, Unter-Vranovice, Vyškov, Zlechov, Znaim.

Zahlreiche bisher unberührte Höhlen der mährischen Schweiz brachten uns auf den Gedanken, nach den Spuren der paläolithischen Menschen zu forschen, und zwar nicht ohne Erfolg. Es wurde deren Anwesenheit in einer kleinen Höhle („Sklep", d. h. Keller) bei Vratíkov unweit von Boskovitz sichergestellt (siehe: Český lid, 1893, Heft 1).

Bei diesen mehr als 15jährigen Nachforschungen häuften sich viele Beine fossiler Thiere, besonders des Höhlenbären. Ein beträchtlicher Fund, der im vorigen Jahre in den alten Slouper Höhlen gemacht wurde, bewog uns zur Zusammenstellung zweier fast ganz vollständiger Exemplare des Höhlenbären. Einer von ihnen ist eines der schönsten und grössten von den überhaupt bei uns ausgegrabenen Exemplaren. So z. B. ist der Schädel vollständig erhalten und hat sammt den Unterkiefern eine Länge von 59 cm; dazu gehören auch ganz unversehrte Becken von 46 cm Länge, zahlreiche Wirbelknochen, Beine und andere Knochen, so dass die wichtigsten Stücke von einem und demselben Thiere herstammen.

Aus den schon früher ausgegrabenen Stücken construirten wir das zweite Gerippe eines jungen Ursus spelaeus von halber Grösse.

Von älteren Funden veröffentlichten wir folgende Berichte:

1. Prähistorischer Burgwall „Naporky" bei Oslavan (Zeitschrift des Patr. Museums in Olmütz, 1893, Nr. 37, S. 17—24). Gleich oberhalb Oslavan zieht sich ein dachförmiger Bergrücken hin, auf dessen Gipfel sich ein kreisförmiger Burgwall, 80 Schritte im Umfange, mit Graben und Wall umgeben, wo interessante Funde gemacht wurden, befindet.

Erwähnenswerth erscheint uns besonders der schön gezeichnete Scherben vom Hallstatt-Typus, Spinnwirtel, Feuersteinmesser, Beinwerkzeuge, Bruchstücke einer Bronzenadel, zahlreiche Ueberreste einer in Mähren ausgestorbenen Fauna, z. B.: Sus scrofa, Castor fiber, Ursus arctos.

2. Prähistorischer Burgwall „u Dvorka" bei Oslavan (Zeitschrift des Patr. Museums in Olmütz, 1893, Nr. 39, S. 85—90). Dieser Burgwall, auf allen Seiten durch schroffe Abhänge geschützt, ist neolithischen Alters. So wurden gefunden: auf der linken Seite zugespitzte, abgenützte Feuersteinmesser, Schaber, Steinkeile, Aexte, zerschlagene Steinhämmer, sowie auch zahlreiche Bohrkerne und Scherbenstücke von Gefässen älterer Keramik ohne Graphitanstrich, mit rundlichen Erhöhungen und hornartigen Henkeln versehen.

3. Bronzeaxt von Křenovic (Zeitschrift des Patr. Museums in Olmütz, 1893, Nr. 39, S. 112), in welchem der erste Fund, eine Axt von ungarischem, in Mähren sichergestelltem Typus, erläutert wurde.

4. Gräber mit gekrümmten Gerippen (Zeitschrift des Patr. Museums in Olmütz, 1893, Nr. 38, S. 67—68). Die Skelette liegen hier auf der rechten Seite, mit dem Gesichte gegen Osten, und ein Schädel wurde geziert mit fünf doppelt gedrehten Ohrgehängen.

5. Der Biber in Mähren (Zeitschrift des Patr. Museums in Olmütz, 1893, Nr. 37), in welchem das Verzeichniss der Fundorte des Bibers angeführt ist: Blatce, Tovačov, Znaim, Hödnitz, Křepice, Oslavany, Rakšice, Líšeň, Velatice, Ořechovičky.

15. Herr Berghauptmann **Wenzel Radimský** in Sarajevo, eine der kräftigsten Stützen des bosnisch-hercegovinischen Landesmuseums, hat im Laufe des Jahres 1893 eine stattliche Reihe von Arbeiten im Terrain theils durchgeführt, theils eingeleitet oder in anderer Weise gefördert. So leitete er die Ausgrabung auf dem neolithischen Wohn- und Werkstättenplatze von Batmir-gornji bei Sarajevo und untersuchte ferner verschiedene Fundorte prähistorischer und römischer Alterthümer in den Bezirken Visoko und Županjac. Die von dem Evidenzgeometer Julius Grauner geleiteten Grabungen an der Pfahlbaufundstelle von Ripač bei Bihać sind durch Radimský eingeleitet und inspicirt worden. Endlich beaufsichtigte der Genannte auch im abgelaufenen Jahre die Arbeiten auf der Ruinenstätte des römischen Municipiums Domavia bei Srebrenica, wo die Leitung der Grabungen nach Radimský's Directiven von dem Bergcommissär Eduard Vorličeк besorgt wurde.

16. Inhalt des X. Jahrganges des „Časopis vlasteneckého muzejního spolku olomúckého" (Zeitschrift des Olmützer Musealvereines) unter Redaction von Jaroslav Palliardi:

*A.* Abhandlungen: Jaroslav Palliardi, Gräber mit in gekauerter Lage bestatteten Skeletten in der Umgebung von Znaim: I. Die Gräber in Oblas. II. Die Gräber in der Ziegelei bei Urbau. III. Die Gräber in Ober-Dannowitz. — Im Schlussworte ist eine kritisch gesichtete Zusammenstellung der bisher sichergestellten einschlägigen Funde aus Mähren gegeben. — L. Bakešová, Volksthümliche Medicin in Klein-Urhau und Umgebung. — K. Konrád, Die Gesänge der handschriftlichen Cantionale des Olmützer vaterländischen Museums. — J. Knies, Das prähistorische Hradiště „Náporky" bei Oslavan. — Al. Horák, Eine walachische Dörrstube. — Bedřich Dušek, Aus den Weinschänken des XV. und XVI. Jahrhunderts. — V. Houdek, Der slovakische Cantional des Daniel Kužka vom Jahre 1674 (1634?). — Johann Knies, Das prähistorische Hradiště „u Dvorka" bei Oslavan. — Mathias Václavek, Folkloristische Skizzen aus der mährischen Walachei. — Rud. Janovský, Das Gemeindearchiv in Střebětic. — Jakob Lolek, Das Bauernhaus in der Umgebung von Hohenstadt und Schönberg im Jahre 1840. — Franz Gogela, Die Flora der Umgebung von Mistek.

*B.* Zuschriften: Aus Iglau: Zur Frage der vermeintlichen Monogramme des J. Amos Komenský. Von K. Tvarůžek. — Aus Kremsier: Gussformen für Bronzegegenstände. Von Jindř. K. Slovák. — Aus Walachisch-Meseritsch: „Kaštýl" bei Krásno in der mährischen Walachei. Von E. Domluvil. — Aus Brünn: Bericht über die Thätigkeit des Musealvereines in Brünn und prähistorische Funde bei Brünn. Von B. Popelka. — Aus

Ungarisch-Hradisch: Kleine Mittheilungen über mährische Volkstrachten. Von J. Klvaňa. — Aus Mährisch-Weisskirchen: Bericht über die ethnographische Ausstellung in Mährisch-Weisskirchen. Von Bedř. Dušek. — Aus Bojkovic bei Ungarisch-Brod: Ueber Volkstrachten. Von J. Klvaňa.

*C.* Kleinere Mittheilungen: K. J. Maška, Das Ausland über Mähren. — J. Knies, Der Biber in Mähren. — Jarosl. Palliardi, Ein Fund von prähistorischen Kupferwerkzeugen bei Vevčic. — Jarosl. Palliardi, Gräber mit liegenden Hockern in Ober-Dannowitz. — In. Lad. Červinka, Eine römische Münze von Gross-Pavlowitz. — Jarosl. Palliardi, Römische Münzen, gefunden bei Znaim. — Jarosl. Palliardi, Ein Bronzemesser, gefunden bei Taikowitz (Tavikovice). — Joh. Knies, Liegende Hocker bei Vedrowitz. — Lad. Červinka, Funde römischer Münzen in Mähren. — K. J. Maška, Funde römischer Münzen in Mähren und Niederösterreich. — Jarosl. Palliardi, Familien-Eigenthumszeichen. — Joh. Knies, Ein Krokodilknochen aus Mähren. — E. Peck, Gedächtnissschillinge. — Joh. Knies, Eine Bronzeaxt von ungarischem Typus, gefunden bei Křenowitz. — Jarosl. Palliardi, Neue Funde prähistorischer Kupferwerkzeuge bei Znaim. — P. Fr. Přikryl, Funde im „Talířný kopec" bei Šišma. — Jarosl. Palliardi, Ein spätslavischer Friedhof in Ober-Dannowitz. — Vlasta Havelková, Ein Grab mit Goldarmillen in Slatěnice. — Fr. Tischer, Briefe des Olmützer Bischofes Stanislav Pavlovský im Archive zu Neuhaus. — V. Spitzner, Botanische Forschungen in Mähren und Oesterreichisch-Schlesien im Jahre 1892. — Nekrolog des Dr. Hermann Schaaffhausen.

*D.* Kritische Studien über die Nationalität der prähistorischen Bewohner von Mitteleuropa: Dr. Martin Kříž, Zur Abwehr gegen die von Jarosl. Palliardi vorgebrachten Einwendungen gegen den die Nationalität der prähistorischen Bewohner behandelnden Abschnitt des Werkes „Kůlna a Kostelík". — Jarosl. Palliardi, Erwiderung auf die Abwehr des Herrn Dr. Martin Kříž. — Paul Papáček, Kelten oder Slaven?

*E.* Literaturberichte.

*F.* Sprechsaal.

*G.* Vereinsnachrichten.

---

# Vorstand und Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

nach dem Stande der Jahres-Versammlung am 13. März 1894.

## A. Vereinsleitung und Ausschuss.

**Präsident:**

Ferdinand Freiherr v. **Andrian-Werburg.**

**Vice-Präsidenten:**

Dr. Karl **Brunner** Ritter v. **Wattenwyl.**
Dr. Karl Theodor v. **Inama-Sternegg.**

**Secretär:**

Franz **Heger.**

**Secretär-Stellvertreter:**

Dr. Wilhelm **Hein.**

**Rechnungsführer:**

Dr. Otto **Müller.**

**Cassier:**

Karl Freiherr v. **Schlosser.**

**Ausschussräthe:**

Dr. Michael **Haberlandt.**
Dr. Franz Ritter v. **Hauer.**
Dr. Emanuel **Herrmann.**
Dr. Moriz **Hoernes.**
Felix **Kanitz.**
Dr. Josef **Karabacek.**
Felix **Karrer.**
Dr. Matthäus **Much.**
Dr. David Heinrich **Müller.**
Karl **Penka.**
Josef **Szombathy.**
Dr. Karl **Toldt.**
Dr. Wilhelm **Tomaschek.**
Dr. Sigmund **Wahrmann.**
Dr. Martin **Wilckens.**
Hans Graf **Wilczek.**
Dr. Joh. Nep. **Woldřich.**
Gundaker Graf **Wurmbrand-Stuppach.**
Dr. Emil **Zuckerkandl.**

**Rechnungs-Censoren:**

Dr. Moriz **Bruck.**
Alois Raimund **Hein.**

## B. Mitglieder.

### I. Ehrenmitglieder.

1. Adolf **Bastian** in Berlin.
2. Anatol **Bogdanow** in Moskau.
3. Ernst **Haeckel** in Jena.
4. Friedrich **Müller** in Wien.
5. J. W. **Powell** in Washington.
6. Franz v. **Pulszky** in Budapest.
7. Wilhelm **Reiss** in Könitz (Thüringen).
8. J. J. S. **Steenstrup** in Kopenhagen.
9. Praskovja Sergeewna Gräfin **Uwarow** in Moskau.
10. Rudolf **Virchow** in Berlin.

### II. Correspondirende Mitglieder.

1. Richard **Andree** in Braunschweig.
2. Dmitri Nikolaewitsch **Anutschin** in Moskau.
3. Max **Bartels** in Berlin.
4. Josef Baron de **Baye** in Paris.
5. Franz **Boas** in Worcester, Mass. U. S. A.
6. Daniel G. **Brinton** in Philadelphia.
7. Emil **Cartailhac** in Toulouse.
8. Ernest **Chantre** in Lyon.
9. Ernst **Eitel** in Hongkong.

10. A. **Ernst** in Carácas.
11. Otto **Finsch** in Delmenhorst bei Bremen.
12. Oskar **Fraas** in Stuttgart.
13. Alb. S. **Gatschet** in Washington.
14. J. **Girard de Rialle** in Paris.
15. Wilhelm **Grempler** in Breslau.
16. Victor **Gross** in Neuveville.
17. Wilhelm **Gurlitt** in Graz.
18. Theophil **Hahn** in Stellenbosch, Capland.
19. Horatio **Hale** in Clinton, Canada.
20. Josef **Hampel** in Budapest.
21. Ernest **Hamy** in Paris.
22. Jakob **Heierli** in Zürich.
23. Wolfgang **Helbig** in Rom.
24. Theodor von **Heldreich** in Athen
25. C. **Herbst** in Kopenhagen.
26. Anton **Herrmann** in Budapest.
27. Hans **Hildebrand** in Stockholm.
28. W. J. **Hoffman** in Washington.
29. Abel **Hovelacque** in Paris.
30. Urban **Jarnik** in Prag.
31. Julius **Kollmann** in Basel.
32. G. W. **Leitner** in Woking bei London.
33. A. **Lissauer** in Berlin.
34. Paolo **Mantegazza** in Florenz.
35. Christian **Mehlis** in Dürkheim a. d. H.
36. Johanna **Mestorf** in Kiel.
37. A. B. **Meyer** in Dresden.
38. Oskar **Montelius** in Stockholm.
39. Gabriel de **Mortillet** in St. Germain en Laye.
40. Julius **Naue** in München.
41. Alfred **Nehring** in Berlin.
42. Hermann **Obst** in Leipzig.
43. Paul **Orsi** in Siracus.
44. Antonio **Pascoli** in Mexico.
45. Luigi **Pigorini** in Rom.
46. Gustav **Radde** in Tiflis.
47. W. **Radloff** in St. Petersburg.
48. Johannes **Ranke** in München.
49. Friedrich **Ratzel** in Leipzig.
50. Gustav **Retzius** in Stockholm.
51. J. G. F. **Riedel** in Brüssel.
52. L. **Rütimeyer** in Basel.
53. J. D. E. **Schmeltz** in Leiden.
54. Willibald v. **Schulenburg** in Charlottenburg.
55. W. **Schwartz** in Berlin.
56. Georg **Schweinfurth** in Berlin.
57. C. **Schwicker** in Budapest.
58. Theodor Ritter v. **Stefanović-Vilovsky** in Wien.
59. C. L. **Steinhauer** in Kopenhagen.
60. Ludwig **Stieda** in Königsberg.
61. Hjalmar **Stolpe** in Stockholm.
62. Pellegrino **Strobel** in Parma.
63. Aurel v. **Török** in Budapest
64. Paul **Topinard** in Paris.
65. W. **Troutowski** in Moskau.
66. E. **Ujfalvy de Mezö-Kövesd** in Paris.
67. Julien **Vinson** in Paris.
68. Albert **Voss** in Berlin.

### III. Stifter.

1. **Sokolowski,** Julian. Wreschen in Posen.

### IV. Unterstützende Mitglieder [1]).

1. **Abensperg-Traun,** Hugo Graf v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath und Oberst-Jägermeister. Wien, I. Wallfischgasse 13.
2. **Apponyi,** Alexander Graf, k. u. k. Kämmerer. Lengyel, Ungarn.
3. **Auspitz,** Theodor, Procurist der pr. Firma S. Auspitz. Wien, I. Schwarzenbergstrasse 3.
4. **Clary und Aldringen,** Edmund Fürst, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath etc. etc. Wien, I. Herrengasse 9.
5. **Daublebsky von Sterneck zu Ehrenstein,** Maximilian Freiherr, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Admiral, Marine-Commandant und Chef der Marine-Section. Wien, IX. Hörlgasse 2.
6. **Delhaes,** Stefan, Historienmaler. Wien, VIII. Schlösselg. 2.
7. **Dumba,** Nikolaus, Mitglied des Herrenhauses etc. etc. Wien, I. Parkring 4.
8. **Dungel,** Dr. Adalbert, Generalabt, Prälat des Stiftes Göttweig, Niederösterreich.
9. **Dzieduszycki,** Wladimir Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Lemberg, Kurkova 15.
10. **Erwein,** Dr. Josef, Landeshauptmann von Kärnten. Klagenfurt, Priesterhausgasse 2.
11. **Figdor,** Karl, Verwaltungsrath der Wiener Rückversicherungs-Gesellschaft. Wien, I. Löwelstrasse 8.
12. **Grünbaum,** Dr. Herman. Wien, I. Franzensring 18.
13. **Gussenbauer,** Dr. Karl, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Wenzelsplatz 58.
14. **Gutmann,** Max Ritter v., Berg- und Hütten-Ingenieur. Wien, I. Kantgasse 6.
15. **Haas,** Josef, k. u. k. General-Consul. Schanghai.
16. **Harrach zu Rohrau, Prugg und Tannhausen,** Johann Franz Graf, Erlaucht, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Freiung 3.
17. **Hauer,** Dr. Franz Ritter v., k. u. k. Hofrath, Intendant des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Burgring 7.
18. **Kinsky,** Ferdinand Fürst, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Freiung 4.
19. **Lanckoroński-Brzezie,** Karl Graf, k. u. k. Kämmerer. Wien, IX. Wasagasse 6.
20. **Lanna,** Adalbert Ritter v., Mitglied des Herrenhauses. Prag, Hibernergasse 9.
21. **Lieben,** Leopold v., Generalrath und Director der österr.-ungar. Bank. Wien, I. Oppolzergasse 6.
22. **Lobmeyr,** Ludwig, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Weihburggasse 2.
23. **Miller zu Aichholz,** Dr. Victor Ritter v. Wien, III. Am Heumarkt 13.

---

[1]) Die P. T. Mitglieder werden dringend ersucht, vorkommende Adressenänderungen sofort dem Secretariate der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, I. Burgring 7, anzeigen zu wollen, da nur für diesen Fall die regelmässige Zusendung der Gesellschaftsschriften, Einladungen etc. garantirt werden kann. Den Mitgliedbeitrag wolle man an den Cassier der Gesellschaft, Herrn Karl Freiherr v. Schlosser, Wien, IV. Taubstummengasse 8, einsenden.

24. **Niederösterreichisches Landes-Real- und Obergymnasium in Horn.**
25. **Osborne,** Wilhelm, Rittergutsbesitzer. Blasewitz b. Dresden, Forsthausstrasse 1.
26. **Presl,** Johann, Badhausunternehmer. Wien, VI. Gumpendorferstrasse 59.
27. **Reich,** S. & Co., k. k. landesbefugte Glaswaarenfabrikanten. Wien, II. Czerningasse 3.
28. **Rothschild,** Nathaniel Anselm Freiherr v. Wien, IV. Theresianumgasse 14.
29. **Salzer,** Josef, Fabriksbesitzer. Wien, III. Marxergasse 1.
30. **Schadenberg,** Dr. Alexander. Manila, Philippinen.
31. **Schauta,** Karl, Pfarrer. Payerbach, Niederösterreich.
32. **Schoeller,** Philipp Wilhelm Ritter v., Generalrath der österr.-ungar. Bank, Wien, II. Obere Donaustrasse 105.
33. **Schwarzenberg,** Adolf Josef Fürst zu, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, III. Rennweg 2.
34. **Scudier,** Anton Freiherr v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Feldzeugmeister i. P. Wien, I. Friedrichstrasse 2.
35. **Tieftrunk,** Dr. Franz, Advocat. Melnik, Böhmen.
36. **Todesco,** Sophie Baronin v. Wien, I. Kärntnerstrasse 51.
37. **Wilczek,** Hans Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Herrengasse 5.
38. **Windisch-Graetz,** Ernst Fürst zu, Gutsbesitzer. Wien, III. Strohgasse 11 A.
39. **Wurmbrand-Stuppach,** Gundaker Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, k. k. Handelsminister. Wien, I. Postgasse 8.
40. **Zwiklitz,** Felix Edler v. Wien, IV. Heugasse 20.

### V. Wirkliche Mitglieder.

1. **Adam,** Dr. Josef. Wien, IX. Liechtensteinstrasse 56.
2. **Albert,** Dr. Eduard, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Maximilianplatz 7.
3. **Alterthumsverein in Worms.**
4. **Alth** Dr. Titus Ritter v., k. k. Realschuldirector. Wien, XVIII. Währing, Josefigasse 24.
5. **Andrian-Werburg,** Ferdinand Freih. v. Wien. I. Kolowratring 5. (Lebenslängliches Mitglied.)
6. **Anthropologischer Verein in Görlitz.**
7. **Anthropologische Section** der Gesellschaft für Physiokratie in Böhmen zu Prag 779-II.
8. **Arneth,** Dr. Alfred Ritter v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Director des k. u. k. Haus-, Hof- und Staats-Archives. Wien, I. Parkring 16.
9. **Arneth,** Dr. Franz Hektor Ritter v. Wien, I. Kolowratring 14.
10. **Arthaber,** Johann Josef Rudolf Edler v., kaiserl. Rath. Wien, I. Löwelstrasse 18.
11. **Auchenthaler,** Dr. Franz, k. u. k. Hofrath, Leibarzt. Wien, I. Habsburgergasse 9.
12. **Bachofen v. Echt,** Adolf. Wien, III. Landstrasse, Hauptstrasse 33. (Lebenslängliches Mitglied.)
13. **Bancalari,** Gustav, k. u. k. Oberst a. D. Linz, Altstadt 30.
14. **Bartsch,** Franz, k. k. Ober-Finanzrath. Wien, III. Salmgasse 14.
15. **Bassanowicz,** Dr. J., Kreisphysicus. Varna, Bulgarien.
16. **Baumann,** Dr. Oskar. Wien, I. Elisabethstrasse 9.
17. **Baumgartner,** Dr. Heinrich, k. k. Gymnasial-Professor. Wiener-Neustadt, Hobelhof.
18. **Beer,** Dr. Adolf, k. k. Hofrath, Professor an der technischen Hochschule. Wien, III. Am Heumarkt 17.
19. **Bellak,** Isidor, Antiquar. Wien, II. Taborstrasse 49.
20. **Benndorf,** Dr. Otto, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX. Pelikangasse 18.
21. **Berchtold,** Sigmund Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Kärntnerring 10.
22. **Bielka Ritter v. Karltreu,** Dr. August, k. u. k. Leibarzt. Wien, I. Reitschulgasse 2.
23. **Binder,** Andreas, Bau-Inspector der Kaiser Ferdinands-Nordbahn. Wien, III. Marokkanergasse 1.
24. **Blasius,** Dr. Wilhelm, Director und Professor. Braunschweig, Gauss-Strasse 17.
25. **Böhm Edler v. Böhmersheim,** Dr. August, wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am k. k. naturhistorischen Hofmuseum, Privatdocent an der k. k. technischen Hochschule. Wien, IX. Alserstrasse 4.
26. **Böhmerle,** Karl, Adjunct der k. k. forstlichen Versuchsleitung. Mariabrunn 1.
27. **Bogišić,** Dr. Valtazar, Staatsrath, Professor der Rechte an der Universität in Odessa. Paris, Rue des Saints-Pères 71. (Lebenslängliches Mitglied.)
28. **Bohatta,** Dr. Hans, Volontär an der k. k. Universitäts-Bibliothek. Wien, I. Weihburggasse 8.
29. **Brenner-Felsach,** Joachim Freiherr v., k. u. k. Kämmerer. Gainfahrn, Niederösterreich.
30. **Bruck,** Dr. Moriz, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. Wien, II. Czerninplatz 1.
31. **Brunn,** Ferdinand, leitender Ingenieur der Gewerkschaft Rudolfsthal. Guntramsdorf, Niederösterreich.
32. **Brunner Ritter v. Wattenwyl,** Dr. Karl, k. k. Ministerialrath i. P. Wien, VIII. Trautsohngasse 6.
33. **Brunšmid,** Josef, Custos am Nationalmuseum in Agram.
34. **Bühler,** Dr. Georg Johann, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX. Alserstrasse 8.
35. **Bugiel,** Wlodzimierz Mieczyslaw, stud. med., St. Mandé (Seine), Avenue Herbillon 34.
36. **Buschman,** Dr. Ferdinand Freiherr v., Generalsecretär der k. k. geographischen Gesellschaft. Wien, I. Bauernmarkt 13.
37. **Campi,** Luigi Nobile de, Reichsraths-Abgeordneter. Cles, Tirol.
38. **Chrobak,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Frankgasse 6.
39. **Czerny,** Alois, Bürgerschullehrer. Mährisch-Trübau.
40. **Dalla-Rosa,** Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Porzellangasse 2.
41. **Demuth,** Theodor, Buchhändler. Wien, I. Postgasse 6.
42. **Deutsch,** Joel, kaiserl. Rath, em. Director des israel. Taubstummen-Institutes. Wien, III. Wassergasse 34.
43. **De Vaux,** Karl Freiherr, k. u. k. Kämmerer, Geh. Rath und Generalmajor im Geniestabe. Wien, III. Lagergasse 6.
44. **Dillinger,** Andreas, Schriftsteller. Wien, I. Opernring 23.
45. **Döhner,** Richard. Dorna-Watra, Bukowina.
46. **Dürrnberger,** Dr. Adolf, Hof- und Gerichtsadvocat, Vice-Präsident des Museums Francisco-Carolinum. Linz.
47. **Duška,** Josef. Josefstadt, Böhmen.

48. **Dworschak,** Dr. Joh., Advocat in Deutsch-Landsberg, Steiermark.
49. **Dzieduszycki,** Thaddäus Graf, Gutsbesitzer. Niesłuchów, Post Milatyn, Galizien.
50. **Eigl,** Josef, k. k. Regierungs-Ober-Ingenieur. Salzburg, Neuthorstrasse 9.
51. **Elsässer,** Hermann, Ingenieur. Wien, IV. Waaggasse 8.
52. **Epstein,** Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Wenzelsplatz 58.
53. **Erzbischöfliches Knabenseminar** und Ober-Gymnasium in Trawnik, Bosnien.
54. **Faber,** Dr. Karl Maria. Graz, Lichtenfelsgasse 15.
55. **Familien-Fideicommiss-Bibliothek,** k. u. k. Wien, Hofburg.
56. **Faulhaber,** Dr. Eustachius, k. u. k. Regimentsarzt. Wien, VI. Getreidemarkt 3.
57. **Figdor,** Gustav, Grosshändler. Wien, II. Kaiser Josefstrasse 38.
58. **Finck,** Johann, königl. Rath, Bürgermeister von Oedenburg.
59. **Fischer,** Dr. Ferdinand, k. u. k. Regimentsarzt. Graz, Rechbauerstrasse 30.
60. **Fischer,** Ludwig Hans, akad. Maler. Wien, VII. Breitegasse 8.
61. **Frischauf,** Dr. Eugen, Notariats-Candidat. Wien, IV. Wiedner Hauptstrasse 22.
62. **Frueth,** Dr. Wilhelm Ritter von, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. Wien, IV. Pressgasse 30.
63. **Fuchs,** Dr. Edmund Karl. Wien, VI. Gumpendorferstrasse 47.
64. **Gauster,** Dr. Moriz, k. k. Regierungsrath, Director der Landes-Irrenanstalt. Wien, IX. Lazarethgasse 14.
65. **Geographisches Institut** der k. k. Universität. Wien, I. Franzensring 3.
66. **Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.** Salzburg.
67. **Glück,** Dr. Leopold, Kreisarzt. Sarajevo.
68. **Gomperz,** Dr. Theodor, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, III. Reisnerstrasse 9 a.
69. **Grössl,** Franz Xaver, Präparator am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Klosterneuburg, Albrechtsstrasse 70.
70. **Grohmann,** Frl. Anna, Präsidentin des Damen-Comités der I. Prager Volksküche etc., Hausbesitzerin. Prag, Graben 3.
71. **Gross,** Dr. Konrad, Operateur an der III. geburtshilfl. Klinik. Wien, IX. Garnisongasse 22.
72. **Gruber,** Dr. Josef, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Freiung 7.
73. **Gschirhakl,** Dr. Johann, k. u. k. Regimentsarzt. Ergänzungs-Bezirks-Commando 59 in Salzburg.
74. **Habart,** Dr. Johann, k. u. k. Regimentsarzt, Chefarzt bei der königl. ungar. Leibgarde. Wien, VII. Hofstallstrasse 7.
75. **Haberlandt,** Dr. Michael, k. u. k. Custos-Adjunct am k. k. naturhist. Hofmuseum, Privatdocent an der Universität. Wien, IV. Louisengasse 9.
76. **Haberler,** Dr. Franz Ritter v. Wien, VIII. Skodagasse 8.
77. **Hackenberg,** Dr. Ferdinand, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, IV. Margarethenstrasse 7.
78. **Hacker,** P. Leopold, Secretär der Centralverwaltung des Stiftes Göttweig, Post Furth, Niederösterreich.
79. **Halla,** Max Josef, Kaufmann in Triest.
80. **Hartung v. Hartungen,** Dr. Christoph. Riva am Gardasee, Villa Christoforo.
81. **Hatschek,** Dr. Rudolf. Wien, VIII. Piaristengasse 62.
82. **Hebra,** Dr. Hans Ritter v., Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I. Kärntnerstrasse 14.
83. **Heger,** Franz, k. u. k. Custos und Leiter der anthropol.-ethnographischen Abtheilung am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, III. Rasumoffskygasse 1.
84. **Hein,** Alois Raimund, k. k. Professor und akademischer Maler. Wien, V. Bacherplatz 13.
85. **Hein,** Dr. Wilhelm, wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Donaufeld bei Wien, Hauptstrasse 2.
86. **Herrmann,** Dr. Emanuel, k. k. Ministerialrath, Professor an der k. k. techn. Hochschule. Wien, VI. Gumpendorferstrasse 58 b.
87. **Herrnfeld,** Heinrich, Schriftsteller. Wien, II. Fischergasse 2.
88. **Herzog,** Jakob, Schriftsteller. Wien, III. Veithgasse 9.
89. **Himmel v. Agisburg,** Heinrich, k. u. k. Oberstlieutenant im Infanterie-Regiment Nr. 6. Budapest, Herrengasse 66.
90. **Historisch-archäologisches Museum** der Stadt Pilsen.
91. **Hochstetter,** Dr. Arthur Ritter v., Primararzt. Wiener-Neustadt.
92. **Hoelder,** Dr. H. v., k. württ. Ober-Medicinalrath. Stuttgart, Marienstrasse 31.
93. **Hoernes,** Dr. Moriz, k. u. k. Assistent am k. k. naturhistorischen Hofmuseum, Privatdocent an der Universität. Wien, III. Bechardgasse 22.
94. **Hoernes,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Sparbersbachstrasse 29.
95. **Hofmann,** Rafael, Bergwerks-Director. Wien, IV. Heugasse 52.
96. **Hofmeier,** Ernst, Domänen-Besitzer. Prag, Wenzelsplatz 55.
97. **Hohenbruck,** Arthur Schwäger Freih. v., k. k. Ministerialrath im Ackerbau-Ministerium. Wien, I. Nibelungengasse 8.
98. **Holl,** Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Harrachgasse 21.
99. **Holländer,** Dr. Alexander, Privatdocent an der Universität. Wien, IX. Ferstelgasse 6.
100. **Holler,** Dr. Anton, Primararzt und Abtheilungs-Vorstand in der niederösterr. Landes-Irrenanstalt. Wien, IX. Lazarethgasse 14.
101. **Houdek,** Victor, k. k. Ministerial-Secretär. Wien, III. Landstrasse Hauptstrasse 33.
102. **Houška,** Dr. Alois, städt. Polizei-Commissär. Pilsen, Mannsfeldgasse 7.
103. **Hovorka Edler v. Zderas,** Dr. Oskar, em. Assistent am k. k anatomischen Institut. Wien, I. Teinfaltstrasse 3.
104. **Hueber,** Dr. Richard, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, XVII. Hernals, Bergsteiggasse 32.
105. **Inama-Sternegg,** Dr. Karl Theodor v., k. k. Sectionschef, Präsident der k. k. statistischen Central-Commission, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Freiung 6.
106. **Jagić,** Dr. Vatroslav, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor, Mitglied des Herrenhauses. Wien, XIX./1. Ober-Döbling, Hauptstrasse 18.

107. **Jelínek,** Břetislav, Custos des städt. Museums in Prag. Smichow, Hieronymusgasse 13.
108. **Jenny,** Samuel, Fabriksbesitzer, k. k. Conservator. Hard bei Bregenz.
109. **Jurié Edler v. Lavandal,** Dr. Gustav, Privatdocent an der Universität. Wien, I. Bankgasse 7.
110. **Kaindl,** Dr. Raimund Friedrich, Privatdocent an der k. k. Universität. Czernowitz, Neueweltgasse 58.
111. **Kaiser,** Franz, k. k. Regierungsrath, Hilfsämter-Ober-Director im k. k. Finanzministerium. Wien, IV. Igelgasse 21.
112. **Kaltenegger,** Ferdinand, k. k. Hofrath. Brixen.
113. **Kammel Edler v. Hardegger,** Dr. Dominik, Gutsbesitzer. Stronsdorf, Niederösterreich.
114. **Kanitz,** Felix, Curator am k. k. österr. Handelsmuseum, Wien, I. Eschenbachgasse 9.
115. **Kaposi,** Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Alserstrasse 28.
116. **Karabacek,** Dr. Josef, k. k. Universitäts-Professor. Wien, III. Seidlgasse 41.
117. **Karásek,** Dr. Josef. Wien, IX. Schwarzspanierstrasse 15, 3. Stiege, Thür 7.
118. **Karner,** Lambert, Pfarrer in Brunnkirchen, Postamt Furth, Niederösterreich.
119. **Karrer,** Felix, Erster Secretär des Wissenschaftlichen Club. Wien, XIX. Ober-Döbling, Hauptstrasse 80.
120. **Katholicky,** Dr. Karl, k. k. Sanitätsrath. Brünn.
121. **Kemény,** Dr. Ig., k. u. k. Regimentsarzt. Komorn.
122. **Knies,** Ján. Blansko, Mähren.
123. **Knoll,** Dr. Philipp, k. k. Professor an der deutschen. Universität in Prag, Salmgasse 6.
124. **Koblitz Freiherr v. Willmburg,** Hans, k. u. k. Artillerie-Oberlieutenant. Wien, III. Marokkanergasse 3.
125. **Könyöki,** Alois Dr., Untersuchungschemiker der k. ungar. chem. Staatsversuchsstation. Budapest, Bajnokgasse 2 b.
126. **Koffer,** Dr. Hans, Assistent an der III. geburtshilflichen Klinik. Wien, IX. Garnisongasse 6.
127. **Kolbenheyer,** Erich, Professor an der k. k. Staatsgewerbeschule in Czernowitz.
128. **Koller,** August Freiherr v., k. u. k. Rittmeister im 14. Dragoner-Regiment. Dobřan bei Pilsen.
129. **Komers,** August, k. k. Gymnasial-Professor. Znaim, Mähren.
130. **Komínek,** Alois, Güter-Inspector. Wien, I. Bartensteingasse 13.
131. **Kosanović,** Sava, Erzbischof von Sarajevo, Metropolit von Dabro in Bosnien und Exarch von Dalmatien. Dulcigno, Montenegro. (Lebenslängliches Mitglied.)
132. **Kosmač,** Joh., Werkdirector. Graz, Parkstrasse 7.
133. **Kostersitz,** Ubald, inf. Propst des Stiftes Klosterneuburg.
134. **Koudelka,** Florian, k. k. Bezirks-Thierarzt. Wischau, Mähren.
135. **Kraus,** Franz, k. k. Regierungsrath. Wien, I. Strauchgasse 1.
136. **Krayatsch,** Dr. Josef, Leiter der niederösterr. Irrenanstalts-Filiale in Kierling-Gugging, Niederösterreich.
137. **Kříž,** Dr. Martin, k. k. Notar. Steinitz, Mähren.
138. **Kubinyi,** Nikolaus v., Oberfiscal der Herrschaft Arva. Arva Váralya, Ungarn.
139. **Kübeck zu Kübau,** Max Freiherr v., k. u. k. Legationsrath a. D. Wien, IV. Wienstrasse 27.
140. **Kuhn,** Dr. Konrad. Wien, I. Rothenthurmstrasse 13.
141. **Kulka,** Dr. Richard. Wien, VIII. Lange Gasse 48, 2. Stiege, Thür 41.
142. **Kutschera,** Hugo Freiherr v., Civil-Adlatus und Administrativ-Director der Landesregierung für Bosnien und die Herzegowina. Sarajevo.
143. **Landesmuseum „Joanneum"** (Antiken- und Münzen-Cabinet) in Graz.
144. **Lanfranconi,** Enea Gracioso, Bauunternehmer. Pressburg.
145. **Leger,** F., Privatier. Kolin, Kuttenberger Vorstadt 182, Böhmen.
146. **Leidinger,** Josef, k. u. k. Rechnungsrath in Sr. Majestät Obersthofmeisteramt. Wien, XIII. Hietzing, Lainzerstr. 70.
147. **Lenz,** Dr. Oskar, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Königliche Weinberge, Sladkovskystrasse 8.
148. **Libicka,** Emma, Malerin. Wien, IX. Prechtlgasse 1.
149. **Linardić,** Dr. Dominik, k. u. k. Garnisons-Chefarzt. Oedenburg, Ungarn.
150. **Linden,** Marie Gräfin. Schloss Burgberg, Post Hermaringen, Württemberg.
151. **Lippmann,** Dr. Eduard, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IV. Karlsgasse 9.
152. **Ludwigstorff,** Anton Freiherr v. Deutsch-Altenburg an der Donau, Niederösterreich.
153. **Lukas,** Dr. Franz, k. k. Gymnasial-Professor. Wien, IX. Maximilianplatz 4/5.
154. **Luschan,** Dr. Felix Ritter v., Directorial-Assistent am Museum für Völkerkunde. Berlin, W., Maassenstr. 25.
155. **Majewski,** Erasmus, Director des chemisch-technischen Laboratoriums. Warschau, Złota 61.
156. **Makowsky,** Alexander, Professor an der k. k. technischen Hochschule. Brünn, Thalgasse 25.
157. **Marchesetti,** Dr. Carlo de, Director des Museo civico di Storia naturale. Triest.
158. **Margulies,** Dr. Joachim. Wien, IX. Liechtensteinstrasse 55.
159. **Marinitsch,** Josef, Kaufmann. Triest, Via del Lazzeretto vecchio 4.
160. **Maška,** Karl Jaroslav, Oberrealschul-Director. Teltsch, Mähren.
161. **Masner,** Dr. Karl, Custos-Adjunct am k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie. Wien, III. Wassergasse 13.
162. **Matiegka,** Dr. Heinrich, praktischer Arzt. Smichow, Havlíčekgasse 10.
163. **Mattoni,** Heinrich Edler v., kaiserl. Rath. Wien, I. Tuchlauben 14.
164. **Mattula,** Josef, Baumeister. Znaim.
165. **Mattula,** Ludwig, Lehrer. Platt-Zellerndorf, Niederösterreich.
166. **Mauthner,** Dr. Ludwig, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Kolowratring 6.
167. **Mayer,** Dr. Sigmund, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Stephansgasse 28.
168. **Melzer,** Dr. Wenzel, k. u. k. Stabsarzt. Wien, VIII. Florianigasse 19.

169. **Meringer,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Günthergasse 2.
170. **Miličević,** Dr. Franjo. Mostar.
171. **Millicsevits,** Dr. Michael, königl. serbischer Hof-Secretär. Belgrad.
172. **Mittler,** Dr. Paul. Wien, I. Elisabethstrasse 16.
173. **Montecuccoli - Polinago,** Rudolf Graf, k. u. k. Linienschiffs-Capitän. Pola.
174. **Mrazović,** Milena, Schriftstellerin. Sarajevo.
175. **Much,** Dr. Ferdinand, k. k. Hofburgtheaterarzt. Wien, IV. Favoritenstrasse 11.
176. **Much,** Dr. Matthäus, Mitglied und Conservator der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- u. histor. Denkmale. Wien, VIII. Josefsgasse 6.
177. **Much,** Dr. Rudolf, Privatdocent an der Universität. Wien, VIII. Josefsgasse 6.
178. **Müller,** Dr. David Heinrich, k. k. Universitäts-Professor. Wien, VIII. Wickenburggasse 24.
179. **Müller,** Dr. Friedrich, k. k. Universitäts-Professor. Wien, III. Marxergasse 24 A.
180. **Müller,** Hugo, Gutsbesitzer. Wien, I. Grünangergasse 1.
181. **Müller,** Dr. Otto, Eisenbahn-General-Secretär a. D. Wien, IX. Berggasse 5.
182. **Musealverein** in Hallstatt, Oberösterreich.
183. **Musejní spolek.** Brünn.
184. **Museum** der Stadt Klattau in Böhmen.
185. **Museum für Völkerkunde** in Leipzig.
186. **Nadenius,** Dr. Joh. Jakob, k. u. k. Regierungsrath i. P. Wien, IV. Weyringergasse 15.
187. **Neugebauer,** Dr. Josef, Secundararzt im Allgemeinen Krankenhaus. Wien, IX. Kolingasse 11.
188. **Neumann,** Dr. Isidor, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Rothenthurmstrasse 29.
189. **Niederösterreichische Landes - Oberrealschule** und Fachschule für Maschinenwesen in Wiener-Neustadt.
190. **Niedźwiedzki,** Julian, Professor an der k. k. technischen Hochschule in Lemberg.
191. **Obersteiner,** Dr. Heinrich, k. k. Universitäts - Professor, Director der Privat - Irrenanstalt in Wien, XIX. Ober-Döbling, Hirschengasse 71.
192. **Oesterreichischer Touristen - Club.** Wien, I. Herrengasse 23.
193. **Oser,** Dr. Leopold, k. k. Sanitätsrath, Universitäts-Professor. Wien, I. Neuthorgasse 20.
194. **Ossowski,** Gottfried. Tomsk, Moskowskij-Tract Nr. 3.
195. **Palliardi,** Jaroslaw, Notariats-Candidat. Znaim.
196. **Pastrnek,** Dr. Franz, Privatdocent an der Universität. Wien, IX. Schwarzspanierstrasse 15.
197. **Pauli,** Hugo, Buchhändler. Wien, I. Rothenthurmstrasse 15.
198. **Paulitschke,** Dr. Philipp, kaiserl. Rath, Privatdocent an der Universität und Gymnasial - Professor. Wien, VIII. Skodagasse 16.
199. **Peez,** Dr. Alexander, Fabriks- und Realitäten-Besitzer. Wien, I. Opernring 5, 4. Stiege.
200. **Penka,** Karl, k. k. Gymnasial-Professor. Wien, XVIII. Gersthof, Bergsteiggasse 50.
201. **Pfeiffer,** Rudolf, k. k. Oberbergrath. Wien, XVIII. Währing, Gürtelstrasse 39.
202. **Pichler,** Julius, Director der Sprengmittelfabrik in Brunn am Steinfeld, Niederösterreich.
203. **Pick,** Dr. Arnold, k. k. Universitäts - Professor. Prag, Stadtpark 11.
204. **Pièrer,** Dr. F. S. J., Schiffsarzt des österr.-ungar. Lloyd. Triest, Pozzo del mare 1.
205. **Pissling,** Dr. Wilhelm Ritter v., p. k. k. Statthaltereirath und Professor. Prag, Wenzelsplatz 43.
206. **Plischke,** Dr. Karl. Prag, Karlsplatz 34.
207. **Poetsch,** Vincenz, Fabrikant. Randegg, Niederösterreich.
208. **Pošepný,** Franz, k. k. Bergrath. Wien, XIX. Ober-Döbling, Cottage, Karl Ludwigstrasse 62.
209. **Pražák,** Dr. Alois Freiherr v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Minister a. D. Wien, III. Beatrixgasse 25.
210. **Preen,** Hugo v., akademischer Maler und Gutsbesitzer. Osternberg bei Braunau am Inn, Oberösterreich.
211. **Pudil,** Ján, em. fürstl. Lobkowitz'scher Baudirector. Prag, Königliche Weinberge, Brandlgasse 16.
212. **Püchler,** Wenzel, k. k. Oberbergrath i. P. Graz, Maiffredgasse 5.
213. **Puschmann,** Dr. Theodor, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XVIII. Währing, Martinstrasse 6.
214. **Rabl,** Dr. Karl, k. k. Universitäts-Professor. Prag.
215. **Radić,** Fran. Curzola, Dalmatien.
216 **Radimský,** Wenzel, k. k. Berghauptmann. Sarajevo.
217. **Reischek,** Andreas, Naturforscher. Linz, Klammstrasse 22. (Lebenslängliches Mitglied.)
218. **Richlý,** Heinrich. Neuhaus bei Weseli a. L., Böhmen.
219. **Riegl,** Dr. Alois, Custos-Adjunct am k. k. österr. Museum für Kunst und Industrie, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I. Schottengasse 3.
220. **Rigler,** Dr. Franz Edler v. Wien, III. Seidlgasse 22.
221. **Rixy,** Josef, Baumeister. Prag, Schulgasse 26.
222. **Rohrmann,** Moriz, Gutsbesitzer. Bludowitz, Oesterr.-Schlesien.
223. **Rokitansky,** Hans Freiherr v., k. u. k. Kammer- und Hofopernsänger. Wien, IV. Wiedner Hauptstrasse 51.
224. **Rollet,** Dr. Emil, k. k. Regierungsrath, Director und Primararzt des Erzh. Sophien-Spitals. Wien, I. Giselastrasse 2.
225. **Romstorfer,** Karl Adam, Architekt, k. k. Conservator, Professor an der k. k. Staatsgewerbeschule. Czernowitz, Petroviczgasse 6.
226. **Rosenberg,** Leopold. Wien, I. Giselastrasse 11.
227. **Rücker,** Anton, k. k. Oberbergrath. Wien, I. Canovagasse 7.
228. **Sarg,** Karl, kais. Rath, Fabriksbesitzer. Liesing bei Wien.
229. **Schacherl,** P. Gust., Pfarrer. Gobatsburg, Niederösterreich.
230. **Schaffer,** Dr. Ludwig, k. u. k. Regimentsarzt. Wien, III. Rennweg 17.
231. **Schandlbauer,** Dr. Hans. Wien, I. Petersplatz 7.
232. **Scheff,** Dr. Julius, Privatdocent an der Universität. Wien, I. Hoher Markt 4.
233. **Schiff,** Dr. Eduard, Privatdocent an der Universität. Wien, I. Wallfischgasse 6.
234. **Schiffmann,** Louis. Hamburg, Neue Gröningerstrasse 22.
235. **Schlesinger,** Sigmund Egon. Wien, I. Gonzagagasse 15.
236. **Schlosser,** Karl Freiherr v. Wien, IV. Taubstummengasse 8.

237. **Schmarda,** Dr. Ludwig Karl, k. k. Hofrath. Wien, II. Grosse Pfarrgasse 25.
238. **Schmidel,** Edmund, k. k. Landesgerichtsrath. Steyr, Oberösterreich.
239. **Schmidl,** K. Wien, XIII. Hietzing, Alleegasse 25.
240. **Schmidt,** Dr. Emil, Universitäts-Professor. Leipzig.
241. **Schmidt,** Dr. Josef. Znaim, Bahnhofstrasse 20.
242. **Schnapper,** August, Privatier. Wien, VI. Getreidemarkt 17.
243. **Schneider,** Dr. Robert Ritter v., Custos der Antikensammlung des Allerh. Kaiserhauses. Wien, IX. Berggasse 10.
244. **Schoetensack,** Dr. Otto, Universitäts-Professor. Heidelberg.
245. **Schott,** Eugen. Wien, VII./2. Burggasse 20, II. Stock, Thür 20.
246. **Schrötter Ritter v. Kristelli,** Dr. Leopold, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Mariannengasse 3.
247. **Schuchardt,** Dr. Hugo, Universitäts-Professor. Graz, Elisabethstrasse 6.
248. **Schulhof,** Dr. Johann Sigmund, k. u. k. Oberarzt. Ragusa, Garnisonsspital Nr. 24.
249. **Schwab,** Dr. Erasmus, Gymnasial-Director i. P., Bezirksschulrath. Wien, VI. Kasernengasse 24.
250. **Sederl,** Josef, k. u. k. Hof-Steinmetzmeister. Wien, III /3. Reisnerstrasse 61.
251. **Sieger,** Dr. Robert, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, III./2. Marxergasse 19.
252. **Sitte,** Camillo, Regierungsrath, Architekt, Director der k. k. Staatsgewerbeschule. Wien, I. Schellinggasse 13.
253. **Sonne,** Dr. Eduard. Ober-Laa bei Wien.
254. **Sonnleithner,** Ferd., Obergerichtsrath. Sarajevo.
255. **Specht,** Jos. Ant., Privatier. Wien, IV. Theresianumgasse 31.
256. **Speyer,** Albert, Commissionswaarenhändler. Wien, I. Neuthorgasse 15.
257. **Spitzer,** Gust., k. u. k. Hof-Mode- und Weisswaarenhändler. Wien, I. Kärntnerring 12.
258. **Srbska-Zora,** Akademischer Studenten-Verein. Wien, VIII. Laudongasse 11.
259. **Staatsgewerbeschule,** k. k. Wien, I. Schellinggasse 13.
260. **Staatsgymnasium,** k. k. Oberhollabrunn, Niederösterreich.
261. **Stache,** Dr. Guido, k. k. Oberbergrath, Director der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III. Oetzeltg. 10.
262. **Steinen,** Dr. Karl von den, Professor. Neubabelsberg bei Berlin, Karaibenhof.
263. **Steiner,** Franz, Cand. phil. Schaab bei Podersam, Böhmen.
264. **Steiner Freiherr v. Pfungen,** Dr. Robert, Primararzt im Kaiser Franz Josefs-Spital, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I. Schottengasse 3.
265. **Stoll,** Dr. Otto, Universitäts-Professor. Küssnacht bei Zürich.
266. **Storno,** Franz jun., akademischer Maler. Oedenburg.
267. **Strobel,** Pellegrino, Professor. Parma.
268. **Strohmayer,** Dr. August, Schriftsteller. Rom.
269. **Stubenvoll,** Hugo, Ingenieur. Vukovar, Slavonien.
270. **Supljina,** Matthäus, Pfarrer i. P. Pisino, Istrien.
271. **Suttner,** Arthur Gundaccar Freiherr v. Harmannsdorf bei Eggenburg, Niederösterreich.
272. **Svetlin,** Dr. Wilhelm, Director der Privat-Heilanstalt für Gemüthskranke. Wien, III. Leonhardgasse 3/5.
273. **Szczepanowski,** Stanislaus Prus. Lemberg, Ulice Dabrowskiego 8.
274. **Szombathy,** Josef, k. u. k. Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VII. Sigmundsgasse 8.
275. **Tagleicht,** Karl, k. u. k. Hof-Bauschlosser. Wien, II. Czerningasse 6.
276. **Tappeiner,** Dr. Franz. Meran, Tirol.
277. **Ther,** Peter Edler v., k. u. k. Feldmarschall-Lieutenant, Haus Commandant der k. u. k. Ersten Arcieren-Leibgarde. Wien, III. Rennweg 6.
278. **Thirring,** Julius, Bürgerschullehrer. Wien, II. Darwingasse 9.
279. **Tietze,** Dr. Emil, k. k. Ober-Bergrath der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III. Ungargasse 27.
280. **Toldt,** Dr. Karl, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Wien, IX. Ferstelgasse 6.
281. **Tolmatschew,** Dr. Nikolaus, Professor an der Universität in Kasan.
282. **Tomaschek,** Dr. Wilhelm, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XVIII. Währing, Gürtelstrasse 54.
283. **Tonner,** Dr. Wilhelm, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. Pisek, Böhmen.
284. **Trapp,** Josef, Fabriksbesitzer. Pilsen, Salzgasse 14.
285. **Trapp,** Moriz, Custos des Franzens-Museums. Brünn.
286. **Treulich,** Dr. Jakob, k. u. k. Oberstabsarzt. Wien, IX. Schwarzspanierstrasse 15.
287. **Treutler,** Dr. Ferdinand, k. u. k. Stabsarzt. Stuhlweissenburg.
288. **Trojanović,** Dr. Sima, Gymnasial-Director. Loznica, Serbien.
289. **Truhelka,** Dr. Ćiro, Custos am bosnisch-hercegovinischen Landesmuseum. Sarajevo.
290. **Tschudi,** Dr. Arthur, k. u. k. Regimentsarzt. Wien, IX. Maximilianplatz 13.
291. **Valvajec,** Matija, Professor, Mitglied der südslavischen Akademie. Agram, Kuković 6.
292. **Veszelý,** Dr. Karl Constantin, k. u. k. Stabsarzt. Wien, IX. Schlagergasse 11.
293. **Vukasović,** Vid Vuletić, Professor. Curzola, Dalmatien.
294. **Wahrmann,** Dr. Sigmund, prakt. Arzt. Wien, I. Wollzeile 29.
295. **Wang,** Nikolaus, k. u. k. Custos-Adjunct am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, I. Maximilianstrasse 14.
296. **Weinberger,** Isidor, k. k. Commercialrath, Centraldirector der böhmischen Montangesellschaft. Wien, IV. Schwindgasse 20.
297. **Weinzierl,** Robert v. Prag, II. Krakauergasse 16.
298. **Weinzierl,** Dr. Theodor Ritter v., Director der Samen-Controlstation der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft. Wien, IX. Währingerstrasse 46.
299. **Weisbach,** Dr. Augustin, k. u. k. Ober-Stabsarzt, Sanitätschef des 15. Corps. Sarajevo.
300. **Weiss,** Dr. Johann Baptist v., k. k. Universitäts-Professor. Graz, Stiegengasse 9.
301. **Weiss Ritter v. Tessbach,** Dr. Adolf. Wien, I. Nibelungengasse 1.
302. **Weyr,** Rudolf, Professor an der k. k. technischen Hochschule, Bildhauer. Wien, III. Rochusgasse 12.

303. **Wieser Ritter v. Wiesenhort,** Dr. Franz, k. k. Universitäts-Professor, Präsident des Ferdinandeums. Innsbruck, Meinhartstrasse 4.
304. **Wilckens,** Dr. Martin, Professor an der k. k. Hochschule für Bodencultur. Wien, XVIII. Währing, Sternwartestr. 48.
305. **Willner,** Berthold, Privatier. Wien, IX. Pramergasse 29.
306. **Winternitz,** Dr. Moriz. Oxford, 100 Kingston Road.
307. **Winternitz,** Dr. Wilhelm, k. k. Universitäts-Professor, kaiserl. Rath. Wien, I. Wipplingerstrasse 28.
308. **Wittmann,** Dr. Emil Hugo, Schriftsteller. Wien, I. Weihburggasse 32.
309. **Witzany,** Dr. A., Districtsarzt. Eisgrub, Mähren.
310. **Woldřich,** Dr. Joh. Nep., k. k. Universitäts-Professor. Prag, Karlsplatz 21.
311. **Wolfram,** Alfred, Volontär am k. k. naturhistor. Hofmuseum. Wien, XVIII. Währing, Goldschmiedgasse 19.
312. **Wosinsky,** Moriz, Dechant. Szegszárd, Ungarn.
313. **Zawiliński,** Roman, k. k. Gymnasial-Professor. Krakau, Krowoderska 55.
314. **Zeyer,** Johann, Architekt. Smichow, Inselgasse 91.
315. **Ziller,** Karl, k. u. k. Lieutenant i. d. R. bei der Batterie-Division Nr. 35. Hermannstadt, Siebenbürgen.
316. **Žitný,** Anton, fürstl. Liechtenstein'scher Forstmeister. Adamsthal, Mähren.
317. **Zsigmondy,** Dr. Otto, Zahnarzt. Wien, I. Schmerlingplatz 2.
318. **Zuckerkandl,** Dr. Emil, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Günthergasse 1.
319. **Zumbusch,** Kaspar Ritter v., Professor an der k. k. Akademie der bildenden Künste. Wien, III. Jacquingasse 11.
320. **Zwirner,** Hubert, Bürgerschullehrer. Retz, Niederösterr.

### C. Correspondenten.

1. **Bella,** Ludwig. Oedenburg.
2. **Krahuletz,** J. Eggenburg.
3. **Moser,** L. Karl. Triest.

---

## Monats-Versammlung am 10. April 1894.

Vorsitzender: Herr Hofrath Dr. Franz Ritter v. Hauer.

1. Herr **Eugène Thomas** hält einen Vortrag über

**Die Gebräuche und Feierlichkeiten bei Verlobungen und Ehen der Völker des malayischen Archipels.**

2. Herr Dr. **Oskar Hovorka Edler v. Zderas** hält unter Vorlage entsprechender Objecte und Abbildungen einen Vortrag über

**Verstümmelungen des männlichen Gliedes bei einigen Völkern des Alterthums und der Jetztzeit**

mit besonderer Berücksichtigung der sogenannten Infibulation und Κυνοδέσμη (Kynodesme).

Derselbe wird in einer späteren Nummer der Mittheilungen zum Abdrucke kommen.

3. Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

L'Oriente. Rivista trimestrale pubblicata a cura dei Professori del R. Istituto Orientale in Napoli. Anno I. — Nr. 1. Roma 1894. 64 S.

Radimský, W.: Die Kirchenruine von Dabravina im Bezirke Visoko. Mit 35 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina, II. Band, 1894.] Wien, 1894. II + 14 S.

Hörmann, Constantin, und Radimský, W.: Die Alterthümer von Ošanić bei Stolac. Mit 12 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. II. Band, 1894.] Wien 1894. II + 10 S.

Radimský, W.: Das Bišćepolje bei Mostar. Mit 51 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. II. Band, 1893.] Wien, 1893. 34 S.

Radimský, W.: Archäologische Tagebuchblätter. Mit 14 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. II. Band, 1893.] Wien 1893. 24 S.

Radimský, W.: Reste römischer Ansiedlungen in Šipraga und Podbrgje, dann altbosnische Grabsteine in Šipraga an der Vrbanja. Mit 3 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. II. Band, 1894.] Wien 1894. II + 6 S.

Bulletin de la Société d'Émulation d'Abbeville. Année 1892. Nos 2, 3 et 4. Abbeville. (137—208) S.

Mémoires de la Société d'Émulation d'Abbeville (fondée le 11 octobre 1797). Tome dix-huitième de la collection. 4e Série, tome II. — 2e partie. Abbeville 1893. (305—646) S.

Knies, Jan: Předhistorické nálezy v Křenovicích a okolí. [Zvláštní otisk z „Časopisu vlasten. muzejního spolku olomuckého", roč. 1894.] 12 S.

Knies, Jan: Předhistorické hradiště Oslavanské „u Dvorka". [Zvláštní otisk z „Časopisu vlasten. muzejního spolku olomuckého", roč. 1893.] 6 S.

Manouvrier, L.: Étude sur les variations morphologiques du corps du fémur dans l'espèce humaine. Paris 1893. (111—144) S.

Manouvrier, M. L.: Nouvelle étude sur le sillon sous-frontal intra-limbique et sur la fusion du lobe du corps calleux avec les lobes adjacents. [Extrait des Bulletins de la Société d'Anthropologie, Séance du 6 octobre 1892.] Paris 1893. (504—529) S.

Truhelka, Dr. Ćiro: Auszug aus der Chronik des Fra Nikolaus von Lašva. Nach der im Franziskanerkloster Gorica bei Livno aufbewahrten Abschrift und Fassung des Fra Margetič von Jaice. [Separat-Abdruck aus Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina, II. Band, 1894.] Wien 1894. II + 20 S.

Truhelka, Dr. Ćiro: Die Bosančica. Mit 13 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina, II. Band, 1894.] Wien 1894. II + 18 S.

Truhelka, Dr. Ćiro: Die Heilkunde nach volksthümlicher Ueberlieferung mit Auszügen aus einer alten Handschrift. Mit 1 Tafel und 3 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina, II. Band, 1894.] Wien 1894. II + 18 S.

Truhelka, Dr. Ćiro, und Hörmann, Constantin: Olovo. Mit 5 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina, II. Band, 1894.] Wien 1894 II + 14 S.

Truhelka, Dr. Ćiro: Archäologische Forschungen auf der Burg von Jajce und in ihrer nächsten Umgebung. Mit 1 Tafel und 5 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. II. Band, 1894.] Wien 1894. II + 8 S.

Manouvrier, Dr. L.: Description du cerveau d'un indigène des Iles Marquises. [Association française pour l'avancement des sciences fusionnée avec l'Association scientifique de France (Fondée par Le Verrier en 1864). Congrès de Pau — 1892. Séance du 21 septembre 1892.] Paris. 12 S.

Grempler, Dr.: Der I. Fund von Sackrau. Namens des Vereins für das Museum schlesischer Altertümer in Breslau unter Subvention der Provinzialverwaltung bearbeitet und herausgegeben. Mit 5 Bildertafeln und 1 Karte. II. Ausgabe. Berlin 1888. 16 S.

Grempler, Dr.: Der II. und III. Fund von Sackrau. Namens des Vereins für das Museum schlesischer Altertümer in Breslau unter Subvention der Provinzialverwaltung bearbeitet und herausgegeben mit freundlicher Unterstützung des Herrn A. Langenhan. Mit 7 Bildertafeln. Berlin 1888. 16 S.

Führer durch die Sammlungen des Museums schlesischer Altertümer in Breslau. Mit 30 Abbildungen in Holzschnitt und Zinkotypie. Dritte Auflage. Breslau 1891. IV + 116 S.

Mertins, Dr. O.: Die hauptsächlichsten prähistorischen Denkmäler Schlesiens. [Sonderabdruck aus dem 17. Jahresbericht des Schles. Prov.-Verbandes der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung.] Breslau 1891. 44 S. Mit 6 Tafeln.

Zimmer, Martin: Die bemalten Thongefässe Schlesiens aus vorgeschichtlicher Zeit. Namens des Vereins für das Museum schlesischer Altertümer mit Unterstützung der Provinzial-Verwaltung herausgegeben. Mit 7 Bildtafeln und einer Karte von Schlesien. Breslau 1889. 32 S.

Vorgeschichtliche Karte von Schlesien. Nach älteren und neueren Forschungen (eines C. Schwenkfeld jr., Nic. Henelius ab Hennefeld, L. D. Herrmann, G. und J. Volkmann, J. Ch. Kundmann, Fr. Kruse, J. G. Büsching, R. Drescher u. A.), insbesondere nach den Acten des unterzeichneten Vereins und im Auftrage desselben bearbeitet von J. Zimmermann, Lehrer in Striegau, herausgegeben von dem Vereine für das Museum schlesischer Altertümer. (Abgeschlossen im December 1877.) Breslau 1878.

Topinard, Dr. P.: Mémoire N° IV sur la répartition de la couleur des yeux et des cheveux en France. Carte des cheveux roux. [L'Anthropologie, p. 579—591; Extrait.]

Topinard, Dr. P.: Quelques conclusions et applications de l'anthropologie. L'homme animal — l'homme social. [Extrait de L'Anthropologie. Vol. IV, 1893.] Paris 1894. IV + (657—704) S.

Regàlia, Ettore: Sulla fauna della Grotta dei Colombi (Is. Palmaria, Spezia). Nota paleontologica. (Con una Tavola e 3 Figure). Firenze 1894. II + 112 S.

Školski vjesnik. Stručni list zemaljske vlade za Bosnu i Hercegovinu. Urednik: Ljuboje Dlustuš I—III. 1894. Sarajevo 1894.

Poziv i pravilnik Družtva za gradnju nove Stolne Crkve u Splitu invito e statuto della Società per la fabbrica della Nuova Chiesa Cattedrale in Spalato. Splitu 1893. 42 S.

Miess, Michael: XVIII. Jahresbericht der Gewerbeschule zu Bistritz. Am Schlusse des Schuljahres 1892/3 veröffentlicht. Bistritz 1893. 32 S.

Nehring, A.: Wurden Bären-Unterkiefer in der Vorzeit wirklich zum Zerschlagen von Knochen benutzt? [Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 16. December 1893. S. 573, 574.]

Nehring, A.: Fossile Löwen-Reste von Thiede, Rübeland, Scharzfeld, Quedlinburg, Westeregeln und Hameln. [Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 18. November 1893. S. 407—409.]

Palliardi, Jaroslav: Výzkumy předhistorické na jihozápadní Moravě. I. Hroby se skrčenými kostrami. V Olomouci 1894. II + 54 S. Mit einer Tabelle.

Brinton, Daniel G.: Characteristics of American Languages. Reprinted from The American Antiquarian. January 1894. 8 S.

Kaindl, Dr. Raimund Friedrich: Die Erwerbung der Bukowina durch Oesterreich. [Der Buchenwald. Beiträge zur Kunde der Bukowina. Nr. 6.] Habilitationsvortrag, gehalten an der philosophischen Facultät der k. k. Franz Josefs-Universität in Czernowitz am 15. Juli 1893. Czernowitz 1894. 26 S.

Kaindl, Dr. Raimund Friedrich: Franz Adolf Wickenhauser. 1809—1891. Gedächtnissblatt zu seinem dritten Todestage. Mit dem Bildnisse Wickenhauser's. [Der Buchenwald. Beiträge zur Kunde der Bukowina. Nr. 7.] Czernowitz 1894. 16 S.

Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München, Generalsecretär der Gesellschaft. XXV. Jahrgang. Nr. 2, 3 und 4. Februar, März und April 1894. [9—32] S.

Brinton, Daniel G.: On the words „Anahuac" and „Nahuatl". 8 S.

Brinton, Daniel G.: A Vocabulary of the Nanticoke Dialect. [Reprinted Dec. 11, 1893, from Proc. Amer. Philos. Soc., Vol. XXXI, p. 325—333.]

Brinton, Daniel G.: Nagualism. A Study in Native American Folk-lore and History. Philadelphia 1894. 66 S.

Abstracts of the original communications appearing in the February number, 1894 (Vol. III, No. 1), of the International Medical Magazine, edited, under the supervision of John Ashhurst, Jr., M. D., and James T. Whittaker, M. D., LL. D., by Henry W. Cattell, A. M., M. D. 716 Filbert Street, Philadelphia. 1 S.

Radloff, W.: Die alttürkischen Inschriften der Mongolei. Erste Lieferung: Die Denkmäler von Koscho-Zaidam. Text, Transscription und Uebersetzung. St. Petersburg 1894. 84 S.

Brinton, Daniel G.: On an „inscribed tablet" from Long Island. [The Archæologist. Vol. I. No. 11. p. 201—203.] Waterloo, Indiana, November, 1893.

Schulenburg, Willibald von: Der Spreewald und seine Bewohner. [„Brandenburgia", Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatskunde der Provinz Brandenburg zu Berlin. Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums herausgegeben vom Gesellschafts-Vorstande. Nr. 11, Februar 1894, S. 227—254.] Berlin 1894.

Danielli, Dott. Jacopo: Crani ed ossa lunghe di abitanti dell' Isola d' Engano portati dal Dott. Elio Modigliani. [Estratto dall' Archivio per l' Antropologia e la Etnologia. Vol. XXIII, Fascicolo 3°, 1893, p. 401—436.] Firenze 1894. 40 S. Mit 3 Tafeln.

Świętek, Jan: Lud Nadrabski (od gdowa po Bochnię). Obraz etnograficzny. (71 autotypią.) W Krakowie 1893. X + 728 S. [Geschenk der Akademie der Wissenschaften in Krakau.]

Livi, Dott. Ridolfo: Saggio dei risultati antropometrici ottenuti dallo spoglio dei fogli sanitarii delle classi 1859 bis 1863 eseguito all' ispettorato di sanità militare. (Presentato in omaggio ai membri della XIV Sezione del XI congressu medico internazionale (Roma 1894). Roma 1894. 48 S. Mit 6 Tafeln.

Johns Hopkins University Circulars. Published with the approbation of the Board of Trustees. Vol. XIII. Nr. 110, p. 39—56. Baltimore, March, 1894. Price 10 Cents.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

## Ausschuss-Sitzung am 14. April 1894.

Vorsitzender: Herr Sectionschef Dr. K. Th. v. Inama-Sternegg.

1. Als neues Mitglied wird aufgenommen:
Herr Eugène Thomas in Wien.

2. Der Ausschuss beschliesst, in diesem Jahre folgende Arbeiten aus dem Fond für praktische Arbeiten zu unterstützen:

Fortsetzung der im Vorjahre inaugurirten prähistorischen Forschungen in der Bukowina durch Herrn Custos Josef Szombathy.

Ausgrabungen auf dem Urnenfelde von Kreuzendorf in Oesterreichisch-Schlesien durch Herrn Dr. R. Kulka im Vereine mit Herrn Custos Szombathy.

Ausgrabungen auf der Mahlleiten bei Wiener-Neustadt durch Herrn Militärlehrer Ignaz Hofmann in Fischau.

Fortsetzung der Hausforschungen in Tirol durch Herrn Prof. Meringer in Wien.

Für Hausforschungen im Wieselburger Comitat durch Herrn Lehrer J. R. Bünker in Oedenburg.

Für ethnographische Forschungen in Salzburg und Tirol durch Herrn Dr. W. Hein.

3. Für den Monat Juni wird eine Excursion nach Předmost bei Prerau beschlossen, welche unter der Führung des Herrn Dr. M. Kříž stattfinden soll. Das nähere Programm wird seinerzeit ausgegeben werden.

4. Mit dem bosnisch-hercegovinischen Landesmuseum in Sarajevo wird auf dessen Ansuchen die Einleitung des Schriftentausches beschlossen. Dagegen wird ein Ansuchen der Wisconsin Academy of Sciences, Arts and Letters abgelehnt.

## Sammlungen von der Weltreise Seiner kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Franz Ferdinand im Oberen Belvedere.

Mittwoch den 18. April 1894 waren die Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft zum Besuche dieser an jenem Tage zum ersten Male zugänglichen Sammlungen eingeladen. Von den prächtigen Räumen des Belvedereschlosses enthalten 17 im ersten Stockwerke gelegene Säle die ethnographischen Sammlungen, während die zoologischen Sammlungen in 9 Sälen des Parterres untergebracht sind. Die reichen ethnographischen Sammlungen zählen 18.000 Objecte und sind in denselben die Bewohner folgender Länder vertreten: Aden (Somāl), Ceylon, Vorder-Indien, Himalaya-Staaten, Birma, Java, Nias, Australien, Tonga- und Viti-Inseln, die Neuen Hebriden, Neu-Caledonien, Salomon-Inseln, Neu-Guinea, Aru und Key-Inseln, Südwest-Inseln, Molukken, Borneo, China, Japan, Korea, Vereinigte Staaten von Nordamerika. Von grossem wissenschaftlichen Werthe sind die Sammlungen von Nias, Neu-Caledonien, Neu-Guinea, von den Salomon-Inseln und Molukken. Die Ausstellung verdient das eingehende Studium eines jeden unserer Mitglieder.

## Ausstellung anlässlich der 66. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Wien 1894.

Mit der 66. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, welche Ende September 1894 in Wien stattfindet, wird eine Ausstellung von Gegenständen aus allen Gebieten der Naturwissenschaft und Medicin verbunden sein, zu deren Beschickung hiedurch eingeladen wird. Anmeldungen sind bis 20. Juni an das „Ausstellungscomité der Naturforscher-Versammlung“ (Wien, I. Universität) zu richten, von welchem die Anmeldungsscheine, Ausstellungsbestimmungen und alle Auskünfte zu erhalten sind.

# Einladung

zu der

## gemeinsamen Versammlung der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft

## in Innsbruck.

Vor 25 Jahren ist bei Gelegenheit der XLIII. deutschen Naturforscher-Versammlung von Innsbruck der erste Aufruf zur Gründung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft ausgegangen.

Die Deutsche und die Wiener Anthropologische Gesellschaft haben beschlossen, zur Feier dieses Ereignisses eine gemeinsame Versammlung in Innsbruck abzuhalten.

Gleichzeitig wird die 25. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft daselbst stattfinden.

Die Unterzeichneten erlauben sich, im Namen der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft die Mitglieder der beiden Gesellschaften sowie alle Freunde anthropologischer Forschung zu dieser vom

**24. bis 27. August 1894 in Innsbruck**

stattfindenden Jubiläums-Versammlung einzuladen.

Innsbruck, Wien, München, im Mai 1894.

**Franz R. v. Wieser,**
localer Geschäftsführer für Innsbruck.

**Franz Heger,**
Secretär der Wiener Anthropologischen Gesellschaft.

**Johannes Ranke,**
General-Secretär der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, J. Szombathy, K. Toldt, S. Wahrmann.
Redactions-Beirath: M. Much und E. Zuckerkandl.
Redacteur: Franz Heger.

# MITTHEILUNGEN
der
# Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XXIV. Der neuen Folge XIV. Band.)

**Nr. 3. Mai und Juni. Sitzungsberichte. 1894.**



INHALT: **Besichtigung der Lappenkarawane im Wiener Thiergarten;** S. [45].

**Monats-Versammlung am 8. Mai 1894.** 1. Ausflug nach Předmost; S. [45]. — 2. Hein, Tänze und Volksschauspiele in Tirol und Salzburg; S. [45]. — 3. Mõwis, Tibet und seine Bewohner; S. [48]. — 4. Peez, Südostdeutsche Ortsnamen; S. [48]. — 5. Kříž, Lehm- und Lösslager; S. [50]. — 6. Zuckerkandl, Fossae praenasales; S. [57]. — 7. Bella, Ausgrabungen auf dem Burgstall bei Oedenburg; S. [59]. — 8. Büste des Schwarzen Mhogo; S. [62]. — 9. Gurlitt, Ausgrabungen auf dem Loibenberge bei Videm; S. [62]. — 10. Moser, Höhle bei Permani; S. [63].

**Excursion der Anthropologischen Gesellschaft nach Předmost;** S. [63].


## Besichtigung der Lappenkarawane im Wiener Thiergarten.

Samstag den 5. Mai, Nachmittags, besichtigten die Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft die kurz vorher eingetroffene Truppe von Lappen aus Nord-Skandinavien, welche damals im Wiener Thiergarten im Prater untergebracht war und dort bis Ende Mai ausgestellt blieb. Die interessante Truppe bestand aus 5 Männern, 5 Weibern und 12 Kindern, Knaben und Mädchen im Alter von 1—16 Jahren, sowie einer Anzahl von Renthieren und Hunden. Von den höchst primitiven Zelten dieser nomadischen Berglappen, welche vom hohen Norden bis in die Gegend von Drontheim und noch südlicher herabziehen, waren vier vorhanden. Dieselben waren in landesüblicher Art eingerichtet und dienten den Leuten zur Schlafstätte. Es wurde das Abbrechen eines Zeltes, das Einfangen und Beladen der Renthiere demonstrirt, ferner die Wanderung vorgeführt, welche unter Anführung einer den Lockgesang für die Renthiere executirenden Frau erfolgt. Darauf erfolgte der Wiederaufbau des Zeltes, das Vorführen des Laufens mit Schneeschuhen und zum Schlusse die Erklärung einer reichhaltigen ethnographischen Sammlung. Die ganze Schaustellung war sehr anziehend und lehrreich und fand den lebhaften Beifall der Anwesenden. Zum Schlusse besichtigten die Besucher unter freundlicher Führung des Herrn Directors Knauer die ihrer baldigen Vollendung entgegengehenden Anlagen des Wiener Thiergartens, welcher für Wien eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges zu werden verspricht. Auch dem Vivarium wurde ein Besuch abgestattet, in welchem namentlich die vier Menschenaffen das lebhafteste Interesse erregten.

## Monats-Versammlung am 8. Mai 1894.

Vorsitzender: Herr Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl.

1. Herr Secretär Heger macht die Mittheilung, dass statt der Juni-Sitzung am 2. und 3. Juni eine Excursion nach der berühmten Mammutfundstelle Předmost bei Prerau ausgeführt werden wird, für die das Programm nächstens zur Ausgabe gelangt, und ladet zu reger Betheiligung ein.

2. Herr Dr. **Wilhelm Hein** hält einen Vortrag über

### Tänze und Volksschauspiele in Tirol und Salzburg.

(Mit Demonstrationen ausgestellter Objecte.)

In der Internationalen Ausstellung für Musik und Theaterwesen in Wien 1892 hatte das Museum „Ferdinandeum“ in Innsbruck eine Teufelslarve von Sterzing aus dem XVI. oder XVII. Jahrhunderte, sowie eine Teufelsmaske mit Doppelkopf aus dem Oetzthale von gleichem Alter zur Schau gestellt; aus der Sammlung Sr. Excellenz des Herrn Hans Graf Wilczek war ebenfalls eine Teufelsmaske von Tirol mit Flügeln, Doppelkopf und beweglichem Rachen zu sehen, die in hohem Masse die Aufmerksamkeit der Ethnographen erregte. Auf den ersten Blick weckten diese Larven die Erinnerung an ähnliche Erzeugnisse aus den verschiedensten Theilen der Erde, namentlich an die bekannten Masken der sogenannten singhalesischen „Teufelstänzer“. Der Fachmann fand zum weiteren Verfolge seiner Studien über die Verwendung dieser Larven ein ausgezeichnetes Material in den Abbildungen, die sich auf das „Schempartlaufen“ in Nürnberg bezogen und von welchen Herr Professor J. Flüggen in München 20 Blätter in Aquarell, Herr C. Trau in Wien acht colorirte Stiche ausgestellt hatten; auch die k. k. Hofbibliothek war durch ein Schempart-Buch vertreten. Der Fachkatalog der Abtheilung für deutsches Drama und Theater, Wien 1892, gibt darüber auf S. 12 folgende Aufklärung: „Das Schempartlaufen (Scheme = Maske) blühte Mitte des XV. Jahrhunderts als Fastnachtscherz zu Nürnberg und war ein Privileg der Metzger und Messerschmiede, die das Recht, dergleichen Aufzüge anzustellen, gegen Entgelt auch an andere Personen überliessen. 1539 fand der letzte Schempart statt. Ausser den costümirten Figuren erscheinen auf Wägen fastnachtspielartige Darstellungen, z. B. die Altweibermühle, der Teufel, der Frauen frisst, etc.“ Zu Beginn des Jahres 1893 erhielt die Anthropologische Gesellschaft in Wien vom Director des Museums „Carolino-Augusteum“ in Salzburg, Herrn Regierungsrath Dr. Alexander Petter, eine Reihe Photographien von angeblichen „Perchtenmasken“ aus dem Herzogthum Salzburg, welche das genannte Museum erworben hatte. Diese Larven zeigten mit den oben erwähnten Teufels-

masken, sowie mit einigen Vermummungen der Schempartläufer von Nürnberg eine ausserordentlich nahe Verwandtschaft, die es für wünschenswerth erscheinen liess, dem ideellen Zusammenhange nachzuforschen und ferner zu ergründen, ob und inwieweit derartige Masken in Salzburg und Tirol Verwendung fänden. Der Secretär unserer Gesellschaft, Herr Custos Franz Heger, beauftragte mich, in Würdigung der Bedeutung dieser durch die Masken angedeuteten Volksschauspiele und Tänze für die heimische Ethnographie, dem eventuell noch heutigen Bestehen derselben meine Aufmerksamkeit zu widmen. Zu diesem Zwecke unternahm ich in der Zeit vom 11. September bis 14. October 1893 eine Reise nach Salzburg und Tirol, deren vorläufige Ergebnisse hier kurz skizzirt werden mögen.

Mein erster Besuch galt dem Museum „Francisco-Carolinum“ in Linz, wo die Herren: Verwaltungsrath Josef Straberger und Andreas Reischek in der liebenswürdigsten Weise sich mir zur Verfügung stellten; ihnen verdanke ich manchen kostbaren Wink. Ein besonderes Augenmerk richtete ich in diesem Museum auf die reichhaltige und höchst bemerkenswerthe Sammlung von Bauchranzen, die mit den zierlichsten Ornamenten in Metalldrähten, buntem Leder und Pfauenfederstickerei verziert sind; solche Gürtel waren mir bereits auf der ethnographischen Ausstellung in Prossnitz, Juli 1893, aufgefallen. Leider sind die Provenienzangaben ziemlich unsichere, da sie zum grössten Theile von Antiquaren erworben wurden. Dasselbe gilt in Bezug auf die „Perchtenmasken“, die ich nachher im Museum „Francisco-Carolinum“ in Salzburg besichtigte. Herr Regierungsrath Petter hatte die Liebenswürdigkeit, mir einen der Bauernantiquare, welche für die städtischen Antiquare die Streifzüge von Hof zu Hof machen, zu nennen. Nachdem ich in Salzburg drei Thierlarven mit beweglichem Unterkiefer und eine Teufelsmaske auf dem bezeichneten Wege erworben, die Privatsammlung des Fräuleins Marie Eysn besichtigt und einen Ausflug zu den Todtenbrettern bei Piding in Bayern unternommen hatte, besuchte ich den Bauernantiquar Leppacher in Buch, von dem ich weitere Winke erhielt, die mich nach Tirol verwiesen. In Hallein besichtigte ich die kleine, aber sehr hübsche Sammlung der Sternbräuin Marie Unterholzer, die mit vielem Verständnisse die verschiedenen Erzeugnisse bäuerlichen Hausfleisses erwirbt; namentlich sind die Stickereien in dieser Collection bemerkenswerth.

In Radstadt bekam ich die ersten sicheren Nachrichten von einem alten Perchtenlaufen und es glückte mir durch Vermittlung des Herrn Leonhard Huber, den Anführer des letzten Perchtenlaufens, das in Radstadt, Schladming, Altenmarkt und Flachau im Jahre 1850 stattfand, den Schalieterer-Bauer Michael Winter in Altenmarkt zu einer ausführlichen Schilderung dieses eigenartigen Aufzuges zu bewegen. Die Hauptrolle spielten dabei die „schönen Perchten“, etwa sechs an der Zahl, von welchen der Anführer als „Vorpercht“ auftrat; den Zug beschloss der „Nachpercht“. Als Kopfbedeckung trug jeder „schöne Percht“ eine sogenannte „Perchtenkappe“, die in ein an 2—3 Meter hohes Rahmenwerk aus Holz auslief, das auf der Vorderseite mit den Merkzeichen irgend eines Erwerbszweiges (Ackerbaupercht, Jagdpercht), mit Spiegeln, Gold- und Silberketten und künstlichen Blumen verziert, auf der Rückseite mit seidenen Tüchern behängt war. Eine derartige Kappe hatte den Werth von fl. 600. Ausserdem gab es „schiache Perchten“, die in Gestalt von Teufeln mit Larven aus Ziegenfell allerlei Unfug trieben. An dem Zuge betheiligten sich die Vertreter aller Berufsarten: es gab da Kaufleute, Schuster, Schneider, Fleischer, Hirten u. s. w., selbst der Kapuziner fehlte nicht, der, die Beichte hörend und Beichtzettel vertheilend, unmittelbar vor zwei Teufeln einherschritt, welch' letztere die Unbussfertigen ergriffen und für die Hölle bereit hielten. Der Schneider trug eine „Schar“ aus Holz, die aus einer Anzahl von Brettchen bestand, welche sich um Charniere drehten; mit dieser Scheere zwickte der Schneider entfernt stehenden Personen die Hüte von den Köpfen ab. Viele Heiterkeit erregte die „Putzmühl“, in welche gegen gutes Entgelt alte Weiber hineingegeben wurden, die in kurzer Zeit als junge Mädchen wieder zum Vorschein kamen. Bemerkenswerth ist, dass jeder schöne Percht von einem hübschen Mädchen begleitet sein musste, dass aber dieses Mädchen stets ein verkleideter Bursche war, der sich so schön herauszuputzen verstand, dass die Leute vermeinten, nicht nur ein Mädchen, sondern sogar einen Engel vom Himmel zu sehen. Am ersten Pfingsttage Abends beim „Anklöckeln“ kamen die Perchtenkappen ebenfalls in Verwendung, nur hatte jede Haube ein Licht, da der Umzug bei Nacht stattfand. Das Perchtenlaufen ist auf die Faschingszeit beschränkt.

In St. Johann im Pongau fand ich in dem Aichmeister Josef Felber einen Mann, der sich alle erdenkliche Mühe gab, meine Studien zu fördern; ihm bin ich vor Allem zu grossem Danke verpflichtet. In St. Johann fand das letzte Perchtenlaufen Sonntag den 21. Februar 1892 statt, über welches sich ein guter Bericht nebst einer anschaulichen Illustration im „Neuigkeits-Weltblatt“ vom 3. März 1892 findet.

Herr Felber führte mich zu einigen Darstellern von schönen Perchten, welche aber, bis auf zwei, ihre Kappen bereits vollständig zerlegt hatten. Von dem Gollehen-Bauer Bartlme Hutter in der Gemeinde Einöden erwarb ich eine der beiden noch übrigen Kappen; beim Landbürgermeister von St. Johann, Herrn Anton Hutter in Maschl Nr. 11, erhielt ich eine schieche Perchtenlarve; auch die lange, ausstreckbare Schneiderscheere kam nach längerer Zeit in meinen Besitz. Das vorletzte Perchtenlaufen fand in St. Johann im Pongau im Jahre 1869 statt; von diesem dürften kaum mehr Ueberreste vorhanden sein[1]).

In der Umgebung von Saalfelden ging ich den dortigen Todtenbrettern nach, besuchte sodann in Innsbruck die Landesausstellung und das Museum „Ferdinandeum“, wo ich die bekannten Teufelsmasken wieder sah. In Sterzing forschte ich vergeblich nach Larven

[1]) Für den Pongau verdanke ich die besten Empfehlungen Herrn Andreas Huber von Radstadt, Hausdiener am k. k. naturhistorischen Hofmuseum.

und begab mich darauf über Bruneck und Taufers in das Ahrnthal, wo ich endlich einem Theile der jetzt in Salzburg befindlichen „Perchtenmasken“ auf die Spur kam. Herr Karl Fulterer, Factor in Steinhaus, gab mir die gewünschten Aufklärungen, wonach diese Masken nichts Anderes als Schauspielermasken sind. Im Ahrnthale wurden vor etwa 20—30 Jahren sehr häufig einige Fastnachtsspiele aufgeführt, darunter das Nikolausspiel, das Faustspiel, das Soldatenspiel, das Rupertusspiel und das Hexenspiel. Der Bauer Pacher in Steinhaus, dessen Vater und Bruder die Hauptarrangeure des Nikolausspieles waren, hatte den Antiquar Leppacher von Buch, in dessen Begleitung sich als Führer der Mineraliensammler Rupert Wechselberger von Krimml befand, zu den verschiedenen Bauern, die ihre Masken noch hatten, geführt, und auf diese Weise kamen sie fast alle aus dem Ahrnthale über den Krimmler Tauern nach Salzburg. In Krimml fand ich an dem leider schon verstorbenen Glockerwirth Johann Auer und an Rupert Wechselberger treue Berather. Von letzterem erhielt ich einige Textbücher (Hexen-, Nikolaus- und Faustspiel), wovon zwei bereits Herr Dr. Josef Patzau in Wien besass, der sie mir aber in der liebenswürdigsten Weise überliess. Auch von Fräulein Regina Steger in Kasern (Prettau) bekam ich ein Textbuch zum Faustspiel, wodurch ich in Stand gesetzt wurde, manche wichtige Varianten und Ergänzungen zu notiren.

Auf der Rückreise setzte ich mit der thatkräftigen Unterstützung des Herrn Felber meine Studien in St. Johann im Pongau fort und erhielt in Salzburg vom Scriptor der Landesbibliothek, Herrn Dr. Anton Hittmair, ein dankenswerthes Verzeichniss der Literatur über Perchtentänze.

In Linz beendete ich meine Forschungen, wo ich an Frau Elise Lázár eine ausgezeichnete Vermittlerin für meine Ankäufe fand.

Am 2. Februar 1894 fand in Johann Auer's Gasthaus in Oberkrimml eine Aufführung des Hexenspieles statt, welcher ich beiwohnte. Die Leitung desselben ruhte in den Händen des Herrn Rupert Wechselberger, dem sowie allen Darstellern für die tadellose Durchführung ihrer Rollen uneingeschränktes Lob gebührt. Die Masken waren von einem Krimmler geschnitzt worden und wurden mit jenen für das Nikolausspiel von mir erworben. Als ein bezeichnendes Symptom muss ich anführen, dass der Darsteller der „Bäuerin“ die Holzmaske verschmähte und seine Rolle in der „schöneren“ Papierlarve spielte, wobei er thatsächlich sehr viel Anklang fand. Das Hexenspiel geht in den Hauptzügen auf ein Fastnachtsspiel von Hans Sachs: „Der Teüffel mit dem alten Weyb“ aus dem Jahre 1545 (Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts, Nr. 31 und 32, S. 59—69) zurück und wurde in neuerer Zeit von Johann Nestroy als Zauberspiel mit Gesang und Tanz in einem Acte unter dem Titel „Der gemüthliche Teufel, oder Die Geschichte vom Bauer und von der Bäuerin“ in eine moderne Gestalt gebracht. (Johann Nestroy's gesammelte Werke, herausgegeben von Vinc. Chiavacci und Ludw. Ganghofer, Stuttgart 1891, S. 261—287.) Nach dem Hexenspiele wurde der Pinzgauer „Perchtentanz“ aufgeführt, von dem der „Vorläufer“ (eine bei den Spielen ständige Figur, welche zu Beginn die nöthigen Erklärungen gibt und für die Spieler Platz macht) sagte, dass er aus den Zeiten der Römer stamme. Gute Abbildungen (nach einer Photographie) finden sich in Prof. Eduard Richter's „Das Herzogthum Salzburg“, Wien 1881, S. 103, und im XII. Bande der Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereines, S. 180. Die Bezeichnung „Perchtentanz“ ist nicht ganz zutreffend, da die mit Federkronen geschmückten vier Tänzer „Tresterer“ genannt werden[1]); „Perchten“ heissen blos die zwei alten, hässlichen, mit Besen bewaffneten Gestalten, welche ehemals zum Gefolge der Tänzer gehörten (vgl. Ignaz v. Kürsinger, Ober-Pinzgau, Salzburg 1841, S. 166). Ich sah diese Perchten nicht mehr. Nach Joh. Nep. v. Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols, Zürich 1857, S. 46, tritt die Perchtl der Tiroler Sagen in einer doppelten, ja dreifachen Beziehung auf: „einmal als Seelenführerin der ungetauften Kinder, dann, gleich der Hulda, als Spinnefrau und endlich noch als eine fast legendenhafte Gestalt des christlichen Mythus“. Als Seelenführerin der Kinder zieht sie zu Gömnachten, dem Vorabende des Heiligen Dreikönigstages, der daher auch Perchttag heisst, „als ein uraltes Mütterlein, runzelvoll und weisshaarig und gebeugten Rückens“ an der Spitze des Zuges der ungetauften Kinder über Berg und Thal. „Uralt ist ihr Gewand und zerschlissen von langem Wandern, hie und da durch kleine Holzkläppchen (Kloben) zusammengehalten“. So wurde sie zum Kinderschreck einerseits, andererseits zu einem hässlichen, hexenhaften Wesen; als solches fehlte sie nicht beim Imster Schemenlaufen (eine Nachahmung des Nürnberger Schempartlaufens). „Da erscheint sie in zerlumpten Kleidern, als eine Hexe, und so wurde ihr Name zum Schimpfwort: ‚Du bist eine Perchtl!‘ heisst so viel wie: ‚Du bist eine Schlampe!‘“ Im salzburgischen Lande gibt es auch noch Brotperchten, das sind hässlich vermummte Gestalten, die in der Faschingszeit für sich oder für Andere betteln gehen; jetzt wird ihnen nach dem Vagabundengesetze nach und nach das Umherziehen von der Behörde immer mehr eingeschränkt, so dass es wohl bald keine Brotperchten geben wird. Der Begriff „Percht“ ist ein sehr wechselnder: Im Pongau gibt es beim Perchtenlaufen sogar schöne Perchten — und diese bilden bei demselben die Hauptsache; in diesem Falle ist es vorläufig noch gar nicht ausgemacht, dass der Name Percht mit der Seelenführerin oder der Spinnfrau Perchta zusammenhängt. Es ist hier nicht meine Aufgabe, das gesammte Material vorzulegen und daraus die endgiltigen Schlüsse zu ziehen — das behalte ich einer ausführlichen Monographie vor. Doch darauf will ich mit Nachdruck verweisen, dass aus dem oben Gesagten zur Genüge hervorgeht, dass die unter dem Namen „Perchten-

[1]) Zwei vollständige Tresterer-Costüme konnte ich ankaufen.

masken“ bekannt gewordenen Larven zum grossen Theile Schauspielermasken sind, so der Lucifer, der Teufel, der Höllengesandte, der Klaubauf, welche alle in dem Nikolausspiele vorkommen. Die Thierlarven mit den beweglichen Kiefern weisen zunächst nach einigen Faschingsaufzügen, wie sie in Brixlegg, Imst und Nürnberg, auch in Lienz und vielleicht noch an anderen Orten stattfanden; dann scheinen sie aber in zweiter Linie auch Schauspielermasken zu sein, wie aus nachstehendem Programme zu ersehen ist, das ich von Herrn Rupert Wechselberger mit der Bitte erhielt, es zu veröffentlichen:

Volkstheater
Am Krimmler Achenthall
den 5. August 1894.
im Tauernwierthshaus
des Anton Hofer.
Program
in 5 Aufzügen

1. Vorstellung, die Esels Hex
mit den Teifl im Korbe.
2. Einmarsch der Thiere mit
Musig u. einen Liad.
3. das Hiertenmädchen mit den Alpen Streischen.
4. die Schleifferbanda
im Hochgebierge.
5. der Alt herstamente Pinzgauer
Berchtentanz aufgeführt von
zwei Persohnen u. Endet mit den
Schuhblatlertanz

Anfang 9 Uhr Abents
der direkter Rup Wechselberger.

Entre

3. Herr **Paul Möwis** aus Dardschiling hält einen von Demonstrationen zahlreicher ethnographischer Gegenstände begleiteten Vortrag über

## Tibet und seine Bewohner.

4. Herr Dr. **Alexander Peez** übersendet eine Notiz über

## Südostdeutsche Ortsnamen.

Wäre ich ein Mitglied des Gemeinderathes von Klagenfurt, so würde ich den Antrag stellen, dass vom Jahre 1894 ab der Name der Kärntner Landeshauptstadt sein zwar joviales, aber etwas kindliches, oft bespötteltes Gewand ablege und wieder seinen alten, wohlbegründeten, geschichtlichen Namen „Glanfurt“ annehme. Furt an der Glan — das ist begreiflich für jedes Kind; damit wird die geographische Lage der Stadt, ihre Entstehung als ein Knotenpunkt der westöstlichen, das Land durchziehenden Verkehrslinie scharf bezeichnet und sie tritt mit diesem ihren echten Namen an die Seite jener zahlreichen deutschen Städte, die, wie die beiden Frankfurt, von den Furten über Flüsse ihre Bezeichnung empfangen haben.

Doch das mögen nur die wackeren Klagenfurter unter sich ausmachen. Uns handelt es sich hier nur darum, anzudeuten, in welch' arger Weise mit den Ortsnamen des Südostens umgesprungen wurde. Wenn dies geschah mit dem Namen einer Stadt, deren Gründung gar nicht so weit in der Geschichte zurückgeht, deren Name seine Erklärung so deutlich in sich trägt und welche als Landeshauptstadt doch allezeit einen Grundstock gebildeter Bevölkerung enthielt, so kann man sich vorstellen, dass andere Ortsnamen dieser Landschaften noch viel grössere Wandlungen durchgemacht haben.

Es ist daher nicht blos erfreulich, sondern auch nothwendig, dass eine Reihe von Forschern an die Klarstellung der südostdeutschen Ortsnamen herantritt. Von den älteren Arbeiten von Miklosich, Krones, Büdinger soll hier nicht weiter die Rede sein. Aber in den letzten Jahren ist in Niederösterreich, nachdem schon Hofrath Becker in seiner „Topographie“ mit der quellenmässigen Ermittelung der ursprünglichen Namen begonnen hatte, Dr. Richard Müller am Werke und hat in den Jahrbüchern des Vereines für Landeskunde eine Reihe sehr gründlicher Abhandlungen über diesen Gegenstand veröffentlicht. Für Salzburg bietet die im Jahre 1890 erschienene Schrift von Dr. A. Prinzinger: „Zur Namen- und Volkskunde der Alpen“ viel Treffliches und, wie der Titel sagt, greift diese Arbeit, die auf einer besonders sicheren Kenntniss des Volksthums beruht, ebenso wie auch die Schrift Müller's über den Rahmen der engeren Heimat hinaus. Das unlängst erst erschienene Buch des Archivars v. Zahn in Graz, „Steierisches Ortsnamenbuch“, sammelt für dieses Land ein reiches, wohlgesichtetes Quellenmaterial.

Vor einiger Zeit hat man nun auch mit Kärnten begonnen. Es liegen uns zwei Schriften vor, worin der Archivar des kärntnerischen Geschichtsvereines, A. v. Jaksch, die Ortsnamen des genannten Landes in ihren ältesten Formen sicherzustellen und zu erklären versucht. Seine Berechtigung dazu hat Herr v. Jaksch sich durch achtjährige archivalische Arbeiten erworben, die insbesondere der Abfassung eines Ortsrepertoriums über die Urkunden des Geschichtsvereines gewidmet waren.

Allerdings sind in Kärnten die Schwierigkeiten besonders gross. Kärnten ist Grenzland und war wiederholt das viel heimgesuchte Durchzugsland kriegerischer Völker. Vierhundert Jahre herrschten hier die Römer. Nach Niederwerfung des Römerreiches liessen sich auf dem eroberten Boden deutsche Stämme nieder. Die Stürme der Völkerwanderung traten dazwischen, Turanier drangen aus dem pannonischen Tieflande herauf, dem Laufe der Drau und Save folgend und wiederholt die Cultur bis zur Vernichtung störend und zerstörend. Im Gefolge der Hunnen und Avaren kamen Slaven in's Land, welche mit den Baiern lange kämpften, dann sich vertrugen. Endlich setzte Karl der Grosse die Marken des Südostens fest und brachte Alles unter fränkische Oberherrschaft, welche später von den deutschen Kaisern beerbt ward. Wie weit kommt nun diese Geschichte in den Ortsnamen zum Ausdrucke?

Natürlich drängen sich in die vorderste Reihe, wie auf deutschem Boden üblich, die Kelten. Allein Herr v. Jaksch verhält sich gegenüber den sonst allgegenwärtigen „Kelten“ sehr zweifelnd. „Wenn wir zunächst die Frage zu beantworten versuchen: welche geographischen Eigennamen im Lande verdanken wir den Kelten? so kommen wir dabei einigermassen in Verlegenheit. Man machte sich das früher ziemlich leicht. Man er-

klärte einfach alle Namen, welche in die nachkeltischen Sprachen nicht hineinpassten, für keltische, oder man nahm ein altkymbrisches, manchmal sogar ein gewöhnliches englisch-deutsches Wörterbuch zur Hand und deutete jeden Namen, der einen Gleichklang mit einem irischen oder englischen Worte verrieth, als keltisch.“ Auf solche Allotria lässt sich nun unser Herr Verfasser nicht ein, sondern er erklärt: „was nicht lateinisch, nicht deutsch oder slavisch ist, das bezeichne ich einstweilen als „vorrömisch“, unbekümmert, welchem besonderen Stamme vielleicht später, bei weiterem Fortschritte wahrhaften Wissens, der betreffende Ortsname zu überweisen sein wird“. Dieser vorrömischen Namen sind nun nicht viele; es werden als solche genannt: Kärnten, Karawanken, Tauern, ferner die Flussnamen Drau, Möll, Lieser, Gail, Glan, Gurk und Lavant.

Aber selbst unter diesen Namen sind einige, die vielleicht bei genauer Betrachtung aus einer der an Ort und Stelle lebenden Sprachen sich ableiten lassen. Wenn die Gurk (Kehle; aus einer Zeit, da durch das meist von zwei nahen Bergzügen wie ein Graben eingeschlossene Gurkthal auch noch die Römerstrasse führte) einen slovenischen Namen trägt, so kommen Lieser, Möll und Glan im alten Deutschland vor und es geht nicht an, hier überall „Kelten“ zu vermuthen. Was den Namen Karawanken betrifft, so bildet bekanntlich diese hohe Gebirgskette mit nur wenigen und schwierigen Uebergängen nach Art des Jura oder der Pyrenäen eine ausgesprochene Naturgrenze. Auf viele Meilen hin sind die Karawanken die Scheidewand zwischen Kärnten und Krain. „Scheidewand“ — das ist der rechte Ausdruck, und damit sind wir auch schon auf der richtigen Spur, denn „Wand“ hängt mit „Wende“ zusammen und „wandelbar“ mit „wankelmüthig“. Es hätte sich also im Worte „Karawanken“ der alte Landesname Kar — aus welcher Sprache immer — und der Begriff der Wende, der Grenze, ergeben, also ganz ungezwungen: Kärntens Naturgrenze. Und da diese Grenze nicht von einem einzelnen Gipfel gebildet ist (wie beispielsweise die „Grewenze“ im Norden, der Grenzstein zwischen Kärnten und Steiermark), so hat der Volksmund die Länge des Gebirgszuges durch die Mehrzahl ausgedrückt: „die Karawanken“.

Wir folgen nun dem Herrn Verfasser zu den Ortsnamen aus der Römerzeit und theilen seine Verwunderung über die Spärlichkeit derselben, zumal wenn man die analogen Verhältnisse in Steiermark, Krain, besonders aber in Niederösterreich und Salzburg damit vergleicht. Soweit man bis jetzt sieht, hat sich nur ein einziger römischer Name in Kärnten bis auf unsere Tage lebendig erhalten. Es ist nach Herrn v. Jaksch der Name der Stadt Juenna im Südosten des Landes. Nach ihr sind das Jaunthal und der Jaunstein genannt. Sonst erinnert noch an die Römer der Name der Julischen Alpen und der lateinische Name des Gailthal, das im Mittelalter stets vallis Julia genannt wird. Die Römer haben Kärnten zumeist als Durchzugsland betrachtet und behandelt. Seine rauhen Höhen und sumpfreichen Thäler boten wenig Einladendes für sie, und als der Spiess umgekehrt ward und die Nordländer durch Kärnten nach Italien zogen, da waren wohl die echt römischen Ansiedler schon früher in ihre Heimat gescheucht, und die von ihnen in Dienstbarkeit gebrachten Urbewohner hatten sich schwerlich schon romanisirt; entweder gingen sie zu Grunde oder schlossen sich den nach Italien einziehenden deutschen Stämmen an, die Uebrigbleibenden aber bedienten sich ihrer ursprünglichen Ortsbezeichnungen. Welcher Sprache diese angehörten? Das ist freilich das grosse Räthsel. Wären es, wie Manche annehmen, wirklich „Kelten“, d. h. den heutigen Iren und Walisern verwandte Stämme gewesen, so müssten an Bergen, Flüssen, Bächen, Gemarkungen, Ortschaften und Höfen deutliche Spuren ihrer Sprache haften. Das ist aber, wie wir gesehen haben, in Kärnten nicht der Fall. Und da die neuere Forschung in Tirol; Salzburg, den Erzherzogthümern und Steiermark zu den gleichen Ergebnissen gelangt, da überall die „Kelten“ auf dem Rückzuge sind, wo nur immer das Licht der Wissenschaft auf sie fällt, so wäre es wohl an der Zeit, diese „grossen Unbekannten“ aus den Lehrschriften in die Museen zu verpflanzen. Die vermeintliche Allgegenwart der Kelten ist ein Ueberrest aus der Zeit der französischen Vorherrschaft und wird mit der letzteren verschwinden.

Wie die Gegenwart in Kärnten Deutsche und Slaven findet, so ist es auch in der Vergangenheit, soweit immer unsere Quellen reichen. Die Auseinandersetzung zwischen den genannten beiden Völkern bildet nun den Haupttheil der Schrift des Herrn v. Jaksch. Er geht dabei mit jener Objectivität vor, deren Anerkennung einstweilen noch den slovenischen Heisssporen versagt ist. Umsomehr gebührt sie ihm von deutscher Seite. Denn unbeschriebene Blätter der Volksgeschichte gibt es in unseren Tagen nicht mehr, und wenn die Einen schweigen, so reden die Anderen um so mehr. Und so hatten auch slovenische Schriftsteller in aller Ruhe das Feld besetzt, indem sie, zumeist auf die Namen gestützt, verbreiteten, ganz Kärnten, ja noch weit darüber hinaus, sei einst slovenisch gewesen und nur durch Gewalt und Unterdrückung hätten sich die Deutschen grosser Landestheile bemächtigt. Und man weiss in Oesterreich, welche politische Folgerungen auf solche Fabeln aufgebaut werden! Eine uns vorliegende Schrift, welche allerdings aus älterer Zeit stammt, nennt die am Oberrhein erwähnten Nemeter das einzig wahrhaft deutsche Volk Germaniens, zu welchen erst später die Alemannen hinzutraten. „Es ist sehr möglich und sogar sehr wahrscheinlich, dass die Deutschen erst als Almanen in Deutschland einwanderten, die hier angetroffenen Slaven unterjochten und sich zum herrschenden Volke erhoben.“ Demgemäss werden als slavische Völkernamen erklärt: Helvetier, Tiguriner, Rauraker, Triboker, Treverer, Bataver, Friesen, Usipeter, Malliaken, Franken, Kimerier, Chauken, Fosen, Peuciner, Herminonen, Chatten, Sueven, Cherusker, Markomannen, Quaden, Hermunduren! Hermann der Cherusker ist ein Slave des Namens Staudacher. Eheu! Jam claudite vivos, pueri, sat prata biberunt!

Die Wahrheit ist, dass in Kärnten seit unvordenklicher Zeit Deutsche und Slaven nebeneinander wohnten,

„sive Sclavi vel Bagoarii“, wie die Bekehrungsgeschichte der Baiern und Kärntner erzählt. Die Karolingischen Herrscher, welche in diesen Ländern Ordnung schafften, verliehen Grund und Boden an Slaven wie an Deutsche. Seit dem IX. Jahrhundert lebten diese Stämme friedlich beisammen und wenn hier der eine und dort der andere Stamm Boden gewann, so war dies die Folge friedlicher Vorgänge, die örtlich verschieden waren. Doch soll auf diese mehr örtlich wichtigen Verhältnisse hier nicht näher eingegangen werden.

Von allgemeinerem Interesse ist, dass nicht wenige Ortsnamen Kärntens auf Niederlassungen von Sachsen und Franken deuten. Zu den ersteren gehören Sachsenburg im Bezirke Spital am Eingange des Möllthales, welches zu den Herrlichkeiten des Grossglockners führt, ferner Sachsenweg. Von Franken reden Frankenstein im Bezirke Völkermarkt, Franzendorf und Frantschach. Sogar von den Karolingischen Gewaltboten, von welchen bekanntlich auch die rheinische Familie Walpot von Bassenheim hergeleitet wird, ist in den Ortsnamen Waltendorf bei Klagenfurt, urkundlich Walpotendorf, eine Erinnerung erhalten. Das Weitere möge man nachlesen. „Hinweg mit den Fabeln!“ Das ist der Sinn der trefflichen Veröffentlichungen des Herrn A. v. Jaksch!

5. Herr Dr. **Martin Kříž** in Steinitz übersendet eine Mittheilung

## Ueber Lehm- und Lösslager.

### a) Begriff derselben.

Für den Archäologen, der sich mit den in den Schichten der letzten geologischen Epoche (Lehm und Löss) eingebetteten Resten menschlicher Hinterlassenschaft befasst, ist es gewiss von eminenter Wichtigkeit, zu erfahren, was man unter dem Lehm und dem Löss verstehe, wie sich beide bilden oder gebildet haben und in welchen Zeitabschnitt die Anhäufung der meisten Lehm- und Lösslager zu versetzen sei.

Wir wollen im Nachfolgenden auf Grund eigener, auf jahrelangen Untersuchungen sehr vieler derartiger Depôts beruhenden Erfahrungen, frei von allen vorgefassten Meinungen, in einfacher, verständlicher Form auf die obigen Fragen antworten.

Zu diesem Zwecke und behufs Vermeidung von Missverständnissen ist unbedingt erforderlich, unseren Begriff von Löss und Lehm zu entwickeln, ihn also nicht im Vorhinein als anerkannte These hinzustellen.

Treten wir in einen grösseren Ziegelschlag; zuerst besehen wir uns gründlich die Lehmwände und dann lassen wir uns mit einem der intelligenteren Ziegelstreicher in eine Unterredung ein, die in den meisten Fällen für den Forscher von recht lehrreichen Bemerkungen von Seite dieser schlichten Arbeiter begleitet zu sein pflegt.

Die senkrechte Lehmwand zeigt uns folgendes Profil:

*a)* Schwarze, humusreiche Lehmschichte.

*b)* Gelbe, durch eingeschlossene kleine Landschnecken weiss gesprenkelte, ungeschichtete Ziegelerde.

*c)* Sandiger Streifen mit kleinem Geschiebe.

*d)* Ungeschichteter, röthlicher Lehmstreifen.

*e)* Grauer Sand.

*f)* Bachgerölle.

*g)* Geschichteter Tegel.

Fragen wir nun den Arbeiter, welche von den angeführten Schichten er mit Löss bezeichnet, so wird er uns antworten: Keine. Der Name ist ihm unbekannt; der Arbeiter benennt die Schichten folgendermassen: Ackererde, gelbe Ziegelerde oder gelber Lehm, unbrauchbarer Sandstreifen, rothe Ziegelerde oder rother Lehm, Sand, Gerölle und Tegel.

Der Arbeiter benennt also die Schichten unseres Profiles genau so, wie wir dies angeführt haben; für ihn besteht der Unterschied zwischen Lehm und Löss nicht; er bereitet sich die für die Ziegelbereitung erforderliche und geeignete Masse aus allen drei Lehmsorten.

Indess wollen wir weiter mit dem Arbeiter calculiren; den Sand erklärt derselbe als für die Ziegelbereitung ungeeignet, weil er sich nicht kneten lässt; man kann ihn mit Wasser begiessen, in der Hand formen, wie man will, er wird nicht plastisch, er lässt sich zu einem Knollen oder einer Walze nicht kneten, er zerfällt; ja, er zerfällt auch dann, wenn man ihm Lehm beigemischt hat.

Der Arbeiter bestreut daher die Ziegelformen mit Sand, damit die nassen Ziegel nicht an den Wänden haften bleiben; der Sand dient ihm also als Trennungs- und nicht als Verbindungsmittel.

Aus Sand wird also nicht im Handumdrehen ein knetbarer Lehm (daher auch nicht der Löss).

Die Farbe des Lehmes aber entscheidet für die Qualität der Ziegel gar nichts; der Lehm, ob roth oder schwarz oder grau, ist knetbar und dies genügt dem Arbeiter, der nach Entfernung der Lösskindel daraus Ziegel bereitet; nur nennt der Arbeiter diesen Lehm fett, jenen mager; von dem ersten sagt er, er ziehe sich schön aus, von dem letzteren, er forme sich kurz und es sei rathsam, ihn mit Tegel zu vermischen, wo er dann fetter wird.

Das erste und wichtigste Erforderniss für den Begriff von Lehm (und Löss) ist also seine Knetbarkeit.

Verlassen wir jetzt den Arbeiter und wenden wir uns der Lehmwand zu und dies zunächst der gelben Ziegelerde; sie ist ungeschichtet; hie und da kommen Landconchylien vor (an anderen Orten fehlen sie).

Die Lehmwand ist vertical, theilweise zerklüftet; es lösen sich Stücke wie Holzscheite ab und fallen herunter; nach und nach bildet sich unten aus den abgelösten Stücken eine steile Lehne, die der Wand zur Stütze dient und sie zugleich vor weiterer Zerstörung schützt.

Indess diese Eigenschaft der verticalen Zerklüftung ist nicht der gelben Ziegelerde allein eigenthümlich; sie kommt auch der anders gefärbten Lehmpartie zu und tritt erst dann ein, wenn in dem Lehm- (Löss-) Lager sich durch Wegwaschung oder

Verarbeitung eine senkrechte Wand gebildet hat.

Die oft hervorgehobene Spaltbarkeit der Lösswände ist also keine charakteristische Eigenschaft des Lösses. Weiters nehmen wir feine, verticale oder schiefgehende Röhrchen wahr, deren Wände weisser Kalkstaub oder eine kohlige Schichte auskleidet; diese Röhrchen rühren von abgestorbenen Pflanzenwurzeln und Pflanzenfasern her; ihre Bekleidung vom Kalke oder abgestorbenen Pflanzenwuchse, aber auch diese Röhrchen kommen nicht allein in der gelben Ziegelerde vor, sondern wir treffen sie ebenfalls in dem rothen und in dem schwarzen Streifen an; auch diese gehören also nicht zu den charakteristischen Eigenschaften der gelben Ziegelerde (Löss); das Vorhandensein oder das Fehlen von Schnecken ist gar nicht massgebend, weil solche Einschlüsse von localen Umständen abhängen, hier vorkommen, dort wieder fehlen.

Worin besteht also der Unterschied zwischen der gelben Ziegelerde (Löss) und den Lehmarten? Nur in der Farbe — Löss ist einfach gelbe Ziegelerde.

Gewöhnlich tritt allerdings hiezu noch der Umstand, dass wir in dem Löss Reste diluvialer Thiere vorfinden, allein auch in den anders gefärbten Lehmschichten kommen solche Reste vor und dies meistens in den schwarzen, noch unter dem Löss liegenden oder den Löss selbst als Streifen durchsetzenden Schichten.

Ich verstehe also unter dem Worte „Löss“ eine gelbe Ziegelerde zum Unterschiede von der anders gefärbten, die ich als Lehm (rother, schwarzer u. s. w.) bezeichne.

Ackerkrume bildet die oberste Decke einer Löss- oder Lehmablagerung, die durch wiederholtes Umackern, Umgraben eine lockere Beschaffenheit erlangt hat; dieselbe hat gewöhnlich eine dunkelgelbe Farbe, oftmals ist sie ganz schwarz und bildet eine Humusschichte.

Solche Humusschichten kommen aber auch mitten in Lösslagern vor und weisen auf eine geringere Zufuhr von Lössstaub, auf ein feuchteres Klima und üppigeren Pflanzenwuchs hin [1]).

Die schwarzen Lehmschichten besitzen in der Regel grössere und verzweigtere Röhrchen als die gelben.

Die Ursache hängt eben mit der Umwandlung der gelben in die schwarze Farbe zusammen; diese letztere entstand und entsteht durch eine wuchernde, stärkere und tiefere Wurzeln besitzende Vegetation, die abstirbt und sich wieder erneuert.

Die rothe oder röthliche Farbe des Lehmes rührt vom Eisenoxyde her, das den Sand, aus welchem jener Lehm sich gebildet hat, schon in seinem ursprünglichen Lager roth gefärbt hat.

[1]) So fand ich in dem Lösslager bei Steinitz, in welchem ich 10 Schächte abteufen liess, eine 0·40 m mächtige Humusschichte unter einer Lössdecke von 7 m, bei Brünn in der Ziegelei Czerwinka's eine 1 m mächtige schwarze Lehmschichte unter 8 m hohem Löss; in dem Ziegelschlage des Sponder bei Mödritz (7 km südlich von Brünn) sind zwei dunkel gefärbte Lehmschichten mitten im Löss vorhanden.

**b) Bildungsarten.**

Die Beantwortung der Frage über die Löss- und Lehmbildung ist insbesondere im Laufe der letzteren Jahre Gegenstand zahlreicher Abhandlungen geworden, in denen die mannigfachsten Ansichten ausgesprochen, begründet, bekämpft und widerlegt wurden, wobei oft das Postulat wissenschaftlichen, würdevollen, ruhigen Tones nicht beachtet erschien.

Da ich mich mit der Prüfung dieser Ansichten hier nicht befassen kann, erscheint es vortheilhaft, die obige Frage folgendermassen zu vereinfachen: auf welche Weise konnten sich die Löss- und Lehmlager nicht bilden, worauf uns dann nur noch jene Wege verbleiben, auf denen ihre Bildung möglich war und möglich ist.

1. Die Löss- und Lehmlager sind nicht marinen Ursprunges.

Wir finden diese Depôts in Ebenen, auf Gehängen und auf Anhöhen; dieser Umstand kann jedoch gegen den marinen Ursprung nicht sprechen, denn dasselbe bezeugen uns ja auch die marinen Sande und Tegel. Die Lehm- und Lössablagerungen sind nicht geschichtet: indess besteht doch zwischen den verschieden gefärbten Streifen eine Schichtung; diese Streifen ziehen sich in bestimmter Mächtigkeit oft viele Meter weit (auf 100—200 m) und heben sich genau von ihrem Liegenden und Hangenden ab.

Auch bei marinen Sanden und Tegeln, besonders aber bei marinen Schotter- und Blockablagerungen, wird es oft sehr schwer, eine eigentliche Schichtung wahrzunehmen.

Aber die Einschlüsse in den Lehm- und Lösslagern bestätigen uns ihren terrestrischen Ursprung; wir finden in den meisten Landconchylien und sehr oft Reste von Säugethieren, die in der Nähe der Lehm- und Lösslager ehemals gelebt haben müssen.

Freilich könnte eingewendet werden, dass ja auch an den Ufern der pliocänen Meergewässer Landschnecken und Säugethierreste in den Schlamm gerathen und hier für unsere Zeiten aufbewahrt worden sind; indessen sind es seltene Fälle und die Einschliessung dieser Reste erfolgte nahe dem seichten Meeresufer; in unseren Lehm- und Lösslagern lassen sich aber die Säugethierreste und Conchylien auf weite Strecken verfolgen.

Nebst den Einschlüssen der Landthierreste finden wir aber auch Feuerstätten und menschliche Artefacte in den Lehm- und Lösslagern; Artefacte könnten allerdings durch fliessende Gewässer in's Meer geschwemmt und am seichten Ufer vom Schlamm bedeckt werden, aber Feuerstätten mit Aschenhaufen nicht; diese würden sich mit dem Wasser vermischen und kämen nimmermehr in ihrem ursprünglichen Zustande zur Absetzung; überdies verrathen die an den Gehängen und Anhöhen abgelagerten Lehme und Lösse, dass hier keine seichten Meeresufer hätten vorliegen können.

Wir finden oft in diluvialen Schwimmsanden tertiäre, wohlerhaltene Conchylien; diese sind aus ihren primären Lagerstätten (insbesondere Congerien- und Cerithiensanden) herausgeschwemmt und secundär abgesetzt worden.

2. Die Lehm- und Lösslager sind von hohen Fluthen der Flüsse und Bäche nicht abgesetzt worden.

Es ist gewiss eine sehr auffallende Erscheinung, dass sich in den Ebenen nahe den grossen Flüssen sehr wenige Lösslager befinden und dass wir sie an Anhöhen und an Gehängen wahrnehmen, die hoch über dem Niveau der vorbeifliessenden Gewässer liegen.

Untersuchen wir nur einige Fälle:

Die Ebene der March erstreckt sich bis zu den südlichen Abhängen des Marsgebirges und erreicht hier bei Gaya die Seehöhe 190 m.

Fünf Kilometer im Nordwesten von Gaya erhebt sich der wegen seiner petrographischen Zusammensetzung höchst merkwürdige Berg, genannt Veselý, mit 419 m (Block- und Schotterlager).

An dem südwestlichen Abhange dieses Steinblocklagers breitet sich die Ortschaft Stražowitz aus, und an dem östlichen Ende derselben ist ein Lösslager bei der Seehöhe 350 m aufgeschlossen.

| | |
|---|---|
| Dieses Lösslager besitzt die Seehöhe . . | 350 m |
| die vorgelagerte Marchebene, dann der bei Gaya vorbeifliessende Stupawabach dagegen die Seehöhe . . . . . | 191 „ |
| sonach weniger um . . . . . | 159 m |

Wenn dieser Löss, der sich übrigens an dem ganzen Südabhange der Ortschaft bis in die Ebene herabzieht, durch Flussgewässer abgesetzt worden wäre, so hätten die Fluthen desselben mindestens die Höhe von 159 m erreichen müssen; dies ist eine reine Unmöglichkeit.

Vergleichen wir mit diesem typischen Löss bei der eben erwähnten Ortschaft die in den grossen Ziegeleien im Westen von Göding aufgeschlossenen quartären und tertiären Gebilde.

Das zur Ziegelbereitung verwendete Material wird aus 4 m tiefen Gruben ausgehoben, deren senkrechte Wände das folgende Profil bieten:

| | |
|---|---|
| *a)* Ackererde . . . . . | 0·40 m |
| *b)* dunkel gefärbter, mit Lehm verm. Sand | 0·30 „ |
| *c)* tertiäre sandige Straten . . . . . | 0·50 „ |
| *d)* tertiäre horiz. abgelagerte Tegelschichten | 3·00 „ |
| zusammen . . | 4·20 m |

Diese Ziegeleien liegen von der March nur $1^1/_2$ km entfernt und über dem jetzigen Wasserspiegel dieses Flusses nur 19—20 m erhoben, und dennoch ist hier keine Spur von Löss vorhanden, während auf den Gehängen, die von der Marchebene ansteigen, mächtige Lösslager 150 m hoch über dessen Niveau abgesetzt erscheinen.

Dies ist für die Erkenntniss der Lössbildung gewiss höchst belehrend und überzeugend.

| | |
|---|---|
| Bei Brünn kommen die Lösslager bis zur Seehöhe von . . . . . | 250 m |
| vor; die vorgelagerte Schwarzawaebene, welche ebenfalls oft von den angeschwellten Flüssen (Schwarzawa und Zwittawa) überschwemmt wird, hat die Seehöhe von . . . . . | 200 „ |
| es liegen also die Lösse . . . . . | 50 m |

höher, während sie in der Ebene nicht vorkommen.

Das Anschwellen unserer Brünner Flüsse Schwarzawa und Zwittawa zu dieser Höhe gliche der Bucht des tertiären Meeres; dann müssten aber zu der Seehöhe 250 m zuerst die südmährischen, die österreichischen, die ungarischen Ebenen mit Gewässern angefüllt worden sein, bevor bei Brünn jene Meeresbucht sich hätte bilden können.

| | |
|---|---|
| An der Westseite der Ortschaft Lösch (eine Stunde östlich von Brünn) erheben sich die Lösslager bis zur Seehöhe von . . . . . | 350 m |
| während der eine halbe Stunde im Osten gelegene Říčkabach die Seehöhe von . . . . | 242 „ |
| besitzt und sonach tiefer liegt um . . . | 108 m |

Konnten diese Lösslager durch die angeschwellten Bachgewässer abgesetzt worden sein?

| | |
|---|---|
| Die Ortschaft Klentnitz liegt im Norden von Nikolsburg auf dem südlichen Abhange der Pollauer Berge; diese erheben sich über dieser Ortschaft zur Seehöhe von | 437 m |
| die mittlere Seehöhe von Klentnitz ist . . | 334 „ |
| also liegt der gleich hinter der Ortschaft gelegene Rosensteinberg höher um . . . | 103 m |

Von der Süd- bis zur Nordseite von Klentnitz zieht sich eine mächtige Lösslagerung hin, in welcher die dortigen Weinkeller ausgehoben sind.

| | |
|---|---|
| Die mittlere Seehöhe dieser Lössablagerung beträgt . . . . . | 334 m |
| jene der im Osten vorgelagerten Ebene der Thaya beträgt dagegen . . . . . | 164 „ |
| also liegt der Löss höher um . . . . . | 170 m |

Konnte die angeschwollene Thaya den Löss abgesetzt haben?

Ich glaube, diese vier Beispiele reichen zur Begründung unserer aufgestellten Behauptung hin.

Ich will aber nicht in Abrede stellen, dass, wenn die Gewässer eines angeschwellten Flusses gestaut werden oder wenn der Fluss ein sehr geringes Gefälle besitzt, die den Schlamm bildenden Bestandtheile sich absetzen und Löss erzeugen können. Der Schlamm, den die angeschwellten Gewässer tragen, rührt ja zumeist von den an den Gehängen und auf Feldern abgesetzten Löss- und Lehmdecken her; die Regen- und Schneegewässer spülen diese Bestandtheile weg, tragen sie in den Bach, die Bäche in die Flüsse und so erscheint in dem Schlamme der Lehm und Löss suspendirt; er wartet auf die Absetzung. Wird er mit Sand und Gerölle abgelagert, so büsst er seinen ursprünglichen Namen ein, wird er durch gestaute Gewässer oder bei sehr geringem Gefälle abgesetzt, so kann er wieder als Lehm oder Löss zum Vorschein kommen. Mir ist ein solcher Fall nicht bekannt; von den von mir untersuchten Lehm- und Lösslagern verdankt aber kein einziges dieser Bildungsart (fluviatile) die Entstehung[1]).

[1]) Meine Untersuchungen erstrecken sich auf eine grosse Anzahl Lehm- und Lösslager, aber blos in Mähren; auf die Vorkommnisse in anderen Ländern wolle der Leser aus eigener Wahrnehmung schliessen. Bezüglich der von grösseren Flüssen abgesetzten Ablagerungsmassen wolle er näher untersuchen:

*a)* Das sogenannte Ueberschwemmungsgebiet am linken Ufer der Donau bis zum Kaisermühlendamme; er wird hier

### 3. Ob denn die Lehm- und Lösslager nicht durch Spülwässer abgesetzt worden waren?

Die meteorischen Niederschläge trachten, dem Gefälle entsprechend, die tiefste Stelle einzunehmen. Bei geringem Gefälle fliessen sie langsam und hinterlassen dann wenig Spuren. In einer Ebene mit geringem Gefälle werden die Niederschläge weder tiefe Wasserrisse erzeugen, noch viel Schlamm absetzen, aber dies unter der Voraussetzung, dass sich zu ihnen nicht aus höher liegenden Gegenden kommende Gewässer gesellen.

Stürzen die Niederschläge, welche noch nicht ein bestimmtes Bach- oder Flussbett erreicht haben und die wir also Spülwässer nennen wollen, von schroffen Gehängen herab, dann verursachen sie Wasserrisse, nehmen viel Detritus mit, lagern ihn aber nicht an den schroffen oder steilen Gehängen ab, sondern tragen ihn in das Thal, in die Ebene und setzen ihn erst da ab, wo ein geringes Gefälle dies gestattet.

Wenn wir daher an solchen schroffen und steilen Gehängen Lehm- und Lössablagerungen finden (und dies ist sehr oft der Fall), dann müssen wir mit voller Bestimmtheit erklären, dass sie von Spülwässern nicht abgesetzt werden konnten; wenn dem aber so ist, wie sind dann diese Lehm- und Lösslager entstanden? Da gibt es eben nur die nachfolgende Bildungsart, die uns deren Provenienz erklärt.

Sehr viele Lehm- und Lösslager sind in ehemals bestandenen Schluchten, welche sich am Fusse eines steilen Abhanges befanden, abgesetzt worden; sie füllten nach Art der Schneeverwehungen diese Schluchten aus.

Das Gefälle in solchen Schluchten ist in der Regel so gross, dass Spülwässer nie in der Lage gewesen wären, dieselben mit feinem Schlamme auszufüllen, sondern dass sie eher solche Schluchten noch vergrössert und vertieft hätten; die in diesen Schluchten abgelagerten Lehme und Lösse können also nicht von Spülwässern herrühren, sie können nicht pluviatilen (pluvius) Ursprunges sein.

Dennoch können die Spülwässer Lehm- und Lösslager erzeugen, und zwar bei gestauten Gewässern, dann bei langsam herabrieselnden Wässerchen am Fusse der Gehänge, wo sie das Gefälle einbüssen. In meiner Abhandlung über die Höhlen in den mährischen Devonkalken und ihre Vorzeit („Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt“ 41, S. 499) theilte ich mit, dass in dem unter dem Eingange der Kulna ausgehobenen Felde in einer Tiefe von 3 m das Kalkgerölle aufhörte und gelbem Lehm (einem wahren Löss) Platz machte. Dies war die Folge gestauter, durch die Schlote in die Kulna herabkommender Gewässer; es haben also die Spülwässer an den Gehängen die feinen Lehmbestandtheile herausgewaschen und mit dem Kalkgerölle in die Kulna herabgetragen; die Stauung der Spülwässer hatte aber zur Folge, dass sich das Gerölle früher abgesetzt hat als der feine Schlamm, der erst unter dem Eingange zu Boden sank.

Wenn wir während eines mässigen Regens die Felder, welche ein geringes Gefälle besitzen, besuchen, werden wir wahrnehmen, wie das schlammige Wasser zwar langsam, aber continuirlich sich herabdrängt und hier am Fusse (wo das Gefälle aufhört) eine Lache bildet, in welcher der Schlamm abgesetzt wird. Nach kurzer Zeit trocknet der Schlamm ein, wobei die Kruste in ein Netz von Vielecken zerfällt. Dies geschieht nach einem Regen; diese Regen wiederholen sich aber oft und es bildet sich nach und nach eine Schichte feinen, meist gelben, knetbaren Lehmes (Lösses), in welchem auch herabgespülte Schnecken nicht fehlen.

Welche Wirkungen aber Spülwässer bei Platzregen oder wo sie ein stärkeres Gefälle haben, zu erzeugen vermögen, weiss Jeder aus eigener Erfahrung; solche Spülwässer vernichten bestehende Lösslager, bilden aber keine neuen.

### 4. Die Lehm- und Lösslager sind zumeist durch die Winde zusammengetragen worden.

Nun sind wir also schrittweise bei der eigentlichen Bildungsart der Lehm- und Lösslager angelangt, nämlich bei den den Lehmstaub in der Luft von einem Orte zu dem anderen fortbewegenden Winden, d. h. also bei der subaërischen oder äolischen Bildungsweise.

Wir wollen jedoch wieder mit dem Leser zuerst Beobachtungen anstellen, um uns zu überzeugen, ob denn wirklich die Winde im Stande sind, Lehm und Löss zusammenzutragen, wann und unter welchen Bedingungen dies geschieht.

Während ich dieses schreibe, herrscht eine grosse Dürre in der Umgebung meines Domiciles (Steinitz, 6. September 1893); seit mehreren Monaten hat es nicht ordentlich geregnet; die Bäche sind versiegt, die Brunnen zumeist wasserleer, das Laub an den Bäumen ist gelb und welk geworden, das Kraut an den Erdäpfeln wie abgebrannt; es herrscht grosse Noth an Viehfutter. An den Strassen, an den Feldwegen liegt

feinen Sand, kleines und grösseres Flussgerölle finden, aber keinen Löss, und dennoch wird dieses Terrain regelmässig überschwemmt und setzt die angeschwellte Donau einen Theil ihres gelben Schlammes hier ab. *b)* Die von der March überschwemmten Gebiete. Von der Station Göding führt nach Holicz eine Localbahn; über die March am Südende Gödings führt eine Eisenbrücke; hinter dieser, also knapp am Bahnkörper, ist eine viereckige, lange und breite Grube ausgehoben; das Liegende bildet hier Tegel und das Hangende auf 0·40 m aus Sand durch Pflanzenwurzel umgebildete Ackerkrume; Löss ist aber nicht da. *c)* An der Thaya bei Muschau und Wistonitz kommt an dem überschwemmten Terrain Sand und Gerölle, aber kein Löss vor; dagegen sind die Brauhauskeller von Wistnoitz in dem am Fusse der Pollauer Berge abgelagerten Lösse ausgehoben. *d)* In Brünn ist eine Gasse, genannt Lehmstätte; dieselbe führt von Altbrünn in den Schreibwald und liegt am Fusse des gelben Berges (an seiner Südseite); während nun hier an dem jetzt allerdings durch die Häuser verdeckten Südabhange des Gelben Berges, 30 m hoch über dem Niveau der Schwarzawa, ein schöner Löss in bedeutender Mächtigkeit abgelagert erscheint, wird man ihn erfolglos an den Ufern dieses Flusses oder in deren Nähe suchen. Am 7. October 1893 waren in der Nähe der Bauer'schen Zuckerfabrik an mehreren Orten Stollen offen, aus denen die Lagerung der Schichten gut zu entnehmen war. Oben lag auf 0·40 m durch Umarbeitung und Düngung aus sandigem Boden entstandene Ackerkrume mit feinem Gerölle, darunter Flusssand und Flussgerölle. *e)* In der Bečvaebene bei Prerau wird man auch den Löss nicht finden, obzwar derselbe bei dem nahen Předmost in grosser Mächtigkeit auftritt.

eine solche Masse Staub, dass, wenn ein Wagen fährt oder eine Viehheerde einhergeht, ganze Wolken sich erheben und vom Winde weggetragen werden.

Wohin werden sie weggetragen? Weithin? Nein — zum nächsten Abhange, dahin, wo der Wind seine Tragkraft verliert.

Dieser Staub also, den die Winde an der nächsten geeigneten Stelle absetzen, ist in Folge der Trockenheit und Wärme, sowie Zerreibung durch Wagen, Vieh und Menschen entstanden.

Betrachten wir im Frühjahre die im Herbste umgestürzten Felder; die grossen Schollen, welche das Feld bedeckten, sind im März nach dem Abschmelzen des Schnees zerfallen, feiner, trockener Staub breitet sich über das Feld aus, und ist das Frühjahr trocken und windig, dann bilden sich förmliche Wirbel feinen Staubes auf dem Felde. Dieser wird fortgetragen; wohin? Zum nächsten Felde, das an einem Gehänge liegt, oder in die nächste Schlucht.

Diesen Staub erzeugte wieder Feuchtigkeit, Kälte und Trockenheit; im Herbste drang in die Poren des Schollens Feuchtigkeit hinein; im Winter bildete sich daraus Eis; Eis und Lehm bildeten zusammen einen festen Klumpen. Im Frühjahre sprengte das Eis die Lehmbestandtheile auseinander, der Schollen zerfiel in kleine Stücke, diese in Staub.

Die im Frühjahre herrschenden Winde sind oft eine furchtbare Geissel für den Landwirth. Die feinen Wurzeln des im Herbste gesäeten Kornes und Weizens werden von ihrer Bedeckung entblösst und trocknen ein; oft geschieht es, dass der von den Feldern durch Winde fortgetragene Staub die Furchen tiefer liegender Felder ganz ausgefüllt hat; ja einmal war bei Ostrovánek ($1^1/_2$ Stunden südwestlich von Steinitz) ein Hohlweg 1 m hoch mit feinem Staube vertragen. Die staubführende Thätigkeit der Winde kann man deutlich im Winter und im Frühjahre am Schnee beobachten.

Ich habe mir zu diesem Zwecke eine im Süden der Ortschaft Steinitz gelegene, ganz isolirte Höhe erwählt.

Nachdem der Schnee von der Spitze der Anhöhe abgeschmolzen war und sich trockene Tage eingestellt hatten, bedeckte sich der Schnee am Fusse der Anhöhe mit einer staubigen Hülle, welche mit der Zeit zunahm.

Ich nahm den auf der Quadratfläche eines Meters liegenden Staub sammt einer darunter liegenden Schneepartie und liess zu Hause den Schnee abschmelzen; nachdem der zurückgebliebene Brei getrocknet war, stellte sich heraus, dass es ein Lehmstaub sei und 40 cm³ betrage; bei einer zweiten im selben Jahre vorgenommenen Probe brachte ich 20 cm³ und bei einer dritten Probe desselben Jahres 60 cm³ nach Hause; dies wiederholte ich in fünf nacheinander folgenden Jahren. Das Resultat war folgendes:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Im ersten | Jahre | durchschnittlich | . . | 40 cm³ |
| „ zweiten | „ | „ | . . | 20 „ |
| „ dritten | „ | „ | . . | 36 „ |
| „ vierten | „ | „ | . . | 38 „ |
| „ fünften | „ | „ | . . | 28 „ |
| | | zusammen | . | 162 cm³ |

durchschnittlich also pro Jahr 32 cm³.

Hieraus also folgt, dass die Winde von der Anhöhe Staub wegtragen und hiemit eine Quadratfläche von 1 m mit 32 cm³ bedecken konnten.

Unter gleichen Umständen könnten sich also absetzen in:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 10 | Jahren | . . . | 320 cm³ |
| 100 | „ | . . . | 3.200 „ |
| 1.000 | „ | . . . | 32.000 „ |
| 10.000 | „ | . . . | 320.000 „ |
| 100.000 | „ | . . . | 3,200.000 „ |

oder eine Säule von 3·2 m Höhe.

Sollen nun diese Daten etwa zu einer Chronologie der Lösslager dienen? Gar nicht; sie sollen uns nur nachweisen, dass Winde im Stande sind, innerhalb eines Jahresabschnittes ein bestimmtes Quantum von Lehm- oder Lössstaub an geeigneten Punkten in der Nähe des Ursprungsortes abzusetzen.

Recht auffallend erscheint aber die transportirende Thätigkeit der Winde bei solchen Lösslagern, die ganz isolirt stehen, auf denen also die Spülwässer gar kein Gefälle haben oder hatten.

### 5. Das Material hiezu gab die Umgebung her.

Die Frage nach dem Materiale, aus dem der Lehm und der Löss entstanden ist, erscheint von nicht geringer Bedeutung; es ist bekannt, dass man den Löss einerseits mit dem Schlammproducte aus Gletschern, andererseits mit von weither durch Winde getragenen Staubmassen, die wie Wolken kamen, in Verbindung brachte.

Ich bin weit entfernt, mich in eine Discussion dieser Fragen einzulassen; ich theile lieber abermals meine Beobachtungen mit, von deren Richtigkeit sich jeder Forscher überzeugen kann.

Die von mir untersuchten Lehm- und Lösslager sind ein Product der Winde, aber diese Winde haben das Material nicht aus der Ferne zusammengetragen, sondern aus der nächsten Umgebung; in jedem solchen Depôt konnte ich kleines Geschiebe wahrnehmen, das mir den Weg zu der Ursprungsstelle zeigte, auf der der Lehm oder Löss zur Reife kam, um später vom Winde weggefegt zu werden.

Während des Aufbauens eines solchen Lagers durch die Thätigkeit der Winde geschah es oft, dass Spülwässer von den nahen Gehängen Geschiebe mitbrachten und in den Löss einlagerten; solche durch Spülwässer zeitweise abgesetzte Producte treten uns entweder als Nester oder als schwache Schichten entgegen; auch Sturmwinde vermochten nebst Staub Steingeschiebe abzulagern.

Beispiele: In dem Lösshügel bei Předmost kamen Kalksteinfragmente und kleines Grauwackengeschiebe vor, bei Steinitz Brocken von Eisen- und Sandsteinen, bei Stražovic Eisensteine, in Altbrünn roth gefärbter Detritus vom Unterdevon, bei Archlebau Sandstein, bei Křenovitz Leithakalk, in Seelowitz und Laučitz Leithakalk u. s. w.

Zur Bildung der von mir untersuchten Lehm- und Lösslager gaben das Material Sande, und zwar tertiäre und Jurasande, nebst Tegel her; in den meisten

Fällen waren es jedoch tertiäre Sande, die in der Nähe der Lösslager entweder jetzt noch sich ausbreiten oder die ehemals hier abgesetzt und später weggeschwemmt waren, von denen man jedoch hie und da Reste vorfindet.

Indess ist hiebei wohl zu merken, dass es gefehlt wäre, die Bildung der Lösslager aus diesen sandigen Vorrathskammern sich so vorzustellen, als hätte es nur der Bewegung des Windes bedurft, um von dieser Stelle den feinen Sand aufzuheben und auf einer anderen ihn schon als Löss abzusetzen; Sand bleibt Sand, mag man ihn da oder dort deponiren; der Sand muss zuerst einen mechanischen und chemischen Process durchmachen, ehe aus ihm Lössstaub wird; er muss reifen[1]).

Sehr instructiv in dieser Richtung ist das Ausheben von Fahrwegen im sandigen Boden oder das Erweitern dieser Fahrwege.

Wenn im Herbste ein solcher Fahrweg ausgehoben oder wegen Erweiterung desselben die Wände frisch abgegraben werden, so wird hiedurch die Sandschichte entblösst; man mag eine Partie einer solchen Sandschichte mit Wasser vermischen und dann kneten, wie man will, plastisch wird die Masse nicht; es fehlt den kieselsaueren Körnern der bildsame, sie verbindende Thon. Die sandige Wand unseres Feldweges hat eine weisse oder grauweisse Farbe: wenn wir jedoch im Frühjahre diese Sandwand untersuchen, so werden wir wahrnehmen, dass ein gelber Anflug die Sandwand überzogen hat; wird dieser Anflug angefeuchtet, so erhält man eine schon etwas knetbare Masse; der Sand reifte zum Löss heran.

So musste also der Sand auf den Vorrathskammern eine Aenderung erleiden, die durch Luft, Feuchtigkeit, Wärme und Kälte bewirkt wurde; hieraus aber können wir schliessen, dass die Bildung der Löss- und Lehmlager nur langsam hat vor sich gehen können.

### 6. Bildung des Lehmes und Lösses an Ort und Stelle ohne Transport durch Wind oder Wasser.

Diese Bildungsweise ergibt sich eigentlich aus dem früher Gesagten von selbst; indess glaube ich, wird es nicht schaden, an zwei Beispielen diese Entstehung des Lehmes und Lösses vorzuführen.

Wenn in einem Thale eine feuchte Wiese aufgerissen, d. h. zum ersten Male umgeackert wird, so nehmen wir wahr, dass die obere Lehmschichte oft zu $^1/_2$—1 m Tiefe ganz schwarz ist und dass unter ihr ein unfruchtbarer Sand- und Tegelboden liegt. Diese Lehmschichte, in unserem Falle Humusschichte, entstand durch die Verwesung von Pflanzen und ihrer Wurzeln an Ort und Stelle (in situ).

Je reichlicher die Pflanzen oben wucherten, desto mehr ging der ursprüngliche Sandboden in Lehm, dann in Humus über; je tiefer die Wurzeln sich einsenkten, desto mehr lockerten sie den Sand, desto mehr wirkten sie auf jene Umbildung zuerst in gelben Lehm (Löss), dann dunkelgelben Lehm und schliesslich auch Humus.

Es gibt noch viele Flächen bei uns, die im Kataster als unproductiv eingetragen sind und die die Leute mit dem Ausdrucke Heideflächen bezeichnen; es sind dies in der Regel mehr oder weniger steile, mit Gras spärlich bewachsene Gehänge oder ganze Anhöhen.

Betrachten wir die Umbildung einer solchen unproductiven Heidefläche zu einem productiven Boden.

Die Grasdecke wird aufgerissen, das Feld umgearbeitet, loser, grauweisser Sand bedeckt das ganze Feld. Der Besitzer betrachtet traurigen Blickes die Resultate seiner mühsamen Arbeit; der Boden ist unfruchtbar.

Indess darf er nicht verzagen; aus Erfahrung weiss er, dass nach einigen Jahren ein solcher Boden dennoch, selbst ohne Düngung (mit Düngung geht es allerdings früher), ertragsfähig wird.

Wird der sterile Boden jährlich mindestens zweimal umgeackert (im Frühjahre und Herbste — gewöhnlich setzt man Erdäpfel in solchen Boden), so ändert sich nach einigen Jahren die Farbe und die Beschaffenheit desselben; es bildet sich eine Ackerkrume.

Die zuletzt angeführten zwei Arten der Lehm-, Löss- und Humusbildung sind für die Bodencultur von der grössten Wichtigkeit (daher agriculturelle Bildungsart): aber die von uns angeführten Lösslager sind auf diese Weise nicht entstanden.

Die Bildung der Lehm- und Lösslager ist also auf nachstehende Arten erfolgt:

α) durch Flüsse und Bäche (fluviatile Bildungsart),
β) „ Spülwässer (pluviatile Bildungsart),
γ) „ Winde (äolische Bildungsart),
δ) „ chemische und mechanische Umwandlung in situ und Bearbeitung des Bodens (agriculturelle Bildungsart).

Die meisten Lösslager sind jedoch ein Product der Winde.

#### c) Bildungszeit.

Löss und Lehm bilden sich fortwährend und werden sich auch in Zukunft so lange bilden, als atmosphärische Einflüsse auf die Zersetzung der Steinarten und ihre Umsetzung durch chemischen und mechanischen Process einwirken werden.

Wenn wir jedoch eine grössere Anzahl Löss- und Lehmlager untersuchen, so werden wir finden, dass, abgesehen von wenigen Ausnahmen, die gelbe, plastische und compactere Ziegelerde (Löss) von einer mehr lockeren, stark porösen, braun oder schwarz gefärbten Lehmerde überdeckt erscheint.

[1]) Alle mährischen Sande (tertiäre, Kreide-, Jura-, Grauwacken- u. s. w. Sande) sind von mergeligen (thonig-kalkigen) Straten oder Nestern durchsetzt oder besitzen mindestens thonig-kalkige Bestandtheile in ihrem Gefüge. Der Ausdruck Sande ist im weiteren Sinne zu nehmen. Feste Conglomerate, harte Steinarten verwittern, zerfallen in Grus, dieser in sandigen Detritus, aus welchen die feinen Bestandtheile herausgewaschen, an geeigneten Orten abgesetzt oder von Winden vertragen werden.

In den meisten Fällen verdanken aber unsere Lehm- und Lösslager das Material, aus dem sie gebildet wurden, den tertiären Sanden.

Der Grund, warum die obere, den Löss überlagernde Schichte jene lockere Beschaffenheit besitzt, liegt darin, dass dieselbe jüngeren Datums ist und dass stärkere Wurzeln wuchernder Pflanzen sie fortwährend durchsetzten, von deren Absterben auch die dunklere Färbung herrührt.

Es werden sich seltene Fälle constatiren lassen, in denen wahrer Löss in der historischen oder postdiluvialen Zeit in grösserer Mächtigkeit sich abgelagert hätte.

Von Mähren führe ich nachfolgende von mir beobachtete Fälle an:

*A.* An der Südseite von Gaya (Südost-Mähren) ist eine der Stadtgemeinde Gaya gehörige Ziegelei aufgeschlossen, deren 160 Schritte lange Südwand am 25. Juni 1893 nachstehendes Profil darbot:

| | | |
|---|---|---|
| $\alpha$) | Schwarze Humuserde . . . . . | 0·50 m |
| $\beta$) | Gelbe Ziegelerde (Löss) . . . . . | 0·40 „ |
| $\gamma$) | Sandig-tegelige Straten . . . . . | 1·00 „ |
| $\delta$) | Rother Sandstreifen . . . . . | 0·10 „ |
| $\varepsilon$) | Sand und Tegel gemischt . . . . | 0·80 „ |
| | zusammen . | 2·80 m |

In der Lehmwand waren damals fünf sogenannte Wohngruben aufgeschlossen; diese durchfuhren jedoch nicht die gelbe Lehmschichte (Löss), sondern waren von ihm sowie von der schwarzen Humusschichte überlagert; die oberen zwei Schichten $\alpha$ und $\beta$ waren ungestört und mussten erst nach der Aushebung der Gruben sich gebildet haben.

Die Zeit der Bildung solcher Wohngruben fällt in die prähistorische, nicht in die diluviale Zeit; ich fand Scherben von rohen, mit der Hand geformten Thongefässen, Knochen von Pferd, Rind, Ziege, Schaf, Schwein und Hund, Spinnwirtel und Knochenartefacte.

*B.* Von Steinitz auf der Westseite, $^1/_2$ Stunde entfernt, liegt die Ortschaft Archlebau; daselbst sind mächtige Lösslager theils aufgeschlossen, theils nur bei Brunnengrabungen sichergestellt.

Auf der Ostseite dieser Ortschaft im aufgeschlossenen Lösse, aus dem die dortigen Bewohner für den Hausbedarf Lehm abgegraben haben, traf man ein Grab aus der Bronzezeit (Hallstatt-Periode) an.

Den Leuten der Umgebung meines Domicils ist es bekannt, dass ich für gefundene Knochen nur dann eine Entlohnung gebe, wenn die Knochen nicht ausgehoben, sondern in situ so lange belassen werden, bis ich ankomme und den Fundort genau untersucht habe.

Hier fand ich nun, dass der Leichnam, von dem allerdings nur noch wenige Knochen verblieben waren (die übrigen verschwanden nicht etwa durch heimliches Entwenden derselben, sondern durch Zersetzung), in ein seichtes (0·80 m tiefes) Grab gelegt war und hierauf dieses Grab mit vermischtem Materiale verschüttet wurde.

Das Profil des Grabes war genau von dem intacten Löss kenntlich.

Ueber diesem Grabe nun hat sich seit seiner Verschüttung eine 0·50 m mächtige Lössdecke gebildet.

Indess die eigentlichen Lösslager, wie wir sie in aufgeschlossenen Ziegelschlägen wahrnehmen, rühren unzweifelhaft aus der Diluvialzeit her; in den meisten finden sich zur Bestätigung dieser Behauptung Reste der diluvialen Thiere [1]).

Wenn der Forscher ein ausgedehntes, aufgeschlossenes Lösslager in der Nähe hat, das er jahrelang besuchen und untersuchen kann, wenn er in der Lage ist, daselbst Reste von grösseren und kleineren Thierarten zu sammeln, und wenn die in dem Lösslager beschäftigten Arbeiter dahin belehrt werden, auf Thierreste aller Grössen, ja auf alle etwas auffälligen Erscheinungen zu achten und den nahe domicilirenden Forscher nach Bedarf herbeizurufen, dann wird ein solches Lösslager zu einem wahren Archive für den Geologen und Urgeschichtsforscher, wie es die mährischen Höhlen Kulna und Kostelik für mich waren [2]); dann wird er dieselbe Aufeinanderfolge jener Thierarten antreffen, die ihm (wie unsere Höhlenfunde) die Ueberzeugung förmlich aufdrängen, für die Diluvialzeit nachstehende Abschnitte anzunehmen:

*a)* präglacialer Abschnitt,
*b)* glacialer Abschnitt,
*c)* postglacialer Abschnitt (Steppenzeit) [3]).

Bei Lösslagern, denen man nur gelegentliche Besuche abstatten kann oder wo man nur zeitweise Grabungen und Beobachtungen vorzunehmen in der Lage ist, glückt es oft, wichtige Funde zu erhalten, aber die Aufeinanderfolge der Faunen wird sich nur in sehr günstigen Fällen sicherstellen lassen.

Ich habe in der Nähe meines Wohnortes (Steinitz) einen grösseren Ziegelschlag, den ich seit mehr als 20 Jahren zu besuchen pflege; von jedem Funde, von jeder auch nur etwas ungewöhnlichen Erscheinung werde ich sofort von den Arbeitern verständigt.

Nebst den senkrechten Lehmwänden, welche natürlich jedes Jahr nach dem Stande der vorgenommenen Ziegelarbeiten immer frische Profile darbieten, konnte ich noch 10 von mir abgeteufte Schächte untersuchen; ich kann mit vollem Grunde die nachfolgenden Resultate als richtig bezeichnen:

Der Löss bedeckt hier an der Westseite mächtige, vom Bachbette abgesetzte Schwimmsande und zu unterst theilweise auch Bachgerölle.

Das Bachgerölle ist taub, knochenfrei, azoisch; die untere Partie der Schwimmsande (6·80 m) präglacial, der obere Theil derselben (2·50 m) glacial und der Löss (2·50 m) postglacial (Steppenzeit).

Der östliche Theil des Lösslagers aber ruht nicht auf Schwimmsanden, sondern auf geschichtetem Tegel; der Löss ist hier 11 m mächtig und von einer blos 0·30 m starken Ackerkrume bedeckt.

---

[1]) Vgl. meine Abhandlung: Die Höhlen in den mährischen Devonkalken und ihre Vorzeit (Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt, Bd. XLI, S. 525, und Bd. XLII, S. 588).

[2]) Siehe „Jahrbuch", Bd. XLI, S. 490—502, 523—537, 540—542, und Bd. XLII, S. 566—613.

[3]) In den Höhlen fanden wir überdies mächtige knochenfreie, also taube Ablagerungen, welche uns zwangen, einen azoischen Abschnitt anzunehmen; über das Aequivalent dieser Schichten ausserhalb der Höhlen werde ich später und anderwärts berichten.

Von diesen 11 m entfallen:

| | |
|---|---|
| auf die präglaciale Zeit . . . . . | 6·30 m |
| auf die glaciale Zeit . . . . . | 2·20 „ |
| auf die postglaciale Zeit . . . . . | 2·50 „ |
| zusammen . . | 11·00 m |

Von den ausgehobenen Thierresten nenne ich hier blos die charakteristischer Thierspecies, und zwar für die obere (postglaciale) Schichte: Lagomys pussilus, Cricetus phaeus, Cricetus frumentarius, Spermophilus citillus, Arvicolen; für die mittlere (glaciale) Schichte: Cervus tarandus, Canis lagopus, Lepus variabilis, Myodes torquatus, Lagopus alpinus und albus; für die untere (präglaciale) Schichte: grosse Gras- und Fleischfresser, die in spärlichen Resten auch in den oberen Schichten vertreten waren, in der unteren jedoch vorwalteten: Elephas primig., Rhinoceros tichor., Ursus spel., Felis spel., Hyaena spel.

In Předmost (S. 46, Bd. XXIV dieser Mittheilungen) war die 1·90 m unter der Oberfläche liegende Culturschichte gewiss glacial; die in meinem Schachte 9 m tief unter dieser im Lösse eingebettet gewesenen Reste von Ursus spel., Equus caball. und Elephas primig. müssen wir demnach dem glacialen Abschnitte zuweisen, da wir sonst ohne allen Grund auch diese 9 m mächtige Lössschichte mit der glacialen Culturschichte verbinden müssten.

Hier sehen wir, wie langsam sich der Löss hat bilden müssen, wenn seit jener längst verflossenen Zeit, in der arktische Thiere bei uns ihr Heim gefunden haben, nur eine 1·40 m mächtige Lössdecke und eine 0·50 m starke Ackerkrume sich hat absetzen können, und welch' einer geraumen Zeit es bedurft hatte, bevor die unter der Culturschichte liegende 9 m mächtige Lösspartie sich abgesetzt hat.

Wir sehen also, dass sich Löss in allen den genannten Abschnitten der Diluvialperiode gebildet hat und dass dessen Bildung nicht an eine bestimmte Phase derselben gebunden war, wie viele Forscher behaupten.

Was den Windschatten anbelangt, in welchem die meisten Lösslager abgesetzt wurden, so hängt diese Frage mit jener über das Klima zusammen und soll hier seinerzeit näher besprochen werden.

So viel ist sicher, dass die meisten und ausgedehntesten Lösslager im Schatten der Nordwestwinde abgesetzt erscheinen.

6. Herr Universitätsprofessor Dr. **Emil Zuckerkandl** übersendet eine Mittheilung über die

## Fossae praenasales [1]).

(Mit 10 Text-Illustrationen.)

Der Nasenboden wird in der Mehrzahl der Fälle gegen die faciale Fläche des Zwischenkiefers durch eine deutlich entwickelte Leiste begrenzt. Zuweilen aber fehlt eine solche und man findet an ihrer Stelle jederseits ein der Tiefe nach variantes Grübchen, das man nach einem von mir herrührenden Vorschlage als Fossa praenasalis bezeichnet [1]). Die Lage und Begrenzung der Fossae praenasales fordert eine genaue Betrachtung der unteren Umrandung der Apertura pyriformis, auf deren Beschreibung wir nun einzugehen haben.

Der Rand der Apertura pyriformis setzt sich aus mehreren Theilen zusammen, und zwar seitlich aus dem vorderen Rande des Kieferkörpers (Crista maxillaris Holl [2]), oben aus den zugeschärften distalen Rändern der Nasenbeine, unten aus einer Grenzleiste (Crista intermaxillaris Holl) zwischen dem Nasenboden und dem Alveolarfortsatze (der facialen Fläche des Zwischenkiefers), welche sich zwischen dem unteren Ende der Crista maxillaris und der Spina nasalis inferior quer ausspannt. Die Crista intermaxillaris setzt sich aus zwei Stücken zusammen, aus dem Seitenrande der Spina nasalis inferior und der Crista maxillaris, wie dies deutlich aus der Betrachtung jugendlicher Schädel hervorgeht. Jede Hälfte der Spina nasalis stellt in gut ausgebildetem Zustande eine kleine dreieckige Platte dar; die Basis haftet am vorderen Rande des Nasenbodens, die Spitze ragt vor, der mediale Rand berührt den gleichnamigen Rand der Gegenseite, der laterale (Seitenrand) wendet sich nach hinten und verläuft in gut ausgebildeten Fällen am Nasenboden gegen das vordere Ende der unteren Muschel.

Der maxillare Rand der Apertura pyriformis steigt bis an den Zwischenkiefer senkrecht herab und zieht dann, vor dem seitlichen Spinarand gelagert, an der facialen Zwischenkieferoberfläche im Bogen gegen die Mittellinie hin. Auf dieses Zwischenkieferstück der Crista maxillaris, welches freilich nicht immer deutlich ausgeprägt ist, zuweilen sogar fehlt, hat bisher Niemand geachtet; alle Autoren lassen die Crista maxillaris, sowie sie den Zwischenkiefer erreicht, aufhören. Zwischen den beiden Hälften der Crista intermaxillaris findet sich, da sie nicht ineinander übergehen, eine abgeflachte Stelle, entsprechend welcher der Nasenboden direct in die faciale Zwischenkieferfläche übergeht. Die eben geschilderte Form ist für das kindliche Gesichtsskelet charakteristisch; Holl hat sie vor G. Mingazzini [3]) beschrieben und auch schon auf ihre gelegentliche Persistenz aufmerksam gemacht.

Die Verschmelzung der Crista maxillaris mit dem Seitenrande der Spina nasalis, die zur Regel gehört, vollzieht sich typisch nicht auf die Weise, dass etwa sein Zwischenkieferantheil in die Spina nasalis überginge. Dieser betheiligt sich viel seltener an der Abgrenzung der Apertura pyriformis als ein etwas höher gelegener Spaltungsschenkel der Crista maxillaris, welcher in die Spina nasalis übergeht. Ich bezeichne letzteren als medialen, ersteren als lateralen Schenkel der Crista maxillaris. Die Verschmelzung der Crista maxillaris mit der Spina nasalis tritt häufiger nach als vor dem siebenten Lebensjahre auf; doch habe ich

[1]) Ich bringe dieses Capitel aus meiner „Anatomie der Nasenhöhle", Bd. I, 2. Aufl., zum Abdrucke, da dieses Buch den wenigsten Anthropologen vorliegen dürfte.

[1]) Reise der Novara-Expedition. Wien 1875.

[2]) Ueber die Fossae praenasales etc. Wiener medicinische Wochenschrift, Nr. 24 und 25, 1882.

[3]) Ueber die ontog. und philog. Bedeutung der verschiedenen Formen der Apertura pyriformis. Achiv für Anthrop., Bd. 20.

schon an einem sieben Monate alten Kinde eine deutliche Grenzleiste zwischen dem Nasenboden und dem Os intermaxillare angetroffen.

Zwischen dem lateralen Schenkel der Crista maxillaris und dem Seitenrande der Spina nasalis etablirt sich zuweilen schon beim Kinde eine seichte, halbmondförmige Fossa praenasalis und auch beim Erwachsenen zeigt diese Vertiefung die eben bezeichnete Begrenzung.

Beim Erwachsenen gehört es zur Regel, dass der maxillare Rand der Apertura pyriformis in den intermaxillaren sich fortsetzt und eine scharfkantige Begrenzung zwischen dem Nasenboden und dem Zahnfortsatze zu Stande kommt. Diese Form findet sich nach dem mir zu Gebote stehenden Materiale in 62% der Fälle. Häufig variirt jedoch die bezeichnete Stelle und es treten Formen auf, die zuweilen die Beurtheilung des speciellen Falles erschweren. Ich selbst kenne folgende Formen und Variationen im Bereiche der Crista intermaxillaris:

*a*) die kindliche Form persistirt (Schema 1);

*b*) der Seitenrand der Spina nasalis zieht gegen das vordere Ende des Muschelbeines, die Crista maxillaris spaltet sich in zwei Schenkel (einen medialen und einen lateralen), von welchen der mediale mit dem Seitenrande der Spina nasalis zur Grenzkante verschmilzt, während der laterale typisch an der facialen Zwischenkieferfläche medialwärts zieht (Schema 2). Fossae praenasales sind vorhanden, wenn das Gebiet zwischen dem seitlichen Spinarand und dem lateralen Schenkel sich vertieft;

*c*) das Gleiche, aber der laterale Schenkel der Crista maxillaris fehlt (Schema 3); Bildung der Fossae praenasales nicht möglich;

*d*) dasselbe, aber die Spina nasalis ist rudimentär;

*e*) die seitlichen Ränder der Spina nasalis fehlen; die Crista maxillaris läuft in den lateralen Schenkel aus (Schema 4);

*f*) der seitliche Rand der Spina nasalis zieht zum vorderen Ende des Muschelbeines. Die Crista maxillaris ist in die zwei Schenkel gespalten und zwischen den drei Leisten etabliren sich je zwei Rinnen (Schema 5);

*g*) Spina nasalis rudimentär, ihre Seitenränder fehlen vollständig; Crista maxillaris mit lateralem Schenkel vorhanden;

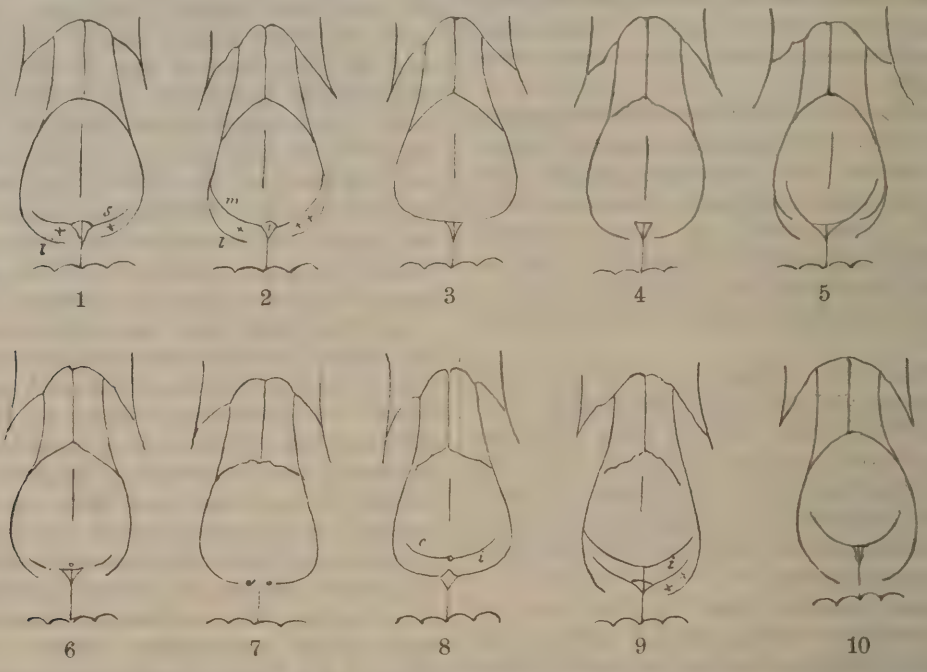



Fig. 1—10. **Schematische Darstellungen der Formen und Variationen im Bereiche der Crista intermaxillaris.**
*l* lateraler, *m* medialer Schenkel der Crista maxillaris: *s* Seitenwand der Spina nasalis: + Rinne zwischen lateralem Schenkel und Seitenwand der Spina; ++ Fossa praenasalis; *i* Fossa intranasalis; *c* Crista nasodentalis.

*h*) Spina nasalis rudimentär, ihre Seitenränder abgetrennt; sonst typisch (Schema 6);

*i*) Spina nasalis rudimentär, ihre Seitenränder spurlos geschwunden; von der Crista maxillaris ist nur der der laterale Schenkel vorhanden, der hochliegt und den Nasenboden begrenzt (Schema 7).

Fossae praenasales können bei den meisten Formen sich ausbilden; sie werden nach unten von dem lateralen Schenkel, oben von dem medialen Schenkel der Crista maxillaris, von der Crista intermaxillaris oder von den Seitenrändern der Spina nasalis inferior begrenzt. Die untere Begrenzung der Fossa praenasalis wird demnach von einer Leiste gebildet, die normalerweise nicht zur Abgrenzung der Apertura pyriformis gehört. Dies ersieht man am schönsten aus der Betrachtung von Fällen, wo Fossae praenasales neben einer gut ausgebildeten Crista intermaxillaris auftreten. Ich kann

demnach Mingazzini nur theilweise zustimmen, wenn er die Entstehung der Fossae praenasales in der Weise auffasst, dass er sagt: Treffen die Ränder (Theile der Crista intermaxillaris) nicht zusammen, so richtet sich der Seitenrand der Spina nasalis nach hinten und setzt sich gegen die Concha inferior fort; setzt sich dabei der Seitenrand der Apertura pyriformis medialwärts fort, bis er die Spina nasalis erreicht, so entsteht eine von zwei scharfen Rändern begrenzte Fossa praenasalis.

Th. Dwight [1]) schreibt Folgendes über die Umrandung der Fossa praenasalis: „Dass die vordere Grenzlinie mit dem Rande der Nasenöffnung zusammenhängt, ist so klar, in diesem Falle sowohl als auch bei allen Figuren, an die ich mich erinnern kann, dass es mir unbegreiflich ist, wie Jemand daran zweifeln kann. Aber die innere Grenzlinie der Fossa stammt weder bei diesem Schädel, noch, soweit ich es beurtheilen kann, bei jenen der Novara-Expedition von dem vorderen Nasenrande. In diesen Fällen scheint Zuckerkandl wirklich Recht zu haben.“ Wenn Dwight mehr Fälle untersucht hätte, so würde er wohl auch hinsichtlich des unteren Grenzrandes der Fossa praenasalis zu einer von seiner jetzigen Anschauung verschiedenen Auffassung gelangt sein.

Nicht in allen Fällen wird die obere Begrenzung der Fossae praenasales von einer der oben aufgezählten Leisten gebildet; es kommt vor, dass hinter der Crista intermaxillaris am Nasenboden (zwischen Spina nasalis inferior und dem Canalis incisivus) sich eine quer gestellte, gerundete, im Bogen gegen das vordere Ende des Muschelbeines emporziehende Leiste entwickelt, in der der Ramus nasalis des Nervus dentalis anterior mit den gleichnamigen Gefässen seinen Verlauf nimmt. Zuweilen ist dieser Canal stellenweise oder ganz dehiscirt und letzterenfalls durch eine Rinne vertreten. Sondirt man den Canal am Nasenboden, so gelangt die Sonde in den Canalis infraorbitalis. Ich bezeichne die Leiste als Crista nasodentalis, den Canal als Canalis nasodentalis. Gar nicht selten ist nun der von dieser Leiste und der Seitenkante der Spina nasalis begrenzte Theil des Nasenbodens jederseits in ein Grübchen (Fossula intranasalis) umgewandelt, das bald allein, bald neben einer Fossa praenasalis auftritt (Schema 8 nnd 9). Sehr tiefe Nasengruben entstehen, wenn die Fossa intranasalis mit der Fossa praenasalis confluirt (Schema 10).

Fehlen die bezeichneten Grenzleisten (Crista intermaxillaris, C. nasodentalis) nebst der Spina nasalis und ist dabei der Zwischenkiefer stark prognath, dann geht der Nasenboden ohne jedwede Grenze in den schräggelagerten Zwischenkiefer über und es kommt, wie bei den Affen und anderen Thieren, zur Bildung eines Planum praenasale (besser: P. naso-intermaxillare).

Die Fossa praenasalis ist keine pithecoïde, sondern eine anthropoïde Form oder, wie Mingazzini richtig hervorhebt, eine Varietät der anthropoïden Form. Sie findet sich häufiger und besser ausgebildet bei den prognathen aussereuropäischen Völkern als bei uns. Von dem Grade der Prognathie ist sie nichtsdestoweniger unabhängig, wie dies am besten daraus hervorgeht, dass die Fossa praenasalis sich auch an Orthognathen findet.

Ein pithecoides Merkmal ist das Planum praenasale.

[1]) Fossa praenasalis. Archiv für Anthrop., Bd. 21, Heft 3, 1892.

7. Herr Prof. **Ludwig Bella** in Oedenburg übersendet eine Mittheilung über die

## Ausgrabungen auf dem Burgstall bei Oedenburg.

(Mit 7 Text-Illustrationen.)

Dieselbe bildet den Gegenstand jenes Vortrages, welchen Herr Prof. Bella in der Jahres-Versammlung der Anthropologischen Gesellschaft am 13. März 1894 hielt [1]).

Unter allen Tumuli der Nekropole des Burgstalles bei Oedenburg ragt durch seine Grösse der sogenannte Königshügel hervor. Derselbe ist auf Taf. IV, Bd. XXI dieser Mittheilungen, mit Nr. 80 bezeichnet. Sein Umfang beträgt am äussersten Rande 110 m, sein grösster Durchmesser 35 m, seine Höhe 4·8 m.

Die Ausgrabung desselben wurde an dem äussersten Nordrande mit der Aushebung eines 11·3 m breiten Stollens begonnen, welcher jedoch nach dem vierten Meter in Folge der Schichtungsverhältnisse nur mehr in der Breite von 5·5 m fortgesetzt wurde. Beim 17. Meter wurde in der Tiefe von 2·5 m ein Steinbau angetroffen, welcher, von allen Seiten blossgelegt, ein Viereck ergab, dessen Breite von Osten nach Westen 5 m, dessen Länge von Norden nach Süden 5·4 m betrug. Die Höhe des Steinbaues wurde durchschnittlich mit 1·2 m festgestellt.

Es muss hervorgehoben werden, dass die Sohle des Stollens gegen die Mitte des Hügels zu aufsteigend weitergeführt wurde, weil schon beim zweiten Meter festes Gestein angetroffen worden war, das gegen das Centrum des Hügels zu immer mehr anstieg, so dass sich beim 17. Meter schon ein Unterschied von nahezu einem Meter in der Höhe ergab, woraus mit Recht gefolgert werden kann, dass zur Anlage des Hügels eine natürliche Bodenanschwellung benützt worden sein muss. Die Erde zur Aufschüttung wurde theils dem um den Hügel geführten Graben, theils zwei parallel laufenden, circa 15 m westwärts gelegenen Gräben entnommen. Die ganze Erdbewegung hat ausser vereinzelten Topfscherben und Brandspuren nichts Nennenswerthes zu Tage gefördert.

Mit der Aufdeckung des Steinbaues wurde nach Ankunft der hiezu geladenen Herren Custos Josef Szombathy und Dr. Otto Müller begonnen. Bald wurde es klar, dass die hohen Erwartungen bezüglich des Inhaltes bedeutend herabgesetzt werden müssten. An der Nordseite des aus Steinen gebildeten Viereckes wurden nur die Trümmer zweier, jedoch figural verzierter, schwarzer Halsurnen auf einer Fläche von beinahe 4 m² zerstreut gefunden, und differirten die

[1]) Siehe Mitth. d. Anthrop. Ges. in Wien, Bd. XXIV, S. [24], Sitzungsberichte.

Höhenlagen der verschiedenen Scherben bis zu einem Meter. Beim Anblicke dieser Verschiebungen wäre man leicht geneigt gewesen, auf einen gewaltthätigen Eingriff von aussen zu schliessen; doch ist es viel wahrscheinlicher, dass die natürliche Senkung der Erd- und Steinmassen des Hügels Ursache dieser Verrückung war.

Aus den aufgelesenen Bruchstücken konnten die Gefässe leider nicht mehr reconstruirt werden; so viel liess sich jedoch genau feststellen, dass bei dem einen Reiter, dem ein von zwei Pferden gezogener Wagen mit Wagenlenker folgt. Auffallend ist die Schärfe, mit welcher der Wagen eingeritzt ist; an diesem sind es wieder die vier Räder, welche durch ihre charakteristische Darstellung in's Auge fallen. Nicht nur, dass die Speichen durch tiefgefurchte Striche angegeben sind, ist auch die Achse an jedem der Räder durch einen tiefgeführten Stich bezeichnet. Die Stellung der Räder ist die hier gewöhnliche, nämlich senkrecht über-

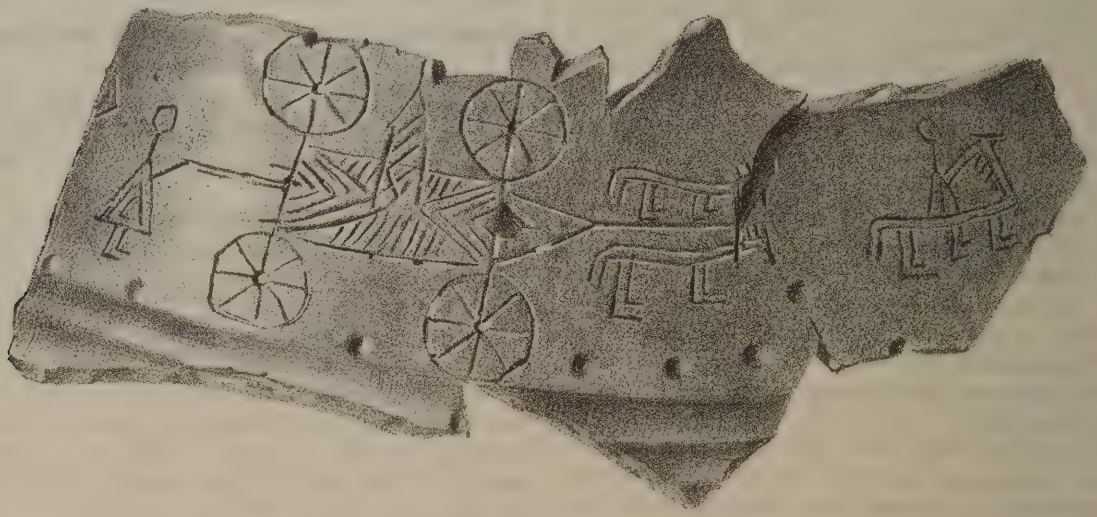


Fig. 11. Figural verzierter Halstheil eines Thongefässes ($^1/_2$).

Fig. 12. Figural verzierter Halstheil eines zweiten Thongefässes ($^1/_2$).

derselben die Gliederung zwischen Bauch und Hals durch einen Ring von eingedrückten, bei dem anderen aber durch einen solchen von aufgesetzten Punkten markirt war.

Die zusammengesetzten Bruchstücke sind nicht ohne Interesse. Wohl das beste Stück ist das in Fig. 11 abgebildete.

Dasselbe stellt aller Wahrscheinlichkeit nach eine Scene eines Opferzuges dar. Rechts bemerkt man einen einander. Die menschlichen Figuren sind bedeutend kleiner gehalten, als an den bisher vom Burgstall bekannten Gefässen, zeichnen sich jedoch durch kräftig geführte Schraffen aus.

Von dem zweiten Gefässe seien (Fig. 12—14) drei Stücke wiedergegeben, auf welchen stilisirte Menschenfiguren, zwei Vogelgestalten auf hohem Fusse und Combinationen von schraffirten Rhomben und Dreiecken, die vielleicht Bäume darstellen sollen, zu sehen sind.

Andere vorhandene Stücke berechtigen zu dem Schlusse, dass auch die Ausbauchung dieses Gefässes figural verziert war.

Beiläufig in der Mitte des Viereckes wurde eine Gruppe, bestehend aus zwei Fussschalen, einem kleinem Henkeltopf, der mit Schuppenornament und

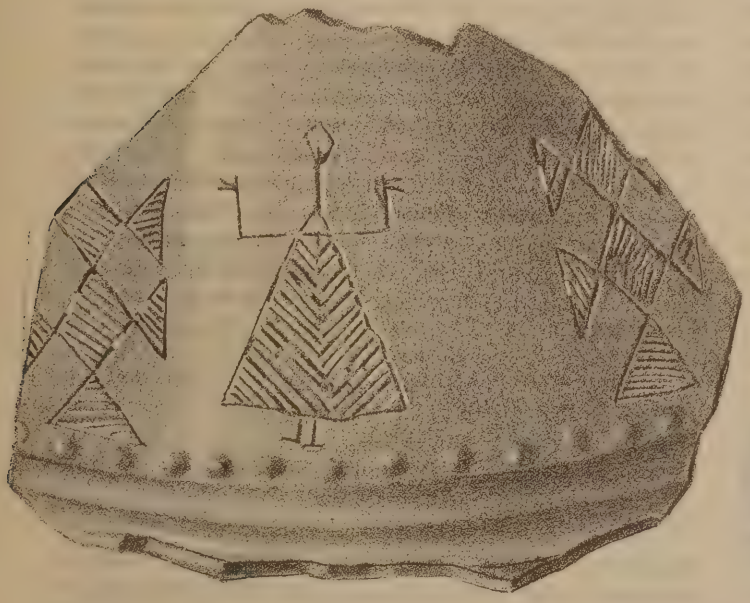
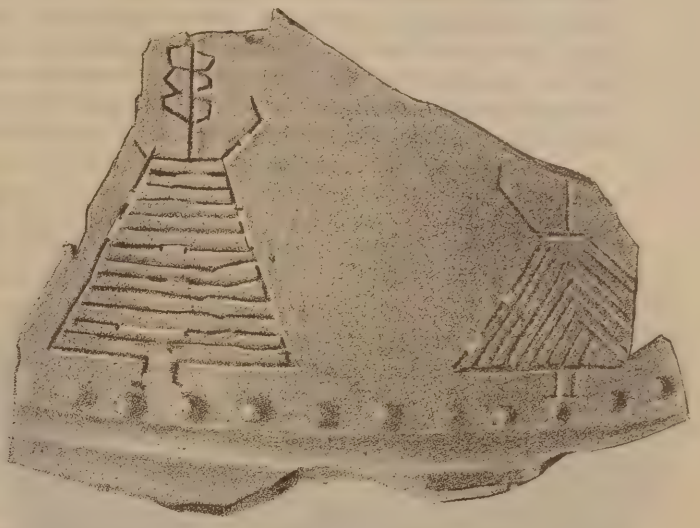


Fig. 13.



Halstheile desselben Thongefässes (1/3). Fig. 14.

An der Westseite des Steinbaues wurden fortlaufend in einer Reihe die Fragmente von fünf Thongefässen gefunden. Bemerkenswerth ist eine Fussschale (Fig. 15). Der ziemlich hohe Fuss ist an vier Stellen

Fig. 15. Verzierte Fussschale aus Thon (1/3).

durch Dreiecke durchbrochen, auf deren Spitze je ein Vogel steht. Die Zwischenfelder sind mit schraffirten Dreiecken ausgefüllt. Am oberen Ende des Fusses läuft ein carrirtes Band herum. Der Rand der Schale ist eingebogen und mit fein schraffirten Dreiecken, welche mit einem Spiralbandornament abwechseln, verziert. Diese Schale ist aus fein geschlemmtem Thon verfertigt und hat eine röthliche Farbe.

vier hervorragenden aufgesetzten Stacheln unter dem Halse verziert ist, eine kleine Schöpfschale mit Henkel und eine kleine Schüssel gefunden. Die erwähnten zwei Fussschalen sind von besonders gefälliger Form, stark graphitirt und weisen an der Innenfläche nebst concentrischen Kreisen je fünf Doppelringe, gleichsam Augen, als Verzierung auf. Mit Ausnahme der

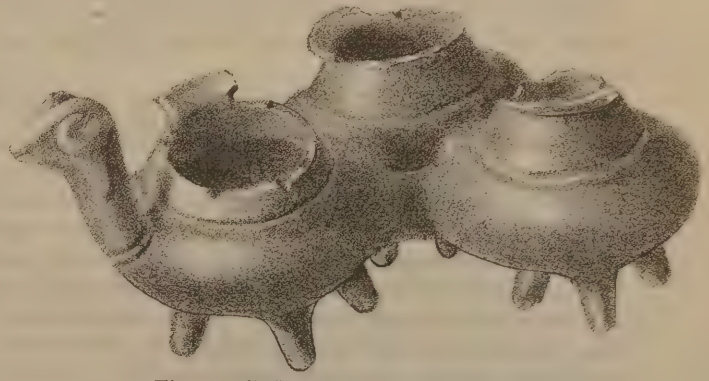


Fig. 16. Drillingsgefäss aus Thon (1/3).

Schüssel konnten alle anderen Objecte aus den Bruchstücken recht gut zusammengefügt werden. Nahe dieser Gruppe, gegen Süden hin, wurde ein Schenkelknochen von Sus palustris, eine Axt aus Hirschgeweih, eine stark oxydirte, eiserne, gerade Nadel und die Bruchstücke eines eisernen Ringes (Armring?) gefunden.

An der Ostseite wurden die Fragmente einer Aschenurne, zweier Schüsseln und eines Henkeltopfes ausgehoben. Hier sowie an der Nordseite konnte das Vorkommen von Kohlen- und Aschenresten constatirt werden.

Ueberblickt man diese Resultate, so muss man sagen, dass die Ausbeute nicht im Verhältnisse zu den gehegten Erwartungen stand.

Zum Schlusse seien hier noch zwei Objecte, welche einem kleinen, jedoch an Gefässen sehr reichen Hügel entstammen, abgebildet. Das eine (Fig. 16) ist ein Drillingsgefäss, bei dem jedes Theilgefäss auf drei Füssen ruht; an der Kuppelung communiciren die Gefässe miteinander. Aus dem grössten derselben ragt seitlich als Ausguss ein Hals mit aufgesetztem Widderkopf hervor. Das zweite Object ist ein Mond-Idol

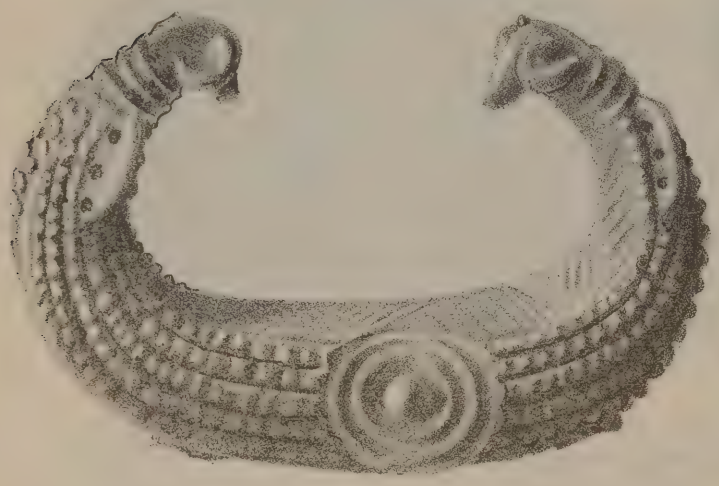


Fig. 17. Sogen. Mond-Idol aus Thon (1/2).

(Fig. 17), welches merkwürdigerweise keine Füsse hatte, wenn nicht etwa anzunehmen ist, dass dieselben knapp am Körper abbrachen. Besonders bezeichnend sind die am Halse angedeuteten dreifach durchlöcherten Ohren, welche auf das Lebhafteste an die Gesichtsurnen aus Pommern erinnern.

8. Auf freundliche Anregung unseres Mitgliedes Dr. **Oscar Baumann** hat Herr Bildhauer Ludwig Dürnbauer in Wien eine Büste des kleinen Schwarzen angefertigt, welchen Herr Baumann von seiner letzten Reise aus Afrika nach Wien mitgebracht hat. Dieselbe ist ausserordentlich gelungen und zeigt uns den charakteristischen Typus des innerafrikanischen Schwarzen. Dr. Baumann erwarb den kleinen Mhogo hadim Kivunja am Tanganyika-See. Derselbe wurde in Ubwari am Westufer des genannten Sees, das zum Congostaate gehört, von dem Swahili Bakari (Kapokora), einem Manne des Rumalisa in Ujiji, geraubt und zum Sclaven gemacht. In seinem Werke „Durch Massailand zur Nilquelle“ (Berlin 1894), sagt Dr. Baumann auf S. 95 f. über dessen Erwerbung Folgendes: „Besonders rasch und gründlich veränderte sich Mhogo hadim Kivunja, ein Knirps, den ich in der Nähe des arabischen Lagers als schielendes, kleines Scheusal mit runzeligem Greisengesichte aufgelesen. Er wurde später mein persönlicher Diener und weilt in dieser Eigenschaft heute noch bei mir. Doch Niemand würde in dem lebhaften, gesunden Jungen das elende Sclavenkind wieder erkennen, welches ich für eine Schüssel Maniok (Mhogo) und einen Meter Baumwollzeug am Tanganyika erstanden.“

Herr Dr. O. Baumann hatte die Güte, noch folgende Notiz zuzufügen: „Die Wabwari sind Bantu, die sprachlich den Warundi nahestehen und zwischen diesen und den Manyema stehen. Sie bilden mit den Wabembe (Menschenfresser) und Wavira zusammen eine Stammgruppe. Die Wabwari leben von Ackerbau und treiben daneben Fischfang im Tanganyika. Unser Mhogo ist heute etwa 14 Jahre alt, unbeschnitten und trägt ein Loch in der Ohrmuschel, das ein Sclavenzeichen der Firma Tippo Tip darstellt, welcher auch Rumalisa angehört.“

Bestellungen auf diese Büste übernimmt der Künstler, Herr Bildhauer Ludwig Dürnbauer (Wien, IX. Spitalgasse 15), direct.

9. Das correspondirende Mitglied Herr Universitätsprofessor Dr. **Wilhelm Gurlitt** in Graz übersendet eine Mittheilung über den

## Tumulus auf dem Loibenberge bei Videm a. d. Save (Steiermark).

Vom 7. bis 13. Februar dieses Jahres hat Dr. O. Fischbach im Auftrage des steiermärkischen Landesmuseums in Graz einen Tumulus von 25 m Durchmesser und 2·40 m Höhe im Weinberge der Frau Oberlehrerin Placida Volavšek am Loibenberge (Parcelle 479 der Ortsgemeinde Altenhausen) untersucht. Der Befund ist in Kürze folgender:

Im Centrum wurde das Grab eines Kriegers, zu dessen Füssen sein Pferd begraben war, aufgedeckt. Neben Pferdezähnen — beiläufig gesagt, den einzigen Knochenresten, die sich von den Skeletten erhalten haben, wurden 4 „Stirnbandrosen“ aus Bronze (vgl. z. B. die im kunsthistorischen Atlas der k. k. Central-Commission, I, Taf. 38, Fig. 16—23, aus Stillfried abgebildeten), 1 eiserne Trense mit ringförmigem Abschluss und 2 kleine, massive Bronzeringe gefunden. Weiterhin gegen Osten lagen die Angriffswaffen des Reiters in seltener Vollständigkeit: 8 eiserne und 2 bronzene Pfeilspitzen, 1 grosser Kelt mit Schaftloch, 1 Hammeraxt, 2 Lanzenspitzen, sämmtlich aus Eisen. Dazu kommt dann noch ein rechteckiges, sehr fein ausgetriebenes Bronzeblech (0·18 m lang, 0·05 m breit), das mit 8 Nieten, von denen 6 noch erhalten sind, auf gleich grosser, eiserner Unterlage befestigt war. Dieses Bronzeblech, offenbar zu einem Leibgurte gehörig, war mit erhabenen, gefurchten Reihen von kleinen Kreisen und Punkten verziert in einem regelmässigen Muster, das sich vermuthlich — die Mitte ist zerstört — viermal wiederholte. Von den Thongefässen, die im Uebrigen mit dem von M. Hoernes, „Die Urgeschichte des Menschen“ (1892), S. 591 ff., beschriebenen Typus übereinstimmen, hebe ich die Scherben eines etwa 0·30 m hohen, roththonigen Gefässes hervor, dessen Fuss und Mündungsrand schwarz sind. Um den Bauch sind drei wagrechte Graphitbänder gelegt; zwischen dem ersten und zweiten Graphitbande erscheinen auf dem rothen Grunde hellrothe, senkrechte Streifen. (Ein ähnliches Gefäss aus Sta. Lucia siehe Kunsthistorischer Atlas, I, Taf. 64, Fig. 9.)

An der Peripherie des Tumulus wurden fünf weitere Beisetzungen constatirt; von einer sechsten fanden sich Spuren, die nicht mehr verfolgt werden konnten, da Regen und Schneegestöber zum Abbrechen der Untersuchung zwangen. Zwei derselben sind durch kurzes Messer, Pfeil- und Lanzenspitzen und Reste des Gürtelschmuckes als Männergräber, drei durch Arm- und Fussringe, durch reiche Beigaben von Glas- und Bernsteinperlen, das eine Mal auch von zwei zerstörten Fibeln, als Frauengräber charakterisirt. Zu bemerken ist noch, dass das eine Frauengrab durch ein später angelegtes Männergrab theilweise zerstört erscheint. Dennoch sind die Beigaben im Wesentlichen gleichzeitig.

Besonders schön sind die bronzenen Pfeilspitzen, von denen zwei im Grabe in der Mitte, vier in einem Männergrabe in der Peripherie gefunden wurden; sie sind dreikantig, die Seiten eingetieft, mit flacher Mittelrippe, ohne Widerhaken, mit runder Tülle zum Aufstecken auf den Schaft versehen, 0·025 m lang und von vorzüglicher Erhaltung und Ausführung (vgl. M. Hoernes, a. a. O.). Das schwarze Thongeräth zeigt die stark geschwungenen Formen mit weitausladenden Buckeln und energisch vertieften Rippen, welche schon früher im Gräberfelde des Loibenberges beobachtet wurden, in guten Exemplaren.

Sämmtliche Fundstücke befinden sich im steiermärkischen Landesmuseum.

10. Herr Prof. Dr. **L. Karl Moser** in Triest übersendet einen

## Bericht über die Ausgrabungen in der Felsenhöhle bei Permani in Istrien.

Auf Grund eines durch meinen ehemaligen Schüler Herrn Erschen aufgefundenen grossen Schädels vom Höhlenbären, von einer Länge von 56 cm und Breite über den Jochbeinen gemessen 38 cm, einer zugehörigen Unterkieferhälfte mit wohlerhaltenen Eck- und den zwei letzten Backenzähnen, der mir vom Finder zum Geschenke gemacht wurde, mit dem Bedeuten, dass derselbe aus der Felsenhöhle bei Permani stamme, begab ich mich im Juli 1893 zur bewussten Höhle, die beim Volke „pečina jama“ genannt wird. Genau da, wo die Fiumaner Fahrstrasse die Südbahnstrecke St. Peter-Fiume kreuzt, auf der G. C. zwischen Quote 383 und 420 m, beim Wächterhause Nr. 27, führt der Weg rechts vom Bahngeleise bergan auf ein bewaldetes Plateau, das man in wenigen Minuten erreicht. Verlassene Kohlenmeiler markiren das Plateau, an dessen östlichem Ende der kleine Eingang zur Höhle liegt. Ueber einige Felsterrassen hinab gelangt man in eine kleine Säulenhalle mit drei Wassertümpeln und einem Chaos von gebrochenen Stalaktiten. Nach etwa 15 m passirt man einen vertropften, 10 m langen Gang und gelangt so in eine zweite grosse Halle, welche die Höhle abschliesst und deren versinterter Boden die Reste der diluvialen Raubthiere birgt. Der Boden der Höhle war bereits überall aufgewühlt durch Grabungen früherer Forscher, deren Resultate mir unbekannt geblieben sind. Die Höhle streicht von Nordwest nach Südost und gleicht zwei aufeinanderfolgenden, durch eine Röhre getrennten Hohlräumen. Da, wo der Boden noch unberührt war, also rechts vom Eingange und links in der Ecke der Halle, wo grosse Sinterplatten den Boden deckten, wurden folgende Objecte gehoben: Eine linke Unterkieferhälfte mit 3 Backenzähnen und 1 Eckzahn, letzterer in eine Fläche nach vorne und doppelflächig rückwärts abgespalten, so dass der Eckzahn eine Kante trägt. Der Kiefer selbst zeigt an der Innenseite eine deutliche Schnittspur und ist in der Gegend der Prämolaren gewaltsam angebrochen, so dass er den Eindruck einer Handwaffe macht. Eine zweite linke Unterkieferhälfte mit Milchgebiss und abgesplittertem, angebranntem Kronenfortsatz. Ein Oberkieferfragment eines alten Thieres mit 2 Molaren, 3 Jochbogenfragmente, 4 grosse Eckzähne, 5 Schneidezähne und 8 Molaren, 2 Ober- und 5 Unterschenkel, alten Thieren angehörig. 5 Unterschenkel, 2 beschädigte Beckenknochen, 16 Wirbelkörper, 18 Tarsal- und Metacarpalknöchel, 41 Phalangenknochen, 3 Schambeine und mehrere Rippenfragmente. — Unter den besseren Funden sind noch vorhanden: Vier bearbeitete Knochen, darunter ein Humerus, zum Theile abgespalten, an Kanten und Ende zugeschliffen mit deutlichen Hiebspuren, ferner drei andere gespaltene Röhrenknochen, ebenfalls abgerundet und abgeschliffen; einer davon spatelförmig zugeschliffen. Von Steinartefacten fand sich ein elliptisch geformter, flacher, auf einer Seite ausgehöhlter Klopfstein aus sandigem Dolomit, mit wulstig aufgeworfenem Rande. Diese letzteren Funde neben dem Vorhandensein von Holzkohle und Knochensplittern lassen vermuthen, dass auch der Mensch zeitweilig diese Höhle bewohnt habe. Ein Schädelfragment mit oberen Schneidezähnen von Arctomys und ein Unterkiefer von Lepus variabilis (?) ergänzen die Fauna dieser Höhle [1]).

## Excursion der Anthropologischen Gesellschaft am 2. und 3. Juni 1894 nach Předmost.

Von dem wichtigen Mammutfundplatze Předmost bei Prerau ist in diesen Blättern schon wiederholt die Rede gewesen [2]). Die unten an letzter Stelle citirte Abhandlung in diesem Bande der Mittheilung aus der Feder des Herrn Dr. Martin Kříž war die unmittelbare Veranlassung zu diesem Ausfluge der Anthropologischen Gesellschaft. Herr Dr. Kříž hatte bereitwilligst die Führung derselben unternommen; ihm gebührt vor Allem

[1]) Ausser dem bereits genannten Herrn Erschen haben in der Höhle die Herren Marinich und Dr. v. Marchesetti vor mir Ausgrabungen veranstaltet.

[2]) 1. Dr. J. N. Woldřich: Ueber den Lagerplatz des diluvialen Mammutfängers bei Předmost unweit Prerau in Mähren. Bd. XIV. Verhandlungen, S. [112] f.

2. Derselbe in Bd. XIX. Sitzungsberichte, S. [81].

3. K. J. Maška: Ueber die Gleichzeitigkeit des Mammuts mit dem diluvialen Menschen in Mähren. Ibidem S. [84] ff.

4. Jap. Steenstrup: Die Mammutjägerstation bei Předmost im österreichischen Kronlande Mähren, nach einem Besuche daselbst im Juni-Juli 1888. Ibidem, Bd. XX, S. 1 ff.

5. Ibidem, Sitzungsberichte, S. [34] f.

6. Dr. M. Kříž: Die Lösslager in Předmost bei Prerau. Ibidem, Bd. XXIV, S. 40 ff.

für die sorgfältigen Vorarbeiten und die sachkundige Führung der wärmste Dank aller Excursionstheilnehmer, welche sich an den beiden Tagen in der Zahl von 32 Personen in drei Partien an der Fundstelle eingefunden hatten.

Herr Dr. Kříž, der seit dem 28. Mai an Ort und Stelle weilte, hatte mit grosser Umsicht alle Vorbereitungen getroffen, um die Excursion für die Theilnehmer zu einer möglichst lehrreichen zu machen. Er liess in dieser Zeit an verschiedenen Stellen sechs Schächte abteufen, welche den Zweck hatten, den Nachweis zu liefern, dass der Löss von Předmost sich unmöglich als Absatz aus dem Bečwaflusse gebildet haben kann [1]).

Der erste dieser Schächte wurde in dem Hofe der Actienbrauerei in Prerau, etwa 600 m südlich von der Bečwa entfernt, angelegt. In diesem stiess man in einer Tiefe von 4·5 m auf den hier überall charakteristisch grau gefärbten Bečwasand und Bečwaschotter, welcher Punkt 2 m unter dem Nullwasserstand der Bečwa gelegen ist, was nach Dr. Kříž ganz dem natürlichen Gefälle des Flusses entspricht.

Der zweite Schacht befand sich in der Kirchengasse in Prerau im Garten des dem Herrn med. Dr. Riedl gehörigen Hauses. Hier lag der Schotter 1·8 m unter dem Nullwasserstand der Bečwa.

In keinem dieser beiden Schächte wurde Löss angetroffen. Dasselbe war der Fall in dem dritten Schachte, welcher in der Inundationsebene der Bečwa am anderen Ufer derselben in der Mitte des Gartens der höheren landwirthschaftlichen Lehranstalt ausgehoben wurde.

Dasselbe gilt für den vierten Schacht, welcher in der Nähe des ersten, an der Südseite der Ortschaft Předmost gelegenen Hauses angelegt worden war.

In dem fünften Schachte, welcher in dem etwas höher gelegenen Hofe des der Frau Hermann gehörigen Wirthshauses in Předmost lag, fand sich der Schotter 6·3 m ober dem Nullwasserstand der Bečwa, was zu dem Schlusse berechtigt, dass das Bett der Bečwa ehemals bedeutend höher gelegen sein und bis hieher gereicht haben muss. Auch hier fehlte noch jede Spur von Löss.

Der sechste Schacht endlich befand sich in der Ziegelei Mandl's [2]) unmittelbar in der Nähe der heutigen Lösswand. Hier traf man das Bečwagerölle noch 5 m höher liegend, als in dem vorigen Schachte, was darauf hindeutet, dass wir hier den ehemaligen (ältesten) Uferrand der Bečwa vor uns haben, und zwar liegt das Gerölle hier um 11·3 m höher, als der heutige Nullwasserstand dieses Flusses. Darüber folgt hier noch eine etwa 6 m mächtige Sandschichte. Ueber dieser baut sich die 22·3 m mächtige Lössschichte auf, welche keine Spur einer Ablagerung aus dem Wasser erkennen lässt, sondern höchst wahrscheinlich vom Winde zusammengetragen wurde und sich um die hier aufragende devonische Kalksteinklippe absetzte.

Alle diese Schächte wurden besichtigt und die angeführten Daten für richtig befunden.

Das Hauptinteresse concentrirte sich jedoch auf die auf dem Besitze des Bauers Chromeček gelegene Lösswand, in welcher sich zwei schmale, in geringem Abstande übereinanderliegende Culturschichten zeigten. Herr Realschuldirector K. J. Maška aus Teltsch lässt hier seit geraumer Zeit Abräumungsarbeiten vornehmen, welche den Zweck haben, diese Culturschichten vollkommen blosszulegen und welche Arbeiten den Sommer über fortgesetzt werden sollen. Seinem freundlichen Entgegenkommen verdanken die Theilnehmer an der Excursion einen Einblick in die hier so lehrreichen und für die ganze Frage so wichtigen Verhältnisse. Es ist einem glücklichen Zufalle zuzuschreiben, dass gerade an den beiden Excursionstagen in jeder der beiden Schichten, und zwar unmittelbar über derselben liegend, je ein Stosszahn [1]), sowie ein Humerus vom Mammut nebst den Knochen anderer Thiere der damaligen Fauna blossgelegt wurden. Aus der Culturschichte selbst, welche Reste angebrannter Knochen, aber nur sehr sparsame Holzkohlenspuren enthielt, wurden eine Anzahl kleiner Feuersteinartefacte von den Excursionstheilnehmern hervorgezogen.

Die detaillirte Beschreibung dieser Localität, sowie der sich an dieselbe knüpfenden Streitfragen hat Herr Dr. Kříž in dem mehrfach citirten Aufsatze gegeben. Weiter auf diese Fragen einzugehen, scheint hier nicht der geeignete Ort zu sein; es kann nur constatirt werden, dass Herr Dr. Kříž alle Daten mit peinlicher Sorgfalt gesammelt hat und dass sich dieselben mit den Thatsachen in vollstem Einklange befinden.

Die nun fortzusetzenden Arbeiten des Herrn Directors Maška haben den Zweck, volle Klarheit in alle die Verhältnisse zu bringen und jeden Zweifel über die Frage der Gleichzeitigkeit der menschlichen Artefacte und der Mammutreste an dieser Stelle zu beseitigen. Wir wünschen daher diesen Arbeiten den besten Erfolg.

Zur Erklärung der Lössfrage hatte Herr Dr. Kříž einen kleinen Aufsatz in diesen Sitzungsberichten unter dem Titel: „Ueber Lehm- und Lösslager“ (S. [50]) veröffentlicht, von dem Abdrücke an die Excursionstheilnehmer vertheilt wurden.

Wir können mit voller Befriedigung über das Gesehene diesen kurzen Bericht schliessen, indem wir die Hoffnung aussprechen, dass durch die Arbeiten jener zwei Männer, welche sich um diese Localität so grosse Verdienste erworben haben, bald jeder Zweifel über die wichtigen, hier zu lösenden Fragen schwinden wird. Ihnen beiden sei hier nochmals der beste Dank der Anthropologischen Gesellschaft für ihr freundliches Entgegenkommen ausgesprochen.

[1]) Die folgenden Daten rühren von Dr. Kříž her.

[2]) Siehe den oben citirten Aufsatz in diesem Bande der Mittheilungen, S. 42.

[1]) Ein ganzes Exemplar und ein Fragment.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, J. Szombathy, K. Toldt, S. Wahrmann.
Redactions-Beirath: M. Much und E. Zuckerkandl.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XXIV. Der neuen Folge XIV. Band.)

Nr. 4. Sitzungsberichte. August 1894.

# II. Gemeinsame Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft

zugleich

## XXV. Allgemeine Versammlung und Stiftungsfest der Deutschen anthropologischen Gesellschaft

in Innsbruck vom 24.—28. August 1894.

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsekretär der deutschen anthropologischen Gesellschaft.

## Tagesordnung.

**Donnerstag den 23. August.** Von 8 Uhr Früh an: Anmeldung der Theilnehmer im Geschäftsbureau des Kongresses (Stadtsaalgebäude, Universitätsstrasse 1). Von 8 Uhr Abends an: Empfang und Begrüssung der Gäste in den Stadtsälen.

**Freitag den 24. August.** Von 8 Uhr Früh ab: Anmeldung der Theilnehmer im Geschäftsbureau des Kongresses. Von 9—1 Uhr Mittags: Gemeinsame Eröffnungssitzung. (Sämmtliche Sitzungen fanden in den Räumen des Stadtsaalgebäudes statt.) Von 1—3 Uhr: Mittagspause. Von 3—5 Uhr Nachmittags: Erste Sitzung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. Von 5—7 Uhr Abends: Besuch der Sammlung antiker Bronzen des Frhrn. von Lipperheide. (Die reichhaltige Sammlung war während der Dauer der Versammlung im ebenerdigen Rundsaale des Ferdinandeums ausgestellt und täglich von 9—5 Uhr für die Versammlungstheilnehmer zugänglich.) Von 7 Uhr Abends an: Gesellige Zusammenkunft in den Stadtsälen.

**Samstag den 25. August.** Von 9—12 Uhr Vormittags: Zweite gemeinsame Sitzung. Betreffs der wissenschaftlichen Vorträge und Diskussionen waren folgende Bestimmungen getroffen: „Die Tagesordnung und die Reihenfolge der Vorträge in den Sitzungen wird vom gemeinsamen Vorstande festgestellt. Die Vorträge werden während der Versammlung bei dem gemeinsamen Vorstande, vorher bei dem Generalsekretär der Deutschen anthropologischen Gesellschaft oder beim Sekretär der Wiener anthropologischen Gesellschaft angemeldet. Die Dauer eines Vortrages soll 20 Minuten nicht überschreiten. Die Herren Vortragenden werden gebeten, ihre Arbeiten nicht abzulesen, sondern in freier Rede den Inhalt kurz mitzutheilen. — Die Herren Redner werden gebeten, sofort nach Abhaltung ihres Vortrages ein druckfertiges Manuscript desselben dem Generalsekretär der deutschen oder dem Sekretär der Wiener anthropologischen Gesellschaft zum Zwecke der Veröffentlichung in dem Berichte der allgemeinen Versammlung einzureichen, da nur dann für die Veröffentlichung Gewähr geleistet werden kann. — Die Herren, welche sich an einer Diskussion während der Sitzungen oder Kommissionsberathungen betheiligt haben, werden in gleicher Weise ersucht, das von ihnen Gesagte kurz zusammengefasst druckfertig geschrieben einem der beiden oben genannten Herren womöglich noch an demselben Tage oder spätestens am folgenden für den Bericht einzureichen. — Abhandlungen, die nicht

bei der Versammlung vorgetragen sind, können im Versammlungsbericht auch nicht abgedruckt werden.“ — Von 12—2 Uhr: Frühstückspause. Von 2—5 Uhr Nachmittags: Fortsetzung der gemeinsamen Sitzung. Um 6 Uhr Abends: Festessen im grossen Stadtsaale.

**Sonntag den 26. August.** Von 8—10 Uhr Vormittags: Besuch der medicinischen Universitätsanstalten. Von 10—1 Uhr: Besuch des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum. Um 3 Uhr Nachmittags: Ausflug auf die Lanser-Köpfe und nach Schloss Ambras. Von 8½ Uhr an: Festabend der Stadt Innsbruck in der Ausstellungshalle und auf dem Ausstellungsplatz.

**Montag den 27. August.** Von 8—9 Uhr Früh: Zweite Sitzung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. Von 10—12 Uhr Mittags: Dritte gemeinsame Sitzung. Von 12—2 Uhr: Mittagspause. Von 2—5 Uhr Nachmittags: Fortsetzung der gemeinsamen Sitzung. — Von 5—7 Uhr Abends: Demonstration hervorragender Fundobjekte in der urgeschichtlichen Sammlung des Ferdinandeums. Von 8 Uhr ab: Gesellige Zusammenkunft in den Stadtsälen.

**Dienstag den 28. August.** Von 9—1 Uhr Mittags: Gemeinsame Schlusssitzung. Um 3½ Uhr Nachmittags: Antritt des Ausfluges nach Meran. Ankunft in Meran 9 Uhr Abends. Gesellige Zusammenkunft im Kurhause.

**Mittwoch den 29. August.** Vormittag: Ausflug auf den Sinich-Kopf; Besichtigung der prähistorischen Wallburg auf Schloss Katzenstein. Fest der Stadt Meran. Festessen. Besichtigung der Sehenswürdigkeiten Merans. Abends: Gesellige Zusammenkunft und Feuerwerk. Schluss des Kongresses.

Die Vorstandschaften:

**Virchow, Waldeyer, Andrian, Ranke, Weismann, Andrian, Brunner, Inama-Sternegg, Heger.**

Der Geschäftsführer für Innsbruck:

**Wieser.**

---

## Verzeichniss der 284 selbständig Theilnehmenden, wozu noch 112 Damen kommen.

(Wo der Wohnort nicht angegeben, ist derselbe in Innsbruck.)

An der Lan Dr. Eduard v., k. u. k. Ministerialrath, sammt Gemahlin.
Andrian Ferdinand Frhr. v., Präsident der Wiener anthropolog. Gesellschaft u. stellv. Vorsitzender d. deutsch. anthr. Ges., Wien.
Ausserer Karl Dr., Wien.
Bancalari Gustav, Oberst a. D., Linz.
Bartels Dr. Max, Sanitätsrath, Berlin.
Bartels Paul, stud. med., Berlin.
Bazzanella Dr. Valentin, Frauenarzt.
Berghaus Martin, Hörer der Medicin.
Bernetich-Tommasini Alois Ritter v., Triest.
Berreiter Dr. Karl, prakt. Arzt.
Birkner Dr. F., Kurat, München.
Blind Dr. med. Hugo, sammt Mutter, München.
Blumner Sigismund, sammt Gemahlin u. Nichte.
Brandis Anton Graf Excellenz, Landeshauptmann.
Bünker J. R., Lehrer in Oedenburg.
Busse Hermann, Werkmeister, Berlin.
Carcassone Achill v.
Cathrein Theodor Dr., Vicepräsident des Abgeordnetenhauses, Hall.
Chapmann Mercer Henry, Kurator für das Museum der Prähistorie und Archäologie der Universität Philadelphia.
Chlingensperg-Berg Dr. Max v., Reichenhall.
Conrad Gust. Dr., k. k. Finanzprokurator.
Cordel Oskar, Schriftsteller, Berlin, sammt Sohn.
Czermak Dr. Wilhelm, Universitätsprofessor sammt Gemahlin.
Czichna Karl, Kunsthändler, sammt Gemahlin.
Damian Josef, Professor, Trient.
Dantscher V. v., Professor, sammt Gemahlin, Graz.
Deichmüller Dr. Johannes, Direktorial-Assistent, Dresden.
Dinter Dr. J., Advokat, sammt Gemahlin.
Doblhoff Josef v., Schriftsteller, Wien.
Durig Dr. Josef, Schulrath.
Eberstaller Dr. Julius, k. k. Landesgerichtsrath, sammt Gemahlin und zwei Schwägerinnen, Wien.
Ehrendorfer Dr. E., Rector magnificus der Universität, sammt Gemahlin.
Ehrenreich Paul, Dr. med., Berlin.
Eigl Josef, k. k. Oberingenieur, Salzburg.
Engel Hermann, Dr. med., Berlin.
Engl Anton, stud. med.
Enzenberg Arthur Graf v., Excellenz, k. u. k. geheimer Rath, k. u. k. Kämmerer, Sektionschef etc.
Erler Dr. Eduard, Advokat, sammt Mutter und Schwägerin.
Eysn Frau Anna, Private, Salzburg.
Eysn Fräulein Marie, Salzburg.
Feer Karl, Aarau.
Fiala H., Kustosadjunkt am bosnisch-herzegovinischen Landesmuseum, Serajevo.
Ficker Julius Ritter v., k. k. Hofrath.
Fischnaler Konrad, Kustos des Ferdinandeums.
Fliedner Dr. Karl, prakt. Arzt, Monsheim, Worms.
Flunger Josef, Hotelier.
Förtsch Dr. Oskar, Major a. D., sammt Tochter, Halle a. d. S.
Forster Sigm. v., Dr. med., Augenarzt, Nürnberg.
Fritsch Gustav, geheimer Medicinalrath und Universitätsprofessor, Berlin.
Ganner Dr. Ferd., k. k. ärztl. Statthaltereikonzipist.
Ganner Dr. med. Hans, Hall.
Gassner Fr. Josef, Buchhändler, sammt Gemahlin.
Gasteiger Reinhold v., k. u. k. Oberst, sammt Gemahlin.
Gerok Karl, mit Familie.
Gfall J. A., k. k. Hoflieferant.
Gfrörer Dr., Gymnasialoberlehrer, Altkirch, Elsass.
Götz Gust. Dr., Obermedicinalrath, Neustrelitz.
Gostner Karl, Kaufmann, mit Frau u. Schwägerin.
Greil Dr. Franz, Südbahnarzt, sammt Gemahlin.
Gremblich P. Julius, Professor in Hall.
Grempler Dr. Wilh., geh. Sanitätsrath, Breslau.
Grossmann Ad. Dr., Sanitätsrath, sammt Gemahlin, Berlin.
Haberer Karl, Direktor der Handelsakademie.
Härche Rud., Bergwerksdirektor, Frankenstein.
Hagen Dr. Karl, Assistent am Museum für Völkerkunde, Hamburg.
Hammerl Dr. Hermann, Professor.
Hampel Dr. Jos, Universitätsprofessor, Budapest.
Hartmann Dr. August, Kustos an der k. Hof- und Staatsbibliothek, sammt Gemahlin, München.
Hauer Dr. Franz v., k. u. k. Hofrath, Wien.
Haumeder Dr. Robert v., Stadtphysikus und Spitalsdirektor.
Hauschka Franz v., k. u. k. Generalstabs-Hauptmann.
Hausmann Dr. Richard, Professor, Dorpat.
Hechenberger Dr. Ferdinand, k. k. Notar.
Hedinger Dr. Aug., Medicinalrath, Stuttgart.
Heger Franz, Sekretär der anthropologischen Gesellschaft, Wien.
Heierli J., Docent für prähistorische Archäologie, Zürich.
Hein Dr. Wilhelm, Sekretär-Stellvertreter der anthropologischen Gesellschaft, Wien.
Heinrich Rudolf, Direktor der Gasfabrik, mit drei Töchtern.
Heller Dr. C., Universitätsprofessor.
Helm Otto, Stadtrath, sammt Gemahlin, Danzig.
Henning Dr. Rudolf, Professor, Strassburg.
Herr Gustav, Landesschul-Inspektor, sammt Schwester.
Herrmann Dr. Anton, Professor, Budapest.
Herrmann Dr. E., Ministerialrath, Wien.
Heyden August, Professor, Berlin.
Hibler Dr. med. Emanuel v., Assistent am pathologischen Institut.
Hildebrand Dr. Hans, Reichsantiquar, Stockholm.
Hintner Dr. Max, prakt. Arzt, Barzdorf, Oesterreichisch-Schlesien.
Hlavacek Friedrich, k. k. Hofrath, sammt Gemahlin.
Hochegger Dr. Rudolf, Universitätsprofessor, Czernowitz, mit drei Damen.
Hoernes Dr. Moritz, Musealassistent, Wien.
Hörmann Constantin, k. u. k. Regierungsrath, Direktor des bosnisch-hercegovinischen Landesmuseums, Sarajevo.
Hörmann Ludwig v., k. k. Universitätsbibliothekar.
Hofmann Dr. v., Wien.
Hofmann Ignaz, Militärlehrer, Fischau, N.-Oe.
Hohenbühel Paul Baron v., Hall.
Huber Dr. med. Josef, Bregenz.
Hueber Dr. Adolf, Professor.
Hueber Dr. Richard, Advokat, Wien.
Hundegger Dr. Jos., k. k. Bibliotheksbeamter.
Illing Lorenz, Direktor des Kindergarten-Seminars, mit zwei Damen, München.
Inama-Sternegg Dr. Karl Theodor v., k. k. Sektions-Chef, stellv. Vorsitzender der Wiener anthr. Ges., mit zwei Damen.
Innerhofer Hans, cand. med.
Jenny Dr. Sam., kaiserl. Rath u. k. k. Konservator, Bregenz.
Juffinger Dr. Georg, Universitätsprofessor.
Jung Dr. Julius, Universitätsprofessor, Prag.
Kaltenbrunner Dr. Ferdinand, Universitätsprofessor.
Kaltenegger Ferd., k. k. Hofrath, Brixen.
Kaufmann Dr. Veit, Hofrath, sammt Gemahlin, Dürkheim.
Kessler Engelbert, Vorstand des Beamten-Vereines, Wien.
Knoflach Dr. Karl, prakt. Arzt.
Knoll Dr. Alois, Präsident der Notariatskammer, sammt Gemahlin.

Köllensperger Dr. Alfons, Stadtarzt, sammt Gemahlin.
Kofler Dr. Anton, kaiserl Rath.
Kofler L., Privatier, mit Frau und Tochter.
Kollm Georg, Hauptmann u. Generalsekretär der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin.
Konzert Karl, stud. med.
Kripp Heinrich v., Notariatskonzipient.
Kripp Sigm. v., Landeskulturraths-Sekretär.
Kriz Dr. Martin, k. k. Notar, Steinitz, Mähren.
Krug Dr. Walter, mit zwei Damen.
Künne Karl, sammt Gemahlin, Charlottenburg.
Lamprecht J. L., Dr. med.
Lang Leonhard, sammt Frau.
Lantschner Dr. Ludw., Universitätsprofessor, sammt Gemahlin.
Larcher Dr. Pius v., Landesgerichtsrath, sammt Gemahlin.
Lavogler Vincenz, k. k. Professor, Steyr.
Lechleitner Dr. Hans, Gymnasialprofessor, Linz.
Lehmann-Nitsche Dr. Robert, München.
Lentner Dr. F., Universitätsprofessor.
Lieber Dr. August, prakt. Arzt.
Lindemann Ferdinand, Professor, sammt Gemahlin, München.
Lipperheide Franz Freiherr v., sammt Gemahlin, Berlin-Matzen.
Lissauer Dr. A., Sanitätsrath, Berlin.
Loebisch Dr. W. F., Universitätsprofessor, sammt Gemahlin und Tochter.
Lotter Karl, Stuttgart.
Luschan Dr. Felix v., Direktorial-Assistent, Berlin.
Mader Dr. Hermann, prakt. Arzt, sammt Gemahlin.
Magnus Dr. Paul, Universitätsprofessor, Berlin.
Marchesetti Dr. Karl v., Musealdirektor, sammt Gemahlin, Triest.
Markart Alois, Privat, Schwaz.
Maurizio Karl de, k. k. Statthaltereirath, sammt Gemahlin und Tochter.
Mayer Dr. Richard.
Mayr Alfons, Architekt.
Mayr Franz, Architekt, sammt Schwägerin und Cousine.
Meindl Ernst, k. Kommissär, München.
Meringer Dr. Rud., Universitätsprofessor, Wien.
Merveldt Franz Graf, Excellenz, k. k. Statthalter von Tirol und Vorarlberg.
Mestorf Fräulein J., Direktor des Museums für vaterländische Alterthümer, Kiel.
Meusburger Arthur, k. k. Statthaltereirath, sammt Gemahlin.
Mies Josef, Dr. med., Köln.
Mörz Dr. Friedrich, Bürgermeister von Innsbruck, sammt Gemahlin.
Montelius Dr. Oscar, Professor, Stockholm.
Morwitz Martin, Privatier, Berlin.
Moser Dr. Karl, Professor, Triest.
Much Dr. M., Mitglied der k. k. Centralkommission, Wien.
Müller Otmar, stud. phil., mit Schwestern.
Myrbach Franz Freiherr v., k. k. a. ö. Universitätsprofessor.
Nagy Dr. Anton, k. k. Bezirksarzt, Feldkirch.
Nagy Dr. Max Ritter v. Rothkreuz, k. u. k. Oberstabsarzt.
Naue Dr. Julius, Historienmaler, Redakteur der prähistor. Blätter, sammt Gemahlin, München.
Naue W., cand. phil., München.
Nicoladoni Karl, Universitätsprofessor.
Nisius Dr. P. Joh., Universitätsprofessor.
Norz Louis, Juwelier, sammt Gemahlin.
Nüsslin Dr. Otto, Professor, Karlsruhe.
Obexer Max, Kaufmann, mit Gemahlin und Schwiegermama.
Oellacher Dr. Herm., k. k. Bezirksrichter i. P.
Oellacher Dr. Oswald, Augenarzt.
Oellacher Guido, Apotheker,
Offe Jakob, Dr. med.
Orgler P. Flavian, k. k. Schulrath, Hall.
Orschansky J., Professor an der Universität in Charkoff, sammt Gemahlin.
Osborne A., Dr. med., Tegernsee.
Osborne W., Rentier, Dresden.
Palacky Dr. Universitäts-Professor, Prag.
Papsch Dr. Ant., Zahnarzt, sammt Gemahlin.
Patigler Josef, k. k. Gymnasial-Professor, Weidenau.
Peez Alexander, Dr., Reichsraths-Abgeordneter, Wien.
Peter Anton, k. k. Professor, sammt Frau und zwei Töchter.
Petermandl Anton, Musealcustos, Stadt Steyr.
Pfaff Dr. Leopold, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor, sammt Gemahlin und Tochter, Wien.
Pfaundler Meinhard, cand. med., Graz.
Pfeil Joachim Graf, Berlin.
Pichler Ferd., kaiserl. Rath, Inspektor der Südbahn.
Pirchner Dr. Johann, k. k. Bezirksarzt.
Posepny Franz, k. k. Bergrath, sammt Gemahlin, Wien.
Pritzi Dr. Wilhelm, praktischer Arzt, sammt Gemahlin.
Puntschart, Dr. Valentin, Universitäts-Professor.
Putjatin Paul, Fürst, St. Petersburg.
Raol-Rückhard Dr. H., Professor, Berlin.
Raitmayr stud. med. Lambert, sammt Cousine.
Ranke Dr. Johannes, Universitäts-Professor, Generalsekretär der deutschen und Vorsitzender der Münchener anthrop. Ges., sammt Tochter, München.
Reber B., Apotheker, Genf.
Rehlen W. und Frau, Magistratsrath, Nürnberg.
Reicher Jos., Excellenz, k. und k. Feldzeugmeister und Landeskommandirender, sammt Gemahlin und Tochter.
Reichhelm Carl, Assistent.
Reinecker Paul, Dr. med., Berlin.
Reisch Dr. Emil, Universitäts-Professor.
Riccabona Dr. med. Erich v.
Rimml Dr. Alois, prakt. Arzt, Telfs.
Ritt August, Oberbaurath, sammt Gemahlin und Cousine.
Rochelt, Dr. Emil, k. k. Hofrath, Meran
Rosthorn A. v., Wien.
Roux Dr. W., Universitäts-Professor, sammt Gemahlin.
Salvisberg Dr. Paul von, Herausgeber der Hochschulnachrichten, München.
Sauter Dr. Ferdinand, k. k. Statthaltereirath.
Saxe Georg, russischer Consul in Malta.
Scala Dr. Rudolf v., Universitäts-Professor.
Scheidemandel Dr. Heinrich, praktischer Arzt, Nürnberg.
Scherer Al., k. k. Statthaltereirath, sammt Gemahlin und Tochter,
Schernthanner Alexander, k. k. Forstkommissär, Kitzbühel
Schiestl Dr. Josef, Advokat, sammt Gemahlin und Tochter.
Schmid Therese, Seminarlehrerin, München.
Schober Carl, Realschulprofessor, sammt Gemahlin.
Schönherr Dr. David Ritter v., kaiserl. Rath.
Schönlank William, General-Consul, Berlin.
Schötensack Dr. Otto, Heidelberg.
Schorn Dr. Josef, k. k. Professor.
Schreiner Wolfgang, Stadtpfarrer, Abendsberg.
Schumacher Ant., Handelskammer-Präsident.
Schumacher Eckart, Buchhändler, mit Gemahlin.
Schwarz Theodor, k. k. Statthaltereirath, sammt Gemahlin.
Schwick Heinrich, Buchhändler, sammt Schwestern.
Seggel Dr. C., Oberstabsarzt I. Cl., sammt Gemahlin mit Tochter, München.
Sergi Giuseppe, Universitäts-Professor, Rom.
Steinlechner Dr. Paul, Universitäts-Professor, sammt zwei Damen.
Stern Julius, Bankier.
Stolz Dr. Fritz, Universitäts-Professor, sammt Gemahlin und Tochter.
Straub F., Buchdruckereibesitzer, München.
Strobel Pellegrino, Dr. Universitäts-Professor, Parma.
Sybold Carl, k. k. Oberpostrath.
Sylwestrowicz Dr. Felix, Assistent der medicinischen Klinik, Warschau.
Szombathy Josef, Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum, Wien.
Tappeiner Dr. Franz, Meran.
Ter Movsessiantz (Mesrop), Archimandrit, Etschmiadzin, Russisch-Armenien.
Teufl, Reichsraths-Stenograph, München.
Thunig, Amtsrath, sammt Tochter, Breslau.
Tiefenthaler Albert, sammt Gemahlin.
Tobisch Victor, Apotheker, sammt Gemahlin, und Mutter.
Toldt Dr. Carl, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor, Wien.
Tolmatschew Dr., Professor an der Universität Kasan.
Tommasini Dr. Anton Ritter v., Rentier.
Treutler Dr., k. u. k. Oberstabsarzt.
Trientl Adolf, Benefiziat, Hall.
Tschamler Rudolf, Ingenieur, sammt Gemahlin.
Tschiderer Ernst Baron v., sammt Gemahlin und Tochter.
Ueberbacher Alois, Bildhauer und Antiquar, Bozen.
Ueberhorst Dr. Carl, Universitäts-Professor.
Unterberger Ernst, Kunsthändler.
Van der Beeck J., Privatier, Neuwied a. Rh.
Vilmar Rudolf, Berlin.
Virchow Dr. Rudolf, geheimer Medicinalrath und Universitätsprofessor, Ehrenpräsident und Vorsitzender d. deutsch. anthr. Ges., sammt Gemahlin und Tochter, Berlin.
Von den Steinen Carl, Professor, mit Gemahlin, Berlin.
Voss Albert, Direktor des königl. Museums Berlin.
Wackerle Dr. med. Alfons, sammt Gemahlin.
Wagner Adolf, Berlin.
Wahrmann Sigmund, Dr. med., Wien.
Walde Dr. P., Advokat, sammt Gemahlin.
Waldeyer Dr. Wilhelm, geheimer Medicinalrath, Universitäts-Professor, stellv. Vorsitzender d. deutschen anthr. Ges., Berlin.
Waldner Dr. Fr., Südbahn-Consulent.
Wallnöfer Dr. med. Theodor, sammt drei Damen.
Wang Nikolaus, k. u. k. Custosadjunkt, Wien.
Weber Leonhard, Dr. med., New-York.
Weinzierl R. v., Lobositz.
Weismann Joh., Oberlehrer, Schatzmeister d. deutschen und Münchener anthrop. Ges., sammt Tochter, München.
Weissenberg Dr. S., Berlin.
Werner Dr. Franz, Magistratsrath.
Wibmer Dr. Andreas, Innichen.
Wieser Dr. Fr. Ritter v., Universitäts-Professor.
Wildauer Tobias v., k. k. Hofrath.
Wildner Dr. Franz, Universitäts-Professor, sammt Gemahlin und Tochter.
Winkler Dr. Ant., Advokaturs-Konzipient, sammt Gemahlin.
Winkler Dr. Franz, prakt. Arzt.
Winkler Dr. Josef, Advokaturs-Konzipient, sammt Gemahlin.
Witte Dr. E., Oberstabsarzt I. Cl., Berlin.
Zakrezewski Dr. Ignaz, Universitäts-Professor, Lemberg.
Zakrezewski Josef Ritter v., Dr. med., mit Gemahlin.
Zernik Dr., Arzt, sammt Gemahlin, Görlitz.
Zimmeter Albert, Realschul-Professor.
Zingerle Dr. Anton, Assistent a. d. Lehrkanzel für Psychiatrie.
Zingerle Dr. Anton, Universitäts-Professor, sammt Gemahlin.
Zingerle Dr. Josef, Bibliothekar am archäologischen Institute, Wien.
Zunz D. A., Kaufmann, Frankfurt a. Main.

# Verhandlungen in den gemeinschaftlichen Sitzungen der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft.

## Erste gemeinschaftliche Sitzung.

**Inhalt:** Eröffnung der Versammlung durch den Präsidenten der Wiener anthropologischen Gesellschaft Freiherrn von Andrian. — **Begrüssungsreden:** Se. Excellenz Herr Statthalter von Tirol Graf F. von Merveldt; Se. Excellenz Herr Landeshauptmann von Tirol Graf A. von Brandis; Herr Bürgermeister der Stadt Innsbruck Dr. Friedrich Mörz; Se. Magnificenz Herr Rektor der Universität Innsbruck Professor Dr. E. Ehrendorfer. — Uebergabe des Präsidiums an den Vorsitzenden der Deutschen anthropologischen Gesellschaft Herrn Geheimrath Dr. Rudolf Virchow. — **Wissenschaftliche Verhandlungen:** Eröffnungsrede des Herrn Geheimrath Dr. Rud. Virchow. Vortrag des Herrn Hofrath Professor Dr. Toldt: Ueber Somatologie der Tiroler. Vortrag des Herrn Professor Dr. von Wieser: Die wichtigsten Ergebnisse der Urgeschichtsforschung in Tirol.

Der Präsident der Wiener anthropologischen Gesellschaft Freiherr **von Andrian** eröffnet die Versammlung mit folgenden Worten:

Hochverehrte Versammlung! Die deutsche und die Wiener anthropologische Gesellschaft haben sich in dem Gedanken begegnet, die Anregung zu ihrer Gründung, welche vor 25 Jahren von der Naturforscherversammlung zu Innsbruck ausgegangen ist, durch einen gemeinsamen Kongress an der Stelle ihrer geistigen Geburt zu feiern. Nur Wenige von denen, welche mit Hand angelegt haben, als es sich darum handelte, dem jüngsten Sprössling der Naturwissenschaften eine gesonderte Vertretung im wissenschaftlichen Leben zu verschaffen, weilen heute noch in unserer Mitte; Andere, welche damals den Grund zu dem Gebäude mitgelegt haben, durften den Ausbau desselben nicht erleben; ihr Andenken wird uns am heutigen Tage schmerzlich lebendig.

Der damals gefasste Beschluss erwies sich als um so folgenreicher, je mehr die deutsche und österreichische Anthropologie beim Beginne ihres Kampfes um's Dasein auf sich selbst angewiesen waren. Trotz mannigfacher, durch staatliche Subventionen nur theilweise gehobener Hindernisse wurden unsere Gesellschaften der Mittelpunkt eifriger und zielbewusster Thätigkeit: sie haben das Interesse für die Anthropologie in die weitesten Kreise unserer Bevölkerung getragen und die Erschliessung der einheimischen Forschungsgebiete angebahnt; aber auch allen weiteren Bestrebungen, mochten dieselben in Sammelthätigkeit und Erforschung fremder Völker oder in Sichtung und genetischer Verwerthung des Beobachtungsmaterials sich äussern, ward seitens unserer Gesellschaften nach Massgabe der verfügbaren Mittel jede Förderung zu Theil. Die von uns gewählte Form der Kooperation, welche die Einzelthätigkeit in allen Richtungen anregt und unterstützt, hat somit einen wesentlichen Antheil an der gedeihlichen Entwickelung der deutschen und österreichischen Anthropologie im verflossenen Vierteljahrhundert. Wir können nur wünschen, dass auch die Fernerstehenden aus den bevorstehenden Verhandlungen entnehmen mögen, wie sehr sich die Disziplinen, welche unter dem Begriff „Anthropologie“ zusammengefasst sind, in diesem Zeitraum innerlich gefestigt haben.

Ich selbst möchte nur ganz im allgemeinen auf die wachsende Bedeutung der Anthropologie hinweisen: vor 25 Jahren war die Berechtigung derselben von vielen Seiten lebhaft bestritten, heute beeinflusst sie bereits in sehr fühlbarer Weise selbst die ältesten und ausgebildetsten Geistesdisziplinen. Die Verwerthung des von allen Seiten zusammenströmenden Beobachtungsmaterials bildet heute schon eine breite Basis, auf welcher das Gebäude einer induktiven Soziologie hoffentlich bald wird aufgeführt werden. Die Dienste, welche das Studium des collectiven Menschen der sozialen Wissenschaft und dadurch dem sozialen Leben zu leisten berufen ist, berechtigen uns zu der zuversichtlichen Hoffnung auf eine erhöhte Würdigung unserer Wissenschaft in der Zukunft, welche unter dem Zeichen der sozialen Fragen steht.

Sie sind, hochverehrte Anwesende, zu der heutigen Feier in so grosser Anzahl erschienen, wie wir kaum zu erhoffen wagten. Wir dürfen in Ihrer Mitte hochberühmte auswärtige Vertreter unserer Disziplin erblicken, deren Anwesenheit unserm Kongress erhöhten Glanz verleiht. Die auch bei diesem Anlass uns zu Theil gewordene Theilnahme der hohen Staatsregierung, sowie der Landesbehörden, der gastliche Empfang der Stadt Innsbruck, die Theilnahme der Universität verpflichten uns zu tiefstem Danke. Mögen diese so erfreulichen Kundgebungen uns die Gewähr bieten für Ihre aufrichtige Theilnahme an unsern idealen Zielen. In diesem Sinne erlaube ich mir, Sie herzlich willkommen zu heissen und erkläre ich unsern gemeinsamen Kongress für eröffnet.

Ich bitte nun Seine Excellenz den Herrn Statthalter das Wort zu ergreifen.

## Begrüssungsreden.

Seine Excellenz der Herr Statthalter von Tirol Graf **F. von Merveldt:**

Geehrte Herren! Im Namen der k. k. Regierung habe ich die Ehre, die zweite gemeinsame Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft achtungsvoll zu begrüssen.

Ich thue dies zunächst mit dem Ausdruck der Freude, dass das mächtige Band, welches die deutsche Wissenschaft mit der ernsten Forschung in Oesterreich zu gemeinsamer Arbeit vereint, in dem Zustandekommen der heutigen Versammlung neue Festigung erfahren hat.

„Wissenschaft ist Macht", ist oft, besonders von Staatsmännern gesagt worden und die k. k. Regierung hat niemals der Wissenschaft die ehrende Anerkennung versagt, die diesem fortlebenden Worte entspricht, bedürfen doch die Lenker der Staaten zu dem Gebrauche ihrer Macht vor Allem der Macht der Erkenntniss. Gewiss aber muss jede Regierung der Wissenschaft oder vielmehr diesem Ganzen von Disziplinen ihre Aufmerksamkeit zuwenden, deren Vertreter die heutige Versammlung umfasst, einer Wissenschaft, die das *γνῶθι σαυτόν*, das die Weisen aller Zeiten dem Menschengeschlechte zugerufen, im weitesten Umfange zu verwirklichen strebt.

Wenn diese Wissenschaft uns die Lehre vom Menschen bietet, so gewährt sie in der Erschliessung der Kenntniss der menschlichen Natur der Staatskunst die wichtigste und verlässlichste Grundlage. Die Thätigkeit des Staates ist nur dann im Stande, Fortschritte zu machen, wenn sie von stets zunehmender Einsicht in die wirklichen Bedingungen menschlicher Wohlfahrt geleitet ist. Diese aber ist nur möglich bei eindringlicher Durchforschung aller Beziehungen des menschlichen Seins in der Vergangenheit wie in der Gegenwart.

Mag der eine oder der andere Weg noch so weit erscheinen, noch so langsam zum Ziele führen, jeder verdient betreten zu werden, wenn sich auf demselben ein Beitrag erreichen lässt zum Verständniss des Menschen.

So werden Sie mir, geehrte Herren, Glauben schenken, wenn ich als Vertreter der Regierung eines Staates, welcher wie kaum ein anderer nach unbefangener Erforschung aller realen Grundlagen des Volkslebens und des Volkswohles streben muss, Ihre Versammlung auf österreichischem Boden willkommen heisse und Ihren Arbeiten, Ihren Berathungen und Beschlüssen den besten, den fruchtbarsten Erfolg zu wünschen mir erlaube.

Seine Excellenz der Herr Landeshauptmann von Tirol, Graf **A. von Brandis:**

Hochansehnliche Versammlung! Es gereicht mir zur besonderen Ehre, im Namen des Landes Tirol die hochgeschätzten Herren aufs freundlichste zu bewillkommnen, im Namen eines Landes, welches wie wohl kaum ein zweites auf verhältnissmässig so engem Raume ein so reiches Feld für Ihre wissenschaftlichen Forschungen bieten kann. War ja doch gerade unser Bergland seit den ältesten Zeiten ein beliebter Durchzugspass für die verschiedenen Völkerströmungen zwischen Süd und Nord, zwischen Ost und West, Strömungen, welche nicht verfehlten, die Spuren ihres Daseins zu hinterlassen. Es ist eine dankenswerthe Aufgabe, zu erforschen, inwiefern diese Spuren in die Gegenwart herüberreichen; es ist aber namentlich für uns jetzt Lebende von höchstem Interesse, einmal mit einiger Zuverlässigkeit zu erfahren, wer unsere Vorfahren in diesem unserem gegenwärtigen Heimathlande, wer unsere Vorahnen waren. Die hochansehnliche Versammlung möge daher überzeugt sein, dass kaum irgendwo Ihre wissenschaftlichen Forschungen mit so lebhaftem Interesse verfolgt werden als gerade in unserem Lande Tirol.

Der Herr Bürgermeister der Stadt Innsbruck, Dr. **Friedrich Moerz:**

Hochansehnliche Versammlung! Geehrte Damen und Herren! Ich schätze es mir zur hohen Ehre, als Bürgermeister der Landeshauptstadt Innsbruck und Namens derselben den gemeinschaftlichen Kongress der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft hier begrüssen zu können. Ich begrüsse in dem gemeinschaftlichen Kongress die Vereinigung der Koryphäen der Wissenschaft, jener Männer, welche durch ihre Gelehrsamkeit und ihre rastlose, fruchtbringende Arbeit dem Wohle der Menschen dienen und die Wissenschaft zu stets höherer Bedeutung bringen. Dass solche Männer in unserer Mitte weilen, muss uns Innsbrucker in ein erhebendes Gefühl versetzen. Allein seine besondere Weihe erhält der heutige Kongress dadurch, dass die Deutsche anthropologische Gesellschaft zugleich ihr 25jähriges Stiftungsfest feiert und die Wiener anthropologische Gesellschaft nimmt daran so innigen Antheil, dass sie den Beschluss gefasst, das Wiegenfest ihrer Schwestergesellschaft mitzufeiern, und diesen Beschluss durch die Theilnahme so vieler und hervorragender Mitglieder in glänzender Weise durchgeführt hat. Dass Innsbruck die Geburtsstätte einer so illustren Gesellschaft geworden ist, muss uns Innsbrucker mit wahrer Freude und mit Stolz erfüllen. Unsere Stadt, oder nachdem Sie gewohnt sind, in grösseren

reichen Städten Ihre Kongresse abzuhalten, sage ich lieber, unser Städtchen ist nicht gross, aber es ist reich an Schönheiten der Natur; und wenn Sie an dem Festabende, welchen die Stadt Innsbruck ihren illustren Gästen zu geben die Ehre hat, hinaufblicken werden auf die von Freudenfeuern erglänzenden Bergesspitzen, wenn Sie unsere Volksweisen aus froher Sänger Kehlen erschallen hören, dann werden Sie eingestehen, dass Innsbruck, das so glücklich ist, die Geburtsstätte der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu sein, innigsten Antheil an Ihrem Wiegenfeste nimmt. Was wir unseren illustren Gästen beider Gesellschaften bieten können, ist zwar wenig, aber das Wenige bieten wir von ganzem Herzen, und so gestatten Sie mir, dass ich Namens der Stadt Innsbruck dem gemeinschaftlichen Kongresse der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft aus freuderfüllter Seele zurufe ein herzliches Willkommen.

Seine Magnifizenz der Herr Rektor der Universität Innsbruck, Professor Dr. **E. Ehrendorfer:**

Es erübrigt auch mir die ehrende Pflicht, im Namen der Innsbrucker Universität die jubelfeiernde Deutsche und Wiener anthropologische Gesellschaft, sowie sämmtliche anwesende Freunde der anthropologischen Forschung auf das wärmste zu begrüssen. Für die Universitas literarum liegt ein besonderer Grund der freudigen Kundgebung darüber vor, dass eine aus bescheidenen Anfängen hervorgegangene, nunmehr zu so hohem Ansehen gelangte wissenschaftliche Körperschaft ihr 25. Gründungsjahr hier in ihrem Geburtsorte feiert. Wir begrüssen mit Freude die gemeinsame Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft um so mehr, als das Jubiläum der Gesellschaft der österreichischen Fachgenossen mit dem der Deutschen Gesellschaft sehr nahe zusammentrifft. Der Universität in Innsbruck ruft aber auch die Zeit der Stiftung der anthropologischen Gesellschaft eine hochwichtige Begebenheit ins Gedächtniss zurück. In jener 43. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte, welche vor 25 Jahren in Innsbruck getagt und zur Gründung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft geführt hatte, konnte bei seiner festlichen Ansprache der damalige Statthalter von Tirol, Freiherr von Lasser, die freudige Mittheilung machen, dass die Wiederherstellung der medicinischen Facultät in Innsbruck in kurzem bevorstehe. Unzweifelhaft war die Wahl des Ortes für die Naturforscherversammlung, welche zu jener Zeit auf Innsbruck fiel, von wesentlich förderndem Einfluss auf den Gang der Verhandlungen, welche zur Wiederherstellung der medicinischen Facultät an hiesiger Universität rasch und entscheidend zu einem günstigen Resultate geführt haben. So begleitet denn unsere, an der Südgrenze deutschen Bodens thatkräftig wirkende Universität Ihr schönes Stiftungsfest und Ihre Verhandlungen mit freudigtheilnehmenden Gefühlen und drückt den Wunsch aus, es mögen Ihre Arbeiten zum Segen für die Interessen der Wissenschaft und der Menschheit immer erfolgreicher sich erweisen.

Freiherr **von Andrian** übergab nun an Herrn R. Virchow das Präsidium.

## Wissenschaftliche Verhandlungen.

Ehren-Präsident und Vorsitzender der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, Herr **R. Virchow**-Berlin:

**Eröffnungsrede.** Es gereicht mir zu einer besonderen Freude, dass es mir, einem der wenigen Ueberlebenden der Gründungszeit der anthropologischen Gesellschaft, möglich ist, noch in einigermassen lebenskräftigem Zustande mich an dieser Versammlung zu betheiligen. Von den Herren, welche vor 25 Jahren von der anthropologischen Sektion der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte hier in Innsbruck beauftragt wurden, den Aufruf zur Gründung einer solchen Gesellschaft zu erlassen, sind meines Wissens ausser mir nur zwei noch am Leben, Herr Karl Vogt und Graf Enzenberg[1]), ein Kind dieses Landes, von dem wir hofften, ihn noch hier zu sehen, und der damals als Schriftführer der Sektion den Verhandlungen beiwohnte. Wir hatten das Vergnügen, ihn in Wien wiederzusehen, als es sich um die 20jährige Feier handelte.

Die Entschliessung von 1869, welche in der That recht folgenschwer geworden ist, war hervorgerufen durch eine Reihe von grossen Veränderungen in den Anschauungen der Gelehrtenwelt Europas, die sich im Laufe des letzten Decenniums vorher vollzogen und ihren äusseren Ausdruck gefunden hatten in der Gründung der internationalen prähistorischen Kongresse. Diese Kongresse, welche zuerst in der Schweiz und in Italien abgehalten wurden, erreichten ihre grössere Bedeutung hauptsächlich von dem Augenblicke an, wo nacheinander Paris, Bologna und endlich Kopenhagen die Sitze dieser Versammlungen wurden. Von den internationalen Kongressen aus ist jene grosse Revolution der Anschauungen hinaus getragen worden, welche seitdem die ganze Welt erobert haben, hie und da etwas weite Wogen schlagend, anderswo etwas bescheidener auftretend, aber doch so, dass es wohl kaum einen Platz auf der Erde gibt, an dem noch civilisirte Menschen leben, wo man nicht einigermassen Kenntniss genommen hat von diesen Veränderungen. Die internationalen Kongresse basirten in erster Linie auf ein paar grossen und die Wissenschaft bis in ihren Grund erschütternden thatsächlichen Beobachtungen. Die eine derselben bezog sich auf das Alter des Menschen und auf seine Stellung in der Entwicklungsgeschichte der Erde überhaupt; es waren das die Beobachtungen, die zuerst durch den französischen Gelehrten Boucher

1) Nachträglich wurde ermittelt, dass auch Professor Pichler noch unter den Lebenden weilte.

de Perthes in der Nähe von Abbeville bei Amiens gemacht wurden, der in Erdschichten, welche man bis dahin als vollständig unberührt von dem Menschen betrachtet hatte, Produkte menschlicher Thätigkeit nachwies. Es handelte sich nicht um Funde, welche etwa den Menschen jener Zeit unmittelbar darlegten; man fand weder einen ganzen Menschen, noch seine Knochen, sondern nur allerlei — wie man bei wohlwollender Bezeichnung sagt — Artefakte, — die bescheideneren Leute haben sich neuerlich daran gewöhnt zu sagen Manufakte, — die von menschlicher Hand gefertigt innerhalb von Erdschichten lagen, die in späterer Zeit unmöglich von Menschen gerührt sein konnten, welche also dahin gekommen sein mussten, als diese Erdschichten aufgebaut wurden, als nach und nach durch Wasserbewegung die Ablagerungen erfolgten, welche jetzt an den Abhängen der Strombetten zu Tage liegen. Anfänglich lebhaft bekämpft und bezweifelt, wurden diese Funde bald im Gegentheil übertrieben, so dass alles Mögliche für Arte- und Manufakte genommen wurde, wie namentlich Silexstücke, die gelegentlich die bizarrsten Formen darbieten und leicht als Thiergestalten und sogar als Menschengestalten gedeutet werden können. Das hat allmählich abgestreift werden müssen; wir haben mit voller Sicherheit und im Augenblick, glaube ich, unbezweifelt, die Ueberzeugung gewonnen, dass die Feuersteine von Menschen bearbeitet sein mussten, dass sie somit Zeugniss ablegten für die Existenz des Menschen in jener Zeit. Es war das immerhin nur ein indirekter Beweis, aber er ist für wissenschaftliche Anforderungen ausreichend. Damit war ein Dogma erschüttert, welches nicht bloss auf religiöse Ueberlieferungen gegründet war, sondern auch in der wissenschaftlichen Auffassung bis dahin als unerschütterlich gegolten hatte, nämlich dass der Mensch erst entstanden, geschaffen sei, als die Erde im Wesentlichen ihre gegenwärtige Gestalt angenommen hatte. Wenn das richtig war, was man an der Somme fand und was nachher an vielen anderen Orten bestätigt wurde, so war es klar, dass der Mensch existirt haben musste zu einer Zeit, als die Oberfläche der Erde noch nicht ihre gegenwärtige Gestalt erlangt hatte.

Die zweite bahnbrechende Beobachtung, welche auf einem ganz anderen Gebiete lag, aber welche in gleich entscheidender Weise auf die Meinungen der Zeitgenossen eingewirkt hat, war die Entdeckung der Schweizer Pfahlbauten, von der Sie alle wissen. Als bei Gelegenheit einer grossen Dürre, welche das Wasser der Schweizer Seen tief senkte, im Züricher See, auf dem blossgelegten Seeboden, Pfähle zum Vorschein kamen, als man neben und zwischen diesen Pfählen eine Masse menschlicher Erzeugnisse, nicht mehr bloss Manufakte, sondern wirkliche Artefakte fand, als man fragte, woher sind sie gekommen, welchem Volke können sie angehört haben, da ergab sich, dass keine Möglichkeit vorhanden war, sie mit einem historischen Volke in Zusammenhang zu bringen, da kam man an dem Grenzpunkte an, wo die überlieferte Geschichte, das, was man bis dahin als die Grenze menschlichen Wissens betrachtet hatte, unzureichend wurde; man musste hinausgehen über die Geschichte und so entstand die Prähistorie.

Die Prähistorie beschäftigt sich und hat sich seitdem damit beschäftigt, zu ermitteln, wie der Mensch gewesen ist, ehe etwas über ihn geschrieben wurde, ehe die Ueberlieferung begann, ehe die Meinungen sich bildeten, die unter uns Kurs hatten.

Nun darf ich vielleicht hier einschalten, es ist dann längere Zeit hindurch hin und her gestritten worden, und gelegentlich tritt dieser Streit wieder hervor, wo denn nun eigentlich die Grenze der Prähistorie liege. Da es immer Leute gibt, die auch den Punkt über dem i ganz genau und scharf ausgeprägt haben wollen, so fehlt die Frage auch nicht, welches ist das Jahr oder wenigstens das Jahrhundert, wo die Prähistorie abschliesst und wo die Prähistorie anfängt. Wir in Deutschland haben uns daran gewöhnt, die Sache ganz objectiv zu nehmen, ohne irgend eine dogmatische Voraussetzung. Wir fangen die Prähistorie rückwärts zu betrachten an, von dem Augenblick an, wo wir über die betreffende Stelle keine historischen Nachrichten mehr haben. Es ist also für jeden einzelnen Punkt der Erde, für jedes Volk die Dauer der Prähistorie verschieden, geradeso wie es übrigens in der gewöhnlichen Geschichte auch geschieht. Denn es wird niemand einfallen, etwa die österreichische Geschichte von demselben Augenblicke anzufangen, wo die assyrische Geschichte anfängt, und ebensowenig wird jemand aus dem Aufhören der assyrischen Geschichte schliessen wollen, dass in anderen Theilen der Welt die Geschichte um dieselbe Zeit auch aufgehört habe. Jedes Volk hat seine Geschichte und auch seine Vorgeschichte. In Wirklichkeit reicht die Vorgeschichte je nach den besonderen Plätzen, um die es sich handelt, ziemlich nahe an uns heran; ja es kommt der sonderbare Fall nicht sehr selten vor, dass für dasselbe Gebiet und für dasselbe Volk eine geschichtliche Periode vorhanden ist und dass dann die Geschichte mit einem Male wieder aufhört, das Buch wird zugemacht, und erst nach einer kürzeren oder längeren Zeit beginnt sie wieder. Da wird die Geschichte durch einen prähistorischen Zwischenraum unterbrochen. Ich will kurz daran erinnern, dass die Portugiesen, als sie ihre Endeckungen in Afrika machten, am Kongo ein grosses, wohl organisirtes Königreich trafen. Mit dem traten sie in Beziehungen, commercielle und politische; ein Gesandter vom Kongostaate kam nach Lissabon; er starb schliesslich in Rom, sein Monument ist noch heutigen Tages in Rom zu sehen. Dann kamen die europäischen Wirren, Portugal verlor allmählich seine seemächtige Stellung so gut wie seine landmächtige, es wurde allmählich ein armes Land, das nach aussen hin nichts mehr Besonderes leisten konnte, das Kongogebiet schied aus allen Beziehungen zu Portugal aus und wurde für lange unzugänglich für die Europäer. Ja es kam eine Zeit, wo der Kongo vollständig prähistorisch geworden war, so prähistorisch, dass er selbst erst in unserer Zeit wieder entdeckt werden musste und dass man nicht mehr im Stande ist, durch anderweitige Forschungen diese Lücke in der Geschichte auszufüllen. Also eine Periode der historischen Unwissenheit, die auf ein paar Jahrhunderte sich ausdehnt, tritt fast plötzlich ein.

Bei uns ist es ganz ebenso gegangen. Die ersten sicheren Nachrichten über die Länder, aus denen sich die beiden Gesellschaften rekrutiren, verdanken wir den Römern. Die römische Herrschaft ist ziemlich tief in diese Länder eingedrungen, sie hat das ganze grosse Gebiet längs des Rheins und der Donau eingenommen, sie ist an vielen Stellen darüber hinausgegangen, obwohl nicht gerade allzuweit, vielfache Beziehungen mit den eingebornen Stämmen sind eröffnet worden; wir treffen die Spuren römischen Einflusses bis nach Norwegen und Schweden und in die baltischen Ostseeprovinzen hinauf; bei uns in Norddeutschland sind sie sehr zahlreich. Wir wissen auch Einiges von dem, was damals in jenen Gegenden war, durch die römischen Autoren. Namen treten plötzlich

hervor, die dann wieder verschwinden. Ich erinnere daran, dass zur Zeit des Kaisers Augustus bei uns in der Mark Brandenburg bezeugtermassen ein sehr mächtiger Stamm wohnte, die Semnonen, die weit und breit sehr angesehen waren; sie scheinen sich nachher irgendwohin in Bewegung gesetzt zu haben, aber ihre Spur ist gänzlich verloren, niemand weiss, wo sie geblieben sind, welchen Weg sie genommen haben. Der Name erscheint bei uns kurze Zeit, nachdem die Römer aus Norddeutschland verschwunden waren, zum letztenmale. Dann entsteht für die Mark Brandenburg und die Lausitzen eine lange Pause, die wenigstens 6 Jahrhunderte gedauert hat, ehe wir wieder einigermassen festen Boden unter den Füssen haben. Nun würde es ja sehr sonderbar sein, wenn wir diese Zeit nicht prähistorisch nennen wollten; historisch ist sie unzweifelhaft nicht. Denn der blosse Umstand, dass auf dem Monument des Augustus in Ancyra nicht bloss Augustus genannt ist, sondern auch eine Gesandtschaft der Semnonen, die an ihn nach Rom gesandt wurde, genügt noch nicht, um aus den Semnonen ein im engeren Sinne historisches Volk zu machen. Dass sie da waren, wissen wir gerade so gut, wie wir jetzt von vielen centralafrikanischen Völkern die Namen kennen, aber gar nichts weiter; es werden von da viele Namen berichtet, die getreulich registrirt werden, aber mit denen man nichts anfangen kann. Also ich sage und ich glaube, es ist die Meinung aller derer, die gegenwärtig wenigstens in unserem Lande mit thätig sind: die Geschichte beginnt da, wo wirklich geschichtliche Dokumente über die Menschen und ihre Handlungen vorhanden sind; vor dieser Zeit ist unser Gebiet, das der Prähistorie.

Es resultirt daraus eine eigenthümliche Schwierigkeit, die mich, wenn ich sie in ihrem Grunde auseinandersetzen sollte, sehr weit führen würde, nämlich ein gewisses eifersüchtiges Verhältniss, in dem unsere Wissenschaft seit ihrer Gründung mit der sogenannten klassischen Archäologie sich befunden hat. Wir können mit den Philologen noch immer nicht zu einem intimen Verhältniss kommen, nicht als ob wir nicht den Wunsch hätten, der starken Hilfe der klassischen Philologie in jeder Weise uns zu bedienen, sondern weil wir nicht verzichten können darauf, diejenigen Dinge, die wir auf unserem Wege finden, auch zunächst von unserem Standpunkte aus zu beurtheilen und nicht zuerst zu fragen: ist nicht vielleicht irgend ein alter Schriftsteller vorhanden, aus dem man durch eine Reihe von Combinationen schliessen könnte, dass schon damals von diesen Dingen etwas bekannt war? Wenn sich das hinterher herausstellt, so ist es für uns immer sehr angenehm. Wir haben solche Belehrung niemals zurückgewiesen, aber wir können nicht damit anfangen. Denn in der Mehrzahl von Fällen sind die Dinge, welche die Alten erwähnen, so dunkel, so wenig genau bezeichnet, dass man, selbst wo von scheinbar ganz bekannten Gegenständen die Rede ist, nicht herausbringen kann, was es eigentlich war. Ich will nur erinnern an die vielen Erörterungen, welche über die sogenannte Framea stattgefunden haben, ein Werkzeug, welches von den römischen Schriftstellern erwähnt wird, dessen die Germanen sich bedient haben sollen, von dem jedoch Niemand mit Sicherheit sagen kann, was es eigentlich war. Es wäre sehr angenehm, wenn man das wüsste; indess ich darf es vielleicht verantworten, zu sagen, dass unser Herz nicht bricht, wenn man nicht herausbringt, welcher von den Gegenständen, die man in alten Gruben findet, einmal Framea genannt worden ist. Ich will beispielsweise einmal annehmen, es wäre jenes sonderbare Geräth gewesen, dass man bei uns, vorzugsweise im Norden, Celt nennt und das in Oesterreich gewöhnlich Kelt genannt wird, — eine Differenz, die uns wohl auch nicht zu Todfeinden machen wird —, also ich will annehmen, das wäre die alte Framea gewesen, — ich behaupte das jedoch nicht, aber es ist Manches dafür gesagt worden, — so lässt sich das doch nicht beweisen. Wir wissen eben nicht, wie der Celt bei den Römern genannt worden ist, und daher können leicht zwei unbekannte Geräthe in einen Begriff zusammengeschmolzen werden. Es kommt aber sehr wenig darauf an; worauf es ankommt, ist das, dass wir Namen haben, welche die gemeinten Gegenstände so genau und deutlich bezeichnen, dass man sofort weiss, wovon die Rede ist. Wenn jemand aber einen noch besseren Namen weiss, so fügen wir uns auch, wir hängen nicht an dem blossen Namen. Ebensowenig können wir uns die positive Kenntniss, die wir der unmittelbaren Prüfung des Gegenstandes entnehmen, verkümmern lassen durch eine bloss philologische Auseinandersetzung. Das will ich offen aussprechen. Im übrigen erkennen wir mit Vergnügen an, dass jede aus der Kenntniss der Schriftsteller unmittelbar entnommene Thatsache für uns ausserordentlich grossen Werth hat, und wir benützen dieselbe jedesmal als eine Marke, an der wir die Richtigkeit des Weges abmessen, den wir selbst gehen.

Ich möchte bei der Gelegenheit darauf hinweisen, dass das Alterthum, welches den Hergängen an sich viel näher lag als wir, manche Traditionen uns überliefert hat, die, wenn wir sie in die Sprache der heutigen Zeit übersetzen, ungefähr das Nämliche ausdrücken, was auch wir für richtig halten. Wenn Sie z. B. die Erörterungen, welche Lucian über die Zeitalter angestellt hat, mit dem vergleichen, was ein heutiger Lehrer der Anthropologie etwa bietet, so sieht es ja manchmal so aus, als hätte er den Lucian abgeschrieben. Was da gesagt ist über Stein, Kupfer und sonstige Metalle, trifft in der That in vielen Beziehungen zu, es ist ein sehr glückliches Zusammentreffen. Aber wenn wir als Prähistoriker auf Lucian als auf einen Zeugen uns berufen wollten, der genau angeben könnte, wie es in vorgeschichtlicher Zeit zugegangen ist, so darf ich wohl voraussetzen, dass Sie alle mit mir einverstanden sind, wenn ich sage, wir würden in sehr böse Verhältnisse gelangen, wir würden oft die grössten Missgriffe machen. Denn das war ja nur Spekulation. Man sah sich den Menschen an, was er machte, stellte sich vor, wie das wohl gelernt sein könnte, und kam dann von selbst auf den Gedanken, dass es ursprünglich noch kein bearbeitetes Metall geben konnte, was die Menschen in so niederem Zustande der Kultur oder richtiger der Unkultur benutzten, dass sie also etwas anderes nehmen mussten, was sich ihnen darbot. Dass dies Stein sein musste, liegt in der Natur der Dinge, und dass man nachher gefunden hat, dass wirklich das Steinalter den Anfang der menschlichen Kultur bildet, ist kein Beweis dafür, dass Lucian das wusste, sondern nur, dass er ein scharfsinniger Mann war, der sich das ausdenken konnte. Ich habe dieses Beispiel hauptsächlich gewählt, um noch einmal hervorzuheben, dass Jemand auf dem Wege theoretischer Erörterung, blosser Spekulation, auch wenn die Spekulation nicht ausgeht von thatsächlichen Verhältnissen, zu einer Art von Wahrheit gelangen kann, für die freilich die unmittelbare thatsächliche Probe von ihm nicht geliefert wird und die auch nicht aus der unmittelbaren Beobachtung hervorgegangen ist. Ich werde gleich nachher auf diesen Punkt

noch kurz zurückkommen. Ich hatte nur geglaubt, da wir über das Wesen der Prähistorie handeln, diese allgemeinen Bemerkungen über ihre Stellung und Bedeutung hervorheben zu müssen. Ich kehre jetzt zu dem unterbrochenen Gedankengange zurück.

Während also die Beobachtungen über das Vorkommen von menschlichen Manufakten in diluvialen Erdschichten den Beweis führten, dass der Mensch schon existirt hat, als die Erdoberfläche noch nicht ihre gegenwärtige Gestalt angenommen hatte, und während die Prähistorie hervorging aus der Erwägung darüber, welchem Volke etwa die Pfahlbauten angehört haben könnten, so kam als ein drittes Moment, welches die menschliche Meinungswelt aufs tiefste erschütterte, der Darwinismus hinzu, der gerade in jene Periode hineinfällt. Bei dem Darwinismus brauche ich wohl nicht lange zu verweilen. Sie wissen alle, wenigstens im Allgemeinen, was damit gemeint ist. Indess muss ich doch eine Restriktion machen. Darwin hat in seiner berühmten Arbeit „Ueber den Ursprung der Arten" eine Reihe positiver Thatsachen mitgetheilt, welche vorzugsweise hervorgegangen waren aus den Beobachtungen, die man bei der Domestikation der Thiere und zum Theil auch der Pflanzen gemacht hatte. Das waren positive Thatsachen, welche darthaten, dass gewisse Thiere und Pflanzen, welche man damals geneigt war, als besondere Arten aufzufassen, in einander übergehen oder übergeführt werden können, also dass etwas, was man für eine besondere Art hielt, zu einer anderen Art werden kann. Darauf baute sich dann mehr und mehr, namentlich bei den Nachfolgern von Darwin, die Vorstellung auf, welche man nachher mit „Darwinismus" bezeichnet hat, dass überhaupt eine Umwandlung, eine Transformation nicht bloss von Arten, sondern auch von Gattungen und schliesslich von ganzen Thierklassen in einander stattfinden könne. Die Frage in dieser Allgemeinheit berührt uns in der Anthropologie nicht; wir können gelegentlich einmal Erfahrungen aus der Pflanzen- oder Thierwelt, welche sich auf transformistische Erscheinungen beziehen, zu Hilfe nehmen für die Erklärung gewisser Einzelheiten beim Menschen, indes entscheidend sind sie an sich niemals, sie müssen immer erst durch entsprechende Beobachtungen am Menschen gedeckt werden. Darwin enthielt sich, wie bekannt ist, anfänglich der speciellen Anwendung seiner Erfahrungen auf den Menschen, er wurde erst durch seine Anhänger und Freunde dahin gedrängt, und er ist allerdings aus dem Leben geschieden mit einem Bekenntniss, welches wesentlich verschieden war von dem, was er ursprünglich gelehrt hatte.

Seit jener Zeit ist sehr viel geforscht worden in diesem Sinne, und die Aufgaben, die wir gegenwärtig zu verfolgen haben, liegen zum grossen Theil auf diesem Gebiete. Sie zerlegen sich in zwei Hauptkategorien:

Die eine ist die Frage, wie der Mensch überhaupt entstanden ist, die Frage, woher ist er gekommen, jene Frage, die, um an die Gedanken unseres Herrn Vorsitzenden anzuknüpfen, für die sittliche Auffassung des Menschen von entscheidender Bedeutung ist, und die schliesslich, wie sich nicht leugnen lässt, auf die ganze soziale Bewegung der Zeit eine starke Einwirkung ausüben muss. Diese Frage des Woher, die, für das ganze Menschengeschlecht gestellt, eine weit über unsere gegenwärtigen Erfahrungen hinausgehende Lösung sucht, hat man bekanntlich auch lösen zu können geglaubt auf dem Wege, den ich vorher andeutete, nämlich auf dem Wege der Spekulation. Auf diesem Wege ist man zu der Affentheorie gekommen; man hätte ebensogut zu anderen theromorphischen Theorien kommen können, z. B. zu einer Elephantentheorie oder zu einer Schaftheorie. Denn es ist nicht zu leugnen, dass der Mensch mit allen diesen Wesen gewisse Beziehungen hat, und wenn man sich darauf versteift und alle Feinheiten der Aehnlichkeiten heraussucht, so findet man bald hier, bald da eine Aehnlichkeit. Aber es galt eine Zeit lang als ein Zeichen eines freien Geistes, dass wir gerade vom Affen abstammen müssten, eine Behauptung, die der Prähistorie in der That zuweilen recht starken Schaden bereitet hat und von der ich nicht behaupten kann, dass sie einen wesentlichen Nutzen gebracht hätte. Aber als wir hier vor 25 Jahren anfingen, — obwohl es nicht genau auf's Datum stimmt, denn der Aufruf ist datirt vom 25. September 1869, — vor 25 Jahren war dies doch die Frage, die in erster Linie im Vordergrund zu stehen schien und welche uns dann auch in der nächsten Zeit in hohem Masse beschäftigt hat. Ich darf wohl in dieser Beziehung bemerken, dass bis jetzt noch kein Affe entdeckt worden ist, der als der eigentliche Urvater betrachtet werden könnte, auch kein Halbaffe. Denn in neuerer Zeit hat man, nachdem man die Affen vergebens durchforscht hatte, die Aufmerksamkeit den Halbaffen zugewandt, die sehr sonderbare Eigenschaften besitzen und sehr mannichfaltige Schlussfolgerungen gestatten. Aber auch damit ist man nicht zu stande gekommen, und diejenigen, welche sehr gerne vom Affen abstammen möchten, richten ihre Zuversicht auf kommende geologische Entdeckungen, welche diesen Urvater einmal an's Licht bringen würden. Darüber lässt sich weder positiv noch negativ urtheilen und ich darf wohl sagen, dass die heutige Anthropologie im Grossen und Ganzen sich mit dieser Frage recht wenig beschäftigt; dieselbe steht nicht mehr im Vordergrund der Forschung. In dem Augenblicke, wo solch' ein Urvater wirklich gefunden würde, wäre er sicherlich von allen Seiten mit der grössten Anerkennung empfangen werden; aber da er nicht da ist, machen wir etwas anderes und dieses andere bezieht sich eben auf die wirkliche, aktuelle Welt, auf das, was wir vor uns haben. Wenn wir aber die aktuellen Menschen vornehmen, so kommen wir alsbald auf die Rassen. Denn wenn wir von dem einzelnen Menschen herausbringen wollen, woher kommt er eigentlich, so betrachten wir seine nächste Umgebung, seine Familie, seinen Stamm u. s. w., und wir kommen schliesslich auf jene grösseren „Gattungen", die man Rassen nennt. Es ist also die Rassenfrage die eigentlich dominirende.

Auch die Rassen hat man häufig sehr einfach abgethan. Es gibt viele Leute, die überzeugt sind, dass wenn z. B. Tiroler nach dem Kongo auswanderten, sie einige Jahrhunderte später nur schwarze Nachkommen hinterlassen würden, weil die Sonne sie allmählich so schwarz gebrannt haben würde, dass sie den Afrikanern gleich sehen müssten. So gibt es viele Gelehrte, die nicht das geringste Bedenken tragen, die Neger aus Asien abzuleiten. Wir haben erst vor kurzem den Tod eines sehr genialen Sprachforschers, Schleicher, zu beklagen gehabt, der die Ueberzeugung hatte, dass die ganze afrikanische Gesellschaft über die Landenge von Suez in Afrika eingewandert sei und die einzelnen Stämme daselbst Ehen unter einander geschlossen hätten, bis das heutige Völkergemisch zu Stande gekommen sei. Dabei wird vorausgesetzt, dass die besondern Eigenthümlichkeiten der Neger allmählich auf dem sehr gemischten Boden und unter der sehr heissen Sonne Afrika's sich

entwickelt hätten. Theoretisch lässt sich vieles dafür sagen. Wenn Jemand, der den Winter über im Studirzimmer gesessen hat, im Frühling auf die Berge steigt, den Hut abnimmt und sich recht von der Sonne bescheinen lässt, so kann er sicher darauf rechnen, dass er eine starke Pigmentirung der Haut erfahren wird, namentlich an allen entblössten Körpertheilen; das kann in der That so weit gehen, dass eine starke Annäherung an die gefärbten Rassen zu Stande kommt. Indess derselbe Mann braucht nur wieder nach Hause zu gehen und wieder einen Winter abzusitzen, so blasst er alsbald wieder ab, und es ist nie beobachtet worden, dass wenn ein solcher Kinder bekam, sie etwa eine braune, gelbe oder gar schwärzliche Färbung der Haut oder gar der Haare gehabt hätten, sondern es werden immer wieder weisse Kinder erzeugt. Ob es möglich ist, dass aus ungefärbten oder schwach gefärbten Stämmen — ganz ungefärbt ist ja Niemand — wie man kurzweg sagt, farbige Stämme durch blosse Einwirkung des Bodens, des Klimas u. s. w. hervorgehen können, darüber fehlt uns jeder bestimmte, exakte Nachweis und jedes Beispiel. Ich muss gleich von vornherein sagen, dass, soweit meine Kenntniss reicht, ich ganz ausser Stande bin, zu entscheiden, ob der ursprüngliche Mensch schwarz war und erst die späteren Menschen durch Erblassen weiss geworden sind oder ob umgekehrt die ersten Menschen weiss waren und erst ihre Nachkommen unter besonderen Umständen schwarz geworden sind. Es ist bekannt, dass beide Meinungen sich immerfort im Wirbel umherdrehen, und dass sie auch in den religiösen Ueberlieferungen eine gewisse Stütze finden, ja zum Theil bis auf bestimmte Namen zurückgeführt werden; aber leider können wir für beide Lehren nichts anführen. Es ist noch nie der positive Beweis geliefert worden, dass von weissen Eltern unter irgendwelchen Umständen eine schwarze Nachkommenschaft hervorgegangen sei, ebensowenig wie jemals Neger, die etwa auf europäischen Boden kamen, aus schwarzen Ehen eine weisse Nachkommenschaft geliefert hätten. Est ist immer wieder die Erblichkeit, die uns entgegentritt, und das ist bekanntlich auch das Element, mit dem Darwin am stärksten gearbeitet hat. Die Bedeutung derselben erkennen auch wir vollkommen an.

Wollen wir die Frage der Rassenentstehung wissenschaftlich erörtern, so darf ich wohl nach dieser Einleitung sagen, sie kann nur gelöst werden durch direkte Beobachtung. Man kann noch so viel darüber spekuliren, noch so viel finden, dieses und jenes komme ja gelegentlich vor, z. B. dass ein Weisser durch irgendwelche Umstände schwarz wird, — das pflegen wir aber als Krankheit zu betrachten, als pathologisch; — umgekehrt kommt es nicht selten vor, dass ein Neger fleckig wird, und wenn er fleckig geworden ist, so kann er auch ganz und gar weiss werden. Es gibt also ein Melasma von Weissen und es gibt eine Leukopathie von Schwarzen; beide sind pathologische Ereignisse, beide betrachten wir nicht als die Grundlage für Rassenbildung. Ob es jemals gelingen wird, diese Umbildung für ganze Völker oder Stämme nachzuweisen und zu zeigen, dass von solchen Anfängen aus eine grosse Nachkommenschaft erzielt werden kann, muss dahingestellt bleiben. Sollte es thatsächlich nachgewiesen werden, so muss es die Wissenschaft natürlich annehmen; im gegenwärtigen Augenblick können wir es nicht annehmen. Ich betone den grossen Unterschied, der besteht zwischen einem pathologischen Ereigniss und einem Ereigniss der definitiven Umwandlung, des Transformismus. Der darwinische Transformismus setzt voraus oder sollte voraussetzen, dass, was nach einer pathologischen Umwandlung weiter geschieht, im wesentlichen sich so vollzieht, dass daraus ein physiologisches Verhältniss wird, also das, was wir typisch nennen. Er knüpft nämlich immer an diese physiologische Betrachtung an: der typische Körper soll ein physiologisch vollständiger und perfekter sein, während der pathologische uns immer als etwas Unvollkommenes, Defektes, etwas gegen die Regel Gerichtetes erscheint. Das kann man im allgemeinen anerkennen; aber ich glaube gerade in diesem Punkte doch hervorheben zu müssen die etwas abweichende Vorstellung, welche ich selbst hege und die ich seit längerer Zeit schon mich bemühe, auch in die Kreise der Physiologen einzuführen, was mir nicht gerade sehr weit gelungen ist.

Ich bin nämlich der Meinung, — es ist das nur Spekulation, ich begegne mich hier also mit den Darwinisten — ich bin der Meinung, dass eine Transformation, eine Metaplasie, also eine Umbildung aus einer Art in eine andere, gleichviel ob einzelner Thiere und Pflanzen oder einzelner Organe oder Gewebe derselben, unmöglich eintreten kann ohne Anomalie; denn wenn keine Anomalie einträte, so würde ja dieses neue und abweichende Ereigniss unmöglich sein. Es muss also die bis dahin bestehende physiologische Norm verändert werden, und das kann man nicht gut anders nennen als eine Anomalie. Eine Anomalie hiess aber in alten Zeiten *πάθος*, und in diesem Sinne ist für mich jede Abweichung von der Norm ein pathologisches Ereigniss. Haben wir ein solches pathologisches Ereigniss festgestellt, so führt uns dasselbe sofort dahin, zu untersuchen, welches Pathos es ist, das die eigentlich veranlassende Ursache war. Wenn man von Transformismus spricht, so überlegen die meisten gar nicht, dass dazu jedesmal eine Ursache gehört. „Es kommt von selbst", sagt man, „es macht sich ganz von selbst, spontan". Diese Denkweise widerstreitet dem Gewissen eines Pathologen. Das ist ein unübersteigliches Hinderniss für die Pathologie. Für sie gibt es überhaupt nichts Spontanes, sie verlangt für jedes Ding eine Ursache und zwar eine demonstrable Ursache, nicht bloss eine ausgedachte, sondern eine wirkliche, nachgewiesene. Das ist unsere Aetiologie, unsere berühmte Aetiologie, die im Augenblick in der Hygiene so grosse Erfolge erzielt. Die Aetiologie braucht palpable Objekte. Das Räsonniren hat für sie aufgehört; sie muss ihre Dinge zeigen, beweisen oder wenigstens durch gute Zeichen die Existenz derselben nachweisen können. Nun kann z. B. eine äussere Gewalt, oder eine chemische Substanz, oder ein physikalisches Agens oder was sonst die erste Ursache sein, dass in dem normalen Zustand des Körpers eine Veränderung, eine Anomalie (*πάθος*) eintritt. Diese Anomalie kann unter Umständen erblich werden und dann kann sie die Grundlage werden zunächst für gewisse kleine erbliche Eigenschaften, die sich in einer Familie fortsetzen; sie gehören an sich in die Pathologie, wenngleich sie weiter keinen Schaden bringen. Denn ich muss bemerken: pathologisch heisst nicht schädlich, es ist nicht eine Krankheit, welche damit bezeichnet wird; die Krankheit hiess griechisch *νόσος*, und das, was das Kranke betrifft, Nosologie. Das Pathologische kann unter Umständen auch Vortheil bringen. Das Objekt der Pathologie heisst Anomalie; wird das Pathologische aber erblich, so gibt es besondere Familieneigenthümlichkeiten, und wir kommen dann von einer ersten Abweichung, welche als eine individuelle Variation erscheint, in die erbliche Variation hinein und

damit in die Möglichkeit, dass aus der Familie ein Stamm und aus dem Stamm ein Volk und aus dem Volk eine Rasse hervorgeht; es kommt nur auf die Multiplikation an, nicht mehr auf die Sache. Diese Frage der Multiplikation eines ursprünglichen anomalen Zustandes, eines ursprünglichen anomalen Verhältnisses beherrscht die ganze Rassenfrage und führt immer von neuem darauf zurück, für jede neue Rasse anzugeben, wo sie hergekommen ist und wie es zugegangen sein kann, dass sie sich so gestaltet hat.

Wir wissen nun seit langer Zeit, dass, wenn eine solche Anomalie eintritt, wie es bei Thieren sehr häufig der Fall ist, auch bei höheren Thieren, dann die Nachkommenschaft einmal wieder zurückschlagen kann in das alte physiologische Verhältniss. Dann kann dieses zurückgeschlagene Thier den Anfang bilden für eine neue Reihe, die sich wieder physiologisch entwickelt und von der nächst vorhergehenden verschieden ist. Dieses Zurückschlagen hat Darwin sehr genau verfolgt, er hat dafür den schon früher bestehenden, aber nicht so genau präcisirten Namen des „Atavismus“ wieder belebt. Wir haben damit durchaus zu rechnen. Wo wir in einer bestimmten Rasse dergleichen Atavismen finden, namentlich wo sie häufiger vorkommen, da werden wir allerdings dadurch berechtigt werden, die Frage aufzuwerfen: ist nicht dieser Atavismus ein Beweis, dass die Rasse entstanden ist aus einer ursprünglich so gearteten Art von Lebewesen, wie sie die atavistische Erscheinung uns zeigt. Also wenn z. B. ein Neger Kinder erzeugte, welche durchaus weiss und glatthaarig und mit einer Form der Nase, des Mundes oder der Ohren behaftet wären, die der weissen Rasse entsprechen, so würde das die Frage nahe legen, ob das nicht Atavismus sei; aber das ist nie, weder bei Weissen, noch bei Schwarzen gesehen worden. Der Atavismus bewegt sich vorläufig in sehr engen Grenzen, d. h. er reproduzirt nichts anderes, als was innerhalb der Artgrenze für den Menschen gegeben ist.

Ich spreche jetzt vom Menschen, und wenn das in Beziehung auf manche Punkte auch sehr ungewöhnlich erscheint, so muss man doch berücksichtigen, dass es nicht äussere Grenzen sind, welche vom Anfang an der menschlichen Wesenheit gezogen sind. Nehmen wir z B. die Frage der geschwänzten Menschen, welche zum Schrecken mancher zivilisirter Personen sich immer wieder neu erhebt. Sie hat für den Naturforscher sehr verloren an Interesse und an erschütternder Wirkung, seitdem nachgewiesen ist, dass jeder Mensch einmal ein Schwänzlein hatte; in der ersten embryonalen Entwickelung trägt eben jeder Mensch ein Schwänzlein an sich. Es kommt nur darauf an, ob dieses Schwänzlein wächst oder nicht, ob es entsprechend dem übrigen Körper sich vergrössert, um einen geschwänzten Menschen entstehen zu lassen. Dass es solche Menschen gibt, wissen wir jetzt sehr genau. Es ist nicht festgestellt, wie man eine Zeit lang geglaubt hat, dass es gewisse Stämme gibt, welche geschwänzt sind; das ist bis jetzt nicht beobachtet worden. Es ist wesentlich eine individuelle Variation, weiter geht die Sache nicht. Aber sie kann anerkannt werden, ohne dass daraus irgend etwas Neues folgt. Denn Niemand hat noch gesehen, dass ein menschlicher Schwanz etwa ein Affenschwanz oder ein Katzenschwanz oder ein Fuchschwanz war. So sehr sonst vielleicht einzelne Eigenschaften des betreffenden Trägers an diese Thiere erinnern mögen, es ist und bleibt immer ein menschlicher Schwanz, und alles was an ihm zu sehen ist, jedes einzelne Gewebe, ich darf vielleicht sagen, jede einzelne Zelle ist menschlich, nicht einer anderen Thierart angehörig. Das ist das, was ich nach meiner Kenntniss der Dinge behaupten will.

Sie sehen daraus zugleich, dass ich eine etwas weitgehende Vorstellung habe über die Bedeutung der Pathologie. Für mich bezeichnet die Pathologie nicht bloss die Grenze der Medizin, sondern auch die Grenze der Anthropologie. Alle Fragen des Transformismus, der Metaplasie müssen meiner Meinung nach an ein erstes pathologisches Ereigniss anknüpfen, von dem aus eine Anomalie zu datiren ist, und diese muss entstanden sein durch eine bestimmte äussere Ursache, nicht durch eine bloss innere. Ich unterscheide mich damit, wie ich vielleicht beiläufig bemerken darf, sehr stark von der Meinung, die gegenwärtig in der Zoologie starke Ausbreitung zu gewinnen anfängt, wonach man sich vorstellt, dass die Abweichung gewissermassen durch inneren Trieb, aus einem inneren Drang der Substanz hervorgehe, der ganz unabhängig von den äusseren Verhältnissen sei. Diese Auffassung zeugt nach meiner Meinung von einer gewissen Unvollkommenheit des kritischen Urtheils. So etwas existirt überhaupt gar nicht. Einen inneren Trieb, der durch nichts weiter als durch sich selbst motivirt ist, kann man allenfalls bei Erscheinungen zulassen, welche in der regelmässigen Weiterentwickelung des Körpers das Resultat und die natürlichen Folgen einer längeren Reihe von voraufgegangenen Einwirkungen sind, die innerhalb der Substanz bestimmte bleibende Aenderungen hervorgebracht haben, aber es gibt keinen Trieb, der ohne Weiteres aus der Substanz etwas anderes macht, als sie sonst unter gewöhnlichen Verhältnissen geworden wäre; macht er etwas anderes, so muss er auf bestimmte und greifbare Ursachen zurückzuführen sein und das ist meiner Meinung die grundlegende pathologische That, welche dem ganzen Phänomen untergelegt werden muss.

Was daraus hervorgeht für die weitere Betrachtung ist das, dass wir erst dann von einer eigentlichen Umbildung (Transformismus) und von einer nachgewiesenen Descendenz werden sprechen können, wenn wir die Vorgänge unmittelbar als solche beobachten können. Wir treffen alle möglichen Arten von Umbildungen schon in der natürlichen Entwickelungsgeschichte des Körpers, aber dass eine solche Umbildung von Art zu Art führt, ist etwas, was bis jetzt materiell nicht beobachtet worden ist. Die Annahme davon ist überall nur ein Produkt der Spekulation, und so sehr wir anerkennen können, dass diese Spekulation in vielen Richtungen begründet sein mag, dass sie aller Vermuthung nach einmal bestätigt werden wird, so müssen wir doch auf der anderen Seite sagen, im Augenblick hat es noch Niemand gesehen, im Augenblick sind alle die sogenannten Transformationen Produkte der spekulativen Konstruktion.

Wenn ich nun von dieser Auffassung aus noch einmal einen kurzen Rückblick werfe auf die Zeit der Gründung der Gesellschaft, so habe ich das Gesagte hauptsächlich ausgeführt, um den Umschwung in der Methode darzulegen, der in diesen 25 Jahren stattgefunden hat. Vor 25 Jahren konnte man noch glauben, auf dem Wege einer mehr oder weniger vorsichtigen Spekulation die Probleme, welche die Natur darbietet, definitiv lösen zu können; heutigen Tags haben wir die Meinung, dass durch diese Art der Behandlung nichts weiter gewonnen wird, als eine schärfere Fragestellung. Jeder Naturforscher, der sich überhaupt mit einer weitergehenden Ermittelung der Vorgänge in dieser Welt beschäftigt, muss solche Fragen stellen, muss aus dem, was er bis dahin weiss, weitere De-

duktionen ableiten und sich fragen: Könnte es nicht so oder so sein? Dann beginnt oder sollte beginnen von dieser Fragestellung aus die neue Untersuchung. Der Streit, in dem wir kaltblütigen Anthropologen — ich kann uns wohl so nennen — zu den Darwinisten stehen, beruht eben nur darauf, dass wir die darwinistische Frage als eine Frage behandeln und dass wir verlangen, es solle darauf hin untersucht werden, während die Darwinisten die Sache schon für erledigt halten mit der Konstruktion der Frage. Das haben wir niemals anerkennen können und werden es, glaube ich, auch nicht anerkennen. Würde man das allgemein anerkennen, so würde damit das Ende der Wissenschaft proklamirt sein, denn dann brauchte man nichts mehr zu machen, es wäre alles klar. Jetzt beschäftigen wir uns in der Anthropologie damit, die ganze Welt zu durchmustern, jeden kleinsten Stamm, der nur fassbar ist, gleichviel ob er in Polynesien, in Grönland oder in Hinterasien wohnt, so genau als möglich zu erforschen, um festzustellen, ob in ihm vielleicht ein Anhalt für den Transformismus zu finden ist, in welchem Verhältniss er steht zu anderen Stämmen, wie er sich verhält in Bezug auf das Alter u. s. w. Diese Fragen sind in voller Bearbeitung. Ich glaube nicht, dass irgend einer der hier Anwesenden den Zeitpunkt erleben wird, wo auch nur ein mässiger Theil dieser Fragen definitiv erledigt sein wird; es ist eine so grosse Arbeit, die so lange Zeit und so viele Opfer erfordert, dass Generationen darüber hingehen müssen, ehe wir einigermassen ausreichende Kenntnisse erlangt haben werden.

Ich möchte nur noch einen einzigen Punkt hervorheben, — wenn Sie mir Ihre Geduld noch einen Augenblick schenken wollen, — der wohl am meisten geeignet ist, zu zeigen, wie schwierig das ist. Das ist das Verhältniss von Australien, oder wie man wohl sagt, von Neuholland; denn ich gebrauche den Namen Australien nicht in dem weiten Sinne, wie er missbräuchlich oft für die ganze hinterindische und polynesische Inselwelt ausgedehnt wird. Das eigentliche Australien, dieser grosse insulare Kontinent, der ganz und gar gesondert von der übrigen Welt ist, ist zweifellos als einer der ältesten auf dieser Erde an die Oberfläche hervorgetreten. Er hat besondere Thiere und Pflanzen, die in früheren Perioden der Erdbildung auch in anderen Gegenden gelebt haben, aber gegenwärtig sind sie ihm mehr oder weniger ganz eigenthümlich. Auch der australische Mensch ist höchst eigenthümlich und wenn ich ihn auch einen Schwarzen genannt und ohne weiteres zu den Negern gestellt habe, so ergibt die genaue Untersuchung doch, dass er wesentliche Verschiedenheiten von dem eigentlichen Neger darbietet. Man hat neuerlich angefangen, nicht alle Schwarzen Neger zu nennen, sondern nur gewisse; der Australier gehört zu den Ausnahmen der von uns geläufigen Regel. Man kann nicht behaupten, er sei von Afrika gekommen, oder umgekehrt, er sei in Afrika eingewandert; das ist eine Frage für sich. Nun hat diese Frage insofern ein besonders hohes Interesse, als der Australier aller Wahrscheinlichkeit nach zu den allerältesten existirenden Rassen gehört. Wenn man den Adel der Menschen bloss nach dem Alter rechnete, müsste man die Australier für die adeligste Rasse erklären. Kein Mensch zweifelt daran, dass die Australier nicht in Australien entstanden sein können, dafür fehlen alle Möglichkeiten. So sind sie sicherlich nicht aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen. Es gibt auch keine Affen in Australien, von denen sie abgeleitet werden könnten. Man kann also nur zu der Vermuthung kommen, entweder dass sie von anderswoher eingewandert sind, oder dass sie aus jener Zeit, wo Australien aus dem Verbande mit anderen Nachbargebieten losgerissen wurde, übrig geblieben sind. Es gibt — das will ich beiläufig bemerken — einen Genossen des Australiers, der ungefähr in ähnlicher Lage sich befindet, das ist merkwürdiger Weise ein Hund, der Dingo, der nur in Australien vorkommt, so gut wie der Australier auch nur in Australien zu finden ist, und der keinen Verwandten hat auf dem ganzen australischen Kontinent. Der Dingo existirt hier auch als fremdartige Erscheinung. Wenn man sich näher mit ihm beschäftigt, so kann man kaum bezweifeln, dass er eingewandert ist. Wahrscheinlich sind beide, der Mensch und der Hund, zusammen gekommen. Das Woher kann man freilich konstruiren. Wenn man fragt, wo könnten sie hergekommen sein, so lassen sie sich unschwer von Neuguinea oder einem anderen Punkte Melanesiens ableiten. Indess in Neuguinea und Melanesien gibt es keine solchen Menschen, wie es keine solchen Hunde gibt. Dort wohnen freilich auch Schwarze, aber sie gehören wieder einer anderen Rasse (Papua) an. Sie müssten sich also allmählich in Australien transformirt haben. Ich habe in der That die Vorstellung, dass die Australier einschliesslich ihres Hundes transformirte Wesen sind, die einmal in einer anderen Gestalt dahin gekommen sind, und dass im Laufe von Jahrtausenden, vielen Jahrtausenden möglicherweise die jetzige Rasse sich herausgebildet hat. Wenn Jemand mir das vorträgt, so werde ich immer sagen, ich halte es für sehr wahrscheinlich, aber eine Lehre kann ich daraus nicht machen. Ich kann nicht nachweisen, das sei ein transformirter Stamm, denn ich kann nicht nachweisen, aus welchem anderen Stamme er transformirt ist; ich bleibe schliesslich an der Küste stehen und kann darüber nicht hinaus.

Verhältnisse, wie die von Australien, bestehen im Grunde überall, wo wir einen uralten Stamm antreffen; fast nirgends können wir mit Sicherheit sagen, wo er hergekommen ist, wo er angefangen hat. Wenn der kühne Philologe die Neger ohne weiteres über Suez aus Asien herüberkommen lässt, so muss ich zugestehen, dass man in neuester Zeit eigenthümliche Reste einer schwarzen Rasse südlich in Persien und weiter an der Grenze von Beludschistan gefunden hat. Wir beschäftigen im Augenblicke gerade eine Expedition, welche Hinterindien zum Gegenstande hat, wo auf der Halbinsel Malakka ein Negritostamm existirt, von dem wir wenigstens Haare haben und von dem wir sagen können, dass er in diesem Gebiet zu Hause ist. Weiterhin kommen die Negrito-Stämme auf den Philippinen und die Papua in Melanesien. Das gibt eine grosse, lange Reihe, und scheinbar kommt es bloss darauf an, wo man anfängt mit dem Wandern; man kann die Leute aus Asien nach Afrika, aber auch umgekehrt wandern lassen. Z. B. die persischen Schwarzen, die erst in den letzten Jahren von einem französischen Reisenden, Mr. Dieulafoy, entdeckt worden sind, die sich aber schon in alten Bildwerken von Susa haben nachweisen lassen, können sehr wohl aus Afrika gekommen sein. Die Kommunikation mit Afrika ist seit Jahrhunderten über das indische Meer und den persischen Meerbusen geführt worden und wir brauchen uns bloss vorzustellen, dass das einige Tausend Jahre so gegangen ist, so genügt das, um zu erklären, dass die schwarze Rasse in Persien vom Westen her eingewandert sei. Die blosse Theorie hilft uns aber leider nichts, wir müssen auf die Menschen und die thatsächlichen Hergänge eingehen und untersuchen.

Deshalb werden die geehrten Anwesenden vielleicht auch nach dieser lückenhaften Darstellung von hier gehen mit der Ueberzeugung, dass die anthropologischen Gesellschaften nicht aufhören dürfen, zu existiren, dass im Gegentheil immer mehrere gemacht, dass sie immer stärker werden müssen. Wir werden heute noch Gelegenheit haben, über Tirol selbst etwas Genaueres zu hören, und Sie werden sich bald überzeugen, welche Schwierigkeiten es macht, selbst hier Anhaltspunkte zu gewinnen für ein bestimmtes Urtheil über die Herkunft der einzelnen Bevölkerungen. Auch wenn Jemand ein sehr eingefleischter Tiroler ist, wird er doch mit der Aufzählung seiner Ahnen sehr bald am Ende sein, vorausgesetzt, dass er nicht einer neu eingewanderten Familie angehört. Die Einwanderung ist das, was immer am leichtesten festzustellen ist; aber was wirklich als autochthones Material übrig bleibt und was wirklich in die Prähistorie zurückreicht, das ist ein Gegenstand von äusserster Schwierigkeit. Daher empfehle ich Ihnen nicht bloss die Aufgaben, welche die Anthropologie verfolgt, mit einem gewissen Wohlwollen, ja mit einer gewissen Nachsicht zu beurtheilen; wer sich nur einigermassen von den endlosen Schwierigkeiten ein Bild macht, die hier sich erheben, und von der Unmasse von Kenntnissen, die selbst erst erworben werden müssen, um einigermassen klar zu sehen, der wird gern mit Geduld abwarten, was weiter wird. Die Geschichte dieser letzten 25 Jahre hat gezeigt, was fleissige, ruhige und geduldige Arbeit zu stande bringen kann, und ich denke, diejenigen unter uns, die nach 25 Jahren noch am Leben sein werden und die dann wieder einmal einen Rückblick werfen auf diese Periode, werden sagen können: wir sind doch recht viel weiter gekommen, als die Leute, die 1894 in Innsbruck versammelt waren. —

Herr Hofrath Professor Dr. **C. Toldt:**

**Zur Somatologie der Tiroler.**

Das vorbereitende Comité hat an mich die ehrenvolle Aufforderung gerichtet, an dieser Stelle in kurzen Zügen ein Bild der somatischen Verhältnisse der tirolischen Bevölkerung zu entwerfen. Ich komme dieser, mir persönlich höchst sympathischen Aufgabe um so lieber nach, als das vorgelegte Thema dank der unermüdlichen Thätigkeit in- und ausländischer Forscher in einem verhältnismässig kurzen Zeitraum so weit gefördert worden ist, dass es selbst dieser sachkundigen Versammlung mit Ehren vorgeführt werden darf. Sie werden, hochgeehrte Herren, aus meiner Darlegung ersehen, dass der vor 25 Jahren hier ausgestreute Samen auch auf tirolischem Boden schöne Früchte gezeitiget hat, und dass die seither von vielen hervorragenden Seiten gegebenen Anregungen zu wissenschaftlichem Ausbau der Anthropologie auch bei uns die gebührende Würdigung und Verwerthung gefunden haben.

Es darf hier wohl in erster Linie das grosse Verdienst hervorgehoben und dankbarst anerkannt werden, welches sich Herr Dr. Franz Tappeiner um die kraniologische und in weiterem Sinne um die somatologische Durchforschung der tirolischen Bevölkerung erworben hat; mit Recht darf ich ihn als den Begründer und den eifrigsten Förderer der tirolischen Anthropologie bezeichnen. Aber auch die Wiener anthropologische Gesellschaft hat ihr Augenmerk wiederholt unserem Lande zugewendet und unter ihrer Aegide hat mein verehrter Freund, Professor M. Holl, mehrere tausend Schädel aus verschiedenen Theilen von Tirol und Vorarlberg einer genauen wissenschaftlichen Untersuchung unterzogen. Weitere kraniologische Beiträge verdanken wir den Herren Prof. J. Ranke, Prof. Rabl-Rückhard, Prof. Zuckerkandl, Prof. v. Wieser, Dr. Merlin und Dr. L. Moschen.

Die Kraniologie der Tiroler, an deren Besprechung ich zunächst gehen will, hat also, wie man sieht, vielseitige Beachtung gefunden. Es liegt uns gegenwärtig ein Materiale von mehr als 12,000 gemessenen Schädeln vor. Dasselbe vertheilt sich allerdings nicht ganz gleichmässig über das Land; insbesondere sind der italienische Landestheil und das untere Innthal verhältnissmässig wenig, die Bezirke Ampezzo und Primiero gar nicht durchforscht.

Ein Ueberblick über die vorliegenden Messungsergebnisse lässt sofort erkennen, dass die Bevölkerung Tirols und Vorarlbergs ganz vorwiegend eine brachycephale ist, und dass die höheren Grade der Brachycephalie, welche wir als Hyperbrachycephalie bezeichnen, im Allgemeinen mit auffallend hohen Ziffern vertreten sind. Man kann annehmen, dass von der tirolisch-vorarlbergischen Bevölkerung annähernd die Hälfte der Schädel zu den brachycephalen und ein weiteres Drittheil zu den hyperbrachycephalen gehört, die Zahl der Kurzköpfigen also etwa 83 Proz. der ganzen Bevölkerung beträgt. Die Kategorie der Mesocephalen ist allenthalben mit nennenswerthen, jedoch sehr verschieden grossen Prozentsätzen vertreten, während dolichocephale Schädel nur stellenweise in einigermassen erheblicher Zahl eingestreut sind.

Die umfangreichen Ermittlungen von Tappeiner und Holl, welche im Grossen und Ganzen eine erfreuliche Uebereinstimmung zeigen und sich gegenseitig glücklich ergänzen, gestatten auch schon einen näheren Einblick in die prozentische Vertheilung der Schädelformen auf Grund des Längen-Breiten-Index. Es zeigt sich, dass in dieser Hinsicht Deutschtirol mit Vorarlberg ein Bevölkerungsgebiet darstellt, in welchem die Kurzköpfigkeit, d. h. die Summe der brachy- und hyperbrachycephalen Schädel sich im Allgemeinen nahe an oder über dem Durchschnitt von 83 Proz. hält. Davon ausgenommen sind nur das Zillerthal mit seinen Nebenthälern und von den Seitenthälern des Drauthales das Defferegger-, Isel- und Kalserthal, also einzelne im Norden und Osten des Landes gelegene Thäler.

Innerhalb dieses grossen Gebietes befindet sich aber eine Anzahl von grösseren und kleineren Territorien, in welchen die Summe der Brachy- und Hyperbrachycephalen eine besondere Höhe erreicht, nämlich über 88 Proz. der gemessenen Schädel ansteigt. Das grösste dieser Territorien nimmt etwa die Mitte des Landes ein und umfasst die Thalgebiete der Eisak und der Rienz mit den in sie einmündenden Seitenthälern und das Passeyer- und Schnalserthal mit dem oberen Theil des Oetzthales. Ein zweites ähnliches Territorium begreift den grösseren Antheil von Vorarlberg sammt dem angrenzenden Patznauner- und Stanzerthal, dem Lech- und Loisachthal in sich. Dazu kommen, ebenfalls im Westen des Landes gelegen, das Ultenthal mit dem deutschen Theil des Nonsberges, das Martellthal und das Münsterthal. In allen diesen Thälern hält sich die Prozentzahl der Hyperbrachycephalen im Allgemeinen über 40 Proz., ja im deutschen Nonsberg steigt sie auf 50 Proz., im Grödenthal auf 53,5 Proz., im Loisachthal auf 57,1 Proz., im Schnalserthal auf 66,9 Proz. und im Stanzerthal sogar auf 70,6 Proz. an. Mit dem Ansteigen der Hyperbrachycephalen geht das Absinken der mesocephalen Schädel parallel, welche letzteren in keinem der genannten Thäler 11 Proz. der gemessenen Schädel übersteigen, in einzelnen derselben

wie im Schnalser- und Stanzerthal vollständig fehlen, in anderen, wie z. B. im Passeyerthal nicht ganz 5 Proz. erreichen. Dolichocephale Schädel fanden sich in diesen Territorien entweder gar nicht oder nur in verschwindend kleiner Zahl vor.

An die genannten Territorien, welche die höchsten Grade der Kurzköpfigkeit aufweisen, fügt sich im Westen des Landes der obere Vinstgau und das Burggrafenamt, im Süden das Gader- und Fassathal, im Osten das Drauthal und im Herzen des Landes das Stubaithal an. In diesen Thälern halten sich die Kurzköpfe und insbesondere auch die Hyperbrachycephalen noch immer auf einer Prozentziffer, welche ober der Durchschnittszahl steht; allein es treten die Mesocephalen schon etwas stärker hervor, indem sie 12 bis 16 Proz. der untersuchten Schädel betragen. Die Dolichocephalen nehmen nur im oberen Theil des Vinstgau's mit 1,4 Proz. erheblicheren Antheil. Durch ein ähnliches Anwachsen der Mesocephalen bis zu 16 Proz. hebt sich auch in Vorarlberg ein kleines, westwärts gelegenes Gebiet, nämlich das untere Illthal mit einem Theil des Rheinthales ab. Eine etwas eigenartige Stellung nimmt das Stubaithal ein, da in demselben die Brachycephalen die höchste Ziffer von ganz Tirol mit 59,7 Proz. erreichen, hingegen die Hyperbrachycephalen nicht mehr als 23,9 Proz,, auch die Mesocephalen nur 13,4 Proz. ausmachen und die verhältnissmässig beträchtliche Zahl von 3,0 Proz. Dolichocephalen hinzukommt.

Die Untervinstgauer und die Oberinnthaler, sowie die Bewohner des unteren Theiles des Oetzthales und die Wippthaler schliessen sich hinsichtlich ihrer kraniologischen Verhältnisse nahe an die eben besprochene Gruppe an, erreichen jedoch nicht mehr ganz die Durchschnittszahl der Kurzköpfigen. Diese letzteren scheinen gegen die Landeshauptstadt hin allmählich an Zahl abzunehmen, um in der nächsten Umgebung derselben, wie aus den übereinstimmenden Ermittlungen Ranke's und Tappeiner's hervorgeht, auf 77 Proz. herabzusinken. Die Mesocephalen erreichen in der Umgebung von Innsbruck schon die Ziffer von 23 Proz. Derselbe Prozentsatz von Mesocephalen findet sich auch in einem schmalen Gebietsstreifen, welcher vom Süden her in das Hauptgebiet der hochgradig Kurzköpfigen eingreift, im Sarnthal mit Hafling und im Eggenthal mit Deutsch- und Welschnofen; die Hyperbrachycephalen machen hier nicht mehr als 24,0 beziehungsweise 25,8 Proz. aus.

Es ist schon früher erwähnt worden, dass die Bevölkerung einiger Seitenthäler des Drauthales sehr auffallend von den übrigen Deutschtirolern absticht. In Windischmatrei, Defferegggen und Kals schwanken nämlich die hyperbrachycephalen Schädel zwischen 23,3 und 30,4, während sich die brachycephalen nur zwischen 33,3 und 40 Proz. bewegen. Die Mesocephalen belaufen sich auf 26,1 bis 40,7 Proz. und auch die Dolichocephalen sind mit einzelnen Exemplaren vertreten.

Von höchstem Interesse aber sind die von Holl aufgedeckten Thatsachen über die Bevölkerung Zillerthals, welche hinsichtlich der Schädelformen geradezu eine Ausnahmsstellung unter den Deutschtirolern einnimmt. In diesem Thale steigt die Zahl der Mesocephalen im Mittel auf 40 Proz. an und kommt der der Brachycephalen nahezu gleich; in einzelnen Seitenthälern des Zillerthales erhebt sich die Zahl der Mesocephalen noch weit mehr; so im Gerlosthal auf 61,5 Proz., in Finkenberg (Hintertux) auf 57,6 Proz. Die Hyperbrachycephalen sinken im Mittel auf 9,4 Proz. herab; sie erreichen die höchste Ziffer mit 20 Proz. in der Ortschaft Ried. Dagegen kommt ein mittlerer Prozentsatz von 5,7 Dolichocephalen hinzu, der sich in Mayrhofen auf 10,7 Proz. und in Uderns auf 12,5 Proz. erhebt. Diese Verhältnisse des Zillerthals müssen uns um so auffallender erscheinen, als die beiden an dasselbe in östlicher Richtung angrenzenden, allerdings durch hohe Bergrücken davon geschiedenen Hochthäler, das Alpachthal und die Wildschönau, wie ebenfalls aus den Mittheilungen Holl's zu entnehmen ist, eine sehr kurzköpfige Bevölkerung beherbergen. Bei ihr sind dolichocephale Schädel nicht gefunden worden und die Summe der Brachycephalen und Hyperbrachycephalen erhebt sich auf 82,5, also annähernd auf die für Deutschtirol geltende Mittelzahl. Auch der östlich an das untere Innthal angrenzende Bezirk Kitzbühel weist noch immer 80,2 Proz. Kurzköpfige neben 18 Proz. Mesocephalen auf.

Wesentlich anders als in Deutschtirol gestalten sich nach den Untersuchungen Tappeiner's die Dinge in dem italienischen Theile des Landes. Hier erheben sich die Hyperbrachycephalen nirgends über 15 Proz., um im unteren Etschthal auf 7,7 Proz. und im Fleimsthal sogar auf 2,6 Proz. herabzusinken. Die Summe der Brachy- und Hyperbrachycephalen stellt sich am höchsten in Valsugana und im wälschen Theil des Nonsbergs mit 67,4, beziehungsweise 66,2 Proz. und fällt im Fleimsthal auf 45 Proz. ab. Die mesocephalen Schädel erscheinen in der niedersten Zahl im Valsugana mit 29,4 Proz. und erreichen die höchste Ziffer im Fleimsthal mit 51,3 Proz. Die Dolichocephalen weisen den höchsten Prozentsatz in Judikarien und im unteren Etschthal mit 6,7 Proz., beziehungsweise 6,4 Proz. auf.

Es liegen aber auch Messungen vor, welche L. Moschen an 200 südtirolischen Schädeln, vorwiegend aus Levico im Valsugana stammend, vorgenommen hat. Diesen zufolge würde sich hier ein ähnliches Verhältniss wie in Deutschtirol ergeben, nämlich 48 Proz. Brachycephale neben 34,5 Proz. Hyperbrachycephalen, also im Ganzen 82,5 Proz. Kurzköpfe. Der auffällige Kontrast dieser Zahlen mit jenen Tappeiner's, welcher in fünf verschiedenen Ortschaften Valsugana's zusammen 276 Schädel und 163 Köpfe von Lebenden gemessen hat, bedarf wohl einer weiteren Aufklärung.

Ein Uebergangsgebiet zwischen Deutsch- und Wälschtirol scheint sich im Bezirke Neumarkt und auf den angrenzenden Höhen von Truden zu befinden; denn hier erreicht die Zahl der Mesocephalen schon annähernd 20 Proz., während sich die Hyperbrachycephalen noch auf der ansehnlichen Höhe von 31 Proz. halten.

In Bezug auf die Gesichtsbildung herrscht im Allgemeinen die leptoprosope Form ganz überwiegend vor; sie ist sowohl an mesocephale als auch an brachy- und hyperbrachycephale Schädel geknüpft. Im Wippthal, in Passeyer und im Pusterthal, ganz besonders aber im Isel- und im Kalserthal ist sie am schärfsten ausgeprägt und am reichlichsten vertreten. Unter den Wälschtirolern kommt sie in Judikarien und im Fleimsthal am häufigsten vor. Kurzes und breites Gesicht tritt im Ultenthal und im Burggrafenamt, auch im Sarnthal verhältnissmässig häufig auf. In diesen Gegenden bildet eine gedrungene, rundlich eckige Kopfform, bedingt durch die Kombination eines breiten Gesichtes mit hyperbrachycephalem Schädel, im Verein mit kurzer, etwas eingebogener Nase, mit den tief liegenden, kurz geschlitzten Augen und dem vollen, weit in die Wangen herein wuchernden Bartwuchs eine häufig auffallende, höchst charakteristische Erscheinung.

Aus dieser kurzen Uebersicht der kraniologischen Verhältnisse Tirols dürften als die markantesten Erscheinungen die folgenden hervorzuheben sein.

1. Mit Rücksicht auf den Längenbreiten-Index der Schädel heben sich zwei Bevölkerungsgebiete sehr scharf von einander ab; die Grenze derselben fällt genau mit der Sprachgrenze zusammen. Die Bevölkerung von Deutschtirol und Vorarlberg zeichnet sich im Allgemeinen durch hohe Ziffern der Hyperbrachycephalen und durch das Zurücktreten der Mesocephalen und Dolichocephalen aus; die Bevölkerung von Wälschtirol hingegen durch niedere Ziffern der Hyperbrachycephalen, durch stärkeres Hervortreten mesocephaler Schädel und durch erheblichere, aber doch nicht sehr bedeutende Beimengung dolichocephaler Schädel.

2. Unter den Deutschtirolern ist ein stärkeres Absinken der kurzgebauten Schädel zunächst im Isel- und Kalserthal und in Defferegggen zu bemerken. Am auffallendsten aber ist die Sonderstellung, welche die Bevölkerung des Zillerthals und seiner Nebenthäler durch den hohen Prozentsatz der Mesocephalen und der Dolichocephalen einnimmt.

3. Die Gesichtsbildung ist in den meisten Theilen des Landes ganz vorwiegend eine leptoprosope, und zwar ist das lange Gesicht nicht nur an die längliche Schädelform, sondern auch an brachy- und hyperbrachycephale Schädel geknüpft.

4. Eine regelmässige Beziehung der Höhenlage des Wohnortes zu der Schädelform ist nicht zu erkennen, insbesondere findet die Hypothese von der transformirenden Wirkung hohen Wohnortes auf die Schädelform nach der Richtung der Hyperbrachycephalie in den kraniologischen Verhältnissen Tirols keine Unterstützung. Herr Dr. Tappeiner hat eine ganze Anzahl von Thatsachen hervorgehoben, welche mit dieser Hypothese nicht vereinbar sind, ja geradezu auf das Entschiedenste gegen dieselbe sprechen.

Ich kann nun aber nicht verhehlen, dass die Methode, nach welcher sich die eben besprochene Vertheilung der Schädelformen ergeben hat, nämlich die Gruppirung der Schädel nach dem Längenbreiten-Index, den Bedürfnissen der kraniologischen Forschung keineswegs Genüge leistet; sie reicht aus, um einen allgemeinen Ueberblick zu vermitteln, sie ist aber nicht geeignet, die verschiedenen Schädeltypen scharf gegen einander abzugrenzen und ihre Vertheilung zum richtigen Ausdruck zu bringen. Ich stehe mit meinen Kollegen Zuckerkandl und Holl auf dem Standpunkt, dass der Typus des Schädels durch seine Form bestimmt wird, und dass der Längenbreiten-Index nicht einen geeigneten Massstab für die Darstellung der Schädeltypen bildet, weil eine bestimmte Grösse desselben sich keineswegs immer mit einer bestimmten Schädelform deckt. In Hinblick auf die tirolische Kraniologie scheint mir dieser Umstand wegen der Feststellung der Hyperbrachycephalie an sich und wegen des Studiums ihrer Verbreitung ganz besondere Rücksicht zu verdienen.

Die in Tirol so häufig vorkommenden hyperbrachycephalen Schädel sind durch eigenartige Form ausgezeichnet; sie sind Schädel von rundlichem oder kurz ovalem Umriss, beträchtlicher oder mindestens mittlerer Höhe, mit breitem, stark abgeflachtem und steil abfallendem Hinterhaupt; der flache Scheitel verjüngt sich nach vorne häufig zu einer mässig breiten Stirn. Der Uebergang des Scheitels in das Hinterhaupt wird durch annähernd rechtwinklige Abbiegung der Scheitelbeine unmittelbar hinter den Scheitelhöckern bewirkt, so dass sich etwa der hintere Drittheil beider Scheitelbeine in eine Ebene mit der Schuppe des Hinterhauptbeines einstellt. Der hinter der Ohrgegend ausladende Antheil des Schädels ist demgemäss auffallend kurz, das Hinterhauptloch weit nach hinten gerückt.

Wie Holl und Zuckerkandl wiederholt und auf das schärfste hervorgehoben haben und ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann, findet sich in den tirolischen Beinhäusern allenthalben eine grössere oder kleinere Zahl von Schädeln, welche auf das Prägnanteste die eben geschilderte Form zeigen, also dem Typus nach entschieden zu den Hyperbrachycephalen gehören, aber wegen ihres Längenbreiten-Index unter die brachycephalen Schädel eingereiht zu werden pflegen. Andererseits aber kommen nicht selten Schädel mit brachycephalem Index zur Beobachtung, welche ihrer Form nach zweifellos den Langköpfen zuzuzählen wären. Es gibt aber auch, wie wir Alle wissen, eine nicht geringe Zahl von Schädeln, an welchen die Kennzeichen einer bestimmten Grundform minder deutlich ausgeprägt sind, Schädel, welche als Uebergangs- oder Mischformen zu bezeichnen sind. Ihnen wird ihr Platz auf Grund des Längenbreiten-Index, ich möchte sagen, zufällig in der einen oder anderen Gruppe angewiesen. So kann also das Zugrundelegen des Längenbreiten-Index nicht zu einem richtigen Bilde der an einem Orte vorhandenen Schädeltypen führen. Dem werden wir in Zukunft wohl Rechnung tragen müssen. Ich bin weit entfernt zu behaupten, dass es werthlos sei, die Schädel nach ihrem Längenbreiten-Index geordnet in bestimmte Gruppen zu theilen; ich meine vielmehr, wir sollen davon nicht abstehen. Allein überdies werden wir dieselben Schädel nach den wesentlichen Merkmalen ihres Baues beurtheilen und in Gruppen bringen müssen, um das wahrhaft Typische an ihnen nebst den Uebergangsformen zur Geltung und Anschauung zu bringen.

Ich wende mich nun zu einer kurzen Skizzirung der Verhältnisse, welche hinsichtlich der Färbung der Haut, Haare und Augen an der tirolischen Bevölkerung ermittelt worden sind. Es liegen in dieser Beziehung zunächst die Erhebungen an den Schulkindern der diesseitigen Reichshälfte vor, welche im Anschluss an die in Deutschland durch Virchow angeregten diesbezüglichen Untersuchungen durch die k. k. statistische Centralkommission im Jahre 1880 gepflogen und über Auftrag der Wiener anthropologischen Gesellschaft von G. A. Schimmer bearbeitet worden sind. Ausserdem hat Dr. Tappeiner eine beträchtliche Zahl von erwachsenen Personen aus den verschiedensten Theilen Tirols auch in dieser Beziehung untersucht. Es stehen uns demnach Beobachtungen an 117,471 Schulkindern aus Tirol und Vorarlberg und an 3359 erwachsenen Tirolern zu Gebote. Da jedoch die Untersuchungen Tappeiner's, wie es ja unter den gegebenen Verhältnissen nicht anders möglich war, sich nur auf einzelne Bruchtheile, ja zum Theil nur auf wenige Familien einer jeden Ortschaft beschränken mussten, während die Beobachtungen an den Schulkindern nicht nur der Gesammtzahl nach bei weitem umfangreicher sind, sondern auch eine ziemlich gleichmässige Vertheilung derselben im Verhältniss zur Gesammtbevölkerung vorausgesetzt werden darf, so scheint es mir zweckentsprechend zu sein, meinen Auseinandersetzungen vorzugsweise die Berechnungen Schimmer's zu Grunde zu legen. Leider standen mir die Originaltabellen für die einzelnen Ortschaften nicht zur Verfügung.

Was zuvörderst die Hautfarbe betrifft, so wiegt die weisse im Ganzen sehr bedeutend vor; es wurden

in ganz Tirol und Vorarlberg im Durchschnitt 80 Proz. der Schulkinder mit weisser und 20 Proz. mit brauner Hautfarbe gezählt. Ueberblickt man aber die Vertheilung der Ziffern auf die verschiedenen Schulbezirke, so ergibt sich sofort, dass diese Mittelzahlen zunächst sehr wesentlich durch die Verhältnisse in Wälschtirol beeinflusst werden, wo die braune Hautfarbe allenthalben in stärkerem Masse vertreten ist. In allen wälschtirolischen Schulbezirken, abgesehen von der Stadt Trient, bleibt die Zahl der Schulkinder mit weisser Hautfarbe unter 70 Proz. (im Mittel 66,4 Proz.) und steigt die mit brauner Hautfarbe dementsprechend an. Die höchsten Ziffern der Braunen erscheinen in Tione und Borgo mit 37 Proz., in Riva mit 39 Proz. und in dem Stadtbezirk Roveredo mit 46,6 Proz.

Schaltet man die wälschtirolische Bevölkerung aus, so ergibt sich für Deutschtirol ein mittlerer Prozentsatz von 83,6 und für Vorarlberg von 86,1 für die Schulkinder mit weisser Haut. Während nun aber in Vorarlberg diese Prozentziffer in keinem Bezirke unter die für Deutschtirol geltende Mittelzahl herabsinkt und die grösste Höhe derselben mit 88,9 Proz. (für den Schulbezirk Feldkirch-Dornbirn) berechnet worden ist, haben sich für Deutschtirol viel grössere Unterschiede herausgestellt. Die weitaus grössten Ziffern entfallen hier für die Kinder mit weisser Haut in den Schulbezirken, welche das Eisak-, Rienz- und Drauthal mit den dazu gehörenden Seitenthälern umfassen; sie steigen im Bezirke Brixen auf 97,6, in den Bezirken Bruneck und Lienz auf 92 Proz. an und erreichen auch in Ampezzo die Höhe von 97,2 Proz. Ueber der Mittelzahl halten sich ferner das Lechthal und Meran mit dem unteren Theil des Vinstgau's, das erstere mit 85,9, das letztere mit 86,8 Proz. Unter der Mittelzahl, aber noch in ansehnlicher Höhe erscheint diese Prozentziffer in den Bezirken Imst mit dem Oetzthal (80,9 Proz.) und in Kufstein (80,7 Proz.). Sie sinkt dann beträchtlich herab in dem Bezirk Landeck, in welchem der obere Theil des Vinstgau's inbegriffen ist (77,6 Proz.) und in dem Bezirke Schwaz, dessen grösseren Theil das Zillerthal bildet (74,6). Die niederste Ziffer unter den Schulbezirken Deutschtirols entfällt auf den Landbezirk Bozen (72,8 Proz.), der sich südlich bis Salurn erstreckt und den Uebergang zu Wälschtirol vermittelt.

Als eine sehr bemerkenswerthe Erscheinung ist endlich hervorzuheben, dass sich in den zwei grössten Stadtbezirken Tirols sehr hohe Ziffern der Schulkinder mit weisser Haut ergeben haben, in Innsbruck 88,1 Proz. und in Trient sogar 90,4 Proz. Dagegen weist der im unteren Etschthal sich ausbreitende Landbezirk Trient nur 65 Proz. und der Landbezirk Innsbruck, in welchem u. A. das Wippthal und Stubai inbegriffen sind, 77 Proz. Kinder mit weisser Haut auf. Eine ähnliche Erscheinung bietet sich auch hinsichtlich Bozen, für dessen Stadtbezirk sich diese Ziffer auf 84,0 stellt, während sie im Landbezirk auf 72,8 zurückbleibt. Umgekehrt aber verhält es sich in Roveredo, wo in dem Stadtbezirk 53,4 Proz., im Landbezirk jedoch 64,1 Proz. Kinder mit weisser Haut gezählt worden sind.

Auch bezüglich der Haarfarbe nimmt Wälschtirol gegenüber Deutschtirol und Vorarlberg eine wesentlich abweichende Stellung ein. In Wälschtirol tritt bei den Schulkindern die lichte Haarfarbe gegenüber der braunen und schwarzen sehr bedeutend zurück; nur ein Drittheil derselben (32,9 Proz.) hat lichtes Haar. In Deutschtirol hingegen belaufen sich die Lichthaarigen im Mittel auf 45,7 Proz., in Vorarlberg auf 50,8 Proz. Berücksichtigt man die wälschtirolischen Schulbezirke für sich, so sind die Verschiedenheiten unter denselben nicht sehr beträchtlich. In der Mehrzahl von ihnen schwankt die Ziffer der Lichthaarigen zwischen 34,8 und 35,9. Die niedersten Ziffern weisen der Stadtbezirk Trient mit 31 Proz., Riva mit 27,8 Proz. und der Stadtbezirk Roveredo mit 26,2 Proz. auf.

In den vorarlbergischen Schulbezirken sind die Differenzen ebenfalls nicht sehr erheblich. Obenan steht wieder der Schulbezirk Feldkirch-Dornbirn mit 53,3 Proz. Lichthaarigen; ziemlich gleichmässig stellen sich die Bezirke Bregenz und Bludenz-Montafon mit 49,0 Proz., beziehungsweise 48,8 Proz.

Etwas mehr gehen die Ziffern in Deutschtirol auseinander. Hier findet sich ein grösseres zusammenhängendes Gebiet mit hoher Ziffer der lichthaarigen Schulkinder, welches die Bezirke Lienz, Bruneck und Brixen, also die Thalgebiete der Drau, der Rienz und der Eisak und im Anschluss an diese das Ampezzanerthal umfasst; die Zahl der lichthaarigen Schulkinder hält sich hier zwischen 48 und 52 Proz. Ebenso hoch finden wir sie im Lechthal (52,4 Proz.) und im Bezirk Kufstein (48,3 Proz.). In den übrigen Theilen Deutschtirols schwankt sie zwischen 40 und 46 Proz., um in dem Land- und Stadtbezirk Bozen auf 38,9 Proz., beziehungsweise auf 38,0 Proz. herabzusinken.

Hinsichtlich der Augenfarbe ist vor Allem zu bemerken, dass sich in dieser Hinsicht Wälschtirol von Deutschtirol und Vorarlberg nicht so scharf abhebt und dass sich die Schulbezirke überhaupt wesentlich anders gruppiren, als in Bezug auf die Farbe der Haare und der Haut. Auf ganz Tirol und Vorarlberg kommen im Mittel 60,6 Proz. Schulkinder mit blauen oder grauen, d. i. hellfarbigen Augen. Ueber diese Mittelzahl erheben sich 11 von den 15 deutschtirolischen und 6 von den 10 wälschtirolischen Schulbezirken; unter der Mittelzahl bleiben 3 deutschtirolische Bezirke und Ampezzo, ferner ganz Vorarlberg und 4 wälschtirolische Bezirke. Die höchsten Ziffern der helläugigen Kinder erscheinen im Allgemeinen im oberen und unteren Innthal und im Lechthal; allen voran steht der Bezirk Kitzbühel mit 71,4 Proz. Auch das Drauthal befindet sich mit 66,0 Proz. auf beträchtlicher Höhe. Etwas tiefer schon sinkt die Ziffer im Eisakthal (64,5 Proz.) und im Rienzthal (63,4 Proz.). Schwaz mit dem Zillerthal steht mit 63,1 Proz. helläugigen Kindern tiefer als die beiden anderen Schulbezirke Unterinnthals. Unter der Durchschnittsziffer der Helläugigen stehen die Stadtbezirke Innsbruck und Bozen, sowie der Landbezirk Bozen.

Von den wälschtirolischen Schulbezirken stehen voran der Landbezirk Trient und Primiero, beide mit 64 Proz. helläugiger Kinder; sechs Bezirke bewegen sich zwischen 50 und 62 Proz. Besonders kleine Ziffern zeigen die Stadtbezirke Roveredo (43,3 Proz.) und Trient (35,4 Proz.)

In Vorarlberg kommen im Mittel nur 58,4 Proz. helläugige Kinder vor, wobei der Bezirk Feldkirch-Dornbirn die beiden anderen Schulbezirke um 2 Proz. übertrifft.

Von den beiden Nuançen der hellen Augen ist im Allgemeinen die graue nicht unerheblich stärker vertreten als die blaue. In den Bezirken Ampezzo und Brixen gibt es sogar zweimal soviel graue Augen als blaue. Auch in Kitzbühel und Schwaz, sowie in ganz Vorarlberg sind die grauen Augen in bedeutender Mehrheit; nur wenig überwiegen sie in Reutte, Imst, Kufstein, Lienz und Meran, auch in Riva und im Stadtbezirk Trient. In Minderheit gegenüber den blauen Augen sind die grauen nur in Landeck und im Stadbezirk Bozen. Ein wesentlicher Unterschied

zwischen Wälsch- und Deutschtirol ist in dieser Hinsicht nicht hervorgetreten.

Nicht ohne Interesse ist es, einen Vergleich zu ziehen zwischen dem Vorkommen der weissen Haut und der hellen Färbung der Haare und Augen. In ganz Tirol und Vorarlberg haben im Mittel 4 Fünftheile der Schulkinder (80 Proz.) weisse Haut, 3 Fünftheile (60,6 Proz.) haben helle Augen und nur 2 Fünftheile (41,7 Proz.) lichte Haare. Bezüglich aller drei Momente hält sich Deutschtirol wenig über, Wälschtirol nicht unerheblich unter der Durchschnittszahl. Vorarlberg steht hinsichtlich der Haut und der Haare beträchtlich über, bezüglich der Augen aber ebenso beträchtlich unter der Mittelzahl. Die grössten Schwankungen der Prozentziffern für die einzelnen Schulbezirke zeigt die Hautfarbe, geringere die Farbe der Haare und die weitaus geringsten die Farbe der Augen.

Aeusserst verschieden gestaltet sich die Kombination der Haut-, Augen- und Haarfarbe. Es gibt eigentlich in Tirol nur zwei Schulbezirke, in welchen hohe Ziffern der weissen Haut mit hohen Ziffern heller Augen und Haare zusammenfallen; diese sind die Bezirke Lienz und Reutte. Der letztere bleibt jedoch bezüglich der lichten Hautfarbe schon etwas zurück. Die Bezirke Bruneck und Brixen weisen zwar bezüglich der weissen Haut und der lichten Haare hohe Ziffern aus, stehen aber bezüglich der lichten Augen erst in zweiter Reihe. Kitzbühel und Kufstein hingegen treten nebst Reutte durch die höchsten Ziffern heller Augen hervor, erheben sich aber hinsichtlich der lichten Haarfarbe nur wenig über die Mittelzahl und erreichen diese eben noch bezüglich der weissen Haut. Immerhin tritt in allen den ebengenannten Bezirken der blonde Typus verhältnissmässig stark hervor. Dasselbe haben im Allgemeinen die Erhebungen Tappeiner's auch für die erwachsenen Personen ergeben.

An die pusterthalischen Bezirke schliesst sich Ampezzo an; dort finden sich nahezu ausschliesslich nur Kinder mit weisser Haut; auch lichtes Haar herrscht vor, aber die hellen Augen stehen weit hinter der Mittelzahl.

Es folgt dann ein Gebiet, welches das Burggrafenamt, den Vinstgau und Oberinnthal umfasst: die Schulbezirke Meran, Landek und Imst; hier erscheinen die hellen Augen mit hohen Prozentziffern, die weisse Haut hält sich auf der Mittelzahl, die lichten Haare etwas über derselben. Auch dieses Gebiet kann noch als eines derjenigen bezeichnet werden, in welchem der blonde Typus in erheblichem Maasse vertreten ist.

Eine Mittelstellung nehmen die Bezirke Innsbruck, Schwaz und Bozen ein; sie vermitteln den Uebergang zu dem braunen Typus. Abgesehen von den Stadtbezirken Innsbruck und Bozen, in welchen die Schulkinder mit weisser Haut hohe Prozentsätze aufweisen, halten sich diese in den eben genannten Bezirken nahe den Durchschnittszahlen oder sinken etwas unter dieselben herab.

Von den wälschtirolischen Schulbezirken schliesst sich der Landbezirk Trient, insbesondere in Rücksicht auf die verhältnissmässig hohe Ziffer der hellen Augen am nächsten an die deutschtirolischen Bezirke an; in allen übrigen tritt der braune Typus auffallend hervor. Am intensivsten erscheint er im Stadtbezirk Roveredo und nächst diesem in Riva und Borgo. In Bezug auf den Stadtbezirk Trient ist schon hervorgehoben worden, dass in ihm rund neun Zehntheile der Kinder weisse Haut besitzen; dagegen kommt kaum mehr als ein Drittheil der Kinder mit hellen Augen und weniger als ein Drittheil mit lichtem Haar vor. Dies ist um so bemerkenswerther, als in dem Landbezirk Trient, wo sich der Prozentsatz für die weisse Haut nur auf 65,0 Proz. stellt, mehr als ein Drittheil der Kinder lichtes Haar und 64 Proz. der Kinder helle Augen besitzen. Auch in dem Landbezirk Roveredo hält sich die Ziffer der lichten Haare und Augen höher als in dem gleichnamigen Stadtbezirk. Dieses räthselhafte Verhältniss steht keineswegs vereinzelt da, denn ganz Analoges ist schon von G. Mayr für die bayrischen und von Schimmer für die Mehrzahl der österreichischen Stadtbezirke im Vergleich zu den entsprechenden Landbezirken aufgedeckt worden. Bei den deutschtirolischen Stadtbezirken tritt es jedoch nicht, oder wenigstens nicht in erheblichem Maasse hervor.

In Vorarlberg erscheinen bei den Schulkindern die lichten Haare und auch die weisse Haut allenthalben weitaus überwiegend; nach beiden Richtungen hin erheben sich die Prozentziffern beträchtlich über die Mittelzahl für Tirol und selbst über die Durchschnittsziffer für Deutschtirol. Dagegen treten die hellen Augen auffallend zurück; sie sinken unter die Mittelzahl für Tirol herab und nähern sich der Durchschnittsziffer für Wälschtirol. Unter den vorarlbergischen Schulbezirken ergibt sich übrigens für Feldkirch-Dornbirn durchaus eine etwas höhere Ziffer für die helle Färbung als in Bregenz und Bludenz; die beiden letzteren Bezirke stimmen unter sich in jeder Richtung nahezu überein.

Ueberblickt man die geschilderten Verhältnisse Tirols und vergleicht man sie mit den aus anderen Ländern Europa's bekannt gewordenen Thatsachen, so muss man wohl zur Ueberzeugung kommen, dass nicht nur die statistische Feststellung, sondern auch die Beurtheilung und Erklärung der normalen Pigmentbildungen im menschlichen Körper nach Art, Grad und Lokalisation unter allen anthropologisch wichtigen Faktoren den allergrössten Schwierigkeiten begegnet. Diese sind für den Augenblick geradezu unüberwindlich, weil wir von den Bedingungen, unter welchen sich die normale Pigmentbildung an den verschiedenen Oertlichkeiten des Körpers vollzieht, noch zu wenig unterrichtet sind. Wir dürfen und müssen dabei ein Hauptgewicht auf die Vererbung legen. Wir dürfen es auch als erwiesen betrachten, dass in jenen Fällen, in welchen bei den Voreltern ein bestimmter Typus rein und entschieden bestanden hat, derselbe Typus auf die Nachkommenschaft übergeht, so lange, als eine Vermischung nicht erfolgt und Wohnort und Lebensbedingung dieselben bleiben. In allen jenen Fällen aber, in welchen der somatische Typus der Vorfahren nicht ein reiner, entschiedener und gleichmässiger war, verlieren wir jeden Massstab für unser Urtheil, und dies um so mehr, wenn etwa noch Veränderungen der äusseren Lebensverhältnisse dazugetreten sind. Wenn wir von solchen Familien einzelne in's Auge fassen, und zwar Familien, welche sich nachweisbar durch viele Generationen innerhalb desselben Volksstammes unvermischt fortgepflanzt haben, so finden wir unter den Geschwistern die mannigfachsten Kombinationen der Haar- und Augenfarbe, ja selbst Verschiedenheit der Hautfarbe. Es gewinnt geradezu den Anschein, als ob die Gesetze und Bedingungen für die Vererbung der Hautfarbe ganz andere wären als wie für die Vererbung der Augenfarbe. Allein wir sehen in solchen Familien nicht immer nur Färbungen, welche an Vater oder Mutter bestehen, sondern auch solche, welche nachweisbar weder bei den Eltern, noch bei den Gross- und Urgrosseltern vorhanden waren. Eines der markantesten Beispiele ist wohl das plötzliche Auftreten

rother Haare in einer Generation, trotzdem solche wenigstens in drei vorausgegangenen Generationen und auch in anderen Zweigen derselben Familie nicht vorgekommen sind. Nur eine grosse Reihe umsichtiger und umfassender Detailbeobachtungen an verschiedenen Orten, ganz besonders aber experimentelle Untersuchungen können das Dunkel, in welches diese Fragen jetzt noch gehüllt sind, im Laufe der Zeit erhellen.

Ich füge nun noch einige Worte über die Körpergrösse der Tiroler und Vorarlberger an. Durch die Zuvorkommenheit des ehemaligen Kommandanten des Tiroler Jäger-Regimentes, des Herrn k. und k. Generalmajors Ritter von Kurz und durch die freundliche Unterstützung des Herrn k. und k. Hauptmanns Fr. Kasperowsky ist es mir möglich gewesen, aus den Stellungslisten des Jahres 1890 einiges darüber zu ermitteln.

Es hat sich herausgestellt, dass der überwiegende Antheil Deutschtirols und Vorarlbergs eine hochwüchsige Bevölkerung beherbergt, dass aber die Grösse des Menschenschlages im Allgemeinen von Norden und Osten gegen Süden und Westen hin abnimmt. Es gibt da zunächst ein ausgedehntes Gebiet grossen Menschenschlages, welches das ganze untere und den anschliessenden Theil des oberen Innthales sammt den zugehörigen Seitenthälern und dem Lechthal, ferner das Pusterthal und dessen Nebenthäler umfasst und sich westwärts über die Mitte des Landes hinaus erstreckt. In diesem Gebiete beträgt die Zahl der „Grossen", d. i. der 170 cm und darüber Messenden zwischen 36 und 52 Proz. der Untersuchten, während die Zahl der „Kleinen", d. i. der unter 160 cm Messenden sich im Allgemeinen zwischen 3 und 7 Proz. bewegt und nur in einzelnen Gegenden bis auf 10 oder 11 Proz. ansteigt. Innerhalb dieses Gebietes sind die östlichen Ausläufer des Landes: die Verwaltungsgebiete Kufstein, Kitzbühel und Lienz durch besondere Grösse des Menschenschlages ausgezeichnet, indem annähernd die Hälfte der Stellungspflichtigen zu den grossen Menschen zu rechnen ist. Die Zahl der „Kleinen" übersteigt hier nicht 6 Proz. der Untersuchten. Aehnlich verhält es sich im Gerichtsbezirk Sterzing und in Sarnthal. Hingegen besitzt dieses Gebiet zwei Enklaven, die Gerichtsbezirke Steinach und Taufers, deren Menschenschlag als ein mittlerer, dem grossen aber immerhin sehr nahe stehender bezeichnet werden muss.

In den im Westen Tirols an die Schweiz angrenzenden Bezirken fällt die Grösse des Menschenschlages sehr beträchtlich ab; die den westlichen Theil des oberen Innthals umfassenden Gerichtsbezirke Landeck und Ried besitzen einen mittleren Menschenschlag, der Vinstgau sogar einen kleinen. Ebenso schliesst sich südwärts an das Gebiet grossen Schlages ein mittlerer Menschenschlag an, der sich in den Gerichtsbezirken Lana, Bozen, Kastelrut und Gröden ausbreitet und den Uebergang bildet zu dem fast durchwegs kleinen Menschenschlag Wälschtirols.

In diesem letzteren Landestheil sinkt die Zahl der hochwüchsigen Menschen allenthalben unter ein Drittheil, ja in vielen Bezirken unter ein Fünftheil der Untersuchten herab, um die niedersten Ziffern, 12 bis 15 Prozent, in den Gerichtsbezirken Arco, Mori und Cembra zu erreichen. In ähnlichem Masse steigt hier die Zahl der „Kleinen", d. i. der weniger als 160 cm Messenden an; sie bewegt sich im Allgemeinen zwischen 16 und 25 Proz. und erhebt sich in der Stadt Roveredo auf 27 Proz., in den Gerichtsbezirken Arco und Mori sogar über 28 Proz. Einen ansehnlichen Prozentsatz an „Grossen" weisen in Wälschtirol nur der Gerichtsbezirk Pergine mit 37,5 Proz. und das südlich davon an der östlichen Landesgrenze gelegene Folgareit mit 36,2 Proc. auf. Daran schliessen sich die Gerichtssprengel des Valsugana mit 24—28 Proz. „Grossen" an.

Die Bevölkerung Vorarlbergs verhält sich bezüglich der Körpergrösse sehr ungleichmässig. Während im Norden des Landes der Bregenzerwald und der Mittelberg, ebenso im Süden Montafon einen ziemlich grossen Menschenschlag enthalten, muss er für das westlich gelegene Rheinthal als ein mittlerer, für den die Mitte des Landes von West nach Ost durchziehenden Gerichtsbezirk Bludenz aber als ein kleiner bezeichnet werden.

Ein erheblicher Unterschied zwischen der Bevölkerung der grösseren tirolischen Städte und den sie unmittelbar umgebenden Landbezirken ist hinsichtlich der Körpergrösse nicht wahrzunehmen; ebenso wenig ein Einfluss der Höhenlage des Wohnortes auf dieselbe. Denn der Grossglockner mit den hohen Tauern ist von einem sehr grossen, der Ortler mit dem Adamello von einem kleinen Menschenschlag umwohnt; dem Lauf der Etsch entlang gegen Süden wird der Schlag der Thalbevölkerung kleiner, dem Lauf des Inn entlang nach Nordosten wird er grösser. Auch ein Einfluss der äusseren Lebensbedingungen ist nach keiner Richtung hin festzustellen.

Ich würde der übernommenen Aufgabe nicht vollständig gerecht werden, wenn ich nicht noch einige Momente wenigstens kurz berühren würde, welche wesentlich zur Kennzeichnung der physischen Beschaffenheit eines Volkes dienen; es sind dies die Fortpflanzungsfähigkeit, die Lebenszähigkeit und die körperliche Rüstigkeit desselben. Allerdings stehen diese Momente sehr stark unter dem Einfluss sozialer Zustände, jedoch nicht minder werden sie durch ererbte, dem Volke eigenthümliche körperliche Eigenschaften bedingt; sie dürfen daher bei der anthropologischen Beurtheilung eines Volksstammes nicht ausser Acht gelassen werden. Sind sie doch für das Leistungsvermögen, für die Dauerhaftigkeit und Ausbreitungsfähigkeit desselben von höchstem Belang.

Den detaillirten Ausweisen über die Jahre 1881 bis 1890, welche mir der um die Sanitäts-Statistik Tirols hochverdiente Herr Sektionsrath Dr. J. Daimer gütigst zur Verfügung gestellt hat, sowie den entsprechenden amtlichen Publikationen will ich nur die summarischen Ergebnisse entnehmen. Diesen zufolge ist die Lebensdauer der Tiroler eine nicht unerheblich grössere, als sie im Mittel für ganz Oesterreich berechnet wird, so dass die höheren Altersklassen einen verhältnissmässig grossen Antheil an der Zusammensetzung der Bevölkerung nehmen. Jedoch liegen die Verhältnisse lange nicht für alle Theile Tirols gleich. Ohne diesbezüglich in die Einzelheiten einzugehen, will ich nur hervorheben, dass Wälschtirol eine erheblich grössere Zahl von lebend geborenen Kindern aufweist als Deutschtirol und Vorarlberg, jedoch eine bedeutend grössere Sterblichkeit der Kinder in den ersten 10 Lebensjahren, ja auch zwischen dem 10. und 20. Jahre, und im Allgemeinen eine kürzere Lebensdauer.

Für die statistische Darstellung der körperlichen Rüstigkeit eines Volkes dürfte sich allerdings kaum ein durchaus geeigneter Schlüssel finden. In einer gewissen Richtung jedoch kommt sie in den Ergebnissen der militärischen Assentirungen, d. i. in der Verhältnisszahl der zum Militärdienst tauglichen Jünglinge

zu vergleichsweisem Ausdruck. Auch in diesem Punkte stellt sich Tirol im Vergleich zu den anderen Ländern Oesterreichs ziemlich günstig, und zwar Wälschtirol annähernd gleich wie Deutschtirol, Vorarlberg etwas weniger günstig. Schon die Zahl der zur Militärstellung gelangenden Personen ist für Tirol und Vorarlberg verhältnissmässig grösser als in den meisten übrigen österreichischen Provinzen; aber auch das Tauglichkeitsprozent der Untersuchten war ein relativ hohes; am günstigsten stellte es sich von den deutschtirolischen Assentirungsbezirken in Bruneck, Sterzing, Ampezzo und Passeyr; von den wälschtirolischen erreichte nur der Bezirk Stenico eine den vorgenannten Bezirken gleichkommende Prozentziffer.

Sie werden nun, hochverehrte Herren, mich vielleicht fragen: Wozu haben bis jetzt diese mühsamen somatologischen Forschungen geführt, was ergibt sich aus all' den vorgebrachten Einzelheiten? Welche Schlüsse kann man aus denselben ziehen, nach welcher Richtung hin lassen sie sich verwerthen?

Es ist gewiss nicht die Schuld jener Männer, welche sich so sehr der Sache angenommen haben, wenn die Antwort darauf keineswegs sehr bestimmt lautet, wenn sie insbesondere Diejenigen nicht befriedigen wird, welche in wissenschaftlichen Angelegenheiten immer sofort ein abschliessendes Resultat hören wollen. Ich will es versuchen, die Antwort so zu formuliren, wie sie vom Standpunkte ernster und objektiver Naturforschung eben lauten kann.

Unser Streben besteht darin, zunächst die somatischen Eigenschaften der tirolischen Bevölkerung im einzelnen genau kennen zu lernen, dann aber sie auf naturwissenschaftlichem Wege und im Zusammenhang mit der geschichtlichen Entwicklung des Volkes zu beurtheilen und zu erklären. Nach einer Richtung hin sind wir diesem Ziele näher gerückt; denn wir sind bereits in den Stand gesetzt, eine gewisse, wenn auch nicht eine vollkommene anthropologische Charakteristik für bestimmte Territorien des Landes zu geben.

Wir haben gesehen, welch' durchgreifender Unterschied zwischen Wälsch- und Deutschtirol besteht. Die Wälschtiroler besitzen im Grossen und Ganzen ein ziemlich einheitliches Gepräge. Kleiner Wuchs, braunes oder schwarzes Haar, braune Augen, dunkle Hautfarbe und dolichoide Kopfform mit langem Gesicht sind bei ihnen vorherrschend; im südlichsten Theile des Landes, namentlich in Roveredo, tritt dieser Volkstypus am schärfsten hervor.

Anders die Deutschtiroler; so viel Uebereinstimmendes unter diesen zu finden ist, und so sehr sie sich gegenüber den Wälschtirolern abheben, so sind die somatologischen Differenzen zwischen verschiedenen Gebieten des deutschen Landestheiles kaum minder beträchtlich. Mehrere derselben weisen ganz charakteristische Züge auf. Wenn uns in den östlichen Ausläufern des Landes, in den bedeutendsten Nebenthälern des Drauthales und in dem östlichen Theile Unterinnthals sehr hoher Wuchs, gepaart mit entschieden blondem Typus und auffallender Neigung zu dolichoider Schädelform entgegentritt, so drängen sich bei der ebenfalls hochwüchsigen Bevölkerung des Zillerthals, in welcher die dolichoide Schädelform am meisten verbreitet ist, die braunen Augen neben den blauen und grauen, das braune Haar neben dem blonden viel stärker hervor. Das obere Innthal stimmt mit dem Vinstgau in mancher Beziehung, insbesondere durch das mässige Vorwalten des blonden Typus und durch das ziemlich häufige Vorkommen brachy- und hyperbrachycephaler Schädel überein; hingegen unterscheidet sich der Vinstgau durch seinen kleinen Menschenschlag wesentlich vom Oberinnthal. Das Lechthal hingegen schliesst sich hinsichtlich der Körpergrösse an das obere Innthal an, hebt sich aber von diesem durch entschieden blonden Typus und durch starkes Vorherrschen der Kurzköpfigkeit ab. Ganz ähnlich wie im Lechthal gestalten sich die somatischen Verhältnisse in dem weit davon abgelegenen Rienz- und Eisakthal. Auch hier vereinigt sich hoher Wuchs mit hochgradiger Kurzköpfigkeit und blondem Typus. Der Bevölkerung des Rienzthales schliessen sich im Wesentlichen die Ampezzaner an, nur erscheint unter ihnen viel seltener das blaue oder graue Auge.

Ein wahres Uebergangsgebiet zwischen Deutsch- und Wälschtirol lernen wir in der Gegend von Bozen und in den südlich davon gelegenen Bezirken Kaltern und Neumarkt kennen. Der Menschenschlag hält sich hier noch auf mittlerer Höhe, der blonde Typus ist aber schon mehr als in irgend einem Bezirke Deutschtirols durch den braunen eingeengt und die dolichoide Schädelform mischt sich sehr reichlich unter die brachycephale.

Bezüglich der tirolischen Ladiner haben die bisherigen Untersuchungen zu dem bemerkenswerthen Resultat geführt, dass die Bevölkerungen der ostladinischen Bezirke weder unter sich, noch mit den Westladinern somatisch übereinstimmen. Die Enneberger stellen einen grossen, die Grödenthaler einen mittleren, die Buchensteiner einen kleinen und die Fassaner einen sehr kleinen Menschenschlag dar; die Hyperbrachycephalie herrscht in Buchenstein weit weniger, im Grödenthal viel mehr vor, als bei den anderen Ladinern, der blonde Typus endlich ist bei den Westladinern weit mehr als bei den Ostladinern, und unter diesen letzteren wieder am wenigsten bei den Grödenthalern vertreten.

Was endlich die Vorarlberger betrifft, so bewegen sich ihre somatischen Verhältnisse in ähnlichen Grenzen wie die der Deutschtiroler. Unter ihnen zeichnen sich die Bewohner des Rhein- und unteren Illthals durch stärkeres Ueberwiegen des blonden Typus und der dolichoiden Schädelform, sowie durch mittelhohen Wuchs aus. Die Bregenzerwälder schliessen sich vermöge ihres hohen Wuchses und der zahlreichen Hyperbrachycephalen an die Lechthaler an, unterscheiden sich aber von denselben durch auffallendes Zurücktreten des blonden Typus, namentlich der hellen Augen.

Haben wir nun aber auch hinsichtlich der Beurtheilung und Erklärung dieser somatischen Differenzen Namhaftes geleistet? Beruhen sie wesentlich auf der Abstammung von verschiedenen prähistorischen Ahnen, welche zuerst das Land besiedelt haben, oder sind sie mehr auf den Zufluss verschiedenartigen Blutes in der Zeit der Völkerwanderung zurückzuführen, oder endlich sind sie seither im Laufe der Jahrhunderte durch langsame aber stetige Vermischung heterogener Volkselemente entstanden? Hat sich das Gepräge vorhistorischer, unter sich stammesverschiedener Völker an einzelnen Orten wenigstens in gewissen Zügen erhalten, oder ist dieses im Laufe der Zeit durch den natürlichen Entwicklungsprozess des Menschengeschlechtes und unter dem Einfluss klimatischer Verhältnisse und anderer äusserer Lebensbedingungen bis zur Unkenntlichkeit verändert worden? So viele Fragen, so viele Räthsel! Wir sind heute ebenso wenig als vor 25 Jahren im Stande, vom anthropologischen Stand-

punkte aus eine dieser Fragen zu beantworten, ja nicht einmal geeignete Anhaltspunkte zu ihrer wissenschaftlichen Würdigung zu bieten.

Die Geschichts- und Sprachforschung lässt uns noch immer im Zweifel, wessen Stammes jene Völker gewesen sind, welche das Gebiet von Tirol als die Ersten besiedelt haben; sie vermag uns bis jetzt auch nur ganz unvollkommen darüber zu belehren, welche Volkselemente und wo solche späterhin sich den ersten Ansiedlern dauernd beigesellt haben; wir wissen endlich sehr wenig und zumal nichts Bestimmtes von den körperlichen Eigenschaften jener Völker, welche dabei in Betracht kommen. Die Spuren der Bajuwaren und zum Theile der Alemannen sind die einzigen, welche wir mit einiger Bestimmtheit verfolgen können; in Bezug auf sie haben die Arbeiten Ranke's und Kollmann's schon erfreuliches Licht verbreitet. Die Andeutungen, welche uns über körperliche Eigenschaften jener Ureinwohner Tirols und der dahin zugewanderten Völker aus alten Schriftstellern bekannt geworden sind, sind äusserst spärlich und vielleicht nicht einmal verlässlich. Die körperlichen Ueberreste aber, welche bis jetzt von ehemaligen Bewohnern des Landes aufgefunden werden konnten, sind so gering an Zahl und, wenn man etwa von den durch Wieser und Merlin bekannt gewordenen Reihengräberschädeln von Igels absieht, ihrer Provenienz nach so unsicher, dass sie nicht im Entferntesten ausreichen, um uns über die kraniologischen Verhältnisse der prähistorischen Bewohnerschaft der einzelnen Landestheile, und noch weniger über die Stammeszugehörigkeit derselben einigermassen zu orientiren.

So wird es wohl noch lange währen, bis alle Konstruktionstheile jener Brücke herbeigeschafft sein werden, von welcher wir hoffen, dass sie einmal dazu führen wird, die körperliche Beschaffenheit der Landesbewohner von Einst und Jetzt in bestimmte kausale Beziehung zu bringen. Indessen sind die Wege, welche unfehlbar dahin führen müssen, bereits gewiesen und vielfach begangen. Die prähistorische Forschung ist dank der Initiative, welche durch die anthropologischen Gesellschaften und ihre hervorragendsten Vertreter gegeben worden ist, allenthalben, und so auch hier zu Lande in lebhaftem Aufschwung begriffen und fördert Jahr für Jahr neue Bausteine zu Tage. Die naturwissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes hat jene Richtung eingeschlagen, welcher in allen Gebieten geistigen Schaffens die höchsten Erfolge zu danken sind, indem sie sich bemüht, die Gesetze der Entwicklung und Fortpflanzung körperlicher Eigenschaften und Merkmale zu erforschen. Aber auch die einige Zeit hindurch etwas hintangesetzte Ermittlung der somatischen Zustände in den jetzt lebenden Bevölkerungen wird in ihrer Bedeutung und Wichtigkeit mehr und mehr anerkannt und hat nicht unwesentliche Fortschritte zu verzeichnen. Gerade in diesem Punkte bleibt jedoch noch Manches zu bessern und zu regeln. Ich bin der Meinung, dass in dieser Hinsicht namentlich für Tirol Erspriessliches zu leisten wäre, wenn sich eine Zahl von Männern zu einer Spezialkommission vereinigen würde, welche in engem Anschluss an die anthropologischen Gesellschaften gewissermassen eine Zentralstelle für die somatologische Durchforschung des Landes bilden könnte. Eine solche würde gewiss geeignet sein, das allgemeine Interesse an dem Gegenstand im Lande zu wecken, Arbeiten einzelner Forscher anzuregen und zu fördern, diesen, soweit nöthig, eine einheitliche Richtung zu geben, ganz besonders aber die unentbehrliche Unterstützung derselben durch die staatlichen Behörden zu erwirken.

Vielleicht findet sich bald Gelegenheit, diesen Gedanken in privatem Kreise näher zu erörtern, ihn in konkrete Form zu bringen und so unserer Sache zu nützen.

I.

**Lichte Haut.**

(Schulkinder nach Schimmer.)

| Tirol: | Proz. |
|---|---|
| Brixen | 97,6 |
| Ampezzo | 97,2 |
| Lienz | 92,8 |
| Bruneck | 92,6 |
| Trient (Stadt) | 90,4 |
| Innsbruck (Stadt) | 88,1 |
| Meran | 86,8 |
| Reutte | 85,9 |
| Bozen (Stadt) | 84,1 |
| Imst | 80,9 |
| Kufstein | 80,7 |
| Kitzbühel | 79,3 |
| Landeck | 77,6 |
| Innsbruck (Land) | 77,2 |
| Schwaz | 74,6 |
| Bozen (Land) | 72,8 |
| Cavalese | 68,4 |
| Cles | 67,3 |
| Trient (Land) | 65,0 |
| Primiero | 64,9 |
| Roveredo (Land) | 64,1 |
| Tione | 63,2 |
| Borgo | 62,8 |
| Riva | 61,1 |
| Roveredo (Stadt) | 53,3 |

Mittel für Tirol 73,6 Proz.
Mittel für Deutschtirol 83,6 Proz.
Mittel für Wälschtirol 66,05 Proz.

| Vorarlberg: | |
|---|---|
| Feldkirch-Dornbirn | 88,9 |
| Bludenz-Montafon | 85,9 |
| Bregenz | 83,5 |

Mittel für Vorarlberg 86,1 Proz.
Mittel für ganz Tirol und Vorarlberg 80 Proz. lichte Haut.

Höchste Ziffern der *braunen Haut:*

| | | |
|---|---|---|
| Borgo und Tione | 37 | Proz. |
| Riva | 39 | „ |
| Stadt Roveredo | 46,6 | „ |

II.

**Lichte Haare.**

(Schulkinder nach Schimmer.)

| Tirol: | Proz. |
|---|---|
| Reutte | 52,4 |
| Lienz | 52,2 |
| Bruneck | 50,9 |
| Brixen | 48,8 |
| Kufstein | 48,3 |
| Ampezzo | 48,0 |
| Kitzbühel | 45,8 |
| Innsbruck (Stadt) | 45,0 |
| Landeck | 44,9 |
| Imst | 44,6 |
| Meran | 44,0 |
| Schwaz | 42,9 |
| Innsbruck (Land) | 40,4 |
| Bozen (Land) | 38,9 |
| Bozen (Stadt) | 38,0 |
| Trient (Land) | 35,9 |
| Cles | 35,5 |
| Borgo | 35,4 |
| Roveredo (Land) | 35,0 |
| Tione | 34,9 |
| Primiero | 34,8 |
| Cavalese | 32,9 |
| Trient (Stadt) | 31,0 |
| Riva | 27,8 |
| Roveredo | 26,2 |

Mittel für Tirol 39,5 Proz.
Mittel für Deutschtirol 45,7 Proz.
Mittel für Wälschtirol 32,9 Proz.

| Vorarlberg: | |
|---|---|
| Feldkirch-Dornbirn | 53,3 |
| Bregenz | 49,0 |
| Bludenz-Montafon | 48,8 |

Mittel für Vorarlberg 50,8 Proz.
Mittel für ganz Tirol und Vorarlberg 41,7 Proz. Lichthaarige.

III.

**Helle (blaue und graue) Augen.**

(Nach Schimmer.)

| Tirol: | Proz. |
|---|---|
| Kitzbühel | 71,4 |
| Reutte | 69,0 |
| Kufstein | 68,6 |
| Landeck | 66,3 |
| Lienz | 66,0 |
| Imst | 64,9 |
| Meran | 64,7 |
| Brixen | 64,5 |
| Trient (Land) | 64,2 |
| Primiero | 64,0 |
| Bruneck | 63,4 |
| Schwaz | 63,1 |
| Innsbruck (Land) | 62,7 |
| Riva | 62,6 |
| Cles | 62,4 |
| Roveredo (Land) | 62,1 |
| Tione | 60,9 |
| Bozen (Stadt) | 60,4 |
| Innsbruck (Stadt) | 59,0 |
| Bozen (Land) | 56,9 |
| Borgo | 56,6 |
| Cavalese | 54,9 |
| Ampezzo | 54,9 |
| Roveredo (Stadt) | 43,3 |
| Trient (Stadt) | 35,4 |

Mittel für Tirol 61,9 Proz.
Mittel für Deutschtirol 63,7 Proz.
Mittel für Wälschtirol 56,6 Proz.

| Vorarlberg: | |
|---|---|
| Feldkirch-Dornbirn | 59,7 |
| Bregenz | 57,7 |
| Bludenz-Montafon | 57,2 |

Mittel für Vorarlberg 58,4 Proz.
Mittel für ganz Tirol und Vorarlberg 60,6 Proz. Helläugige.

IV.

| Graue Augen. | Proz. | Blaue Augen. | Proz. | Differenz. Graue Augen Proz. |
|---|---|---|---|---|
| (Nach Schimmer.) | | | | |
| Kitzbühel | 46,0 | Landeck | 34,3 | 32,0 — 2,3 |
| Brixen | 42,9 | Reutte | 33,4 | 35,6 + 2,2 |
| Schwaz | 39,4 | Bozen (Stadt) | 31,4 | 29,0 — 2,4 |
| Innsbruck (Land) | 39,0 | Imst | 31,2 | 33,7 + 2,5 |
| Primiero | 38,7 | Kufstein | 31,1 | 37,5 + 6,4 |
| Ampezzo | 38,6 | Meran | 30,4 | 34,3 + 3,9 |
| Bruneck | 38,4 | Lienz | 30,0 | 36,0 + 6,0 |
| Cles | 38,1 | Riva | 28,6 | 34,0 + 5,4 |
| Kufstein | 37,5 | Trient (Land) | 28,0 | 36,1 + 8,1 |
| Innsbruck (Stadt) | 36,1 | Roveredo (Land) | 27,1 | 35,0 + 7,9 |
| Trient (Land) | 36,1 | Tione | 26,4 | 34,5 + 8,1 |
| Lienz | 36,0 | Kitzbühel | 25,4 | 46,0 + 20,6 |
| Reutte | 35,6 | Primiero | 25,3 | 38,7 + 13,4 |
| Roveredo (Land) | 35,0 | Bruneck | 25,0 | 38,4 + 13,4 |
| Tione | 34,5 | Cles | 24,4 | 38,1 + 13,7 |
| Meran | 34,3 | Innsbruck (Land) | 23,7 | 39,0 + 15,3 |
| Borgo | 34,2 | Schwaz | 23,7 | 39,4 + 15,7 |
| Riva | 34,0 | Bozen (Land) | 23,4 | 33,5 + 10,1 |
| Imst | 33,7 | Innsbruck (Stadt) | 22,9 | 36,1 + 13,2 |
| Bozen (Land) | 33,5 | Borgo | 22,5 | 34,2 + 11,7 |
| Cavalese | 32,6 | Cavalese | 22,2 | 32,6 + 10,4 |
| Landeck | 32,0 | Brixen | 21,6 | 42,9 + 21,3 |
| Bozen (Stadt) | 29,0 | Roveredo (Stadt) | 16,9 | 26,4 + 9,5 |
| Roveredo (Stadt) | 26,4 | Trient (Stadt) | 16,3 | 19,1 + 2,8 |
| Trient (Stadt) | 19,1 | Ampezzo | 16,3 | 38,6 + 22,3 |
| | | **Vorarlberg:** | | |
| Feldkirch | 39,4 | Bludenz | 21,4 | 38,5 + 17,1 |
| Bludenz | 38,5 | Bregenz | 21,1 | 33,4 + 12,2 |
| Bregenz | 33,4 | Feldkirch | 20,4 | 39,4 + 19,4 |

V.

**Vergleich der Stadtbezirke mit ihrer Umgebung.**

| | Lichte Haut Proz. | Lichtes Haar Proz. | Helle Augen Proz. |
|---|---|---|---|
| Trient Stadt | 90,4 | 31,0 | 35,4 |
| „ Land | 65,0 | 35,9 | 64,2 |
| Innsbruck Stadt | 88,1 | 45,0 | 59,0 |
| „ Land | 77,0 | 40,0 | 62,0 |
| Roveredo Stadt | 53,4 | 26,0 | 43,3 |
| „ Land | 64,1 | 35,0 | 62,0 |
| Bozen Stadt | 84,0 | 38,0 | 60,4 |
| „ Land | 72,8 | 38,9 | 56,9 |

**Schädelgruppen nach dem Längen-Breiten-Index.[1])**

**Tirol:**

| Laufende Zahl | Gruppe | Autor: H. = Holl T. = Tappeiner | Zahl der untersuchten Schädel | Zahl der untersuchten Köpfe | Hievon sind in Prozenten dolichocephal | mesocephal | brachycephal | hyperbrachycephal | brachy- u. hyperbrachycephal |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 | Stanzerthal | H. | 17 | — | 0,0 | 0,0 | 29,4 | 70,6 | 100,0 |
| 2 | Schnalserthal | T. | 28 | 51 | 0,0 | 4,0 | 29,1 | 66,9 | 96,0 |
| 3 | Ridnaunerthal | T. | 35 | 12 | 0,0 | 4,3 | 31,0 | 63,3 | 95,7 |
| 4 | Lermoos(Loisachthal) | T. | 21 | — | 0,0 | 4,8 | 38,1 | 57,1 | 95,2 |
| 5 | Passeierthal | T. | 4 | 162 | 0,0 | 4,8 | 50,0 | 44,6 | 94,6 |
| 6 | Martellthal | T. | 107 | 72 | 0,0 | 5,6 | 49,7 | 44,7 | 94,4 |
| 7 | Grödenthal | T. | 18 | 81 | 0,0 | 6,1 | 40,4 | 53,5 | 93,9 |
| 8 | Pfitscherthal | T. | 5 | 10 | 0,0 | 6,7 | 60,0 | 33,3 | 93,3 |
| 9 | Deutsch-Nonsberg | T. | 68 | 70 | 0,0 | 8,7 | 41,3 | 50,0 | 91,3 |
| 10 | Eisackthal | T. | 425 | 186 | 0,3 | 8,8 | 47,0 | 43,9 | 90,9 |
| 11 | Ahrenthal | H.u.T. | 151 | 32 | 0,5 | 8,7 | 41,1 | 49,7 | 90,8 |
| 12 | Lechthal | H.u.T. | 270 | 50 | 0,0 | 9,4 | 50,0 | 40,6 | 90,6 |
| 13 | Paznaunerthal | H. | 873 | — | 1,4 | 8,8 | 55,0 | 33,0 | 89,8 |
| 14 | Rienzthal (West-Pusterthal) | H.u.T. | 221 | 65 | 1,1 | 9,5 | 48,4 | 41,0 | 89,4 |
| 15 | Taufers (Münsterthal) | T. | 128 | 52 | 0,0 | 11,1 | 48,3 | 40,6 | 88,9 |
| 16 | Inneres Oetzthal | T. | 63 | 44 | 0,3 | 10,3 | 43,0 | 45,8 | 88,8 |
| 17 | Ultenthal u. Tisens | T. | 340 | 180 | 1,0 | 11,0 | 42,1 | 45,9 | 88,0 |
| 18 | Ober-Vintschgau | T. | 136 | 149 | 1,4 | 12,3 | 45,6 | 40,7 | 86,3 |
| 19 | Fassathal | T. | 278 | 118 | 0,0 | 14,1 | 48,5 | 37,4 | 85,9 |
| 20 | Gaderthal | T. | 16 | 32 | 0,0 | 14,6 | 39,6 | 45,8 | 85,4 |
| 21 | Drauthal (Ost-Pusterthal) | T. | 139 | 63 | 1,0 | 14,8 | 53,6 | 30,7 | 84,2 |
| 22 | Burggrafenamt | T. | 1003 | 253 | 0,8 | 15,3 | 46,0 | 37,9 | 83,9 |
| 23 | Stubaierthal | T. | 67 | — | 3,0 | 13,4 | 59,7 | 23,9 | 83,6 |
| 24 | Wildschönau | H. | 31 | — | 0,0 | 17,5 | 57,5 | 25,0 | 82,5 |
| 25 | Alpachthal | H. | 17 | — | 0,0 | 17,6 | 58,8 | 23,6 | 82,4 |
| 26 | Wippthal | H.u.T. | 93 | 23 | 2,6 | 16,4 | 50,8 | 30,2 | 81,0 |
| 27 | Ober-Innthal | T. | 549 | 283 | 1,2 | 18,0 | 45,0 | 35,8 | 80,8 |
| 28 | Unter-Innthal | T. | 387 | 100 | 1,4 | 18,1 | 49,1 | 31,4 | 80,5 |
| 29 | Neumarkt u. Truden (Mittleres Etschthal) | T. | 86 | 52 | 0,7 | 19,6 | 48,5 | 31,2 | 79,7 |
| 30 | Unter-Vintschgau | T. | 399 | 273 | 0,7 | 22,3 | 44,3 | 32,7 | 77,0 |
| 31 | Eggenthal m. Deutsch- u. Welschnofen | T. | 18 | 71 | 2,2 | 21,4 | 50,6 | 25,8 | 76,4 |
| 32 | Sarnthal u. Hafling | T. | 30 | 149 | 0,6 | 23,6 | 51,9 | 24,0 | 75,9 |
| 33 | Buchenstein | T. | 1 | 68 | 0,0 | 26,1 | 59,4 | 14,5 | 73,9 |
| 34 | Kalserthal | T. | 8 | 15 | 4,3 | 26,1 | 39,2 | 30,4 | 69,6 |
| 35 | *Valsugana* | T. | 276 | 163 | 3,2 | 29,4 | 51,7 | 15,7 | 67,4 |
| 36 | *Welsch-Nonsberg* und *Sulzberg* | T. | 8 | 131 | 2,9 | 30,9 | 51,1 | 15,1 | 66,2 |
| 37 | Defereggerthal | T. | — | 30 | 3,3 | 33,3 | 40,1 | 23,3 | 63,4 |
| 38 | *Judicarien* und *Rendena* | T. | — | 150 | 6,7 | 32,7 | 46,0 | 14,6 | 60,6 |
| 39 | Windisch-Matrei (Iselthal) | T. | — | 27 | 0,0 | 40,7 | 33,3 | 26,0 | 59,3 |
| 40 | Zillerthal | H. | 245 | — | 6,1 | 40,0 | 44,1 | 9,8 | 53,9 |
| 41 | *Mezzolombardo* und *Trient* (unt. Etschthal) | T. | — | 78 | 6,4 | 44,9 | 41,0 | 7,7 | 48,7 |
| 42 | *Fleimsthal* | T. | — | 78 | 3,8 | 51,3 | 42,3 | 2,6 | 44,9 |
| 43 | Tuxerthal | H. | 38 | — | 5,3 | 52,6 | 31,6 | 10,5 | 42,1 |
| 44 | Gerlosthal | H. | 13 | — | 0,0 | 61,5 | 38,5 | 0,0 | 38,5 |
| | | **Vorarlberg:** | | | | | | | |
| 1 | Bregenzerwald | H. | 125 | — | 0,0 | 4,8 | 58,4 | 36,8 | 95,2 |
| 2 | Walserthal | H. | 201 | — | 0,0 | 10,5 | 49,3 | 40,2 | 89,5 |
| 3 | Montafon u. Silberthal | H. | 18 | — | 0,0 | 11,1 | 55,6 | 33,3 | 88,9 |
| 4 | Rheinthal | H. | 512 | — | 1,1 | 16,6 | 48,8 | 33,5 | 82,3 |
| 5 | Illthal | H. | 51 | — | 2,0 | 15,7 | 54,9 | 27,4 | 82,3 |

1) Gewöhnlicher Druck: Deutschtiroler.
Gesperrter Druck: Ladiner.
Cursiver Druck: Wälschtiroler.

Herr Professor Dr. **von Wieser: Die wichtigsten Ergebnisse der Urgeschichtsforschung in Tirol.** (s. unten.)

Vorsitzender Herr **R. Virchow**-Berlin:

Gestatten Sie, dass ich für das, was wir eben gehört haben, noch einmal mit ausdrücklichen Worten den Dank dem Herrn Redner gegenüber ausdrücke. Das Wichtigste, was uns hieher leitete, sind die Lehren, welche wir hier zu empfangen haben. Diejenigen von Ihnen, welche das Museum angesehen haben, werden sich überzeugt haben, welche Schätze sich darin finden und wie sehr die neue Leitung dazu beigetragen hat, diese Schätze erkennbar zu machen. Viele von uns sind früher darin gewesen und haben hie und da ein merkwürdiges Stück gesehen, aber gestern erst bin ich selber in die Lage gekommen, mir von dem Reichthum ein Bild zu machen, der dort aufgehäuft ist, und ich bin zu einem besseren Verständniss desselben gelangt. Es handelt sich dabei zum Theil um eine Reihe der wichtigsten neuen Funde; ich hoffe, dass es nicht die letzten sein werden und ein günstiges Geschick den Tiroler Forschern gestatten wird, noch eine grosse Reihe weiterer schöner Funde zu machen. —

## Zweite gemeinschaftliche Sitzung.

**Inhalt:** Eröffnung durch Freiherrn von Andrian. — Much: Vorlegung der von der k. k. Zentralkommission herausgegebenen prähistorischen Wandtafeln. Dazu Virchow. — J. Szombathy: Bemerkungen über den gegenwärtigen Stand der prähistorischen Forschung in Oesterreich. Dazu Virchow, Much, Szombathy, Virchow. — C. von Marchesetti: Ueber die Herkunft der gerippten Bronzecisten. — M. Hoernes: Zur Chronologie der Gräber von Santa Lucia. — F. von Luschan: Ueber orientalische Fibeln. — B. Reber: Vorhistorische Sculpturstein der Schweiz und speziell diejenigen des Kantons Wallis. Dazu Virchow, von den Steinen, von Luschan, Much, Schoetensack, Much, Virchow, Reber, Schötensack, Virchow, H. Hildebrand, Virchow. — Löbisch: Die Ernährungsfragen in ihrer anthropologisch-ethnologischen Bedeutung. Dazu Palacky. — Ferdinand Kaltenegger: Die geschichtliche Entwickelung der Rinderrassen. — Palacky: Zur Frage nach dem Alter des Menschengeschlechts.

Vorsitzender Freiherr **von Andrian** eröffnet die Sitzung.

Herr k. k. Conservator Dr. jur. **M. Much**-Wien:

Der geehrte Herr Vorsitzende hatte die Güte, gestern ein Begrüssungstelegramm der kais. Zentral-Kommission für Kunst- und historische Denkmale zur Kenntniss zu bringen; seither ist an mich, als eines ihrer Mitglieder der Auftrag gekommen, dies nun auch mündlich zu thun, den ich hiemit erfülle.

Ein grosser Theil der Aufgaben ist ja den anthropologischen Gesellschaften und der Zentral-Kommission gemeinsam. Ihrer I. Sektion ist die Erforschung und Erhaltung der Denkmale aus der prähistorischen Zeit und aus der Zeit der Römerherrschaft zugewiesen. Der II. Sektion obliegt die Pflege der Kunst- und historischen Denkmale des Mittelalters und der Neuzeit; aber auch da noch finden sich zahlreiche Berührungspunkte in unserer gemeinsamen Arbeit. Wie der verehrte Herr Vorsitzende gestern ausgeführt hat, schliesst die prähistorische Zeit für uns keineswegs mit einem scharfen Schnitte ab, verdeckte Fäden führen uns in historische Zeitalter, ja bis in die Gegenwart herein. Wenn wir z. B. heute Hausmarken und Steinmetzzeichen sammeln, Todtenläden, Sühnkreuze, Bauernhäuser und ihr alterthümliches Geräth u. s. w. aufsuchen, so treffen wir auch da wieder zusammen, wenn auch mitunter von einem verschiedenen Beweggrunde dahin geleitet.

Sie werden daher die Sympathie begreiflich finden, die Ihnen die kaiserliche Zentral-Kommission entgegenbringt. Indem ich Sie also in ihrem Namen herzlich begrüsse und zu Ihren Erfolgen beglückwünsche, darf ich noch beifügen, dass unsere Institution auch auf einem anderen Wege thätig ist, die gemeinsamen Aufgaben zu fördern. Da sie der Regierung nahe steht, so ist es ihr gelungen, so manche Anordnung zum Schutze der prähistorischen Alterthümer zu erwirken. Aller Voraussicht nach wird das hohe Unterrichtsministerium im kommenden Herbste eine besondere Kommission zur Vorberathung von weiteren und zwar umfassenden Verordnungen und Gesetzen zum Schutze der Denkmäler aller Art einberufen. Zu diesem Zwecke hat die Zentral-Kommission eine Reihe von Vorschlägen mit ihren Motiven dem h. Ministerium vorgelegt, und da auch Delegirte der Zentral-Kommission an jenen Berathungen theilnehmen werden, so können Sie, geehrte Anwesende, überzeugt sein, dass wir bei diesem Anlasse auch den Schutz prähistorischer Alterthümer und insbesondere eine Erleichterung der berufsmässigen Ausgrabungsthätigkeit mit aller Kraft anstreben werden.

Die Zentral-Kommission versäumt auch sonst keine Gelegenheit, im Sinne der urgeschichtlichen Forschung zu wirken. Ein solches gelegentliches Mittel war der bei unserer ersten gemeinsamen Versammlung vorgelegte prähistorische Atlas; heute bin ich in der Lage, Ihnen eine prähistorische Wandtafel für den Gebrauch an Volks- und Mittelschulen und insbesondere an Lehrerbildungsanstalten vorlegen zu können.

Schon vor längerer Zeit wurde die bekannte prähistorische Wandtafel des Freiherrn von Tröltsch vom hohen Unterrichtsministerium der Zentral-Kommission zur Begutachtung mit der Frage zugewiesen, inwiefern sie für die österreichischen Länder Verwendung finden könne.

Ueber die Erspriesslichkeit einer solchen Wandtafel kann kein Zweifel obwalten, fraglich blieb nur, ob das Werk des Freiherrn von Tröltsch unverändert auch für unsere Schulen übernommen werden könne, oder ob ein neues, unseren besonderen Verhältnissen entsprechendes Werk herzustellen sei.

Die unveränderte Uebernahme erwies sich nach eingehender Erwägung aller Umstände als nicht durchführbar. Die an sich höchst verdienstvolle Tafel des Freiherrn von Tröltsch, die man schon desshalb dankbar begrüssen musste, weil sie die erste Verwirklichung eines guten Gedankens war, ist doch zu sehr ein Kind des Landes, aus dem sie hervorgegangen war. Die Verhältnisse in dem kleinen Gebiete Württembergs sind viel einheitlicher als jene in den weiten Ländern Oesterreichs, die, so nahe sie in vieler Beziehung stehen, doch auch manches Abweichende zeigen.

So sind auf der Tafel des Freiherrn von Tröltsch die Funde der beiden grossen Abtheilungen der Steinzeit, die in mehreren unserer Provinzen in so reichem Maasse vertreten sind, nur in bescheidener Zahl und daher für unsere Verhältnisse in ungenügender Weise zur Darstellung gebracht. Auch die Hallstatt-Periode schien bei uns eine grössere Berücksichtigung zu erheischen. Andererseits tritt bei uns — bis jetzt wenigstens — die fränkisch-merowingische Zeit nicht so kräftig hervor, dagegen müssen wir auch den Resten der frühslavischen Zeit gerecht werden.

Dazu kam endlich der Umstand, dass von den auf der Tafel abgebildeten Gegenständen nicht ein einziger in Oesterreich selbst gefunden worden ist, was trotz der unleugbaren typischen Verwandtschaft der beiderseitigen Funde bei dem an sich natürlichen, durch unsere schwierigen politischen Verhältnisse erhöhten Selbstgefühle der verschiedenen Provinzen unseres Staates immerhin auch ein nicht zu übersehender Uebelstand gewesen ist.

Aehnliche Erwägungen mochten massgebend sein, als man im deutschen Reiche zunächst eine eigene prähistorische Wandtafel für die Provinz Hannover, eine andere für Westpreussen in Aussicht nahm, denen wahrscheinlich weitere folgen werden.

Hatte man aber einmal den Entschluss gefasst, eine neue Tafel herauszugeben, dann musste man bestrebt sein, etwas recht Tüchtiges zu schaffen, da man ja schon einen durch einen Vorgänger eröffneten Weg vor sich hatte. Ich möchte daher die Erwägungen, die mich bei dem Entwurfe der neuen Tafel geleitet haben, kurz darlegen.

Da die Tafel ihre Bestimmung als Wandtafel zu erfüllen hat, so schien mir der von Freiherrn von Tröltsch oben und an den Seiten angebrachte Text, insbesondere für jüngere Personen, kaum mehr lesbar, wesshalb ich mich entschloss, die kurze Uebersicht der vorgeschichtlichen Kulturentwicklung und die Verhaltungsregeln nicht in die Tafel selbst aufzunehmen, und mich auf die Anfügung der Figurenerklärung an ihrem Fusse, wo sie noch lesbar ist, zu beschränken. Der hiedurch gewonnene Raum konnte nun, ohne dass also die Tafel vergrössert werden musste, zu einer umfassenderen Berücksichtigung der beiden Steinzeitalter und zu einer gesonderten Darstellung der Perioden der vorgeschichtlichen Metallzeit, welche von Freiherrn von Tröltsch nicht durchgeführt wurde, verwendet werden.

Die kurze Uebersicht über die vor- und frühgeschichtlichen Kulturperioden und die Verhaltungsregeln werden auf einem eigenen Blatte dem Lehrer, für den sie ja doch bestimmt sind, in die Hand gegeben.

Was die Frage der Auswahl der darzustellenden Gegenstände betrifft, so machte ich mir zur Regel, nicht etwa selten vorkommende Stücke, und wären sie durch ihre Erscheinung noch so auffallend, sondern gerade die am häufigsten zu Tage tretenden Funde aufzunehmen, weil der Charakter der Zeit nicht durch irgend eine besondere Seltenheit, sondern durch das, was oftmals und überall vorkommt, bestimmt wird, und weil es sich doch darum handelt, die Jugend mit eben jenen Dingen bekannt zu machen, die ihr ein wahres Bild des jeweiligen Kulturzustandes geben.

Dagegen war ich wohl bemüht, auf neu auftretende Erscheinungen Bedacht zu nehmen, soferne sie neue Kulturerrungenschaften, eine neue Technik oder sonstige Merkmale, wodurch sich das eine Zeitalter von dem früheren unterscheidet, zur Anschauung zu bringen.

In Betreff des Massstabes habe ich verschiedene Meinungen vernommen. In Hannover — wenn ich nicht irre — hat man die Darstellung in natürlicher Grösse und daher drei Tafeln beansprucht. Dass hiefür auch die doppelte Zahl nicht ausreichen würde, geht daraus hervor, dass z. B. schon eines unserer schönen Gefässe aus der Hallstattzeit eine Tafel für sich ausfüllen würde. Ebensowenig lässt sich ein einheitlicher Massstab anwenden, da ganz kleine Gegenstände die Darstellung in natürlicher oder nahezu natürlicher Grösse erfordern und damit auch alle anderen nach diesem Masse dargestellt werden müssten.

Freiherr von Tröltsch wendete einen gemischten Massstab an, wie ihn die jeweilige Grösse des Gegenstandes erforderte, und ich bin diesem Beispiele ohne Bedenken gefolgt. Das Kind gewöhnt sich schon durch seine Bilderfibel, in verschiedenem Mass verkleinerte Gegenstände auf die richtige Grösse zurückzuführen, und weiss ganz gut, wie gross z. B. der darin abgebildete Topf in Wirklichkeit ist. Gerade diese Vertrautheit mit den Gefässen ermöglicht es mir auch, diese in Gruppen, doch so zusammenzustellen, dass ihre Form noch immer kenntlich blieb, wodurch ich mir Gelegenheit schaffte, eine viel grössere Zahl zur Darstellung zu bringen.

Wesentlich gefördert wurde das Werk dadurch, dass es gelang, den Maler Ludwig Hans Fischer, der sich selbst mit Urgeschichte befasst und einigen der geehrten Anwesenden durch seinen Vortrag über indischen Schmuck bei der gemeinsamen Versammlung in Wien und durch seinen Bericht über die Mammuthstation in Willendorf in Erinnerung sein dürfte, dafür zu gewinnen. Ich glaube, dass Sie mir beistimmen werden, wenn ich seinen Antheil am Werke als vollkommen gelungen bezeichne. Für den Entwurf der Tafel, die Auswahl und Anordnung der Gegenstände und für den Text bin ich allein verantwortlich.

Herr **R. Virchow:**

In Bezug auf die Vorgänge in unserem Vaterlande will ich nur bemerken, dass die Verhandlungen in Hannover sich wesentlich bezogen auf eine Anordnung unseres Unterrichtsministers, der für sämmtliche Provinzen derartige Tafeln angeordnet hatte. Leider war diese Anordnung nicht soweit ins Einzelne ausgearbeitet, dass ein gleichmässiges Verfahren stattgefunden hätte, und wir mussten leider in Hannover konstatiren, dass neben einander ganz verschiedenartige Behandlungen und zum Theil auch Bezeichnungen sich vorfanden. Das war unsere Hauptklage, und nicht sowohl die Grösse der Darstellungen, die wir den einzelnen Provinzen, wie dem Herrn Minister ganz überlassen wollten. Aber es schien uns absolut nothwendig zu sein, dass überall eine gleichmässige Auswahl stattfinde und dass auch Bezeichnungen derselben Art gewählt würden. Ich weiss nicht, ob seitdem eine Aenderung eingetreten ist. Die Einleitung zu solchen Aufstellungen ist, soviel ich weiss, in allen preussischen Provinzen erfolgt. Ich muss dabei allerdings anführen, dass der Gegensatz der preussischen Provinzen in Bezug auf Prähistorie doch noch grösser ist, als es in Oesterreich-Ungarn der Fall ist. Wir haben ja viele Provinzen, in denen die Römer niemals geherrscht haben, also irgend etwas, was auf römischen Einfluss zurückgeht, nur auf dem Importwege hereingekommen sein kann. Dann haben wir grosse Abschnitte des Landes, wo die Feuersteinkultur eine sehr geringe Entwicklung erreicht hat, also von untergeordneter Bedeutung ist, während es andere gibt, welche gerade in dieser Beziehung eine so bedeutende Stellung einnehmen, dass es merkwürdig wäre, wenn die Steinzeit auf den Tafeln nicht in hervorragender Weise vertreten würde. Daher müssen wir provinzielle Ungleichmässigkeit für ganz nothwendig halten, und es ist dem Forscherthum mit Recht eine gewisse Freiheit gewahrt. Es müsste aber allerdings überall eine gleichmässige Terminologie und auch eine entsprechende Auswahl der Gegenstände stattfinden. Darüber wird es später vielleicht zu einer internationalen Verständigung kommen.

Herr k. und k. Custos **Szombathy**-Wien:

**Bemerkungen über den gegenwärtigen Stand der prähistorischen Forschung in Oesterreich.**

Die Deutsche anthropologische Gesellschaft hat das Glück, für ihre Jubiläumsversammlung, an der wir Wiener hier theilnehmen, nicht nur den äusseren Anlass des erreichten fünfundzwanzigsten Lebensjahres, sondern auch eine tiefe, innere Berechtigung zu besitzen. Unseren beiden Gesellschaften war es beschieden, mit ihrer intensiven Arbeit die Kinder- und Lehrjahre der anthropologischen Wissenschaft schützend, nährend und mächtig fördernd zu begleiten.

Wir können jetzt sagen, dass diese Anfangsperiode unserer Wissenschaft zu Ende geht; denn gleichzeitig mit der Ausgestaltung und inneren Festigung unserer

Disziplinen verallgemeinert sich die Anerkennung ihrer Ebenbürtigkeit mit den verwandten älteren Wissenschaften. Gerade bei uns in Oesterreich hat ja diese Anerkennung sehr lange auf sich warten lassen. Sie ist zwar an unseren Universitäten von Wien und Prag bezüglich der Einräumung von Lehrkanzeln für die prähistorische Archäologie noch immer nicht über die erste Stufe (der Privatdocenturen) hinaus gekommen, aber sie ist doch schon da.

Die schönste und erfreulichste Illustration zu dem Antheile, welchen unsere anthropologischen Gesellschaften an den in unserer Wissenschaft zu verzeichnenden Erfolgen haben, erblicke ich darin, dass die verdienstvollsten von jenen Männern, welche an der Wiege der beiden Gesellschaften standen, nunmehr obenan sitzen in unserer Festversammlung.

Um die Fortschritte der letzten fünfundzwanzig Jahre richtig schätzen zu können, dürfen wir nicht unberücksichtigt lassen, dass der frühere Stand der Kenntnisse bereits ein sehr beachtenswerther war. Einige der wichtigsten Grundsteine der Prähistorie waren damals schon gefunden und entsprechend anerkannt. Z. B. das diluviale Alter des Menschengeschlechtes, die Aufeinanderfolge von Stein-, Bronze- und Eisenkultur, die Pfahlbauten der Schweiz und der Formenschatz, sowie die Zeitstellung der mitteleuropäischen Hallstatt-Kultur. An manchem dieser Grundsteine ist ja tüchtig gerüttelt worden und (von kleineren Gegenströmen ganz abzusehen) beispielsweise ein paarmal, unter Hostmann's Vorantritt und durch andere, die Priorität der Bronze vor dem Eisen, ein andermal durch Hochstetter (mit einem bescheidenen Antheil von mir) die Abhängigkeit unserer Hallstattkultur vom Süden und zuletzt durch Steenstrup die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuth in unseren Gegenden angefochten worden. Auch Uebertreibungen, wie die mit der Canstatt- und Neanderthaler-Rasse und selbst Fälschungen, wie z. B. die famose Hornperiode der Westschweiz galt es zu bekämpfen. Aber die dadurch angeregte eingehendere Untersuchung der strittigen Fragen und die durch allseitige Erweiterung unserer Detailkenntnisse vermehrte Sicherheit des Urtheils führten zur Klärung unseres Wissens und meist zurück zur Anerkennung der bestrittenen Fundamentalpunkte. Die Deutsche anthropologische Gesellschaft hat diesen Strömungen stets das lebhafteste Interesse und vollkommen objektive Diskussion gewidmet. Hand in Hand mit den kritischen Erörterungen wurde von allen Seiten an der Vermehrung gut beobachteten Fundmaterials gearbeitet. Und da muss ich doch, um dem angewendeten Bilde treu zu bleiben, sagen, dass die Grundsteine, wenn sie auch dieselben blieben, im Laufe der 25 Jahre ihren Platz verändert haben, denn dieser muss ja dem Bedürfnisse des auf sie gegründeten Lehrgebäudes angepasst sein und dieses Gebäude, dessen Grundriss anfangs so einfach schien, entwickelt sich nun vor unseren Augen in einer von Jahr zu Jahr sich steigernden Complication.

Das Präsidium der Wiener anthropologischen Gesellschaft, dessen speciellen Wunsch ich hier zu erfüllen bestrebt bin, konnte nicht die Absicht haben, eine Darlegung über die einzelnen Stufen unserer Fortschritte und über den Gesammtstand unseres heutigen prähistorischen Wissens in den engen Rahmen dieses Vortrages zu pressen. Ich gedenke daher im Folgenden nur für jene wenigen Theilnehmer unserer Versammlung, welche der Urgeschichtsforschung etwas ferner stehen, einige uns Oesterreicher speziell angehende Punkte flüchtig zu beleuchten.

Um in chronologischer Folge zu beginnen, will ich erwähnen, dass Oesterreich-Ungarn meines Wissens noch keinen namhaften Beitrag zur Frage des tertiären Menschen geliefert hat. In diesem Kampfe sind wir bis zur Stunde Zuschauer und ich darf wohl sagen skeptische Zuschauer geblieben.

Hingegen verdankt das Kapitel über den diluvialen Menschen dem österreichischen Fundgebiete bedeutende Beiträge. Die wichtigsten Lokalitäten liegen im Löss Mährens und des linken Donauufers in Niederösterreich, sowie in den mährischen Höhlen, also durchwegs in Strichen, welche von der letzten grossen Vergletscherung Europa's nicht berührt wurden. In den von der Vergletscherung betroffenen Gebieten, wie in den Höhlen von Peggau in Steiermark und am Dachstein hat man wohl Reste von Ursus spelaeus und anderen diluvialen Thieren, aber nichts vom Menschen gefunden.

Ich gedachte bereits des allgemein bekannten Angriffes, welchen Japetus Steenstrup vor fünf Jahren nach einem mit vorgefasster Meinung unternommenen Besuche der reichen Fundstelle von Předmost bei Prerau auf die Gleichalterigkeit der Lössmenschen mit den diluvialen Thieren unserer Gegenden machte. Das grosse Ansehen des greisen Forschers und die Ausführlichkeit seiner Darlegungen verfehlten nicht die starke Wirkung. Allein ich glaube sagen zu dürfen, dass seine Zweifel theils durch die von ihnen veranlassten neueren, genauen Lokalstudien, theils durch die an seinen Sätzen geübte Kritik wieder vollkommen zerstört sind, wenn auch einige Nebenfragen (z. B. über die engeren Ursachen der an verschiedenen Fundorten beobachteten Zusammenhäufung von Mammuth-Stosszähnen) nach wie vor unbeantwortet bleiben. Die zwei Vorträge, welche unser Programm über diese interessante Controverse verspricht, werden sich sicher im Sinne meiner Auffassung ergehen.

Bemerkenswürdiger als dieser Streit sind die durch grossartige Ausgrabungen an den verschiedenen Punkten gewonnenen Einzelresultate, welche alle zum Ausbaue unseres Wissens nach der einen, seit Poucher de Perthes angenommenen Richtung zusammenstimmen. Wenn wir den Versuch machen, unsere Funde den französischen gegenüberzustellen und mit den bekannten Stufen Gabriel de Mortillet's zu vergleichen, so können wir für die drei unteren Stufen des Chelléen, Moustérien und Solutréen eigentlich nur eine entsprechende Faune aus den Felsspalten von Zuzlawitz im Böhmerwalde und aus anderen Höhlen namhaft machen. Erzeugnisse des Menschen fehlen uns zu dieser Gegenüberstellung. Hingegen ist die Schichte des Magdalénien (und meiner Ansicht nach auch Solutréen) durch die reichen Funde aus dem Löss von Předmost, Joslowitz, Stillfried, Gösing, Willendorf, Aggsbach u. s. w., ferner aus einigen mährischen Höhlen (Slouper Höhle, Žitný-Höhle) bei uns glänzend vertreten. Von besonderem Interesse ist aber, dass wir ausgezeichnete, grosse Höhlenfunde besitzen (Gudenus-Höhle bei Krems, Mokrauer Höhle, Höhlen von Ojczów bei Krakau), welche mit ihren Rennthierresten und ihren zum Theil recht gut entwickelten Artefakten den von Mortillet zwischen dem paläolithischen Magdalénien und dem neolithischen Robenhausien konstatirten Hyatus ausfüllen.

Zur Gliederung der neolithischen Periode haben unsere Funde bisher wenig beigetragen, obwohl das aufgesammelte Material einen ganz gehörigen Umfang besitzt. Vielleicht fehlte nur der nöthige Muth,

um unter den verschiedenartigen Funden feste Stufen zu unterscheiden. Als Materialien für eine unterste Stufe bieten sich wohl die längst bekannten Funde aus der Vypustekhöhle in Mähren mit ihren bombenförmigen Gefässen, eine Schichte in den Krakauer Höhlen und verschiedene Karstfunde dar. Diese Schichte wäre eines zusammenfassenden Studiums besonders würdig. Bei den der voll entwickelten jüngeren Steinzeit unserer Länder angehörigen Funden können wir zunächst die in Mitteldeutschland so wohl studirte geographische Grenze zwischen der bandverzierten und der schnurverzierten Keramik ziemlich genau beobachten. Sie geht in west-östlicher Richtung mitten durch Oesterreich-Ungarn. Im nördlichen Gebiete, an welchem besonders Böhmen, Mähren, Schlesien und Galizien (wahrscheinlich auch Nordungarn) betheiligt sind, finden wir die Schnurkeramik am besten in Skelet-gräbern mit geknickter Leichenlage (sogen. liegende Hocker) vertreten. Auch bezüglich der Gefässformen ist die Anlehnung an die typischen Vorkommen deutlich. Wir haben besonders den geschweiften Becher, die flache Schüssel mit kleinem Henkel und die bauchige Vase mit verengtem Halstheil und kleinen Henkeln. In den Nordkarpathenländern sind auch die Formenstufen des Flintbeiles, welche Montelius für die nordische jüngere Steinzeit aufstellte, vollzählig entwickelt. Im südlichen Gebiete haben wir dann verschiedene lokale Ausbildungen der Bandkeramik: Die Pfahlbauten des Salzkammergutes und des Laibacher Moores, Werkstättenfunde und Ansiedelungen auf festem Boden von den oberen Donaugegenden an bis Siebenbürgen und bis zu den ältesten Castellieren Istriens, Dalmatiens und Bosniens und dem unübertroffenen Reichthume von Butmir bei Sarajevo.

In diesem südlichen Gebiete sind die Spuren fröhlichen Kulturfortschrittes am Ende der neolithischen Periode deutlich zu verfolgen. In den Pfahlbauten des Salzkammergutes zeigen vereinzelte kleine Kupfer- und Bronzegegenstände, sowie thönerne Gusslöffel u. dgl., dass diese Wohnstätten nicht nur den Beginn der Metallzeit erlebt, sondern dass sich ihre Bewohner auch selbstthätig der neuen Substanz zur Erzeugung kleinerer Geräthe bemächtigt hatten. Es sind auch alte Kupferbergwerke mit hauptsächlich neolithischem Inventar nachgewiesen. Viele Funde auf dem flachen Lande legen ebenfalls Zeugniss für diese Fortentwicklung ab und selbst in dem eben genannten Butmir, welches noch kein Metallfundstück geliefert hat, zeigt ein Theil der Thonwaaren Charaktere, welche ich auf nähere Beziehungen zu metallverarbeitenden Ländern zurückführen zu müssen glaube.

Diese jüngste Stufe der neolithischen Periode hat bekanntlich Herrn Dr. Much das Material zu seiner Kupferperiode geliefert. Seinen sorgfältigen Studien verdanken wir ein ausgezeichnetes Werk über die Kupferzeit, aber ich kann auf dieses Buch wohl den Satz „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande" anwenden. Meine und meiner nächsten Fachkollegen Meinung geht dahin, dass der Kupferzeit nur die Eigenschaft einer Uebergangsstufe zukommt. Der Charakter und die Menge der bekannten Kupferfunde laden nicht dazu ein, die ihnen von Dr. Much dem Zeitraume und der kulturellen Bedeutung nach zugeschriebene grosse Rolle anzuerkennen. Insbesondere scheint mir, dass gewisse Kupferobjekte, wie die grossen Aexte mit Stielloch, welche unter den ungarischen Kupferfunden eine so grosse Rolle spielen, nicht dem älteren, auf echte neolithische Muster zurückführbaren Formenkreise zuzurechnen sind.

Diese frühzeitige Weiterentwicklung der neolithischen Kultur ist in Galizien und den nordöstlich sich anschliessenden Gebieten nicht zu beobachten. Dort scheint die neolithische Kultur zu einem Dauertypus geworden zu sein, welcher die Kupferstufe und die Bronzezeit unberührt überdauerte, bis er bei einer feinen, hellbraunen Thonwaare, die mit schwarzen und rothen Spiraloidornamenten bemalt ist, anlangte. Diese charakteristischen Gefässe scheinen mit importirten Bronzen der Hallstattperiode gleichzeitig zu sein. Ihre Technik erinnert auch vollständig an die der bemalten Gefässe Schlesiens.

Mit der Erforschung unserer eigentlichen Bronzezeit sind wir sozusagen auch noch im Rückstande. Ich glaube es theilweise dem blossen Zufalle zuschreiben zu dürfen, dass in Oesterreich bisher eine so geringe Zahl von Funden aus dieser Periode an das Tageslicht gekommen sind. Manche Gegenden, wie z. B. die ganze Alpenregion, sind jedoch so arm an Bronzezeitfunden, dass wir schon nach besonderen Gründen für diese Erscheinung suchen müssen. In die Sammlungen haben mit Ausnahme der im Ferdinandeum aufbewahrten wichtigen Funde die Ostalpen fast nur als Einzeln- oder Depotfunde aufzufassende ältere Bronzen geliefert. Ausserhalb dieses Gebirges steht die Sache jedoch besser. Ich glaube da folgende räumliche und zeitliche Gruppirung vornehmen zu können:

Nördlich der Alpen können heute im westlichen Theile der Monarchie mit Hilfe von Gräberfunden drei Bronzezeitstufen unterschieden werden. Die vorhandenen Depot- und Einzelnfunde lassen sich willig in diese Eintheilung einreihen.

Die älteste, an die neolithische Periode sich anschliessende Schichte ist vertreten durch Flachgräber mit geknickt liegenden Skeleten, welche in Niederösterreich, Mittel- und Nordböhmen und Mähren in grosser Zahl beobachtet worden sind. Die Skelete zeigen uns einen dolichocephalen, aber kleinen, gracilen Menschenschlag. Durch die charakteristischen Schleifen- oder Nobbenringe aus Draht, durch Flachbeile und einfache Messer ist auch eine Parallelstellung mit den bayerischen und norddeutschen Schichten ermöglicht. In Nordböhmen erscheinen als Leitbronzen mittelgrosse Gewandnadeln mit umgekehrt kegelförmigem Kopfe, auf dessen Endfläche ein Oehr sitzt. In der Donaugegend erscheint die ganz einfache Terramarafibula. Die hieher gehörigen Thonwaaren haben eine ziemlich feine Mache. Zu den charakteristischen Formen gehören kleine, scharf profilirte Henkeltöpfe von dunkelbrauner Farbe.

Als mittlere Bronzezeitschichte erscheinen mir Brandgräber, welche z. B. in Gemeinlebarn am rechten Donauufer sich unmittelbar an die vorige Stufe anschliessen. In ihnen kommen mannigfaltige, zum Theil graphitirte Gefässe und die zweitheilige nordische Fibula mit blattförmigem Bügel und kleinen Endspiralen vor. Von den Grabhügeln des südwestlichen Böhmens scheint eine Anzahl dieser Stufe anzugehören.

Die dritte Stufe findet sich in Niederösterreich und im südwestlichen Böhmen in Grabhügeln, deren Bronzen in vielen Stücken an die ungarischen Formen erinnern.

In den südlich der Alpen gelegenen Fundstellen und in Ungarn weiss ich nur zwei Stufen dieser eigentlichen Bronzezeit zu unterscheiden. Die ältere ist die Terramarenstufe, welche ihre Vertretung sowohl in den älteren Pfahlbaufunden von Peschiera, wie in den terramaraähnlichen Ansiedelungshügeln der ungarischen Ebene hat. Die obere ist hauptsächlich durch Massen-

funde aus Ungarn, welche Aehnlichkeiten mit der dritten österreichischen Stufe aufweisen, aber auch durch die jüngeren Formen von Peschiera vertreten.

Die ältere Eisenzeit, zu welcher wir ja den eponymen Fundort Hallstatt besitzen, bildet bekanntlich den Stolz unserer Sammlungen. Sie liefert uns von allen prähistorischen Epochen das reichhaltigste und schönste Fundmaterial. Diese Reichhaltigkeit gab eben vor 12 Jahren den Anstoss dazu, in unseren Gegenden ein Centrum und in gewissen Beziehungen den Ausgangspunkt für die Hallstatt-Kultur zu suchen; aber, wie bereits erwähnt, hat die Erweiterung und Vertiefung unserer Kenntniss der einschlägigen Funde längst aufgezehrt, was von diesen Ansichten einseitig war.

In der Entwicklung unserer Ersten Eisenzeit sind drei Abschnitte festzustellen: eine schmale Uebergangsstufe und dann die zwei Hauptabtheilungen der eigentlichen Hallstattperiode. Es ist vielleicht nicht überflüssig, gerade hier daran zu erinnern, dass solche Abtheilungen niemals als gleichartige untergeordnete Theile eines wohlgerundeten Ganzen aufzufassen sind, sondern dass sie sowohl nach ihrer räumlichen Ausdehnung als auch in ihren Beziehungen zu den Nachbarländern von einander verschieden sind.

So ist z. B. die älteste oder Uebergangsstufe, welche durch die Brandgräberfelder von Maria Rast in Steiermark, sowie von Hadersdorf am Kamp und Stillfried in Niederösterreich repräsentirt wird, wegen ihrer engeren Beziehungen zum ungarischen Fundgebiete bemerkenswerth. In den metallarmen Gräbern dieser Stufe erscheint nicht selten die eingliederige ältere Ungarfibula mit langer, einseitiger Nadelspiralrolle; jedoch nicht blos aus Bronze, sondern manchmal, z. B. in dem Urnenfelde von Obřan bei Brünn in Mähren, auch aus Eisen. Durch diese Fibel ist meiner Meinung nach eine weitere Stufe der ungarischen Bronzezeit, nämlich die dritte, die sich so wie die älteren Stufen eines bedeutenden Bronzereichthums erfreut, charakterisirt und dem Anfange unserer Eisenzeit gleichgestellt. Für die folgenden zwei Kulturstufen liegen so enge Beziehungen zu Ungarn nicht zu Tage.

Unter den Fundorten, welche die eigentliche Hallstattperiode bei uns vertreten, sind gerade die grössten und berühmtesten, wie Hallstatt, Watsch und St. Lucia, am wenigsten für das Detailstudium bestimmend, da in ihnen zufolge der Jahrhunderte langen Benützung auf beschränktem Raume die älteren und jüngeren Gräber vielfach unter einander gemengt sind. In diese grossen Fundmassen muss eine Alterstrennung erst hineingetragen werden. Bessere Anhaltspunkte gewähren in dieser Beziehung kleinere Nekropolen wie z. B. St. Michael in Krain, wo sich die Gräber der älteren Hallstattstufe mit Bogenfibeln und die der jüngeren mit Certosafibeln auf verschiedenen einander benachbarten Feldtheilen fanden. Hier ist die Analogie mit dem oberitalischen Fundgebiete schlagend. Je weiter wir uns von dem Golfe von Triest entfernen, desto stärker machen sich neben den typischen Formen lokale Eigenthümlichkeiten geltend und doch können wir in Niederösterreich ebenso wie in Mähren und Böhmen oder in Bosnien und der Hercegovina die Funde auf die zwei verschiedenen Altersstufen zurückführen. In Niederösterreich sind z. B. die jüngst in Angriff genommenen Tumuli auf der Malleiten bei Fischau, so wie die mit ihnen nächstverwandten Tumuli auf dem Burgstall bei Oedenburg der älteren, die Tumuli von Gemeinlebarn und ihre nächsten Verwandten hingegen der jüngeren Stufe zuzuschreiben.

Bei diesen Funden haben wir aber auch auf die Frage, welchem Volke sie angehört haben mögen, Rücksicht zu nehmen. In erster Linie ist eine Abgrenzung des illyrischen Gebietes (Görz, Krain, Istrien, Kroatien, Bosnien) von dem ausserillyrischen zu suchen. Wie weit ersteres gegen die Donau herauf sich erstreckt, ist noch nicht ausgemacht. Ganz verschieden von dieser Frage ist dann die nach den weiter reichenden Kultureinflüssen, bezüglich welcher wir als gebend in erster Linie die Apenninenhalbinsel und in zweiter Linie die Balkanhalbinsel, als von uns empfangend aber die westlich, nördlich und östlich an die alte Ostmark angrenzenden Länder in's Auge fassen müssen. Für derartige Kultureinflüsse besitzen wir beispielsweise glänzende Leit-Anticaglien in den figuralverzierten Bronzegefässen und Gürtelblechen, welche in den an den Uebergang von der Hallstatt- zur Latène-Periode anzusetzenden Gräbern erscheinen und von dem Lande der oberitalischen Veneter aus ihre Verbreitung bis an die Donau bei Wien und bis an den Inn gefunden haben.

Die Latène-Periode, unsere „zweite Eisenzeit", hinterliess uns einen im Verhältniss zu ihrer Zeitdauer weit geringeren Reichthum an Funden, als die vorangegangene Periode. Auch ihre einzelnen Stufen fanden in den verschiedenen Provinzen unseres Landes keine ganz gleichartige Entwicklung. Die Früh-Latène-Stufe tritt nur nördlich der Donau, speziell in Böhmen, theils in Depot-, theils in Gräberfunden als selbstständige Schichte auf, in unverkennbarem Anschluss an die mitteldeutsche Fundgruppe. Südlich von der Donau können wir Früh-Latène-Formen blos als Einstreuungen zwischen den jüngeren Hallstattfunden nachweisen. So in Hallstatt selbst und in ganz Krain, Istrien, Dalmatien, Kroatien und Bosnien. Am lehrreichsten sind hiefür vielleicht die Fundverhältnisse Krains. Bekanntlich ist in Unterkrain die jüngere Hallstattstufe in grossen, mit zahlreichen Gräbern besetzten Grabhügeln erstaunlich stark und reich vertreten. Diese Tumuli, wie auch gewisse Gräbergruppen von Watsch enthalten neben der Certosastufe auch Gräber mit Früh-Latène- und selbst Mittel-Latène-Formen sammt dem der Hallstattperiode eigenthümlichen Aufwande von Bronzeschmuck, Eisenwaffen und Thongefässen; ein Zeichen, dass die alte wohlhabende Bevölkerung die neuen Formen auf friedlichem Wege erhalten und sozusagen assimilirt hat. In Bosnien gibt es Fundorte von der Art des jüngst zur Veröffentlichung gelangten Grabfeldes von Jezerine, in welchen solch ein ungestörter Fortgang vom Ende der Hallstattperiode an bis zur römischen Kaiserzeit erkannt werden kann. In Krain jedoch tritt während der Mittel-Latène-Periode ein Wandel der Dinge ein und wir treffen dann die Mittel- und die Spät-Latène-Stufe in Flachgräbern mit Leichenbrand und mit einem ganz specifischen Eiseninventar. Diese Veränderung scheint nur durch einen einschneidenden geschichtlichen Akt, wahrscheinlich die Besitzergreifung des Landes durch die Kelten, erklärt werden zu können. Den charakteristischen keltischen Formen von eiserner Zier und Bewaffnung, deren Expansivkraft ja fast über ganz Europa reichte, begegnen wir bekanntlich in allen Theilen unserer Monarchie. Besonders in Ungarn haben die schönen Funde dieser Periode frühzeitig die grösste Beachtung gefunden.

Wollen wir uns mit diesen wenigen Umrisslinien begnügen. Vielleicht reichen sie schon hin, auch den Fernerstehenden errathen zu lassen, in welchem Maasse unsere Wissenschaft durch die Thätigkeit der letzten 25 Jahre, besonders die Ausgrabungen, gefördert wurde.

Mit jedem Jahre mehren sich die sichergestellten Fundthatsachen, an welche wie um Ossificationscentren die einzelnen Kapitel der prähistorischen Archäologie anwachsen. Aber diese selbst sind noch sozusagen im Flusse und ich denke, wir wollen uns vor dem Versuche, sie einer vorzeitigen Verknöcherung zuzuführen, hüten. So gewährt derselbe Standpunkt, von welchem aus wir einen befriedigenden Rückblick auf das bisherige Arbeitsgebiet unserer beiden Gesellschaften werfen können, auch einen Arbeit und Fortschritt verheissenden Blick in die Zukunft.

Herr **R. Virchow**-Berlin:

Ich möchte mir ein paar Bemerkungen erlauben; dabei muss ich im voraus die etwas unbequeme Stellung bezeichnen, in der ich mich dem Herrn Redner gegenüber befinde. Ich kann nichts dazu beitragen, seine so lehrreichen Mittheilungen zu vervollständigen, und so komme ich in die böse Lage, dass ich als erklärter Gegner erscheinen könnte, da meine Bemerkungen nur kritischer Natur sein werden und leicht so aussehen möchten, als seien sie schlimmer gemeint, als sie sein sollen. Ich habe nämlich in der That einige etwas schwere Einwendungen zu machen.

Die eine ist die, dass Herr Szombathy seine und seiner österreichischen Kollegen Leistungen etwas zu niedrig veranschlagt, indem er im Eingange eine Darstellung gegeben hat, die wenigstens auf jemand, der nicht ganz unterrichtet ist, den Eindruck machen konnte, als ob zu der Zeit, als die Gesellschaften gegründet wurden, so ziemlich Alles klar gewesen sei und sie nur weiter zu arbeiten gehabt hätten. Dagegen muss ich hervorheben, dass wir alle nach meiner persönlichen Erfahrung damals in sehr grosser Unklarheit waren. Man wusste vielerlei von Stein, Bronze und Eisen, von Pfahlbauten und Gräberfeldern, aber das scharf auseinander zu halten, davon war gar keine Rede, nicht im entferntesten. Die Klarlegung der Verhältnisse, die Feststellung der Grenzen zwischen den einzelnen Kulturen hat erst begonnen, — ich will uns allein nicht die Ehre zuschreiben, — mit der Gründung der internationalen Kongresse, die auch nicht weit über die Gründung unserer Gesellschaften hinausreicht, besonders aber mit der Ausdehnung und Vertiefung der Lokalforschung, welche durch die neue Organisation hergestellt wurde. Ich will speziell hervorheben, dass die genaue Kenntniss der neolithischen Zeit ganz und gar dieser späteren Periode angehört und dass die feine Ausarbeitung der Erfahrungen wesentlich auf dem Gebiete Oesterreich-Ungarns und Deutschlands erfolgt ist. Man wusste ja in Skandinavien, Frankreich, Belgien, England, der Schweiz und Italien vielerlei von, wie man zu sagen pflegte, der jüngeren Steinzeit, aber es bezog sich das hauptsächlich auf Einzelfunde; jene feinere Kenntniss, welche erst erschlossen worden ist mit der genaueren Untersuchung der neolithischen Gräber, ist erst in den letzten beiden Decennien geschaffen worden, ich kann sagen, eigentlich erst im allerletzten Decennium. Ja, die fortwährend sich erweiternde Kenntniss von der räumlichen Ausbreitung dieser Periode ist noch in diesem Augenblicke in der Bearbeitung.

Dann darf ich vielleicht daran erinnern, dass die Abgrenzung der verschiedenen metallischen Zeiten auch noch in der Kindheit war. Von la Tène hat man damals fast nichts gewusst; die einzige Andeutung, die man damals besass, bezog sich auf das, was man in England *late celtic* und in Frankreich gallisch oder galloromanisch nannte, aber was wir jetzt in so breiter Ausdehnung vor uns sehen, die sogen. Tène-Periode, gehört ganz und gar der Zeit an, von der wir als von „unserer Zeit" sprechen dürfen. Dasselbe muss ich sagen in Bezug auf die Kenntniss der Hallstattzeit. Wer hat früher daran gedacht, dass die Hallstattzeit, wer weiss, wie weit über die Grenzen von Hallstatt hinaus bis nach Italien und Skandinavien verfolgt werden könnte? Wer hat geglaubt, dass z. B. bei uns in Deutschland, doch einem nahe benachbarten Lande, Hallstattfunde, die man gegenwärtig allgemein anerkennt, so häufig seien? Als wir anfingen, nannte man z. B. in Norddeutschland gerade diejenigen Gräber, von denen man jetzt weiss, dass sie vorzugsweise der Hallstattzeit angehören, Wendengräber, belegte sie also mit einem Namen, der chronologisch dahin wies, sie der Zeit kurz vor der Christianisirung der Einwohner, also der historischen Zeit zuzurechnen. Das sind neue Gesichtspunkte gewesen, die erst gefunden werden mussten.

Ich will nicht weiter auf das Einzelne eingehen, es würde mich zu weit führen; ich will nur bemerken, dass alle diejenigen, die in dieser Zeit gearbeitet haben, etwas mehr Anspruch haben auf Anerkennung, als sie, wie mir schien, Herr Szombathy ihnen zuerkennen wollte. Gerade die österreichischen Herren haben ja einen grossen, wichtigen, entscheidenden Antheil an diesen Forschungen genommen; das sprechen wir ihnen mit voller Anerkennung und mit vollem Bewusstsein zu. Wir sind oft genöthigt gewesen, ihre Spuren zu wandeln, da sie von der Natur besonders bevorzugt sind. Was bei uns spärlich und kümmerlich vorkommt, das erscheint bei ihnen in üppiger Fülle und zugleich in grossen, oft gigantischen, häufig sehr prachtvollen Formen.

Etwas, was meiner Meinung nach in dieser Sache besonders streitig ist und worin ich Herrn Szombathy sehr gerne beistimme, das sind die kleineren Abgrenzungen, welche sich innerhalb der einzelnen Perioden machen lassen. Da kann man darüber streiten, ob man etwas der voraufgehenden oder der nachfolgenden Periode zurechnen soll, ob wir z. B. eine Kupferzeit unterscheiden oder innerhalb der Bronzezeit eine Kupferperiode trennen wollen. Das ist zum Theil für die Zukunft vorzubehalten; im Grunde wird es jedoch immer dasselbe bleiben. Denn wenn wir eine Bronzezeit annehmen, in welcher das Kupfer wesentlich mit vertreten ist, während nachher eine lange Periode folgt, wo das reine Kupfer ganz und gar verschwunden ist, so werden wir zugestehen müssen, dass das zweierlei ist. Oder umgekehrt, wenn wir annehmen wollen, es komme schon in der neolithischen Zeit Kupfer vor. Ich erkenne das an. Wir haben gerade bei uns in Norddeutschland allerlei Funde, wo ein solcher Uebergang zu konstatiren ist; ob wir das neolithisch nennen wollen oder Kupferzeit, ist mehr eine Frage der Doctrin oder auch wohl eine persönliche Angelegenheit. Aber was wichtig ist und worin ich Herrn Dr. Much zu ganz besonderem Danke verpflichtet bin, obwohl vorher schon bedeutungsvolle Arbeiten über die Kupferzeit in Ungarn gemacht worden waren, das ist die zunehmende Kenntniss von den Funden überhaupt, nicht bloss von Kupfer, sondern von solchem Kupfer, welches nicht mit den Produkten der späteren Mischung in der Bronze zusammen enthalten ist.

Was die anderen Abgrenzungen anbetrifft, so verhält és sich damit ähnlich. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, gerade bei dieser Betrachtung, der Zeit unserer Gründung. Als wir 1871 in Bologna auf dem internationalen Kongresse waren, hatte man in

Italien noch nicht die leiseste Vorstellung von dem Vorkommen von Ueberbleibseln aus der gallischen Zeit und es war Gegenstand der Diskussion auf dem Kongresse, wo namentlich mein verstorbener Freund Desor und einige andere Herren, namentlich aus Frankreich, entscheidend eingriffen, dass man den Italienern nachwies, wie unter den Funden, die in Marzobotto gemacht waren, wirklich gallische Waffen vorhanden waren. Als ich ein paar Jahre später nach Italien kam und meinen theuren Freund Chierici in Reggio-Emilia besuchte, sagte er mir: Jetzt habe ich gallische Gräber hier aufgefunden. Er hat in seinem Museum die erste Aufstellung gemacht von Funden der Zeit, die man nachher mehr und mehr in die la Tène-Periode gerechnet hat, womit zugleich ein ethnologischer Anhalt gewonnen wurde.

Bei uns ist es oft noch sehr verworren, wohin die Sachen gehören, und es wird nothwendig sein, immer ganz genau zu controliren. Herr Szombathy hat z. B. angeführt, dass gewisse bemalte Gefässe in Schlesien an die neolithische Zeit sich anschliessen. Diese Gefässe sind zufälliger Weise ausserordentlich scharf charakterisirt durch Funde, die in Posen gemacht worden sind. Mein alter Freund Thunig, den ich hier in der Versammlung sehe und bei dem ich persönlich ein grösseres Gräberfeld dieser Art wiederholt explorirt habe, das von Zaborowo, wird mir bezeugen, dass wir dort diese bemalten Thongefässe, die übrigens nicht braun, sondern hellgelb sind, in ausgezeichnetster Weise gefunden haben. Sie erscheinen in Verbindung mit Bronzefunden einer späteren Zeit, — wenn Sie das Hallstattzeit nennen wollen, habe ich nichts dagegen. In unmittelbarster Nähe von Zaborowo liegt das wundervolle Gräberfeld von Kazmierz, wo die viel besprochene Fibula mit dem gebänderten Glasüberzug gefunden worden ist, deren vollkommene Identität mit Bologneser Fibeln aus der klassischen Zeit durch Exemplare, die ich persönlich von Herrn Arnoaldi erhalten hatte, ich zeigen konnte. Da haben wir also italische Beziehungen in unmittelbarster Nähe und doch ist da reichlich Bronze und zwar aus der ersten Eisenperiode. Dahin gehören auch unsere bemalten Gefässe; sie haben mit der neolithischen Zeit nichts zu thun.

Weiter will ich nur die Scheidung hervorheben, die wir bei uns glücklicher Weise zum Abschluss gebracht haben gerade während der in Frage stehenden Zeit; das ist die Umkehrung der Chronologie unserer Gräberfelder und Burgwälle. Ich habe den Nachweis geführt, dass ein gewisser Theil derselben der Hallstattperiode angehört, dass aber der grössere Theil der Burgwälle und manche Gräberfelder, die man früher für germanische hielt, den Wenden oder Slaven zuzuschreiben sind. Wir können, glaube ich, mit ziemlicher Genauigkeit die Grenze zwischen beiden Perioden bezeichnen. Darin sind wir den Oesterreichern etwas „über". Denn soviel ich sehe, sind Sie noch nicht zu der gleichen Sicherheit gelangt und ich darf vielleicht der Hoffnung Raum geben, dass endlich einmal auch hier diese Grenzen sorgfältiger verfolgt werden möchten.

Was die Celten anbetrifft, so sind Sie auch in der glücklichen Lage, in der wir nicht sind, sich mit wirklichen, historisch nachgewiesenen Verhältnissen beschäftigen zu können, und ich kann nur sagen, es würde im höchsten Grade wünschenswerth sein, wenn diese Dinge völlig klar gestellt würden.

Ich habe mancherlei Wünsche ausgedrückt. Sie wissen ja, wessen das Herz voll ist, dessen geht der Mund über, und ich bitte recht sehr, dass Sie meine Bemerkungen nicht als Vorwürfe, sondern nur als Wünsche betrachten wollen. Lassen Sie uns in den weiteren Untersuchungen, die wir beiderseitig zu machen haben, mit gleichem Wetteifer vorgehen und einander zuvorzukommen suchen. Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen, dass Sie uns sehr weit zuvorkommen mögen.

Herr **M. Much:**

Ich möchte mir zu den Ausführungen des Herrn Vorredners, in denen mein Name genannt worden ist, nur eine kurze Bemerkung erlauben. Er setzt jedenfalls voraus, dass ich der Zeit des Gebrauches von ungemischtem Kupfer eine grössere Bedeutung beilege, als es von mir in Wirklichkeit geschieht. Ich bin entfernt davon, der Kupferzeit jene Ausdehnung und Entwicklung zu geben, welche die ihr vorangehende jüngere Steinzeit oder die ihr folgende Bronzezeit haben. Es ist aber möglich, dass der Herr Vorredner durch das grosse Material, welches ich für den Bestand einer Kupferzeit beigebracht habe, veranlasst worden ist, dem Sachverhalte selbst eine grössere Bedeutung beizumessen, als es von meiner Seite geschehen ist.

Herr **Szombathy**-Wien:

Ich darf mir zunächst gestatten, unserem hochgeehrten Herrn Vorsitzenden den Dank dafür auszusprechen, dass er das persönliche Moment bezüglich der Arbeiten, welche in den letzten 25 Jahren gemacht worden sind, in den Vordergrund gerückt hat. Ich glaube, Sie werden selbst zugestehen, dass es mir als einem bescheidenen Anfänger nicht zusteht, etwa eine Abwägung der Verdienste so vieler Gelehrter, welche an den Arbeiten theilgenommen haben, vorzunehmen. Das bitte ich, als Grund dafür anzusehen, dass ich nur versucht habe, nach meinen Kenntnissen die letzten Enden der Fäden, welche wir spinnen, aufzuweisen.

Bezüglich der bemalten Gefässe glaube ich ein paar Worte sagen zu müssen, auch um einigen Missverständnissen vorzubeugen. Die Stellung der Funde von Zaborowo ist mir ganz wohl bekannt. Aber speziell die Funde im Osten von Galizien und in der Bukowina sind so, dass ich glaubte, sie besonders hervorheben zu müssen. Wir haben z. B. in unmittelbarer Nähe von Czernowitz, bei Schipenitz, eine sehr grosse neolithische Ansiedelung untersucht, welche Massen von geschlagenen Steinwerkzeugen enthielt und neben diesen jene Art von Keramik, welche in einer nicht allzuweit gegen Westen entlegenen Nachbarschaft der Hallstattperiode zuzumessen ist. Das war es, glaube ich, worauf ich Gewicht legen sollte, und ich habe es angeführt, weil ich glaube, dass in jenen weiter östlich gelegenen Gegenden wirklich noch zur Zeit dieser fortgeschrittenen Keramik eine neolithische Stufe bestand. Es ist dadurch am besten die Gleichalterigkeit der im Westen so hoch entwickelten Metallzeit mit der im Osten so tief stehenden Kultur illustrirt.

Herrn Dr. Much möchte ich bemerken, dass gerade die Menge der von ihm angeführten und mit so grosser Sorgfalt und Sachkenntniss zusammengelesenen Kupferfunde uns Oesterreicher vor allem dahin geführt hat, anzunehmen, dass der Kupferzeit nur eine sehr geringe Bedeutung beizumessen ist; denn in 500 Fundstellen kommt nur eine sehr geringe Zahl von Kupferstücken jeder Fundstelle zu, gegenüber den Millionen von Steinwerkzeugen und Bronzen, die gefunden worden sind. Die Fundstellen dieser Kultur sind verschwindend klein und gerade das numerische Missverhältniss ist es, welches die Kupferzeit sehr beschränkt und in einen bescheidenen Rahmen zurückverweist.

Herr **R. Virchow**-Berlin:

Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich den Herrn Redner missverstanden habe; ich habe geglaubt, er hatte die schlesischen Funde wesentlich im Auge. Bezüglich der galizischen Funde will ich besonders konstatiren, dass die bemalten Sachen von Galizien mit denen von Posen und Schlesien keinen unmittelbaren Zusammenhang erweisen, dass vielmehr unsere Funde sich anschliessen an eine Reihe von anderen, die durch Mitteldeutschland hindurch sich erstrecken und von denen ich vermuthe, dass sie mit den Gefässen von Hallstatt einen gewissen Zusammenhang haben. Ich freue mich, dass wir hierin zusammentreffen.

Herr Dr. **Carl v. Marchesetti**:

**Ueber die Herkunft der gerippten Bronzecisten.**

Unter den mannigfaltigen Bronzegefässen, die uns die prähistorischen Forschungen geliefert haben, nehmen die gerippten Bronzecisten einen hervorragenden Platz ein und haben mit Recht die besondere Aufmerksamkeit namhafter Archäologen auf sich gezogen. Ihre eigenthümliche Form, die auf einen Korb aus Binsengeflecht hindeutet, verbindet mit der Zierlichkeit einen hohen Grad von Widerstandsfähigkeit und wurde desshalb zu rituellen Zwecken häufig bevorzugt.

Da man sie zuerst in grösserer Zahl in etruskischen Nekropolen fand, wurden sie natürlich als ein Produkt dieses kunstreichen Volkes angesehen. Und da man damals den nördlich gelegenen Völkerschaften allgemein die Fähigkeit, in der Kunst etwas Namhaftes zu leisten, absprach, wurden auch jene Exemplare, die man in anderen Gegenden fand, den Etruskern zugeschrieben und als von demselben Centrum herstammend betrachtet, aus welchem sie als ein kostbarer Handelsartikel in die entlegensten Länder Europas exportirt wurden.

Dieser Meinung, die bis vor Kurzem allgemein angenommen war, steht jene Alexander Bertrand's gegenüber, welcher diese Cisten als ein rohes, primitives Produkt barbarischer Handwerker, unwürdig der weit vorgeschrittenen Kunst der Etrusker ansieht und sie desshalb den Celten zuschreibt, von welchen sie nachträglich nach Italien eingeführt worden wären.[1])

Die Auffindung einiger Cisten in Süditalien brachte Helbig auf den Gedanken, dass dieselben Produkte der griechischen Metallotechnik seien, welche von Cumae und vielleicht von Neapolis in die nahegelegenen oskischen Städte, wie Nocera, eingeführt wurden.[2]) Das Centrum ihrer Fabrikation blieb also nach Helbig noch in Italien, nur die Erzeuger wären statt Etrusker griechische Kolonisten gewesen.

In neuester Zeit wurde von Schumacher die Ansicht Helbig's angenommen, mit dem Unterschiede jedoch, dass nach ihm diese Gefässe nicht in den calcidischen Colonien Süditaliens verfertigt, sondern aus Griechenland direkt importirt wurden.[3])

Wenn wir diese verschiedenen Ansichten näher prüfen, muss uns besonders befremden, dass Bertrand gerade diese so meisterhaft ausgeführten Gefässe, die oft reichlich verziert sind, als ein barbarisches Produkt ansieht. Die Cisten zeigen uns eine so hoch entwickelte Technik, wie wir sie kaum in einer anderen Gefässform wiederfinden; sie spielten daher eine hervorragende Rolle als „Cistica mistica" im Cultus des Dionisius und der Ceres. Gegen eine gallische Fabrikation spricht noch der Umstand, dass, während in Italien bereits 115 Cisten gefunden wurden, aus Frankreich erst 6 Exemplare bekannt sind.

Dieser letzte Umstand scheint uns auch gegen eine Erzeugung dieser Gefässe in Süditalien zu sprechen, denn gegenüber den wenigen (11) daselbst gefundenen Exemplaren besitzt man 67 aus Mittelitalien und besonders aus dem Gebiete Felsina's, die theils in umbrischen, theils in etruskischen Gräbern gefunden wurden. Es ist daher naturgemässer, anzunehmen, dass die Cisten aus Etrurien nach den griechischen Colonien Süditaliens, anstatt in umgekehrter Richtung eingeführt wurden. Ein Argument von grossem Belange, um Etrurien die Provenienz dieser Manufacte zu vindiciren, sehe ich in dem Vorhandensein von thönernen Cisten in Villanova, in einer Nekropole nämlich die gleich der archaischen Gruppe von Benacci uns noch keinen aus Süditalien oder Griechenland importirten Gegenstand aufweist. Da die metallischen Cisten nach Helbig und Duhn nicht weiter als bis zum 5. oder höchstens dem Ende des 6. Jahrhunderts v. C. zurückreichen und jene Villanova's zweifelsohne älter sind, muss man annehmen, dass in Etrurien die Prototypen, oder wie sie Gozzadini nennt, die „Incunabeln aus Thon" existirten, nach denen später die bronzenen Cisten nachgemacht wurden.

Die von Schumacher angeführten Gefässe aus Mycenae und dem Kuppelgrabe von Menidi beweisen uns nur die Gemeinschaft in beiden Ländern einer primitiven Gefässform, wie sie die cylindrische ist, und die Anwendung der Reifenverzierung, die übrigens schon in der Steinzeit nachweisbar ist. Aus Griechenland kennt man bisher weder glatte noch gerippte Cisten und es ist sehr merkwürdig, dass auch in den anderen Gegenden der Balkanhalbinsel, wie Croatien und Bosnien, bronzene Gefässe beinahe gänzlich fehlen, wie auch überhaupt die Reifenverzierung unbekannt oder höchst selten ist.

Wir haben somit keinen Grund, die Erzeugung der gerippten Bronzecisten ausserhalb Italien zu suchen. Nun fragt es sich, ob ihr Produktionscentrum ausschliesslich in Etrurien war oder ob auch in den nördlich gelegenen Gegenden der Veneter dieselben verfertigt wurden.

Um diese Frage zu entscheiden, scheint mir die geographische Verbreitung der einzelnen Formen von besonderer Wichtigkeit zu sein. Jedem, der die Museen besucht hat, in denen eine grössere Zahl Cisten aufbewahrt ist, werden die zwei Hauptformen dieser Gefässe aufgefallen sein, nämlich die mit oberen, beweglichen Henkeln, die gewöhnlich kleiner sind und die grösseren mit seitlichen, fixen Handhaben. Diesen zwei Formen wurde bisher nicht die genügende Aufmerksamkeit zugewendet, da man sie als zufällig und lediglich von dem Geschmacke des Künstlers abhängig ansah. Und doch wird uns eine nähere Betrachtung derselben zu einigen wichtigen Schlüssen über die Herkunft derselben führen und uns zwei bestimmte Erzeugungscentren erkennen lassen.

Die mit fixen, seitlichen Handhaben versehenen Cisten finden sich beinahe ausschliesslich in den bolognesischen Nekropolen mit Ausstrahlungen in die Nachbarländer, während die mit oberen Henkeln im Süden und Osten Italiens und besonders in Norditalien, im lombardisch-venetianischen Gebiete und im österreichischen Litorale, sowie in den transalpinen Gegenden vertreten sind.

1) Revue Archeol. 1873, p. 372.
2) Ann. Corr. Arch. 1880, p. 253.
3) Eine Praen. Ciste, p. 47.

Wie bereits angegeben, kennt man aus Italien 115 Bronzecisten, von denen 11 in Süditalien, 67 in Mittelitalien und 37 in Oberitalien gefunden wurden. Von diesen können wir jedoch bloss 103 in Betracht ziehen, da für die übrigen 12[1]), weil sie zu fragmentarisch sind, oder aus anderen Gründen, nicht möglich war, ihre Form näher festzustellen. Hinsichtlich dieser haben wir nun 55 Exemplare mit seitlichen und 48 mit oberen Henkeln. Und hier zeigt sich die merkwürdige Thatsache, dass, während von den ersteren in Bologna und den nahegelegenen Fraore und Castelvetro 51 Exemplare existiren[2]), im ganzen übrigen Italien bloss 4 gesammelt wurden.[3]) Ganz umgekehrte Verhältnisse treffen wir für die Cisten mit oberen Henkeln, von denen Bologna bloss 2[4]), die anderen Provinzen Italiens (das österreichische Litorale inbegriffen), bereits 46 geliefert haben.[5]) Gleiche Verhältnisse haben wir auch in den transalpinen Gegenden. Wir finden auch hier eine nur geringe Anzahl Cisten mit seitlichen Handhaben im Vergleiche zu jenen mit oberen Henkeln, nämlich nur 8 Exemplare der ersteren[6]) gegenüber 44 der letztgenannten.[7])

1) Hieher gehören 1 aus Gnathia und 2 aus Tarent, über die nichts näheres bekannt ist; 1 aus Cuma, 1 aus Bagnarola bei Bologna, 1 andere ebenfalls aus Bologna (Fondo Benacci), deren Henkel durch eine kleine Kette ersetzt ist; 1 aus Este, 1 aus Golasecca, von welcher nur 5 Zonen noch existiren und die wahrscheinlich obere Henkel besass; 2 aus Scarlasso bei Bergamo, mit Wahrscheinlichkeit auch diesem Typus gehörend; 1 aus Brembatte sotto. Die zwölfte, die erst vor wenigen Wochen in Verucchio bei Rimini gefunden wurde und erst restaurirt werden muss, dürfte nach freundlicher Mittheilung des Dr. Tosi seitliche Henkel besitzen.

2) Davon 49 aus Bologna und je 1 von Fraore und Castelvetro.

3) Von diesen stammt 1 aus Cuma, 1 aus Este, 1 aus Montebelluna bei Treviso und 1 aus Aquileja, die aber höchst wahrscheinlich von einer anderen Lokalität (Este?) herrührt.

4) Beide palaeo-etruskisch und zwar aus Benacci und De Luca.

5) Es gehören hieher aus Süditalien je 1 aus Cuma, Nocera, Piedimonte d'Alife, Vulci, Rugge und 1 angeblich aus Pompei; aus Küstenstationen des Picenum und Umbriens 3 aus Telentino, 4 aus Novilara bei Pesaro und 4 aus der Umgebung von Rimini, nämlich je 1 aus Verucchio, Friano, Spadarolo und S. Martino in Venti; aus Oberitalien 1 aus Castelletto Ticino in der Lombardei, 1 aus Verona, 1 aus Rivoli Veronese, 1 aus Montebelluna bei Treviso, 3 aus Caverzano bei Belluno, und aus unserem Küstenlande 1 aus S. Daniel am Karste, 10 aus S. Lucia bei Tolmein im Isonzothale, 6 aus Vermo bei Pisino, 3 von den Pizzughi bei Parenzo und 2 aus dem Castelliere S. Martino di Torre am Quietoflusse.

6) Davon stammt je 1 aus S. Magdalenenberg in Krain, Hallstatt, Nacla in Mähren, Uffing in Bayern, Hundersingen in Württemberg, Grauholz in der Schweiz, Slupec bei Kolisch in Polen und Monceau-Laurent in Frankreich. Man könnte hieher vielleicht noch eine andere Ciste aus Watsch mit 7 Reifen (in der Sammlung des Fürsten Windischgrätz) rechnen, die aber nicht cylindrisch ist, sondern sich gegen die Mitte bedeutend verengt (Durchmesser 306 mm), um am oberen Rande (Durchm. 346 mm) und am Boden (Durchmesser 364 mm) breiter zu werden.

Die durch diese Statistik dargelegten Verhältnisse sind zu markant, als dass sie als zufällig betrachtet werden könnten. Wenn wir ein einzelnes Produktionscentrum in Etrurien annehmen, wie würden wir diese eigenthümliche geographische Verbreitung erklären, dass, während im Gebiete Felsina's auf 53 gerippte Bronzeeimer nur 2 mit oberen Henkeln bekannt sind, man dagegen in Norditalien (die Ostküste einbegriffen) und den transalpinen Ländern davon auf 95 nicht weniger als 84 zählt?

Wir müssen daher ein zweites Centrum für diese letzteren aufsuchen und über dieses kann wohl kein Zweifel obwalten, wenn wir bedenken, welchen hohen Grad von Kultur die alten Veneter erreicht hatten, deren Monumente, obzwar erst in der jüngsten Zeit mit mehr Musse studirt, sich den umbrischen und etruskischen als vollkommen ebenbürtig zeigen.

Die in den letzten Jahren in Este, in den ausgedehnten Nekropolen des Isonzothales und Istriens, sowie in anderen Alpenländern gemachten Entdeckungen haben uns eine grosse Menge interessanter prähistorischer Objekte geliefert, die einen eigenartigen Charakter zeigen und wesentlich von den umbrischen und etruskischen differiren, so dass sie sonder Zweifel als Lokalprodukte angesehen werden müssen. Es würde hier zu weit führen, wenn ich diese Unterschiede, die sich weniger im Typus der einzelnen Gegenstände, als im Detail ihrer Ausführung offenbaren, eingehender besprechen wollte, und muss in dieser Hinsicht auf

7) Es sind folgende: 1 aus Watsch in Krain, 1 aus Frögg bei Rosegg in Kärnthen, 5 aus Hallstatt, 5 aus der Höhle von Byčiskala in Mähren, 1 aus Strakonitz in Böhmen, 1 aus den Hügelgräbern zwischen dem Ammer- und Staffelsee in Bayern, 1 aus Klein-Aspergle und 1 aus Ludwigsburg in Württemberg, 4 aus Luttum und 1 aus Niemburg in Hannover, 1 aus Mainz, 1 aus Pansdorf bei Lübeck, 1 aus Kluczewo und 1 aus Primendorf in Posen, 1 aus Eygenbilsen in Belgien, 1 aus Chatelet sur Seine, 2 aus Bourges, 1 aus den Hügelgräbern von Reylly in Frankreich und 14 aus Kurd in Ungarn. — Zur Vervollständigung der in den transalpinen Ländern bisher gefundenen Reifencisten führe ich noch jene auf, bei denen mir nicht möglich war, die Form näher festzustellen. Es gehören hieher 2 aus Klein-Glein in Steiermark (eine in Graz, Fragmente der zweiten im Germ. Museum in Nürnberg), 1 aus Meienburg in Mecklenburg und 1 aus Gommeville in Frankreich. Ueberdies jene figurirte von Moritzing in Tirol, die jedoch nach der Rekonstruktion von Prof. Wieser seitliche Henkel hätte. — Hinsichtlich der verschiedenen Verzeichnisse, die über unsere Cisten existiren, bemerke ich, dass, während Bertrand im Jahre 1873 (Rev. Arch. p. 361) nur 19 und im Jahre 1889 (Arch. Celt. et Gaulois, p. 310) 24 anführt, Gozzadini im Jahre 1877 (Arnoaldi, p. 38) 78 und Zannoni kurz darauf (Certosa, p. 241) 93 Exemplare notiren. Mein zu Ende des vorigen Jahres publicirtes Verzeichniss (Scavi nella necr. di S. Lucia, p. 185—197, wo auch die betreffende Literatur angegeben ist) enthielt 159 Cisten, die durch die neu hinzugekommenen auf die ansehnliche Summe von 172 angewachsen ist. Helbig, der bloss die palaeoetruskischen Cisten behandelte (Ann. Ist. Corr. Arch. 1880, p. 241) citirt davon 55 (35 aus Italien und 20 aus dem übrigen Europa), denen er später Homer. Epos 1884, p. 34) noch 7 aus Italien hinzufügt. Die von Wosinsky (Etrusk. Bronzeg., Budapest 1886) herausgegebene Liste zählt auch andere Gefässformen unter den Cisten auf.

meine bereits citirte Arbeit über die Nekropole von S. Lucia hinweisen.

Eine charakteristische Eigenschaft der venetischen Kunst ist die Vorliebe für die Reifendekoration, die sonst in anderen Gegenden ziemlich selten ist. Ich erinnere hier an die zierlichen, in Zonen getheilten Kelche, die in Este, Caporetto und S. Lucia so zahlreich sind, während sie nur ganz vereinzelt in Bologna und in den krainischen Nekropolen vorkommen. In den zwei letztgenannten küstenländischen Grabfeldern sind überdiess die so häufigen grossen, gerippten Ossuarien zu erwähnen, die anderswo kaum zu finden sind. Der hohe Grad der Entwicklung, den die Metallotechnik der alten Veneter erreichte, ist uns noch durch die grosse Zahl bronzener Gefässe, insbesondere Situlen dargethan, von denen unser Litorale allein bei 200 bereits geliefert hat. Bezüglich dieser letzteren bemerke ich noch, dass dieselben in Bologna durchwegs glatt, die von Este und S. Lucia hingegen sehr oft durch horizontale Rippen in Zonen getheilt sind.

Es wird daher wohl nicht zu gewagt erscheinen, wenn wir für die gerippten Bronzecisten zwei besondere Produktionscentren annehmen, nämlich ein mittelitalisches in Bologna für die mit seitlichen fixen Handhaben versehenen, und ein zweites oberitalisches im Lande der Veneter für jene mit oberen beweglichen Henkeln, von welchem aus die grösste Zahl der nördlich der Alpen gefundenen Exemplare exportirt wurde.

Herr Dr. **Moriz Hörnes:**

**Zur Chronologie der Gräber von Sta. Lucia.**

In seinem Vortrage „über die Gliederung der vorrömischen Metallzeit Süddeutschlands" in der Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Regensburg 1881 (Corr.-Bl. XII, S. 121 ff.) hat Otto Tischler die Erwartung ausgesprochen, dass sich die Trennung der Hallstattperiode in eine ältere und eine jüngere Stufe leicht werde bewerkstelligen lassen, wenn nur erst das vollständige Inventar der Funde aus den grossen Nekropolen der Alpenländer Oesterreichs „grabweise geordnet nebst genauem Plan der Felder" veröffentlicht sein würde. Er setzte seine Hoffnungen namentlich auf Hallstatt selbst, dessen ursprünglicher Bestand sich nach dem genauen Fundprotokoll Ramsauers ohne Mühe reconstruiren liesse, dann auf die krainischen Fundorte Watsch und St. Margarethen, denen er eine unabsehbare Bedeutung zuerkennt, und deren zielbewusste Aufnahme und Bekanntmachung, da es sich ja um neue, noch im Gang begriffene Arbeiten handle, gar keine Schwierigkeiten böte.

Diese Aussichten haben sich bis heute nicht verwirklicht. Statt gediegener, den heutigen Ansprüchen Rechnung tragender Publikationen haben wir eine chaotische Menge neuer und zum Theil ebenso ergiebiger Lokalitäten kennen gelernt, welche die einst so leicht erscheinende Aufgabe ins Ungemessene vergrössert und erschwert haben. Die Fülle des Stoffes steht gegenwärtig in argem Missverhältniss zur geringen Zahl der geschulten Arbeitskräfte und zu den materiellen Mitteln, welche die dringendst nöthigen Publikationen erfordern würden. Als Tischler jenes Postulat aufstellte, war Sta. Lucia noch so gut wie unbekannt, Este noch nicht publicirt — von den später entdeckten Fundstätten Krains, Kroatiens, Bosniens ganz zu geschweigen — und beinahe möchten wir fragen, was man denn damals habe wissen können. Tischler stellt einige wenige italische Typen auf, welche theils für die ältere, theils für die jüngere Stufe kennzeichnend sein sollen, stützt sich aber dabei vorwiegend auf Aehnlichkeiten zwischen Bologna, das damals im Vordergrund des Interesses stand, und Hallstatt. Daneben erkennt er jedoch schon einen Formenkreis einheimischen Ursprunges (Armbänder und Eisensachen), welcher eine ziemlich entwickelte lokale Kultur bezeugt.

Auf diesen gesunden Grundanschauungen haben wir mit den reicheren Mitteln, die wir heute besitzen, weiter zu bauen. Die Unterscheidung zwischen älteren und jüngeren Depots ist es, von welcher die Erkenntniss des Entwicklungsganges der Hallstattkultur abhängt. Die erste Eisenzeit Oberitaliens mit ihren bei Bologna so scharf ausgeprägten Stufen von Villanova und La Certosa bietet uns hiezu das direkt anwendbare Schema, und die Fülle des Stoffes gestattet uns heute die Sache tiefer aufzufassen und reichlicher zu illustriren als vor zehn und mehr Jahren, wo man nur ein Paar äusserliche Merkpunkte besass. Auch die Verschiedenheiten der Entwicklung erkennen wir heute deutlicher; und sie sind es eigentlich, welche Leben in das Gesammtbild bringen. In Mittelitalien, wohin wir die Entstehung des Villanova-Kreises verlegen, hat die Kultur einen anderen Weg eingeschlagen, als in Oberitalien, und wieder anders ist sie in den Alpenländern verlaufen; aber den zeitlichen und allgemeinen Parallelismus der Erscheinungen in diesen drei Gebieten können wir doch mit sicherer Hand blosslegen. Hätte alle Kultur nur den einen Weg von Süd nach Nord eingeschlagen, so stünde die Sache einfacher. Allein auf die Alpenländer haben auch andere Faktoren eingewirkt als Italien, und Oberitalien ist nicht von Mittelitalien allein beeinflusst worden, sondern auch von den Alpenländern. So verkettet sich eine Reihe von Fragen miteinander, die hoffentlich einmal alle, soweit derlei Probleme überhaupt lösbar sind, eine befriedigende Beantwortung finden werden.

Wenn wir gegenüber Italien in der Sonderung der Zeitstufen unserer Hallstattperiode zurückgeblieben sind, so war uns erstlich der receptive Charakter unseres nordischen Gebietes hinderlich, in welchem das ältere Kulturgut durch jüngere Einflüsse nicht so rasch und vollständig in den Hintergrund gedrängt wurde, wie in offenen Ländern mit vielseitigem Verkehr. Dann aber boten die engen Alpenmatten und Thalsohlen oder Hügelgehänge, auf welchen unsere Nekropolen angelegt sind, nicht den Raum zu jener Nebeneinanderlagerung zeitlich verschiedener Gräbergruppen, welche die Unterscheidung zwischen Aelterem und Jüngerem an vielen Orten Ober- und Mittelitaliens so leicht macht. Bei uns waren die Flachgräber Anfangs dünner gesäet und verbreiteten sich bald über den ganzen verfügbaren Raum; später kamen in den Zwischenräumen neue hinzu, so lange der Stand der Zeichen (denn oberflächlich waren sie einst wohl alle, wenn auch nur durch rohe aufgerichtete Feldsteine bezeichnet) erkennen liess, dass noch Platz vorhanden sei. Da innerhalb der relativ wenigen Jahrhunderte, welche zwischen Beginn und Endschaft dieser Friedhöfe fallen, eine erkennbare vertikale Gliederung nicht eintreten konnte, machen die Gräber bei der Aufdeckung insgesammt den Eindruck einer homogenen Masse, die nur mit dem schwer zu handhabenden Instrument der Typologie chronologisch zerlegt werden kann. Dazu gehören nun einerseits methodisch ausgeführte und vollinhaltlich veröffentlichte Ausgrabungen, andererseits gründliche Untersuchungen über die Zeitstellung und Abstammung einer Reihe der wichtigsten Typen und ihrer Varietäten. Die letzteren Arbeiten können vor

der Erledigung der ersteren nicht in Angriff genommen werden, und so hängt schliesslich Alles nicht von der Entdeckung neuer Reichthümer des Bodens, sondern von der Anstellung und Wiedergabe genauer Beobachtungen bei einigen längeren Fundreihen ab, von dem Durchbruch wissenschaftlicher Grundsätze bei der Gewinnung des Materials, die wir im Prinzipe zwar immer bekennen, in der Praxis aber leider nur zu oft verläugnen.

Dass es an einzelnen rühmlichen Ausnahmen nicht fehlt, ist bekannt, und eine derselben setzt uns in den Stand, einen ersten Versuch in der Eingangs angegebenen Richtung zu wagen.

Die Ausgrabungen in Sta. Lucia am Isonzo sind, von kleineren früheren Arbeiten abgesehen, von zwei sehr gewissenhaften Forschern, den Herren Marchesetti und Szombathy mit aller Umsicht geleitet, von dem Ersteren auch publicirt, von dem Letzteren in genau geführten Grabungsjournalen aufgezeichnet worden. In Wien und Triest sind lange Serien ausgewählter Gräber zur Schau gestellt. Wenn auch nicht Alles zugänglich ist und Vieles noch unter der Erde liegt, so ist hier der allgemeinen Einsicht doch ein hinlängliches Material erschlossen, um die Frage der chronologischen Ordnung aufzuwerfen. Allein sowohl Marchesetti, als auch (in geringerem Grade) Szombathy verhalten sich ablehnend gegen die Unterscheidung älterer und jüngerer Gräber. Der Erstere stützt sich darauf, dass häufig rohe Thongefässe in denselben Gräbern, wie die feineren auftreten und dass nur wenige zerstörte Gräber vorkommen. Er vermisst typische Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Theilen des Gräberfeldes, und ähnlich äussert sich Szombathy (Mitth. d. Anthr. Gesellsch. XVII, S. [28]. Allein es fällt heute wohl Niemandem ein, rohe Thongefässe, bloss weil sie roh sind, für absolut älter zu halten, als feinere. Das Vorhandensein zerstörter Gräber hat Marchesetti selbst zugegeben; auch zweifelt er nicht, dass die Gräber äusserlich bezeichnet waren, wodurch es möglich gemacht war, die jüngeren Gräber ohne Störung der älteren zwischen die letzteren einzusetzen. Die Hauptsache aber ist, dass die beiden genannten Forscher nach dem Beispiel italischer Nekropolen gesonderte Gruppen älterer und jüngerer Gräber zu finden erwarteten, und dass sich diese Hoffnung bisher nicht erfüllt hat. So kamen sie zu der strengen Zurückhaltung, die als Vorsicht zu loben, als Ansicht von der Untrennbarkeit einer so grossen, scheinbar homogenen Masse aber jedenfalls unhaltbar ist. Das hat auch Virchow, der sich stets lebhaft für Sta. Lucia interessirte, längst erkannt; denn er schrieb schon 1887: „Allem Anscheine nach ist die Stelle sehr lange bewohnt gewesen; denn sie birgt unter ihren Beigaben Vertreter sehr verschiedenen Alters."

Wir sind in der glücklichen Lage, in einer von Sta. Lucia nicht sehr weit südöstlich entfernten Fundstelle eine Lokalität zu besitzen, wo — wahrscheinlich, weil die Volkszahl viel geringer und die Besiedlung innerhalb der ersten Eisenzeit keine ununterbrochene war — die von den italischen Begräbnissplätzen hergeholte Voraussetzung wirklich zutrifft. In St. Michael bei Adelsberg in Krain liegen auf nicht sehr ausgedehntem Raume zerstreut, aber streng gesondert, Gräbergruppen zweier verschiedener Altersstufen, die kaum ein Stück ihres Inventars mit einander gemeinsam haben. Was nun von diesen St. Michaeler Typen in Sta. Lucia vorkommt, erscheint dort ebenso getrennt, aber allerdings nicht in verschiedenen, durch unbelegte Bodenflächen oder sonstige scharfe Grenzen abgetrennten Gräbergruppen, sondern in verschiedenen einzelnen Gräbern. Es empfiehlt sich daher, in Sta. Lucia nicht zeitlich verschiedene grosse Gräbergruppen zu suchen, sondern man begnüge sich, zeitlich verschiedene einzelne Gräber zu finden und diese in ideale Gruppen zu ordnen.

Dieser Aufgabe habe ich eine umfassende Arbeit gewidmet, welche demnächst, auch mit den nöthigen Abbildungen ausgestattet, erscheinen soll. Hier kann nur das Ergebniss meiner Studien mitgetheilt werden. Ich unterzog denselben sämmtliche 2950 Gräber, über welche Marchesetti in seinen beiden bekannten Publikationen Detailberichte gegeben hat. Bei dem gegenwärtigen Stand unserer Kenntniss zeigten sich nur diejenigen Gräber direkt und mit Sicherheit verwendbar, welche Fibeltypen von führender Bedeutung enthielten. Die letzteren sind:

I. Aeltere Formen. Brillenspiralfibeln, Brillenscheibenfibeln, Halbmondfibeln, zweischleifige eiserne Bogenfibeln.

II. Jüngere Formen. Certosafibeln, Schlangenfibeln, Armbrustfibeln, lokaltypische einschleifige Bogenfibeln mit Anhängseln („Sta. Lucia-Fibeln").

Dadurch reduzirte sich die Zahl der mit den einfachsten Mitteln der Typologie zeitlich zu unterscheidenden Gräber auf 543. In dieser Zahl finden wir nun

199 Gräber, welche nur Typen der I. Reihe enthalten,
337 „ „ „ „ „ II. „ „
7 „ in welchen die Typen der I. und der II. Reihe gemengt erscheinen.
543

In einem der 7 letzteren Gräber ist die jüngere Stufe nur durch eine Reifenurne, in 2 anderen nur durch Fibelbruchstücke vertreten, so dass wir unter 2950 Gräbern nur 4 finden, in welchen neben einem älteren Fibeltypus (Brillenfibel) ein jüngerer (Schlangenfibel) vorkommt. Es scheint uns unmöglich, vor so sprechenden Zahlen die Augen zu schliessen und zu sagen, dass man noch keine Altersunterschiede sehen könne. Wir müssen vielmehr staunen, wie streng und scharf sich die Reihen mit den älteren und jene mit den jüngeren Typen von einander absondern.

Wenn Marchesetti trotzdem jene oben erwähnte Meinung hegt, so verlohnt es sich gewiss, auf seine Gründe einzugehen. Diese bestehen aber ausser der bereits angeführten Voraussetzung getrennt angelegter Gräbergruppen nur in einer (meiner Ansicht nach) falschen Auffassung der lokaltypischen, halbkreisförmigen „St. Lucia-Fibel", die wir aus zwingenden Gründen zu den jungen Fibelformen rechnen müssen. M. schreibt nämlich in seiner letzten grossen Publikation (S. 224): „Wie ich schon bei anderen Gelegenheiten bemerkte, ist es unmöglich, verschiedene Perioden unseres Gräberfeldes nach den Fibelformen zu unterscheiden, da sich oft die disparatesten derselben, von den ältesten bis zu denen, welche allgemein relativ späten Epochen zugeschrieben werden, in demselben Grabe finden." Gerade das Gegentheil hievon ist richtig, wie seine eigenen Aufzeichnungen lehren; aber man erkennt doch, wie M. zu jener befremdlichen Aufstellung kommen konnte. Denn er macht zu jenem Satze die Anmerkung: „Von dieser Vergesellschaftung kann sich Jeder überzeugen, der das Grabungsjournal durchblättert. So finden wir einfache Bogenfibeln neben Brillenfibeln, Halbmondfibeln, Blechbandfibeln, Kahnfibeln, Sanguisuga-, Knopf-, Schlangen-, Certosa-, Armbrust- und Thierfibeln, sonach mit allen Fibelgattungen,

welche unsere Nekropole geliefert hat. Ebenso verhält es sich in Karfreit und im nahen Krain zum Unterschiede von dem, was man in Bologna und Este beobachtet hat.“ Der Fehler liegt darin, dass M. alle Fibeln einer grossen Klasse als einheitliche Masse betrachtet und z. B. den grossen Unterschied übersieht zwischen den wirklich alten, häufig in Eisen ausgeführten Kreisbogenfibeln mit Fussschleife und der jüngeren (bloss alterthümlichen) einschleifigen „Sta. Lucia-Fibel“. Beide sind ihm bloss „fibule ad arco simplice“, und da er dann natürlich diesen Typus mit allen anderen vergesellschaftet findet, läugnet er die führende Geltung der Fibeltypen in der Frage der Zeitbestimmung. Hätte er die Halbkreisfibeln richtig auf die beiden Stufen vertheilt oder auch ganz bei Seite gelassen und die Probe mit einem andern Typus angestellt, so wäre er gewiss zu ganz entgegengesetzten Resultaten gekommen. Wie nahe er durch seine Beobachtungen an die letzteren herangeführt wurde, beweist der Umstand, dass laut seinen eigenen Berichten das Gemenge älterer und jüngerer Gräber keineswegs ein gleichmässiges ist, dass vielmehr in langen Reihen einmal die älteren und dann wieder die jüngeren Gräber vorherrschen. Er schreibt l. c., Anm. 2: „So begegnen uns z. B. im westlichen Theile vorwiegend einfache Bogenfibeln und Brillenfibeln, im östlichen Schlangen- und Certosafibeln.“ Da der neuesten Publikation kein Plan der gegrabenen Flächen beigegeben ist, können wir nicht sagen, wieweit etwa auch die Forderung räumlich getrennter älterer und jüngerer Gräbergruppen thatsächlich schon erfüllt ist.

In St. Lucia liegen die Verhältnisse, dank dem unermüdlichen Eifer Marchesetti's, viel klarer vor uns, als z. B. in Hallstatt. Sie sind aber auch sonst leichter zu durchblicken. Auf dem Salzberge bei Hallstatt sind zuverlässigen Schätzungen zufolge von verschiedenen Seiten ungefähr 3000 Gräber geöffnet worden, also fast genau ebensoviele, als allein Marchesetti in Sta. Lucia erschlossen und in seinen beiden Berichten beschrieben hat. Die von Ramsauer geöffneten 993 Gräber, circa ein Drittel der Gesammtzahl, lieferten nach Sacken (Grabfeld S. 60) über 400 Brillenfibeln, d. h. genau dreimal so viele, als sämmtliche 2950 Gräber Marchesetti's. Demnach scheint die Brillenfibel in Hallstatt circa neunmal so häufig gewesen zu sein, als in St. Lucia. Sie ist nach einer approximativen Berechnung in Hallstatt um mehr als die Hälfte stärker vertreten, als alle anderen Fibelformen zusammengenommen, während sie in Sta. Lucia nur $^1/_{13}$ sämmtlicher Fibeln bildet. Diese Zahlen illustriren ein wenig den rascheren Wechsel der Kultur an dem Südrand der Alpenzone gegenüber dem Nordgehänge derselben oder mit anderen Worten die Zähigkeit, mit welcher sich alterthümliche Formen im Norden behauptet haben. Hier wird man zu anderen Mitteln greifen müssen, um Zeitunterschiede zu statuiren.

Wenn man an der Hand der Fibeln, welche deutlich zwei Stufen der ersten Eisenzeit erkennen lassen, das gesammte Material der Gräber von Sta. Lucia in ein Kulturgut älterer und ein solches jüngerer Zeit zerlegt, so findet man die aufgewendete Mühe reichlich belohnt. Denn, wie bei Bologna zwei scharf begrenzte Perioden auf einander folgen: Benacci II. (oder Arnoaldi, die Endstufe der Villanova-Kultur, ca. 650—550 oder 500) und Certosa (die etruskische Kulturstufe Oberitaliens, ca. 550 oder 500—400), wie um Este die Perioden II und III ein ähnliches Bild gewähren, — so unterscheiden wir auch in Sta. Lucia zwei geschlossene Kulturbilder, ein älteres und ein jüngeres, die sich nahe an die korrespondirenden italischen Epochen anschliessen.

Es entspricht allen gerechten Erwartungen, dass sich die Trennung zweier Phasen unserer ersten Eisenzeit, welche um Bologna an ein historisches Ereigniss — die Festsetzung der Etrusker in Oberitalien — anknüpft, dessen Ausgangspunkt vielleicht an der Tiber, in der Erstarkung der jungen römischen Macht zu suchen ist, nicht nur in Este, sondern auch in Sta. Lucia wiederfindet. Aber allerdings erscheint die Wirkung des Ereignisses mehr und mehr verdunkelt, der Anstoss abgeschwächt — die Wellenringe verflachen sich und verlaufen in unmerkliche Schwingungen. Wir werden daher leichter Zustimmung finden, wenn wir Este II und III mit Sta. Lucia I und II, als wenn wir etwa Bologna mit Hallstatt vergleichen. Auch hiebei werden wir Este III und Sta. Lucia II einander ähnlicher finden, als Este II und Sta. Lucia I. Die Stufen Benacci I und Este I, d. h. die ältere Villanovastufe, fehlt in den Ostalpen, und was wir ihr chronologisch etwa gleichstellen können, bildet wenigstens keine Unterabtheilung der Hallstattperiode. Este II zeigt dagegen schon innere Verwandtschaft mit Sta. Lucia I; aber die Verschiedenheiten sind doch so gross, dass wir eine direkte und ausschliessliche Abhängigkeit der letzteren von der ersteren Stufe nicht annehmen dürfen. Dagegen zeigen Este III und Sta. Lucia II so viele Uebereinstimmungen, dass, abgesehen von dem Fortwirken älterer Traditionen die letztere als eine aus der ersteren direkt abgeleitete Stufe angesehen werden kann

Die Stufe Sta. Lucia I mag man (wie Benacci II) um 650 beginnen und etwa 200 Jahre währen lassen; die Stufe II würde dann um 450 beginnen und etwa 100 bis 150 Jahre oder noch länger dauern. Vor allem ist aber festzuhalten, dass die Stufen I und II durch keine Kluft geschieden sind, wie sie sich theilweise um Bologna bemerkbar macht. Kein Abbruch früherer Beziehungen hat stattgefunden, von keinem Wechsel oder Zuwachs der Bevölkerung kann die Rede sein. Ein und dasselbe friedliche Volk hat in ruhiger Entwicklung die Früchte seiner Thätigkeit und der Lage seiner Wohnsitze geerndtet. In allmählicher Steigerung ist unter dem Fortwirken älterer Traditionen der südliche Einfluss stärker hervorgetreten. Diesen begünstigte vielleicht noch mehr die Stammesverwandtschaft der alten Bewohner des Isonzothales mit denen des reicheren Niederlandes, als die geographische Stellung des Gebietes, wie vortheilhaft dieselbe auch gewesen ist. Denn Sta. Lucia ist von Este mehr als dreimal so weit entfernt, als von Laibach, und dennoch steht es auf seiner II. Stufe der alten Kultursphäre von Este sozusagen dreimal näher, als den Kulturstätten an der Save. Wenn auch nahe dem Tiefland, wohnte dieser Stamm doch mitten im Gebirge unter ähnlichen Natureinflüssen, wie mancher andere, den aber kein engeres Band mit den Niederländern verknüpfte. Der direkte Nordweg von Este führt ja nicht ins Thal des Isonzo, sondern in das der Etsch, wo aber im Gebirg ein anderer Volksstamm wohnte.

So muss die Trennung zweier Kulturstufen in St. Lucia aufgefasst werden, welche in Wirklichkeit nicht so scharf war, wie wir sie in der Theorie erscheinen lassen müssen, um nur überhaupt ein „Früher“ und ein „Später“ zu erkennen und mit diesen Merkzeichen die Richtung des Fortschrittes abzustecken. Der beschränkte Umfang dieser vorläufigen Mittheilung gestattet mir ebenso wenig, die Gräberreihen anzugeben, welche ich der I. und der II. Stufe zurechne,

als auch die Typen, welche diesen beiden Stufen angehören, im Einzelnen zu betrachten. Ich gebe wieder nur einen Auszug aus der vorbereiteten grösseren Darstellung, indem ich das Wichtigste kurz zusammenfasse.

### I. Aeltere Stufe.

1. *Thongefässe.* Ausser einem Produkt der Auflösung des Villanova-Urnentypus, der hier kein Fortleben gefunden, treffen wir bauchige Töpfchen, deren grösster Durchmesser in der Mitte der Höhe liegt, tiefe Schalen und Schälchen mit Halskehlen und hohen Henkeln, flachere Schalen mit eingebogenem Rande, fusslos oder mit hohem, hohlem Fuss, bombenförmige Gefässe mit hohlem Fuss und konische Situlen (die aber erst in der II. Periode besonders häufig auftreten). — Die Verzierungen bestehen in eingerissenen, manchmal weiss ausgefüllten, in punktirten oder gestrichelten (Schnur-)Linien, welche Zickzackbänder, Mäander u. dgl. bilden. Auch erscheinen Ornamente durch Stempeleindrücke hergestellt oder — in Nachahmung getriebener Bronzearbeit — durch Bronzeknöpfchen, welche höchst einfache geometrische Figuren, zuweilen auch heraldisch gepaarte Thiergestalten bilden.

Diese Keramik kann man (wie die Fibeln) in zwei Gruppen zerlegen: eine lokale oder autochthone mit jenen Formen und Verzierungen, die an und in der Töpferarbeit entstanden sind, und eine italische mit jenen Typen und Ausschmückungen, die aus der Nachahmung getriebener Bronzen hervorgegangen sind. (Die Originale kann man nur höchst spärlich besessen haben; denn wir finden sie nicht in den Gräbern.)

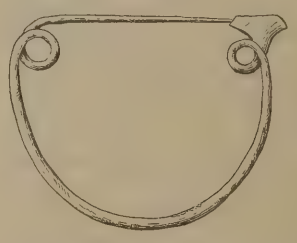
2. *Fibeln.* Diese bilden 3 Gruppen: halbkreisförmige, Kahn- und Brillenfibeln. Die ersteren zerfallen wieder in solche mit dünnem, rundlichem und solche mit dünnem, breitem Bügel (Halbmondfibeln). Beide werden sowohl aus Eisen wie aus Bronze lokal gefertigt und sind fast immer zweischleifig. — Die Kahnfibeln haben entweder wenig verlängerte Nadelrinne oder langen Fuss mit Schlussknopf; die ersteren haben flachen, feingravirten oder vollen, eckig verbreiterten, einfacher gravirten Bügel — die letzteren zerfallen scharf in solche mit dicken, rundlichen und andere mit flachen, am Scheitel mit 2 Seitenknöpfen verzierten Bügeln. Die Brillenfibeln gliedern sich in solche mit Draht- und solche mit Blechdisken.

3. *Anhängsel.* Hier erscheint das bekannte Dreiecksanhängsel in verschiedenen Gestalten (flach, hohl, durchbrochen), ferner die geschlitzte Hohlkugel und namentlich die Doppelspirale.

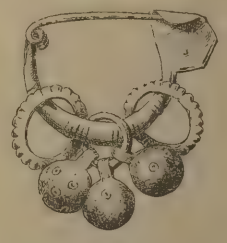
4. *Ringe.* Nur wenige einfache Typen von Finger-, Arm- und Halsringen, entweder aus Bändern oder Drähten zusammengebogen oder in Guss hergestellt. Zahlreich sind geschlossene eiserne Armringe. Daneben erscheinen eiserne Halsringe mit rhombischem Durchschnitt und zurückgerollten Enden.

---

Jedem Kenner prähistorischer Typen werden die meisten der hier angeführten Dinge als althallstättische aus den vorcertosazeitlichen Gräbern bei Bologna, aus Este II, aus St. Michael I oder aus den älteren eisenzeitlichen Hügelgräbern Oberbayerns, kurz von Fundorten, wo eine zeitliche Trennung bisher erkannt wurde, geläufig sein. Auf das Einzelne soll an anderem Orte eingegangen werden. Im Allgemeinen hier nur soviel. Schon die Stufe I lässt neben einem alteinheimischen ein altitalisches Element erkennen. Man übte die Töpferei in althergebrachter Weise und bereicherte sie durch Nachbildungen fremder Arbeiten in Bronze. Aus Italien erhielt man nur kleinere fertige Bronzen in grösserer Zahl. Im Lande selbst blühte eine eigene, in anderen Formen arbeitende Metalltechnik, deren Produkte theils von barbarischem, theils von geläutertem Geschmack zeugen. Die ersteren sind vorwiegend Schmiede-, die letzteren Gusswaaren. Zu jenen gehören die Drahtbogenfibeln aus Eisen und Bronze, die Halbmondfibeln mit ihren Kettchen und Klapperblechen oder Spiraldoppeldisken, die Brillenspiral- und Brillenscheibenfibel, die glatten oder schraubenförmig gedrehten eisernen und bronzenen Halsreifen. Gusswaaren von besserem Geschmack sind die mehrknöpfigen Schmucknadeln, die astragalusförmig oder einfach geperlten Halsringe und Bogenfibeln, aus welchen letzteren in der II. Periode die rohe Form der gerippten St. Lucia-Fibel hervorgegangen ist.



a)
**Fibula ad arco semplice.**
(Zweischleifig, glatt, aus Bronze oder Eisen.)
**Aeltere Hallstatt-Stufe.**



b)
**„Sta. Lucia-Fibel."**
(Einschleifig, gerippt, mit Anhängseln, Bronze.)
**Jüngere Hallstatt-Stufe.**

### II. Jüngere Stufe.

1. *Bronzegefässe.* Diese erscheinen jetzt erst in den Gräbern. Es sind grosse Pithoi, unten konisch, oben sphärisch verengt, eine vorgeschrittene Form, welche nicht mehr der alten Technik des Zusammennietens gebogener Blechplatten ihre Entstehung verdankt, die hier aber doch noch so hergestellt ist. Dann grosse konische Situlen (lokales Fabrikat), geschweift-konische Eimer (italische Arbeit), kleine, meist unverzierte Situlen, Reifencisten des jüngeren venetischen (enggerippten) Typus.

2. *Thongefässe.* Fortsetzung der autochthonen und italisirenden Keramik, welche letztere jetzt aber mehr Bürgerrecht erlangt. Die zahlreichen eimerförmigen Gefässe, erst jetzt z. Th. mit „Cordoni", bilden die Hauptmasse der zweiten Richtung. Cordoni erscheinen auch an enorm grossen, rothen Urnen, einer Specialität von Sta. Lucia und Karfreit, an welchen auch abwechselnd rothe und schwarze Zonen vorkommen, die sonst nirgends auf derlei Gefässen auftreten und offenbar von der Dekoration der Thonsitulen herübergenommen sind. Hierin excellirt die lokale Töpferei, während einige auf überseeischem Weg importirte Stücke (griechische Kylikes und Oinochoen) das heimische Handwerk nicht zu Nachahmungen angeregt haben. Einiges in Watsch und St. Lucia weist auch darauf hin, dass in dieser Zeit ein wohl nur spärlicher Austausch lokaler Töpfereiprodukte zwischen dem Save- und Isonzogebiet stattgefunden hat.

3. *Emailwaare.* Der Import kleiner Emailarbeiten nimmt in der jüngeren Stufe mehr Raum ein, als in der älteren, wo er nur einfärbige lichtblaue, kleine oder dunkelblaue gelbäugige Perlen bringt. Er vermittelt jetzt reicher verzierte Perlen (auch grosse, menschenköpfige) und schöne, äusserst kostbare Henkelschälchen.

4. *Fibeln.* Auch die Fibeln der II. Stufe zerfallen — abgesehen von den ganz aparten Thierfibeln — in 3 Grup-

pen: halbkreisförmige, Kahnfibeln (im engeren und weitesten Sinne, einschliesslich der Blechband-, Rauten-, Certosa- und Paukenfibeln) und Schlangenfibeln. Das häufige Vorkommen der erstgenannten Form erklärt sich durch eine lokale Moderichtung ähnlich derjenigen, unter deren Einfluss wir auch in Jezerine plumpe, ganz eigenthümliche, halbkreisförmige Bogenfibeln in relativ sehr jungen Gräbern antreffen. Die Gruppe der Kahnfibeln vollendet die schon in der älteren Stufe angebahnte Entwicklung und verästelt sich in eine Reihe der verschiedensten Varietäten. Die der Schlangenfibeln bringt etwas für unser Lokal völlig Neues und wir erkennen hier deutlich die späte Uebertragung eines Typus, dessen Stammformen nur in Italien zu finden sind. Auch die Varietäten der Kahnfibel scheinen ihren Ursprung in Italien zu haben und der Norden nimmt daran nur insoferne Antheil, als Importstücke und lokale Nachbildungen eine weite Verbreitung finden. Bei den letzteren sind die Dimensionen und die Arbeit sehr verschieden; doch haftet den lokalen Arbeiten immer etwas Rohes, Flüchtiges oder Schwerfälliges an, wenn es sich nicht um Drahtwindungen, sondern um feste Gussstücke handelt.

Seit 400 etwa, also gleichzeitig mit dem Beginn der Früh-La Tène-Stufe in anderen Gebieten, erscheinen Thierkopffibeln mit oder ohne Armbrustspirale und andere T-Fibeln, die in Italien selten sind, auch „Zweirollenfibeln“ und solche mit Schlingenkranz hinter der einfachen oder doppelten Rolle. Es ist kein blosser Zufall, dass die alpinen Lokalformen, sowohl in der älteren, als in der jüngeren Hallstattperiode sich von den Stammformen durch Hinzufügung von Drahtspiralschleifen unterscheiden. Diese Neigung erscheint am stärksten ausgeprägt in den Doppel T-Fibeln von Prozor und Jezerine, von welcher ostillyrischen Barbarei unsere Veneter im Isonzothale frei geblieben sind. Auch die Thierkopffibeln mit crista-artig über die Bernsteinaufsätze des Bügels herablaufendem Drahtschlingenkranz, wie sie Idria in grösster Nähe von Sta. Lucia geliefert hat, — auch diese Geschmacklosigkeit, die in der angedeuteten Richtung liegt, hat in St. Lucia nicht mehr Eingang gefunden.

Die Betrachtung der ganzen Fibelentwicklung drängt uns zu dem Schlusse, in der Drahtfibel, welcher das Streben nach symmetrischer Bildung innewohnt, ein altes oder alterthümliches oder aber barbarisches, in der einem anderen Schönheitsgesetz folgenden gegossenen Fibel ein klassisches Produkt zu erblicken. Mit der Drahtfibel beginnt die ganze Entwicklung, zur Drahtfibel kehrt sie in der Bauernarbeit, die noch heute in den Ostalpen stellenweise getragen wird, zurück, und die Armbrust-Spiralfibel ist nur eine Rückfalls-Erscheinung, hervorgerufen durch die Ausbreitung des gallischen Elementes. Aber der einmal gemachte, technische und ästhetische Fortschritt lässt sich nicht auf die Dauer unterdrücken. Die La Tène-Periode ist nur ein kurzes Mittelalter, und aus dem Rückfall selbst entwickelt sich eine neue klassische Reihe, die der römischen Fibeln. In der bekannten Art, wie diese die Armbrustspirale entweder durch ein Charnier ersetzen, mit einem Kopfbalken bedecken oder in eine Hülse einschliessen, verräth sich fort und fort der alte Gegensatz zwischen der barbarischen Drahtwindung und dem klassischen Gussstück.

Wir übergehen die minder bedeutungsvollen ebenfalls zum Theil mit Funden aus den Certosagräbern und Este III übereinstimmenden Formen der Anhängsel und Ringe, sowie der jetzt zuerst auftretenden Pincetten und anderen kleinen Toilettegeräthe, die ihren jüngeren italischen Ursprung nicht verläugnen können, und sagen nun noch ein Wort über

5. *Gürtelhaken.* Metallbeschläge über den ganzen Gürtel wie in Hallstatt fehlen, ebenso die elliptischen und rautenförmigen Gürtelschliessplatten, wie in Este. Dagegen herrschten als eine lokale Mode gegossene starke Gürtelplatten, länglich viereckig mit mittlerem Längsgrat, aus dem der auffallend lange Haken hervorgeht. Aehnliche Gürtelplatten erscheinen in Watsch aus Eisen. Sie sind sicher lokales Fabrikat. —

Wieder müssen wir hier, wo der Raum nicht gestattet, unsere Beweismittel vorzuführen, an die Specialkenntnisse Derjenigen appelliren, welchen die meisten oben angeführten Formen aus anderen Fundplätzen als junghallstättische bekannt sind. Statt einzelner Anführungen sei hier nur im Allgemeinen auf Prosdocimi's Publikation der Nekropolen von Este und Zannoni's grosse Arbeit über die Gräber der Certosa hingewiesen.

Nach den Stufen I und II dürften wir in Sta. Lucia eine Stufe III erwarten, entsprechend Marzabotto bei Bologna, Este IV, Idria II, St. Michael II, Nassenfuss u. s. w., kurz eine Stufe mit ausgesprochenen Mittel- und Spät-La Tène-Formen. Die ersten La Tène-Sachen erscheinen aber in Sta. Lucia nur zerstreut, ausserhalb der Gräber. Das Fehlen einer Gräberstufe, die wir mit III bezeichnen könnten — wenn sie nicht etwa noch in einem besonderen Theile der Nekropole nachgewiesen wird —, scheint zu zeigen, dass der venetische Stamm um Sta. Lucia zuletzt andere Schicksale erfahren hat, wie seine Verwandten im Niederlande. Von diesen wissen wir durch Schriftstellerzeugnisse, dass sie (was die Funde um Este bestätigen), keltische Kultur annahmen, obwohl sie den keltischen Waffen widerstanden und durch ihre drohende Haltung im Rücken der oberitalischen Kelten selbst die Anschläge der letzteren auf Mittelitalien zu nichte machten. Das Eindringen keltischer Kultur in Venetien erfolgte wohl auf demselben Wege, wie früher die Fortpflanzung etruskischer und noch früher umbrischer Formen, d. h. vom transpadanischen Gebiet, von den Boiern um Bononia, nicht von den Alpenkelten. Dieser Einfluss reichte aber nicht mehr ins Gebirge. Andererseits scheinen die zerstreuten Alpenkelten solchen Einfluss, wie ihn die mächtigeren Flachlandkelten auf die Veneter Oberitaliens geübt, auf die illyrischen Stämme im Gebirge nicht ausgeübt zu haben. Stationen der Illyrier wie bei St. Lucia und der Kelten beim nahen Idria werden geraume Zeit neben einander bestanden haben, bis das von den Kelten umlagerte und bedrängte, friedfertige illyrische Element zusammenschmolz, sich mit den Zuwanderern vermengte oder sonstwie aus der Reihe der äusserlich sichtbaren Erscheinungen wich und verschwand. Wie lange dies dauerte, wird Niemand sagen können, — auch mitten im Verlauf des Prozesses würde wohl Niemand den Zeitpunkt haben bestimmen können. Es war eben kein historisches Ereigniss im engeren Sinne, sondern eine Uebergangs- oder Entwicklungsphase, welche die Kultur unserer Heimath zuletzt so gestaltete, wie sie von den Römern angetroffen wurde.

Herr Dr. **Felix v. Luschan**-Berlin:

**Ueber orientalische Fibeln.**

Auf unserer Versammlung in Ulm hat Herr Virchow vor zwei Jahren in so warmen Worten der Ausgrabungen in Sendschirli gedacht, dass ich es jetzt, nach Ablauf einer neuen Campagne, nicht nur als Recht, sondern als Pflicht empfinde, gerade an dieser

Stelle auf diese nordsyrische Ruinenstätte zurückzukommen, obwohl ich mir ganz gut bewusst bin, dass der weitaus grösste Theil der auch in diesem Jahre wieder erreichten Ergebnisse in das Gebiet der alten Geschichte, der Architektur und Kunsthistorie, sowie der orientalischen Epigraphik fällt und daher, genau genommen, nicht viel mit anthropologischen und vorgeschichtlichen Dingen zu thun hat.

Allerdings sind in Sendschirli auch grosse Mengen von Feuerstein- und Obsidian-Artefacten, ferner Steinbeile und durchbohrte Hämmer gefunden worden, welche sich der Form nach von unseren prähistorischen Stücken aus Europa gar nicht unterscheiden lassen, aber sie sind wenigstens theilweise datirbar, sie gehören in Perioden, die uns historisch greifbar sind und fallen daher von rechtswegen nicht in das engere Gebiet der Vorgeschichte.

Auch die Bronze-Fibeln, über welche heute zu sprechen ich die Erlaubniss erbeten habe, gehören in das Gebiet dieser historischen Alterthümer — aber ihr Vorhandensein ist auch ethnographisch wichtig; desshalb habe ich geglaubt, gerade diese Fibeln zum Gegenstand einer kleinen Mittheilung machen zu sollen und dies umsomehr, als es ein sehr weit verbreitetes Dogma ist, dass federnde Gewandnadeln im alten Orient ganz unbekannt waren.

Rud. Virchow hat zwar schon 1881 drei Fibeln aus Kistengräbern der Troas erwähnt und 1883 auch abgebildet[1]), welche ihm Schliemann eingesandt hatte und die sich jetzt im Berliner königl. Museum für Völkerkunde befinden und auch auf einem kleinasiatischen Felsen-Relief (Ibris) hat Studniczka eine Fibel nachgewiesen, — aber gegenüber der ungeheuren Menge europäischer Fibeln traten diese spärlichen Funde östlicher Herkunft so sehr in den Hintergrund, dass die meisten Fachleute deren Vorhandensein übersehen zu dürfen glaubten. Aehnlich ging es mit sechs ganz wunderbar schönen Fibeln, welche seit nahezu fünfzig Jahren öffentlich und jedermann zugänglich im British Museum ausgestellt sind und noch von den Ausgrabungen Sir A. Henry Layard's in Nimrud stammen. Es ist bezeichnend für die Geringschätzung, welche die Realien noch immer von Seite der meisten Fachgelehrten erfahren, dass diese assyrischen Fibeln bisher von jedermann übersehen oder wenigstens nicht als Fibeln erkannt worden sind. Erst im vorigen Jahre habe ich auf dieselben hingewiesen und einige schematische Skizzen von denselben veröffentlicht, so dass ich hoffen darf, dass unsere englischen Kollegen sie bald in würdiger Weise publiciren werden; einstweilen scheint es, dass sie ungefähr der Zeit Tiglatpilesar III. angehören, also dem VIII. vorchristlichen Jahrhunderte.

Eine sehr grosse Zahl völlig gleichartiger Fibeln habe ich selbst in Sendschirli ausgegraben, alle in dem Bauschutte oder in der unmittelbaren Umgebung von Palästen, welche ungefähr derselben Zeit angehören und von denen einer geradezu durch eine lange Bauinschrift datirt ist, welche den königlichen Bauherrn als einen Zeitgenossen des dritten Tiglatpilesar erkennen lässt. Eine weitere Fibula, die sich in allen wesentlichen Eigenschaften ganz an die aus Nimrud und aus Sendschirli anschliesst und sich von diesen eigentlich nur durch ihre mächtige Grösse (sie wiegt, soweit erhalten, also ohne die Nadel und ohne das Fussende 104 Gramm) habe ich kürzlich unter altem Eisen und anderem Trödelkram im Bazar von Smyrna gefunden. Ich kann Ihnen das Stück hier im Original vorlegen, es wird Sie zunächst zwar eher an einen Kistenhenkel erinnern, aber wenn Sie es genauer betrachten, werden Sie seine wahre Natur nicht lange verkennen. Der Angabe nach stammt diese Fibula aus Sardes; ich möchte freilich kein sehr grosses Gewicht auf diese Angabe legen — levantinische Händler und Agenten sind nicht immer zuverlässig — aber wir werden doch nicht weit fehlgehen, wenn wir annehmen, dass diese mächtige Fibula aus dem westlichen Kleinasien stammt und nicht allzuweit von Smyrna selbst aufgefunden worden ist.

Ein weiteres Stück genau dieser Gattung befindet sich im Museum von Graz, aber ganz ohne nähere Herkunftsangabe; nur dass es nicht dort einheimisch, sondern mit orientalischen Alterthümern nach Graz gelangt ist, liess sich noch ermitteln; wir werden uns also darauf beschränken müssen, von der Existenz eines einzelnen solchen Stückes auch in Graz Kenntniss zu nehmen.

Hingegen besitzt das Ashmolean Museum in Oxford eine weitere Fibel dieser Art aus Tartûs, aus der Landschaft gegenüber von Ruâd (*ΑΡΑΔΟΣ*), also aus einer rein phönicischen Gegend.

So kennen wir aus Kleinasien, aus Syrien und aus den Euphratländern, mit anderen Worten aus dem ganzen vorderen Orient eine Fibelform, welche in sich sehr homogen ist, von unseren europäischen Typen aber wesentlich abweicht. Alle diese Fibeln nämlich sind durchweg aus zwei Stücken zusammengesetzt, aus einem halbkreisförmigem oder in rechtem Winkel gebogenem, im Querschnitt rundem oder viereckigem Bügel und aus einer federnden Nadel, die mit dem einem Ende tief in eine Aushöhlung des Bügels versenkt und dort festgehämmert oder auch angeniethet ist, während die freie Spitze in dem flachgedrückten und umgebogenen Bügelende Aufnahme findet. Der Bügel selbst ist stets aus Bronze, manchmal mit perlartigen, stets symmetrischen Auftreibungen, manchmal auch mit eingravirten Linien verziert, anscheinend stets gegossen. Bei einer der Fibeln aus Nimrud und bei mehreren völlig gleichartigen aus Sendschirli hat das zur Aufnahme der Nadel dienende flache Bügelende die Form einer Hand, welche die Nadelspitze umgreift, so dass die ganze Fibula einen kleinen, im Ellbogengelenk gebogenen Arm vorstellt. Ausgehend von einer unrichtigen Vorstellung über die Art, in der die Fibeln getragen wurden, haben die Prähistoriker sich jetzt daran gewöhnt, dieses flache Ende des Bügels als „Fuss" der Fibula zu bezeichnen; ich weiss nicht, ob es möglich sein wird, dieses Wort wieder auszurotten, ich würde aber meinen, dass es besser durch Hand ersetzt werden würde; ja nicht etwa, weil diese Gegend wirklich bei drei Fibeln unter vielleicht zehntausend als Hand gebildet ist, sondern einfach, weil dieses Ende des Bügels bei allen Fibeln das Nadelende zu halten, zu umgreifen hat und weil wir für solche Greiforgane das Wort Hand haben — doch das nur ganz nebenbei; auf was es mir heute ankömmt, ist lediglich, Sie überhaupt mit dieser neuen, bisher völlig unbeachtet gebliebenen Fibelform bekannt zu machen, mit dieser Form, von der ich bis auf weiteres annehmen möchte, dass sie im Beginn des ersten vorchristlichen Jahrtausends über den ganzen vorderen Orient verbreitet war. Allerdings kennen wir bisher nur wenige Dutzend Vertreter dieser Gattung, aber wo sind dort auch bisher sonst noch grössere Grabungen in älteren Ruinenstätten gemacht worden! Und dass diese Form damals auch die typische, fast

1) Gräberfeld von Koban, Berlin 1883, S. 27.

allein herrschende war, möchte ich gleichfalls schon jetzt als gesichert annehmen; die trojanischen Fibeln, von denen mindestens zwei ganz abweichende Formen haben, gehören wohl alle drei einer späteren Zeit an, und sonst kennen wir aus ganz Vorderasien überhaupt nur noch eine einzige Fibula, welche nicht dem bisher hier beschriebenen neuen Typus angehört — eine aus einem runden Draht zusammengebogene Fibel aus Sendschirli — alle anderen vorderasiatischen Fibeln gehören ein und demselben Typus an und sind unter einander enge verwandt.

Für unsere Prähistorie ergibt sich zunächst freilich keinerlei Gewinn aus diesen Thatsachen; denn die grosse Mehrzahl der orientalischen Fibeln hat einerseits keinerlei Verwandtschaft mit unseren einheimischen Formen und sie repräsentirt andererseits, wie ich mit der allergrössten Sicherheit annehme, durchaus keine ursprüngliche Bildungsstufe, sondern nur das Produkt einer viele Jahrhunderte alten selbstständigen Entwicklung irgend einer uns einstweilen noch völlig unbekannten Form, die erst ausgegraben werden muss, die wir vorläufig nicht einmal reconstruiren können.

Aber auf eine Thatsache möchte ich Sie doch noch hinweisen, welche vielleicht im Stande ist, die uns jetzt nur rein lokal erscheinende Bedeutung dieser Fibeln in ein etwas besseres Licht zu setzen: Zwei weitere Fibeln, genau dieser Gattung, liegen im Ashmolean Museum mit der Angabe Theben, Böotien! Bestätigt sich das Vorkommen dieses Fibeltypus auch in Griechenland, so können wir mit Sicherheit voraussehen, dass gerade diese Fibeln uns dermaleinst noch sehr wichtige Leitfossilien sein werden für die Erkenntniss der älteren Beziehungen zwischen Griechenland und dem vorderen Oriente, die ja einstweilen noch in so tiefes Dunkel gehüllt sind.

Vorläufig also wissen wir nur, dass ein ganz bestimmter und völlig genau definirbarer Fibeltypus im achten Jahrhunderte vor Chr. in Vorderasien verbreitet war; aber welchem Volke gehörte er an? Da muss ich nun die Frage der Hethiter streifen, der ich sonst so vorsichtig aus dem Wege gehe. Nachdem man nämlich diese alte Völkergruppe lange unterschätzt und eigentlich völlig ignorirt hatte, befinden wir uns jetzt in einer Zeit der schlimmsten Ausartung nach der anderen Richtung — alles, was man im vorderen Oriente nicht definiren kann und das ist beinahe alles, was älter ist, als die griechische Kultur, das erklärt man jetzt für hethitisch. Auch die gewisse Bilderschrift, mit deren Entzifferung sich Sayce und Peiser so intensiv und doch eigentlich ohne greifbare grosse Resultate beschäftigt haben und die endlich in diesem Jahre erst und ohne Vorhandensein einer grösseren Bilinguis den scharfsinnigen Untersuchungen Jensen's gegenüber wenigstens einen Theil ihrer Räthselhaftigkeit eingebüsst hat — auch diese Bilderschrift wird jetzt fast allgemein als hethitisch bezeichnet. Puchstein hat zuerst gegen diesen Missbrauch des Hethiter-Namens protestirt und das Wort einfach durch „Pseudo-Hethiter" ersetzt; andere wenige sind seinem Beispiele gefolgt, oder haben von Kappadokern, von Kilikern oder, allgemeiner, von alten Vorder-Asiaten gesprochen. Ich selbst habe vor zwei Jahren in Ulm mitgetheilt, dass die Bevölkerung von Vorder-Asien in älterer Zeit nahezu einheitlich war und ich habe für sie die Bezeichnung armenoïd oder protoarmenisch vorgeschlagen. Aber lassen wir die Namen; ich denke, sie sind zunächst recht gleichgültig — wichtiger scheint es mir zu wissen, nicht wie diese alten Vorder-Asiaten hiessen, sondern wie sie aussahen; und da bin ich heute in der glücklichen Lage, Ihnen hier unseren gelehrten armenischen Kollegen zeigen zu können, den hier anwesenden Archimandriten Ter Mowsessiantz (Mesrop); ich bitte Sie, sich diesen Herrn sehr gut anzusehen, Sie werden mehr Nutzen davon haben, als wenn ich Ihnen 6000 Messungen von Vorder-Asiaten vortragen würde. So, genau so, haben die Hethiter ausgesehen, die der zweite Rhamses in der mykenischen Urzeit vor ihrer Hauptstadt Kadesch besiegte, so sahen die Hatti aus, welche im 9. vorchristlichen Jahrhundert Assurnassirpal, der erste wirkliche Soldatenkaiser, den die Weltgeschichte kennt, vergebens zu vernichten bemüht war, so sahen die Hethiter aus, von denen uns die Bibel berichtet, seinen Typus erkennen wir aber auch oft genug wieder, wenn wir die Reliefbilder assyrischer Könige und ihrer Grossen betrachten.

Das armenische Volk hat eben seine alten physischen Eigenschaften treuer bewahrt, als vielleicht irgend ein anderes Volk dieser Erde; aber ich habe schon in Ulm gezeigt, wie auch unter den anderen modernen Vorder-Asiaten der Typus der alten, der vorsemitischen Urbevölkerung sich in mächtigem Prozentsatze völlig rein erhalten hat; ich habe damals auch schon darauf hingewiesen, wie besonders auch ein recht grosser Theil unserer modernen Juden seinem physischen Habitus und also auch seiner Abstammung nach nicht semitisch ist, sondern der vorsemitischen Bevölkerung angehört. Ich komme heute hier darauf zurück, lediglich weil ich die Gelegenheit wahrnehmen will, Ihnen hier in unserem Kollegen Mowsessiantz (Mesrop) einen so durchaus typischen Vertreter jener Rasse zu zeigen, welche einst ganz Vorderasien bewohnt hat. Wenn man findet, dass er „jüdisch" aussieht, so kann ich nichts dagegen einwenden; es ist eben eine Thatsache, dass es sehr viele Juden gibt, die so viel altes Blut von ihren vorsemitischen Stammeltern bewahrt haben, dass man sie für Armener halten könnte — ich möchte nur darauf aufmerksam machen, dass wir derlei Typen nicht als semitisch, sondern als armenisch betrachten müssen, gerade so, wie wir uns allmählich auch daran gewöhnen werden, auf den assyrischen Reliefs nicht jeden Kopf für echt semitisch zu halten — es unterliegt gar keinem Zweifel, dass auch die Assyrer viele stammfremde Elemente in sich aufgenommen haben, mit denen sie freilich durch politische, religiöse und sprachliche Bande dann eng genug verbunden waren.

Welchem Volke gehören nun aber unsere vorderasiatischen Fibeln an, den Semiten oder der Urbevölkerung? Wir kennen diese Fibeln hauptsächlich aus dem 8. vorchristlichen Jahrhundert; in dieser Zeit aber ist wenigstens ein Theil des nördlichen Syriens bereits semitisirt gewesen, das heisst man sprach und schrieb semitisch, wie die dem 9. und 8. Jahrhundert angehörigen altsemitischen Inschriften beweisen, die ich in und bei Sendschirli gefunden habe; wir haben aber nicht den allermindesten Grund, anzunehmen, dass diese Semitisirung eine sehr tiefgreifende war, vor allem keinen Grund, etwa zu glauben, dass die Leute, die ihre Sprache und ihre grossartige Alphabetschrift nach den syrischen Küstenstrichen brachten, die dort einheimische Bevölkerung auch physisch sehr wesentlich verändert haben.

Ist nun unser Fibeltypus auch aus den Euphratländern nach der syrischen Küste gekommen, oder haben ihn die Assyrer sich ebensogut in Syrien angeeignet, wie sie nachweisbar gewisse Elemente der nordsyrischen Architektur übernommen und an den Euphrat

verpflanzt haben? Der Thatsache, dass eine nicht geringe Zahl unserer Fibeln aus Nimrud stammt, also aus einer Gegend, die man (wenn auch wahrscheinlich mit Unrecht) für recht rein semitisch hält, steht die Thatsache gegenüber, dass wenigstens eine unserer Fibeln aus der Gegend von Smyrna stammt, für die wir eine wesentliche semitische Einwanderung nicht kennen. Es möchte daher wohl scheinen, dass unsere Fibeln der vorsemitischen Urbevölkerung angehören, obwohl sie uns bis jetzt nur aus einer Zeit entgegentreten, in der diese Völker schon theilweise oberflächlich semitisirt waren.

Spätere Ausgrabungen werden diese Frage wohl entscheiden, aber auch sprachliche Untersuchungen können da helfend eintreten. Tritt uns ja die Fibula nicht nur in Ibris, sondern auch auf einem grossen Grab-Relief aus Sendschirli plastisch entgegen, so dass wohl zu erwarten ist, dass in gleichzeitigen Inschriften auch die einheimischen Namen für dieses Schmuckstück vorkommen und richtig erkannt werden.

Einstweilen kann ich diese kurze Mittheilung nicht schliessen, ohne Herrn Virchow für die warme Theilnahme zu danken, die er für Sendschirli hat. Die letzte Ausgrabung ist wesentlich mit Geldern gemacht worden, die er aus der Rudolf Virchow-Stiftung und mit Beiträgen von Privaten bereit gestellt hat. Wichtige Kleinfunde, herrliche Sculpturen und die Kenntniss dreier königlicher Paläste mit höchst bemerkenswerthen Grundrissen sind das Ergebniss dieser vierten Campagne in Sendschirli. Ich glaube, Sie werden alle das Gefühl der Dankbarkeit begreifen, dem ich hier auch öffentlich Ausdruck gebe. Möge der alten Stadt solcher Schutz und solches Wohlwollen auch in Zukunft erhalten bleiben, dann dürfen wir wohl hoffen, die Untersuchung derselben im Laufe der Jahre allmählich ganz zu Ende führen zu können.

Herr **B. Reber:**

**Die vorhistorischen Sculpturendenkmäler der Schweiz und speziell diejenigen des Kantons Wallis.**

Eine dem Titel entsprechende, vollständige Arbeit würde eine bedeutende Zeit in Anspruch nehmen. In den kurzen, für eine Mittheilung angesetzten Minuten werden wir kaum die Umrisse einer solchen Abhandlung zu skizziren vermögen.

Wie Dr. Ferd. Keller[1]), unser hervorragendster Archäologe, angibt, kommen die Schalensteine der Schweiz in antiquarischen Schriften zum ersten Male in den Jahren 1853 und 54 in der in Bern erschienenen „Historischen Zeitung der Schweiz" zur Sprache. Bald darauf, im Jahre 1857 brachte der „Schweizerische Anzeiger für Geschichte und Alterthumskunde" vereinzelnte Nachrichten über Schalensteine und von nun an sah man Beschreibungen in den Pfahlbauberichten von Dr. Ferd. Keller, im „Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde" u. s. w. Jede einzelne Angabe eines neuen diesbezüglichen Fundes erscheint hier überflüssig.

Da die Schalen- oder überhaupt Sculpturensteine in fast allen Ländern Europas, dann in Asien bis nach Indien, ja sogar in Nord- und Zentralamerika verbreitet sind, so wären wohl vergleichsweise eine grosse Menge Schriften zu consultiren. Vorübergehend sei von der jedenfalls ausserordentlich auffallenden Thatsache, dass ganz identische Schalensteine auch in Amerika aufgefunden wurden, Notiz genommen. Da eine Verwandtschaft unter allen diesen Sculpturen vorausgesetzt werden darf, so muss angenommen werden, dass, wenn Asien der Sitz des ursprünglich die Schalensteine erstellenden Volkes war, ein Theil davon schon in der grauen Vorzeit ebensowohl nach Amerika, als nach Europa gelangte.

Eine den ganzen Stoff behandelnde Arbeit ist auch bereits 1881 von Charles Rau[1]) erschienen. Eine solche Beschreibung würde heute den dreifachen Umfang erreichen.

Bei uns in der Schweiz beschäftigten sich hauptsächlich die Archäologen Troyon[2]), Desor[3]), Keller und Vionnet[4]) mit dem Gegenstande. Allein zur Zeit dieser Forscher kannte man nur eine verhältnissmässig geringe Zahl und zudem nur einförmige Schalensteine, höchstens noch Rinnen und an einer Stelle, (im Steigs, Weisstannenthal) Ringe. Es erhellt hieraus schon, dass die von diesen Forschern gezogenen Folgerungen und Schlüsse heute nur noch theilweise zutreffen können und vielfach ganz wegfallen müssen. Wir werden uns genöthigt sehen, hierauf später noch kurz zurückzukommen.

Die vorhistorischen Sculpturen finden sich sowohl auf einzelnen erratischen Blöcken, als auch auf eigentlichen unbeweglichen Felsenpartieen, immer aber nur auf dem dauerhaftesten, widerstandsfähigsten Material, wie Gneiss, Granit, Serpentin, Sernefit, überhaupt Gesteinsarten mit vorherrschenden Silicatverbindungen, niemals auf Kalkstein oder andern leicht verwitternden Felsarten vor. Es ist dies eine Beobachtung, welche Keller schon gemacht, und die sich bis jetzt bewährt hat.

Da in den untern Thälern, in der sogenannten ebenen Schweiz, solches Material nur erratisch vorkommt, so kann hier von Sculpturen an Felswänden nicht die Rede sein. Andererseits sind hier leider auch die erratischen Blöcke meistens verschwunden, indem sie seit der Römerzeit bis auf unsere Tage als ausgezeichnetes Baumaterial verarbeitet wurden. Ueberhaupt fand man in diesen Gegenden meistens nur kleinere Blöcke zu Schalensteinen verwendet, während dem wir seither im Wallis z. B. wahrhafte Riesen mit Schalen und Sculpturen aufgefunden haben. Uebrigens scheint weder die Form, noch die Grösse unsere vorhistorischen Ahnen am Sculptiren gehindert zu haben, jedoch möchten wir nicht behaupten, dass sowohl Form als Grösse und Standort der Blöcke nicht ihre spezielle Bedeutung hätten. Offenbar dienten die Steine verschiedenen Zwecken. Die kleinen tischförmigen Monumente können nicht in der gleichen Absicht mit Sculpturen versehen worden sein wie die haushohen Felsblöcke.

Eine der ursprünglichen Wirklichkeit entsprechende Systematik ist leider, wie schon gesagt, für alle Zeiten unmöglich gemacht. Wir müssen aus dem noch vorhandenen Material klar zu werden suchen. Beginnen wir daher mit einer Aufzählung der auf unsern schweizerischen Monumenten aufgefundenen Zeichen.

---

1) Dr. Ferd. Keller: die Zeichen- oder Schalensteine der Schweiz. 1870. (In: Mittheilungen der antiqu. Gesellschaft Zürich.)

1) Charles Rau: Observations on Cup-shaped and other lapidarian sculptures in the old word and in America. Washington 1881.

2) Seine diversen Schriften.

3) Mélanges scientifiques. Paris 1879, p. 184—222.

4) Les monuments préhistoriques de la Suisse occidentale et de la Savoie. Album de Photographies avec texte. Lausanne 1872.

Da ist in erster Linie die Schale zu nennen. Sie ist das einfache aber typische Zeichen, welches dieser Art vorhistorischer Denkmäler den Namen Schalensteine (pierres á écuelles oder pierres á bassins der Franzosen, cup-stones der Engländer) verlieh. Die Schale ist kreisrund, oben 2 bis 20 Centimeter weit, bei einer Tiefe von 1/2 bis 10 Centimeter. Innen erscheint die Sculptur meistens gut polirt. Auf allen vorhistorischen Monumenten, selbst denjenigen mit den grossartigsten Sculpturencomplexen der verschiedensten Formen, wie jene in Salvan und Villa, bilden die runden Schalen, in alle Combinationen vermischt, die Hauptzahl der vorhandenen Zeichen.

Ganz entgegen der früheren Ansicht der Archäologen, dass für Schalensteine nur kreisrunde Aushöhlungen anerkannt werden müssen, besitzen wir die schlagendsten Beweise, dass ovale Schalen geradeso gut als vorhistorische Zeichen anerkannt werden müssen, als runde. Man sieht sogar oft, untermischt mit den runden Schalen, Figuren, welche durch Rinnenverbindung von runden mit ovalen Schalen entstanden sind. Lange bevor uns die Combinationen auf den Walliser Denkmälern bekannt wurden, erklärten wir ovale Schalen auf Granitblöcken in der Umgebung von Aarau und Solothurn als gleichberechtigt wie die runden, um als vorhistorische Denkmäler anerkannt zu werden.

Trotz scheinbarer Absichtslosigkeit in der Lage der Schalen glauben wir im Allgemeinen überall eine wohlüberlegte, bedeutungsvolle Anordnung derselben zu erblicken, selbst da wo nur ausschliesslich Schalen vorhanden sind. Wo aber Schalen, Rinnen, Ringe, Kreuze u. s. w. vorkommen, braucht es nicht einmal einen sehr aufmerksamen Beobachter, um sofort eine bestimmte Anordnung herauszufinden.

Runde sowohl als ovale Schalen kommen oft in solcher Grösse vor, dass man sie als wirkliche Becken bezeichnen darf. Von diesen aus führen Rinnen zu kleinen runden und ovalen Aushöhlungen, oder verlaufen auch einfach als solche auf dem Steine.

Hier dürfen wir gleich die Dreiecke und Vierecke, diese als Quadrat oder als Rechteck, beifügen, wie wir solche in Salvan und St. Luc beobachten konnten.

Es folgen die einfachen und doppelten Ringe kleinerer Dimension, öfters mit einer Schale in der Mitte, oder auch mit kreuzförmig eingelegten Speichen, wodurch eine radförmige Figur entsteht (Salvan, Villa, Viège). Diese 5 bis 15 Centimeter im Durchmesser haltenden Ringe, mit einer oder mehreren Schalen im Innern, kommen durch Rinnen mit andern Zeichen verbunden, in verschiedenen Gruppen vor.

Anders verhält es sich mit grossen von einem Meter und mehr im Durchmesser haltenden Ringen oder rundlichen Sculpturen. Diese sind bis jetzt nur für sich, ohne jegliche Combination mit andern Sculpturen getroffen worden. Da dieselben an berühmten alten Pässen erscheinen (Nendaz-Alpen, Bodmen bei der Gommi, Salvan und Villa), glaubten wir hierin einen Grund erblicken zu müssen, dass diese grossen einzelnen Kreise vorhistorische Wegweiser darstellen.

Alle Zeichen sind immer durch vertiefte Rinnen, niemals in erhabener Form dargestellt. Aber auch an und für sich stellt die Rinne ein Zeichen dar. Dieselbe kommt einzeln oder mehrere in paralleler und anderer Anordnung, gerade, gebogen, in spitzen, rechten und stumpfen Winkeln, aber öfters auch an den Ecken und Enden mit Schalen oder andern Figuren (in Salvan auf einer Gruppe z. B. mit Kreuzen, auf einer andern mit Dreiecken) verbunden, vor. Die Rinne bildet ein unzweifelhaftes Merkmal der menschlichen Arbeit, welche also hierin durchaus keinen Zweifel zulässt. Wir betonen dieses ganz besonders, weil es auch heute noch Leute gibt, welche diese Sculpturen, allerdings von ihrem Studirzimmer aus und nicht auf eingehende Beobachtungen gestützt, als Erosion hinstellen möchten.

Die Rinnen theilen sich sichtlich wieder in ganz verschiedene Formen, die ohne Zweifel auch verschiedenen Zwecken gedient haben, also jedenfalls auch verschiedene Bedeutung aufweisen. Die einfach zwei bis sieben, ja zehn und mehr Schalen in Gruppen vereinigenden Rinnen haben meistens eine den Schalen entsprechende Breite, nebst deutlicher Ausrundung und Polirung im Innern. Dann finden wir ganz scharfe, schmale, innen eckig verlaufende Rinnen, die öfters auch mit Schalen, meistens aber mit andern Figuren zusammenhängen. Die ferner beobachteten krummen und gewundenen Rinnen stellen natürlich eine eigene Art Zeichen dar.

So wie andere Länder, Frankreich, England und besonders der Norden, so weist auch unser Wallis Abbildungen von Menschen, Thieren und Werkzeugen auf. In Salvan findet sich eine Gestalt, die wir als einen Reiter zu Pferd betrachten, in Verbier wurde ein Monument mit einer menschlichen Figur vernichtet, in Villa erblickt man deutlich eine vollständige Axt mit Stiel, übereinstimmend mit Stein- und Bronzeäxten. Eine grosse Anzahl Zeichen erlaubt noch keine Deutung. Dieselbe wurde aber bis jetzt nur durch die rohe Ausführung verhindert. Es bedarf eines Zufalls um auch diese zu verstehen. Dann kommen kleinere, ziemlich aufmerksam ausgeführte Zeichen vor (besonders in Grimentz), die eine primitive Schrift vermuthen lassen.

Wenn nun die Zahl der verschiedenen Zeichen auch keine sehr bedeutende ist, so lassen sich damit doch ganz ausserordentlich complicirte Zusammenstellungen und Figuren erzielen. Wir verweisen hier auf die grossen Sculpturencomplexe von Salvan, Villa, Grimentz und Verbier.

Ausserordentlich zahlreich erscheinen ovale oder halbrunde Sculpturen, welche vom Volke als Abdrücke der Füsse von Menschen (Grimentz, Verbier), Feen (Lourtier) Teufeln (Turtmannthal) oder von Thierfüssen, wie Pferd, Maulthier, Esel und der Kuh angesehen werden und worüber ein sehr ausgedehnter Sagenkreis besteht.

Was die Vertheilung dieser Denkmäler im Lande anbetrifft, so erwähnten wir bereits, dass, nachdem im Flachlande längst die meisten Findlinge als günstiges Baumaterial Verwendung gefunden, es ganz undenkbar ist, dass wir uns jemals über die ursprüngliche Verbreitung dieser merkwürdigen Zeugen eines vorhistorischen Menschengeschlechtes genaue Kenntniss zu geben vermögen. Wenn nur auch dafür gesorgt würde, dass uns die verhältnissmässig wenigen Zeugen jener Zeit erhalten blieben. Im Allgemeinen dürfen wir sagen, dass es wohl nur wenige Kantone gibt, wo keine Schalensteine bekannt sind. Die Westschweiz ist reicher an diesen Monumenten, als der deutsche Theil. In den Hochthälern des Kantons Wallis allein haben wir mehr Schalen- und Sculpturensteine entdeckt, als sonst die ganze Schweiz heute noch aufweist. Wir tragen uns mit der Hoffnung, bald Gelegenheit zu finden, die Hochthäler der ganzen Schweiz derartig durchzustudiren.

Viele Sculptursteine befinden sich heute unter Schutt und Erde. Wir kennen mehrere Fälle, wo ganz

bedeutende derartige Blöcke bei Erdarbeiten zum Vorschein kamen. Auch in Gräbern liegen gewiss noch solche verborgen.

Eine ganz genaue Statistik mit Angabe jedes einzelnen Steines, Zahl der Schalen und Zeichen nebst Fundgeschichte und Detailbeschreibung behalten wir uns für später vor, nachdem wir das Wallis total durchwandert und auch andere Thäler der Schweiz noch besucht wurden. Bereits sind wir nämlich ähnlichen Denkmälern auch in Gebirgsgegenden ausserhalb des Wallis auf die Spur gelangt. Diese Zusammenstellung dürfte wohl höchstens 3—4 Jahre auf sich warten lassen.

Unterdessen erlauben wir uns, diejenigen, welche sich für die Angelegenheit interessiren, auf unsere zahlreichen Veröffentlichungen im Archiv für Anthropologie, Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde, Zürich, nebst einer Anzahl selbstständiger Broschüren aufmerksam zu machen. Sie werden darin gewiss eine grosse Anzahl merkwürdiger Anhaltspunkte finden.

Wie schon erwähnt, können nach den zahlreichen neuen Entdeckungen die Schlüsse der früheren Forscher nur theilweise aufrecht erhalten bleiben, andere sind ganz unhaltbar geworden. So schreibt z. B. Dr. F. Keller: „Es ist noch weiter als Eigenthümlichkeit dieser Art Denkmäler anzuführen, dass sie immer isolirt stehen, dass ihrer nie mehrere ganz nahe bei einander vorkommen und dass die verschiedenen Exemplare in keiner Beziehung zu einander zu sein scheinen.“ Unsere Entdeckungen im Wallis, an Stellen, welche von der Vernichtung verschont geblieben sind, beweisen das Gegentheil. In Grimentz (Val de Moiry), auf den Hubelwängen oberhalb Zermatt, bei Villa im Eringerthal sind grossartige Kultusstellen der vorgeschichtlichen Bewohner, mit zahlreichen, unbedingt zusammengehörenden Schalen- und Sculpturensteinen zum Vorschein gekommen. Vollständig aber werden alle früheren Ansichten über diese Denkmäler verändert durch unsere Entdeckungen in Salvan, am Wege von Vernagaz nach Chamonix, und Villa, am Passe über den Col de Torrent. Diese bis jetzt einzig in ihrer Art dastehenden, ganze Serien von bis jetzt unbekannten Zeichen aufweisenden Sculpturenflächen erheischen eine viel ernsthaftere Beobachtung dieser Vorkommnisse, als es bis jetzt der Fall war. Wir erachten dieselben als unbedingt von der grössten Bedeutung.

Wir sagten oben, dass wohl die verschiedenen Formen und Grössen der Sculpturensteine eine engere Bedeutung hätten. Es ist in der That anzunehmen, dass säulen-, platten- und tischförmige Steine, sodann kleine, tragbare, ferner wieder haushohe Blöcke ganz verschiedenen Zwecken dienten. In Naters an der Furkastrasse und hoch oben im Ganterthal am Simplonpass stehen säulenförmige Schalensteine. Die Zeichen der Beiden, lauter kleinere und grössere Schalen, ohne jegliche Rinnenverbindung, zeigen eine gewisse Analogie. Als ebene, sehr wenig über den Boden erhobene, tischförmige Platten nennen wir die Sculpturblöcke der Hubelwängen über Zermatt (besonders die „Heidenplatte“). den „Feenstein“ von Vissoye im Einfischthal, den „Feenstein“ von Villa im Evolenathal u. s. w. Als Kanzeln an Kultusstellen könnten wir den „Druidenstein“ von St. Luc, die „Pirra Martera“ in Grimentz, die „Pirra Malla“ (verwünschter Stein) von Bagnes, und andere aufführen. Diese letzteren Monumente dürften ebenfalls als Richtstätten, Opferaltäre, für civile und Weiheakte gedient haben. Zugleich mögen gewisse Zeichen hochwichtige Begebenheiten, das Andenken eines Häuptlings, eines Priesters, eines Sieges, einer Errettung aus grosser Gefahr „verewigen“. Merkwürdig erscheinen besonders Bergspitzen und Höhenfelsen wie Veygi bei Vex, St. Leonhard, Valeria bei Sitten und Villa, alles angezeichnete Fernsichtspunkte. Ob sie wirklich dazu gedient haben, das Land zu überwachen, lassen wir dahin gestellt. Gewiss spielen die göttlich verehrten Gestirne, Sonne und Mond an der Spitze, unter den Zeichen ihre Rolle.

Nicht immer zeigen die vorhistorischen Sculpturen monumentalen Charakter. Grosse Kreise an Felsen, welche man von Zeit zu Zeit am uralten Pfade von Salvan nach Vernayaz (Pass aus dem Rhonethal nach Chamonix im Arvethal) erblickt, können gewiss nur einem praktischen Zweck gedient haben. Aehnlich mag es sich mit den Teufelstritten im Turtmannthal, den Maulthier- und Eselstritten im Bagnes- und Eringerthal verhalten. Wir hoffen überhaupt noch viele solche vereinzelte Spuren des alltäglichen Lebens jener entfernten Vorzeit zu treffen. Dieselben erscheinen uns für die Schaffung eines Gesammtbildes von der grössten Wichtigkeit.

Hieher gehören vielleicht auch die kleinen, transportablen Steine mit einer oder nur wenigen Schalen. Solche wurden in Pfahlbauten, Gräbern, an Seeufern u. s. w. gefunden. Ebenso kennen wir mehrere ähnliche aus dem Wallis (Grimentz, Bagnes). Es muss aber gleich beigefügt werden, dass die schalenartigen Vertiefungen dieser kleinen Steine, wenigstens soweit uns dieselben zu Gesichte kamen, keine Politur aufweisen, also wohl Werkzeuge darstellten, welche zu gewissen Arbeiten (Aufklopfen von Nüssen, Verreiben von Getreide u. s. w.) gedient haben können.

Auffallend erscheint uns, dass kein einziger Schalen- oder Sculpturenstein neben den Zeichen irgend eine Bearbeitung zeigt. Die Steine und Felsenstellen wurden ausgesucht und nur die geeigneten zu Sculpturen gewählt, hingegen ausser denselben ganz im rohen Urzustand gelassen.

Bis jetzt kennt man in der Schweiz nur höchst seltene Fälle, wo Werkzeuge oder andere Funde derart mit Zeichen- oder Schalensteinen in Verbindung gebracht wurden. Aber eine authentische Beobachtung ist nicht vorhanden und auf das Erzählte nur höchst wenig Werth zu legen. Eine Ausgrabung in der Nähe von Sculpturstеinen kennen wir aus eigener Anschauung noch nicht, so wünschenswerth dieselbe besonders im Wallis erscheint. Da wo solche bis jetzt von Forschern und richtigen Beobachtern unternommen wurden, ist auch nicht eine Spur von weiteren Anzeichen des Menschen bemerkt worden. Bei einer systematischen Durchsuchung von Monumentalstellen wie Salvan, Villa, Grimentz, Hubelwängen, Verbier u. s. w., welche voraussichtlich in ihrem Urzustande geblieben sind, müsste nach unserer Ansicht, allerdings nur mit grossen Mühen und vielen Kosten, doch ein günstigeres Resultat erzielt werden. Wir werden gelegentlich den Versuch wagen, indem einzig und allein nur auf diesem Wege etwas Licht über die Entstehungszeit und das Volk, welches diese Monumente erstellte, verbreitet werden kann.

Es möge gleich hier ein Faktum erwähnt werden, welches vielleicht später mehr Werth bekommt. Dr. Ferd. Keller, V. Pfahlbaubericht, 1863, p. 48, erwähnt einen kleinen, mit vier Schalen versehenen Stein, welcher in einem Grabe auf dem Jolimont, zwischen Bieler- und Neuenburgersee zum Vorschein kam. Einen solchen Fund haben auch wir in Douvaine (Savoyen) aufzuweisen. Der ausgezeichnet erhaltene Schalenstein bildete die Kopfplatte eines Steinkistengrabes aus der

Bronzezeit. Dann gehört in diese Kategorie der berühmte Damenstein von Troinex, der einen Tumulus krönte. Neben den rohen Figuren an der Seite enthält dieser auf der Oberfläche, allerdings ziemlich schlecht erhaltene, jedoch deutlich gruppirte Schalen.

Wenn nun über das Volk und die Epoche, denen die erwähnten vorhistorischen Werke angehören, wenig oder nichts Bestimmtes bekannt ist, so scheinen doch deren heutige Benennungen schon auf ein hohes Alter hinzudeuten. So hört man Namen wie Heiden-, Druiden-, Celten-, Feen-, Zwergen-, Bergmännchen-, Gotwergi-, Teufels-, dann Altar-, Opfer- und Marterstein. Auch Pierre des Servagois (Stein der Wilden), Pierre à sacrifices (Menschenopferstein) kommen vor. Dann findet man im Wallis Namen, die heute Niemand mehr zu deuten vermag, wie Teeudraga in Villette. Bringen wir hier auch die Pirra Martera in Grimentz, die Pirra Malla in Chables, die Pierre de Riva in Villa und Bagnes wieder in Erinnerung.

An diese Namen knüpfen sich aber meistens sehr interessante Sagen, welche sich mit Versammlungen, religiösen Handlungen und Kämpfen der Wilden, der Heiden u. s. w. befassen. In manchen Hochthälern ist die Erinnerung an die Ureinwohner heute noch eine sehr lebhafte. Im Eringerthal sogar wurde noch bis vor etwa 30 Jahren alljährlich auf der mysteriösen Place Bella in Vex, ganz in der Nähe eines prachtvollen Schalensteines, der Sieg über die Wilden gefeiert. Wir müssen uns auch hierin aller Einzelheiten enthalten und erlauben uns daher, ebenfalls für diese Seite der vorhistorischen Forschung im Wallis auf unsere früheren Schriften zu verweisen.

Die Sage ist ein traditionelles, mündlich überliefertes Archiv. Altbekannt ist die Thatsache, dass Gewohnheiten und Bräuche sehr gern traditionell werden. Die Tradition überliefert uns solche von Generation zu Generation aus den allerältesten Zeiten, öfters ursprüngliche Institutionen inbegriffen. Bei uncivilisirten Stämmen ist diese Art der Ueberlieferung heute noch der einzige Weg der Erhaltung von Gesetzen und Religion. Jahrtausende genügen nicht, eine traditionelle Gewohnheit zu vernichten, weder Gesetze, noch gewaltthätige Unterdrückung helfen viel, die Gewohnheit widersteht energisch und bleibt unverwüstlich. Auf diese Weise kamen Sitten und Gebräuche der früheren Völker immer auf die nachfolgenden Bewohner eines Landes und wir selbst üben, wohl unbewusst, vielfach heutzutage noch solche, welche der Vorzeit angehören.

Viele Sagen mythologischen Inhaltes überbrücken eine unberechenbar lange Periode bis zu den Urvölkern und deren Entwicklungsperiode zurück und gestatten uns heute noch, einen, wenn auch nur sehr fragmentarischen, Einblick in das Leben der Urzeit. Sagen, welche die Heiden, Wilden, Teufel, Feen, Zwerge u. s. w. zum Gegenstande haben, stehen mit den abergläubischen Ansichten früherer Völker in direkter Verbindung und selten wurden wir bei der Nachforschung getäuscht. Sehr oft lieferte uns ein solches Sagengebiet ein oder mehrere Sculpturensteine, Gräber, Anzeichen von vorhistorischen Wohnungen u. s. w. Diese Sagen mythologischen und urgeschichtlichen Inhaltes, nicht aber die mittelalterlichen oder auch neueren Geister- und Spuckgeschichten, bilden zur Auffindung der noch vorhandenen Anzeichen der Urvölker einen vorzüglichen Wegweiser. Es ist daher begreiflich, dass wir denselben auch die grösste Aufmerksamkeit widmeten und noch weiter zu widmen gedenken.

Zum Schlusse sei es uns gestattet, einige Folgerungen zu ziehen.

1. In längst bewohnten, sehr bevölkerten Gegenden sind die Sculptursteine meistens verschwunden und kaum mehr in ihrem ursprünglichen Zusammenhange zu einander zu treffen. Dieses letztere ist aber in abgelegenen Hochthälern der Alpen noch der Fall.

2. Bis jetzt hat das Wallis die überraschendsten Serien von vorhistorischen Sculpturensteinen geliefert.

3. Alle Monumente dieser Sorte scheinen dem gleichen Volke und der gleichen Entwicklungsperiode anzugehören.

4. Kein einziger Fall hat bis jetzt mit Bestimmtheit einen direkten Anhaltspunkt über das Herkommen und das Alter dieser Sculpturen geliefert.

Zur genügenden Kenntniss dieser vorhistorischen Monumente bleibt noch unendlich vieles zu thun. Aber die Reisen in den Gebirgen sind beschwerlich und das Studium oft sehr schwierig. Es braucht eine energische Ausdauer und viel Geduld. Dessen ungeachtet gedenken wir die Ausforschung dieser Gegenden nun erst recht kräftig an die Hand zu nehmen.

Herr **R. Virchow**-Berlin:

Ich möchte nur bezüglich der Bezeichnung „Schalenstein“ bemerken, dass die Eindrücke, wonach sie genannt sind, nur kreisförmige Gruben darstellen; wir pflegen sie Grübchen zu nennen. Man kann sie auch Schalen nennen, aber es wäre wünschenswerth, sie nicht so zu nennen. In Amerika nennt man solche Steine „Zeichensteine“.

Herr **von den Steinen**-Berlin:

Der Herr Vortragende hat auch auf die Schalensteine in Amerika hingewiesen und dabei die Meinung ausgesprochen, dass sie vielleicht in „grauer Vorzeit“, wie er sagte, von demselben Volke hergestellt worden seien, wie die in der alten Welt gefundenen. Ich möchte doch vor diesem ganz entschiedenen Irrwege warnen; alle Versuche, zwischen der alten und neuen Welt ethnographische Brücken zu schlagen, sind bisher gescheitert. Es kommt hinzu, dass die vergleichbaren Felsarbeiten in Amerika aus sehr verschiedenen Zeiten und von sehr verschiedenen Völkern herrühren. Man wird deshalb auch für Europa ein ähnliches Verhalten wenigstens a priori nicht ausschliessen dürfen. Vielleicht ist es auch deshalb nicht gleichgültig, weil es als eine Art ratio betrachtet werden könnte, dass diese Vertiefungen alle derselben Epoche und demselben Volke angehören müssen. Es ist hier wohl schon ein ganz klarer Fall gegeben, dass diese Steine in Amerika von ganz verschiedenen Völkern herrühren.

Herr Dr. **Felix von Luschan**-Berlin:

Da hier eben von einer Brücke zwischen der alten und der neuen Welt die Rede ist, fällt mir ein, dass gerade jetzt und hier es die richtige Zeit und der richtige Ort sein möchte, einen Gegenstand zu erwähnen, der einerseits eine Art lokales Interesse für Tirol hat und andererseits thatsächlich eine Art Brücke zwischen diesem Lande und Amerika herzustellen scheint.

Allerdings stimme ich meinem unmittelbaren Vorredner sehr lebhaft bei, wenn er eine Brücke zwischen Europa und Amerika in dem Sinne, wie sie Herr Reber annimmt, zurückweist, und ich glaube, dass man dies auch thun müsste, wenn ganz fest stünde, dass unter all' diesen „Sculpturen“ nicht eine einzige Ero-

sion nachzuweisen wäre. Ich erinnere an den Versuch, den Herr Campbell gemacht hat, in einem zweibändigen Prachtwerke sogar die alten Hethiter an die amerikanischen Indianer anzuschliessen, aber dieser Versuch hat seine eigenen Landsleute zu der Aeusserung veranlasst, Herr C. wäre zwar ein guter und ehrenwerther Mann, aber er sollte eigentlich in ein staatliches Prytanaeum gebracht werden — ich erinnere an jene sehr bezeichnende Form von Steinhämmern, die gerade in Amerika so häufig sind mit einer ringsum laufenden Rille, welche von dem gespaltenen Stiele umfasst wird[1]) und bemerke, dass ich die gleiche Form von Hämmern in Sendschirli ausgegraben habe, in der alten „hethitischen" Hauptstadt, von der ich heute schon hier gesprochen, aber ich bin unendlich weit entfernt davon, etwa von dieser Uebereinstimmung aus auch meinerseits eine Brücke zwischen den Hethitern und den Indianern zu suchen — die ethnographische Brücke, von der ich vermuthe, dass sie vielleicht Tirol mit Amerika verbinden könnte, ist eine verhältnismässig ganz moderne.

Sie kennen wohl alle die sogenannten Tiroler Gürtel, diese sehr eigenartigen Leibgurte, welche besonders im Anfange dieses Jahrhunderts hier in Tirol sehr allgemein verbreitet waren und vornehmlich auch durch die Abbildungen von Andreas Hofer und seinen tapferen Zeitgenossen weit über die Grenzen dieses Landes hinaus bekannt geworden sind. Diese Ledergürtel waren sehr häufig mit dem Namen oder den Initialen des Besitzers und mit einer Jahreszahl versehen, gewöhnlich in weisser oder sonst heller Stickerei, die sich sehr gut von dem dunklen Ledergrunde abhob. Das Material für diese Stickerei waren in der Regel ganz dünne Lederstreifen.

Es gibt nun aber einzelne Gürtel — hier das Ferdinandeum bewahrt solche, und ich kenne auch sonst noch einzelne solche Stücke —, bei denen als Material für die Stickerei nicht Lederstreifchen verwendet sind, sondern sehr harte, glänzende, blendend weisse, dünne Streifen, welche zweifellos aus dem Schafte von langen Vogelfedern geschnitten sind. Dies ist nun eine Technik, welche sonst — meines Wissens — in der ganzen Welt nirgends weiter geübt wird, als bei gewissen amerikanischen Indianer-Stämmen und ihren unmittelbaren Verwandten im nordöstlichen Asien. Hier ist nun wirklich eine Veranlassung, zu fragen, ist diese ganz eigenartige Uebereinstimmung eine zufällige oder liegt eine wirkliche Brücke vor. Ich will die Möglichkeit eines Zufalles durchaus nicht in Abrede stellen, aber ich denke, dass wir vielleicht die Brücke ermitteln können, auf der diese uralt amerikanische Technik nach diesem schönen Lande Tirol gekommen sein mag. Es fällt mir nämlich auf, dass die mit Federstreifen ausgenähten Tiroler Gürtel durchaus nicht etwa die älteren sind, sondern dass ihre Jahreszahlen alle in die dreissiger und vierziger Jahre unseres Jahrhunderts fallen, während die älteren Gürtel, wenigstens so weit ich sie kenne, nur mit weniger ausgezeichneten Materialien gestickt sind. Bei den Indianern ist dieses Verhältniss natürlich umgekehrt; da finden wir nur die ganz alten guten Stücke mit Federstreifen oder mit kleinen Hystrix-Stacheln gestickt, während heute diese vornehme Technik ganz verschwunden ist und der Stickerei mit Leder, mit Bindfäden aller Art und mit Perlen Platz gemacht hat. Halten wir aber daran fest, dass diese Technik in Tirol erst nach 1830 aufzutreten scheint, so liegt es nahe, sie in Zusammenhang mit den tirolischen Bergleuten zu bringen, welche um diese Zeit sehr zahlreich aus Amerika in die alte Heimath zurückkehrten. Auch mein eigener Grossvater[1]) kam damals mit Frau und Kindern, aber auch mit einer grossen Anzahl früher von ihm angeworbener Tiroler Landsleute nach Europa zurück, und verschiedene Stücke mit indianischer Feder-Stickerei haben sich noch heute aus seinem Nachlasse erhalten. Ich denke nun an die Möglichkeit, dass solche Stücke, die sicher mehrfach nach Tirol gelangt sind, den Anlass gegeben haben, auch die Tiroler Gürtel in derselben Technik und mit demselben ausgezeichneten und unverwüstlichen Material zu besticken, und würde also in einem solchen Zusammenhange eine wirkliche „Brücke" nachgewiesen haben. Ich thue das aber nur ganz andeutungsweise, rein nur, um die hier in Tirol einheimischen Gelehrten zu bitten, die Sache weiter zu verfolgen. Es wäre ja vielleicht sehr schön, in Tirol ein völlig unabhängiges, ganz insulares Auftreten einer sonst ausschliesslich nur aus Amerika und Nordost-Asien bekannten Technik zu kennen, aber es wäre wissenschaftlich ebenso dankenswerth, mit Bestimmtheit irgend eine Art der Uebertragung nachweisen zu können.

Vielleicht nimmt jemand aus Ihnen, hochgeehrte Anwesende, die hier angeregte Untersuchung auf; es sind ja kaum zwei Menschenalter seit der von mir erwähnten Zeit vorbei gegangen und alte Leute müssen sich noch persönlich an sie erinnern. Inzwischen formulire ich die Frage ganz kurz: Brücke oder Insel? Uebertragung oder Völkergedanke?

Herr **M. Much:**

Im nordwestlichen Viertel von Niederösterreich finden sich ausschliesslich im Gebiete des Granits auf den Tausenden herumliegender Blöcke zuweilen Vertiefungen mit meist senkrechter Begrenzung, welche von Mehreren, die sich auch mit urgeschichtlichen Untersuchungen beschäftigen, als „Schalensteine" erklärt wurden, und die man unklarer Weise einerseits in die Steinzeit hinaufzurücken, andererseits als germanische Opfersteine zu erweisen bemüht war. Eine geschäftige Phantasie fand in einzelnen dieser Steine die der menschlichen Gestalt angepasste Vertiefung, in welche der Mensch zur Schlachtung hineingelegt wurde, und die Blutrinnen; an anderen ersah man die Gestalt der Holla oder ihres Lieblingsthieres, der Katze; in den Höhlungen, die durch übereinander liegende Blöcke gebildet werden, sollen ihre Priesterinnen gewohnt haben, und was dergleichen Wahrnehmungen mehr sind.

Als nun vor zwei Jahren eine grosse Zahl dieser gewaltigen Granitblöcke nach Prag geführt wurde, um zur Wiederherstellung der eingestürzten Pfeiler der dortigen Brücke Verwendung zu erhalten, wurde die Zentral-Kommission und die Regierung in den Vertretungskörpern auf das Heftigste angegriffen, dass sie

1) Das Laibacher Museum besitzt einen solchen Hammer, aber ohne bestimmte Angabe seiner Herkunft; es ist nicht wahrscheinlich, dass er europäisch ist; eine Gesteinsuntersuchung wäre ganz ungemein erwünscht.

1) J. C. Hocheder, geb. 1800 zu Zell im Zillerthale, war späterhin im österreichischen Montanministerium thätig und theilt sich mit seinem Vetter Heidinger und dem Grafen Breuner in den Ruhm, 1849 an der Gründung der Wiener geologischen Reichsanstalt betheiligt gewesen zu sein, der ältesten Anstalt dieser Art auf dem Continente, der z. B. in Berlin erst 1873 ein ähnliches Institut gefolgt ist.

solche Frevel geschehen lasse. Als ich nach der an Ort und Stelle vorgenommenen Prüfung der Sache erklärte, dass es sich nicht um Dinge, an denen die menschliche Hand ihre Spuren hinterlassen hat, sondern um Ergebnisse eines natürlichen Vorganges, ein Erzeugniss der Erosion handle, wurde der Angriff auf mich selbst abgelenkt.

Nach dem, was ich jetzt aus der Darstellung der Schalensteine der Schweiz ersehe, muss ich meine Behauptung, dass die sogenannten Schalensteine Niederösterreichs ein Naturgebilde seien, mit aller Entschiedenheit aufrecht erhalten.

Herr **Schoetensack:**

Ich möchte mir gestatten, darauf hinzuweisen, dass im Norden Deutschlands bekanntlich auch vielfach Steine mit Schalen oder Näpfchen vorkommen, und zwar an megalithischen Monumenten. Ich habe mit meinem Freunde, Herrn Konservator Eduard Krause, zusammen wiederholt derartige Schalen genau untersucht und wir haben festgestellt, dass dieselben nur an Granitsteinen vorkommen: die Feldspathkrystalle wittern aus und schliesslich bilden sich Vertiefungen, die von der Dorfjugend, welche die in der Nähe ihres Ortes gelegenen Monumente als Tummelplatz benutzt, gelegentlich auch wohl derart vergrössert werden, dass sie napfartig erscheinen.

Herr **M. Much:**

Eine, den sogenannten Schalensteinen Niederösterreichs entsprechende Erscheinung fand ich im vergangenen Jahre in Pakosch in der Provinz Posen. Dort liegt vor einer der zahlreichen Kirchen ein Granitblock mit einer von senkrechten, rauhen Wänden eingeschlossenen, beckenartigen Vertiefung, der sich den Vorkommnissen dieser Art vollkommen an die Seite stellen lässt. Wie man mir erzählte, soll es vorkommen, dass man die bekannten muldenförmigen Mühlsteine an die Kirchenthüren stellt, um als Weihwasserbecken zu dienen. Ein solcher prähistorischer Mühlstein mag auch der beckentragende Granitblock in Pakosch sein, bei dem die ursprünglich ausgerundete Mulde durch Erosion umgestaltet worden ist. Ein eigentlicher Schalenstein ist auch er nicht.

Herr **R. Virchow**-Berlin:

Ich kann aus eigener Erfahrung noch hinzufügen: Wir haben ein sehr ausgezeichnetes megalithisches Monument bei Stöckheim in der Altmark, welches einen grossen Deckstein besitzt, an dem eine Menge flacher Schalen sich befindet. Die Landleute erzählen, dass jedes Jahr in der Neujahrsnacht eine neue Mulde oder Schale entstünde. Die genauere Betrachtung ergab, dass es sich einfach um Erosion oder Abblätterung handelt. Diese Naturprodukte muss man natürlich unterscheiden von den künstlichen Näpfchen, die gelegentlich auch an megalithischen Monumenten vorkommen, vorzugsweise an der unteren Fläche der Decksteine. Dieselben zeigen einen viel mehr regelmässigen, geglätteten, künstlichen Charakter, als die mehr unregelmässigen und rauhen erosiven der Aussenflächen.

Herr **Reber:**

Ich möchte den Herren, die sich eben über die Schalensteine verbreitet haben, zu bedenken geben, dass wir solche ganz authentisch in Gräbern der Bronzezeit finden. Es ist dies nur einer der vielen Beweise für das hohe Alter dieser Monumente. Dass durch das Kratzen der Kinder auf dem sehr harten, immer quarzitischen Gesteine unsern vorhistorischen Sculpturen ähnliche Vertiefungen hervorgebracht werden, ist oft behauptet, nie bewiesen worden. Ich habe diese Steine nur desshalb Schalensteine genannt, weil sie bis jetzt immer so bezeichnet wurden. Ich ziehe aber den Ausdruck „Sculpturenmonumente" vor und bediente mich desselben in meinen letzten Arbeiten ausschliesslich. Und dieses um so mehr, als ich selbst ganz complicirte Zeichnungen entdeckte, wo die Schalen puncto Wichtigkeit mehr in den Hintergrund treten. In Salvan haben wir in entgegengesetzter Richtung mit den von Menschenhand ausgeführten Zeichen auch noch Gletscherstriemen gesehen und erwähnen dieses, um gleich noch ein Wort gegen jene anzuführen, welche die vorhistorischen Sculpturen durch die Erosion entstehen lassen wollen. Wenn man überhaupt von Kinderarbeit sprechen wollte, müsste die Sache viel einfacher und naiver aussehen. Die Zeichen, worunter auch die Schalen zu verstehen sind, wurden augenscheinlich nach einem wohlüberlegten Plane gefertigt, was doch niemals von dem Resultate einer Kinderspielerei behauptet werden dürfte. Ob es irgend ein religiöser, politischer oder anderer Zweck war, dem sie dienten, wissen wir nicht und müssen wir dieses vorderhand auch dahingestellt sein lassen. Wenn man bedenkt, dass bis vor kurzem bei uns in der Schweiz fast nur Steine mit Schalen und Rinnen, ohne auffallende Complicationen bekannt waren und dass alle hier besonders in Betracht kommenden Sculpturensteine mit grossartigen, bis jetzt noch ganz unbekannten Zeichenzusammensetzungen erst in den letzten Jahren aufgefunden wurden, so ist anzunehmen, dass uns noch weitere Entdeckungen bevorstehen, dass uns also weiteres, voraussichtlich Aufklärung bringendes Material zum Studium zugeführt werden kann. Ich hoffe, dass ich auf diesem Felde nicht allein bleibe, sondern dass sich mir andere Archäologen mit ihren persönlichen Entdeckungen beigesellen. Wenn wir einmal das ganze Gebiet durchforscht haben, also alle noch vorhandenen derartigen Monumente nebst ihren Zeichen kennen, finden wir uns vielleicht in der angenehmen Lage, allgemeine Grundsätze und Regeln aufzustellen. Bis dahin glaube ich, ist es ganz überflüssig, dieselben in dieser Weise anzuzweifeln.

Herr **Schoetensack:**

Um einer irrthümlichen Auffassung entgegen zu treten, muss ich bemerken, dass sich meine Aeusserung, wie ich dies übrigens ausdrücklich bemerkt habe, nur auf die an den megalithischen Denkmälern Norddeutschlands beobachteten Schalen bezog; über die Schalensteine der Schweiz, die ich aus eigener Anschauung nicht kenne, erlaube ich mir kein Urtheil. Bezüglich des von Herrn Geheimrath Virchow erwähnten Steinkammergrabes von Stöckheim möchte ich noch darauf hinweisen, dass dieses sich ganz nahe bei dem genannten Dorfe befindet. Ein anderes Megalithgrab, dessen Deckstein auf der Oberfläche mit näpfchenartigen Vertiefungen ganz übersäet ist, liegt mitten im Dorfe Lehmstedt, Kreis Gestemünde. Auf Megalithen, die weit entfernt von Ortschaften liegen, haben wir diese Erscheinung niemals feststellen können.

Herr **R. Virchow**-Berlin:

Ich darf wohl konstatiren, dass die Bemerkungen, die gefallen sind, an sich nicht die Existenz der Schalensteine in Frage stellen wollen. Ich habe nicht geglaubt, dass in der Versammlung jemand an-

nehmen wird, dass es künstlich hergestellte Schalen nicht gibt. Es gibt z. B. an verschiedenen Orten in Schleswig-Holstein ausgezeichnete Schalensteine, an deren künstlicher Herstellung niemand zweifeln wird. Ich denke, es obwaltet ein Missverständniss insofern, als keiner der Redner allgemein eine Negation der Schalensteine bezwecken wollte.

Herr Dr. **H. Hildebrand,** Reichsantiquar, Stockholm:

(Manuscript nicht eingelaufen.)

Herr **R. Virchow**-Berlin:

Ich glaube, dem Herrn Reichsantiquar unseren ganz besonderen Dank aussprechen zu dürfen dafür, dass er uns die neuere Geschichte der Alterthumsforschung in seinem Vaterlande einmal in einem zusammenhängenden Bilde vorgeführt hat. Ich war erst vor 14 Tagen in der Lage, unter seiner persönlichen Führung sowohl das Reichsmuseum zu besuchen, als auch eine Fahrt nach Gotland zu machen, und ich kann nur sagen, dass ich in höchstem Masse entzückt und voll neuen Lernstoffes heimgekehrt bin. Ich kann nur dringend empfehlen, die Reise zu machen; Sie werden kein zweites Museum in Europa finden, welches die gleiche Vollständigkeit und Reichhaltigkeit aufweist. Namentlich die Vikinger-Periode, die für uns ein fast ganz fremdes Gebiet darstellt, ist ausserordentlich lehrreich für die gesammte Entwickelung der jüngeren Eisenzeit.

Herr Professor Dr. **Löbisch**-Innsbruck:

**Die Ernährungsfrage in ihrer anthropologischen und ethnologischen Bedeutung.**

Die Anthropologie lehrt uns die Ernährung als einen, die kulturelle und somatische Entwicklung des Menschen in bedeutendem Masse beeinflussenden Faktor kennen. Einen grossen Theil der Geschichte des prähistorischen Menschen vom Höhlenbewohner bis zum Bewohner der Pfahlbauten studiren wir an den Ueberresten seiner Mahlzeiten. Aus diesen Ueberresten konstruiren wir uns die Fauna und Flora seiner Umgebung und weiter die geologische Zeitepoche, in der er lebte. Die ersten Waffen bereitet sich der Mensch, um seine Nahrung zu erjagen, und aus den Knochen der von ihm verzehrten Thiere bereitet er die ersten Werkzeuge der Hausindustrie. Kochtöpfe aus Lehm sind die ersten Proben seiner bildenden Kunst, deren Erinnerung sich so tief in das Bewusstsein der Völker einprägt, dass sie die Bildung des Menschen aus Lehm in die Symbolik der religiösen Anschauung aufnehmen. Ebenso zeigen uns die ersten historischen Nachrichten, wie innig die kulturelle Entwicklung des Menschen mit der Art der Erfüllung seines Nahrungsbedürfnisses zusammenhängt. Der Jäger und alleinige Viehzüchter bleibt lange Zeit Nomade, während die ackerbautreibenden Völker bald sich zu den höheren Formen des gesellschaftlichen Zusammenlebens, deren Blüthe der Staat bildet, emporarbeiten. Zugleich lehrt uns die Geschichte, dass ebenso an jenen Orten, wo es unmöglich wird, wegen der isolirten Lage des Wohnortes und der Unwirthbarkeit des Bodens dem Nahrungsbedürfniss naturgemäss zu genügen, sowie an jenen Orten, wo die Natur alles in solchem Ueberflusse spendet, dass dem Menschen die Nahrung ohne irgend welche Anstrengung im vollsten Masse zu Gebote steht, die Menschen auf einer niedrigen Kulturstufe stehen bleiben.

Sehen wir nun einerseits die kulturelle Entwicklung der ganzen Menschengattung im Allgemeinen an die Möglichkeit und an die Art seiner Ernährung geknüpft, so betrachtet die Anthropologie anderseits auch die Einwirkung der Nahrung auf die somatische Entwicklung des Menschen. Die Resultate der Forschungen der Ernährungs-Physiologie, welche über den täglichen Bedarf des Menschen an Nahrung und über die Art seiner Ernährung unter verschiedenen Klimaten, über den Einfluss der Nahrung auf die körperliche Entwicklung des Menschen und das Vorkommen von Kümmerformen des Menschen bei unzureichender Nahrung uns belehren, gehen alsobald in den Besitzstand der Anthropologie über, welche jeden Fortschritt auf diesem Gebiete der Forschung als einen Beitrag zur Lehre von der Natur des Menschen und von den Einflüssen, welche auf seine körperliche Entwicklung eingreifend mitwirken, sorgsam zu verwerthen bestrebt ist.

Von diesen Thatsachen ausgehend, nehme ich mir die Freiheit, einige Ergebnisse der neueren Forschungen der Ernährungslehre in Kürze darzulegen, um daraus neue Aufgaben für die anthropologische Forschung abzuleiten.

Eine der wichtigsten Fragen der Ernährungslehre bildet die nach dem täglichen Bedarf des Menschen an den Nährstoffen, Eiweiss, Fett und Kohlenhydrate, die er in der Nahrung aufnimmt. Bekanntlich haben, um nur die Vertreter der Münchener Schule zu nennen, Bischoff, Pettenkofer, Ranke und Voit sowohl durch direkte Messung der Ausscheidungen des auf seinem körperlichen Bestande bleibenden Menschen, als durch Ermittlung des Nahrungsbedarfes kräftiger, unter verschiedenen Bedingungen lebender Menschen auf statistischem Wege folgendes Bedürfniss an Nährstoffen als Mittelzahl für die deutsche Bevölkerung gewonnen.

Bedürfniss an Nährstoffen nach Voit:

| | Eiweiss | Fett | Kohlenhydrate |
|---|---|---|---|
| 1. Erhaltungsdiät . . . . (67 Kilo schwer) | 35 g | 30 g | 300 g |
| 2. bei mittlerer Arbeit . . | 118 g | 56 g | 500 g |
| 3. bei angestrengter Arbeit | 145 g | 100 g | 447 g |

An diese Zahlen, deren hohes Ansehen und praktische Bedeutung schon daraus erhellt, dass die Kostrationen der Heere aller Kulturstaaten im Kriege wie im Frieden bestrebt sind, den durch dieselben geforderten Mengen an Nährstoffen zu entsprechen, an diese Zahlen knüpft sich eine grosse Anzahl wissenschaftlicher Fragen und Controversen, deren Lösung und Austragung für den Anthropologen von grösster Bedeutung ist. Wir fragen zunächst:

1. Ist dieses Nährstoffbedürfniss für den erwachsenen Menschen aller Klimaten ein gleiches oder wechselt es je nach der Kälte oder Wärme der Erdstriche, die der Mensch bewohnt?

2. Entspricht dieses Nährstoffbedürfniss im Ganzen wirklich dem Bedarf des Menschen oder sind einzelne Theile desselben, z. B. der Bedarf an Eiweiss oder an Fett zu hoch oder zu niedrig gegriffen?

3. Wird dieses Nährstoffbedürfniss von den Menschen zumeist in Form von thierischer oder pflanzlicher Nahrung gedeckt?

4. Welches ist jene Combination von Nahrungsmitteln, durch welche das Bedürfniss an Nährstoffen in der einfachsten compendiosesten und billigsten Form gedeckt werden kann?

Es würde zu weit führen, hier alle diese Fragen beantworten zu wollen; es möge mir jedoch gestattet sein, um zu dem eigentlichen Ziel dieser Darstellung zu gelangen, einige derselben in Kürze zu erörtern.

So ist es z. B. eine feststehende Thatsache, dass gegenüber dem oben angeführten Schema des Bedarfes an Nährstoffen in den heissen Klimaten die Kohlenhydrate bevorzugt werden, während in der kalten Zone überhaupt und bei uns in dem gemässigten Klima während des Winters Fett in grösserer Menge verbraucht wird. Botho Scheube fand die Mengen der 3 Nährstoffe Eiweiss, Fett und Kohlenhydrat bei 3 Japanern:

| | Eiweiss | Fett | Kohlenhydrate |
|---|---|---|---|
| 36½jähr. Krankenwärter (48½ Kilo) | 74 | 6 | 479 |
| 20jähr. Student (49 Kilo) . . . | 85 | 13 | 334 |
| 24½jähr. Student (54 Kilo) . . | 110 | 18 | 542 |

welche uns ganz deutlich darüber belehren, dass der Japaner selbst in einem Kostmaasse, welches dem von Voit für den Mann bei mittlerer Arbeit aufgestellten am nächsten steht, nur ⅓ des von ihm als Bedarf angegebenen Fettes verbraucht. Der allerdings auf einer niederen Ernährungsstufe stehende 48 Kilo schwere Krankenwärter begnügt sich sogar mit 6 g Fett täglich in der Nahrung.

Demnach sehen wir hier beträchtliche Differenzen im Verbrauch des Fettes beim Japaner gegenüber dem Europäer.

Bekanntlich kommt jedem dieser 3 Nährstoffe in der Ernährung ausser einem stofflichen Werthe, d. h. ausser der Fähigkeit bestimmte Stoffe vor dem Verlust durch den Lebensprozess zu schützen oder bestimmte Stoffe im Körper zum Ansatz zu bringen, auch noch ein ganz bestimmter Wärmewerth zu, d. h. jener Werth, den sie bei ihrer vollständigen Verbrennung liefern und welcher das calorische Aequivalent der Nährstoffe bildet. Da wir die Arbeitsleistung des Körpers und die Wärmeproduktion desselben, deren er bedarf, um den Körper trotz Wärmeabgabe an seine Umgebung auf seiner Eigen-Temperatur zu halten, nach dem Gesetz der Aequivalenz der Naturkräfte als Wärmeverbrauch im Organismus zusammenfassen können, so ist es einleuchtend, dass bei der genügenden Ernährung durch die Verbrennung der Nährstoffe im Organismus ebenso viel Wärme gebildet werden muss, als der Körper produzirt. Rubner berechnet die von einem Menschen von 70 Kilo pro 24 Stunden im Hungerzustand produzirte Wärmemenge auf 2,303,000 Calorien. Anderseits findet er den Wärmewerth für 1 g Eiweiss 4700 Calorien, für 1 g Fett 9300 Calorien und für 1 g Kohlenhydrat 4100 Calorien. Nach diesem Befunde liefert bei gleichem Gewichte das Fett durch seine Verbrennung im Körper 2mal soviel Wärme als Eiweiss oder Kohlenhydrat.

Würde nun der Wärmewerth der Nährstoffe das allein Massgebende für ihren Verbrauch sein, dann wäre es nicht nothwendig, 3 verschiedene Nährstoffe in die Nahrung aufzunehmen. Wir sollten, soweit es unsere Verdauungsorgane und unser Geschmack erlauben, die Kosten der Wärmeproduktion des Körpers durch entsprechende Mengen eines Nährstoffes allein oder eventuell zweier decken können. Thatsächlich ist dies bis zu einer gewissen Grenze möglich, namentlich Fett und Kohlenhydrate vertreten sich beinahe in jenem Maasse, als dies die Verdauungsorgane ermöglichen. Jedoch vom Eiweiss muss eine ganz bestimmte Menge in der täglichen Nahrung eingeführt werden, damit der Organismus regelmässig funktionire und erhalten bleibe. Demgemäss wird in der neueren Ernährungstheorie die Frage lebhaft ventilirt, ob die 118 g Eiweiss, welche von Voit für die tägliche Kost des 67 Kilo schweren Mannes bei mittlerer Arbeit fordert, nicht zu gross sind, und es wird zugleich damit die Frage aufgestellt, welches ist die niedrigste Menge Eiweiss, bei deren täglicher Einfuhr in der Nahrung der Mensch in seinem Eiweissbestande nicht herabgesetzt und in der Ausübung seiner körperlichen Funktionen nicht gehindert ist. Es ist an die Angaben von Ranke und Beneke, sowie von Beaunis zu erinnern, nach welchen der arbeitende Erwachsene mit 90—100 g Eiweiss auskommt. Pflüger und seine Schüler Bohland und Bleibtreu fanden bei 14 kräftigen, mässig arbeitenden Männern einen Eiweissumsatz von im Mittel 90—93 g Eiweiss. Um ein extremes Beispiel anzuführen, möge noch der Fall von Hoch angeführt werden, der in der Tagesration eines sehr thätigen Steinhauers von 86 Kilo Gewicht im Durchschnitt nur 93 g Eiweiss fand. Demnach erscheint es nicht unberechtigt, die Eiweissration für den 65—70 Kilo schweren Mann auf täglich 100 g herabzusetzen.

Andere Autoren wollten noch unter diese Zahl hinuntergehen, namentlich Fr. Hirschfeld, 73 Kilo schwer, zeigte durch einen Selbstversuch, dass bei kurzer Zufuhr von Kohlenhydraten und Fett, bezw. Alkohol, er für kurze Zeit (2—8 Tage) mit einer täglichen Eiweissgabe von 40—50 g ausreichte, ohne an dem Eiweissbestand des Körpers einzubüssen. Darauf hin stellte Hirschfeld die These auf, dass ein Erwachsener mit 70 g Eiweiss auskommen könne und wies dabei auf die Japaner hin, die sich hauptsächlich von der eiweissarmen Reiskost erhalten. Jedoch die aus der japanischen militärischen Lehranstalt in Tokio aus den 1892 mitgetheilten Analysen der Kost der japanischen Soldaten (R. Mori, G. Oi und S. Ihisima, Arbeiten a. d. kais. japan. militär-ärztl. Lehranstalt 1. Tokio 1892) ergaben, dass diese mit der in Japan üblichen Reiskost, d. h. mit Reis, Fischen und vielen pflanzlichen Nahrungsmitteln zuweilen auch geringe Mengen von Rindfleisch enthaltenden Kost ernährten Truppen, im Durchschnitt volle 85 g Eiweiss aufnehmen. Hier möge noch zugefügt werden, dass die Untersuchungen von Munk und Rosenheim an Hunden deutlich darlegten, dass, wenn der Eiweissbedarf in der Nahrung unter ein gewisses Minimum herabsinkt, selbst wenn der calorische Bedarf des Körpers durch Fett- und Kohlenhydrate ganz genügend ergänzt ist, sich bald Störungen in der Verdauung und in der Ausnützung der Nährstoffe einstellen, welche den baldigen Tod des Thieres herbeiführen. Es werden nämlich unter solchen Verhältnissen die Verdauungssekrete Magensaft, Darmsaft, Galle in zu geringem Maasse abgesondert, so dass das Thier an den Folgen von Verdauungsstörungen zu Grunde geht.

Die Bedeutung dieser und ähnlicher Fragen für die Anthropologie liegt nun, wie schon Eingangs erwähnt, in den Beziehungen der Ernährung des Menschen zu seiner somatischen und ethischen Entwicklung, und in grossen Umrissen ist ja dieser Einfluss der Ernährung schon von Joh. Ranke hervorgehoben worden. Ich selbst möchte nur bei dieser Gelegenheit die Anregung geben, es mögen die Anthropologen in gleicher Weise, wie sie dies für die Lösung der anatomischen Fragen der Anthropologie gethan haben, auch an der Lösung der ernährungsphysiologischen Fragen, insoferne dieselben für die Anthropologie Bedeutung haben, mitwirken.

Wie auf allen Gebieten des Naturlebens, so gibt es auch auf dem der Ernährung einen primitiven Zustand, Veränderungen in den Ernährungsverhältnissen mit darauffolgender Anpassung oder Einbusse gegen früher, mit einem Wort, auch auf diesem Gebiete gibt es Stillstand, Rückschritt und Fortschritt und diese in ihrer Einwirkung auf die Bevölkerung kennen zu lernen dünkt mir ebenso eine Aufgabe der Anthropologie zu sein, wie sie als eine der Ethnographie schon längst anerkannt ist.

Es ist zweifellos, dass uns der Besuch von Thälern, welche durch ihre Lage von den Einflüssen der Kultur ziemlich frei geblieben sind, wie dies z. B. in den Hochthälern, in den kleinen Seitenthälern der Alpen der Fall ist, sehr wichtige Aufschlüsse über die einfachsten Ernährungsverhältnisse der Bewohner unserer Thäler und damit werthvolle Beiträge zur Lösung der oben erwähnten Fragen geben könnte. Zum Theil ist diese Anregung schon verwirklicht worden, und in der Literatur nehmen die Angaben von Voit über die Schmalzkost der bayerischen Holzknechte, durch welche wir erfahren, dass diese sich aus Mehl, Milch und Schmalz eine sehr eiweissreiche Nahrung bereiten, eine höchst wichtige Stelle ein.

Jedoch auf diesem Wege liesse sich nicht nur über das tägliche Kostmaass, über die Vertheilung der Nährstoffe auf pflanzliche und thierische Nahrung, über die zweckmässige Combination der Nahrungsmittel zu einer ausreichenden Nahrung Werthvolles erfahren: auch die Fragen über den Einfluss der Nahrung auf das Wachsthum des Menschen, das Verhalten der Longävität zur Menge der dargebotenen Nahrung, Einfluss derselben auf die Vermehrung der Population, auf ihr geistiges Streben könnten zum Theil Beantwortung finden. Wie mir Herr Universitätsbibliothekar L. v. Hörmann in Innsbruck mittheilt, gibt es in Tirol noch Thäler, in welchen kein Gasthaus zu finden ist und in denen die ganze Bevölkerung kein alkoholisches Getränke geniesst, mit Ausnahme der Wohlhabenderen an Feiertagen und Markttagen. Ein solches Thal ist z. B. Schoana (Schönau), das Thal hinter dem Angererberg, das von Breitenbach nach Maria Stein führt. Im ganzen wohlhabenden Thale findet sich kein Gasthaus, die Bevölkerung ist von hoher Statur und hat eine blühende Gesichtsfarbe. Auch im Gschnitzthal, einem Seitenthale des Wippthals, ist von Trins an kein Gasthaus. Auch in diesem Thale geniessen nur die reicheren Leute an Sonntagen alkoholisches Getränke und sind viel kräftiger, als Leute der Umgebung, wo der Alkoholgenuss eingebürgert ist. Die Gschnitzthaler werden von der Rekrutirungskommission ohne Ausnahme für tauglich erklärt. Anderseits gibt es Thäler, in denen die ganze Bevölkerung kein Wasser, sondern nur Wein trinkt und wo man den Kindern schon am zweiten oder dritten Tage Wein einflösst. So ist es namentlich im Hauptthale des Etschlandes. Hier geniesst die Bevölkerung fast täglich Fleisch und zwar isst der Etschländer kein grünes, sondern geräuchertes Rind- und Schweinefleisch. Doch der Burggräfler ist im Mittel von kleiner, jedoch kräftiger Statur, ist als Vielesser sprichwörtlich im Land Tirol und ist nicht gerade langlebig.

Bezüglich des Einflusses der Ernährung auf die Longävität des Menschen ist der hohe Werth einer sehr reduzirten Kostration, einer sog. Erhaltungskost, besonders im höheren Alter für die Verlängerung des Lebens allgemein bekannt. Meldet ja auch die Geschichte einige Namen von Männern, welche ein hohes Alter durch eine längere Zeit fortgesetzte, sehr spärliche Nahrung erreichten. Ich erinnere diesbezüglich nur an den berühmten Seefahrer Dandolo, welcher in den letzten 20 Jahren seines Lebens täglich nur ein Ei gegessen haben soll und dabei ein sehr hohes Alter erreichte. Von grossem Interesse war mir in dieser Beziehung eine Mittheilung in Virchow's Archiv, 136. Bd., p. 547, von Bernhard Ornstein, Generalstabsarzt in Athen, der schon längere Zeit (15 Jahre) die Verhältnisse der Lebensdauer in Griechenland mit Aufmerksamkeit studirte. Er gelangt auf Grund neuerer Beobachtungen zur Ueberzeugung, dass die Altersklasse von 95 Jahren und darüber nirgends in Europa so viele Vertreter zählt als in Griechenland.

Als Ursache dieser griechischen Langlebigkeit führt Ornstein ebenfalls die staunenswerthe Mässigkeit des sesshaften Griechen an, eine Mässigkeit, welche durch die scherzhafte Behauptung des weiland Prof. Sepp in Athen illustrirt erscheint, nach welcher ein Grieche da noch fett wird, wo ein Esel vor Hunger stirbt.

Jedoch für die Wissenschaft ist der Ausdruck mässig ein relativer und für diese wäre es von Interesse, die Menge der einzelnen Nährstoffe zu kennen, während deren Gebrauch der Grieche einerseits hoch gewachsen und kräftig wird und andererseits die höchste Lebensdauer der europäischen Bevölkerung erreicht.

Doch ich würde das Ziel dieses Vortrages, den Anthropologen die Wichtigkeit der Vornahme von ernährungsphysiologischen Untersuchungen an einer Bevölkerung, welche dermalen noch in den möglichst einfachen Kulturverhältnissen lebt, darzulegen, nur zur Hälfte erreichen, wenn ich nicht auch die Hilfsmittel andeuten würde, welche die Ausführung solcher Untersuchungen mit einer für die Zwecke der Anthropologie genügenden Genauigkeit ermöglichen.

Es genügt nämlich für diese Zwecke die statistische Methode der Bestimmung des Kostmaasses während einer Dauer von 8—14 Tagen, um daraus die tägliche Kostration an Nährstoffen zu berechnen. Man darf die Mühe nicht scheuen, eine Bauernfamilie zur selbstthätigen Mitwirkung an der Lösung dieser Frage zu überreden. Diese Mitwirkung besteht vor Allem darin, dass der Bauer die Erlaubniss gibt, die Nahrung, die er einnimmt, zu wägen. Es muss also die Milch, das Mehl, das Fleisch u. s. w., welches ein oder mehrere Männer von bekanntem Körpergewicht während einer bestimmten Zeitdauer als Nahrung einnehmen, gewogen werden und das erhaltene Gewicht mit der Anzahl der Tage, während welcher die Individuen von der gewogenen Nahrung lebten, getheilt werden. Die bekannten König'schen Tabellen setzen uns in Stand, die Mengen an Eiweiss, Fett und Kohlenhydraten zu berechnen, welche in der Menge der eingeführten Nahrung waren, wodurch wir das Bedürfniss an Nährstoffen kennen lernen. Bei der einfach zusammengesetzten Nahrung der ländlichen Bevölkerung muss es auf diesem Wege gelingen, das Bedürfniss an Nährstoffen für die einzelnen Altersperioden während der verschiedenen Jahreszeiten, während der Arbeitszeit und der Ruhe an verschiedenen Orten festzustellen und es ist gewiss zu hoffen, dass auf diesem Wege wichtige Beiträge für die Lehre von der Ernährung des Volkes und deren Einwirkung auf die somatische und kulturelle Entwicklung der Bevölkerung erhalten werden.

Ich wende mich daher auf Grund meiner allerdings nur kurzen Ausführungen an die anthropologische Gesellschaft mit dem Ersuchen, sie möge dasselbe Wohlwollen, welches sie der anatomischen Forschung behufs Feststellung der Rassenunterschiede des Menschen entgegen bringt, auch der biochemischen For-

schung behufs Feststellung des Einflusses der Ernährung auf das ganze Bereich der somatischen Entwicklung des Menschen angedeihen lassen.

Herr Professor Dr. **Palacky**-Prag:

Ich erlaube mir, darauf aufmerksam zu machen, dass die ungarische Regierung eine derartige Forschung durchgeführt hat. Ministerialrath Keleti hat ein dickes Buch über die Ernährungsfrage herausgegeben, worin die Ernährung der Bevölkerung nach dem Prozentsatze, der Häufigkeit und Zusammensetzung einzelner Speisen u. s. w. behandelt ist; es könnte anderen solchen Untersuchungen als Muster dienen.

Herr Hofrath **Kaltenegger**-Brixen:

Wenn ich mir erlaube, Ihnen meine Anschauungen kund zu geben über den Parallelismus zwischen den Wohnsitzen verschiedener Volkselemente im Lande Tirol und der Verbreitung der in diesem hervorragenden Alpenlande einheimischen Hornviehschläge oder Rinderrassen, so glaube ich, mit einigen Worten die Motivirung vorausschicken zu sollen, wieso ich dazu gekommen bin, eine derartige Parallele anzustellen.

Es sind nunmehr 20 Jahre, dass ich seitens der k. k. österreichischen Regierung, speziell seitens des Ackerbauministeriums beauftragt worden bin, die Landeskulturzustände in den österreichischen Alpenprovinzen einer genauen, eingehenden Erhebung zu unterziehen und im Rahmen dieser Erhebung naturgemäss denjenigen Zweigen der Landeskultur die grösste Aufmerksamkeit zuzuwenden, welche für das Alpengebiet in Oesterreich in erster Linie massgebend oder wichtig erscheinen. Das sind die Rindviehzucht, die Alpwirthschaft und das Molkereiwesen. Ich begann 1874 die Detailerhebungen im Lande Tirol und habe dieselben seither über sämmtliche übrigen Alpenländer Oesterreichs, nämlich ausser Tirol mit Vorarlberg über Salzburg, Steiermark und Kärnthen, sowie über die alpinen Theile Ober- und Niederösterreichs ausgedehnt.

Weil naturgemäss bezüglich der einschlägigen Verhältnisse sehr viele Wechselbeziehungen oder Kontinuitäten weit über die Grenzen der genannten Alpenprovinzen hinaus theils mit den benachbarten Alpengebieten der Schweiz, Süddeutschlands und Oberitaliens, theils mit den grossen Flussniederungen im Norden und Süden, nämlich mit dem Donau- und dem Pothale bestehen, so habe ich bei Gelegenheit Anlass genommen, in diesen eben zitirten Gebieten gleichfalls Studien zu machen. Auch darf ich hinzufügen, dass mir seit nahezu 10 Jahren Gelegenheit geboten ist, einschlägige Beobachtungen im äussersten Osten der mitteleuropäischen Gebirgswelt, nämlich im Bereiche der dinarischen Alpen zu machen, so dass ich wohl sagen darf, mein Untersuchungsmaterial, das ich seit 20 Jahren gesammelt und bearbeitet habe, erstreckt sich fast über die gesammten europäischen Alpen.

Es lag in der Natur der Dinge begründet, dass ich mich nicht auf die blosse Wahrnehmung der vorhandenen Thatsachen beschränkte, sondern es als in meiner Aufgabe gelegen erachtete, auch namentlich die Frage zu beantworten, wie die grosse Verschiedenartigkeit aller landeskulturellen Verhältnisse in diesem weit ausgedehnten Ländergebiete zu Stande gekommen ist, respektive wie man sie erklären, sowie in Beziehung bringen kann zu denjenigen, welche daselbst die ausübende Landeswirthschaft repräsentiren. Ich versuchte also, festzustellen, wie man diese Dinge in Zusammenhang bringen könnte mit den verschiedenen Volksstämmen, welche das weite Gebiet der österreichischen und ausserösterreichischen Alpen und ihrer Annexe bewohnen. Daher war ich genöthigt, mich auch vielfach mit historischen Dingen zu beschäftigen; ich musste und wollte die Fragen zur Beantwortung bringen, in welchen Thälern der Alpen sind verschiedenartige Volksstämme, in welchen sind gleichartige, welche weiteren, ausserhalb der gegenwärtigen Heimath derselben befindliche Beziehungen walten ob, um, wenn möglich oder thunlich, auf die eigentlichen Wurzeln dieser Zusammenhänge zu gerathen.

Der Versuch, diese Aufgabe zu lösen, hat mich natur- und sachgemäss über die Historie hinaus in die Prähistorie geführt, und aus diesen beiden erwähnten Momenten fühle ich mich auch berechtigt, bei dieser hohen Versammlung über das Thema, welches ich mir vorgesetzt habe, mich äussern zu dürfen.

Es wird mir nun meine Aufgabe hocherfreulicherweise ebenso wesentlich erleichtert, als vereinfacht durch die gediegenen Auseinandersetzungen des gestrigen und theilweise des heutigen Tages; insbesondere sind es die Mittheilungen, welche die Herren Dr. v. Wieser und Dr. Toldt uns über speziell tirolische Verhältnisse bekannt gegeben haben, auf die ich mich umsomehr zu stützen vermag, weil ich mich, um das System, nach dem ich vorgegangen bin, gewissermassen nur zu exemplificiren, auf Tirol beschränke.

Trete ich an der Hand der mir von Herrn Hofrath Dr. Toldt gütigst zur Verfügung gestellten kraniologischen Karte von Tirol und Vorarlberg in die Mitte des Gegenstandes ein, so möchte ich wohl vorziehen, um ein allgemeines Verständniss mir zu sichern, mit den extremsten Erscheinungen zu beginnen, zunächst jedoch darauf hinweisen, dass, obwohl das Alpenland Tirol nicht gerade als sehr gross seiner geographischen Ausdehnung nach sich zeigt, es gleichwohl unter allen europäischen Alpenländern die grösste Mannigfaltigkeit seiner Rinderrassen oder seines Rindermaterials besitzt. Es ist ein förmliches Mosaikbild, das uns entgegentritt, und zwar ein Mosaik, dessen Grundelemente sich zusammensetzen aus Elementen, die wir im Osten, Westen, Süden und Norden, sowohl innerhalb als auch ausserhalb des Alpenbereiches finden. Ich will das eben Gesagte illustriren durch den Hinweis auf die augenfälligsten Erscheinungen; die grössten Gegensätze berühren sich auch hier zu Lande; einer silberweissen Rasse des Rindes, welche den Hauptkern des Landes Tirol erfüllt, steht unmittelbar gegenüber in nächster territorialer Nachbarschaft eine schwarze Rasse. Aber nicht blos in der Farbe sind diese beiden Haupttypen des Landes grundverschieden, sondern auch im Körperbau, und zwar in der Formation der einzelnen Theile, wie in der gesammten Individualität.

Nun erleichtert mir, wie schon erwähnt, meine Aufgabe zunächst ganz besonders dasjenige, was gestern Herr Hofrath Dr. Toldt über die kraniologischen Verhältnisse des Landes uns auseinandergesetzt hat, weil thatsächlich auch auf anthropologischem Gebiete sich die grössten Extreme in unmittelbarster Nachbarschaft befinden. Herr Professor Dr. Toldt hat uns auf seiner Karte das durch vollflächige Rothfärbung hervorleuchtende Centrum von Tirol als das Gebiet der grössten Hyperbrachycephalie des Menschen erklärt und beigefügt, dass im nordöstlichen Anschluss daran, wenn auch in einer viel beschränkteren Zone, die grösste Dolichocephalie vertreten ist. Ganz dieselben Gebiete sind nun als die Stammsitze der beiden vorerwähnten extremen Rinderformen zu bezeichnen: was auf der vorliegenden Karte auf dem Gebiete der hyperbrachy-

cephalen Landesbewohner markirt erscheint, dieses selbe Terrain deckt sich mit dem Gebiete der weissen Rinderrasse, und was im kleineren Rayon, aber markant hervorstechend durch ausgedehnte Dolichocephalie sich verzeichnet findet, ist das eigentliche Heimathsgebiet der schwarzen Rasse.

Wie ich mir einzuschalten erlaube, bin ich in letzter Zeit daran gegangen, die Klassifikation der Rinderrassen nach analogen Prinzipien zu bewerkstelligen, wie man sie für die naturwissenschaftliche Klassifikation der Menschenrassen in Anwendung gebracht hat, nämlich sie auf Grund kraniologischer Messungen, die ich zu Tausenden an lebenden Thieren und in grösserer Anzahl an Schädelskeletten vorgenommen habe, in Unterabtheilungen zu bringen. Nun kann ich beifügen, dass nach Uebertragung der Messungsgrundsätze der menschlichen Kraniologie auf die Kraniometrie des Rindes die weisse Rinderrasse brachycephal, die schwarze dolichocephal sich herausstellt. Ich möchte ferner, um den Herrschaften einen näher liegenden Vergleich hinsichtlich der Verschiedenartigkeit des gesammten Exterieurs vorzuführen, eine windhundartig schlank gebaute Rasse nennen die weisse, der die gewissermassen mopsartig dick, kurz und gedrungen gebaute schwarze Rinderrasse gegenüber steht; wir haben sohin zwei so verschiedene Formen, dass sie gewiss der einfachste Laie nicht für blosse Modifikationen einer und derselben Grundform erachten wird, genau so, wie es Niemanden beifällt, einen hyperbrachycephalen Menschenschlag aus sich selbst heraus einfach zu einem dolichocephalen werden zu lassen oder umgekehrt.

(Fortsetzung folgt.)

# II. Gemeinsame Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft

zugleich

## XXV. Allgemeine Versammlung und Stiftungsfest der Deutschen anthropologischen Gesellschaft

in Innsbruck vom 24.—28. August 1894.

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsekretär der deutschen anthropologischen Gesellschaft.

---

(II. Sitzung. Fortsetzung.)

Herr Hofrath **Kaltenegger**-Brixen:

(Fortsetzung.)

Ausser beiden vorbesprochenen Haupt- und Grundformen des Hausrindes, die insoferne gewiss so zu nennen sind, weil sie thatsächlich die extremsten Verhältnisse zeigen, welche auf dem Gebiete der Hornviehzucht obwalten, kommen auch noch andere Formen im Lande vor, von denen ich zunächst eine weit verbreitete, wichtige und dritte nennen will, nämlich die roth-weiss gefleckte Form des Rindes.

Es ist diese Rasse gleichfalls ziemlich ausgebreitet vertreten und ebenso ist sie sowohl der Farbe und Farbenzeichnung, als wie ihrer Körpergestalt nach sowohl von der schwarzen, als auch von der weissen Hauptrasse auffällig und deutlich unterschieden. Sie repräsentirt sohin eine dritte Haupt- und Grundform des Rindes in den Tiroler Alpen. Sie hat ihre Heimath oder ihr Verbreitungsgebiet sowohl im Nordosten, als wie im reinen Osten des Landes, in jenen Thalbezirken, welche auf der kraniometrischen Tafel mit rothen Querstrichen versehen sind. Ich kann aber beifügen, dass auch durch die Salzburg'sche Enklave dieselbe Rasse durchgeht, und dass sie sich von der Westgrenze an, wo auf der kraniologischen Karte Tirols die mesocephale Zone ausgezeichnet erscheint, bis hinüber nach dem Nordwesten Obersteiermarks fortpflanzt. Es ist das also eine sehr ausgebreitete Rasse in den Alpen, die zwischen Inn und Enns, von den Quellgebieten des Ziller und der Salzach angefangen, nordwärts bis über die Donau und tief in das ehemalige herzynische Waldgebirge verbreitet erscheint. Dies ist also die dritte Hauptform des Rindes, welche wir im Lande antreffen. Sie sehen, auch ihr Verbreitungsgebiet deckt sich in überraschender Kongruenz mit der als mesocephal bezeichneten Bevölkerungszone. Aber Herr Hofrath Dr. Toldt hat im Laufe seiner Ausführungen ausdrücklich aufmerksam gemacht auf Verschiedenheiten, welche im oberen Innthal und im Vintschgau, das geographisch das obere Etschthal umfasst, obwalten, indem er gesagt hat, dass hier ein eigenthümlicher Mischungstypus zu Hause zu sein scheint. Ich bin meinerseits in der Lage, konstatiren zu können, dass auf dem Gebiete der Hornviehzucht ebenfalls ein eigenthümlicher Mischungstypus vorhanden ist. Der Oberinnthaler und der Vintschgauer Schlag unterscheiden sich für den Fachmann wenigstens scharf und klar von den angrenzenden Haupttypen, die theils der silbergrauen, theils der rothbunten und schwarzen Hauptrasse angehören.

Noch habe ich zu ergänzen, dass im Lechthal und im Gebiete der Bregenzer Ache auf der kraniologischen Karte ein zweites hyperbrachycephales Gebiet von bedeutendem Umfange verzeichnet steht. Es deckt sich dieses Gebiet mit der gewiss sehr vielen von Ihnen wenigstens dem Namen nach bekannten Rasse des Allgäu's, deren Unterschläge hier zu Lande die Bezeichnung Lechthaler, im Vorarlbergischen Bregenzerwälder führen und die nach meinen Untersuchungen mit der Hauptrasse des weissen Rindes im Herzen von Tirol in naher Stammes- oder Blutsverwandtschaft steht. Gewisse Nuancirungen, welche zwischen beiden Typengruppen vorhanden sind, lassen sich unschwer aus historisch beglaubigten Verschiedenheiten, welche in den Bevölkerungs- oder Ansiedelungsverhältnissen herrschen, erklären.

Mit dem Vorgebrachten sind die in Tirol und Vorarlberg vorhandenen Hauptabweichungen in Form und Farbe des Hornviehes noch nicht erschöpft. Um bei der gewählten Vergleichsparallele zu bleiben, sind aber auch die kraniometrischen Ergebnisse noch nicht in allen ihren Grundverschiedenheiten zum Vergleiche herangezogen worden, sondern Sie erlauben, daran zu erinnern, dass es gestern geheissen hat, Italienisch-, Süd- oder Wälschtirol sei eine wesentlich von dem nachbarlichen Deutschtirol verschiedene Zone.

Auf dem Gebiete der Hornviehzucht tritt zwar Wälschtirol nicht in der Schärfe hervor, die sich in den bisher besprochenen Theilen Deutschtirols zeigt; aber meine Untersuchungen über die Verhältnisse der Hornviehzucht früherer Perioden (und zwar unserer Zeit nicht allzu ferne liegender, sondern noch genau konstatirbarer) haben ergeben, dass im grössten Theile vom italienischen Südtirol vor kaum mehr als hundert Jahren eine wesentlich anders geartete Hornviehrasse heimisch gewesen ist, als wie die in Deutschtirol annoch verbreiteten, und dass diese Rasse identisch ist mit jener, welche auch heute noch im südwestlichen Landestheile, nämlich in den Flussgebieten der Sarca und des Chiese oder in den sogenannten drei judikarischen Bezirken zu Hause ist.

Diese vierte Rasse ist weder weiss, noch schwarz oder roth, auch nicht mittelfarbig, wie das Vieh im nördlichen Vorarlberg, dann im oberen Innthale und im Vintschgau, sondern es ist entschieden dunkelbraun einfärbig mit grau- bis rostgelben Streifenzeichen, mit verschiedenen Schattirungen oder Abstufungen des Hauptcolorits und ausserdem verschieden durch einen ziemlich auffällig anders gestalteten Habitus, so dass von einer Variation einer der früher erwähnten Hauptrassen des Landes keine Rede sein kann.

Dass sich jeder dieser namhaft gemachten oder wenigstens in ihrer allgemeinen geographischen Verbreitung angedeuteten Grundtypen des Hausrindes gewöhnlich in lokal abgegrenzte Unterschläge zertheilt, ähnlich wie derlei Verschiedenheiten auch bei den Bevölkerungsverhältnissen obwalten, brauche ich nicht weiter zu erörtern und wären sohin die hauptsächlichen Gebiete der Formenvertheilung erledigt.

Nun frägt es sich, und es war mir seinerzeit sehr daran gelegen, Antwort darauf zu geben, erstens mit welchen ausserhalb Tirols verbreiteten Rinderschlägen der näheren Umgebung oder der grösseren Entfernung einerseits die einzelnen Stammrassen des Landes blutsverwandt sind, und zweitens, welche Völkerschaften oder Nationalitäten in Betracht zu ziehen kommen, wenn man überhaupt die letzte oder ursprüngliche Provenienz dieser hausthierischen Formen ergründen will.

Selbstverständlich war es, soweit sie über das Land vorliegt, die allgemeine Geschichte desselben, und soweit diese nicht ausreichte, die Vorgeschichte Tirols, woraus ich mich bemühte, Auskunft zu erhalten, sowie den ins Auge gefassten Parallelismus anzuknüpfen.

Ueber einige hergehörige Punkte, und zwar solche, welche die Prähistorie Tirols betreffen, haben, wie ich zunächst zu meiner eigenen hohen Befriedigung aussprechen darf, insbesondere die Ausführungen des Herrn Dr. von Wieser über die urgeschichtlichen Verhältnisse des Landes interessante Aufklärungen gebracht. Ueber Manches, was mir bis vor 24 Stunden, ich möchte sagen, wenigstens ab und zu zweifelhaft gewesen ist, wurden die Zweifel gelöst, und ich glaube heute wirklich ziemlich sicher andeuten zu können, wo überallhin die Fäden der ursprünglichen Provenienz unserer landeseinheimischen Rinderrassen laufen und wie sich deren Zustandekommen oder deren allmähliche Entwicklung, von den letzten Wurzelfasern ausgehend, bis in die Gegenwart vollzogen hat. Dieser Werdeprozess ist nun, soweit auf historischem Gebiete die landesgeschichtlichen Verhältnisse mehr oder weniger klar gestellt erscheinen, leicht in nuce angeführt; man weiss, dass in der vorrömischen Periode das Land von Rhätern, Vindeliciern, Norikern und Euganäern bewohnt war, deren ehemalige Stammesverbreitung oder doch Gebietsgrenzen nicht unbekannt sind; man weiss insbesondere, dass vom mittleren Inn aus, dem Ziller entlang thalaufwärts über die Bergjöcher herüber und durch das Ursprungsgebiet der Rienz, beziehungsweise des Taufererbaches herab von Nord nach Süd die norisch-rhätische Provinzialgrenze durchgelaufen ist, und man weiss ferner, dass das Lechgebiet bereits vindelicisches, das tiefere Wälschtirol euganäisches Gebiet gewesen ist.

Rhäter, Vindelicier, Noriker und Euganäer sind demnach die althistorischen, dem Namen nach bekannten Bewohner Tirols gewesen. Die archäologische Anthropologie hat indessen gefunden, dass damit für die vorgeschichtliche Periode das Auslangen nicht gefunden werden kann, sondern auch noch andere, dem Namen nach vielleicht gänzlich unbekannt gebliebene Völker im Lande gehaust haben müssen. Auch darüber wurden verschiedene Vermuthungen ausgesprochen, aber im Grossen und Ganzen hat man es bisher vermieden, diesen Urvölkern bestimmte Namen zu geben, ja es ist selbst das, was man an Volksnamen aus der unmittelbar frühgeschichtlichen Zeit ins Treffen führt, in seinem eigentlichen Kerne ebenfalls noch dunkel. Ueber die Rhäter, Vindelicier, Euganäer und Noriker weiss eben eigentlich auch der Historiograph keine nähere Auskunft zu geben; es sind allerdings Namen, aber woher ihre Träger gekommen sind und wohin sie gehören, das heisst, mit welchen anderen bekannten Völkerschaften sie in Beziehungen zu bringen sind, darüber sind die Meinungen noch sehr getheilt. Nur bezüglich der Noriker ist man in neuerer Zeit dahin überein gekommen, ihr nationales Wesen mit dem eher verständlichen Volkselemente der venetischen Illyrier in Zusammenhang zu bringen. Im Grunde haben wir damit auch nicht viel mehr, weil immer noch die Frage ungelöst ist, zu welchem europäischen Urvolke sich die Illyrier ihrerseits stellen, worüber gleichfalls sehr verschiedene Meinungen im Schwange sind. Sodann darf man auch die vielseitig erwähnten Kelten nicht vergessen, welche gleichfalls mit unter die uralte Einwohnerschaft Tirols gerechnet werden.

Die archäologische Ethnographie hat sich zwar bisher nicht sehr viel damit abgegeben, den in Tirol

dereinst urheimisch gewesenen Völkern insgesammt positive Namen geben zu wollen, so dass wir eigentlich nur solche Namen vor uns haben, welche in der frühesten geschichtlichen Zeit oder in der sogenannten antiken schriftstellerischen Welt vorkommen; gleichwohl habe ich den darin niedergelegten, sowie seither dazu gekommenen verschiedenartigen Vermuthungen ein Augenmerk zugewendet und war bemüht, Umschau zu halten auf dem, nach dem früher Angeführten wohl gerechtfertigt zu betrachtenden Parallelgebiete. Ich habe nämlich Umschau gehalten innerhalb und ausserhalb der Alpen, wo es etwa Rinderstämme von gleichen oder ähnlichen Verhältnissen der Farben und Farbenzeichnung und der Körpergestalt, sowie mit gleichen physiologischen Eigenschaften geben könnte, um auf diesem indirekten Wege zu positiveren Schlüssen zu gelangen. Nun, dieses Bemühen war nicht gänzlich erfolglos. Ich will wieder mit den extremen Erscheinungen beginnen. Als ich seinerzeit die vorhin erwähnte weisse Hauptrasse im Lande konstatirt hatte und sich zeigte, dass dieselbe mit der hyperbrachycephalen Bevölkerung des Landes ein und dasselbe Heimathgebiet theilt, wurde zunächst die Geschichte vorgenommen, um auszukundschaften, was über den letzteren Gegenstand, nämlich über Namen und Wesen der betreffenden Einwohnerschaft in historischen Quellen und Studien sich findet. Da war es nun die rhätoetruskische Frage, die vor 15—20 Jahren durch den mir auch persönlich bekannt und befreundet gewesenen Dr. Ludwig Steub in Fluss gebracht worden war, welche dieses Gebiet beherrschte. Dr. Steub und meine Wenigkeit haben uns vielfach über dieses Thema unterhalten und sind schliesslich zu den gleichen Anschauungen gelangt. Dr. Steub hat sich nicht aus der Lokal-Namenforschung allein, sondern auch aus gründlichen historischen Studien über das Tiroler Gebiet seine Ansicht gebildet. Er ist in Uebereinstimmung mit anderen autoritativen Historikern dahin gelangt, dass die Rhäter, welche den in Betracht fallenden Theil des Landes nach positiven geschichtlichen Zeugnissen in vorrömischer Zeit in Besitz gehabt haben, mit den im heutigen Toskana seit Urzeiten einheimischen Etruskern oder Tuskern eines und desselben Stammes gewesen seien, dass ursprünglich beide Volkszweige vereint als Rhäto-Etrusker in der ausgedehnten Tiefebene des Po gesessen und durch den im 4., 5. oder 6. Jahrhundert vor Christus verzeichneten Einfall gallischer Kelten auseinandergerissen worden seien, wobei die einen in die Alpen, die anderen in die Apenninen geworfen wurden.

Von der Ueberzeugung durchdrungen, dass im Richtigkeitsfalle dieser Argumentation im alten Etrurien sich ein dem rhätischen Grauvieh ähnlicher Rinderschlag finden müsste, wandte ich mich nach Toskana und kann versichern, dass in einzelnen dortigen Gebirgsthälern und zwar speziell in der Val di Chiana ein Hornviehstamm von ganz kongruenter Beschaffenheit existirt, wie die von mir in Tirol als rhätoetruskische Rasse bezeichnete. Es handelt sich nun hiebei um zwei weit auseinander liegende, historisch seit nahezu 2500 Jahren getrennte Gebiete, welche nach den geschichtlichen Quellen und sprachhistorischen Forschungen einem und demselben Volke angehört haben sollen. Und dieses Volk war ein Hirtenvolk. Thatsächlich besitzen beide Gebiete annoch die gleiche Rinderrasse, wornach für mich wenigstens die Frage zu Gunsten des dereinstigen Zusammenhanges des rhätoetruskischen Volkes, damit zugleich aber auch die etruskische Nationalität der tirolischen Rhätier entschieden ist.

Sehen wir nun, wie es sich verhält mit der schwarzen Rasse des Rindes, deren Stammheimath sich deckt mit der hyperdolichocephalen Bevölkerungszone. Sie hat auch in anderen, gleichfalls ziemlich entlegenen Gebieten Parallelen oder Analogieen ihres Vorkommens und es ist in diesem Falle ein Alpengebiet, welches in Betracht kommt, nämlich das schweizerische Wallis.

Es ist indessen nicht nur durch meine eigenen vergleichenden Studien sowohl hier zu Lande als im Wallis, sondern auch durch andere Forscher, welche mit der Rinderrassenfrage sich beschäftigten, ausser Zweifel gestellt, dass die schwarze Rasse in Tirol durchaus nicht etwa einer tirolischen Urbevölkerung angehört, sondern dass sie erst auf dem Wege mittelalterlicher Kolonisation ins Land versetzt worden ist. Die schwarze Rasse Tirols, welche unter dem Namen der Duxer Rasse bekannt ist, ist im 12., 13. und 14. Jahrhundert aus dem Kanton Wallis in der Schweiz nicht nur an mehreren Punkten im Herzen Tirols, sondern namentlich auch in Vorarlberg, Lichtenstein, im schweizerischen Graubünden und an anderen Orten eingepflanzt worden. Für eine Anzahl dieser Orte liegt der angeführte Sachverhalt urkundlich erhärtet vor, und wo es nicht der Fall ist, spricht die ausserordentlich charakteristische und vererbungskräftige Rasse durch ihr Vorhandensein dafür, dass sie seinerzeit auf gleiche Art an Ort und Stelle gekommen ist.

Ich bin bezüglich beider Hauptrassen, der schwarzen und der weissen, weiter gegangen in der Erforschung ihrer ursprünglichsten oder letzten Provenienz, kann aber bei der gedrängten Zeit nur die Endergebnisse noch andeuten. Diese zielen dahin, dass die weisse Rasse inmitten von Tirol, welche der hyperbrachycephalen Bevölkerungszone angehört, dem grössten Blutsantheile nach identisch ist mit jener weissen Rasse, die sowohl in Mittelitalien, als auch im südöstlichen Europa zur Stunde noch die grösste Verbreitung besitzt, wogegen der schwarze Stammtypus seine nächsten Verwandten im südwestlichen Europa, sowie im nördlichen Afrika zu haben scheint.

Ein grosser Theil der verehrten Zuhörerschaft kennt gewiss das Vieh der römischen Campagna, ein nicht minderer das der ungarischen oder südrussischen Pusten; beides ist eine und dieselbe schöne, grauweisse, hoch und schlank gewachsene Rasse, die dem eigentlichen Habitus, d. i. den wirklich rassenmässigen oder typischen Grundformen nach in nächsten, stamm- oder blutsverwandtschaftlichen Beziehungen steht mit der weissen Rasse in Tirol.

Die Geschichte sowohl wie die Sprachforschung und Anthropologie lassen nun kaum einen Zweifel zu, wohin die seit jeher im Besitze echter Steppenvölker verbliebene Rasse in der Campagna, oder in Ungarn und Südrussland, oder noch weiter in den Steppen des Ostens zuzutheilen ist; es ist kein Zweifel, dass diese Rasse identisch ist mit der Rasse des turanischen Urvolkes, das einst im Osten von Europa und in ganz Westasien sass. So ist denn der letzte Schluss meiner Meinung nach über die allerursprünglichste Herkunft der in der hyperbrachycephalen Bevölkerungszone alteinheimischen Rinderrasse im Lande, dass sie eine in grauer, noch der Prähistorie angehörender Vorzeit aus den turanischen Steppen Hochasiens bis ins Herz des tirolischen Alpenlandes vorgedrungene ist.

Das wäre immerhin ein Fingerzeig, dass aus einer vergleichenden Beurtheilung der Rinderrassen im Zusammenhange mit den physischen und geschichtlichen Verhältnissen der Bevölkerung sich werthvolle Anhaltspunkte gewinnen lassen, um gewisse Fragen einer

Lösung näher zu bringen, für die sich gerade die Anthropologie wesentlich interessirt.

Es würde mir nicht schwer fallen, auch die übrigen erwähnten Rassetypen bis auf die letzten Wurzeln ihrer muthmasslichen Herkunft zurückzuführen, aber nachdem die dazu nöthige Zeit mir nicht mehr zur Verfügung steht, glaube ich, es bei diesen Andeutungen genügen lassen zu sollen; jedoch möchte ich den Wunsch beifügen, dass die Anthropologie Notiz nehmen möchte davon, wie es um die Entwicklungsgeschichte des nützlichsten aller Hausthiere steht und jemals gestanden hat. Die Berechtigung hiezu ist, glaube ich, dadurch gegeben, dass, so lange oder wo immer eine kulturgeschichtliche Phase des Menschendaseins konstatirt werden konnte, auch das Rind (die frühesten Epochen der Prähistorie nicht ausgeschlossen) als treuer Begleiter dem Menschen zur Seite gestanden ist und dass es sozusagen durch alle weiteren Phasen seiner Kulturentwicklung das Schicksal mit ihm getheilt hat.

Nur noch einen Punkt möchte ich bitten, meinen Ausführungen hinzufügen zu dürfen: ich hege auf Grund meiner langjährigen Spezialstudien über die Rinderrassen die Ueberzeugung, dass es beim Rinde viel leichter möglich ist, die Urrassen und ihre Heimath festzustellen als beim Menschen; beim Rinde ist es ferner auch leichter möglich, die Mischungsverhältnisse festzustellen, d. h. die ganz bestimmten Form-, Farbe- und Farbenzeichnungsverhältnisse der elementaren Bestandtheile herauszuschälen, aus denen an irgend einem Orte eine noch so gemengte Rasse der Jetztzeit zusammengesetzt erscheint.

Wenn das richtig befunden werden sollte, so würde die Beurtheilung der Rinderrassenformen vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte aus ein werthvolles Hilfsmittel abgeben, so manche archäologische, anthropologische, sprach- und allgemeine historische Zweifel zu lösen, geradeso gut, wie man ja Alles, was die Menschen irgend einer Zeitperiode an Werth- und Hilfsgegenständen zurückgelassen haben, und wenn es im extremen Falle selbst nicht mehr sein sollte als eine einzige Fibula oder ein geringes Steinartefakt, oft schon als sehr gewichtige Beweisstücke anführt. Den behandelten Gegenstand möchte ich schliesslich aber auch desshalb Ihrer Aufmerksamkeit empfehlen, weil es in der ganzen altgeschichtlichen und vollends in der urgeschichtlichen Zeit meiner Meinung nach kaum andere Völkerschaften gab, als viehzüchtende Hirten- und Nomadenvölker; die ganze Prähistorie zeigt thatsächlich überall, auch in den ältesten Fundschichten, in der Gesellschaft des Menschen, sobald er die Phase des reinen Jägerlebens hinter sich gelassen, auch das Rind.

Herr **R. Virchow**-Berlin:

Herr Heierli wird wohl unserem Schweizer Freund, seinem berühmten Landsmann Rütimeyer Nachricht zukommen lassen über die Verhandlungen hier. Dieser berühmteste aller Rinderforscher wird dann vielleicht Gelegenheit nehmen, sich der Sache anzunehmen.

Herr Dr. **Palacky**-Prag:

Ich habe mich zum Worte gemeldet wegen einiger Sätze in der gestrigen Einleitungsrede unseres Herrn Präsidenten und wegen einer Aufforderung, die heute in einem der hiesigen Tagesblätter steht, wo gesagt wird, ob denn die Ansicht über das Alter des Menschen, die da ausgesprochen worden ist, konform sei mit den bisherigen Traditionen und Ansichten. Nach dem französischen Sprichwort „un drapeau qu'on cache dans sa poche — c'est un mouchoir" sage ich nun ganz offen — ich habe aus meiner Farbe nie ein Geheimniss gemacht — dass mir gar nichts bekannt ist, warum der Mensch nicht im Miocän gelebt haben könnte, ebenso gut als im Pliocän oder Eocän. Wissenschaftlich wie auf dem Gebiete der positiven Tradition, weder in der Bibel noch anderswo ist über ein Zeitmaass eine positive Angabe gemacht, im Gegentheil, diese Frage ist erleichtert dadurch, dass mit den Fortschritten der Geologie die Cuvier'sche Idee der Revolutionen, die eigentlich nur im Wege steht, vollständig hinfällig geworden ist. Ich empfehle, die sehr interessante Abhandlung des verstorbenen Professors der Geologie Villànova in Madrid über die Concordanz der Genesis mit der Geologie zu lesen, wo sich der Grundgedanke findet, den ich mir weiter auszuführen erlaube. Aber auch mein sehr verehrter Freund Suess hat im „Antlitz der Erde" positive und sehr schätzbare Daten gegeben für eine sehr moderne Auffassung über die Rückdatirung der Ereignisse, die wir gewöhnlich mit dem Namen Sintfluth bezeichnen. Es war schon früher bekannt, dass darüber eine selbständige semitische Tradition existirte, welche diese Ereignisse nicht weit zurückdatirt. Das Neue und Wichtige ist aber nur das, dass es verschiedene Epochen gegeben hat, in welchen der Ausbruch des Basaltes, der das Ende des Miocäns bildet, vorkam. Wenn auch ich die Sache hier verfolge, so möchte ich sagen, dass der Zusammenhang dieser tiefen, schwersten Schichte der Erdkruste allerdings durch das gleichzeitige Versiegen des Karlsbader Sprudels während des Lissaboner Erdbebens etwas probabler geworden ist, aber es ist kein Grund anzunehmen, dass nicht vor Tausenden von Jahren und noch länger in dieser oder jener Gegend eine geologische Periode früher eintreten konnte, ja es ist beinahe sicher, dass sie früher eingetreten ist; zu beachten sind hier die Uebergänge von einer Stufe zur andern in gewissen Gegenden, wie z. B. Wealden in Spanien, Hannover, England, Belgien. Ein direkter Beweis aber hiefür sind die Traditionen über die Sintfluth. Es ist nicht sicher und ich will das Alles dahingestellt sein lassen, in welcher Zeit ungefähr die grosse Abkühlung der nördlichen Hemisphäre, die wir Eiszeit zu nennen pflegen, eingetreten ist; das ist aber sicher und besonders durch Heer nachgewiesen, dass sie im Miocän nicht stattgefunden hat, denn am schärfsten und akutesten ist sie in der Schweiz aufgetreten. Ich kann hier nur auf die Abhandlung des Prof. Heer verweisen über das Klima des Schweizer Tertiärlandes, die beweist, dass in der Miocänzeit dort das Klima dasselbe war, wie jetzt im südlichen Nordamerika von Virginia ungefähr bis Florida. Hiezu muss ich den Herren sagen, wie weit ungefähr die Eiszeit reichte und wo sie nicht auftrat, und dann werden wir die Traditionen des Menschen damit vergleichen. Die Eiszeit trat auf am heftigsten in Nordamerika und zwar im östlichen. Ich beziehe mich auf das Wort eines Vorredners, man soll amerikanische Sachen nicht mit europäischen parallelisiren, es ist vollständig richtig, man kann die amerikanischen Perioden gar nicht parallelisiren mit unseren. Auf der alten Hälfte ging es ungefähr so, dass die konstante Vereisung, welche den Menschen bis zu den Alpen verfolgte, England nicht ganz deckte — bis ungefähr südlich der Themse —, Südengland blieb frei, denn sie hinterliess hier keine direkten Spuren; ebenso auf den Inseln und Gebieten des Mittelmeeres, wo grössere Gletscher bis zum Atlas und Sinai reichen und dann nach Osten zurücktraten; es trat dort trockene Kälte, das Steppenklima ein, wie

wir es heute ungefähr in Tibet haben. Ich berufe mich ausdrücklich auf das Zeugniss meines Freundes Wojejkov in der Dresdener geographischen Versammlung, dass von einer Eiszeit nach unseren Begriffen im Osten von Asien keine Spur sei, weder Gletscher, noch irgend etwas anderes; von Ostrussland ab hat es mit Ausnahme des Altai keine Vereisung gegeben. Dann wissen wir, dass südlich an der Grenze ungeheuer grosse Regengüsse entstanden sind in beiden Westhälften von Amerika und Europa. Vergleichen wir nun die Traditionen — ich bin da in den Fussstapfen von Ritter (Erdkunde) und Smith (Chaldäische Genesis). Die älteste ist die chinesische; sie spricht nicht von Eis, sie spricht von ungeheuer grossen Fluthen, von Ueberschwemmungen in einer Gegend, wo es heute nur Sand gibt, nicht Wasser, in der heutigen südlichen Gobi und Kansu und der Gegend, wo sich die Traditionen des älteren China lokalisiren. In dieser Gegend war so viel Wasser, sagt die alte chinesische Tradition, dass man es ableiten musste, und noch bis in die historische Zeit hinein spricht man nur von grossen Ueberschwemmungen und grossen Wäldern. Es scheint heute wie eine Ironie, und doch gibt es nachgewiesene Spuren grosser Revolutionen und Spuren davon, dass wirklich eine solche feuchtwarme Zeit existirte. Die Geologie ist mit der menschlichen Tradition im Einklang: bis 3000 und 4000 Jahre spricht die chinesische Tradition von feuchten und regenreichen Gegenden. Das coincidirt sehr gut mit dem Ende der Eiszeit, mit dem Abschmelzen der grossen Gletscher. Es haben andere — ich will hier nicht auf die bekannte englische Arbeit Howorths zurückgehen — nachgewiesen, dass die Hebung des Himalaia auch einer späteren Zeit angehört, ganz gewiss der Zeit nach dem Miozän. Ich muss erklären, dass ich zwischen den Worten Miocän und Pliocän in nicht europäischen Gegenden heute keinen festen Unterschied machen kann, weil die Formen ausser in Italien vielleicht anderswo nicht nachgewiesen sind, wenigstens nicht in dieser Art und Weise. Das französische Pliocän z. B. ist ein ganz anderes wie das deutsche und zwar so, dass nach Süden immer wärmere Formen vorkommen. Ich kann hier auf Details natürlich nicht eingehen, aber es ist ganz interessant, z. B. das Pliocän in Sizilien zu vergleichen mit dem im Norden, das spanische zu vergleichen mit dem französischen, man wird immer nach Süden und Westen wärmere Formen finden. Die Tradition von einer Sintfluth oder grossen Ueberschwemmung ist eine lokalisirte; die grossen, erwarteten Ereignisse sind eingetreten, aber keine grossen Gletscher oder Schneefelder, weil es zu warm war. Die Theorie stimmt ganz genau mit der Tradition. Die Arier haben im Grossen und Ganzen keine Sage von einer grossen Fluth, weder die Deutschen, die Slaven noch andere, aber der damalige Bildungszustand macht dies begreiflich; es gibt nur eine, die östliche, die indische und was damit zusammenhängt. In Indien ist von einer grossen Fluth, vom Schiffe des Gottes die Rede, das allein auf dem Berge Meru war. Wenn wir vom poetischen Gewande absehen, ist das nichts anderes, als dass der Berg Himalaia bei den grossen Ueberschwemmungen unberührt geblieben ist. Dass die Ueberschwemmungen erst nach der Hebung stattfinden konnten, wird man begreifen können, denn Hebungen wie die des Himalaia waren natürlich das Ende der Ueberschwemmungen, je mehr sich dieser hob, desto weniger hat es geregnet. Es ist bekannt, dass jetzt dem Zendavesta nicht das Alter zugeschrieben wird, das man ihm früher gegeben hat, aber es ist doch immer anzunehmen, dass er aus sehr alten Traditionen besteht; in dem ersten Kapitel der sogenannten Segenwanderung spricht Ormudz: ich musste andere Länder schaffen, weil sie durch Ahriman — den Teufel — mit der Kälte (siehe Ritter Asien 8, S. 33) verdorben worden sind. Das ist eine so prägnante Erscheinung, dass sie vielleicht auch eine Erklärung gibt für die Wanderung der Arier. Man setzt die Wanderung der Arier gewöhnlich etwas jünger an, aber dieses alles ist ungewiss, weil wir im Ganzen und Grossen heute nicht mehr gebunden sind, eine gleichmässige Veränderung der ganzen Erde, eine solche Revolution anzunehmen. Sie hat an der einen Ecke begonnen, hat sich fortgesetzt, ist manchmal langsamer, manchmal schneller gegangen. Bezüglich der Sage des Deukalion ist es bekannt, dass der Einbruch des ägäischen Meeres in ganz moderne Zeiten verlegt wird, es ist aber möglich, dass das zusammenhängt, ich will es nicht behaupten, aber man kann doch nicht von vorne herein die Möglichkeit ausschliessen, dass diese Tradition richtig ist. Was die alten Traditionen enthalten, widerspricht durchaus nicht dem heutigen Stande der Geologie. Die Annahme eines grösseren Alters des Menschen ist nicht bewiesen, aber ist mindestens ebenso probabel wie das bisher angenommene Gegentheil. Das ist es, womit ich den Handschuh aufgenommen habe, den uns heute jemand hingeworfen hat.

## Dritte gemeinschaftliche Sitzung.

**Inhalt:** Vormittags-Sitzung. Der Vorsitzende Herr R. Virchow eröffnet die Sitzung. — O. Montelius: Kupferzeit in Schweden. Dazu Much, Virchow, Szombathy, Virchow, Kaltenegger, Montelius, Virchow. — Fiala: Ueber den gegenwärtigen Stand der Ausgrabungen auf dem Glasinac. Dazu Virchow: Zum Kongress in Sarajevo vom (15.—21. August), die Forschungen auf dem Glasinac und bei Butmir. — A. Herrmann: Mittheilungen über die Zigeunerarbeiten des Erzherzog Josef. — C. Maška-Virchow: Brief des ersteren über die diluviale Station von Předmost. Dazu Virchow. — L. C. Moser: Ueber Höhlenfunde in der Gegend von Nabresina. Dazu Much, Moser, Montelius, Moser. — Nachmittags-Sitzung. Der Vorsitzende Freiherr von Andrian eröffnet die Sitzung. — M. Kříž: Ueber die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammut in Mähren. Dazu J. Ranke, Kříž. — R. Virchow: Ueber die Zwergrassen. — Sergi: Ueber die europäischen Pygmäen. — Waldeyer: Ueber Gehirne der einheimischen Bevölkerung von Ostafrika. Dazu Virchow. — J. Ranke: Ueber die aufrechte Körperhaltung der menschenähnlichen Affen und des Menschen. — Mies: Ueber das Gehirngewicht der heranwachsenden Menschen. — A. Hein: Zur Entwicklungsgeschichte der Ornamente bei den Slowaken. — E. Herrmann: Anthropologisches über den Geruchssinn.

### Vormittags-Sitzung.

Vorsitzender Geheimrath Prof. Dr. **R. Virchow**-Berlin eröffnet die Sitzung.

Herr Prof. Dr. **Montelius**-Stockholm:

**Ueber die Kupferzeit in Schweden.**[1])

Man weiss ja jetzt mit Bestimmtheit, dass in den meisten Ländern von Europa einmal eine Kupferzeit existirt hat, d. h. eine Zeit zwischen dem reinen Steinalter und der Bronzezeit. Es war eine Zeit mit so viel Steingeräthen, dass man sie ebensogut die letzte Stufe der Steinzeit nennen kann; aber ich glaube, es ist doch zweckmässig, diese Periode Kupferzeit zu nennen, weil sie sich vom eigentlichen Steinalter ebenso wie vom Bronzealter unterscheidet, von ersterem dadurch, dass sie nicht nur Steingeräthe darbietet, sondern in ihr auch das Kupfer bekannt war, und von der Bronzezeit dadurch, dass, was von Metall ist, reines Kupfer ohne Zinn war.

Aus Ungarn, aus der Schweiz, aus Italien, aus verschiedenen andern Ländern im südlichen und mittleren Europa kennt man schon diese Kupferzeit ziemlich genau; die Frage ist aber, haben wir von einer ähnlichen Zeit auch im hohen Norden Spuren? Ich bin der Meinung, dass man solche Spuren auch in Skandinavien gefunden hat. Jetzt spreche ich eigentlich nur von Schweden, aber das, was ich von Schweden sage, hat auch für Dänemark Giltigkeit.

In Schweden haben wir in den Museen von Stockholm, Lund, Malmö u. s. w. sehr viele Gegenstände, welche durch ihre Form sich als dem Steinalter nahe stehend zeigen und welche durch Analyse sich als reine Kupfergegenstände bewiesen haben. Es ist eine Reihe solcher Analysen in den letzten Jahren auf Kosten der k. Akademie der Archäologie und Geschichte in Stockholm ausgeführt worden. Ich habe hier auf dieser Tafel[2]) einige der wichtigsten Typen abbilden lassen, welche aus reinem Kupfer sind, und andere, die ein wenig Zinn enthalten; die meisten sind in der Provinz Schonen, folglich im südlichsten Theile des Landes gefunden worden. Fast alle bei uns gefundenen Aexte, welche aus reinem Kupfer sind, haben vollständig dieselbe Form wie die Steinäxte; diejenigen, welche ein wenig Zinn enthalten, sind mehr oder weniger abweichend: die Schmalseiten sind nicht mehr so parallel miteinander, die Schneide wird viel breiter, und allmählich sieht man auch einen Anfang von den erhabenen Rändern, welche für die folgenden Formen so bezeichnend werden.

Nicht nur in Skandinavien, sondern auch in Deutschland und verschiedenen anderen Ländern waren die ältesten Metallsachen aus Kupfer und die nächstältesten aus Kupfer mit einer kleinen Beimischung von Zinn. Dies ist von grosser Bedeutung, weil man somit zeigen kann, dass die Menschen zuerst das Kupfer entdeckt haben und später gefunden haben, dass, wenn man etwas Zinn dazu setzt, das Metall besser wird; allmählich hat man mehr und mehr Zinn dazu gesetzt, und schliesslich hat man die ächte, schöne Bronze mit ungefähr 10 Proz. Zinn als das beste Metall beibehalten. Wenn das so ist, so versteht man den Ursprung der Bronzezeit viel besser als früher. Lange hatte man ja grosse Schwierigkeit mit der Frage, wie die Bronzezeit zu erklären wäre. Man sagte, es ist merkwürdig, dass die Menschen zuerst die Bronze, eine Komposition, und dann erst das Eisen, das einfache Metall, entdeckt haben. Jetzt sehen wir aber, dass die Menschen zuerst das Kupfer entdeckt haben und allmählich, nur durch einen langsamen Uebergang, den man sich leicht erklären kann, sind sie bis zur Bronze gekommen.

Die Frage, woher Skandinavien in jener Zeit das Kupfer erhalten hat, kann man jetzt wenigstens theilweise beantworten. Eine in Schonen gefundene Axt aus Kupfer hat eine Form, welche die Herren aus Ungarn und Oesterreich augenblicklich als eine in den letztgenannten Ländern einheimische erkennen müssen, und es ist nicht unmöglich, dass man auch in anderer Beziehung einen Verkehr zwischen Skandinavien und diesen Gegenden schon in der Zeit nachweisen kann. Die Analysen haben nämlich gezeigt, dass das Kupfer der hier in Frage stehenden Arbeiten aus der Kupferzeit und der Uebergangszeit zum Bronzealter nicht absolut rein ist; eine Beimischung von anderen Metallen in ganz kleinen Prozentsätzen von 1/2 oder 1/4 Proz. ist vorhanden, aber dieselben Metalle kommen auch hier in Oesterreich und Ungarn als Beimischungen vor.

Ein Fund, der ebensogut für diesen Verkehr zwischen Ungarn, Oesterreich und Skandinavien spricht, ist eine Axt aus Kupfer mit Schaftloch; analysirt ergab sie reines Kupfer. Wie Sie sehen, hat diese Axt grosse Aehnlichkeit einerseits mit den Kupferäxten, die man in Oesterreich-Ungarn wie in Schweden gefunden hat und zweitens mit den Steinäxten, die auch in Oesterreich wie in Schweden gefunden worden sind.

1) Der Vortrag erscheint ausführlich mit Abbildungen im Archiv für Anthropologie XXIII, 3.

2) Eine Tafel mit einer grossen Zahl Abbildungen von schwedischen Aexten aus reinem Kupfer und zinnarmer Bronze war vom Redner unter die Anwesenden vertheilt worden.

Solche Steinäxte sind in Schweden sogar sehr häufig, aber das Merkwürdige ist, dass diese Form in Dänemark vollständig fehlt. Dieser Umstand ist von grosser Bedeutung, weil, wie Sie wissen, Dänemark in der Steinzeit wie in der Bronzezeit ausserordentlich reich an Funden ist, viel reicher als die meisten Provinzen Schwedens. Dass dieselbe Form von Stein- wie Kupferäxten hier in Oesterreich und in Schweden vorkommt, wäre dadurch zu erklären, dass jene Aexte auf einem direkten Wege von Oesterreich-Ungarn nach Südschweden gekommen sind und nicht über Dänemark. Der gewöhnliche Weg für die damalige Verbindung zwischen Skandinavien und den übrigen Ländern Europas ging wohl über Dänemark. Es ist aber wahrscheinlich, dass schon damals einige andere Wege, z. B. der Oder entlang, von Zentraleuropa nach der Ostsee führten, und so lange man aus Dänemark keine solche Axt kennt, glaube ich, ist man berechtigt, zu sagen, hier haben wir eine Andeutung einer Verbindung auf direktem Wege zwischen Südskandinavien und Oesterreich-Ungarn.

Man könnte einwenden, es ist ja nicht möglich, dass in so früher Zeit solche Verbindungen zwischen entfernten Ländern existirten, aber bei Gelegenheit der Versammlung in Danzig habe ich mir erlaubt, die Aufmerksamkeit darauf zu richten, dass man schon in den letzten Perioden der Steinzeit Spuren von Verbindungen zwischen weit mehr entfernten Gegenden gefunden hat, und bei der Versammlung in Serajewo vor einigen Tagen konnten wir einen Fund aus Butmir, in der Nähe von Serajewo, kennen lernen mit denselben Ornamenten auf Thongefässen, welche man einerseits in Südschweden während der letzten Steinzeit und andererseits im südöstlichen Mittelmeergebiet zur selben Zeit findet. Man hat diesen Fund aus Butmir — der auch aus der Steinzeit stammen muss, denn Tausende von Steingegenständen, aber keine Metallgegenstände sind dort gefunden worden — als einen neuen Beweis für diese alte Verbindung zwischen Südskandinavien über Zentraleuropa durch Deutschland, Oesterreich-Ungarn bis ins östliche Mittelmeergebiet anzusehen, und so ist es nicht unmöglich, sogar sehr wahrscheinlich, dass die ersten Kupfersachen auf diesem Wege hereingekommen sind.

Einige Kupfersachen können auch auf dem westlichen Wege über England und Frankreich zu uns gekommen sein, weil die Verbindungen Skandinaviens mit England und Frankreich in der Steinzeit, wie die Aehnlichkeit der Grabformen — Dolmens, Ganggräber und Steinkisten — es beweist, von grosser Bedeutung waren.

Herr **M. Much:**

Das gestern in Bezug auf mich angerufene Sprichwort „nemo propheta in patria“ hat sich in der That heute im vollen Umfange bewährt: meine in der Heimath lebhaft bestrittenen Forschungen über die Kupferzeit haben durch den eben gehörten Vortrag eine dankenswerthe Stütze aus der Fremde erhalten. Unser verehrter Vorsitzender hat bei der Besprechung der im Jahre 1888 erschienenen ersten Auflage meines Buches über die Kupferzeit, trotzdem sie so wohlwollend war, dennoch bemerkt, dass ihn meine Darlegung des Verhältnisses der Kupferzeit zur Bronzezeit nicht befriedigt. Und mit vollem Rechte. Damals war das wissenschaftliche Material, welches zur vollkommenen Klarstellung hätte dienen können, noch ganz ungenügend. Seither ist es besser geworden und schon in der zweiten Auflage konnte ich auf eine Anzahl von chemischen Analysen einzelner Gegenstände, insbesondere von Flachbeilen und Dolchen verweisen, welche dem ersten Anscheine nach in der Form noch immer den Vorbildern der Kupferzeit folgen, gleichwohl aber schon einen zwar geringen, aber immerhin sehr beachtenswerthen Zusatz von Zinn besitzen, somit den Uebergang in die eigentliche Bronzezeit anzeigen.

Aus den Untersuchungen des Herrn Konservators Montelius, deren Ergebniss er soeben vorgetragen und von dem er mich schon vor längerer Zeit in Kenntniss zu setzen die Güte hatte, lässt sich nun weiters ersehen, dass mit der allmählichen Aufnahme des Zinnes in das Kupfer auch eine allmähliche Aenderung der Form der Flachbeile vor sich geht, dass also Stoff und Form in einem zweifellosen Verbande stehen und gemeinsam ihre Wandlung durchmachen.

Diese im Zinngehalte sich langsam bereichernden und zugleich in der Form von der früheren Art sich allmählich entfernenden und weiter entwickelnden Gegenstände kennzeichnen uns nunmehr in zuverlässiger Weise den Uebergang zur eigentlichen Bronzezeit und füllen die Lücke aus, die bisher noch zwischen der Kupferzeit und der Bronzezeit bestand. Sie liefern uns zugleich den Beweis, dass die Kultur der Bronzezeit nicht in ihrer vollen Blüthe nach Mittel- und Nordeuropa gelangt ist, sondern dass wir auch hier ihre ersten Keime zu erkennen vermögen.

Ich habe in der Zwischenzeit selbst eine weitere Reihe von Analysen veranlasst, worüber ich im Verlaufe des kommenden Winters Bericht erstatten wollte, und ich kann jetzt schon sagen, dass sie die Beobachtungen des Herrn Konservators Montelius in vollem Umfange bestätigen.

Ich möchte diese Gelegenheit benützen, um noch einige Worte gegen eine gestern von Herrn Custos Szombathy erhobene Einwendung vorzubringen, welche dahin ging, dass die Zahl der Kupferfunde viel zu gering sei, um darauf den Bestand einer eigenen Periode zu gründen, denn insbesondere gegen die Hunderttausende, ja Millionen von Steingeräthen seien die 4000 Kupferfunde ohne Belang.

Dem gegenüber möchte ich bemerken, dass, wenn die Kupferzeit 100 Jahre gedauert hat, die Steinzeit mindestens 1000 Jahre gedauert haben muss. Ein Gegenstand aus Kupfer hat also mindestens dieselbe Bedeutung, wie 10 Gegenstände aus Stein. Was geschah ferner mit den Steingeräthen, als man in den Besitz des Metalles gelangte? Man hat sie keineswegs vernichtet, sondern sich ihrer allmählich entäussert, und wir sind nun in der Lage, sie bei ihrer bekannten Widerstandsfähigkeit wieder zu erlangen. Die Kupfergegenstände aber wurden, als die Bronzemischung aufkam, sicher ausnahmslos dem Schmelztiegel überliefert, da das Kupfer schon durch einen geringen Zusatz von Zinn, also durch blosses Zusammenschmelzen mit anderen, etwa abgenützten Bronzesachen erhöhtere Eigenschaften gewann. Es sind also nur jene wenigen Kupfersachen erhalten geblieben, welche schon vor dem Bekanntwerden der Bronzemischung dem Besitze der Lebenden entzogen waren. Aus diesem Grunde steigert sich die archäologische Bedeutung auch nur eines Kupferfundes abermals um ein Vielfaches, und man hat daher den Werth des gesammten, schon an sich nicht geringen Bestandes von Kupfergegenständen ganz anders anzuschlagen, als jenen der Steingegenstände.

Dazu kommt, dass die Kupferzeit auch schon sehr vollkommene Formen hervorgebracht hat. Eine der

merkwürdigsten Erscheinungen dieser Zeit ist der Ihnen auf der Tafel des Herrn Konservators Montelius zur Anschauung gebrachte Hammer aus Schonen. Er besteht aus reinem Kupfer, und wer sich den Thatsachen nicht absichtlich verschliessen will, wird die volle Gleichartigkeit seiner Form mit jener der nebenbei dargestellten Steinhämmer nicht in Abrede stellen. Ihre getreuen Seitenstücke finden wir zahlreich in den oberösterreichischen Pfahlbauten und zwar in Gesellschaft ebenso zahlreicher Gegenstände aus ungemischtem Kupfer einerseits und eines grossen Bestandes von Steingeräth andererseits.

Ein hieher gehöriger Gegenstand ist ein aus Westpreussen stammender Dolch mit angegossenem Griff, über den vor einigen Monaten Herr Dr. Lissauer in Berlin berichtet hat. Seine Zeitstellung ist durch die Gesellschaft von Gegenständen aus dem Uebergange vom Stein zur Bronze gesichert und dessen Analyse ergab reines Kupfer. Er bildet somit für eine andere Art von Funden ein gleichwerthiges Beweisstück, wie der Hammer aus Schoonen. Ein zweiter derartiger Dolch aus Westpreussen und ein dritter aus Graubünden enthalten schon einen kleinen Zusatz von Zinn und bezeugen die längere Konservirung dieser Form.

Zählt man zu diesen Funden noch den Schmuck aus Kupfer und die zahlreichen Erscheinungen, die nicht an das Kupfer als Stoff gebunden sind, wohl aber Kupferfunde begleiten, so zeigt sich, dass die Kupferzeit auch einen ansehnlichen Formenreichthum besessen hat.

Das Alles sollte genügen, diese Zeit aus der ihr vorangehenden reinen Steinzeit und ihr nachfolgenden reinen Bronzezeit als einen gut charakterisirten Abschnitt herausheben zu dürfen. Was ihren Namen betrifft, so würde ich mich gern bescheiden, wenn man sie statt Kupferzeit als Uebergangszeit vom Stein zur Bronze bezeichnen wollte; da aber Herr Konservator Montelius durch seine Untersuchungen nachgewiesen hat, dass es zweifellos auch eine Uebergangszeit vom Kupfer zur reinen Bronze gibt, so hätten wir zwei Uebergangszeiten, die eine — grössere — vom Stein zur Bronze und innerhalb ihr eine zweite — kleinere — vom Kupfer zur Bronze, wesshalb ich es für zweckmässiger halte, bei der Bezeichnung Kupferzeit zu verbleiben.

Herr **R. Virchow**-Berlin:

Ich möchte Herrn Dr. Much, wie schon neulich, darin beitreten, dass es zweckmässig ist, eine strengere Unterscheidung zu machen und die Kupferzeit als solche zu bezeichnen. Das stimmt überein mit dem alten Grundsatze der Naturwissenschaften, dass die Unterscheidung für den Fortgang der Forschung nützlicher ist, als die Zusammenfügung. Die Synthese mag ja später kommen, zunächst aber handelt es sich um die Analyse. Wir befinden uns gegenwärtig im Stadium der Analyse, und da ist es viel besser, wenn wir uns daran gewöhnen, die Kupferfunde zunächst für sich zu betrachten und nicht ohne weiteres mit der ganzen übrigen Metalltechnik zusammenzuwerfen.

Die Mittheilungen des Herrn Montelius und die Tafeln, die er uns vorgelegt hat, haben mich überrascht, weil sie zeigen, dass unter gleichen Verhältnissen überall dieselben Formen sich vorfinden. Mit einem Gedanken können wir uns freilich ein wenig schwer befreunden, nämlich dass überall von Neuem die Entwicklung stattgefunden hat, dass man überall von der Steinzeit zur Kupferzeit und Bronzezeit aufgestiegen ist, gleichsam durch eigene Erfindung. Ich meine, dass der Uebergang an sich nicht an jedem Orte sich wiederholt hat, sondern dass man im Gegentheil aus den uns vorgelegten Abbildungen deduciren kann, dass wir eine Tradition annehmen müssen, die von gewissen Stellen aus auf andere sich fortpflanzte, so dass eine Lehre nothwendig war und dass Wanderungen anzunehmen sind. Ich stimme Herrn Montelius darin bei, dass auch in jener frühen Zeit schon sehr weitgehende Wanderungen stattfanden. In Norddeutschland haben wir Beweise von Verbindungen, die bis in die Schweiz gereicht haben. Der materielle Transport von Arte- und Manufakten auf so grosse Strecken ist nur so zu erklären.

Ich möchte noch hervorheben, dass es auch unter den Geräthformen gewisse einzelne gibt, bei denen es besonders schwierig wird, überall den einen Gedanken der selbstständigen Erfindung zu Grunde zu legen, bei denen vielmehr die Nothwendigkeit vorliegt, die Erfindung auf ein gemeinsames Zentrum zurückzuführen. Ich habe in einer Diskussion bei Gelegenheit der Versammlung in Danzig schon darauf hingewiesen, dass wir namentlich eine Form haben, welche diesen ganz spezifischen Charakter der Ueberlieferung an sich trägt, die Doppelaxt aus Kupfer mit einer Schneide an jedem Ende. Daraus sind die beiden Formen hervorgegangen, von denen bei der einen auf jeder Seite des in der Mitte liegenden Stielloches eine gleichmässig und zwar quer gestellte Schneide ist, während bei der anderen auf der einen Seite des Stielloches eine horizontale Platte, auf der anderen eine verticale, jede mit einer (also über das Kreuz gestellten) Schneide liegt. Diese Doppelaxt ist bei uns sehr selten und zugleich so eigenthümlich und so sehr abweichend von allen Bronzeäxten, welche gewöhnlich gefunden werden, dagegen so ähnlich gewissen orientalischen und ungarischen Aexten, dass ich vollständig überzeugt bin, dass sie nur auf dem Wege der Ueberlieferung, sei es des Handels, der materiellen Ueberlieferung, oder sei es der Lehre, der Uebertragung einer Kunstfertigkeit, zu uns gelangt sein kann.

Was die von Herrn Montelius abgebildete Steinaxt betrifft, so haben wir über diese Form schon wiederholt auf den internationalen Kongressen diskutirt; es ist wiederholt die Frage aufgeworfen worden, ob die Steinäxte dieser Art nicht in die Bronzezeit reichen, weil sie Formen an sich haben, die der Metalltechnik mehr entsprechen, als der einfachen Politur, dem einfachen Zuschleifen eines Steines. Je mehr ich die Sache verfolgt habe, umsomehr glaube ich mich dieser Ansicht zuwenden zu müssen: ich halte diese Axt für eine jener Formen, welche eine Nachahmung von Gusstücken sind, also der Bronzezeit angehören. Es gibt im Norden, namentlich in den deutschen Ostseeprovinzen Russlands, zahlreiche Gelegenheiten, zu sehen, wie diese Art von Polituräxten in Stein sich in Gräbern findet, die im Uebrigen mit voller Bronzekultur ausgestattet sind.

Herr **Szombathy**-Wien:

Wenn wir es ja gewiss als unsere Pflicht ansehen müssen, bei unseren Forschungen so viel als möglich die Unterschiede unter den Thatsachen aufzuzeigen und festzustellen, so, glaube ich, ist es wiederum in einer Versammlung wie die heutige angemessen, die Uebereinstimmung in den Gedanken, die vielleicht früher nicht so klar zu Tage trat, als sie durch die Diskussion hier sich ergibt, auch wiederum aufzuzeigen. In dieser Beziehung muss ich sagen, dass ich, obwohl ich hier als der Stänker in dieser Frage er-

scheine, mit grösster Befriedigung aus der heutigen Diskussion scheide; denn wir haben gesehen, erstens einmal, dass sowohl für Schweden als auch anerkanntermassen für unser Mitteleuropa die eigentlichen Typenformen nichts anderes sind und als nichts anderes gedeutet werden können, denn als metallene Nachbildungen der Steinzeitformen, der steinernen Aexte. Das zweite ist, dass die Fortentwicklung in der Kupferzeit selbst nicht zu besonderen Kupferzeitformen führt, sondern dass in der allernächsten Fortentwicklung die Kupferformen durch bronzene Sachen verdrängt werden, welche wir bereits der eigentlichen Bronzezeit zuschreiben müssen, und dass für die Kupferperiode, wenn ich die ungewöhnlichen Stücke ausscheide, auf deren Ungewöhnlichkeit der Herr Vorsitzende soeben aufmerksam gemacht hat, eigentlich nichts anderes übrig bleibt, als eine Reihe kleinerer Werkzeuge, wie Nadeln, Axt- und Messer- oder Dolchklingen u. s. w. Dies sind eben Gegenstände, die keine spezifische Form, sondern nur Steinformen haben. Damit ist ja die Stellung, welche wir der Kupferzeit zumessen können, zum Theil auch typologisch gegeben. Das, glaube ich, ist dasjenige, was wir aus allem hier Gesagten feststellen können. Wenn die Herren damit übereinstimmen wollen, so glaube ich, ist der Standpunkt des Herrn Dr. Much mit meinem bescheidenen Standpunkte vollkommen vereinigt, und das ist es ja, was wir in Bezug auf die Meinungen, die wir haben, zu erreichen suchen sollen. Dass die Schicht, in welcher das Kupfer zuerst auftritt, sehr wohl zu unterscheiden und in jedem einzelnen Stücke aufs genaueste festzuhalten ist, ist offenbar und wird keiner Bekämpfung unterliegen, wie auch ich dagegen nie gekämpft habe. In der Beziehung stehe ich vollkommen auf dem gleichen Standpunkt. Die Frage ist nur, ob wir einen bestimmten Typus hier haben, welcher so, wie andere archäologische Schichten, durchaus von den benachbarten sich unterscheidet oder nicht, und das scheint mir bei der Kupferzeit nicht in dem Maasse der Fall zu sein, wie bei anderen archäologischen Perioden.

Herr **R. Virchow**-Berlin:

Wir sind wohl alle einig darüber, dass das Kupfer als Material der Technik sich von der ersten Kupferzeit her bis zur Gegenwart fortsetzt und dass noch gegenwärtig bisweilen eine Kupferzeit eintritt. Bei gewissen Formen muss man sogar fragen, ob es in der That altes Kupfer ist. Im Gegensatz zum Herrn Vorredner möchte ich hier nur noch einmal konstatiren, dass gewisse Formen in Stein und in Kupfer neben einander vorkommen, aber es ist das nicht so zu interpretiren, dass die Formen zuerst aus Stein und dann aus Kupfer und vielleicht auch aus Bronze gebildet worden sind, sondern umgekehrt, dass man sie zuerst aus Metall gebildet hat und erst dann, nachdem die metallische Form gegeben war, aus Stein, d. h., dass die steinerne Axt nicht der Steinzeit angehört, sondern der Metallzeit. Das ist unsere grosse Differenz; sie bezieht sich namentlich auf die Chronologie, darauf, dass in baltischen Bronze- und Eisengräbern eine Menge von Bohrzapfen gefunden worden ist, neben denen metallene Geräthe vollständig entwickelt vorhanden waren. Dass also Steingeräthe auch in der metallischen Zeit noch hergestellt worden sind, das ist es, was uns noch einigermassen scheidet. Es ist ganz undenkbar, dass ein Mensch, der nur aus Stein fabrizirte, auf solche Formen der Steingeräthe gekommen sein sollte, wie sie hier abgebildet sind, ohne dass er ein Vorbild hatte, das aus weicherem, bildsamerem Material hergestellt war. Wie mir scheint, ergibt sich aus diesem Punkte wohl die grösste Differenz zwischen uns.

Was im Uebrigen die Abtrennung einer Kupferzeit betrifft, so halte ich es für praktisch, dass wir zunächst mehr auseinander legen; ob es sich nachher mehr zusammenbringen lässt oder nicht, will ich im Augenblicke nicht beurtheilen, aber ich rathe dazu, dass wir nicht allzu frühzeitig alles Kupfer der Bronze subsumiren, sondern die Unterabtheilung der Kupferperiode festhalten.

Herr Hofrath **Kaltenegger**-Brixen:

Ich möchte nur ganz kurz bemerken, dass nach meinen bisherigen Wahrnehmungen auf dem Gebiete der recenten wie der fossilen Rinderzucht ein vollkommener Parallelismus herrscht zwischen der ausgedehntesten Verbreitung der neulich besprochenen weissen Urrasse des Rindes und dem Bereiche der Kupfer- wie Bronzeperiode, indem überall dort, wo eine ausgesprochene Bronzezeit von der Archäologie konstatirt wurde, soweit theilweise ein untersuchtes fossiles Knochenmaterial des Rindes in Frage kommt, ganz besonders aber, soweit sich aus den heutigen Formen des Rindes in den gegebenen Lokalitäten ein Rückschluss ziehen lässt, eine ganz eminente Zusammengehörigkeit zwischen beiden Elementen wahrzunehmen ist. Darnach erscheint die Bronzezeit als identisch mit der Zeit der Verbreitung der weissen Urrasse des Rindes und die weisse Urrasse des Rindes ist identisch im grossen und ganzen mit der turanisch-mongolischen Rasse des Rindes. Sohin stehe ich nicht an, die Meinung zu vertreten, dass weit weniger blosse Handelsbeziehungen es gewesen sind, welche die frappante Gleichartigkeit zahlreicher und typischer Bronzegegenstände an den scheinbar weitest auseinander liegenden Punkten unseres Kontinents, zumal im Osten und Norden, erklären, als wie thatsächlich erfolgte Völkerverschiebungen oder Wanderungen, resp. Neugründungen und Niederlassungen von bestimmten Völkerschaften.

Nach Massgabe meiner Anschauungen über die stete Unzertrennlichkeit des Menschen und des wichtigsten seiner Hausthiere muss ich annehmen, dass die turanisch-mongolische oder überhaupt die der grossen Hauptgruppe der mongoloiden Urmenschen zugehörige Form des Rindes zugleich diejenige gewesen sei, welche die Bronzevölker in der Welt, wenigstens in der europäischen Welt, begleitet habe. Ich dürfte mir zur Erläuterung dessen vielleicht die Bemerkung erlauben, dass ein ähnlicher Parallelismus sich auch für die Steinzeit herausstellt, wobei es der Beweiskraft meiner Folgerungen sehr zu statten kommt, dass das Rind der Steinzeit durch die Ihnen allen bestens bekannten Forschungen Rütimeyer's ziemlich klar gelegt worden ist. Das Rind der Steinzeit zeigt eine ganz ähnliche allgemeine Ausbreitung wie das Rind der Bronzezeit; ich habe mir aber diesen Hinweis deshalb gestattet, um meine Ausführungen von neulich zu stützen, unter Einem aber auch die Meinung derjenigen, welche nicht Handelsbeziehungen, sondern hauptsächlich Wanderungen auch für die Bronzezeit vertreten — und es sind gewichtige Autoritäten, welche das thun — von dem in Betracht gezogenen Gesichtspunkte aus zu unterstützen.

Herr Prof. Dr. **Montelius**-Stockholm:

Ich habe die Ehre, dem Kongresse ein Exemplar des Werkes: La civilisation primitive en Italie

depuis l'introduction des métaux zu überreichen. Es ist das erste Exemplar der ersten Abtheilung des Albums, das eben in diesen Tagen zur Vollendung gereift ist; in einigen Monaten will ich mit dem Texte fertig werden.

Ich glaubte, dass es vielleicht den Kongress interessiren könnte, dieses Album kennen zu lernen. Es ist eine Arbeit, womit ich seit 1876 beschäftigt bin, und die Ausgabe ist nur dadurch ermöglicht worden, dass ein schwedischer Herr Namens Wilson, der jetzt gestorben ist, eine sehr grosse Summe zur Verfügung gestellt hat; einige schwedische Institutionen, wie z. B. die Regierung und die k. Akademie für Archäologie und Alterthumskunde haben auch beigetragen. In diesem Album habe ich das Material aus der prähistorischen und protohistorischen Zeit Italiens zusammengestellt. Dieses Material ist ausserordentlich umfangreich und es war bis jetzt sehr schwer, es näher kennen zu lernen, weil die Sachen selbst in einer Unmenge von Sammlungen zerstreut liegen und ein zusammenfassendes Werk bis jetzt nicht existirt.

Diese erste Abtheilung enthält zuerst eine typologische Darstellung der italienischen Fibeln, weil die Fibeln als „Leitmuscheln" für die spätere Zeitbestimmung dienen können; die zweite Serie bietet eine Zusammenstellung aller wichtigeren Funde, die man in Italien gemacht hat, hier nur aus Norditalien. Ich fange mit der Kupferzeit an — wie bekannt hat man ja in Italien sogar einige Gräber aus jener Zeit gefunden —; und so gehe ich allmählich bis in die gallische Periode. Das Werk umfasst die Zeit von ungefähr 2000 v. Chr. bis zum letzten Jahrhundert v. Chr. Die Tafeln sind so arrangirt, dass man leicht sehen kann, aus welcher Gegend und aus welcher Periode die abgebildeten Gegenstände stammen und wie sie gefunden worden sind, ob in Terramaren, in anderen Pfahlbauten, in Gräbern oder in Depotfunden.

Vorsitzender Herr **Virchow**-Berlin:

Ich darf wohl sagen, dass wir Herrn Montelius nicht bloss zu Dank verpflichtet sind, sondern es auch als eine besondere Ehre empfinden, dass er uns gerade dieses erste Exemplar vorgelegt hat. Wir werden uns bemühen, möglichst die Vertheidiger und Vertreter der Richtung zu sein, die er so mühevoll gegründet hat.

Herr **Franz Fiala,** Custosadjunkt, Sarajevo:

**Ueber einiges Neue vom Glasinac.**

Vor fünf Jaren hatte mein Amtskollege Dr. Truhelka gelegentlich der ersten gemeinsamen Versammlung der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft in Wien die Ehre, über die Erfolge der ersten systematischen Ausgrabungen am Glasinac zu berichten. Die Arbeiten wurden inzwischen in erhöhtem Massstabe fortgesetzt; die Zahl der ausgegrabenen Tumuli ist auf 1000 gewachsen und die Fundobjekte aus den Tumuli betragen heute circa 5000 Stücke. Auf die, bei den Ausgrabungen gewonnenen Erfahrungen, sowie auf das neue Materiale gestützt, erlaubt sich der Referent, einiges Neue und zugleich Berichtigende über diese interessanten Nekropolen einer illustren Versammlung zur Kenntniss zu bringen.

Für Diejenigen, welchen die Literatur über dieses Kapitel bisher nicht zugänglich war, will ich einiges über das Vorkommen von Tumuli im Occupationsgebiete vorangehen lassen.

Mit Ausnahme des nördlichen Bosniens sind dieselben fast überall, wenn auch in variirender Anzahl, im Gebiete zu finden. In ungeheuerer Menge kommen dieselben in Mittelbosnien und zwar im Bezirke von Petrovac und in der Expositur Dolnji Unac, ferners in Südbosnien im Bezirke Rogatica und in der Hercegovina vor. Die Hügelgräber des letztgenannten Landes bergen jedoch keine Bestattungen aus der älteren Eisenzeit, sondern zumeist Bestattungen in Steinkisten, deren relatives Alter in Folge der geringen Beigaben, Scherben von Freihandgefässen, heute noch nicht mit Sicherheit konstatirt werden kann.

Der Glasinac bildet die östliche Abfallstufe der circa 26 Kilometer nordöstlich von Sarajevo gelegenen Romanjaplanina. Das circa 950 m hoch gelegene Plateau „Glasinac" mit den gegen dasselbe abfallenden Hügelzügen repräsentirt gewissermassen das Zentrum des Vorkommens der Tumuli im Bezirke von Rogatica, daher auch der Name „Glasinac" als Sammelname für die Tumuli des genannten Bezirkes figurirt.

Die Hügelgräber sind in der Regel in mehr oder weniger dicht geschlossenen Nekropolen um Ringwälle (Wallburgen) situirt.

Mit Vorliebe erscheinen Hügel mit freier Aussicht in der nächsten Nähe der Wallburgen zur Anlage gewählt. Die Form der Tumuli ist die eines abgestutzten Kegels mit eliptischer oder kreisförmiger Basis; die Durchmesser variiren zwischen 3 und 15 m, die Höhen zwischen 0,3 — 4 m. In wenigen Fällen wurden auch Durchmesser von 18, 22 und 30 m beobachtet. Dem Materiale nach bestehen die Gräber aus Bruch- und Klaubstein, mit geringen Beimischungen von Erde. Reine Erdtumuli kommen äusserst selten vor.

Interessant ist das Vorkommen von Tumuli in Ringwallform; die Beisetzungen sind bei solchen immer unter dem Walle und nicht im freien Innenraume zu finden.

Beachtenswerth sind tumuliartige Hügel, die jedoch nur abgewitterte Schichtenköpfe des Triaskalkes vorstellen; beim Abgraben derselben findet man immer die Reste des Schichtenkopfes als massiven, anstehenden Fels.

Der Durchmesser solcher Hügel beträgt nie über 5 m, die Höhe nicht über 1 m. Ich habe diese Art von Hügeln „geologische Tumuli" benannt. Sie enthalten nur in äusserst seltenen Fällen Beisetzungen. Für Tumuli mit krater- oder brunnenförmig eingesunkenem Scheitel habe ich darin die Erklärung gefunden, das solche auf Karstmulden oder Karsttrichtern angelegt waren und durch die Wirkung der Meteorwässer ein theilweises Nachstürzen stattgefunden hat.

Die Beisetzungen bestehen aus Skeleten oder Leichenbrand; manchmal kommen in einem Tumulus beide Bestattungsarten neben einander vor. Unter dem mir bis dato zur Verfügung stehenden Materiale habe ich die Prozentzahl für Tumuli mit unverbrannten Beisetzungen mit 60 Proz., für solche mit Brandbestattungen mit 30 Proz. und endlich für jene mit beiden Bestattungsarten neben einander mit 10 Proz. ermittelt.

Die Beisetzungen, ob Brand, ob Skelet, liegen in der Regel auf dem gewachsenen Naturboden. Bei einigen Massengräbern konnte ich Beisetzungen in verschiedenen Niveaus beobachten; aber wohlbemerkt, die Beigaben aller Beisetzungen gehörten dann der gleichen Stilrichtung an, so dass von Nachbestattungen aus späteren Perioden nicht die Rede sein kann. Ich halte solche Gräber für Sippengräber. —

Die Hauptmenge der Hügelgräber gehört der älteren Eisenzeit an. Nebenbei kommen jedoch auch Tumuli der jüngeren Bronzezeit, der La Tène-Periode,

der römischen Epoche, der Völkerwanderungszeit und des Mittelalters, Schlachten- oder Epidemiegräber vor.

Ausser diesen letztgenannten Hügelgräbern habe ich auch Nachbestattungen aus all' den erwähnten Perioden in Tumuli der älteren Eisenzeit gefunden.

Tumuli der reinen Bronzezeit, Skeletgräber bergend, wurden nur ein einzigesmal in einer geschlossenen Gruppe, bei Borowsko, sonst nur einzelweise gefunden.

Die Funde bestanden in flachen, torquesartigen, halboffenen Halsringen mit eingravirten Spiralornamenten, massiven Schmucknadeln aus Bronzeguss, Anhängseln aus mit einander verbundenen Spiralringen, kurzen Dolchmessern, getriebenen Knöpfen und hülsenförmigen halboffenen Armbändern aus Bronzeguss.

Einmal wurde ein kurzer Bronzedolch nebst einer Hammerart aus Diorit bei einer Leiche gefunden.

Insbesondere beanspruchen die Gräber der älteren Eisenzeit unser Interesse. Es kommen hier sowohl Brand-, als auch Skeletgräber vor.

Bei den unverbrannt beigesetzten Leichen überwiegt die Orientirung von West nach Ost (70 Proz.); doch sind auch solche in allen Richtungen der Windrose beigesetzt gefunden worden.

Die Artefakte verrathen einestheils gewisse Uebereinstimmung mit Funden aus Hallstatt, anderentheils sind griechische Einflüsse konstatirbar.

Die Bronze bildet das Material zu allen Schmuckgeräthen, das Eisen wird bis auf einige Fibeln und Schmuckringe sonst ausschliesslich zu Waffen verwendet.

Von anderen Metallen wurden Silber und Blei, allerdings nur selten gefunden.

Die Thongefässe sind Freihandtypen, die theils griechische Muster kopiren, theils Formen der istrischen und bosnischen Ringwälle entsprechen.

Nach gewissen typischen Artefakten, vornehmlich Fibeln und Armringen habe ich eine wenn auch nur vorläufig giltige Trennung der Funde in drei stylistisch und zeitlich verschiedene Perioden aufgestellt.

### I. Aelteste Periode der Skeletgräber.

Charakteristich für diesen Abschnitt ist das Vorkommen der bronzenen griechischen Fibel, der Peschirafibel, einiger Arten der Scheiben- oder Plattenfibel, der stulpenförmigen Armringe aus Bronzedraht und des geraden Eisenschwertes mit schalen- oder glockenförmigem Knaufe und zweilappigem Griffe (Form der Bronzezeit in Eisen ausgeführt).

### II. Jüngere Periode der Skeletgräber mit dem ersten Vorkommen von Brandgräbern.

Die charakteristischen Typen sind folgende: Die zweischleifige bronzene Bogenfibel mit variabler Fussplatte, die eiserne zweischleifige Bogenfibel, die bronzene und eiserne Brillenspiralfibel, Formen von bronzenen Platten- oder Scheibenfibeln, die bronzene Kahnfibel, die bronzene Knopffibel, massive, gegossene Gelenkringe aus Bronze, rund oder flach im Körper, mit Gravirungen dekorirt, und das einschneidige, gekrümmte Haumesser aus Eisen, welches das Schwert ersetzt.

### III. Periode der Brandgräber.

Die bronzene Knotenfibel (einschleifig, mit verlängertem, dreieckigem Fusse), die eiserne, einschleifige Bogenfibel, die Certosafibel, die Armbrustcertosafibel, einige Arten von Charnierfibeln, Armbänder aus Bronzeblech mit getriebenen Ornamenten und Thongefässe aus feingeschlemmtem Material, meist in der Form von Fusschalen repräsentiren das charakteristische Material dieser Periode. —

Wie vorher erwähnt, ist die Trennung der drei Perioden keine absolut scharfe; denn hie und da wird auch eine Type der einen Periode in einem Grabe der zweiten gefunden. —

Um Ihnen ein Bild eines reich ausgestatteten Grabes demonstriren zu können, benütze ich die hier ausgestellten Objekte, welche einem Tumulus aus der Umgebung von Ilijak entstammen.

Die kleine Nekropole liegt am Fusse der Wallburg Ilijak. Der Tumulus war 2 m hoch; der Durchmesser der Basis betrug 15 m; er enthielt nur eine Beisetzung. Das Skelet lag auf einem 0,7 m hohen Steinbanquette von Nordost nach Südwest orientirt.

Auf dem Haupte desselben lag eine bronzene Schale mit eierstabförmig getriebener Wandung (à godrons); auf der Brust befanden sich 48 Paare bronzener, getriebener Buckelknöpfe, eine Schnur kleiner Bernsteinperlen und eine Schmucknadel aus Bronze mit Vorstecker.

Die Knöpfe haben höchst wahrscheinlich eine Art von Brustpanzer gebildet.

An der rechten Hüfte stand eine grosse bronzene Schüssel, welche in ihrem Innern einen aus Bronzeblech getriebenen Skyphos barg.

Am Schoose des Skeletes wurde eine Patere aus Bronzeblech, ein Wetzstein in einer bronzenen Hülse gefasst und ein Schwert mit bronzenem Knaufe und solchen Griffschalen gefunden. Die Schienbeine waren mit Beinschienen aus Bronzeblech, welche getriebene Verzierungen aufwiesen, bekleidet. In der Nähe des Hauptes lagen zwei massive Gelenkringe aus Bronzeguss, ein radförmiges Zierstück aus Bronze und zwei eiserne Lanzenspitzen.

Besonders interessant erschien nur der Umstand, dass der Kopf des Skeletes mit einer Schale à godrons bedeckt war.

Ich habe schon einmal denselben Fall in einem Tumulus bei Citluci konstatiren können. — Haben wir es hier mit einer eigenthümlichen Form von Kopfbedeckung oder einer sacralen Gepflogenheit, nach welcher ein Weihegefäss dem Todten auf das Haupt gelegt wurde, zu thun? Ich will noch einen eventuellen dritten analogen Fund abwarten, um dann mit Sicherheit das Resummé abfassen zu können.

Beachtenswerth ist auch das Beinschienenpaar, zu welchem noch zwei analoge Paare in der Nekropole von Ilijak ausgegraben wurden. Das Fehlen jeglicher Muskelmodellirung und die Gravirungen, welche dieselben Motive, wie die Stirnreife, Schliessen und Tänien vom Glasinac aufweisen, bestimmen mich, die Arbeit für eine epichorische zu halten. Eigenthümlich ist die Art der Befestigung derselben; es sind an den Rändern der Schienen drei Ringpaare angebracht, die zum Durchziehen des Binderiemens bestimmt waren.

Gegenstände griechischen Importes sind wiederholt in den Tumuli der älteren Eisenzeit am Glasinac gefunden worden. Ein korinthischer Bronzehelm, ein bemaltes Thongefäss, bronzene Beinschienen mit schön ausgearbeiteten Muskelpartien, mehrere griechische Bronzefibeln, bronzene Pateren und Henkelkannen bilden das diesbezügliche Fundinventar.

Nur kann ich nicht der Ansicht huldigen, dass sämmtliche Artefakte, die annähernd griechischen Stil reproduciren, auch direkt Importartikel sind; ich glaube vielmehr, dass vereinzelte Geräthe griechischer Provenienz unter den einheimischen Erzarbeitern Bosniens

als Vorbilder für ganze Suiten grăcisirender Artikel gedient haben.

Eine ebenso auffallende Erscheinung wie die Nekropolen bilden die Ringwälle (Wallburgen) am Glasinac; wir zählen deren bereits 35. Die Eingänge der Seitenthäler, sowie fast aller dominirenden Punkte sind von ihnen gekrönt Sie lassen sich nicht alle unter einen Typus schablonisiren.

Einige mit grossem Areal und mächtigen Kulturschichten entsprechen dorfähnlichen Siedelungen, andere mit mächtigen, komplizirten Befestigungswällen, ohne Kulturschichte, sind meiner Meinung nach nur Refugien in Kriegsgefahr, wohin sich das Volk mit Vieh und sonstiger Habe flüchtete.

Endlich gibt es noch Ringwälle mit schwachem, niedrigen Walle ohne Kulturschichte; diese scheinen nur eine Art von grossen Viehpferchen gewesen zu sein. Die Anlage der Wallburgen schmiegt sich immer dem Terrain an. Wasser ist gewöhnlich nicht in der nächsten Nähe zu finden; doch habe ich in einigen Wallburgen Reste von primitiven Cisternen gefunden.

Die Ausgrabungen, die in drei solchen Stätten vorgenommen wurden, ergaben das Resultat, dass Wallburgen und Nekropolen einer und derselben Kulturepoche angehören; dieselben bronzenen und eisernen Artefakte, die gleichen Thongeräthe liefern den vollgültigen Beweis dafür.

Der Glasinac ist eine der besten Hochweiden Bosniens; die Viehzucht steht in Folge dessen in hoher Blüthe und sichert der Bevölkerung einen hohen Grad von Wohlhabenheit. Man darf daher nicht staunen, dass diese Gegend bereits in prähistorischer Zeit eine so dichte Besiedlung aufweist, die sich in den zahlreichen Ringwällen und massenhaften Tumuli manifestirt. Ausserdem ist die strategische Position des Glasinac, der Schlüssel Bosniens gegen Osten, eine sehr wichtige, so dass es kein Staunen zu erregen braucht, wenn sich dort so viele zu einem komplizirten Vertheidigungsnetze vereinigte Ringwälle befinden.

Was das Volk anbelangt, dem die prähistorischen Denkmäler zuzuschreiben sind, so kommen hiebei nur die Illyrier in Betracht. Daten der alten Schriftsteller, sowie illyrische Ortsbezeichnungen und Tumulinamen, ferners die Resultate der Messungen der aus den Tumuli stammenden Schädel legen die Thatsache ziemlich nahe.

Das geringe Vorkommen von La Tène-Objekten auf dem Glasinac rief in mir die Vermuthung wach, dass die ältere Eisenkultur in dieser Gegend fast unmittelbar in die römische Provinzialkultur überging. Dieses Bollwerk, im gebirgigen Landesinnern gelegen, wird wohl am längsten der römischen Occupation widerstanden haben; dies bezeugen auch die verhältnissmässig jüngeren römischen Grab- und Meilensteine, welche in jenem Landestheile gefunden worden sind und die insgesammt der späteren Kaiserzeit angehören.

Der Glasinac ist seit jeher ein vielfach umstrittenes Bollwerk gewesen. Wenn auch kein Historiker die Kämpfe in römischer Zeit verzeichnet hat, so kennen wir doch die bedeutenden Treffen des türkischen Occupationsheeres mit den königlich bosnischen Schaaren im Mittelalter an dieser Stätte. Und eine sonderbar anmuthende Ironie des Schicksals ist der Umstand, dass beim letzten Treffen der österreichischen Occupationstruppen mit den Insurgenten am Glasinac, 1878, in den Reihen der Letztgenannten viele Albanesen, die Stammverwandten oder Reste der alten Illyrier, auf altillyrischem Boden ihr Blut vergossen.

Heute ist es ruhig geworden am Glasinac. Es ist aber nicht die traurige Stille des Schlachtfeldes, sondern beglückende Mittagsruhe. Die Sonnenstrahlen haben den dichten Nebel durchbrochen; sie küssen die üppigen, erntereifen Fluren und vergolden die Schwingen des über dem Gefild dahinschwebenden Kaiseraars.

Vorsitzender Herr **R. Virchow**-Berlin:

Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich als Vorsitzender etwas zu viel spreche; ich würde indess glauben, der Pflicht der Dankbarkeit und Erkenntlichkeit nicht zu genügen, wenn ich, nachdem wir beinahe eine Woche in Bosnien waren, den dortigen Herren nicht auch meine ganz besondere Anerkennung aussprechen wollte. Sie haben so grosse Arbeiten durchgeführt, dass sie unserer Bewunderung sicher sein können.

Wir haben das Vergnügen gehabt, unter der Führung des Herrn Fiala zwei Tage auf dem Glasinac selbst zuzubringen und denselben in verschiedenen Richtungen, einigermassen wenigstens, kennen zu lernen, und ich kann nicht umhin, auszusprechen, dass wir voll des höchsten Erstaunens und Lobes über die dortigen Arbeiten waren. Vielleicht ist es nicht ganz ohne Interesse für die fernerstehenden Herren, wenn ich die beiden Hauptpunkte, welche schliesslich bei der Diskussion hervorgetreten sind, darlege.

Was zunächst die Rassenfrage anbetrifft, die Herr Fiala mit berührt hat, so sind wir wenigstens in der Mehrzahl zu einem Resultat gekommen, welches von dem früher ausgesprochenen nicht unerheblich differirt. Es ist vielleicht von besonderer Wichtigkeit, das hier zu betonen, weil ein so sorgfältiger Forscher, wie unser Freund Tappeiner, in der Schrift, die er dem Kongresse vorgelegt hat, über die Urbevölkerung von Tirol, in Bezug auf die Rhätier und Illyrier oder über die Rhätier und Tiroler zu dem etwas überraschenden Resultate gekommen ist, dass, während alle seine eigenen Untersuchungen dahin tendiren, für Tirol eine brachycephale Bevölkerung auch in der alten Zeit anzunehmen, — aus dem Grödener Thal hat er das ausgezeichnete Grab eines brachycephalen prähistorischen Mannes beschrieben, — er nachher die Frage aufwirft: wenn die Rhätier Illyrier gewesen wären, wenn das die Abstammung der Tiroler Rasse wäre, wenn endlich Rhätier, Veneter, Illyrier zu einem und demselben Stamme gehörten, wie verhält es sich dann in Illyrien selbst mit den prähistorischen Gräbern? Da ist er gerade auf den Glasinac gestossen, und die ersten Mittheilungen, die er von da bekam, verleiteten ihn, anzunehmen, dass die alten Illyrier dolichocephal gewesen seien, woraus er folgerte, dass die jetzigen Tiroler und was mit ihnen zusammenhängt, nichts mit den alten zu thun haben könnten. Wir sind aber in Sarajevo durch die Beobachtung an einer grösseren Zahl von Schädeln, die zum Theil nach der Anfrage des Herrn Tappeiner zu Tage gekommen und erst in letzter Zeit durch die Sorgfalt des Herrn Dr. Glück zusammengefügt worden sind, zu dem entgegengesetzten Resultat gekommen; wir haben unter diesen Schädeln höchst ausgeprägte Brachycephalen gefunden, und ich habe an Ort und Stelle von meinem Standpunkte aus betonen dürfen, dass die besten Albanerschädel, die wir bis jetzt einer Untersuchung haben unterziehen können, — ein Theil derselben stammte von hervorragenden Personen — in Hauptpunkten mit denen vom Glasinac übereinstimmen, nämlich mit der kephalonischen und zugleich brachycephalen Gruppe. Ich besitze Albanerschädel, welche von denen des Glasinac in gar nichts unterschieden

sind. Insofern, glaube ich, kann ich unserm alten Freunde Dr. Tappeiner bei dieser Gelegenheit vielleicht die freudige Nachricht mittheilen, dass wenigstens nach diesen Erfahrungen gegen die Verwandtschaft der Tiroler mit der illyrischen Bevölkerung nichts einzuwenden ist. Wir haben diesen Punkt, den von der Craniologie der Illyrier, bei der Kürze der Zeit in Sarajevo freilich nicht endgiltig erledigen können.

Ein zweiter Punkt, den ich nur kurz berühren will, betrifft die Frage, wie denn überhaupt die sehr merkwürdige Bewohnung eines solchen Hochplateaus, wie es der Glasinac darstellt, zu begreifen ist. Herr Fiala hat Ihnen das schon vorgeführt, ich werde es von meinem Standpunkt aus nochmals betonen. Denken Sie sich ein Gebirgsland, in dessen Mitte an einer Stelle plötzlich eine starke Erhebung sich findet, ein umfangreicher Kegel, der jedoch oben nicht flach abgeschnitten, sondern ausgemuldet ist. Seine Mitte stellt eine tiefe und lange Mulde dar. Man kommt von Sarajevo her über eine steile Randerhebung, die Romanja Planina, die etwa 1600 m hoch ist; dann steigt man wieder herunter bis zu einem Niveau von beiläufig 1000 m in die Mulde und ist dann in einem grossen Becken von etwas unregelmässiger Form, welches offenbar in seinem zentralen Theile früher einen sumpfigen Charakter gehabt hat. Jetzt ist es ziemlich trocken, denn das Wasser fliesst durch trichterförmige Löcher ab, welche zu entfernten Ausflussbächen führen. Ansammlungen von Wasser sind daher auf der Hochebene gar nicht möglich, sie ist ausserordentlich wasserarm. Von einem bequemen Getreidebau wird wohl niemals die Rede gewesen sein. Dass da jemals eine reiche Bevölkerung gewohnt hat, erscheint wenigstens für einen Fremden etwas unwahrscheinlich. Wenn Sie dann hören, dass man auf dieser Hochebene bis jetzt etwa 20,000 Tumuli von grossem Durchmesser gezählt hat, — wahrscheinlich gibt es noch mehr, — so werden Sie begreifen, dass es eine sehr schwierige Sache ist, herauszubringen, woher denn die vielen Todten gekommen sind, welche da begraben worden sind. Denn es gehört dazu nicht bloss, dass die Menschen starben; sie mussten auch begraben werden, und dies geschah in Hügelgräbern mit gewaltigem Steinsatz. Die ungeheure Masse von Steinen, welche da zusammengehäuft wurden, setzt ein Quantum von Arbeit voraus, also auch eine Menge von Arbeitern, welche in einer wenig fruchtbaren Gegend in der That schwer ansässig sein konnten. Auch die Annahme, dass die Bewohner Jahrhunderte hindurch immer von neuem Steine aufgehäuft haben, ist etwas schwierig. Es erhebt sich daher die andere Frage, ob nicht ausser der lokalen Thätigkeit, die vielleicht Viehzucht und etwas Ackerbau gewesen war, — Bergbau ist an dieser Stelle nicht nachgewiesen, — ob, sage ich, nicht noch etwas anderes zu Hilfe genommen werden kann, und da bietet sich allerdings in erster Linie die Frage des Handelsverkehrs dar. Diese Frage ist in unserer Besprechung eingehend erörtert worden, und es sind von verschiedenen Seiten, namentlich von Herrn Hampel, interessante Gesichtspunkte geltend gemacht worden, welche dafür zu sprechen scheinen, dass der Glasinac einmal oder vielmehr sehr lange Zeit hindurch eine Art von Zwischenstation für den Handel gewesen ist, der, wenigstens zu einem nicht unerheblichen Theile, vom adriatischen Meere heraufgekommen ist und in weiten Fäden aus der Balkanhalbinsel seine Strasse hinüber nach dem Norden gefunden hat. Es gibt vielleicht keinen zweiten Ort in Europa, von dem wir bis jetzt wenigstens in so hohem Grade die Hoffnung hegen können, dass weiter fortgeführte Untersuchungen zu wichtigen Schlüssen in Bezug auf eine Kulturbewegung der alten Zeit führen werden.

Ich möchte unter den Sachen, die Herr Fiala hier ausgelegt hat und deren kritische Bedeutung er etwas kühl behandelt hat, Ihre Aufmerksamkeit auf die Fibel richten, die nach meinem Verstande ein sehr ausgezeichnetes Beispiel einer griechischen Fibel ist. Ich weiss nicht, ob ihr Herr Montelius mit Sicherheit eine originär italienische Form an die Seite stellen kann. —

An diese Ausführungen möchte ich noch eine kleine Mittheilung knüpfen, die mir soeben durch Herrn Berghauptmann Radimsky aus Sarajevo zugegangen ist. Es befindet sich eine andere uralt bewohnte Stelle ganz in der Nähe von Sarajevo, in Butmir, und zwar merkwürdiger Weise in der Ebene. Da ist man auf eine sehr unbedeutende Bodenerhebung gestossen und unter dieser auf eine Fundstätte, die bis auf eine Zahl von Metern in die Tiefe verfolgt werden kann. Dieselbe hat fast nur ausgesprochen neolithische, und zwar so reiche neolithische Funde ergeben, wie man sie selten findet. Auf unserer Konferenz wurde durch Herrn Pigorini die Frage aufgeworfen, ob es nicht richtig sei, hier eine Terramare-Station im strengen Sinne des Wortes anzunehmen. Man war darüber verschiedener Meinung und die Konferenz sprach den Wunsch aus, es möchten noch weitere Ausgrabungen vorgenommen werden. Diese haben inzwischen stattgefunden und Herr Berghauptmann Radimsky hat mir über das Ergebniss Mittheilung gemacht.

Ich bemerke vorweg, dass an dieser Stelle eine Reihe übereinander liegender Schichten, wenn auch nicht durchgehends, vorhanden ist, die bis zur äussersten Oberfläche, bis eine Hand breit unter dem jetzigen Boden, noch neolithische und zwar ziemlich grosse Einschlüsse zeigen. Ich habe eine Ecke unter meiner Leitung ausgraben lassen. Wir trafen da in geringer Tiefe ein Steinpflaster, offenbar durch Brand veränderte Kalksteine, von einer Art, wie sie in der Nähe vielfach vorkommen; dasselbe hatte etwa $1^1/_2$ m Flächendurchmesser. Auf demselben war in der Mitte eine Erhöhung, aus ähnlichen grösseren Steinen, die ebenfalls gebrannt waren, zusammengesetzt. Dazwischen lagen sehr viele kleinere Steine und darüber ein platter Stein, ein Quarzit, umgeben von runden Schlagsteinen und Reibsteinen. Zu alleroberst darauf, also sehr oberflächlich, lag ein roh geschlagener Steinkeil, an dessen arteficieller Natur niemand zweifelte.

Von da aus bis in die Tiefe keine Aenderung in der Kultur, keine Spur von Metall, weder von Kupfer, noch von Bronze, noch von Eisen, gar nichts davon; immer nur das eine Material, Stein. Das einzige, was ausserdem reichlicher vertreten war, waren keramische Gegenstände, und unter diesen, wie Herr Montelius vorhin erwähnte, solche mit eigenthümlichen, schönen, schlangenartigen oder spiralförmigen und rankenartigen Ornamenten, die eine hohe Kunstfertigkeit des betreffenden Künstlers voraussetzen, die aber ziemlich unvermittelt in diesem Schutt auftreten. In Folge von Zweifeln, die daraus entstanden, wurde schon während der Tage, die wir noch in Bosnien zubrachten, eine weitergehende Grabung und Inspektion durch verschiedene Herren vorgenommen, welche dahin führte, dass man in der Tiefe ein paar Holzpfähle fand. Seitdem ist weiter gegraben worden und Herr Radimsky theilt nun mit:

„Der Graben wurde im Einverständnisse mit Herrn Pigorini nahe am Rande der Kulturschicht

angelegt und radial nach aussen zu auf eine Länge von etwa 40 m ausgehoben. Am Anfange besass die Kulturschicht eine Mächtigkeit von etwa 90 cm, sie wurde aber immer schwächer und lichter, bis sie sich in etwa 20 m Länge des Grabens ganz ausspitzte. Die weiteren 20 m des Grabens zeigen unter dem Humus nur eine Lehmdecke, welche ganz homogen ist und auf einer Schotterbank aufliegt. Von irgend einem Walle oder einem Graben fand sich keine Spur. Herr Pigorini sprach nun die Ansicht aus, dass sich unsere Arbeit innerhalb des Umfassungsgrabens bewege. Dem widerspricht aber einerseits der Umstand, dass der Versuchsgraben in der Richtung von der Ansiedelungsmitte gegen die Grenze und über dieselbe hinaus geführt ist, somit einen Umfassungswall und Graben verqueren müsste. Anderseits besitzt die Kulturschicht in unserm Versuchsgraben ein gegen aussen gerichtetes Gefälle. Wären wir mit unserer Arbeit in dem Umfassungsgraben, dann müsste dessen Sohle doch horizontal sein. Ueber Wunsch des Herrn Pigorini wird der Versuchsgraben nunmehr in etwas geänderter Richtung gegen die Mitte der Ansiedelung zu fortgesetzt, wobei dieser Herr hofft, den Stand des Grabens und auch den Wall zu verqueren."

Ich kann nur sagen, dass die Mehrzahl der Mitglieder der Konferenz den Gedanken, dass man es mit einer Terramare zu thun hätte, abgelehnt hat. Wir werden ja sehen, ob sich noch etwas findet. Aber schon jetzt muss ich erklären, dass die ganze Erscheinung so fremdartig ist, dass es einer gewissen Zeit der Gewöhnung bedürfen wird, um sie in unser prähistorisches Verständniss aufzunehmen.

Herr Dr. **A. Herrmann**-Budapest:

**Mittheilungen über die Zigeuner-Arbeiten des Erzherzogs Josef.**

Einem Buche, das man einer sehr werthen und besonders lieben Person übergibt, pflegt man einige Geleits- und Widmungsworte hinzuzufügen; so will auch ich gleichsam nur ein paar Geleitsworte sprechen, indem ich ein durch die Person des Verfassers sehr interessantes Werk der geehrten Versammlung vorlege und zugleich den Vereinsleitungen für das Archiv übergebe. Es ist vorläufig nur in ganz wenigen Interimsexemplaren erschienen und umfasst eigentlich nur einen kleinen Theil des gesammten Werkes, der Zigeunergrammatik Sr. Kaiserl. und Königl. Hoheit des Erzherzogs Josef, deren deutsche Ausgabe jetzt im Druck ist und von welcher der Theil über die Grammatik selber jetzt hier abgeschlossen vorliegt. Das Original ist vor 6 Jahren von der Ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben worden und enthält ausser der Grammatik von der Autorschaft des hohen Verfassers noch einen litterarischen Wegweiser, eine ausführliche Bibliographie, eine verdienstvolle Arbeit des rühmlichst bekannten ungarischen Philologen Prof. Dr. Emil Thewrewk de Ponor, welche sozusagen zu einer Encyclopädie der Zigeunerwissenschaften sich herausgebildet hat, die in der deutschen Ausgabe durch Ergänzungen ansehnlich vermehrt werden wird, so dass das Buch selber den dreifachen Umfang des jetzt vorgelegten Theiles erreichen wird. Nur einige Worte über die Genesis dieses Buches, mit welchen ich zugleich auch die Zigeuner-Studien Sr. Hoheit kurz charakterisiren werde. Se. Hoheit hat eine der wichtigsten Probleme der Ethnologie und Ethnographie zum Gegenstand eingehendster Studien gewählt und ist dabei zugleich von humanitären Gesichtspunkten geleitet worden, indem er nicht nur bestrebt war, Sprache und Eigenart der Zigeuner, dieses besonders für Ungarn recht charakteristischen Volkes, für dessen Erforschung der klassische Boden eben Ungarn ist, zu ergründen, sondern dasselbe auch für die Kultur zu gewinnen. Das erste ist ihm ziemlich gelungen, im zweiten hat er schon viel bescheidenere Resultate aufzuweisen.

Vor mehr als 40 Jahren waren zwei junge österreichische Offiziere, ich glaube, in Böhmen stationirt und schlossen sich auf längere Zeit einer Zigeunertruppe an, die aus Deutschland herübergekommen war und dahin wieder zurückging. Es mögen auch gewisse romantische Nebenreize mit unter den Motiven gewesen sein. Bei dem einen von diesen war die Sache mit der Expedition abgeschlossen, der andere aber gewann ein solches Interesse und solch' tiefen Einblick in das Leben und Treiben des Volkes, dass er dasselbe zum Gegenstande sehr ernstlicher, eindringender Forschungen gemacht hat. In Folge wiederholter Anregungen von befreundeter Seite hat er die Resultate seiner Studien veröffentlicht; das erste ist die Grammatik; der schliesst sich in naher Vollendung ein ausführliches Wörterbuch der Zigeunersprache an. Die bisherigen Wörterbücher, abgesehen von dem fundamentalen Werke Pott's, das aber jetzt veraltet ist, umfassen zumeist nur gewisse Mundarten, und beschränkte Territorien. Von Sr. Hoheit liegt ferner eine mehr populäre, sehr verdienstvolle Arbeit vor in dem grossen ungarischen Konversationslexikon, welches der Pallasverein in Budapest herausgibt; davon ist eine Separatausgabe (a cigányokról, 6 Bogen, gr. $8^0$) vorbereitet, welche auch sehr instruktive Illustrationen enthält. Kleinere Arbeiten Sr. Hoheit sind auch erschienen sowohl in Zeitschriften als auch in Separatabdrücken, besonders in meiner Zeitschrift: „Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn". Wenn ich die Arbeiten Sr. Hoheit charakterisiren soll, so muss ich vor allem hervorheben, dass sich seine Zigeunerarbeiten auszeichnen durch unbedingte Zuverlässigkeit des Stoffes. Es handelt sich hier vor allem um sprachlichen Stoff, den er durch eine lange Reihe von Jahren gesammelt hat, theils indem er seine militärische Stellung dazu benützte, um mit Zigeuner-Soldaten zu verkehren, theils auch auf Reisen und bei anderen Gelegenheiten. Ein grosser Theil seiner Studien rührt aber auch daher, dass er auch das soziale Problem des Zigeunerthums zu lösen versucht und auf seinen Gütern in Ungarn gross angelegte Kolonisirungsversuche gemacht hat, die leider aber bis jetzt noch nicht vollständig gelungen sind. Zum Theil liegt das jedenfalls an der Methode des Vorgehens, zum Theil an der Isolirtheit des Beginnens, zum grössten Theil aber an der Eigenart der Kolonisten selber. Wenn aber das Ergebniss auch ein durchaus negatives wäre, so würden sich daraus jedenfalls sehr wichtige und werthvolle Folgerungen im Interesse der allgemeinen Kolonisirung ergeben, an die man gegenwärtig in Ungarn von Staatswegen zu schreiten gedenkt.

Die Zigeunergrammatik behandelt in systematischer Uebersichtlichkeit, erschöpfend eingehender Darstellung, wenn auch nicht mit streng philologischer Methode die meisten der zahlreichen Zigeunerdialekte Ungarns und ausserdem die der türkischen, rumänischen, deutschen, czechisch-mährischen Zigeuner. In dem zweiten Theil, dem litterarischen Wegweiser, wird neben Herbeibringung des reichsten bibliographischen

Materials die Lösung der meisten kulturgeschichtlich und ethnologisch besonders wichtigen Fragen der Ciganologie, des Gypsy-Lore versucht.

Indem ich dies kurz anzeige, will ich noch bemerken, dass Se. Hoheit in gerechter Würdigung der Wichtigkeit der Sache sich in letzter Zeit dazu entschlossen hat, die Existenz der von mir herausgegebenen Zeitschrift „Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn, Zeitschrift für die Völkerkunde Ungarns und der damit in ethnographischen Beziehungen stehenden Länder", die gewisser ungünstiger Verhältnisse wegen dem Eingehen nahe war, materiell und moralisch zu sichern. Diese Zeitschrift ist nun seit 1893 im Einverständnisse mit den Leitern der Gypsy Lore Society zugleich Organ für allgemeine Zigeunerkunde und erscheint unter dem Protektorate, sowie der wissenschaftlichen Mitwirkung und redaktionellen Betheiligung Sr. Hoheit. Unsere Zeitschrift ist eigentlich ein litterarisches Tauschmittel und wird jedem Forscher auf dem Gebiete der Ethnologie auf Wunsch ständig gratis zugestellt. Diese Art der Verbreitung macht die Zeitschrift besonders geeignet zur Anzeige von Publikationen, die sich auf Volkskunde beziehen. Ich werde morgen das neueste Heft dieser Zeitschrift, welches auch als Festgruss an die Versammlung bestimmt ist, zur Vertheilung bringen.

Vorsitzender Herr **R. Virchow**-Berlin:

Ich habe zunächst einen Brief des Herrn Maška-Předmost (Mähren) mitzutheilen, der leider erkrankt ist und bedauert, nicht selbst den von ihm angekündigten Vortrag halten zu können. Der Brief enthält einen

**vorläufigen Bericht über den Fund diluvialer Menschenskelette in Předmost.**

„Anlässlich der seit Mai l. J. betriebenen systematischen Grabungen auf der Diluvialstation in Předmost bei Prerau in Mähren stiessen wir am 7. August in einer Tiefe von 2,3 m unter der ehemaligen Oberfläche auf menschliche Skeletreste und zwar auf der Westseite der ehemaligen devonischen Kalksteinklippe, 4 m vom gegenwärtigen Plateaurand entfernt. Sie nahmen einen elliptischen Flächenraum von 4 m Länge und 2,5 m Breite ein und befanden sich in einer seichten Vertiefung, zum grössten Theile unterhalb der eigentlichen diluvialen Kulturschicht, von welcher sie durch einen bis 40 cm mächtigen Kalksteinhaufen getrennt waren, in reinem Löss eingebettet. Nur am Südrande, wo die Kalksteindecke fehlte, befanden sich Menschenknochen auch in der Kulturschicht. Eine Unterbrechung oder nachträgliche Störung wurde weder bei dieser Kulturschicht, noch bei der 30 cm höher liegenden, gleichfalls diluvialen Kohlenschicht beobachtet.

„Das Grab — denn als solches ist die Fundstätte anzusehen — enthielt, soweit festzustellen es möglich war, die vollständigen Skelette von mindestens 8 Personen, welche als liegende Hocker, mit dem Kopfende zumeist gegen Norden gekehrt, neben und auf einander lagen. Dem Alter nach waren unter den Begrabenen 2 ältliche Personen mit bedeutend abgeriebenen Molaren, 1 erwachsene Person mit kaum abgenutztem drittem Molar, 3 jugendliche Individuen, bei denen der dritte Molar noch nicht durchgebrochen, aber in der Alveole bereits entwickelt war, 1 Kind bloss mit dem ersten Molar und durchbrechendem unterem Canin und 1 Kind mit Milchgebiss. Die Skelette waren im Allgemeinen zusammenhängend, doch lagen nicht selten einzelne Skelettheile, insbesondere Extremitätenknochen und Schädeltheile, abseits vom sonstigen Skelet. Kein einziger Schädel war intakt geblieben, vielmehr waren sämmtliche Schädel in dem Maasse zerfallen, dass die einzelnen Theile aus ihrem Nahtverbande gewichen waren und nahe der Kopfgegend auf einander lagen. Zu hoffen ist es, dass eine Restaurirung der Schädel möglich sein wird. Die Unterkiefer sind zumeist vorzüglich erhalten.

„Die dunkelbraun bis schwarz gefärbten Menschenreste stimmen in ihrem Erhaltungszustande mit den in der Nachbarschaft vorgefundenen diluvialen Thierresten vollständig überein. An dem diluvialen Charakter derselben kann nicht gezweifelt werden.

„Bemerkenswerth ist noch, dass am Südrande der Fundstätte zahlreiche Eisfuchsreste, insbesondere Schädel, sich vorfanden. 1 Eisfuchsschädel lag etwa in der Mitte des Grabes auf den Menschenknochen, 1 von Menschen deutlich abgeschabtes Mammuth-Schulterblatt am nördlichen Ende und 1 vollständiges Schulterblatt vom Mammuth gegen das Südende des Grabes zu neben und auf den Menschenresten. Einzelne Knochenkohlen-Stückchen, 4 Eckzähne vom Eisfuchs und 3 Flintspäne wurden zwischen den Menschenknochen vorgefunden.

„Eine flüchtige Besichtigung dieser Menschenreste ergab, dass keine pithekoiden Eigenschaften vorhanden sein dürften. Die Schädel sind dolichocephal mit niedriger Stirn und stark ausgebildeten Augenbrauenwülsten, die Tibiae in hohem Grade platykmenisch. Ein männliches Skelet ragt durch bedeutende Grösse hervor. Der eine kindliche Unterkiefer, welcher dieselbe Zahnentwicklung, wie der Šipkakiefer, zeigt, weist keines der auffallenden, diesem Kiefer eigenthümlichen Merkmale auf.

„Auf Grund der genau konstatirten Fundverhältnisse schliesse ich, dass wir es mit dem Grabe einer diluvialen Familie zu thun haben, welche durch irgend eine Katastrophe gemeinschaftlich zu Grunde gegangen war. Die Bestattung erfolgte früher, als die Bildung der diluvialen Kulturschicht an Ort und Stelle begann. Alle Umstände sprechen dafür, dass die Begrabenen und die Bestatter Zeitgenossen des Mammuths in Předmost waren. Bemerkt wird noch, dass ein namhafter Theil des Grabes, etwa 2 Skelette umfassend, in ungestörter Lage sammt dem Erdreich gehoben und verwahrt wurden.

Herr **R. Virchow**-Berlin:

Ich bemerke, dass es etwas schwer verständlich ist, wenn gesagt wird, dass der neue Unterkiefer dieselbe Zahnentwicklung, wie der Šipkakiefer, und doch keines der sonstigen, höchst auffallenden, diesem Kiefer eigenthümlichen Merkmale aufweise. Das Auffallende des Šipkakiefers beruht in der sonderbaren Zahnentwickelung und in seiner Grösse. Ich kann jedoch aus dem Briefe nicht genau ersehen, was eigentlich gemeint ist; ich denke, wir werden annehmen dürfen, dass die Zähne regelmässig gebildet waren. „Dieselbe Zahnentwicklung" kann sich wohl nur darauf beziehen, dass gewisse Zähne noch nicht durchgebrochen sind. Das wird jedenfalls noch Gelegenheit zu Erörterungen geben.

Herr Prof. Dr. **L. Carl Moser**-Triest:

**Ueber Höhlenfunde in der Umgebung von Nabresina.**

Der Vortragende Herr Professor Dr. L. Carl Moser aus Triest legt eine Sammlung prähistorisch neolithischer Funde aus Höhlen des österreichischen Litorale vor. Namentlich reich vertreten sind Funde aus einer

nächst Nabresina gelegenen Felshöhle, die unter dem Namen Lašca jama (deutsch Rothgartl-Höhle) bekannt ist. Im Ganzen sind Funde aus 10 Felshöhlen von Nabresina und Funde je einer Höhle von Zgonik Gabrovica-Borst vertreten. Die Fundobjekte der Rothgartl-Höhle sind auf 4 Tafeln, die der anderen Höhlen auf einer einzigen Tafel in kleinen Gruppen zusammengestellt.

Wenn auch alle diese Fundobjekte die einstige Anwesenheit des Menschen schon auf den ersten Blick erkennen lassen, so gibt doch nur ein einziges Fundstück gleichsam Zeugniss vom Menschen selbst. Es ist dies ein vortrefflich erhaltener, linker, oberer Schneidezahn des Menschen, wahrscheinlich einer Frau in mittleren Jahren angehörig, der mit einem Flintartefakt gleichzeitig aus der Aschenschichte in der Mais-Höhle bei Nabresina gehoben wurde.

Von den Fundobjekten der Rothgartl-Höhle wurde nur ein Theil der Hirschhorn- und Knochenartefakte, Steinwerkzeuge, bearbeiteter Muschel- und Schneckengehäuse und die wenigen vorgefundenen Metallgegenstände zur Anschauung gebracht, während die Ausstellung der Gefässreste und der übrigen voluminösen Fundobjekte unterbleiben musste. Unter den Knochenartefakten (135 Stücke) sind ausser den verschiedenen feinen Nadeln und mannigfaltigen Werkzeugen diejenigen hervorzuheben, welche durch die Hand des Höhlenkünstlers gravirt sind. Auf einem angekohlten Unterkieferstücke erblickt man die Darstellung eines Ebers auf grasiger Flur, in den Knochen eingeritzt. Eine zweite Thierdarstellung ist der Kopf und vordere Brustflosse einer Meerschildkröte, deren künstlerische Darstellung nichts zu wünschen übrig lässt. Eigenthümlich sind noch jene kreuzartigen Zeichen und Striche über dem Kopfe der Schildkröte; auch diese Figur ist auf einem angekohlten Bruchstücke des Unterkiefers eines grösseren Raubthieres dargestellt. Etwas schematisirt und in leichten Ritzern hingeworfen ist auf einem nicht angekohlten, nur wenig gerösteten und in seinem ganzen Umfange bearbeiteten Knochenstücke eine menschliche Darstellung. Sie stellt etwa den Menschen nicht in der Contour dar, sondern der Kopf ist durch einen vertieften, kreisrunden Einschnitt dargestellt, während Arme und Beine als vom Körper abstehend gebogen erscheinen. Während die Arme nach den rechts und links gezeichneten Baumstämmen greifen, stemmen sich die Füsse auf die Zweige derselben. Trotz der überaus einfachen Darstellung gehört doch nicht viel Phantasie dazu, um aus dem Motiv zu errathen, was der Künstler wiedergeben wollte. Bemerkenswerth ist noch ein Zierstück, aus dem Panzer einer Schildkröte gefertigt mit eingeritzten Diagonalen und in den Winkeln derselben je eine punktartige Vertiefung, dann ein Fischchen, 4 schöne Pfeilspitzen, eine grosse Harpune, ferner ein Angelhacken, fein bearbeitete und gekerbte Knochenstäbe, die wahrscheinlich als Maassstäbe dienten, lange feine Nadeln mit wohlerhaltener Spitze.

Unter den zahlreichen Steinartefakten, 151 Stücke, sind nur 4 aus Obsidian, alle übrigen aus verschiedenen Quarzvarietäten gefertigt in Formen von Messern, Pfeilspitzen, Schabern, Knöpfen und Steinkernen (Nuclei). Die gröberen Stücke bezeugen, dass unsere Prähistoriker des Karstes in Ermangelung eines guten Flints den unreinen, schwarzen Feuerstein benützten, wie ihn die nächste Umgebung des Kreidegesteins bot. Die Stücke mit feinerer Bearbeitung und von schönen Farben wurden jedenfalls weit hergeholt; ausserdem sind noch 4 Bruchstücke von Steinbeilen aus bläulichgrünem Quarzit — ein halber Steinhammer aus dunkelgrünem Serpentin, an beiden Enden stark abgenützt, erwähnenswerth.

Unter den Gehäusen der Meeres-Conchylien finden sich namentlich abgeschliffene Austernschalen, vielleicht als Löffel verwendbar, grosse am Rande zugeschärfte Schalen der Miesmuschel, die vielleicht zum Abzwicken der Barthaare dienten, gelochte Napf- und Nadelschnecken, daneben auch die kleinen Landcyclostomen mit Doppellöchern versehen, die aufgefädelt den bescheidenen Schmuck des Karsthöhlenbewohners ausmachten. Reste von Krebsen und Fischen, wilden und gezähmten Thieren vervollständigen die Liste des Speisezettels unserer Prähistoriker.

Die mit grosser Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit ausgeführten Grabungen förderten Gegenstände auch da zu Tage, wie sie in den französischen und deutschen Höhlen gefunden wurden, nämlich Kunst-Erzeugnisse des Höhlenbewohners unseres Karstes, wie sie bisher bei uns noch nicht nachgewiesen worden sind.

Herr **M. Much:**

So dankenswerth die Mittheilungen des Herrn Professors Moser sind, so ist es doch zu beklagen, dass die durch seine Ausgrabungen erzielten Funde des einheitlichen Charakters entbehren. Für mich insbesondere wäre das Vorkommen des kleinen Kupferstückchens inmitten eines steinzeitlichen Inventars von grossem Werthe, allein die Beweiskraft dieses Kupferfundes wird durch das gleichzeitige Vorkommen eines Eisenstückes bedeutend abgeschwächt, denn so wie das Eisenstück kann nun auch das Kupfer in den steinzeitlichen Fundbestand gelangt sein. Es ist dabei bedauerlich, dass die Formlosigkeit beider Funde die Zuweisung an einen bestimmten Zeitabschnitt nicht gestattet. Liesse sich die Zusammengehörigkeit des Kupferstückes mit den steinzeitlichen Funden nachweisen, dann würde sich die Rothgartl-Höhle anderen Höhlen des Küstenlandes, insbesondere jenen von St. Canzian und Duino anreihen, in welchen ebenfalls Kupfer neben Stein- und Knochengeräthen gefunden wurde.

Herr **Moser**-Triest:

Ich will nur ergänzend erwähnen, dass das Kupferstück ganz derselben Schichte entstammt, wie die Steinartefakte; ich habe eigens darauf Acht gegeben und kann es mit Bestimmtheit versichern. Es wird das auch aus meinen Aufzeichnungen, die ich später veröffentlichen werde, hervorgehen.

Herr Professor Dr. **Montelius**-Stockholm:

Sind die Schichten horizontal ausgegraben worden? Man kann nicht ganz bestimmt sagen, dass die Sachen da gelagert waren, wo sie gefunden wurden, wenn man vertikal gegraben hat. Bei solcher Grabung können sie aus einer höheren Lage mit in die Tiefe kommen.

Herr **Moser**-Triest:

Ich habe bei meinen Grabungen selber Acht gegeben, dass die Funde aus verschiedenen Schichten nicht verwechselt werden; die Höhle ist ganz beleuchtet, das direkte Sonnenlicht bescheint sogar den vorderen Theil, so dass man die einzelnen Schichten genau unterscheiden kann.

Vorsitzender Herr Geh.-Rath Prof. Dr. **R. Virchow** schliesst die Vormittags-Sitzung um 12¾ Uhr.

### Nachmittags-Sitzung.

Vorsitzender Freiherr **von Andrian** eröffnet die Sitzung.

Herr Notar Dr. **M. Kříž**-Steinitz in Mähren:

**Ueber die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuthe in Mähren.**

Die nach dem Tertiär abgesetzten Ablagerungen sind in den verschiedenen Ländern verschieden benannt worden. Der passendste Ausdruck für dieselben ist die Benennung Quartär.

Dieses umfasst die älteren mit dem Namen Diluvium bezeichneten und durch eine merkwürdige Fauna[1]) charakteristischen Ablagerungen, sowie die jüngeren mit dem Worte Alluvium benannten Absätze. Diluvium und Alluvium sind Ablagerungen, die durch Flüsse, Bäche, Spülwässer abgesetzt, die durch Winde zusammengetragen wurden oder die in stehenden Gewässern (Sümpfen, Teichen, Seen) sich als Schlamm gebildet haben oder die durch Verwesung von Vegetabilien entstanden sind.

In den ehemals vergletscherten Ländern kommen noch hiezu die verschiedenen mit dem Namen Erraticum bezeichneten fremdländischen Geschiebe und Steinblöcke.

Die wissenschaftliche Untersuchung des Quartärs ist mit bedeutenden Schwierigkeiten, mit grossem Kostenaufwande verbunden und erfordert eine grosse Reihe von Jahren zu seiner Ergründung.

Das Veni, vidi, vici Cäsars ist kaum irgendwo für den Forscher verhängnissvoller gewesen als auf dem Gebiete der geologischen Untersuchung und hier wieder insbesondere bei der Ergründung der quartären Ablagerungen.

Die dem Quartäre zugehörigen Produkte in Mähren zerfallen in solche, die in Höhlen abgelagert erscheinen und in solche, die ausserhalb der Höhlen abgesetzt wurden.

In diesem Monate sind es 30 Jahre, seitdem ich mich mit der wissenschaftlichen Erforschung beider dieser quartären Kategorien befasse.

Was nun die Höhlen anbelangt, so habe ich, wie aus meiner grösseren Abhandlung „Die Höhlen in den mährischen Devonkalken und ihre Vorzeit", Jahrbuch der k. k. geol. Reichsanstalt Wien 1891, Bd. 41, Seite 443—570 und 1892, Bd. 42, S. 463—626 hervorgeht, die wichtigsten Höhlen (Slouperhöhlen, Kulna, Výpustek, Byčí skála, Kostelík u. s. w.) untersucht und hiebei 130 Schächte mit einer Gesammttiefe von 568 m ausgehoben; die felsige Sohle wurde 88 mal erreicht, nebstdem wurden 30 Stollen und 10 Felder ausgegraben und im Ganzen 4021 Kubikmeter Erdmassen ausgehoben und untersucht.

Diese gewiss sehr ausgedehnten Arbeiten setzten mich in den Stand nachstehende Fragen zu lösen: wie die Höhlenräume entstanden sind, wie die Ablagerung beschaffen sei, woher sie gekommen war und welche Einschlüsse sie enthalte.

Bei der Erforschung der Ablagerungsmassen ist die genaueste, durch Spezialnivellements gewonnene Kenntniss der Niveauverhältnisse von der grössten Wichtigkeit; wer diese nicht besitzt, der sieht in den Ablagerungen ein Chaos der mannigfaltigsten Schwemmprodukte, der sieht sich fort und fort in seiner Berechnung getäuscht.

Kennt jedoch der Forscher die Provenienz der in den einzelnen Strecken abgesetzten Ablagerungen, hat er in Folge der Grabungen und des Nivellements ein klares Bild über das Gefälle der einzelnen Schichten, so vermag er im voraus zu berechnen und zu bestimmen, wie die Schichten auf dieser oder jener Stelle aufeinander folgen werden und wird sich nie täuschen. Ja dann staunt man wirklich über diese so einfachen und so natürlichen Ablagerungsverhältnisse, dann schwindet jeder Zweifel über die Richtigkeit der Schlüsse und die in solchen Schichten ausgehobenen Thierreste werden wirklich zu klassischen Urkunden, die uns das Alter der Schichten und der mit eingeschlossenen Reste menschlicher Hinterlassenschaft bezeugen.

Nur eins muss der Forscher noch in's Auge fassen: die Ungestörtheit der Schichten.

Dieser Umstand ist bei längeren Höhlenstrecken, wo man die abgelagerten Schichten auf weitere Entfernungen verfolgen kann, auf das zuverlässigste und genaueste festzustellen; bei kleineren Höhlen, die Reste menschlicher Hinterlassenschaft enthalten, helfen dem Forscher die ausgedehnten Feuerstätten mit ihren mächtigen Aschenhaufen.

Was unter einem ungestörten Aschenherde lag, muss seit der Zeit dieser Feuerstätte ungestört geblieben sein.

Hiezu gesellen sich in vielen Fällen mehr oder weniger starke Sinterdecken; was unter einer ungestörten Sinterdecke eingeschlossen war, konnte unmöglich jünger sein als die Sinterdecke selbst und das, was in der über der Sinterdecke ruhenden Ablagerung enthalten ist.

Ich will dies mit Rücksicht auf unser Thema nur an einem Beispiele nachweisen:

Bei Sloup in Mähren in dem Gebiete der devonischen Kalke liegt eine 85 m lange, 8 m hohe, 15—20 m breite, lichte Höhle, genannt Kůlna. Die Ablagerung daselbst ist 16 m mächtig und bis auf die felsige Sohle knochenführend. Hier konnte ich genau nachstehende Schichten unterscheiden:

a) eine schwarze, aus Lehm und Kalkgerölle bestehende, 1,20 m mächtige, obere Schichte; in dieser kommen Reste von Hausthieren (Hausrind, Schaf, Ziege, Schwein und Haushund), dann Scherben von Thongefässen nebst Spinnwirteln in Menge vor; dagegen fehlen die oberwähnten diluvialen Thiere. Diese Schichte war also alluvial.

b) Unter dieser lag die 14,80 m mächtige, aus gelbem Lehme und Kalksteinfragmenten bestehende Schichte, in der Reste von Hausthieren und Scherben von Thongefässen vollständig fehlten, die dagegen von Resten diluvialer Thiere reichlich durchsetzt war.

---

1) Das Diluvium erscheint charakterisirt durch Reste von ausgestorbenen (Elephas primigenius, Rhinoceros tichorhinus, Ursus spelaeus und Cervus megaceros) und seit undenklicher Zeit ausgewanderten Thieren (arktische Vertreter: Ovibos moschatus, Cervus tarandus, Lepus variabilis, Canis lagopus, Gulo borealis, Myodes torquatus, Myodes obensis, Arvicola ratticeps, Lagopus alpinus, Lagopus albus, Stryx nyctea; — alpine Species: Capra ibex, Arvicola nivalis, Sorex alpinus, Capra rupicapra; südliche Species: Felis leopardus, Felis spelaea, Hyaena spel.; Steppenthiere Lagomys pusillus, Cricetus phaeus, Arctomys bobac, Spermophilus rufescens, Saiga Antilope). — Im Alluvium fehlen die eben erwähnten Thierarten, treten dagegen Hausthierreste auf (Bos taurus, Ovis aries, Capra hircus, Sus domestica, Canis familiaris).

Die obere alluviale Schichte hob sich markant von der unteren diluvialen ab und war so regelmässig abgelagert, dass ich, nachdem das Gefälle derselben bestimmt war, an jeder beliebigen Stelle im voraus ihre Mächtigkeit berechnen und anführen konnte. Beide Schichten, die alluviale und diluviale, waren ungestört. In der alluvialen waren ausgedehnte Feuerstätten mit mächtigen Aschenhaufen. Jede Störung der Schicht hätte eine Zerstörung der Feuerstätte und die Vermischung mit der schwarzen Erde zur Folge gehabt, was sofort erkennbar gewesen wäre. Was nun die diluviale gelbe Schicht anbelangt, so zerfiel diese in nachstehende Straten:

*α*) Die obere, 2,80 m mächtige enthielt Reste menschlicher Hinterlassenschaft in Menge und darunter auch ausgedehnte Feuerstätten;

*β*) die untere, 12 m starke Strate, in der Reste menschlicher Hinterlassenschaft nicht vorkommen. In beiden aber waren in grosser Anzahl diluviale Thierreste und darunter jene von Elephas primigenius, Rhinoceros tichor, Ursus spel., Felis spel., Hyaena spel. vertreten. Dass die diluviale Kulturschichte ungestört war, folgte aus der Ungestörtheit der oberen schwarzen Schichte und aus jener der vielen Feuerstätten in derselben selbst. Hier lagen also Reste menschlicher Hinterlassenschaft in ungestörten Schichten mit jenen ausgestorbenen Thieren eingebettet. Gibt es eine andere vernünftige Erklärung hiefür als jene, dass die Urmenschen mit den oberwähnten Thieren gleichzeitig gelebt haben?

Freilich könnte Steenstrup und seine Anhänger sagen: Das Mammuth lebte allerdings vor dem Urmenschen in Mähren; als aber dieser nach Mähren eingewandert ist, waren die Mammuthe längst in der Erde begraben und eingefroren und die diluvialen Menschen haben selbe nach Jakutenart herausgegraben oder die Skelettheile aufgedeckter Leichen zur Herstellung ihrer Geräthe benützt.

Allein bei der Kůlna existirt kein solcher Lösshügel wie bei Předmost, wo eine ganze Mammuthherde eingebettet gewesen wäre und steigen die Mammuthreste von 16 m Tiefe kontinuirlich in die Kulturschichte hinauf. Hier also musste der Urmensch mit dem Mammuthe gleichzeitig gelebt haben.

Was nun die ausserhalb der Höhlen abgesetzten quartären Ablagerungen anbelangt, so haben wir es bei uns in Mähren eigentlich nur mit den Lehm- und Lössdepots und den sie unterteufenden Schottern und Sanden zu thun.

Es ist unmöglich, die Frage über die Contemporennität des Menschen mit dem Mammuthe in dieser Richtung zu beantworten, ohne auf die Bildungsart der Lehme und Lösslager näher einzugehen und selbe zu beleuchten.

Ich habe es mir zu einem Theile meiner Lebensaufgabe gemacht, die Quartärbildungen Mährens zu verfolgen. Die, wie man zu sagen pflegt, typischen und wichtigsten Lehm- und Lösslager Mährens habe ich untersucht; aus Ost- und Westmähren, aus Mittel- und Südmähren habe ich bis zum heutigen Tage über ein Hundert Lössdepôts besichtigt und verglichen.

Die von mir in den Sitzungsberichten der anthropologischen Gesellschaft in Wien 1894, Bd. XXIV, S. 50—57 publicirte Abhandlung über die Lehm- und Lösslager enthält in bündiger Form die Hauptresultate dieser Forschungen; die Beschreibung der von mir untersuchten Lösslager wird bald nachfolgen.

Wie also sind die Lehm- und Lösslager in Mähren entstanden?

Es ist nothwendig, vorerst nachzuforschen, wie sie nicht entstehen konnten:

a) Die Lösslager sind nicht marinen Ursprunges; diess beweisen die in ihnen vorkommenden Reste von Landsäugethieren und die oftmals in Massen auftretenden Landconchylien.

b) Die in Mähren von mir untersuchten Lehm- und Lösslager sind nicht von den Fluthen der Flüsse und Bäche abgesetzt worden.

Wir finden nämlich die Lehm- und Lösslager in den meisten Fällen weit von den jetzigen Bach- und Flussläufen und so hoch über dem Bette derselben abgesetzt, dass zu deren fluviatilen Bildung das Vorhandensein so hoher Wasserstände vorausgesetzt werden müsste, die den ehemaligen tertiären Meeresgewässern gleichen würden. (Beispiele hiezu siehe auf Seite 52 meiner Abhandlung über die Lehm- und Lösslager.)

c) Unsere Lösslager sind der Hauptsache nach von den Winden zusammengetragen worden; das Material ist rein lokaler Natur; in den meisten Lösslagern kommen zugleich Straten vor, die durch Spülwässer abgesetzt worden waren (pluviatile Straten).

Ein schönes Beispiel für die von mir angeführte Bildungsart ist gerade der bei Předmost gelegene Lösshügel, von dem wir wegen seiner Wichtigkeit näher berichten wollen.

An der Westseite der eine kleine halbe Stunde im Norden von Prerau gelegene Ortschaft Předmost erhebt sich eine Klippe devonischen Kalkes, der in zwei Steinbrüchen aufgeschlossen erscheint; rings um diese Kalksteinklippe ist Löss abgelagert und bildet mit jener Kalksteinklippe eine auf allen Seiten isolirte Anhöhe, genannt Chlumberg oder Hradiskoberg.

Wie aus den von mir in der Zeit vom 28. Mai bis 2. Juni d. Js. in der Inundationsebene der Bečva und der Umgebung von Předmost abgeteuften Schächten hervorgeht[1]), überzeugten wir uns, dass, soweit die Bečva ihre Gewässer bei Ueberschwemmungen ergiesst oder früher ergossen hat, sich wohl Gerölle und Sande abgelagert haben, aber kein Löss sich gebildet hat; dass dagegen gerade da der Löss beginnt, wo die Ueberschwemmungsprodukte der Bečva aufhören und dass dann der Löss 22 m hoch zu der isolirten Spitze des Chlumberges bei Předmost steige; hieraus folgt also, dass der Löss bei Předmost nicht von den Fluthen der Bečva abgesetzt werden konnte.

Aber auch Spülwässer konnten diesen Löss nicht abgelagert haben, weil selbe von keiner Seite das Gefälle hieher besitzen, noch besassen; es konnten also nur Winde aus den Schwemmsanden der Bečva und den tertiären Sanden und Tegeln der Umgebung[2]) den Lösshügel gebildet haben.

Nun sind wir zu dem eigentlichen Punktum litis (Streitfrage) gelangt, nämlich zu der Frage, ob der Mensch nach der in dem Lössdepôt im Garten des Chromeček in Předmost vorkommenden Kulturschichte und ihren Einschlüssen mit den darin eingebetteten Mammuthen gleichzeitig gelebt hat oder nicht.

Wäre der dänische Forscher J. Steenstrup nicht im Jahre 1888 nach Mähren gekommen und hätte er nach Besichtigung des Lösslagers bei Předmost seine im Nachfolgenden zu prüfende Theorie nicht aufgestellt und

---

1) Siehe S. 63—64 Sitzungsberichte der anthropol. Gesellschaft Wien, Bd. XXIV, 1894.

2) Vergleiche meine Abhandlung: Die Lösslager in Předmost bei Prerau. Mittheilungen der anthropolog. Gesellschaft Wien, Bd. XXIV, S. 40—50.

sich gegen die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuthe nicht ausgesprochen: es wäre wenigstens für Mähren die von Dr. Wankel, von Karl Maška und mir ausgesprochene und begründete Ansicht, der Urmensch habe mit dem Mammuthe in Mähren gelebt, kaum angegriffen worden.

Nun hat sich aber Dr. Wankel, der der Erste in dem Lösslager im Garten des Chromeček wissenschaftliche Grabungen unternommen hat, für die Ansicht Steenstrup's entschieden und so standen in dieser Frage Steenstrup und Wankel mit ihren Anschauungen auf der einen, Karl Maška und ich auf der anderen Seite.

Betrachten wir nun näher Steenstrup's Theorie und prüfen wir genauer die von ihm vorgebrachten Gründe.

Steenstrup, der unsere diluvialen Ablagerungen nicht studirt hat, der unsere Höhlen und ihre Ablagerungen nicht kennt, sagt[1]):

1) Wie in Dänemark und in dem skandinavischen Norden, so war auch in Mitteleuropa und sonach auch in Mähren das Mammuth präglacial[2]) (S. 3 u. 20).

2) Auf dem Lösshügel von Předmost verendete in Folge einer natürlichen Katastrophe eine Mammuthherde (S. 12). Ihre Reste lagen auf dem sich bildenden Lösshügel und wurden zeitweise benagt durch Hyänen und andere Raubthiere (20).

3) Zwischen der Mammuthkatastrophe und der Ankunft des Menschen sind vielleicht Jahrtausende verflossen (S. 9).

Die Mammuthreste sind zufolge der Natur der Lössbildung bald mehr, bald minder von einer Schicht Lössstaubsandes überdeckt, bald wieder abgedeckt und entblösst gewesen.

Die Folge davon war, dass die grösseren und stärkeren Knochen geborsten und der Länge nach gesprengt, die kleineren (Wirbel und Rippen) nach allen Seiten geborsten sind und dass alle blossliegenden Knochen durch die Luft und den windbewegten Staubsand eigenthümlich an der Oberfläche geglättet und die Kanten der grösseren Knochen Spuren der Abschleifung und Abrundung zeigen (20).

4) Während diese Mammuthreste bloss oder theilweise bloss lagen, haben Rudel kräftiger Wölfe das reiche Aasfeld besucht; vielleicht sind sie Jahrhunderte hindurch auf ihren Streifzügen zu Gast gewesen. Dasselbe thaten Polarfüchse (S. 21).

5) Der Mensch erschien jedoch in Mähren erst mit dem Renthiere, d. h. in der Renthierzeit (S. 20), die unabsehbar weit von jener der Mammuthe liegt; zwischen beiden Phasen des Diluvium liegen vielleicht Jahrtausende (9).

Dieser Renthiermensch jagte hier das Mammuth nicht; er fand es vielmehr nur im fossilen oder halbfossilen Zustande vor und hat sich, wie es die Jakuten und andere nordasiatische Volksstämme noch heutigen Tags thun, aus dem Elfenbein und den Knochen seine Artefakte gemacht (S. 20 u. 21).

6) Die Kulturschichte im Garten Chromečeks ist offenbar missverstanden und missdeutet worden (S. 9). Dieselbe war nicht eine einfache, sondern eine zweitheilige; sie bestand aus der dem Raume nach kleineren und der Zeit nach jüngeren Gruppe der Bestandtheile und dem der Masse und dem Raume nach überwiegenden Bestandtheile, nämlich dem den ganzen Platz überdeckenden Leichenfelde von Mummuthgerippen und ihren Zeitgenossen — diese war zugleich die ältere (S. 19).

Wir wollen nun in Kürze auf Steenstrup's Ausführungen antworten.

ad 1. Das Mammuth, das Nashorn und viele andere Gras- und Fleischfresser waren in Mähren präglacial und sind lange vor dem Urmenschen nach Mähren eingewandert. Diess erscheint von mir bereits in den Mittheilungen der Sektion für Höhlenkunde des österreichischen Touristenklubs 1886, S. 9 ausgesprochen und in meiner Monographie über die Höhlen in den mährischen Devonkalken und ihre Vorzeit (Jahrb. der k. k. geolog. R.-A., Bd. 42, S. 610—612) erwiesen.

Hierin stimmen also unsere Ansichten überein. Allein wie aus der Liste meiner mit der grössten Sorgfalt ausgehobenen Funde der Thierreste in der Kůlna (Jahrbuch Bd. 41, S. 526—535) über allen Zweifel hervorgeht, lebte bei uns das Mammuth auch in der glacialen Zeit zusammen mit Cervus tarandus, mit Gulo borealis, Canis lagopus, Lepus variabilis, Lagopus alpinus, L. albus und Myodes torquatus, und in dieser Zeit kam der Urmensch nach Mähren, so dass dieser noch das Mammuth sah und es jagen konnte.

ad 2. Die Frage, wie die Mammuthe auf den Lösshügel von Předmost gekommen sind, ist eigentlich eine Nebenfrage; sie wird jedoch von Steenstrup zur Hauptfrage erhoben und zum Angelpunkte gegen die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuthe gemacht.

Nehmen wir nun mit Steenstrup an, es sei hier bei Předmost eine Mammuthherde aus welch' immer elementarem Ereignisse umgekommen. Was folgt daraus?

Raubthiere kamen und zerstückelten die frisch gefallenen Leichen und dislocirten die einzelnen zusammenhängenden Theile. Aber auch der Mensch konnte sich eingefunden und an dem Mammuth-Gastmahle sogar im Kampfe mit den Bestien participirt haben.

ad 3. Wenn Steenstrup behauptet, die Mammuthreste seien bald von dem Lössstaube bedeckt, bald wieder unbedeckt geblieben und es seien Jahrtausende zwischen der Mammuthkatastrophe und der Ankunft des Menschen verflossen (S. 9), so muss diess auch jener, der sich mit der Lössbildung niemals befasst hat, entschieden widersprechen.

Setzen wir also voraus, die Mammuthherde wäre im strengen Winter auf dem Lösshügel umgekommen; was geschieht im nächsten Sommer?

Das Fleisch musste abfaulen, von den Knochen nach und nach sich ablösen und die Cadavera in einzelne, etwa noch durch Sehnen zusammenhängende Skeletstücke zerfallen.

Im nächsten Winter mögen diese Mammuthreste sich wohl erhalten haben; aber in dem darauffolgenden Sommer werden auch die Sehnen verfault gewesen sein und der Verwitterungsprozess der Knochen wird nun begonnen haben.

Ueber diesen Verwitterungsprozess will ich aus eigener Erfahrung Folgendes mittheilen:

Gleich nach dem Anlangen der Steenstrup'schen Abhandlung im Jahre 1890 setzte ich einige Knochen von Hausthieren den Atmosphärilien aus. Von diesen lege ich hier vor: den rechten Unterkiefer vom Pferde und den linken hinteren Laufknochen (Metatars sin.) vom Hausrinde.

Nach Ablauf von 4 Jahren erhielt der Unterkiefer des Pferdes folgendes Aussehen:

---

1) Siehe Mittheilungen der anthropol. Gesellschaft in Wien, 1890, Bd. XX, S. 1—31.

2) S. 9 in der Fussnote werden diese ausdrücklich Vor-Eiszeit-Elephanten genannt.

Die Farbe ist schmutzig grau mit einzelnen verbleichten Stellen, besonders an der Aussenseite; der Knochen ist wie ausgelaugt, mit vielen Rissen und Sprüngen versehen, die zumeist der Längsachse des Astes parallel laufen. Der äussere Alveolalrand steht von den Zahnrändern weit ab; die 6 Backenzähne sind an der inneren und äusseren Wand rissig, einzelne Theile des Schmelzes sind abgesprungen, grössere Partien hievon im Abspringen begriffen; aus dem ganzen Aussehen und der Beschaffenheit des Knochens geht hervor, dass der Kieferast im Bersten und die Zähne im Zerfallen begriffen sind.

Der Metatarsus vom Hausrinde ist besser erhalten, doch nimmt man wahr, dass die untere Epichise sich ablösen will und dass der Knochen sowohl an der vorderen, als auch an der hinteren Seite in der Mitte der Länge nach geborsten erscheint und dass das Zerfallen dieses Knochens in zwei Hälften wird nicht lange auf sich warten lassen.

Nun, diess sind die Folgen einer bloss 4jährigen Einwirkung der atmosphärischen Einflüsse bei uns im gemässigten Klima; die Folgen strenger sibirischer Kälte würden noch nachhaltiger sein.[1])

Wenn nun Steenstrup behauptet, die Mammuthknochen wären bald bedeckt gewesen, bald wieder lange Zeit unbedeckt geblieben und diess hätte Tausende von Jahren gedauert, so sehen wir aus den obigen Beispielen, dass aus den Mammuthknochen und Mammuthzähnen gar nichts mehr geblieben wäre, sie wären nach einigen Dezenien zerfallen, Spülwässer hätten die Partikeln weggetragen und wir wären nicht in die Lage versetzt worden, über ihre Provenienz uns den Kopf zu zerbrechen.

Nach Steenstrup sollen Mammuthknochen geglättet sein und diess soll von der Einwirkung sandführender Luftströmungen herrühren; ebenso sei die Abrundung und Abschleifung an den Kanten hiedurch bewirkt worden.

Wenn wir die Knochen sowohl der Mammuthe, als auch der übrigen hier eingebetteten Thiere näher untersuchen und vergleichen, so finden wir, dass nur wenige eine scheinbar geglättete Oberfläche besitzen; die grösste Anzahl derselben hat eine rauhe, ausgelaugte Oberfläche, wie sie fast allen Thierresten eigen ist, die aus dem wasserdurchlässigen Lösse stammen; die meteorischen Niederschläge dringen in den Löss hinein, sickern nach und nach durch und laugen die Knochen aus; nur da, wo ein Knochen über dem anderen liegt, kann es geschehen, dass der untere, also geschütztere Knochen ein frischeres Aussehen behält und eine mehr glatte Oberfläche sich bewahrt; auch da, wo eine mehr tegelige Schichte den Knochen vor dem sickernden Wasser deckt, erscheint die Oberfläche weniger ausgelaugt, also weniger rauh.

Die Abrundung und Abschleifung der Kanten war in Folge der von Thieren und Menschen geschehenen Dislocirungen der Knochen veranlasst worden.

Ich lege hier aus einer kleinen Höhle des Hadeckerthales, genannt Schwedentisch, die 16 m über der Thalsohle erhoben ist und in die gewiss keine staubführenden und glättenden Luftströmungen gelangt waren, 2 Rhinocerosknochen vor (Corpus der linken Tibia und corpus des linken Radius).

Wie wir an beiden Knochen sehen, sind die oberen und unteren Enden abgebissen und die Kanten von Bestien abgekaut, überdiess ist der Radius der Länge nach geborsten, während von der Tibia an der Vorderseite der Kamm im Abspringen begriffen erscheint; weiters lege ich den linken Astragalus von Rhinoceros tichor. vor; auch dieser trägt Zahnmarken von Raubthieren; alle 3 Knochen erscheinen auf der Oberfläche schön geglättet.

Aber so, wie Steenstrup sich die Bildung des Lösses vorstellt, ist selbe bei uns nicht vor sich gegangen.

Ehe aus dem blossen Sande, d. h. den lose angehäuften Kieselkörnern der plastische gelbe Lehm, d. h. der Löss sich bildet, muss dieser Sand reifen, d. h. durch die Einwirkung der Atmosphärilien muss sich die thonige Substanz bilden und mit dem Sande vermengen; wenn wir den Sand auf der einen Stelle nehmen und ihn auf der anderen ablagern, so wird aus ihm noch kein Löss — wir hätten ja in den Wüsten schon längst überall fruchtbaren Löss statt des unfruchtbaren Sandes. Der Sand reifte in der Regel unweit des jetzigen Lössdepôts aus Sanden und Tegeln heran und wurde schon als Lössstaub vom Winde hergetragen und dann von einer Grasdecke überzogen.

Ist aber blosser Sand auf den sich bildenden Lösshügel hingetragen worden, so musste durch Graswuchs eine Umwandlung dieses Sandes in Löss nach und nach erfolgt sein.

Hat sich aber einmal eine Grasdecke über den Lösshügel ausgebreitet, dann vermochte kein Wind den Löss wegzutragen, zumal sich durch das Sickerwasser die Lössmasse immer fester verband.

Dass aber die Lössoberfläche in Předmost von dieser Grasdecke geschützt war, beweisen die feinen Röhren in demselben, die von abgestorbenen Pflanzenwurzeln und Pflanzenfasern herrühren.

4. Die Wölfe sollen Jahrhunderte lang zum Frasse zu diesem Aasplatze sich eingefunden haben.

Wie ist diess, frage ich, möglich? Waren die Mammuthreste unbedeckt, so verfaulte das Fleisch, die Knochen wurden ausgelaugt und nach wenigen Jahren stellten sich die Wölfe zu einem Schmause hier gewiss nicht ein; waren die Mammuthreste vom Lösse bedeckt, so verfaulte doch das Fleisch und die Knochen wurden durch das Sickerwasser auch ausgelaugt; auch dann stellten sich die Wölfe nicht ein. War jedoch der Boden festgefroren, so konnte ihn der Wind nicht wegtragen und die Wölfe an dem Fleische der Knochen nicht nagen.

Wenn aber der Boden aufgethaut ist, da begann der Verwesungsprozess; in einigen Jahren musste in jedem Falle jede Schmauserei hier aufgehört haben.

ad 5. Unsere Funde in den Höhlen weisen nach, dass der Mensch in Mähren in der glacialen Zeit erschienen ist; dasselbe bestätigt aber auch die Kulturschichte von Předmost; denn wenn wir darin Reste von Ovibus moschatus (Moschusochsen), Myodes torquatus (Halsbandlemming), Canis lagopus (Eisfuchs), Gulo borealis (Vielfrass), Cervus tarandus (Renthier), Lepus variabilis (Schneehase), Lagopus alpinus und Lagopus albus (Schneehuhn und Moorhuhn), also die Vertreter der arktischen oder glacialen Fauna vorfinden,

---

1) Aus der Zeitschrift der österr. Gesellschaft für Meteorologie 1881, Bd. XVI, pag. 197—198, entnehme ich über die Kälte von Werchojansk (67° 34′ N, 133° 51′ E) Folgendes:

Alte Baumstämme bersten in Folge des Frostes unter betäubendem Lärm, mächtige Felsstücke werden abgesprengt und rollen in die Tiefe herab; ein dreifacher Renthierpelz ist kaum im Stande, das Blut vor dem Erstarren zu schützen, den Pferden platzen vor Kälte die Hufe, Renthiere suchen Schutz in den Wäldern u. s. w.

wie sollen wir jene Phase des Diluvium benennen, in der jene Thiere in der Umgebung von Předmost gelebt haben.

Ob der Mensch das Mammuth hier gejagt hat oder nicht ist wieder für unsere Hauptfrage irrelevant.

Dass der Mensch das Mammuth hier nicht im fossilen oder halbfossilem Zustande angetroffen habe, sondern mit ihm gleichzeitig lebte, haben wir bereits gezeigt.

ad 6. Die Kulturschichte im Garten des Chromeček haben genau untersucht: Dr. Wankel, Karl Maška, Prof. J. Klvaňa, ich und Florian Koudelka, derzeit k.k. Bezirksthierarzt in Wischau. Keinem von diesen Forschern fiel es ein, eine Kulturschichte, in der von dem Liegenden bis zum Hangenden Thierreste und darunter vornehmlich Mammuthreste nebst Artefakten vorkommen, eine zweitheilige zu nennen; jeder von ihnen war überzeugt, diese durch Holz- und Knochenkohle geschwärzte Strate sei in einer bestimmten Phase des Diluvium entstanden; der Mensch mit den hier eingebetteten Thieren habe hier gelebt, sich durch längere Zeit oder wenigstens in nicht langen Intervallen sich auf dem Lösshügel aufgehalten.

Nun kommt Steenstrup aus Dänemark und erklärt nach geschehener Besichtigung dieser Kulturschichte:

Ihr alle habet euch geirrt, ihr habet diese Kulturschichte missverstanden, sie ist nicht eine einfache, sondern eine zweitheilige, ungeachtet dass Flint und Steinwerkzeuge mit den Mammuthknochen zusammen in einer Art Breccie eingepackt sich vorfinden (S. 10).

Wie man sich eine solche zusammen verkittete Schichte als eine zweitheilige vorstellen könne, begreife ich nicht; ich habe Hunderte von Schichten untersucht und beschrieben; aber zweitheilig konnte ich nur eine solche nennen, bei der die Straten (oberen und unteren) sich durch ihre Farbe oder ihre Zusammensetzung unterscheiden.

Wenn wir aber von diesem nicht zutreffenden Worte absehen wollen, was konnte Steenstrup bewegen, diese so zusammengesetzte Schichte in eine ältere aus Mammuthknochen und in eine jüngere aus Artefakten und aus Resten von Thieren, die dem Menschen als Nahrung dienten (vornehmlich Cervus tarandus) bestehende zu scheiden, da es doch handgreiflich war, dass Renthierreste und Artefakte die ganze Kulturschichte durchsetzten?

Die zuletzt erwähnte Ausführung Steenstrup's wäre ganz unbegreiflich, wenn sie sich nicht auf seine vorgefasste, nach Mähren bereits mitgebrachte und hier zurecht gelegte Meinung über das nacheiszeitliche Auftreten des Menschen in Mittel-Europa stützen würde. Ich selbst war Anfangs nicht ein Anhänger der von Steenstrup bekämpften Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuthe; allein je länger und intensiver ich mich mit wissenschaftlichen Grabungen befasst habe, desto klarer überzeugten mich die Funde und ihre Lagerungsverhältnisse, dass das Mammuth, Elephas primigenius, in Mähren (von anderen Ländern spreche ich nicht) schon in der präglacialen Zeit aufgetreten ist, dass dasselbe jedoch in die glaciale Phase des Diluvium hinübertrat, und wenn es sich auch in diesen ungünstigen Zeiten stark verminderte, dennoch mit dem Urmenschen bei uns lange Zeit gelebt hat. Auf Grund der in den Höhlen und ausserhalb derselben vorgenommenen Untersuchungen spreche ich mich in Bezug auf Mähren mit aller Entschiedenheit für die Contemporennität des Menschen mit dem Mammuthe aus.

Herr Prof. Dr. **Joh. Ranke**-München:

Die Herren, welche vor zwei Jahren mit in Ulm gewesen sind, werden sich daran erinnern, dass bei dem damaligen Kongresse Herr Geheimrath Virchow zu dieser Frage Stellung genommen hat und zwar in einem ganz anderen Sinne, als wir das eben von Herrn Dr. Kříž gehört haben. Herr Geheimrath Virchow hat die Einwürfe, welche von Steenstrup und Wankel gegen die Gleichzeitigkeit des Menschen und des Mammuth in Předmost vorgebracht worden sind, besprochen und hat uns aufgefordert, in der Erklärung dieser Funde recht vorsichtig zu sein. Das was wir jetzt gehört haben, war eigentlich eine Entgegnung gegen das, was damals Herr Geheimrath Virchow in Ulm gesagt hat; so muss man das Ebengehörte von vorneherein auffassen, und so will es gewiss auch der geehrte Herr Vorredner aufgefasst haben.

Der Herr Vorredner hat zunächst über die Höhlenforschungen gesprochen und hat uns über die Schichtungen in den Höhlen, die von ihm selbst so sorgfältig untersucht worden sind, ein Bild zu geben versucht. Diese Höhlenforschungen haben alle, mögen sie nun sorgfältig oder weniger sorgfältig ausgeführt werden, einen gewissen Haken: wir sind nämlich kaum jemals vollkommen im Stande, die Schichten, auch sehr tiefe, vollkommen scharf betreffs ihres Inhaltes von einander zu trennen. Ich erinnere dafür nur an das berühmte Wort von niemand Geringerem als dem Entdecker des Diluvialmenschen: Boucher de Perthes, dass der Werth der in den Höhlen gefundenen Reste für die Altersbestimmung des Menschen ein zweifelhafter sei, da die Höhlen die Karawansereien aller vergangener Geschlechter gewesen seien. Wir finden dort vielfach auch in scheinbar ungestörten Schichten in der Tiefe doch Dinge, die dahin nicht gehören und die gewissermassen zufällig in die Schichtenablagerungen hineingekommen sind. In den feuchten Höhlenlehm z. B. werden Dinge eingetreten, welche dann auch durch ihr spezifisches Gewicht sinken. Auf diese Weise können sie auf den Grund des Höhlenlehms kommen, während sie ihrer eigentlichen Provenienz nach in die allerhöchste Schichte gehören. So habe ich selbst mitten unter Knochen diluvialer Thiere Scherben eines gusseisernen Topfes gefunden. Ich glaube, dass wir uns, von Höhlenforschungen ausgehend, doch nur mit der allergrössten Vorsicht ein Bild machen dürfen über die zeitlichen Verhältnisse, in denen der Mensch in der Höhle aufgetreten ist.

Sie wissen alle, dass die eigentliche Entscheidung über das Vorkommen des Menschen im Diluvium nur dadurch möglich war, dass man in seit dem Diluvium sicher ungestörten diluvialen Schichten ausserhalb der Höhlen die charakteristischen Manufakte des Menschen gefunden hat, auf welche von dem Herrn Vorsitzenden in seiner Eröffnungsrede hingewiesen worden ist. Nun darf man aber die in Frage stehende Lössablagerung bei Předmost meiner Meinung nach, weil sie eben aus Löss besteht, keineswegs identifiziren etwa mit jenen klassischen ungestörten Diluvialschichten, z. B. im Sommethal, aus denen man die menschlichen Manufakte, die zweifellos aus dem Diluvium stammen, gewonnen hat. Wer überhaupt Löss untersucht hat, wie ich ihn viel untersucht habe, weiss, wie ausserordentlich schwierig es ist, die ursprüngliche s. v. v. Schichtung in ihm zu erkennen. Wir haben im Löss in der Nähe von München eine ganze Reihe künstlicher Höhlen, in welche ich selbst vielfach hineingekrochen bin. An Stellen, wo solche Höhlen eingestürzt waren,

habe ich oft graben lassen und konstatirt, dass hier die alte Lagerung nicht mehr zu erkennen war. Der Besitzer einer solchen künstlichen Höhle bei Dachau bei München warnte mich einmal sehr lebhaft, in seine Höhle hinein zu kriechen. Ich habe es dort auch wirklich nur einmal ausgeführt, weil der Löss an der Höhlendecke bröckelte, so dass es sehr leicht hätte eintreten können, dass ich dort verschüttet worden wäre und dann hätte man mich vielleicht einmal später als diluvialen Professor aus dem Löss bei Dachau ausgegraben.

Der Löss ist für Sickerwasser in hohem Grade durchlässig, so dass er zusammensickert und dadurch eine unter Umständen ganz regelmässige und doch ganz neue Lagerungen bildet. Die Verhältnisse sind in gewissem Sinne ähnlich wie bei den Salzstöcken in Hallein, wo man mitten in den Salzstöcken die Manufakte der alten prähistorischen Bergleute findet; diese haben aber auch nicht gelebt vor der Bildung des Salzes, sondern ihre Manufakte sind ganz in derselben Weise, wie das beim Löss vorgehen kann, in diese scheinbar ungestörten Lagen hineingekommen.

Das Hauptmissverständniss aber, an welchem der Vortrag des Herrn Vorredners leidet, ist das, dass er glaubt, es sei von Steenstrup die Meinung ausgesprochen worden, diese Mammuthleichen seien in einer unseren gegenwärtigen Verhältnissen in Mitteleuropa z. B. in Mähren ähnlichen Periode längere Zeit, vielleicht viele Jahrhunderte oder Jahrtausende unbedeckt gewesen. Das, worauf Steenstrup exemplifizirt, sind ja die heutigen Tags noch erhaltenen Mammuthleichen, welche die Jakuten und die nordsibirische Bevölkerung heute noch ausgraben und welche noch heute die Hauptquelle des Elfenbeins in der Technik sind. Gerade so wie jene Völker heute noch die Leichen nur in dem gefrorenen Boden auffinden, aus den Zähnen und Knochen ihre Werkzeuge machen, und mit dem Fleische ihre Hunde füttern, so konnte der Mensch auch in der Zeit, um die es sich bei dieser Diskussion handelt, nämlich in der Glacial- resp. Postglacialperiode, in der Rennthierepoche, wo Menschen sicher vorhanden waren, Mammuthleichen auch in unseren Gegenden in ganz ähnlichem Erhaltungszustande finden. Das ist die Idee Steenstrups gewesen, und wenn er sagte, es können Jahrhunderte hingegangen sein, in welchen Hunde und Wölfe von den Mammuthleichen gefressen haben, so hat er guten Grund dafür. Es sind ja doch gewiss in Nordasien jetzt schon Jahrtausende verflossen, seitdem diese Thiere von den Mammuthleichen sich nähren, wie sie es ja heutzutage bei den Jakuten u. s. w. noch thun.

Die Auseinandersetzungen von Steenstrup haben ja noch keinen vollen Beweis dafür gebracht, dass der Mensch nicht gleichzeitig mit dem Mammuth dort in Předmost war. Aber das ist ganz gewiss, dass man sich ganz ausserordentlich skeptisch verhalten muss bei Erklärung dieses Fundes, da wir es dort nicht mit Funden aus sicher seit dem Diluvium ungestörten diluvialen Schichten zu thun haben, sondern mit Löss. Ich wiederhole: wir müssen hier sehr vorsichtig sein, und wir haben auch noch heute gar keinen Grund, an den Aufstellungen zu rütteln, welche vor 2 Jahren unser hochverehrter Herr Vorsitzender in Ulm gemacht hat, und wir müssen es Steenstrup und Wankel mit Dank gedenken, dass sie ihre Zweifel über die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuth in Předmost zu begründen versucht haben.

Herr Dr. **Kříž:**

Ich kann die von dem hochgeehrten Herrn Vorredner gemachten Bedenken durchaus nicht theilen. Ich habe ausdrücklich bemerkt, dass man Funde aus kleineren Höhlen, wo die eben früher erwähnten Kriterien nicht vorhanden sind, zur Altersbestimmung gar nicht verwenden soll.

Bei grösseren Höhlen aber, wo man die Schichten auf lange Entfernungen genau verfolgen kann, ist jede Täuschung ausgeschlossen.

Die Bemerkung, dass Artefakte aus jüngerer Zeit, etwa in Folge des spezifischen Gewichtes, in ältere Schichten sich herabsenken können, ist, soweit es unsere mährischen Höhlen anbelangt, nicht zutreffend.

Die Kulturschichten in unseren Höhlen bestehen aus so fest verbundenen Erd- und Geröllmassen, dass ein Herabsinken etwaiger Artefakte, wie diess etwa bei Moorgründen der Fall ist, ganz unmöglich war und ist.

Selbst grosse Kalblöcke sind nicht im Stande, in Folge der eigenen Schwere in die bestehende Ablagerung herabzusinken, viel weniger also Artefakte.

Den bei Předmost über der Kulturschichte abgesetzten Löss erkennt Steenstrup selbst als ungestört an (Mittheilungen der anthropol. Gesellschaft, Bd. XX, S. 11); ich habe also in dieser Richtung gar nichts mehr beizusetzen; ich bemerke nur im Allgemeinen, dass wir bei uns in den Lösslagern in der Regel pluviatile, d. h. von Spülwässern abgesetzte Schichten vorfinden und dass also jede nachträgliche Störung des Lösses die Störung dieser pluviatilen Schicht zur Folge hatte, was sofort erkennbar wäre.

Was unter einem ungestörten Aschenherde lag, muss seit der Zeit dieser Feuerstätte ungestört geblieben sein; hiezu gesellen sich in vielen Fällen mehr oder weniger starke Sinterdecken, was unter einer ungestörten Sinterdecke eingeschlossen war, konnte unmöglich jünger sein, als die Sinterdecke selbst und das, was in der über der Sinterdecke ruhenden Ablagerung enthalten ist.

„Funde aus kleineren Höhlen, wo diese Kriterien nicht vorhanden sind, sollen zur Altersbestimmung nicht verwendet werden; und in dieser Richtung wurde viel gesündigt und wird jetzt noch gesündiget."

Herr **R. Virchow**-Berlin:

**Ueber Zwergrassen.**

Ich habe, hochverehrte Anwesende, schon im vorigen Jahre auf der Generalversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Hannover eine kleine Besprechung über die Zwergrassen begonnen. Damals war eben vor nicht langer Zeit Dr. Stuhlmann aus Afrika zurückgekehrt und hatte zwei lebende Damen eines Zwergenstammes mit nach Berlin gebracht; ich musste mich daher auf einige vorläufige Bemerkungen beschränken. Ich darf wohl jetzt über diese hinweggehen. Diejenigen, die sich dafür interessiren, möchte ich darauf verweisen, dass unser vorjähriger Bericht das Nöthige, was diesen Punkt betrifft, enthält. Seit dieser Zeit ist das Material nicht unbeträchtlich verstärkt worden, insbesondere sind die sonstigen Schädel, die Herr Stuhlmann in Zentral-Afrika gesammelt hatte, angekommen und zwar in einem gut erhaltenen Zustande. Es ist damit zum erstenmal ein thatsächliches Material von nicht geringer Ausdehnung zur Stelle geschafft und die Ergebnisse lassen sich durch gegenseitige Vergleichung der individuellen Variationen einigermassen aus-

gleichen. Was das eine zu viel hat, hat das andere zu wenig, und wir gewinnen so allmählich ein gewisses mittleres Maass. Darüber werde ich gleich nachher kurz sprechen, soweit es im Rahmen einer solchen Verhandlung möglich ist.

Ich will vorausschicken, dass die Frage der Zwergrassen, wie es ja immer bei derartigen neuen Fragen geht, sich schnell erweitert hat; immer neue Bezirke der Erde sind hereinbezogen worden, wo Zwergrassen zu finden seien. Ich habe deshalb einige grosse Karten aufhängen lassen, um die Gegenden zu zeigen, wo Zwergstämme wohnen. Sie werden daraus ersehen, dass manche dieser Stämme längst bekannt waren; man hat aber erst angefangen, nachdem man einmal die Afrikaner hatte, auch die sonst bekannten kleinen Stämme Zwergrassen zu nennen, während man sie früher nicht so genannt hatte, z. B. die Wedda auf Ceylon oder die Lappen. Von denen wusste man ja, dass sie kleine Leute seien, aber bis dahin hatte man sie nicht mit den Afrikanern zusammengestellt.

Die Bedeutung der Zwergen-Frage ist nun aber mehr und mehr verschärft worden und ich will namentlich hervorheben, was mich vorzugsweise bestimmt hat, hier darüber zu sprechen, nämlich die Neigung, die sich augenblicklich geltend macht, die Zwerge bis in sehr ferne Zeiten der Prähistorie zurückzuverfolgen. Die Zwergenfrage ist in der That eine prähistorische Frage geworden.

Wie das zugegangen ist, ist allerdings sehr sonderbar. Der erste, welcher derartige Betrachtungen angestellt hat, war ein französischer Forscher, Mr. Piette, seines Berufes Ingenieur, ein sehr scharfsichtiger Mann, der im südlichen Frankreich auf demselben Wege, auf dem schon frühere Anthropologen ihre bahnbrechenden Beobachtungen gemacht hatten, weiter gegangen ist. Unter manchen persönlichen Schwierigkeiten, die er in seinem Bericht ausführlich schildert, ist er dahin gelangt, eine Reihe unberührter diluvialer Fundschichten bloss zu legen, in denen er allerlei Werkzeuge von Elfenbein antraf, auf denen sich Zeichnungen der verschiedensten Art finden, namentlich auch menschliche Figuren. Er hat diese Periode, im Gegensatz zu einigen anderen benachbarten Abschnitten der ältesten Steinzeit, durch einen besonderen Namen unterschieden: er hat sie die époque de l'ivoire, die Elfenbeinperiode genannt. Sie würde sich als ein besonderes Gebiet zwischen Steinzeit und Metallzeit einschieben. Innerhalb dieser Elfenbeinperiode hat er nun — ich kann mich in dieser Beziehung nur auf seine Angaben berufen, ich selbst war nicht in der Lage, etwas davon zu sehen — auch Figuren, theils vollkommen ausgeführte, theils nur vorgeritzte, gefunden, welche Menschen darstellen, und er hat daran zu zeigen sich bemüht, dass diese Gestalten unter den uns bekannten Völkerstämmen am meisten Aehnlichkeit mit den Buschmännern haben, und zwar hauptsächlich durch zwei Eigenthümlichkeiten, die im Kreise von Damen nicht weiter erörtert werden können, einerseits durch die sogenannte Steatopygie, andererseits durch die Hyperplasie der Labia minora. Beides glaubte er mit positiver Sicherheit aus den Zeichnungen nachweisen zu können. Darauf basirte er seine These, dass die Menschen, welche diese Skulpturen hergestellt haben, offenbar Personen vor sich gehabt haben müssen, welche den heutigen Buschmännern (oder Buschfrauen) glichen. Unser Buschmann-Forscher, Dr. Fritsch, ist leider schon abgereist, und wir müssen vorläufig auf sein Urtheil verzichten. Herr Piette fasst die Elfenbeinkünstler der Urzeit als nahe Verwandte derjenigen Zwergrasse auf, die wir gegenwärtig besprechen wollen. Jedenfalls müssten wir, wenn seine Angaben richtig sind, annehmen, dass in der alten Steinzeit im südlichen Frankreich ein Geschlecht existirt habe, das in wesentlichen Zügen mit den heutigen Buschmännern übereinstimmte. Sie wissen wohl, dass in Frankreich seit langer Zeit eine grosse Neigung besteht, die prähistorischen Menschen des südlichen Frankreichs mit der afrikanischen Bevölkerung in nahe Beziehung zu setzen. Die einzelnen Forscher unterscheiden sich nur dadurch, dass der eine befriedigt ist, wenn er bis zum Atlas gehen kann, der andere die Sahara dazu nimmt, bis wir schliesslich zum Kap der guten Hoffnung gekommen sind. Das würde an sich schon genügen, um uns zu veranlassen, einen Blick auf diese Verhältnisse zu werfen.

Allein einer unserer deutschen Freunde, der ein sehr eifriger und sorgfältiger Beobachter ist, Herr Kollmann in Basel, der Vorgänger des Herrn Ranke im Generalsekretariat der deutschen Gesellschaft, glaubt nun auch in der Schweiz eine Stelle aufgefunden zu haben, wo ein Pygmäengeschlecht der Vorzeit in Wirklichkeit existirt hat, und er glaubt auch, die Reste desselben direkt aufgefunden zu haben. Leider ist der Mann, der uns über diese Stelle berichten sollte, Dr. Nüesch, so viel ich weiss, bis jetzt nicht erschienen; er war angemeldet, aber es ist mir bis jetzt nicht bekannt geworden, dass er erschienen wäre. Er ist ein eifriger Forscher, der seit mehreren Jahren damit beschäftigt ist, eine kleine und, wenn ich so sagen soll, höchst eingedichtete Stelle nach solchen alten Ueberresten zu durchforschen.

Die Stelle liegt etwas nördlich von Schaffhausen, in einer Richtung, die auch sonst schon in prähistorischer Beziehung sehr bekannt ist, insbesondere durch die berühmte Thayinger Höhle, die so lange Zeit hindurch die Autoren beschäftigt hat wegen der Funde von eingeritzten Zeichnungen. Die neue Stelle findet sich am Eingange zum Freudenthal, in dem, etwas weiter zurückliegend, die bekannte Freudenthaler Höhle erforscht ist, welche ausgezeichnetes Material in Renthiersachen geliefert hat. Die Stelle, von der ich sprechen will, führt den Namen: Das Schweizerbild. Der Thalrand wird daselbst durch steil aufgerichtete und stark abgebröckelte Felsen gebildet. Insbesondere hebt sich ein grosser Vorsprung hervor, der an seiner Basis eine seichte Einbuchtung besitzt. An dieser kleinen Stelle, die nach aussen ganz offen ist, fand man im Schutt neben zahlreichen Thierknochen Reste von einem alten Menschengeschlecht, namentlich eine ganze Reihe von Gräbern. Ich war vor ein paar Jahren auf Einladung des Herrn Dr. Nüesch selbst da und habe einige dieser Gräber gesehen. Leider hatte ich nicht Zeit genug, mich lange mit der Sache zu beschäftigen; ich war jedoch überrascht, dass diese Gräber so klein waren und die Skelette auch. Ich hatte, wie Herr Nüesch, die Meinung, die vielleicht irrig war, dass es sich hauptsächlich um Kindergräber handle, und ich bin mit diesem Gedanken nach Hause gefahren[1]). Herr Kollmann hat dann später die Sache aufgenommen, diese „Kinder" genau untersucht, und glaubt nun, nachweisen zu können, dass es sich nicht um Kinder handelt, wenigstens nur zum Theil, und dass ein anderer Theil Zwerge gewesen seien. In dem Bericht, den er mir geschickt hat, hat er angegeben, dass im

1) Vgl. Verhandl. der Berliner anthrop. Gesellsch., XXIV, S. 456.

Ganzen 26 Bestattungen konstatirt worden sind; unter diesen waren nach seiner Bestimmung 13 Erwachsene, d. h. solche aus der neolithischen Zeit, und 11 Kinder im Alter bis zu 7 Jahren. Auch fand man in der nächsten Nachbarschaft ausserdem noch die Leiche eines Erwachsenen und eines Kindes. Unter diesen Resten glaubt er nun positive Pygmäenreste nachweisen zu können. Er hat mir ein paar Knochen davon geschickt, Extremitätenknochen, von denen ich nicht umhin kann, zu sagen, dass sie in wesentlichen Stücken dem entsprechen, was man bei Zwergen erwarten darf. Es sind kleine Knochen, aber ausgebildete, nicht erst im Wachsthum begriffene oder darin unterbrochene. Auf einer mir übersendeten Abbildung ist ein Paar solcher Knochen wiedergegeben: ein langer, gewöhnlicher Knochen von einem heutigen Schweizer und mehrere kleinere Knochen aus dem Erdloch des Schweizerbildes; daneben sind auch Schädel in Parallele abgebildet. Die Details seiner Untersuchung werden demnächst erscheinen, ihre Publikation ist schon vorbereitet; ich habe hier nur darauf hinweisen wollen.

Nun möchte ich noch Eines besonders betonen, und da wir einen gelehrten italienischen Forscher seit gestern unter uns haben, der seine Aufmerksamkeit dieser Pygmäenfrage besonders zugewendet hat, Herrn Sergi von Rom, so darf ich hervorheben, dass er es gewesen ist, der sehr wesentlich dazu beigetragen hat, die Auffassung von Kollmann zu stärken, indem er auf das Vorkommen verhältnismässig kleiner Schädel in der heutigen europäischen Bevölkerung aufmerksam gemacht hat. Herr Kollmann hat sich der Auffassung Sergi's, dass die kleinen Schädel auch kleinen Menschen gehören, sehr stark genähert. In diesem Punkte muss ich jedoch meine volle Diskordanz mit den beiden Herren aussprechen. Nach meiner Erfahrung ist für die Frage der Zwergrassen die Grösse der Schädel allerdings nicht gleichgiltig, aber doch von keinem entscheidenden Werthe.

Ich will in dieser Beziehung ein paar positive Angaben machen. Dieselben stützen sich zuerst auf das Material, welches Dr. Stuhlmann aus Centralafrika mitgebracht hat. Ich darf wohl kurz erwähnen, dass die Region, aus der seine Zwerge stammen, tief im Innern gelegen ist, südwestlich vom oberen Nil, da wo die Quellflüsse der nördlichen Nebenströme des Kongo entspringen, wo also die Wasserscheide zwischen Nil und Kongo liegt. Von hier aus gehen die Flüsse, wie zuerst von Schweinfurth erkundet wurde, nach Westen. Hier fand dieser glückliche Forscher zuerst die Akka auf der Reise, die er zu den Monbuttu machte. Jetzt, auf der Expedition, die er mit Emin Pascha zusammen machte, stiessen sie auf Zwerge am Ituri, einem Nebenflusse des Kongo, der aus einem weiten Waldgebiete herausgeht und westlich abströmt. Von da hat Herr Stuhlmann, nach seiner Trennung von Emin Pascha, drei lebende Zwerge mitgebracht. Sie gelangten auf dem Wege nach Bagamoyo an die Küste. Der eine, ein Mann, wurde nach Zanzibar herübergebracht und ist da gestorben; die beiden Mädchen dagegen wurden ganz erträglich durchgebracht, und sie sind es gewesen, die nach Deutschland kamen und mit denen vielleicht mancher von Ihnen persönlich Bekanntschaft gemacht hat. Gleichzeitig hat Dr. Stuhlmann aus diesem Gebiete eine Reihe von Schädeln mitgebracht: einen Theil, der unmittelbar von Zwergen stammt, einen andern, dem die nächsten Nachbarn bis zum Victoria Nyanza angehören. Auch die Leiche des männlichen Zwerges, der auf Zanzibar starb, ist später nach Berlin gebracht worden und ihr Skelet konnte von mir mit in die Betrachtung einbezogen werden. Ich war so in der Lage, die Schädel von 7 Zwergen zu prüfen; nur einer davon war nicht ganz messbar.

Ich schalte hier ein, dass ich eine Capacität des Schädels von 1200 ccm als die Grenze der Nannocephalie, der Zwergköpfigkeit bezeichnet habe; unter 1200 ccm nenne ich die Schädel zwergartige, gleichviel, ob der Körper auch zwergartig ist oder nicht; darüber nenne ich sie gewöhnliche. Herr Sergi ist später diese Wege weiter gegangen; er hat umfassende Untersuchungen gemacht, auf die ich hier nicht weiter eingehen kann. —

Wenn wir die Capacität von 1200 ccm als Grenze nehmen, so ergibt sich, dass unter den 6 messbaren Zwergenschädeln aus dem Iturigebiete von dem Stamme, — der, wenn wir ihn ethnisch bezeichnen wollen, Ewwe, wie sie sich selber nennen, heissen muss, — nur 2 nannocephal sind. 3 weitere haben einen Rauminhalt von 1260—1280 ccm; dann folgt einer, der schon 1305 ccm hat. Es ist also gar nicht daran zu denken, dass etwa die Nannocephalie als ein constantes Criterium dieser Zwergrasse betrachtet werden darf.

Wenn man die Raumverhältnisse des menschlichen Schädels in grösseren Gebieten studiert, so stellt sich heraus, dass kleine Schädel in grosser Zahl in allen zentral- und ostafrikanischen Völkerschaften vorkommen, zum Theil in nicht minder grosser Zahl unter solchen Rassen, bei denen man von Zwerghaftigkeit gar nicht zu sprechen pflegt. Ich habe es übernommen, den anthropologischen Theil des II. Bandes von Dr. Stuhlmann's Werk über Ostafrika zu schreiben; das ist eine Gelegenheit, eine Zusammenstellung aller darauf bezüglichen Erfahrungen zu geben, namentlich auch das grosse Schädelmaterial zu besprechen, welches Schweinfurth von seinen neueren Reisen aus Abessinien und der neu erworbenen italienischen Colonia Eritrea, welche zum Theil erst durch den neuesten Sieg der Italiener bei Kassala gesichert worden ist, mitgebracht hat. Auch hier ergibt sich ein gewisser Bruchtheil von Nannocephalie. Ich habe einen Schädel aus Abessinien bekommen, der bis jetzt als der kleinste überhaupt bekannte afrikanische Schädel angesehen werden muss; er hat eine Capacität von nur 975 ccm. Er ist der allerkleinste, der aus ganz Afrika bekannt ist; er hat nicht die leiseste Beziehung, soweit ich wenigstens bis jetzt sehen kann, zu einer Zwergrasse.

Daher muss ich, vorläufig wenigstens, sagen, dass wenn jemand aus blosser Nannocephalie, d. h. Zwergköpfigkeit, den Rückschluss machen will, dass der Träger ein Pygmäe, d. h. ein Mensch mit Zwergwuchs des Körpers, gewesen sei, ich dem nicht zustimmen kann, und zwar umsoweniger, als die Zwerge bei uns, wenn sie nicht gerade einer kretinistischen Gruppe angehören, meistens durch grosse Köpfe sich auszeichnen. Der grosse Kopf der Zwerge galt von jeher für typisch und hat selbst Dichtern, Prosaikern und Malern als Prototyp gedient.

Was dagegen die Länge des Körpers anlangt, also die Höhe des Individuums und die Entwicklung der Extremitäten, die ganz wesentlich zu dieser Höhe beiträgt, so verhält es sich damit gerade umgekehrt. Es gibt nicht wenige Rassen, die kurze Extremitäten haben, aber diese sind in sehr verschiedener Weise ausgebildet. Ich war kurze Zeit, bevor ich hieher kam, in Stockholm und habe im anatomischen Museum daselbst noch einmal meinen Blick über die Reihe der Lappen-Skelette gleiten lassen. Ich war ganz über-

rascht, wieder einmal die kurzen Unterschenkel zu sehen, so kurz, dass sie meiner Meinung nach schon von weitem jedem erkennbar sein müssen. Von solcher Kürze der Unterschenkel kann bei den Skeletten der afrikanischen Zwerge gar nicht die Rede sein. Ich muss daher vorläufig ganz in Abrede stellen, dass man aus einzelnen Theilen des Körpers so schwer wiegende Rückschlüsse machen darf und dass man eine Identität der Rassen einfach aus der Länge der Extremitätenknochen oder der Grösse der Schädel ableiten könne. Es ist für die Rassenbestimmung absolut nothwendig, dass wir zuerst feststellen, in welcher Völkergruppe die besonderen Zwerge vorkommen, die uns interessiren. Ich muss auf das bestimmteste zurückweisen, dass ich einen und denselben Maassstab für die Lappen, wie für die Akka oder Ewwe oder gar für die Buschmänner gelten lasse. Vom philosophischen Standpunkte aus mag man eine solche Betrachtung anstellen, naturwissenschaftlich haben die Lappen mit den anderen genannten Stämmen nichts zu thun.

Es sind ganz besondere Abtheilungen der Bevölkerung, die wir bis jetzt aus Afrika kennen gelernt haben, in deren Mitte Zwerge in grösserer Zahl leben. Die aus dem Iturigebiete sind unzweifelhaft Neger in der vollendetsten Form; sie haben die ausgemachte Negerbehaarung, ein ausgesprochenes Negerkolorit, die ausgezeichnete Negernase oder vielmehr die durch einen gewissen Mangel an knöchernem Material bezeichnete Nase des Negers, die gelegentlich ganz hinter der Gesichtsfläche verschwindet, sie haben das dicke Maul, — so kann man ja wohl sagen, — und eine Menge anderer Eigenschaften.

Unter ihren Eigenschaften sind meiner Auffassung nach die Haare am meisten bemerkenswerth. Wenn man einen solchen Kopf befühlt, so bekommt man jenes eigenthümliche Gefühl, welches seit langer Zeit als „Pfefferkörner" bezeichnet ist. Isolirt man ein solches Pfefferkorn, so ergibt sich seine Zusammensetzung aus einer Anzahl kleiner Spiralrollen, die zusammengewickelt, meist unter Hinzutreten von Nachbarrollen, ein Korn bilden. Die Haare wachsen nämlich sofort aus der Kopfhaut hervor in Form feiner Rollen, die sich ganz eng aufwickeln, so dass, wenn man sie abschneidet, man von einem Ende zum andern durchsehen kann; es sind eben hohle Röhren, die ein Lumen haben. Das ist das, was ich seit langer Zeit meinem Freund Fritsch gegenüber, der die Aehnlichkeit dieser Spiralrollenbildung mit der Schafwolle nicht anerkennen will, als „Wolle" vertheidigt habe. Ich spreche indess in Bezug auf den Menschen gewöhnlich nicht von Wolle, weil das zu einem Missverständnis führen könnte; ich sage eben „Spiralrollen", aber diese betrachte ich als eine typische Eigenthümlichkeit der eigentlichen Neger. Soweit Spiralrollenhaar in Afrika existirt, muss man die Träger desselben als mit den Negern zusammenhängend betrachten.

Diese Spiralrollen sind in aller Vollständigkeit auch bei den Ewwe vorhanden, und daher kann ich nicht umhin, zu sagen, dass dieser Stamm, obwohl in den dichten Urwäldern des Landes fast völlig isolirt lebend, mit den benachbarten Neger-Rassen in Zusammenhang gebracht werden muss.

Hat man einmal diese „wolligen" Negerköpfe festgestellt, so ist allerdings die Versuchung sehr nahe gerückt, sie gewissen anderen schwarzen Rassen ferner Gegenden anzureihen, welche ungefähr unter derselben Breite leben. Unter diesen pflegen in erster Linie die Bewohner der Andamanen aufgeführt zu werden, einer kleinen Inselgruppe, die im bengalischen Meerbusen nicht sehr weit von der Küste von Hinterindien gelegen ist. Die Existenz einer reinen Wollkopfbevölkerung, die zugleich zwerghaften Wuchs und schwarze Haut besitzt, ist hier um so mehr auffallend, als die nächsten Inseln, die Nikobaren, keine Idee davon zeigen, sondern eine vollkommen glatthaarige Bevölkerung besitzen, die sich den gelben Rassen Asiens anschliesst. Man kennt ferner schon länger die Negritos, die im Innern der Philippinen, allerdings in derselben Breite mit den Andamanesen, existiren, und die man früher zusammenwarf mit der schwarzen Bevölkerung der ganzen östlichen Inselwelt bis nach Australien. Aber in diesem weiten Gebiet gibt es eine ganze Anzahl verschiedener Stämme und Rassen. Die Schwarzen von Melanesien, die sog. Papua, sind eine ganz andere Rasse, als die Australier, welche nichts weniger als Wollhaar besitzen. Was das krause Haar der Papua betrifft, so hat es allerdings eine grössere Aehnlichkeit, aber die Papua zeigen andere, unterscheidende Merkmale im Körperbau.

Neuerlich haben wir hinter einander mehrere wilde Stämme auf der Halbinsel Malacca erforscht. Das Land war bis jetzt in seinem zentralen Theile ganz unnahbar, da es von Sumpfwäldern durchsetzt ist, in welche kein Europäer eindringen kann, ohne den schwersten Malariakrankheiten ausgesetzt zu sein. Bisher waren alle Versuche, zu den Urbewohnern durchzudringen, gescheitert. Im Laufe des vorigen Jahres habe ich zum erstenmale durch unseren dortigen Reisenden, Herrn Vaughan Stevens, ein paar „Pfefferkörner" von da erhalten, und das ist wahres Spiralhaar. Diese Haarprobe stammt von einem Manne des Panggang-Stammes, der den Orang Semang zugerechnet wird; sie steht im geraden Gegensatze zu dem welligen Haar der übrigen wilden Stämme Malacca's. Immerhin liesse sich daraus ein gewisser Zusammenhang mit den Andamanesen vermuthen.

Dazu kommt, dass neuere Reisende von verschiedenen Stellen der südasiatischen Küste etwas ähnliches berichtet haben. Ich will nur hervorheben die sehr bemerkenswerthen Angaben von Mr. Dieulafoy, der Susa, die alte persische Ruinenstadt, ausgegraben hat und dessen schöne Funde jetzt im Louvre in Paris stehen. Er hat an der Meerenge von Ormuz und weiter hinauf bis zum Norden des persischen Golfes Spuren einer Bevölkerung gefunden, von der er ähnliches behauptet, aber ich besitze von da kein Objekt, ich kann darüber nicht urtheilen. Ich möchte jedoch ganz kurz bemerken: wenn man einmal Susa heranzieht, so kann man auch aus dem Pendschab einzelne ähnliche Beobachtungen anführen. Ob jedoch, wie man behauptet hat, diese Angaben genügen, um daraus zu schliessen, dass einstmals wollhaarige Neger durch ganz Südasien gewohnt haben, scheint mir verfrüht zu sein. Am wenigsten folgt daraus für das Vorkommen von Zwergrassen. Ausser den Andamanesen sind höchstens die Negritos der Philippinen wegen ihres kleinen Wuchses zu nennen; Melanesier und Australier kommen hier nicht in Betracht.

Wenn wir das Gebiet betrachten, das von den Akka und Ewwe eingenommen wird, und im Anschlusse daran das weiter südliche am mittleren Kongo, wo die Batua wohnen, so meine ich, dass diese, weit von allen Küstengegenden entfernte Region der Erde zunächst für sich betrachtet werden muss. Die charakteristische Erscheinung äussert sich bei den Zwergstämmen darin, dass ihre Angehörigen immer dieselbe

Entwicklung des Körpers durchmachen. Wir stehen also vor einer Frage, die tief in die Rassen-Genese eingreift. Ihre endliche Beantwortung wird jedenfalls viel dazu beitragen, uns einen gewissen, festen Anhalt in Bezug auf die Beurtheilung der Rassenbildung zu gewähren. Aber zuerst ist die Vorfrage zu beantworten, ob die wollhaarigen Zwerge nicht in verschiedene Rassen einzurangiren sind. Soweit sind wir nach meiner Meinung noch nicht, um die Besonderheiten jeder der in Betracht kommenden Rassen so genau darzulegen, dass daraus ein festes Wissen hervorgeht. Es ist jedoch eigenthümlich, dass, während die afrikanischen Zwergrassen mit der Nachbarbevölkerung in einem gewissen Zusammenhang stehen, die genannten asiatischen Stämme einen solchen Zusammenhang nicht erkennen lassen.

Es gibt auch sonst an verschiedenen anderen Stellen der Erde gewisse Plätze, wo Nannocephalen in grösserer Zahl vorkommen. Selbst Amerika besitzt einige solche Gebiete, so in dem an Venezuela anstossenden Theil von Colombien, ferner in dem südlichen Theile der Cordillere und auf ihren Abhängen nach West und Ost. Aber das sind keine schwarzen Rassen und auch keine „Pfefferkorn-Köpfe", es sind nur vereinzelte kleine Köpfe mit straffem Haar.

Eine andere Frage, welche sich, wie ich hier besonders betonen will, mit grosser Dringlichkeit aufwirft, wenn man die geographische Lage betrachtet, ist die Beziehung, welche diese Stämme zu den anthropoiden Affen haben könnten. Bekanntlich ist Afrika das Vaterland zweier anthropoider Affen, des Gorilla und des Schimpanse, dagegen bildet den Mittelpunkt für den Orang-Utan und den Gibbon die Sunda-Insel Borneo. Das sind die beiden Hauptgebiete der Anthropoiden, und wenn jemand seiner Phantasie frei die Zügel schiessen lässt, so kann er sehr leicht dahin kommen, aus diesen Heimathsstellen auf eine nähere Verwandtschaft zwischen den Zwergen und den Anthropoiden zu fahnden. Das war auch der Hintergedanke, wie ich offen aussprechen kann, mit dem einige Gelehrte an die Untersuchung der Zwerge herangingen. Dagegen will ich nur hervorheben, dass, während ich mich bemüht habe, mit möglichster Sorgfalt das mir zugängliche Knochen-Material von den Zwergen durchzustudiren, sich gerade diejenigen Eigenschaften bei ihnen entweder gar nicht oder nur in beschränktem Maasse gefunden haben, die man im engeren Sinne vom anatomischen Standpunkte aus pithekoid, affenartig zu nennen pflegt. Unter diesen steht obenan die eigenthümliche Bildung der Schläfengegend, wo die ganze Ordnung der Knochen bei Anthropoiden etwas anders ist, als beim Menschen, wo jedoch gelegentlich auch beim Menschen Abweichungen eintreten, wie sie in der Regel nur bei höheren Affen gefunden werden. Die bedeutendste unter diesen Abweichungen findet ihren Ausdruck in dem sogen. Schläfenfortsatz (Processus frontalis squamae temporalis), einem vom vorderen oberen Winkel der Schläfenschuppe nach vorn gehenden Knochenfortsatz, der die sonst vorhandene Anfügung des grossen Keilbeinflügels an das Seitenwandbein unterbricht. In dieser Beziehung kann ich erwähnen, dass von den 7 Ewwe-Schädeln nur 3 einen Schläfenfortsatz zeigen, — eine für afrikanische Verhältnisse nicht auffallende Häufigkeit, da ich z. B. unter 7 Schädeln von Bukoba (Nyanza-See) 4, unter 16 Massai-Schädeln gleichfalls 4 mit dem Processus frontalis antraf. Ich kann also nicht zugeben, dass aus den bisherigen Untersuchungen etwas hervorginge, was die erwähnte Vermuthung in Bezug auf die Zwerge, im Gegensatze zu anderen Negern, zu stützen im Stande wäre.

Naturwissenschaftlich betrachtet ist kein Zweifel, dass die afrikanischen Zwergstämme zu den allermerkwürdigsten Erscheinung gehören, welche durch die neue Forschung uns näher gebracht worden sind. Es liegt auch sehr nahe, die Frage von ihrer Entstehung in ihrem inneren Zusammenhange zu studiren; ich warne aber davor, über das Maass dessen, was uns die Beobachtung lehrt, ohne weiteres hinauszugehen.

Ganz kurz darf ich vielleicht noch erwähnen, dass es noch eine andere Art, auch der naturwissenschaftlichen Deutung solcher Erscheinungen, gibt, die man bei dem Studium gewisser analoger Abweichungen in Betracht ziehen muss, — das ist der Einfluss schlechter Ernährung und grosser Vernachlässigung auf die Entwickelung des Körpers. Erst kürzlich ist uns hier von den Tirolern auseinandergesetzt worden, welchen Einfluss die Ernährung auf ihre Körperentwicklung ausübt. Es ist kein Zweifel, dass wir auch bei kräftigen Thier-Rassen durch anhaltend schlechte Ernährung kleine und kümmerliche Individuen hervorbringen können, dass aber auch bei Menschen unter ärmlichen Verhältnissen eine solche Verkümmerung entstehen kann. Desshalb habe ich seit 20 Jahren die Frage offen gehalten und studirt, ob nicht die Lappen, die unter den finnischen Stämmen eine ganz anomale Stellung einnehmen, ihre dürftige Entwicklung der Mangelhaftigkeit ihrer äusseren Existenzbedingungen verdanken. Es scheint mir aber auch, dass man unschwer eine ähnliche Frage aufwerfen kann gegenüber diesen ärmlichen Waldbewohnern, die unter allen afrikanischen Völkern am wenigsten günstig in Bezug auf die Ernährung gestellt sind und die bis auf den heutigen Tag an vielen Stellen nicht einmal die Anfänge von Ackerbau oder Viehzucht erlernt haben, so dass sie sich fast ausschliesslich von den Erträgnissen einer wilden Raubjagd erhalten.

Herr Prof. **Sergi**-Rom:

**Ueber die europäischen Pygmäen.**

Ich möchte den Mittheilungen des Prof. Virchow über die Zwergrassen einige Eigenthümlichkeiten von meinen Forschungen von 1892 hinzufügen.

Nachdem ich in Melanesien eine mikrocephalische Menschenrasse mit viel kleinerem Schädelinhalt als die der Negritenschädel und auch der Form nach von dieser verschieden entdeckt habe[1]), wandte sich meine Aufmerksamkeit auf einige Schädel von viel kleinerem Inhalt, die ich in Italien und dann in Russland gesehen hatte und den melanesischen Mikrocephalen fast ähnlich waren.

Ich habe eindringlicher die Sache untersuchen wollen, um die Erklärung dieser bemerkungswürdigen Erscheinung zu finden, und namentlich, nachdem ich anerkannt hatte, dass der verschiedene Schädelinhalt nicht immer als individuelle Verschiedenheit angenommen werden kann. Unterschiede von 1000 ccm bis 1500 ccm, bis 1800, bis 2000 ccm sind, nach meiner Ansicht, keine individuellen Verschiedenheiten, da sie zu gross sind, ich habe sie dagegen als ethnische Verschiedenheiten betrachtet; während die individuellen Verschiedenheiten nur kleine, nicht typische und vergängliche sind, die von Entwicklungszuständen ab-

1) Varietà umane della Melanesia. Roma. Accad. Medica di Roma 1892 und Archiv für Anthropologie. 1892. XXIII.

hängen. Daher sind die Schädel mit 1000 oder 1200 ccm Inhalt nicht eine einfache Abänderung von denen mit 1500 bis 1600 ccm Inhalt, sondern sie sind eine verschiedene Menschenrasse.

Da regte sich in mir der Verdacht, dass einem so niedrigen Schädelinhalt eine bestimmte Körpergrösse entsprechen sollte, wie schon sonst von den Anthropologen angenommen ist, dass das mit dem Schädelinhalt correspondirende Gewicht des Gehirns fast proportional mit der Körpergrösse zu- und abnimmt.[1])

Obwohl es eine Tradition vom klassischen Alterthume her von dem Vorhandensein der Pygmäen in Europa gibt, ist doch nichts bewiesen und die Tradition ist sehr unsicher, während heute das Vorhandensein der Pygmäen in Afrika, Asien, Oceanien bewiesen ist. Ich habe daher meine Forschungen auf die Schädel mit kleinem Inhalt am Mittelmeere und im kurganischen Russland, und auf die Körpergrösse der gegenwärtigen Völkerschaften, namentlich von Italien, gewendet.[2])

Ich habe 47 theils alte, theils moderne Schädel von kleinerem Inhalt als 1150 ccm, alle vom mittelländischen Meere, studiren können und dann noch 46 Schädel von gleichem Inhalt, wie der der Negriten von Andamanen, also 1244 ccm (oder Elattocefalie nach meiner Methode), auch vom Mittelmeere und endlich 106 sicilianische moderne Schädel von gleichem Schädelinhalt, alles zusammen also 199 ♂♀ Schädel. Von den russischen Schädeln der Kurganen, die im Moskauer Museum aufbewahrt werden, habe ich 145 von kleinerem Inhalt als 1150 ccm studirt, ein reiches Material für meine Arbeit.

Sämmtliche 344 alten und neuen Schädel gehören nach meiner morphologischen Methode bestimmt den gewöhnlichen Varietäten vom Mittelmeer und von den Kurganen Russlands an. Aus zahlreichen Elementen ergibt sich unzweifelhaft, dass es am Mittelmeer und im östlichen Europa ein Volk mit normalem, microcephalischen Kopf gegeben hat und noch heute gibt, ein Volk, das auch pygmäisch sein muss, wenn man das Verhältniss zur Körpergrösse annimmt. Aber ich habe mich mit dem einzigen Prinzip der Korrespondenz zwischen Körpergrösse und (Schädel)Gehirn nicht zufrieden gestellt, ich habe nachforschen wollen, ob es eine bestimmte Zahl von niedrigen oder pygmäischen Körpergrössen, die von Structur und Entwicklung normal wären, in denselben Gegenden, wo man die Schädel mit kleinem Inhalte gefunden hat, gebe.

Und ich habe die Statistik der italienischen Aushebungsämter für 9 Jahre (1854—62) nachgeschaut. In der Statistik der Befreiten sind diejenigen, die wegen Krankheiten, von denjenigen, die wegen niedriger Statur befreit werden, von einander geschieden, daher sind alle pathologischen Fälle, wie Rhachitis etc., ausgenommen; die Zahlen entsprechen der Wahrheit einer niedrigen normalen Körpergrösse und zwar aus ethnischem Charakter. Ich hätte mich auch bedienen können der ähnlichen statistischen Arbeiten von Russland, darunter auch derjenigen des Prof. Anutschin, aber hier sind viele ethnische Elemente, die ausgelassen werden sollten, weil sie nach der Zeit der Kurganen eingedrungen sind.

Desswegen beschränke ich meine Forschungen über die Körpergrösse nur auf die italienischen Bevölkerungen, das ich für genügend halte.

Die Ergebnisse sind folgende:

1) Man findet immer eine bestimmte Zahl von 20jährigen jungen Leuten, die nicht die Höhe von 1,56 erreichen; diese Zahl ergibt sich aus dem procentualischen Verhältniss in allen Aushebungen Italiens.

2) Die Zahl der durch 9 Jahre (von 1854—1862) gemessenen jungen Leute, die eine Höhe von m 1,25 bis 1,55 erreichen, ist 14,49 Proz. mit Schwankungen von 13,59—16,09 Proz.

3) Die Zahl der jungen Leute, die durch dieselben 9 Jahre nicht eine Höhe von m 1,46 erreichen, sondern zwischen m 1,25—1,45 ist 1,63 Proz. mit Schwankungen von 1,50—1,77 Proz.

4) Die Medie der absoluten Zahl für dieselben 9 Jahre von den jungen Leuten, die die Höhe von m 1,25—1,45 erreicht haben, ist 4275, während die derjenigen von 1,25—1,55 m 37879 ist.

5) Die grösste Zahl von Leuten kleiner Gestalt findet sich namentlich in den 10 Provinzen der Inseln Sicilien und Sardinien und in Süditalien; in diesen Provinzen waren für die Statur von m 1,25 - 1,45 3,61 Proz., von m 1,25—1,55 24,35 Proz.; in der Provinz Cagliari finden sich 29,99 Proz., in Reggio-Calabria 25,99 Proz.

6) Die absolute Zahl für die im Jahre 1862 Geborenen, die eine Höhe von 1,25—1,45 erreichten, ist 1380, für diejenigen von 1,25—1,55 9105 für die zehn Provinzen.

Nun, wenn wir ausrechnen, dass die Zahl in der Medie constant ist, und dass im weiblichen Geschlechte eine Correlation sein muss, so können wir eine Zahl finden, die alle kleinen Leute der ganzen lebenden Bevölkerung angibt.

Nach der Statistik von 1881 ist die Bevölkerung von den 10 Provinzen ♂♀ 3618628; so wird 3,61 Proz. gerechnet, die Zahl derjenigen, die eine Höhe von 1,25—1,45 erreichten, steigen auf 143875 ♂♀ und die derjenigen von 1,25—1,55 auf 838378 ♀♂.

Rechnen wir für ganz Italien die Medie von 9 Jahren (geb. 1854—1862) der 20jährigen männlichen Bevölkerung, so haben wir die

| | | |
|---|---|---|
| Statur von | m 1,25—1,45 | 1,63 Proz. |
| | m 1,25—1,55 | 14,49 Proz. |

Ausgerechnet für die männliche Bevölkerung allein von 15000000, so haben wir

| | | |
|---|---|---|
| Statur von | m 1,25—1,45 | 489000 ♂ |
| | m 1,25—1,55 | 2173500 ♂ |

Wenn man die korrespondirende Medie für das weibliche Geschlecht ausrechnet, so haben wir

| | | |
|---|---|---|
| Statur von | m 1,25—1,45 ♂♀ | 978000 ♂♀ |
| | m 1,25—1,55 ♂♀ | 4347000 ♂♀ |

Die Zahlen sind sehr gross für eine Bevölkerung von niedriger Höhe.

Wenn man die Körperhöhe von orientalischen und afrikanischen Pygmäen betrachtet, so findet man, dass ein Maximum von 1,55 m ♂ für die italienischen Pygmäen nicht übertrieben ist, wenn man Schwankungen bis 1,60 m ♂ bei den Andamanesen zugibt; übrigens habe ich die Höhe von 1,45 ♂ ausrechnen wollen, die sehr niedrig ist, und die Zahl von solchen Leuten ist sehr gross.

Alles dieses beweist, dass es in Italien ein Volk von Pygmäen gibt, welches an dem schon erwähnten kleinen Schädelinhalt, Micro- und Elattocephalie, erkennbar ist und beweist auch, dass solche Pygmäen zahlreicher in den südlichen Provinzen und in den zwei grossen Inseln, als in Oberitalien sind.

Andere Forschungen, obwohl nicht viele, habe ich mit Hilfe meines Freundes, Hrn. Mantia, an lebenden

1) De Quatrefages, Les Pygmées. Paris, 1887.

2) Varietà umane microcefaliche e Pigmei di Europa. Boll. Accad. Medica di Roma. 1893.

Sicilianern der Provinz Girgenti gemacht, und andere an Bewohnern Samniums. Und die Ergebnisse sind, dass einer kleinen Gestalt oft ein kleiner Kopf mit kleinem Inhalt korrespondirt. Wichtig für mich ist gewesen, an lebenden Individuen dieselben Kopfformen gefunden zu haben, wie ich sie an den Schädeln gefunden hatte.

Diese Schädel zeigen viele Merkmale der Inferiorität, welche auf eine niedrige Herkunft deuten.

Diese Merkmale der Inferiorität findet man namentlich in dem Gesichtsknochenbau: breite Nasenöffnung, niedrige Nasenhöhe, kleine und eingedrückte Nasenknochen, also Platyrhinie, die manchmal einen Index von 69 hat, also Negroiden-Charaktere, die man unter den Afrikanern und Melanesien findet. Der Kiefer ist kurz, mit tiefen Fossae caninae, mit kurzen und dünnen aufsteigenden Prozessen, kleinen Molaren, aber eckig und kantig vorspringend. Orbitae immer sehr verschieden, tief und niedrig, von der Form eines Parallelogramms, Prognathismus sehr selten.

Aber man muss nicht immer hoffen, die Pygmäen mit mikrocephalischem oder kleinem Kopf zu sehen, denn man muss nicht auf die Mischungen vergessen und daher auf die übrigen Formen. Nichts leichter, als hohe Gestalten mit kleinen Köpfen und kleine Gestalten mit grossen oder mittleren Köpfen zu finden. Ich habe das erwähnt, damit man nicht glaube, dass dies der Correlation zwischen Schädelinhalt (Hirngegewicht) und Körperhöhe widerstreiten könne.

Ich habe folgende Hypothese aufgestellt, die ich hier wiedergebe:

„Nachdem man eine so grosse Zahl von Microcephalen und Pygmäen gesehen und ihre Charaktere erforscht hat, glaube ich, dass man aufstellen kann, was noch kein Anthropolog angezeigt hat, dass eine Auswanderung von Pygmäen von Afrika nach dem Mittelmeere und ein Ueberfallen von Südeuropa mit allen seinen Inseln und von Osteuropa seitens des schwarzen Meeres stattgefunden hat. Diese Pygmäen sollten in längerer oder kürzerer Zeit, allein oder mit anderen Völkern gemischt, in den Continent eingedrungen sein, wie man klar sieht aus der Vertheilung der microcephalischen Schädel in Russland, welche in den Kurganen und in einigen alten Grabhügeln von Cherson bis Nowoladoga, von Kasan und von Astrachan bis Minsk gegen Osten gefunden wurden, nicht ausgenommen die Centralregion des Gouvernements Moskau. Diese Pygmäen hätten sich dann mit anderen Völkern vom Mittelmeere und von Russland in verschiedenen Zeiträumen gemischt; von dieser Mischung wäre dann jene nach Statur und Schädelinhalt sammt anderen äusseren Charakteren, wie Hautfarbe, Haare und Augenfarben, Bau und Zusammenstellung der Gesichtsknochenverhältnisse und dieser zum Schädel, hybride Form geboren.

Die Zahl der Gemischten von normaler Grösse und mit höheren Charakteren von hellerer Haut, von glatten und kastanienfarbigen Haaren sollte die niedrige und nicht kleine Zahl der Pygmäen überwunden haben.

Und diese Zahl der Gemischten von normaler Grösse liess einige äussere negroide Charaktere der Pigmäen verschwinden, indem sie die inneren Charaktere, d. i. die auf das Skelett bezüglichen und namentlich des Schädels und der Statur wenig oder gar nichts ändern.

Diese Pygmäen von Europa müssen, wenn man die mikrocephalen Köpfe und die Zahl der Individuen von 1,26—1,45 m Höhe in Italien betrachtet, wie auch die afrikanischen Pygmäen, die Schweinfurth, Stanley, Emin, Casati, Miani gesehen haben, viel kleiner gewesen sein, als die östlichen Pygmäen. Wie ich schon oben erwähnt habe, müssen auch die elattocephalischen Köpfe einem Pygmäenvolk zugeschrieben werden, und gleichen Schädelinhalt haben die Andamanesen, die die bestimmtesten Pygmäen sind.

In Süditalien und auf den italienischen Inseln findet man eine grosse Zahl von ebenso kleinen Schädeln. Die Annahme von einer Einwanderung der Pygmäen von Afrika in Europa führe ich hypothesisch an, aber es scheint mir wirklich eine bewiesene Thatsache.

Und ein sicherer Beweis scheint das Vorkommen solcher mikrocephalen Varietäten nicht nur unter den Sicilianern, Sarden und anderen neuen Italienern, sondern auch unter wenigen alten phönicischen, etruskischen und römischen Schädeln mit gemeinsamen Charakteren, wie mir auch ein guter Beweis scheint, dass man unter der früheren Bevölkerung Russlands und im ganzen europäischen Russland eine grosse Zahl microcephaler Abarten findet, die auch am Mittelmeer vorkommen.

Die von Prof. Virchow gelesene Mittheilung des Prof. Kollmann über ein neolithisches Skelet, das in Schaffhausen gefunden wurde und das mir schon bekannt war, weil Prof. Kollmann mir es gezeigt hatte, als wir uns bei dem internationalen medicinischen Kongress in Rom fanden, ist für meine Hypothese, die ich vor zwei Jahren über den wahrscheinlichen Ursprung der Pygmäen in Europa ausgab, sehr günstig.[1])

Diese Pygmäen also sind seit unendlichen Zeiten in Europa und sind nicht nur an den Ufern des Mittelmeeres vertheilt, sondern langsam sind sie in das europäische Festland eingedrungen, allein oder mit anderen ethnischen Elementen vermischt in den fortwährenden Wanderungen der Völker.

Wie bereits erwähnt, habe ich sie bis in Kurganen und in der Umgebung von Petersburg gefunden und glaube annehmen zu können, dass die Einwanderung der Pygmäen in das europäische Russland sehr zahlreich gewesen sein muss, wenn man sieht, dass die grosse Zahl microcephaler Schädel unter den anderen Schädeln der Kurganen mehr als 10 Prozent ergibt.

Für wenig wichtig halte ich die Einwendung, dass man in Italien und in Russland bei den Pygmäen

1) Ich will nur eine Thatsache, um meine wahrscheinliche Theorie zu behaupten, hinzufügen. Ich lese in Crania helvetica antiqua von Prof. Studer und Prof. Bannwarth, Leipzig, S. 20, über die Station der späteren Steinzeit von Chevroux, wo man einige pygmäenhafte Skelette gefunden hat, die folgende Bemerkung:

„Wir haben es also hier mit einer pygmäenhaften Rasse mit mesocephalem Schädel zu thun, welche von der Rasse der Pfahlbau-Bewohner vollkommen abweicht ... Da bis jetzt keine analogen Funde gemacht worden sind, so lässt sich nur annehmen, dass es sich um die zurückgelassenen Gebeine einer wandernden Horde handelt, die, nach dem Muschelschmuck zu urtheilen, vom Süden her kam; die Schalenstücke von Tritonium nodiferum ham. lassen wenigstens auf Herkunft von den Ufern des Mittelmeeres schliessen.“ Siehe auch S. 18.

nicht jene äusseren Charaktere findet, welche sie als Afrikaner zeigen sollten, wenn sie von Afrika abstammen würden, d. h. die Hautfarbe und die Haarform, wie sie die heutigen Pygmäen, die Miani, Schweinfurth, Stanley gesehen haben, besitzen.

Die bleibenden physischen Charaktere sind die inneren und besonders die Statur und Schädelform, die anderen wechseln und ändern sich in den fortdauernden und aufeinander folgenden Mischungen mit andern Völkern.

Der Skeletbau ist ungeändert geblieben, wie ich schon bewiesen habe, und die anderen ursprünglichen Charaktere treten unter den Pygmäen Europas, hie und da den wahren Ursprung verrathend, hervor.

Herr Prof. **Waldeyer:**

**Ueber einige Gehirne von Ost-Afrikanern.**

Durch die freundlichen Bemühungen des z. Arztes bei der Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika, jetzigen Stabsarztes im I. Badischen Feld-Artillerie-Regiment Nr. 14 zu Mannheim, Herrn Dr. Steudel, gelangte das erste anatomische Institut zu Berlin in Besitz von 12 Gehirnen verschiedener in Deutsch-Ostafrika theils angesessener, theils angesiedelter Afrikaner. Zulu's, Sudanesen, Suaheli und Wanyamwesi; die Sudanesenhirne sind bezüglich ihrer Abkunft nach Stämmen nicht näher bezeichnet.

Mit Bezug auf das, was der Vortragende seiner Zeit auf der Anthropologen-Versammlung in Nürnberg ausgeführt hat, glaubt er sich verpflichtet überall da, wo ihm Gelegenheit geboten wird, mit gutem Beispiel vorgehen zu sollen, damit die anthropologische Hirnuntersuchung, insbesondere die der Windungen, sich dereinst der Schädeluntersuchung an die Seite stellen könne. Freilich wird da noch ein langer und mühsamer Weg zu durchwandern sein, zumal uns ja noch die Durchschnittsformel für die Gehirnwindungen fehlt — die Hirnanatomie ist noch lange nicht so weit wie die Schädelanatomie. — Massenuntersuchungen sind hier nothwendig, mehr als irgend anderswo, um den etwaigen Rasseneigenthümlichkeiten auf die Spur zu kommen, und so dürfte jeder, wenn auch noch so bescheidene Beitrag willkommen sein.[1])

Dr. Steudel sandte 12 Gehirne. Sie waren auf meinen Rath in Bagamoyo thunlichst bald nach dem Tode der Betreffenden in Alkohol eingelegt (mit Watte-Unterlage) und durchgehärtet worden. Die Reise nach Berlin machten sie in einer Kiste mit Blecheinsatz, welcher in einzelne Kammern, die gut je ein Gehirn aufnehmen konnten, getheilt war. Sie wurden mit spiritusfeuchter Watte umhüllt in die Kammern eingesetzt, so dass sie zum Rütteln keinen Spielraum hatten, dann wurden die Kammern verlöthet. Die Gehirne kamen völlig unversehrt an, die Watteverpackung war noch vollkommen feucht.

Zehn von diesen Gehirnen wurden von der Pia so weit befreit, dass man die Windungen und Furchen klar erkennen konnte: Die Pia erwies sich an allen Gehirnen als sehr dünn und war nur mühsam zu entfernen. Ich habe die Prozedur der Pia-Ablösung an sehr vielen in Alkohol gehärteten Europäer-Gehirnen ausgeführt, und habe sie bei keinem dieser so schwierig gefunden.

Es würde wenig ersprieslich sein, wenn ich hier die sämmtlichen Windungen und Furchen — denn nur von diesen soll für jetzt die Rede sein — der einzelnen Gehirne beschreiben wollte; das ginge kaum an, selbst wenn ich dazu gleich die betreffenden Abbildungen demonstriren könnte. Ich beschränke mich daher auf kurze Angaben über das Hirngewicht, die Gesammtform, den Windungsstand[1]) und über die Hauptfurchen und Hauptwindungen: Fossa Sylvii, Insel, Centralfurche nebst Centralwindungen, erste Schläfenwindung, Fissura parieto-occipitalis, Fiss. calcarina, Fiss. interparietalis, Praecuneus, Cuneus, Lobulus lingualis, fusiformis und einiges Andere.

Zunächst möge eine tabellarische Zusammenstellung der Gehirne nach Herkunft, Gewicht, Gesammtform und Windungsstand kommen.

(Siehe Tabelle S. 152.)

Fossa sylvii nebst den benachbarten Theilen, insbesondere der dritten Stirnwindung.

Ich fand die Fossa sylvii bei allen 10 Gehirnen deutlich und gut entwickelt, überall in der bekannten Tiefe einschneidend, so dass auch wohlerkennbare Gyri temporales transversi (Heschl) hervortraten. Die hintere Gabel der Fossa sylvii (F. sylv. bifurcatio post in Fig. 1) fehlte verhältnissmässig oft auf einer oder auf beiden Seiten (Nr. 2, 3 Suaheli, Nr. 7 Sudanese und Nr. 10 Unyamwesi). Kurz erschien die Fossa sylvii ebenfalls bei mehreren Gehirnen. Bei dem dolichocephalen Unyamwesi-Hirn (9) war sie lang mit sehr deutlicher und grosser hinterer Gabel. Die Rami anteriores vertic. und horizontalis (s. Fig. 1) waren immer vorhanden, nur bei dem Hirn Nr. 6 (Sudanese) fand sich eine Abweichung insofern, als von der Fossa sylvii aus sich zunächst nur ein Ast und zwar aufsteigend, abzweigte, der dann gabelig in zwei unter stumpfem Winkel zerfiel; somit erreichte der von Broca als „cap" bezeichnete Theil ($\beta$ in Fig. 1) denn auch mit seiner unteren Spitze die Fossa sylvii nicht, und war unten stark abgestumpft. Uebrigens zeigt sich ein solches Verhalten, wenn schon selten, auch bei Europäer-Gehirnen. Aufgefallen ist mir ferner, dass die beiden genannten Aeste etwa in der Hälfte der Fälle kleiner waren, als bei Europäer-Gehirnen.

Bei dem taubstummen Suaheli (Nr. 2) war das proximale Stück der dritten Stirnwindung ($\alpha$ in Fig. 1) beiderseits rudimentär und ganz in der Tiefe einer Furche versteckt. Es sei jedoch bemerkt, dass das Gleiche, wenn auch nicht ganz in demselben Grade

---

1) Ich erinnere hier an die Worte zweier hochverdienter Anthropologen E. Huschke's und J. Ranke's.

Bei dem Ersteren heisst es, S. 158 seines Werkes, Schädel, Hirn und Seele des Menschen, Jena, 1854: „Ich zweifle nicht, dass selbst zwischen den zivilisirten Völkern Europa's Verschiedenheiten in dem Windungssysteme existiren. Mögen sie bald von einer anthropologischen Encephalotomie aufgefasst und zu Tage gefördert werden!"

J. Ranke schreibt („Der Mensch, 2. Aufl. Bd. I. S. 528 1894) volle vierzig Jahre später: „Wir besitzen noch keine auf statistisches Material gegründete vergleichende Gehirnlehre der Menschenrassen; die Ausarbeitung einer solchen ist eine, freilich schwierig zu lösende Hauptaufgabe der modernen Anthropologie."

1) Als „Windungsstand" möchte ich das Gesammtverhalten der Windungen und Furchen, insbesondere nach ihrer Zahl und mehr oder minder klaren Ausbildung bezeichnen.

| | Herkunft | Gewicht in Grammen | Form | Windungsstand |
|---|---|---|---|---|
| A. Zulu | 1) Zulu ♂, 20 Jahre. Tod an Variola vera | 1050 | brachycephal | windungsarm |
| B. Suaheli und Küstenneger | 2) Suaheli ♂, 17 J., taubstumm. Tod an Dysenter. | 1250 | — | ziemlich windungsreich |
| | 3) Suaheli ♂, 15 J., Tod an Variola vera | 1125 | — | desgleichen |
| | 4) Suaheli ♂, 35 J., Tod an Pleuropneumonie | Hirngewicht frisch nicht ermittelt; nach der spätern Ermittelung kann es auch nicht über 1000 betragen haben | brachycephal, schmales Stirnhirn | desgleichen |
| | 5) Küstenneger ♂, aus Ukarmi (hint. Bagamoyo gelegen). Tod an Variola vera | 1275 | — | desgleichen |
| C. Sudanesen | 6) Sudanese ♂, 50—60 J. Metastasirendes Neoplasma des Pankreas. Leiche stark abgemagert | 1030 | mesocephal | windungsarm |
| | 7) Sudanese ♂, 25 J., Soldat, kräftig. Dysenterie, Leiche stark abgemagert | 1150 | — | windungsarm |
| D. Wanyamwesi | 8) Wanyamwesi ♂, 18 J., mittelgr., septisches Fussgeschwür, starke Abmagerung | 780 | dolichocephal | Stirnhirn wenig windungsreich, die andern Lappen reich an schmalen Windungen |
| | 9) Wanyamwesi ♂, 15 J., schlank, Träger. Tod an Variola vera | 1285 | dolichocephal | sehr windungsreich |
| | 10) Wanyamwesi ♂, 45 J., etwas übermittelgross. Tod an Variola vera | 1250 | dolichocephal | windungsreich |

bei fünf der übrigen Gehirne der Fall war. Wie es mit dem Sprachvermögen hier bestellt war, darüber habe ich keine Kenntniss. Eine sehr breite Pars proximalis gyri front. III (*a* Fig. 1) hatte der Unyamwesi Nr. 8 mit dem geringen Hirngewicht.

Centralfurchen und Centralwindungen, Stirnhirn, Sulcus interparietalis.

Im folgenden Abschnitte betrachte ich vorzugsweise die Centralfurche sowie die Sulci prae- und retrocentralis sammt den Centralwindungen, zugleich die Frage nach dem Verhalten der Stirnwindungen und Scheitelwindungen zu den Centralwindungen, d. h. ob erstere in den letzteren wurzeln oder nicht. Weiterhin habe ich mein Augenmerk auf den von Eberstaller als constant beim Menschen erkannten Sulcus inmitten der zweiten Stirnwindung der Autoren, den ich Sulcus principalis zu nennen vorschlug[1]), gerichtet, und berücksichtigte ich endlich das Verhalten des Sulcus interparietalis und der dritten Stirnwindung.

Bei allen Gehirnen waren die Centralfurche (Sulc. centralis in Fig. 1) und die beiden Centralwindungen (Gyr. praecentr. und G. retrocentr. in Fig. 1) sehr deutlich erkennbar und gut ausgebildet. Die Centralfurche war stark schräg gestellt, d. h. weit zurückreichend, bei 3 Gehirnen (Nr. 1 — Zulu — Nr. 2 — Suaheli — Nr. 9, Unyamwesi), steil gestellt bei 2 Gehirnen (Nr. 4 — Suaheli und Nr. 6 — Sudanese —) bei den übrigen 5 nahm sie eine Mittelstellung ein. Sie reichte von der Fossa sylvii bis zur Mantelkante, ja noch über letztere hinaus auf die Medianfläche der Hemisphäre bei 4 Gehirnen (Nr. 2 — Suaheli — Nr. 4 — Suaheli — Nr. 8 und 9 — Unyamwesi); auffallend kurz war sie bei Nr. 7 (Sudanese), wo sie weder die Mantelkante noch die Fossa sylvii erreichte; in den übrigen Fällen zeigte sich eine mittlere Ausdehnung. Niemals war in der Mitte eine Unterbrechung vorhanden.

Die Sulci prae- und retrocentralis (s. Fig. 1) zeigten sich in bemerkenswerther Weise häufig einfach durchlaufend wie die Centralfurche selbst, entweder alle beide auf einer oder auf beiden Seiten, oder doch einer oder der andere von ihnen bald auf der einen bald auf beiden Seiten (Nr. 2 — Suaheli — Nr. 3 — Suaheli — Nr. 4 — Suaheli — Nr. 6 — Sudanese — Nr. 9 Unyamwesi), also fanden sich in der Hälfte der Fälle solche durchlaufende Sulci prae- und retrocentralis, welche die Stirn- und Scheitelwindungen von den Zentralwindungen ausschlossen. In den übrigen Fällen wurzelten diese Windungen zum Theil in den Centralwindungen, wie das gewöhnlich ist. Besonders bemerkenswerth erscheint der Sulcus retrocentralis beiderseits bei dem Unyamwesi-Gehirn Nr. 9, welches sich sonst durch seinen Windungsreichthum auszeichnete; er reichte hier von der Fossa sylvii bis über die Mantelkante hinaus.[2])

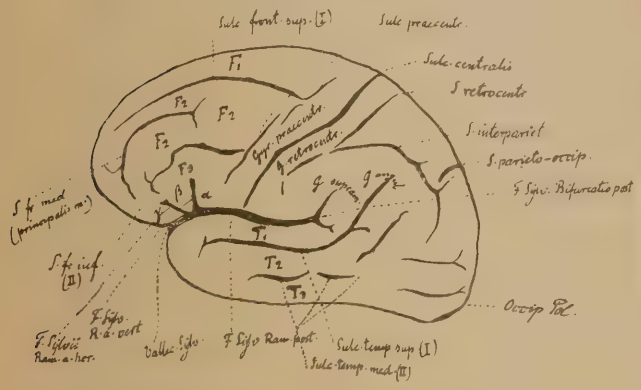
1) Waldeyer, Das Gibbon-Hirn. Festgabe für Rudolf Virchow, Band I. Berlin 1891, Hirschwald.

2) In der von J. Ranke (Der Mensch etc.) wiedergegebenen Photographie eines dolichocephalen Negerhirns (der Stamm ist nicht angegeben) ist links der Sulc. retrocentralis auch durchlaufend. In einer späteren ausführlicheren Abhandlung sollen auch die übrigen bereits vorhandenen Abbildungen von Negergehirnen, wie die von Tiedemann, Barkow, Calori u. A. eingehend berücksichtigt und verglichen werden.

Die Sulci interparietalis und principalis (S. front. medius Eberstaller) — s. Fig. 1 — traf ich stets gut erkennbar. Der Sulcus interparietalis hing in einigen Fällen nicht mit dem Sulcus retrocentralis zusammen.

Fig. 1.

Linke Hemisphäre, laterale Ansicht (Schema).




Der Gyrus frontalis III (F 3 in Fig. 1) war immer gut ausgebildet bis auf die vorhin bereits angegebenen beiden Fälle, in denen das proximale Stück ($\alpha$) schmal und verdeckt erschien. Die beiden Gyri centrales (praecentr. und retrocentr. Fig. 1) waren bei den Sudanesen-Gehirnen sehr einfach gebildet ohne Nebengliederungen; beim Gehirn Nr. 8 (Unyamwesi) notirte ich ausdrücklich eine reiche Nebengliederung durch kleine Quer- und Längsfurchen, die in sie einschneiden, auch bei dem windungsreichen Hirn Nr. 9 (Unyamwesi) war dies ähnlich.

Temporallappen, insbesondere die erste Temporalfurche und -Windung bei dem Gehirn Nr. 2 (taubstummer Suaheli), zeigte sich der Sulcus temporalis sup. (I) — s. Fig. 1 — sehr deutlich und undurchbrochen beiderseits bis über die Mitte der Hirnhöhe mit seinem hintern Ende hinaufreichend, so dass der sehr klar ausgebildete Gyrus angularis (s. Fig. 1) hoch zu liegen kam. Das Bemerkenswertheste in diesem Falle lag jedoch darin, dass der Sulcus an beiden Seiten, rechts mehr vorn, links mehr in der Mitte seines Laufes, dicht an die Fossa sylvii heranrückte, so dass an diesen Stellen nur je ein sehr schmaler Gyrus temp. I (T 1 in Fig. 1) vorhanden war. Ein ähnliches nahes Heranrücken, jedoch in minderem Grade, zeigte sich im hinteren Abschnitte des S. t. I links bei dem Hirn Nr. 6 (Sudanese).

Noch auffälliger war das Verhalten bei dem Hirn Nr. 7 (Sudanese). Hier zeigte links der Sulc. temp. I sich vorn der Fossa sylvii auf 3 cm Länge zwar sehr genähert, aber doch deutlich von ihr getrennt, dann, weiter nach hinten, fliesst er scheinbar mit ihr zusammen, läuft jedoch, in der Tiefe der Fossa sylvii versteckt, selbständig weiter, so dass hier der Gyrus temporalis I (T 1 in Fig. 1) auf eine Strecke weit verborgen in der Fossa sylvii liegt. Dann tritt der Sulc. t. I wieder aussen vor und läuft in den unmittelbar das Kleinhirn deckenden Hemisphärenrand aus. Rechts ist bei diesem Gehirn der S. t. I der Fossa sylvii vorn ebenfalls genähert.

Bei dem Hirn Nr. 8 (Unyamwesi) ist der Gyrus temp. I durch eine accessorische Längsfurche in 2 Gyri (zum Theil) zerlegt, auch der accessorische Sulcus hat am hinteren oberen Ende eine Bogenwindung. Bemerkt zu werden verdient auch der Befund beim Hirn Nr. 10 (Unyamwesi), wo an der linken Seite vom Sulc. temp. I zunächst eine Zweigfurche ausging, die in die Fossa sylvii mündete, während derselbe Sulcus weiter nach hinten durch eine ansehnliche Windungsbrücke unterbrochen war.

In einzelnen Fällen (Nr. 3 und 4 Suaheli) liess sich der Sulc. temp. I mit seinem hinteren Ende sehr hoch hinauf, selbst bis zur Mantelkante hin, verfolgen.

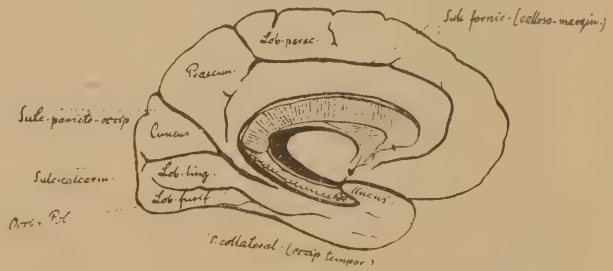
Insula Reilii. Die Insel zeigte sich in allen Fällen in ihrer typischen Form mit deutlichem Sulcus centralis insulae ausgebildet. In der Hälfte der Fälle war ein kleines Stück der Insel nach Wegnahme der Pia von aussen ohne Weiteres zu sehen; sonst schien mir die Insel bei allen untersuchten Stücken etwas klein zu sein. Vergleichende Messungen habe ich noch nicht gemacht.

Fissura calcarina, Fissura parieto-occipitalis. (Fig. 1 und 2.) Beide Fissuren fand ich an der Hälfte der Gehirne in der gewöhnlichen Form ausgebildet; in der übrigen Hälfte zeigte sich ein weites Herabreichen der Fiss. parieto-occip. auf die laterale Hemisphärenfläche hinaus.

Die Lobuli lingualis und fusiformis (s. Fig. 2) waren stets wohl erkennbar; es darf vielleicht erwähnt werden, dass bei Nr. 6 (Sudanese) der Gyrus fusiformis völlig glatt ohne jede Nebenwindung erschien. Gut ausgebildet zeigten sich auch die so charakteristischen Bildungen des Lobul. paracentralis, des Praecuneus und des Cuneus, sowie der Sulc. fornicatus (callosomarginalis) — s. Fig. 2 —. Bei dem Suaheli-Hirn Nr. 4 zeigte sich jederseits am Occipitalpole (Fig. 1 und 2) eine deutliche, ziemlich tiefe Grube.

Fig. 2.

Linke Hemisphäre, mediale Ansicht (Schema).



Ich stelle nun zum Schlusse noch dasjenige zusammen, worin mir bemerkenswerthe Unterschiede vom Europäer-Gehirn zu liegen scheinen.

1) Das geringe Hirngewicht; dasselbe erreichte auch bei der höchsten Ziffer nicht das Durchschnittsgewicht des Europäer Männerhirns. Wenn auch nur 10 Hirne dieser Untersuchung zu Grunde lagen, so ist dies Ergebniss unzweifelhaft höchst beachtenswerth, da erst verhältnissmässig wenige Wägungen von frischen Negergehirnen — wenn wir von den nordamerikanischen (Ira Russell u. A.) absehen, vorliegen und Dr. Steudel's Wägungen die bisherigen Erfahrungen bestätigen.

2) Die schwache Nebengliederung und Angliederung der Zentralwindungen, welche sich u. A. durch das relativ häufige Vorkommen von durchgehendem Sulcus prae- und retrocentralis erwies.

3) Die geringere Grösse und das Freiliegen der Insel.

4) Die wiederholt beobachtete dichte Zusammenlagerung des Sulcus temporalis I und der Fossa sylvii.

Ob die Nummern 2—4 wirklich durchgreifende Unterschiede abgeben, das darf natürlich nach der Untersuchung von 10 Gehirnen nicht behauptet werden. Ich bezwecke mit ihrer Hervorhebung für jetzt auch nur, die weitere Forschung auf diese Dinge hinzuweisen.

An einem anderen Orte werde ich später genauere, durch Abbildungen unterstützte Mittheilungen geben und dann auch auf die bereits in der Literatur vorhandenen Angaben über Afrikanergehirne, insbesondere Negerhirne zurückkommen.

Die beiden beigegebenen Figuren stellen nicht etwa Abbildungen eines der untersuchten Negergehirne vor, sondern sind Schemata. Sie sind in ihren Umrissen mit kleinen Abänderungen nach Edinger's Zeichnungen Fig. 33 und 35 (Vorlesungen über den Bau der nervösen Zentralorgane. 4. Aufl. Leipzig, F. C. W. Vogel, 1893) copirt und lehnen sich an Eberstaller's Befunde an, mit denen meine eigenen am meisten übereinstimmen. Sie sollen lediglich dem Zwecke einer leichteren Orientirung und einer genauen Festlegung des Gesagten dienen.

Herr **R. Virchow**-Berlin:

Der Herr Generalsekretär möchte noch ein paar Zahlen haben.

Die Zahlen für die Schädelcapacität bei meinen Abessiniern stellen sich so, dass in der Gesammtsumme von 104 Schädeln sich 13 befanden, deren Capacität nicht bestimmt werden konnte. Unter den 91 gemessenen waren 18, also 19,7 Proz., welche 1200 ccm oder darunter hatten, also nannocephal waren; dahin gehört auch der schon erwähnte mit dem geringsten Kubikinhalt von 975 ccm, nicht ganz doppelt so viel, als ein grosser Gorilla auch hat.

Dabei möchte ich gleich bemerken, dass das Gehirn von 780 gr, das Hr. Steudel gemessen hat, allerdings etwas verdächtig aussieht; ob es dabei in der That mit rechten Dingen zugegangen ist und der Mann wirklich 18 Jahre alt war, darf wohl bis auf weiteres dahin gestellt bleiben.[1]) 975 ccm hat der kleinste aller Schädel, die mir jemals aus Afrika vorgekommen sind.

Dem gegenüber gibt es aber in Afrika auch einzelne sehr grosse Schädel und zwar unter den gleichen Stämmen. So finde ich unter dem Haufen von Abessinier-Schädeln 5 Kephalonen, darunter denjenigen, der den grössten Kubikinhalt hatte, mit 1665 ccm. Die 4 anderen ergaben 1650, 1610 und zweimal 1600 ccm. Aehnlich ist es übrigens bei den benachbarten, mehr zentral gesessenen Stämmen. Unter 13 Massai-Schädeln waren 2 Nannocephalen und 1 Kephalone, letzterer mit 1629 ccm. Das geht sehr durcheinander. Es lässt sich im Augenblick nur konstatiren, dass die Schädel bei Zwergen und anderen Afrikanern nicht minder grosse Variationen darbieten, als wie sie bei europäischen Völkern gefunden werden.

---

1) Nachträgliche Bemerkung: Das betreffende Gehirn wurde von mir später nachgewogen; es hatte (nach der Alkoholhärtung) nur 630 gr Gewicht. Demnach erscheint ein Zweifel an der Richtigkeit der Wägung Dr. Steudel's wohl ausgeschlossen. Dr. Steudel gibt an, dass der Betreffende von „mittlerer" Grösse gewesen sei, das deutet auch darauf hin, es sei die Altersangabe wohl als richtig zuzulassen.

Waldeyer.

Herr Prof. Dr. **Joh. Ranke**-München:

**Ueber die aufrechte Körperhaltung der menschenähnlichen Affen und über die Abhängigkeit der aufrechten Körperhaltung des Menschen vom Gehirn.**

Es ist ein offenkundiges Missverständniss, wenn man meint, dass bloss der Mensch aufrecht zu gehen vermöge; Jeder von uns hat ja schon im Circus Pferde, Bären, Hunde oder vielleicht die Hagenbeck'schen Elephanten in ihren grotesken Tänzen gesehen, wie sie auf den Hinterbeinen, die Vorderfüsse in der Luft, einherschreiten. Andererseits sehen wir, auch im Circus, dass ein Clown wie ein vierfüssiges Thier geht und hockt wie ein Affe. Unter Umständen wählen aber die menschenähnlichen Affen und auch andere Thiere den aufrechten Gang, die aufrechte Körperhaltung freiwillig, nicht durch Dressur dazu gezwungen, und zwar nehmen Bären sowohl, wie Gorilla eine aufrechte Haltung an, um z. B. einen mächtigeren Hieb gegen ihren Gegner, besonders gegen den Menschen, auszuführen. Anderseits kann auch der Mensch durch gewisse Verhältnisse gezwungen werden, eine Körperbewegung auf allen Vieren zu wählen, oder wir sehen ihn klettern oder schwimmen wie einen Seehund. Es fällt uns aber ohne weiteres auf, dass die Bedingungen für den aufrechten Gang und Körperhaltung bei den verschiedenen animalen Wesen recht verschieden sind. Unter Umständen können verschiedene Körperhaltungen von allen Säugethieren eingenommen werden, aber wenn es sich darum handelt, eine Maximalleistung auszuführen, wenn es sich darum handelt, eine Leistung auszuführen, in welcher alle Körperkräfte wo möglich, so weit sie überhaupt zu Gebote stehen, für diese Leistungen Verwendung finden, z. B. bei einer raschen Flucht, dann sehen wir, dass nur ganz bestimmte Körperhaltungen eingenommen werden. So flieht der Mensch in aufrechter Körperhaltung, während das Thier sich dabei gewöhnlich auf alle Viere stellt, und auch der Affe nimmt dann die ihm eigenthümliche halb aufrechte Stellung an, in welcher wir ihn auf allen Vieren hineilen sehen, wenn die Bewegung auf ebenem Boden stattfindet. Es ergibt sich sonach ein Unterschied bezüglich der Körperhaltung für Maximalleistungen; wir können sagen, dass der Mensch dabei aufrecht gehen muss, während die anderen animalen Wesen dann eine andere Körperhaltung, die meisten Säugethiere eine vierfüssige, einnehmen müssen.

Es ist gegenwärtig in der ganzen Betrachtungsweise der Zoologie wieder eine auffallend ähnliche Stimmung eingetreten, wie diejenige war, welche Ende des vorigen Jahrhunderts herrschte. Damals hatte man unter Führung von Linné die Unterschiede zwischen Mensch und Affe so gut wie gänzlich geleugnet; Linné hatte den Menschen und Affen mit den Halbaffen und Fledermäusen in seine grosse Ordnung der Primaten zusammengefasst, und er sagte ganz ausdrücklich, dass es ihm unmöglich gewesen wäre, einen wesentlichen Unterschied zwischen Menschen und Affen aufzufinden. Linné stellte dabei verschiedene Species der Menschen auf; er hat sie nur als Genus von den Affen getrennt. Eine dieser verschiedenen Menschen-Species sollte der Orang-Utan des Bontius sein, den er Homo nocturnus s. sylvaticus oder Troglodytes u. a. nannte; sein „wilder Mensch", Homo ferus L., sollte vierfüssig gehen. Ende des vorigen Jahrhunderts sind nun namentlich Cuvier und Blumenbach gegen diese Theorie aufgetreten; beide kämpften gegen die gesammte Systematik, wie sie Linné aufgestellt hatte,

gegen sein künstliches System für ein natürliches System. In dem letzteren sollten nicht nur etwa nach der Zahl der Zähne u. a. die Unterabtheilungen geschaffen werden, die Systematik sollte aufgebaut werden auf den gesammten Habitus, auf die gesammte Körperbildung der Thiere. Cuvier gelangte mit dieser allgemeinen Betrachtungsweise zu seiner grossen Scheidung der Thierwelt in zwei Hauptgruppen. Das wichtigste aller Organe in der gesammten Körperbildung der animalen Wesen ist das Zentralnervensystem. Nach diesem theilte Cuvier die Thiere ein einerseits in solche, welche ein Gehirn-Rückenmark und Wirbelsäule besitzen, die Wirbelthiere, und andererseits in solche, welche ein so geartetes Zentralnervensystem und eine Wirbelsäule nicht besitzen, die Wirbellosen. Er hat dann mit Blumenbach ziemlich gleichzeitig und ganz in demselben Sinne, wie dieser, die Grenzscheidung zwischen Mensch und Affe, welche Linné vergeblich gesucht hatte, geordnet. Sie waren die von Linné scherzend verlangten „Geodäten", welche die Grenze zwischen Mensch und Affen zu ziehen verstanden. Der Unterschied zwischen Mensch und Affen besteht darin, dass der Mensch gezwungen ist zur aufrechten Körperhaltung und dieser entspricht dann die ganze menschliche Körperbildung: der Mensch besitzt einen Steh- und Gehfuss, während die Affen einen Greiffuss haben; beim Menschen finden wir neben den Steh- und Gehfüssen zwei Greiforgane, die man „Hände" nennt, und darnach bezeichnet Cuvier den Menschen als den Zweihänder, Bimanus; den Affen, welcher an allen vier Extremitäten handähnliche Greiforgane besitzt, als Vierhänder, Quadrumanus. Sie wissen das Alle.

Bis gegen das Ende der Fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts hat auch in der Zoologie in Deutschland diese Eintheilung Anerkennung gefunden; man glaubte, mit dieser Unterscheidung das Wahre getroffen zu haben. Nun ist aber in neuerer Zeit die alte Linné'sche Lehre von der Zusammengehörigkeit von Mensch und Affe wieder in den Vordergrund getreten. In den besten und vielgelesensten zoologischen Lehrbüchern sehen wir wieder eine Ordnung der Primaten erscheinen und in dieser Ordnung, als Genus oder Unterordnung, den Menschen mit den Affen vereinigt. Man erkennt die Unterschiede, die Blumenbach und Cuvier gefunden hatten, nicht mehr als so vollkommen einschneidend an, dass man durch sie eine weitere systematische Trennung begründen könnte.

Nun, ich glaube, dass wir die systematische Trennung, welche Cuvier und Blumenbach zwischen Quadrumanen und Bimanen statuirten, doch aufrecht erhalten können und zwar gestützt auf das wichtigste Organ des animalen Körpers, nicht etwa auf die Zählung der Zähne oder den Abschluss der Augenhöhlen u. ä., sondern auf die Ausbildung und Entwicklung des Gehirns zum übrigen Körper, also des wichtigsten Abschnittes jenes Gesammtorgans, des Zentral-Nervensystems, welches das natürliche zoologische System zu seiner primären Gruppenbildung der Thierwelt benützt.

Die Körperhaltung des Affen und die des Menschen sind, so ähnlich sie sich auch äusserlich sehen mögen, doch im mechanischen Prinzip verschieden; beim menschenähnlichen Affen und bei den Affen überhaupt ist der Kopf etwa ebenso seitlich an der Wirbelsäule befestigt, wie bei allen vierfüssigen Thieren. Wie bei allen diesen sehen wir, dass auch bei den menschenähnlichen Affen ein besonderer Halteapparat für die Geradehaltung des Kopfes existirt. Bei den meisten niederen vierfüssigen Thieren besteht dieser Apparat darin, dass an den ersten Wirbeln der Brustwirbelsäule, an den Nackenwirbeln, mehr oder minder mächtige Dornfortsätze in die Höhe ragen und dass von da ein langes und starkes, elastisches Band, das Nackenband, zum Schädel und zum zweiten Halswirbel geht, um den Kopf zu halten, so dass der Kopf ähnlich wie ein Krahn gehalten wird. Bei den grossen menschenähnlichen Affen ist dieses Verhältniss ein anderes; bei ihnen sind die Dornfortsätze an den Brustwirbeln keineswegs so mächtig, wie sie dem grossen und mächtigen, ebenfalls seitlich an der Wirbelsäule, wie bei den im eigentlichen Sinne vierfüssigen Thieren, befestigten Schädel entsprechen würde. Bei den menschenähnlichen Affen entwickelt sich aber ein ähnlicher knöcherner Halteapparat für den Kopf an den Dornfortsätzen der Halswirbelsäule, die sich bei allen Affen, aber am auffallendsten bei den grossen menschenähnlichen, von den Dornfortsätzen der übrigen Wirbel unterscheiden. Am Halse ragen bei ihnen grosse Dornfortsätze empor, die wohl verglichen werden können mit denen, wie sie am Nacken von Rindern und anderen grossen „vierfüssigen" Säugethieren zu sehen sind. Wie diese stehen sie in einer gewissen Beziehung zur Haltung des Kopfes. Der Kopf der menschenähnlichen Affen wird durch die Muskel- und Bandmassen, welche sich an die stark entwickelten Dornfortsätze der Halswirbel ansetzen, entsprechend gehalten, wie der Kopf der „vierfüssigen" Säugethiere durch den Halteapparat an den Nackenwirbeln. Diese besondere Entwicklung der Dornfortsätze der Halswirbel steht in unverkennbarer Beziehung zu der halbaufrechten Stellung der Affen. Wenn wir uns in der Thierwelt umsehen, so bemerken wir bald, dass nicht der Affe oder gar der menschenähnliche Affe allein eine annähernd aufrechte Körperhaltung einnimmt. Auch ein relativ grosser Halbaffe, der madagassische Jagdaffe, Lichanotus Indri Geoff., oder Indri brevicaudatus, nimmt gern die aufrechte Stellung ein, auch bei ihm erheben sich im Gegensatz gegen die anderen Halbaffen die Dornfortsätze der Halswirbel stärker als die der Brustwirbel, offenbar, um bei der aufrechten Körperhaltung den Schädel zu tragen. Auch bei den Vögeln kommen aus dem gleichen Grunde derartige Skeletbildungen vor; die Pinguin, Eistaucher u. a. pflegen für gewöhnlich in aufrechter oder halbaufrechter Stellung zu hocken und zu gehen. Während bei der Mehrzahl der übrigen Vögel eine stärkere Entwicklung der Halswirbel-Dornfortsätze fehlt, ragen diese nur bei den eben genannten, aufrecht sitzenden und gehenden in ganz ähnlicher Weise wie bei dem menschenähnlichon Affen hervor. Die hervorragenden Halsdornfortsätze halten sonach mit ihren muskulösen und elastischen Hilfsapparaten den seitlich an der Wirbelsäule des mehr oder weniger aufrecht gehenden Thieres befestigten Kopf.

Das ist nun beim Menschen ganz anders. Beim Menschen ist der schwere Schädel auf der Wirbelsäule balancirt schon durch die Unterstützung der Processus condyloidei. Die Halswirbelsäule ist der schwächste Theil der ganzen Wirbelsäule und namentlich die Dornfortsätze sind schwach. Eustachius fand es schon wunderbar, dass der schwerste Knochen (der Schädel) von den schwächsten gestützt wird. Der Ansatzpunkt der Wirbelsäule an dem Schädel ist so gelagert, dass mit Aufwendung von sehr wenig Muskelkraft der Schädel in der aufrechten Stellung gehalten werden kann. Dem entspricht es, dass die Dornfortsätze an der Halswirbelsäule beim Menschen so auffallend schwach entwickelt sind, ebenso die Nackendornen, die bei den „vierfüssigen" Thieren so mächtig ausgebildet sind.

Die Dornfortsätze der Brustwirbel des Menschen senken sich bekanntlich sogar nach abwärts.

Durch die Balancirung des Schädels auf der Wirbelsäule ist der aufrechte Gang des Menschen bedingt. Nicht nur die Verbindung des Schädels mit der Wirbelsäule ist bei dem Menschen so konstruirt, dass der Schädel durch ein Minimum von Muskelkraftaufwand gestützt wird, der ganze Körper des Menschen ist, damit in genauester Correlation, zum Aufrechtgehen und Stehen mechanisch eingerichtet, nicht bloss die Füsse. Das braucht hier nicht bewiesen zu werden.

Die ganze Frage nach der aufrechten Körperhaltung des Menschen spitzt sich also dahin zu: woher kommt es, dass der Schädel des Menschen so eingerichtet ist, dass er bei aufrechter Körperhaltung auf der Wirbelsäule balancirt?

Ich habe in einer grösseren Untersuchung über die Verhältnisse des Schädelgrundes zum Gehirn und anderen Theilen des Schädels[1]) den Grund für diese Einrichtung gefunden, theilweise im Anschluss an die Ergebnisse früherer Untersuchungen von Virchow.[2]) Die Stellung des Schädels zur Wirbelsäule ist abhängig von der Stellung des Foramen magnum, des grossen Hinterhauptloches, durch welches das Rückenmark aus der Schädelhöhle in den Wirbelsäulekanal heraustritt. Zur Seite des Foramen magnum befinden sich die beiden Gelenkhöcker, Cordylen, mit denen der Schädel auf der Wirbelsäule aufruht und auf ihr sich bewegt. Darin, dass beim Menschen diese beiden Gelenkhöcker c. in die Mitte der unteren Fläche der Schädelbasis verlegt sind, ist es begründet, dass bei ihm der Schädel bei der aufrechten Körperhaltung balanciren kann. Bei den menschenähnlichen Affen steht das Hinterhauptloch ganz gegen die Rückseite, der hinteren Fläche des Schädels zugewendet, das ist die Ursache, wesshalb der Schädel vorn und seitlich an der Achse der Wirbelsäule hängt.

Die Frage lautet also: wie kommt es, dass das Foramen magnum resp. die Gelenkhöcker, die an dessen beiden Seiten stehen, beim menschlichen Schädel in die Mitte der Schädelbasis gelangt sind?

Das hängt nach meinen Untersuchungen ab von dem Verhältniss der Grösse des menschlichen Hirnschädels zur Schädelbasis und zum Gesichtsschädel. Der menschliche und thierische Schädel setzen sich ja bekanntlich aus zwei hauptsächlichen Theilen zusammen, aus dem Hirnschädel und aus dem — abgesehen von den Sinnesorganen — hauptsächlich dem Kauakte dienenden Gesichtsschädel, mit anderen Worten aus einem Theil, welcher dem Gehirn dient, und aus einem anderen, welcher den Darmfunktionen dient. Das gegenseitige Verhältniss dieser beiden Schädelabschnitte zu einander bedingt die Stellung des Foramen magnum und damit der Gelenkfortsätze an dessen Rand. Bei den anthropoiden Affen und den niederen Säugethieren bildet die untere Fläche des Schädelgrundes, bis zu einem gewissen Grade eine ebne Fläche, ihre von vorne nach hinten gerichtete Mittellinie, die Schädelgrundlinie, bildet also annähernd eine gerade Linie, an deren hinterem Ende das Foramen magnum sitzt (Demonstration an Modellen). Nun hat, wie R. Virchow l. c. vor vielen Jahren nachgewiesen hat, der Schädelgrund die Fähigkeit, etwa in Mitte der Schädelgrundlinie sich zu bewegen. An dieser Stelle liegt die Knorpelfuge zwischen Hinterhauptbein und Keilbein, die Symphysis spheno-occipitalis, in welcher die Schädebasis, ähnlich wie in einem Scharnier-Gelenke, ihren hinteren Abschnitt gegen den vorderen auf- oder abbiegen kann. Ich habe nun nachweisen können, dass diese Bewegungen des Schädelgrundes in der Keilbein-Hinterhauptbein-Fuge unter dem Einflusse des mehr oder weniger auf die Schädelbasis (grob mechanisch ausgedrückt) drückenden Gehirns ausgeführt werden.

Suchen wir uns zunächst die Verhältnisse klar zu machen, welche eintreten, wenn ein Thierschädel eine grössere Menge Gehirn erhält, so dass sein Hirnschädel wächst. Um dies zu ermöglichen, wird nicht die Schädelbasis entsprechend vergrössert, sondern sie wird nur in der Keilbein-Hinterhauptbeinfuge winkelig abgeknickt, so dass der hintere Abschnitt des Schädelgrundes nach abwärts gebogen wird (Demonstration an Modellen). Auf diese Weise hängt die Stellung des Hinterhauptloches und damit die Stellung der Gelenkfortsätze, auf welchen sich der Schädel auf der Wirbelsäule bewegt, von der Grösse des Gehirns ab. Ich will nicht in die einzelnen feineren Details eintreten, durch welche ich den Beweis geführt habe, dass diese Knickung der Schädelbasis vollständig gleichsinnig verläuft mit der Vergrösserung des Gehirns. Nur Einiges sei erwähnt. Im Anfang, wenn der Schädel des Thieres sich bildet, ist überhaupt eine sehr geringe Entwicklung des dem Darmsystem dienenden Theiles des Schädels (des Kauapparats) vorhanden, in dieser Zeit haben wir ganz menschliche Verhältnisse, da ist eine Schädelbasisknickung bei jedem Wirbelthier vorhanden, wir haben da eine Form, die so menschenähnlich ist, dass wir sie beinahe menschlich nennen könnten. Aber in demselben Verhältniss, in welchem das Darmsystem sich am Schädel stärker entwickelt und die Entwicklung des Gehirns entsprechend zurückbleibt, wird die Knickung geringer, beim erwachsenen menschenähnlichen Affen verläuft endlich die Grundlinie der Schädelbasis gerade. Beim Menschen dagegen bleibt mit geringen Schwankungen das embryonale Uebergewicht des Gehirns über die dem Darmsystem dienenden Theile des Schädels bestehen, die Grundlinie der Schädelbasis, und mit ihr das Foramen magnum mit den Condylen, zeigt sich daher auch bei dem Erwachsenen in der Keilbein-Hinterhauptbein-Fuge stark nach abwärts geknickt.

Damit habe ich aber den Beweis erbracht, dass die zentrale Lage des Hinterhauptloches und der Gelenkhöcker und damit die Möglichkeit der Balancirung des Schädels auf der Wirbelsäule und in Folge davon die aufrechte Körperhaltung, wie sie nur dem Menschen allein zukommt, die eben darin beruht, dass der Mensch nur dann mit dem Minimum seiner Muskelleistungen sich bewegt, wenn er in aufrechter Körperhaltung ist, abhängig ist von der Grösse seines Gehirns. Wir können sagen: Der typische Bau des menschlichen Körpers beruht auf dieser mächtigen, auch in dem nachembryonalen Leben sich noch immer mächtiger gestaltenden Entwicklung des Gehirns, während die Körperbildung bei den menschenähnlichen Affen und den übrigen Thieren abhängig ist von der im embryonalen, besonders aber im nachembryonalen Leben immer mächtigeren Entwicklung der Organe des Darmsystems.

Es existirt sonach zwischen dem Menschen und den übrigen animalen Wesen überhaupt eine Kluft,

1) J. Ranke: Ueber einige gesetzmässige Beziehungen zwischen Schädelgrund, Gehirn und Gesichtsschädel. Mit 30 Tafeln. München. F. Bassermann, 1892.

2) R. Virchow: Untersuchungen über die Entwicklung des Schädelgrundes. Berlin, 1857.

nicht bloss zwischen dem Menschen und den menschenähnlichen Affen. Wir dürfen, wie ich glaube, weil nur der menschliche Körper in allen seinen Bauverhältnissen durch das Gehirn in der angegebenen Weise beeinflusst ist, den Menschen als specifisches Gehirnwesen bezeichnen, während die übrigen animalen Wesen, trotz der allgemein giltigen Baugesetzmässigkeit, für welche ja der Mensch sogar als Paradigma angesprochen werden darf, als Darmwesen bezeichnet werden können. Dieser relative Gegensatz geht über die Gruppe der Wirbelthiere hinaus, und gilt ganz allgemein gegenüber der gesammten Thierwelt.

Diese Darlegungen sind wohl genügend, um zu zeigen, dass trotz der verhältnissmässigen Annäherung des Menschen an die Affen doch ein ganz wesentlicher und auch systematisch greifbarer Unterschied zwischen Mensch und Affe existirt. Ich glaube, wir müssen die zoologische Trennung, wie sie schon Blumenbach und Cuvier gefunden haben, aufrecht erhalten. Wir dürfen aber die beiden animalen Gruppen nicht mehr nach verhältnissmässig geringfügigen und in gewissem Sinne kleinlichen, jedenfalls sekundären Unterschieden als Bimanen und Quadrumanen, benennen. Der Hauptunterschied zwischen beiden liegt in der verschiedenen Entwickelung des Gehirns im Verhältniss zu den übrigen Körpertheilen. Bei dem Menschen ist das Gehirn das den ganzen Bau seines Körpers beherrschende Organ. Die spezifische Entwickelung des menschlichen Körpers (auch die Fussbildung) ist auf das Gehirn basirt. (Ich möchte für die Bezeichnung dieses menschlichen Verhältnisses das alte Wort Owen's[1]): Archencephalie, „Hirnherrschaft", benützen und die Menschen im zoologischen System als Archencephalen von den Affen, Primates, Simiae, abtrennen.

Damit trifft das wissenschaftliche Ergebniss auch mit dem allgemeinen Bewusstsein der Menschheit über ihre Stellung zu den nächst ähnlichen Thieren zusammen. Die Gehirnentwicklung und die an die Gehirnentwicklung geknüpfte höhere psychische Entwicklung ist es, was den Menschen von den übrigen animalischen Wesen trennt. Das psychische Wesen, dessen hohe Ausbildung den Menschen den übrigen animalen Geschöpfen gegenüber auszeichnet, basirt auf dem gleichen Grunde wie das, was ihn körperlich von den Thieren unterscheidet: auf der übermächtigen Gehirnentwicklung.

Herr Dr. **Mies**-Köln a/Rh.:

### Ueber das Gehirngewicht des heranwachsenden Menschen.

Obwohl man glauben sollte, dass die Untersuchung des Gewichtes eines wachsenden Organs wenigstens ebensoviel Reiz hat wie die Betrachtung der Schwere desselben Körpertheiles, nachdem sein Wachsthum vollendet ist, findet man in der deutschen und ausländischen Literatur bis jetzt noch bedeutend weniger Arbeiten oder vielmehr Bemerkungen über das Gehirngewicht des heranwachsenden als über das des ausgewachsenen Menschen.

Die meisten Gewichtsbestimmungen, nämlich 928, hat Dr. Jules Parrot, ein Franzose, an Kindern in den ersten sechs Lebensjahren gemacht. Leider wurde dieser Forscher durch den Tod daran gehindert, seine werthvollen Beobachtungen zu veröffentlichen. Auf Grund seiner Aufzeichnungen hat Fräulein Jeanne Bertillon in der Sitzung der Pariser anthropologischen Gesellschaft vom 3. März 1887 einen schönen Vortrag gehalten, welcher unter dem Titel L'indice encéphalocardiaque in den Bulletins dieser Gesellschaft erschienen ist und nebst einigen Erläuterungen von der Verfasserin mir zugesandt wurde, wofür ich derselben verbindlichst danke. In diesem Aufsatze weist Fräulein Bertillon auf die regelmässige Veränderung hin, welche in dem Verhältniss zwischen Herz- und Hirngewicht mit dem Alter eintritt. Im ersten Monat kommen auf 10 gr Herz 230, in der folgenden Zeit des ersten halben Jahres etwas mehr, nämlich 257 gr Gehirn. Dann nimmt der 10 gr Herz entsprechende Theil des Gehirns fortwährend bis auf 151 gr im fünften und sechsten Lebensjahre ab. Nächst Parrot hat der Engländer Boyd[1]) die meisten jugendlichen Gehirne gewogen; denn von seinen zahlreichen Gewichtsbestimmungen beziehen sich 408 auf Personen im Alter von einem Tage bis 20 Jahren. Aus verschiedenen Gründen ist es sehr zu bedauern, dass die Beobachtungen dieser beiden Forscher nicht einzeln veröffentlicht worden sind. Nur die Zahl der Fälle, die mittleren, von Boyd auch die kleinsten und grössten Werthe sind für die verschiedenen Altersstufen bei jedem Geschlecht angegeben.

Ausser diesen grossen Beobachtungsreihen, welche ich durch die von Parchappe, Sappey und Parisot gewogenen Gehirne (122 ♀ und 139 ♂) vermehrte, habe ich noch 627 Einzelbestimmungen in meiner Arbeit über das Gehirngewicht des heranwachsenden Menschen verwerthet. Hierunter befinden sich 212 Angaben, deren Benutzung Herr Obermedizinalrath Bollinger mir gütigst gestattete, wofür ich demselben meinen aufrichtigsten Dank ausspreche. Diese im pathologischen Institut zu München angestellten Gewichtsbestimmungen hat bereits Oppenheimer seiner Inaugural-Dissertation über die Wachsthumsverhältnisse des Körpers und der Organe zu Grunde gelegt, ohne jedoch Einzelangaben zu machen. Aus München stammen ferner 21 grösstentheils noch nicht veröffentlichte[2]) Beobachtungen, welche Herr Geheimrath v. Voit mir bereitwilligst zur Verfügung stellte, wofür ich meinen früher[3]) schon ausgedrückten Dank hiermit von ganzem Herzen wiederhole. Abgesehen von 15 eigenen Beobachtungen habe ich die übrigen Fälle aus der deutschen und ausländischen Literatur zusammen gestellt. Unter diesen befinden sich nicht nur Gehirne von verschiedenen europäischen, sondern auch von einigen überseeischen Völkern. Alle habe ich in meine Zusammenstellung aufgenommen, da ich der Meinung bin, dass es weniger schadet, die sicherlich zwischen den Völkern bestehenden Verschiedenheiten zu vernachlässigen, als die verhältnissmässig geringe Zahl der Einzelbestimmungen durch Ausschaltung von ziemlich vielen Fällen zu verkleinern. Die Sorge für eine

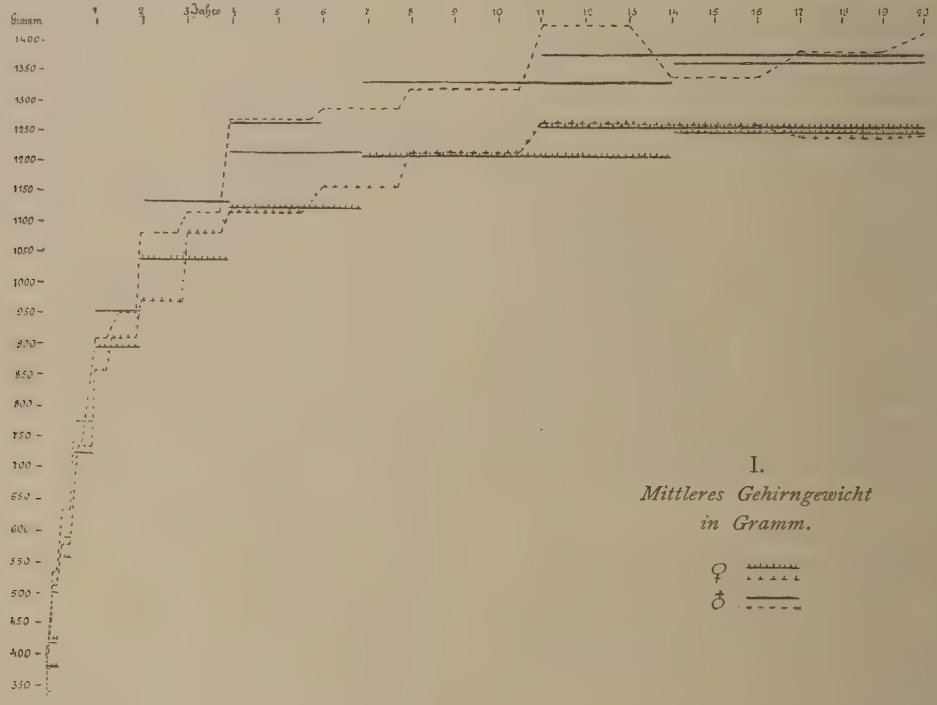
1) The Anatomy of Vertebrates London. 1866. Vol. II, S. 274, cf. auch Derselbe: Proceedings of the Linnaean Society. Febr. u. Apr. 1857.

1) Dr. Boyd, Tables of the weights of the human body and internal organs in the sane and insane. Philosoph. Transact. 1861.

2) Acht derselben stimmen mit Angaben von Th. v. Bischoff überein und sind wahrscheinlich identisch.

3) Mies, Ueber das Gehirngewicht neugeborener Kinder. Tageblatt der Naturforscher-Versammlung in Köln 1888, S. 195, und Wiener klinische Wochenschrift, 1889, S. 39.

möglichst grosse Zahl von Fällen, welche auf die Genauigkeit der Mittelzahlen einen ganz bedeutenden Einfluss ausübt, bestimmte mich auch, nur die aussergewöhnlich niedrigen und hohen Werthe, sowie die durch tiefgreifende Krankheiten veränderten Gehirne nicht zu berücksichtigen, diejenigen Fälle aber aufzunehmen, bei welchen weniger auf das Gewicht einwirkende Krankheiten Gehirn und Gehirnhäute ergriffen hatten. Uebrigens scheinen die niedrigsten und höchsten Werthe in der grossen Reihe der Beobachtungen Boyd's darauf hinzudeuten, dass kein einziger Fall ausser Acht gelassen wurde. Wahrscheinlich hat auch Fräulein Bertillon alle Aufzeichnungen Parrot's benutzt. Trotz der geringen Ansprüche, welche ich an die Beobachtungen für die Aufnahme in meine Register gestellt habe, enthalten letztere noch mehrere Lücken, welche durch spätere Arbeiten ausgefüllt werden müssen. Ist es aber gelungen, eine annähernd genaue Darstellung vom Wachsthum des menschlichen Gehirns zu geben, so wird man dieselbe bei einem ausreichenden Material durch Ausscheidung aller kranken Gehirne verbessern und kann endlich dazu übergehen, die nationalen Verschiedenheiten unparteiisch zu bestimmen.




I.
*Mittleres Gehirngewicht in Gramm.*

♀
♂

Um Sie durch Zahlen nicht zu ermüden, habe ich zunächst auf Figur I die Zunahme des mittleren Gehirngewichts durch Linien veranschaulicht. Die Abscissen geben das Gehirngewicht, die Ordinaten das Alter an und zwar bedeutet jeder Millimeter in senkrechter Richtung $12^1/_2$ gr (auf der beim Vortrag gezeigten Originaltafel 1 gr), jeder Millimeter in wagerechter Richtung einen Zeitraum von $62^1/_2$ (5) Tagen. Die mit senkrechten Strichchen versehenen Linien beziehen sich auf die weiblichen, die andern auf die männlichen Gehirne. Die Figur zeigt fortlaufende Linien, welche nicht mit einander verbunden sind, und unterbrochene Linien, die mit einander in Verbindung stehen. Die fortlaufenden Linien, welchen sämmtliche Beobachtungen, über 2000, zu Grunde liegen, geben die allgemeine Richtung in der Aufwärtsbewegung des mittleren Gehirngewichts an; durch die unterbrochenen Linien, welche sich auf die von mir zusammengestellten 627 Bestimmungen beziehen, suchte ich einige Einzelheiten zur Anschauung zu bringen. Wie Sie sehen, liegen alle mit senkrechten Strichchen versehenen Linien, die unterbrochenen sowohl wie die fortlaufenden, unter den nicht ausgezeichneten Linien, d. h. zu jeder Zeit ist das mittlere Gewicht des männlichen Gehirns höher als das des weiblichen Gehirns. In meiner Arbeit über das Gehirngewicht des neugeborenen Menschen habe ich gefunden, dass dieses Organ bei den Mädchen im Durchschnitt 330 (329,99), bei den Knaben 340 ($339^1/_4$) gr schwer ist. Am Ende des zweiten Jahrzehnts wiegt das weibliche Gehirn im Mittel etwas mehr als 1230, das männliche Gehirn beinahe 1400 gr. Ersteres hat demnach um rund 900, letzteres um annähernd 1050 gr zugenommen. Genaue Zahlen führe ich nicht an, weil sie die Uebersicht erschweren und wahrscheinlich nicht endgültig sind, sondern durch ein grösseres und ausgesuchteres Material noch Verschiebungen, voraussichtlich nach unten, erleiden werden. Diejenigen, welche sich für meine bis auf eine bezw. mehrere Decimalen berechneten Ergebnisse interessiren, werden dieselben in einer ausführlichen Arbeit finden, welche ich über das Gewicht des menschlichen und thierischen Gehirns zu verfassen gedenke.

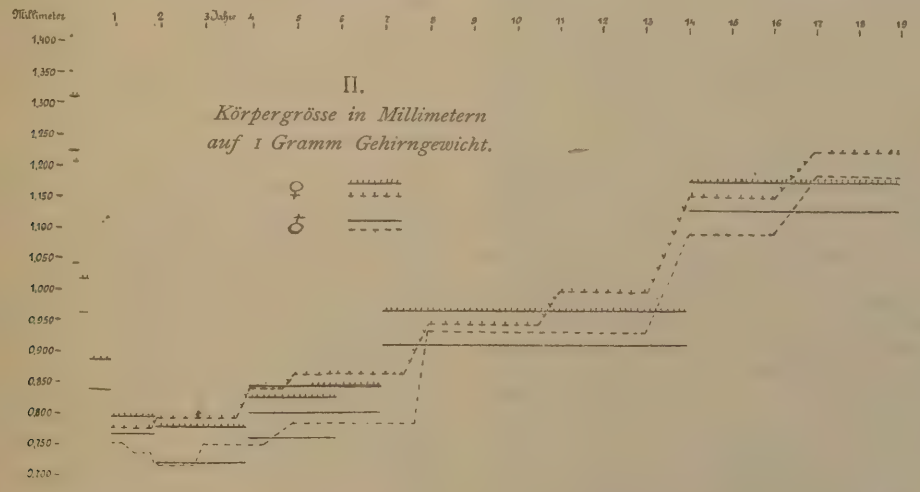
Das erste Drittel der vorhin erwähnten Zunahme des weiblichen Gehirns um 900, des männlichen Gehirns um 1050 gr fällt ungefähr in die neun ersten Monate. Um die zweiten 300 bezw. 350 gr zu gewinnen, gebraucht das Gehirn beim weiblichen und männlichen Geschlecht etwa doppelt so viel Zeit, vom letzten Vierteljahr des ersten bis zum zweiten Quartal des dritten Jahres. Auf eine noch viel längere Zeit ver-

theilt sich die Zunahme um das letzte Drittel jener 900 und 1050 gr. Die Frage, wann das menschliche Gehirn sein mittleres absolutes Gewicht im Grossen und Ganzen nicht mehr vermehrt, möchte ich noch nicht beantworten. Denn aus dem zweiten Jahrzehnt habe ich nur etwa halb so viel Einzelbestimmungen gesammelt, wie aus den ersten zehn Lebensjahren. Bei der Zusammenstellung dieser Fälle mit den Beobachtungsreihen von Boyd und Parrot erhielt ich für das erste Jahrzehnt sogar ein dreimal so grosses Material, wie für die zweiten zehn Jahre. In Folge dessen glaube ich auch, dass die bei den Mädchen etwas auffallende, bei den Knaben aber ganz bedeutende Erhebung der unterbrochenen Linien in den ersten Jahren des zweiten Decenniums durch das zufällige Zusammentreffen von Gehirnen bedingt ist, die in ihrer Mehrzahl schwerer sind, als das wirkliche Mittelgewicht. Wahrscheinlich vermehrt sich das durchschnittliche Hirngewicht im zweiten Jahrzehnt noch fortwährend, aber mit abnehmender Geschwindigkeit.

Zu den schwersten Gehirnen, welche bei jugendlichen Personen gefunden wurden, gehört dasjenige, welches von Herrn Geheimrath Virchow gewogen worden ist und von Rudolf Wagner in seinen Vorstudien zu einer wissenschaftlichen Morphologie und Physiologie des menschlichen Gehirns aufgeführt wird. Dasselbe stammte von einem dreizehnjährigen Knaben und erreichte, trotzdem seine Substanz blutarm war, und seine Höhlen wenig Flüssigkeit enthielten, durch seine mächtigen Grosshirnhälften das aussergewöhnliche Gewicht von 1732 gr. Dieses Gehirn wird aber an Schwere noch weit übertroffen durch ein Gehirn, welches Lorey[1]) bei einem mit sechs Jahren an Tuberculose gestorbenen Knaben fand. Denn dieses Gehirn wog nicht weniger als 1840 gr. Da von dem Ergebniss der Leichenöffnung nur angegeben ist, dass beide Lungen von Höhlen durchsetzt waren, und Miliartuberkel auf Brust- und Bauchfell, sowie eine grosse Milz sich fanden, und da Lorey sonst krankhafte Veränderungen der nervösen Zentralorgane immer anführt, so darf man wohl annehmen, dass es sich um ein gesundes Gehirn gehandelt hat.

1) C. Lorey, Gewichtsbestimmung der Organe des kindlichen Körpers, Jahrbuch für Kinderheilkunde, XII. Band, 1878, S. 260—274.

Durch die Angabe der mit dem Alter fast ununterbrochen zunehmenden kleinsten und grössten Gehirngewichte sowie der Unterschiede der äussersten Werthe will ich Ihre Aufmerksamkeit nicht in Anspruch nehmen, sondern ich gehe nunmehr zu dem Verhältniss zwischen Gehirngewicht und Körpergrösse über. Zur schnelleren und bequemeren Orientirung bediene ich mich auch hier der graphischen Darstellung mittelst der Figur II. Die Ordinaten geben die Zeit, die Abscissen die Verhältnisszahlen an, und zwar bedeutet jeder Millimeter in wagrechter Richtung wieder 62 1/2 (auf der 12 1/2 mal grösseren Originaltafel 5) Tage, während die Millimeter in senkrechter Richtung anzeigen, wie viel 12 1/2 eintausendstel Millimeter Körpergrösse auf ein Gramm Gehirn kommen.[1]) Die Aufzeichnung von Mikromillimetern nach Berechnung der Verhältnisszahlen bis zur dritten Decimale war nothwendig, um in einem grösseren Saale die Veränderung der Beziehung zwischen Körpergrösse und Gehirngewicht deutlich zur Anschauung zu bringen. Die mit senkrechten Strichchen versehenen Linien gehören wieder den Mädchen, die anderen Linien den Knaben an. Die fortlaufenden, nicht miteinander verbundenen Linien beziehen sich auf alle Beobachtungen, die unterbrochenen Linien aber, welche miteinander in Verbindung stehen, auf die Einzelbestimmungen, ebenso wie auf Figur I. Bei Betrachtung der Linien dieser Figur II fällt uns zunächst auf, dass dieselben in den ersten zwei bis drei Jahren sich senken und dann ansteigen. Die ersten Linien auf dieser in kleinerem Maassstabe gezeichneten Tafel, welche ich herumgehen lasse, zeigen Ihnen, dass die Verkleinerung der Verhältnisszahlen zwischen Körpergrösse und Gehirn-




II.

*Körpergrösse in Millimetern auf 1 Gramm Gehirngewicht.*

gewicht schon beim Kinde vor der Geburt stattfindet. Je reifer die Frucht wird, desto weniger Körpergrösse

1) Bei den relativen Gewichten habe ich im Gegensatze zu einigen andern Forschern das Gehirngewicht als Einheit genommen, also berechnet, wie viel Millimeter Körpergrösse und wie viel Gramm Körpergewicht auf 1 gr Gehirn kommen, weil ich die Schwere des Gehirns für wichtiger und weniger veränderlich halte als die Grösse und das Gewicht des Körpers. Diese Verschiedenheit des Ausgangspunktes bedingt es, dass die von Bischoff u. s. w. angeführten Verhältnisszahlen wachsen, wenn die meinigen abnehmen, und umgekehrt.

kommt auf 1 gr Gehirn. Dies beruht darauf, dass die Körpergrösse beim menschlichen Fötus und dem Kinde bis in's zweite bezw. dritte Jahr langsamer zunimmt als das Gehirngewicht. Diese Bevorzugung des Gehirns vor der Körpergrösse scheint bei den Knaben etwas länger zu dauern als bei den Mädchen; doch halte ich auch in diesem Punkte eine Aenderung meiner Kurve durch ein grösseres Material keineswegs für ausgeschlossen. Nachdem das Kind zwei bezw. drei Jahre alt geworden ist, wächst die Verhältnisszahl zwischen Körpergrösse und Gehirngewicht, wie es scheint, ununterbrochen bis zum Ende des zweiten Jahrzehnts. Um die Aenderung der Verhältnisszahlen anzudeuten, erlaube ich mir mitzutheilen, dass in dem ersten Monat nach der Geburt bei den Mädchen durchschnittlich auf 1,41, bei den Knaben schon auf 1,35 mm Grösse 1 gr Gehirn kommt. Die niedrigste Zahl, 0,78, fällt bei den Mädchen in das zweite Lebensjahr, während das Verhältniss zwischen Körpergrösse und Gehirngewicht bei den Knaben im dritten Jahre für das Gehirn am günstigsten ist, zu welcher Zeit bei letzteren im Mittel auf 0,72 mm 1 gr Gehirn kommt. Am Ende des zweiten Jahrzehnts entspricht 1 gr Gehirn beim weiblichen Geschlecht ungefähr $1^1/_4$, beim männlichen annähernd $1^1/_5$ mm Körpergrösse. Die Abnahme der 1 gr Gehirn entsprechenden Körpergrösse beträgt also bei beiden Geschlechtern rund 630 tausendstel Millimeter (♀ 629, ♂ 633), die Zunahme beim weiblichen Geschlecht 469, beim männlichen 489 tausendstel Millimeter. Während die hier in Betracht kommende Verhältnisszahl von der Geburt bis in's zweite bezw. dritte Lebensjahr sich verkleinert, erstreckt sich ihre Vergrösserung über 17 bezw. 18 Jahre. Letztere Aenderung der Verhältnisszahl zu Ungunsten des Gehirngewichts vollzieht sich also, obwohl sie geringer ist als die Abnahme, erst in einem sechs- bis neunmal so langen Zeitraume. Die Ursache des Wachsthums der Verhältnisszahl liegt darin, dass nach dem zweiten bezw. dritten Lebensjahre die Körpergrösse schneller und mehr zunimmt als das Gehirngewicht.

Im Gegensatze zur Figur I liegen auf Figur II die mit senkrechten Strichchen versehenen Linien über den nicht gekennzeichneten Linien, woraus wir erkennen, dass bei den Knaben ein kleinerer Theil der Körpergrösse auf ein Gramm Gehirn kommt als bei den Mädchen. Eine ungünstigere Stellung des weiblichen Geschlechts geht hieraus nur mit Wahrscheinlichkeit hervor. Bewiesen wird sie meiner Ansicht nach erst dann sein, wenn sie sich bei einer sehr grossen Anzahl jugendlicher und erwachsener Personen von annähernd gleichem Alter und gleichem Körpergewicht finden wird.

Denn auch das Körpergewicht übt bekanntlich einen Einfluss auf das Gehirngewicht aus. Da jedoch das Körpergewicht viel grösseren Schwankungen unterliegt als die Körpergrösse und das Gehirngewicht, so hat das Verhältniss zwischen dem Gewichte des Körpers und des Gehirns einen geringeren Werth als die beständigeren Beziehungen der Körpergrösse zum Gehirngewicht. In Folge dessen zeige ich Ihnen auch nur durch die Zahlen dieser Tabelle, wie viel Gramm Körper auf ein Gramm Gehirn kommen. Sie sehen, dass in den ersten drei Monaten 1 gr Gehirn nicht ganz 6 gr Körper entspricht. In den ersten sieben Jahren nimmt dann der auf 1 gr Gehirn kommende Theil des Körpergewichts langsam und wenig zu:

| Alter in Jahren | Zahl der Fälle | Körpergewicht in Gramm auf 1 gr Gehirngewicht | | Zahl der Fälle |
|---|---|---|---|---|
| $\frac{1}{365}$ — $\frac{3}{12}$ | 187 (189)[1]) | 5,96 | 5,92 | 189 |
| $\frac{3}{12}$ — $\frac{6}{12}$ | 86 | 5,72 | 5,85 | 75 |
| $\frac{6}{12}$ — 1 | 109 | 6,34 | 6,48 | 112 (111) |
| 1 — 2 | 158 | 6,99 | 6,93 | 167 |
| 2 — 4 | 159 (158) | 8,91 | 8,78 | 143 (142) |
| 4 — 6 | 51 | 9,93 | 9,76 | 46 |
| 4 — 7 | 49 (53) | 10,46 | 10,28 | 50 (49) |
| 7 — 10 | 16 | 14,70 | 13,80 | 12 |
| 11 — 13 | 10 | 18,01 | 17,10 | 6 |
| 14, 15 | 12 | 26,49 | 24,08 | 16 |
| 16, 17 | 18 | 30,24 | 31,68 | 7 |
| 18, 19 | 12 | 35,00 | 35,06 | 22 |
| | weiblich | | männlich | |

nur um $4^1/_2$ (♀) bezw. $4^1/_8$ (♂) gr. Von da ab dagegen wächst diese Verhältnisszahl bis zum Ende des zweiten Jahrzehnts noch um fast 25 Einheiten. In der während der Jugend eintretenden Aenderung der Beziehungen des Gehirngewichts zur Grösse und dem Gewichte des Körpers besteht also ein doppelter Gegensatz insofern, als die Verhältnisszahl zwischen Körpergrösse und Gehirngewicht bis in das zweite bezw. dritte Lebensjahr ziemlich schnell abnimmt und hierauf langsam ansteigt, die Verhältnisszahl zwischen Körpergewicht und Hirngewicht dagegen mit alleiniger Ausnahme des zweiten Vierteljahrs fortwährend zunimmt und zwar in den ersten sieben Lebensjahren langsam und wenig, später schneller und mehr. Der Unterschied zwischen Knaben und Mädchen fällt in den verschiedenen Altersstufen nicht immer zu Gunsten desselben Geschlechtes aus. Im Allgemeinen nehmen die Knaben auch hier eine bevorzugte Stellung ein, da die meisten mittleren Verhältnisszahlen bei ihnen kleiner sind als die entsprechenden Zahlen bei den Mädchen.

Zum Schlusse fasse ich diejenigen Ergebnisse meiner Arbeit, welche voraussichtlich endgültig sind, in folgende Sätze zusammen:

Das mittlere absolute Gewicht des Gehirns ist während der beiden ersten Jahrzehnte beim männlichen Geschlecht stets grösser als beim weiblichen Geschlechte. Mit sehr ungleicher Geschwindigkeit vollzieht sich die Gewichtsvermehrung des Gehirns. Theilt man die gesammte Zunahme des Gehirns an Schwere in drei gleiche Theile, so gehört das erste Drittel den neun ersten Monaten, das zweite der Zeit vom letzten Vierteljahr des ersten bis zum zweiten Quartal des dritten Jahres, endlich das letzte Drittel der ganzen übrigen Zeit an, in welcher das Gehirn noch wächst.

Die Verhältnisszahl zwischen Hirngewicht und Körpergrösse nimmt bei der menschlichen Frucht und dem Kinde bis ins zweite bezw. dritte Jahr ab, verändert sich also zu Gunsten des Hirngewichts; nach dieser Zeit wächst dieselbe auf Kosten des Gehirngewichtes bis zum Ende des zweiten Jahrzehnts. In der Jugend kommt auf ein Gramm Gehirn beim weiblichen Geschlecht stets mehr Körpergrösse als beim männlichen Geschlecht, was auf eine günstigere Stellung der Knaben hinweist.

Der einem Gramm Gehirn entsprechende Theil des Körpergewichts vermehrt sich in den ersten sieben Jahren langsam und wenig, dann bis zum Ende des zweiten Jahrzehnts schnell und viel.

1) Eingeklammert ist die Zahl der Gewichtsbestimmungen des Körpers, wenn sie von der links daneben stehenden Summe der Hirnwägungen abweicht.

Die Veränderungen in den Beziehungen des Gehirngewichts zu der Grösse und dem Gewichte des Körpers beruhen auf der ungleichen Zunahme des Gehirngewichts, der Körpergrösse und des Körpergewichts, worauf ich bei einer späteren Gelegenheit zurückkommen werde.

Herr Dr. **Wilhelm Hein**-Wien:

**Zur Entwicklungsgeschichte des Ornamentes bei den Slowaken.**

In Folge der vorgerückten Abendstunde beschränkt sich der Vortragende auf die rasche Vorführung von Originalstickereien aus dem Museum des Vaterländischen Vereines in Olmütz und zeigt in diesen das allmähliche Uebergehen der Vogelfigur in bestimmte, charakteristische geometrische Formen.

Der Vortrag wird in den „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“ erscheinen.

Herr Ministerialrath **Herrmann**-Wien:

**Anthropologisches über den Geruchssinn.**

(Manuscript nicht eingelaufen.)

## Vierte gemeinschaftliche Sitzung.

**Inhalt:** Eröffnung durch den Vorsitzenden Herrn R. Virchow. — Constantin Hörmann: Ueber Volksspiele und nationale Schaustellungen in Bosnien und der Hercegovina. Dazu Virchow. — Freiherr von Andrian: Einige Resultate der modernen Ethnologie. — A. Voss: Geschenk des Herrn Grafen Enzenberg, Altarsteinchen. — Vorträge über die menschliche Wohnung und speciell das Haus. — O. Montelius: Ueber die älteste Geschichte des menschlichen Wohnhauses. — Archimandrit Mesrop: Das armenische Bauernhaus. — J. Eigl: Die Salzburger Rauchhäuser und die bauliche Entwicklung der Feuerungsanlage am Salzburger Bauernhause. — G. Meringer: Ueber das volksthümliche Haus in den österreichischen Alpen. — R. Henning: Ueber das deutsche Haus. — Oberst G. Bancalari: Die Ergebnisse und die weiteren Ziele der Hausforschung in Oesterreich. — Virchow: Zur Gründung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft und Schlusswort. — **Nachtrag:** Hildebrand, cf. II. allg. Sitzung. — v. Wieser, cf. I. allg. Sitzung. — C. Hörmann, cf. IV. allg. Sitzung.

Der Vorsitzende Geh.-Rath Prof. Dr. **R. Virchow**-Berlin eröffnet die Sitzung.

Herr Regierungsrath **Constantin Hörmann,** Museumsdirektor in Sarajevo:

**Ueber Volksspiele und nationale Schaustellungen in Bosnien und der Hercegovina.**

(Vortrag wird noch eintreffen.)

Herr **R. Virchow**-Berlin:

Ich freue mich von Herzen, dass Herr Regierungsrath Hörmann seine Gesundheit in der kurzen Zeit seit unserer Trennung soweit wiedergewonnen hat, dass er uns diesen interessanten Vortrag halten konnte. Er ist der berufenste Vertreter des neuen Landes, der Freund aller Schichten des Volkes, der Kenner aller Einzelheiten des Lebens und der Industrie; ich empfinde eine grosse Befriedigung darüber, dass wir Gelegenheit gehabt haben, ihn in einem grösseren Kreise von deutschen und fremden Kollegen einzuführen. Möge er recht lange in der segensreichen Stellung bleiben und sich der Anerkennung erfreuen, welche seine Regierung ihm zollt!

Der Vorsitzende Freiherr **von Andrian:**

**Ueber einige Resultate der modernen Ethnologie.**

I.

Ein Rückblick auf die Entwickelung der Ethnographie im Verlaufe der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts liefert ein fesselndes Bild energischen Fortschritts. Politische, wirthschaftliche, religiöse, wissenschaftliche Strömungen wirken zusammen, um dieser Epoche die Signatur eines Zeitraumes der grossen ethnographischen Entdeckungen zu verleihen. An der ethnographischen Pionierarbeit, der unmittelbaren Beobachtung, betheiligen sich alle dem europäischen Kulturgebiete angehörigen Nationen nach Maassgabe ihrer Weltstellung. Die ursprünglich rein ideale Thätigkeit deutscher Forschungsreisender und Missionäre, sowie einer um den genialen Bastian geschaarten deutschen Ethnographenschule greift sogar weit über die politischen Verhältnisse hinaus und bereitet Deutschlands neue Weltstellung als Kolonialmacht vor. Diese wetteifernde Thätigkeit hat das ethnographische Material in fast unübersehbarer Weise bereichert. Die Verwerthung desselben durch wissenschaftliche Erforschung der uralo-altaischen, amerikanischen, afrikanischen, malayo-polynesischen, melanesischen, dravidischen Sprachen bietet die wichtigsten Handhaben zur Beurtheilung ethnischer Affinitäten und zur wissenschaftlichen Classification der Völkergruppen. Für ein richtigeres Verständniss der indogermanischen Sprachenverwandtschaft hat die berühmte Wellentheorie des Herrn Prof. Johannes Schmidt einen neuen, auch sonst ethnographisch verwerthbaren Gesichtspunkt eröffnet. Dieser vertieften Beurtheilung der ethnisch so bedeutsamen sprachlichen Verhältnisse entspricht die Erweiterung des Gesichtsfeldes durch die Orientalistik. Beeinflussen doch jede Bereicherung des Inventars aus der ägyptischen oder den asiatischen Literaturen, jeder nähere Einblick in die Geschichte der grossartigsten Collectivgebilde der Erde unsere allgemeinen Vorstellungen über den Gang der geistigen und socialen Entwickelungen der Menschheit. Der Schwerpunkt scheint dabei in dem Ausbau der semitischen Sprach- und Alterthumsforschung zu liegen, da die Semiten, wie Fritz Hommel sagt, mit den ersten Kapiteln dieser Entwickelung unauflöslich verbunden sind. Von einem andern Standpunkte aus hat die prähistorische Archäologie zur Klärung unserer Ansichten über die Allgemeingiltigkeit der verschiedenen Kulturstufen wesentlich beigetragen.

Zu diesen so mannigfachen Quellen ethnologischer Thatsachen gesellt sich eine andere wissenschaftliche

Richtung, welche zwar nicht auf dem Boden der modernen Anthropologie erwachsen ist, jedoch trotz der Selbstständigkeit ihres Auftretens zu einer nothwendigen Ergänzung derselben geworden ist. Die Anregungen, welche J. Grimm zum ersten Erforscher des Folk-lore stempeln, entstammen der Romantik, welche uns bekanntlich W. Schlegel und Chamisso geliefert hat. Bereits 1808 hat Grimm den bedeutungsvollen Satz ausgesprochen: „nicht zu sehen, dass es noch eine Wahrheit gibt, ausser den Urkunden, Diplomen und Chroniken, das ist höchst unkritisch." Die deutsche Romantik hat aber wiederum die slavischen Gelehrten dem Studium ihres Volksthums zugewendet. Dieser junge hoffnungsvolle Sprössling hat in seinem eigentlichen Heimathlande zwar schöne Blüthen getrieben, sich jedoch daselbst weniger kräftig entwickelt wie in den übrigen Kulturländern, unter welchen wiederum England an der Spitze steht. Der Grund hiefür lag in der zu einseitigen Ausbildung der Grimm'schen Auffassung des Mythus als der obersten Quelle „aller Sitten und Einrichtungen"! Der gesammte Komplex von Erscheinungen der Volksseele sollte aus der Mythologie erklärt werden. Diese causale Unterordnung des grossen Gebietes ethnischer Aeusserungen unter eine Theilerscheinung derselben erwies sich als ein Hemmschuh für die deutsche Volkskunde. Wenn wir vorläufig freie Bahn für eine intensivere Erforschung der Sitten und Meinungen unserer Völker in der Gegenwart und Vergangenheit verlangen, sollen die zum wissenschaftlichen Gemeingut gewordenen positiven Resultate der Mythologie nicht aufgegeben, sondern nur auf ihre richtige Stelle gerückt werden. In Anpassung an den Standpunkt der heutigen Anthropologie vollzog sich eine für uns hochbedeutsame Thatsache, die Umwandlung der „Zeitschrift für Völkerpsychologie" in das Organ des „Vereins für Volkskunde", welcher unter Virchow's Aegide 1891 zu Berlin ins Leben trat. Bei uns in Oesterreich wird wohl leider die Nachahmung dieses Beispiels für längere Zeit ein frommer Wunsch bleiben. Doch muss andererseits konstatirt werden, dass die Erforschung des Volksthums, besonders bei den slavischen Völkern Oesterreichs, gegenwärtig sehr eifrig betrieben wird. Es wird uns hoffentlich gelingen, die Früchte dieser schätzenswerthen Arbeiten nach und nach dem wissenschaftlichen Publikum zugänglich zu machen.

Mit dem Zusammenströmen des ethnographischen Materials aus den verschiedensten Arbeitskanälen ging das Bestreben nach einer Konzentrirung und Erhaltung desselben Hand in Hand. Wir verdanken dem Eingreifen begeisterter Männer, wie Franks, Bastian, Hochstetter, Lüders, Serrurier, Hamy, Worsoe, Pigorini, v. Schrenk, Ost, A.B. Meyer, Moritz Wagner, Netto y Mels, Anderson u. A., sowie der verständnissvollen Theilnahme der Regierungen die Errichtung der ethnographischen Museen. An die kräftige Initiative von Theodor Waitz zur Zusammenfassung einer reichen, aber bis dahin gewissermassen obdachlosen Literatur schliesst sich eine lange Reihe von Arbeitern, welche die materiellen Produkte der Kollektivarbeit in grösseren Völkergebieten beschreibend zusammenfassen, wie Schweinfurth, Ratzel, du Clercq, Schmeltz, Schurz, Max Weber, Joest, Grünwedel u. A., oder andererseits, wie Bastian, Tylor, Andree, Bartels, Ploss, Post u. s. w. den ethnographischen Urwald durch Querschläge nach bestimmten, völkerpsychologisch wichtigen Richtungen zu lichten bestrebt sind. Alle wie immer gearteten Aeusserungen der Volksseele werden im naturwissenschaftlichen Sinne als Naturformen behandelt, möglichst scharf lokal und zeitlich bestimmt und beschrieben. Die Beschreibung hat aber, wie die anderen naturhistorischen Disziplinen, auch die Ethnographie zur Vergleichung gedrängt. Durch die Vergleichung aller ethnischen Erscheinungen wird die Ethnologie ein unentbehrliches Glied in der Reihe der menschlichen Geisteswissenschaften.

Die heftigen Einwände, welche gerade gegen die vergleichende Methode der Ethnologie während des verflossenen Zeitraums erhoben wurden, sind durch die Erfolge derselben grösstentheils widerlegt worden, geradeso, wie dies bei der vergleichenden Sprachwissenschaft der Fall war. Die Heranziehung der Naturvölker und der unscheinbarsten Erzeugnisse derselben hat sich für die Diskussion der grundlegenden ethnischen und völkerpsychologischen Thatsachen äusserst förderlich erwiesen; sie übt schon heute eine tiefe Rückwirkung auf die Beurtheilung der Mythologien, Religionen, Literaturen, Sitten, Rechtsgebräuche, sowie der socialen Organisirung der Culturvölker aus. Wie viel Indogermanisches, Semitisches u. s. w. ist heute schon ins allgemeine menschliche Inventar übergegangen! Zwingende Nothwendigkeit, bisher unnahbare genetische Probleme tiefer zu fassen, treibt die Archäologie, Religionsgeschichte. Mythologie, Kunstgeschichte, Sociologie, die Rechtswissenschaft zur ethnologischen Betrachtungsweise. Diese unbestreitbare Thatsache widerlegt schon von vorneherein die doctrinären Einwürfe unserer Gegner, unter welchen bekanntlich Max Müller die hervorragendste Stelle behauptet.

Die Ethnologie ist bei Entwerfung ihrer Gedankenstatistik ursprünglich von der Verschiedenheit der socialen Aeusserungen ausgegangen. Eindringendere Beobachtung hat eine Menge von Parallelen aufgedeckt, welche um so überraschender wirkten, je weniger sie gesucht oder auch nur vermuthet wurden. Was bedeuten gegenüber diesen durch die Beobachtung festgelegten Thatsachen die Versuche, Natur- und Culturvölker zu definiren und specifisch abzugrenzen? Bei der Aufstellung der Parallelen bildet allerdings die Aehnlichkeit einen wichtigen, wenn auch nicht ausschliesslichen Leitfaden. Die wirkliche ethnologische Gleichwerthigkeit dieser Aehnlichkeiten wird allerdings in vielen Fällen bei genügendem Vergleichsmateriale sofort klar, in anderen Fällen bleibt dies zweifelhaft. Ganz verschiedene Vorstellungen und ethnische Vorbedingungen können zu äusserlich sehr ähnlichen socialen Handlungen führen. So liegen den äusserlich so ähnlichen Formen der Höhenverehrung inhaltlich und zeitlich verschiedene Vorstellungen zu Grunde. Gleiches beobachten wir bei sehr ähnlichen Formen der Wetterzauberei. Ein Wiederaufleben alter Gebräuche, von Menschenopfern, Wittwenverbrennung, Ahnenkulten kann zu Einrichtungen führen, deren directer Zusammenhang mit den analogen primären Gebräuchen und Cultusformen häufig sehr zweifelhaft ist. Die äussere Aehnlichkeit darf nur dann als Beweismittel für die Identität der ethnischen Entwickelung gelten, wenn sie durch die genetische Betrachtung und durch Uebereinstimmung des Gesammtcomplexes der sie begleitenden völkerpsychologischen Momente bei den einzelnen Volksgruppen unterstützt wird.

Zur Entscheidung der Frage, ob aus den ethnologischen Vergleichungen bisher etwas Allgemeingiltiges herausgekommen sei, müssen wir uns die früheren Discussionen über die specifische Verschieden-

heit der Menschenrassen vergegenwärtigen. Es handelte sich dabei allerdings in erster Linie um den physischen Menschen, allein die Annahme von verschiedenen Menschenspecies konnte nicht allein auf das Physische beschränkt bleiben, sie musste auch auf die Beurtheilung der Psyche zurückwirken. So finden wir eine ungleiche psychische Veranlagung der verschiedenen Rassen als obersten Erklärungsgrund der auffallendsten Kulturdifferenzen theils stillschweigend vorausgesetzt, theils nachdrücklich behauptet. Die einseitige Ueberschätzung der klassischen Kulturen beruhte vielfach auf diesem Vorurtheile. Wurden doch sogar seit O. Müller die Kulturunterschiede der einzelnen griechischen Stämme auf eine verschiedene Begabung zurückgeführt (Ed. Meyer). Herr v. Wilamowitz-Möllendorf bemerkt noch neuerdings missbilligend: „Feinheit des Bluts, Reinheit der Race, Einheit der Begabung sind Schrullen, über die ein aufgeklärtes Zeitalter hinaus ist". [1]) Theodor Mommsen widerlegt die landläufige Ansicht, dass die Römer das für die Jurisprudenz durch eine mystische Gabe des Himmels privilegirte Volk seien, unter einfachem Hinweis auf das beispiellos schwankende und unentwickelte römische Kriminalrecht. [2]) Für die Semiten im Allgemeinen, für die Israeliten insbesonders ist vielfach eine spezifische, zum Monotheismus führende Begabung vorausgesetzt worden. Bei den Indern und Indogermanen verstand sich dies gewissermassen von selbst, wie für die Chinesen. Allbekannt sind die Anschauungen der älteren amerikanischen Ethnographen, welche in Anlehnung an Agassiz für Neger, Indianer und Weisse eine spezifische Verschiedenheit der Psyche postulirten. Hierauf ist Nott's und Gliddon's Eintheilung des Menschengeschlechts in höhere und niedere Rassen gegründet, welch letztere nur thierische Instinkte besitzen! Die Proteste der europäischen Ethnographen gegen solche Anschauungen werden noch heute von den Spezialdisziplinen vielfach ignorirt. Theodor Waitz, der Vater der modernen Ethnographie, vermuthet übrigens auch, dass eine Ungleichheit der Anlage durch Vererbung erworbener Bildung entstehen könne.

Die Annahme einer individuellen Vererbung steht im Gegensatze zu der Anschauung der meisten Naturforscher, welche eine Vererbung von Gehirnfunktionen, wie sie in der Zulassung angeborener Gedanken gelegen ist, entschieden ablehnen. [3]) Ausserdem kann die Behauptung einer ungleichen psychischen Veranlagung durch den Nachweis einer allen Völkern gemeinsamen Vorstellungsgeschichte ein für alle Mal direkt widerlegt werden. Waitz hat zwar viele hierauf bezüglichen Thatsachen gekannt, doch gebührt Edward B. Tylor und Adolph Bastian das Verdienst, die fundamentale Bedeutung, die unzähligen Formen und ideellen Zusammenhänge der animistischen Vorstellungen mittelst umfassender Induction begründet zu haben.

Die primären Vorstellungen des Menschen knüpfen sich an die Empfindungen von Hunger, Schmerz und an „das mit Agression einhergehende Lustgefühl" (Meynert) eines gesunden lebenden Körpers. Die Ahts beten bei Mondenschein, indem sie unter tiefem Aufathmen rasch hintereinander teech herausstossen, welches Wort Gesundheit, Leben bedeutet. [4]) Der Lebensbegriff erweitert sich bei fortgesetzter Beobachtung in Krankheit, Tod, Rausch, Traum zum Begriff einer individuellen Seele, welche alle Lebenserscheinungen hervorruft, jedoch den Körper zeitweilig oder dauernd verlassen kann. Der Athem, der Schatten u. s. w. sind die häufigsten Manifestationen der als winziges Abbild des Körpers gedachten Seele. Nach dem Çatapatha-Brahmana müssen fünf Brahmanen dem neugeborenen Kinde die fünf Prâna, die fünf Funktionen des Athems, einhauchen,[1]) ein Geschäft, welches, nach von den Steinen, die Bakaïri-Eltern während der Couvade besorgen. [2])

Zu jenem primären Vorstellungskomplexe gehört aber entschieden der Unsterblichkeitsgedanke, weil nach der geistreichen Deutung Meynert's, obgleich der Tod uns in der Natur umgibt, doch ein Aufhören unserer Existenz sich nicht an die Selbstbeobachtung knüpft. [3])

Nun hat aber unser früh verblichener Freund gleichfalls nachgewiesen, [4]) dass das primäre „Ich" ursprünglich sich und die Aussenwelt als gar nichts Verschiedenes empfindet, und dass sich ihm erst nach unzähligen Schlüssen die Trennung des eigenen Leibs von der Aussenwelt ergibt. Wundt bezeichnet dies als personifizirende Apperzeption, deren Wesen darin besteht, dass der Mensch sein eigenes Bewusstsein objektivirt. [5]) Diese Entwickelungsstufe des menschlichen Intellekts ist thatsächlich, wie sich später zeigen wird, nicht bloss bei den Naturvölkern vorhanden. Man kann dieselbe nicht besser schildern, als dies von den Steinen bezüglich der Bakaïri, Im Thurn bezüglich der Indianer Guianas gethan haben. Die Grenzen zwischen Mensch und der gesammten Natur sind für den Indianer nicht vorhanden. Ein beliebiges Thier ist ihm eine Person genau wie er selbst. Da ihm jede Vorstellung einer Abgrenzung der Arten fehlt, betrachtet er z. B. gewisse Kannibalenstämme als direkte Abkömmlinge des Jaguar. Der Medizinmann kann sich nicht bloss beliebig verwandeln, er versteht auch alle Sprachen, die im Walde, in der Luft oder im Wasser gesprochen werden.

Wir besitzen somit schon heute die Handhabe zur wissenschaftlichen Erklärung des Animismus, welcher das ganze Weltall mit allen seinen Erscheinungen als ein ungeheures Aggregat von wandernden Seelen auffasst. Die Thatsache, dass diese Auffassung alle primitiven Sozialformen in ausgedehntestem Maasse beherrscht, widerspricht so bündig als möglich dem Versuche Max Müller's, den Seelenglauben, wie früher den Mythus, als blosse sprachliche Erscheinung hinzustellen. Ebensowenig können wir eine zeitliche und sachliche Unterscheidung von Seelen- und Dämonenglauben billigen, da ja die sogenannten Personifikationen der Naturerscheinungen in engster Verbindung mit dem Seelenglauben stehen, wie ja auch Mogk zuzugeben geneigt scheint. [6])

Die Schule von Herbert Spencer betrachtet dagegen den Seelenglauben nicht als primären Gedanken, sondern als eine spätere spekulative Phase des menschlichen Geistes. Ihr Oberhaupt glaubte sich zu der Ansicht im Hinblick auf die Thatsache berechtigt, „dass verschiedene niedrigstehende Völker gar keine oder

1) v. Wilamowitz, Aus Kythathen. Philol. Untersuchungen I, 143.
2) Mommsen, Röm. Gesch. II. Aufl. B. I, 406.
3) Meynert, Populäre Vorträge 142.
4) Sproat, Scenes and studies of savage Life 207.

1) Deussen, Sûtrás des Vedanta 463.
2) von Steinen, Zweite Schinga-Expedition.
3) Meynert, Populäre Vorträge 179.
4) Meynert, l. c. 170.
5) Wundt, Ethik 63.
6) Vergl. den Abschnitt VI in Paul's Grundriss der germ. Philol. cap. V.

nur sehr schwankende Ideen von einem Wiederaufleben nach dem Tode und daher von einer Seele im Allgemeinen haben". Die hiefür beigebrachten Thatsachen über das Auffressen von Menschen durch Menschen oder Thiere beziehen sich indessen entschieden weniger auf die Vernichtung der individuellen Seele, als auf deren Aufnahme in einen anderen Leib, wodurch dem gespensterhaften Treiben derselben einigermaassen Einhalt geschieht. Bekanntlich ist aber auch Spencer's Behauptung von dem Fehlen des Seelenglaubens bei den Yangs, Andamanesen, Feuerländern, Australiern durch neuere Beobachtungen vollständig widerlegt.

Einige Nachfolger Spencer's nehmen aus evolutionistischen Gründen eine primäre Geistesepoche an, in welcher auf Grund des Bewusstseins von unpersönlichen Naturkräften oder von übernatürlichen Eigenschaften (mana der Polynesier, wakan der Nordamerikaner) gezaubert wurde. Die Vorstellung vom „Uebernatürlichen" wird an Sinnestäuschungen, körperliche Beschwerden, Träume angeknüpft, die niederste Form des supernal ist die Glücksvorstellung; [1]) dass die Thiere auch an Uebernatürliches glauben, wird z. B. durch das mit afrikanischen Fetischgebräuchen identifizirte Spielen der Hunde mit einem Knochen oder Bein zu beweisen gesucht! Diese Theorie beruht auf ganz willkürlicher Behandlung des Beobachtungsmaterials und einer völlig unzulässigen Heranziehung von Abstraktionen, welche offenbar spätern Entwicklungsperioden angehören. Man vergleiche über die Bedeutung des mana und des wakan die Ausführungen von Codrington und von Bartels in seiner „Medicin der Naturvölker". Eine genaue Analyse der einzelnen Formen der Zauberei und Astrologie hat bisher immer animistische Motive enthüllt. [2]) Auch wird die Glücksvorstellung thatsächlich auf das Wirken von Geistern zurückgeführt. [3]) Das primitive Bewusstsein scheint überdies vorwiegend von der Furcht vor den bösen Geistern beherrscht zu werden. Die Geschichte der Naturwissenschaften lehrt uns, dass die Vorstellung von unpersönlichen Naturkräften das Resultat von langandauernden Anstrengungen des menschlichen Geistes ist, während frühere Entwicklungsstadien hartnäckig an der persönlichen Natur derselben festhalten.

Bekanntlich hat Renan den Semiten die Fähigkeit, eine Mythologie zu bilden, „la conception de la multiplicité dans l'univers", abgesprochen. Trotz der umfassenden Assimilirung des akkadischen Polytheismus durch die Babylonier und Assyrier, trotz der durch Forscher ersten Ranges aufgefundenen Spuren altisraelitischen Polytheismus, bildet, wie der Standpunkt Fritz Hommel's beweist, die Frage der psychologischen Grundanlage der Semiten immer noch eine der grossen Controversen der Völkerpsychologie. Glücklicherweise haben in neuester Zeit Robertson Smith und Wellhausen die semitische Forschung der ethnologischen Betrachtungsweise viel näher gerückt.

Der Seelenbegriff der Semiten entspricht vollkommen dem der übrigen Völker.[1]) Muhammed goss Wasser auf das Grab seines Söhnchens, weil nach altarabischem Volksglauben die Seele der Abgeschiedenen durstig ist.[2]) Er ass keine Eidechsen, weil er sie für Nachkommen eines israelitischen Clans hielt.[3]) Die Verwandlung von Menschen in Thiere, Pflanzen und Steine war den Semiten ganz geläufig.[4]) Sie hatten animistische Culte von Steinen, Bäumen, Bergen, Pflanzen, von Laren und Penaten, auch betrachteten Süd- und Nordsemiten die Krankheiten als Werk böser Dämonen. Ob sie es zu Totems gebracht haben, wie Herr R. Smith annimmt, ist noch nicht sichergestellt, dagegen waren Formen der Zauberei und des Volksaberglaubens überall vorhanden. So erwähnt Smith die Ariern und Semiten gemeinschaftliche Verehrung der Mandragora (Alraunwurzel).[5]) Wir finden an vielen Stellen der Bibel Andeutungen über Beseelung der Gestirne, über das Wahrsagen mit präparirten Köpfen (Teraphim), das Loswerfen mit Halmen (Kasmim), das Wahrsagen aus dem Vogelfluge, aus den Wolken, aus Träumen, das Berufen von Geistern der Abgeschiedenen (Ob).[6]) Letzteres wird noch im Talmud festgehalten. Wir dürfen darin nicht blossen Import von heidnischen Völkern erblicken, sondern zum grössten Theil gewiss ächte Volksvorstellungen, welche in der vortalmudischen Zeit aus religiösen Gründen prinzipiell nicht aufgezeichnet wurden. Aus Tractat Sanhedrin ersehen wir, dass auch Schlangen, Wiesel, Fische, Sterne befragt wurden. Im Tractat Berachoth heisst es:[7]) Wenn dem Auge die Kraft verliehen wäre (Geister) zu sehen, so könnte kein Geschöpf vor den schädlichen Geistern bestehen. Man kann sie aber sehen, wenn man die Augen mit dem Pulver der getrockneten Nachgeburt einer schwarzen Katze reibt. Wer ums Bett gesiebte Asche streut, sieht am Morgen deren Hasentritte. Nach dem Mischna[8]) fragt man die Schedim (Dämone) nicht am Sabbath. Dieses Verbot wurde später auf alle Werktage ausgedehnt, und zwar, wie die Commentatoren bemerken, wegen der damit verbundenen Gefahr. Auch über israelitische Wetterzauberer finden wir darin Angaben. Der immerhin mögliche Nachweis eines fremden Ursprungs einiger hieher gehöriger Vorstellungen vermag unsere Ueberzeugung von der Uebereinstimmung der psychischen Grundanlage der Semiten mit jener der übrigen

1) John H. King, The Supernatural, its origin, nature and evolution. Lond. 1892, 2 Bde.

2) Gaffarel, Curiositez invoyes sur la sculpture talismanique des Persans 1631, behandelt die These, dass die allgemein (auch vom Verfasser) anerkannte Wirkung der persischen Talismane nicht, wie man allgemein annimmt, auf der Thätigkeit der Dämonen beruht, sondern auf geheimen Naturkräften, welche z. B. der magnetischen Kraft analog sind. Als der Missionär Mackay einem jungen Eingeborenen Ugandas den Geisterglauben zu Gunsten christlicher Anschauungen ausgeredet hatte, warf derselbe sofort seine sämmtlichen von den Priestern (maandwa) der Lubare erkauften Amulette weg. Mackay, Mission Uganda 174. Nach dem Volksglauben der nordamerikanischen Indianer treiben die Tanzmasken, wenn sie mit dem Antlitz nach aussen aufgehängt werden, des Nachts allerlei Spuk. J. of American Folk-lore 1889, 280.

3) So deutet Baudissin, Stud. z. semit. Religionsgeschichte I, 131, den phönizischen Eigennamen Gadsched als Glück des (bösen Geistes) Sched.

1) Siebeck, Zeitschr. f. Völkerpsychologie. XII, 309.

2) Wellhausen, Reste nordisch. Heidenthums 161.

3) Die Belege bei Smith, Lectures on the Religion of Semites, 86.

4) Smith, l. c. 87.

5) Smith, l. c. 423. Vgl. Grimm D. Myth. II, 1005 f.

6) Hanneberg, Die religiösen Alterthümer der Bibel. 65—75 gibt die nöthigen Belegstellen.

7) Wünsche, Babylonischer Talmud I, 12.

8) Wünsche, l. c. 2, II, 318.

Rassen nur zu verstärken, da ja nur Verwandtes assimilirt werden kann. Von anderen Gesichtspunkten aus ist der berühmte Rechtslehrer Rudolph von Ihering[1]) der Renan'schen Irrlehre zu Leibe gegangen, deren Berücksichtigung den Fachgenossen hiermit empfohlen sei.

Die uns so oft vorgetragene Anschauung, dass die Dämonologie des klassischen Alterthums ein spätes Produkt einer langsam absterbenden Religion sei, hat Rhode's „Psyche" in ihren Grundfesten erschüttert. Auf dem so vielfach überarbeiteten Gebiete der griechischen Geistesentwicklung wird gegenwärtig das Ueberwuchern mythologischer Betrachtung als ein Hinderniss für eine unparteiische geschichtliche Auffassung betrachtet.[2]) Die erhöhte Aufmerksamkeit, welche den Lokalkulten geschenkt wird, kann nicht ohne Rückwirkung auf die Erkenntniss der früher vernachlässigten Volksvorstellungen bleiben. Auch die orphischen Theogonien werden heute in ein weit höheres Alter versetzt als früher.[3]) Wir begrüssen freudigst Ed. Meyer's Ansicht, dass ohne Würdigung der Orphik die griechische Entwickelung des sechsten und fünften Jahrhunderts, namentlich die der Philosophie, gar nicht zu verstehen ist.[4]) Dieser Gesichtspunkt führt uns aber einerseits auf die Volksvorstellungen, welche z. B. die Pythagoräer vielfach aufgenommen haben, anderseits auf orientalische Einflüsse.

Ein weiterer entschiedener Widerspruch gegen die Anwendung „der animistischen Theorie" auf die Chinesen ertönt von Seite einiger berühmter Sinologen, deren Arbeiten über chinesische Mythologie, Religion und Literatur die Wissenschaft vom Menschen in grossartiger Weise gefördert haben. H. v. Harlez, Legge u. s. w. lassen die Ausbildung des Animismus nur für spätere Zeiten gelten, während für das höchste uns zugängliche chinesische Alterthum die Verehrung des Shang-ti als obersten Himmelskaisers massgebend bleiben soll. Gleichzeitig stellt aber Hr. v. Harlez alle jene wohlbekannten Stellen aus dem Shu-king, dem Shi-king, dem Li-ki zusammen, aus denen das hohe Alter und die Natur des chinesischen Geisterglaubens für uns unwiderleglich hervorgeht. Er belehrt uns, dass die Autoren des Shu-king „se montrent constamment préoccupés d'inculper le culte, la vénération des esprits, alors que Kong-tze prêche de les tenir à l'écart."[5]) Der Widerspruch des Herrn v. Harlez gegen die ethnologische Auffassung beruht lediglich auf dessen unrichtiger Beurtheilung und Unterschätzung des Animismus, welcher in weiterer Ausbildung zu einer Beseelung und Vergeistigung der ganzen Natur führt. Die chinesischen Geister sind „immaterielle, unsichtbare, mächtige persönliche Wesen", welche dem Himmel, der Erde, allen Naturerscheinungen „vorstehen", d. h. die Macht über die ganze Natur (unter der obersten Controle von Shang-ti) ausüben. So heisst es im Youen-kien-lui-han B. CCCII, p. 1: „In den Bergen, Wäldern, Flüssen, Seen, in den Hügeln nennt man Jene, welche Wolken bilden, Wind und Regen hervorbringen können, Alles endlich, was ausserordentlich ist, Chin." (Shen.) Im übrigen leben die Shen ganz wie die Menschen[1]) Vervollständigt wird die chinesische Definition der Geister durch die von Harlez selbst gebrachte Auffassung, „dass die Menschenseelen von der Geisterwelt ausgehen, und in dieselbe nach dem Tode zurückkehren." Es fehlt somit keines der wesentlichen Merkmale des Animismus, nicht einmal die Verantwortlichkeit der Herrscher für den Gang der Naturerscheinungen. Bei jeder Naturcalamität wird der Zorn eines durch Unterlässung von Opfern beleidigten Geistes vorausgesetzt. In der Ode Yun han klagt König Hsüan aus dem Hause der Tschou (822 v. Chr.) gelegentlich einer grossen Dürre: „Es ist kein Geist, dem ich nicht geopfert hätte, ich habe kein Opferthier gespart. Unsere Jade-Stücke welche bei Dürre in der Erde vergraben wurden) sind alle erschöpft. Wie kommt es, dass ich nicht erhört werde?"[2]) In den „Instruktionen des J" heisst es: „Die früheren Könige von Hsiă pflegten ernstlich ihre Tugend; da gab es keine vom Himmel geschickten Unfälle Die Geister der Berge und Flüsse blieben ruhig; die Vögel, wilden Thiere, die Schildkröten und Fische erfreuten sich ihres Daseins gemäss ihrer Natur."[3]) Das nach Lacouperie älteste chinesische Buch Yh king ist ein Zauberbuch. Entbehren doch auch die Opfer nicht ganz des zaubermässigen Beigeschmacks. So heisst es im Shu king, dass König Wu alle Geister zu sich zieht, indem er den heiligen Riten vorsteht; selbst die Geister des Hŏ und diejenigen, welche in den Bergen wohnen. Der Fall des Prinzen Tschou-kung, welcher sich dem Himmel an Stelle seines schwererkrankten Bruders, des Kaisers Wu-Wang, zum Geisterdienste anbietet und dabei seine grössere Befähigung für denselben rühmt,[4]) die bekannten Gebräuche bei Sonnenfinsternissen u. s. w. sind beweiskräftiger für die animistische Geistesanlage der Chinesen, als die rationalistisch gefärbte Erklärung späterer Commentatoren über die Bedeutung der sechs Tsongs in dem Canon of Shun des Shu-king.[5])

Die systematische Individualisirung und Bereicherung der chinesischen Geisterwelt im Laufe der Zeit ist in Harlez's Bearbeitung des Shīn-Sien-Shū (le livre des Esprits et des Immortels) förmlich mit Händen zu greifen. Die Ethnologie schuldet dem grossen Sprachforscher unvergänglichen Dank für die Erschliessung einer der vollständigsten animistischen Entwicklungsreihen. Wie alle chinesischen Dynastien hat gewiss jene der Tschou dabei wesentlich mitgewirkt. Sie hat gewiss auch neue Formen der Zauberei und Astrologie den bereits bestehenden hinzugefügt. Dies kann jedoch kaum von den Wu gelten, denn wir lesen schon in den „Instruktionen von J" (des Premierministers des 1754 vor Chr. gestorbenen Kaisers Thang): die höheren Beamten sollten nicht immer in ihren Palästen tanzen, trinken, singen, denn dies sei die Art der Zauberer.[6]) Auch beweist das spätere Erlöschen gewisser Riten aus den Zeiten der Tschou noch nicht deren fremden Ursprung. Bei allem Wechsel der Riten und Rangordnungen der Geisterhierarchie bleibt die alte Geisterverehrung in ihrem innersten Wesen immer dieselbe. Sie gelangt unter Führung des Toismus zu zeitweiligem ungemessenen Aufschwung selbst in den

1) Th. v. Ihering, Vorgeschichte der Indoeuropäer. Aus dem Nachlasse herausgegeben. 1894.

2) Ed. Meyer, Gesch. d. Alterth. II, 735.

3) O. Gruppe, Die griech. Culte u. Mythen 668; Kern, De Orphei Epimenidis Pherecydis theogoniis quaestiones criticae, 1884.

4) Ed. Meyer, l. c. II, 736.

5) Harlez, Religions de la Chine 26.

1) Harlez, Shēn-Siēn-Shū 11 nach dem Shen-sien-tchuen.

2) Legge, Sacred Books of the East III, 419.

3) Legge, l. c. III, 9.

4) Legge, Sacr. Books of the East III, 151.

5) Harlez, Rel. d. l. Chine 58 f.

6) Legge, l. c. III, 94.

Herrscherhäusern, gegen welchen die Verachtung der rationalistischen Schüler des Konfucius unwirksam bleibt. Die Toisten haben immer den Anspruch erhoben, das Volksthum zu vertreten, dessen Fortleben bis in die Gegenwart in den Missionärberichten, vor Allem in de Groots ausgezeichneten Arbeiten klar bezeugt wird.

Die europäische Kulturgeschichte beleuchtet auf das Anschaulichste die mühevolle Emancipation des Menschengeistes von den Fesseln des Animismus, welcher selbst Geister, wie Kepler u. s. w. beherrschte. Die Ausbildung der Volkskunde ergibt aber weiter die fast verblüffende Thatsache, dass die gegenwärtig noch überall in grösster Breite vorfindlichen Vorstellungen, welche als Volksaberglaube zusammengefasst werden, unter einander sehr ähnlich sind und sich von den Anschauungen der Naturvölker nicht wesentlich unterscheiden. Das Material hierüber ist so unerschöpflich reich, dass man nur die Verlegenheit der Auswahl hat. Selbstverständlich muss ich mich auf einzelne Andeutungen beschränken. Wenn Jemand stirbt, wird die Thüre oder das Fenster geöffnet, damit die Seele hinausfliegen kann (Zingerle für Tirol, aber überall bezeugt). Im Voigtland gibt man dem Todten sogar Regenschirm und Gummischuhe mit ins Grab.[1]) Der Hexenglauben ist nach dem einstimmigen Zeugniss aller Beobachter bei den europäischen Landbevölkerungen ebenso vorhanden, wie bei den Völkern Afrika's oder den Malayen. Die Hexen sind Seelen abgestorbener oder lebender Menschen. Sie sind die Urheber gewisser Elementarereignisse. In einem Szegediner Hexenprozesse heisst es, die Hexen hätten am h. Georgstage Nachts 11 Uhr am Mattyi-Ufer den Regen und die Fische auf sieben Jahre in die Türkei verkauft. (Wlislocki nach Ipolyi.)[2]) Wer denkt dabei nicht an das Loos des Häuptlings Nigella der Bari, dem der Bauch aufgeschlitzt wurde, in welchem er angeblich den Regen verborgen hielt! In Tirol spricht man vom „Pfeifer-Huisele", der eine „vielleicht zu erlösende" Seele ist, vom Wind als „Lotter" (Landstreicher), vor dem man nichts Böses sagen soll. In Steiermark heisst der laue Vormittagswind „der Wind", der scharfe Abendwind „die Windin" (Fossel). Das sogenannte „Geistern", das Umherschweifen unerlöster Seelen ist ein stehender Artikel in dem Volksaberglauben der europäischen Völker. Vergleichen wir damit die Anstrengungen der Naturvölker, das Wandern der Seelen von Abgestorbenen zu verhindern. Die Hausgeister, von denen der Schrättlig als Katze oder selbst als Strohhalm durchs Schlüsselloch ins Haus schleicht (Vorarlberg nach Vonbun), kehren bei allen Völkern mit ähnlichen Attributen wieder. Berge, Gewässer, Thiere, Pflanzen sind auch nach der Anschauung unserer Landbevölkerungen von Geistern erfüllt. Einige Esten essen das Blut der Thiere nicht, weil deren Seele darin enthalten ist (Wiedemann). Nach Oetzthaler Volksglauben kann man sogar besessen werden, wenn man einen Grashalm in den Mund bringt, in dem ein aus einem anderen Besessenen ausgefahrener Teufel steckt. Nach magyarischem Volksglauben ist jede Katze eine Hexe, doch können Hexen auch in der Gestalt von Pferden, Hunden, Igeln, Käfern, Schmetterlingen erscheinen. Man kann die guten oder bösen Geister unter gewissen Bedingungen oder zu gewissen Zeiten sehen. Auch offenbaren sie sich auch sonst durch gute oder böse Wirkung, vor Allem durch Verkünden der Zukunft. Sonntagskinder sehen die Geister und in die Zukunft. (Zingerle.) Weit verbreitet ist noch heute die Vorstellung vom Donnerstein (Donnerkugel Tirol), der mit dem Blitz herunterfällt.

An diese Vorstellungen knüpft die auch bei uns überall nachweisbare Zauberpraxis an. Bedingt auch die ethnische Differenzirung eine endlos scheinende Reihe von Variationen in den Mitteln, welche zur Abwehr oder offensiven Beeinflussung der Geister dienen, so wirken doch anderseits die Parallelen gewisser Zaubergebräuche um so schlagender. Ich erinnere z. B. an die wohl durch ganz Europa bekannte Form des Wetterzaubers, welche in dem „Füttern des Windes" durch Ausstreuen von Mehl, Staub, Werg u. s. w. besteht. In Steiermark wird vorzugsweise die „Windin" von der Bäuerin gefüttert. In Tirol (Alpach) wurden nach Zingerle am h. Christabend die vier Elemente gefüttert. Im Stubaithal warf man, um eine Feuersbrunst zu besänftigen, Nudeln und Krapfen ins Feuer. (Zingerle.) Das Windfüttern ist aber schon im 17. Jahrhundert durch den Jesuiten P. Dobrizhofer bei den Abiponern,[1]) in der neuesten Zeit durch die französische Expedition ans Cap Horn bei den Feuerländern konstatirt worden. Ausserdem kennen wir diesen Brauch bei den Neuseeländern. Im deutschen Volksglauben wird auf gleiche Weise die Seele des Abgeschiedenen gefüttert, indem man ihr Wasser, Asche, Feuer nachwirft.[2]) Des Tränkens der Seelen im arabischen Volksglauben wurde bereits gedacht. In Schweden giesst man Bier oder Wein in muldenförmige Steine (blóthaugar, welche auf den Grabhügeln liegen).[3]) Der Brauch, die Seelen durch Aufstellen von Speisen zu füttern, geht durch alle Völker und ist auch noch bei uns nachweisbar (Pinzgau nach Zingerle),[4]) obgleich dies schon 785 zu Paderborn verboten wurde.[5])

Das Beschwören, Bedrohen des Wetters kommt überall vor, desgleichen das Wind- und Regenpfeifen. Die europäischen Völker schiessen oder werfen Messer gegen den Sturmwind und die Wetterwolke oder den Hagel, die Australier werfen den Bumerang gegen dieselbe, die Namaquas schiessen mit Pfeilen u. s. w. Alle wissen aber, dass dies sehr gefährlich ist. Die Abwehr des Dämons durch allerlei Lärm bei Verfinsterung der Sonne oder des Mondes hat schon Grimm behandelt. Dieser Brauch geht bekanntlich durch alle Welttheile. Er ist noch kürzlich auf den Andamanen von Man beobachtet worden.[6]) Noch für die Jetztzeit weist die ihm zu Grunde liegende Vorstellung Wiedemann bei den Esten, Wlislocki bei den Magyaren nach. In Norwegen spricht man noch heute vom solulv oder solgvarg = dem Sonnenwolf, der auch in der Völuspa vorkommt. Auf Island bezeichnet man mit úlfakreppa (Wolfennoth) der Sonne die Erschei-

1) Köhler, Volksbrauch im Voigtland 441, citirt in H. Paul, Grundriss germ. Phil. I, Abschnitt VI (Mythologie v. Mogk) 1000. Das Kapitel V enthält die zahlreichsten Belege für das hier Vorgebrachte.

2) Wlislocki, A. d. Volksleben der Magyaren 116.

1) Dobrizhofer, Gesch. d. Abiponer II, 101 f.

2) E. H. Meyer, German. Myth. 70.

3) Mittheilung des Dr. Detter.

4) Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des tiroler Volks. 176 f. 37.

5) Lippert, Relig. d. europäischen Culturv. 151.

6) E. H. Man, On the aboriginal inhabitants of the Andaman islands. J. Anthrop. Instit. XII, 160.

nung, wenn die Sonne eine Nebensonne vor und hinter sich hat.[1])

Vollends klar ist der Zusammenhang der europäischen Volksmedicinen mit jenen der Naturvölker, deren Darstellung wir Hrn. Dr. Bartels verdanken. Die Zaubertrommel wird zwar nicht mehr in Europa bei der Behandlung der Kranken gerührt, allein das Besprechen, Absprechen, Beschwören, Abringeln, Ausblasen des Krankheitsdämons wird noch immer geübt, auch ist der Glaube an Amulette und die signatura rerum durchaus noch nicht erloschen.

Die ethnologische Vergleichung beweist somit auf das Eindringlichste, dass wir es hier nicht mit „Auswüchsen", „Degenerationen" zu thun haben, oder gar mit krankhaften Zwangsvorstellungen, wie neuerdings ein berühmter Psychiater den Aberglauben definirt hat. Der Aberglaube theilt die Gefahr, pathologisch zu entarten, mit den höchsten Formen des menschlichen Geisteslebens. Wir müssen vielmehr den Animismus als die ursprünglichste, allen Menschen gemeinsame Vorstellungsweise betrachten, welche Bastian „die Spannung der Elementargedanken" nennt. Gegen die von Grimm aus in die ältere Ethnographie übergegangene Deutung desselben als einer Degenerationsform der höheren Religionen spricht vor Allem die Gleichförmigkeit und die allgemeine Verbreitung dieser Vorstellungen, sowie der historische Sachverhalt, soweit derselbe der Beobachtung zugänglich ist. Von den deutschen Forschern hat Niemand die eigenthümliche Stellung „der niedern Mythologie" im psychischen Leben treffender gewürdigt, als Wilhelm Mannhardt, obgleich demselben das mächtige Hilfsmittel ethnologischer Vergleichung nur innerhalb sehr enger Grenzen zu Gebote stand. Die Beobachtung der Naturvölker führte Tylor zu der Auffassung, dass der Animismus vorzugsweise den niederen prähistorischen Entwicklungsstufen angehöre, deren „Ueberlebsel" bei den Kulturvölkern noch überall wahrnehmbar sind. Nach dem heutigen Stande unserer Erfahrungen stellt sich die Sache allerdings etwas anders dar. Der Begriff von „Ueberlebseln" ist entschieden zu enge der Thatsache gegenüber, dass die erdrückende Majorität der Kulturvölker noch an animistischen Vorstellungen festhält. Es sind nicht vorwiegend prähistorische, sondern allen Geistesepochen gemeinsame Vorstellungen. Sehen wir doch, wie im Verlaufe der Kulturentwicklung das animistische Inventar durch zahlreiche neue selbstständige oder erborgte animistische Aperceptionen immer vermehrt wird. Man denke an die zahlreichen aus der christlichen Kultur hervorgegangenen Zauberformen, an die tiefen Eindrücke, welche das Gebahren der „fahrenden Schüler" in der Volksphantasie zurückgelassen hat. Aus solchen Einflüssen ist die Faustsage hervorgegangen. Geradezu kolossal ist die Einwirkung der orientalischen Zauberei und Astrologie auf die Weiterbildung des Animismus in historischer Zeit, wobei gerade die gebildeten Stände die Vermittler waren. In den Hexenprozessen sehen wir alte und neue animistische Vorstellungen in buntester Verwirrung nebeneinander. Unsere Zeit hat den Spiritismus aus der Schaar der Gebildeten hervorgehen gesehen. Der Schriftsteller Zola betrachtete früher die Zahl drei als Glückszahl, jetzt hat er sich für sieben entschieden. Er hat seinen Freunden gestanden, dass jeden Abend die Fenster seines Landhauses mittelst gewisser Vorrichtungen hermetisch abgesperrt werden, offenbar damit die Geister nicht hereindringen.[1]) Ich könnte die Anzahl der Beispiele aus meinem Bekanntenkreise heraus sehr vermehren. Sogar Naturforscher haben ihr Kontingent dazu geliefert, wie Ihnen ja Allen bekannt ist.

Bekanntlich genügt der Animismus vollständig den gesammten religiösen und spekulativen Bedürfnissen vieler Völker, welche Lokal-, Schutz- und Ahnengeister verehren, die Naturverhältnisse mittelst der weitestgehenden Analogien aller als belebt gedachter Dinge sich zurechtlegen und den Verkehr mit der Geisterwelt durch den Schamanismus unterhalten. Das Verhältniss der höheren zu den niederen Mythologien wird wohl erst unter umfassender Beleuchtung des primären Vorstellungsgebietes, dessen vergleichende Behandlung kaum begonnen hat, mit Aussicht auf Erfolg untersucht werden können. Ob dabei die evolutionistischen Theorien von Herbert Spencer, Lippert u. A., welche alle höheren Religionsformen aus dem Ahnencult ableiten, ernste Dienste leisten können, bleibt mehr als zweifelhaft. Rudimentäre höhere Gottesvorstellungen kommen bei sehr primitiven Völkern neben dem übermächtigen Seelenglauben vor. Sie werden gewöhnlich als Ueberlebsel einer höheren Kultur oder als fremde Importwaare gedeutet; doch fehlen hiefür sehr oft ausreichende Beweise. Man kann sich der Annahme nicht erwehren, dass sie vielmehr in vielen Fällen selbständige Ansätze zu höherer Entwicklung sind, welche erst nach dem Durchbruche höherer Sozialformen ethnische Triebkraft erlangen. Nach Codrington (Melanesians 117—190) unterscheiden die Melanesier Seelengeister (Tindalos) und Geister, welche niemals Seelen waren (Vui). Grosse Unterschiede in der Art ihrer Verehrung scheinen allerdings nicht zu bestehen. Die Schutzgeister entstammen wohl allgemein dem Chaos der Seelengespenster, jedoch nicht immer dem spezifischen Ahnenkomplexe. Muss doch bei den Nordamerikanern und anderen Völkerfamilien der mannbar gewordene Jüngling seinen Schutzgeist erst durch langes Fasten und Nachtwachen in der Einsamkeit gewinnen! Bei den höher organisirten Naturvölkern finden wir bereits auch mannigfache höhere religiöse Differenzirungen, welche in ihrer Anlehnung an die wichtigsten sozialen Bedürfnisse und Erfahrungen zum Theil bereits weit über den Seelenbegriff hinausgehen. Die einseitige Ableitung der Stammesgötter aus dem Ahnenkult ist das wissenschaftliche Seitenstück zu der allezeit geübten Fiktion, welche alle Stammesmitglieder von Einem gemeinschaftlichen Vater ableitet. Thatsächlich ist die inhaltliche Vorgeschichte der meisten Stammesgötter derzeit noch ebenso dunkel, wie nach Post, jene der geschlechterrechtlichen Verbände überhaupt!

Um wie viel komplizirter müssen die Einflüsse und Kompromisse sein, welche zu der Anerkennung der höheren polytheistischen Pantheone geführt haben. Die Verschiedenheit der in denselben aufbewahrten und zu einem gewissen Gleichgewicht gebrachten geistigen Entwicklungsschichten spricht schon von vornherein gegen die Annahme einer einheitlichen Quelle derselben. Das Bedürfniss nach einer umfassenderen politischen Einigung widerstrebender Elemente musste gerade zu der Aufstellung von Göttergestalten drängen, welche mit Stammesgottheiten so wenig als möglich zu thun hatten. So hat Georg Busolt mit Recht betont, dass die Spartaner bei der Bildung ihrer Symmachie sich nicht auf den beschränkten dorischen

1) Mitth. des Hrn. Dr. Detter.

1) Journal des Goncourt VII (1894) 37.

Standpunkt gestellt und einen den Doriern eigenthümlichen Kultus als religiöse Grundlage des Bundes genommen haben, denn die nicht-dorischen Bevölkerungen hätten gerade darin stets eine erneute Anregung zum Widerstand gegen diesen Bund gefunden![1]) Die Heiligthümer zu Delphi und Olympia sind weder spezifisch dorisch, noch im Besondern peloponnesisch dorisch.[2]) Das homerische Pantheon ist, wie Ed. Meyer sich ausdrückt, etwas Höheres als der lokale Götterkreis der einzelnen Stämme und Kultusstätten.[3]) Es verdankt, wie das Epos selbst, seine eigenthümliche Ausbildung den Joniern, welche das Verbindungsglied zwischen der asiatischen und der hellenischen Welt darstellen. Das Verdienst, den Ursprung der Odinsverehrung nach Westdeutschland und England, resp. in die Berührungszone von Kelten, Germanen und Römern verlegt zu haben, gebührt Müllenhof, dem die neuere germanische Forschung gefolgt ist.[4]) Man kann Mogk nur beistimmen, wenn ihm die völkerpsychologische Bedeutung dieser Gottheit als massgebend erscheint, deren Folge nicht deren Ausgangspunkt die Personifikation der Naturerscheinungen und die Aufsaugung von zahlreichen untergeordneten Lokalgottheiten mit den dazu gehörigen Mythen und Symbolen ist. Dies gilt wohl auch von den andern grossen Göttergestalten, welchen der Kampf gegen die Dämonen obliegt. Dass Schang-ti der Chinesen nicht aus der animistischen Geisterschaar hervorgegangen ist, hat v. Harlez siegreich bewiesen.

Das Gewicht dieser Auffassung wird dadurch wesentlich verstärkt, dass, wenn auch Ahnenverehrung überall vorhanden war, doch in vielen Fällen die höhere Ausbildung derselben in einen förmlichen Ahnen- und Heroenkult neben den längst vorhandenen höheren Gottesvorstellungen stattgefunden hat. Für China sei wiederum auf Harlez verwiesen.[5]) Rhode leitet den griechischen Heroenkult von den alten Lokaldämonen ab, welche „zu den olympischen Göttern in einem losen Verhältniss, wenn nicht in einer Art Gegensatz stehen".[6]) Er muss somit seinem Wesen nach allerdings älter sein als der Zeuskult, hat jedoch, ebenso wie der Ahnenkult, auch in „späteren Zeiten noch neue Sprösslinge getrieben, als die Göttersage nur noch in der Ueberlieferung sich erhielt".[7]) Diese Entwicklung war aber nach den einzelnen Landschaften verschieden; jedenfalls stand sie zurück gegen jene des römischen Ahnenkults. Spuren des Ahnenkults sind bei den Germanen allerdings vorhanden.[8]) Doch ist dessen Entwicklung weit weniger reich als bei den klassischen Völkern. Den germanischen Heroenkult hält E. H. Meyer für eine mit dem Götterglauben gleichzeitige Bildung. Im Rigveda finden wir die Verehrung der pitris neben jener der grossen Götter. In allen diesen besser beglaubigten Fällen hat sich somit eine ziemlich selbständige Entwicklung des Seelen- und des Götterglaubens neben einander vollzogen.

Die Unzulänglichkeit des modernen Euhemerismus tritt am Klarsten bei dessen Auffassung des Ursprungs der monotheistischen Religionen hervor. Wären dieselben ein einfacher Entwicklungsprozess aus dem Seelenglauben, so müssten wir an den verschiedensten Punkten der Erde monotheistische Religionsformen finden. Man müsste besonders bei den Kulturvölkern die Stufenleiter Animismus, Polytheismus, Monotheismus in lebenskräftigen Sozialformen nachweisen können, was trotz monotheistischer Anläufe, welche einzelne Kulturvölker aufweisen, nicht im Entferntesten der Fall ist. Bekanntlich knüpfen alle monotheistischen Religionen an ein ethnisches Zentrum an, dessen zielbewusste monotheistische Schulung ein Unicum in der menschlichen Geistesgeschichte darstellt. Die Bezeichnung Jahve's als Stammesgott sagt uns gar nichts über dessen Ursprung als Ahnengott. Der Seelenglaube war allerdings bei den Israeliten vorhanden, wie bei jedem anderen Volke der Erde. Sie hatten Seelenkult, vielleicht auch höhere polytheistische Formen. Für die Beurtheilung des genetischen Verhältnisses dieser Formen zum Monotheismus ist jedoch die Thatsache entscheidend, dass die hebräische Bibel, im Gegensatz zum Volksglauben, die Unsterblichkeit der Seele theils ignorirt, theils geradezu leugnet. Die Lehre von der Auferstehung und die einer künftigen Vergeltung gehören nach Renan der neueren jüdischen Richtung an. Die Sadducäer haben sie niemals angenommen; die eigentlichen Vertreter derselben waren die viel volksthümlicheren Pharisäer. Im Gefolge derselben kam in der Sekte der Essener sogar die früher so energisch bekämpfte Zauberei unter gleichzeitiger Anlehnung an Babylon wieder auf die Oberfläche. Das im Talmud bezeugte Wiederaufleben animistischer Volksvorstellungen ist durch Anleihe bei den benachbarten Völkern unterstützt, jedoch sicherlich nicht hervorgerufen worden. Doch konnte dadurch die ethnische Triebkraft der reinern Gotteslehre nicht mehr wesentlich angetastet werden, ebensowenig wie beim Christenthume. Aehnliche Verhältnisse finden sich beim Islam, welcher aus dem israelitischen Monotheismus im Gegensatz zum arabischen Polytheismus hervorgegangen ist.

Für den Ethnologen sind die höheren Religionsformen kollektive psychische Energien, welche aus der menschlichen Grundanlage heraus durch die spezifisch verschiedenen Komplikationen der geschichtlichen Prozesse in den Sozialkörpern angeregt werden und im sozialen Sinne weiterwirken. Hat uns die vergleichende Ethnologie die einfachen Urformen menschlichen Denkens enthüllt, so kann die Erklärung der höheren psychischen Differenzirungen nur in der Besonderheit der geschichtlichen Entwickelung der einzelnen Sozialkörper liegen. Sie sind nicht als stetige nach aufwärts strebende Abänderungen der primitiven Religionsformen aufzufassen, deren Abänderungsfähigkeit durchaus nicht unbeschränkt ist, sondern als eine Ueberlagerung von selbstständigen Gebilden, welche fast immer sprungweise durch Uebertragung, nicht durch regelmässige Entwickelung erfolgt. Bei solchen Ueberlagerungen durch fremde Neubildungen zeigen sich die höheren mythologischen Gestalten weit weniger widerstandsfähig, als die niedere Mythologie. Diese Letztere stellt ein psychisches Beharrungsmoment dar, welches mit den zu stets erneuter Abänderung und Anpassung treibenden idealen Niederschlägen der vielgestaltigen menschlichen Daseinskämpfe unausgesetzt um die Oberherrschaft im Völkergedanken ringt. Die Völkergedanken selbst sind offenbar die Resultirende aus den erhaltenden und abändernden

1) Busolt, Die Lakedämonier 48.
2) Busolt, l. c. 40.
3) Ed. Meyer, Gesch. d. Alterth. II, 422.
4) Müllenhof, Irmin u. seine Kinder. Z. f. Deutsche Alterth. XXIII, 4.
5) Harlez, Religions de la Chine 67 f.
6) Rhode, Psyche 94.
7) Rhode, Psyche 179.
8) Ich verdanke den Hinweis auf die Helgilieder der Edda dem Germanisten Dr. Detter.

Strömungen des kollektiven Geisteslebens. Den Componenten desselben bleibt immerhin innerhalb gewisser Grenzen selbstständiges Leben gewahrt. So lange die geschriebenen Literaturen als einzige Quelle für die Beurtheilung der Volksseele galten, konnte sich allerdings die heute überwundene Fiktion einer geistigen Gleichförmigkeit der Culturvölker behaupten, deren Eigenthümlichkeit auf spezifischer Grundanlage beruhte!

Dieser geistige Wettkampf wird innerhalb und mittelst der Sozialgruppen unter gegenseitiger Verdrängung und Anpassung der konkurrirenden Vorstellungen und der darauf gegründeten sozialen Handlungen geführt. Wir finden eine Menge solcher Anpassungen bei allen Religionen. Das Christenthum hat der Seelenglauben assimilirt, dessen Bethätigung auf bestimmte Formen beschränkt, die ethnische Triebkraft desselben dagegen auf das bescheidenste Maass herabgesetzt. Der Ausgang dieses Wettkampfes hängt wesentlich von der Energie und Anpassungskraft der die höheren Ideen vertretenden Faktoren ab. Machen wir doch die Wahrnehmung, dass im Verlaufe geschichtlicher Entwickelung das Schwergewicht der den Animismus vertretenden Massen meistens gesiegt und grosse Weltreligionen auf ihr geistiges Niveau herabgedrückt hat!

Das ethnographische Material beleuchtet aber auch die Gleichförmigkeit der menschlichen Grundanlage aus anderen wichtigen Aeusserungen der Volksseele, für welche spezifische Begabungen bisher als selbstverständlich angenommen wurden. Ausgezeichnete Ethnologen haben sich bekanntlich in letzterer Zeit mit der Ornamentik der Naturvölker beschäftigt. Wir verdanken Hrn. E. Grosse einen überaus interessanten Versuch, die Anfänge der Kunst nach ethnographischen Gesichtspunkten zu studiren. Derselbe weist vor Allem die Allgemeinheit einer Kunstanlage nach. Die Buschmänner sind nicht bloss sehr gute Zeichner, sie besitzen auch eine sehr ausgebildete Instrumentalmusik. Alle Australier weisen eine grosse Improvisationsgabe auf; sie verehren das Andenken ihrer ausgezeichnetsten Dichter. Die künstlerischen Produktionen der verschiedenen Jägervölker in Kosmetik, Ornamentik, Gymnastik, Poesie, sogar in der Musik, zeichnen sich durch grosse Gleichförmigkeit aus. Am auffallendsten ist aber die Monotonie der primitiven Ornamentik, also gerade dort, wo, nach Grosse's Ausdruck, die grösste Mannigfaltigkeit hätte erwartet werden sollen. Die einfachsten rhythmischen Formenreihen gehen durch die ganze Welt und sind heute noch in mancher europäischen Volksindustrie zu finden. Eine höhere rhythmische Form, „die Zickzacklinie" (Wellenornament) spielt eine grosse Rolle in der Ornamentik aller Völker. Es gibt aber auch kein Volk, welches nicht das künstlerische Prinzip der Symmetrie bethätigte. Bei primitiven wie bei entwickelten Völkern sind soziale Momente für die Weiterentwickelung dieser Prinzipien massgebend, namentlich die Technik, welche bekanntlich Semper als Grundbedingung des Styls für die Culturvölker bezeichnet hat. Hr. Grosse gelangt zu der für uns überaus bedeutungsvollen Schlussfolgerung, „dass die Einheit der primitiven Kunst im schärfsten Gegensatze zu der Verschiedenheit der Rassen steht. Wer nur einmal die Felszeichnungen der Australier und Buschmänner und sodann deren Urheber selbst verglichen hat, wird es kaum mehr wagen, Taine's Lehre, dass die Kunst eines Volkes in erster Linie der Ausdruck seines Rassencharakters sei, aufrecht zu erhalten." Bekanntlich hat Conze den bei allen Naturvölkern auftretenden geometrischen Styl als arisch (indogermanisch) bezeichnet, während Furtwängler und Löscher ihn speziell den Doriern, Helbig den Phöniciern zuschreiben.[1]) Angesichts dieser durch die Vergleichung festgelegten Einförmigkeit wird das Auftreten sehr absonderlicher Schmuckformen, wie des Lippenpflocks bei den Botokuden, Eskimos und in Centralafrika auch ohne die Annahme einer Uebertragung erklärbar.

Hat doch Hr. Rowbotham durch eine über viele ganz verschiedene Völkerfamilien ausgedehnte Vergleichung es wahrscheinlich zu machen gesucht, dass sogar die Entwickelung der Musik überall in einer allgemeingiltigen Reihenfolge verläuft, welche durch die Erfindung von Schlag-, Blas- und Streich-Instrumenten gekennzeichnet ist.[2]) Grosse stellt für die Weiterentwickelung die verschiedenen Arten des Nahrungserwerbs als maassgebend in den Vordergrund. Dieselben sind jedoch weder mannigfaltig genug, noch selbst bei den Naturvölkern hinlänglich scharf getrennt, um als Hauptfaktor hiebei gelten zu können, wenngleich ein gewisser allgemeiner Einfluss der Wirthschaftsverhältnisse auf die Kunst eines Volkes zugegeben werden mag. Man wird von vorneherein erwarten müssen, dass auf diesem Gebiete die verschiedensten Momente ethnischer Differenzirung ihren Ausdruck finden müssen, vor Allem aber die Religion, welche nachweislich die Pflege einzelner Kunstzweige auf das Intensivste beeinflusst. So können wir uns beispielsweise die hohe Blüthe der griechischen Kunst aus dem Zusammentreffen der mannigfachsten Umstände — der Uebernahme einer sehr vorgeschrittenen orientalischen Kunsttechnik, der eine freie Geistesbewegung fördernden politischen Entwickelung einzelner Staaten, sowie der Anregungen, welche durch die geographischen Verhältnisse geboten waren — befriedigender erklären, als durch die Annahme einer spezifischen Kunstanlage einzelner hellenischer Völker.

## II.

Wir haben gesehen, dass die Elementargedanken noch immer ihren Platz innerhalb der Völkergedanken behaupten, dass jedoch die letzteren nicht so ohne Weiteres aus den Elementargedanken abgeleitet werden können, wenn man nicht den Boden der Thatsachen verlieren will. Das primäre Ich Meynert's, dessen Inhalt die von einem bewussten Wesen erlebte Aussenwelt ist, erweitert sich durch Parallelvorstellungen von anderen Menschen zum sekundären Ich, welches ein weiteres Gesellschaftsbild umfasst. Die Entwickelung des primären Ich zum sekundären, oder ethnologisch gesprochen, vom Elementargedanken zum Völkergedanken, findet in und durch die Sozialgruppen des *ζῶον πολιτικόν* statt.

Die Beschreibung dieser Formen unter Verwerthung des rasch anwachsenden ethnographischen Materials hat, in Folge der Antheilnahme der Juristen, unter welchen wohl Hrn. Post die Palme gebührt, wesentliche Fortschritte gemacht. Durch die von den Vertretern der vergleichenden Rechtswissenschaft geübte Combination der vergleichenden Beobachtung mit der historischen Methode sind aber auch wichtige entwickelungsgeschichtliche Anhaltspunkte gewonnen worden.

---

1) Belege bei E. Meyer, Geschichte des Alterthums II, 280.

2) Journ. of Anthrop. Inst. Great Brit. X, 380 ff.

Das vorläufige Resultat dieser Bestrebungen deckt sich vollkommen mit der Annahme einer allgemeingiltigen psychischen Anlage. Die Unabhängigkeit der wichtigsten und durchgreifendsten Sozialformen von der Rasse ist schon heute als unantastbares Axiom anerkannt. Mit einer fast unheimlichen Consequenz, sagt Post, erscheinen dieselben oft höchst eigenthümlichen Rechtsbräuche bei den verschiedensten Völkerschaften der Erde und vielfach bei solchen, bei denen es undenkbar ist, dass sie anders als originär entstanden sind. Es ist daher fast hoffnungslos, aus dem Rechte eines Volkes einen Rückschluss auf seine Abstammung zu ziehen. Nach Dargun verhalten sich die Familienrechte aller Völker zu einander ähnlich, wie die Sprachen eines und desselben Sprachstammes, z. B. des arischen, sich zu einander verhalten. Dargun hat die Spuren des Mutterrechts in verschiedenen germanischen Volksrechten, in der lex salica sowie im germanischen Erbrechte nachgewiesen, während die ursprünglich als arisches Gut erklärten Haus- und Dorfgemeinschaften zuerst von Renan bei semitischen Stämmen Nordafrika's und später in weitester Verbreitung bei den verschiedensten Völkern aufgefunden worden sind.

Ich will nun versuchen, aus der kaleidoskopischen Mannigfaltigkeit der völkerrechtlichen Erscheinungen einige allgemeinere Momente hervorzuheben.

Vor Allem interessirt uns das Verhältniss der Familie zu den höheren Sozialformen. Die primitivsten Assoziationen beruhen allerdings auf der Verbindung von Mann und Weib. Dieselbe äussert sich jedoch auf den untersten Stufen gewöhnlich in äusserst variablen und unbestimmt umrissenen Formen. Die geschlechtliche Verbindung ist, wie Dargun sehr treffend bemerkt, in primitiven Zeiten kein Organisationsprinzip. Die wenigen und niedrigststehenden Gruppen, welche nur Vaterfamilien besitzen, sind durch das Fehlen jeder weiteren sozialen Organisirung charakterisirt. In den auf Blutsverwandtschaft durch die Mutter gegründeten nächsthöheren Geschlechtsverbänden gewinnt wohl eine umfassendere soziale Gruppe an Consistenz, keineswegs aber die individuelle Familie, welche ja eigentlich keinen Vater kennt, und die Vaterrechte nicht immer aber doch sehr oft wesentlich beschränkt.[1]) Die Entwickelung des Mutterrechts, welche sich immer mehr als eine mit wenigen Ausnahmen allgemeingiltige und zugleich ältere Form des Soziallebens gegenüber dem Vaterrecht herausstellt, wird mit Unrecht auf Promiscuität, auf Unbekanntschaft des Erzeugers zurückgeführt, anderseits mit dem Aufkommen des von den Weibern vorzugsweise geübten Ackerbaues in Verbindung gebracht. Viel wichtiger erscheint mir der Umstand, dass nur durch das kräftige Zusammenhalten der mütterlichen Verwandten das individualistische Gebahren des Vaters allmählich gebrochen und dem Schutzbedürfniss durch Aufrechterhaltung grösserer Verbände — auf Kosten der Einzelnfamilie — einigermassen entsprochen werden konnte. Dasselbe Bedürfniss hat auch die Umwandlung des ursprünglich individuellen Eigenthums in das kollektive bewirkt.[2])

Von grosser Tragweite ist der Dargun in seiner letzten Arbeit gelungene Nachweis,[3]) dass das Vaterrecht und die agnatische Verwandtschaftsform ursprünglich eine künstliche nicht auf der Vaterzeugung, sondern auf der Vatergewalt begründete Sozialform ist. Sie ist in den meisten Fällen das Endergebniss eines langen und wechselvollen Kampfes der auf „äusserer Macht, auf Schutz und wirthschaftlichen Diensten" beruhenden Vatergewalt mit dem Mutterrecht. Wie grosse Dienste auch das Mutterrecht der Kultur geleistet hat, so liegt doch die Weiterentwicklung nach oben in der Wiedereinsetzung des „Rechtes des Stärkeren" innerhalb der durch das Mutterrecht gefestigten Verbände, welche dann allmählich in vaterrechtliche Organisationen übergeführt werden.

Schon in den frühesten Stadien der sozialen Entwicklung treten jedoch abändernde Momente auf, welche das Verwandtschaftsprincip der Geschlechtsverbände vielfach durchbrechen. Blutrache, Kriege, alle freundlichen oder feindlichen Berührungen der Menschengruppen führen zur Einverleibung von fremden Elementen in die Stämme, zu Geschlechterverbrüderungen in grösserem Maassstabe, zu den von Post vielfach beschriebenen Formen der künstlichen Verwandtschaft,[1]) sowie zur selbstständigen Abtrennung einzelner Unterabtheilungen der Geschlechtsverbände. Ein solch primitiver Stamm wird daher, mit Post zu reden, häufig ein ebenso komplizirtes Gebilde wie eine Nation[2]) und kann daher als Stützpunkt für die Annahme einer ursprünglichen ethnischen Einheit der auf die Stämme aufgebauten höhern Sozialorganisationen nur mit grösster Vorsicht benützt werden.

Eine der folgenreichsten Organisationsformen, das Häuptlings- oder Königthum, beruht ursprünglich auf persönlichen Eigenschaften, deren Anerkennung vorerst im Kriege erzwungen wird; im Frieden gibt es bei vielen Völkern keine Häuptlinge. In etwas vorgeschritteneren Organisationen, deren soziale Functionen kaum getrennt sind, differenziren sich die militärischen gewöhnlich zuerst. In manchen Fällen wird die Häuptlingschaft durch einige Feste erworben. Dies thatsächliche Verhältniss ist aber naturgemäss ungeheuer schwankend. Wahlhäuptlinge werden anfänglich nur auf eine bestimmte Zeit gewählt,[3]) bis das Uebergewicht der regierenden Familie und die wohlthätigen Folgen einer Autorität für die Gesammtheit die Erblichkeit dieser Würde sichern. Diese Entwickelung geht nicht aus den mutter- und vaterrechtlichen Gebilden hervor, sondern überlagert dieselben (Post).

Zunahme der Bevölkerungen, Differenzirung der Erwerb- und Besitzformen, die Nothwendigkeit deren natürliche Unterlagen zu behaupten, kurz gesagt, die Bedingungen einer verschärften Konkurrenz im Innern der Verbände und nach aussen hin bewirken einen Durchbruch der höhern Sozialformen, welche wir als Staaten bezeichnen. Sie sind freiwillige oder erzwungene Kompromisse zwischen benachbarten rivalisirenden Geschlechts- und Territorialverbänden mit und ohne Häuptlingen. Diese so häufig beobachteten friedensgenossenschaftlichen Föderationen können als

1) Dargun, Mutterrecht und Vaterrecht 18. Cunow, Verwandtschaftsverh. d. Australneger 139.

2) Dargun, Ursprung u. Entwickelungsgesch. d. Eigenthums. Zeitschr. f. vergl. Rechtswiss. V, 1—115.

3) Dargun, Mutterrecht und Vaterrecht.

1) Post, Studien zur Entwickelungsgeschichte d. Familienrechts 21—42.

2) Post, Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz 116. Eine schlagende Bestätigung hiefür enthalten die Legenden über die Stammesbildung der Navajos, vgl. Matthews im J. of American Folk-lore III, 39 ff.

3) Ueber eine originelle Art der an der Wolga bis zum 10. Jahrhundert wohnenden Kurtassen, die Regierungszeit ihrer Wahlhäuptlinge abzukürzen, vgl. Hahn, Ausland 1891, 555. Post, Grundriss 392.

rudimentäre Staatenbildungen betrachtet werden, deren Weiterbildung jedoch nur auf Kosten der alten Organisation erfolgen kann, was nicht so leicht zu gelingen pflegt. Sie erliegen gewöhnlich, wie unter Anderem die Geschichte der klassischen Völker beweist, jenen Sozialformen, in welchen unter Führung kräftiger Persönlichkeiten und Aufnahme von fremden ethnischen Elementen die Geschlechtsverfassung als Staatsprinzip ganz oder theilweise abgestreift und durch eine straffere Zentralgewalt ersetzt worden ist. Sehr erkennbaren Einfluss üben auf die Ausbildung dieser Formen die Völkerwanderungen und Völkermischungen, die Eroberung und definitive Behauptung neuer Wohngebiete, unter Ueberlagerung der einheimischen Bevölkerungen durch die militärisch organisirten, wenn auch vielleicht kulturell zurückstehenden fremden Eindringlinge. Aber auch eine langandauernde kriegerische Konkurrenz mit hochorganisirten Nachbarn kann bei den niedriger stehenden Völkern eine Konzentration der Gewalten allmählich anbahnen. So stehen nach Sybel die germanischen Reiche der Völkerwanderung ohne organischen Zusammenhang mit den alten volksthümlichen, durch unaufhörliche Wanderungen und Mischungen ohnedies nothwendigerweise vielfach durchbrochenen Geschlechterverfassungen, wozu gewiss auch das alte Volkskönigsthum zu rechnen ist. Für das Wachsthum jener Neubildungen war offenbar die lange vorbereitete Aufnahme römischer Sozialformen entscheidend. Die slavischen Staatenbildungen sind als Ausläufer der germanischen zu betrachten. In Nord- und Centralafrika sind Hamiten und Semiten zuerst staatenbildend aufgetreten. Zu den Letzteren stellen Manche die Gründer des ägyptischen Staates an der Hand freilich noch sehr unklarer Sprachverwandtschaft. Die staatenbildende Thätigkeit der indischen Arier reicht bekanntlich weit über die indischen Halbinseln hinaus in den malaiischen Archipel. Eranier, Semiten, Uralo-Altaier haben grosse und kleinere asiatische Reiche gegründet und sich gegenseitig in der Leitung bereits bestehender abgelöst. Allen diesen Bildungen haftet der gemeinsame Zug einer grossen Verschiedenheit der zur politischen Einheit zusammengefassten ethnischen Elemente an. Charakteristisch in dieser Richtung ist die Aeusserung grollender Griechen,[1]) die Römer wären gar keine Nation, nur ein aus allerlei Volk zusammengeflossener Haufe. Jedenfalls wurden die Römer ethnisch niemals zu den Latinern gerechnet. Auch in den griechischen Staaten waren bekanntlich verschiedenartige ethnische Elemente übereinander geschichtet. Gerade da, wo die Bevölkerung von vorneherein einheitlicher war und keine schroffen Standesunterschiede sich herausbildeten, wie in Arkadien, ist es nicht zu höheren Staatenbildungen, höchstens zu vorübergehenden, zur besseren Abwehr dienenden Verbänden gekommen.[2])

Die Entstehung der sozialen Organisationen ist bisher grösstentheils von dem Kampfe des Menschen mit der Natur abgeleitet worden, wogegen tiefer blickende Historiker, wie Th. Mommsen, vergeblich protestirt haben. Sie sind vielmehr aus der Konkurrenz des Menschen mit dem Menschen hervorgegangen.[3]) Bei vielen Naturvölkern wird ein wesentlicher Faktor der Fortbildung, die Vermehrung der Bevölkerung, systematisch hintangehalten, wodurch viele schädliche Einflüsse der primitiven Lebensweise noch verstärkt werden. Diese Menschenhaufen können aber ausserdem der wachsenden Konkurrenz durch Abtrennung ausweichen. Jedenfalls sind die einfachsten Formen vorwiegend auf Schutz berechnet; erst die höheren Formen, besonders die Staatengebilde, erlangen die Kraft zu einer angreifenden Politik.[1])

Innerhalb der einzelnen Sozialgruppe wird das Gleichgewicht zwischen den Einzelinteressen durch eine reelle oder auf ideellen Voraussetzungen beruhende Kollektivgewalt gewahrt, welche behufs Erhaltung des Ganzen dessen einzelne Theilhaber zu den weitgehendsten physischen, wirthschaftlichen und ideellen Anpassungen nöthigt. Auf den untersten Stufen wird die Autorität des Häuptlings oder Königs oft durch Grausamkeiten erzwungen, welchen die Angehörigen höherer Sozialgebilde verständnisslos gegenüber stehen! Das Individuum geht ganz in der Gruppe auf. Die primitivsten aber zugleich allgemeinsten Anpassungen werden durch die Sitte erzwungen, welche geschlechtliche, wirthschaftliche, rechtliche Verhältnisse gleichmässig beherrscht. Sie verdankt ihre Macht im Völkergedanken ihrer innigen Verbindung mit dem Volksglauben, mit den Religionen, deren anpassende Thätigkeit kaum überschätzt werden kann. Auf den primitivsten Stufen wirkt der Animismus im Sinne der jeweiligen sozialen und wirthschaftlichen Ordnungen. Die grausamsten Sitten werden bei den Australiern, welche keine Häuptlinge kennen, durch die Angst vor der Strafe der Geister aufrechterhalten.[2]) Bei den Omahas stehen die Gesetze über die Büffeljagd und über die Bestellung der Felder unter Aufsicht des Sonnengotts Wakanda.[3]) Die Pajés der Ureinwohner Brasiliens bestimmen den Umfang der Jagdgebiete, den Besitz vielseitig umworbener Frauen, rathen mit grosser Autorität zu Krieg und Frieden.[4]) Aufsicht über die Gebräuche, Polizei, Rechtsprechung ist häufig in ihrer Hand. Später werden alle politischen, administrativen, religiösen Funktionen durch die Häuptlinge ausgeführt, was ihnen die Verehrung als übernatürliche aber zugleich auch für die Naturvorgänge verantwortliche Wesen sichert. Nach Grimm hängen Opfer, Feste, Wahrsagungen bei den alten Germanen auf's Engste an Sitte, Glauben, Recht; beinahe das ganze alte Recht derselben ist auf Gottesurtheil gegründet. Die Handhabung des Rechts zu Hause wie im Felde hatten die Priester.[5]) Im klassischen Alterthum ruht, wie Nissen sagt, der Schwerpunkt in dem Gedanken, dass politische und religiöse Interessen zusammenfallen.[6]) Plato betrachtet daher die Gesetze als göttlichen Ursprungs. Derselben Auffassung begegnen wir in Babylon, China, Mexiko, Peru, wie in Indien — kurz

1) Niebuhr, Römische Gesch. I, 7.

2) Busolt, Lakedämonier u. ihre Bundesgenossen 112, 142 ff.

3) Unübertrefflich schön drückt dies Platon's Dialog über die Gesetze Kap. I aus.

1) Gerland, Aussterben der Naturvölker 48 ff. Das Inventar von hieher gehörigen Thatsachen hat sich in neuerer Zeit bedeutend vermehrt.

2) Curr, The Australian Race. I, 50 sequ.

3) Dorsey, Omaha Sociologiy Bureau of Ethnol. Shmith. Inst. 1881—82, 368.

4) Martius Ethnogr. Amerikas, 78.

5) Arnold, Deutsche Urzeit 336.

6) Nissen, Pomp. Stud. 265 citirt in Willamowitz aus Kythathen 4. Ueber den Einfluss des delphischen Orakels auf die politische Entwickelung. Ed. Meyer, Gesch. d. Alterth. II, 594. Nach Beloch (Griech. Gesch. 244) sind im VII. und VI. Jahrh. für religiöse Zwecke grössere Mittel aufgewendet worden, als für alle übrigen Zwecke des Staates zusammen.

überall, wo sich höhere Organisationsformen entwickelt haben. Der mächtige und vielseitige Einfluss des Christenthums auf die Festigung höherer Sozialformen wird niemals übersehen werden dürfen. Aber auch der Islam wie der Buddhismus haben grosse Erfolge in dieser Richtung zu verzeichnen.

Als wichtige Ansatzpunkte für eine künftige Völkerpsychologie wird aber auch die im sozialen Sinne anpassende Wirkung der Künste und Wissenschaften in Betracht zu ziehen sein. Hr. Grosse hat die sozialen Effekte der primitiven Künste trefflich geschildert, dagegen den tiefern Zusammenhang derselben mit dem Volksglauben, den höhern Religionsformen, dem ganzen geistigen Inhalt der verschiedenen Kulturstufen nicht verfolgt. Alles dies wurde von den Griechen vollständig gewürdigt. Der Sänger Tyrtaeus soll die Spartaner durch seine Kriegslieder zum Kampfe angefeuert, den innern Hader beschwichtigt, vor Allem aber durch die Flötenmusik und das Schlachtlied die Geschlossenheit des Heeres geschaffen haben.[1]) Nach der Ansicht der chinesischen Schriftsteller kann man mittelst der Musik nicht bloss die verschiedenen Geister vom Himmel herabrufen, sondern auch den Menschen Liebe zur Tugend einflössen. Will man wissen, ob ein Königreich gut regiert ist, ob dessen Bewohner gesittet sind, so untersuche man die daselbst übliche Musik. (Memoires des Missionaires du Pe-kin VI (1780), 10.) Bezeichnend sind einige Andeutungen, aus welchen hervorzugehen scheint, dass früher in Griechenland die Gesetze gesungen wurden.[2]) Sir Henry Maine hat die Ansicht ausgesprochen, dass die ältesten irischen Gesetze in Versen abgefasst waren, dass die Funktionen des Dichters und Gesetzgebers in den irischen Traditionen kaum getrennt werden können.[3]) Jakob Grimm hatte dies schon früher für die germanischen Gesetze behauptet.[4]) Das älteste deutsche Recht, das friesische Recht, ist in gebundener Form abgefasst. Die ursprünglich allgemein geübte Wahl derselben bei allen feierlichen religiösen oder politischen Handlungen, sowie bei Beschwörungen u. s. w. hängt offenbar mit der suggestiven Wirkung des Rhythmus zusammen.[5]) Die frühere Entwickelung der Poesie vor der Prosa ist eine bedeutsame völkerpsychologische Thatsache! Die so wohlthätige Wirkung aller Geistesthätigkeiten auf die Ausbildung eines Kollektivbewusstseins innerhalb der Sozialgruppen kann hier nicht weiter ausgeführt werden. Ihre Macht ist vielleicht nirgends so hervorgetreten, wie in der griechischen Welt, deren Zusammenhang bei der Zerrissenheit der politischen Zustände durch die Religion, Kunst, Philosophie stets gewahrt bleibt. Nirgends zeigt sich aber auch deutlicher ihre Abhängigkeit vom Staatsleben, mit dessen Verfall auch diese Thätigkeiten erschlaffen.

Das Schwergewicht der ethnischen Differenzirungen liegt vor Allem in den innerhalb der Sozialorganisationen erzielten wirthschaftlichen, sittlichen und rechtlichen Anpassungen. Zu weiteren gegenseitigen Anpassungen führt aber auch die friedliche oder kriegerische Konkurrenz der selbstständigen Volksgruppen. Die Veränderlichkeit der Geschlechterverbände ist bekanntlich sehr gross. Eine genauere Untersuchung derselben lehrt, dass, wie Post sagt, auch die primitivsten Völker der Erde bereits eine unendlich komplizirte Vorgeschichte haben. Die Abänderungen geschehen durch Auswachsung, Differenzirung und Integrirung, durch Entwickelung von Herrschaftsformen, durch Bildung höherer Verbände, endlich durch soziale Rückbildungen. In der bunten Mannigfaltigkeit selbstständiger Geschlechtergruppen der Naturvölker liegen viele Keime sozialen Fortschrittes neben einander. Die Entfaltung derselben wird wegen Mangels einer kontinuirlich arbeitenden Autorität und der hiezu nöthigen höheren geistigen Anpassungsmittel meistens gestört, so dass der Daseinskampf wieder in den primitiven Sozialformen weiter geführt werden muss. In Afrika gibt die Ausbreitung des Muhammedanismus ziemlich regelmässig den Anstoss zur Staatenbildung. Anderseits ruft der endgiltige Sieg kräftigerer Organisationen an einzelnen bevorzugten Punkten gewöhnlich gleichartige Formen oder völlige soziale Auflösung bei den umliegenden Volksgruppen hervor. Die Wechselwirkungen der Konkurrenz bedingen jene ethnischen Aehnlichkeiten, welche man unter dem Begriffe von ethnographischen Provinzen zusammengefasst hat. Man kann dieselben als ein System von selbstständigen Sozialgruppen definiren, deren Konkurrenzformen mehr oder minder gegenseitig angepasst sind. Ein gewisses Gleichgewichtsverhältniss innerhalb der natürlichen Konkurrenzgebiete besteht auf allen Stufen der menschlichen Kultur. Die daraus entspringenden Anpassungen können sich auf alle Aeusserungen des Soziallebens oder auf einzelne wichtige Kampfesmittel erstrecken. Religiöse Ausgleichungen zwischen konkurrirenden Gruppen sind häufig konstatirt. Die Rückwirkung der Konkurrenz zwischen Germanen und Römer, zwischen Germanen und Slaven, auf die Weiterbildung der Religionsformen der niedriger stehenden Völker ist bekannt. Wir besitzen bereits werthvolle kartographische Darstellungen über die Verbreitung gewisser kultureller Momente. Einen besonderen Werth für die genetische Betrachtung müsste eine derartige Uebersicht über die menschlichen Organisationen haben, von denen Alles übrige in erster Linie abhängt.

Die anpassende Wirkung einer konzentrirten Staatsgewalt ist sehr verschieden; sie bleibt aber niemals ganz aus, selbst da nicht, wo die Staatsgewalt aus politischen oder religiösen Gründen einer Assimilirung entgegenstrebt. Schneller und intensiver geht dieser Prozess in kleineren Staatsgebilden von statten. Auf die Zurückdrängung der alten Sozialformen folgt die Bildung neuer wirthschaftlicher, sozialer, politischer Kampfesformen, welche unter gewaltigem Ringen die der Herrschaftsform überall ursprünglich anhaftende Klassenordnung, auf welcher die frühesten Erfolge des Staates beruhen, aufzuheben bestrebt sind. Je vollständiger die rechtliche Einigung durchdringt, desto zwingender ist deren Rückwirkung auf alle Aeusserungen des Soziallebens, auf die Ausbildung eines gemeinsamen Bewusstseins, aber auch gleichzeitig auf die Kraftentfaltung nach Aussen, durch welche häufig wieder fremde Elemente der Assimilirung zugeführt werden. Konzentration der Staatsgewalt hat in Griechenland stets günstig auf die Kunst und Wissenschaft eingewirkt (Curtius). So wird unter Konzentration und Vertiefung aller Thätigkeiten der früher unbewusst gleichsam mechanisch wirkende Völkergedanke zum bewussten Nationalgedanken. Die

1) Ed. Meyer, Gesch. d. Alterth. II, 541.
2) Ed. Meyer, l. c. 569.
3) H. Maine, Early history of Institutions 14.
4) J. Grimm, Poesie im Recht. Kleinere Schr. VI, 161.
5) Stoll, Suggestion u. Hypnotismus in d. Völkerpsychologie, Leipz. 1894, hat einen guten Anfang zur Würdigung dieses wichtigen Faktors gemacht, ohne jedoch auf die Wirkung der Künste näher einzugehen.

Energie desselben ist durch eine fast leidenschaftliche Vernichtung aller Ueberlebsel älterer Sozialgebilde, sowie durch rasche Aufsaugung aller fremden Importwaare deutlich gekennzeichnet. Mit den Nachtheilen, welche diese Entwicklungsstufe mit sich führt, brauchen wir uns hier nicht weiter zu beschäftigen. Jedenfalls wirkt die ethnische Cohäsionskraft von nur theilweise assimilirten Völkern noch lange über den Bestand ihrer selbstständigen Staatsform hinaus. In vielen Fällen sind die Sieger von den Besiegten assimilirt worden. Wir können uns daher nicht wundern, dass man in diesen Nationen eigenthümliche auf besonderer Geistesanlage beruhende Species sehen wollte, deren Bildung schon in einer nationalen Keimzelle gegeben schien. Die Wissenschaft ist darin einfach der Einseitigkeit der nationalen Gedanken unterlegen, welche die Erinnerung an die frühere Entwicklung vollkommen trübt. Die vergleichende Beobachtung lehrt jedoch, dass auch die ausgeprägtesten nationalen Differenzirungen aus der allgemeinen psychologischen und sozialen Grundanlage heraus und dem Wettbewerb mit zahlreichen ursprünglich ganz gleichartigen Organisationen entsprossen sind, dass sie ihre Eigenart der Vielseitigkeit ihrer ethnischen Bestandtheile, sowie der Eigenthümlichkeit ihrer geschichtlichen Entwicklung verdanken. Da die Völkermischungen, die jeweiligen Anregungen und Nöthigungen des geschichtlichen Prozesses für keinen Staat die gleichen sind, so können wir wohl von einer spezifischen Entwicklung, jedoch nicht von einer besonderen Grundanlage der Nationen reden — eine Anschauung, welche erfreulicherweise auch bei der modernen Geschichtsauffassung immer mehr durchdringt.

Der tiefe Einfluss der geographischen Verhältnisse auf den Wettbewerb der Sozialgruppen braucht heutzutage nicht mehr prinzipiell diskutirt zu werden. Eine höchst vielseitige und scharfsinnige Erörterung der einschlägigen allgemeinen Gesichtspunkte mit vielen interessanten Details verdanken wir Hrn. Prof. Ratzel. Ein weiterer Schritt scheint mir in einer durch die gegenwärtige Ausbildung der Ethnologie ermöglichten Vergleichung bestimmter typischer Sozialformen, dann der ethnographischen Provinzen mit der Plastik der Erdoberfläche zu liegen.

Schon Martius hat betont, dass die Indios camponezes weit geringeren sozialen Zusammenhang besitzen, als die Indios silvestres. Die herrschaftlichen Formen knüpfen mit Vorliebe an Erhebungen und leicht zu vertheidigende Punkte an. Dagegen wirken für die Ausbildung höherer Organisationen die Gebirge im Allgemeinen hindernd, da sie die soziale Zersplitterung begünstigen. Der umgekehrte Fall tritt ein bei ausgedehnten Hochplateaus, die als Vorstufen oder innerhalb der Massenanschwellungen grösseren Menschengruppen Raum und zugleich natürlichen Schutz bieten. Die Plateaus der Andes, der Mandschurei, am und im Altai, Thianschan, Himalaya haben die wichtigsten Anhaltspunkte für höhere Sozialformen geboten. Die höchsten auf Assimilirung beruhenden Stufen werden entschieden durch höhere geographische Einheiten begünstigt, in welchen bei natürlicher Abgrenzung des Gesammtgebiets dessen Theile nach einem Zentrum gravitiren. Von diesem Standpunkte aus begreift man die sozialpolitischen Effekte von grossen, durch Wüsten begrenzten Stromgebieten. Am schlagendsten tritt dieses Verhältniss in Europa auf, dessen ausgeprägtesten Nationalbildungen sich enge an solche geographische Einheiten anschliessen, während Deutschland nur allmählich unter dem Drucke äusserer Konkurrenz die geographischen Hindernisse einer Nationalbildung überwunden hat. In grösserem Maassstabe, freilich auch mit der dadurch bedingten mangelhaften Assimilirung, erscheinen die asiatischen Staaten und Nationalgruppen an die grossen geographischen Einheiten gebunden. Die einheimischen Staatenbildungen Nordamerikas sind auf der Einschnürung dieses grossen Kontinents erfolgt, der es im übrigen nur zu losen Geschlechterverbänden gebracht hat. Fürchten doch selbst die Staatsmänner Nordamerikas eine künftige staatliche Abtrennung des Westens. In Südamerika herrschen ähnliche Verhältnisse. Diese flüchtigen Andeutungen mögen genügen, um dazuthun, dass der Ausbau der politischen Geographie, im Sinne Karl Ritters, nur im engsten Anschlusse an die Ethnologie geschehen kann, und dass nur, mit dem grossen Geographen zu reden, „aus dem Verein der allgemeinen Gesetze aller Grund- und Haupttypen der unbelebten, wie der belebten Erdoberfläche die Harmonie der ganzen vollen Welt der Erscheinungen aufgefasst werden kann."

Herr **Voss**-Berlin:

### Geschenk des Herrn Grafen Enzenberg, Altarsteinchen.

Seine Excellenz Graf Enzenberg hatte die Güte, mir als Geschenk für das k. Museum in Berlin diesen Gypsabguss, welchen ich mir hier vorzuzeigen erlaube, zu übergeben. Das Original desselben ist ein vierseitiger kleiner Block und ist ringsum auf den vier Seiten mit flachen Figuren verziert. Es wurde in einer Cisterne in einer Ruine bei dem Schlosse Tratzberg bei Hall in Tirol gefunden. Dieses Stück ist insofern von besonderer Wichtigkeit, als die hierauf dargestellten Figuren an sehr frühe Zeiten erinnern. Es sind zwei männliche und zwei weibliche Figuren; die männlichen Figuren sind bewaffnet, die eine mit in der Scheide steckendem Schwert und einem Speer, die andere hat ein Schwert in der erhobenen rechten Hand und in der linken Hand ebenfalls einen Speer. Sämmtliche Figuren sind unbekleidet, auch die weiblichen. Die eine weibliche Figur ist sehr gut durchgebildet, aber nur bis zu den Hüften dargestellt. Die andere Figur, anscheinend ein Kind, ist vollständig dargestellt. Oben auf dem einen Schmalende des Blockes sind concentrische Kreise angebracht, das untere Ende ist leider beim Abguss geglättet, ich weiss nicht, wie es beim Original gestaltet ist. Die Figuren sind alle sehr roh gearbeitet, die männlichen tragen grosse Spitzbärte und erinnern dadurch an gewisse Skulpturen aus der heidnischen Zeit, namentlich an die bei Bamberg in der Pegnitz gefundenen. Ich möchte aber trotz alledem dieses Stück nicht so hoch bis in die heidnische Zeit hinaufrücken; bestimmend dafür ist die Bildung des Schwertes, welches die eine männliche Figur trägt, nämlich jenes, welches in der Scheide steckt. Dasselbe ist mit einer kräftigen Parierstange versehen und hat einen ziemlich deutlich ausgebildeten runden Griffknauf; ausserdem spricht auch die Gestaltung der weiblichen Figur für eine jüngere Zeit. Letztere ist ausserordentlich detaillirt durchgebildet, sogar die Pupillen auf den Augäpfeln scheinen angedeutet zu sein. Eine so bis ins Einzelne gehende Durchführung fand in der altgermanisch-heidnischen Zeit noch nicht statt. Meine Ansicht geht dahin, dass es eine frühmittelalterliche Arbeit ist, vielleicht schon der romanischen Zeit angehörig. Der Zweck ist unbestimmt, vielleicht ist es ein Votivbild oder etwas Aehnliches.

Vorsitzender Herr **R. Virchow**-Berlin:

Wir kommen jetzt an die Reihe von Vorträgen, welche die menschliche Wohnung und speziell das Haus betreffen. Zunächst bitte ich Herrn Dr. Montelius als denjenigen, der die allgemeinste Betrachtung angekündigt hat, das Wort zu nehmen.

Prof. Dr. **Montelius**-Stockholm:

Um die älteren Formen des menschlichen Wohnhauses besser zu verstehen, ist es, wie ich glaube, nothwendig, hier wie auf anderen Gebieten, die typologischen Verhältnisse dieser Formen zu studiren.

Die menschliche Wohnung in der ältesten Zeit war ja nothwendigerweise eine Höhle oder ein Zelt oder etwas Aehnliches. Die Höhlen und diejenigen Formen der Wohnungen, welche als Entwickelungsformen der Höhlen zu betrachten sind, kann ich jetzt wegen der Kürze der Zeit nicht besprechen; nur diejenigen Formen, welche vom Zelte stammen, sollen jetzt in Betracht kommen. Desshalb habe ich meinen Vortrag auch die Geschichte des menschlichen Wohnhauses genannt, weil man unter Wohnhaus eigentlich nur das versteht, was von Menschen gebaut wird, also ein Zelt, eine Hütte u. s. w. bis zu den grossen Gebäuden der Neuzeit. Die verschiedenen ältesten Formen dieser Wohnungen habe ich hier znsammengestellt[1]) und will nur bemerken, dass alle hier abgebildeten Typen aus demselben Gebiete, aus Nordeuropa stammen. Wir werden sehen, dass dieselben Formen auch in anderen Gebieten zu finden sind, aber ich halte es für das Beste, zuerst ein kleineres Gebiet zu studiren.

Als die älteste Form sehen wir zuerst ein Zelt, entweder, wie bei den gewöhnlichen Zelten heute, aus einem Holzgerüste bestehend und mit Häuten oder Geweben oder Aehnlichem bedeckt, oder auch ganz aus Holz oder aus ähnlichen Materialien konstruirt. Die Grundform ist natürlich rund, und die ganze Form von Aussen gesehen, ist konisch. Wir haben aber einen Anfang zu etwas Neuem, sobald ein niedriger Unterbau zugefügt wird; das, was früher das Zelt war, bildet jetzt das Dach. Eine Hausurne aus Norddeutschland, mehrere hundert Jahre älter als Chr. Geb., hat eine ähnliche Grundform, nur ist der Unterbau verhältnissmässig etwas höher und die Grundform oval. Allmählich wird der Unterbau noch höher.

Diese runde Form, die fast in allen europäischen Ländern allgemein war, und die man noch in vielen Gegenden findet, ist aber schon früh verändert geworden. Man brauchte mehr Raum, ohne die Hütte immer grösser bauen zu können; das war praktisch nicht möglich. Man konnte aber das Haus, wenn nicht in allen Richtungen vergrössern, doch in einer Richtung verlängern, und dadurch entstand die ovale Form. Allmählig wird dann die runde oder oblonge Form eine viereckige, zuerst quadratisch und später rechteckig mit zwei Seiten länger als die beiden anderen.

Betrachten wir jetzt speziell das Dach, so finden wir, dass die runden Hütten ein konisches Dach haben. Die Konsequenz davon ist, dass die quadratischen Hütten ein pyramidales Dach bekommen, — das ist der natürliche Uebergang von der runden Form zur quadratischen, — und die Konsequenz davon ist weiter, dass die oblongen viereckigen Hütten ein Walmdach bekommen. In dieser Weise, glaube ich, ist das Walmdach sehr leicht zu verstehen, da es ein ganz natürliches Resultat der Entwickelung ist, und daraus erklärt sich auch, dass das Walmdach jetzt immer die ältere Form repräsentirt, das Giebeldach die neuere. Als Zwischenform zwischen Walmdach und Giebeldach betrachte ich ein solches Dach, wo die zwei schmäleren Seiten nicht giebelförmig sind, aber doch nicht so walmdachförmig wie früher. Der obere Theil ist Walmdach, aber der untere Theil des früheren Daches dieser Schmalseiten ist schon vertikal. Eine andere interessante Zwischenform ist, wenn der ganze Giebel vertikal geworden ist, der obere, dreieckige Theil aber vollständig wie ein Dach aussieht. In Schonen z. B., in Südschweden, kommen solche Häuser ausserordentlich häufig vor; der untere Theil der Schmalseite ist so gebaut wie die Langseite selbst, aber der obere Theil ist so wie das Dach gebaut und hat dieselbe Bekleidung wie das Dach. Ich möchte es bezeichnen als ein Dach, das man vertikal gestellt hat. Erst allmählig wird auch dieser obere dreieckige Theil der Schmalseite so wie der Untertheil konstruirt, und man hat ein wirkliches Giebeldach. In Griechenland existirt etwas Aehnliches; hier haben wir ja auch eine stark hervorspringende Linie, welche den unteren Theil der Schmalseite vom oberen dreieckigen unterscheidet, und ich bin überzeugt, dass es eine Erinnerung aus der alten Walmdachform ist, wovon man auch in Griechenland Spuren gefunden hat.

Gehen wir jetzt weiter, so sehen wir, dass ein viereckiges, quadratisches oder oblonges Haus ursprünglich aus einem einzelnen Zimmer besteht, und man kommt durch die Thüre direkt in das Häuschen; in beiden Beziehungen folglich ganz wie das Zelt. Bald finden wir aber zwei säulenähnliche Stolpen, die vor der Thüre stehen. Etwas später wird die Hütte mit einem Vorbau versehen, der aber nicht auf Säulen ruht, sondern dadurch gebildet wird, dass die Längswände verlängert sind. Das ist eine auch aus Griechenland gut bekannte Form, das ist die Form des templum in antis. Noch später wird dieser Vorbau an allen Seiten geschlossen und schliesslich in zwei Theile getheilt.

Im Zelt wurde natürlich das Feuer auf dem Boden angezündet, in einer kleinen Grube oder auf einigen Steinen. So ist es auch in allen älteren Hütten geblieben; ein Herd in der Mitte auf dem Boden ist ja alles, der Rauch kommt aus der Hütte wie er kann, durch kleinere Oeffnungen oder durch ein Rauchloch im Dache, entweder in der Mitte desselben oder an den Seiten. Wie im Zelt waren dieses Rauchloch und der Eingang die einzigen Oeffnungen. Kein Fenster existirte damals; erst später kamen die eigentlichen Fenster; der ursprüngliche Platz des Fensters war auf dem Dache selbst.

Es ist selbstverständlich, dass man, so lange das Feuer offen brannte, ein Innendach schwerlich haben konnte wegen der Gefahr, und weil der Rauch einen Abzug haben musste. Das Haus bestand also nur aus einem Zimmer, vom Grunde, den vier Seiten und vom Dache begrenzt. Endlich kam aber der Ofen statt des offenen Feuers, und so wurde es möglich, mehrere Zimmer aufeinander zu bauen und damit zur neueren Konstruktion zu gelangen.

Diese Skizzirung der Entwickelung — die Zeit erlaubt nicht in die Einzelheiten einzugehen — gilt für Nordeuropa, und alle Formen der Tafel stammen aus Skandinavien, Norddeutschland oder dem westlichen Russland; nur eine Form stammt aus den He-

1) Eine Tafel mit einer grossen Anzahl Abbildungen von älteren Haustypen war unter die Anwesenden vertheilt worden. S. Archiv f. Anthropologie 1894/95.

briden, das sogenannte „Black house“, das uns die Erklärung von einigen alten Gebäuden gibt, die in Schweden nicht selten sind. Das sind Ruinen von Häusern, die man auf den Inseln Gotland und Oeland findet und die in den letzten Jahren von Direktor Nordin und Anderen untersucht worden sind. Diese Untersuchungen haben gezeigt, dass jene Ruinen der älteren Eisenzeit angehören und einige Jahrhunderte später als Chr. Geb. sind. Die Wände waren nicht hoch, nur ein paar Fuss, das Dach stand hoch auf die Wände, nach allen Seiten herabfallend.

Die Entwickelung, welche ich jetzt skizzirt habe, findet sich nicht nur in Nordeuropa, sondern in Central- und Südeuropa. Ueberall finden wir zuerst die runde Hütte, später die viereckige Hütte mit Walmdach nnd alle möglichen Zwischenformen. In Asien und in anderen Welttheilen ist es auch so; in Amerika findet man, dass wenigstens die älteren Wohnhäuser vollständig mit den älteren europäischen übereinstimmen. In Nord- und Südamerika hat man zuerst runde, später oblonge Häuser, und so kommt man allmählig zum viereckigen. Das viereckige Haus hatte auch in Amerika anfangs ein Walmdach; ich weiss aber nicht, ob Amerika in der vorkolumbischen Zeit bis zum Giebeldach kam.

Ich glaube, wenn dies richtig ist, was ich jetzt angedeutet habe, dann können wir auch die Frage beantworten, wie war das arische Haus, wie sah es aus? Die Antwort muss meiner Meinung nach lauten: es war eine runde Hütte, weil man überall, wo die arischen Völker später lebten, runde Hütten gefunden hat; sie sind lange Zeit nach der Trennung der arischen Stämme geblieben. Wir kennen diese runden Hütten z. B. aus Italien und aus Griechenland. Die „fondi di capanne“ aus der vorgeschichtlichen Zeit in Italien zeigen dieselbe Form, und der italienische Vestatempel ist gleichfalls rund; es ist eine Erinnerung aus der Zeit, in der alle Hütten rund waren. In Griechenland war das Prytaneion rund; es war für Griechenland, was der Vestatempel in Italien war. Ich kann sagen, dass man fast überall Spuren von dieser Entwickelung schon gefunden hat, und ich glaube, dass wir, wenn wir diese Entwickelung als richtig betrachten können, die verschiedenen Formen leicht verstehen. Ich hoffe, dass die anderen Herren, welche jetzt die Einzelheiten des Hauses näher besprechen werden, wenigstens theilweise meiner Ansicht sind, und es wäre wünschenswerth, dass man die verschiedenen ältesten Formen überall studiren wollte. In Bosnien, wo wir vor einigen Tagen waren, hat man ja noch jene älteren Formen, wenigstens des viereckigen Hauses. Die ältesten bosnischen Häuser heutzutage sind fast quadratische Gebäude mit einem Zimmer und offenem Herde auf dem Boden, mit pyramidalem Dache ohne Innendach, d. h. ein viereckiges Haus der allerältesten Form.

Herr Archimandrit **Mesrop-Parsadan Ter-Mowsesjanz:**

**Das armenische Bauernhaus.**

(Manuscript nicht eingelaufen.)

Herr **R. Virchow**-Berlin:

Wir danken dem Herrn Redner für seine Mittheilungen. Diejenigen, welche sich etwas genauer informiren wollen, können in die Details, die schon gedruckt sind, in den Mittheilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft Einsicht nehmen. (Vortrag, ausführliche Darstellung, in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. XXII. 1892. S. 125—171.)

Herr k. k. Oberregierungsrath **J. Eigl**-Salzburg:

**Die Salzburger Rauchhäuser und die bauliche Entwicklung der Feuerungs-Anlagen am Salzburger Bauernhause.**

Einleitung.

Der Herd einer Wohnstätte bildet schon seit alter Zeit den Mittelpunkt des Familienlebens, und die Entwicklung der Feuerungs-Anlagen des Hauses steht im engen Zusammenhange mit dem Kulturgrade der Bewohner.

Bei dem erhöhten Interesse, welches die Hausforschung erfreulicher Weise nunmehr in Deutschland und in Oesterreich gefunden hat, dürfte es daher am Platze sein, die bauliche Entwicklung der Feuerungs-Anlagen an unseren alten Bauernhäusern näher zu verfolgen. Das Resultat einer solchen Studie erlaube ich mir hiemit auszugsweise vorzuführen.

Ich habe diese meine Aufgabe in dem Rahmen des Salzburger Bauernhauses eingeschränkt und versuche es hiemit, ein Bild obigen Entwicklungsganges an den Bauernhäusern des Gebirges und des sogen. Flachgaues von Salzburg an der Hand spezieller Beispiele zu geben, wobei ich mich nicht im Umfange der politischen Begrenzung des heutigen Kronlandes Salzburg, sondern innerhalb jenes Umkreises bewege, welcher durch die Verbreitung der erwähnten Haustypen vorgezeichnet ist.

Es dürften am Salzburgerhause zwei Untertypen festgehalten sein:

1. Der Typus des „Pinzgauerhauses“, beherrschend den Pinzgau und Pongau, sowie die angrenzenden Landestheile mit Ausschluss Lungaus, insoweit sich auf dieselben der Einfluss des von Salzburg ausgehenden Kulturlebens erstreckt hat.

2. Der engverwandte Haustypus mit dem Flachdache, welcher im Flachlande und dem Hügellande dominirt, den ich mir daher gestatte, als „Vorland-Typus“ zu bezeichnen.

Neben diesem Typus (mit dem Flachdache) ist insbesonders im letztgenannten Gebiete noch eine verwandte Bauart verbreitet, welche durch das Steildach charakterisirt ist. Einerseits ist jedoch nachweisbar, dass das Steildach eine erst später theilweise eingetretene Modifikation des Vorlandtypus (mit dem Flachdache) ist, und zwar unter Beibehaltung der alten inneren, baulichen Anordnung der Räume; andererseits dürfte das Steildach überhaupt der Uebertragung fremder (hier vielleicht fränkischer) Bauweise im Vorhinein zuzuschreiben sein. Es hat demnach die letzterwähnte Variante mit dem Steildache auf das hier zu behandelnde Thema keinen Einfluss und kann dieselbe daher hier ausser Acht gelassen werden.

Es wäre nothwendig, vor näherer Besprechung der Feuerungs-Anlagen selbst wenigstens eine kurz gefasste Schilderung der vorbezeichneten beiden Haustypen voraus zu senden, zumal die Details der Feuerungsanlagen mit der gesammten Bauanlage des Hauses in einigem Zusammenhange stehen und theilweise durch letztere bedingt sind.

---

1) Der Vortragende hatte hiebei eine Auswahl diesbezüglicher Originalzeichnungen zum genannten Werke, sowie eine solche neuer (noch nicht publicirter) Aufnahmen von Vorlandhäusern ausgestellt.

Bei der Beschränktheit der diesem Vortrage zugewiesenen Zeit bin ich jedoch genöthigt, mich diesbezüglich auf einige andeutende Bemerkungen zu beschränken, und hinsichtlich des „Pinzgauer Typus" auf das im Werke „Das Salzburger Gebirghaus (Pinzgauer Typus)" von mir bereits Niedergelegte und auf die Illustrationen dieses Werkes zu beziehen; ferners hinsichtlich des „Vorland-Typus" auf die hiemit neu vorliegenden Abbildungen (Grundrisse etc. und Ansichten) von Vorlandhäusern hinzuweisen. —

Ein Vergleich dieser Abbildungen lässt sofort erkennen, dass die Grundrissanlage, (welche ja das eigentlich Charakteristische eines Haustypus bildet), in beiden Fällen die gleiche ist, wenn auch die Verwendung der Räume einen charakteristischen Unterschied bildet, indem der Mittelraum des Vorlandhauses in der Regel zugleich als Küche dient.

In beiden Typen erkennen wir (wenn hier von der Sölde abgesehen wird) den dreigetheilten Grundriss oder einen Grundriss, welcher aus der Dreitheilung hervorgegangen ist. Hiebei finden wir den Herd im Vorlandhause in dem Mittelraume („Haus oder Vorhaus"); im Pinzgauerhause dagegen in einem der Nebenräume (eigene „Küche") angeordnet.

Hinsichtlich der Hofanlage kommt bei einem Vergleiche zwischen dem Pinzgauer- und Vorland-Typus folgendes zu bemerken:

Während in den Gebirgsgauen die „Gruppenhof-Anlage" die vorherrschende ist (insbesonders im oberen Salzach-Gebiete), ist es im Vorlande jene der „vereinigten Hofanlage" (nach Bancalari „Einheitshaus", nach Dr. Fr. V. Zillner „Vereinte Bauart"), nämlich jene Hofanlage, bei welcher in einem Hauptgebäude Wohn- und Wirthschaftsräume vereinigt sind. Hiebei finden wir jedoch diesem einem Hauptgebäude meist noch gewisse Nebengebäude beigegeben.

Im Aeusseren liegt der Unterschied beider Haustypen vornämlich nur im konstruktiven Ausbau der der Dachgiebel und der Hausgänge, sowie auch in jenem der Wirthschaftsräume.

Nach diesen einleitenden Vorbemerkungen sei hiemit auf das eigentliche Thema, die Schilderung der Feuerungs-Anlagen in deren verschiedenen Entwicklungsstufen, übergegangen und können in der diesbezüglichen baulichen Entwicklung nachfolgende Stadien unterschieden werden:

I. Das Rauchhaus primitivster Art;

II. Rauchhäuser mit Herd im „Haus" ohne jeden Rauchschlott;

III. Rauchhäuser mit unter dem Dach endenden Rauchschlotte;

IV. Künstliche Rauchableitung über Dach mittels hölzernem Schlotte;

V. Künstliche Rauchableitung über Dach mittels gemauerter Schornsteine;

VI. Modernisirung der alten Feuerungs-Anlagen.

Bei Besprechung des Themas in der Reihenfolge der vorstehenden Abschnitte sei es gestattet, unter Hinweis auf die vorliegenden Zeichnungen, spezielle, an Ort und Stelle aufgenommene Beispiele anzuführen.

### I. Das Rauchhaus primitivster Art.

Als die primitivste Art der Feuerungsanlage eines Gebäudes ist jedenfalls diejenige zu betrachten, bei welcher in einem Hauptraume das offene Herdfeuer brennt, wobei der Rauch ohne irgend welche künstliche Ableitung frei entweicht.

Solche Häuser bezeichnet man im Allgemeinen als „Rauchhäuser" (mundartlich „Ruckhäuser").

Von unseren bäuerlichen Bauten können jedenfalls die Almhütten und Schermen, sowie die Holzknechthütten als die primitivste Art der Rauchhäuser bezeichnet werden.

Die am Boden des Hauptraumes hergestellte Feuerstätte besteht oft nur aus einem mit Steinen ausgelegten oder wohl auch nur mit Lehm ausgestampften Feuerboden, der durch einen Holzkranz oder eine Ummauerung umschlossen ist.

Bei den eigentlichen Almhütten ist hiebei der Herd in einer solidereren Weise aufgemauert, und mit einem Kesselhengst versehen.

Der Herdrauch sucht sich hiebei stets seinen Ausweg durch die wenigen Wandöffnungen der Hütte und durch die Dachritzen.

Rauchhäuser solcher Art zeigen beispielsweise die vorliegenden Darstellungen einer Almhütte und eines Schermes aus dem Schmidtenthale in Pinzgau. (Diese Beispiele waren in dem Werke „Salzburger Gebirgshaus" entnommene Tafeln vorgewiesen.)

### II. Rauchhäuser mit Herd im „Hause", ohne jedem Rauchschlotte.

Der „Herd im Hause" (d. i. im Mittelraume) ist ein charakteristisches Merkmal des Vorlandhauses, nnd finden sich derarsige Bauernhäuser aus alter Zeit noch mehrfach erhalten, und zwar nicht nur Kleinhäuser sondern auch Bauernhäuser, welche einem beträchtlichen Besitzumfange entsprechen. Solche Häuser besitzen demnach auch bereits eine Feuerungsanlage, welche kombinirt ist: „aus dem Feuerboden für offenes Herdfeuer, einen mit einbezogenen Sechtelofen, anschliessenden Stubenofen und wohl auch Backofen, soferne Sechtelofen und Backofen nicht ausserhalb des Hauses, im separaten Nebengebäude bestehen.

Ueber dem Herd breitet sich ein feuersicher verkleideter Rauchmantel aus, an dem sich die vom Feuer etwa aufliegenden Funken löschen.

Der Rauch steigt, unter dem Kranze dieses Rauchmantels hervortretend, gegen die Decke des Vorhauses empor, deren rückwärts gelegener Theil bei obiger Gattung von Rauchhäusern eine derartige Konstruktion besitzt, dass der Rauch — zwar nicht direkt — wohl aber indirekt durch die Decke (den „Rauchboden") hindurch in den Dachbodenraum gelangen kann, dort die auf dem Rauchboden aufgestellten Getreidegarben durchziehend („durchsojernd"), sich im Dachboden ausbreitend, durch kleine Ritzen in der Dacheindeckung und vornehmlich durch Oeffnungen der Gisbelverschalung endlich in's Freie entweichend.

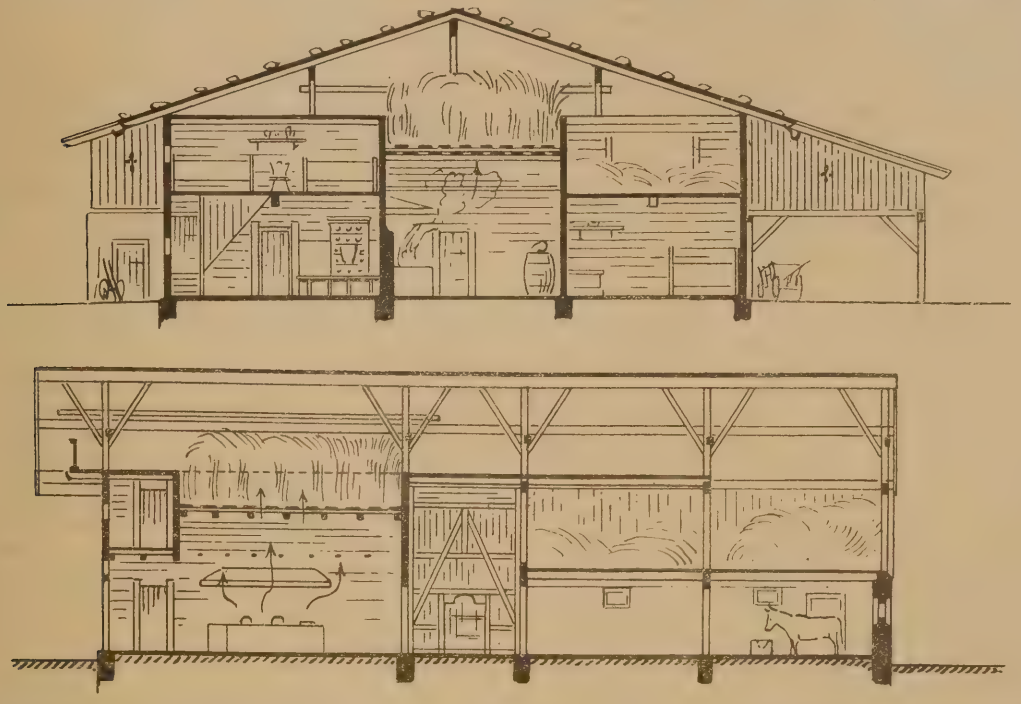
Der Rauchboden kann hiebei zweierlei Konstruktionsarten aufweisen. Die erste ist die eines gewöhnlichen Pfostenbodens, in welchem einige Oeffnungen ausgeschnitten sind, die mit kleinen Querhölzern und darauf ruhenden Brettern überdeckt werden, oder auch mit Holzdeckeln, die nach zwei Unterseiten Leisten angenagelt haben. Die zweite Konstruktionsart besteht darin, dass die Pfosten des Bodens nicht dicht aneinander gereiht sind, so dass sich Längsspalten zwischen denselben befinden, welche dann gleicherweise wie die Oeffnungen bei erster Konstruktionsart mit Querhölzern und darauf gelegten Pfosten überdeckt werden.

Stets befindet sich der Rauchboden im rückwärwärtigen Theile des Vorhauses und zwar im Niveau des Dachbodens, während die Decke des vorderen Vorhaustheiles durch den Fussboden der „Soler" gebildet ist.

Die letztgeschilderte Konstruktionsart des Rauchbodens und die ganze Bauanlage solcher Häuser illustrirt die unten gegebene Abbildung des „Unter-Zaglaugutes“, dessen planliche Darstellung in den Schnitten den Rauchboden und dessen Verwendung deutlich erkennen lässt.

Als Beispiel eines derartigen Rauchhauses sei hier das „Wallnergut“ vorgeführt und näher erörtert.

Das „Wallnergut“ in Waldprächting zeigt den linksseitigen, rückwärtigen Nebenraum des fünftheiligen Grundrisses als Küche verwendet, woselbst sich demnach in der innern Ecke gegen die Stube der



Der Hauptvortheil, welcher durch das sogenannte „sojern“ erreicht werden soll, liegt (nach Angabe der Bewohner) in dem guten Austrocknen des Getreides. (Weniger glaubwürdig klingt der weiters namhaft gemachte, angebliche Vortheil, dass auch das Heu desinfizirt werde.)

Ein entschiedener Vortheil aber, den die — wohl mit unleugbaren Nachtheilen verbundenen — Rauchhäuser im Gefolge haben, liegt in der vorzüglichen Konservirung des Gehölzes durch den Rauch.

### III. Rauchhäuser mit unter Dach endenden Rauchschlott.

Die nächste bauliche Entwicklungsstufe der Feuerungsanlagen zeigt sich in der Anwendung eines Rauchschlottes für die Rauchableitung.

Zwar ist dieser Schlott zunächst nur aus Holz gezimmert und noch nicht über Dach geführt, sondern er endigt noch unter Dach.

Es ist also in diesem Entwicklungsstadium noch das Rauchhaus vorhanden; doch liegt in der Anwendung des Rauchschlottes an und für sich schon ein wesentlicher Schritt kultureller Entwicklung, indem hiedurch die Wohnräume vor der Raucheinwirkung weit mehr geschützt sind, als dies bei Rauchhäusern mit Rauchböden der Fall ist.

Dieser Schritt kultureller Entwicklung ist ferner darin zu erkennen, dass bei solchen Rauchhäusern in der Regel auch bereits die Verlegung des Herdes vom Mittelraum nach einem Nebenraume vollzogen erscheint, und demnach bereits eine eigene Küche vorhanden ist.

offene Feuerherd mit Einheizen zum Stubenofen, zu dem in die Stube hineinreichenden Backofen und zum Schtelofen befinden, welch' letzterer hier vorhausseitig (der Mittelraum heisst hier „Vorhaus“, die Küche „Ruckkuchl“) an obige, kombinirte Feuerungsanlage anschliesst. Der Rauch von diesen sämmtlichen Feuerungen zieht an der Küchendecke (flache Holzdecke) nach einer Wandöffnung zu, welche oberhalb, der von dem Vorhause nach der Küche fuhrenden Thüre in genau gleicher Weise wie bei den Küchen der Pinzgauer Häuser, angebracht ist. Ebenso wie dort, ist auch hier vorhausseitig vor und über dieser Oeffnung ein Rauchmantel vorgebaut, der dann nach oben in den Rauchschlott übergeht.

Der Schlott ist in einer Lichtweite von 0,7 × 1,0 m aus Pfosten dicht schliessend hergestellt, führt durch das Obergeschoss hindurch bis über Dachbodenniveau, wo er 1,0 m über dem Oberboden, ohne Verschluss endet.

Ein anderes Beispiel eines gleichartigen Rauchhauses, bei welchem jedoch der Schlott nicht vom Vorhause, sondern direkt von der Küche ausgeht, würde das „Schrottenhaus“ in Huttich, (ein 370 Jahre altes Haus, welches trotz verschiedener Umbauten die alte Bauanlage noch deutlich erkennen lässt) bieten, worauf hiemit nun hingewiesen sei.

### IV. Rauchableitung über Dach mit Holz-Schlotten.

Ueber Dach geführte Rauchfänge aus Holz sind im Vorlande sehr selten, fast nur im Gebirge zu finden. Die diessbezüglichen baulichen Einrichtungen

sind deataillirt beschrieben in dem bereits citirten Werke über das „Salzburger Gebirgshaus“, und bitte ich, sich im Hinblicke auf die kurze, zur Verfügung stehende Zeit, mit diesem Hinweise zu begnügen.[1])

Die eigenthümliche, älteste Form der Stubenöfen (gemauerter Sockel, oberer Tonnengewölbeabschluss, Aussenheize; das Ganze ohne Kachelverkleidung, nur geweissigt, und mit dem bekannten Stangengerüste umgeben), sowie auch die Herdanlagen, lassen die Pläne des mehr erwähnten Werkes erkennen. In der späteren Zeit zeigen die Stubenöfen bei Häusern obiger Art eine ähnliche Bauart.

### V. Rauchableitung über Dach mittels gemauerter Schlotte (Schornsteine).

Die Schornsteine können — wenn von den am Schlusse noch zu erwähnenden Modernisirungen vorläufig abgesehen wird, auf dreierlei Arten angelegt sein, wie folgt:

a) Es kann der Schornstein auf dem Kranze eines vorhausseitig vorgebauten Rauchmantels,

b) theilweise auf den, den Herd überdeckenden Rauchmantel („Feuerhut“) und zugleich theilweise auf dem Feuerboden selbst,

c) oder endlich auf dem Küchengewölbe — aufgemauert sein.

ad a) Die erste Konstruktionsart führt uns wieder auf das eigentliche Gebirgshaus zurück, auf das Pinzgauer Haus.

Dort ist der vorhausseitige Kranz des Rauchschlottes (wie bekannt) durch Konsolen gestützt, so dass diese Unterstützung für die Aufmauerung des Schornsteins eine tragfähige Basis bildet. Die Tragkonsolen, wie der Kranz, können hiebei aus Holz oder aus Stein hergestellt sein, je nachdem die Längswand, an welcher der Kranz anschliesst, aus Holz oder im Mauerwerk ausgeführt ist.

Es sei gestattet, diesbezüglich abermals auf die Detaillirungen des mehr erwähnten Werkes hinzuweisen.

ad b) Die oben bezeichnete Bauanlage ist dem Vorlandhause typisch.

Da der Rauchmantel des Herdes beim Vorlandhause eine ziemliche Ausdehnung hat, oft auch gewölbt ist und der Konsolunterstützung entbehrt, so wäre er nicht im Stande, die Last der Schornsteinaufmauerung zu tragen; und dieser Umstand hat wohl folgerichtig zur nachfolgenden Konstruktionsart geführt.

Der Schornstein ist nämlich zweiseitig vom Feuerboden des Herdes aus gemauert, und stützt sich nur nach der vorderen (offen bleibenden) Herdseite auf den Kranz des Rauchmantels, welch' letzterer nach oben an den vollummauerten Schornstein anschliesst.

Es ist solcher Weise eine Bauanlage geschaffen, welche einigermassen an jene Stubenöfen erinnert, die an norwegischen Häusern unter der Bezeichnung „Peis“ bekannt sind.[1])

Es hat diese Anlage den unverkennbaren Vortheil, dass der Herdrauch (sowie der Dunst vom Sechtelofen) viel besser aufgefangen und abgeleitet werden, als dies bei den früher vorgeführten Rauchhäusern und auch bei der dem Pinzgauerhause typischen Schornsteinanlage der Fall ist.

Die Anlage der Feuerungen selbst (des Herdes und der Oefen) bleibt im Uebrigen die im Flachgau allgemein übliche.

Häufig findet sich bei solchen Häusern die gleiche Feuerungsanlage wie zu ebener Erde im Obergeschosse wieder, und sind solchen Falles die Schornsteine beider in einen gemeinsamen zusammen gezogen und über Dach geführt. Die folgenden Beispiele werden die hiemit nur kurz geschilderte Bauanlage illustriren. Das „Messnerhaus“ in Koppl zeigt dieselbe in den Grundrissen beider Geschosse, und dürfen die zugehörigen, perspektivischen Skizzen von Herd und Stubenofen dieses Hauses (welche hier nicht beigedruckt werden können) als allgemein typische Bilder solcher Anlagen gelten.

Ein besonders interessantes Beispiel aber würde das „Oberhaus“ in Seekirchen bieten, indem dieses zugleich den im Vorhause hin und wieder vorkommenden (vielleicht noch wenig bekannten) Typus eines mehr getheilten Familienhauses repräsentirt. (Diese mehr getheilten Familienhäuser sind entstanden zu denken durch das Zusammenrücken der Wohntheile zweier Häuser mit ihren Mittelräumen an einander und unter einen gemeinsamen First.)

ad c) Die dritte Art der vorerwähnten Schornsteinanlagen, bei welcher der Schornstein direkt auf das Küchengewölbe aufgemauert ist, findet sich seltener, zumal überwölbte Küchenräume überhaupt nicht so häufig vorkommen.

Als ein Beispiel solcher Anlage kann hier auf das sogenannte „Haashaus“ in St. Wolfgang am Abersee hingewiesen werden, abermals zugleich das Beispiel eines Doppel-Familienhauses.

### VI. Neue Feuerungs-Anlagen.

In neuerer Zeit ist die Anwendung aller vorgeschilderten Bauweisen ziemlich geschwunden. Der offene Herd wird allgemein durch einen Sparherd, der alte Kachelofen der Stube vielfach durch eine neuere Mache (keineswegs immer in vortheilhafter Weise) verdrängt; die vorgeschilderten Rauchfänge haben vielfach russischen Kaminen Platz gemacht, und wo noch schliefbare Kamine angewendet werden, sind sie vom Boden ab gemauert und unten mit einer Einsteigthüre zur Heitze versehen.

Diese Modernisirungen schreiten immer rascher vor, je mehr vormals abgelegene Gegenden dem Verkehre eröffnet werden; und sie verdrängen immer mehr und mehr die alte Bauweise, oft deren Spuren gänzlich verwischend, insbesondere an jenen Theilen des Gebäudes, bezüglich welcher das Baugesetz, der erhöhte Werth des Holzes und wohl auch der eigene Wunsch des Besitzers nach grösserer Bequemlichkeit oder Feuersicherheit auf eine Aenderung des alten dringen.

---

1) Um dem diessbezüglichen Pinzgauer Beispiele auch noch durch solche aus Pinzgau und dem benachbarten Tirol zu ergänzen, sind vom Vortragenden noch die Grundrisse eines kleinen Bauernhauses aus Pongau („Vornstain“ im Fritzbachthale) und eines grösseren Tirolerhauses („Prostgut“ im Kitzbüchler Bezirke) beigebracht, auf deren Reproduktion hier verzichtet werden muss. Vornstain zeigt hiebei den Grundriss der „Sölde“, das Prostgut jenen des grösseren Einheitshauses („vereinigte Hofanlage“), und ist zu bemerken, dass beide Wohnhäuser Nebengebäude besitzen (Vornstain: Getreidekasten und Stallungen; das Prostgut: Getreidekasten mit Tenne im Obergeschosse und Pferdestall im Untergeschosse.)

1) Die Holzbaukunst Norwegens in Vergangenheit und Gegenwart von Dr. L. Dietrichson und H. Munthe.

Solche Bautheile sind vor allem die „Feuerungs-Anlagen"; und desshalb dürfte der gegebene kurze Rückblick auf die Entwicklungsgeschichte derselben am Salzburgerhause nicht unberechtigt erscheinen und danke ich hiemit für die geneigte Aufmerksamkeit, welche die hochgeehrte Versammlung meinen Darlegungen diese Themas zu widmen die Güte hatte.

Herr Univ.-Prof. Dr. **Meringer**-Wien:

**Das oberdeutsche Haus und sein Hausrath.**

Da der Vortrag in Form einer Abhandlung in den Mittheilungen der Wiener Anthropolog. Gesellschaft erscheinen wird, so folgt hier nur eine Notiz über den Inhalt:

Das „oberdeutsche" Haus ist in Bezug auf seinen Grundriss viel einheitlicher als man erwartet hat. Ueberall finden sich die vier Elemente: Küche, Stube, Kammer, Flur und nirgendwo ein anderer Raum; es gibt Häuser, die bloss aus Küche bestehen (Herdraum — Sennhütten), solche mit Küche und Stube, mit Küche, Stube und Kammer und solche, die noch überdiess einen Flur haben. Stuben und Kammern können im Hause auch mehrfach vorhanden sein.

Dieser Einförmigkeit entspricht auch die Einförmigkeit des Hausraths. Es gibt einen oberdeutschen Hausrath, der ebenso (und noch mehr) traditionell ist, wie das Haus. Jeder Raum hat seine charakteristischen Geräthe, diese stehen an ihren altererbten Plätzen und sind auch in Bezug auf ihre Form offenbar alten Traditionen unterworfen.

Die Frage ist, inwieweit das sächsische und nordische Haus anderen Hausrath haben. Es bleibt weiter das Alter der einzelnen Stücke des oberdeutschen Hausraths zu erforschen.

Herr Prof. Dr. **R. Henning**-Strassburg i/E.:

**Ueber das deutsche Haus.**

Ich glaube, dass unsere Ansichten über das deutsche Haus nicht ganz vollständig zum Ausdruck kommen würden, wenn ich mir hier nicht erlaubte, neben der reichlichen Zustimmung, die ich allen Vorrednern zolle, auch einige dissentirende Ansichten vorzubringen. Zunächst fühle ich mich selbst etwas schuld an dieser Debatte. Ich würde heute nicht mehr so leichtsinnig sein, das Buch zu schreiben, das ich vor 12 Jahren schrieb. Nachdem es inzwischen genug Gutes gewirkt hat, mag es zu Grunde gehen, wenigstens in seiner jetzigen Form. Aber dennoch scheint mir etwas darin zu sein, was neben der anthropologischen Betrachtung von Dr. Montelius noch mehr betont werden darf. Ich meine, dass wir das Ethnographische und Historische immer mit berücksichtigen müssen, und dass wir damit ein ausserordentlich werthvolles Mittel gewinnen, in die Vorzeit zurückzudringen. Es ist interessant, dass unser grosser Streckenforscher auf 5000—6000 km den Typus des fränkisch-oberdeutschen Hauses überall wieder erkannt hat. Für mich war das Leitmotiv für die Benennung dieses Typus die Sprache, denn genau in derselben Verbreitung vom Niederrhein bis zur Schweiz und ostwärts soweit die deutsche Zunge klingt, haben wir in älterer Zeit diejenige Sprache, welche wir aus grammatischen Gründen die „fränkisch-oberdeutsche" nennen. Wenn in diesem weiten Gebiete, welches grammatisch-sprachlich zweifellos enger zusammenhägt, auch die Hausform sich unterscheidet von allen übrigen germanischen, so scheint mir dabei doch ein starkes historisch-ethnologisches Moment im Spiele zu sein. Denn, dass es lokale oder anthropologische Gründe waren, welche am Niederrhein und im Salzburgischen denselben Typus entstehen liessen, ist wohl nicht anzunehmen. Ich glaube, Sie haben hier in Oesterreich das beste Material für die Erkenntniss dieses ethnischen Elementes zur Hand, und möchte Sie bitten, das Ländchen, das in dieser Hinsicht uns kritisch werthvoll wird, recht bald in den Kreis der Betrachtung aufzunehmen, nämlich Siebenbürgen. Es ist eine abgeschiedene deutsche Gegend, die nach keiner Seite einen engeren nationalen Anschluss und sich so in der Isolirtheit rein erhalten hat. Nach dem Material, das mir vorliegt — es ist wesentlich das Buch von Wolff — stimmt nun das siebenbürgische Bauernhaus auf's genaueste mit dem fränkischen überein, und nicht nur das Bauernhaus, sondern auch der Hof mit seiner eigenartigen Thoranlage u. s. w. Die Identität geht so weit, dass Wolff gewisse Einrichtungen des siebenbürgischen Hauses mit denselben Worten meinte beschreiben zu müssen, die ich für das fränkische angewendet hatte. Das kann nicht an der Gegend, sondern nur an den Bewohnern liegen, die einst aus den Rhein- und Nahegegenden nach Siebenbürgen ausgewandert sind. Von Siebenbürgen und der dortigen Natur kann diese Haus- und Hofanlage nicht abhängen, denn auch in Bosnien sind die Abweichungen so gross, dass an eine Identität nicht gedacht werden kann. So kommen wir denn zu dem historischen Schlusse: Im 12. Jahrhundert müssen die Vorfahren der Siebenbürger Sachsen solche Häuser und Höfe in ihrer fränkischen Heimath gebaut haben, sie müssen den Typus mitgebracht haben und sind bis auf den heutigen Tag nicht davon abgegangen.

Aber wir werden mit unseren Betrachtungen noch etwas weiter zurückgreifen dürfen. Das wichtigste Glied, das uns für die historische Erforschung der germanischen Hausstile immer noch fehlt, ist England. Wenn uns von daher Material gebracht würde, könnten wir einen bedeutsamen Schritt vorwärts machen, ja den wichtigsten, der noch nöthig ist. Soweit ich das Material beurtheilen kann, glaube ich, dass die Untersuchung auch dort auf ethnographische Verschiedenheiten führen wird. Die dürftigen Angaben, die mir für die irischen und schottischen Inseln vorliegen, scheinen auf etwas anderes zu führen als dasjenige, was mir bis jetzt von englischen Häusern bekannt ist. Nur die letzteren sind an die festländischen deutschen Typen anzuknüpfen, wenn wir vorläufig auch davon absehen müssen, die Zusammenhänge genauer zu bestimmen. In der alten Heimath der Angelsachsen, die einst aus den Meeresküstengegenden Deutschlands nach England hinüberkamen, müssen diejenigen Anfänge liegen, an welche die spätere Entwicklung ansetzt. Auch das englische Haus dürfte bis in die Zeit zurückreichen, wo die Angelsachsen die Heimath verliessen. Vielleicht können unsere skandinavischen Herren nach England etwas kräftiger herüberwirken, um unsere Kenntniss des Materials zu erweitern.

Die Karte, auf der Herr Dr. Montelius uns so sinnenfällig die Entwicklung des menschlichen Wohnhauses vorführt, bedarf wohl einiger ethnographischer Restriktionen. Wir dürfen im Norden aus einer bekannten Zeit in eine ältere unbekannte zurückgehen und können für die älteste vorhistorische Periode, die für uns sprachlich in Betracht kommt, sagen: damals, d. h. etwa um 300 nach Christus, haben dort Häuser existirt, wie sie die Grundrisse des Herrn Dr. Montelius von Fig. 17 bis Fig. 24 darstellen. Denn

damals und etwas früher, aber jedenfalls nicht allzu lange vorher, ist dieses Haus von den Skandinaviern zu den Finnen gekommen, die bis dahin in Zelten (wie Fig. 1 ff.) hausten. Tacitus würde sich sehr gewundert haben, wenn er den Vortrag des Herrn Dr. Montelius angehört und vernommen hätte, wie hier die Finnen- und Lappenhäuser mit den germanischen in dieselbe Reihe gestellt werden. Tacitus wusste genau, dass zwischen ihnen ein grosser Unterschied obwaltet; von den Germanen sagt er „domos figunt", sie legen feste Häuser an, von den Finnen hebt er ausdrücklich hervor, dass sie dies nicht thun. Was Tacitus aussagt, wird durch die Sprache erhärtet. Es finden sich im Finnischen nur nationale Hausbenennungen, die der Zeltform angehören, die andern sind entweder germanisch oder eistisch.[1]) Diese Entlehnungen aus dem Germanischen bieten zugleich den Anhalt für die Fixirung des chronologischen Zeitpunktes. Dass die Germanen die Zelte, wie sie in der ersten Reihe auf der Tafel des Herrn Dr. Montelius stehen, jemals auf deutschem Boden allgemein angewendet hätten, möchte ich auf's Ernsthafteste bezweifeln. Wenn irgend eine Form darauf Anspruch hat, als diejenige zu gelten, welche herrschte, als die germanische Nationalität sich auf unserem deutschen Boden herausbildete, so sind es jene alten Häuser des Nordens, die von den Finnen übernommen wurden. Dass das altgermanische Haus damals ein rundes gewesen, ist ebenso zweifelhaft wie bei den meisten arischen Häusern. Wenigstens kennen wir aus dem Rigveda wie aus dem Homer bereits die oblonge Form. Schon in derjenigen Zeit, welche vielleicht der nationalen Ausbildung dieser Stämme nicht allzu fern steht, erkennen wir meistens eine höhere Stufe und dasjenige, was Tacitus für die Germanen aussagt: ein festes Haus, ihren Stolz und werthes Besitzthum.

Nun noch ein Wort! Wenn Sie nach Hause kommen, sehen Sie auch Ihre heimischen Dörfer an, denn ich glaube, dass wir auch bei ihnen verschiedene Typen zu sondern haben und dass wir sie in ähnlicher Weise, wie ich es für das Haus auseinander zu setzen suchte, in historischem Sinne verwerthen dürfen. Die Dorfanlagen, welche die Angeln in die neue Heimath mitnahmen, scheinen mir bereits auf dem Festlande nachweisbar zu sein. Doch fehlen hierüber fast alle Voruntersuchungen. Und für die Erkenntniss der alten Flurverhältnisse liefert die Gegenwart gleichfalls ein werthvolles Material. Die Herren, welche sich dafür interessiren und dies beobachten wollen, darf ich hinsichtlich der Flureinrichtung und Ackerwirthschaft auf das gute Buch von Seebohm über die englische Dorfgemeinde verweisen, dessen Konsequenzen ich freilich nicht theilen möchte.

Ein solches Buch müssen wir für Deutschland auch haben. Und wie werthvolle Aufschlüsse aus dem südlichen Skandinavien zu erwarten sind, sagt das neue Buch von Mejborg über die dänischen Bauernhöfe, indem es uns einen so alterthümlichen Typus der Dorfanlagen zeigt, dass wir ihn an die Bestimmungen der alten dänischen Gesetze anknüpfen dürfen. Auch unsere Kenntniss der agrarischen Verhältnisse hat vom Norden her ihre wesentlichste Förderung erhalten. Durch einen Aufsatz des alten Olufsen aus den zwanziger Jahren ist vor allem Hansen angeregt worden. An ihre Forschungen müssen wir wiederum anknüpfen. Wir stehen an einem wichtigen Zeitpunkt: Dezennien sind vergangen, wo man in Deutschland gesammelt hat, was von der geistigen Erbschaft unserer Vorfahren in Sage, Sitte, Brauch und Aberglauben noch übrig ist. Die materiellen Dinge sind darüber etwas vernachlässigt worden, so dass erst eine spätere Zeit wird entscheiden können, auf welcher Seite die stärkere Tradition steht. Jedenfalls aber sind wir verpflichtet zu untersuchen, was sich im Volksleben der Gegenwart von Ueberresten des Alterthums in Siedelung und Anbau, den Wohnungen und Gegenständen des täglichen Gebrauches erhalten hat. Es ist ein grosses, zusammenhängendes, weites Gebiet. Wir brauchen viele Mitarbeiter, die ihre Beobachtungen nicht bloss auf das Haus beschränken, sondern auf Alles, was sich weiter daran knüpft, ausdehnen müssen.

1) Vgl. hierüber meine Ausführungen in der Westdeutschen Zeitschrift, 8. S. 14 ff.

Herr **Gust. Bancalari,** k. u. k. Oberst d. R. Linz a/D.:

**Die Hausforschung in Oesterreich, ihre Ergebnisse und ihre weiteren Ziele.**

Der Herr Sekretär der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, Herr Custos Franz Heger, mein verehrter Freund, hat mich ermuthigt, über die bisherigen Erfolge und die weiteren Ziele der Hausforschung in Oesterreich dieser hochansehnlichen Versammlung zu berichten.

Andere haben in diesem Zweige der Volkskunde in Oesterreich weit Besseres geleistet als ich; aber sie haben abgegrenzte, einzelne Typenbezirke bearbeitet; ich dagegen bin am weitesten, zu Fusse gehend und fleissig Typen studirend, herumgekommen; habe mein Augenmerk besonders auf die Beziehungen benachbarter, wie auch weitabliegender Typen gerichtet, und so mag ich wohl für einen allgemeinen übersichtlichen Bericht einige Bedingungen erfüllen.

Ich habe mir erlaubt, 100 Exemplare meiner Schrift: „Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen" (mit 102 Abbildungen), welche die Beobachtungen meiner früheren Fussmärsche von etwa 5000 km Gesammtlänge kurz und möglichst theorienrein zusammenfasst, an Theilnehmer des Kongresses, welche sich mit Hauskunde befassen, zu vertheilen. Ich kann somit über meine Leistungen hinweggehen. Im Folgenden will ich jene Erscheinungen der oikologischen Literatur Oesterreichs erwähnen, welche gewisse Richtungen derselben kennzeichnen.

Hofrath Baron Hohenbruck des Ackerbau-Ministeriums hat Jahre lang ländliche Haustypen sammeln lassen. Vorschläge und Musterpläne für Verbesserung des Hausbaues wurden darauf gegründet. Hierin liegt wohl ein Beweis hohen Verständnisses. Volksthümliche Typen haben sich aus der Natur der betreffenden Gegend und wohl auch des Volkes entwickelt und die fortgeschrittene Bautechnik soll sich innerhalb des typischen Rahmens weise beschränken. Sie soll den Typus vervollkommnen, aber nicht zerstören wollen.

Hier sehen wir die Hausforschung im Dienste der Land- und Volkswirthschaft.

Regierungs-Oberingenieur J. Eigl in Salzburg hat im verflossenen Jahre ein Werk über das Salzburger Gebirgshaus (Pinzgauer Typus) veröffentlicht, im Sinne des unübertrefflichen Gladbach, und zur Freude aller Hausforscher. Es bildet ein unvergängliches Denkmal einer Bauweise, welche, wie die gesammte Holzarchitektur, in absehbarer Zeit ver-

schwinden wird. Sein Hauptzweck ist ein technologischer; es ist hauptsächlich ein architektonisches Werk, aber es bietet auch als Nebenausbeute reiche hauskundliche Belehrung und nach meiner Ansicht ein nachahmenswerthes Muster für die eingehende Behandlung einzelner Typenbezirke; 20—30 solche Bände könnten das gesammte Material der europäischen Hauskunde bereit legen und dadurch eine sichere Grundlage schaffen für eine Theorie des volksthümlichen Wohnhauses, welche heute noch fehlt.

Bezirksarzt Baer hat in der Zeitschrift des Bregenzer Museums in kleinerem Rahmen Aehnliches für Vorarlberg geboten und Ramsdorfer im Organ der Wiener Anthropologischen Gesellschaft für die Bukowina. Beide haben ihren Zweck mit viel bescheideneren zeichnerischen Hülfsmitteln erreicht, als Gladbach und Eigl, was für manchen Hausforscher tröstlich sein mag, weil eine so schöne Darstellung nicht jedermanns Sache ist. Allerdings erkennt man aus den Darstellungen beider die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit technisch-korrekter Darstellung, welche ihnen im vollsten Masse eigen ist.

Ich muss hier auch den Dr. Zillner und den hervorragenden Kenner des ländlichen Salzburger Hauses Dr. Prinzinger sen. (beide in Salzburg) erwähnen.

Professor Mehringer hat ferner den Hausrath und die Lebensgewohnheiten der Bewohner eingehend berücksichtigt. Seine Hausschilderungen sind dadurch lebendiger und anregender, als viele andere.

Lehrer J. R. Bünker (Oedenburg) hat uns eine sehr anregende Arbeit über die Häuser des westlichen Ungarns geschenkt.

Mehrere eingehende Arbeiten über ländliche Typen sind in czechischer und polnischer Sprache erschienen. Es wäre erwünscht, wenn sie durch Uebersetzung allgemein nutzbar würden.

Die Wiener Anthropologische Gesellschaft hat lebhaft für die Ausbreitung der Hausforschung gewirkt, eine Schrift „technische Vorkenntnisse der Hausforschung“ (von Reimann) und eine andere „Vorgang der Hausforschung“ (von mir) herausgegeben. Es wurden Vorträge zu diesem Zwecke gehalten und ein Ausflug der Sache gewidmet, Fragebogen versendet u. s. w.

Wenn gleichwohl die Sache noch immer nicht genug in Fluss kommen will, wenn besonders die Aufforderungen an alpine und Photographenvereine vorerst noch kein nennenswerthes Ergebniss liefern wollen, so liegt dies zumeist in dem Umstande, den Professor Bendorff nach einem Vortrage im philologisch-archäologischen Vereine in Wien hervorgehoben hat: „Die Hauptsache bei der Hausforschung ist das technische Verständniss“, also eine Fachkenntniss, welche vielen, ja den meisten bisherigen Hausforschern, ihrem Bildungsgange gemäss, fehlt, und möchte ich beifügen, in der Gabe zeichnender Darstellung.

Das Haus, sei es nun ein hochentwickelter Kunstbau oder die Hütte eines Naturvolkes, ist nun einmal eine technische Hervorbringung. Der Mensch, der sich seine Behausung bereitet, und sei sie noch so ursprünglich und einfach, ist im selben Augenblick ein Techniker, und mit einem nestbauenden Thiere nicht zu vergleichen. Es ist bei aller Baugewohnheit, bei aller Bauüberlieferung viel Ueberlegung und Zweckbewusstsein im menschlichen Hausbau und bloss ein Bauverständiger vermag den technischen Grundlagen der Typen, ihren natürlichen Bedingungen, ihren Erfahrungseinrichtungen, wie ich das logische Element des Hausbau's benannt habe, erfolgreich nachzuspüren. Ohne diese technische Anschauung läuft der Hausforscher Gefahr, in irreführende Lehrmeinungen zu verfallen. Er wird etwa ethnographische Merkmale in Bautheilen suchen, welche einzig und allein das technische Denken der Begründer und Erbauer, also die Umstände so gemacht haben, wie sie sind. Gestatten Sie einige Beispiele.

In Kärnthen und Ostkrain gibt es ein Trockengerüste, die sog. „Harfe“, für Feldfrüchte, weil diese vermöge des starken Thaues, auf der Erde liegend, nicht trocknen würden. Andererseits verdanke ich dem Naturforscher Reischek die Zeichnung eines altartigen Aaltrockenhauses der Maoris, welches mit der Harfe nahezu übereinstimmt. Aehnliche Zwecke, ähnliches Material und — technisches Denken haben da gleiche Formen geschaffen, wobei an Ueberlieferung oder gegenseitige Beeinflussung nicht zu denken ist.

Runde Bauformen sind nicht etwa keltisch oder altgermanisch u. s. w., sondern Flechtwerkwände führen überhaupt leicht zu abgerundeten Ecken, weil scharfe Ecken schwer zu flechten sind. Freilich können runde Bauten auch auf anderer technischer Grundlage beruhen.

Sanft geböschte Dächer sind nicht etwa bajuwarisch oder alemanisch, sondern sie wurden entweder durch starke Stürme aufgezwungen, oder sie wurden mit lose aufgelegtem Deckmateriale gedeckt. Ich fand 1893 in Solnhofen, wo die sog. Kelheimerplatten gebrochen werden, „Schweizerhäuser“, d. h. Häuser mit sanft geböschten Dächern, und ich glaube, Ansiedler jeder Nation, jeder Rasse würden dort ihre etwa gewohnten und mitgebrachten Steildächer ehestens fahren lassen, Schieferplatten auflegen und zu diesem Zwecke ihre Dächer abändern. Jene „Schweizerhaus-Insel“ ist genau so gross, als der Bereich des Plattenbruch-Vorkommens.

In gewissen holz- und steinarmen Gegenden Frankreichs gibt es kein Obergeschoss: weil das gebrauchte Pisémauerwerk ein Obergeschoss nicht tragen würde. Ebenso auf den ungarischen Steppen.

Man hat einmal behauptet: Steinbau sei romanisch, Holzbau germanisch. Nun war aber z. B. das Amphitheater von Pola, wie längst festgesetzt ist, nur in der Umfassungsmauer von Stein, alles andere von Holz. Andererseits kenne ich eine Forstordnung des Salzburger Erzbisthums vom Anfang des 18. Jahrhunderts, worin den Leuten aufgetragen wird, Steinhäuser zu bauen, weil der verschwenderische Holzbezug aus den Staatswäldern diese schädige. Im allgemeinen scheint der Holzbau überall geherrscht zu haben, wo Holzfülle vorhanden war. Genau nach Mass der Lichtung tritt Steinbau auf.

Man hat im Fachwerk und im Blockbau Eigenheiten verschiedener Völker oder Stämme finden wollen. Nun ist Blockbau an geradstämmiges, astfreies, in grosser Länge gleich dickes — also an Nadelholz gebunden. Aus Eichen und Buchen kann man nur sehr schwer Blockbauten machen. Fachwerk ist auch in Buchen-, Eichen- oder Birkengegend möglich. Nun war wirklich in Thüringen, dem Hauptherde des Fachbaues, einstens wenig Nadelholz. Andererseits habe ich 1870 in Rouen Fachbauten aus krummen und unregelmässigen Holzscheiten gesehen, aus welchen man bei bestem Willen keine Blockbauten hätte machen können.

Welchen Einfluss hat nicht die Verbreitung des billigen Drahtstiftes auf die Dachform! Fast allgemein ist seither die Neigung zur Umwandlung des Flachdaches in die weit ausdauerndere Steilform, wo sie sich nicht aus gewissen Umständen verbietet.

Welchen Einfluss muss nicht die Verbreitung der Sprengmittel geübt haben, die ja Steingewinnung auch dort gestattete, wo keine Findlinge so zur Hand waren, wie z. B. im Granitmassiv des Böhmerwaldes.

Und so könnte ich noch ganze Reihen von Beispielen aufmarschiren lassen, welche ein ethnographisches Element nach dem andern aus der früher gebräuchlichen Klassifizirung der Hausformen zu beseitigen scheinen; ja ich kann es als das Hauptergebniss meiner ganzen Arbeiten in der Hausforschung bezeichnen, dass ich allen bisherigen ethnologischen Zutheilungen von Hausformen geradezu skeptisch gegenüberstehe. Ich leugne nicht, dass jede Gegend, also auch jedes einzelne Volksgebiet mehr oder weniger charakteristische Hausformen (wenn auch nicht von einer besonderen Grundform) aufweist. Ich würde ein sogenanntes „fränkisches Gehöfte" der Rhöngegend von einem solchen der Regensburger Gegend, des czechischen oder des deutschen westlichen Böhmens oder des deutschen südlichen Böhmerwaldes, oder des deutschen Waldviertels, oder des südwestlichen Ungarns u. s. w. sofort unterscheiden. Aber diese Unterschiede liegen wieder zumeist in örtlichen, wirthschaftlichen, klimatischen oder sonstigen Verhältnissen, welche auf alle Stämme ähnlich einwirken, und nur ein kleiner Rest der Erscheinung kann als Geschmackssache, also als ethnisches Element aufgefasst werden. Ich denke darum, dass gerade die scheinbar nebensächlichen Dinge, um welche sich Prof. Mehringer kümmert, der ethnologischen Seite der Hausforschung dienlich werden können.

Ein weiteres, unerwartetes Ergebniss meiner Forschungen liegt in der erstaunlichen Einförmigkeit des Gesammt-Haustypus der Ostalpen- und der meisten süddeutschen, böhmischen u. s. w. Gegenden. Sobald man die als Erfahrungs-Einrichtungen nachweisbaren Besonderheiten ausscheidet, so ist der eigentliche Kern, der Wohntract, identisch.

Henning nennt diese Grundform die „oberdeutsche". Ob diese Benennung im archäologischen Sinne richtig sei, ist noch nicht zu entscheiden. Im geographischen Sinne ist sie nicht zutreffend, denn der Typus herrscht über den grössern Theil Europas und nicht allein über Oberdeutschland. Aber die Zusammenfassung all' dieser, für den Laienblick weit auseinander liegenden Formen zu einem Typus, ist zweifellos ein genialer Gedanke. Henning hatte, als er sein grundlegendes Buch schrieb, nicht viel Material zur Verfügung. Es ist seither stark bereichert worden und gerade diese Bereicherung, die Nebeneinanderstellung der Typen der Ostschweiz, Tirols, Oberitaliens, der Steiermark, Oberösterreichs, Kärnthens, Krains, des Küstenlandes — und dann der Typen vom Böhmerwald, Thüringerwald, Rhön, Franken und der Marschlinie Donaueschingen bis Regensburg, welche ich 1893 abgegangen bin, aber noch nicht bekannt gemacht habe; gerade die gewissenhafteste Vergleichung all' dieser in der That nahe verwandten Hausformen hat Henning's Gedanken bestätigt.

Ob nun diese merkwürdige Uebereinstimmung in einem so ausgedehnten Theile Europas auf den Kultureinfluss der ehemaligen Beherrscher des südlichen Europas — die Römer — und etwa auf deren Nachfolger in der Weltherrschaft — die Franken — zurückzuführen sei, wie ich einmal nachzuweisen versuchte — ich glaube, endgültig kann man dies dermalen weder bejahen, noch verneinen; nur das eine scheint unwiderleglich aus dem bisher bekannten Materiale hervorzugehen, dass die einzelnen Völker, mögen sie sich noch so sehr durch Sprache, Kleidung, Gebräuche, Sitten, Kunstgeschmack, Kunstfertigkeit unterscheiden, mögen sie noch so eigenartig sein. nicht nothwendiger Weise auch nationale Hausformen gleichsam mit sich führen, dass man also die Hausformen nicht etwa so, wie die Schalen der Conchilien, als Species-Charaktere erklären darf.

Das Haus ist weit mehr, vielleicht vorherrschend, ein anthropologisches, es ist nur in Nebendingen, in Geschmackssachen, also etwa im Ornament und vielleicht im Hausrath ein ethnologisches Objekt.

Was ist nun das nächste Ziel der Hausforschung in Oesterreich? — So wie anderwärts: eine möglichst vollständige, fachgemässe, also vor allem technisch richtige Darstellung aller unterscheidbaren Hausformen mit ihren Zwischen- und Nebenformen, welche ich Oscillationen des Typus genannt habe, mit den Uebergängen, mit den städtisch verquetschten, mit den sogen. verwelkten Unformen, wobei aber alle modernen internationalen Baumeisterformen auszuscheiden sind. Diese gehören in die Lehrbücher der Technik, nicht in das Gebiet der Hausforschung.

Ich denke mir einen Atlas dieser vollständigen Typensammlung ähnlich, wenn auch nicht mit architektonischen Einzelheiten so überreich ausgestattet, wie Eigel's Buch.

Meine Darstellungen würden sich dazu verhalten, wie eine Rekognoszirungsskizze zu einer ausgearbeiteten Karte. Sie haben nie mehr sein wollen als Fingerzeige für spätere technische Aufnahmen, als Erleichterungsmittel der Auswahl, als Feststellung des Typischen, welches man ja nur dann verlässlich erfassen kann, wenn man sehr viele Formen neben einander und nacheinander vergleichend und unterscheidend betrachtet; aber eine solche Typen-Rekognoszirung ist nöthig, weil sonst bloss Zufallstreffer bei manchen Fehlgriffen der Auswahl gemacht werden würden.

Ein Buch über französische Haustypen ist unlängst vom Unterrichts-Ministerium (Section des sciences économiques et sociales) herausgegeben worden.[1]) Es ist aus 50 Fragebogen-Bescheiden zusammengesetzt, unvollständig, durchwegs von Nichttechnikern zusammengetragen, daher nur theilweise mit verständlichen Bildern erläutert. Es mag sehr viel Untypisches, also manche Form, welche man als eine zufällige, willkürliche betrachten kann und daher nicht darstellen soll, mituntergelaufen sein. Ich schliesse dies aus dem auffallend geringen Zusammenhange der typischen Erscheinungen. Das Buch hat nur den gegenwärtigen Zustand im Auge, weil es eine statistische Grundlage, keineswegs Ausblicke auf die historische Entwicklung bezweckt. Nebstbei enthält es aber zerstreute, sehr merkwürdige Nachrichten und geistvolle Bemerkungen.

---

1) Enquêtes sur les conditions de l'habitation en France. Les maisons types; avec une introduction de Foville. Paris, Leroux, 1894.

Seit der Berliner- und der Wiener Architekten- und Ingenieur-Verein die Hausforschung in Angriff genommen haben, ist nun Hoffnung vorhanden, dass bei einem Werke über die Hausformen Oesterreichs und Deutschlands ähnliche Fehler vermieden werden.

Es gibt wohl manche Bedenken. Wenn solche Sammelwerke lückenhaft bleiben, so verfehlen sie ihren Zweck. Darum wird man wohl — allerdings nehmen, was man freiwillig bekommt — aber dann die Lücken mit amtlicher Hülfe ergänzen. Es ist nicht verständlich, warum das französische Unterrichts-Ministerium nicht die Departements-Ingenieure hiezu in Anspruch genommen hat.

Die Techniker müssen unbedingt für diese Arbeiten mit den landeskundlichen, anthropologischen, geographischen und Museal-vereinen Fühlung nehmen; sie müssen mit diesen im Einklange arbeiten. Ihre Aufgabe ist ja nicht allein technisch. Es sollen ja auch archäologische Gesichtspunkte (über die Entwicklung der Hausformen, deren Nacheinander zumeist aus dem erhaltenen Nebeneinander zu erkennen ist), kulturhistorische, wirthschaftliche, ethnologische, anthropologische Fragen berücksichtigt werden, und so kann ich mir z. B. Fragebogen und Instructionen für die Aufnahme nicht gut denken, wenn sie nicht von allen Faktoren beeinflusst sind.

Nun hätten wir nach Jahren diesen „Typenatlas“ Deutschlands, der Schweiz, Oesterreichs und hoffentlich Ungarns und des Okkupationsgebietes.

Mit diesem Atlas muss eine Typenkarte, etwa im Masse 1 : 700,000[1]) verbunden sein. Erst wenn eine solche ausführliche und zuverlässige graphische Uebersicht gewonnen sein wird, kann man hoffen, zu Einsichten zu gelangen, die jetzt bei dem zerfahrenen Wesen der Hausforschung, welche nach Laune und Zufall bald hier, bald dort eine Einzelerscheinung beleuchtet, noch nicht zu hoffen sind.

Die beste Agitation beruht in der eigenen Arbeit. Sollten wir in dieser Sache ein Ganzes und Gutes hervorbringen, so würden andere Länder bald nachfolgen.

Und was weiter? Nun, es wäre eben ein neuer Zweig des Wissens entwickelt, welcher nicht wichtiger, aber auch nicht unwichtiger ist, als irgend ein anderer Zweig der Anthropologie.

Vorsitzender Herr **R. Virchow**-Berlin:

Meine Herren! Unsere Aufgaben sind im Wesentlichen erledigt. Einige von den Herren, die noch gemeldet waren, sind inzwischen schon abgereist; einige andere haben ihre Ansagen zurückgezogen.

Herr Toldt hat seinen Antrag, eine Kommission für anthropologisch-statistische Zwecke einzusetzen, vorderhand vertagt, da er hofft, auf anderen Wegen sein Ziel zu erreichen.

Ich habe nur noch eine Unterlassung zu entschuldigen. Als ich davon sprach, dass ausser Carl Vogt und Graf Enzenberg aus dem kleinen Kreise der ursprünglich beauftragten Kommission von 1869 nur ich noch am Leben sei, ist mir entgangen, dass noch ein vierter Lebender existirt, der gerade hier um so mehr genannt werden muss, als er ein Tiroler ist, nämlich der frühere Professor Pichler von Innsbruck. Am 23. Sept. 1869 ist, wie aus dem von Graf Enzenberg geführten Protokolle der anthropologisch-ethnologischen Sektion der damaligen Naturforscher-Versammlung hervorgeht, die Kommission gebildet worden aus den Mitgliedern Vogt, Virchow, Semper (Würzburg), Seligmann (Wien) und Pichler (Innsbruck). Da der letztere, wie ich höre, inzwischen von seiner amtlichen Stellung zurückgetreten ist und in einem kleinen Orte irgendwo in der Nähe lebt, wird vielleicht der Herr Lokalgeschäftsführer ihm, als einem Zeugen der Gründungszeit, den Gruss der Versammlung noch übermitteln können.

Ich habe sodann, verehrte Anwesende, Worte des Dankes, die hoffentlich alle schon in Ihrem Herzen vorgezeichnet sind, an diejenigen zu richten, die uns diese denkwürdige Zusammenkunft ermöglicht haben. Da muss ich zunächst der Wiener Anthropologischen Gesellschaft und ihres verdienten Präsidenten gedenken, die uns in allen ihren Gliedern bei dieser Versammlung persönlich nahe gestanden hat; sie hat es hauptsächlich bewirkt, dass wir den Entschluss fassen konnten, hieher zu kommen. Die Herren Wiener haben Alles wohl vorbereitet und sind den Herren, die hier an Ort und Stelle die Geschäfte in die Hand genommen haben, in jeder Beziehung hilfreich gewesen. Wiener Anthropologen haben schon in der Mainzer Kommission gesessen und ihre Unterstützung dem Gedanken gegeben, der in den Verhandlungen von 1869 als eine Art von Axiom enthalten war, dass Oesterreich und Deutschland zusammen die Bahn betreten sollten, welche damals im Wesentlichen vorgezeichnet wurde. Diesen Gedanken, der nachher Jahre lang in den Hintergrund getreten ist, dürfen wir noch jetzt für richtig halten und, soweit es sich mit den jetzigen Verhältnissen verträgt, ihn wieder aufnehmen und unterstützen. Ich kann im Namen unserer deutschen Mitglieder sagen, dass es uns von Herzen freuen wird, wenn der alte Gedanke nicht bloss in Wien, sondern auch in den anderen österreichischen Gross- und Universitätsstädten, sowie im Lande überhaupt recht starke Wurzeln fassen möchte, damit es uns gestattet sein dürfte, ein andermal wieder eine ähnliche Versammlung, wie die gegenwärtige, zu berufen.

Ich will bei dieser Gelegenheit erwähnen, dass der Herr Bürgermeister von Innsbruck am Banketabend den lebhaften Wunsch ausgesprochen hat, wir möchten auch hier wieder einmal erscheinen und zwar recht bald. Dem Danke für die Wiener Gesellschaft darf ich daher anschliessen den herzlichsten Dank an alle diejenigen Lokalinstanzen, welche hier mitgewirkt haben, von dem Herrn Statthalter bis zum Herrn Bürgermeister und dem Stadtrathe. Ich füge hinzu: auch der ganzen Bevölkerung dieser Stadt, die uns überall gezeigt hat, mit welchem Interesse sie unsere Versammlung begleitete. Als ein einigermassen erfahrener Vorsitzender kann ich bezeugen, dass eine so zahlreiche Versammlung, in der die inländische Bevölkerung so gut vertreten war, nur ausnahmsweise nach so vielen stundenlangen Verhandlungen am Schlusse eines Kongresses noch anwesend war, wie wir das heute sehen. Ich sage allen Anwesenden unsern lebhaftesten Dank und hoffe, dass Sie den Anreiz zu dauernden Beziehungen daraus schöpfen und auch in Zukunft, wo vielleicht wieder an Ihre Mitwirkung appellirt werden wird, hilfreich bei der Hand sein werden.

Einen grossen, vielleicht den grössten Antheil an dem Gelingen eines so schwierigen Unternehmens müs-

1) Die hypsometrische Uebersichtskarte 1:750,000 des k. k. mil. Geograph. Instituts in Wien (nicht die „Uebersichtskarte“ desselben Masses) würde sich hiefür trefflich als Grundlage eignen.

sen wir der lokalen Geschäftsführung zurechnen, die mit einem Eifer und einer Umsicht sich den vorbereitenden Arbeiten unterzogen hat, dass sie über jedes Lob erhaben ist. Herr Hofrath v. Wieser darf versichert sein, dass wir seiner als eines lieben und treuen Freundes stets gedenken werden.

Was unsere Gäste betrifft, durch die wir sowohl aus weiter Ferne, aus Skandinavien, Italien, als auch aus den Nachbarländern, insbesondere aus der Schweiz, und ich darf wohl besonders hervorheben, aus Bosnien einen so reichen Zuwachs bekommen haben, — (Zuruf: Armenien) Armenien ist kein Nachbarland (Heiterkeit), das verdient einer besonderen Erwähnung. Wir haben auch sonst manche nähere Beziehungen zu Armenien gewonnen, von denen ich hoffe, dass sie für die armenische Geschichte sowohl wie für die Geschichte der Menschheit recht wichtig werden dürften. Allen diesen Gästen sage ich unsern besondern Dank und freue mich, dass sie so viel Anregung bei uns gefunden haben, um sich persönlich an den Debatten zu betheiligen und durch werthvolle Beiträge unsere Kenntnisse zu erhöhen.

Damit schliesse ich diese Versammlung und rufe Ihnen ein fröhliches Wiedersehen in Kassel zu.

---

## I. Nachtrag.

### Zur zweiten gemeinschaftlichen Sitzung.

Herr Reichsantiquar Dr. **H. Hildebrand**-Stockholm:

**Zur Vorgeschichte Schwedens.**

Hochgeehrte Versammlung! In freundlichster Weise aufgefordert, hier einige Mittheilungen zu machen, will ich, da es mir von der grössten Wichtigkeit scheint, dass die nordische Alterthumsforschung Hand in Hand mit der deutschen geht, einige Worte über die archäologischen Fragen sprechen, die jetzt auf der Tagesordnung in Schweden stehen. Herr Szombathy hat in seiner wichtigen Uebersicht über die archäologischen Verhältnisse Oesterreichs von der paläolithischen Zeit gesprochen, die nicht überall auf österreichischem Gebiete vertreten ist. In Schweden können wir auch nicht von einer paläolithischen Zeit reden; es ist freilich vielfach die Rede von zwei Steinzeiten im Norden gewesen, einer älteren und einer jüngeren; die Frage ist besonders lebhaft in Dänemark deliberirt worden. Es ist ein Irrthum von Anfang an in die Diskussion hineingerathen. Wir kennen freilich im Norden Steingeräthe, die von einem älteren Typus sind, und andere, die von einem jüngeren sind, die älteren aber gehören in das Gebiet der jetzigen Thierwelt und sind somit nicht mit den paläolithischen Gegenständen zu vergleichen, die im Westen und Süden Europas zusammen mit Ueberresten von einer jetzt ausgestorbenen Thierwelt vorkommen. Das einzige Thier, was mit den älteren Gegenständen der Steinzeit im Norden vorgekommen und jetzt ausgestorben ist, war der Vogel Alca impennis. Dieser Vogel hat aber noch lange nach der Steinzeit im Norden gelebt, ein Knochen von diesem Vogel ist in Schweden in einem Grabe, das der älteren Eisenzeit angehört, gefunden worden. Die schwedischen Archäologen sind eigentlich der Auffassung, dass die Gegenstände, die der früheren Steinzeit im Norden zugetheilt werden und zugetheilt werden müssen, und die der späteren im nächsten Zusammenhange mit einander stehen; es ist eine und dieselbe Entwicklung, die sich durch beide Zeitalter fortsetzt, und es wäre deshalb viel richtiger, zu sagen: Anfang und Fortsetzung der Steinzeit, sobald es sich um nordische Gegenstände handelt. Der Streit war, wie gesagt, früher sehr lebhaft; wir in Schweden haben im allgemeinen eine abwartende Stellung eingenommen, denn es schien uns ganz überflüssig, etwas zu dem Streite beizutragen. Dann wurde es allmählich stiller, in den letzten Jahren ist die Frage aber noch einmal hervorgetreten; wir in Schweden haben uns auch da passiv verhalten in der Erwartung, dass es wohl bald ruhiger werden wird. Wir haben in dieser Zeit recht gute Beiträge zu der Entscheidung der Frage bekommen, so dass sich die Sache allmählich klären wird, wenn alles sich mehr beruhigt hat.

Was die Steinzeit betrifft, so sind es andere Fragen, die uns hauptsächlich beschäftigen. Die eine Frage gilt im allgemeinen dem ersten Auftreten menschlicher Kultur in Schweden, und zur Beantwortung dieser Frage haben wir von Seiten der schwedischen Geologen in letzter Zeit eine sehr dankenswerthe Hilfe bekommen. Uralt kann ja die Kultur in Schweden nicht sein, da Schweden lange Zeit von Eis bedeckt war.

Schweden war lange Zeit von den Gletschern bedeckt, die nach Süden bis nach Mitteldeutschland gegangen sind, bis in die Umgebung von Leipzig u. s. w. Dann haben sich freilich die Eismassen zurückgezogen bis auf eine Linie, die die Mitte von Schweden kreuzt; aber es kam dann eine neue Erweiterung des Eisgebietes in etwas verschiedener Richtung, aber der grösste Theil vom südlichen Schweden war zum zweitenmale mit Eis bedeckt und die Eismassen dehnten sich auch über das nördliche Deutschland aus. Ob Menschen in der Zeit in Schweden lebten, wissen wir noch nicht, aber seitdem das Eis sich zum letztenmale zurückgezogen hatte, ist das Land allmählich bevölkert worden. Grosse Veränderungen sind aber in dieser jüngsten Zeit auch vorgegangen; es ist die Ansicht der schwedischen Geologen, dass ein grosser Theil von Schweden in der Zeit, da Menschen schon in Schweden lebten, noch einmal vom Wasser bedeckt worden ist. Die Beweise, die angeführt werden, scheinen gut zu sein, aber es ist doch nothwendig, noch eine nähere Prüfung eintreten zu lassen; denn was man bis jetzt gefunden hat, sind eigentlich nur Splitter von Feuersteinen, die jedenfalls Spuren von Bearbeitung tragen, aber nicht mehr entwickelte Geräthe. Es gibt im Süden und Westen von Schoonen eine wallartige Erhebung, die sogenannten Jurawälle, die schon in alter Zeit die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Ich habe einige Grabhügel, die auf jenen Rücken plazirt sind, aufgegraben, sie gehören der früheren Eisenzeit an, aber es scheint, dass man im Sandrücken selbst Feuersteingeräthe finden kann; jener Sandrücken geht quer über das Torfmoor, in welchem man Steingeräthe gefunden hat. Das scheint den Beweis zu geben, dass zu der Zeit, als jener Sandrücken sich bildete, Schweden schon bewohnt war. Schweden ist ja der Länge nach sehr ausgedehnt, die Natur ist in verschiedenen Gegenden recht verschieden, und deshalb ist die Frage so zu gestalten, wie sich die Steinzeit in den verschiedenen Gegenden entwickelt hat. Wie es eine Aufgabe für uns ist, diese geologischen Verhältnisse näher zu prüfen, im Zusammenhang mit den Geologen zu arbeiten, so ist es auch eine andere Verpflichtung, die geographische Ausbreitung der verschiedenen Typen und das für die Geräthe verwendete Material zu erforschen. Das ist eine Frage, die auch gegenwärtig am lebhaftesten in Schweden debattirt wird. Professor

von Wieser sprach gestern von der Verbreitung der Steinzeit in Tirol, er sprach von den Einzelfunden, von den Depotfunden und von den Gräberfunden. Einzelnfunde ergeben sich jetzt überall in Schweden, auch in den entlegensten Gegenden, Depotfunde auch im mittleren Schweden und bisweilen auch im nördlichen, sie sind dort aber seltener; auffallend erschien es aber, dass die Gräber, sobald wir Südschweden verlassen hatten, vollständig mangelten. Wenn man recht häufig einzelne Geräthe aus Stein findet, so müssen doch Leute in der Gegend gewesen sein, die die Geräthe benützt haben, und wenn sie dort gelebt haben, so müssen sie dort gestorben sein und irgendwo bestattet worden sein, aber die Gräber wurden nicht gefunden. Gerade in diesem Sommer habe ich einen Beitrag zu der Erklärung des Problems gefunden und zwar auf der Insel Oland, somit ziemlich weit im Süden von Schweden, wo Steingeräthe recht häufig vorkommen, aber von wo wir bis jetzt nur einige ganz unsichere Nachrichten über zwei Gräber aus der Steinzeit hatten. Man hatte ein Skelett gefunden und sogleich Meldung davon den Behörden gemacht; ich ging dorthin, um den Fund zu konstatiren und die Ausgrabung abzuschliessen; es waren zwei Skelette ausgegraben und es zeigte sich, dass sie in einem Grabe aus der Steinzeit mit Feuersteingeräthen und Feuersteinsplittern und Bruchstücken perlmutter-glänzender Muscheln lagen. Die Skelette lagen innerhalb einer Steinkiste, die Wände waren von gewöhnlichen silurischen Kalksteinplatten gebildet. Das Grab war nicht auf der Oberfläche der Erde zu sehen, durch kein Zeichen angekündigt; desshalb können wir hoffen, dass wir in der Gegend, wo wir bis jetzt sehr häufig Steingeräthe gefunden haben, aber keine Steingräber, allmählich durch einen glücklichen Zufall auch Gräber finden. Die Leute scheinen zu jener Zeit nicht so eitel gewesen zu sein, oder nicht so viel Pietät besessen zu haben, um die Gräber speziell merkbar zu machen.

Was die Bronzezeit betrifft, so ist die Wirksamkeit schliesslich hauptsächlich mehr darauf hinausgegangen, das Material zu vergrössern. Wie es allen Archäologen bekannt ist, beschäftigt sich mein Kollege Professor Montelius mit der Bronzezeit, er hat in den letzten Jahren Ausgrabungen gemacht und ich habe ihm das Gebiet der Bronzezeit überlassen, wohl wissend, dass die Forschung sich in sehr guten Händen befindet. Die Sammlungen sind reicher geworden; wir haben z. B. etwas bekommen, was früher in ganz Schweden mangelte, eine von den sehr begehrten Hausurnen, in Schoonen gefunden, freilich zerbrochen, wir haben aber doch die Bruchstücke, so viele, dass man die Hausurne vollständig herstellen konnte. Die Forschung über die Bronzezeit geht gegenwärtig ruhig weiter, wir warten nur ab, was die neuen Untersuchungen in jedem Jahre bringen.

Ein sehr reiches Gebiet für die Forschung haben wir, sobald wir uns zu den Funden und Denkmälern der Eisenzeit wenden. Die Eisenzeit nimmt in Schweden eine ganz andere Stellung ein als hier in Tirol oder im ganzen Oesterreich und im grössten Theile von Deutschland. Gegenstände der Hallstattzeit sind freilich in Schweden gefunden worden, aber die eigentliche Hallstattkultur hat nie in Schweden existirt. Gegenstände, die offenbar die Merkmale der La Tène-Kultur zeigen, sind auch in Schweden gefunden worden, aber eine eigentliche La Tène-Kultur ist nicht nach Schweden gekommen. Dagegen finden wir in Schweden eine Kultur von Eisen charakterisirt, die jedenfalls recht bedeutende Einflüsse von der La Tène-Kultur enthalten hat. Wenn man die Funde zusammenlegt, so haben sie ganz und gar nicht den Charakter der La Tène-Funde im mittleren Europa, aber der Einfluss ist vollkommen klar. Im allgemeinen ist es bis jetzt noch nicht gelungen, die Grenzzeit zwischen der Bronzezeit und der früheren Eisenzeit recht klar darzustellen, die Punkte fehlen noch, aber einzelne Punkte kommen doch alljährlich zum Vorschein und wir werden doch zuletzt im Stande sein, auch von jener wichtigen Periode, in der man von der Bronzezeit in die Eisenzeit übergegangen ist, uns eine Vorstellung zu machen. Was wir aus jener Zeit des Ueberganges besitzen, ist nämlich noch nicht genug, um eine vollständige oder annähernd vollständige Uebersicht der Kulturverhältnisse zu finden. Schmucksachen kommen vor, einzelne Geräthe, aber wir können nicht klar sehen, wie die Leute da gelebt haben, welche Forderungen sie an das Leben gestellt haben u. s. w. Dann dauert die Eisenzeit in Schweden fort bis in eine Zeit, die hier im mittleren Europa schon lange historisch war. Wir müssen in Schweden die vorhistorische Eisenzeit bis gegen das Jahr 1000 hinführen, zu der Zeit ward Schweden zum Christenthum bekehrt; dann kam die mittelalterliche Kultur nach Schweden herüber. Die Funde aus den verschiedenen Abtheilungen der Eisenzeit sind in den letzten Jahren sehr reich geworden und unsere Kenntnisse dadurch vergrössert worden, und wir haben glücklicherweise Gelegenheit gehabt, auch systematische Untersuchungen zu machen, die in erfreulichster Weise noch grössere Schätze an's Tageslicht gebracht haben. Das ergiebigste Gebiet für die Kenntniss der Eisenzeit in Schweden ist die in der Mitte der Ostsee liegende Insel Gotland, wo die Grabhügel und Denkmäler der Vorzeit überaus reichlich vorhanden sind, wo wir Gräberfelder von Hunderten, ja sogar von Tausenden von Hügeln finden, die jetzt allmählich ausgegraben werden. Die grosse, reiche Sammlung im Museum in Stockholm wird gerade jetzt umgeordnet, um auch das einzureihen, was früher magazinirt werden musste; dabei waren wir überrascht, wie reiche Beiträge wir in der Sache besitzen, so dass wir die Entwicklung aus der Zeit des Einflusses der La Tène-Kultur, aus der Zeit, in der der römische Einfluss sehr erstarkt war, und dann durch die folgenden Perioden sehen können. Die Entwickelung in der Zeit der Völkerwanderungen im mittleren Europa ist sehr grossartig. Schweden stand zu der Zeit in lebhaften Verbindungen mit den verschiedensten Gegenden der Welt, man hat sogar in einem Grabe aus der Zeit eine Muschel gefunden, als Schmuck verwendet, die nicht näher als im Indischen Ozean lebt, römische Münzen und Artefakte sind in unseren Funden recht selten, und zur Zeit der Völkerwanderungen kamen die west- und oströmischen Goldmünzen in grosser Zahl nach dem Norden. Die Kultur war zu der Zeit nicht römisch, aber unter starkem römischen Einfluss und deshalb haben wir die beste Gelegenheit zu sehen, wie ein germanisches Volk den römischen Einfluss aufnimmt und von ihm berührt die eigene Kultur weiter entwickelt.

Mehrere Perioden sind hier zu unterscheiden; zwischen einigen kann man die Uebergänge leicht finden, zwischen anderen aber sind sie nicht so leicht zu finden; es sind hier offenbar Lücken, die zu füllen die kommende Zeit hoffentlich die Mittel bringen wird. Die systematischen Untersuchungen gehen im ganzen Lande vor sich und die Funde kommen zahlreich herein, so dass wir für jeden Fall ein sehr grosses Resultat verzeichnen können. Aber diese Alterthümer sind nicht

nur an sich von Wichtigkeit, wir wollen sie auch so viel als möglich in ihrer Verbindung mit der natürlichen Beschaffenheit des Landes und mit der Ausdehnung der Bewohner studiren. Im nächsten Winter bereits wird hoffentlich die erste Abtheilung einer grösseren Publikation erscheinen, die gerade die Denkmäler in Verbindung mit dem Lande selbst und mit den Funden, die im Innern vorkommen, und mit der historischen Geographie behandelt. In die Details hier einzugehen verbietet die Zeit, ich will nur noch etwas hinzufügen, was ich vergessen hatte, dass wir in letzter Zeit in Schweden so glücklich gewesen sind, aus der Steinzeit nicht nur Einzel- und Gräberfunde zur Erklärung der Verhältnisse jener früheren Zeit zu bekommen, sondern wir haben auch Ueberreste von Ansiedlungen gefunden; eine Ansiedlung ist in Schoonen gefunden worden. Es liegt in der Mitte der Landschaft ein ziemlich grosser See, der Ringssee; als das Wasser dort gesunken war, fand man das Ufer von Depotfunden völlig bedeckt, man fand Ueberreste von der Arbeit, Arbeitsplätze, aber gerade da, wo ein Fluss aus dem See geht, hat man Ueberreste einer richtigen Ansiedlung gefunden, man hat Thonscherben, vollständige Geräthe, die Ueberreste der Arbeiten, auch Topfscherben in grösster Zahl gefunden, man hat die Knochen von den gespeisten Thieren, die gespaltenen Röhrenknochen gefunden, und es ist möglich, dass auf dem Platze ein Pfahlbau gestanden hat. Es existiren Thatsachen, die es wahrscheinlich machen, dass diese Kulturschichte sich selbstständig gebildet hat. Die nächste Kulturschichte wurde an einem Orte gefunden, wo man sie am wenigsten erwarten konnte, auf einer seitwärts von Gotland liegenden kleinen Felseninsel, Hoss Karlso (grosse Karlsinsel) benannt. Es kommen dort in Felsen eine Menge Höhlen vor, und zufälliger Weise hat man in einer Höhle menschliche Artefakte gefunden. Die Höhle ist jetzt vollständig untersucht worden; diese Ausgrabung hat Dr. Stolpe in Hannover schon berichtet. Jetzt sind die Verhältnisse dort völlig klar und es zeigt sich, dass dort eine grosse Ansiedlung während der Steinzeit existirte. Die Funde aus der Steinzeit nehmen nämlich Schichten von einer Dicke von mehreren Metern ein; eine Schichte von $^1/_3$ m enthält Gegenstände aus der Bronzezeit, Eisenzeit und dem Mittelalter, somit ist es entschieden eine Ansiedlung aus der Steinzeit. Es ist aber eine neolithische Ansiedlung, man findet nämlich Knochen von Hausthieren auch in den niedrigsten Lagen, obwohl sie dort seltener sind. Die Geräthe, die wir dort gefunden haben, sind von der grössten Wichtigkeit. Es sind im allgemeinen solche Geräthe, die man nicht der Mühe werth fand, in die Gräber hineinzulegen, sie haben somit unsere Kenntniss von der Steinzeit in befriedigendster Weise bereichert. Dann hat man eine dritte Ansiedlung auf der Insel Gotland selbst gefunden in ebener Erde. Beim Pflügen eines Ackerfeldes hatten sich allerlei Gegenstände gefunden, die der Bauer zur Seite geworfen hatte. Auf die Meldung hin ist jetzt der ganze Platz durchsucht worden.

Nun komme ich auf die Ergebnisse des Herrn Dr. Reber. Ich wollte an der Diskussion nicht theilnehmen, weil ich das Wort später erhalten sollte. Es scheint mir, dass wir bei den Felsenzeichnungen zwei Gruppen zu unterscheiden haben, eine mehr allgemeine, einfache, die fast überall vorkommt; es sind dies näpfchen- oder schalenförmige Einsenkungen mit Rinnen, die dazwischen vorkommen, und auch mit den Ringen, die in Schweden selten sind; die schalenförmigen Einsenkungen sind dagegen recht häufig, ebenso die Rinnen. Wir finden dieselben Formen auch in England, Schottland, Irland und anderswo. In Schweden besitzen wir aber eine ganz andere Gruppe von Figuren, die in die Felsen eingesenkt sind, die wir gewöhnlich Felsenzeichnungen nennen; sie gehören einer mehr entwickelten Kultur an und sind im allgemeinen charakteristisch für die nordischen Länder, besonders für Schweden und Südnorwegen, einzelne Fälle kommen auch in Dänemark vor. Diese spezifisch nordischen Formen müssen wir aussondern, denn sie gehören ganz und gar nicht zu den Skulpturen, die in den schweizerischen Felsen vorkommen. Die Andeutung von Menschen, die man in der Schweiz gefunden hat, hat nichts gemein mit den menschlichen Figuren, die wir in Schweden recht häufig finden. Wir finden die schalenförmigen Einsenkungen nicht selten zwischen den Felsenzeichnungen von spezifisch nordischem Charakter, aber wir finden auch diese schalenförmigen Einsenkungen, wo keine von diesen nordischen Felsenzeichnungen existiren, und es scheint jetzt festgestellt zu sein, dass man schon gegen Ende des Steinalters jene schalenförmigen Einsenkungen im Norden ausgeführt hat; sie kommen recht häufig auf den Deckelsteinen der megalithischen Denkmäler vor, gerade wie in Norddeutschland, aber bis jetzt ist nie in Schweden der Fall vorgekommen, dass sie in der jetzigen Zeit ausgeführt wären. Ich habe solche schalenförmige Einsenkungen auf Deckelsteinen gefunden, wo sie vollständig überwachsen waren und wo niemand von der Umgebung eine Ahnung von ihrer Existenz hatte. Es ist übrigens leicht zu erklären, dass man sie an einigen Orten in der jüngsten Zeit ausgeführt hat; denn das Einsenken solcher Schalen ist ungemein leicht, man braucht ja nur auf der Oberfläche des Steines andere Steine zu zerquetschen, und dann bildet sich allmählich eine solche Schale. An den Wegen, wo die Steine für die Chaussee zerklopft werden, findet man immer diese schalenförmigen Einsenkungen, die unabsichtlich entstanden sind und jedenfalls für die Dorfjugend den Weg weisen können, um selbst absichtlich solche Einsenkungen zu machen. Wir haben sie aber nicht nur auf der Aussenseite der Deckelsteine, sondern, wie der geehrte Herr Vorsitzende erwähnte, auch auf der unteren Seite, ja wir haben sie auch auf den Seitensteinen gefunden, wo sie jedenfalls nicht in neuerer Zeit gefertigt sind. Dass man nicht in der jüngsten Zeit, aber in Zeiten, die nach dem Steinalter gekommen sind, solche Schalen ausgeführt hat, scheint mir sehr wahrscheinlich zu sein. Eine alte isländische Sage macht es wahrscheinlich, dass auf Island ein Schalenstein vorgekommen ist, der jedenfalls nicht aus der uralten Zeit stammen konnte, und die Benützung der Schalen zum Opfer ist noch in Schweden sehr häufig. Es passirte einem Bekannten von mir, dass er einen solchen Schalenstein auf seinem Gute gefunden hat und ihn in den Park legen liess; acht Tage nachher waren sämmtliche Schalen mit Opfern gefüllt, mit Stecknadeln, Kupfermünzen u. s. w. Man hat diese Opfer weggenommen und nach acht Tagen waren die Schalen wieder voll. Jetzt sagte er seinen Untergebenen, dass es ihnen nicht erlaubt sei zu opfern, sie fanden es sehr hässlich von ihm, dass er nur seinetwegen einen Opferstein in den Park gelegt hatte und es seinen armen Untergebenen nicht gestatten wollte, auch zu opfern. Der Stein liegt noch da.

## Allgemeiner Verlauf der Versammlung.

Die II. gemeinsame Versammlung in Innsbruck mit dem Ausflug nach Meran reiht sich in Beziehung auf ihre wissenschaftlichen Ergebnisse, auf die gebotenen, hier zum Theil ganz eigenartigen, namentlich volkskundlichen Studiengelegenheiten, auf den Glanz ihrer festlichen Veranstaltungen und die Betheiligung aller Kreise vollwerthig der I. gemeinsamen Versammlung in Wien an. Die kleinere Stadt, die Enge der dadurch sich von selbst ergebenden persönlichen Beziehungen, die sprichwörtliche Herzlichkeit und Gastfreiheit der Tiroler, die Lieblichkeit und Grazie ihrer Frauen und Töchter, der unwiderstehliche Zauber der Landschaft, der trotz des sonst regnerischen Sommers stets warme und wolkenlose Himmel, Alles stimmte zu dem Jubelfeste der 25jährigen Stiftung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, welches wir mit den österreichischen Kollegen gemeinsam begehen wollten.

Unsere Festversammlung ist wunderbar gelungen: und hier ist der Ort, um allen Denen, welche sich so erfolgreich darum verdient gemacht haben, den wärmsten Dank auszusprechen. Es ist nicht möglich, hier die Namen einzeln zu nennen, aber Jeder, zuerst die Stadtverwaltungen von Innsbruck und Meran, Se. Exc. der Herr Statthalter, sowie die Vertreter der Presse, und Allen voran unser vortrefflicher Lokalgeschäftsführer Herr Prof. Dr. Fr. v. Wieser, welcher unter Nichtachtung seiner Zeit und Gesundheit Alles aufgeboten hat, um den Verlauf so vortrefflich zu gestalten — Allen, welche mitgeholfen zu dem schönen Gesammterfolge, sei hier nochmals der Dank dargebracht, der unvergesslich in dem Herzen aller Theilnehmer eingeschrieben steht.

Wir brauchen hier nicht mehr zu sagen, da im Folgenden die Dankreden selbst die Gefühle aussprechen sollen, welche uns Alle beseelten.

### Donnerstag, den 23. August.

Die „II. gemeinsame Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft, zugleich XXV. allgemeine Versammlung und Stiftungsfest der Deutschen anthropologischen Gesellschaft" begann den 23. August 1894 mit einem Begrüssungsabend, der eine grosse Anzahl auswärtiger Kongress-Theilnehmer, sowie Herren und Damen aus Innsbruck im grossen Stadtsaal vereinte. Von dem Gebäude wehten die deutsche und die österreichische Fahne und den Saal schmückten die von grünen Gewächsen umgebenen Büsten der Kaiser der beiden Reiche. Der Begrüssungsabend trug ganz den Charakter eines gemüthlichen Beisammenseins.

Herr Prof. Dr. **Fr. v. Wieser** begrüsste in folgender Rede die auswärtigen Gäste:

Meine Damen und Herren! Als Lokalgeschäftsführer der gemeinsamen Anthropologen-Versammlung habe ich die Ehre, die Versammlung auf's Herzlichste willkommen zu heissen. Ich begrüsse in erster Linie die Herren der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, welche uns die grosse Freude gemacht haben, hier ihre Jubelfeier zu begehen, an jener Stelle, von welcher die Anregung zur Gründung der Gesellschaft ausgegangen ist. Ich begrüsse die werthen Gäste, die aus dem Auslande auf weiter Reise zu uns gekommen sind, ich begrüsse endlich — last not least — alle Freunde und Fachgenossen aus den verschiedenen Gauen der österreichisch-ungarischen Monarchie. Sie sind herbeigeeilt, um uns zu helfen, die Jubelfeier der Deutschen anthropologischen Gesellschaft festlich zu begehen. Sie sind gekommen, um mit Fachgenossen in persönlichen Kontakt zu treten, alte Bekanntschaften zu erneuern und in unmittelbarem Gedankenaustausch wissenschaftliche Anregungen zu geben und zu empfangen. Wir können Ihnen allerdings, was das äussere Arrangement anbelangt, nur sehr wenig bieten. Sowohl in Bezug auf rauschende Festlichkeiten, als auf wissenschaftliche Sammlungen kann Innsbruck selbstverständlich die Konkurrenz nicht aushalten mit den grossen Centren, in denen die Deutsche Gesellschaft ihre Versammlungen bisher abgehalten hat, namentlich nicht konkurriren mit der österreichischen Metropole, wo vor 5 Jahren der erste gemeinsame Kongress stattfand. Eines aber werden Sie nirgends in höherem Grade gefunden haben, als hier in Innsbruck, das ist die Herzlichkeit, Aufrichtigkeit und Freudigkeit des Empfanges. (Bravo!) Die Stadt Innsbruck weiss die Ehre wohl zu schätzen, dass die deutschen Anthropologen ihr Jubiläum in ihren Mauern feiern wollen und ich kann versichern, als die Nachricht sich verbreitete, dass dieses Fest hier stattfinden werde, ging eine freudige Aufregung durch alle Schichten der Bevölkerung. Dass die Bevölkerung Ihnen lebhafte Sympathie entgegenbringt, mag der zahlreiche Besuch bei diesem unserem ersten Beisammensein beweisen. So sage ich noch einmal, Willkommen, meine Damen und Herren, und dreimal Willkommen! Lassen Sie sich's behagen und gefallen auf Tiroler Boden. Es ist eine warme Freundeshand, die sich Ihnen zum Willkommgrusse entgegenstreckt. Ich erhebe mein Glas und leere dasselbe auf das Gelingen des Kongresses und auf das Wohl unserer liebwerthen Gäste.

Herr Geheimrath Prof. Dr. **Waldeyer**-Berlin, stellvertretender Vorsitzender der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, antwortete darauf:

Meine Damen und Herren! Da die beiden Herren Vorsitzenden nicht mehr anwesend sein konnten, so fällt mir die Ehre zu, auf die herzlichen Worte, die zur Begrüssung hier gesprochen wurden, Einiges zu erwidern. Ich glaube wohl ein gewisses Recht auf meiner Seite zu haben, wenn ich hier spreche: ich war vor 25 Jahren, 1869, in Innsbruck anwesend bei der Begründung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, die sich heute mit der Wiener anthropologischen Gesellschaft vereinigt hat, das Fest des 25jährigen Bestehens der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu feiern. Damals schon brachte ich von Innsbruck die angenehmsten Erinnerungen mit nach Hause und ich kann es aus eigener vielfacher Erfahrung bezeugen, wie richtig Herr Dr. von Wieser in seiner Begrüssungsrede sagte, dass wir herzlich in Innsbruck empfangen werden. Den Eindruck habe ich schon vor 25 Jahren mitgenommen und nicht vergessen, und als ich jetzt auf einer beinahe dreiwöchentlichen Reise durch die Tiroler Berge bald dahin, bald dorthin gekommen bin, fand ich, dass das Tiroler Volk seine alte treue Herzlichkeit bewahrt hat, die wir von jeher, seit Jahrhunderten an ihm schätzen. Dies ist uns heute Abend wieder zum Bewusstsein gebracht worden, nicht nur in Worten, sondern auch in Thaten durch das zahlreiche Erscheinen der Innsbrucker Herren und Damen am heutigen Abend; wir sehen daraus, dass Innsbruck sich

freut, uns in seinen Mauern zu beherbergen. Seit langem sahen wir am Begrüssungsabend keine so zahlreiche Vorversammlung, wie heute in diesen Prachträumen; wir danken der Stadt Innsbruck, dass sie uns diese Räume zur Verfügung gestellt hat, wir sind damit gewissermassen unter ihrem Schutze; deshalb versprechen wir, nach unseren besten Kräften helfen zu wollen, dass der Kongress sich recht erspriesslich und gedeihlich gestaltet. Mein Hoch gilt der Stadt Innsbruck, die uns hier begrüsst, und dem Lande Tirol.

Zum angenehmen Verlauf des Abends trugen nicht wenig die mit Beifall aufgenommenen Vorträge der Innsbrucker Musikkapelle und der Turner-Sängerriege bei.

**Freitag, den 24. August.**

Es war ein harter Arbeitstag, ausgefüllt von zwei Sitzungen, welche von 9 Uhr Morgens bis Abends 5 Uhr währten mit kaum einstündiger Mittagspause. Von 5—7 Uhr besichtigten in grosser Zahl die Kongresstheilnehmer die im Museum ausgestellte Lipperheide'sche Bronzen-Sammlung. Prof. Dr. Fr. v. Wieser machte hiebei den Führer und Lehrer. Die Sammlung, die ihren Glanzpunkt in den Helmen besitzt, wurde von den Besuchern mit hohem Interesse durchwandert. Im Saal war auch der Katalog der Kollektion in Musterblättern aufgelegt, zugleich auch eine von Lipperheide angelegte Sammlung von Photographien der in verschiedenen Museen Europas befindlichen antiken Bronze-Helme. Die verdiente Abendruhe genossen die Festtheilnehmer im Garten und Festsaale des Stadtsaalgebäudes im frohen, geselligen Verkehr mit den Innsbrucker Freunden unter den Klängen erfreuender Musik.

**Sonnabend, den 25. August.**

Doppel-Sitzung von 9—12½ und von 2—5 Uhr. Abends 6 Uhr Festessen im grossen Stadtsaale. Man zählte 153 Gedecke. Speisen und Getränke waren vortrefflich. Nach dem dritten Gange erhob sich der Vorsitzende der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, Herr Geheimrath Professor Dr. R. Virchow, zum folgenden Toast auf Se. Majestät den Kaiser Franz Josef I.:

Hochgeehrte Festgenossen! Durch eine besondere Gunst des Schicksals ist es mir als dem einzigen im Augenblicke wenigstens hier anwesenden Mitglied der alten Kommission von 1869 beschieden, die ersten Worte zu Ihnen zu sprechen, die von dieser Stätte aus ertönen sollen. Was ist natürlicher, als dass wir zunächst des mächtigen Herrschers gedenken, in dessen Lande wir hier versammelt sind. Während der 25 Jahre, welche verflossen sind, hat die Weltgeschichte grosse Ereignisse sich zutragen sehen, welche die Geschicke der Völker und Staaten vielfach verändert haben. In dieser Zeit ist es auch den einzelnen Personen, so hoch gestellt sie sein mochten, nicht vergönnt gewesen, in voller Ungestörtheit wie die olympischen Götter ihre Tage zu verleben. Wir haben während all' dieser langen Zeit, wie ich glaube, für alle sagen zu dürfen, mit wahrer Bewunderung und steigender Sympathie die Haltung verfolgt, welche Seine Majestät der Kaiser und König dieses Landes bewahrt haben. Er hat fortwährend an sich selbst gearbeitet und ist immer mehr ein guter Herrscher geworden, der seinem Volke auch dem Herzen nach näher getreten ist. Ich glaube nicht, aus den Grenzen der Betrachtung zu fallen, die auch ein Fremder hier anstellen darf, wenn ich sage, dass wir stolz darauf sind, dass die jetzige Zeit einen solchen gerechten und guten Herrscher sieht. Wir verdanken ihm, dass die langen Jahre des Friedens, der durch seine Mitwirkung erhalten worden ist, auch den Interessen förderlich gewesen sind, die wir vertreten. Wenige Staaten sind, wie Oesterreich, dazu angethan, um zu ethnographischen und anthropologischen Studien anzuregen; der Herrscher dieses Reiches, der so viele Sprachen sprechen muss, hat sich auch mit den Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten vieler Stämme zu befreunden. Aber nicht bloss das — unter seiner Regierung ist eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten ausgeführt worden, die in immer zunehmender Zahl auch uns draussen die Möglichkeit eröffnet haben, vom Studiertische aus an der Erforschung dieser Völkerschaften theilzunehmen, und da nur wenige von uns in die Lage kommen, alle diese verschiedenen Völker im einzelnen kennen zu lernen, so wird jedes neue Werk dieser Art, welches in Angriff genommen wird, von uns mit ganz besonderer Freude und Theilnahme begrüsst. Ich selbst mit anderen Herren, die an diesem Tische sich befinden, war in den letzten Tagen Zeuge, was die österreichische Regierung vermag inmitten einer Bevölkerung, die eben erst aus der Vorgeschichte heraustritt, die aus den wüstesten Zuständen der Fremdherrschaft und der vollständigsten Unselbständigkeit zu eigener Bewegung herangebildet werden soll. Wir haben noch heute den Vertreter der bosnischen Landesregierung unter uns, der fürsorglicher Weise uns während jener Tage geleitet hat, und ich möchte ihm im Namen sämmtlicher anwesender Theilnehmer noch einmal danken für das grosse Vertrauen, welches uns die Landesregierung geschenkt hat, und für einen Akt, der so ehrenvoll ist für die gesammte deutsche und österreichische Anthropologie und Ethnographie. Denn so lange die Welt steht, ist es noch nicht vorgekommen, dass eine Kommission von anthropologischen Sachverständigen von einer Regierung berufen worden ist, um in förmlicher Weise Rath zu geben, wie man den verschlungenen Pfaden der Vorgeschichte in ihrem Lande nachgehen kann. Und doch ist dies im Grunde nichts anderes, als die Vollendung der Arbeit, der sich die k. u. k. Regierung schon seit langer Zeit in allen Ländern der Krone unterzieht, und deren Produkt wir vor uns sehen in jener grossen Anstalt, die der Kaiser unmittelbar vor seiner Hofburg hat errichten lassen und die den glänzendsten Palast darstellt, der unserer Wissenschaft dargeboten ist. Ich habe die Ehre, unmittelbar neben dem Herrn Hofintendanten mich zu befinden: ich darf ihn zugleich beglückwünschen, dass es ihm beschieden gewesen ist, an dieser hervorragenden Schöpfung von Anfang an wirksamen Antheil nehmen zu können. Viele von uns waren persönlich betheiligt an der Eröffnung des Hofmuseums bei Gelegenheit eines früheren Anthropologen-Kongresses in Wien. Der Eindruck der Pracht und Herrlichkeit, die uns damals entgegentrat, ist für jeden verstärkt worden, der nachher noch einmal in diese Räume eingetreten ist, wie es mir wiederholt vergönnt war. Das ist die heutige Lage. Was ich gesagt habe, sollte in Kürze den Gegensatz zeigen, der während dieser 25 Jahre sich gestaltet hat. Damals war keine Stelle vorhanden, ausser dem Antikenkabinet, das die Hallstätter Funde barg. Jetzt ist alles wohlgeordnet, nicht blos in Wien, nicht blos in Innsbruck; wir, die wir in Bosnien gewesen sind, waren erstaunt, wie auch dort plötzlich eine grosse Masse der seltensten und sonderbarsten Dinge zu Tage gekommen und sorgsam gesammelt ist. Wir wünschen dem Lande Glück, das unter einem solchen Monarchen so treffliche Männer

gefunden hat. Möge es Seiner Majestät beschieden sein, von solchen Männern in seiner ferneren Regierung immer berathen zu sein. Rufen Sie mit mir: Hoch lebe Seine Majestät, der Kaiser und König Franz Josef I.

Hierauf folgte der Toast des Freiherrn **v. Andrian-Werburg** auf Seine Majestät Kaiser Wilhelm II:

Hochverehrte Versammlung! Die beredten Worte unseres Herrn Vorsitzenden haben einen tiefen Wiederhall in unseren Herzen gefunden. In Deutschland und Oesterreich gibt es gottlob keine Kontroversen über die monarchische Frage, wir fühlen uns alle eins mit unsern Herrscherhäusern. Wir wissen, dass sie Leid und Freud mit uns theilen, dass wir ihnen die ungestörte soziale Entwicklung verdanken, deren oberster Ausdruck alle Geistesthätigkeiten bilden. Wir verehren in Seiner Majestät dem Kaiser von Deutschland einen erleuchteten Herrscher, der mit warmem Herzen und tiefem Verständniss allen Bedürfnissen einer mächtig aufstrebenden Nation entgegenkommt, der in begeisterter, jugendlicher Schaffensfreude unablässig bestrebt ist, die Machtstellung des deutschen Reiches nach aussen zu sichern und den inneren Gegensätzen durch kluges Entgegenkommen die Spitze abzubrechen. Möge die so oft bewährte kräftige Initiative dieses mächtigen Herrschers wie bisher auch in Zukunft unserer Wissenschaft zu Gute kommen. In diesem Sinne erhebe ich mein Glas und bitte Sie, auf das Wohl Seiner Majestät Kaiser Wilhelm II zu trinken. Seine Majestät lebe hoch! hoch! hoch!

Die Innsbrucker Musikkapelle, welche die Tafelmusik besorgte, intonirte beim ersten Toast die österreichische, bei dem zweiten die preussische Volkshymne.

Hierauf erhob sich Geh.-Rath Prof. Dr. **Waldeyer**-Berlin:

Meine hochverehrten Anwesenden! Wenn man aus Norddeutschland nach dem Süden reist und durch das liebe österreichische Land hindurchfahren will, so berührt man auf dieser Strecke ungefähr in der Mitte des Wegs zwischen Berlin und Rom eine Stadt, die nicht nur, wie ihr Name sagt, eine Brücke über einen Fluss besitzt, sondern selbst eine Brücke ist zwischen Nord und Süd. Der Norddeutsche, der zum erstenmal in dieses gesegnete Thal einfährt, bekommt einen Vorgeschmack des Südens. Nun, es ist uns auch in diesen beiden letzten Tagen zu Gemüthe geführt worden, dass die Sonne hier schon südlich scheint und ich will nur wünschen, dass sie so bleiben möge, wir bedürfen ihrer heuer! Auch ist dem Norddeutschen noch ein anderes Bild hier geschenkt, was jedem unvergesslich bleibt, der irgendwelchen Sinn dafür hat, wie es mir vor 25 Jahren erging, als ich zum erstenmal in dieses Thal einzog und hier zum erstenmal in meinem Leben die Alpen sah. Allerdings muss man, wenn man etwas sehen will, Herz und Augen aufthun. Verzeihen Sie, meine Herren und Damen, wenn mich die 25jährige Jubiläumsfeier meines ersten Aufenthalts in Innsbruck verführt, Ihnen ein kleines Verslein vorzutragen:

Dort droben auf'm Bergli,
Da steht die Frau Hütt —
Und wenn Du nit n'aufschau'st,
Nachher sieh'st Du sie nit.

Das gilt aber überall und für ganz Tirol; aufschauen und umschauen muss man! Wenn wir Umschau halten, so wird uns schon in Innsbruck das, was die Alpenwelt Schönes und Eigenartiges hat, mit einemmale geboten; mir war der Eindruck ein unvergesslicher und überwältigender, und so wird es Jedem sein, der hier seinen ersten Einzug in die Hochgebirge hält; auf Jahrtausende hin wünsche ich noch vielen jungen Herzen, die hier einziehen, dieses gleiche Gefühl! — Die Stadt Innsbruck ist eine Brücke zwischen Nord und Süd, sagte ich: Wer von Süden kommt und die Tiroler Alpen übersteigt — jetzt mit der Bahn, früher, und Mancher noch heute, auch zu Fuss, mit dem Ränzel auf dem Rücken — findet in Innsbruck die erste Stadt auf seinem Wege, die ganz und gar deutsch ist, die vollkommen den Eindruck eines deutschen Ortes macht. So ist uns hier eine Völkerbrücke gegeben zum friedlichen und regen Verkehr zwischen Süd und Nord, der uns immerdar erhalten bleiben möge! Und so liegt denn Innsbruck in der Mitte und ist einer von den Knotenpunkten, wo sich die Völker aus allen Gegenden treffen. Das prägt sich auch in der Stadt aus. Die Stadt ist alt, ihre ersten Anfänge sind kaum mehr nachzuweisen. Schon die Römer fanden den Ort geeignet zur Ansiedelung, das alte „Wilten" zeugt ja noch davon. Dann haben wir wohl alle aus unseren Unterrichtsjahren noch die Erinnerung an Kaiser Max I., einen der volksthümlichsten Herrscher, die Deutschland je gehabt hat, der auch an Innsbruck sein Herz verloren hatte. Ferner wird uns allen warm, wenn wir des Patriotismus der Tiroler gedenken, die hier bei Innsbruck 1809 so mannhaften Widerstand geleistet und ihr Herzblut vergossen haben, sicherlich nicht umsonst, wenn sie auch damals, nach manchen Siegen, schliesslich unterliegen mussten. Denn das gute Beispiel, was sie gegeben haben, wirkt hier fort, das lässt sich aus den Herzen der Tiroler und aller Deutschen nicht mehr herausreissen! Das alles knüpft sich an die Stadt Innsbruck. — So sind wir in diese Stadt zur ersten Jubelfeier unserer Gesellschaft wiederum eingezogen; wie gerne sind wir der freundlichen Einladung hieher gefolgt! Lassen Sie mich mit den Worten Rudolf Baumbach's schliessen:

Gott grüss Dich, Innsbruck, Du alte, treue Stadt,
Dich schimmernde Perle auf einem Lorbeerblatt,
Wie wird in Deinen Mauern dem Herzen leicht und wohl,
Hoch Du altes Innsbruck im schönen Land Tirol!

(Lebhaftes Bravo.)

Erheben Sie das Glas und wiederholen Sie den letzten Vers!

Herr Bürgermeister Dr. **Friedrich Mörz:**

Geehrte Damen und Herren! Der Herr Vorredner hat meiner Vaterstadt in so überaus freundlicher Weise gedacht; gestatten Sie, dass ich ihm herzlichen Dank dafür ausspreche. Seine Worte haben mich gerührt, sie sind unverdient, denn ein Verdienst ist es für uns nicht, dass die Berge um uns so schön sind. Nur einen guten Willen kann ich konstatiren, nicht ein Verdienst, nämlich den guten Willen, der uns beherrscht, unsere Festgäste zu ehren, so weit es unsere Kräfte erlauben. Von Nord und Süd, von Ost und West sind Sie hergekommen, um das Wiegenfest der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu feiern und mitzufeiern; damit haben Sie aber auch uns Innsbruckern eine grosse Freude bereitet und eine hohe Ehre erwiesen. Als Innsbrucker möchte ich mir erlauben, zu betonen, dass der gegenwärtige Kongress ein Wiegenfest und nicht ein Vermählungsfest ist, und dass daher nicht der übliche Zeitraum zwischen der silbernen und goldenen Hochzeit verfliessen soll, bis Sie wieder einen Kongress hier halten. Nehmen Sie

es nicht als Unbescheidenheit auf, allein ich glaube, Innsbruck, die Geburtsstätte der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, hat gewissermassen ein Anrecht, dass Sie früher als nach 25 Jahren hier wieder einen Kongress feiern. (Bravo!) Ich glaube daher, keine Fehlbitte zu thun, wenn ich Sie einlade, Innsbruck bei der Wahl Ihrer Kongressorte in freundlicher Erinnerung zu behalten und recht bald wieder einen Kongress der Deutschen oder Wiener anthropologischen Gesellschaft, am besten aber beider zugleich in Innsbruck zu veranstalten. (Bravo!) Mit der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen und mit dem Wunsche, dass die beiden Gesellschaften wachsen, blühen und gedeihen, erhebe ich mein Glas und rufe Ihnen zu: Die Deutsche und die Wiener anthropologische Gesellschaft, sie leben hoch! hoch! hoch! (Lebhaftes Bravo.)

Herr k. k. Hofrath und Intendant Dr. **Franz von Hauer**-Wien:

Verehrte Damen und Herren! Ich werde nur ganz wenige Augenblicke Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, denn dass das, was ich sagen werde, Ihren Beifall finden wird, darüber habe ich keinen Zweifel. (Bravo!) Dieses Bravo ist etwas verfrüht, aber ich hoffe, es wird später in verstärktem Masse wiederkehren. Ich wende mich an unseren verehrten Vorsitzenden und möchte vor allem ihm den wärmsten Dank darbringen für die begeisterten Worte, mit welchen er unsern allgeliebten Kaiser und Herrn und die wissenschaftliche Richtung seiner Regierung hier gefeiert hat. Im Namen aller meiner Landesgenossen, der Oesterreicher, darf ich es aussprechen, dass die Gefühle, welche seine Worte hervorzurufen geeignet waren, uns nicht neu und fremd sind, allein doppelt freudig haben uns diese Worte berührt als eine Anerkennung, die von auswärts kommt, von einem Manne, der so vollkommen kompetent ist, ein Urtheil zu fällen, der mit so seltener Beredsamkeit diese Worte vorgetragen hat. Meine verehrten Herren! Der Vorsitzende mir gegenüber hat in einem langen Leben bis in das Greisenalter — ich kann es nicht anders nennen — (Geh. Rath Dr. Virchow: Leider!) sich eine Jugendfrische und Thatkraft bewahrt, um welche ihn wohl jeder junge Mann beneiden kann, er hat in dieser Jugendfrische nach den verschiedensten Richtungen der Wissenschaft Leistungen ins Leben gerufen, welche seinen Namen für alle Zeiten unvergänglich machen. Ich darf hier in diesem Kreise kaum daran erinnern, was er für die Fortschritte der medizinischen Wissenschaften in der Pathologie, — er ist der Gründer der sogenannten Cellulartheorie —, und was er in der Hygiene, auf anderen Gebieten der theoretischen und praktischen Medizin geleistet hat. Ich kann hier ebensowenig hervorheben, welche Rolle er in seinem eigenen Vaterlande und in politischen Körperschaften spielt und wie er sie spielt; er hat unbekümmert um Gunst oder Ungunst stets die Fahne des Fortschrittes hochgehalten und war immer der Wortführer, und zwar der beredte Wortführer derjenigen, die diesem gehuldigt haben. Was speziell die Richtungen betrifft, die hier in diesem Kreise vertreten sind, so würde es wohl ganz überflüssig sein, darauf näher einzugehen, welche Leistungen und Erfolge ihm jene Wissenschaften verdanken, die auf dem Kongresse hier vertreten sind. Sie alle, seine Fachgenossen und Freunde aus Deutschland und Oesterreich, haben immer mit grösster Theilnahme die Erfolge begrüsst, die erzielt wurden; die sichere Begründung, die festere Sicherstellung der Disziplinen, die früher als strenge Wissenschaften kaum bezeichnet werden durften, sie sind sein Werk. Er ist allen seinen Genossen und Freunden stets ein Vorbild gewesen für Leistungsfähigkeit und Leistungsfreudigkeit; gegenwärtig erst sehen wir ihn in rascher Fahrt von einem Orte an der südlichsten Grenze des Reiches, von Serajewo, hieher eilen, um auch an unserm Kongresse mit gleicher Frische und Lebendigkeit theilzunehmen; der ganzen jüngeren Generation wird er ein leuchtendes Vorbild der Thatkraft und der Erfolge in Forschungen und Leistungen bleiben. Ich glaube, wir dürfen unserer Begeisterung für einen solchen Mann Ausdruck geben, indem wir rufen: Unser verehrter Präsident, Herr Geheimrath Dr. Virchow, lebe hoch! (Begeisterter Zuruf.)

Herr Geh.-Rath Prof. Dr. **Fritsch**-Berlin:

Hochverehrte Damen und Herren! Der verehrte Kollege Geh.-Rath Waldeyer hat in innigen Worten das Wohl der Stadt Innsbruck ausgebracht. Die Stadt Innsbruck ist eine Perle in der Krone der grossen Monarchie, ein Edelstein aber die Stadt Wien. Wien hat uns in gleicher Eigenschaft wie Innsbruck schon empfangen, Wien hat damals gezeigt, was es leisten kann und was es mit Freude und innigen Herzens der Gesellschaft entgegenbringt. Auch jetzt breitet die Stadt wieder ihre gastfreundlichen Arme aus, und sehr viele, die heute hier versammelt sind, werden wohl im Laufe des Monats September sich in der schönen Stadt Wien wieder zusammenfinden, sie werden dort ein freundliches Entgegenkommen, eine herzliche Aufnahme, schöne Vorbereitungen finden. Wenn wir nach dem Manne fragen, der in diesen Angelegenheiten thätig ist und früher sich schon grosse Verdienste erworben hat und weiter jedenfalls erwerben wird, so darf ich nur hinweisen auf Herrn Freiherrn von Andrian, den Vorsitzenden der Wiener anthropologischen Gesellschaft. Indem ich ihm den besten Dank hiefür ausspreche und auch dafür, dass er beigetragen hat, uns hier so zahlreich zu versammeln, bitte ich, die Gläser auf das Wohl des Herrn Freiherrn von Andrian zu leeren. (Lebhaftes Bravo.)

Herr Generalsekretär Prof. Dr. **Johannes Ranke**-München:

Meine Damen und Herren! Wir haben eben in beredten Worten die beiden hohen Spitzen der Gesellschaften, die hier vereinigt sind, feiern hören; aber es sind nicht blos die Spitzen, die gefeiert werden müssen, es müssen auch die gefeiert werden, welche ihnen durch ihre stille Arbeit die Erfolge möglich gemacht haben. die erreicht wurden. Es sind eine grosse Anzahl von Männern thätig gewesen, um dieses schöne Fest, welches wir hier feiern, vorzubereiten und uns das Leben und den Aufenthalt hier in Innsbruck so angenehm zu gestalten; ich möchte auf alle die, welche sich dieser grossen Mühe unterzogen haben, welche auch sich noch fortgesetzt alle Mühe geben werden, einen Toast ausbringen und sie ganz speziell leben lassen. Ich will weiter keine Namen nennen, für uns konzentrirt sich ja das Alles in einem Namen, in einem Manne. Es ist das mein verehrter Kollege Dr. von Wieser, der von Anfang an den Gedanken mit Freundlichkeit aufgenommen hat, das Wiegenfest unserer Gesellschaft hier in Innsbruck zu feiern und vorzubereiten. Niemand, ausser vielleicht bis zu einem gewissen Grade der Generalsekretär, der die ganze Entstehungsgeschichte weiss und kennt, kann die grossen Mühen, die vielen schlaflosen Nächte, darf ich wohl sagen, und die unausbleiblichen Alterationen beurtheilen,

welche mit dem Geschäfte des Lokalgeschäftsführers verbunden sind. Aber wir sind gegenwärtig schon so weit, dass wir sagen können, unser verehrter Freund Dr. von Wieser sieht auf eine wohlgelungene Leistung zurück; wir haben heute schon den zweiten Tag unseres Festes und jeder weiss, was uns diese beiden Tage geboten haben, jeder weiss, wie herzlich, innig und warm der Geist ist, in dem wir hier leben und arbeiten. Ich bitte Sie, mit mir einzustimmen in ein Hoch auf unsern verehrten Geschäftsführer: Herr Professor Dr. von Wieser lebe hoch! (Lebhaftes Bravo.)

Herr Geschäftsführer für Innsbruck Prof. Dr. **von Wieser**-Innsbruck:

Meine Damen und Herren! Herr Prof. Dr. Ranke hat eben in ausserordentlich liebenswürdigen Worten meiner gedacht und mir für das Arrangement den Dank der Versammlung ausgesprochen. Ich kann diesen Dank nur bedingungsweise annehmen, denn eine grosse Zahl Herren haben mich bei den Vorbereitungen zu dem Kongresse thatkräftig unterstützt, ohne deren Zusammenwirken es nicht möglich gewesen wäre, dieses Fest zu inszeniren. Ausserdem bin ich mir wohl bewusst, dass viele Mängel unterlaufen sind, so dass die Herrschaften recht nachsichtig sein müssen, wenn sie von Dank sprechen. Ich gestehe, dass die freundlichen Worte des Herrn Generalsekretärs mich sehr wohlthuend berührten und mir grosse Freude bereitet haben. Es ist richtig, dass die Thätigkeit eines Geschäftsführers eines solchen Festes nicht gerade zu den Annehmlichkeiten gehört, dass der Geschäftsführer manchmal nicht gerade auf Rosen gebettet ist; aber die Thätigkeit des Lokal-Geschäftsführers erstreckt sich nur auf ein paar Tage. Viel wichtiger, anstrengender und verantwortungsvoller ist die Thätigkeit der ständigen Geschäftsführung, und sowohl die deutsche als die österreichische Anthropologen-Gesellschaft haben ja Geschäftsführer, wie sie nicht besser gewünscht werden könnten, ideale Arbeitskräfte, die sich seit langen Jahren voll und ganz ihrer schwierigen Aufgabe hingeben. Sie haben damit nicht nur den Gesellschaften, sondern auch unserer gesammten anthropologischen Wissenschaft ganz ausserordentliche, unschätzbare Dienste geleistet. Ich möchte mir erlauben, die Anwesenden einzuladen, mit mir einzustimmen in den Ruf, die ständigen Geschäftsführer beider Gesellschaften, Herr Generalsekretär Ranke-München und Herr Heger-Wien, sie leben hoch! (Lebhaftes Bravo.)

Neben den noch folgenden Toasten auf den Schatzmeister der deutschen Gesellschaft: Weismann-München, und auf die Frauen erregte besonderes Interesse der Trinkspruch, welchen der Archimandrit Movsessianz aus Russisch-Armenien, der diesmal nicht in der Amtstracht, wie bei der Eröffnungssitzung, sondern in Civil erschienen war, auf die deutschen Hochschulen dankerfüllten Herzens ausbrachte: Da bekomme man nicht bloss Bildung, sondern lerne auch den deutschen Fleiss. Aus Deutschland — sagte er — sind die besten Kräfte, die wir haben. Im Namen vieler seiner Landsleute erhebe er sein Glas auf die deutschen Hochschulen.

## Begrüssungen des gemeinsamen Kongresses.

Der Vorsitzende Herr Dr. **R. Virchow** theilte nach den ersten Toasten während des Festmahls einige eingelaufene Begrüssungstelegramme und Briefe mit:

Ich habe einige Telegramme und Briefe mitzutheilen. Zuerst von einem der Gründungsmitglieder der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, Karl Vogt-Genf.

Er schreibt unter dem 19. VII. 94: „Es wäre mein sehnlichster Wunsch, dem Feste der Gesellschaft, an deren Gründung ich ja vor 25 Jahren einen lebhaften Antheil genommen habe, beiwohnen zu können. Leider aber gestattet es der Zustand meiner, in letzter Zeit sehr kompromittirten Gesundheit nicht, jetzt schon mich definitiv zur Theilnahme anmelden zu können. Ich muss mich also vorläufig darauf beschränken, dem Feste einen günstigen Verlauf und dem ferneren Wirken der Gesellschaft die herzlichsten Wünsche zu widmen."

Dann Grüsse von unserem früheren Generalsekretär Professor Dr. J. Kollmann-Basel, den wir hier sehr vermissen.

Und von unserem Freunde, Obermedizinalrath Dr. H. von Hölder aus Stuttgart.

Ferner von unserem fleissigen alten Mitgliede Dr. Wankel aus Olmütz. Derselbe ist leider in so gebrechlichem Gesundheitszustande, dass man von ihm eine Theilnahme an Kongressen nicht mehr verlangen kann.

Dann von Baron Landauer,

von Dr. B. Ornstein, früherem Generalarzt der griechischen Armee in Athen: „Wünsche von Herzen einen fröhlichen Verlauf der erhebenden Jubiläumsfeier."

Ein Telegramm von dem Metropoliten Sava Kosanovič aus Dulcigno: „Meine herzlichsten Glückwünsche der Jubiläums-Versammlung und innigste Wünsche und Segen für das Gedeihen der Gesellschaft."

Von der k. k. Centralkommission für Kunst und historische Denkmale in Wien: „Die k. k. Centralkommission für Kunst und historische Denkmale in Wien begrüsst die geehrte Versammlung auf das herzlichste und wünscht ihren Berathungen den besten Erfolg.

Helfert."

Dr. Olshausen sendet der Deutschen anthropologischen Gesellschaft herzlichen Glückwunsch.

Eines unserer alten Mitglieder, der ehemalige Realschuldirektor Fischer in Bernburg klagt, dass er wegen einer Venenentzündung sich hat legen müssen, und bittet die Gesellschaft, die herzlichsten Glückwünsche entgegenzunehmen.

Dr. Leube in Ulm, der Geschäftsführer der vorletzten Generalversammlung, ist behindert, hieher zu kommen und schickt seinen Gruss.

Unser alter Freund Dr. v. Gross in Neuveville am Bieler See schreibt: „Aus dem Pfahlbautenlande ein dreifaches Hoch den versammelten Anthropologen."

Herr Ant. Zannoni schreibt aus Bologna:

Chiarissimo Signore!

Bologna, 24. Agosto 1894.

„É da questa Certosa, ove, oggi appunto sono 25 anni, io scoprivar il primo sepolcro, che saluto il solenne 25° anniversario di cotesta illustre Società, e plaudo vivamente alla feconda fraternità universale della scienza.

Suo

Antonio Ing. Zannoni."

Das ist der Mann, den ich zuerst traf, als er 1871 die Unterminirung der Certosa in Bologna durch seine

Arbeiter ausgeführt hatte, in jenen denkwürdigen Tagen, wo die ganze Certosa auf Pfähle gestellt und darunter die alten Gräber freigelegt waren. Ich freue mich, dass wir gleichzeitig aus zwei Ländern, die uns so nahe liegen und die für unsere Wissenschaft so viel geleistet haben, Grüsse empfangen.

Wir haben heute auch das Vergnügen, lebende Zeugen aus diesen Ländern unter uns zu haben, und ich hoffe, dass namentlich Herr Heierli und alle die anderen fremden Herren zu Hause unsere Gegengrüsse bestellen und sagen werden, wie sehr wir diese dauernde Freundschaft zu schätzen wissen. Als wir 1869 hieher kamen und den Entschluss fassten, den Aufruf an die deutsche Nation ergehen zu lassen, kamen wir eben von Kopenhagen, wo der internationale prähistorische Kongress stattgefunden hatte. Wir waren begeistert von dem, was wir da gesehen hatten, was man dort auf diesem Gebiete geleistet hatte, und wir sagten uns: was die Skandinavier können, müssen wir doch auch zu Stande bringen; das war eigentlich der Stimulus für uns. Ich freue mich, dass wir einen Vertreter aus Skandinavien unter uns haben, den Reichsantiquar von Schweden Herrn Hans Hildebrand; damals lebte noch sein Vater, der alte Reichsantiquar. es lebte der noch ältere Nielson, den ich in Lund besucht hatte, und der tüchtige Worsaae. Sie alle sind gestorben, aber geblieben ist das alte Band, das uns mit den Skandinaviern verbindet, die uns immer als Lehrmeister in dem grossen Gebiete der prähistorischen Archäologie vorgeschwebt haben. Wenn ich heute um mich blicke und die Physiognomien der Fremden betrachte, die zu uns gekommen sind, kann ich sagen: es ist als wenn eine grosse Strasse, ein Meridian mitten durch Europa gezogen wäre, von Stockholm bis nach Italien hinunter; mit solcher Gleichmässigkeit hat sich die Forschung und das Streben nach dem gemeinsamen Ziele verbreitet. Es freut mich, dass wir durch persönliche Zusammenkunft mit diesen unseren Freunden von neuem die alte Freundschaft haben bestärken können. Darauf, dass sie sehr lange dauern möge, dass, wenn nach 25 Jahren die Einladung des Herrn Bürgermeisters verwirklicht wird und die Anthropologen in Innsbruck wieder zusammenkommen, die Vertreter aller der verschiedenen Nationen in verstärkter Zahl sich versammeln, darauf will ich mein Glas ausbringen. Es lebe die internationale Wissenschaft! (Begeisterte Zustimmung.)

### Der 26. August, Sonntag,

war während des Vormittags dem Besuche der neuen, mustergiltig eingerichteten medizinischen Anstalten unter der persönlichen Führung der Direktoren, sodann des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum gewidmet, über dessen neue, durch Herrn Professor Dr. Fr. von Wieser, dem derzeitigen Direktor, welcher selbst den Führer machte, erfolgte Neuaufstellung der grossartigen Schätze nur eine Stimme des Lobes und der Bewunderung war. Viele besuchten den herrlichen Dom. Nachmittags wurden bei schönstem Wetter Ausflüge auf die Lanser Köpfe und das Schloss Ambras unternommen.

Um 8½ Uhr begann der Festabend der Stadt Innsbruck in der Ausstellungshalle und dem Ausstellungspalast: der Glanzpunkt aller Festveranstaltungen des Jubiläums, von zauberischer, sinniger Eigenartigkeit und grossartiger Schönheit, getragen von einer unübertroffenen Gastlichkeit und Herzlichkeit — da musste Jedem das Herz aufgehen — ein solches Fest kann nur Tirol feiern, wo das eigenartige Volksleben noch volle Wahrheit ist.

Dem Festabend ging am Nachmittag ein Volksfest voraus.

Wir geben hier zwei Beschreibungen. Die erste aus dem „Tiroler Boten", die zweite aus der Feder des Herrn Professor Dr. Fr. von Wieser, welchem auch hiefür ein Hauptverdienst zufällt.

#### Volksfest und Festabend.

Im Laufe des Nachmittags und des Abends strömte eine grossartige Menschenmenge zum Volksfeste, bei welchem ein „Kirchtag in Tirol" und eine „alttirolische Bauernhochzeit" vorgeführt wurden. Das Bild war insbesondere Abends ein äusserst belebtes und buntes, als die Theilnehmer in den verschiedenen Trachten alle am Ausstellungsplatze zusammenströmten. Die Zahl der Theilnehmer in Nationaltracht betrug gegen 300, aus allen Thälern des Landes waren Trachten vertreten, manche derselben mag in Innsbruck noch nie gesehen worden sein, einige sind leider die letzten ihrer Gattung.

Der Ausstellungsplatz und die Halle, in welch' letzterer sich das Volksfest und der Festabend zum grössten Theile abspielten, waren ersterer mit mächtigen Flaggen, letztere mit Reisigguirlanden, Wappen und Fähnlein reich geschmückt. Die Westseite der Halle zierte das bekannte Bild von Hlavacek „Das Patscherkofl-Schutzhaus". Im westlichen Theile war ein grösserer Raum für die Gäste der Stadt Innsbruck reservirt. In demselben war auch auf langen Tafeln das Buffet, in vorzüglicher Weise von Herrn Kraft beigestellt, aufgerichtet.

Der Wein, ausgezeichneter Kreuzbichler, stammte aus der Tschurtschenthaler'schen Kellerei in Bozen. Die fremden Gäste waren über diese Bewirthung seitens der Stadt entzückt. An der Nordseite der Halle erhob sich das alttirolische Wirthshaus, mit einer feschen Miesbacherin als Wirthin. Vor dem Wirthshause war mit einem naturigen Zaun der Tanzplatz abgesteckt und ein bis zum Giebel der Halle reichender Maibaum lud die Jugend zum Klettern ein. Ein reizendes Bild eines tirolischen Jahrmarktes boten die verschiedenen Buden: Ampezzaner verkauften ihre Silberfiligranarbeiten, Grödner die bekannten Kinderspielwaaren, bei einem andern „Stande" wurden Stubaier Eisenwaaren angepriesen, wieder bei anderen Holzpfeifen und Holzbrandarbeiten. Selbstverständlich war auch für den Durst durch Ausschank von Summerer und Pilsenetzer Bier und von Meraner Weinen hinlänglich gesorgt. Naschmäuler konnten mit Meraner Obst, mit Haller Törteln, Kemater Krapfln, Sterzinger Lebkuchen ihr Verlangen befriedigen. Um das Bild eines Tiroler Jahrmarktes noch zu vervollständigen, durfte die Gruppe der „Dörcher" nicht fehlen.

Das Fest begann Nachmittags 3 Uhr mit der Eröffnung des Glückstopfes, der mit seinen zahlreichen, 700 Nummern zählenden Besten, die Kauflust des Publikums anzulocken vorzüglich geeignet war. Im Musikpavillon konzertirte die Höttingerkapelle. Nach Eröffnung des Wirthshauses wurde auf dem Tanzplatze vor demselben bei den Klängen einer originellen Dorfmusik trotz der beängstigenden Hitze, welche sich in der Halle entwickelte, fleissig dem Tanzvergnügen gehuldigt. Schuhplattler aus Brandenberg und Jenbach tanzten um die Wette und fanden, gleichwie der Meraner Fahnenschwinger mit seinen Produktionen reichen Beifall.

Das eigentliche Leben entwickelte sich indess erst am Abende, wo die Theilnehmer in Nationaltracht vollzählig am Festorte anwesend waren. Hier war Gelegenheit geboten, die verschiedenen Trachten in der Nähe zu beschauen. Einzig in ihrer Art war die Tracht einer „Alt-Innsbruckerin" mit dem goldgewirkten Häubchen, welche Frau Bürgermeister Dr. Mörz trug, besonders hervorstechend waren ferner die Trachten zweier Ampezzanerinnen (alte Sommer- und Wintertracht), die Sarnthaler, Kastelruther und Lüsener, eine reizende Sterzingerin und eine weisse Tracht aus dem Bregenzerwald, aus der Zeit der Schwedenkriege stammend. Das Lechthal war u. a. durch ein prachtvolles Sommer- und Winterkostüm vertreten, die Ober- und Unterländer hatten sich in besonders zahlreicher und durchwegs echter Tracht eingefunden. Nicht vergessen sei der prächtigen Trachten aus Bruneck, Hochpusterthal und aus Defreggen. Aus dem deutschen Süden waren die Trachten der Burggräfler, Passeyrer sehr zahlreich, die Bozener Reservisten-Kolonne hatte sich, 16 Mann stark, in der kleidsamen Rittnertracht eingefunden. Es wäre wohl eine schwierige Aufgabe, eine Aufzählung dieser verschiedenen Trachten durchzuführen, deren schönste Vormittags durch den Photographen Köprunner beim grauen Bären auf Veranlassung des Trachten-Komitee's im Bilde festgehalten wurde. Zu bemerken wäre, dass der italienische Landestheil durch zwei Trachten aus dem Val Tessin vertreten war.

Den Festabend der Stadt Innsbruck leitete das Doppelkonzert der Innsbrucker und der Wiltener Stadtkapelle ein.

Diesem folgte gegen ½9 Uhr eine insbesondere auf der Nordseite geradezu grossartige Bergbeleuchtung. Auf der Südseite fiel besonders die Beleuchtung des Schutzhauses auf dem Patscherkofel auf.

Während die Innsbrucker Liedertafel und die Innsbrucker Musikkapelle konzertirten, wurden die Theilnehmer des Anthropologen-Kongresses seitens des Gemeinderathes mit einem kalten Buffet bewirthet. Am Eingange in den für sie reservirten Raum hielten zwei Meraner Saltner Wache. Inzwischen war es allmählich 10 Uhr geworden und der Brautzug setzte sich in Bewegung, von aussen durch den Haupteingang in den östlichen Theil der Halle, dann bis zum Raume der Anthropologen und von da zum Tanzplatze vor dem Wirthshause. Dem Zug schritten Wiltner Schützen voran, um Platz für denselben zu schaffen, dann folgte die Bozener Reservisten-Kolonne mit dem Meraner Fahnenschwinger. Den eigentlichen Brautzug eröffnete der übliche Hochzeitlader, die Huibuab'n mit dem Johannessegen, die Dorfmusik, zahlreiche Kranzljungfern, dann folgte das Brautpaar (Frl. Louise Meyr aus Wilten in der reichen Grödner Tracht und Herr Alois Maass). An das Brautpaar schlossen sich die Brauteltern, die grosse Zahl von Gfreundeten, Nachbarn und geladenenen Gästen, eine Menge Diandln und Knechte, den Schluss bildete die originelle Figur des „Bettelstanzer". Der Zug löste sich auf dem Tanzplatze auf, vor dem Männlein und Weiblein unverdrossen bis spät in die Nacht Terpsichoren huldigten. Unermüdlich waren die beiden Musikkapellen im Spiele, abwechselnd produzirten sich die Schuhplattler, der Fahnenschwinger und der Brandenberger Harfenspieler. Das Preisrichter-Kollegium trat inzwischen zur Feststellung der Preise zusammen.

Das Preisrichter-Kollegium bestand aus den Herren Museumscustos Fischnaler, Dr. Kölner, kaiserl. Rath Dr. Kofler, Kunstbildhauer Pfretzschner, Schriftsteller J. C. Platter, Wildprethändler G. Riegl und Redakteur Simath. Es tagte von 8 Uhr Früh bis 6 Uhr Abends im Bureau beim „Grauen Bären" und unterzog mit grosser Gewissenhaftigkeit die Trachten einer Prüfung bezüglich ihrer Echtheit. Gegen hundert wurden dann im Garten des Gasthofes photographirt, um so dem Ferdinandeum und dem Komitee zur Erhaltung der Volkstrachten die schönsten Trachten wenigstens im Bilde zu erhalten. Zu den meisten wurde auch eine kurze Beschreibung und Farbenskizze angefertigt.

Mit ehrenvollen Anerkennungen wurden bedacht: Frau Bürgermeister Dr. Mörz (Alt-Innsbruck), Frau Emma Grassmair (prachtvolle Lechthaler Sommertracht), Frl. Ortlieb (Val Tessino), Frl. Frida Stolz (Pusterthal), Frl. Anna Czichna (Defreggen), Frl. Hildegund von Hörmann (Bregenzerwald), Frl. Beer Josefine (Wippthal), Frl. Emma Rhomberg (Gröden), Frl. Marie Gaisberger (Brixenthal), Frl. Anna Sauter (Val Tessin), Frl. Louise Eccher (Hochpusterthal), sämmtliche aus Innsbruck; Frl. Johanna und Therese Huber aus Jenbach (Unterinnthal). 12 dieser Damen hatten in liebenswürdigster Weise den Dienst als Ehrendamen und den Verkauf von Blumen übernommen und sich hiedurch im hohen Grade den Dank des Festkomitee's erworben. Ferner wurden ausgezeichnet in Anerkennung ihrer freundlichen Mitwirkung und für besonders schöne Trachten: Frau Dr. Kölner (Alt-Sterzing), Frau Sophie Ehrne (Bregenzerwald-Kostüm aus der Zeit der Schwedenkriege), Frl. Luise Hruschka (Alt-Stubai), Frl. Andre Mathilde (Mittelgebirgstracht, Eigenthum des Ortwein in Axams), Josef Stötter in Sterzing (Pfitsch), Marie Paul, Leipzig (Bregenzerwald), Frl. Agnes Lumpert, Holzgau (Lechthaler Winter-Kostüm), Johann Grassl, Schützenhauptmann in Passeier, Jakob Pircher aus Dorf Tirol (Fahnenschwinger).

Erste Preise, seidene Tücheln mit 5 Kronen, erhielten: Marie Mulser, Ratzes (Kastelruth), Walpurga Kuprian, St. Lorenzen (Hochpusterthal), Johann Mair an der Lahn, St. Lorenzen (Hochpusterthal), Veneranda Majoni und Oliva Ghedina, Ampezzo (alte Tracht dieses Thales), Jakob Unterkalmsteiner, Schützenhauptmann der Sarnthaler, Unterhauser Andre und R. Obkircher, Mitteleggenthal, M. und A. Parschalk, Kastelruth, A. Riedl in Sterzing (Pfitsch), Karl Vorburger, Obergärtner auf Schloss Matzen (Wildschönau), Franz Hauswicka in Brixlegg (Waidring), die Bozner Reservisten-Kolonne, Franz Fischnaller, Lüsen (alte Tracht), Frischmann Johann, Umhausen (Oetzthal), Johanna Anich in Pradl (Zams), Antonia Kofler in Innsbruck (Alt-Bruneck), Marie Kofler in Innsbruck (Sand in Taufers), Josef Schatz in Inzing (dieser brachte auch zwei Knaben, Zwillinge, in Tracht mit), M. Leiter, 5jähriges Mädchen (Wippthaler Tracht, Eigenthum der Frau Prof. Lavogler), Karolina Strobl (Val Tessino), Frau Depaoli Johanna in Wilten (Wippthal) und Frl. Oberwalder Christine in Wilten (Defreggen).

Zweite Preise, seidene Tücheln mit 3 Kronen, erhielten: Anton Mulser, Ratzes (Kastelruth), Menardi Michele, Cortina-Ampezzo (Ampezzo), Frau Klara Regele in Sarnthal (Sarnthal), Anton Regele sen. und Anton Regele jun., Johann Estgfeller und Anna Unterkalmsteiner, sämmtliche aus Sarnthal, Daniel Franz in Latsch und Josef Hintner in Marling (Meran), Büchsner Barbara, St. Leonhard in Passeyr, Antonie Hosp in Innsbruck (Imst, Land), Bertha Köll, Sterzing (Alt-Sterzing), Maria Schneider und Peter Hausberger aus Alpach, Sankt-Johannser Marie in Innsbruck (Unterinnthal), Preims Josef in Innsbruck (Meran), Theodor Steinkeller in Bozen (Sarnthal), Michael Linser in

Bichlbach (Ausserfern), Johann Oberhofer in Lüsen (alte Sonntagstracht), August Inkastlunger (Lüsen, Werktagstracht), Josef Mair und Jakob Stampfl, ebenfalls aus Lüsen, Rosalie Holzknecht und Anna Frischmann in Umhausen (Oetzthal), Josefa Hackl in Oetz, Genovefa Völser in Innsbruck (Eggenthal), Marianna und Dionys Rauth aus Leutasch, Franz Freiseisen in Wilten und Marie Riedl in Pradl (beide Oetzthal), Mathias Brunner und Anton Kiem aus Gratsch (Meran), endlich Herr Hauk aus Innsbruck (Sillian).

Ausserdem wurde noch eine grosse Anzahl dritte Preise, seidene Tücheln, vertheilt.

Wir lassen nun noch den Bericht des Herrn Professor **von Wieser** folgen:

### Das Fest der Stadt Innsbruck in der Ausstellungshalle am Abend des 26. August.

Eingeleitet wurde das Fest durch eine Bergbeleuchtung in der Art der Sonnwend- oder Johannis-Feuer. Nach Eintritt der Dunkelheit flammten Hunderte von Feuern auf den Abhängen und Spitzen der Berge im Umkreise der Stadt. Am Fusse des Gebirges strahlten einzelne malerische Felspartien und Gebäude in bengalischem Lichte. Besonders bemerkenswerth ist die grosse Zahl von Gipfel-Feuern, die wie Sterne am Berghorizonte erglänzten; das Holz für dieselben musste stundenweit über steile, zum Theil schwer zu erklimmende Hänge hinauf geschleppt werden.

Um 9 Uhr Eintritt in die grosse, festlich geschmückte Ausstellungshalle, in welcher bereits eine tausendköpfige Volksmenge auf- und niederwogte.

In dem für die Kongress-Mitglieder reservirten Theile der Halle war von der Stadtvertretung ein reiches Buffet aufgestellt: erlesene Tiroler Weine, kalter Imbiss, feines Tiroler Obst.

Von einer innerhalb des reservirten Raumes errichteten Estrade aus konnten die Festgäste das sich immer lebhafter entwickelnde Treiben in der Halle bequem überschauen. Ein malerisches, farbenreiches Schauspiel, voll originellen Lebens und urwüchsiger Kraft!

Das Fest wollte den Kongress-Mitgliedern ein Bild tirolischen Volkslebens geben, mit seinen mannigfachen alten Trachten, seinen Belustigungen, seinen originellen Volkstypen etc. Der Grundgedanke war ein tirolisches Kirchweih-Fest („Kirchtag"), verbunden mit Jahrmarkt, Bauernhochzeit und Volksspielen.

Um 10 Uhr erschien der alttirolische Hochzeitszug. Er passirte zweimal den reservirten Theil der Halle, damit die Festgäste die bunten Details der Volkstrachten mit Musse ansehen konnten. Voran schritt die Dorfmusik mit „Schwögeln und Pfeifen". Ihr folgten laut juhzende „Huibuabn", dann der gravitätisch einherschreitende Hochzeitslader, die Kranzl-Jungfern, endlich das Brautpaar mit den Braut-Eltern (alte Grödner Trachten). Daran schlossen sich die Verwandten und Gäste, welche zahlreich aus allen Theilen des Landes (in den entsprechenden Trachten) herbeigekommen.

Der Zug machte Halt vor dem Wirthshaus, dessen Stylisirung und Einrichtung durchaus echt und charakteristisch war. Vor demselben spielten sich dann verschiedene Hochzeits-Gebräuche ab, wie das „Stangenstellen", die Ansprache des Hochzeitladers, das Kranzabnehmen, das „Brautstehlen" etc.

Auf dem Platze vor dem Wirthshause entwickelte sich andauernd ein reges Leben und Treiben: Volksthümliche Tänze (Braut-Tanz, Schuhplattel-Tanz); volksthümliche Musik (Zitherschlagen, Harfenspielen, Schwögelpfeifen, Jodeln und Singen); Volksbelustigungen („Schnadahüpfel-Singen", „Ranggeln", Fahnenschwingen etc.).

Der Jahrmarkt endlich sollte nicht bloss dazu dienen, das ganze Bild zu beleben und den malerischen Reiz desselben zu erhöhen — er sollte insbesondere auch Gelegenheit bieten, eigenartige und folkloristisch interessante Erzeugnisse der tirolischen Volks-Industrie kennen zu lernen.

So wurden unter Anderm ausgeboten:

1. Erzeugnisse der Stubaier-, Pusterthaler- und Jenbacher Eisenindustrie (Haus- und Ackergeräthe, Schlagmesser, Rebmesser, Taschenveitl, Bestecke mit eingravirten Inschriften etc.);
2. Grödner Holzschnitzereien und geklöppelte Spitzen;
3. Ampezzaner Silberfiligran-Arbeiten und Intarsien;
4. Sterzinger Horn- und Beinwaaren (Tabaksdosen, Löffel, Steck-Kämme etc.);
5. Schmuckgegenstände aus Tiroler Granaten; Gefässe aus Bauern-Majolika; Tabakpfeifen (Südtiroler Eisenköpfeln);
6. Volksthümliche Gebäcke („Kemnater Briefe", Haller Törteln, Sterzinger Lebzelten, Unterinnthaler „Knieküchel", Weihnachtszelten und Klezenbrode etc. — figurale Gebäcke aus Brod und Lebkuchen);
7. Votivbilder aus Wachs (menschliche Figuren und Gliedmassen, Pferde, Kühe, Kröten, Hufeisen etc.).

Im Ganzen waren mehrere Hundert Personen in den verschiedensten Tiroler Volkstrachten erschienen. Ungefähr 80 besonders charakteristische Trachten hatte das vorbereitende Komitee für das Fest kommen lassen und dieselben bezüglich ihrer Originalität und Vollständigkeit geprüft. Es verdient hervorgehoben zu werden, dass mehrere der vorgeführten alten Trachten bereits ausserordentlich selten geworden sind und nur mehr in ganz wenigen Exemplaren existiren. Es dürfte sich überhaupt nicht so bald wieder die Gelegenheit bieten, so viele interessante und ganz vollständige Tiroler Volkstrachten beisammen zu sehen. Am ehesten bekommt man Tiroler Trachten in grösserer Zahl zu Gesicht bei Schützenfesten und ähnlichen Aufzügen, aber da fehlen ganz die meist besonders interessanten weiblichen Kostüme, die auf unserm Feste sehr gut vertreten waren.[1])

Auch die Träger der Kostüme waren zum grossen Theil „echt" und aus den einzelnen Thälern eigens verschrieben, um den Anthropologen auch die verschiedenen somatisch-ethnischen Typen vor Augen zu führen.

Die Inscenirung dieses Volksfestes bedurfte langer und mühevoller Vorbereitungen, und viele Kräfte mussten zusammenwirken, um dieses — wie ich hoffe, nicht ganz gewöhnliche und nicht ganz uninteressante — Schauspiel zu Stande zu bringen.

Es ist selbstredend nicht möglich, die Namen aller einzelnen Mitarbeiter anzuführen. Von den Vereinen und Korporationen, welche sich um das Gelingen des Festabends verdient gemacht oder anderweitig an den

---

1) Das Komitee hat eine grössere Anzahl der charakteristischsten und interessantesten Trachten, die auf dem Feste erschienen waren, photographiren lassen. Die Photographien sind durch die Kunsthandlung A. Czichan in Innsbruck zu beziehen.

äusseren Veranstaltungen des Kongresses mitgewirkt haben, seien namentlich folgende erwähnt:

1. Die gemeinderäthliche Kommission für Hebung des Fremdenverkehrs;

2. das Komitee für Erhaltung der Volkstrachten;

3. die Sektion Innsbruck des deutschen und österreichischen Alpenvereins;

4. die Sektion Innsbruck des österreichischen Touristenklubs;

5. der akademische Alpenklub;

6. die Turner-Sänger-Riege;

7. der Verein Zitherhort.

---

Wir waren Alle bezaubert. So etwas lässt sich nie mehr vergessen! Zu dem Volksfeste waren aus Fern und Nah Gäste zusammengeströmt, unter ihnen auch Franz Defregger, der selbst einst die kurze Joppe mit Kniehosen und Kniestrümpfen und das Tiroler Hütel getragen hat, ehe er in München die Titel als k. Akademieprofessor, Ehrenmitglied der Akademie der bildenden Künste und den Adels-Titel u. v. a. erhielt.

**Montag, der 27. August,**

war noch ein harter Arbeitstag, mit geringer Unterbrechung von 10 bis 5 Uhr Sitzung, dann von 5 bis 7 Uhr Demonstration hervorragender Fundobjekte in der urgeschichtlichen Sammlung des Ferdinandeums durch den unermüdlichen Direktor desselben, Herrn Professor Dr. Fr. von Wieser. Da that am Abend das Ausruhen in den luftigen Räumen der Stadtsäle wohl. In die Heiterkeit der Stimmung mischte sich schon der Gedanke an den Abschied von den lieben Innsbrucker Freunden.

Abends 8 Uhr hatte Seine Excellenz der Herr Statthalter von Tirol Graf F. von Merveldt eine Anzahl namhafter Anthropologen aus beiden Gesellschaften und aus ihren fremden Gästen mit den Spitzen der Behörden zu einem glänzenden Festmahle geladen.

**Dienstag, den 28. August.**

Von 9 bis 1 Uhr Schlusssitzung. Dann fast unmittelbar anschliessend um 3½ Uhr: Antritt des Ausfluges nach Meran, an welchem noch etwa 50 Personen, Herren und Damen, theilnahmen. Der Tag war in jeder Beziehung heiss gewesen. Ein bald nach der Abfahrt niedergehendes Gewitter brachte die ersehnte Kühlung bei der Fahrt über den Brenner, welcher alle seine Reize zeigte. Bei der Ankunft in Bozen dunkelte es schon. Als der Eisenbahnzug an dem Stammsitze der Familie unseres Vorsitzenden Freiherrn von Andrian-Werburg vorüber fuhr, strahlte das Schloss Wehrburg in bengalischer Beleuchtung. Um 9 Uhr Ankunft in Meran. Empfang der Gäste durch Mitglieder des Meraner Fest-Komitee's: der Herren Kurvorsteher von Pernwerth, Bürgermeister Dr. Weinberger und Baumgartner, die sich um das Fest in Meran in erster Linie verdient gemacht haben. Geleitung zu den Hotels. Dann gesellige Vereinigung im Garten des Kurhauses — italienische Beleuchtung, laue Sommernacht!

**Mittwoch, den 29. August.**

8½ Uhr Abfahrt mittelst Separatzuges bis zum Fusse des Sinichberges, ziemlich steiler Aufstieg zu den Sinichköpfen; die Besichtigung des prähistorischen Ringwalles wurde durch die eingehenden Erklärungen des Herrn Dr. Mazegger-Meran sehr belehrend gestaltet. Herr Dr. Mazegger hatte dazu an dem gleichen Tage einen interessanten Artikel in der Meraner Zeitung erscheinen lassen: „Das alte Schloss auf dem Sinichkopf" mit Kartenskizze. Nach der Hitze des Aufstieges waren schon am Ringwall die gebotenen Erfrischungen freudig und dankbar angenommen worden. Nun folgte der Abstieg nach dem Schloss und Wirthshaus Katzenstein, wo den Gästen das Fest der Stadt Meran, ein Gabelfrühstück, geboten werden sollte. Dort angelangt, begrüsste die Angekommenen Herr von Pernwerth. Eine sinnige Ueberraschung bot sich bei dem Eintritt in den Hof dar: Die Freitreppe des malerischen Wirthshauses war besetzt von Tirolern und namentlich mit Gruppen reizender Tirolerinnen in Meraner Tracht, oben etwas im Hintergrund das Meraner National-Sextett. Nun begann das Jauchzen und Hüteschwenken und das „deutsche Lied" erklang und Blumen und Sträusschen wurden überreicht — Alles war entzückt und bezaubert. Geh.-Rath Virchow schrieb darüber:

„Der weitere Verlauf des Festes nach Ihrem viel bedauerten Rückzuge war äusserst glänzend. Unser erster Vormittag auf dem Sinichkopf und in Katzenstein hatte etwas Bezauberndes. Es waren freilich fast ausschliesslich verkleidete Tiroler und Tirolerinnen, die sich bei genauerer Prüfung als eingewanderte Deutsche, meist sogar als Norddeutsche, entpuppten, aber sie machten ihre Sache sehr gut. Insbesonders die Damen erregten allgemeine Bewunderung. Das nachfolgende Festdiner schloss sich in würdigster Weise den früheren Festen an."

Im Freien auf der steil abfallenden Terrasse mit prächtiger Aussicht fand das „Gabelfrühstück" statt, vortreffliches Essen und echte Tiroler Weine, die man sonst wohl kaum so rein und mundend bekommt. Die Damen in Tiroler Tracht machten die liebenswürdigen Wirthinnen. Vortrefflich der Feststimmung angepasst war das Gedicht des Herrn Baron Doblhof. Geheimrath Virchow brachte folgenden Toast:

Hochverehrte Anwesende! — und zwar wesentlich diejenigen, welche zugereist sind. (Heiterkeit.) Wir sind hier in so ausserordentlich freundlicher Weise und von so holden Gestalten empfangen worden, die uns bei unserm löblichen Werke ihre zarten Dienste leisten, dass wir uns in der That in den Himmel versetzt fühlen. (Bravo!) Die Anthropologie ist eine sehr allgemeine Wissenschaft und sie macht keinen Unterschied zwischen den einzelnen Menschen in Bezug auf das Interesse, das sie einflössen. Aber zwischen Anthropologie und Anthropologen ist ein Unterschied: die Wissenschaft schwebt in der Höhe, die Anthropologen aber sind Menschen, wie alle anderen, und wir empfinden auch wie diese. Und wenn wir uns plötzlich unter so gute und schöne Menschen versetzt finden, werden wir uns noch viel mehr als einzelne Menschen, als Individuen fühlen, wenn wir auch nicht aufhören wollen, Vertreter der Wissenschaft zu sein. So, als einzelner Anthropologe, kann ich wohl sagen, dass, obwohl wir Mitglieder fremder Nationalitäten unter uns haben, wir doch im Grossen und Ganzen der deutschen Nationalität angehören. Ich sage es um so lieber hier, an einem Platze, der seit Jahrhunderten als Schutzwehr deutschen Wesens gegolten hat, wo das alte Burggrafenthum von Meran aufgerichtet war, der Schutz der Alpenpässe, als wir noch mit Italien in kriegerischen Verhältnissen lebten. Das hat sich nun geändert, wir sind Freunde Italiens

und wir hoffen, dass wir mit dem italienischen Volke in ewigem Frieden leben und dass die Meraner nicht nöthig haben werden, von Neuem zu Kanonen und Schiessgewehren zu greifen. Aber darauf rechnen wir doch sehr, dass das Land hier eine gute Schutzwehr deutschen Wesens bleibt. (Bravo!) Dieses deutsche Wesen ist ja dem Italienerthum gegenüber nicht feindlich; aber wenn wir in die Geschichte zurückblicken, so können wir nicht verhehlen, dass, was gut ist in der jetzigen Kulturwelt, durch das Germanenthum hineingebracht worden ist (Bravo!) und dass, wenn wir nur im Römischen fortgelebt hätten, wir wahrscheinlich auf eine sehr niedrige Kulturstufe zurückgegangen wären. So will ich hoffen, dass an diesem Platze, auf dem wir uns als Menschen, rechte Menschen fühlen, auch die Anthropologen nach uns immer einen so freundlichen Empfang finden werden, wie wir ihn heute gefunden haben. Ich sage Ihnen herzlichsten Dank für diese schönen Stunden, die wir bei Ihnen und durch Sie erleben. Ich bitte die anwesenden Anthropologen, ein Hoch auszubringen auf die Stadt Meran, auf den Alpenverein und auf die schönen Damen, die uns hier bedienen!

Wie ungern trennte man sich von diesem Zaubergarten:

Wo ist ringsum in deutschen Gau'n
Ein Erdenfleck, gleich Dir, zu schau'n?
Denn, ob Du prangst im Blüthenmeer,
Ob dicht im Herbstlaub, früchteschwer,
Ob tiefbeschneit Dein Alpenkranz
Sich strahlend sonnt im Winterglanz:
Gleich reich zu jeder Jahreszeit
Bist Du mit Zauber angethan —
Du, von dem Gott des Lichts gefeit,
Tirolisch Paradies Meran!

(O. v. Redwitz.)

Im Thale angelangt fand man Wagen bereit zus Rückfahrt in die Stadt. Dort Festessen im Saale der Kurhauses. Beim Diner sprach zuerst Bürgermeister Dr. Weinberger einen längeren Toast auf die Anthropologen, den Freiherr v. Andrian mit einem Trinkspruch auf die Stadt Meran beantwortete. Virchow's Hoch galt zuerst dem Nestor der Meraner Aerzte Dr. Tappeiner und sodann dem Geschäftsführer Professor Dr. v. Wieser, „dem das Gelingen des Kongresses in erster Linie zu verdanken ist". Den Schluss des offiziellen Theiles des Kongresses bildete die Rede des eben Gefeierten, die Virchow als den Mann pries, dem der Aufschwung der Anthropologie in allererster Linie zu verdanken.

Herr Dr. Fr. Tappeiner hatte zu dem Tage eine werthvolle Festschrift verfasst: Zur Majafrage. — Den verehrten Anthropologen Oesterreichs und Deutschlands bei ihrem Besuche Meran's am 28. August 1894 gewidmet. Meran 1894. (Selbstverlag d. Verf.)

Nach dem Festessen Besichtigung der Landesfürstlichen Burg, der Kuranlagen, der Gilfpromenade und Spaziergang auf dem neu erschlossenen Tappeiner Weg. Auf dem Ortenstein, an dem Denkmal Tappeiner's, trug Herr Professor Anton Zingerle das folgende von ihm verfasste Gedicht auf Dr. Fr. Tappeiner vor:

Gar gut hat man es heute da verstanden,
Als Stelldichein zu küren für die Gäste,
Die hieher pilgerten aus allen Landen,
Den Ortenstein, der alten Maja Feste;
Den Ortenstein, der neuen Maja Zierde,
Wo überall des Südens schönstes Prangen
Zu hellem Jubel wecket die Begierde,
Nach diesem Paradiese das Verlangen;
Den Ortenstein, wo einem unsrer Besten
Der neuen Maja Bürger dankerfüllet
Ein dauernd Denkmal jüngst in frohen Festen
Aus edlem Stein am rechten Ort enthüllet!
Und da wir weilen schon an solchem Orte
Mit dem verehrten Mann in unsrer Mitte,
Dem Majaforscher und dem Majahorte,
Erheischt den Ehrengruss die alte Sitte:
Dem weisen Arzte, der durch ferne Zonen
Der alten Maja neuen Ruf gegeben,
Dem Forscher in des Wissens Regionen,
Ihm blühe lang noch jugendfrisches Streben,
Und dass von dieser Warte nebst dem Bilde
Er selbst, des Edens frischer Ruhmanbahner,
Noch oft hinabschau' in das Prachtgefilde,
Das wünschen Fremde ihm und die Meraner!

Und so klang das Fest aus, melodisch, wie es in seinem ganzen Verlaufe nur Harmonie, keinen Missklang gezeitigt hatte — ein Jubiläum im wahren Wortsinne.

Ein Hoch auf Innsbruck und Meran!

---

**Nachschrift.** Man trennte sich schwer; etappenweise löste sich der Kongress auf. Ein Theil der Gäste reiste ab, die Bleibenden verbrachten den Abend in Marchetti's Garten. Ein Feuerwerk, mit welchem Herrn v. Pernwerth's Familie die Gäste überraschte, erfreute sehr. Nochmals wurden Reden gehalten, Musik erklang, kurz es war so herzerfreulich, dass Niemand gerne scheiden wollte. Virchow hielt eine Rede, welche den Damen galt, die Vormittags so liebenswürdig ihres Amtes gewaltet hatten, der Herr Bürgermeister dankte Herrn Baumgartner für seine grossen Bemühungen. Es wurde spät, sehr spät, bis die Gäste ihre Schritte heimwärts lenkten. An demselben Abend sass noch ein Häuflein Anthropologen in der Bahnhof-Restauration in Innsbruck bei der „allerletzten Sitzung" zusammen. Der Präsident der Wiener anthropologischen Gesellschaft Freiherr von Andrian, Dr. L. von Hörmann, Direktor der Universitäts-Bibliothek, mit Frau Angelica Hörmann-Innsbruck, Oberlehrerin Fräulein Therese Schmidt-München, Direktor Dr. A. Voss-Berlin, Herr und Frau Dr. August Hartmann-München und Professor von Wieser-Innsbruck, der treue Geschäftsführer, dem Alles so vortrefflich gelungen war.

Es ist ganz besonders erfreulich, dass der Jubiläums-Kongress in Innsbruck auch finanziell befriedigend abgeschlossen hat. Der Herr Lokal-Geschäftsführer hat die folgende Abrechnung eingesendet.

## Kassa-Gebahrungs-Ausweis

des Lokal-Komitees für den gemeinsamen Kongress der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft vom 24.—28. August 1894.

| Eingang. | fl. | kr. | Ausgang. | fl. | kr. |
|---|---|---|---|---|---|
| Theilnehmerkarten | 1088 | — | Saalmiethe und Beleuchtung | 268 | 30 |
| Agio-Gewinn | 6 | 13 | Saaldekoration | 52 | 84 |
| Spende des Herrn General-Consuls Schönlanck | 50 | — | Musik | 220 | — |
| Spende des Innsbrucker Gemeinderathes zur Deckung des Defizits | 92 | 73 | Beitrag zur Bergbeleuchtung | 150 | — |
| | | | Beitrag zur Festschrift | 185 | — |
| | | | Drucksorten | 144 | 51 |
| | | | Festabzeichen | 26 | 04 |
| | | | Beitrag für das Wohnungs-Komitee etc. | 58 | 92 |
| | | | Honorar für Schreiber und Diener | 71 | — |
| | | | Briefporti und Telegramme | 39 | 30 |
| | | | Sonstige Regie-Auslagen | 20 | 95 |
| | 1236 | 86 | | 1236 | 86 |

Innsbruck, am 8. Februar 1895.

**W. Greil**, Kassier.

**Dr. Fr. v. Wieser**, Obmann des Komitees.

---

## Die dem Kongresse vorgelegten Werke und Schriften.

### I. Festschriften.

Festschrift zur Begrüssung der Theilnehmer an der gemeinsamen Versammlung der Deutschen und Wiener Anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck (24.—28. August 1894). Mit 4 Taf. u. 169 Illustr. im Texte. Herausgeg. von der Anthropol. Gesellschaft in Wien. Redigirt von Franz Heger. Wien. 4°. 108 S.

Erzherzog Josef, Zigeunergrammatik. Aus dem Ungarischen übersetzt von Anton Herrmann. Interims-Ausgabe als Festgruss an die XXV. Versammlung der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft (Innsbruck, 24.—28. August 1894.) Budapest 1894. 8°. 160 S.

Virchow Professor Dr. Rudolf, General-Register zu Band I—XX (1869–1888) der Zeitschrift für Ethnologie und der Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Festgabe an die Mitglieder zur Erinnerung an das 25jährige Bestehen der Gesellschaft. Berlin 1894. 8°. 362 S.

Beiträge zur Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte von Tirol. Festschrift zur Feier des 25jährigen Jubiläums der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck (24.—28. August 1894). Mit 7 Tafeln. Innsbruck 1894. 8°. 277 S.

Herrmann Professor Dr. Anton, Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn. Zeitschrift für die Völkerkunde Ungarns und der damit in ethnographischen Beziehungen stehenden Länder. (Zugleich Organ für allgemeine Zigeunerkunde.) Unter dem Protektorate Sr. kais. u. königl. Hoheit des Herrn Erzherzogs Josef. III. Bd. 9.—10. Heft. Festschrift zur Versammlung d. Deutschen und der Wiener anthropolog. Gesellschaft (Innsbruck 24.—28. August 1894). Budapest 1894. 8°.

### II. Meist durch die Sekretäre der beiden anthropologischen Gesellschaften vorgelegte Schriften.

Andrian Ferdinand Freiherr von, Ueber einige Resultate der modernen Ethnologie. Sep.-Abdr. aus dem Corr.-Bl. der Deutschen anthropol. Gesellsch., 1894 Nr. 8. 8°. 51 S.

Bancalari Gustav, Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen. Mit 102 Abbildungen. Wien 1893. 8°. 47 S.

Heierli J., Uebersicht über die Urgeschichte der Schweiz. Zürich. 8°. 12 S.

Heierli J., Archäologische Karte des Kantons Zürich.

Heierli J., Erklärungen und Register zur archäologischen Karte des Kantons Zürich. 8°. 47 S.

Maška Karl J., Direktor, Ausgrabungen in Předmost. Sep.-Abdr. aus den Mittheilungen der k. k. Zentral-Kommission für Kunst und historische Denkmale. Band XX. Wien 1894. 4°. 3 S.

Mittheilungen aus der ethnographischen Sammlung der Universität Basel. Herausgegeben von der ethnographischen Kommission. I. Band. I. Heft. Basel und Leipzig 1894. 8°. 44 S.

Moschen Professore L., Docente nella R. Università di Roma, Crani Romani della prima epoca Cristiana. Torino 1894. 8°. 13 S.

Moschen Professore L., libero docente di Antropologia nella R. Università di Roma, La statura dei Trentini confrontata con quella dei Tirolesi e degli Italiani delle provincie Venete, Lombarde e Piemontesi. Torino 1893. 8°. 10 S.

Palacký Prof. Dr. J., Ueber die geologische Initiative in den verschiedenen Erdzeitaltern vom geographischen Standpunkte. Aus dem Sitzungsberichte der kgl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Prag 1893. 8°. 8 S.

Palacký Prof. Dr. J., Ueber Evolution auf geologischer Grundlage. Sep.-Abr. aus den Verhandl. der Gesellschaft Deutscher Naturforscher u. Aerzte. Nürnberg 1893. 8°. 2 S.

Studer Dr. Th., Professor der Zoologie und vergl. Anatomie an der Universität Bern und Bannwarth Dr. E., Privatdocent der Anatomie an der Universität Bern, Crania Helvetica antiqua. Die bis jetzt in den Pfahlbauten der Stein- und Bronzezeit in der Schweiz gefundenen menschlichen Schädelreste. 55 S. Text in 4° mit 117 Tafeln in Lichtdruck.

Bannwarth Dr. E., Docent der Anatomie an der Universität Bern, Anthropologische Wandtafeln.

Herr Generalsekretär Prof. Dr. **Johannes Ranke**-München sagte über beide Publikationen in der IV. Kongress-Sitzung:

„Ich habe die Ehre, Ihnen im Namen des Herrn Dr. Bannwarth eine Subskriptionseinladung vorzulegen für anthropologische Wandtafeln. Gleichzeitig hat derselbe auch das höchst verdienstvolle Werk zur Vorlage bei unserem Kongresse eingesendet, welches Herr Dr. Bannwarth mit Herrn Prof. Studer-Bern herausgegeben hat: Crania Helvetica antiqua, in welchem die bis jetzt gefundenen Schädel der Schweizer Pfahlbauten exakt beschrieben und in wunderbar schöner Weise in Lichtdruck abgebildet werden. Es ist ein Werk in jeder Richtung ersten Ranges, welches für alle Craniologen ein unentbehrliches Studienmaterial darbietet. Ich wünsche den beiden gelehrten Forschern herzlich Glück zu diesem grossartigen Erfolge. Die Photographien, nach welchen die Lichtdrucke hergestellt sind, wurden, wie das auch die Herren Sarasin gemacht haben, zuerst in ganz kleinem Massstabe aufgenommen und dann davon eine optische Vergrösserung ausgeführt, wodurch ausserordentlich schöne und korrekte Bilder entstehen. — Wie gesagt, hat Herr Dr. Bannwarth auch ein Exemplar von seinen neuen craniologischen Wandtafeln zur Vorlage bei dem Kongresse eingesendet. Ich erlaube mir, Ihnen diese Abbildung zu zeigen; es ist eine Schädelabbildung in ganz grossem Massstabe, in der eben angegebenen Weise photographisch aufgenommen und dann im Lichtdrucke vervielfältigt. Die Abbildung wirkt genau wie ein Original-Schädel und ist zu Demonstrationen und Vorlesungen ein wunderbar geeignetes Material. Die Herren, die sich dafür interessiren, können sich einen der illustrirten Prospekte mitnehmen. Ich selbst benütze die Abbildung mit bestem Erfolg in meiner Vorlesung über Anthropologie."

## Redner-Liste.


| | Seite |
|---|---|
| v. Andrian | 68, 70, 86, 129, 151 |
| Bancalari | 170 |
| v. Brandis | 69 |
| Ehrendorfer | 70 |
| Eigl | 165 |
| Fiala | 122 |
| Hein | 151 |
| Hening | 169 |
| Herrmann A. | 126 |
| Herrmann | 151 |
| Hildebrand | 108, 174 |
| Hörmann | 151 |
| Hörnes | 95 |
| Kaltenegger | 111, 121 |
| Kříž | 129, 134 |
| Löbisch | 108 |
| v. Luschan | 99, 105 |
| Marchesetti | 93 |
| Maška | 127 |
| Meringer | 169 |
| v. Merveldt | 69 |
| Mesrop-Parsadan Ter-Mowsesjanz | 165 |
| Mies | 147 |
| Mörz | 69 |
| Montelius | 118, 121, 128, 164 |
| Moser | 127, 128 |
| Much | 86, 92, 106, 107, 119, 128 |
| Palacky | 111, 116 |
| Ranke | 133, 144 |
| Reber | 102, 107 |
| Schoetensack | 107 |
| Sergi | 138 |
| von der Steinen | 105 |
| Szombathy | 87, 92, 120 |
| Toldt | 77 |
| Virchow | 70, 85, 87, 91, 93, 105, 107, 108, 116, 118, 120, 121, 122, 124, 127, 128, 134, 144, 151, 164, 165, 173 |
| Voss | 163 |
| Waldeyer | 141 |
| v. Wieser | 85 |

# II. Nachtrag.

## Zur vierten gemeinschaftlichen Sitzung.

Professor Dr. **von Wieser**-Innsbruck:

Hohe Versammlung! Es ist eine Gepflogenheit der beiden anthropologischen Gesellschaften, die hier zusammen tagen, dass auf ihren Kongressen die anthropologischen Verhältnisse des betreffenden Landes zum Gegenstand spezieller Erörterungen gemacht werden, eine löbliche Gepflogenheit, weil bei derartigen Besprechungen von vorneherein ein befriedigendes Resultat zu erwarten ist, insoferne sie Gelegenheit zu freiem Meinungsaustausch bieten, der sich für beide Theile, die einheimischen Forscher wie die fremden Gäste, lehrreich und anregend zu gestalten verspricht. Nun habe ich es übernommen, diesem Kongress — nach den interessanten und belehrenden Ausführungen des Herrn Hofraths Dr. Toldt über die somatischen Verhältnisse der Tiroler — auch Einiges zu berichten über die wichtigsten Ergebnisse der Urgeschichtsforschung in Tirol, da ja unsere beiden Gesellschaften nicht blos Anthropologie im engeren Sinne betreiben, sich nicht auf die somatischen Erscheinungen beschränken, sondern auch ethnographische und urgeschichtliche Fragen als gleichberechtigt in den Kreis ihrer Forschung ziehen, welche drei Disziplinen in innigem und untrennbarem Zusammenhange stehen.

Ich muss mir nun freilich vorbehalten, Detailfragen über die urgeschichtlichen Funde von Tirol nicht hier, sondern im Ferdinandeum vor unsern Sammlungen zu besprechen, weil eben nur dort, mit den Fundgegenständen in der Hand, eine fruchtbare Diskussion sich entwickeln kann, und ich beschränke mich heute darauf, nur ganz allgemein in kurzen Zügen die urgeschichtlichen Verhältnisse Tirols zu charakterisiren und einige Gesichtspunkte herauszuheben, welche mir für die Beurtheilung der urgeschichtlichen Funde in Tirol massgebend erscheinen.

Ich habe da zunächst zu konstatiren, das wir in der ganzen Provinz Funde aus der paläolithischen Zeit nicht mit Sicherheit haben nachweisen können, eine Thatsache, die übrigens nichts Ueberraschendes hat, denn es unterliegt gar keinem Zweifel, dass unsere Alpenthäler noch lange Zeit vergletschert blieben, als das Vorland bereits bewohnt war.

Dagegen können wir die Anwesenheit des Menschen in Tirol während der neolithischen Zeit mit der grössten Bestimmtheit konstatiren. Naturgemäss finden sich Spuren menschlicher Bewohner früher und reichlicher auf den sonnigen Südabhängen der Alpen, als hier im nördlichen Theile von Tirol. Schon seit Jahren ist eine ganze Reihe von Stationen im südlichen Tirol aufgedeckt, welche ausgesprochen der neolithischen Zeit angehören, so in der unmittelbaren Umgebung von Trient, bei Roveredo, auf dem Nonsberg u. s. w. Erst in neuerer Zeit ist es dann gelungen, mehrere neolithische Stationen auch in Deutsch-Tirol nachzuweisen. Es ist ein hervorragendes Verdienst des heute bereits mehrfach citirten Herrn Dr. Tappeiner, eine der interessantesten Stationen dieser Art aufgedeckt zu haben: St. Hippolit bei Meran. Es ist das auch die erste Station, welche ich Dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Herrn Dr. Tappeiner persönlich genau habe studiren können, und es unterliegt gar keinem Zweifel, dass wir es hier mit einer dauernden Ansiedlung zu thun haben. Es ist dieser Platz auch nach der neolithischen Periode durch längere Zeit besiedelt geblieben. Im nördlichen Tirol sind verschiedene Einzel-Funde aus der neolithischen Zeit bekannt geworden, aber es lässt sich nicht bestimmt sagen, ob eigentliche Stationen vorhanden waren. Gerade in der nächsten Umgebung von Innsbruck finden sich allerlei Zeugen frühzeitiger Anwesenheit des Menschen, Artefakte, Topfscherben, bearbeitete Knochen etc., die im Schotter eingebettet sind. Diese Artefakte stammen zum Theil gewiss aus der neolithischen Zeit, aber ihre Lagerung ist nicht die ursprüngliche, und wir sind vorderhand nicht berechtigt, von neolithischen Stationen im Norden Tirols zu sprechen. Ich erlaube mir noch zu bemerken, dass vor Kurzem auch Waffen aus Nephrit und Jadeit in Tirol gefunden wurden; so im Nonsberg und in der Station von St. Hippolit, an letzterer Stelle ein kleines, zierliches Beilchen, das ganz geeignet wäre, als Berloque an der Uhrkette getragen zu werden.

Aus der eigentlichen Bronzezeit besitzen wir schon ziemlich reichliches Material. Aber es handelt sich vorherrschend um Einzelfunde, in selteneren Fällen um Gräberfunde. Fast gar nie kommen eigentliche Stationen vor, die sich ausschliesslich auf die Bronzezeit erstrecken. Im Grossen und Ganzen muss man überhaupt konstatiren, dass die Bronzezeit verhältnissmässig schwach in Tirol vertreten ist, was um so mehr auffällt, als in dem westlichen Nachbarlande, der Schweiz, ja die Bronzekultur ausserordentlich hoch entwickelt war. Dieser Gegensatz ist ohne Zweifel durchaus kein zufälliger. Es ist neuerdings darauf hingewiesen worden, dass gerade die verkehrsarmen Länder reich an Bronzekulturartefakten sind, die ver-

kehrsreichen dagegen viel ärmer. Tirol hat aber immer zu den verkehrsreichen Ländern gehört. Immerhin lässt sich aus den Funden ein tieferes Eindringen der Menschen in das verzweigte Thalnetz noch während der Bronzezeit konstatiren.

Reich wird das Fundmaterial erst mit dem Beginne der Eisenzeit. Da haben wir nun sehr ergiebige Fundgruben in den Gräberfeldern. Gräberfelder aus der Hallstatt-Periode fanden sich in allen Theilen des Landes, im nördlichen Tirol ebenso wie im mittleren und südlichen. Diese Gräberfelder enthalten grösstentheils Brandgräber; aber diese zeigen nicht durchaus dieselbe Facies, sondern weisen lokale und regionäre Unterschiede auf. Gerade hier, in der Umgebung von Innsbruck, ist eine grosse Zahl solcher Urnenfriedhöfe aufgedeckt worden. Regelmässig sind die Gräber mit Steinen umstellt und mit Steinplatten bedeckt. Der Leichenbrand ist in grossen Urnen beigesetzt und nur ausnahmsweise in Steinkisten versenkt. Die Beigaben sind sehr typisch: ein krug- oder napfähnliches Gefäss, Schmuckgegenstände, häusliche Gebrauchsgegenstände wie namentlich Messer, aber fast niemals Waffen, wurden den Todten mitgegeben; Bronze herrscht weitaus vor, nur ganz vereinzelt erscheint neben Bronze auch Eisen. Das ist der Typus unserer nordtiroler Urnenfriedhöfe. Im südlichen Tirol treffen wir auch Urnenfelder, am bekanntesten ist das von Pfatten südlich von Bozen, das schon vor einigen Dezennien ausgebeutet worden ist. Diese südtirolischen Brandgräber tragen einen wesentlich anderen Charakter, als die nordtirolischen und es sind andere Einflüsse, die wir hier im Süden des Landes konstatiren können. Im östlichen Tirol, bei Welzelach im Iselthale ist endlich vor Kurzem von Herrn Forstkommissär Schernthanner (der sich unter den Anwesenden befindet) ein sehr interessantes Brandgräberfeld aufgedeckt worden. Ich habe Gelegenheit gehabt, in unserer Festschrift diesen Fund näher zu beschreiben; er hat wieder eine ganz andere Physiognomie, als die früher erwähnten aus Nord- und Mitteltirol.

Die Urnenfriedhöfe finden sich hier in der Gegend von Innsbruck, überhaupt im Innthal, so nahe beisammen, dass wir unbedingt daraus schliessen müssen, dass in jener Zeit, die ja verhältnissmässig weit zurückliegt, bereits eine recht dichte Bevölkerung das Thal bewohnte. Wir haben eigentlich noch im Weichbild unserer Stadt einen Urnenfriedhof zu verzeichnen. Derselbe dehnte sich zu beiden Seiten der Höttinger-Gasse aus und ist neuerdings in wiederholten Campagnen ausgebeutet worden. Wir finden weiter ganz analoge Urnenfelder in der Umgebung von Matrei, am Sonnenburger Hügel, bei Sistrans und bei Völs, also fünf in unmittelbarer Umgebung der Stadt. Dazu kommen zwei bei Imst und Wörgl. Das sind Urnenfelder mit einer sehr grossen Zahl von Gräbern, so dass die Besiedlung damals schon eine sehr intensive gewesen sein muss.

Auf die Hallstattkultur folgt dann auch bei uns diejenige, welche man nach der bekannten Schweizer Station als La Têne-Kultur zu bezeichnen pflegt, und die häufig auch einem bestimmten Volke, den Galliern zugeschrieben wird. Wir haben in Tirol aus dieser Periode meist nur Einzelfunde, nicht geschlossene Stationen. Es sind eben nur Ausnahmefälle, dass wirklich La Têne-Stationen vorhanden waren, wie der Friedhof von Col de flamm bei St. Ulrich in Groeden. Die La Têne-Kultur hat bei uns sehr lange angedauert; ihre Formgebung hält sich noch bis tief in die römische Periode. Die Römer sind bekanntlich bald nach Beginn unserer Zeitrechnung ins Land eingebrochen und haben massgebenden Einfluss auf das gesammte kulturelle Leben genommen. Auf die Römer folgten die Germanen, die in allen Theilen des Landes anthropologisch bedeutsame Spuren zurückgelassen haben. Es unterliegt keinem Zweifel, dass auch der südliche Theil des Landes ziemlich intensiv von Germanen besiedelt war: von den Gothen und insbesondere den Langobarden, welche in Trient ein eigenes Herzogthum gründeten. Den grössten ethnographischen Einfluss haben in Tirol unter den germanischen Stämmen entschieden die Bajuwaren ausgeübt. Sie drangen bis in das Herz des Landes vor und verdrängten in den von ihnen besetzten Gebieten den Romanismus für immer.

Als ein allgemeines wichtiges Resultat der urgeschichtlichen Beobachtungen in Tirol durch alle die genannten Zeiträume und Kulturphasen möchte ich hinstellen die Kontinuität der meisten Siedelungen. Ich habe Gelegenheit gehabt, an verschiedenen Punkten des Landes urgeschichtliche Funde zu beobachten in ununterbrochener Folge von der neolithischen Zeit bis auf die germanische, ja bis ins Mittelalter hinein. In weiteren Kreisen trifft man gar nicht selten noch jetzt die Ansicht verbreitet, dass von Zeit zu Zeit grosse Katastrophen über ein Land hereinbrechen, welche eine vollständige Umwälzung der kulturellen und ethnographischen Verhältnisse zur Folge haben. Aber diese Katastrophen-Theorie ist auf urgeschichtlichem Gebiete geradeso als abgethan zu betrachten wie in der Geologie. Der Begriff der „Ausmordung", welcher Ausdruck gerade durch den tirolischen Stylisten Fallmerayer in die Literatur eingeführt worden ist, existirt nach meinen Erfahrungen nicht, sondern die Kultur- und Völkerschichten gehen in einander über. Selbstverständlich werden auch da gelegentlich vorhandene Spannungen plötzlich und tumultarisch ausgelöst, ebensogut wie in der Geologie.

Nicht geringes wissenschaftliches Interesse verleihen den urgeschichtlichen Funden in Tirol die eigenthümlichen Beziehungen zu den Nachbargebieten. Wir können mit Bestimmtheit sagen, dass von Süden her eine sehr intensive Beeinflussung erfolgt ist, und zwar schon in sehr früher Zeit. Von zahlreichen Stationen in Südtirol besitzen wir Artefakte aus der Uebergangszeit der neolithischen in die Bronzekultur, die sich mit den Funden in den Terramaren der Poebene decken. Eigentliche Terramaren haben bisher nicht mit Sicherheit in Tirol nachgewiesen werden können, so wenig als eigentliche Pfahlbauten. Aber der halbmondförmige Henkel aus der Terramarenkultur, die „ansa lunata" der italienischen Prähistoriker kommt bei uns gar nicht selten vor. Auch sonst treffen wir die eigenthümliche Dekorationsweise der Terramarenkultur gelegentlich in den südtirolischen Stationen. In späterer Zeit wird der Einfluss der italischen Kultur noch deutlicher und intensiver: in der Villanova- und der Certosa-Periode. Derartige Einflüsse von Süden her, von Italien, konnten vorderhand nicht mit Bestimmtheit weiter nach Norden herauf, etwa bis ins Innthal, nachgewiesen werden. Aber ich vermag auch andererseits nicht direkt die Behauptung aufzustellen, dass hier eine solche Beeinflussung nicht stattgefunden hat. Es sind da die vorhandenen Beobachtungen noch nicht ausreichend.

In neuerer Zeit haben sich auch ziemlich zahlreiche und interessante Analogieen mit Funden in dem benachbarten Kärnthen, Krain und Istrien ergeben. Es ist in dieser Beziehung speciell darauf hinzuweisen,

dass wir in Tirol eine ziemlich grosse Zahl figürlich dekorirter Bronzegefässe besitzen, die unmittelbar verwandt sind mit denen aus den südostalpinen Gebieten und aus Este. In neuerer Zeit pflegt man die ganze hier in Betracht kommende Kultur einem bestimmten Volke zuzuschreiben, nämlich den Illyrern. Vieles von diesen Bronzegeräthen ist, wie sich aus der eigenartig provinziellen Differenzirung des Styles ergibt, im Lande selbst fabrizirt, und insoferne sind dieselben auch für die Paläoethnologie von Tirol von grosser Bedeutung.

Es kommt dann noch eine andere Kulturbeeinflussung in Betracht, die der La Têne-Kultur. Es spricht Manches dafür, dass diese nicht direkt von Westen, sondern eher von Südwesten in das Land eingedrungen ist. Zwischen den urgeschichtlichen Verhältnissen der Schweiz und Tirols besteht ein ziemlich grosser Abstand. Andererseits lässt sich konstatiren, dass die Funde in Nordtirol und die im nördlichen Vorlande in sehr intimen Beziehungen zu einander stehen, wie z. B. die schöne Arbeit von Dr. Naue über die Bronzezeit in Bayern genügend dargethan hat.

Die Entwickelung der Kultur in Tirol ist ganz entschieden sehr massgebend beeinflusst worden durch die geographischen Verhältnisse, insbesondere durch die Position des Landes. Tirol nimmt und nahm immer eine eigenthümliche Mittelstellung ein. Von der apenninischen Halbinsel geht die Passage nach den nordeuropäischen Gebieten mitten durch Tirol und zwar längs einer von der Natur gegebenen Linie. Es führt hier ein nahezu meridional verlaufendes Doppelthal über den Hauptkamm der Alpen: das Etsch- und Eisakthal einer- und das Sillthal andererseits. Das ist eine Verkehrslinie, welche schon in den ältesten Zeiten frequentirt worden ist. Von Osten her ist das Land noch leichter und bequemer zugänglich durch die nach zwei Seiten abwässernde Rinne des Pusterthales. Und in der That haben diese beiden Linien, welche im Herzen des Landes zusammentreffen, den Verkehr in früher Zeit schon rege gemacht und sind auf ihnen die mannigfachsten Kulturkeime hereingekommen. Wenn wir das im Auge behalten, so darf es uns nicht wundern, dass die Beeinflussung vom Norden, Süden und Osten her eine sehr intensive gewesen ist.

Es sind dann noch gewisse Eigenthümlichkeiten des Landes und seiner Bevölkerung für die Entwickelung dieser von Aussen überkommenen Kulturkeime massgebend geworden. Noch heute ist ein Charakterzug des Alpenbewohners und speziell des Tirolers der Konservatismus, und diese Eigenthümlichkeit geht ganz entschieden bis in die urgeschichtliche Zeit zurück. Wir können in der frühesten Zeit schon die Neigung beobachten, am Alten, einmal Gegebenen festzuhalten, die alten Typen zu bewahren, auch noch zu einer Zeit, wo sie anderswo längst als unmodern abgelegt worden waren. Es sind zwei verschiedene Tendenzen, die sich bei uns kreuzen: einerseits die günstige Verkehrslage, die ein drängendes, treibendes Motiv repräsentirt, anderseits dieses zähe Festhalten an dem, was einmal war und hergekommen ist. Daraus resultiren allerlei eigenthümliche Erscheinungen. Dem drängenden Elemente sind die verschiedenartigen fremden Kulturkeime zuzuschreiben, die wir nebeneinander im Lande finden. Anderseits begegnen wir vielfach veralteten Formen, die uns in diesen Lagen und Positionen förmlich überraschen. In Pfatten bei Bozen z. B. sind Gräber aufgedeckt worden mit exquisitem Hallstatt-Inventar von oberitalischem Charakter, und daneben haben sich ausgesprochene Terramaren-Typen erhalten. In den Gräberfeldern des Innthales begegnet uns ein Material, das der ausbeutende Urgeschichtsforscher unbedingt für die reine Bronzezeit in Anspruch nehmen würde. Es gibt aber eine ganze Reihe von Momenten, welche beweisen, dass diese Funde durchaus nicht so alt sind, als sie scheinen. Wir treffen da neben bronzezeitlichen Typen auch solche, welche unbedingt der jüngeren Hallstattperiode angehören. Besonders bezeichnend ist weiter die Zähigkeit, mit welcher in ganz Tirol die La Têne-Formen festgehalten sind. Wir treffen Fibeln aus der späteren römischen Kaiserzeit, welche ein weniger geübtes Auge für La Têne-Fibeln halten würde. Erst bei genauerem Zusehen erkennt man, dass es römische Provincial-Fibeln sind.

Ich möchte zusammenfassend die Ansicht aussprechen, dass die urgeschichtlichen Funde in Tirol desswegen ein eigenartiges und allgemeines Interesse besitzen, weil wir uns in einem ausgesprochenen Grenzgebiete befinden. Im Herzen von Tirol sind drei Kulturkreise unmittelbar in Kontakt getreten, die für die prähistorische Entwicklung von der allergrössten Wichtigkeit sind: italische Einflüsse von Süden, dann illyrische von Osten und gallische von Südwesten. Es ist unter diesen Umständen natürlich nicht immer ganz leicht, die einzelnen Fundgegenstände genau zeitlich zu bestimmen. Aber es liegt darin eine Aufforderung, die Sachen um so schärfer anzusehen. Das Studium der Grenzgebiete ist immer von ganz besonderem Reize. Ein geistreicher Schriftsteller hat einmal gesagt: wie der moderne Reisende an der politischen Grenze verhalten werden kann, seine Legitimation vorzuweisen, so gelingt es dem Forscher in den Grenz- und Uebergangsgebieten oft am leichtesten, den Dingen so recht auf den Grund zu schauen und ihre Eigenart und charakteristischen Merkmale richtig zu erkennen.

In diesem Sinne darf ich vielleicht hoffen, dass unsere bescheidene, äusserlich durchaus nicht imponirende Sammlung urgeschichtlicher Gegenstände für die Kongresstheilnehmer nicht ganz ohne Interesse sein wird.

Herr Regierungsrath **Constantin Hörmann**, Museumsdirektor in Sarajevo (Bosnien):

### Ueber nationale Volksspiele in Bosnien und der Herzegovina.

Wenn ich es unternehme, in dieser geehrten Versammlung ein Bild über nationale Spiele und Schaustellungen in Bosnien und der Herzegovina zu entwerfen, so bin ich mir dessen vollkommen bewusst, dass ich vorderhand nur eine flüchtige Darstellung zum Gegenstande zu geben in der Lage bin, denn die Forschungen des erst vor sechs Jahren ins Leben gerufenen bosnisch-herzegovinischen Landesmuseums sind gerade auf ethnographischem Gebiete von noch allzujungem Datum, als dass man aus den bisherigen Ergebnissen schon jetzt bestimmte Schlussfolgerungen ziehen könnte.

Durch Jahrhunderte von abendländischen Kultureinflüssen fast gänzlich abgeschlossen, erhielt sich beim bosnischen und herzegovinischen Volke, dessen konservativer Charakter uns auf Schritt und Tritt zur Wahrnehmung gelangt, mancher, aus weiter Vergangenheit stammender Brauch in ursprünglicher Reinheit. Ganz besonders ist dies der Fall bei Volksspielen und Tänzen, welche bei den übrigen stammverwandten südslavischen Völkerstämmen, den Serben, Kroaten und Slovenen, und theilweise auch den Bulgaren, entweder schon der Vergessenheit anheim gefallen sind, oder in Folge des nivellirenden Einflusses der westlichen Kultur und der von dort übernommenen neuen Lebensanschauungen und Gewohnheiten Modifikationen erfahren haben, die dem nationalen Spiele mehr oder minder seine Eigenart benahmen.

Wenn wir die in so grosser Zahl erhalten gebliebenen mittelalterlichen Grabdenkmäler Bosniens und der Herzegovina — bisher wurden in 1678 Gräberfeldern nicht weniger als 59,455 solcher Denkmäler gezählt — betrachten, so entdecken wir an gar vielen derselben Sculpturen, welche die markantesten Lebensgewohnheiten der Bosnier und Herzegovzen zur Zeit bis zur türkischen Invasion, welche im Jahre 1463 dem bosnischen Königreiche das Ende bereitete, zur Darstellung bringen. Wir finden dort neben Jagdszenen vielfach den Kolotanz und Tournierspiele veranschaulicht, Vergnügungen, welchen der Bosnjake und Herzegovze mit demselben Eifer und in fast unveränderter Form wie seine Vorfahren auch heutzutage huldigt.

In dieser Beziehung bleiben die Bekenner des muhammedanischen Glaubens hinter ihren Brüdern der beiden christlichen Konfessionen nicht zurück, denn in allen seinen Lebensgewohnheiten blieb der zur Zeit der Eroberung des Landes durch die Osmanen zum Islam übertretene Theil der Bevölkerung, — soweit dies mit den Satzungen des muhammedanischen Glaubens nicht im direkten Widerspruch stand — den von den Vorfahren ererbten Sitten und Gebräuchen treu.

Zu weit würde es mich führen, wollte ich hier des Näheren schildern, wie der bosnisch-herzegovinische Muhammedaner dem eigentlichen Osmanenthum seine eigene Volksthümlichkeit mit starrer Beharrlichkeit entgegensetzte, und demselben in Zeitläufen, wo es sich darum handelte, ererbte Sitten und Bräuche gegen die von den Osmanlis angestellten Abschaffungs- oder Abänderungsversuche zu vertheidigen, selbst mit der Waffe in der Hand die Stirne zu bieten wusste.

Ich erinnere nur daran, dass, als im fünften Decennium dieses Jahrhunderts im türkischen Reiche reguläres Militär aufgestellt und für dasselbe eine eigene Uniform eingeführt wurde, die bosnisch-herzegovinischen Muhammedaner, welche jederzeit zu den tapfersten Streitern des osmanischen Reiches zählten, dieser Neuerung bewaffneten Widerstand entgegenbrachten und dass es erst der eisernen Faust des kroatischen Renegaten, Ghazi Omer-Pascha Latas, gelingt, diese Reformen nach jahrelangen blutigen Kämpfen durchzuführen. Und als sich unmittelbar vor der Okkupation des Landes durch Oesterreich-Ungarn, unter Hadži Loja's Führung, die aufständische Bewegung vorbereitete, die in ihren Anfängen sich gegen die Osmanlis richtete, da war es eine der ersten Verfügungen dieses verwegenen Insurgentenführers, die Ablegung der dem Abendlande nachgebildeten Militäruniform und der westländischen Zivilkleidung, wie auch gleichzeitig die Anwendung der bosnischen Nationaltracht für Jedermann ohne Ausnahme zu dekretiren.

Heiteren Temperaments, genügsam in seinen Anforderungen an das Leben, versteht es der Bosnier und Herzegovze, sei er Bauer oder Städtler, dem Leben die heiterste Seite in seinen Mussestunden abzugewinnen. Er liebt die Geselligkeit, was die Vorbedingung der sprichwörtlichen südslavischen Gastfreundschaft ist, und beide Eigenschaften bringen es mit sich, dass bei Versammlungen, die aus vielfachen Anlässen im Hause wie auch im Freien stattfinden, neben Erzählungen und von Gusla-Klängen begleiteten Recitationen uralter Heldenlieder eine Menge von Spielen die Zeit angenehm verkürzen helfen.

Bei Aufzählung der mir bekannt gewordenen, von mir so oft belauschten Volksspiele werden sich einige finden, deren Ursprung ein allgemeiner ist; die meisten sind aber rein slavisch. Unter den Kinderspielen finden wir vor allem einige aus der Antike überlieferte und mehr oder weniger zum Gemeingut aller Völkerstämme gewordene Spiele. So zunächst das mit dem antiken Scrupulus identische Spiel „Koza“ (Ziege) genannt, wo es sich darum handelt, von vier Kieselsteinen zunächst einen, dann zwei, drei und vier aufzufangen, während der fünfte in die Höhe geworfen und ebenfalls abgefangen werden muss, worauf dann noch der Spieler beim steten Emporwerfen und Ab-

fangen des fünften Steines die übrigen vier durch das vom Daumen und Zeigefinger der linken Hand gebildete Thor in die Hürde (Tor) oder das Zelt (Čador) hineinzuschnellen hat. Dieses sehr beliebte Mädchen- und Knabenspiel wird wegen der fünf verwendeten Scrupuli allgemein auch petenjak genannt (vom Worte pet = fünf).

Statt mit Glaskugeln spielen die bosnischen Knaben mit Nüssen auf dreierlei Art:

Beim Kupa-(Häufchen-)Spiel gilt es, vom Standorte (pik) aus ein aus vier Nüssen gebildetes Häufchen mit einer vom Daumen fortgeschnellten Nuss, dem sogenannten „Kupac", zu treffen.

Beim Spiel „Šehovi" (die Scheichs, muhammedanische Mönche) werden die Nüsse in eine Reihe aufgestellt, um vom Standorte aus durch einen gut gezielten Wurf der Reihe nach getroffen und gewonnen zu werden; gelingt der Wurf nicht, so ist die Wurfnuss der Reihe der Šehovi anzureihen.

Bei dem Spiele Dugonona (die langbeinige) wird die Vorhand durch den besten Wurf zu einem bestimmten Ziele errungen, von welchem aus dann der glückliche Werfer die nächstliegenden Nüsse der Mitspieler anpocht.

Ich glaube, dass es nicht uninteressant ist, wenn ich erwähne, dass das in Tirol unter dem Namen „Sautreiben" bekannte, in der Festschrift der geehrten Versammlung von meinem tirolischen Namensvetter beschriebene Spiel in Bosnien und der Herzegovina zu den Lieblingsspielen nicht bloss der Kinder, sondern selbst der Erwachsenen zählt, und heisst es dort Keva, Ćureta oder auch Svadba. Gespielt wird dasselbe ganz auf dieselbe Weise und wird das Mittelloch „Kotar" (die Hürde), die Löcher der Mitspieler Kuće (die Häuser), die „Sau" aber „ćur" genannt.

Ausgesprochene Vorliebe hegt der Bosnier und Herzegovze für gymnastische Spiele.

Bei den so beliebten Ausflügen auf's Land, den sogenannten Teferići, bei Zusammenkünften an Feiertagen, bei Hochzeiten und sonstigen Familienfesten würde der Fremde, wenn er das Treiben des Volkes beobachtet, meinen, in eine längst vergangene Zeit versetzt zu sein, und geradezu darüber staunen, mit welcher Hingabe sich die bosnische Jugend den verschiedenartigsten Muskelübungen hingibt. Sein Erstaunen würde sich aber noch steigern, wenn er bemerkt, dass sehr oft, verführt durch das Treiben jüngerer Leute, sich aus dem Kreise der Zuschauer selbst ergraute bärtige Männer in den Kreis der Spieler mengen, um der Jugend zu zeigen, dass auch sie noch ernst zu nehmende Rivalen im Spiele seien.

Eine der beliebtesten Kraftübungen ist das in der Antike so stark kultivirte Diskoswerfen. Bei uns in Bosnien und der Herzegovina vertritt die Stelle des Diskos allerdings bloss ein grösserer Stein (Kamen), eine Kanonenkugel (Džunle) oder eine eiserne Stange von etwa Meterlänge (Ćuskija). Der Wurf erfolgt ohne Anlauf und beim Stein oder der Kugel auch ohne Armbewegung. Der Stein oder die Kugel wird mit der Hand ober der rechten Schulter gehalten, der ganze Körper in eine schaukelnde Bewegung versetzt und im Momente, wo der Diskobol die gehörige Schwungkraft erhalten zu haben meint, durch Vorbeugen des Oberkörpers und nach vorne Strecken des Armes fortgeschnellt. Deshalb heisst das Spiel „Kamena s ramena" (Stein vom Arme). Beim Wurfspiel mit der Eisenstange darf derselben die Schwungkraft durch Armschwenkungen gegeben werden.

In bunter Reihe folgen nun Lauf- und Sprungübungen. Der Lauf wird entweder ohne Hilfsmittel oder aber mit Zuhilfenahme zweier, etwa 1½ Meter langer fester Stöcke, die dem Läufer zum Fortschnellen dienen, ausgeführt. Die Läufer entkleiden sich vollständig bis auf die Unterhose und stellen sich am Start in einer Reihe auf, um auf das Kommando des Spielleiters zum Ziele zu eilen. Distanzen von 1000—2000 Meter sind keine Seltenheit; als Preise dienen: ein Hemd, gestickte Tücher u. dgl. — Die Sprungübungen sind wie überall zweifach, der Weit- und der Höhensprung mit und ohne Anlauf. Höhensprünge von 1½ bis fast 2 Meter sind, natürlich mit Anlauf, in Bosnien keine Seltenheit und hatten einige hier anwesende Herren vor wenigen Tagen erst in Pod Romanja Gelegenheit, dieses Spiel zu beobachten.

Ein Sprungspiel, welches uns griechische Vasengemälde vorführen, ist das in Bosnien und der Herzegovina bei Volksfesten noch gegenwärtig gebräuchliche Springen auf eine aufgeblähte, frische Ziegenhaut. Die frisch abgezogene, gut aufgeblasene und hierauf luftdicht verbundene Ziegenhaut wird auf den Erdboden, der von Steinchen oder Holzstücken sorgsamst gereinigt wird, niedergelegt und müssen die Springer, welche sich um die gewöhnlich sehr bescheidenen Siegerpreise bewerben, trachten, die aufgeblähte Haut durch Aufspringen auf dieselbe mit der kräftig anzusetzenden Ferse zum Platzen zu bringen. So unterhaltend das Spiel für den Zuschauer ist, so hat es schon manchem, durch die elastische Kraft des Schlauches weit weg geschleuderten Springer ein böses Andenken eingetragen.

Allgemein verbreitet ist auch der Ringkampf, „hrvanje", wobei sich die Kämpfer nicht selten bis auf die Unterhose entkleiden. Als Regel gilt, dass die Kämpfenden sich bloss an den Armen und um den Oberleib fassen dürfen. Kniestellen oder sonstige Finten sind verpönt; der Kämpfer muss trachten, den Gegner ausschliesslich durch die Muskelkraft seines Armes zu Boden zu strecken.

Wieder andere Spiele dienen zur Erprobung der Hebekraft. „Dizanje Kabala" (das Eimerheben) besteht darin, dass zwei Männer, welche in hockender Stellung sich mit den Händen an den Zehen festhalten und sich den Rücken zukehren, von dem ländlichen Athleten gleichzeitig bei ihren festgebundenen Leibgürteln gepackt, in die Höhe gehoben und herumgedreht werden müssen. Aehnlich geschieht es beim „Bisage-(Satteltaschen-)Spiel", bei dem sich der ländliche Athlet auf Knie und Ellenbogen niederhockt und zwei der Mitspieler sich auf seinen Nacken und Rücken kräftig niedersetzen; nun muss er die Beiden derart emporheben, dass er sammt der Last auf Händen und Füssen ruht und sich nach vorwärts und rückwärts je einige Schritte bewegt.

Gewaltige Muskelkraft erfordert aber auch das sogenannte „Speerheben" (Koplje dizati). Ein Bursche liegt am Rücken in starrer Haltung am Boden, der andere fast ihn nun in gebeugter Stellung mit beiden Armen an den Unterschenkeln (über das Knie darf er nicht greifen) und hebt den starren Körper — das Koplje, den Speer — empor, bis derselbe in die senkrechte Lage kommt.

Seltener als die vorgenannten sind in Bosnien und der Herzegovina equilibristische Spiele; mir sind nur zwei derselben bekannt geworden. Das eine, welches „Spiessdrehen" (Ražanj) genannt wird, ist eine Art am gespannten Seil ausgeführter Kniewelle, während

das zweite eine mimische, derb komische Abschiedsszene des nach Mekka ziehenden Pilgers (Hadżi) darstellt. Der Hadżi steigt auf das in Mannshöhe straff gespannte Seil und hockt mit unterschlagenen Füssen auf demselben. Um sich am Seile in dieser Stellung zu erhalten, hält er in beiden Händen Stöcke, da er aber die Begrüssungen der Zuschauer in orientalischer Weise mit der rechten Hand erwidern und mit der linken mimisch darstellen muss, dass er das Reitpferd leitet, so geschieht es nur allzu oft, dass er das Gleichgewicht verliert und zu Boden fällt, was natürlich die Zuschauer zum Lachen bringt.

Ein bei Jung und Alt sehr beliebter Wintersport ist das Plazalospiel (Schlittenfahren), wobei die Spieler auf ganz kleinen Schlitten von kaum 60—80 Centimeter Länge die steil geböschte Bahn heruntersausen und zum Steuern sich lediglich der Füsse bedienen dürfen. Die beiden Schlittenschienen sind entweder abgerundet (gajtouli), zugespitzt (ligure) oder mit scharfen Eisen beschlagen (čibuklije). In Sarajevo werden zu diesem Vergnügen, an dem ich sehr oft 50 und 60jährige Männer theilnehmen sah, die steilsten Strassen oder Bergabhänge gewählt und die Rutschbahn durch fleissiges Begiessen — wozu zeitweise gefärbtes Wasser verwendet wird — recht glatt gemacht. Die echten Plazalo-Virtuosen lassen sich aber die glatte Bahn nicht genügen, sondern es werden für sie durch aufgeworfene, fest gestampfte Schneebänke (die sogen. Skakala, Sprungstellen) in Abständen von 10—15 Mtr. mehrere Hindernisse hergestellt, welche der kühne Schlittenfahrer in sausender Fahrt durch geschicktes Emporschnellen des Schlittens zu übersetzen hat.

Gesellige Versammlungen an langen Winterabenden, bei Muhammedanern zumeist zur Zeit des Fastenmonates Ramazan, sind dem Bosnier und Herzegovzen ein Bedürfniss, welches er nach alter Väter Sitte unter keinen Umständen unbefriedigt lassen will. Bei diesen Versammlungen (Sijelo, sastanak, prelo = Spinnabend) finden sich Alt und Jung aus allen befreundeten Nachbarhäusern ein, bei den Muhammedanern natürlich bei Trennung der Geschlechter, und vertreibt man sich die Zeit bis in die späte Nacht mit Gesang und einer reich abwechselnden Serie anziehender, dabei stets dezenter Spiele, welche sich um so reizender darstellen, weil mancher Vorfall, der sich im Dorfe oder in der Nachbarschaft ereignete, in humorvoller Weise parodirt in das Spiel und den Begleitgesang mit verflochten werden. Niemand wird es einfallen, wegen solcher Scherze böse zu thun, denn heilig wird das Sprichwort gehalten, „dass Scherze im Spiele keine Beleidigung sind".

Die Aufzählung aller dieser Spiele würde zu weit führen und dürfte es genügen, bloss zu erwähnen, dass sie in zwei Gruppen zerfallen, von denen die eine Reigenspiele sind, wobei die Spieler im Kreise auf dem Boden oder den Minders sitzend nach dem Kommando des Spielleiters (Majstor) verschiedene pantomimische Szenen aus dem Leben durchführen, oder einen in der Mitte postirten Spieler von irgend welcher Verrichtung zu befreien trachten, was die Gegenpartei zu vereiteln versucht. Jedes dieser Spiele hat seine festen Regeln, wobei aber Improvisationen gerne eingeschoben werden. Manche dieser Spiele begleiten Gesänge oder auch Reigentänze nach eigenem Rhythmus und Tanzschritt.

Die zweite, noch mannigfaltigere Gruppe bilden Versteckspiele, bei denen es gilt, auf mehr oder minder spannende Weise Gegenstände zu errathen. Eines der beliebtesten dieser Art heisst „prsten pod findzanom" oder „prsten pod kapom" (Ring unter der Kaffeeschale oder Mütze) und wird in ähnlicher Weise ausgeführt, wie das Ringspiel, wobei zu errathen ist, bei welchem der Mitspieler sich der Ring befindet. —

Den Glanzpunkt jedes Festes, jeder geselligen Zusammenkunft bei verschiedenen familiären oder öffentlichen Anlässen bildet der nationale Reigentanz, das „Kolo". Ohne ihn ist keine Festlichkeit denkbar. Wenn die Muhammedaner am Vorabende des Alidžun (mit dem St. Eliastage identisch) in hellen Schaaren die nächste Bergkuppe besteigen, um dort den anbrechenden Morgen oder wie sie sagen „die Geburt der Sonne" zu erwarten; wenn sie am Nachmittage des Alidžun in's Freie zum Teferić (Ausflug) wandern; wenn sich die Dorfbewohner bei einem Nachbar über dessen Einladung zur „Moba" (freiwillige Arbeitsleistung) oder zum „Komušanje" (Auslösen der gebrochenen Maiskolben) einfinden; wenn der orthodoxe Christ sein „Krsno ime" (Fest des Hauspatrons) feiert; wenn sich die christliche Bevölkerung beim Kirchweih oder sonst einem kirchlichen Feste, der Muhammedaner beim Turle (Grabstätte) eines heiligen Mannes versammelt; endlich wenn Hochzeiten oder sonstige Familienfeste stattfinden, so bezeichnet der Kolotanz stets den Höhepunkt der Festesfreude.

Den Tanz begleiten entweder gesungene Melodien oder es dreht sich der Reigen nach dem Rhythmus volksthümlicher Instrumente: der Diple, Tamburica, ćemane, šargija, svirala u. s. w.[1]). Im Kolo tanzen nur Mädchen und Burschen, selten zu Paaren, sondern willkürlich im Reigen geordnet. Bei Muhammedanern tanzen die Burschen für sich im muško kolo (Männer-Kolo), die Mädchen getrennt im Žensko kolo (Weiber-Kolo) im abgeschlossenen Hofraum oder Garten.

Der „Kolovogja" (Reigenführer, Vortänzer) leitet den Tanz und Gesang; wird aber das Kolo mit Instrumental-Musikbegleitung exekutirt, so sind die Musikanten in der Regel in der Mitte des Reigens postirt. Wer erblickt hier nicht eine überraschende Aehnlichkeit mit dem Horostanz der alten Griechen, wobei ich noch bemerken möchte, dass der Kolotanz bei den Bulgaren den Namen „Horo" führt und dass eine Art Kolo in einigen Theilen Serbiens „Oro", „Kraljevo oro" (Reigen, Königsreigen) genannt wird. —

Vielfach sind die Arten des Kolo, die Tanzschritte und das Tempo so vielseitig, dass es eines geschickten Musikologen und Tanzkünstlers bedürfen würde, um alle Motive dieses so beliebten Nationaltanzes in den verschiedenen Gebieten der südslavischen Völkerstämme festzustellen. Zwei interessante Arten des Kolo konnte ich in Bosnien und der Herzegovina beobachten, die ich sonst in den von Südslaven bewohnten Ländern nicht vorfand. Die eine ist das dvostunko kolo (Doppelreigen), bei welchem in der Mitte des grossen Reigens ein kleinerer Kreis kräftiger Burschen (gewöhnlich vier bis sechs) tanzt, auf deren Schultern in aufrechter Stellung ebenso viele junge Männer stehen und Mühe haben, sich bei den lebhaften Bewegungen ihrer Träger im Gleichgewichte zu erhalten. Die andere interessante Koloart ist das junacko kolo (Heldenreigen), wo die nach Art der Quadrille in zwei Reihen

1) Diple ist die antike Syrinx, tamburica ein kleines, mandolinenartiges, mit vier gleich gestimmten Drahtsaiten versehenes Instrument; die šargija ist der tamburica ähnlich, doch grösser und in g-dur-Accord gestimmt; Ćemane die Violine, Svirala die Hirtenflöte.

aufgestellten Tänzer reihenweise in der Richtung zur Gegenreihe zunächst einige Schritte im langsamen Tempo schreiten, um hierauf einen gewaltigen Sprung auszuführen.

Zum Schlusse möchte ich noch die nationalen Schauspiele erwähnen. Es ist dies eine Belustigung von so allgemein ethnographischer Basis, dass es für diesmal genügen dürfte, bloss das Vorhandensein volksthümlicher Possenspiele auch in Bosnien und der Herzegowina zu konstatiren. Das Sujet dieser Studie wird meist dem Leben entnommen und werden in mancher derselben mit beissender Satyre durch Wort und Geberden althergebrachte Missbräuche gegeisselt.

So erinnere ich mich einer solchen ländlichen Posse, die eine gelungene Parodie des alten Gerichtsverfahrens, bei welchem Bakšiš (Geschenk) und Rušve (Bestechung) weit ausschlaggebender war, als das geschriebene Recht.

Ein anderes „Hadžija" betiteltes Volksschauspiel parodirt den Mekkapilger, welcher einst jahrelang auf der Pilgerreise zur Kaaba (Grab des Propheten) verweilte. Während seiner Abwesenheit gehen Haus und Hof zu Grunde und wird von den leichtsinnigen Söhnen des Hadžija zum Schlusse auch sein Weib verkauft, was den rückgekehrten Hadži dazu treibt, von der heimathlichen Scholle in die weite Welt zu flüchten.

Die hauptsächlichste Würze erhalten diese mit vielen derben Spässen versetzten Possen durch den wirklich durchschlagenden, urwüchsigen Humor der Darsteller.

Auch Umzüge, die an bestimmten Tagen veranstaltet werden, konnten in Bosnien und der Herzegovina konstatirt werden, wobei es auffällt, dass sich diese bis zum heutigen Tage nur bei der muhammedanischen Bevölkerung erhalten haben. Ein solcher Umzug, „Trubaljke" genannt, wird am Vorabende des Georgstages ausgeführt. Die jungen Burschen aus allen Häusern des Dorfes versammeln sich an einem bestimmten Platze und bringt jeder eine aus Weiden- oder Haselnuss-Rinde gedrehte Flöte mit. Unter Leitung eines gewählten Führers zieht nun die Gesellschaft von Haus zu Haus, wobei zuerst das Haus eines Weibes, welche im Verdachte der Hexerei steht, aufgesucht wird. Dort angekommen, stossen alle in ihre Flöten und spektakuliren durch einige Zeit, um sodann nach der Reihe alle Dorfhäuser abzugehen und überall den gleichen Lärm zu machen. Dadurch soll den Anschlägen böser Geister und der Hexen vorgebeugt werden.

Ein anderer Umzug, Čaraice (wörtlich übersetzt Beschwörer) oder Očice (Seher) genannt, geht, nachdem sich die Theilnehmer vermummt haben, am Vorabende des Weihnachtsfestes von einem muhammedanischen Hause zum andern, angeführt vom „Did" (Djed, der Greis) und der „Cura" (Mädchen), welche ein in Weiberkleidung gehüllter Bursche darstellt. Beim Hause angekommen, wird der Hausherr herausgeklopft und von ihm eine Gabe erbeten, indem ihm gleichzeitig Glück und Gottessegen gewünscht wird. Lässt sich's der Hausherr beifallen nicht zu erscheinen oder gibt er den Čaraice's keine Gabe, so folgen arge Beschimpfungen, die ebenso wie die Segenswünsche nach althergebrachten, unabänderlichen Formeln vom „Did" gehalten werden.

Hiemit glaube ich, eine übersichtliche Darstellung der in Bosnien und der Herzegowina gebräuchlichen Volksspiele gegeben zu haben. Manche dürften wohl von den Nachbarstämmen übernommen sein, die meisten wurzeln aber in weiter Vergangenheit. Viele der letzteren scheinen von den Urbewohnern den slavischen Einwanderern überliefert worden zu sein und deuten namentlich die gymnastischen Kraftübungen auf die klassische Antike, — oder sind sie urslavischen Ursprunges, wie z. B. alle eigentlichen Festspiele, und namentlich der Kolotanz, von dem man mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen könnte, dass er in urslavischer Vergangenheit nicht ein blosses Vergnügen war, sondern sacrale Bedeutung hatte. Wird ja doch dieser Tanz mit Vorliebe hauptsächlich an Festtagen ausgeführt, welche, wie St. Georgs- und St. Eliastag, mit den Festtagen slavischer Natur-Gottheiten übereinstimmen.

Ich kann meinen Vortrag nicht schliessen, ohne des nationalen Barden, des Guslars zu gedenken, der bei jeder Festesfreude der bosnisch-herzegovinischen Bevölkerung erscheint, um zu den monotonen Tönen seines einsaitigen Instrumentes die Thaten des Kulin ban, des Königssohnes Marko, des muhammedanischen Nationalhelden Alija Gjerzelez und anderer Junaken zu besingen. Um ihn versammelt sich Alt und Jung, um durch viele Stunden seiner in formvollendeten zehnsilbigen Versen abgefassten Recitation andächtig zu lauschen. Im Volksdichter finden wir aber auch den echten Volksdichter, der die wichtigsten Begebenheiten des Alltagslebens, die ihn zum Singen und Sagen inspiriren, in wohlgesetzten Versen mit spielender Leichtigkeit improvisirt, und wird es mich deshalb nicht Wunder nehmen, wenn jener Repräsentant der bosnischen Guslarn, den wir vor wenigen Tagen auf der für die Urgeschichtsforschungen so wichtigen Glasinacer Hochebene den dahin gekommenen Archäologen und Anthropologen vorstellen konnten, schon in kürzester Zeit die Thätigkeit des ersten wissenschaftlichen Kongresses in Bosnien-Herzegovina seinen Zuhörern zu den Klängen der Gusla verkünden wird.

# MITTHEILUNGEN
der
# Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XXIV. Der neuen Folge XIV. Band.)

**Nr. 5.** November u. December. **Sitzungsberichte.** **1894.**



INHALT: **Ausschuss-Sitzung am 13. November 1894.** 1. Veränderungen im Mitgliederstande; S. [197]. — 2. Festsitzung; S. [197]. — 3. Beglückwünschungen; S. [197].
**Monats-Versammlung am 13. November 1894.** 1. Meringer, Die typische Ausstattung des oberdeutschen Hauses; S. [197]. — 2. Hein, Reisenotizen; S. [197].
**Ausschuss-Sitzung am 11. December 1894.** 1. Ehren- und correspondirende Mitglieder; S. [199]. — 2. Neues Mitglied; S. [199]. — 3. Sitzungstage im Jahre 1895; S. [199]. — 4. Unterbleiben der Ausgrabungen in Kreuzendorf; S. [199]. — 5. Schriftentausch-Angelegenheiten; S. [199].
**Monats-Versammlung am 11. December 1894.** Szombathy: 1. Bukowina; 2. Malleiten; 3. Sarajevo; S. [199]. — 4. Geschenke für die Bibliothek; S. [213].


## Ausschuss-Sitzung am 13. November 1894.

(Auszug aus dem Sitzungs-Protokolle.)

1. Gestorben sind das unterstützende Mitglied Edmund Fürst Clary und Aldringen, k. u. k. wirklicher Geheimer Rath, und die wirklichen Mitglieder Dr. Wilhelm Ritter v. Frueth, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. in Wien, Dr. Ludwig Mauthner, k. k. Universitäts-Professor in Wien, und Josef Anton Specht in Wien.

Als wirkliche Mitglieder werden aufgenommen die Herren:

Leo Dołkowski, Techniker in Wien;
Alexander Ritter v. Flondor, Gutsbesitzer in Hlinitza;
Franz Fiala, Custos-Adjunct am bosnisch-hercegovinischen Landesmuseum in Sarajevo;
Franz X. Franc, Secretär der historischen Gesellschaft in Pilsen;
Karl Gerlich, Lehrer in Prerau;
Constantin Hörmann, k. u. k. Regierungsrath und Museumsdirector in Sarajevo;
Hans Leder in Jauernig;
Anton Max Pachinger, Volontär am k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien;
Dr. Emil Reisch, k. k. Universitäts-Professor in Innsbruck, und
Dr. Leopold v. Schroeder, k. k. Universitäts-Professor in Innsbruck.

2. Anlässlich des 25. Jahrestages der Gründung der Gesellschaft am 13. Februar 1895 wird die Abhaltung einer Festsitzung beschlossen, welche am 12. Februar 1895, um 7 Uhr Abends stattfinden wird.

3. Gelegentlich der am 17. November stattfindenden Feier des 25jährigen Bestehens der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte wird der Präsident, Herr Baron v. Andrian, persönlich die Glückwünsche der Wiener Gesellschaft überbringen. Desgleichen wird beschlossen, die Alterthumsgesellschaft „Prussia“ in Königsberg zur Feier ihres 50jährigen Jubiläums schriftlich zu beglückwünschen.

---

## Monats-Versammlung am 13. November 1894.

Vorsitzender: F. Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Universitäts-Professor **Dr. Rudolf Meringer** spricht über

### Die typische Ausstattung des oberdeutschen Hauses.

Der Vortragende berichtet über die Ergebnisse seiner heurigen Tiroler Reise. Die Thatsache der Existenz eines althergebrachten typischen Hausrathes stehe nunmehr ausser Zweifel und es werde mit ihr zu rechnen sein.

Auch persönliche Erfahrungen theilt er mit. Es sei nicht anzurathen, ohneweiters auf Forschungsreisen in die Häuser einzudringen, was ja möglich wäre, da sie zumeist nicht versperrt sind. Innere Hausstudien sind nur unter Assistenz einer dem Einwohner bekannten autoritativen Persönlichkeit zu empfehlen. Der Richter, Pfarrer, Schullehrer seien die erwünschtesten Begleiter.

Der Vortragende klagt, dass noch immer zu wenig Männer sich mit der Erforschung des Hauses beschäftigen. Man könne heute schon mit Sicherheit sagen, dass, wenn das Tempo der Forschungen nicht beschleunigt werde und die Zahl der Forscher sich nicht verzehnfacht, sehr vieles heute noch bestehende, wissenschaftlich werthvolle und unersetzliche Material einfach dem Untergange geweiht ist, so dass keine Kunde von ihm zu späteren Generationen gelangen wird. Es wäre daher dringend nothwendig, Alles aufzubieten, um die Arbeiten zu beschleunigen.

2. Herr **Dr. Wilhelm Hein** gibt

### Volkskundliche Reisenotizen aus Oesterreich.

Dieselben beziehen sich auf zwei ganz verschiedene Gebiete; eine längere Reise hatte den Zweck, den Volksschauspielen und Volksbelustigungen in den Alpenländern, namentlich in Tirol und Salzburg, nachzugehen; mehrere kürzere Fahrten galten den verschiedenen slawischen Ausstellungen in Mähren und Galizien.

In Tirol wurden mehrere noch heute übliche Volksspiele an verschiedenen Orten nachgewiesen, so im Unter-Innthal das Huttlerlaufen, im Zillerthal das

Nikolausspiel. Kostüme erwarb der Vortragende nicht, weil er hoffte, zur Winterszeit der Aufführung von derartigen Schauspielen beiwohnen zu können, wobei die Möglichkeit gegeben wäre, genau festzustellen, von wem, wie und zu welchem Anlasse die Verkleidungen gebraucht würden. Nur ein Kostüm, den Anzug eines Meraner Weinberghüters (Saltners) mit einem Gehänge von Schweinszähnen, hatte er angekauft; dasselbe war aber noch unterwegs und konnte nicht gezeigt werden. Einige Worte galten der zweiten gemeinsamen Versammlung der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck, welche Gelegenheit bot, eine überraschend grosse Mannigfaltigkeit in den Tiroler Trachten zu constatiren, die auf Veranlassung des rührigen Tiroler Vereines zur Erhaltung der Volkstrachten bei dem von der Stadt Innsbruck gegebenen Feste zur Schau getragen wurden.

Aus Salzburg wurden vier Holzlarven gezeigt, eine alte, einfach geschnitzte, mit Fellstücken als Bart besetzte Maske, welche Fräulein Marie Eysn in Rauris erworben und dem Vortragenden zur Verfügung gestellt hatte, und drei neue Larven mit phantastisch ausgebildeten Nasen, welche angeblich auch aus dem Rauriser Thale stammen sollen; ferner ein sehr hübsch mit Metalldrähten verzierter, lederner Bauchranzen und eine Fellmütze mit Goldstickereien auf dem Scheitel für Weiber. Endlich zeigte der Redner einige aus Wachs geformte, rothe Votivfiguren aus der Linzer Gegend, wie sie allgemein in den Alpen in Capellen und Wallfahrtskirchen angetroffen werden.

In Mähren wurden die ethnographischen Ausstellungen in Strutz, Welka, Napajedl, Kwassitz und Schlapanitz besucht. Das Hauptgewicht der Ausstellung in Strutz lag in der Aufführung fast vergessener Tänze, die einen unverkennbar religiösen Charakter haben; erwähnenswerth ist auch der Schwerttanz, der mit dem „Widderköpfen“ in Verbindung steht. Durch die Veranstaltung dieser Ausstellung hat sich Frau Lucia Bakeš ein hervorragendes Verdienst erworben. Eine besondere Erwähnung verdient die Ausstellung in Welka, zwar nicht wegen der zur Schau gebrachten Objecte oder der veranstalteten Volksaufführungen, die man leider als verfehlt arrangirte betrachten musste, sondern wegen der Bevölkerung selbst, die sich in ihren verschiedenartigen und bunten Trachten an derselben in der ungezwungensten Weise betheiligte. Der Gesang der Burschen, die reihenweise im Dämmerlichte durch das Dorf wandelten, und der Mädchen, die im Dunkel der Nacht beim Scheine einer flackernden Laterne vor der Kirche sangen, machte einen eigenthümlichen, fremdartigen Eindruck. Man hatte in Welka auch die Gelegenheit, die Bevölkerung in ihren Wohnungen bei der Arbeit zu belauschen. In hohem Grade interessant war die Ausstellung in Schlapanitz durch die reiche Sammlung von feingearbeiteten Stickereien; auch gab es dort Bratenständer und Feuerböcke. Die übrigen Ausstellungen boten ein genaues Bild des bäuerlichen Lebens, hatten aber, abgesehen von den hübschen Ledergürteln in Kwassitz, nichts besonders Charakteristisches aufzuweisen.

Eine Rundreise führte den Vortragenden über Budapest und Erlau nach Lemberg, wo die ethnographische Abtheilung der Industrie-Ausstellung einer eingehenden Besichtigung unterzogen wurde. Es gab da ein ganzes Dorf aus mehreren Hütten von verschiedenen Gegenden, in welchen die Einwohner nach ihrer Weise hantirten. Vor Allem fesselte den Blick die ruthenische Kirche mit dem abseits stehenden Glockengebäude. Hie und da stand ein echtes Steinkreuz, eine Säule, wie man sie eben auf den Landstrassen und in Dörfern findet. Ein eigener Pavillon war der heimischen Ethnographie gewidmet und enthielt in einer seltenen Vollständigkeit eine ungemein reiche Fülle von Objecten. Die ganze polnische Literatur über Volkskunde lag aufgespeichert vor Augen und gab ein beredtes Zeugniss, wie emsig in Galizien an der Aufsammlung des ethnographischen Materials gearbeitet wird. Eine grosse Anzahl von Photographien ergänzte in willkommener Weise das durch die Objecte gewonnene Bild; nicht weniger als 1700 Ostereier zeigten den nach Orten wechselnden Geschmack in der Verzierungskunst und eine stattliche Reihe von Figurinen mit getreu nach der Natur copirten Köpfen boten ein abwechslungsreiches und prächtiges Trachtenbild. Hatte man sich durch das Studium dieser Schätze in die fremde Welt vertieft, so verwunderte man sich nicht mehr, beim Hinaustreten in das Menschengewühl hie und da ganze Gruppen von ferne hergekommener Bauern in sonst nie geschauter Kleidung zu sehen oder gar, am Fusse einer Steinsäule sitzend, einen Greis zu bemerken, der einem in Geigenform gebauten, aber wie eine Drehorgel mit Grifftasten gespielten Instrumente wimmernde Töne entlockte. Solche Musikinstrumente fand der Vortragende mehrfach in den mährischen Ausstellungen; aber Niemand konnte ihm sagen, wie sie gespielt würden; Niemand hatte sie in Mähren je gehört. In Lemberg also wurde man um Generationen zurückversetzt, in wahrhaft altes Leben und Weben. Darin lag wohl für den Volksforscher der Kernpunkt der vielbesprochenen Ausstellung.

Auf der Rückreise besuchte der Vortragende das Gewerbemuseum in Krakau, das manche Kleinode von hohem ethnographischen Werthe besitzt, aber sich in einem ganz unwürdigen Raume befindet; in Olmütz wurde die reiche Sammlung des Vaterländischen Museumsvereines besichtigt, die sich jetzt in einem neuen Gebäude und in bedeutend besserer Anordnung befindet, als früher. Der Liebenswürdigkeit der Verwalter dieses Museums, des Herrn Rathes P. Ignaz Wurm und der Frau Professor Vlasta Havelka, verdankte es der Redner, dass er an einer grossen Zahl von slowakischen Originalstickereien der Versammlung die Verwandlung der Vogelfigur in geometrische Ornamente zeigen konnte. Ein Umweg führte den Redner von Olmütz nach Leitomischl, wo er die reiche Stickereiensammlung der Frau Professor Theresia Novák besichtigte und wahrhaft kostbare Stunden unter der sachkundigen Führung des Herrn JUC. Rudolf Svoboda in dem städtischen Museum zubrachte. Die Sammlungen dieses Museums verdienen eine besondere Besprechung.

Hier sei nur bemerkt, dass es unter den ausgestellten Gegenständen auch Gesichtsmasken, aber nicht aus Holz, in phantastischer Ausführung gibt, dass man ferner Darstellungen von Nikolaus-Umzügen und von Hochzeitszügen sieht. Einzig in ihrer Art ist die Einrichtung des Hauses in natürlicher Grösse in einem Saale, die Anordnung der Objecte nach ihrem Zeitgebrauche, nach Oster- und Weihnachtsgegenständen u. s. w.

Mit einem kurzen Ueberblicke über die lebhafte Sammelthätigkeit in den slawischen Ländern, in Ungarn und im übrigen Auslande, soweit sie heimische Volkskunde betrifft, schloss der Redner seine Ausführungen.

## Ausschuss-Sitzung am 11. December 1894.

(Auszug aus dem Sitzungs-Protokolle.)

1. Es wird beschlossen, anlässlich des 25jährigen Jubiläums der Gesellschaft eine Anzahl von Ehren- und correspondirenden Mitgliedern zu ernennen. Die von einem eigens hiezu eingesetzten Comité nominirten Gelehrten werden vom Ausschusse mit einigen Modificationen zur Wahl empfohlen, welche in der Plenar-Versammlung am 8. Januar 1895 stattfinden soll. Das Resultat dieser Wahlen wird aber erst in der Festsitzung am 12. Februar mitgetheilt werden.

2. Als wirkliches Mitglied wird aufgenommen:
Herr Alfred v. Rosthorn, derzeit in Wien.

3. Für das Jahr 1895 werden folgende Sitzungstage festgestellt: 8. Januar, 12. Februar (Fest-Versammlung), 12. März (Jahres-Versammlung), 9. April, 14. Mai, 11. Juni (eventuell eine Excursion), 12. November, 10. December.

4. Der Secretär berichtet, dass die für das Jahr 1894 beabsichtigten Ausgrabungen auf dem Urnenfelde von Kreuzendorf in Oesterreichisch-Schlesien unterbleiben mussten, da mit dem schlesischen Landesmuseum für Kunst und Gewerbe in Troppau kein Einvernehmen erzielt werden konnte.

5. Es wird beschlossen, mit folgenden wissenschaftlichen Gesellschaften und Vereinen in Schriftentausch zu treten:
Society of Antiquaries of Scotland in Edinburgh;
Société Dauphinoise d'Ethnologie et d'Anthropologie in Grenoble, und
Württembergischer Alterthumsverein in Stuttgart (mit letzterem gegen die Sitzungsberichte).

## Monats-Versammlungen am 13. December 1894.

Vorsitzender: Herr Hofrath Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl.

1. Herr Custos **Josef Szombathy** referirt unter gleichzeitiger Ausstellung zahlreicher photographischer Aufnahmen über seine

### Zweite Recognoscirungstour in die Bukowina.

Meine vorjährige Reise diente hauptsächlich der Durchmusterung der südöstlichen Bezirke des Landes nach prähistorischen Fundstellen. Für die diesjährige Reise hatte ich mir die Untersuchung des nördlichen, zwischen Pruth und Dniester gelegenen Landestheiles als Hauptaufgabe gestellt. Leider musste die für den Frühling geplante Fahrt der Ungunst des Wetters wegen bis in den Hochsommer verschoben werden, wo sie dann durch die in unseren östlichen Provinzen zum Ausbruche gelangte Cholera-Epidemie eine empfindliche Beeinträchtigung erlitt.

Die ansehnlichste Ausbeute ergab mir die Fortsetzung der Grabungen in Schipenitz (Bez. Kotzmann), wo auf den Grundstücken des Lehrers Basil Aricz (= Areyczuk) im westlichsten Theile des Dorfes weitere Antheile der im Vorjahre aufgefundenen neolithischen Ansiedelung durchgegraben wurden. Es wurde unter Anderem die Spur einer zweiten viereckigen Hütte, deren Wände aus Reisiggeflecht errichtet und mit Lehmbewurf verdichtet waren, gefunden. Die Lehmbewurffragmente waren wieder ziegelroth gebrannt und an zwei Stellen des Innenraumes lagen, von einer $^1/_2$ m mächtigen Humusschichte bedeckt, Thonscherbenhaufen von Gebrauchsgeschirren, welche erkennen liessen, dass da verschiedene Gefässe an ihrem alten Platze stehen geblieben und durch den darüber sich anhäufenden Schutt zerdrückt worden waren. Ausser dem charakteristischen bemalten Geschirr aus hellbraunem, gut geglättetem Thon konnten wieder ziemlich viele geschlagene Feuersteinwerkzeuge gesammelt werden. Den Versuchen, die Grabungen auf benachbarte Grundstücke und entferntere Theile des weitläufigen Dorfes auszubreiten, um die Ausdehnung der alten Ansiedelung kennen zu lernen und vielleicht die dazugehörige Begräbnissstätte ausfindig zu machen, setzten trotz der überaus dankenswerthen Protection des einflussreichen Herrn Baron Nikolaus Mustatza der tief eingewurzelte Aberglauben und verschiedene Eigenthumsinteressen unübersteigliche Hindernisse entgegen. Auch der unbesiegliche Mangel an geeigneten Arbeitskräften und die Verschleppung interessanterer Fundstücke ist zu beklagen.

Um über die Fundstellen des Bezirkes Kotzmann (von welchen die in unserem Besitze befindliche Manuscript-Fundkarte des Herrn Olinski-Olineskul etwa ein Dutzend anführt) eine Uebersicht zu gewinnen und die in Stefanovka aufbewahrte Sammlung prähistorischer Funde des Herrn Dr. Johann v. Zotta kennen zu lernen, unternahm ich in Gesellschaft des Herrn Professors C. A. Romstorfer eine mehrtägige Wagenfahrt durch dieses Gebiet. Unser Weg führte über Sadagora, Waslowce, Kuczurmik, Zastavna, Kadobestie, Kriszczatek, Zaleszczyki am Dniester und Zwiniacze nach Stefanovka. Mehrere dieser Orte sind als Fundstätten von Alterthümern bereits bekannt. Eine südlich von Waslowce gelegene Anhöhe, namens Horodiszcze, verräth sich durch den abgeflachten Scheitel und terrassirte Abhänge schon von weitem als alte Ansiedelung. Rohe Thonscherben sollen hier gefunden worden sein. Von Zastavna werden die Funde dacischer, römischer und späterer Münzen gemeldet. Die nordöstlich von diesem Orte gelegenen flachen Höhenrücken tragen eine ganze Reihe Tumuli, zu gross, um als gewöhnliche Grenzhügel, wie sie

hierzulande sehr häufig sind, angesehen zu werden und dennoch verdächtig durch den Umstand, dass sich denselben Rücken entlang, über die Hügel die heutige Gemeindegrenze, die vielleicht einer uralten Gemarkung entspricht, hinzieht. Auch die südwestlichen Hügelketten zeigen solche Tumuli vereinzelt oder in Gruppen von zwei oder drei Stücken. Zwiniacze ist mit neolithischen Funden, Thonscherben, Feuersteinmessern und geschliffenen Steinhämmern verzeichnet. Diese Funde sind zum Theile in Dr. Zotta's Sammlung aufbewahrt.

In Stefanovka wurden wir nicht nur von der das Schloss bewohnenden Familie Leon Wassilko auf das Gastfreundlichste aufgenommen, sondern der Besitzer, Herr Dr. v. Zotta, welcher jetzt in Novoselitza wohnt, war sogar so überaus liebenswürdig, den eine volle Tagreise ausmachenden Weg per Wagen hieher zu machen, um seine Funde und die Hauptfundstelle persönlich zeigen zu können. An die bereits erwähnten Funde von Zwiniacze reihen sich an: drei runde Klopfsteine, vier grosse, kegelförmige, thönerne Netzsenker oder Webstuhlgewichte, ein Spinnwirtel und primitive Thongefässscherben mit Wülsten und Fingernagelverzierungen, wahrscheinlich aus dem benachbarten Orte Babin, ferner ein ungarisches Bronzezierbeil von 23·5 cm Länge mit runder, gestielter Kopfplatte und röhrenartig verlängertem Stielloche, wahrscheinlich dem Depôtfunde aus dem nahen Orte Prelipcze zugehörig. Die interessantesten Stücke der Sammlung stammen aus dem von Dr. v. Zotta neu angelegten 40 Joch grossen Parke auf der dem Schlosse Stefanovka benachbarten Haideka (Gemeinde Kissileu), wo beim Abtragen einer mässig geneigten Terrainwelle in der Mitte des Parkes verschiedene recente Säugethierknochen, zwei eiserne Lanzenspitzen nachrömischen Charakters, verschiedene Thongefässe und zwei charakteristische La Tène-Stücke gefunden wurden. Die letzteren sind eine 9 cm lange Mittel-La Tène-Fibula aus Bronze mit prächtig verziertem Fussknopfe und ein $7^1/_2$ cm langes Fragment eines blauen Glas-Armreifes.

Die Rückfahrt führte uns über Borowce, Kissileu und Werenczanka nach Kotzmann. Von Kissileu ist seit 1865 eine Steinaxt bekannt. Die Höhen zwischen diesem Orte und Werenczanka, sowie die weiter südwestlich gelegenen flachen Rücken bis Stavczan und Davidestie hinab tragen wieder zahlreiche, weithin sichtbare Tumuli, unter welchen besonders eine Gruppe von drei grossen Hügeln bei Stavczan auffällt. In Kotzmann besitzt Herr Bezirkshauptmann Zachar eine den bemalten Thongefässen von Schipenitz analoge grosse Urne von Doroschoutz am Dniester. Herr Lehrer Prokopowicz in Kotzmann, welcher im Vorjahre durch meine Vermittlung eine kleine Collection prähistorischer und römischer Anticaglien an das Czernowitzer Museum abgab, hat seiner kleinen Sammlung neuerlich eine Anzahl prähistorischer Funde einverleibt, darunter auch mehrere interessante kleine Gefässe von unserer Schipenitzer Fundstelle. Ihm verdanke ich auch Nachrichten über Fundstellen in Chlibestie und Davidestie bei Kotzmann.

Wie man sieht, ist dieser Bezirk nicht arm an Punkten, welche zu Nachgrabungen einladen. Leider hatten in den Tagen meiner Anwesenheit die vorausgegangene abnorme Witterung, die den Feldarbeiten sehr hinderlich gewesen war und nun alle Arbeitskräfte auf die Aecker forderte, und der Einbruch der Cholera-Epidemie, für welche besonders das nahe Zaleszczyki einen gefährlichen Herd bildete, Verhältnisse geschaffen, unter welchen es trotz der speciellen freundlichen Vermittlung des Herrn Bezirkshauptmannes Zachar nicht möglich war, eine grössere Ausgrabung in Angriff zu nehmen.

Die vorjährigen Grabungen zu Unterhorodnik bei Radautz hatten uns Tumuli mit neolithischen Gräbern kennen gelehrt. Diese Tumuli sind in sechs Gruppen über den von Unterhorodnik gegen Voitinell sich hinziehenden Höhenrücken verstreut. Bisher waren durch Herrn Schulrath Klauser ein Tumulus der ersten und durch mich drei Tumuli der vierten Gruppe untersucht, andere durch die Bauern geöffnet worden. Ich machte mich heuer daran, die aus zwei Grabhügeln bestehende zweite und die aus drei solchen bestehende dritte Gruppe zu untersuchen. Wie im Vorjahre erfreute ich mich wieder der werkthätigen Unterstützung der Herren Bezirkshauptmann Wilhelm Rothenburg, Dr. Michael Kipper in Radautz und Gemeindevorsteher Onofrei Teleaga in Horodnik. Auch Herrn Professor Siegfried Lederer in Radautz verdanke ich mannigfache Förderung. Mein bescheidenes Resultat ist, dass ich in zwei Grabhügeln der dritten Gruppe Brandgräber mit sehr schlecht erhaltenen, einfachen neolithischen Thongeschirren und zwei Feuersteinspänen, in einem Tumulus der zweiten Gruppe jedoch ein Steinkistengrab mit Skelet ohne Beigabe (den vorjährigen Erfahrungen nach wahrscheinlich einer jüngeren Stufe angehörig) fand.

Von Satulmare, einem zur Hälfte von Rumänen, zur Hälfte von Deutschen bewohnten Dorfe, 5 km östlich von Radautz, sind im Czernowitzer Museum acht dreiflügelige, zum Theile vom Feuer deformirte und zwei zweiflügelige Bronzepfeilspitzen mit Dülle aufbewahrt. Dieser Fund deutet auf ein Brandgrab einer unserer Hallstatt-Periode entsprechenden Stufe. Ich spürte dem Funde nach und brachte heraus, dass er 1886 auf dem nördlich vom Dorfe in einer Länge von etwa 1 km sich ausdehnenden isolirten Höhenrücken, und zwar auf dem Felde des Gabriel Lopanko gemacht wurde. Der Bruder des Besitzers erinnert sich noch eines grossen Steinsatzes, der die Fundstelle umgab, und dass ausser den Pfeilspitzen noch ein Thongefäss und eine lange (vermuthlich eiserne) Lanzenspitze gefunden wurde. Herr Pfarrer Polonik von Satulmare rom. war so freundlich, mir die Gelegenheit zur Nachgrabung zu vermitteln. Ich fand an der höchsten Stelle des genannten, quer über den Hügelzug verlaufenden Feldstreifens in einer Tiefe von 80 cm eine 35 cm dicke, 160 cm lange und 45 cm breite Schichte grosser Klaubsteine mit einigen unbestimmbaren Topfscherben, an einer zweiten circa 20 m nordöstlich davon gelegenen Stelle eine ähnliche unterirdische Steinansammlung und 40 m nordwestlich, neben dem vor Kurzem errichteten zweiten Triangulirungszeichen dieser Anhöhe, einen muldenförmigen Steinsatz von circa 1 m Dicke, 5 m Länge und 3·5 m Breite,

welcher an den Rändern bis zu 30 cm unter die Oberfläche und in der Mitte bis 2·3 m tief reichte, aber auch nichts als einige Topfscherben enthielt. Meine Wahrnehmungen liessen mich bezweifeln, dass ich es mit intacten Fundstellen zu thun habe, und die eindringlichen Nachfragen bei den Besitzern erzielten endlich das Geständniss, dass sie nach dem Pfeilspitzenfunde heimlich alle ihre Grundstücke nach Schätzen durchgraben hätten. Mittheilungen über ihre etwaigen Funde konnte ich nicht erhalten. Nur eine von dem ersten Funde herrührende Pfeilspitze brachte man mir noch. Die Grabungen setzte ich natürlich nicht weiter fort.

Herr Schulrath Klauser machte mich auf eine bisher nicht bekannt gewesene Tumulusgruppe in Wolowetz, circa 5 km südsüdwestlich von Radautz aufmerksam. Ihre Haupthügel sind von Radautz aus auf der als Hutweide dienenden, südöstlich von Wolowetz sich erhebenden Anhöhe (östlich von der Cote 510 der Specialkarte) zu sehen. Ich fand dort drei sehr grosse, drei mittelgrosse und 16—17 kleinere Tumuli, zum Theile intact, zum Theile vom Gipfel aus angegraben. Gegen Westen schliesst sich an diese Tumulusgruppe ein mehrfach terrassirtes Terrain an, vielleicht die alte Ansiedelungsstätte. Auch hier waren Ausgrabungen wegen des augenblicklichen Arbeitermangels unmöglich.

Die 8 km südlich von Radautz gelegene grosse Hutweide der Gemeinde Burla hat den Flurnamen Mohyla (= Tumulus) und wird diesem Namen durch zwei Tumulusgruppen, deren eine östlich von der Strasse drei grosse und deren zweite westlich von derselben zwei mittelgrosse Tumuli umfasst, gerecht. Von da aus sind auch auf den den Gesichtskreis begrenzenden Höhenzügen einige den Gemeinden Mileschoutz und Bodnareni angehörige grosse Tumuli zu erblicken.

Die letzten Tage meines Aufenthaltes in der Bukowina widmete ich einem zweiten Besuche der Wälle auf der Anhöhe Zamka misargiu bei Hlinitza am Pruth. Ueber eine frühere Untersuchung dieser Localität durch Oberlieutenant Kruzlewski hat Conservator Romstorfer in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission, Bd. XV, 1889, berichtet. Er unternahm heuer im Auftrage dieser Commission weitere eingehende Nachgrabungen daselbst, welche interessante Details über die in den Wällen eingeschlossenen gebrannten Schichten ergaben. Seine Funde weisen in ihrer Hauptmenge auf eine nachrömische Periode, was eine gewisse Altersübereinstimmung dieser Anlage mit der von mir im Vorjahre bei Hliboka untersuchten Wallanlage ergibt. Es war Herrn Professor Romstorfer's Wunsch, dass auch ich mir durch eigene Grabung eine Ansicht über die Wälle von Hlinitza bilde, und ich konnte diesem Wunsche um so leichter entsprechen, als ich der zuvorkommendsten Unterstützung des Besitzers, Herrn Alexander v. Flondor, sicher war. Meine Resultate stimmen mit jenen Romstorfer's — wie vorauszusehen war — überein; für einige Einzelnheiten des Baues der theilweise gebrannten Wälle stehen aber unanfechtbare Erklärungen noch immer aus.

Bei dieser Gelegenheit will ich einen Irrthum meines vorjährigen Berichtes [1]) verbessern. Ich habe dort den am weitesten vorgeschobenen Theil der aus fünf längs des Bergrückens aufeinanderfolgenden Abtheilungen bestehenden Wallanlage, welcher von dem zweiten Theile durch einen theils doppelten, theils dreifachen Wall getrennt ist, als zwei selbstständige Abtheilungen beschrieben, was sowohl dem von Professor Romstorfer gezeichneten Plane als auch meinen genaueren Aufnahmen widerspricht. Er ist nur als eine einzige Abtheilung aufzufassen.

Intensiver als im Vorjahre drängte sich mir bei der diesjährigen Reise die Beobachtung der interessanten und mannigfaltigen ethnographischen Momente auf, welche das Land auf Schritt und Tritt dem Reisenden darbietet. Einige Mittheilungen werde ich mir bei anderer Gelegenheit gestatten.

Mir erübrigt noch, an dieser Stelle den zahlreichen, zum Theile bereits namhaft gemachten Herren, welchen ich eine bereitwillige Förderung meiner Aufgabe nachzurühmen habe, an ihrer Spitze Herrn Landespräsidenten Grafen Goëss, meinen verbindlichsten Dank auszusprechen. Es ist wahrlich nicht Schuld dieser eifrigen Freunde der Landeserforschung, dass sich die ganz ungewöhnliche Häufung von Hindernissen auf dieser Reise nicht besser bewältigen liess.

2. Herr Custos **Josef Szombathy** berichtet über

## Die Tumuli auf der Malleiten.

In dem Berichte über den Ausflug der Anthropologischen Gesellschaft nach Fischau und auf die Malleiten bei Wr.-Neustadt (Sitzungsber. d. Anthrop. Gesellsch. 1893, S. [88]) habe ich bereits der kurz nach unserem Besuche erfolgten Entdeckung einer zur Malleiten gehörigen Tumulusgruppe und der Absicht auf eine Untersuchung derselben durch die Anthropologische Gesellschaft Erwähnung gethan. Ich wurde mit der Aufgabe dieser Untersuchung beehrt und öffnete in der Zeit vom 9. bis 16. Mai 1894 in dieser Gruppe zwei Tumuli.

Es handelt sich um 13 mittelgrosse Grabhügel, welche nicht auf dem Plateau der Malleiten selbst, sondern an dessen Nordwestabhange, „im feuchten Boden", speciell in der Sr. kaiserlichen Hoheit Erzherzog Leopold gehörigen Waldparcelle „Wallram-Liess" gelegen sind. Die Entdeckung verdanken wir dem Herrn Revierförster Feitschegger, welcher derartige Tumuli in unserem einstigen Grabungsreviere der Wieser Gegend in Steiermark kennen gelernt hatte. Der freundlichen Vermittlung des Herrn J. Hofmann und der entgegenkommenden Förderung des Herrn Oberforstrathes Wilhelm Stöger gelang es, dass Se. kaiserliche Hoheit die Gnade hatte, der Anthropologischen Gesellschaft die Ausgrabung der Tumuli zu gestatten.

Einer der Grabhügel, welcher bereits beträchtlich lädirt war, wurde vorher von den Herren J. Hofmann und J. Pichler untersucht und ergab neben einer

[1]) Jahrbuch des Bukowiner Landesmuseums, II, Czernowitz 1894, pag. 21.

Anzahl aus der Zerstörung von Thongefässen erübrigender Scherben noch verschiedene kleinere Bronzegegenstände, welche eine Altersbestimmung auf die Hallstatt-Periode zuliessen.

Der von mir zuerst geöffnete Tumulus, auf dem von den Herren Hofmann und Pichler aufgenommenen Plane mit Nr. IV bezeichnet, hatte etwas über 11 m Durchmesser und 1·8 m Höhe. Er enthielt nur ein Brandgrab. Die Anordnung der Funde war folgende: Unter dem Centrum des Hügels breitete sich auf der ursprünglichen Bodenoberfläche eine holzkohlenreiche Brandschichte von etwa 3 m Durchmesser aus, die in der Mitte bis zu einer Dicke von 15 cm anschwoll. An ihrem Südrande lagen, zu einem flachen Häufchen gesammelt (und nicht in einem Ossuarium), die calcinirten Knochenreste des Verstorbenen, zwischen ihnen eine gerade, mehrknöpfige Gewandnadel aus Bronze. In der nächsten Umgebung davon fanden sich mehrere Rinderknochen. Auf die Brandschichte war eine Schaar verschiedenartiger Thongefässe hingestellt. Ich zählte während der Ausgrabung 29 Stück. Leider bin ich nicht in der Lage, dieselben heute vorzustellen, da es anderer dringender Arbeiten wegen noch nicht möglich war, sie zu restauriren. Es finden sich darunter einige rothe, mit schwarzen geometrischen Ornamenten bemalte Vasen, zwei schwarz glänzende, konische Vasen von der Gestalt der Bronzesitulen, jede mit einem Deckel, bauchige Gefässe mit Henkeln, grosse Schüsseln mit grobem Leistchenornament à la Oedenburg, kleine Tassen etc. Diese Beigaben waren zuerst mit Erde und hierauf mit einer durchschnittlich $^1/_2$ m mächtigen Schichte von grossen Bruchsteinen überdeckt. Diese Last hatte sie alle zerdrückt. Ueber den Steinen lagerte noch 80 cm hoch aufgetragene Erde.

Die grosse Brandschichte an der Basis des Grabhügels ist ohne Zweifel der Ueberrest des an Ort und Stelle abgehaltenen Leichenfeuers. Ueber der Bruchsteindecke wurde noch eine einschlusslose Kohlenschichte, die vielleicht von einem letzten Opferfeuer herrührt, angetroffen.

Der zweitgeöffnete Tumulus Nr. V hatte einen elliptischen Grundriss mit 8—10 m Durchmesser und eine Höhe von 1·4 m. Auch er enthielt ein Brandgrab mit einer grossen Kohlenbrandschichte; diese lag jedoch nicht auf dem ebenen Boden, sondern in einer circa 2·5 m breiten, 80 cm tief unter das Bodenniveau bis auf den felsigen Untergrund ausgehöhlten Mulde. Die calcinirten Knochenreste waren wieder im Südtheile gesammelt und lagen auf einer 50 cm breiten, 1·5 cm dicken, festgeschlagenen Lehmlage. Die Mitte der Brandschichte war wieder mit Thongefässen reich besetzt und die ganze Mulde mit grossen Bruchsteinen, deren einige bis zu 70 cm lang und im Ganzen etwa 0·1 kbm gross waren, ausgefüllt. Die äussere Hülle bestand wieder aus der in der Nachbarschaft gewonnenen Erde. Die Zahl der hier deponirt gewesenen Thongefässe beträgt mindestens 23. Darunter sind fünf grosse, schwarze, breitbauchige Vasen, eine schwarze, konische Vase, zwei kugelbauchige Töpfe mit Leistchenornament, ein Doppelgefäss und zwei grosse, flachkonische Schüsseln, deren Innenseite mit Leistchenornamentmustern verziert ist. In einer dieser beiden Schüsseln fand sich ein thönernes Doppelhornidol mit vier Füsschen, wie deren auf der Malleiten und bei Oedenburg so viele gefunden wurden. Von anderen Beigaben ist zunächst ein eisernes Messerchen, welches zwischen den Gefässen lag, zu erwähnen. Bei dem Knochenbrande, dessen Thonbettung bereits auf eine besondere Sorgfalt der Bestattung weist, fand sich ein ziemlich reicher Bronze- und Perlenschmuck. Er enthielt eine Halbmondfibula mit Kettchenanhängseln, deren Enden von gelblichen Glasperlen gebildet waren. Die Substanz dieser Perlen war leider total zersetzt, so dass kein Stück conservirt werden konnte. Ferner fand sich ein schöner, geknoteter Halsring aus Bronze, ein kleines Ringel, vom Feuer deformirte Stücke, von welchen man nicht sagen kann, ob sie einer einfachen Halbkreisfibula oder sonst einem Gegenstande zugehörten, vier thönerne Spinnwirtel und eine Anzahl von Emailperlen, meist blau mit gelben Ringen oder Augen, zum Theile im Feuer halb geflossen.

Diese Ausbeute lässt keinen Zweifel darüber, dass die beiden Tumuli mit jenen vom Burgstall und Warischberge bei Oedenburg in demselben Maasse übereinstimmen, wie die Ansiedelungsfunde von der Malleiten mit jenen des Warischberges. Sie sind aber reicher an Metallbeigaben und darin liegt ein wichtiger Vorzug, denn sie werden dadurch erst zu weiter ausgreifenden Vergleichen geeignet. Wenn die der Untersuchung harrenden weiteren zehn Hügel halten, was wir nach den bisherigen Resultaten von ihnen erwarten dürfen, so wird sich die kleine Tumulusgruppe im Wallram-Liess der Bedeutung nach den grössten unseres Landes an die Seite stellen lassen.

Mit freundlichstem Danke habe ich noch der mannigfachen Unterstützungen zu gedenken, welche mir während der Grabungen von den Herren J. Hofmann, J. Pichler, J. Varrone, Dr. W. Hein, J. Stöger jun. und Anderen zutheil wurden und meine Arbeit wesentlich förderten.

3. Herr **Josef Szombathy** spricht über

## Die Archäologen- und Anthropologen-Versammlung in Sarajevo, 15. bis 21. August 1894.

Voll wahrer Hochachtung verfolgt die ganze gebildete Welt den lebhaften Gang, mit welchem die wissenschaftlichen Forschungen in Bosnien und der Hercegovina vorwärts schreiten. Die vom Landesmuseum in Sarajevo herausgegebenen Schriften [1]) legen gleicherweise Zeugniss

[1]) Glasnik zemalskog muzeja u Bosni i Hercegovini, Red. von Kosta Hörmann, 6 Bände, 1889—1894. — Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina, Red. von Dr. Moriz Hoernes, 2 grosse Bände, 1893, 1894; der 3. Band, dessen archäologischer Theil allein 530 Seiten einnimmt, unter der Presse. — V. Radimský, Die prähistorischen Fundstätten, ihre Erforschung und Behandlung mit besonderer Rücksicht auf Bosnien und die Hercegovina, Sarajevo 1891. — Philipp Ballif, Römische Strassen in Bosnien und der Hercegovina, I. Theil, nebst einem Anhange über die Inschriften von Dr. Karl Patsch, Wien 1893. — Im Erscheinen begriffen: W. Radimský und M. Hoernes, Die neolithische Station von Butmir bei Sarajevo in Bosnien; Ausgrabungen im Jahre 1893. Wien 1895. Fol.

ab für die staunenswerthe Ergiebigkeit des Landes, für die besondere Befähigung und Thatkraft der an dem Forschungswerke betheiligten Männer, wie für die weise und freigebige Fürsorge, welche die Landesregierung neben der ausgiebigsten Pflege der materiellen Interessen des Landes noch für die der geistigen Interessen zu erübrigen weiss. Die mächtig anwachsenden Sammlungen des Landesmuseums bewahren treu die werthvollen Belege zu den Aufsehen erregenden Resultaten, welche in den Druckschriften mitgetheilt werden. Nachprüfung und Neubetrachtung unter den durch den allgemeinen Fortschritt der Wissenschaften sich aufthuenden neuen Gesichtspunkten sind damit gesichert und jedem Gelehrten, der über den Rahmen der vorliegenden Publicationen hinaus in eine Specialfrage sich vertiefen will, ist das reichliche, eine sichere Basis gewährende Forschungsmaterial vorbereitet. Die Disciplinen der Anthropologie und der Archäologie, besonders jene der prähistorischen Archäologie, haben bekanntlich in unserem Occupationsgebiete ein unerhört ergiebiges Feld gefunden. Aber schwieriger als bei den rein naturwissenschaftlichen Fächern, wo man Doubletten zu versenden hat, und bei den rein historischen, wo die getreue, allen Gesichtspunkten dienende Reproduction des Quellenmaterials so bequem ist, gestaltet sich die Nachprüfung bei unseren Fächern, deren Objecte neben der auf sie anzuwendenden naturhistorischen Betrachtungsmethode die Eigenschaften historischer, unersetzlicher Documente und gebrechlicher Cimelien auf sich vereinigen. Dabei ist gerade hier in diesen jungen Disciplinen die sorgfältigste Nachprüfung bei den Fundstücken selbst und an den Fundstellen mehr erwünscht als anderwärts. Diese Ausnahmsstellung der unser Arbeitsmaterial bildenden, fragmentarischen Belege für die physische Beschaffenheit und die Cultur längst vergangener Geschlechter wird wohl noch nicht an allen massgebenden Stellen verstanden; aber die oberste Leitung der bosnisch-hercegovinischen Angelegenheiten hat sie vollkommen anerkannt und hat ihr durch die Veranstaltung der Versammlung in Sarajevo, über welche ich hier kurz zu berichten habe, in einer Weise Rechnung getragen, von welcher selbst Rudolf Virchow in seiner hochbedeutenden Rede zu Innsbruck (25. August 1894) sagte, dass dergleichen, so lange die Welt steht, noch nicht dagewesen ist.

Die Worte, mit welchen die Gesichtspunkte der Landesregierung in dem Einladungsschreiben skizzirt sind, verdienen in extenso wiedergegeben zu werden:

„Neben den mehr oder minder aphoristischen Nachrichten, die uns in fremden Zungen überliefert sind, stehen jetzt als unerschütterliche Zeugnisse für die Vergangenheit dieser Länder zahllose neu entdeckte Denkmäler, die in erstaunlichem Umfange namentlich aus der Periode der römischen Kaiserherrschaft und aus der Zeit einheimischer Herrscher des späteren Mittelalters auf uns gekommen sind.

„Aber schon lange bevor geschichtliches Leben an den Ufern der Bosna und der Narenta einzogen, hat die Bildung archäologischer Schichten in diesem Gebiete begonnen. Ja, gerade jene dunklen Jahrhunderte, welche der Aufrichtung der römischen Herrschaft vorhergegangen sind, haben sich in Bosnien und der Hercegovina als besonders reich an ausdrucksvollen und eigenthümlichen Funden erwiesen.

„Es dürfte wohl allgemein zugestanden werden, dass mit dem Besitze dieser gemeinhin „prähistorisch“ genannten Alterthümer eine besonders schwierige Aufgabe verknüpft ist.

„Seit Jahren hat die Landesregierung nach Kräften Alles gethan, um neben den Monumenten aus geschichtlichen Zeiträumen, neben den Denkwürdigkeiten des Volksthums und dem Stoffe der Naturwissenschaften auch die Urkunden der prähistorischen Archäologie und Anthropologie im Landesmuseum zu Sarajevo zu bergen und in ihren Publicationen bekannt zu machen. Die Zahl der einschlägigen Funde und Fundorte ist in rapidem Anwachsen begriffen; aber schon jetzt überblickt man eine lange Reihe gesicherter Thatsachen, die nur der richtigen Deutung bedürfen, um als ein wahres geistiges Besitzthum unserer Zeit gelten zu können.

„Die Kenntniss dieser Art von Alterthümern kann durch literarische und bildliche Mittheilung nur bis zu einem gewissen Grade vermittelt werden. Wenn also wohl dafür gesorgt ist, dass die urgeschichtlichen Denkmäler Bosniens und der Hercegovina nicht unbeachtet liegen bleiben und dass von ihnen auch in weiteren Kreisen Notiz genommen werden kann, so muss es doch andererseits höchst wünschenswerth erscheinen, dass hervorragende europäische Gelehrte auf Grund autoptischer Wahrnehmung ihr competentes Urtheil über diese Funde abgeben.“

Der Einladung der Landesregierung kamen folgende Herren nach: Hofrath Professor Dr. Benndorf aus Wien, Professor Dr. E. Bormann aus Wien, Director Dr. E. v. Fellenberg aus Bern, Professor Dr. J. Hampel aus Budapest, Docent Dr. J. Heierli aus Zürich, Professor Dr. O. Montelius aus Stockholm, Professor G. de Mortillet aus St. Germain, R. Munro mit Gemahlin aus Edinburgh, Professor L. Pigorini aus Rom, Viceconsul J. E. Pisko aus Janina, Professor Dr. J. Ranke aus München, S. Reinach mit Gemahlin aus St. Germain, Custos J. Szombathy aus Wien, Dr. R. Verneau aus Paris, Geheimrath Professor Dr. R. Virchow aus Berlin und Director Dr. A. Voss aus Berlin. Zu diesen sind als active Theilnehmer noch zu zählen: aus Wien Archivdirector Regierungsrath Dr. v. Thalloczy und Dr. M. Hoernes, der wissenschaftliche Consulent des Ministeriums für die bosnischen Angelegenheiten, und aus Sarajevo Museumsdirector Regierungsrath Constantin Hoermann mit den Vertretern der am Landesmuseum gepflegten Fächer. Es sind dies Custosadjunct Franz Fiala für die prähistorische Abtheilung, Professor Dr. Paul Patsch für die römischen Funde, Custos Dr. Ćiro Truhelka für die kunstgeschichtliche und die ethnographische Sammlung, vordem als Leiter der archäologischen Sammlung auch an den Ausgrabungen hervorragend betheiligt, Berghauptmann Wenzel Radimský als Leiter zahlreicher Ausgrabungen, Oberbaurath Hans Kellner, dem eine Reihe römischer Ausgrabungen zu verdanken ist, Baurath Philipp Ballif, der Erforscher der römischen Strassen-

züge des Landes, Primarius Dr. Leopold Glück und Oberstabsarzt Dr. Augustin Weisbach als Vertreter der physischen Anthropologie und endlich Custos Dr. Othmar Reiser und Custosadjunct Dr. V. Apfelbeck von der zoologischen Abtheilung des Museums. Auch Herr Redacteur Tausk von der „Bosnischen Post" verdient hier genannt zu werden. Ihren Glanz erhielt die Versammlung durch die rege Theilnahme der höchsten Würdenträger des Landes: Reichs-Finanzminister Benjamin v. Kállay, Landescommandirenden General der Cavallerie Baron Appel, Civiladlatus Baron Kutschera, Regierungsdirector Ritter v. Horowitz und anderer Herren, sowie der ersten Damen der Gesellschaft.

## Verlauf der Versammlung.

Das Programm bewegte sich in der zweckmässigsten Abwechslung zwischen den Besuchen des Landesmuseums, wo die bereits gesicherten Funde unter der zuvorkommenden Beihilfe der einheimischen Fachmänner studirt werden konnten, dem mit Ausgrabungen verbundenen Besuche wichtiger Fundstätten und der Discussion der hauptsächlichsten Fragen der Urgeschichte und Anthropologie des Landes. Auch für die Besichtigung der Stadt, ihres interessanten Volkslebens und der verschiedenen mustergiltigen neuen Schöpfungen der Landesverwaltung, sowie für den geselligen Theil des Congresses war in ganz ausgezeichneter Weise Vorsorge getroffen.

Verweilen wir zunächst bei dem fachlichen Theile des Programmes. Als die Hauptfragen, auf deren Beantwortung besonderes Gewicht gelegt und für deren Behandlung durch Bestellung von Referenten aus dem Kreise der Museumsbeamten Vorsorge getroffen wurde, waren folgende bezeichnet:

1. Butmir. Welches ist die Zeitstellung dieser grossen neolithischen Station?

Wie sind die einzelnen, auf eine Fabriksstätte hinweisenden Erscheinungen dieses Fundortes zu erklären?

Welche Folgerungen ergeben sich insbesondere aus dem Vorkommen plastischer Arbeiten orientalischen (ägyptischen?) Stiles in einer Culturschichte der jüngeren Steinzeit?

2. Sobunar (Debelo brdo, Zlatište). Ist man berechtigt, eine besondere Aehnlichkeit dieser Fundstätten mit istrischen Castellieren und — hinsichtlich der Funde — auch mit oberitalischen Terramaren zu constatiren, und welche Schlüsse können aus einer solchen Uebereinstimmung gezogen werden?

3. Glasinac. Bedeutung der Nekropolen und der Wallbauten dieses Gebietes? Gegenseitige Beziehung derselben? Locale und zeitliche Unterschiede zwischen den einzelnen Depôts? Ursprung und Dauer dieser Culturstufe? Spätere Geschichte des Glasinac?

Welchem Volksstamme dürfte die Hauptmasse der Funde auf dieser Hochebene angehören?

Welche politischen und socialen Einrichtungen dürfen wir nach dem Zeugnisse der Funde bei den alten Bewohnern des Glasinac voraussetzen?

4. Jezerine. Welchen Umständen und welcher Zeit verdankt die prähistorisch-römische Nekropole von Jezerine ihre Entstehung?

Wann und wodurch hat ihre Benützung aufgehört?

Welcher Volksstamm hat seine Todten hier bestattet? Wie lebte derselbe?

In welchem Verhältnisse steht die Culturstufe von Jezerine zu derjenigen von Glasinac und zu den jüngeren Funden von Debelo brdo?

5. Welche Anhaltspunkte gewähren die römischen Denkmäler zu Schlüssen auf die Nationalität und andere Merkmale der einheimischen Bevölkerung?

6. Gibt es unter den Denkmälern des Mittelalters, unter den Erscheinungen (Trachten, Künsten, Sitten) der Gegenwart Spuren directer Ueberlieferung aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit?

7. Können die alten Orts- (Fluss-, Berg- etc.) Namen des Landes aus dem Albanesischen oder anderen Quellen unserer Kenntniss des altillyrischen Idioms erklärt werden und, wenn dies der Fall ist, welche Schlüsse ergeben sich hieraus auf den Zusammenhang der heutigen Albanesen mit der alten Bevölkerung Bosniens und der Hercegovina?

8. Welche Folgerungen ergeben sich aus der Vergleichung alter Gräberschädel (und anderer Skeletreste) mit der physischen Beschaffenheit der heutigen Bevölkerung des Landes einerseits und mit derjenigen der Albanesen andererseits?

Wenn auch das Einladungsschreiben besonders betonen zu müssen glaubte, dass durch diese Fragepunkte der Discussion keinerlei Grenzen gezogen werden sollten, so war doch von vorneherein höchst wahrscheinlich, dass es zu keiner wesentlichen Erweiterung des Programmes, sondern im Gegentheile nicht einmal zur eingehenden Behandlung sämmtlicher acht Fragen kommen werde. Und in der That ist diese — freilich in sehr gewissenhafter Arbeit — nur den Punkten 1, 3 und 8 zutheil geworden.

Schon am ersten Tage wurde uns eine orientirende Uebersicht über die vortrefflich aufgestellten Sammlungen des Museums und die noch nicht zur definitiven Ausstellung gelangten neolithischen Funde von Butmir gewährt.

Die Arbeiten des zweiten Tages (16. August) eröffnete um 9 Uhr eine Versammlung im Sitzungssaale der Landesregierung unter dem Vorsitze Sr. Excellenz des Herrn Landescommandirenden Baron Appel, in welcher nach der feierlichen Begrüssung durch den Vorsitzenden zwei einleitende Vorträge gehalten wurden. Im ersten verbreitete sich Herr Regierungsrath Hoermann „über das bosnisch-hercegovinische Landesmuseum, seine Organisation und Ziele" und machte uns mit den Grundlagen und den einzelnen Abtheilungen dieses so rasch und herrlich emporgediehenen Institutes bekannt. Im zweiten Vortrage beleuchtete Herr Regierungsrath Dr. v. Thalloczy die Culturperioden Bosniens und der Hercegovina, mit besonderer Rücksicht auf ihre monumentalen Ueberreste. Die auf die prähistorischen Perioden sich beziehenden Theile dieser Vorträge lassen dieselbe

Auffassung zu Tage treten, welche dem in unseren Mittheilungen, XXIII, 226, abgedruckten Referate über die beiden ersten Bände der „Wissenschaftlichen Mittheilungen aus Bosnien“ zu Grunde liegt. Es ist daher kaum nöthig, hier näher auf sie einzugehen. Während dieser Sitzung lagen die verschiedenen Publicationen des Landesmuseums im Sitzungssaale auf und wurden jenen Theilnehmern, welche sie noch nicht besassen, in freigebiger Weise angeboten. Auch die schönen farbigen Tafeln zu dem ersten Berichte über die Ausgrabungen von Butmir (die Campagne des Jahres 1893 betreffend) lagen bereits zur Ansicht auf und fanden ungetheilten Beifall.

Auf diese Vorbereitung folgte die eingehende Besichtigung der Sammlungen des Landesmuseums, und zwar der Ausgrabungen von Butmir unter der Führung des Herrn Radimský, der Ausgrabungen vom Glasinac und von Sobunar unter der Führung des Herrn Fiala, der Ausgrabungen von Jezerine unter Radimský's Führung und einer reichen Collection albanesischer Funde, welche Herr Pisko an das Museum eingeliefert hatte. Von diesen uns speciell interessirenden Theilen der Sammlungen wird später noch ausführlicher, und zwar unter Berücksichtigung der durchgeführten Ausflüge und Discussionen die Rede sein.

Der Nachmittag war dem Besuche von Butmir gewidmet, wo die Congressmitglieder mehrere Stunden an den im Gange befindlichen Ausgrabungen theilnahmen und mit aller Lebhaftigkeit die bereits Vormittags angesichts der im Museum aufgereihten Funde in Gang gekommene Controverse über den Charakter der Ansiedelung und der Funde selbst fortsetzten. Hier erschienen auch Se. Excellenz Minister v. Kállay mit Gemahlin, Director v. Horowitz und andere Herrschaften aus Sarajevo und dem benachbarten Ilidže und folgten der wissenschaftlichen Discussion mit lebhaftem Interesse.

Hierauf folgte unter der persönlichen Führung Sr. Excellenz des Ministers die Besichtigung von Ilidže, dessen reich sprudelnde Mineralquelle von 58° Wärme schon von den Römern reichlich benützt, aber nach langem Verfalle erst unter der gegenwärtigen Landesregierung wieder gefasst und durch ein grosses, schönes Etablissement mit Schwimm-, Schwefel- und Moorbädern, mit Parks, höchst comfortablen Hôtels, Restaurants u. s. w. allgemein nutzbar gemacht wurde. Bei der Errichtung der verschiedenen grossen Neubauten stiess man vielfach auf die Reste römischer Villen und anderer Anlagen und eine Reihe von interessanten Grundmauercomplexen mit schönen Mosaikböden werden sorgfältig conservirt.

Der Vormittag des dritten Tages (17. August) war wieder dem Besuche des Museums gewidmet. Es wurden die römischen Funde durch Dr. Patsch, die Denkmäler des Mittelalters durch Regierungsrath Hoermann, die ethnographische Sammlung durch Dr. Truhelka und die anthropologische Sammlung durch Dr. Glück vorgeführt.

Die ethnographische Sammlung umfasst jetzt acht Schauräume und hat hauptsächlich die vom kunsthistorischen Standpunkte aus bemerkenswerthen Gegenstände, sowie eine Anzahl von nahezu 100 Feiertagscostümen aus den verschiedenen Gauen des Occupationsgebietes und anderer Balkanländer ausgestellt. Mit den completen Costümen sind sehr gute Figurinen bekleidet und in den ihnen angemessenen, mit einer Menge zugehöriger Geräthschaften, werthvoller Schmuckgegenstände und einzelner kostbarer Kleidungsstücke ausgestatteten Interieurs geschmackvoll aufgestellt.

Der Hauptreichthum der anthropologischen Sammlung liegt einstweilen noch in dem durch die Ausgrabungen gewonnenen prähistorischen und mittelalterlichen Schädelmateriale. Ein Blick darauf gibt den durchgreifenden Unterschied zwischen den prähistorischen, vorwiegend dolichocephalen und den mittelalterlichen, fast ausschliesslich brachycephalen Schädeln kund.

Nachmittags fand im Sitzungssaale der Landesregierung die erste gemeinsame Discussion der Probleme der bosnisch-hercegovinischen Urgeschichtsforschung statt. Nach der Eröffnungsansprache Sr. Excellenz des Herrn Landeschefs Baron Appel wurde Professor Virchow zum Vorsitzenden und Dr. M. Hoernes zum Schriftführer gewählt. Die dreieinhalbstündige Sitzung war vollständig der Debatte über Butmir gewidmet, an welcher sich der Reihe nach Pigorini, Radimský, Munro, Reinach, Mortillet, Virchow, Montelius, Hoernes, Benndorf, Szombathy, Hampel, Ranke und Voss betheiligten.

Noch um $6^1/_2$ Uhr traten wir die Excursion nach Sobunar an, wo wir bei sinkender Sonne die Ausgrabungsstellen auf dem Debele brdo und die grösstentheils blossgelegten römischen Umfassungsmauern auf dem Gipfel des Berges besichtigten.

Am vierten Tage, dem Geburtsfeste des Kaisers, welches auch in den Occupationsländern feierlich begangen wird, ruhte die officielle Arbeit. Der Besuch des Museums war natürlich freigegeben und am Nachmittage vereinigte sich eine kleine Schaar von Congressmitgliedern, darunter v. Fellenberg, Montelius, Munro, Pigorini, Radimský und Szombathy, zu einem zweiten Besuche von Butmir. Die Herren Pigorini und Munro hatten nämlich, den übrigen Ansichten entgegen, die Behauptung aufgestellt, dass es sich da um eine regelrechte, den oberitalischen vollkommen ähnliche Terramara handle und eine besondere Abschürfung der Seitenwände der Grabung, sowie des gewachsenen Bodens an der Basis der Culturschichte gewünscht. Das Resultat dieser Arbeit wurde nun untersucht und da sich Herr Pigorini noch immer nicht überzeugt fand, die Durchführung eines radialen, bis über die Grenze der Culturschichten hinaus reichenden Versuchsgrabens beschlossen.

Sonntag den 19. August wurde um 6 Uhr Morgens nach dem Glasinac aufgebrochen. Unter Regierungsrath Hoermann's Führung zog eine Colonne von zehn Fiakern dem berühmten Nekropolengebiete entgegen. Nach einer kurzen Rast in Mokro wurde der trotzige Gebirgsriegel der Romania planina leicht überwunden. Die Strasse über die Romania hat vor allen anderen

Zugängen zum Glasinac den Vorzug, dass der Wanderer bei dem Abstiege von der Passhöhe das ganze gräberreiche Hochplateau vor sich ausgebreitet liegen sieht. Kurz nach 12 Uhr langten wir in unserem Standquartiere, der Kaserne Podromanja, an. Es verdient, hervorgehoben zu werden, dass die Unterkunft und die Verpflegung daselbst, dank der ausgezeichneten Fürsorge der Herren Bezirksvorsteher v. Barcsay aus Rogatica und Lieutenant Novaček, eine über jede Erwartung vortreffliche war. Nachmittags wurde eine Recognoscirungsfahrt unternommen und dabei eine mittelalterliche Nekropole mit den bekannten riesigen „Bogumilengrabsteinen“ unweit von Han Sarenac besichtigt, hierauf zu Pferde die prähistorische Wallburg Hreljingrad am Plješ mitten in einer mit alten Grabhügeln übersäeten Gegend und endlich die Megarahöhle besucht. Diese Höhle bildet das Ende eines tiefen Wasserlaufes und eröffnet in Gestalt eines hohen, weiten Ganges dem kleinen Bache den Zutritt zu seinem unterirdischen Abzugswege.

Montag Vormittags wurden die bei den Tumuli von Rusanovići im Gange befindlichen Grabungsarbeiten besucht. Wir brachen vor 6 Uhr auf. Der halb zu Wagen, halb zu Pferde zurückzulegende, etwa zweieinhalbstündige Weg führte an Tausenden von noch uneröffneten Grabhügeln vorüber. In Rusanovići war an drei Tumuli unter Herrn Fiala's Leitung lege artis vorgearbeitet worden und wir hatten die Freude, in jedem derselben nach kurzem Bemühen hübsche Beigaben in Gestalt von Armringen, Fibeln, Perlen u. dgl. zu finden. In dem ambulanten Blockhause, welches dem Leiter der Ausgrabungen zur Wohnung dient, war in langen Suiten die reiche Ausbeute der letzten Grabungen ausgestellt, so dass sich an Ort und Stelle ein sehr anziehendes und lehrreiches Bild der gesammten Verhältnisse ergab.

Aber ebenso interessant war das Beiwerk, welches die Grabungen begleitete. An der Dorfgemarkung von Rusanovići, wo die Gesellschaft der Gäste von Herrn Fiala empfangen wurde, war an einer freundlich mit Reisig decorirten Ehrenpforte die Bewohnerschaft des Ortes im Festkleide zur Begrüssung aufgestellt, nicht nur die Männer aller Confessionen, sondern auch die Weiber und Mädchen der christlichen Familien. Der Bürgermeister und zahlreiche Notabeln von Rogatica waren zur Begrüssung erschienen. Und Alle zusammen schickten sich an, den Tag in Gemeinschaft mit den Fremden als Festtag zu begehen. Bald war das Einvernehmen so weit gediehen, dass photographische Gruppenaufnahmen gemacht werden konnten. Professor Virchow untersuchte einen 56jährigen Zwerg von annähernd normalen Körperproportionen, Namens Ivan Dobrača. Für das Mahl wurden den Eingeborenen sechs ganze Hammel an riesigen Spiessen über offenem Feuer gebraten und wir selbst liessen uns unter einem an einer waldigen Terrasse errichteten, gemüthlichen Laubdache auf orientalischen Teppichen à la turca nieder, um an ortsüblichen, niederen, runden Tischbrettern den zahlreichen kalten Gängen eifrig zuzusprechen. Die Musik einheimischer Zigeuner und herzliche Toaste würzten das Mahl und bald verliessen wir wieder die Freuden desselben, um den Tänzen und nationalen Spielen des versammelten Volkes, das sich auf einer Wiese am Fusse der Terrasse ausgebreitet hatte, zusehen zu können.

Allzu bald schlug die Stunde des Aufbruches. In der gastlichen Kaserne Podromanja gab es noch einen kurzen Aufenthalt. Um 5 Uhr traten wir die Rückfahrt an; in Mokro war Pferdewechsel und gegen 10 Uhr trafen wir in Sarajevo ein, alle Ausflügler vereint in dem Gefühle froher Dankbarkeit für den ganz ungewöhnlich lehr- und genussreichen Tag.

Am folgenden Vormittage (21. August) fand unter Virchow's Vorsitz die zweite Plenarsitzung des Congresses statt. Es standen die Funde vom Glasinac und in Verbindung mit ihnen das anthropologische Verhältniss der alten illyrischen Einwohner des Landes, wie wir diese nach den Gräberschädeln kennen lernen, zu der heutigen Bevölkerung auf der Tagesordnung. Die Discussion wurde von den Herren Fiala, Glück, Montelius, Radimský, Reinach, Ballif, Hampel, Virchow, Verneau, Weisbach, Voss, Bormann, Munro und Hoernes bestritten und manche Beiträge, die noch ausgesprochen werden wollten, mussten schliesslich, da das Maass der verfügbaren Zeit erschöpft war, unterdrückt werden.

Virchow empfahl zum Schlusse der Regierung die systematische Durchführung allgemeiner somatologischer Aufnahmen der Bevölkerung.

Das Ende des Congresses war erreicht. Virchow sprach der Regierung im Namen der Versammlung den feierlichen Dank aus für die ehrende Schätzung einer wissenschaftlichen Richtung, welche an sich keine praktischen Zwecke verfolgt, für die freundliche Einladung, die uns zu diesem Congresse zusammengeführt hatte, und für die Delegirung der ausgezeichneten einheimischen Fachmänner, welche den Gästen so erfolgreich an die Hand gegangen waren. Er dankte diesen Herren selbst für die höchst liebenswürdige und freundschaftliche Art, mit der sie sich ihrer Aufgabe gewidmet haben, sowie endlich der ganzen Bevölkerung, welche den Forschern überall auf das Freundlichste entgegengekommen ist. Diese allen Gästen aus dem Herzen gesprochenen Dankesworte fanden eine freundliche Resonanz in der Erwiderung, welche Se. Exc. Civiladlatus Baron Kutschera im Namen der Regierung aussprach.

Am Nachmittage wurde von einem kleinen Häuflein von engeren Interessenten (Munro, Pigorini, Radimský, Szombathy) noch ein dritter Besuch in der neolithischen Station von Butmir abgestattet, um das Profil des mittlerweile fertiggestellten Radialgrabens zu studiren.

Nach diesem Ueberblicke über die Arbeiten der Versammlung wollen wir mit einigen Worten auf die urgeschichtlichen Fragen, welche durch die Discussionen und die Probegrabungen in den Vordergrund des Interesses gerückt worden waren, eingehen.

## Butmir.

Butmir ist dank der munificenten, von speciellem Interesse für die wissenschaftliche Seite der Frage zeugenden Fürsorge, welche die Landesregierung seiner Erforschung widmet, im Begriffe, einen der ersten Plätze

unter den neolithischen Localitäten Europas zu occupiren. Da es einen neuen Typus repräsentirt, beansprucht es eine um so grössere Aufmerksamkeit.

Der Ort Butmir liegt in der Nachbarschaft des einer grossen Zukunft entgegengehenden Badeortes Ilidže, circa 13 km westlich von Sarajevo, an dem Gebirgsflüsschen Željesnica, welches sich nicht weit von dem Orte mit der von Sarajevo kommenden Miljačka in die Bosna ergiesst. Die Fundstelle ist eine flache, unregelmässig begrenzte Bodenerhebung von 150 m oder mehr im Durchmesser und 3—4 m Erhebung über die Thalfläche. Diese Terrainwelle wurde von den Regierungsingenieuren zur Anlage der neuen Landwirthschaftsstation ausersehen und bei den Grundaushebungen für die verschiedenen Wirthschaftsgebäude entdeckte man vor zwei Jahren die Culturschichte, deren genaueste Durchforschung auf Befehl Sr. Excellenz des Herrn Ministers v. Kállay unverzüglich in Angriff genommen und bis zur Stunde unter der Leitung des Herrn Radimský fortgeführt wurde. Nach dessen Angabe waren zur Zeit der Versammlung 2521 qm, etwa ein Viertel der zur Untersuchung disponiblen Fläche des Hügels, durchgegraben.

Die Fragen, welche bei der Besichtigung der Funde, den Grabungen an Ort und Stelle und in der Discussion vornehmlich zur Behandlung kamen, lassen sich in zwei Gruppen bringen: *a*) die Localität, Charakter der Culturschichte und Zweck der ganzen Ortsanlage, *b*) die Funde, deren Zeitstellnng und Beziehungen.

Die Darlegungen, welche uns Radimský über die Fundverhältnisse gab, stimmen mit dem, was wir an der Ausgrabungsstelle sehen konnten, vollkommen überein. Wir trafen einen Aufschluss mit zwei rechtwinkelig aneinander stossenden Erdwänden, von etwa 5 m und 15 m Länge und 1·7—2 m Höhe. Die Grabung war überall bis auf den gewachsenen Boden, einen hellbraunen Alluviallehm, geführt. Es zeigte sich, dass die Oberfläche dieses gewachsenen Bodens nicht eben, sondern von flachen Gruben, in welche die Culturschichte hineinreicht, unterbrochen ist. Solche Gruben an der Basis der Culturschichte sind im Laufe der Grabungen in grösserer Zahl gefunden und genau verzeichnet worden. Sie sind 5—7 m breit, 40—70 cm tief, rund oder vierseitig, mit ebenem Boden. Gerade an ihrer Basis sind wiederholt stärkere Aschenschichten, Häufchen von ganz oder halb bearbeiteten Steinwerkzeugen, Terracottafigürchen u. dgl. gefunden worden. Radimský hat gewiss recht, wenn er in ihnen die Reste der ersten Hüttenanlagen dieser Ansiedelung erblickt.

Die Culturschichte hat eine Mächtigkeit von 110 bis 140 cm, über den Wohngruben auch wohl mehr, und ist noch von einer 30—40 cm mächtigen Humusschichte überdeckt. Sie ist aus verschiedenen Erdarten zusammengesetzt: bituminöse Erde, hellbrauner Lehm, rothgebrannter Lehm und schwarze, reich mit Holzkohlen und Ache durchsetzte Erde. Diese verschiedenen Ablagerungen bilden nicht horizontale, regelmässig mit einander abwechselnde Schichten, sondern kleinere und grössere unregelmässig linsenförmige Partien oder längere Streifen, die in verschiedener, an jeder Stelle der Grabung wechselnder Folge übereinander liegen. Zwischen dieser Ablagerungsart und einer wirklichen Schichtung besteht ein grosser und leicht zu erkennender Unterschied. Die rothgebrannten Partien enthalten die bekannten Lehmbewurfstücke von Reisigflechtwänden, wie wir sie aus so vielen alten Ansiedelungen als Zeugen der Einäscherung von Hütten kennen, Hütten, wie man sie gerade auf der Balkanhalbinsel heute noch auf Schritt und Tritt findet. An einer Stelle des Aufschlusses wurde in unserer Gegenwart, wenige Centimeter unter dem Humus, eine mit plattigen Steinen gepflasterte, fest auf die Liegendpartien der Culturschichte aufgesetzte Herdstelle aufgedeckt. Solche Herdstellen, wenn auch nicht immer gepflastert, sind in den verschiedensten Niveaus gefunden worden. Artefacte wurden an allen Stellen der Culturschichte, auch auf unserem eben erwähnten Herdpflaster angetroffen, die Topfscherben nicht immer horizontal aufliegend, sondern in allen möglichen Stellungen in der Erde steckend. Eine Verschiedenartigkeit der Einschlüsse nach den verschiedenen Höhenlagen war noch nicht constatirt worden.

Die Majorität der Theilnehmer stimmte mit dem Erforscher der Localität in der Auffassung überein, dass es sich da um die Reste einer gewöhnlichen Landansiedelung handle, deren Boden sich durch die Anhäufung des Wegwurfes und des Schuttes der leicht vergänglichen Behausungen allmälig erhöhte. Nur bezüglich einer unwesentlicheren Bemerkung ist Radimský zu corrigiren. Er meint, „dass der ganze Hügel durch Menschenhände entstanden ist“, d. h. sich ganz aus den Abfällen aufgebaut hat. Es zeigt aber die einfache Vergleichung der heutigen Niveauverhältnisse des Hügels (etwa 4 m Erhebung) mit der Mächtigkeit der Culturschichte (weniger als 1·5 m), dass schon die erste Ansiedelung auf einer bereits bestehenden Bodenerhebung gegründet worden ist und dass in der Vorzeit (ebenso wie jetzt bei der Anlage der landwirthschaftlichen Station) das Aufragen des Platzes über die feuchte Niederung für die Wahl der Baustelle massgebend war.

Diesen Ansichten entgegen erklärten bei unserem ersten Besuche die beiden Terramaren- und Pfahlbauforscher Pigorini und Munro, dass die Ablagerungen von Butmir vollkommen identisch seien mit jenen der oberitalischen Terramaren. Sie glaubten, eine horizontale, durch Wasser geregelte Schichtung zu erkennen und empfahlen eine besondere Abglättung der Wände sowie des Bodens der Ausgrabung, um die Pfähle nachzuweisen, ferner die Anlage eines radialen, über die Grenze der Culturschichte hinausreichenden Grabens, um die für die Terramaren charakteristische Umschliessung mit Wall und Wassergraben zu zeigen. Pfähle oder Pfahlspuren waren bisher nicht beobachtet worden. Bei unserem zweiten Besuche zeigte sich aber, dass die vorgenommene Abglättung des Bodens genügte, um einen wesentlichen Gewinn für die Untersuchung zu bringen und unter Anderem auf einem Flecke von etwa 30 qm die sicheren Spuren von sieben in den gewachsenen Boden hineinreichenden Pfahllöchern nachzuweisen. Doch waren diese um den Aussenrand der vorhandenen Wohngruben angeordnet und übrigens auch ihrer Zahl nach

für eine regelrechte Pfahlbauanlage viel zu wenig. Mit Recht hatte Virchow vorher betont, dass der Nachweis von Pfählen überhaupt nichts für Pigorini's Auffassung beweise, da diese doch auch zur Errichtung primitiver Häuser gedient haben konnten. Die Anordnung unserer sieben Pfähle zeigte auch deutlich ihre Zugehörigkeit zu den Wohngruben. Munro erkannte nun auch, dass die Ablagerungen nicht horizontal geschichtet sind und trat der allgemeinen Ansicht bei, aber Pigorini beharrte noch auf der Aufsuchung der Umwallung. Der zu diesem Behufe mit einigen Schwierigkeiten ausgehobene Radialgraben, den wir bei dem dritten Besuche inspicirten, zeigte jedoch, dass in Butmir keinerlei Umwallung existirte, sondern dass die Culturschichte gegen den Abhang des Hügels zu allmälig dünner, ärmer und undeutlicher wird und sich nach und nach gänzlich zwischen den sterilen Ablagerungen verliert. Es fehlen demnach alle äusseren Merkmale einer Terramara.

Uebrigens sprachen noch andere Umstände gegen Pigorini's Auffassung, besonders der, dass es in Butmir ausserordentlich wenig Ueberreste von animalischer Nahrung gibt, was schon früher zu der (auch von Mortillet speciell anerkannten) Auffassung geführt hat, dass man es da überhaupt nicht mit einem Wohnplatze, sondern mit einem Werkstättenplatze zu thun habe. Ausserdem würde auch, wie Virchow anmerkte, selbst der Nachweis von Pfahlbauten, nichts zur Parallelstellung Butmirs mit den Terramaren Oberitaliens beigetragen haben, da die Funde unserer Localität von jenen der Terramaren zu sehr verschieden sind.

Was nun die Funde anbelangt, so will ich angesichts des seiner Vollendung entgegen eilenden, reich illustrirten, grossen Grabungsberichtes hier in keinerlei Details eingehen. Die vielen Tausende von Gegenständen, welche bisher gesammelt worden sind und unter denen sich kein einziges Metallobject befindet, sichern Butmir den Charakter einer steinzeitlichen Station. Unter der ungeheuren Schaar von Steinartefacten erscheinen geschlagene Messerspäne, Schaber und Pfeilspitzen, dann verschiedene Formen von geschliffenen Meisseln, unter welchen lange, schmale, hobelförmige Stücke hervorstechen, und endlich die zum Zurichten dieser Producte dienlichen Schlag-, Reib- und Polirsteine. Kein fertiger gebohrter Hammer und keine Knochenwerkzeuge. Ein besonderes Charakteristikon bilden die grossen Mengen von Abfallstücken, sowie halbfertigen und verdorbenen Steinsachen, unter letzteren viele Bruchstücke von gelochten Hämmern, die nur mehr als einfache Schlagsteine weitere Verwendung gefunden haben. Das Rohmaterial ist zum Theile von weit hergeholt, zum Theile aus dem Geschiebe des Flusses oder aus den nahen Bergen gewonnen. Dieser ganze Complex verräth eine grosse Werkstätte, einen Fabriksort für neolithische Steinsachen.

Der Zahl nach treten die keramischen Fundstücke gegen die Steinsachen zurück, aber ihre Zahl geht noch immer in die Tausende und sie sind es, welche dem Fundorte das grosse wissenschaftliche Interesse verleihen. Mortillet wird wohl ganz vereinzelt dastehen mit der Annahme, dass Butmir eine grosse Töpferwerkstätte war. Das Vorkommen der Aschenlagen und der gebrannten Wandbewurfstücke kann nicht als Beweismittel dafür in Anspruch genommen werden und alle für eine Töpferei besonders charakteristischen Details fehlen. Das verhindert nicht, die allermeisten keramischen Funde als einheimische Waare anzusehen. Ich meine nur, dass wir zu Butmir dermalen nicht in der Werkstätte von Töpfern, sondern von Steinarbeitern stehen.

Neben Unmassen von unverzierten und verzierten Topfscherben kommen auch einige ganze kleinere Gefässe, Webstuhlgewichten gleichende Stücke, Thonwirtel und als besondere Kostbarkeit eine Anzahl von Terracottafigürchen (leider in einzelnen Fragmenten) vor. Unter den mannigfaltigen Gefässornamenten haben besonders die Spiralmuster, gewisse Schachbrettmuster und kreisförmige Stempeleindrücke die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Die Spirale ist verwendet in der Ausführung durch eingeritzte Bänder und durch aufgelegte Fäden und erscheint sowohl als Reihenornament wie auch in der charakteristischen flächenbedeckenden Verbindung; letzteres besonders auf Scherben von schwarzen, kleineren Gefässen, die sich durch die feste und doch etwas poröse Substanz des Scherbens, sowie durch die scharfe Randprofilirung auszeichnen.

Angesichts des Umstandes, dass das ungeheure Fundmaterial, in welches man während der wenigen Tage gar nicht ganz einzudringen vermochte, noch einer riesigen Vermehrung entgegensieht, hat keiner der Fachmänner es unternehmen wollen, ein endgiltiges Urtheil zu formuliren, aber doch sind einige Anhaltspunkte geschaffen worden.

Montelius will Butmir als eine streng neolithische Fundstelle betrachtet wissen, welche einen starken Einfluss von den orientalischen Culturvölkern erhalten hat. Er anerkennt wohl, dass es besonders die Spiralornamente sind, welche Schwierigkeiten bereiten, da sie in Europa bisher nicht in der vorliegenden Ausgestaltung in so alten Schichten gefunden worden sind; aber er möchte in dieser Beziehung unserer dem Oriente näherliegenden Localität eine Ausnahmsstellung einräumen und sie im Uebrigen doch unter die allgemeinen Gesichtspunkte seiner Chronologie stellen. So kommt er zu dem Schlusse, dass die ganze Ansiedelung älter als 2000 v. Chr. sein muss. Hoernes tritt dieser Datirung mit der Modification bei, dass er sie doch bis in die erste Hälfte des zweiten Jahrtausends heraufführt, und macht zugleich, auf den Spuren Sophus Müller's weitergehend, die spiralverzierten Thongefässe als Zeugen für die Anwesenheit der Phönicier an der Adria vor dem Beginne der nordischen Bronzezeit geltend, während Voss werthvolle Hinweise auf die mit der neolithischen Fundstelle von Tordos bei Broos in Siebenbürgen bestehende Aehnlichkeit unter den keramischen Ornamenten gibt.

Aber dieser einfachen Auffassung trat Virchow entgegen und machte Bedenken gegen die hohe Altersbestimmung Montelius' geltend. Er sagte: „Die Art der keramischen Technik, die wir gesehen haben, die künstlerischen Ausführungen, die hervortreten, entsprechen ganz dem, was wir sonst von der metallischen

Zeit voraussetzen, und ich bin auch jetzt noch nicht ganz davon überzeugt, dass wir uns in einer metallosen Zeit befinden.“ Andererseits bestritt Reinach das Vorhandensein orientalischer Einflüsse. Er gab wohl die von mir aufgezeigte grosse Aehnlichkeit zweier schwarzer Thonidole mit den bekannten Marmorfiguren von Amorgos zu, aber er schreibt diese ganze Kunstentwicklung, sowie die Entwicklung der keramischen Ornamente einer alten autochthonen europäischen Civilisation zu, deren Einflüsse mit Hilfe von Wanderungen bis in den griechischen Archipel und darüber hinaus reichten. Die Aehnlichkeit dieses Standpunktes mit dem vor 12 Jahren von Hochstetter eingenommenen ist in die Augen springend, nur dass er noch weiter geht und wohl bis auf die französischen Renthierstationen zurückgreifen zu wollen scheint; aber hier ist nicht der Platz, uns mit ihm näher auseinanderzusetzen.

Bezüglich der Bestimmung des relativen und des absoluten Alters darf, wie auch Virchow hervorgehoben hat, nicht aus dem Auge gelassen werden, dass wir uns nicht einer gewöhnlichen Wohnstätte oder Gräbern, sondern einem Arbeitsplatze gegenüber befinden, welchem mehrere wichtige Fundkategorien, so z. B. die Knochenwerkzeuge, deren allgemeiner Gebrauch doch gewiss keiner Anfechtung unterliegt, gänzlich fehlen. Unter solchen Umständen darf auch das Fehlen der aus anderen Gründen etwa vorauszusetzenden Metallsachen nicht mit seinem ganzen Gewichte in die Wagschale geworfen werden. Und wenn wir nicht unsere gesammten typologischen Kenntnisse verleugnen wollen, so können wir nicht sagen, dass die Keramik von Butmir a priori als eine neolithische anzusprechen ist. Ueber jene Zeit, in welcher man jedes Steinwerkzeug auch der Steinzeit zuschreiben zu müssen glaubte, sind wir hinaus. Nirgends sonst ist bisher nachgewiesen, dass das mykenische Spiralornament, wie es die schwarzen Gefässe von Butmir zeigen, in Europa vor dem Anfange der mykenischen Periode entwickelt war, und die Fundstelle von Butmir scheint ihrer Specialität wegen nicht geeignet, zu einer Umkehrung unserer Theorien beizutragen. So müssen wir es denn jedenfalls offenhalten, das Alter dieser Funde bis an den Beginn der mykenischen Periode heraufzurücken, was der Montelius'schen Datirung gegenüber einen Unterschied von einem halben Jahrtausend ausmachen würde.

In der Frage um die in Butmir nachweisbaren orientalischen Einflüsse will ich nicht so weit ausholen, für das eine hübsche, rothe Terracottaköpfchen jene grossen Mengen aus dem täglichen Leben und dem Cultus gegriffener runder Figürchen, welche Cypern und Aegypten geliefert haben und welche den unserigen unter allen Vergleichsobjecten am ähnlichsten zu sein scheinen, heranzuziehen, denn die fragmentarische Erhaltung unseres Stückes erschwert die Vergleichung. Aber die Analogien zwischen den zwei bereits erwähnten schwarzen Figürchen und jenen von Amorgos, sowie zwischen den Spiralornamenten des mykenischen Culturkreises und gewisser Gefässe von Butmir sind unbestreitbar und dies bedeutet im Rahmen dessen, was wir heute über die Wege der alten Culturen wissen und glauben, einen starken südlichen und orientalischen Einfluss auf bosnischem Boden. Reinach meint, zur Documentirung eines solchen bedürfte es der Auffindung von Scarabäen, assyro-babylonischen Cylindern, phönicischen Gläsern u. dgl. Das kann aber doch nur eine Redewendung sein; denn wohin kämen wir mit unseren Studien, wenn wir solche Anforderungen wörtlich ernst nehmen wollten.

Den vorerwähnten, in der That überaus schwierigen Fragen wird man wohl erst nach der Beendigung der Grabungen mit vollem Fleisse nahetreten können. Der Congress beschränkte sich daher auch darauf, eine von Virchow vorgeschlagene Resolution, welche die eifrige Fortsetzung der Ausgrabungen empfiehlt, zu beschliessen.

Montelius hatte darauf hingewiesen, wie überaus wichtig es für die Chronologie der Funde wäre, dass das ganze Material nach den verschiedenen Horizonten seines Vorkommens getrennt aufbewahrt und studirt werde. Bei den bisher erbeuteten Funden ist eine verlässliche Trennung nicht mehr möglich, aber in Zukunft wird die Abgrabung nach einer von mir vorgeschlagenen Methode in drei der Configuration der ganzen Ablagerung möglichst angepassten Schichten vorgenommen werden und es ist zu erwarten, dass wir hiedurch zur Kenntniss mancher bisher nicht feststellbar gewesener Details kommen werden.

## Die Burgwälle.

Obwohl die Discussion in Sarajevo die ihrer Culturstufe nach an Butmir sich anschliessenden Funde nicht berührte, so möchte ich sie doch hier mit einigen Worten streifen, um auf den Gegensatz zwischen ihnen und Butmir und damit nochmals auf die Ausnahmsstellung dieses letzteren Fundortes hinzuweisen. Es sind Funde, welche eine über das ganze Land ausgebreitete Schichte, die auch nach Istrien und Oberitalien hinüber ihre Anschlüsse hat, bilden. Wir kennen sie einstweilen von mehreren zum Theile umwallten Ansiedelungsplätzen, welche in der neolithischen Zeit beginnen und verschieden weit in die Metallzeit heraufreichen. Als Typus können die Funde von Zlatište und Debelo brdo, unmittelbar bei Sarajevo, angesehen werden.

Die Unterschiede sind so gross als möglich. Sie erstrecken sich ebensowohl auf die Ansiedelungsart und deren Dauer, als auf die Formen der Funde. Butmir, frei im flachen Felde, am Flusse gelegen und nach der Blüthe einer einzigen einheitlichen Epoche abschliessend, Debelo brdo hingegen auf umwalltem Bergesgipfel und weit über die neolithische Stufe hinaus bewohnt. Von den Artefacten beispielsweise die Feuersteinpfeilspitzen in Butmir der Mehrzahl nach von rhomboidischer Form oder mit Griffangel, auf Debelo brdo dreiseitig mit tief ausgerundeter Basis; die Thongefässe auf Debelo brdo — im Gegensatze zu den eigenartigen Formen und mannigfaltigen Ornamenten Butmirs — mit vielen Analogien zu den Castellieren Istriens und Krains und den Terramaren Oberitaliens (ansa lunata u. a.). Die grosse Verbreitung

dieser neolithischen Burgwälle und die ununterbrochene weitere Fortdauer der mit ihnen den Anfang nehmenden Ansiedelungen lassen sie im Gegensatze zu Butmir als die allgemeinere, der eigentlichen Landescultur entsprechende Schichte erscheinen.

Die Parallele zwischen den bosnischen und istrischen Castellieren einerseits und den Terramaren andererseits ist schon oft gezogen worden, aber man sollte auch jedesmal, so oft man von ihr spricht, nicht versäumen, den bekannten grossen Unterschied hervorzuheben, welcher zwischen der Art und den Schicksalen der zweifellos culturverwandten neolithischen Ansiedelungen an den beiden Ufern der nördlichen Adria besteht. Die Isonzolinie bildet die Landgrenze. In dem Berglande an der Ostküste leben Wallburgbewohner, welche auf ihren Höhen durch alle alten Metallperioden hindurch sesshaft bleiben, man kann sagen bis zur Ueberfluthung des Landes durch die Schaaren der Völkerwanderung. Auf Debelo brdo hat Herr Fiala nicht nur Funde aus allen vormittelalterlichen Perioden gesammelt, sondern auch noch die den alten Steinwall erweiternden Umfassungsmauern aus römischer Zeit in ihren Fundamenten aufgedeckt. Dies bezeugt ein Jahrtausende langes Fortbestehen eines und desselben Volkes auf dem specifisch illyrischen Gebiete unter Lebensgewohnheiten, die wir in gewissem Sinne heute noch bei den Albanesen antreffen. In dem Flachlande am Westufer der Adria hingegen leben die Terramarenerbauer und halten diese charakteristischen Wohnsitze bis zum Beginne der Metallzeit, d. i. bis in die Bronzeperiode, fest, um dann sie und wohl auch die Landschaft gänzlich zu verlassen. Wenigstens sind sie zu einer anderen Ansiedelungsart übergegangen. Wenn wir dann in späteren Zeiten, während der Hallstatt-Periode, auf venetischem Boden wieder ein Volk antreffen, welches dem illyrischen Stamme zugezählt wird, so hat wenigstens der Archäologe diesen Zweig strenge von jenen Terramarenbewohnern getrennt zu halten.

## Der Glasinac.

Der Glasinac, selbst eine von der Natur mit trotzigen Felsbollwerken umgürtete riesige Hochburg, ist auch ein Gebiet, in welchem die Burgwälle charakteristisch entwickelt sind. Fiala zählt auf dem Flächenraume von etwa 30 Quadratmeilen, den er unter dem Sammelnamen Glasinac einbezieht, gegen 30 Wallanlagen verschiedener Grösse, von 10—20 m Durchmesser bis zum Umfange ganzer Dorfschaften. Eine Anzahl von ihnen ist bereits untersucht. Freilich sind unter den daselbst aufgelesenen Funden jene, welche bis auf die neolithische Periode zurückweisen, bisher verschwindend gering. Die Hauptmenge gehört den in den Grabhügeln vertretenen Metallperioden an.

Nach Fiala's Mittheilung ist man in der Schätzung der Gesammtzahl der Tumuli dieses Gebietes wieder auf 20.000 zurückgekommen und von diesen sind bis jetzt beiläufig 1000, also 5%, ausgegraben. Wenn auch der Procentsatz gering erscheint, so rechtfertigt doch die grosse absolute Zahl, dass das bisherige Resultat als Basis für eine Uebersicht angenommen werde. Die Grösse der Tumuli variirt von 2—20 m Durchmesser und 0·35—2·50 m Höhe. Das Materiale der Aufschüttung ist Erde, mit Klaub- und Bruchsteinen reich gemengt. Manche Tumuli enthalten nur ein einziges Grab, andere hingegen mehrere Gräber, so dass jetzt etwa das Material aus 3000 Gräbern vorliegt. Die Funde reichen von der Bronzeperiode bis in die römische Kaiserzeit. Doch ist das Mengenverhältniss so, dass der Bronzezeit und der römischen Periode zusammen kaum 1% der Gesammtfunde zufallen. Ich konnte im Landesmuseum 12 Bronzezeitgräber zählen. Zu 99% gehören die Funde der Hallstatt-Periode an und Fiala hat unter denselben nach Massgabe verschiedener Typen (besonders der Fibeln) eine ältere und eine jüngere Stufe zu unterscheiden versucht. Die Bestattungsart ist eine verschiedene. Man zählt circa 60% der Tumuli mit Skeletgräbern, 30% mit Brandgräbern und 10%, welche theils Skelet-, theils Brandbestattung enthalten. Die Skeletbestattung scheint die ältere, die Brandbestattung die jüngere zu sein. Aber die mit römischen Funden ausgestatteten Tumuli enthalten wieder Skelette.

Den eigenthümlichen Charakter der Glasinacfunde hat schon Moriz Hoernes richtig erfasst, da er einerseits in einer Reihe besser gearbeiteter Stücke Typen der Bronzezeit nachwies [1]), andererseits [2]) neben den südlichen, bis auf Griechenland und wohl auch Unteritalien zurückreichenden Einflüssen und gewissen localen Ausgestaltungen die Züge des Verfalles in der Technik und eines seltsamen Auslebens der Hallstatt-Cultur, wie es in einer Bergregion, die von dem Wechsel der Zustände im Norden wie im Süden wenig berührt wurde, wohl stattgefunden haben kann, betonte. Wie weit aber diese locale Sonderentwicklung, deren Producte den Typus des Abgeleiteten und Späteren an sich tragen, auch zeitlich über den normalen Rahmen der Hallstatt-Periode hinausreicht, wird an dem bis dato vollständigen Mangel von typischen La Tène-Funden auf dem Glasniac, der uns einen directen Anschluss der hallstättischen Glasinacstufe an die römischen Funde anzunehmen zwingt, erst recht augenfällig. Obwohl die Möglichkeit, dass im Fortgange der Ausgrabungen noch genug La Tène-Funde zu Tage kommen, offen steht, hege ich kein Bedenken, aus ihrem derzeitigen Mangel im Vereine mit der Typologie der gesammelten Funde die Consequenzen zu ziehen, umsomehr, als ich auch an anderen Orten [3]) auf ähnliche Verhältnisse gestossen bin. Nicht einmal die von einem gewissen Einflusse des La Tène-Stiles zeugenden Mischtypen, wie wir sie in Jezerine finden, weist der Glasinac auf. Man kann also getrost sagen, dass diese Landschaft der keltischen Culturströmung gänzlich verschlossen blieb.

[1]) Verhandl. d. Berliner Anthrop. Gesellsch. 1891, S. 334.

[2]) Dr. Moriz Hoernes, Grabhügelfunde von Glasinac in Bosnien. Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien. XIX, 1889, S. 149.

[3]) Bei den Tumulis der Umgegend von Wies in Steiermark. Josef Szombathy, Urgeschichtliche Forschungen in der Umgegend von Wies. Schlussbemerkungen. Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien. XX, 1890. S. 189 f.

Die grosse Anzahl der Tumuli regte einige Theilnehmer an der Conferenz zu verschiedenen Erklärungsversuchen an. Es wurde bezweifelt, dass sich diese Menge aus normalen Verhältnissen heraus erklären lasse. Montelius suchte die Spuren alter Eisenbergbaue und erwog, ob man durch sie die Dichtigkeit und Wohlhabenheit der Bevölkerung (ähnlich wie durch die Salzgewinnung in Hallstatt) erklären könnte. Reinach vertrat die Ansicht, dass wir es nicht blos mit den Gräbern der auf dem Glasinac ansässigen Bevölkerung, sondern auch mit den vereinigten Ruhestätten der gesammten Umwohnerschaft des grossen Bergbezirkes zu thun haben. Diese Idee ist früher [1]) von Hoernes ausgesprochen, aber nicht aufrecht erhalten worden. Auch die Frage, ob man einen lebhaften Handelsbetrieb als die Grundlage von Wohlstand und Volkszahl annehmen könne, wurde erörtert. Und da bin ich mit Montelius der Meinung, dass der Glasinac im Alterthume nicht so wie später, zur Blüthezeit der Ragusäischen Republik, einen Strassenknotenpunkt gebildet und aus dem Handel Reichthümer gezogen habe; das würden die Funde in besonderer Weise verrathen, und diese deuten doch im Gegentheile auf die grösste Abgeschiedenheit hin. Fiala und Hoernes haben nun — und, wie ich glaube, mit Recht — geltend gemacht, dass die Zahl der Tumuli überhaupt nichts Befremdliches an sich habe, da sie sich aus dem für ihre Errichtung in Betracht kommenden langen Zeitraume von ungefähr einem Jahrtausend und einer mässigen, selbst ein wenig hinter der heutigen Ziffer zurückbleibenden Bevölkerungszahl ungezwungen ergebe, ferner dass auch die Eigenschaft des Bezirkes als gutes Weideland einem gewissen Wohlstande der Bevölkerung günstig war. Uebrigens möchte ich auch sagen, dass der Reichthum der Gräber des Glasinac durchaus nicht so bedeutend ist. Man hat bisher bei der Wahl der zur Ausgrabung kommenden Tumuli die ansehnlicheren bevorzugt und doch aus 3000 Gräbern eine Ausbeute erzielt, welche zwar an und für sich grossartig ist, aber beispielsweise sowohl an Zahl wie an Reichthum der Fundstücke weit hinter der Collection, welche das Hofmuseum aus circa 1000 Gräbern vom Salzberge bei Hallstatt besitzt, zurücksteht. Wenn man einmal zur Vervollständigung der Statistik auf dem Glasinac auch alle kleinen, nichtsversprechenden Tumuli, denen man jetzt selbstverständlich so viel als möglich aus dem Wege geht, eröffnen würde, müsste man eine grosse Schaar sehr armer Gräber zu zählen bekommen und würde sicherlich sehen, dass die 20.000 Tumuli nicht blos die vermögenden Mitglieder der Bevölkerung, sondern auch die armen aufgenommen haben. Das Hervorstechende am Glasinac ist nicht, dass dort so viele Tumuli errichtet wurden, sondern dass sie alle bis heute erhalten blieben. Das Verdienst hiefür gebührt dem Charakter des Landstriches als Wald- und Weideland. Ich bin überzeugt, dass in solcher Dichtigkeit einst die Grabkegel über den grössten Theil von Europa ausgestreut waren, wie man es ja heute noch in manchen Landstrichen Russlands und Sibiriens antrifft, und dass sie an den meisten Orten dem Pfluge vollständig zum Opfer gefallen sind. Diese Unverletztheit der Erddecke macht den Glasinac zum Eldorado für den Ausgräber. Sein Boden hat Alles, was die verflossenen Jahrtausende in ihn versenkten, unvermindert bewahrt und von ihm kann man Alles, was zur Vorgeschichte dieser Landschaft gehört, sei es nun in Aufschüttungen oder im ebenen Boden verborgen, nach und nach herauszubekommen hoffen. Von dieser Hoffnung ist auch die Resolution getragen, welche der Congress nach einem Antrage Hampel's annahm. Sie lautet:

1. „Die Conferenz findet, dass die Ausgrabungen, wie sie zur Zeit auf dem Glasinac vorgenommen werden, allen wissenschaftlichen Anforderungen entsprechen und die Leitung derselben die vollste Anerkennung verdient.

2. Die Conferenz findet, dass das bereits auf der Glasinacer Nekropole zu Tage gebrachte wissenschaftliche Material von hoher Wichtigkeit ist, dass zu erwarten steht, dass die übrigen 19.000 Gräber noch eine grosse Menge von wichtigem archäologischen Materiale enthalten, daher es als höchst wünschenswerth bezeichnet werden muss, dass die Ausgrabungen auch fernerhin mit grosser Energie fortgesetzt werden."

Bezüglich der früheren Bewohner des Glasinac machte Glück die Mittheilung, dass er durch die Ausgrabungen bis jetzt 40 prähistorische und 11 mittelalterliche Schädel vom Glasinac erhalten habe. Von den prähistorischen Schädeln, welche nach Allem, was wir wissen, der illyrischen Bevölkerung zuzuschreiben sind, wurden 76% als dolichoid (dolichocephal und mesocephal) und 24% als brachycephal erkannt. Wir haben also da bezüglich des Längen-Breiten-Index ähnliche Verhältnisse wie bei den Schädeln von Hallstatt und Watsch. Auf diese Analogien wies auch Verneau hin. Virchow trat der Frage nach dem Zusammenhange dieser Schädel mit jenen der Albanesen, welches Volk ja als die reinen Nachkommen der Illyrier angesehen wird, näher. Es ergab sich ihm zunächst nur die für die albanesischen Schädel charakteristische besondere Grösse des Schädelraumes als Vergleichspunkt. Er legte auf das häufigere Vorkommen dieser Kephalonen Gewicht, verzichtete aber angesichts der unzureichenden Menge des Vergleichsmateriales auf ein weiteres Eingehen in die Frage.

Weisbach führte einen Vergleich des Längen-Breiten-Index der prähistorischen Schädel mit dem Kopfindex der heute lebenden Landesbewohner durch. Es besteht da ein überaus greller Gegensatz. Den 24% Brachycephalen vom Glasinac stehen 93% Brachycephale unter den heutigen Bosniern und 94% Brachycephale unter den Hercegovinern gegenüber und auch die Albanesen bestehen der Mehrzahl nach aus Brachycephalen. Mit diesem Vergleiche ist einstweilen, so lange die heutige Methode in der Kraniologie gilt, die physische Verwandtschaft der alten Bevölkerung mit der jetzt lebenden verneint.

[1]) Annalen des k. k. naturhist. Hofmuseums. VI. 1891. Not. S. 135.

## Jezerine.

Von den Gesichtspunkten aus, unter welchen wir die Glasinacfunde betrachtet haben, fällt auch ein Streiflicht auf jene von Jezerine bei Bihač und naturgemäss ergibt sich davon wieder ein Reflex auf den Glasinac. Die Funde von Jezerine habe ich zwar schon früher in kleineren Partien zur Begutachtung, dann in einer grösseren Auswahl in der archäologischen Ausstellung des Wiener Philologentages im Museum für Kunst und Industrie und endlich in der 50 Blätter umfassenden Tafelreihe von Radimský's ausführlichem Fundberichte im „Glasnik" vor mir gehabt, aber die überaus interessante Eigenart des ganzen Fundcomplexes trat mir doch erst angesichts der Schränke, in welchen er nun vollständig und systematisch ausgelegt ist, mit voller Deutlichkeit vor Augen. Wie schon an mehreren Stellen publicirt ist, gehört das aus 528 Flachgräbern erbeutete Fundmaterial einem Zeitraume an, welcher vom Ende der Hallstatt-Periode bis in die römische Kaiserzeit reicht. Die Anführung von Einzelnheiten wäre wohl hier im Augenblicke nicht ganz am Platze, sondern es ist zweckmässig, sie bis zu dem nahen Erscheinen des 3. Bandes der Wissenschaftlichen Mittheilungen aus Bosnien, in welchem Fundbericht und Abbildungen der Objecte allgemein zugänglich gemacht werden, zu verschieben. Ich will hier nur im Allgemeinen erwähnen, dass die Hauptmasse der Funde der La Tène-Stufe angehört, jedoch in einer Ausformung, welche sie von dem mitteleuropäischen Formenkreise dieser Periode vollkommen abtrennt. Fibeln und Zierstücke bedienen sich noch während der letzten Jahrhunderte v. Chr. einer ganzen Reihe von Motiven, welche wir von unseren Hallstatt-Funden in Bosnien, in den Ostalpen und zum Theile auch in Ungarn her kennen. Neben den offenbar importirten gemeineuropäischen La Tène-Typen erhalten sich ältere Grundformen und werden nur von dem der jüngeren Zeit eigenthümlichen Beiwerk allmälig überkleidet und auch umgeformt, während andererseits einheimische Nachbildungen importirter Stücke etwas von der alten Geschmacksrichtung mitbekommen. Das Zurückhalten älterer Formen zeigt sich auch noch in den der römischen Kaiserzeit angehörigen Gräbern. Diese Erscheinungen des Auslebens alter Formen begegnen ja dem Archäologen vielfach, und im Gegensatze zu der schnellwüchsigen Culturentwicklung in den östlichen Mittelmeerländern könnte man die gesammte Prähistorie des übrigen Europa recht treffend unter diesen Gesichtspunkt stellen; aber im Einzelnen wird man sehr selten diese Erscheinung in solcher Schärfe ausgeprägt finden. Wir sehen hier, was aus unserer mitteleuropäischen Hallstatt-Cultur geworden wäre, wenn die keltische Invasion ihren Lebensfaden nicht abgeschnitten hätte. Wir erkennen hier einen noch durch einige Jahrhunderte fortlebenden absteigenden Ast der Hallstatt-Cultur unter einer relativ milden Beeinflussung durch den La Tène-Stil.

Der früher bekannt gewordene Fundort Prozor bei Otočac in Croatien, welcher ähnliche Funde wie Jezerine in Massen herausgegeben hat, ist bisher nicht so sehr bezüglich seines Verhältnisses zur La Tène-Stufe, als vielmehr (besonders von Ljubić) bezüglich seiner Anschlüsse an die übrigen Fundorte der ersten Eisenperiode des illyrischen Gebietes betrachtet worden. Erst durch die Funde von Jezerine ist das merkwürdige Verhältniss dieser sich absenkenden Stufe der Hallstatt-Periode zur La Tène-Periode in's rechte Licht gesetzt worden und ich halte es daher für angemessen, von ihr fürderhin als von der Stufe von Jezerine zu sprechen.

Nicht über das ganze illyrische Territorium an der nördlichen Adria breitet sich diese Stufe aus. Die Kulpa-Save-Linie scheint die Nordgrenze ihrer Verbreitung zu bilden. Küstencroatien, Bosnien und die Hercegovina führen sie. Ob sie auch in den östlichsten Theil Bosniens und vielleicht auch über die Drina hinüber reicht, ist nicht bekannt. Der Glasinac führt sie nicht, denn auf ihm hat die La Tène-Cultur überhaupt keinen Eingang gefunden und er steht den mitteleuropäischen Verhältnissen noch weiter entfernt als Jezerine; aber in den leichter zugänglichen Thallandschaften könnte sie sich ja festgesetzt haben. Wir haben da also eine ganz andere Grenze, als die für die Wallburgen gezogene Isonzolinie, eine wesentliche, zu manchen historischen Vergleichen anregende Einengung des älteren Gebietes. Mit dieser Kulpa-Linie fällt annähernd die politische Grenze, welche die Römer zwischen ihren Provinzen Illyricum und Pannonien gezogen haben, zusammen. Es verdient wohl, einmal des Näheren untersucht zu werden, inwieweit dieses Zusammentreffen ein ursächliches ist. Wahrscheinlich charakterisirt die Jezerine-Stufe das Gebiet der specifisch illyrischen Reiche, welche in den letzten Jahren v. Chr. eine Rolle spielen.

In Krain, im österreichischen Küstenlande und in den Ostalpen überhaupt, sowie in Venetien fehlt sie im Allgemeinen, wenn auch der eine oder der andere Fundort geringe Anklänge darbietet. In diesem Gebiete haben sich, wenigstens von der Mittel-La Tène-Stufe an, die archäologischen Verhältnisse ähnlich wie im übrigen Mitteleuropa entwickelt und es hat somit einen tieferen Grund, wenn die Völkerschaften dieser Länder den Römern im Gegensatze zu den Bewohnern Illyricums als „Kelten" bekannt geworden sind. Mit den Illyriern der Balkanhalbinsel allem Anscheine nach stammverwandt und während der Hallstatt-Periode mit ihnen auch auf derselben Culturstufe, hatten sie sich in den letzten Jahrhunderten v. Chr. nicht nur politisch, sondern auch culturell von ihnen getrennt. Es scheint mir, dass gerade die Jezerine-Stufe ein Merkmal dieser Trennung darbietet.

Besondere Aufmerksamkeit erregte bei der Versammlung das in dem Gräberfelde von Jezerine gefundene, aber leider nicht mit einem bestimmten Grabe zu vereinigende Bruchstück einer Kalksteinstele. Es ist die linke obere Ecke mit der in eingeschnittenen Contouren wiedergegebenen Gestalt eines Kriegers, dessen Helm vollkommen den mit grossem Haarkamme verzierten Helmhüten auf den figural verzierten Situlen und Gürtelblechen des venetischen Kunstkreises gleicht.

Als Randverzierung erscheint das uralterthümliche, auch für die gleichalterigen Krainer Gürtelbleche so charakteristische Flechtband. Leider ist das interessante Stück zu sehr beschädigt, um eine Ergänzung oder einen sicheren Schluss auf den Sinn der ganzen Darstellung zu gestatten. Doch bleibt es als erstes Beispiel einer den bekannten toreutischen Producten an die Seite zu stellenden illyrischen Darstellung auf Stein immer von grösstem Werthe. Dieses Stück wird im 3. Bande der Wissenschaftlichen Mittheilungen aus Bosnien, S. 516 ff., heliographisch reproducirt und von Hoernes in einer besonderen Abhandlung besprochen werden.

* * *

Es liegt auf der Hand, dass dieser Bericht nur die Hauptmomente der Verhandlungen kurz berühren kann und weit davon entfernt ist, Rechenschaft über alle die fruchtbaren Anregungen, welche die Theilnehmer aus dem grossen Fundmaterial und dem Ideenaustausche schöpften, geben zu wollen.

Bei der Versammlung von Sarajevo war das die wissenschaftlichen Arbeiten umgebende Beiwerk von ganz speciellem Werthe und von grösserer Bedeutung als bei anderen Congressen. Die fremden Gäste sammelten bequem ihre Kenntnisse von Land und Leuten und verfolgten aufmerksamen Auges die durch unsere Behörden geschaffenen modernen Einrichtungen, um endlich in Ausdrücken tiefer Bewunderung die unerhörte Summe cultureller Arbeit, die wir während der 15 Jahre unserer Occupation in dem Lande gethan haben, anzuerkennen. Die wundervolle Lage Sarajevos an und zwischen den Abhängen des hier trompetenförmig sich erweiternden Miljačkathales, die selbst den Schotten Munro dazu begeisterte, sie für die schönste Europas zu erklären; das gleicherweise von den eingewanderten „Schwabas" wie von den originellen einheimischen Volkstypen getragene, aufrichtiges Einvernehmen athmende Strassenleben, das auf jene Gäste, welche noch nicht den muhammedanischen Orient in der Nähe gesehen hatten, einen solchen Reiz ausübte, dass einer der Herren Professoren nach seinem ersten Gange durch die Tscharschia (Bazar) seine Eindrücke nicht anders denn als eine Offenbarung zu bezeichnen wusste; der Gegensatz der überall sich ausdehnenden modernen Bauten orientalischen und westeuropäischen Charakters (incl. der Anlage einer elektrischen Stadtbahn) zu den alten muhammedanischen Vierteln; die neuen staatlichen Musteranstalten, darunter in erster Linie das auf der Höhe der modernen Anforderungen stehende Landesspital, die so überaus wichtigen kunstgewerblichen Ateliers, die Teppichweberei, die Tabakfabrik, die Schulen, die landwirthschaftliche Musteranstalt in Butmir, die Bäder von Ilidže u. s. w. und endlich jene festlichen Acte der Gastfreundschaft, mit welchen wir ausgezeichnet wurden, alles das bildete um unsere Versammlung einen Rahmen ohne Gleichen.

Die Theilnehmer waren in Allem die Gäste der Landesregierung und in körperlicher Beziehung ebenso gut versorgt, wie in geistiger. Namhaft machen muss ich da die am ersten Tage Nachmittags veranstaltete gesellige Vereinigung im grossen Saale der Landesregierung, welche die Gäste mit den Spitzen der Behörden und den einheimischen Fachmännern bekannt machte, das Banket, welches Se. Excellenz der Landescommandirende am Abende desselben Tages zur Begrüssung des Congresses gab, das am Abende des zweiten Tages nach dem Besuche von Butmir und Ilidže von Sr. Excellenz dem Reichs-Finanzminister und seiner edlen Gemahlin gegebene Souper in Ilidže und endlich den Festabend, welchen uns am 21. August der Bürgermeister von Sarajevo, Mehemed Beg Kapetanović, das Haupt einer der ersten muhammedanischen Familien des Landes, in seinem Hause gab. Wir lernten an diesem Abende ein echt orientalisches Fest mit Gartenbeleuchtung, Musikproductionen, nationalen Spassmachern, Guslaren und einem vollkommen à la turca zubereiteten und servirten Mahle kennen.

Diese reichen Veranstaltungen konnten nur noch überboten werden durch die feinfühligen Zeichen von Hochschätzung der Wissenschaft, welchen die Gäste bei den Chefs der Regierung begegneten, sowie durch das selbstaufopfernde Eingehen in die Intentionen der Landesregierung, in welchem die wissenschaftlichen und die politischen Beamten, die mit dem Congresse zu thun hatten, wetteiferten, um die Gäste von ihrem Eintritte bei der Landesgrenze an mit einer Atmosphäre von wohlwollender Aufmerksamkeit zu umgeben, welche bald das herzliche Gefühl der Behaglichkeit allgemein machte. Darum stimmte auch am Schlusse des Congresses jeder Theilnehmer aus dem Grunde seines Herzens den von Virchow, als dem Präsidenten unserer Sitzungen, ausgesprochenen feierlichen Worten des Dankes an die Landesregierung und ihre tüchtigen Organe zu und Alle schieden von Sarajevo in der tief empfundenen Würdigung der zielbewussten, umfassenden Pflege, welche jetzt allen Interessen des schönen und an natürlichen Hilfsmitteln reichen Landes gewidmet wird, um es in organischer Fortentwicklung des Vorhandenen zur Höhe der bestverwalteten Länder Europas emporzuführen.

4. Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

Bulletin of the Johns Hopkins Hospital. Vol. V. — No. 38, p. 21—36. Baltimore, March, 1894. Price, 15 Cents.

Cunow, Heinrich: Die Verwandtschafts-Organisationen der Australneger. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Familie. Stuttgart 1894. VIII + 190 S.

Penck, Dr. Albrecht: Bericht der Central-Kommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland über die zwei Geschäftsjahre von Ostern 1891 bis Ostern 1893. Sonder-Abdruck aus den Verhandlungen des X. deutschen Geographentages in Stuttgart, 1893. (Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.) Berlin 1893. 22 S.

Hansen, Andr. M.: Menneskeslægtens ælde. Med talrige illustrationer. 1ste Hefte. Kristiania 1894. 48 S. Mit 1 Karte.

Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. Fundada em 1875. 12ª Serie. — N°s 11 e 12. Lisboa 1893. (455—590) + (209—232) S. — 13ª Serie. — N°s 1 e 2. Lisboa 1894. XVI + 110 S.

Actes de la Société scientifique du Chili. Fondée par un groupe de Français. Troisième année. Procès-Verbaux des séances générales (Feuilles K—O; Août-Novembre). Notes et Mémoires (Feuilles 12—21). Tome III (1893), 3e Livraison. Santiago 1894. (LXXXI—CXX) + (81—168) S.

Musterplan für landwirthschaftliche Bauten in Mähren. I. Blatt. Für das Kuhländchen. Mit erläuterndem Texte von Johann Laumann, dipl. Ingenieur und Professor an der landw. Landes-Mittelschule in Neutitschein. Herausgegeben von der k. k. mährisch-schlesischen Ackerbau-Gesellschaft in Brünn. April 1890. Im Verlage von Wilhelm Frick, k. u. k. Hofbuchhandlung, Wien, I. Graben 27. Preis 40 kr. ö. W. 19 S. Mit 1 Tafel. [Geschenk von Custos Moriz Trapp in Brünn.]

Vzorný plán hospodářských staveb na Moravě. II. List. Na Hané. Průvodním textem opatřili J. Adamec, ředitel zemské střední školy hospodářské v Přerově. Fr. Pivný, stavitelský technik v Přerově. Vydáno c. k. moravskou hospodářskou společností v Brně. Duben 1893. V nákladu Viléma Fricka, c. a k. dvorní knihkupectví ve Vídni, I. Příkopy 27. C. a k. dvorní knihtiskárna Karla Fromme-ho ve Vídni. Cena 50 kr. r. m. 12 + 15 S. Mit 1 Tafel. [Geschenk von Custos Moriz Trapp in Brünn.]

Eleventh Annual Report of the Board of Trustees of the Public Museum of the City of Milwaukee. September 1st, 1892, to August 31st, 1893. October 1st, 1893. Milwaukee: Ed. Keogh, Printer, 386 and 388 Broadway. 1893. 104 S.

Školski Vjesnik. Stručni list zemaljske vlade za Bosnu i Hercegovinu. Urednik: Ljuboje Dlustuš. IV. 1894. Mjeseca Aprila. Uredništvo: Sarajevo, zgrada zemaljske vlade. Administracija: Sarajevo, zemaljski ekonomat. Godišnja cijena Školskom Vjesniku sa poštarinom 2 for. a. vr. Sarajevo. Zemaljska štamparija. 1894. (155—222) + (75—102) S.

An Indroduction to the Popular Religion and Folklore of Northern India. By W. Crooke, B. A., Bengal Civil Service. Honorary Director of the Ethnographical Survey, North-Western Provinces and Oudh. Allahabad: Printed ad the Government Press, North-Western Provinces and Oudh. 1894. Price Rs. 2—4—0. VI, II, 420 S. 8°.

A régibb középkar (IV—X. század) emlékei Magyarhonban. Irta Hampel József. Első rész. Kétszáz képes táblával és a szövegben 48 ábrával. Ára 5 frt. Budapest. Kiadja a M. T. Akadémia. 1894. 176 S. 8°.

Der Mensch. Von Prof. Dr. Johannes Ranke. Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage. Zweiter Band. Die heutigen und die vorgeschichtlichen Menschenrassen. Mit 748 Abbildungen im Text, 6 Karten und 9 Farbendrucktafeln von Dr. F. Etzold, Emil Eyrich, Georg Klepzig, Gustav Mützel, Adrian Walker u. a. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1894. XII, 676 S. 8°.

Katalog der Bibliothek der k. k. Technischen Hochschule zu Brünn. Brünn, 1893. Druck von W. Burkart. XII, 452 S. 8°.

Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München, General-Secretär der Gesellschaft. XXV. Jahrg. Nr. 5. Mai 1894. S. 33—40.

Bulletino della Società Veneto-Trentina di Scienze naturali redatto dal Segretario Felice Supino. Tomo V. N. 4. Padova, R. Stabilimento Prosperini. 1894. S. 169—220.

Výzkumy na tábořišti lovců mamutích v Předmostí r. 1893. Podává Karel J. Maška. Předloženo dne 9. února 1894. [Rozpravy. Ročník III. Třída II. Číslo 9.] 8 S. 8°.

Nachklänge prähistorischen Volksglaubens im Homer. Von Professor Dr. W. Schwartz, Gymnasial-Direktor. Mit einem Anhang über eine Hexenfahrt der Hera und die sogen. Hexensalbe. Berlin. Verlag von Oswald Seehagen. 8°. II, 52 S.

Königliche Museen zu Berlin. Veröffentlichungen aus dem königlichen Museum für Völkerkunde. III. Band — 3./4. Heft. Berlin, Verlag von W. Spemann, 1894. Fol. VIII, (95—190) S.

A. S. Gatschet: Mehmed's Brautfahrt (Smailagić Meho), ein Volksepos der südslavischen Mohammedaner. Aufgezeichnet von Dr. F. S. Krauss; deutsch von Carl Gröber. Wien, Hölder. 1890. 16mo, pp. 130. [Reprinted from „The Journal of American Folk-Lore," No. XI.] 2 S. 8°.

Albert S. Gatschet: Vedische Studien. Richard Pischel und Karl F. Geldner. Vol. I. Stuttgart, Kohlhammer. 1889. 8 vo, pp. XXXIII, 328. 2 S. 8°.

A. S. Gatschet: Archaeology and Ethnology. Rigveda Studies. — Schliemann's Ilion. [From the American Naturalist, November 1890. p. 1092—1094.] 4 S. 8°.

Oregonische Märchen. Von Albert S. Gatschet. Washington. [Sonder-Abdruck aus dem „Globus". Band 60. Nr. 4. Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig.] 4°. 4 S.

Annual Address delivered to the Asiatic Society of Bengal by the hon. Sir Charles Alfred Elliott, K. C. S. J., President of the Society. Calcutta, 7th February, 1894. Calcutta: Printed ad the Baptist Mission Press. 1894. [Price, One rupee.] 8°. II, 86 S.

Department of „Fomento". Statistical Annuary of the United States of Venezuela. Edition concluded on July 1st. 1889. Caracas. Printing and lithographic Office of the National Government, 1889. 4°. 10 S.

Bibliographic Notes. By Albert S. Gatschet. 8° 4 S.

Bibliographic Notes. By Albert S. Gatschet. [From the American Antiquarian, March, 1893.] 8°. 4 S.

Linguistic and ethnographic Notes. By Albert S. Gatschet. [Re-Printed from the American Antiquarian, September, 1890. p. 303—306.] 8°. 4 S.

Albert S. Gatschet: Elephants in America. [Reprint from American Antiquarian, July 1887.] 8°. 2 S.

Linguistic Notes. By Albert S. Gatschet, Washington, D. C. [Reprint. from American Antiquarian, July 1887.] 8°. 2 S.

A. S. Gatschet: Animism among the Modocs. [Reprinted from the Journal of American Folk-Lore, Vol. II, No. VI.] 8°. 2 S.

Die Windhose. Ein Mythus der Modoc-Indianer; dargestellt von Albert S. Gatschet in Washington, D. C. [Separatabdruck aus der Monatsschrift „Am Ur-Quell".]

The prefix aq- in Kitonaqa. By Albert S. Gatschet, Vinita. Indian Territory. [Science, Vol. XXI, 1893, p. 188—189.]

Appeal to the Christians of America by the Christians of Armenia. 4°. 4 S. [Geschenk von A. S. Gatschet.]

A. S. G.: „Spelling." [From the American Anthropologist, Washington, D. C., October 1888, p. 357—358.]

Sur dix crânes de Rochefort. Les blonds et les Proto-Caucasiens. Par M. Zaborowski. (Extrait des Bulletins de la Société d'anthropologie de Paris.) Paris 1894. S. (27—64).

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Fig. 1. Todtenbretter bei Elixhausen (Salzburg).

Fig. 2. Todtenbretter nächst der Station Piding (Bayern).

Fig. 3. Todtenbretter an einem Zaun bei Saalfelden (Salzburg).

Fig. 4. Todtenbretter an einer Scheune bei Leogang (Salzburg).

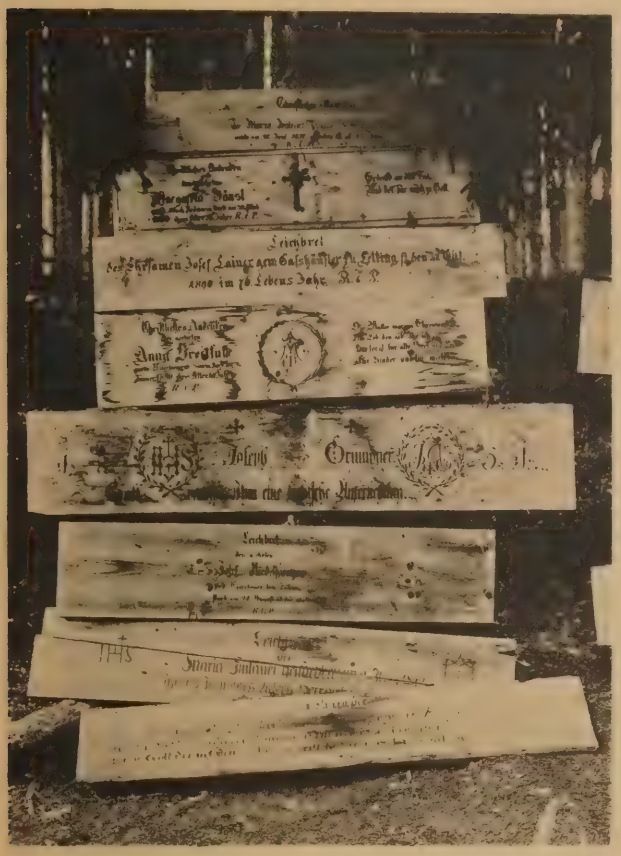


Fig. 1. Todtenbretter an einem Baum im Kollingwald (Salzburg).

Fig. 2. Todtenbretter bei einer Capelle in Froschham (Bayern).

Fig. 3. Todtenbretter auf Pflöcken in Anthering (Salzburg).

Fig. 4. Todtenbretter an einer Capelle in Prenzing (Bayern.)

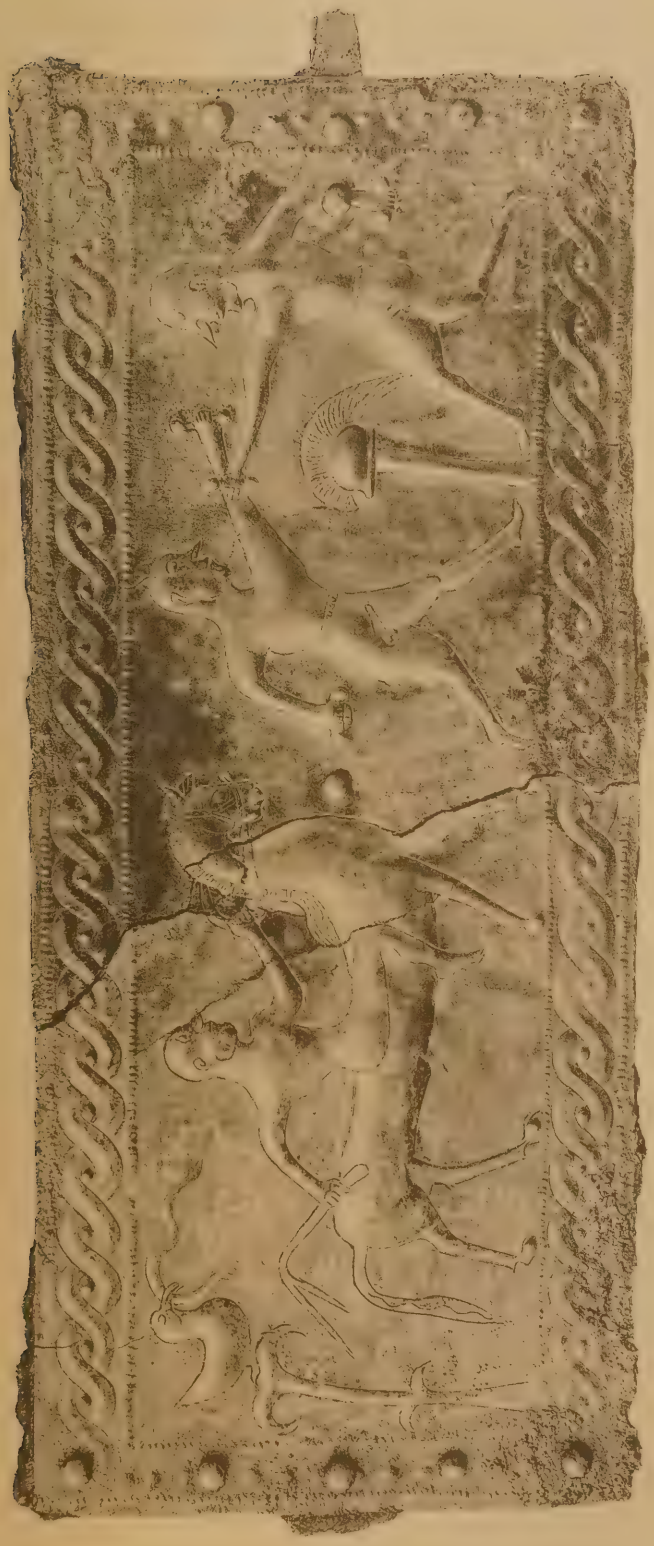


Fig. 1. Magdalenenberg (3/4).

Fig. 3. Brezje (3/4).

Fig. 2. Magdalenenberg (1/2).

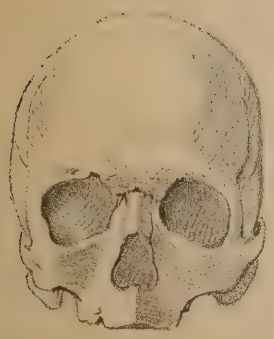


Fig. 1.

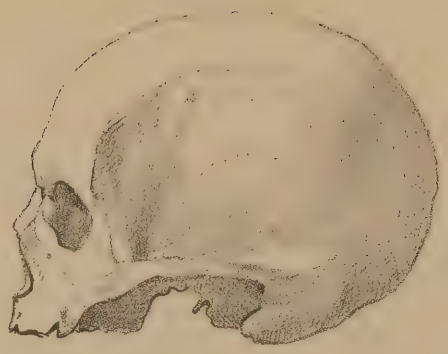


Fig. 2.

Fig. 3.

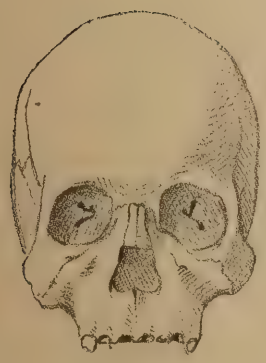


Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

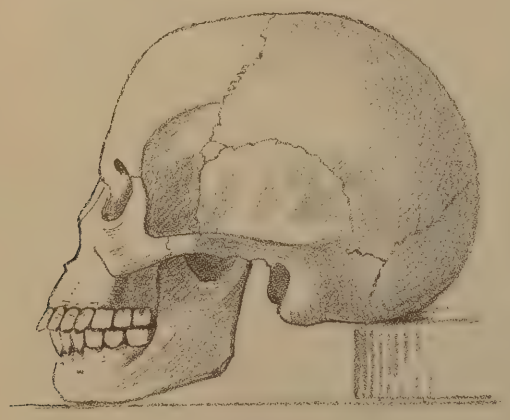


Fig. 7.

Erklärung der Abbildungen:

Fig. 1—3. Drei Ansichten eines Niasschädels mit vorspringendem Nasenrücken.
Fig. 4—6. Drei Ansichten eines jugendlichen Niasschädels mit plattgedrücktem Nasenrücken.
Fig. 7. Profil eines stark prognathen Niasschädels.

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00625 7295